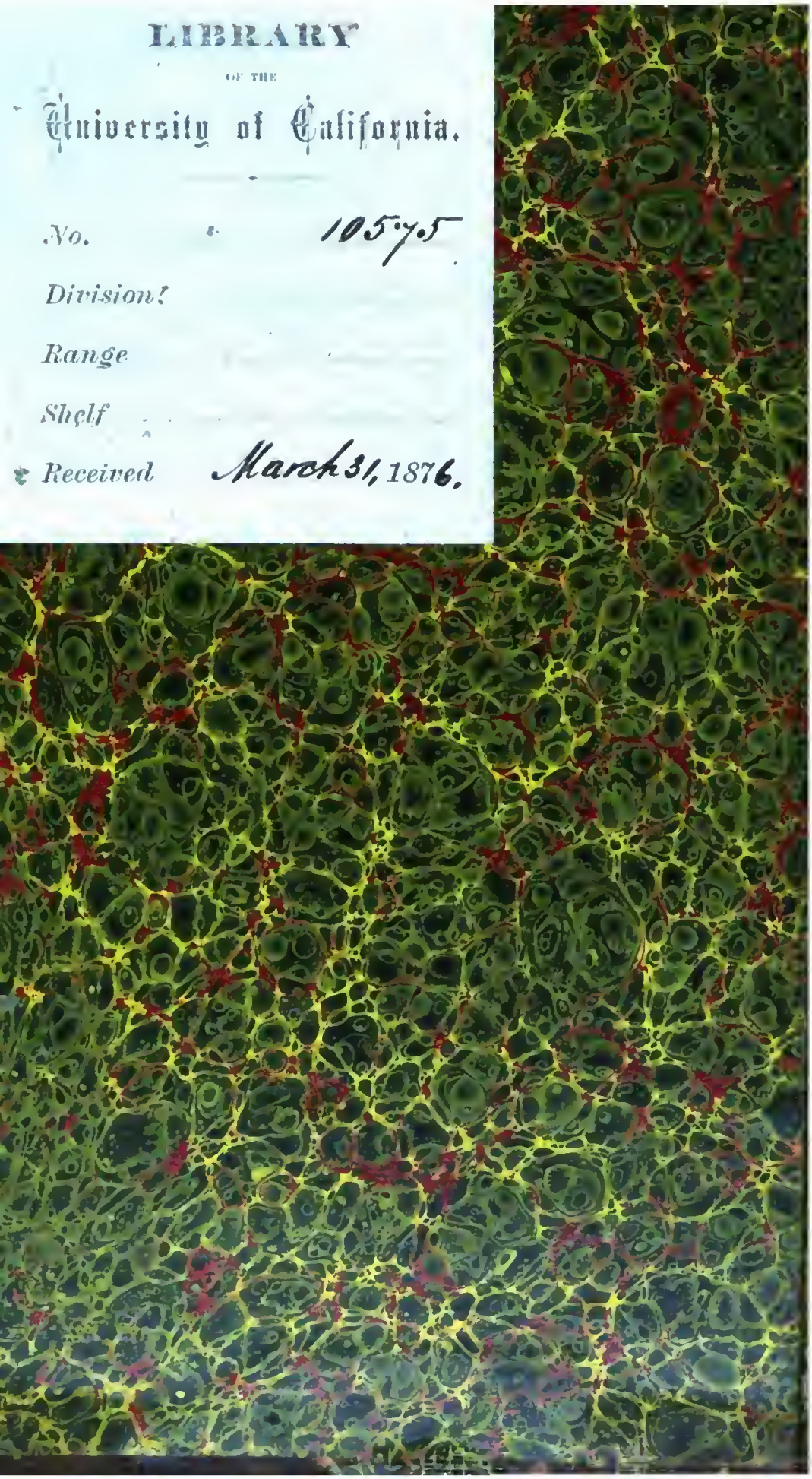
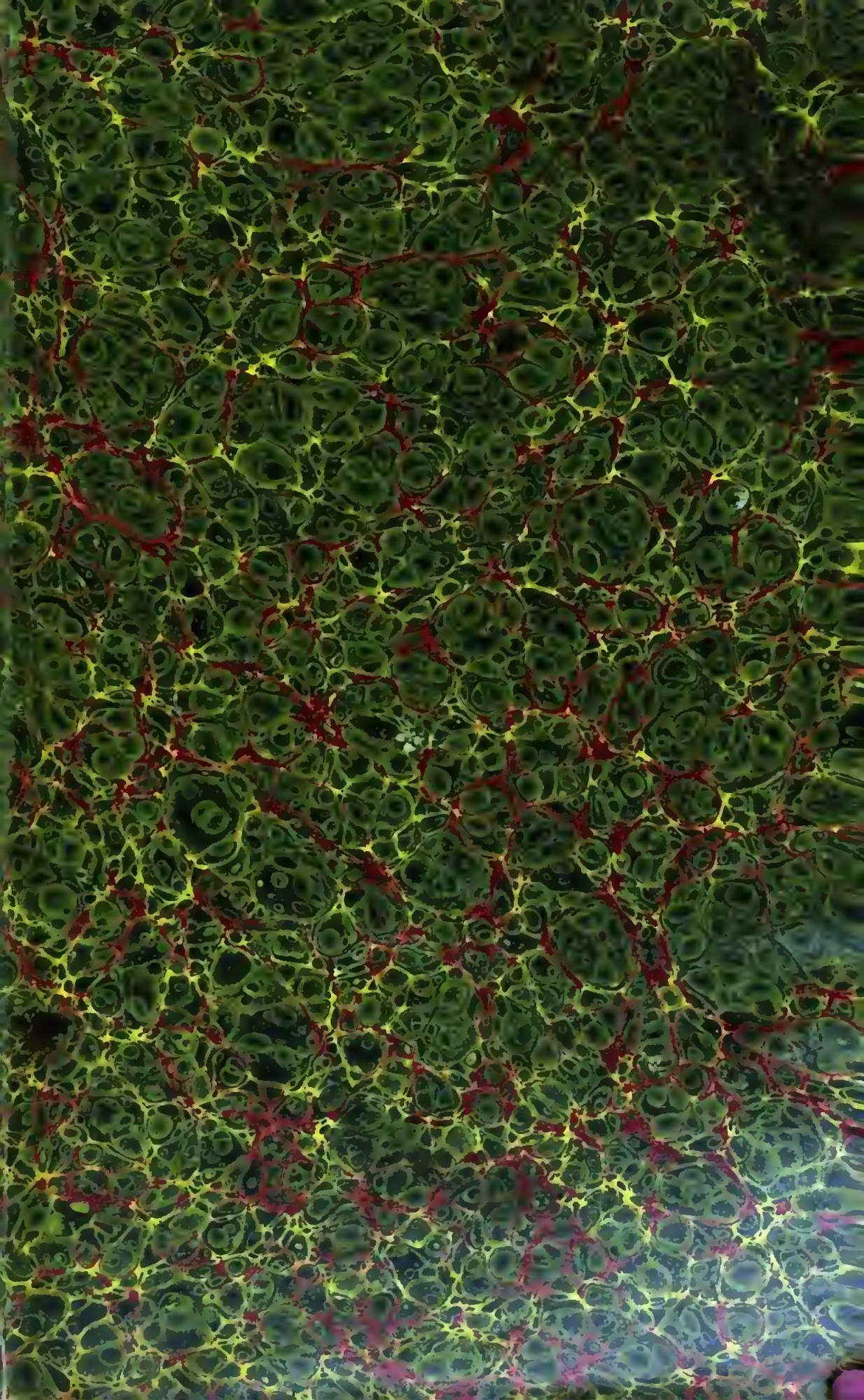
B 2 873 027

LIBRARY
OF THE
University of California.

No. 10575
Division
Range
Shelf
Received March 31, 1876.





2427

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Neue Folge.

Elfter Jahrgang. Erſte Hälfte.

UNIVERSITY
Library.
Of California.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1875.

AP30
.U58
1875:1

10575

Digitized by Google

UNIVERSITY
Library.
Of California.

Fritz Reuter.

Ein literarhiſtoriſcher Eſſay

von

Ernſt Ziel.

In den Annalen der deutſchen Literatur wird der 12. Juli 1873 als ein Tag eingetragen werden, welcher uns um ein wahrhaft großes dichteriſches Talent ärmer gemacht hat. Es war ein Sonntag — und als die Nachmittagsglocken in dem freundlichen thüringer Städtchen Eiſenach den Gottesdienſt ausläuteten, da hauchte unter ihren Klängen in ſeiner am Ausgange des Marienthales gelegenen Villa ein Dichter ſeinen Geiſt aus, in dem das heutige Deutſchland einen ſeiner hervorragendſten Erzähler und ſeinen zweifellos bedeutendſten Humoriſten verliert, die niederdeutſchen Stämme aber ihren echteſten und volksthümlichſten Vertreter betrauern, einen Menſchenſchilderer, der das norddeutſche, ſpeciell mecklenburgiſche Weſen, die volle und unverfälſchte Biederkeit und Derbheit, die kecke und friſche Geſundheit und Urwüchſigkeit dieſes kernigen Stammes, aber auch ſeine charakteriſtiſchen Schwächen und Eigenarten in ſo wahrhaft typiſchen Geſtalten ausgeprägt hat, wie vor ihm noch keiner; er hinterläßt uns eine Welt poetiſcher Gebilde, welche in der deutſchen Dichtung unvergleichlich daſtehen.

Fritz Reuter iſt als Dichter von dem Geſchick vielfach bevorzugt worden; er war eine durchaus realiſtiſch angelegte Natur und fand ſomit das Haupterforderniß zu einem tüchtigen Humoriſten von vornherein in ſich. Dazu kam, daß das Geſchick ihm eine Lebensſchule bereitete, wie ſie zur Weckung und Zeitigung der in ihn gelegten Gaben nicht beſſer gedacht werden kann; denn der Humor gedeiht am beſten in engen Schranken, und die Welt des Kleinen iſt ſeine wahre Sphäre, der Lebensweg aber, der unſerm Dichter vorgezeichnet war, erfüllte dieſe Bedingung nach jeder Seite hin; bot ihm doch das kleinbürgerliche Leben ſeiner Heimat, ſpeciell ſeiner Vaterſtadt, nicht nur eine reiche Fülle von Stoffen aus der kleinen Welt, ſie gab ihm auch zugleich für dieſe Stoffe die entſprechende Form: das Plattdeutſche. Aber auch nach einer andern Seite hin hat ihn das Schickſal bevorzugt, wenngleich er dieſen Vorzug mit tauſend Schmerzen erkaufen mußte. Die Früchte des Humors reifen ſelten auf den ſonnigen Auen eines glücklichen Daſeins; vielmehr iſt die Schule des Leides und der Entſagung, des Kampfes und des Elends die beſte Pflanzſtätte für die Kinder der unter Thränen lächelnden Muſe; unſerm Fritz Reuter wurde auch dieſe Vorbedingung zu ſeiner dichteriſchen Bedeutung in vollem Maße erfüllt; denn er hat in den Jahren der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands das Weh des Vaterlandes an ſeiner eigenen Perſon durchgekoſtet bis zu den Schrecken des durch den Arm einer irregeleiteten Juſtiz angedrohten Todes.

Wenn nun die charakteristische Aufgabe des Humoristen diejenige ist, im Gegensatze zum idealistischen Dichter, welcher die natürlichen Schattenseiten seiner Gestalten verwischt, beides, Licht und Schatten, an den gezeichneten Figuren ebenmäßig hervortreten zu lassen, so ist Reuter ein vollendeter Humorist; denn gerade darin besteht seine größte Kunst, daß er diese beiden Seiten an den dargestellten Charakteren in gleichmäßiger Schilderung berücksichtigt, ohne dabei in den Fehler so vieler anderer Humoristen, z. B. Jean Paul's, zu verfallen, das Eine dem Andern unvermittelt gegenüberzustellen. Stets bilden die negativen und positiven Seiten der Reuter'schen Charaktere ein in sich abgerundetes Ganzes, und stets sind die Uebergangsfarben, welche diese Harmonie der scheinbar divergirenden Seiten herbeiführen, der Tiefe des Gemüths der geschilderten Personen selbst entnommen. Wie nun Reuter bei der Zeichnung der Charaktere ein durchaus humoristisches Verfahren in Anwendung bringt, so weiß er auch immer die ethische Idee seiner Dichtungen echt humoristisch herauszukehren, indem er in seinen Schilderungen das ideale Gegenbild der verkehrten Wirklichkeit dadurch um so eindringlicher zur Anschauung bringt, daß er uns die Wirklichkeit bis in ihre unbedeutendsten Einzelheiten mit sinnlicher Anschaulichkeit und Plastik vors Auge stellt. Das ideale Gegenbild aber der von ihm geschilderten kleinen Welt ist in seinen größern Dichtungen stets — so befremdend es klingen mag — die nationale Idee. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Kunst der Composition Reuter im Dienste dieses nationalen Gedankens den echt humoristischen Gegensatz zwischen dem gewählten Stoff und dem erstrebten poetischen Ziele durchgeführt hat: Dialekt, Gegenstand und Schauplatz sind in ihnen allen provinzieller Natur; und doch wohnt ihnen allen eine nationale Grundidee inne, theilweise versteckt hinter den Bildern einer vielbewegten Handlung. Bei fast allen von ihm dargestellten Figuren finden wir ferner einen engen, über die heimatlichen Verhältnisse kaum hinausreichenden Gesichtskreis; aber ihre Stellung zu den übrigen handelnden Personen und zu den geistigen Hebeln der geschilderten Vorgänge macht sie zu Trägern der ethischen Zwecke der Dichtung. Am klarsten tritt das nationale Moment bei seinem Roman „Ut de Franzosentid" hervor; aber auch seine andern Schöpfungen, voran „Ut mine Festungstid" und „Ut mine Stromtid", documentiren überall eine patriotische Grundidee.

Die Geschichte der deutschen Literatur hat kaum einen Dichter aufzuweisen, bei dem die Abhängigkeit von einer höchst beschränkten Stoffwelt so in die Augen springend wäre wie bei Fritz Reuter; aber sie zeigt uns auch keinen, der in einer ähnlichen Lage der Abhängigkeit doch eine so absolute Souveränetät in der Gestaltung innerhalb des ihm abgesteckten Stoffgebietes an den Tag legt wie er. Die Menschen, die er schildert, sind fast durchweg Menschen seiner Art; selten tritt er aus der Sphäre seines eigenen Denkens und Fühlens heraus; in diesem seinem beschränkten Kreise ist er Meister — wo er aber über denselben hinausschweift, da verlieren seine Figuren merklich an künstlerischer Abrundung und Lebenswahrheit, wie z. B. seine Edelleute nur ausnahmsweise von dem Fleisch und Blut des wirklichen Lebens geformt sind. Dagegen sind seine Bauern und Tagelöhner, seine Pächter und Förster, seine Schreiber und Kleinbürger von einer frappanten Naturwahrheit und Lebenstreue der Zeichnung, die ihresgleichen sucht; das Warum erklärt sich leicht: Reuter war Porträtmaler; die Menschen seiner Dichtungen haben alle ihre wandelnden Vorbilder und sind Zug um Zug Individuen; sie tragen das frische Roth norddeutscher Gesundheit auf den Wangen. Es ist erstaunenswerth, mit welcher Objectivität unser Dichter Zustände und Lebensanschauungen wiedergibt, denen er mit seiner eigenen Person angehörte, die ihn von frühester Jugend alltäglich umgaben und gefangen nahmen, sodaß ein weniger objectiver Beobachter an seiner Stelle sich ihrer gar nicht einmal bewußt geworden wäre; denn es ist eine beinahe trivial gewordene Wahrheit, daß wir für das uns am nächsten Liegende den am wenig-

sten unbefangenen Blick haben. Nicht so bei Reuter; er sah an Menschen und Zuständen seiner eigenen Art und nächsten Umgebung die kleinsten Züge scharf und genau und wußte diese Mikrokosmen ebenso scharf und genau zu zeichnen und zu Trägern seiner dichterischen Intentionen zu machen. Die Gestalten seiner Schöpfungen weisen eine concrete Fülle fein beobachteter Details auf, wie wir sie außer bei ihm vielleicht nur noch bei Dickens finden; aber diese Details bilden nicht, wie mitunter bei jenem englischen Autor, ein willkürliches Mosaik von unvermittelten Einzelheiten, sondern sie stellen sich uns an jedem der gezeichneten Charaktere in organischer, lebendiger Wesenheit dar. Und doch sind seine Figuren nicht mechanische Copien der Wirklichkeit, nein, in ihren Adern fließt stets das Blut echter Poesie. Sie sind nicht dem Leben äußerlich nachgemeißelt; sie sind ihm sinnig abgelauscht, im Gemüth des Dichters mit Liebe concipirt, mit Hingebung gereift und endlich aus Wahrhaftigkeit und Herzensgüte wiedergeboren. Daher ihre bis zur Greifbarkeit täuschende Lebenswahrheit; daher auch ihre bestrickende Anziehungskraft für jeden, der ihnen einmal ins Auge geschaut hat. Sie sind im ganzen Deutschland und darüber hinaus so allgemein bekannt geworden, daß man von ihnen spricht wie von lebenden Menschen, von Hausfreunden und lieben Nachbarn. Wer kennt nicht Bräsig? Wer kennt nicht Havermann?

Sehr glücklich für die realistische Art des Reuter'schen Schaffens, für sein porträtmalerisches Verhalten seinen Gegenständen gegenüber ist nun das plattdeutsche Idiom, nicht nur deshalb, weil es die natürliche Sprache seines Denkens und Fühlens ist, denn dadurch würde er nur als Dichter in des Wortes weitestem Sinne gewinnen, sondern besonders auch deshalb, weil die plattdeutsche Mundart infolge ihrer historisch entwickelten Eigenthümlichkeit das für den Humoristen, namentlich den humoristischen Genremaler, denkbar günstigste Organ ist.

Die Concurrenz des in Deutschland vor alters allgemein gebräuchlichen plattdeutschen Idioms mit dem allmählich aufkommenden Hochdeutsch führte beiden Mundarten durch theilweise gegenseitige Verschmelzung mancherlei Berührungen und Erfrischungen zu, und als durch Luther's kräftige Initiative das Hochdeutsche unter Hinübernahme von mannichfachen Elementen aus dem Plattdeutschen immer mehr zur Schriftsprache erhoben wurde, da schien es, als werde das deutsche Schriftthum ein vorwiegend volksthümliches Gepräge annehmen, als wolle es sich zu einer originellen, aus sich selbst erwachsenden sinnlichkraftvollen Sprache ausbilden. Aber diese kurze volksthümliche Blüte unserer Schriftsprache war bald dahin. Der alte Fluch deutschen Wesens, unsere so oft schwer gebüßte Hinneigung zur Federfuchserei und zum Doctrinarismus war auch diesmal der Fluch, der uns um das köstliche Gut einer sich selbständig entwickelnden Sprache brachte; die nachlutherische Facultätsgelehrsamkeit legte dem urwüchsigen Kinde, der deutschen Sprache, das enge Schnürleib oder, vielleicht richtiger gesagt, das aufgebauschte Staatskleid des Lateinischen an, und an die Stelle frischer deutscher Eigenart traten römischer Regelzwang und gelehrtes und höfisches Wesen; auch Martin Opitz stand bekanntlich als Sprachreformator unter den Einflüssen dieser lateinisirenden Richtung. Später kamen welsche Einflüsse von jenseit des Rheins und der Alpen dazu, und die deutsche Sprache wurde immer mehr romanisirt. Die wenigen volksthümlichen Schriftsteller von echtem deutschen Schrot und Korn, meistens Satiriker, schalkhafte und sarkastische Dichter, wurden von den Gelehrten und Gebildeten des Priester- und Beamtenthums nach Kräften angefeindet; unter den Cabalen und Intriguen der Universitäten und Höfe gegen die populären Schriftsteller verkümmerte die deutsche Sprache immer mehr. In gelehrten wie in ästhetischen Dingen — man denke nur an Gottsched und seine Schule — blieben die Einflüsse des tonangebenden französischen Hofes unverkennbar, und alles in Deutschland duf-

tete nach dem Parfum Ludwig's XIV. und ſeiner Poeten und Philoſophen. Unſere Sprache wurde zwar an wiſſenſchaftlichen Ausdrücken und Bezeichnungen, an poetiſchen Wendungen und Bildern reicher, aber ſie wurde ärmer an kernigen, volksthümlichen Wörtern und Redeweiſen und verflüchtigte ſich immer mehr in abſtracten Aether, ſodaß ſie kaum noch im Stande war, das rein Sachliche des praktiſchen Lebens beſtimmt und zutreffend auszudrücken. So hatten uns unſere Gelehrten und Poeten um die altangeſtammten Vorzüge unſerer Sprache gebracht. Am Ende des 18. Jahrhunderts war es mit dem ſprachlichen Elend ſo weit gekommen, daß man kaum die allernächſten Bedürfniſſe des gewöhnlichen Lebens, das Alltäglichſte und Einfachſte in der praktiſchen Thätigkeit ohne Gallicismen ausdrücken konnte.

„Dieſer Mangel", ſagt der treffliche Juſtus Möſer*), „rührt unſtreitig daher, daß die deutſche Sprache in keiner Provinz geſprochen wird, ſondern eine todte Bücherſprache iſt, worüber ſich die Schreibenden vereinigt oder verglichen haben. In eine ſolche Sprache iſt auch natürlicherweiſe nichts aufgenommen, was außer der Sphäre des Schreibenden geweſen, und ſolchem nach ſind die Bedürfniſſe des täglichen Lebens faſt überall beſſer mit Provinzialworten und Bildern als in der Bücherſprache auszudrücken.

„Der Engländer nimmt alles an, was er gebraucht und nützlich findet; und dies thut mit ihm jeder Provinzialdialekt. Man ſehe Menſchen im täglichen Leben und in ihrer ganzen Freiheit, wie ſie in ihren Ausdrücken einen Gegenſtand ſchildern und durch die Nachäffung vorbilden wollen; ihr Auge, ihr Geſicht, ihre Geberde und ihre Sprache wird muthwillig nachäffend, launicht und maleriſch; ſie machen Worte, nehmen eine ganz eigene Wendung ihrer Rede, verkürzen, verbeſſern und verderben manches Wort und erſchaffen ſich eine Sprache, die ihren Gegenſtand ganz natürlich darſtellt, ohne ſich im geringſten nach den Regeln der Buchſprache zu richten. Dieſes leidet jeder Provinzialdialekt, und die engliſche Sprache iſt ein Provinzialdialekt, der ſich zur Buchſprache für die ganze Nation erhoben hat, anſtatt daß alle übrigen gelehrten Sprachen in Europa nichts wie ein Buchherkommen zum Grunde haben, oder doch durch tyranniſche Kritiker von ihrer natürlichen Macht auf eine künſtliche herabgeſetzt ſind."

Als Möſer dies ſchrieb (um das Jahr 1770), ſchien ſich wieder eine volksthümlichere Richtung in der Entwickelung der deutſchen Schriftſprache anzubahnen. Der Aufſchwung, den die Nation überhaupt, insbeſondere aber die Literatur, ſeit dem Siebenjährigen Kriege genommen, half das franzöſiſche Weſen ſchneller abthun; Klopſtock, Leſſing und Herder hatten ihre literariſchen Großthaten gethan, und der Genius Shakſpeare's fing an, ſich in Deutſchland eine Gemeinde zu werben. Namentlich ſchien das Volkslied berufen, den Ausgangspunkt zu einer friſchen Blüte der deutſchen Sprache abzugeben. Allein was dieſe geſunden Anfänge neuen Lebens gut gemacht hatten, das machten die in der claſſiſchen und romantiſchen Periode unſerer Literatur wieder in Aufnahme kommenden Nachahmungen fremdländiſcher Muſter abermals ſchlecht: ſpaniſche und italieniſche Formen wurden in unſere Dichtungen aufgenommen und die Griechen eifrig nachgebildet. Während ſo die Sprache der Poeſie ein immer fremdartigeres Anſehen erhielt, thaten die Philoſophen, namentlich Hegel und die Hegelianer, das Ihrige, um die Proſa mit Abſtractionen gründlich zu überladen, und ſo iſt denn unſere heutige Schriftſprache, trotz Schiller und Goethe und all unſerer Claſſiker, ja zum Theil eben durch dieſelben, mit den Elementen einer verfeinerten und nach manchen Richtungen hin überfeinerten Bildung ſo erfüllt und geſättigt, daß von Unmittelbarkeit und Naivetät, kurz von einem Ausfluſſe des Volksinſtincts in ihr kaum noch die Rede ſein kann. Wir ſind uns dieſer abſtracten Signatur

*) Vgl. den hier mehrfach benutzten Aufſatz Julian Schmidt's über Fritz Reuter in „Neue Bilder aus dem geiſtigen Leben unſerer Zeit".

unserer Sprache meistens selbst nicht bewußt; denn wir haben sie in dieser Form historisch überkommen und sind unter ihren Eindrücken erzogen worden. Aber man sehe einmal ein modernes Literaturproduct oder auch nur ein profanes Schriftstück aus dem Bereiche des praktischen Lebens, sei es ein amtlicher Erlaß, ein Auszug aus einer politischen Zeitung oder eine Aufzeichnung von völlig privatem Charakter, in Bezug auf das eben Gesagte an, und man wird überrascht sein, welch eine Menge von Postulaten einer complicirten Bildung unsere heutige Schriftsprache bei den einfachsten Gedankenäußerungen aufbieten muß. Und es ist nicht etwa der freie Wille des jedesmal Schreibenden, daß er diese Postulate aufbietet, es ist vielmehr der Geist der Sprache selbst, der uns dieselbe aufdrängt; denn die Sprache agirt mit den schwerwiegenden Ergebnissen langjähriger Culturprocesse, und, wie sie heute ist, erscheint fast jedes ihrer Wörter als das Product einer schwierigen Gedankenarbeit, als das letzte Glied einer langen Kette von Entwickelungen, deren Anfänge oft in eine sehr ferne Zeit zurückreichen.

Daß eine solche Schriftsprache, arm an naiven Elementen und fast aller Naturlaute bar, ein sehr schlechtes Organ für den Humor ist, der, wie bereits gesagt, in einfachen Stoffen und einfachen Formen am besten gedeiht, liegt klar auf der Hand. Ebenso leuchtet es ein, daß die plattdeutsche Mundart, zu deren Merkmalen gerade das Entgegengesetzte von allem dem gehört, was die hochdeutsche Schriftsprache charakterisirt, ein für den Humor im höchsten Grade geeignetes Idiom sein muß; denn sie ist eine noch durchweg naive Sprache, sie ist frei von allen Elementen der modernen Cultur in Poesie und Philosophie, weil sie, schon ehe dieselbe ihren Lauf um die Erde begann, vom großen Welttheater verschwand, indem sie aufhörte, Schriftsprache zu sein, und sich dann in die Abgeschlossenheit einiger entlegener Provinzen Norddeutschlands zurückzog. Hier hat sie, fortan entwickelungslos und in ihren alten Formen, die den Bildungsstand des 16. Jahrhunderts aufweisen, beharrend, eine fast vergessene und verschollene Existenz geführt — das Dornröschen unter den deutschen Dialekten, harrend, bis der edle Ritter erscheinen werde, der sie hinausführe vor die Blicke der Welt, daß sie mit hellem Auge und frischen Wangen alle die erquicke und erfreue, die in den ausgetretenen Bahnen einer alternden Cultur ermüdeten und erschlafften. Und dieser edle Ritter war Fritz Reuter.

Unser Dichter wurde am 7. Nov. 1810 zu Stavenhagen — plattdeutsch Stemhagen — einem einfachen, vom lebhaftern Verkehr ziemlich abgeschlossenen Landstädtchen in Mecklenburg-Schwerin, geboren. Sein Vater war daselbst Bürgermeister und Stadtrichter und bezog aus einer neben seinen Berufsgeschäften eifrig von ihm betriebenen Landwirthschaft nicht unbedeutende Einkünfte, welche ihn in den Stand setzten, dem Sohne eine tüchtige Erziehung zutheil werden zu lassen. Stavenhagen war, nach Reuter's eigenen Schilderungen, zur Zeit seiner Knaben- und Jünglingszeit eine absolut abgelegene Stadt. Die Interessen der meistens Ackerbau treibenden Bürger des nur einige Tausend Einwohner zählenden Ortes beschränkten sich damals fast lediglich auf die täglichen Vorkommnisse des Erwerbs, und das in damaliger Zeit noch nicht durch die uns heute zu Gebote stehenden Mittel genährte geistige Leben in Stavenhagen wird wol auch nicht à la Berlin gewesen sein. Die Sitten des Ortes waren altväterisch und zeigten eine entschiedene Antipathie gegen jede Neuerung. Aber innerhalb des gegen äußere Einflüsse streng abgeschlossenen Städtchens scheint sich, wie das an solchen Orten gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, ein recht gemüthliches, in gewissem Sinne auch behagliches Leben entwickelt zu haben. In kleinen Verhältnissen schließt der eine sich dem andern leichter an, und die Beziehungen der Menschen zueinander gewinnen leicht etwas Herzliches und Inniges, was dem gesellschaftlichen Leben der Großstädter nur allzu sehr abgeht. So bildet sich an kleinen Orten ein wirkliches Miteinanderleben heraus, bei dem das Herz des einzelnen nicht leer aus-

geht. Diese kleinbürgerlichen Zustände waren für die Entwickelung des dichterischen Triebes in dem Knaben Fritz Reuter ebenso viele Hebel, und mit Recht hat Reuter sie auch stets als schätzbare Vorzüge betrachtet, die er vor andern voraushatte; denn die größte Wohlthat, die einem dichterischen Talent zutheil werden kann, sind frühzeitige Einblicke in das Menschenherz; wie der Mensch sich im Menschen abspiegelt, die Fäden, die sich an die so empfangenen Eindrücke anspinnen und das Individuum, dem eigenen geistigen Wachsthum gemäß, mit Menschheit und Welt verknüpfen: die Zustände, die sich aus diesen innern Proceſſen in jugendlichen productiven Gemüthern entwickeln, pflegen den Untergrund zu bilden für deren spätere schöpferische Thätigkeit. Daß aber diese Einblicke ins Menschenherz sich in einem kleinen Orte, wo der Verkehr viel inniger und rückhaltsloser, auch meistens viel stetiger ist als in großen Städten, nachhaltiger äußern, liegt in der Natur der Sache, denn was dem Leben dort an Wechsel und Mannichfaltigkeit abgeht, das gewinnt es wol an Tiefe und Intensität. So darf man Reuter's eigenthümliche, höchst wirkungsvolle Art, seine Menschen mittels kleiner Züge zu charakterisiren, gewiß auf die Eindrücke zurückführen, die er in dem Kleinleben seiner Heimat empfangen hat; denn solche norddeutsche Kleinstädte sind die rechte Schule für den dichterischen Genremaler und für den Humoristen.

Nachdem er den ersten Unterricht im älterlichen Hause durch Hauslehrer empfangen, ging Reuter im Jahre 1824 nach Friedland in Mecklenburg-Strelitz auf das dortige Gymnasium und absolvirte dann zu Parchim, wo er die obern Gymnasialklassen durchgemacht, das Abiturientenexamen. Seit Michaelis des Jahres 1831 studirte er in Rostock, wenngleich ohne innern Beruf und lediglich dem Wunsche seines Vaters folgend, Jurisprudenz. Sein Herz zog ihn — so wenig kannte er damals sich selbst — zur Malerei, da er ein leidliches Talent für diese Kunst, namentlich zum Zeichnen, an den Tag legte. Zu Ostern des nächsten Jahres ging er nach Jena und trat daselbst in die Burschenschaft Germania ein, wo er die Obliegenheiten eines flotten „Burschen" in erster Linie, in zweiter aber sein geliebtes Zeichnen und Mathematik betrieb. Von Juristerei scheint nicht viel die Rede gewesen zu sein. Das Frankfurter Attentat fiel wie eine Bombe in das jenenser Burschenschaftsleben; die Demagogenjagd begann. Reuter war bereits in die Heimat zurückgekehrt, als er im November des Jahres 1833 in Preußen verhaftet wurde. Man konnte ihm nichts vorwerfen, als daß er Burschenschafter gewesen und, wie die Beschuldigung lautete, „am hellen lichten Tage in den deutschen Farben umhergegangen sei". Der bekannte Criminalrath Daubach, unseligen Andenkens, untersuchte und verhörte an dem harmlosen Reuter ein Jahr lang herum; dann hatte er dem Herrn Referenten von Tschoppe glücklich die nöthigen Materialien herbeigeschafft, und dieser konnte auf Grund derselben für den armen Delinquenten die Todesstrafe wegen „Conats des Hochverraths" beantragen. Das berliner Kammergericht bestätigte das Urtheil, aber König Friedrich Wilhelm III. begnadigte unsern Reuter zu 30 Jahren Festungsstrafe. Reuter nahm das Urtheil ruhigen Muthes auf. Man brachte ihn von einer preußischen Festung zur andern, von Silberberg nach Glogau, von Magdeburg nach Graudenz, und die Behandlung, die man ihm dort bereitete, war auf der einen noch unmenschlicher als auf der andern. Daß er hier nicht die glückliche Gabe des Humors für immer verloren, das verdankt er gewiß nur der unendlichen Milde und geduldigen Langmuth seines Herzens. Sein Gemüth war fern von aller Bitterkeit, wie schwer er auch das ihm widerfahrene Unrecht empfinden mochte. Seine Inhaftirung in Preußen war eine völlig rechtswidrige, und erst auf persönliche Intervention des Großherzogs von Mecklenburg wurde er an die Regierung seiner engern Heimat unter der Bedingung abgeliefert, daß er auch in Mecklenburg in Haft bleiben und nur von Friedrich Wilhelm III. solle begnadigt werden können. Er kam nun auf die Festung Dömitz. Erst nach dem Tode Friedrich Wilhelm's, nach

einer qualvollen Einkerkerung von sieben langen Jahren, wurde er „amnestirt“. Es war im October 1840. Die Schilderung seiner Freilassung in „Ut mine Festungstid“ wird niemand ohne tiefes Mitgefühl mit dem um seine schönsten Jugendjahre betrogenen Manne lesen. Gegen den Schluß jenes Werkes sagt Reuter:

„So! — säben Johr legen un achter mi, säben swere Johr, un wenn ik ok up Stunn's in'n Ganzen lustig dorvon vertellt heww, sei legen mi donn swer as Zentner-Stein up't Hart; in dese Johren was nicks gescheihn, mi vörwerts tau helpen in de Welt, un wat sei mäglich nützt hewwen, dat lag deip unnen in'n Harten begraven unner Haß und Fluch un Grugel; ik müggt nich doran rögen; 't was, as süll ik Grävver upriten un still minen Spaß mit Dodenknaken bedriven. — Un wat lag vör mi? — Ne Haid mit Sand un Dannenbusch. — Weg'? — Oh, vele Weg' führten dor dörch, äwer gah man einer so'n' Weg, hei sallt woll mäud' warden. — Un wecker was de rechte? — Ik bün rechtsch gahn — nicks as Sand und Dannenbusch; ik bün linksch gahn — dat Sülwige. — Wo ik henkamm — keine Utsicht! Ok de Minschen wiren anners worden. Mi was to Maud, as wier ik en Bome, de kröppt wier, un üm mi rümmer stünnen de annern un gräunten un bläuhten un nemen mi Licht un Luft weg.

„Min oll Vader was nah Däns (Dömitz) henkamen un hadd mi besöcht; hei was de sülwige olle gaude Vader von vördem; äwer in de säben Johr wieren mit mine Hoffnungen ok sine verdrögt; hei hadd sik gewennt, mi so antau seihn as ik mi sülwst ansach, as en Unglück; hei hadd sik för de Taukunft en annern Tausnitt makt, un ik stunn nich mihr vöran in sin Rekenexempel. Wie wieren uns frömd worden; de Schuld lag mihr an mi as an em; de Hauptschuld äwer lag dor, wo mine säben Johr legen.

„Ach wat wieren dat för Gedanken! — Wat was ik? Was wußt ik? Wat künn ik? — Nicks. — Wat hat ik mit de Welt tau dauhn? — Rein gor nicks. — De Welt was ehren ollen scheiwen Gang ruhig wider gahn, ahn dat ik ehr fehlt hadd; um ehrentwillen künn ik noch ümmer furtsitten un — as ik so unner den Dannenbusch satt — för minentwegen ok. — Aewer du büst fri! Du kannst gahn, wohen du willst! De Welt steiht die apen! — Ja, äwer wecke Weg is de rechte?

„«Schilten, kumm her!» un ik bünn minen lütten Hund von de Lin los, «Allons! vöran!» Ik spelte an beten Blinnkauh mit de Welt. — De Tausall und de Instinct, dat wieren de beiden einzigsten Haken, de ik in ehre kahlen Wänn' inslagen kunn. — «Schilten, min olle lütte Hund, lop vöran!»

„He lep voran, un ik folgte; hei was in diesen Ogenblick dat einzigste Kreatur, wat mit Leiw an mi hung. Hei was los von sine Lin un hei sprung hen und her, hei sprung an mi tau Höchten — dat was Leiw — un äwer minen lütten Hund un mi schinte Gottes Sünn hell un warm, un wo de schint, sall't nich lang düster bliwen; in mi wörr't heller.

„Schilten hadd den rechten Weg inslagen; ik kam nach Grabow un tau olle Früh'n. — Franzing, weitst noch? — Aewer wo kemm mi allens vör? — Keiner mag't markt hewwen, äwer in mi was't, as stünn ik mang all dat Gräunen und Bläuhen, un sei hadden mi de Telgen afflohn. — Franz was Burmester in' ne lütte hübsche Stadt un hadd sik' ne leiwe fründliche Fru frigt, un von baben bet unnen sach sin Hus ut as künn hei dor Lewenstid glücklig in wahnen. — Hei hadd mi dat woll nich anmarkt, wo mi tan Sinn was — Afgunst wir dat bi Gott! nich — äwer mi was so tau Maud, as wir ik mit dreckige Stäweln in 'ne saubere Stuw rinen treden. —

„Ik kem nah Parchen, wo ik up de Schaul west was; mine Lihrers von vördem nemen mi fründlich up. — De Primaner kemen ni as pure Kinner vör, un doch, wenn ik't mi recht äwerläd, denn stunn ik mit mine dörtig Johr up den sülwigen Punkt, wo sei mit ehr achtein stunnen, dat heit bet up dat, wat ik vergeten hadd. — Wo wiren

nine ſchönen Johren blewen! — Jk gung in min Vaders Hus — dat was en fröhlich-trurig Wedderſeihn! — denn äwer de Freud läd ſick bi mi ſwor, as Blei, de Frag': wat nu: un bi em ok; ik kunn't em anſeihn. — As ik den annern Morgen upwakte, frog ik mi: wat nu? un as ik tau minen Vader kemm, frog de ok: wat nu? un in deſe ſchreckliche Frag' bün ik Johre lang herümmer biſtert; ik grep hir hen, ik grep dor hen, nicks woll mi glücken; ik weit ik hadd Schuld, äwer wat helpt dat all, ik was ſihr unglitcklich, vel unglücklicher as up de Feſtung."

Reuter machte zunächſt nach wiedererhaltener Freiheit den Verſuch, in Heidelberg das Studium der Jurisprudenz wieder aufzunehmen. Allein der ſchon vor ſeiner Feſtungszeit verſpürte Widerwille gegen die Rechtsgelehrſamkeit lähmte ſeine Kräfte; auch lockte der Reiz des friſchen fröhlichen Studentenlebens ihn, der ſieben ſchwere Jahre in Kerkern vertrauert hatte, doppelt mächtig, und ſo mag er wol in der herrlichen Muſenſtadt am Neckar dem heitern Gotte Bachus etwas mehr gedient haben als der ernſten Juſtitia. Sein Vater rief ihn in die Heimat zurück, und nun widmete er ſich auf dem väterlichen Gute der Landwirthſchaft. Während ſeiner Gefangenſchaft hatte er ſich eifrig mit der Theorie der Landwirthſchaft und den einſchlagenden Wiſſenſchaften beſchäftigt. Die ſo erworbenen Kenntniſſe kamen ihm in ſeinem neuen Berufe trefflich zu ſtatten. Nachdem inzwiſchen ſein Vater geſtorben war, mußte Reuter, da ſeine geringen Mittel ihm nicht geſtatteten, eine ſelbſtändige Pachtung zu übernehmen, die Bewirthſchaftung des väterlichen Gutes leider aufgeben. Um dieſe Zeit lernte er Luiſe Kunze, die Tochter eines mecklenburgiſchen Landpfarrers, kennen und lieben. Der Wunſch, ſich einen eigenen Herd zu gründen und nach ſo vielen Irrfahrten ein liebes Weib in den Hafen eines friedlichen Heims führen zu können, veranlaßte ihn, nachdem er ſich mit Luiſe Kunze verlobt, im Jahre 1850 ſich in der kleinen pommerſchen Stadt Treptow an der Tollenſe als Privatlehrer niederzulaſſen. Er machte Hochzeit und erwarb an ſeinem neuen Wohnort durch Unterricht für ſich und ſeine junge Frau die nöthigen Subſiſtenzmittel. Er erhielt — es iſt kaum glaublich — nur zwei Groſchen für die Stunde. Nach vollbrachter Tagesmühe ſchrieb er des Abends kleine plattdeutſche Dichtungen in Verſen und Proſa, ergötzliche Anekdoten und „ſpaßige" Geſchichten, Schwänke, Polterabendſcherze und Erzählungen, welche er unter dem Titel „Läuſchen und Rimels" (Wismar 1853) herausgab und damit ſeinen Ruf als Dichter begründete. Dieſe kleinen Dichtungen entſtanden faſt ſämmtlich im geſelligen Verkehr im Hauſe ſeines Freundes Peters in Thalberg und auf Anregung eines andern Freundes, des Juſtizraths Schröder zu Treptow. Mit welchem Bangen und Sorgen, aber doch mit welch inniger Freude an dem glücklich vollbrachten Werke er dieſes ſein erſtes Buch in die Welt ſandte, das hat uns Friedrich Friedrich in der „Gartenlaube" aus dem Munde von Reuter's Witwe erzählt. Es iſt rührend, dieſen einfach ſchlichten Zeilen der trauernden Frau zu entnehmen, ein wie reines Eheglück dem Dichter und ſeinem „Luiſing" in den beſcheidenen Verhältniſſen ihres treptower Heims erblühte. Aus dieſer Gemüthsverfaſſung erklärt ſich denn auch die Stimmung zufriedenen Behagens, ja faſt übermüthigen Frohſinns, welche aus dem kleinen Buche zu uns ſpricht. Treffend und mit ſprudelndem Humor beurtheilt Reuter ſelbſt dieſe „Läuſchen und Rimels" in der Vorrede zu denſelben.

„Meine Gedichte", ſagt er daſelbſt, „ſind nicht wie vornehmer Leute Kinder; ſie ſind eine Heerde kleiner Straßenjungen, die in roher Geſundheit luſtig übereinanderpurzeln, fröhlichen Angeſichts unter Flachshaaren hervorlachen, zuweilen mit der Thorheit der Welt ſich einen Scherz erlauben; ihre Welt iſt der ſtaubige Markt und die Straße; dort treiben ſie ſich umher, jagen und haſchen ſich, treten ernſt einherſtolzirenden Leuten auf die Zehen, rufen dem heimwärts ziehenden Bauer ein Scherzwort zu, verſpotten den Büttel, ziehen dem Herrn Amtmann ein ſchiefes Maul und vergeſſen die Mütze vor dem Herrn Paſtor

zu ziehen. Pfui, wie garstig! sagt die gnädige Frau, die sie von fern durch ihr Augenglas betrachtet, und wendet sich mit Widerwillen ab: kein einziger auf Höheres deutender Zug, keine Spur von Romantik in den Physiognomien dieser Canaille!"

Die „Läuschen und Rimels" sind der Ausdruck des echtesten mecklenburgischen Humors. Man muß Land und Leute in Reuter's Heimat kennen, um beurtheilen zu können, in wie hohem Grade und bis zu welcher greifbaren Plastik sich der derbe und urwüchsige Witz von Bauer und Bürger Altmecklenburgs in ihnen abspiegelt. Trocken und nüchtern, gemüthlich und phlegmatisch, aber nicht ohne eine gewisse gutmüthige Verschmitztheit und Schalkhaftigkeit, sind diese drolligen Spaßgedichte echte Kinder des Obotriten- und Wendenlandes, und was ihnen hier und da an Neuheit und Originalität des Stoffes abgeht, das ersetzen sie reichlich durch die eigenartige Form der Darstellung und die frische Keckheit ihrer Sprache. Daß sich in den bunten Kranz dieser kleinen prächtigen volksthümlichen Dichtungen hin und wieder ein ziemlich dürftiger Kalauer und einige Späße von allzu großer Derbheit einmischen, läßt sich freilich nicht leugnen, und nur auf diese wenigen Ausnahmen kann sich Klaus Groth's Vorwurf stützen: Reuter's „Läuschen und Rimels" ließen die nöthige Ehrfurcht vor den Sitten seiner Heimat vermissen. Was man Reuter vorwerfen kann, ist höchstens, daß er in diesen seinen ersten Gedichten das Platte und Ungehobelte in den Lebensgewohnheiten seiner Landsleute hier und da in etwas allzu grober Holzschnittmanier wiedergegeben. Etwas mehr Delicatesse, auch in der Wahl der Stoffe, wäre freilich aus künstlerischen Gründen wünschenswerth gewesen. Allein Reuter war in diesem Erstlingswerk noch durchaus Naturalist. Daß aber sein tüchtiges Talent schon damals Anerkennung fand, beweist der Umstand, daß in Kürze eine neue Auflage des kleinen Buches nöthig wurde.

Solche Erfolge ermuthigten Fritz Reuter zu weitern Versuchen auf der beschrittenen Bahn. Er veröffentlichte im Jahre 1855 seine theilweise sehr ansprechenden „Polterabendgedichte", welche seit 1842 allmählich entstanden waren, und noch in demselben Jahre „De Reis nah Belligen, eine poetische Erzählung", richtiger eine Burleske, welche mit vielem Glück und Geschick schildert, wie eine mecklenburgische Bauerngesellschaft sich aufmacht, um in Belgien die „Cultur der Welt" und die „höhere Wirthschaftsführung" zu erlernen. Den Reisenden widerfahren nun die „schnurrigsten" Abenteuer von der Welt; natürlich kehren sie wie „Peter in der Fremde" in die Heimat zurück, ohne das gelobte Land der Oekonomie „Belligen" gesehen zu haben. Der kleinen Dichtung fehlt es an Rundung und Geschlossenheit, und diesem Mangel können selbst die trefflichsten Stellen in derselben, wie die Prügelei im Gasthof „Zum stillen Frieden" und andere, trotz des in ihnen sprudelnden Humors nicht verdecken.

Um Ostern 1856 siedelte unser Dichter nach Neubrandenburg über und lebte dort fortan ausschließlich seinen literarischen Arbeiten, die er nach den bisher erzielten Erfolgen mit verdoppeltem Eifer betrieb. Seine nächste Publication war „Kein Hüsung" (Greifswald 1858), eine Dorfgeschichte in Versen mit mannichfachen Sensationsmomenten aus dem bedenklichen Gebiete der Criminalnovelle. Das reine und schöne Talent Reuter's hat sich hier leider verleiten lassen, durch Hinübernehmen von nichts weniger als ästhetisch verwendbaren Motiven aus der Schauer- und Grauennovellistik dem Geschmacke der Zeit allerlei Concessionen zu machen, welche seiner Natur eigentlich ganz fern liegen. Der hier behandelte Gegenstand ist ein ausgesprochen häßlicher, und es gehört eben eine Dichterkraft von der Bedeutung Reuter's dazu, um die mannichfachen Anstößigkeiten und Widerlichkeiten des Stoffes auch nur einigermaßen vergessen zu machen. Daß ein Sujet in allen seinen Einzelheiten dem wirklichen Leben abgelauscht ist und in einzelnen Momenten, dem Dichter Gelegenheit gibt, große und tiefe Gefühle zur Darstellung zu bringen, das

allein macht es noch immer nicht zu einem geeigneten Gegenstande für die dichterische Gestaltung. Neben der Wahrheit soll der Dichter auch der Schönheit gerecht werden und beide in seinen Gebilden zu verschmelzen trachten. Dieses „Kein Hüsung" beleidigt aber in mehr als einem Punkte das ästhetische Gefühl, obwol ihm große Schönheiten im einzelnen nicht abzusprechen sind. Die precäre Lage eines Liebespaares vom Lande, das nicht zur Ehe schreiten kann, weil der harte Gutsherr ihm die Concession zur Gründung eines eigenen Herdes vorenthält, das aber nur durch die Ehe die im voraus genossenen ehelichen Freuden sanctioniren kann, das ist ein Stoff, welcher zwar sehr geeignet ist, die ländlichen Zustände in Mecklenburg, wie sie zur Zeit der Veröffentlichung der Dichtung waren und zum Theil noch heute sind, in ihrer ganzen Unwürdigkeit treffend und ergreifend darzustellen; allein wie das ästhetische Wohlbehagen, dessen Erweckung denn doch zu den nicht geringsten Aufgaben eines Dichtwerkes gehört, bei der Wahl solcher Stoffe fährt, das ist eine andere Frage. Als eine blos moralische Tendenzdichtung betrachtet, ist „Kein Hüsung" sicherlich ein lobenswerthes und achtunggebietendes Product, allein mit dem Maßstabe der Poetik gemessen, dürfte es zu den schwächern Erzeugnissen Reuter's gehören. Meisterhaft im Colorit sind übrigens viele Stellen dieser Dichtung, der es an Innerlichkeit nicht fehlt.

Einen sehr glücklichen Griff that unser Dichter mit seinem „Hanne Nüte un de lütte Pudel, 'ne Vagel- un Minschengeschicht" (Wismar 1859; illustrirte Ausgabe, 1865). Unter den größern versificirten Werken Reuter's dürfte diese reizende Erzählung den ersten Platz einnehmen; denn was Frische des Humors und Duft der poetischen Farbengebung, was kecke Unmittelbarkeit und gesunde Naivetät betrifft, steht dieser Dichtung keine der andern gleich. In ihren idyllisch gehaltenen Partien ist sie geradezu unübertrefflich. Freilich gehört auch sie in einigen Momenten dem criminalistischen Genre an; denn die Entdeckung eines Mordes bildet einen Hauptpunkt ihres Inhaltes, aber der sonst so treffliche Gegenstand hilft dem Leser über dieses Sensationsmoment leicht hinweg. Mit tiefem poetischen Verständniß hat Reuter in „Hanne Nüte" die Menschen und die Vögel zu gleichberechtigten Figuren der Erzählung gemacht, indem er den erstern auf Momente die Gabe verleiht, die Sprache der Thiere zu verstehen, hierin den altdeutschen und mitteldeutschen Dichtern folgend, welche bekanntlich dieses für gewisse Zwecke der Poesie sehr wirkungsvolle Mittel oft in Anwendung brachten. In der Reuter'schen Dichtung ist der auf die nordische Mythologie zurückzuführende Glaube, daß zwischen den Menschen und Thieren ein namentlich den ersten heilsamer Verkehr stattfinde, mit seinem dichterischen Takte angewandt, wenngleich er natürlich, dem Zeitalter des Dichters entsprechend, hier nur eine symbolische Bedeutung hat. Wie der Schmiedegeselle Hanne Nüte, eigentlich Johannes Schnut, und Friederike Smidt, „de lütte Pudel", nach vielen Kämpfen mit bösen Menschen und einem widerwärtigen Schicksale endlich ein Paar werden, und wie die gutmüthigen Vögel ihnen helfen, dieses Ziel zu erreichen, das ist mit einer wahrhaft entzückenden Naivetät und Einfachheit geschildert. Scenen, wie die Abreise Hanne's aus der Heimat, sein Abschied von Vater, Mutter und dem possirlichen Küster, ferner die Partien, in denen der Sperling Krischäning den Mittelpunkt bildet, und die Schilderung der dörflichen Zustände überhaupt — alle diese Scenen gehören zu dem Vollendetsten, was die idyllische Poesie der Neuzeit geschaffen hat. Wenn man der kleinen Dichtung den Vorwurf gemacht hat, was z. B. Julian Schmidt thut, sie vermische das Tragische mit dem Phantastisch-Komischen und zerstöre dadurch die einheitliche Wirkung, so dürfte dieser Vorwurf auf einem Misverständniß des Genres, dem das Gedicht angehört, beruhen. Es ist nämlich eine durchaus humoristische, nicht etwa wie „Kein Hüsung" eine tragische, oder wie „De Reis nah Belligen" eine komische Dichtung; zum Wesen des Humors aber gehört gerade die Vermischung dieser beiden Gefühlsrichtungen, sodaß aus

dem Tadel jener Kritiker vielmehr ein Lob wird. Ganz besonders ausgezeichnet ist endlich „Hanne Nüte" durch das tiefe Naturgefühl, welches sich darin ausspricht. So innig und warm, so sonnig und quellenfrisch wie hier tritt es aus keiner Schöpfung Reuter's hervor. Sogar bis auf den Tonfall in der Sprache der Vögel folgt hier der Dichter der Natur. Der Uhu spricht in dem feierlich getragenen Versmaße des Trochäus, und so ist jeder Vogel durch einen seiner Art und seinem Temperament entsprechenden Rhythmus treffend charakterisirt.

In seinem „Schurr-Murr" (Wismar 1861) vereinigte unser Dichter eine Reihe launiger Geschichten von verschiedenem Werthe, theils in plattdeutscher, theils in hochdeutscher Sprache. Das kleine Buch hat viel zum Bekanntwerden Reuter's beigetragen, allein seine Bedeutung verschwindet vor den gediegenen und großartigen Leistungen, mit denen der geistvolle Schriftsteller nun vor das Publikum trat.

Es sind dies seine unter dem Gesammttitel „Olle Kamellen" in sechs Bänden zusammengefaßten größern Prosadichtungen. In ihnen bewährt sich Reuter als ein Menschenschilderer von großer Gestaltungsgabe und der seltensten poetischen Kraft. Diese spätern Schöpfungen unsers Dichters stehen in noch höherm Grade als seine frühern Erzeugnisse auf durchaus realem Boden; sowol die in ihnen geschilderten Personen wie die Zustände und Situationen, in welchen dieselben uns vorgeführt werden, sind wol ausnahmslos dem wirklichen Leben nachgeschildert, aber über ihnen allen liegt, unbeschadet ihrer Naturwahrheit, ein feiner poetischer Duft. Menschen, die uns in der Wirklichkeit nur selten entgegentreten und darum doch nichts weniger als unwirklich sind, gute, einfache Menschen von lebensvoller Individualität und ausgesprochener Physiognomie sind es, denen wir in diesen Prosadichtungen begegnen. Jedem dieser Romane liegt eine tiefe und ernste Wahrheit zu Grunde; daß sie aber oft unter dem verhüllenden Schleier einer bunten und mit launigen Schilderungen untermischten Handlung wie versteckt liegt, das spricht um so mehr für den Kunstwerth dieser Schöpfungen; denn bunt und mannichfach wie das Leben, soll auch die realistische Dichtung sein, wenngleich sie natürlich wie jedes Kunstwerk zugleich dem Gesetze des Maßvoll-Schönen unterliegt und in ihrem Aufbau durch ein inneres Kunstgesetz bedingt ist. Nach beiden Richtungen hin bewährt sich Reuter in den „Olle Kamellen" als Meister; denn er weiß in ihnen eine Fülle von Charakteren und vielfach bewegten Handlungen maßvoll und schön zu gestalten.

Der erste Band von „Olle Kamellen" erschien im Jahre 1860 in Wismar unter dem Titel „Zwei lustige Geschichten"; er enthält die Erzählungen „Woans ik tau 'ne Fru kamm" und „Ut de Franzosentid". Den zweiten Band (Wismar 1861) bildet die Geschichte „Ut mine Festungstid", und den dritten, vierten und fünften nimmt der Roman „Ut mine Stromtid" (Wismar 1864) ein. Als sechster Band schließt sich endlich „Dörchläuchting" (Wismar 1866) an, während die „Sämmtlichen Werke Reuter's" (Bd. 1—12, Wismar 1863—66) die neuesten Auflagen dieser Dichtungen in sich vereinigen.

Die „Olle Kamellen" bewegen sich, was ihren innern Werth betrifft, bis zu dem Roman „Ut mine Stromtid" in aufsteigender Linie und documentiren in „Dörchläuchting" die sich abwärts neigende Kraft des Dichters.

Die erste Geschichte: „Woans ik tau 'ne Fru kamm", muß als das am wenigsten bedeutende in der Reihe dieser trefflichen Werke bezeichnet werden. Der Dichter schildert darin, wie er und seine „Luising" Mann und Weib wurden; er thut es mit vieler Wärme, mit vielem Humor, allein allgemeine Bedeutung dürfte dieser kleinen Erzählung kaum innewohnen.

Dagegen muß dies von „Ut de Franzosentid" entschieden behauptet werden. Zwar enthält der Roman in der Composition und innern Anlage der Charaktere manche Incorrectheiten; denn die Handlung zeigt Situationen, die handelnden Menschen verrathen

Züge, an deren Wahrscheinlichkeit man mit Recht zweifeln kann; aber trotz alledem sind es Menschen von Fleisch und Blut und Handlungen und Vorgänge von packender Kraft. Das Ganze ist von nationalem Geiste erfüllt. Die Schmach des deutschen, namentlich des norddeutschen Volkes unter dem Joch des ersten Napoleon, dann aber auch der gewaltige Aufschwung, der zu seiner endlichen Befreiung führte, wird uns hier mit Meisterschaft geschildert, ohne daß die Schattenseiten des deutschen Charakters dabei verschwiegen würden. Daß der Dichter, um dieses Bild einer der traurigsten Zeiten in unserer Geschichte zu malen, den Pinsel auch in die heitern Farben des Humors tauchte, daß er als Gegenbild des großen Elends, welches zu einem vorwiegenden Theile des Romans den Hintergrund bildet, auch die vielen komischen und ergötzlichen Scenen des Kleinlebens in der Familie und der Gesellschaft mit in den Kreis der Schilderung zog, beweist, daß ihn ein richtiges künstlerisches Gefühl dabei leitete und daß er ein wahrhafter Humorist war; denn dieser braucht solche Gegensätze. Welch eine stattliche Reihe prächtiger Charaktergebilde führt uns diese Dichtung vor: Mamsell Westphalen, Uhrmacher Droi, Amtshauptmann Weber, Müller Voß und sein Knecht Friedrich Schult, der die Schlacht bei Leipzig gewonnen hat, weil er den Schlachtplan entworfen, den der alte Blücher nur ausgeführt hat, und endlich Fritz Sahlmann, der „unvernünftige Schlingel" — welch eine herzerfreuende Gesellschaft von Kernnaturen! Reuter's Humor hat in dieser Erzählung seine besten, aber auch seine derbsten Trümpfe ausgespielt, wie die nachfolgende Stelle zeigen möge. Es wird geschildert, wie Fritz Sahlmann sich mit einem Arm voll Eis in das Zimmer der Jungfer Westphalen schleicht und dasselbe auf deren Gardinenbettstelle legt, in welcher der Herr Droi, ein in Stavenhagen ansässiger Uhrmacher aus Neuschâtel, schlafen wird, weil er sich verspätet hat und nicht mehr nach Hause zurückkehren kann. Lassen wir den Dichter selbst reden:

„«Täuw, du olle Racker», sagt Fritz Sahlmann, «dit is för de Mulschellen, de ik kregen heww, dit fall di de upstigende Hitz woll kühlen», und dormit rutscht hei wedder rut ut de Dör. Herr Droi kümmt nu ok wedder rin, treckt sik ut, leggt «la grang Nationg» vör't Bedd up den Stuul, puft dat Licht ut un leggt sik dal, rekt sik in dat schöne, weike Bedd lang ut, seggt: «Ah! Szeh bong!» horkt nu up den Storm buten un up den Regen, wo de dal gütt, un up dat Resonniren von de beiden Franzosen nebenan, doch endlich hirt dat Szackeriren up, un Herr Droi is grad so twischen Slapen un Waken, denn geit dat: tap — tap — tap. «Haha», denkt Herr Droi up Französisch, «dat is dor Spänk hier nebenan!» un horkt nu, wat sin Landslüd woll dortau seggen werden. De liggen ganz still; äwer tap — tap — tap geiht dat ruhig wider, un nu is dat Herr Droin, as wenn'dt in sin Stuw is. Ja, in sin Stuw is't, un wenn't in sin Stuw is, denn is't in de Dör rinne kamen, wo süll't süs rin kamen sin? Hei grippt also nah einen von sin Schauh un smitt nah de Dör hen; bautz! slog de Schauh gegen de Dör, un up den Gang bullert dat, as wenn't Gewitter inslagen hodd. De Franzosen nebenan fangen an sik tau rögen un reden mit enanner. Bald is dat indeß wedder still; äwer tap — tap geiht dat wedder dicht bi Herr Droin sin Bedd. Herr Droi richt sik in En'n un bögt sik voräwer, um beter hüren tau können — klatsch! — föllt em en Druppen up den kahlen Kopp — un klatsch! — noch ein up de krumme Näs, un as hei vor sik hengrippt, dunn fänhlt hei, dat sin Aewerbedd so bi Lütten anfangt dörchtauweiken. «Diangter!» seggt hei, «dat Dack is nich dicht, un dat leckt dörch den Bähn. Wat nu?» Hei verfällt natürlich glik up dat vernünftigste Mittel, up wat en Minsch in sön Umstän'n verfallen kann, hei will mit sin Bedd umtrecken; hei steiht also up un fangt mit de olle swere Beddlad' tEns den Kopp an tau schurren, denkt äwer nich an den Franzosen sin Kaskett un Säbel, de in de Eck stahn, un — hast nich seihn — schurrt dat an de Wand entlang un klappert un rummelt up den Fautbodden dal. Herr

Droi verfirt ſik nich ſlicht un ſteiht un horkt, un — richtig! — de beiden Franzoſen ſünd upwakt von den Spektakel un ſchellen un futern. Hei denkt äwer, dat mag jo woll hulpen hewwen, un krieggt in't Bedd. Nu was de olle Isklumpen äwer all ſchön dörchdäut un dat pirrt natürlich in des Bedd herin; hei liggt en Wiel, äwer dat löppt ümmer düller, dat ward em all ſo käuhlhaftig, dat Water ſleiht all dörch, un hei denkt — natürlich up Franzöſiſch —: «Nu ſlapen ſ' woll. Wenn du dat Fauten'n nu ſo nahbringen künnſt, denn muggſt du jo woll von den Leck loskamen», ſteiht up un rückt dat Fauten'n los, — bautz! — föllt ſin Obergewehr de Wand entlang up den Fautbodden, un hatt dat irſt nich knallt, dann knallt dat nu.

„Da ſtunn nu de arm Uhrkenmaker un bet ſick up de Lipp un kaut ſik up de Nägel un höll de Luft an, as wenn ſin Athenhalen de Franzoſen upwecken künn, de nebenan all ludhalſ' ſchimpten un ſchandirten un «Szilangz!» repen un an de Wand kloppten. «Kö fähr?» ſäd hei up Franzöſiſch vör ſik hen. «De irſte Noth möt kihrt warden, as dat oll Wiw ſäd, dunn ſlogſ' den Backeltrog entwei un makt dat Schürwater dormit heit», krog in dat Bedd und ſäd: «Gott ſei dauk! Nu bin ik ut de Leck.» Hei was äwer ut den Regen in de Drupp kamen, denn — ſtrull! — göt dat runne von de Bähn — ſtrull! — göt dat in dat Bedd herin. Em wärd ganz kolt un waterig tau Maud, as wir hei 'ne Pogg in Frühjohrstid. Dat hülp em allens nich, hei müßt wedder rut, un müßt wedder umtrecken; äwer liſing, dat hei nicks um ſtöten ded. Hei treckt in de ein Eck, dor was't doch vörher drög weſt, hei treckt in öe anner Eck, dor was't doch ok drög weſt, un ſo führt hei de ſchöne lange Nacht mit de Gardinenkutſch in de Stuw ümmer rund herüm, liſing, ganz liſing, äwer wo hei henkamm, was ok de Leck.

„So ſtunn hei denn nu in'n blanken Hemd midden in de Stuw un ſünn un ſünn, wo dit woll wir, un wo dat woll wir, un ſlog ſik endlich up Franzöſiſch mit de Hand vor'n Kopp un ſäd: «Ik Schapskopp!» denn em was en Licht upgahn. Dat heit in'n Kopp, denn in de Stuw was't düſter, un Licht müßt hei doch hewwen. Hei ſlek ſik alſo liſing rut up den Gang un — richtig! dor brennt ok de Lamp noch; hei ſtek ſin Licht an, gung trügg, lücht nah den Beddhimmel rup, ſach dor wat baben liggen, ſäd: «Ah Cannalje!» ſteg upp de Beddlad, kunnt äwer nich langen. Hei rekt ſik nah Möglichkeit un grawwelt up den Isklumpen rüm, de was äwer tau gliwwerig, hei let ſik nich faten. Parblöh! Einen halwen Toll länger! Hei leggt ſik mit aller Gewalt in't Geſchirr — knack! ſeggt de Himmel, un Himmel un Isklumpen un Droi, allens föllt gegen de Franzoſen ehr Wand, un dor liggt Herr Droi unner de unſchülligen witten Gardinen un ampelt mit de Beinen in de Luft herüm, os künnen de vertellen, wo ehren Herrn tau Maud' was.

„Mit einmal geiht de Dör up, un rinne kümmt de franzöſiſche Oberſt un hat ſik gegen de Verkällung 'ne rode wullen Beddeck umnamen und höllt 'ne duwwelt löpig Piſtol vör ſik hen, un achter em ſteiht mit en blanken Degen un ſüs noch mit allerlei Blanks ſin Adjudant. Herr Droi rappelt ſik ut den Himmel rut, ſtülpt ſik de Borenmütz up den Kopp, richt ſik ſteidel in En'n, leggt de Hand an de Mütz un ſeggt: «Bong Swar, mong Colonnel!» — De Oberſt, de kickt em an, de Adjudant kickt den Oberſten an; ſei hüren, dat ſei mit en Franzoſen tau dauhn hewwen; ſei ſeihn de ſwarten Stiſeletten un de ganze «grang Nationg» vör dat Bedd liggen, ſei ſeihn Obergewehr un Unnergewehr, un — wat düller is as dull — ſei ſeihn den Säbel un den Pirdſwanz von den Schaffür. Wat heit dit? un wat ſall dit? — Herr Droi ſtammert up ſine Ort wat taurecht, Herr Droi fangt an von Marengo un Jena tau vertellen, Herr Droi fangt an tau leigen, Herr Droi lüggt wunderſchön, man ſchad, ſei glöwen em nich. — In de Stuww un up den Gang ward dat en Höllenlarm, de Oberſt ſchellt Herr Droi für en Diſſertär un en Marodär, de Adjudant röppt äwer de Ordonnanzen; de Ordonnanzen ſtörten von de

ein Sid von den Gang in Haſt un korten Tüg vör, as wir wer in't Water ſollen un ſei wullen em nahſpringen ahn ſik de Hoſen natt tau maken."

Dieſer ergötzlichen Scene folgt unmittelbar eine nicht weniger ſcherzhafte mit Hrn. Droi, dem Oberſten, dem Adjutanten und Mamſell Weſtphalen, welche in Begleitung des Stubenmädchens und der Köchin über dieſen Lärm herbeieilt. Und doch liegt trotz zahlreicher ſolcher etwas derb humoriſtiſcher Scenen über dem Ganzen der Ernſt der Zeit, in der die Geſchichte ſpielt; wir legen das Buch mit dem Bewußtſein aus der Hand, ein volles Bild jener traurigen Zeit empfangen zu haben, wo Deutſchland in den Feſſeln der Fremdherrſchaft ſeufzte. Alle Plagen und Schmerzen jener Jahre der Knechtſchaft, aber, wie eben gezeigt, auch ihre komiſchen Seiten hat uns der Dichter lebhaft vor's Auge geführt.

Seinen Aufenthalt in den Kerkern und Feſtungen Preußens und Mecklenburgs ſchildert uns Reuter in ſeinem Roman „Ut mine Feſtungstid". Man hat ihm vielfach, namentlich von ſeiten ſeiner politiſchen Geſinnungsgenoſſen, den Vorwurf gemacht, er habe dadurch, daß er einen ſo ernſten, ja im Hinblick auf die darin widergeſpiegelten Sünden der Reaction ſo überaus finſtern Stoff humoriſtiſch behandelte und die Schilderungen aus ſeiner Leidensgeſchichte mit luſtigen Anekdoten vermiſchte, dem Ernſt und der Würde des Gegenſtandes Abbruch gethan. Dies iſt ein gewiß ungerechtfertigter Vorwurf; denn durch die von Reuter gewählte humoriſtiſche Form tritt nicht nur das edle Herz des Verfaſſers in ein um ſo ſchöneres Licht — denn das muß wol ein edles Herz ſein, welches bei der Erinnerung an erlittenes Weh keine Bitterkeit fühlt, ſondern noch ſo harmlos und kindlich ſcherzen kann — ſondern auch die Wirkung der Erzählung wird dadurch erheblich geſteigert, daß der Dichter die fürchterlichen Qualen, denen ſeine Kameraden und er ſelbſt ausgeſetzt waren, in der ruhigſten, ja ſcheinbar in ſcherzender Weiſe vorträgt. Wenn er bei der Schilderung ſeines Elends lamentiren würde, ſo würden wir ihn unmännlich ſchelten; nun aber, da er ſeine Darſtellung ſo trauriger Zuſtände, unter denen er ſelbſt ſo ſchwer litt, in das fröhliche Gewand des Humors kleidet, bewundern wir die Kraft ſeines Gemüthes, das lachen und ſcherzen kann, wo andere grollen und zürnen würden.

Unbedingt die bedeutendſte Schöpfung Reuter's, die Krone ſeiner ſämmtlichen Dichtungen, iſt ſein dreibändiger Roman „Ut mine Stromtid". Es fehlt ihm zwar in noch höherm Grade als den übrigen Erzählungen der „Olle Kamellen" (denn auch „Ut mine Feſtungstid" läßt in dieſer Beziehung einiges zu wünſchen übrig) die organiſche Gliederung einer einheitlichen Compoſition; er ſetzt ſich aus einzelnen Genrebildern zuſammen, die zwar oft mehr oder weniger ineinandergreifen, nicht ſelten aber auch als willkürlich nebeneinandergeſtellt erſcheinen. Aber was dem Romane an techniſcher Vollendung fehlt, das erſetzt er reichlich durch die Friſche und Lebenswahrheit ſeiner Handlung und die im Ernſten oder Humoriſtiſchen, im Tragiſchen oder Idylliſchen gleich vortrefflichen Charaktere, die er uns in reicher Fülle, und doch jeden in ausgeſprochener Beſonderheit vorführt. Die Familie Nüßler, die beiden Juden, die Bürger von Rahnſtadt, Luiſe, Havermann, der Paſtor, vor allen aber der claſſiſch gewordene Onkel Bräſig mit ſeinem „meſſingſchen" Deutſch — welch eine Galerie von Originalen, welch ein Enſemble prächtiger Charakterköpfe! In „Ut mine Stromtid" iſt alles von größter Einfachheit; ſchlichte Menſchengebilde und eine ſchlichte Handlung. Dieſe Menſchen haben nichts Auffallendes, Geiſtreiches, Apartes, aber wir erkennen in ihnen beim erſten Anblick unſere nächſten Bekannten, Hausgenoſſen, Nachbarn, und mit den edler gehaltenen unter ihnen fühlen wir uns in unſern beſten Eigenſchaften verwandt; darum lieben wir ſie und befinden uns wohl in ihrer Geſellſchaft. Wer den alten Bräſig hat kennen gelernt, der vergißt ihn gewiß niemals. Und blicken wir von dieſen ſchlichten Menſchen auf die ſchlichte Handlung — auch da iſt alles in eine gemäßigte Temperatur des Fühlens

und Denkens getaucht. Von der Spannung im Sinne unſerer Senſationsromane, von Ueberraſchungen, wie ſie heutzutage faſt als nothwendige Requiſiten der erzählenden Literatur betrachtet werden, iſt keine Spur in dieſer „Stromtid“. Und doch wird das Intereſſe vom Anfang bis zum Schluß wach erhalten. Woher? Weil der Schwerpunkt des Intereſſes, wie bei jedem guten Romane, in den gezeichneten Menſchen, nicht in den geſchilderten Situationen liegt. Dieſe Menſchen, was ſie auch thun, und ſei es das Geringſte und Alltäglichſte, intereſſiren uns in jeder Lage. Unſere modernen Vielſchreiber können ſich auch in dieſer Beziehung an Reuter's „Stromtid“ ein Muſter nehmen. Nicht eine ſich durch die Irrgänge von tauſend Spannungen und Enthüllungen durchringende Fabel zu componiren, nein, tüchtige Geſtalten zu ſchaffen und ſie in einfache, aber bezeichnende und ihre Eigenart zum Austrag bringende Situationen zu ſtellen, darauf kommt es an. Das hat Reuter, ſeinem ſchlichten Genius folgend, wie in faſt allen ſeinen Schöpfungen, ſo ganz beſonders in „Ut mine Stromtid“ verſtanden. Die patriotiſche Natur Reuter's, ſein ſpecifiſch deutſch-nationales Dichtergepräge kommt, wie ſchon in ſeinen frühern Dichtungen, namentlich in „Ut de Franzoſentid“ und „Ut mine Feſtungstid“, ſo auch in dieſem ſeinem vollendetſten Romane wieder frappant zur Geltung. Der hiſtoriſche Hintergrund des Romans iſt das Bewegungsjahr 1848. Aber durch die Schilderung jener vielbewegten Zeit, ihrer Hoffnungen und Ideale, ihrer Enttäuſchungen und Niederlagen iſt die wahre patriotiſche Tendenz Reuter's noch nicht dargelegt. Dieſe iſt vielmehr nicht innerhalb des Romans ſelbſt zu ſuchen, der ſogar mit Vorliebe die komiſchen Seiten der Bewegung von 1848 ſchildert; ſie liegt außerhalb deſſelben; denn dieſer Roman weiſt über ſich ſelbſt hinaus. Seine nationale Tendenz beſteht aber darin, daß der Dichter uns Menſchen vorführt, die auf ihren zertrümmerten Hoffnungen, welche Blüten treiben wollten, ehe der Lenz da war, gelernt haben, eines beſſern, größern Erntetages zu harren. An mehr als einer Stelle finden wir in „Ut mine Stromtid“ Hindeutungen auf eine größere deutſche Zeit, die gewiſſermaßen die großen Siege von 1870 und 1871 und ihre großen Folgen für die Einigung Deutſchlands vorahnend ankündigen. Zu den erſchütterndſten Partien des Romans gehören: Havermann am Sarge ſeiner Frau, und Havermann's Ausgang aus dem Gute am Ende des zweiten Bandes. Im dritten Bande erlahmt das Intereſſe mitunter ein wenig, weil Havermann zu ſehr in den Hintergrund der Handlung tritt. Zu den am meiſten poetiſchen Stellen der Erzählung gehört auch die Schilderung vom Tode des Paſtors. Wie dieſer gute Menſch ſcheidet, das iſt mit einer Weisheit und Milde, mit einer vollendet elegiſchen Stimmung geſchildert, wie ſie rührender kaum gedacht werden kann. Kurz vor ſeinem Ende, ſo leſen wir, ſetzte ſich der Paſtor noch einmal vor den alten Schrank, den er von ſeinem Vater geerbt und den ſonſt immer ſein ſeliges „Mütting“ ſelbſt gebohnert hatte; er ſchloß den Schrank auf und ſah ſich noch einmal an, was ihn auf dieſer Erde lieb und ſchön dünkte:

„Dat Schapp was ſin Raritätenkaſten för allens, wat em in ſinen Lewen mal wichtig un markwürdig weſt was; dat was ſine Husapteik, in de hei ſine Middel gegen de Noth un de Sorgen von deſe Welt verwohrte, de hei brukte, wenn ſin Hart krank was, einfache Husmiddel, äwer ſei ſlogen ümmer an. Sei wiren nich in Gläſ' un Buddeln un Schachteln verpakt, un kein Gebrukzettel was doran bunnen, ſe wiren mal tau 'ne glückliche Stun'n von ſine Hand plückt un taum Gebruk verwohrt. Allens, wobi hei ſik mal 'ne reine Freud' wedder in't Gedächtniß taurügg raupen kunn, lagg in dit Schapp, un wenn hei mal trurig was, denn friſchte hei ſine Seel dormit wedder up, un ſeindag' wich ſlot hei dat Schapp tau, ahn de Kraft von ſin Middel tau verſpören und ſinen Dank dorfor uttauſpreken. Dor lagg de Bibel, de hei as Knaw tauerſt von ſinen Vader kregen hadd; dor ſtunn dat ſchöne Kryſtallglas, wat em ſin beſte Univerſitätsfründ taum Abſchied ſchenkt hadd; dor lagg dat Taſchenbauk, wat em ſine Regine as Brud

ſtickt hadd; dor lagg de Muſchel, de em nah Johren de Matros ſchickt hadd, den hei mal wedder up den richtigen Weg weiſ't hadd; dor lagen Lowiſe un Mining un Lining ehre Nijahrs- un Wihnachtswünſch, de ſei mit Tint un Fedder up dat Pappir tauſam ſtamert hadden, un dorbi ehre irſten prünigen Handarbeiten; dor lagg de verdrögte Brudkranz von ſine Regine ehren Ihrendag un de grote ſülwerbeſlagene Billerbibel, de em Hawermann, un de ſülwerbeſlagene meerſchümene Pipenkopp, de em Bräſig taun ſiw un ſäbentigſten Geburtsdag ſchenkt hadden; un unnen in dat Schapp ſtunn Schauhwark, dat Schauhwark, wat Lowiſe un Regine un hei auhatt hadden, as ſei tauirſt in dat gürlitzer Parrhus intreden wiren. Oll Schauhwark is nich ſchön; för em möt dat äwer leiwlich antauſeihn weeſt ſin, denn hei hatt ſik dat rute halt un hatt dat bi ſik rümme legt un hatt dat lang anſeihn un ſik vel dorbi dacht, un hett ſine irſte Bibel up den Schot namen un de Bergpredigt von unſen Herrn Chriſtus upſlagen un dorin leſen. Kein Minſch hatt dat ſeihn, äwer't was ok nich nödig, ſine Regine wüßt dat jo doch, wo 't All geſcheihn was. Un dunn is hei ſihr mäud worden un hatt den Kopp in de Lehnſtaulecк rinne drückt un is ſachten inſlapen. So hewwen ſei em funnen, un de lütte Fru Paſturin hett ſik bi em up den Lehnſtaul ſet't un hett em umfat't un em de Ogen taudrückt un hett ehren Kopp an ſinen leggt un hatt ſtill för ſik hen weint, un Lowiſe hatt ſik tau ſinen Fäuten ſmeten un de Hän'n äwer ſine Knie folgt un mit de weinenden Ogen de beiden leiwen, ſtillen Geſichter anſeihn. Dunn hatt de lütte Fru Paſturin en Krünkel up de Blattſid von de Bibel makt, hatt ſei em ſacht ut de Haud namen un is upſtahn, un Lowiſe ok un is ehr um den Hals follen, un dunn ſünd ſei beid in en lutes Weinen utbraken un hewwen Schutz un Troſt bi aneinander ſöcht, bet dort hatt düſter warden wullt. Dunn hatt de lütte Fru Paſturin den Herrn Paſter ſine Stäwel un ehre Schauh tauſamen in dat Schapp ſtellt un hatt ſeggt: «Ick ſegen den Dag, as ji tauſamen in dit Hus treden ſid», un hatt Lowiſe ihre lütten Schauh dorbi ſtellt un hett ſeggt: «Un ok den Dag, as ji tauirſt äwer den Süll gahn ſid», un dunn hatt ſei dat Schapp tauſlaten mit all ſine Freuden."

In „Ut mine Stromtid" hatte Reuter, der ſeit dem Jahre 1864 ſeine mecklenburgiſche Heimat verlaſſen und ſich in Eiſenach am Fuße der Wartburg häuslich niedergelaſſen, ſein Beſtes gegeben. Von da an neigte ſich der Stern ſeines dichteriſchen Schaffens immer mehr ſeinem Niedergange zu.

„Dörchläuchting", welches, wie geſagt, den ſechsten und letzten Band von „Olle Kamellen" bildet, iſt zwar noch reich an glänzenden Einzelheiten, allein es fällt gänzlich ins Genrehafte und läßt jede Rundung und Geſchloſſenheit vermiſſen. Die Charaktere ſind vielfach carikirt und fallen ſomit aus dem Rahmen reiner Kunſt heraus.

Sein letztes Werk aber: „Die Montechi und Capuleti in Konſtantinopel", welches ſeine Entſtehung einer Reiſe des Dichters in die Hauptſtadt der Türkei verdankt, zeigt bereits einen empfindlichen Mangel an ſchöpferiſcher Kraft, und die Geſtalten deſſelben entbehren nur allzu ſehr jenes individuellen Lebens, das wir an den Reuter'ſchen Menſchengebilden ſonſt ſo ſehr zu bewundern gewohnt ſind. Dennoch ſind auch dieſe beiden letzten Werke die Erzeugniſſe eines echten und warmen Dichterherzens, das bis zuletzt nichts eingebüßt hat von ſeiner alten alles gewinnenden Liebenswürdigkeit und Menſchenfreundlichkeit.

In den letzten Jahren hat unſer Dichter außer einem Beitrage zu Lipperheide's „Liedern zu Schutz und Trutz" (Berlin 1871) wol nichts mehr veröffentlicht; doch hat ſich dem Vernehmen nach unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren ein umfangreiches Manuſcript unter dem Titel „Mecklenburgs Urgeſchichte" vorgefunden. Daſſelbe ſoll vorwiegend ſatiriſcher Natur ſein. Bekanntlich hat Adolf Wilbrandt die Herausgabe des Reuter'-

ſchen Nachlaſſes übernommen. Man ſieht dem Erſcheinen deſſelben mit Spannung entgegen.

Deutſchland verliert in Fritz Reuter einen ſeiner echteſten Söhne; denn wenn Gemüthsinnigkeit und tiefes Gefühl für Heimat und Vaterland zu den ausgeprägteſten Eigenſchaften des deutſchen Herzens gehören, ſo war Reuter der Deutſcheſten einer. Beide Gefühlsäußerungen, die Kleinmalerei des Gemüths und die Herauskehrung der patriotiſch-nationalen Idee, letztere durch das Medium des Humors eigenthümlich modificirt und nuancirt, gehörten zu den Hauptangelpunkten der Reuter'ſchen Poeſie. Und weil ſeine Dichterindividualität eine ſo urdeutſche war, daher finden wir eine ungefähre Wiederholung derſelben auch nur bei zwei dichteriſchen Repräſentanten derjenigen beiden Völker wieder, welche der deutſchen Natur am verwandteſten ſind, bei dem Engländer Oliver Goldſmith und dem Schweizer Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), welcher letztere überdies noch aus deutſchem Blute ſtammt. Unter den deutſchen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart dürfte ſich ſchwerlich einer finden, der mit unſerm Reuter in Parallele zu ſtellen wäre. So lebt er denn als einzig in der dankbaren Erinnerung ſeines Volkes fort; und wenn wir unſern Kindern die Namen derjenigen nennen, die ſich um deutſche Art und deutſches Weſen ein dauerndes Verdienſt erworben haben, Fritz Reuter wird nicht unter den letzten genannt werden.

Würtemberg

in den Jahren 1869 bis 1874.

I.

Die neueste politische Geschichte Würtembergs ist in dieser Zeitschrift*) dargestellt und bis zum Ende des Jahres 1868 fortgeführt worden. Um diese Zeit standen die Verhältnisse so: Die Landtagswahlen vom 8. Juli 1868 waren für die Frage eines engern Anschlusses an den Norddeutschen Bund sehr ungünstig ausgefallen. Von den 70 Volksabgeordneten, welche von den Wahlmännern der 63 Oberämter und der sieben „guten Städte" gewählt waren, gehörten 21 der demokratischen, 24 der großdeutschen Partei an, von welchen Parteien jene in Karl Mayer, Redacteur des „Beobachter", diese in dem ultramontanen Probst ihren Führer hatte. Die beiden Fractionen gingen in den meisten innern und äußern Fragen, jedenfalls in der deutschen Frage einträchtig zusammen; beide haßten Preußen und den Norddeutschen Bund von Grund ihres Herzens, verwünschten das Jahr 1866, trauerten an den trüben Wassern des Wesenbachs über den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland und sehnten mit Ungeduld den Augenblick herbei, wo es ihnen möglich war, das Gespenst jener nebelhaften Jahre, den Südbund, mit Fleisch und Blut auszustatten. Dieser Südbund sollte als neue Großmacht auftreten, dem Norddeutschen Bunde vollständig ebenbürtig sich zur Seite stellen, Preußen den Allianzvertrag vor die Füße werfen, selbst auf den Zollvereinsvertrag, wenn es sein mußte, verzichten, enge Verbindungen mit Oesterreich eingehen und in Gemeinschaft mit diesem die erste Gelegenheit benutzen, um Preußen niederzuwerfen und ein Großdeutschland zu errichten. Daß bei diesem weitaussehenden Feldzugsplane die demokratische Partei ihre republikanischen Privatzwecke verfolgte und es ihr im Gewühl des Kampfes auf ein paar „Kronen" nicht ankam, wußte man aus freimüthigen Aeußerungen ihres Führers zur Genüge. Als „vereinigte Linke", wie sie sich selbst nannten, standen sie den 25 übrigen Volksabgeordneten gegenüber, welche theils zur deutschen, theils zur Regierungspartei gehörten, hatten somit diesen gegenüber eine Mehrheit von 20 Stimmen. Diese wurde ihnen aber durch die eigenthümliche Zusammensetzung der Zweiten Kammer verkümmert; denn dieselbe besteht nicht blos aus 70 Volksabgeordneten, sondern auch noch aus 23 Privilegirten, und zwar 13 von ihren Standesgenossen gewählten ritterschaftlichen Abgeordneten, 6 evangelischen Prälaten, dem Kanzler der Universität und drei Vertretern des katholischen Klerus (dem Bischof, einem Domkapitular und dem ältesten Dekan). Von diesen 23 Privilegirten durfte die vereinigte Linke in der deutschen Frage sicher auf die Stimmen der

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, V, 1., 1 fg., 180 fg.; V, 2., 254 fg.

zwei katholischen Geistlichen (der Bischof hielt es unter seiner Würde, einen Sitz in der Zweiten Kammer einzunehmen) rechnen, vielleicht noch auf die des einen oder andern der Herren Ritter, wenn gerade ultramontane Elemente sich unter diesen befanden; auf weitern Anschluß aber mußte sie verzichten. Sie brauchte denselben aber auch nicht; denn thatsächlich standen sich in der Zweiten Kammer in der deutschen Frage 47 Demokraten, Großdeutsche, Ultramontane und 45 National-Liberale und Regierungsmänner gegenüber, von welcher letztern Zahl noch die Stimme des zur Regierungspartei gehörenden Präsidenten abzuziehen war. Das Ministerium mußte es sehr geschickt angreifen, wenn es seine Vertragstreue, welche der leitende Minister, Freiherr von Varnbüler, mehrmals so scharf betonte, mitten durch das Sturmlaufen einer numerisch überlegenen Opposition retten wollte. Dies war um so schwieriger, als das Ministerium selbst durchaus nicht gleichartig zusammengesetzt war und in dem Cultusminister Golther einen entschiedenen Großdeutschen in seiner Mitte hatte. Daß auf diese Weise die National-Liberalen, welche unter den Volksabgeordneten 14, unter den Privilegirten etwa die Hälfte der Stimmen hatten, sich nicht allzu sehr für das Bestehen des Ministeriums erhitzten und vor einem großdeutsch-ultramontanen Ministerium, einem Ministerium Neurath-Probst, bei weitem nicht so zurückschrak, wie man glauben mochte, war natürlich; denn in diesem Falle wären in kurzem Zustände eingetreten, welche den Anschluß an Preußen gebieterisch gefordert hätten. Und doch thaten diejenigen nicht gut, welche ihre Rechnung auf den Pessimismus basirten, da auch der scharfsichtigste Staatsmann nicht mit Sicherheit sagen kann, ob nicht irgendein unvorhergesehenes Ereigniß seine pessimistischen Plane vereitelt und das Uebel noch schlimmer macht.

Die neugewählte Kammer wurde am 4. Dec. 1868 eröffnet und nach einer dreitägigen resultatlosen Adreßdebatte und nach Vornahme der Ausschußwahlen am 23. Dec. auf unbestimmte Zeit wieder vertagt. Es war die allgemeine Ansicht, daß die Regierung sich mit der Wiedereinberufung dieser Kammer nicht beeilen, sondern den äußersten Termin abwarten werde. So war es auch. Das ganze Jahr 1869 verging, und es erfolgte keine Einberufung. Die Geduld der demokratischen Partei wurde auf eine harte Probe gestellt. Sie hätte so gern im Verein mit der großdeutsch-ultramontanen Partei im Namen des würtembergischen Volkes dem Ministerium Verhaltungsmaßregeln ertheilt, Beschlüsse von europäischer Bedeutung gefaßt, die Zeichnungen zum Südbund, zu den vereinigten Staaten von Deutschland und von Europa entworfen, und sah sich nun ein ganzes Jahr lang genöthigt, mit weiterer Agitation im „Beobachter" und in den Versammlungen sich zu begnügen. Die Parole, welche ausgegeben wurde, hieß: „Südbund mit Miliz und Parlament", und den Regierungen von Baiern, Würtemberg und Baden wurde zu verstehen gegeben, daß, wenn sie sich nicht rasch entschließen würden und die letzte „historische Gelegenheit" ungenützt vorübergehen ließen, sie in kürzester Frist das nämliche Schicksal erreichen werde wie die ihnen im Tode vorangegangenen Klein- und Mittelstaaten, sei es durch Preußen, sei es durch Oesterreich, sei es durch das endlich selbst auf die Bühne tretende Volk; sie seien von einer Verblendung beherrscht, die man tragisch nennen könnte, wenn es sich um mehr als etliche kleine Königreiche handelte. Um ihren Zielen näher zu kommen, suchte sich die demokratische oder Volkspartei eine festere Organisation zu geben. Davon war in der Landesversammlung am 6. Jan. 1869, welche die Partei in Stuttgart veranstaltete, die Rede. Zu diesem Zwecke empfahl Sonnemann aus Frankfurt, welcher als berathender Gast anwesend war, die Einführung des Systems freiwilliger, aber regelmäßiger Beiträge für den Preßfonds. Bankier Hausmeister bezeichnete die immer größere Ausdehnung und Festigung der Organisation der Volkspartei und die ausgiebigere Betheiligung der Massen am politischen Leben als die erste und nothwendigste Grundlage des großen Freiheitswerkes in Würtemberg sowol als in allen civi-

liſirten Staaten der Alten und Neuen Welt überhaupt. Daß infolge der Abſtimmung bei der Adreßdebatte ein kleiner Zwieſpalt in der demokratiſchen Partei entſtanden war, die Abgeordneten Oeſterlen, Nüßle, Heß, Nägele ihren Austritt angezeigt, andere Abgeordnete, wie Erath, Ammermüller, Pfäfflin, die Einladung zum Beitritt abgelehnt hatten, wurde in der Verſammlung nicht bedauert, da, wie Sonnemann in der „Frankfurter Zeitung" ſagte, „eine echte Volkspartei in ihrer Mitte keine Miniſtercandidaten oder ſonſtige Stellenjäger dulden darf, aber auch keine ſolchen Rechnungsträger, die ihre demokratiſchen Principien an den Nagel hängen, um eine Eiſenbahnſtation für ihr Städtchen zu gewinnen, überhaupt die einzige Partei im ganzen Vaterlande iſt, deren Principien unvereinbar ſind mit perſönlichen Nebenzwecken". Ueber die innern Fragen berichtete in der Verſammlung der Abgeordnete Niethammer, vertheidigte das conſequente Verhalten der Partei auf dem Landtage, ſofern ſie die Reform der Verfaſſung im freiheitlichen Sinne, das Einkammerſyſtem, die Entfernung der Privilegirten aus der Abgeordnetenkammer, die Reform der Gemeindegeſetzgebung im Sinne größerer Selbſtverwaltung der Gemeinden, beſonders aber die Aufhebung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorſteher verlange. Er ſchloß ſeinen Vortrag mit den tapfern Worten: „Im Kampfe mit der Zollerei ſei die Freiheit unſer ſtärkſter Bundesgenoſſe; ſie, welche die Throne Europas von den Bourbonen gereinigt, die Habsburger zur Buße gezwungen habe, werde auch noch mit den Zollern fertig werden."

Die aus etwa 300 Perſonen beſtehende Verſammlung wählte noch ein Landescomité von 64 Mitgliedern und beſchloß, zu weiterer Agitation im nächſten Frühjahre eine zweite Landesverſammlung zu veranſtalten. Dieſelbe fand am 18. April in Stuttgart ſtatt und ſollte, wie es in dem Ausſchreiben hieß, „das Signal geben zu einer das ganze Land umfaſſenden Agitation für den Ausbau der Freiheit in Würtemberg. Verfaſſungsreform und Verwaltungsreform ſind die großen Gegenſtände, welche die Geſetzgebung des Landes innerhalb der laufenden ſtändiſchen Periode weſentlich beſchäftigen werden. Pflicht des Volkes iſt es daher, gerade in dieſen beiden Fragen klar und entſchieden ſeine Anſchauung und ſeinen Willen auszuſprechen, damit daraus ſeinen Vertretern ebenſowol eine nicht miszuverſtehende Inſtruction als ein mächtiger Rückhalt ſich ergibt, der ihrem Auftreten in der Kammer erſt die rechte Bedeutung verleiht. In der Verfaſſungsfrage iſt es die Aufhebung aller Vorrechte, ſomit nicht nur die Entfernung der Privilegirten aus der Zweiten Kammer, ſondern auch Abſchaffung der Erſten Kammer; in der Verwaltungsfrage iſt es die Herbeiführung einer einfachern, gerechtern und minder koſtſpieligen Beſteuerung durch Uebergang zu einem Syſtem directer Steuern aus Vermögen und Einkommen, erhoben auf der Grundlage eigener Faſſion durch die Steuerpflichtigen, und namentlich iſt es die Abſchaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorſteher, wofür ſich die Volkspartei, hierin abweichend von andern Parteien oder weiter gehend als dieſelben, bisher in ihrer großen Mehrheit ausgeſprochen hat". Die neue Verſammlung war von etwa 600 Perſonen, Mitgliedern der Volksvereine und Delegirten aus allen Theilen des Landes, beſucht und genehmigte faſt einſtimmig die vom Comité vorgeſchlagene Erklärung: „Auf der Freiheit der Einzelſtaaten beruht die einzige Hoffnung und Möglichkeit der Wiederherſtellung des mehr als je zerriſſenen Vaterlandes. In der Freiheit der Einzelſtaaten liegt die größte Gewähr gegen äußere Vergewaltigung. Durch ſie verſtärkt ſich der Widerſtand gegen die falſche Einheit, die, im Namen der Größe und Ehre Deutſchlands verlangt, zu Gunſten der Macht und Gewalt eines Herrſcherhauſes ausgebeutet wird. Heute noch ohne gemeinſame Macht und Mittel, von den Regierungen die ſchöpferiſche That geſammtdeutſcher Einigung oder auch nur die Herſtellung eines Südbundes zu erzwingen, welcher, geſtützt auf Parlament und Volksheer, den Anfang und Grundſtein eines neuen Deutſchland bilden ſoll, fordern wir die Genoſſen der Volkspartei zu raſtloſer Freiheits-

arbeit in den Einzelstaaten auf; gemeinsam im Glauben, gemeinsam im Wollen, daß nur aus der Freiheit die Einheit ersteht." Diese Erklärung mit den an dieselbe sich anschließenden Resolutionen wurde von Karl Mayer in längerer Rede begründet, worin er zum Widerstande gegen die „verlogene und unfreie Einigung" von 1866 aufforderte, Süddeutschland trotz der mit Preußen abgeschlossenen Schutz- und Trutzverträge oder vielmehr gerade durch diese als thatsächlich wehrlos dem Auslande gegenüber darstellte und dem Volke als nächstes Ziel bezeichnete, seine Regierungen durch die ihm zustehenden gesetzlichen Mittel zum Ausbau der Freiheit im eigenen Staate anzutreiben und zu diesem Zwecke jeden Hebel anzusetzen, den die freie Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht und die gewählte Volksvertretung gewährten.

Daß für solche politische Anschauungen die damals veröffentlichte Broschüre Areolay's (des vormaligen sächsischen Lieutenants Streubel) wie auf Bestellung gemacht war, ist begreiflich. Führte sie ja den Titel: „Der Anschluß Süddeutschlands an die Staaten der preußischen Hegemonie und sein sicherer Untergang bei einem französisch-deutschen Kriege", und bewies sie ja aufs klarste, daß Deutschland seit 1866, besonders Frankreich gegenüber, weit wehrloser und gefährdeter sei als zur Zeit des Bundes; daß Preußen bei einem Kriege mit Frankreich höchstens sich selbst und seinen Nordbund einigermaßen beschirmen könne, natürlich nur in der Rolle der Defensive; daß eine gedeihliche Vertheidigung Südwestdeutschlands nur unter energischer Theilnahme Oesterreichs am Kampfe denkbar sei; daß ein Eintritt Süddeutschlands in den Nordbund ersterm militärisch nicht das Geringste helfe, vielmehr höchst verderblich werden müsse; daß Militärconventionen und Separatbündnisse mit Preußen den süddeutschen Staaten nichts Gutes bringen könnten; daß das einzige, ihrer damaligen exponirten Lage noch am besten entsprechende Militärsystem das schweizerische der allgemeinen Volksbewaffnung sei, und schloß sie mit dem kassandrischen Satz: „Unsere nächste Zukunft wird eine Tragödie sein. Sie ist betitelt: Vergeltung. Die Vergeltung wird vom Himmel herabfahren: betäubend, zerschmetternd, vernichtend, zackigem Blitzstrahl gleich." In fünf Nummern brachte der „Beobachter" Auszüge aus dieser Schrift und empfahl seinen Parteigenossen dringend, sie selbst zu lesen und in den weitesten Kreisen zu verbreiten: „denn sie wirke wie ein Gewitter und reinige die Luft von preußischen Großmachtdünsten." Wer nicht vornweg der Ansicht war, daß ein Lieutenant a. D. zu dem Chef des preußischen Generalstabes Moltke in einem ähnlichen Verhältniß stehe, wie die Pygmäen zu weiland Herakles, der konnte in der trefflichen Schrift des Obersten von Sueeow, Chef des würtembergischen Generalstabes, über die Bodenlosigkeit der Areolay'schen Behauptungen und Schlüsse sich Aufklärung verschaffen. Die Sueeow'sche Schrift führt den Titel: „Wo Süddeutschland Schutz für sein Dasein findet?" und zeigte einerseits, daß durch den unzweideutigen Entschluß Süddeutschlands, an den Allianzverträgen festzuhalten, der Krieg wahrscheinlich überhaupt vermieden werde oder aber unter allen Umständen mit dem Siege Deutschlands endigen müsse, andererseits, daß jede zweideutige Haltung der süddeutschen Staaten die Kriegsgefahr erhöhe, durch eine Neutralität im Kriegsfalle aber Süddeutschland unfehlbar zum Kriegsschauplatze gemacht und beim Friedensschlusse aufgeopfert werde. Diese durch die Ereignisse von 1870 so glänzend bestätigten Worte des würtembergischen Obersten waren den Leitern der Volkspartei ebenso verhaßt wie die der „Kassandra Areolay" willkommen, und das Parteiblatt unterzog sich der undankbaren Mithe, die Sueeow'sche Beweisführung in tausend Fetzen zu zerreißen.

Eine angenehme Abwechselung in dieses einförmige Treiben brachten einige Neuwahlen, die im Laufe des Jahres vorgenommen werden mußten. Der zum Justizminister ernannte Staatsrath von Mittnacht hatte sich als Abgeordneter des Zollparlaments einer Neuwahl zu unterziehen und ward im achten Wahlkreise wiedergewählt. In seinem Schreiben an die Wähler sagte er, daß er in das Zollparlament eintreten würde „in Anerkennung

des durch den Allianz- und Zollvereinsvertrag begründeten öffentlichen Rechtszustandes, in der Absicht, den getroffenen vertragsmäßigen Stipulationen in loyaler Weise gerecht zu werden, ohne den Hintergedanken, je nach den Verhältnissen der übernommenen Verpflichtungen sich zu entschlagen, aber auch ohne die Intention, das Zollparlament zum überwältigenden Druck auf die freien Entschließungen selbständiger Staaten zu benutzen", und daß er „den Eintritt Würtembergs in den Norddeutschen Bund auf der Grundlage der Norddeutschen Bundesverfassung für unvereinbar mit den Interessen des Landes halte". Dieses Schreiben ist als Ausdruck der in dem damaligen Ministerium noch vorherrschenden Anschauungen von großer Wichtigkeit, und wenn die Geschicke Deutschlands es mit sich brachten, daß der nämliche Minister, welcher sich am 14. März 1869 in solcher Weise äußerte, am 25. Nov. 1870 in Berlin die den Eintritt Würtembergs in den Norddeutschen Bund auf Grundlage der Norddeutschen Bundesverfassung enthaltende Urkunde unterzeichnete, so geht daraus aufs neue hervor, um wie viel stärker als individuelle Anschauungen die Ereignisse sind. Eine zweite Zollparlamentswahl fiel ganz im Sinne der schwäbischen Volkspartei aus. Der dritte Wahlbezirk, der die Oberämter Ulm, Biberach, Blaubeuren, Laupheim umfaßte, war indessen von Dr. Schäffle, Professor der Nationalökonomie in Tübingen, vertreten. Durch die Berufung desselben an die Universität zu Wien war sein Mandat für das Zollparlament erloschen. Der Abgeordnete Becher, der Reichsregent von 1849, und der Abgeordnete Hölder, Führer der Deutschen Partei in Würtemberg, standen sich bei der neuen Wahl als Rivalen gegenüber. Becher ward gewählt und seine Wahl von den Parteigenossen als „die Erneuerung und Bekräftigung des Protestes des schwäbischen Landes gegen das Blutwerk von 1866, gegen alle Schliche und Pfiffe der Verpreußung" bezeichnet. Auch für den Landtag waren drei Neuwahlen nöthig. Vermöge ihrer Allianz mit den Ultramontanen, welche sie durch die Parole „Gegen Preußen mit dem Schwarzen und den Schwarzen!" beschönigte, und vermöge ihrer Versprechungen, daß sie eine Verminderung der Militärlast und der Steuern durchsetzen werde, gelang es der Volkspartei, in zwei Wahlbezirken den Sieg zu erringen. In einem derselben wurde sogar ein Mann gewählt, welcher denselben Grundsatz wie 1866 Dr. Faber, Redacteur des „Würtembergischen Staatsanzeiger", ausgesprochen hatte: „Lieber französisch als preußisch!" Es war keine Frage: die Actien dieser Volkspartei stiegen von Monat zu Monat, und Würtemberg, dessen Bewohnern eine gewisse Querköpfigkeit nicht abgesprochen werden kann, zeigte sich aufs neue als der günstigste Boden für die demokratische Aussaat.

Solche Stimmungen und Zustände paßten nicht zu der Feier desjenigen Festes, das am 25. Sept. begangen werden sollte. Es waren an diesem Tage 50 Jahre verflossen, seitdem von der Regierung des Königs Wilhelm und den Landständen eine neue Verfassung vereinbart und unterzeichnet wurde. Was in jener Zeit, wo so viele deutsche Regierungen, die der größten Staaten voran, ihre Zusagen hinsichtlich einer Verfassung sehr schlecht hielten, als eine bedeutende Errungenschaft bezeichnet werden konnte, zumal da die Verfassung ein freier Vertrag zwischen Fürst und Volk, nicht ein Ausfluß königlicher Gnade war, das konnte natürlich in den Anforderungen der Jetztzeit nicht mehr in allen Stücken genügen. Immerhin aber hatte man Grund, das funfzigjährige Bestehen einer Verfassung zu feiern, welche mitten in einer gedankenlosen Reactionsperiode der Volksvertretung das Recht der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung verlieh, sämmtlichen Kategorien von Staatsbürgern jedes Staatsamt zugänglich machte, niemand seinem ordentlichen Richter entziehen ließ, dem Richterstande die vollste Unabhängigkeit garantirte, die Gemeindeverwaltung nach liberalen Grundsätzen einrichtete und die Rechte der Kirche, bei aller Wahrung der staatlichen Oberhoheit, mit voller Toleranz anerkennend, ein friedliches Nebeneinanderbestehen der verschiedenen Confessionen ermöglichte. Dieser Ansicht

huldigten mehrere Abgeordnete und Bürger Stuttgarts, welche am Abend des 24. Sept. bei einem festlichen Bankett Vergleichungen zwischen 1819 und 1869 anstellten, die segensvollen Wirkungen der Verfassung hervorhoben und auch das große deutsche Vaterland dabei nicht vergaßen. Die Volkspartei hatte erwartet, daß nun doch endlich einmal der Landtag einberufen werde, um der Feier eine um so glänzendere Staffage zu geben, und war äußerst übler Laune, als auch diese Gelegenheit versäumt wurde und die Regierung sich darauf beschränkte, „einseitig" zwei Mitglieder der Zweiten Kammer, den Präsidenten von Geßler und den Professor Fricker, mit einer geschichtlichen Darstellung der Entstehung dieser Verfassung und des jetzigen Verfassungsrechts zu beauftragen und auf den 26. Sept. für die Mitglieder der Ständeversammlung, welche in Stuttgart anwesend waren, für den Hof und die Minister einen festlichen Gottesdienst in der Schloßkapelle zu veranstalten. Die Minister mochten freilich, wenn ihnen der Wunsch der Volkspartei zu Ohren kam, denken, daß Abgeordnete, welche den Augenblick kaum erwarten konnten, wo sie gegen die Verfassung Sturm liefen, eine mehr kriegerische als idyllische Staffage zu dieser Feier abgeben würden, und mochten deswegen glauben, das Vergnügen, vor „versammeltem Hause" zu stehen, sich wol noch einige Monate länger versagen zu können.

König Karl, freundlich und liebenswürdig wie immer, wünschte am 25. Sept. die Mitglieder der Ständeversammlung um sich versammelt zu sehen und hatte deshalb diese und die Minister und sonstige hohe Staatsbeamte zu einem festlichen Gastmahl im Weißen Saale des Schlosses einladen lassen. Da die Ständeversammlung nicht einberufen war, so ergingen die Einladungen an alle Abgeordneten einzeln, und so erhielt auch der Abgeordnete des Bezirks Besigheim, Karl Mayer, ein vom 15. Sept. datirtes Schreiben des Hofmarschalls des Königs, worin er eingeladen wurde, am 25. Sept. abends 5¼ Uhr in schwarzem Frack und weißer Halsbinde an der Galatafel theilzunehmen und dem Obersthofmeisteramt Antwort geben zu wollen. Da der Hofmarschall sich damals bei dem Hofe in Friedrichshafen befand, so konnte er nicht wissen und brauchte es nicht zu wissen, daß der „Redacteur Dr. Karl Mayer in Stuttgart" sich am 15. Sept. nicht in Stuttgart aufhielt. Letzterer war zwar vermöge seiner unbestrittenen Anlagen zu einem Volksagitator und seiner neuesten Leistungen auf dem Gebiete eines demokratischen Redners und Redacteurs eine allgemein gekannte und besprochene Persönlichkeit; aber so weit war es denn doch noch nicht gekommen, daß über das Befinden Mayer's tägliche Bulletins ausgegeben wurden und auch die Hofkreise sich dafür interessirten. Das Hofmarschallamt hatte also in gutem Glauben gehandelt, und der „Beobachter" hatte sehr unrecht, ihm einen Vorwurf darüber zu machen, daß es sich nicht vor Absendung der Einladung genau erkundigt habe, wo jeder einzelne der Adressaten sich eben damals befinde, ob zu Hause bei Frau und Kindern, oder auf einer Erholungsreise im Berner Oberlande, oder auf der Hochzeitsreise auf einem Rheindampfboote, oder auch, was eine weitere Möglichkeit war, auf der Festung Hohenasperg. In letzterm Fall befand sich Karl Mayer, und auf der luftigen Höhe der alten Festung, in der unter der schmachvollen Regierung des Herzogs Karl der Dichter Schubart ein volles Decennium als Gefangener zugebracht hatte, erhielt Mayer am 18. Sept. das Einladungsschreiben. Der Grund dieser Strafhaft lag darin, daß der „Beobachter" sich „fortgesetzte ehrenrührige Bezichte und Ehrenkränkungen" gegen das preußische Staatsministerium und insbesondere gegen das preußische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erlaubt hatte, daher Bismarck und seine Collegen den Rechtsconsulenten Dr. Oskar Wächter in Stuttgart, einen Sohn des berühmten Pandektisten Karl Georg von Wächter in Leipzig, beauftragten, bei dem Criminalsenat des Gerichtshofes für den Neckarkreis Strafklage zu erheben. Der Gerichtshof verurtheilte den verantwortlichen Redacteur Karl Mayer, welcher zugleich Verfasser verschiedener dieser strafbaren Artikel war, zu einer auf der Festung zu vollziehenden Kreisgefängnißstrafe von

Digitized by Google

ſechs Wochen, zu einer Geldbuße von 100 Fl. und zur Bezahlung der Proceßkoſten. Dazu kam noch eine weitere Verurtheilung zu acht Tagen Feſtungsarreſt, zu einer Geldbuße von 30 Fl. und zur Bezahlung der Proceßkoſten, welche das Criminalamt Stuttgart „wegen in fortgeſetzter Handlung mittels der Preſſe verübter Ehrenkränkung, auf die Klage des Grafen von Bismarck-Schönhauſen zu Berlin", gegen den Redacteur Mayer ausgeſprochen hatte. Infolge dieſer Verurtheilungen befand ſich Karl Mayer ſeit dem 9. Sept. als Gefangener auf Hohenasperg und theilte am 18. Sept. dem Oberſthofmeiſteramt in einem Schreiben mit, daß er, in der Erſtehung von Gefängnißſtrafen begriffen, zur Zeit nicht in der Lage ſei, Einladungen anzunehmen, alſo für die zugedachte Ehre höflich danke. Mit dieſer Antwort kreuzte ſich eine Eröffnung der Feſtungsbehörde vom 19. Sept., worin Mayer mitgetheilt wurde, daß das Juſtizminiſterium ihm, falls er willens wäre, der Einladung zur königlichen Tafel nachzukommen, Feſtungsurlaub vom 24. bis 26. Sept. geben werde. Das Juſtizminiſterium hatte ebenſo correct gehandelt als das Hofmarſchallamt; denn nachdem einmal die Einladung abgegangen war, mußte man auch dem Adreſſaten die Möglichkeit verſchaffen, davon Gebrauch zu machen, wenn man ſich nicht dem Vorwurf bitterer Ironie ausſetzen wollte. Für Karl Mayer freilich ſtand die Sache anders. Für ihn war es eine Unmöglichkeit, am 24. Sept. von Hohenasperg ſich nach Stuttgart zu begeben, am 25. in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde „am grünen Teppichſaal" anzufahren und in den Weißen Saal einzutreten und am 26. ſeine Kreisgefängnißſtrafe wieder anzutreten. Solche auffallenden Wandlungen, ſolch raſche Temperaturumſchläge gehören doch eher in die Komödie, wo bei der leichten Beweglichkeit der Couliſſen auch die ſchärfſten Gegenſätze mit bewundernswerther Raſchheit und Grazie aufeinanderfolgen und ſich zuletzt noch die Hand drücken, als auf die politiſche Schaubühne, die immer etwas von dem Ernſt der alten Tragödie hat, zumal wenn es ſich um einen Volkstribunen handelt, der eben darüber nachſinnt, wie er, trotz Graf Bismarck und Staatsminiſterium, trotz Hohenlohe und Varnbüler, trotz Criminalſenat und Oskar Wächter, die Erſte Kammer entlaſſen, die Privilegirten nach Hauſe ſchicken, einen Südbund, zunächſt aus den Vereinigten Staaten von Würtemberg beſtehend, mit Parlament und Miliz errichten, mit dem Bruderſtamm in Oeſterreich eine Allianz abſchließen und dann der „Zollerei" ſo oder ſo ein Ende machen könnte. Das ging ja nicht an, und ſo ſchrieb er am 21. Sept. dem Juſtizminiſter Mittnacht, daß er ſeine wohlwollende Abſicht nicht verkenne, aber gleichwol nicht im Stande ſei, das Anerbieten anzunehmen, da er dem Verdacht nicht entgehen würde, er ſei gekommen, um Sr. Maj. dem Könige durch ſeine Gegenwart einen Gnadenact abzunöthigen, welchen vielleicht Staatsgründe widerriethen. Es ſei daher begreiflich, daß man kein Republikaner zu ſein brauche, um unter ſolchen Umſtänden von der königlichen Tafel wegzubleiben.

Damit war die Sache erledigt. Alle Betheiligten hatten ihre Schuldigkeit gethan, der Hofmarſchall mit der Einladung, der Juſtizminiſter mit dem Feſtungsurlaub, der Abgeordnete und Redacteur mit der Ablehnung des Anerbietens. Allein ſo glatt ging die Sache am Neſenbach nicht ab. Was bisher geſchehen war, das war alles nur Vorſpiel geweſen. Das eigentliche Drama begann jetzt erſt und kündigte ſich an als „Ein Sturm in einem Glaſe Waſſer". Die Freunde Mayer's, Großdeutſche und Demokraten, wurden am 21. Sept. durch Mayer ſelbſt von der Sachlage in Kenntniß geſetzt, worauf Probſt zu dem Juſtizminiſter Mittnacht ging und ihm den Wunſch der „vereinigten Linken" nahe legte, daß die Regierung „aus Anlaß des Verfaſſungsjubiläums die für ſolche conſtitutionelle Fälle längſt zum Grundrecht gewordene Amneſtie ertheile". Der Miniſter wies auf den bereits ertheilten Urlaub hin, beſprach dann die Sache mit ſeinen Collegen, und ſie alle ſcheinen darin einig geweſen zu ſein, daß die geforderte Amneſtie nicht nur keinen Sinn hätte, ſondern geradezu ein politiſcher Fehler wäre. Es hat einen Sinn, wenn

ein Monarch in einem Staate, wo wegen Preßvergehen, wegen Redezügellosigkeit, wegen Putschversuchen u. dgl. seit Monaten und Jahren ein paar Dutzend Menschen in Gefangenschaft sind, bei irgendeinem festlichen Anlaß erklärt, daß er die gegen seine Regierung gerichteten Angriffe vergessen wolle und daher Amnestie ertheile. Wenn aber in dem ganzen Königreiche Würtemberg nur ein einziger politisch Verurtheilter ist, wenn dieser erst seit dem 9. Sept. in Haft und zwar in sehr anständiger Festungshaft ist, wenn dieser nicht wegen Beleidigung der Landesregierung, sondern einer fremden Regierung, mit welcher jene hinsichtlich der Plane und Ziele eben damals in keinem harmonischen Verhältniß stand, angeklagt und verurtheilt war, so war Mayer gegenüber die Amnestie eine Lächerlichkeit, der preußischen Regierung gegenüber zum mindesten eine Taktlosigkeit. Mayer selbst ist in dieser ganzen Sache nichts vorzuwerfen, wie aus dem Wortlaut der oben angeführten Schreiben hervorgeht; aber seine Freunde bewiesen eine ganz erstaunliche Naivetät oder stellten sich blos so und mutheten eine solche der Regierung zu. Derartige Erwägungen scheinen bei der Berathung der Minister platzgegriffen zu haben, und Probst erfuhr bei seinem zweiten Besuche vom Justizminister, daß für das Ministerium durchaus kein Grund vorliege, eine Begnadigung Mayer's bei dem Könige zu beantragen. Die Sache wurde auch dadurch nicht anders, daß Becher und Oesterlen sich in das Justizministerium bemühten, und daß die großdeutsche Partei durch eine Deputation den Präsidenten der Zweiten Kammer ersuchte, seine Vermittelung dahin eintreten zu lassen, „daß die nach ihrer Ansicht die Würde der Krone ebenso wie die der Kammer verletzende Behandlung eines Mitgliedes der letztern sofort zu der einzig möglichen und richtigen Lösung komme, um das einige Zusammengehen von Regierung und Volksvertretung bei der Verfassungsfeier zu ermöglichen". Man traut seinen Augen kaum, wenn hierauf einmal auf das einige Zusammengehen von Regierung und Volksvertretung so großes Gewicht gelegt wird, während die Partei, die dies thut, auf den Sturz dieser Regierung hinarbeitet. Die Freunde wandten sich auch an den frühern Justizminister Freiherrn von Neurath mit der „inständigen" Bitte, bei den Herren Ministern für eine Begnadigung Mayer's zu wirken, welche alles ins beste Gleis bringen, das Fest zu einer wahren Versöhnungsfeier gestalten würde. Derselbe gab ihnen den nicht sehr klugen Rath, bei dem Könige, welcher erst am 24. von Friedrichshafen in Stuttgart eintraf, um eine Audienz nachzusuchen und hier die förmliche Bitte um eine Begnadigung Mayer's zu stellen. Sofort begab sich eine Deputation in das Geheime Cabinet, und Probst bat den Chef derselben, ihm eine Audienz bei dem Könige zu erbitten, den Zweck derselben mittheilend. Einige Stunden darauf erhielten die Bittsteller aus dem Geheimen Cabinet ein Schreiben, worin sie an den Justizminister, der sie erwarte, gewiesen wurden. Dieser erklärte ihnen, daß der König, welcher sich über die Sache habe Vortrag erstatten lassen, sich nicht bewogen finde, die erbetene Audienz für jetzt zu gewähren. Die Begnadigung eintreten zu lassen, sei kein Grund gefunden worden. Ueberhaupt pflege bei Injurien ohne Einwilligung des Beleidigten keine Gnade einzutreten. Damit war die Brücke abgebrochen, und den Freunden blieb noch übrig, sich zu fragen, ob sie bei dem „Ausbleiben einer von allen Seiten erwarteten politischen Amnestie und der bedingten Form der Beurlaubung Mayer's" an dem königlichen Festmahl theilnehmen wollten. Die meisten hatten zwar die Einladung schon angenommen, fanden es aber dennoch nicht für unschicklich, dem königlichen Wirthe einen Absagebrief zu schreiben. Einige Mitglieder der großdeutschen Partei und sämmtliche in Stuttgart anwesende Mitglieder der Volkspartei, zusammen etwa 26 Abgeordnete, theilten in einem Schreiben vom 24. Sept. dem Oberstthofmeisteramt mit, daß sie der Einladung keine Folge leisten könnten, und diese beiden Absagebriefe, welche zugleich eine Motivirung des Entschlusses enthielten, waren im „Beobachter" ein paar Stunden vor dem Beginn des Festmahles gedruckt zu lesen. Es fiel dann doch auf, daß unter

Digitized by Google

den Unterzeichnern dieſer Briefe auch der Vicepräſident der Zweiten Kammer, Probſt, und der Mitverfaſſer der offiecellen Feſtſchrift, Profeſſor Fricker, ſich befanden. Damit war das Drama zu Ende, und der Sturm legte ſich wieder im Glaſe Waſſer. Doch ganz ohne Nachſpiel konnte ja die Sache nicht abgehen. Der „Beobachter" veröffentlichte in vier Nummern ſeines Blattes eine „Nachleſe zur Verfaſſungsfeier" und verzeichnete darin die Urtheile der deutſchen, der öſterreichiſchen und der franzöſiſchen Preſſe über dieſen Vorgang. Es lag ihm viel weniger daran, wie die Blätter über den Vorgang ſich äußerten, als daß ſie ſich darüber äußerten. Daß die augsburger „Allgemeine Zeitung" in ihrem erſten Bericht über die Vorfälle vom 25. Sept. den Mayer'ſchen „Zwiſchenfall" einfach todtſchwieg, konnte ihr der „Beobachter", welcher darin „lebendige Wellenſchläge der Zeit" erkannte, nicht verzeihen. Dagegen ſprach der „Nürnberger Correſpondent" von „Männerſtolz vor Königsthronen". Dies alles wegen eines Schreibens an das Oberſthofmeiſteramt! Dem Volke war die ganze Sache höchſt gleichgiltig, und was von der Volkspartei Bewegung und Aufregung des Volkes genannt wurde, war nichts anderes als der Reflex der eigenen Stimmung. Das zu einer cause célèbre gemachte Galadiner ging, wenn auch um einige Gedecke kleiner, doch ohne alle Störung vor ſich, und der König trank „auf das Wohl des Landes und auf ein vertrauensvolles Zuſammenwirken der Vertreter des Landes mit der Regierung".

Gegenüber dieſem anſpruchsvollen Gebaren der Großdeutſchen und Demokraten verharrte die Deutſche (national-liberale) Partei in der durch die politiſchen Verhältniſſe des Landes ihr vorgeſchriebenen Stellung. Die Partei war damals noch nicht groß, ſie hatte über keine Maſſen zu verfügen, dagegen ſah man Intelligenzen und Charaktere unter ihr. Doch war die Partei im Zunehmen und zwar um ſo mehr, je gebieteriſcher und undeutſcher die Agitatoren der Volkspartei auftraten und je ruhiger die Regierung dieſelben gewähren ließ. Bei der Landesverſammlung der Partei, welche am 28. Febr. 1869 in Geislingen, dem Wahlbezirke des Profeſſors Robert Römer, gehalten wurde, fanden ſich gegen 3000 Männer aus allen Theilen des Landes ein, und die von dem Landescomité vorgeſchlagenen drei Reſolutionen, welche die deutſche Frage, den liberalen Ausbau der Verfaſſung und die Steuerreform betrafen und von Dr. Lang, Redacteur beim „Schwäbiſchen Merkur", von Profeſſor Römer, vom Abgeordneten Hölder, vom Abgeordneten Dr. Pfeiffer und von Dr. Elben, Herausgeber und Chefredacteur des „Schwäbiſchen Merkur", begründet wurden, fanden einſtimmige Annahme. Die die nationale Frage betreffende Reſolution lautete: „Die Landesverſammlung der Deutſchen Partei erklärt im Anſchluß an ihre frühern Kundgebungen und in Uebereinſtimmung mit der großen Mehrheit des deutſchen Volkes: der Eintritt der ſüddeutſchen Staaten in den Norddeutſchen Bund iſt der naturgemäße Weg zur Verwirklichung der lange erſehnten Einheit des Vaterlandes. In den freien Willen Süddeutſchlands iſt es gelegt, dieſen Weg zu betreten; für die Regierungen iſt es dringende Pflicht, Verhandlungen hierüber zu eröffnen. Keine europäiſche Macht hat ein Recht, gegen die fortſchreitende Einigung Deutſchlands Einſprache zu erheben. Drohungen des Auslandes dürfen die Nation nicht aufhalten in der Arbeit für dieſes höchſte und berechtigte Ziel."

Um dieſes Ziel unerreichbar zu machen, ſetzte die Volkspartei in den erſten Wochen des Jahres 1870 eine alles bisherige überbietende Agitation in Scene. Während die „Patrioten" in Baiern das Miniſterium Hohenlohe zu ſtürzen ſuchten, den Miniſterpräſidenten auch wirklich zum Rücktritt nöthigten und unter der Anführung des Statiſtikers Kolb die bairiſche Armee zu bewaffneten Bauervereinen unter dem Commando fanatiſcher Biſchöfe umwandeln wollten, ſuchten die würtembergiſchen Demokraten das Miniſterium Varnbüler zur Annullirung des eben erſt geſchaffenen Wehrgeſetzes zu zwingen, womit

der Allianzvertrag thatsächlich aufgehoben und die Verfügung über die bewaffnete Macht in die Hände der Volksparteiführer gelegt wurde. Gab dies Verwickelungen mit Preußen, so hatte dies ja gar nichts zu sagen, denn dann war der Südbund mit Parlament und Miliz so gut wie fertig; und wenn das Ministerium Varnbüler nicht darauf einging, so zog man ihm den Boden unter den Füßen weg und schuf über Nacht ein großdeutsch-demokratisches Ministerium. Um den nöthigen Hochdruck für solche Experimente zu gewinnen, wurde an das Volk appellirt, dieses selbst zur directen Theilnahme aufgefordert und im Namen des souveränen Volkes dem Ministerium ein kategorisches Entweder — Oder gestellt. Dies waren die Ziele, dies der Feldzugsplan. Die Landesversammlung der Volkspartei, welche wiederum am 6. Jan. in Stuttgart tagte und von etwa 600 Delegirten und sonstigen Parteigenossen besucht war, beschloß, einen allgemeinen Sturm gegen das Kriegsdienstgesetz von 1868 zu organisiren, und forderte zu diesem Zwecke die Anhänger und Genossen auf, „bis spätestens zum 1. März in jedem Oberamt des Landes, in welchem seither noch kein Bezirksvolksverein bestand, einen solchen zu gründen, auch in jedem Wahlbezirke des Landes dafür zu sorgen, daß sämmtliche Wähler Gelegenheit hätten, eine an die Kammer gerichtete Adresse zu unterzeichnen, in welcher dem Verlangen des Volkes nach Aenderung des Kriegsdienstgesetzes im Sinne der wahrhaft allgemeinen Dienstpflicht mit militärischer Jugendvorbereitung und kurzer Präsenz Ausdruck gegeben sei; diese Adresse sollte von jedem Bezirk dem betreffenden Abgeordneten im Original durch eine Deputation zur Einreichung bei der Kammer übergeben und derselbe persönlich aufgefordert werden, seinen ganzen Einfluß und alle der Volksvertretung zustehenden Mittel anzuwenden, um die Regierung zum Eingehen auf die verlangte Gesetzesänderung zu bestimmen". Also zuerst Volksvereine, dann Volksversammlungen, Unterzeichnung der Adresse, Uebergabe der Adressaten an die Landtagsabgeordneten und zuletzt eine volle Breitseite gegen das Ministerium! Solche Vereine sollten womöglich in allen Gemeinden gegründet werden, denn, sagte der „Beobachter", „durch ihre bleibende und ins Volksleben selbst sich einwurzelnde Organisation allein läßt sich ein Damm schaffen gegen das der Volkssitte wie der Verwaltung gleich verderbliche System der Regierungscandidaturen, gegen die Misregierung, welche das Land, weit hinaus über das Verhältniß zu den geschaffenen productiven Werthen, in eine jährlich wachsende Steuer- und Schuldenlast hineinführt, gegen die fortschreitende Bedrohung seiner Selbständigkeit als eines eigenlebigen und unabhängigen Gliedes der deutschen Nation. Die Bildung einer solchen Partei ist mit keiner Gefahr für den Staat verbunden". Daß die Sache nicht gerade so ungefährlich und so unschuldig sei, wie sie der „Beobachter" aufgefaßt zu sehen wünschte, mochte wol mancher denken, zumal wenn er sah, mit welch kräftigen Hieben der oberste Leiter dieser Volksvereine, der inzwischen aus seiner Festungshaft entlassene Karl Mayer, in der Landesversammlung um sich warf. „Ebenso entschlossen", sagte er, „wie man dort (in Preußen) sei, das Militärsystem bis zu seiner äußersten Vollendung zu treiben, sei auch das würtembergische Volk, den Waffenstillstand zu brechen und den Kampf gegen den Militärteufel wieder aufzunehmen. Es werde damit nicht warten, bis der Ruin des Landes vollendet, die Steuerkraft erschöpft, die ganze Jugend militärflichtig zur Auswanderung aus dem Lande getrieben sei. Der erste Anlaß, der Wiederzusammentritt der Stände, müsse benutzt werden, um dieses Fluchgesetz unter die Füße zu bringen, welches die Werkstätte und den Acker der arbeitenden Arme beraube. So schnell wie möglich müsse der Nacken des Landes frei werden von dem ihm auferlegten Joch." Damit zu dem Ernsten auch das Heitere sich geselle, ging am Abend dieses Tages, nachdem man sich beim Bankett in die dazu gehörige internationale Stimmung versetzt hatte, folgendes Telegramm nach Madrid ab: „Stuttgart, 6. Jan., Emilio Castelar, Abgeordneter und Professor. Gruß und Brüderlichkeit! Es lebe die Republik! Die würtembergische demo-

kratiſche Partei in Stuttgart. Mayer." Ein Gruß über die Pyrenäen hinüber an den mehr durch die Verſchwommenheit als durch die Klarheit ſeiner Ideen ausgezeichneten Caſtelar hatte, zumal wenn man ſich das Gros dieſer Verſammlung näher anſah, faſt etwas Lächerliches, ein Hoch auf die Republik, in dieſer allgemeinen Faſſung, etwas Bedenkliches. An Spott und Vorwürfen fehlte es denn auch nicht.

Dem Beſchluſſe der Landesverſammlung gemäß wurde von Mitte Januar an mit der Agitation im Lande begonnen und dieſelbe ſechs bis acht Wochen lang fortgeſetzt. In jeder Woche wurden in mehrern Oberämtern zu gleicher Zeit Volksverſammlungen gehalten, nachdem dieſelben vorher im „Beobachter" angekündigt und die als Redner auftretenden Männer bezeichnet waren. Die Herren Mayer, Vollmer, Wolbach, Hausmann, Merſſer, Uhl, Niethammer u. a. reiſten im ganzen Lande umher, hielten bald da, bald dort eine Verſammlung, forderten zur Bildung von Bezirksvolksvereinen und zur Unterzeichnung der Adreſſe gegen das Kriegsdienſtgeſetz auf, donnerten aufs neue, wie 1868 bei den Zollparlamentswahlen, gegen Cäſarismus und Militarismus, prophezeiten für den Fall der Beibehaltung des Kriegsdienſtgeſetzes den ſichern Ruin des Landes und ſtellten der urtheilsloſen Maſſe eine Herabſetzung der Steuern als angenehme Folge einer kürzern Präſenz vor. Daß es bei ſolchen Verſammlungen an Kraftausdrücken, an Renommiſterei, an kühnen Entſchlüſſen nicht fehlte, läßt ſich denken. Die Einberufung zum Kriegsdienſt wurde eine Räuberei genannt; ein alter Bauer, früher Unteroffizier, behauptete, Mayer und Kolb noch weit überbietend, daß er ſchon nach ſechs Wochen Exercitium mit ſeinen Soldaten den Teufel aus der Hölle gejagt haben würde; von Steuerverweigerung, falls das Miniſterium nicht nachgebe, war ganz offen die Rede. „Nieder mit dem Kriegsdienſtgeſetz! Hoch das freie Bürgerthum, einig und feſt geſchloſſen wider preußiſche Verführung und Gewalt!" war der Refrain aller Verſammlungen. Die wenigen Männer, welche Muth und Luſt dazu hatten, eine Maſſe, welche nicht hören wollte, aufzuklären und den Demokraten entgegenzutreten, wurden mit Hohn überſchüttet. Die Aeußerung eines Beamten, daß das, was die Volkspartei ſage, falſcher Schein ſei, daß ſie nicht ſage, was ſie eigentlich wolle, daß ſie nichts anderes als den Umſturz wolle und zu dieſem Zwecke ein geſittiges Volksheer als Werkzeug und die Republik mit dem Präſidenten Karl Mayer an der Spitze, wurde als banale Verleumdung, deren ſich Gebildete doppelt ſchämen ſollten, gebrandmarkt. Die Adreſſe wurde in Stadt und Land von Haus zu Haus getragen und fand in den Dörfern vielfach eine ſehr günſtige Aufnahme, zumal da auch viele Ortsvorſteher, in vollſtändiger Verkennung ihrer Stellung, nicht nur ſelbſt die Adreſſe unterſchrieben, ſondern auch durch ihre Polizeidiener und Büttel die Adreſſe colportiren und in den Bauerhäuſern die Aufforderung zur Unterzeichnung ergehen ließen. Die Bauern waren zuletzt der Anſicht, die ganze Sache gehe von der Obrigkeit aus und die „ſtuttgarter Herren", welche in den Verſammlungen ſo ſchöne Reden hielten, ſeien Abgeſandte der Regierung, welche aus irgendwelchen Gründen, vielleicht wegen des „Preußen", noch nicht offen mit der Sprache herausrücken wollte. Auf dieſe Weiſe war es für die Volkspartei, welche ſich dabei der Allianz der Ultramontanen erfreute, keine Schwierigkeit, eine große Summe von Unterſchriften zu ſammeln, zumal da nicht überall ſehr ſcrupulös unterſucht wurde, ob die Unterzeichner auch alle dazu berechtigt, d. h. wahlfähig ſeien. Schon nach wenigen Wochen konnte der „Beobachter" mit geſperrter Schrift verkündigen, daß 150000 freie Schwaben die Adreſſe gegen das Kriegsdienſtgeſetz unterſchrieben hätten und dadurch dem preußiſchen Militarismus den Krieg ankündigten und ein Veto gegen das „Fluchgeſetz" einlegten. Der Landesausſchuß der Volkspartei, welcher am 6. März in Stuttgart zuſammenkam, faßte, um den Adreſſenſturm auf eine würdige Weiſe zu eröffnen, den Beſchluß, daß nun in allen Bezirken möglichſt zahlreiche Deputationen, aus 10, 12 und mehr Männern beſtehend, gewählt werden und ſämmtlich an

Einem Tage, am Sonntag, den 20. März, in Stuttgart erſcheinen ſollten, und daß jede dieſer Deputationen dem Landtagsabgeordneten ihres Bezirks, welcher politiſchen Geſinnung er auch angehöre, einen Beſuch abſtatten und die in dem Bezirk angenommenen Adreſſen behufs der Beförderung an die Kammer überreichen ſolle, worauf dann ſämmtliche Deputationen zu einer Landesverſammlung zuſammentreten ſollten, um weitere Beſchlüſſe zu faſſen.

Während die Regierung dieſer Agitation, welche das Land in ſeinen Grundfeſten aufwühlte und den ganzen ſtaatlichen Organismus in Frage ſtellte, mit verſchränkten Armen zuſah, mit keinem Worte die vielfach auftauchenden Zweifel, ob ſie nicht etwa ſelbſt im ſtillen ihre Freude an der Adreſſe habe, zu beſeitigen ſuchte, und die Gefahr, ſtatt ihr vorzubeugen, ruhig an ſich herankommen ließ, hielt die Deutſche Partei ſich für verpflichtet, durch Abhaltung von öffentlichen Verſammlungen in nationalen Bezirken und durch beſondere Erklärungen ihren Standpunkt zu wahren und der Volksverführung entgegenzutreten. In ihrer Anſprache vom 5. Febr. erklärte das Landescomité dieſer Partei, das gegenwärtige Wehrſyſtem habe gegen das frühere weſentliche Vorzüge. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ſei die Erfüllung eines alten demokratiſchen Verlangens, die Abſchaffung des Loskaufs beſeitige das Privilegium des Reichthums. Die Möglichkeit früherer Eheſchließung (jetzt nach drei Jahren, früher nach ſechs Jahren) ſei eine weſentliche Erleichterung für das Volk. Das Inſtitut der einjährigen Freiwilligen verwerthe die Elemente der Bildung für die Zwecke des Kriegsdienſtes und hebe damit die Tüchtigkeit des Heeres. Durch die Gleichheit der Heereseinrichtungen bilde Deutſchland ſchon heute ein nationales Ganzes. Die loyale Ausführung des neuen Kriegsdienſtgeſetzes ſei eine moraliſche Pflicht kraft des Allianzverhältniſſes, in welchem unſer Land mit dem Norddeutſchen Bunde ſich befinde. Es ſei unſere Schuldigkeit, mit Deutſchland zuſammenzuſtehen zu Schutz und Trutz, und wenn das Bündniß dem kleinern Lande größern Vortheil bringe als dem Norddeutſchen Bunde, ſo ſei es an uns, wenigſtens in ebenbürtiger Verfaſſung unſern Bundesgenoſſen an die Seite zu treten.

Endlich, nach einer Pauſe von fünf Vierteljahren, wurde der Landtag wieder einberufen. Die erſte Sitzung wurde am 8. März gehalten. In dieſer richtete der Abgeordnete Schott eine Interpellation an den Miniſter des Auswärtigen, Hrn. von Varnbüler, und fragte denſelben, wie ſeine Erklärung vom 30. Oct. 1867, daß der würtembergiſchen Regierung eine Prüfung des casus foederis zuſtehe, in Uebereinſtimmung zu bringen ſei mit der Angabe der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung", daß dies nicht der Fall ſei, und daß damals die Erklärung des Miniſters nur wegen ſeines „parlamentariſchen Bedürfniſſes" nicht dementirt worden ſei. Erſt in der Sitzung vom 22. März gab Miniſter Varnbüler folgende Antwort hierauf: „Der preußiſche Geſandte habe ihm im April 1867 eine vertrauliche Depeſche vorgeleſen, welche gleichlautend nach München und Karlsruhe ſowie auch an norddeutſche Regierungen ergangen ſei. Es ſei in derſelben gefragt worden, ob Würtemberg aus eigener freier Ueberzeugung entſchloſſen ſei, die Verantwortlichkeit für die Folgen, welche der Schutz der Unabhängigkeit Luxemburgs haben könne, mit Preußen zu theilen; wie weit die Regierung vorbereitet ſei, der Gefahr entgegenzutreten, und falls ſie Anſtand nehme, mitzugehen, «ob ſie bereit ſei, dieſe Ablehnung vor der Oeffentlichkeit zu vertreten». Darauf habe er am 20. April 1867 erwidert: «Würtemberg wird ſeine Pflichten loyal erfüllen, und auch abgeſehen von ihnen für die Ehre und das Intereſſe Deutſchlands einſtehen; Würtemberg kann daher für jetzt dahingeſtellt ſein laſſen, ob der casus foederis für den Augenblick vorliege oder nicht.» Ueber dieſe Antwort habe Preußen ſeine Befriedigung ausgeſprochen. Somit ſei er berechtigt geweſen, der Kammer am 30. Oct. 1867 zu erklären, daß Würtemberg unzweifelhaft das

Recht habe, zu prüfen, ob der casus foederis vorliege. Allerdings habe ihm bald darauf Preußen erklären lassen, daß es mit seiner Anfrage im April nicht eine Prüfung des casus foederis habe hervorrufen, sondern nur darauf habe aufmerksam machen wollen, daß der casus foederis bald eintreten könne." Am Schlusse seiner Rede sagte der Minister: „Gegenüber der Misdeutung, welche meine Worte vielfach gefunden haben, gegenüber namentlich den ungescheut hervortretenden Umtrieben gegen den Rechtsbestand eines von der Regierung abgeschlossenen und von den Ständen genehmigten Staatsvertrages spreche ich aus, daß, solange ich an diesem Platze zu stehen die Ehre habe, ich an diesem Vertrage nicht werde rütteln lassen, und nicht zustimmen werde, daß Würtemberg sich der loyalen Erfüllung seiner Verbindlichkeiten entziehe, mit den übrigen deutschen Heeren einzutreten, wenn es sich um die Vertheidigung deutschen Gebietes handelt." Darauf erwiderte der Interpellant Schott, er sei auf diese Antwort hin fester als je überzeugt, daß Preußen gar nie Würtemberg die Entscheidung des casus foederis zugestanden habe. Hätte man das früher gewußt, so würde die Kammer wol dem Vertrage ihre Zustimmung nicht gegeben haben. Jedenfalls könne sie jetzt, wenn sie es für opportun halte, auf die Gültigkeit des Vertrages zurückkommen.

Das nächste Scharmützel entspann sich in der Sitzung vom 12. März, wo es sich um die Genehmigung eines Eisenbahnanlehens von 8 Mill. Fl. handelte. Der Abgeordnete Mayer erklärte, er und seine Partei seien in diesem Falle in einer eigenthümlichen Lage, in einer Art Zwangslage, da sie, eingedenk der vielen Mistrauensvoten, die sie in Landesversammlungen und in der Kammer gegen den Minister des Auswärtigen und der Verkehrsanstalten ausgesprochen hätten, ihm jede Creditforderung verweigern sollten, aus Rücksicht auf die Landeswohlfahrt aber die 8 Mill. verwilligen müßten. Justizminister Mittnacht trat für seinen Collegen Varnbüler in die Schranken und übernahm die volle Verantwortlichkeit für alles, was seit seinem Eintritt ins Ministerium in der deutschen Frage geschehen sei. Er sprach seine Ansicht dahin aus, daß die einzelnen Abgeordneten mit ihren Mistrauensvoten zurückhaltender sein dürften, bis sie sich entschlossen hätten, ein Mistrauensvotum des ganzen Hauses herbeizuführen, und bis sie in sich die Macht fühlten, an die Stelle der Minister zu treten. Nichts sei ihm verächtlicher als die Gesinnung, welche der „Beobachter" nicht aufhöre den Ministern unterzuschieben, daß sie gegen ihre Ueberzeugung und des Landes Wohl sich an ihre Sessel festklammerten. Wenn eine Partei nachweisen könne, daß sie die Majorität besitze, so werde er mit seinen Collegen abtreten. Der Minister Varnbüler bezeichnete das Thun und Treiben der Landesversammlungen der Volkspartei als politischen Dilettantismus, der nicht in diesen Saal hineingehöre, protestirte gegen ein Vertrauensvotum des Abgeordneten Mayer und fand es auffallend, daß letzterer seine persönliche Ansicht immer als die Ansicht dieses Hauses aufstelle und von seiner hohen Person immer per „Wir" spreche, sei es daß er sich in Träumen von einem süddeutschen Bundespräsidium wiege, sei es daß er in seinen Anhängern willenlose Werkzeuge, Automaten sehe. Der national-liberale Abgeordnete Schmid tadelte es, daß Mayer die politische Frage in diese reine Geldfrage hereingezogen habe. Das Mistrauensvotum desselben werde sich bei vielen zum Vertrauensvotum für das Ministerium wenden. So weit sei es in Würtemberg noch nicht gekommen, daß alles unter das politische Inquisitionstribunal der demokratischen Unfehlbarkeit des „Beobachter" sich beuge. Das Ministerium wäre nur anzuklagen in der Richtung, daß es zu große Rücksicht gegen die Tendenzen des „Beobachter" bisher an den Tag gelegt habe. Das Mistrauensvotum auf die Leitung der Verkehrsanstalten auszudehnen, sei ganz ungerecht. Dem Minister gebühre das Verdienst, das ganze Eisenbahnnetz des Landes geschaffen zu haben. Die großdeutschen Abgeordneten Oesterlen und Schott vertheidigten ihre Partei gegen den Vorwurf, daß dieselbe die Ministersessel zu besetzen trachte, ließen aber deut-

Digitized by Google

lich durchblicken, daß sie die Capacitäten ihrer Partei für die prädestinirten Nachfolger der jetzigen Minister hielten. Der Abgeordnete Mayer sprach von der Regierungsfähigkeit der großdeutschen Partei, zu welcher, wenn sie ans Ruder käme, die Volkspartei sich gewiß gut stellen würde, und ließ das der Leitung der Verkehrsanstalten gespendete Lob nicht gelten. Jedermann wisse, wie der Minister die jeweilige Situation, die Bedürfnisse der einzelnen Bezirke, für seine Zwecke ausgebeutet habe. Unser Eisenbahnnetz sei ein Conglomerat von Schwabenstreichen, die immer einer der regierenden Minister nach dem andern gemacht habe, ein System von Fehlern, theils Unterlassungen, theils Begehungen, in deren Verantwortlichkeit sich unsere Minister theilten, wie diese „Sünder" einer auf den andern gefolgt seien. Der Vorwurf, daß er mit „Wir" gesprochen habe, berühre ihn nicht; er thue dies, wo er sich sicher als den Vertreter seiner Partei wisse. Hinsichtlich seiner Zukunftsplane müsse er erklären, daß, wenn die Republik, wie sie sich in seinem Kopfe ausgebildet, je einmal auf deutscher Erde praktisch würde, es gar keinen Präsidenten an der Spitze derselben geben würde, sondern nur einen Bundesrath. Er wünsche aber, daß man ihn nicht danach, sondern nach seinen Gegenwartsplanen beurtheile. Was übrigens die angeblichen „Dilettanten" in der Politik zu leisten vermöchten, das werde den Herren drüben am Grünen Tische durch Ueberreichung der Kriegsdienstgesetz-Adressen bald ebenso klar werden wie denen, die von künstlicher Agitation gesprochen. Der Abgeordnete Röner verwahrte sich dagegen, daß infolge der Aeußerungen der Minister gegen Mayer die Stellung der national-liberalen Partei zu dem Ministerium auch nur die geringste Aenderung erlitten habe; seine Partei habe sich dabei erinnert, daß das Ministerium und die Partei Mayer's schon mehr als einmal auf Einer Seite gestanden seien, und betrachte nun den Zwist, welcher heute gespielt habe, mehr oder weniger als einen häuslichen Zwist. Nach diesem Geplänkel wurden die geforderten Geldmittel von der Kammer mit allen gegen Eine Stimme (Hopf) genehmigt.

Der das Kriegsdienstgesetz betreffende Antrag, welcher die entscheidende Schlacht herbeiführen sollte, war bereits am 11. März eingebracht. Nach demselben sollte die Kammer „1) der Staatsregierung erklären, daß sie in den militärischen Einrichtungen solche Aenderungen geboten finde, welche die großen volkswirthschaftlichen und finanziellen Nachtheile des bestehenden Systems erheblich, insbesondere durch Herabsetzung der Präsenz, zu mildern geeignet seien, und daß sie die Ausgaben für Zwecke der militärischen Einübung nicht in der bisherigen Höhe zu verwilligen vermöchte; 2) demgemäß die Regierung bitten, noch im Laufe der Session entsprechende Vorlagen einbringen zu wollen". Dieser Antrag war unterzeichnet von 45 Abgeordneten, von welchen 24 der großdeutschen, 21 der Volkspartei angehörten. Da nun damals 89 stimmfähige Mitglieder in der Kammer waren, so hatte der Antrag bereits die absolute Majorität. Der „Beobachter" ging aber noch weiter, zog von der Gesammtzahl der Kammermitglieder die 23 Privilegirten ab, und brachte so heraus, daß von den 68 anwesenden Volksabgeordneten 45, d. h. zwei Drittel gegen das Ministerium sich erklärt hatten. „Es will uns bedünken", sagte er, „daß die Volksstimme sich durch das constitutionelle Sprachrohr nicht deutlicher vernehmen lassen könne. Was wird Hr. von Varnbüler thun?" Am 17. März kam der Antrag der Fünfundvierzig zur vorläufigen Debatte. Derselbe wurde von dem ultramontanen Abgeordneten Probst in dessen bekannter Weise begründet. Die eminent politische Seite des Antrages wurde von Probst vollständig todtgeschwiegen und die finanzielle und volkswirthschaftliche in elegischer Manier besprochen. Zweck des Antrages sei lediglich, zu verhüten, daß nicht dem Landbau und dem Gewerbe die nöthigen Hände theils durch den Kriegsdienst selbst, theils durch die Vertreibung der jungen Männer aus dem Lande fernerhin entzogen und die Steuern nicht auf eine übermäßige Höhe gesteigert würden. Als das unerläßliche Mittel hierzu erscheine die Verminderung der Präsenz, für welche die Antragsteller unter

den jetzigen Verhältniſſen bei der Infanterie und Artillerie durchſchnittlich höchſtens ein Jahr, bei der Reiterei höchſtens zwei Jahre in Rechnung nähmen. Der Antrag im ganzen finde ſeine Begründung in der Nothwendigkeit, dem Unheil des Militarismus, welchem Europa zum Opfer zu werden drohe, mit dem Anſpruche des Volkes auf Wohlfahrt und Bildung gegenüberzutreten. Wenn mit der Erleichterung von dieſer Laſt den Anfang zu machen den Großſtaaten nicht möglich zu ſein ſcheine, ſo möge ein kleiner Staat ſein Vertrauen auf Recht und Frieden durch ſeinen Vortritt bethätigen. Er erſuche die Kammer, den Antrag ohne Verweiſung an eine Commiſſion in einer der nächſten Sitzungen auf die Tagesordnung zu ſetzen. Der Abgeordnete Sick erklärte den Antrag für das, was er war, für einen politiſchen, durch welchen die deutſche Frage, die Allianzverträge, unſere Culturaufgabe u. ſ. w. berührt würden, und für welchen deshalb die gründliche Behandlung in einer Commiſſion geboten ſei, daher er beantragte, denſelben an die Finanzcommiſſion zu verweiſen. Nun war aber dieſe zu Anfang der Sitzung gewählte Finanzcommiſſion nicht ganz nach dem Wunſche der Volkspartei zuſammengeſetzt. Es war in den Clubs der großdeutſchen und der Volkspartei vor der Sitzung ausgemacht worden, daß in die aus 15 Mitgliedern beſtehende Commiſſion von jeder dieſer beiden Parteien ſieben mit Namen genannte Mitglieder, und von der Regierungspartei nur der eine, Freiherr Hoſer von Lobenſtein, gewählt würden. Als aber das Reſultat der Wahl verkündigt wurde, fanden ſich die ſieben Großdeutſchen alle unter der Zahl der Gewählten, von der Volkspartei aber nur drei, und zwar gerade Mayer nicht, dagegen mehrere von der Regierungspartei, ein Ergebniß, welches der „Beobachter" dem Vertragsbruche von ſechs Mitgliedern des großdeutſchen Clubs zuſchrieb. Daher beantragte nun der Abgeordnete Mayer, den Antrag nicht an die Finanzcommiſſion zu verweiſen, da dieſe heute gewählt worden ſei in dem guten Glauben, der Antrag werde ohne Commiſſion zur Berathung kommen, ſondern eine beſondere Militärcommiſſion von neun Mitgliedern zu wählen, welche über die politiſchen und volkswirthſchaftlichen Seiten dieſes Antrages der Kammer Bericht erſtatten ſollte. Aber der Mayer'ſche Vorſchlag wurde, nachdem auch Probſt, um jeden Zweifel wegzuräumen, den ſeinigen zurückgezogen hatte, mit 48 gegen 38 Stimmen abgelehnt, wobei wieder einige der Parteidisciplin ſich entziehende Großdeutſche durch ihr Votum gegen den Antrag den Ausſchlag gaben. Der Sick'ſche Antrag wurde darauf angenommen, und der Antrag ging an die Finanzcommiſſion. Dieſe wählte den particulariſtiſchen Abgeordneten Moritz Mohl zu ihrem Berichterſtatter, und derſelbe ſprach ſich zwar entſchieden gegen die Annahme des ſchweizeriſchen Milizſyſtems aus, das für unſere internationalen und geographiſchen Verhältniſſe nicht paſſe, meinte aber doch, daß kleinere Staaten nicht über ihre Kräfte hinausgehen ſollten, befürwortete demgemäß eine Herabſetzung der Präſenz, eine Verminderung der Contingentſtärke und eine andere Formation der Reiterei, redete ſogar der Wiedereinführung des Einſteherinſtituts das Wort, da der Staat dadurch einen Stamm gedienter Unteroffiziere erhielte und den Steuerpflichtigen große Summen erſpart würden, und ließ die Einwendung, als ob Würtemberg durch den Allianzvertrag gebunden ſei, nicht gelten, da die Militäreinrichtungen lediglich Sache eines jeden der contrahirenden Staaten ſeien. So kam denn die Mehrheit der Commiſſion (acht) zu dem Beſchluſſe, die Kammer aufzufordern, dem Antrage der Fünfundvierzig ihre Zuſtimmung zu ertheilen. Eine Minderheit von ſieben Stimmen war nicht eine abſolute Gegnerin des Antrages, hielt gleichfalls eine erhebliche Ermäßigung des Kriegsetats für dringend geboten, auch für möglich unbeſchadet der Qualität der Armee, und ſtellte demgemäß den mildern Antrag, die Kammer möchte die Regierung erſuchen, „den Kriegsetat nach der Seite einer erheblichen Ermäßigung deſſelben einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen". Doch kamen dieſe Vorſchläge der Finanzcommiſſion nicht mehr

vor die Kammer; denn als die Berichte fertig waren, was etwa am 26. März der Fall war, gab es keine Kammer mehr.

Am Sonntag, den 20. März, trafen dem Feldzugsplane gemäß die Deputationen aus den verschiedenen Wahlbezirken in Stuttgart ein, um den 70 Volksabgeordneten die Adressen gegen das Kriegsdienstgesetz, mit den Unterschriften versehen, zu überreichen. Da am 19. und 21. März wegen kirchlicher Feiertage keine Sitzung war, so hatten viele Abgeordnete, welche an dieser Volksagitation keinen Geschmack fanden, die drei freien Tage zu einem Besuche bei ihren Familien benutzt, sodaß manche Deputation einen Fehlgang machte. Nachmittags wurde Landesversammlung gehalten, und die 400 Delegirten erklärten, daß sie den 45 Abgeordneten für ihren Antrag gegen das Kriegsdienstgesetz den Dank des Volkes aussprächen; daß nur diejenige Regierung das Vertrauen des Volkes verdiene, welche, ebenso bedacht auf die Selbständigkeit des Landes wie auf die Wohlfahrt seiner Bürger, die wahrhaft allgemeine Wehrpflicht zur Grundlage der militärischen Einrichtungen zu machen entschlossen sei, und daß die Versammlung das übereinstimmende und gleichzeitige Vorgehen der bairischen Nachbarn gegen den uns von Preußen aufgedrängten Militarismus mit Freuden begrüße und zu demselben Thun das ganze deutsche Volk im Süden wie in Oesterreich und im Nordbunde mahne, um so vereint den Staaten Europas ein Beispiel der Freiheit und eine Bürgschaft des Friedens zu geben". Die Begründung dieser Resolutionen übernahmen die Abgeordneten Mayer und Vollmer. Dieser sprach von den 150000 politischen Dilettanten, welche nun den Politikern vom Handwerk das Handwerk legen wollten; jener sprach von den Kolb'schen Anträgen in der bairischen Finanzcommission, von der Nothwendigkeit einer engen Verbindung der Südstaaten, um den Kern eines wiederzuschaffenden, in Freiheit geeinigten Deutschlands zu bilden, von dem Südbunde, aus welchem ja doch das Vaterland wie ein Phönix neu erstehen müsse, von dem „fluchwürdigen" Allianzvertrage, gegen den allerdings die Spitze jener Resolutionen gerichtet sei, da er uns mit seinen Folgen zu Preußen dritter Klasse, zu Vasallen preußischer Eroberungssucht, zu Anhängseln der hohenzollernschen Politik gemacht, unser glückliches Land mit unerschwinglichen Lasten beladen und unsere Jugend über den Ocean getrieben habe. „Dieser Vertrag ist unvereinbar mit der süddeutschen Freiheit, doch müssen wir knirschend in diese Kette beißen, aber einst wird eine Zeit kommen, wo diese Kette wieder von uns fallen und wir uns wieder frei bewegen können. An unsern harten Schwabenköpfen sind die Plane Bismarck's gescheitert; wir haben es verhindert, daß aus dem Zoll- ein Vollparlament geworden; noch steht die Uebergangslocomotive über dem Main und wird noch lange stehen; wir haben ihr das Feuer gelöscht." Dies waren harte Worte, viel Prophetisches darin, was am Ende des Jahres 1870 nicht mehr sehr prophetisch aussah, auch sonst die Farben etwas stark aufgetragen, sodaß man hätte glauben können, in Würtemberg sehe man keinen einzigen jungen Menschen mehr, allenfalls nur noch ein paar Krüppel, alles andere sei in einem frischen Dauerlauf über den Ocean gewandert — und doch, welche stattliche Mannschaft rückte den Siegern von Wörth und Sedan nach!

In der Sitzung vom 17. März wurde übrigens nicht blos über die Verweisung des Antrages an eine Commission, sondern auch über die Stellung, welche die Regierung zu dieser Agitation einnehme, debattirt. Die national-liberale Partei fand die Haltung derselben nichts weniger als lobenswerth. Der Abgeordnete Hölder wünschte, daß die Regierung möglichst bald in die Lage komme, ihre Stellung zu dem Antrage kundzugeben, nachdem die Agitation im Lande gegen das Kriegsdienstgesetz, von welcher man nicht wisse, wie die Regierung dazu stehe, hinlänglich Verwirrung und Unklarheit herbeigeführt habe. Justizminister Mittnacht entgegnete, die Regierung habe es für angemessener erachtet, über diese Angelegenheit den Ständen gegenüber sich auszusprechen, als in die

Agitation einzugreifen. Römer erinnerte die Minister daran, daß die Regierung bei frühern Agitationen ihre Stellung alsbald genommen und dieselbe in der Presse und auf andere Weise zur Veröffentlichung gebracht habe. In der vorliegenden Agitation habe sie keinen Laut von sich gegeben, obgleich die öffentlichen Organe gar nicht gewußt, wie sie sich in der Sache zu verhalten hätten. Das Schweigen der Regierung habe der Agitation Vorschub geleistet. Wenn diese Agitation Würtemberg zum Nachtheil gereichen werde, so trage das bisherige Schweigen der Regierung die Schuld daran. Dieser Vorwurf gefiel weder den Großdeutschen noch den Ministern. Der Abgeordnete Oesterlen vertheidigte die Regierung, welche durchaus constitutionell gehandelt habe, wenn sie nicht gegen die Freiheit des Vereinswesens eingeschritten sei, und Justizminister Mittnacht fragte, wie sich denn Römer ein Vorgehen der Regierung gedacht hätte? ob etwa die Minister in den Volksversammlungen hätten erscheinen oder in Beilagen zum „Staatsanzeiger" das Volk hätten belehren sollen? Darauf erwiderte Römer, ein Attentat auf das Vereins- und Versammlungsrecht sei ihm nicht eingefallen. Die Regierung hätte sich in einer Proclamation an das Volk wenden können, und dies wäre nöthig gewesen; denn die Agitation könne in ihren Folgen die Grundfesten Würtembergs erschüttern und zum Bruch des Allianzvertrages führen, wenn durch Verminderung der Präsenz der Stand des Heeres als ein kriegstüchtiger nicht mehr anerkannt werden könnte. Sollte die Agitation den Erfolg haben, welchen die Antragsteller beabsichtigten, so würde dies weit über deren Ziel hinausgehen; er gebe zu bedenken, daß es auch über den Norddeutschen Bund hinaus und zum Einheitsstaat führen könnte. Minister Varnbüler fragte, wie denn, nachdem die Regierung das Kriegsdienstgesetz im Jahre 1868 mit der allergrößten Energie durchgesetzt und inzwischen eingeführt habe, jemand auf die Ansicht kommen könne, der Regierung sei eine Agitation gegen dieses Gesetz, wie die Volkspartei sie ins Werk gesetzt, willkommen. Er glaube, die Regierung dürfe und solle in eine Agitation nur dann eingreifen, wenn sie den Weg der Ueberzeugung in diesem Hause erschöpft habe. Dann erst werde es Zeit sein für eine Regierung, mit einer Proclamation an das Volk zu appelliren.

Was hinter den Coulissen des Ministeriums vorging, und was wenige Tage darauf in ministeriellen Rundschreiben sich kundgab, schien den vom Ministertische aus geäußerten Ansichten schnurstracks zu widersprechen. Den Ministern war es bei weitem nicht so wohl bei der Sache, als es äußerlich scheinen mochte. Sie mochten thun, was sie wollten, so begegneten sie unzufriedenen Gesichtern. Es ließ sich auch beim besten Humor nicht leugnen, daß die Staatsmaschine ihren Dienst nicht mehr recht thun wollte, sei es daß sie selbst in die Reparaturwerkstätte gebracht werden sollte, sei es daß, was ja auch möglich war, die Maschinenführer nicht mehr den nöthigen Ueberblick hatten. Auf den Antrag der Fünfundvierzig eingehen konnten die Minister unmöglich, solange sie von Vertragstreue und von Staatswohl sprechen wollten; den Antrag gänzlich ignoriren konnten sie, falls sie nicht ganz andere Bahnen einschlagen wollten, ebenfalls nicht, denn die 45 Volkstribunen waren einmal da, waren unerbittlich und konnten in diesem Fall den Ministern das fernere Regieren sauer, wenn nicht unmöglich machen. Ein guter Rath war theuer. Es gab nur einen einzigen offenen Ausweg, und der führte nach Berlin. Es war auch davon die Rede, aber blos die Rede, zur That kam es noch nicht. Die Mehrzahl der Minister wollte von einer Radicalcur nichts wissen; Palliativmittel sollten über die Verlegenheit des Augenblickes hinweghelfen. Zeit gewonnen, alles gewonnen! Die Stellung, welche die Finanzcommission zu dem Antrage einnahm, und welche, wie oben angeführt, demselben sehr günstig war, gab, sobald die Minister davon erfuhren, den Ausschlag. „Den Kriegsetat nach der Seite einer erheblichen Ermäßigung desselben einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen", lautete ja die Sentenz der Minderheit der Com-

miſſion. In dieſem Sinne verlangten im Miniſterrathe ſämmtliche Cabinetsmitglieder vom Kriegsminiſter von Wagner, er ſolle an ſeinem Etat eine halbe Million ſtreichen. Dieſer, welcher hinſichtlich der Reductionen bereits das Aeußerſte gethan zu haben glaubte, erwiderte, daß ein ſolch bedeutender Abſtrich mit der neuen Heeresorganiſation unverträglich ſei, daß er eine auf dieſe Weiſe corrumpirte Heeresverfaſſung weder vertreten könne noch wolle, und wies das Anſinnen ſeiner Collegen zurück. Dieſe ſuchten ihm begreiflich zu machen, daß ſeine Weigerung das einzige Hinderniß zur Möglichkeit einer Ausſöhnung der Regierung mit der Kammer ſei; allein der Kriegsminiſter beharrte auf ſeinem Etat. Die Folge dieſes Zwieſpalts war, daß am 21. März alle Miniſter ihre Entlaſſung einreichten und eben damit den Entſchließungen des Königs die Entſcheidung überließen.

Groß war der Jubel in den Lagern der großdeutſchen und der Volkspartei, als die Nachricht von der Abdankung der Miniſter die Stadt durchlief. Damit war ja die Schlacht ſchon ſo gut wie gewonnen; nun war nichts weiter nöthig, als daß die Führer der großdeutſchen Partei, welche in der deutſchen und der öſterreichiſchen Preſſe ſchon ſeit einiger Zeit als die Partei der neuen Staatsmänner bezeichnet wurde, die leeren Miniſterſeſſel einnahmen. An Luſt dazu mochte es da und dort nicht fehlen, auch nicht an dem ausreichenden Talent, die Staatsmaſchine vollends die Böſchung hinabzuwerfen, und der Kammermehrheit waren ſie bei ihrer Allianz mit der Volkspartei ſicher. Aber eben dies, was ſie für ihre Stärke anſahen, war ihre Schwäche. Es wurde an höchſter Stelle recht wohl erwogen, daß eine Partei, welche in allen nationalen Fragen mit denjenigen gehe, welche die Monarchien wie die Feudallaſten ablöſen zu können hoffen, denen es auf einige Kronen mehr oder weniger gar nicht ankomme, die alle Staatsgewalt in die Hände einer einzigen Kammer, in die Hände von 70 Volksvertretern, beziehungsweiſe der Maſſen bringen wollten, abſolut unmöglich ſei für die Uebernahme eines Miniſteriums in einem monarchiſchen Staate Deutſchlands. Ja man brauchte nicht einmal ſo weit zu gehen: man durfte nur die Stellung dieſer Partei zu dem Allianzvertrage ins Auge faſſen, von dem der Abgeordnete Schott in ebendieſen Tagen, am 22. März, ſagte, daß die Kammer zu jeder Zeit,' wenn ſie es für opportun halte, ſich die Frage vorlegen könne, ob derſelbe noch länger in Giltigkeit bleiben ſolle. Was bedeutete alſo ein großdeutſches Miniſterium? Nichts anderes als den förmlichen Bruch mit Preußen. Und dazu wollte man es, eingedenk des gegebenen Wortes, eingedenk der nationalen Verſprechungen, ſo wenig kommen laſſen, daß im Gegentheil die Frage auftauchte, ob nicht ein engerer Anſchluß an Preußen der beſte Schutz gegen die innern Schwierigkeiten und Gefahren wäre. Es ſchien einen Augenblick, als ob dies die Löſung der Kriſis ſein ſollte. Das Kriegsminiſterium wurde dem General Wiederhold, welcher daſſelbe früher einmal bekleidet hatte, angeboten. Dieſer war bereit, es zu übernehmen, jedoch unter der Bedingung, daß lauter nationalgeſinnte Männer in das Miniſterium berufen würden und eine königliche Proclamation dem Lande die neue Wendung verkündigte. Dazu waren die Dinge noch nicht reif, dieſer Temperaturwechſel ſchien zu ſtark. Vielmehr ſollte, und ebendeswegen wurde die Entlaſſung des Kriegsminiſters Wagner vorweg angenommen, den Wünſchen des Landes Rechnung getragen und behufs Erzielung möglichſter Erſparniſſe, insbeſondere im Kriegsetat, ſoweit ſolche mit der Erhaltung der Kriegstüchtigkeit des Heeres vereinbar ſeien, derſelbe aufs neue geprüft werden. Auf die Kriegstüchtigkeit wurde großer Nachdruck gelegt und deswegen für das Kriegsminiſterium ein Mann ausgeſucht, deſſen Charakter, deſſen Kenntniß vom Kriegsweſen und deſſen Energie Gewähr dafür boten, daß die Grundzüge der Heeresorganiſation, auch nach weitern Abſtrichen, nicht verlaſſen würden. Für dieſe Zwecke bot kaum irgendein anderer Name ſicherere Garantien als der des Generalmajors von Suckow, der ſchon 1868 die Vertheidigung des Kriegsdienſtgeſetzes großen-

theils übernommen hatte. Derselbe war trotz aller bevorstehenden Unannehmlichkeiten bereit zur Uebernahme der Leitung des Kriegsdepartements, knüpfte jedoch die Bedingung daran, daß die Entlassung des Cultusministers von Golther angenommen werde. Derselbe war großdeutsch gesinnt und mit den Männern dieser Partei sollte gebrochen werden. Wenn auch anerkannt wurde, daß er sein Departement durch neue Organisationen sehr gehoben habe, so wurde doch andererseits seine Unduldsamkeit in der Politik, vermöge deren er nationalgesinnte Geistliche und Lehrer maßregelte, mit Recht getadelt. Endlich wurde der Minister des Innern, von Geßler, welcher seine Unterbeamten nicht gehörig instruirt und die colportirenden Schultheißen nicht besser im Zaume gehalten hatte, für das Anschwellen des Adressenstromes verantwortlich gemacht und hatte für die Unterlassungssünden des gesammten Ministeriums allein zu büßen. Die Ministerkrisis fand somit ihre Lösung darin, daß die Entlassung der Minister Wagner, Golther und Geßler angenommen wurde (Golther wurde Präsident des Consistoriums); daß die Minister Varnbüler, Mittnacht und Renner (Finanzen) ihre Portefeuilles behielten, und daß Suckow zum Chef des Kriegsdepartements, der Staatsrath von Scheurlen zum Chef des Departements des Innern, der Kanzler der Universität und Präsident der Zweiten Kammer, Professor von Geßler (Bruder des entlassenen Ministers des Innern) zum Cultusminister (erst am 4. Mai) ernannt wurde. Das Ministerium des Innern war zuerst dem Oberbürgermeister von Stuttgart, von Sick, angetragen worden; derselbe lehnte den Antrag ab, weil er, wie man glaubte, dem ungleichartig zusammengesetzten Ministerium keine lange Lebensdauer prognosticirte und es für keine angenehme Aufgabe hielt, die unter dem Volke herrschende Aufregung und Zügellosigkeit durch Regierungsmaßregeln wieder einzudämmen. Der „Staatsanzeiger" vom 24. März veröffentlichte diese Entlassungen und Ernennungen, und am gleichen Tage wurde in der Zweiten Kammer ein königliches Rescript vorgelesen, wonach die Ständeversammlung auf unbestimmte Zeit vertagt wurde, um der Regierung Zeit zu lassen, den Hauptfinanzetat für die Jahre 1870—73 einer erneuten Prüfung zu unterwerfen.

Das Staunen der Großdeutschen und der Volkspartei war groß, jener, daß sie bei der Neubildung des Ministeriums ganz übergangen worden waren, dieser, daß ihr Adressensturm nichts weiter als einen Personenwechsel und eine Ersparniß von einigen hunderttausend Gulden hervorgebracht haben solle. Beide Parteien machten in besondern Manifesten an das Volk, die sie am 26. März veröffentlichten, ihrer Entrüstung Luft. Das vom Landescomité der Volkspartei ausgegangene Manifest sprach sich über Personen und Ziele folgendermaßen aus: „Die Persönlichkeiten und die politische Vergangenheit der neuernannten Minister lassen keinen Zweifel darüber, daß der wahre Geist des Kriegsdienstgesetzes von 1868, d. h. die militärische Verpreußung Würtembergs, aufrecht erhalten werden soll. Hr. von Suckow, der neuernannte Kriegsminister, in weit höherm Grade als der abgetretene ein allzeit williger Vollstrecker der militärischen Gebote Preußens, ist die lebendige Bedrohung unserer Selbständigkeit. Hr. Scheurlen, wie allbekannt ein Mann von reactionären Grundsätzen, der eifrigste Ankläger in den politischen Verfolgungsprocessen der funfziger Jahre, der stets bereite Vertheidiger des Ministeriums Varnbüler in der Regierungspresse, gibt uns keine Gewähr für die Freiheit, nicht für den rechten Ausbau unserer Verfassung, nicht für die lange ersehnte Organisation der Verwaltung. Mit der Entlassung Hrn. von Golther's, des einzigen großdeutsch gesinnten Mitgliedes der Regierung, ist die preußische Schwenkung des Ministeriums in der deutschen Politik ausgesprochen. Ja! solches Vorgehen einer «constitutionellen» Regierung ist ein Schlag ins Gesicht unsers verfassungstreuen Volkes, ist eine Verhöhnung seines hundertmal erklärten Willens in der deutschen Frage. Allein nicht Hohn noch Gewalt wird das würtembergische Volk und seine treuen Vertreter abbringen von dem verfassungsmäßigen Wege, den

ſie betreten haben zur Wahrung ſeines Rechtes, zur Herſtellung eines in Freiheit geeinten Vaterlandes.“ Das Manifeſt der Großdeutſchen ſprach von der brutalen Zurückweiſung einer zu gemeinſamer Verfolgung eines klaren Zieles oft dargebotenen Hand, von dem Aufgebot rückſichtsloſer Energie, das Hr. von Varnbüler in den neuen Miniſtern ſich geſichert zu haben ſcheine, von den preußiſchen Mahnungen an ſtrammere Haltung, durch welche die neueſten Schritte der Regierung hervorgerufen worden ſeien. Aufs neue wurden in verſchiedenen Bezirken des Landes Volksverſammlungen gehalten, gegen das Vorgehen der Regierung proteſtirt, mit Steuerverweigerung gedroht.

Auch die Regierung blieb diesmal nicht müßig. Miniſter Mittnacht und Staatsrath Scheurlen forderten in Circularen ihre Beamten auf, der erneuerten Agitation durch Belehrung und Abmahnung nach Kräften entgegenzutreten und hierzu beſonders auch die Localpreſſe zu benutzen. Der „Staatsanzeiger“ vom 28. März enthielt ein vollſtändiges Regierungsprogramm: ein neuer Militäretat ſei ſchon in der Ausarbeitung begriffen und auf eine Beſchränkung des Formationsſtandes der Linie, wodurch zugleich der Bedarf an Rekruten vermindert werde, ſowie auf Feſtſetzung der Präſenzzeit auf das niederſte zuläſſige Maß Rückſicht genommen; eine Aenderung des Kriegsdienſtgeſetzes in Abſicht auf beſchränkte Wiedereinführung der Stellvertretung zum Zwecke der Gewinnung eines tüchtigen Unteroffizierſtandes ſei in Erwägung gezogen; weſentliche Erleichterungen hinſichtlich der Controlevorſchriften auf Grund der gemachten Erfahrungen ſeien vorbereitet; den Forderungen und Zielen, welche die bekannte Agitation gegen das Kriegsdienſtgeſetz aufgeſtellt und verfolgt habe, würden die neuen Vorlagen allerdings nicht entſprechend gefunden werden; jene würden aber auch keineswegs von allen getheilt, welche eine Erleichterung im Militärweſen in finanzieller und volkswirthſchaftlicher Hinſicht für geboten erachteten; die neuen Vorlagen ſollten ſo ſchleunig als möglich der Kammer vorgelegt werden; die Verträge wolle das Miniſterium aufrichtig und loyal gehalten wiſſen, und kein Zweifel ſolle darüber beſtehen, daß die Regierung ebenſo entſchloſſen ſei, die Selbſtändigkeit Würtembergs zu wahren, als willens, Aufreizungen zum Vertragsbruche und Anfeindungen des durch den Frieden mit Preußen anerkannten Rechtszuſtandes innerhalb ihrer verfaſſungsmäßigen Stellung entgegenzutreten.

Gegen dieſe Auslaſſungen der Regierung und der antinationalen Parteien glaubte die national-liberale Partei offen Stellung nehmen zu müſſen. Sie veranſtaltete am 18. April eine Landesverſammlung, und aus allen Theilen Würtembergs kamen Abgeſandte und Parteigenoſſen, gegen 1200, herbei, um in einer für das Land ſo kritiſchen Periode ihre politiſchen Anſichten auszutauſchen. Es war ein bedeutungsvoller Moment, als, bevor man in die Tagesordnung eintrat, der ehrwürdige Freiherr von Wöllwarth im Namen einer Anzahl ſeiner in der Verſammlung anweſenden Standesgenoſſen, worunter mehrere ritterſchaftliche Abgeordnete waren, die Erklärung abgab, „daß ſie, welche keiner der verſchiedenen Parteien angehörten, dennoch die heutige Verſammlung begrüßen zu können glaubten, da ſie ſich mit ihr in der wichtigſten Frage, der deutſchen, in der Forderung einer engen Zuſammengehörigkeit aller deutſchen Länder und Stämme Eins wüßten; ſei dieſes Ziel erreicht, dann werde im ganzen deutſchen Vaterlande der alte Spruch «Hie gut Würtemberg allweg!» wieder einen guten Klang bekommen“. Dieſes Auftreten der wackern adelichen Herren, welche nach den Erfahrungen der letzten Monate ein glückliches Würtemberg und eine kräftige Regierung und Dynaſtie nur dann noch ſich denken konnten, wenn dieſes Würtemberg in das neue Deutſche Reich eingefügt war, erregte im ganzen Lande das größte Aufſehen und blieb auch an höchſter Stelle nicht unbemerkt. Die Verſammlung nahm die Erklärung der neuen Bundesgenoſſen mit dem lebhafteſten Beifall auf. Die vom Landescomité vorgeſchlagenen Reſolutionen lauteten dahin: „1) Die Deutſche Partei, wie ſie bisher ſchon den Angriffen der Volkspartei und

der Ultramontanen auf das Kriegsdienstgesetz offen entgegengetreten ist und das Stillschweigen der Regierung zu diesen Angriffen entschieden misbilligt hat, weist ebenso die in Aussicht gestellte Fortsetzung jener Agitation zurück und erwartet, daß die Regierung künftig jederzeit klar und deutlich zur Aufrechterhaltung des Gesetzes sich bekenne. Die Deutsche Partei hält fest an der nationalen Pflicht Würtembergs, in gleichem Maße wie die übrigen deutschen Staaten zum Schutz des gemeinsamen Vaterlandes beizutragen und die militärischen Einrichtungen so zu treffen, daß unsere Truppen ein ebenbürtiger Bestandtheil des deutschen Heeres sind. Ersparnisse im Militärwesen sind nur innerhalb der bezeichneten Grenze zulässig. Die Wiedereinführung des Loskaufs würde die Gleichheit der staatsbürgerlichen Pflichten aufheben und das Hauptprincip der neuen Heeresverfassung verletzen. 2) Der letzte Zweck der volksparteilichen und ultramontanen Agitation ist der Umsturz des Rechtszustandes von 1866. Die Folgen davon wären für das Land die verhängnißvollsten. Mit dem Schutz- und Trutzbündnisse würde auch die wirthschaftliche Gemeinschaft des Zollvereins gefährdet. Schon jetzt ist durch jene Beunruhigungen das innere politische Leben unsers Landes schwer geschädigt. Die nothwendigsten Reformen unserer Gesetzgebung sind im Stocken. Nur der rückhaltslose Anschluß an das bereits geeinigte Deutschland sichert den stetigen Fortschritt unserer innern Entwickelung; nur der Eintritt in den Norddeutschen Bund gewährt uns den gebührenden Antheil an der Entscheidung über die Geschicke der Nation. 3) Das Land bedarf einer Regierung, welche ehrlich zur nationalen Sache steht, jeden Pact mit Volkspartei und Ultramontanen von sich weist und alle nationalgesinnten Elemente sammelt, um jene unversöhnlichen Feinde der deutschen Einigung in der Ohnmacht zu erhalten, das Einigungswerk selbst aber auf den gewonnenen Grundlagen weiter zu führen. In der heutigen haltlosen Lage, in welche unser Land durch das bisherige Schwanken seiner Politik gerathen ist, genügt es auch nicht, Angriffe auf die Verträge abzuwehren und die Aufrechthaltung des gegenwärtigen provisorischen Zustandes zu proclamiren. Das Vertragsverhältniß zu Norddeutschland ist zu erweitern zur vollen deutschen Bundesgemeinschaft. Die politische Vergangenheit der bisher leitenden Mitglieder des theilweise neu gebildeten Ministeriums berechtigt nicht zu der Hoffnung, daß dasselbe diese Aufgabe lösen werde. Wir wollen aber keiner Maßregel unsere Anerkennung und die etwa erforderliche Mitwirkung versagen, welche geeignet wäre, die Unterstützung der Deutschen Partei zu rechtfertigen." Diese in der Form so maßvollen, im Inhalt so entschiedenen, hinsichtlich der Persönlichkeiten rücksichtsvollen, hinsichtlich des Soll und Habens rückhaltslosen Resolutionen wurden von dem Abgeordneten Römer in einem mehr als einstündigen, mit Beweismaterial wohl ausgestatteten, Menschen und Dinge scharf charakterisirenden Vortrage begründet. Der energische und patriotische Redner riß den Gegnern unbarmherzig den Schleier von ihren theilweise so unschuldig klingenden Anträgen und Programmen, beleuchtete die Militärfrage, welche die damalige würtembergische Politik vollständig beherrschte, durch eingehende Schilderung der allgemeinen politischen Lage und durch Mittheilungen über die kolossalen Kriegsrüstungen Frankreichs und über den Kriegsplan des verstorbenen Marschalls Niel, und erklärte zuletzt, „daß die Deutsche Partei dem neuen Ministerium, trotz der verschiedenen Schwankungen in dem politischen Verfahren der bisherigen Mitglieder, eine ehrliche Probe verstatten wolle, aber auch bei aller Loyalität gewissen Befürchtungen sich nicht verschließen könne, und von einer Systemsänderung erst dann reden wolle, wenn sie vollgültige Thatsachen vor sich habe". Die Resolutionen wurden von der Versammlung einstimmig angenommen und auch die weitern Anträge gutgeheißen, welche die Organisation der Partei, die Bildung von Orts- und Bezirksvereinen, die Unterstützung der nationalen Presse, überhaupt die Belebung und Kräftigung der nationalen Elemente des Landes betrafen.

Das Ministerium „der Energie", wie es in der damaligen Presse genannt wurde,

hatte einen äußerst schwierigen Stand, den schwierigsten wol der neue Kriegsminister von Suecow, „dieser Robert Römer in Uniform", wie ihn der „Beobachter" nannte. Wenn er dieser Bezeichnung vollständig entsprach, so war die nationale Sache in Würtemberg gerettet; aber nach den bisherigen Vorgängen fragte es sich sehr, ob er seine Plane im Ministerrathe durchsetzen konnte, und ob die Regierung der Kammer gegenüber zu den äußersten, es läßt sich wol denken „constitutionellen", Maßregeln entschlossen war. Diejenigen hatten freilich recht, welche in dem Ministerwechsel eine Wendung zum Bessern erblickten, namentlich in der Richtung, daß ein Zusammengehen der Regierung mit Großdeutschen, Ultramontanen und Demokraten, wie es im Jahre 1868 bei den Zollparlamentswahlen, unter der Leitung der Minister von Varnbüler, von Geßler und von Golther, aufgeführt worden war, nicht mehr möglich, das Tafeltuch zwischen beiden entzweigeschnitten sei. Aber damit war nur die negative Bedeutung dieses Wechsels angegeben; interessanter war jedenfalls die positive Seite. Es klammerten sich manche an die unleugbare Thatsache an, daß mit Golther der entschiedenste Gegner der neuen Gestaltung Deutschlands aus dem Ministerium geschieden, mit Suecow ein ebenso begeisterter Freund derselben eingetreten sei, und glaubten daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß diese Vervollständigung des Ministeriums das rückhaltslose Zusammengehen desselben mit Norddeutschland in jeder nationalen Frage bedeute. Es war möglich, daß dieser Schluß berechtigt war, möglich, daß die Minister, auch diejenigen, welche man als Particularisten bezeichnen konnte, jetzt, nachdem die destructiven Tendenzen der Gegenparteien so offen vor jedermanns Augen lagen, das volle Verständniß für die Nothwendigkeit eines nationalen Zusammengehens mit Preußen und dem Norddeutschen Bunde hatten; aber es war auch möglich, daß es dem Ministerium der Energie im entscheidenden Augenblick an der nöthigen Energie fehlte, und sehr bezeichnend für die damalige Situation ist die Aeußerung eines der damaligen Minister. Derselbe sagte ein oder zwei Jahre nachher zu Robert Römer, nicht dem in Uniform, sondern dem in Civil, „sie, die Minister vom 24. März 1870, hätten, wenn nicht der Krieg dazwischengetreten wäre, alle ihre Portefeuilles niederlegen und einem Ministerium von ausschließlich großdeutsch-ultramontaner Färbung Platz machen müssen". Sieht man sich das Terrain etwas genauer an, so stand allerdings, trotz namhafter Abstriche und Erleichterungen in der Handhabung des Militärwesens keine andere Möglichkeit in Aussicht. Und von welch schlimmen Folgen waren schon diese Erleichterungen begleitet. Es ging schlechterdings über allen Laienverstand, daß bei allen Beschränkungen des Contingents und der Präsenz, bei der fast völligen Preisgebung der Reserve und der Landwehr doch die Kriegstüchtigkeit der würtembergischen Truppen in einer dem Allianzvertrage entsprechenden und genügenden Weise aufrecht erhalten werden könne; daß der würtembergische Rekrut mit seinem querköpfigen und vielfach so unbotmäßigen Wesen in viel kürzerer Zeit zu einem tüchtigen Soldaten ausgebildet werden könne als sein norddeutscher Gegenfüßler; daß namentlich den Rekruten bei noch kürzerer Präsenz nicht blos das Exercitium, sondern auch, was dem schwäbischen ganz besonders noththut, die Disciplin, diese Blüte der Kriegstüchtigkeit, beigebracht werden könne. Daß Hr. von Suecow dies zu Stande bringen könne, mochten wenige glauben; und wenn er doch ein solcher Tausendkünstler war, was dann? So half es ihm doch nichts. Denn wie Shylock auf seinem Schein, so bestanden die 45 Unterzeichner des Antrags auf ihrem Antrag, und wenn es zur Aufstellung der detaillirten Bestimmungen desselben kam, so lauteten diese sicherlich ganz anders als die Vorlagen des Kriegsministers. Das stand in jeder Nummer des „Beobachter" zu lesen, und auch die Finanzcommission erklärte sich durch die beabsichtigten Abstriche am Militärbudget nicht zufrieden gestellt. Als vollends die Nachricht eintraf, daß die bairische, fast aus lauter „Patrioten" zusammengesetzte, Finanzcommission die Militärvorschläge des Abgeordneten

Kolb mit einer Präſenz von acht Monaten angenommen habe, rief der „Beobachter" triumphirend aus: „Wäre es nicht in einer ſo ernſten Sache, ſo wäre es zum Lachen, wenn unſere Regierung meint, mit den Erſparniſſen des Hrn. von Succow bei der jetzigen Kammer durchzukommen. In Baiern 8 Monate Präſenz und in Würtemberg 17. Glaubt irgendein Menſch, daß Hr. von Succow mit einem ſolchen Angebot der Kammer kommen dürfe?" Sagte der Kriegsminiſter, daß weitere Abſtriche und eine geringere Präſenz die vollſtändige Desorganiſation der Armee zur Folge haben würden, ſo war ja dieſe Folge der Endzweck der ganzen Agitation. Das wollten ja eben dieſe Fünfundvierzig. Die Armee ſollte, angeblich um die Culturzwecke mehr fördern zu können, auf das Niveau eines Milizheeres herabgedrückt, der Allianzvertrag dadurch thatſächlich werthlos, die Monarchie und die Staatsgewalt dem Andrängen der demokratiſchen Sturmläufer gegenüber faſt wehrlos gemacht werden. So war nichts ſicherer, als daß, wenn der Kriegsminiſter mit ſeinen neuen Vorſchlägen vor die Kammer trat, dieſe dieſelben verwarf und das Kriegsbudget nicht genehmigte. Was dann? Dann bedurfte es für das Miniſterium ſehr viel Energie, um Herr der Lage zu bleiben. Es konnte die Kammer auflöſen. Aber was verſprach es ſich von den Neuwahlen? Sei es mit oder ohne Kammerauflöſung, es mußte die rückſichtsloſeſten Maßregeln ergreifen, die Geſetze über Preß- und Vereinsfreiheit genau ſtudiren, die ſchärfſten und weitgehendſten Strafbeſtimmungen aus denſelben ſich notiren und mit einer Art conſtitutioneller Dictatur den Sturm niederhalten, deſſen Anwachſen im Februar den damaligen Miniſtern ſo wenige Beſorgniſſe eingeflößt, einigen ſo viel Plaiſir gemacht hatte. Waren die Miniſter zur Uebernahme und Durchführung einer ſolchen Rolle entſchloſſen? Mit der Popularität war es dann freilich aus; das Odiöſe fing an und nahm wol kein Ende. Man erinnere ſich des Märzminiſters Friedrich Römer, als er ſich in die für ihn tragiſche Nothwendigkeit verſetzt ſah, das ſtuttgarter Rumpfparlament zu ſprengen. Die oben angeführte Aeußerung eines der Miniſter weiſt nicht darauf hin, daß das Miniſterium die Ausdauer und die Energie Bismarck's ſich zum Muſter nehmen wollte.

Das Miniſterium befand ſich in einer ähnlichen Lage wie Kaiſer Napoleon III. Die innern Verwickelungen ſchienen beiden über den Kopf zu wachſen; nur eine äußere Verwickelung, ein friſcher, fröhlicher Krieg konnte ſie retten. Napoleon war ſo freundlich, der Verlegenheit der würtembergiſchen Miniſter zu Hülfe zu kommen und den Krieg zu eröffnen. Erlitt er ein Sedan, ſo erlitten die Großdeutſchen und Demokraten in Stuttgart ebendamit auch ein ſolches. In dieſer Beziehung waren Franzoſen und ſchwäbiſche Oppoſition (die „Patrioten" in Baiern nicht zu vergeſſen) ſozuſagen ſolidariſch miteinander verbunden. Dieſe Parteien fielen oder ſtiegen, je nachdem Napoleon Schläge bekam oder austheilte. So kam es immer wieder darauf hinaus, daß die verſchmähte Bundesgemeinſchaft mit Norddeutſchland der einzige Rettungsanker war.

Die centralasiatische Frage

nach dem russischen Feldzuge gegen Chiwa.

Von

Hermann Vámbéry.

I.

Als ich vor zehn Jahren zur Besprechung der Rivalitätsfrage zwischen England und Rußland in Centralasien mich anschickte, da war diese Frage, wenngleich nicht ganz neu in den höchsten diplomatischen Kreisen, so doch für das größere Lesepublikum ziemlich überraschend, daher auch die falsche Annahme, als ob ich mit meinen Schriften eine Belehrung der betreffenden Cabinete, einen Wink für die Lenker unserer Weltangelegenheiten beabsichtigte. Ein derartiger Ehrgeiz hat mich nie beseelt. Das Land und Volk von Centralasien war damals unserer Kenntniß noch so ziemlich entrückt; durch den dichten Nebel der Entfernung schien alles eine Mythe, alles eine wunderliche Fabel. Heute hat sich in dieser Hinsicht vieles, ja sehr vieles geändert. Centralasien ist zum vertrauten Gegenstande selbst schlichtester Kaffeehauspolitiker geworden, die spärlichen Reisebeschreibungen sind zu einer respectabeln Literatur herangewachsen; ja in einer der Städte Turkestans selbst erscheint eine Zeitung in russischer und tatarischer Sprache, und dort, wohin Reisende sich früher nur mit Lebensgefahr wagten, da wimmelt es heute von wissenschaftlichen und commerziellen Reisenden, von Touristen, Glücksrittern, Künstlern, mitunter auch von abenteuerlustigen Operettensängerinnen und Modewaarenhändlerinnen. Sonderbarerweise tritt dessenungeachtet für die mittelasiatischen Begebenheiten noch immer eine zeitweise Erschlaffung des allgemeinen Interesses ein, und die dort sich vollziehenden politischen Umgestaltungen finden infolge der Entfernung des Schauplatzes noch immer nicht jene Beachtung, deren sie als Factoren von weltgeschichtlicher Wichtigkeit würdig sind. Solange Graf Schuwalow in London weilte, solange die russischen Colonnen dem kleinen Ländchen am untern Lauf des Oxus zueilten, da nahmen Chiwa, Bochara u. s. w. eine wichtige Stelle in unserer Tagespresse ein; doch ist jetzt noch kaum ein Jahr verlaufen, und alles huldigt schon wieder der frühern Gleichgültigkeit. Der leise Gang der Begebenheiten bleibt unbemerkt, unbeachtet, und nur das Resultat, das überraschende Ergebniß soll gleich einem elektrischen Strome später die Welt durchzucken, um wieder allgemeine Verwunderung hervorzurufen. Bei uns kann und darf dies nicht der Fall sein. Wir folgen Schritt auf Schritt den sich in aller Stille vollziehenden wichtigen Ereignissen, wir wollen den Leser gegen eine Ueberraschung schützen, und daher die einzelnen Phasen einer merkwürdigen Entwickelung aufmerksam verfolgen, welche auch für die Geschicke unsers eigenen Welttheiles von bedeutender Tragweite ist.

Wir wollen zuerst unsern Blick auf die Richtung und den Geist jener wichtigen Umgestaltungen lenken, denen die socialen, politischen und commerziellen Verhältnisse des turkestanischen Oasenlandes gegenwärtig unterliegen. Was sonstige Gebiete der islamitischen Welt früher in Jahrzehnten durchmachten, das soll in den drei Chanaten im heutigen Zeitalter des Dampfes und der Elektricität in Monaten, ja in Wochen sich vollziehen. Der spröde Stoff des Islams soll im Sturmlaufe umgestaltet werden, und die Kundgebungen des allgewaltigen Kampfes müssen selbst auf den fernen Zuschauer einen befremdenden Eindruck machen. Mir selbst erscheint das Ganze wie ein Traum, wenn ich der dortigen Zustände vor zehn Jahren gedenke, und wenn ich die Begebenheiten von heute mir vergegenwärtige. Eine freiwillige Umwandlung dieser verknöcherten Asiaten ist nicht denkbar. Das meist überführende Beispiel liefert uns in dieser Hinsicht das gegenwärtige Verhältniß der dem russischen Scepter unmittelbar unterworfenen Völkerschaften zu den an einem dünnen Faden von Suzeränetät noch hängenden tatarischen Staaten. Beliebt ist die russische Obrigkeit wol nirgends, denn wenngleich in den letzten Jahren selbst aus dem als Musterbild asiatischer Verwaltung geltenden Bochara an 50000 Seelen auf russisch-turkestanisches Gebiet übersiedelten, so ist der neue Herr als Ungläubiger und Eroberer doch überall gleichmäßig verhaßt. Nur hier und da, namentlich im Geist des Kaufmannes dämmert ein schwaches Licht der Erkenntniß des Bessern. Der Schutz gegen die Willkür der Obrigkeit, das Sicherheitsgefühl daheim und auf dem Wege lassen selbst den grellsten Fanatismus verstummen. „Er glaubt nicht an Mohammed, er bauet Kirchen; der abscheuliche Klang seiner Glocken dringt uns tief ins Herz; aber er stört unsern eigenen Cultus nicht, und übt dabei noch strenge Polizei", so heißt es im allgemeinen von dem fremden Herrn, dem Urus. Daß die Culturwelt des letztern ein gar großer und langwieriger Umweg zur eigentlichen Aufklärung und Bildung sei, und daß das Stadium des Russenthums eine unendlich lange Vorhalle zum eigentlichen Tempel der modernen und bessern Weltanschauung bilde, davon haben unser Turkestanen nicht den geringsten Begriff. Sie vermögen es nicht, die Verschiedenheit der Civilisationsversuche am Ganges und Indus dem Resultate des schon jahrhundertelangen russischen Régime an der Wolga und in der Krim gegenüberzustellen. Sie suchen nicht das Gute, kennen daher auch nicht das Bessere, und gerade diese Gleichgültigkeit hat den russischen Eroberern in den Turkestanern die geduldigsten, ruhigsten und friedlichsten Unterthanen verschafft. Daß Rußland bei seinen so ziemlich gefährlichen Unternehmungen gegen Chiwa im fernen Süden auch nicht der kleinsten Gefahr ausgesetzt war, das hat mich zu keiner Zeit befremdet. Das gastfreundschaftliche Gebaren dem Kaufmann'schen Expeditionscorps gegenüber die Nordgrenze Bocharas entlang steht jedenfalls ganz vereinzelt da. Man hat für die christlichen Eroberer, die gegen die westlichen Brüder und Glaubensgenossen zu Felde zogen, Ruhezelte errichtet, ihnen warme Speisen credenzt, sie körperlich und geistig gekräftigt, damit der Schlag, den sie zu führen beabsichtigten, von desto größerer Wirksamkeit sei. Ob der Siegesbericht, den der im Hauptquartier General Kaufmann's sich befindende bocharaische Gesandte erstattete, im Busen des Emirs ungeheuchelte Freude hervorrief, das wollen wir als fraglich hinstellen; doch daß das tadschikische Element am Zerefschan und Jaxartes beim Sinken der letzten Fahne özbegischer Unabhängigkeit sich höchst gleichgültig benahm, steht außer Zweifel. Die Furcht, ja der panische Schrecken, den das russische Waffenglück im Herzen der Mittelasiaten geschaffen hat, muß in der That grenzenlos gewesen sein. Diese Leute haben bisjetzt nur solche Gegner gekannt, deren Offensiv- oder Defensivmittel den ihrigen gleich, ja vielleicht noch untergeordnet waren. Nicht einmal in der Form einer dunkeln Mär vermochten sie eine solche Niederlage sich vorzustellen. In ihrer, von Sandwüsten eingeschlossenen Heimat waren die Wunderthaten der modernen europäischen Kriegführung und der mächtigen Waffen des Westens kaum bekannt, sodaß die Katastrophe um so schrecklicher

und betäubender wirken und mit Einem Schlage alle fernere Thatkraft lähmen mußte. Hierzu müssen wir noch den tief eingewurzelten Fatalismus nehmen. Was das Schicksal verhängt, können Menschenhände nicht abwehren, das ist die feste Ueberzeugung der Mittelasiaten; und hatte gleich Muzaffar-ed-din anfangs schwache Versuche zum Widerstande gemacht, später, als er sich von der bittern Realität seines Unglückes überzeugte, fügte er sich in sein Schicksal. Wie der Emir, so handelte auch sein Volk. Die Kanonen auf den Wällen von Taschkend, Chodschend, Kette-Kurgan, Petro-Alexandrowsk und Nökûs werden den früher als kriegerisch und wild bekannten Einwohnern Centralasiens für lange Zeit die Lust zum Aufstande und zur Revolte benehmen. Rußland braucht vor derartigen Vorkommnissen sich nicht im mindesten zu fürchten. Die Fehler und Misgriffe seiner Administration, die Untauglichkeit der in Turkestan angestellten russischen Beamten, die für die Anliegen und Bedürfnisse des Volkes gar kein Verständniß haben, alle den dort bestehenden Sitten und Weltanschauungen zuwiderlaufenden Experimente, nichts, gar nichts vermag die Fahne der Empörung gegen die Herrschaft der Russen aufzurichten. Turkestan ist zu Boden geworfen, ist eingeschüchtert, und wird demzufolge sich so ruhig wie die Tataren in Bagtschesarai und Kazan verhalten.

Bei dieser Sicherstellung ist es wol erklärlich, daß Rußland die errungenen Siege überall leicht verwerthen konnte und daß es auch seinen Erfolg in dem letzten Feldzuge gegen Chiwa zur Grundlage solcher Vortheile machte, deren Tragweite weder der neutrale Zuschauer noch das britische Cabinet anfangs einzusehen vermochte. „Chiwa sollte gezüchtigt und sodann von den Truppen des Zaren auf immer verlassen werden", so lautete wenigstens der Inhalt jener beruhigenden Worte, welche Graf Schuwalow zu den leichtgläubigen, liberalen Ministern an der Themse gesprochen und durch welche sich dieser russische Diplomat als Großmeister seiner Kunst bewährt hatte. Daß solche Lorbern zu pflücken keiner übermenschlichen Anstrengung, keiner allzu großen Staatsweisheit bedurfte, haben wir schon anderseitig erwähnt, sowie auch jenen Umstand betont, daß ein gewissenhaftes Einhalten der Versprechungen ipso facto unmöglich und für die Vermeidung fernerer Collisionen nicht gedeihlich werden konnte. Nach Punkt 2 und 3 des zwischen Rußland und Chiwa abgeschlossenen Friedenstractats sollte das ganze rechte Ufer des Amuflusses, von Kökurtli angefangen, den Fluß abwärts bis zur Mündung des äußersten westlichen Armes in den Aralsee an Rußland abgetreten werden, während im Südwesten des Chanats, vom Vorgebirge Uerge (Urga) angefangen, den Abhang des Uestjorts entlang, in der Richtung des alten Bettes des Amu, die östliche Grenze des russischen Gebietes hinlaufen sollte. Chiwa wurde demgemäß in einen rechten Winkel eingekeilt, und selbst bei der größten Energie der Herrscher von Charezm wäre jede Lust und jedes Vermögen zur Rückerlangung der frühern Position nutzlos gewesen. Fassen wir nun einmal den Werth dieser allerneuesten russischen Erwerbung ins Auge, so wird es sich sofort herausstellen, daß das ganze Terrain für nationalökonomisch-politische sowol als für commerzielle Interessen sich erst nach Verlauf von mehrern Jahrzehnten werde verwerthen lassen, während seine militärisch-strategischen Vortheile sofort benutzt und tüchtig ausgebeutet werden können.

Sehen wir uns nach dem neuerworbenen russischen Amu-derja-Bezirk um, so werden wir finden, daß die im Nordosten sich ausdehnenden Sandsteppen des Kizil-Kum und Batik-Kum zur Hebung der heutigen Productionsfähigkeit des Bodens nicht besonders beitragen können. Das ganze rechte Ufer des Oxus war seit unvordenklichen Zeiten nie so bewohnt und bebaut wie das linke. Dies läßt sich den ganzen Lauf dieses Flusses entlang von den Ausläufen der samarkander Gebirge bis zum Aralsee wahrnehmen, und wenn es im Mittelalter speciell in Chiwa am rechten Ufer auch einige Städte gegeben hat, die einer zeitweiligen Cultur sich erfreuten, so muß im allgemeinen das eigentlich ur-

bare Territorium dieses Chanats dennoch nur stets auf dem linken Ufer gesucht werden. Die auf heutigem russischem Gebiete befindlichen Städte, wie: Schurachan, Schahbaz-Weli, Rahman-berdi-bi-Bazar, Nökús und Tschimbai haben stets eine kärgliche Existenz gefristet, denn eine Bedeutung für die Cultur wurde von vornherein durch Terrainschwierigkeiten, wie die Nachbarschaft der Sandwüsten in Verbindung mit den vorherrschenden nordöstlichen Winden, daher Gefahr vor Versandung, ferner höher gelegene Uferstellen, daher die Schwierigkeit, Irrigationskanäle anzulegen, zur Unmöglichkeit gemacht. Die Oezbegen, Kirgisen, Karakalpaks und Turkomanen, nach der neuesten Schätzung 37000 Zelte und 6000 Häuser ansässiger Bewohner, sind auch stets nur im äußersten Nothfalle vom linken Ufer dahin ausgewandert, und wieder auf den alten Boden, sobald es die Umstände erlaubten, gern zurückgekehrt. Noch zur Zeit meines Aufenthaltes in Chiwa habe ich von den früher erwähnten Städten nur als von partibus infidelium sprechen gehört, und Hr. A. Kuhn ist zu sanguinisch, wenn er seinen in der „Russischen Revue", Jahrg. 3, Heft 8, mit so viel Sachkenntniß geschriebenen Aufsatz mit folgender Bemerkung schließt: „War die Bedeutung des rechten, an Rußland abgetretenen Ufers der chiwesischen Oase bisher nur eine geringe, weil der Mittelpunkt des ganzen Gebietes sich auf dem andern Ufer befand, und die ganze Bevölkerung in die Nähe der Hauptmärkte strömte, so wird nun sicherlich eine neue Epoche für dieses Ufer beginnen, und es ist keine Selbsttäuschung, wenn wir behaupten, daß schon nach kurzer Zeit die commerzielle Bedeutung des Chanats auf dieses Gebiet hin übergehen wird. Die Ruhe und die Sicherstellung des Lebens wie auch des Vermögens, welche wir den neuen russischen Unterthanen bieten können, sind die einfachsten, aber auch die stichhaltigsten Gründe für unsere Behauptung."

Für das linke Ufer, für das eigentliche Chanat von Chiwa nämlich, haben die russischen Erwartungen hinsichtlich einer gründlichen Verbesserung der Dinge wol schon viel mehr Berechtigung. Die Oezbegen dieses Theiles Mittelasiens, ein primitives, nur die tyrannische Willkür seiner Herren kennendes, in der rauhen Barbarei verbliebenes Volk, sind im Grunde genommen ganz schlichte, redliche Leute, und werden unter russischem Schutze, dessen sie sich jetzt natürlich nur mittelbar erfreuen, der friedlichen Beschäftigung des Ackerbaues und Handels viel ungestörter nachgehen können und gegen die Suzeränetät des Zaren keinesfalls Klage führen. Schon der kurze Zeitraum eines einzigen Jahres ist hinreichend, um uns in dieser Annahme zu bestärken. Die Karavanen aus den Städten Chiwa, Neu-Uergendsch und Görlen nehmen von Tag zu Tag zu, und es war keine geheuchelte Freude, welche aus den platten und breiten Gesichtern dieser Leute herausstrahlte, als sie von der Besiegung und Erniedrigung der Turkomanen hörten. Oberst Iwanow, der Commandant des Amu-derja-Bezirkes, bekommt von Tag zu Tag von der Anhänglichkeit der Oezbegen, die ihrem Chan namentlich in den letzten Zeiten mehr aus Furcht und traditioneller Achtung als aus Liebe zugethan waren, neue Beweise, und würde es von ihnen abhängen, so wären die russischen Offensivmaßregeln, wie die neue Befestigung des Ortes von Nökús und sonstiger Präservativmaßregeln, ganz überflüssig.

Mit den Turkomanen aber hat es ein ganz anderes Bewandtniß. Diese unbändigen, in Raub und Mord, in Abenteuern und Widersetzlichkeiten erzogenen Söhne der Wüste haben seit Menschengedenken an die Worte „Ordnung, Behörde und Gehorsam" sich nie gewöhnen können. „Was Graubart, was Vorgesetzter", sagte mir einmal ein Turkomane, „bei uns ist jeder ein Fürst. Wir sind und bleiben ein Volk ohne Kopf, wir wollen auch keinen haben." Solche Theorien haben natürlich den Russen nicht zusagen können, und es war unumgänglich nothwendig, diese verstockten Sünder gleich im Anfange auf die Grundlagen der socialen Existenz aufmerksam zu machen. Auf den Ebenen von Tschandir, wo unzählige Rotten dieser Nomaden mit Hacken, Messern und sonstigen Stichwaffen, den gezogenen Kanonen der Russen sich entgegenstellten, und wo Tausende mit

kaltem Blute hingemordet wurden, da hatte ihnen Rußland die erste Lection ertheilt. Wer die anschaulichen Schilderungen dieses Kampfes aus der Feder Mac-Gahan's in seinem Buche: „Campaigning on the Oxus and the fall of Khiwa", gelesen hat, wird die exemplarische Tapferkeit dieser Wüstenbewohner, aber auch den Stoicismus der russischen Armee nicht genug bewundern können. Das Bild des schrecklichen Handgemenges, des verzweifeltsten Ringens und der entsetzlichsten Blutbäder stellt sich unserm Auge dar. Junge und alte Weiber, Kinder und Säuglinge liegen in bunten Haufen unter den Trümmern ihrer Karren und Zelte, untermischt mit den Leichen der gefallenen Thiere, inmitten der schrecklichen Sandwüste umher. Weit und breit steigen Rauchwolken auf, und der Kozak, mit dem vom Arme herabhängenden, bluttriefenden Schwerte, mit den Mordwaffen neuester Erfindung in der Faust, eilt wuth- und racheentbrannt dem in die wasserlose und von Sonnenglut verbrannte Steppe geflüchteten Turkomanen nach! Ja, dieser Ausrottungskampf, den General Golowatschow mit so viel Umsicht und Geschicklichkeit geleitet, mußte nothgedrungen in allen Ecken und Enden der Wüste seinen schrecklichen Widerhall verbreiten. Alles erzitterte vor dem Namen Ruß, und noch bevor General Lamakin, der Gouverneur des neugebildeten transkaspischen Bezirkes, das neue Gebiet inspicirte, hatte sich schon ihm in Baku eine aus 20 Mitgliedern bestehende turkomanische Gesandtschaft vorgestellt, um ihre friedfertigsten Gesinnungen darzulegen und zugleich ihre Bereitwilligkeit kundzuthun, der russischen Unterthanenschaft sich zu unterwerfen. Dies war der Anfang. Als Lamakin dann im Frühjahre des Jahres 1874 in Kraswowodsk sich einfand, da erwarteten ihn schon mehrere turkomanische Graubärte aus dem Stamme der Jomuten und zwar aus der Umgebung von Etrek, wo bekanntermaßen die grausamsten Menschenverkäufer wohnen, mit folgender Ergebenheitsadresse:

„Wir, die Graubärte von Dschafar-Bai und Ata-Bai, sind hier angekommen, um Euch seitens unserer Stammesgenossen herzlichst zu bewillkommen, und Euch einstimmig Glück und Segen zu wünschen zu allem, was Ihr zum Wohle unsers Volkes unternommen und begonnen habt.

„Als Bevollmächtigte thun wir Euch kund, daß unsere Leute insgesammt zur Erkenntniß gekommen sind, daß die russische Herrschaft in dieser Gegend Dauer gefunden hat, und daß ein fernerer Widerstand unmöglich ist, daß demzufolge ihre Wohlfahrt und ihr Glück nur von der unbedingten Unterwerfung unter Rußland abhängt.

„Unsere Stämme werden demzufolge mit vollkommener Bereitwilligkeit und Treue Euch überall und in allem dienen, Euern Anordnungen sich fügen und Euere Befehle ohne Murren erfüllen. Sie flehen denn auch zum Großfürsten, dem Obercommandanten der kaukasischen Armee und Bruder des mächtigen Ak-Padischah, sie in den russischen Unterthanenverband aufnehmen zu wollen und ihnen seinen hohen, gnädigen Schutz zu gewähren. Es wird Euch wol bekannt sein, daß unsere nomadische Existenz uns mit den mächtigen und unruhigen Nachbarn, den Tekke-Turkomanen, die von den Unsern gefürchtet sind, in stete Berührung bringt. Wenn nun diese sich in Frieden vereint zu Euch gesellen werden, dann ist wol zu hoffen, daß auch wir des Glückes uns erfreuen werden, zu den aufrichtigen und treuen Unterthanen des Ak-Padischah zu zählen. Sollten aber die Tekkes, so wie früher, in Feindseligkeit verharren, so wird dies für uns sehr gefährlich sein. Wir sind dann als Euere Unterthanen fortwährendem Raube und Plünderungen ausgesetzt; sie werden unser Vieh wegtreiben, unsere Frauen und Kinder gefangen nehmen, daher wir Euch nun bitten, uns ja nicht zu verlassen und uns Euern Schutz gewähren zu wollen, da unsere eigene Kraft zur Vertheidigung nicht hinreicht.

„Demzufolge ersuchen wir Euch, unsere folgende Bitte einer gnädigen Beachtung zu würdigen. Wohin immer die Russen bisjetzt gelangt sind, haben sie überall die Sklaven in Freiheit gesetzt. So verfuhren sie früher in Chiwa mit den dort gefangenen Persern,

und es befindet sich von letztgenanntem Volke auch kein einziger Sklave mehr unter uns." (Eine dreiste Lüge! Denn sowenig der Turkomane ohne Luft und Wasser existiren kann, ebenso wenig ist seine Existenz ohne persische Sklaven erdenklich.) „Indeß befinden sich nahezu 500 unserer Brüder und Anverwandten in kurdischer Gefangenschaft, und wir bitten demzufolge, Euern mächtigen Einfluß dahin wirken zu lassen, daß unsere Brüder und Anverwandten aus den Händen der Kurden befreit werden."

Die Ueberbringer dieser Huldigungsadresse waren allem Anscheine nach die Graubärte des Stammes Ogurdschali, die Bewohner der Tscherekeninsel, die schon vor neun Jahren, zur Zeit nämlich, als die Russen aufs neue in Krasnowodsk sich ansiedelten, ähnliche Anerbieten machten, und die von jeher dem friedfertigen Geschäfte des Handels mit Salz und Naphtha oblagen. Bald darauf hatten sich jedoch auch die Jomuten der hyrkanischen Steppe und zwar einige Graubärte aus Gömüschtepe und Hasan-Kuli, nämlich Ira-li, Kazi Ischan und Chan Nur-geldi, eingefunden, die mit der allerdings falschen Behauptung hervortraten, sie wären schon seit 30 Jahren, seit der russischen Besitznahme von Aschurada, des Zaren ganz ergebene Leute, und nur aus Furcht vor ihren übrigen Brüdern hätten sie diese Gesinnungen verborgen gehalten. Ein urwüchsig turkomanisch-diplomatischer Kniff, den General Lamakin gewiß durchschaute; denn wie weit es mit den russischen Gesinnungen des Dschafar-Bai- und Ata-Bai-Stammes her war, davon hatte ich mich seinerzeit zur Genüge überzeugt, da es eben einer der obgenannten turkomanischen Graubärte war, der als diabolus rotae in allen antirussischen Bewegungen figurirte. Doch „tempora mutantur atque nos mutamur in illis"; das Feuer der russischen Kanonen hat den Wärmegrad erhöht, man kam nun freiwillig, brachte sogar einige Sklaven mit, die auf Befehl des weißen Padischah an der Newa freigelassen wurden, da Humanitätsgefühle jetzt in Rußland zur Mode geworden sind; man sagte dem Gouverneur, er möge zu einer beliebigen Zeit in Gömüschtepe sich einfinden, um die Huldigung sämmtlicher Jomuten entgegenzunehmen. Dies geschah auch Ende April 1874; Rußland ist in den factischen Besitz des ganzen östlichen Ufers des Kaspisees getreten, und der neugeschaffene transkaspische Bezirk, der in dunkler Stille aus dem Bereiche geographischer Nomenclatur hervortrat, lehnt sich nun im Süden unmittelbar an Astrabad an, hat die russische Grenze mit nahezu acht Breitegraden vorgeschoben, und bildet demzufolge den südlichsten Punkt der gigantischen Besitzungen des Moskowitenreiches in ganz Asien. Es ist dies ein Vortheil von unabsehbarer Tragweite, der überdies, wie gesagt, ohne jeglichen Lärm errungen worden ist, ein Vortheil, dessen Wichtigkeit die Briten noch keinesfalls eingesehen haben. Sowie die Südgrenze des transkaspischen Bezirkes sich allmählich und geräuschlos gestaltete, ebenso wird dies auch mit der östlichen Grenze desselben Districts der Fall sein. Hier jedoch scheint der Spielraum ein engerer und der Schritt zur Ausführung der gehegten Plane schwerer zu werden.

Ungefähr 15 geographische Meilen von dem Ufer des Kaspisees, am 39. Breitegrade, erhebt sich in der Steppe das unter dem Namen Küren-tag bekannte Vorgebirge, ein nordwestlicher Ausläufer jener Gebirgskette, welche unter dem Namen von Kubbe-tag oder Damen-i-kuh die Nordgrenze Irans bildet und dessen Thäler von Tekke-Turkomanen, den mächtigsten und zahlreichsten ihres Stammes, bewohnt sind. Diese Tekkes, in ewiger und erbitterter Fehde mit ihren Brüdern und Stammesgenossen im Westen, haben in den letzten fünf Jahren auch wol häufig schon von den Russen gehört, sogar das Pfeifen ihrer Kugeln vernommen, hier und da auch eine Schlappe erlitten, und mußten nun General Lamakin gegenüber Farbe bekennen. An eine übereilte Huldigung war keinesfalls zu denken. General Lamakin mußte sie dazu auffordern, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Jomuten ohne Einwilligung ihrer Nachbarn russische Politik zu treiben nicht gewagt hatten. An diese Tekkes nun, die von Kizil-Arwat bis nach Deregöz den gebirgigen Nord-

rand Persiens entlang sich herumtreiben, schickte Lamakin eine Einladung, um mit ihnen über ein künftiges friedliches Zusammenleben zu berathen, eine Aufforderung, der gewissermaßen auch entsprochen wurde, indem Mitte Mai 1874 einige Tekke-Turkomanen mit folgendem Schreiben einlangten:

„Hochgeborener, sehr geachteter und bekannter Würdenträger, General Lamakin!

Wir schreiben Euch seitens unserer ganzen Tekkefamilie, daß nach dem Eintreffen Euers segensreichen und gnädigen Briefes wir denselben gelesen, und daß dessen Inhalt in Betreff des Friedens und guten Einverständnisses unsern Augen sich als ein wahres Heiligthum darbot, daher wir auch eine Beantwortung für nöthig erachten. Ihr gebet uns hinsichtlich unserer eigenen Interessen manche nützliche Rathschläge, wohlan, diese nehmen wir mit voller Aufrichtigkeit an und senden Euch einige unserer Leute in der Begleitung Euerer Gesandten. Alles, was Euere Hoheit in Betreff der friedlichen Gesinnungen erwähnt, soll vollständig in Erfüllung gehen; zwischen uns und Euch besteht von jetzt ab keine Meinungsverschiedenheit, wir wollen Euch auch gern dienen. Vom Wunsche beseelt, unsere Stammesgenossen in Eintracht und Ordnung zu erhalten, erklären wir uns hiermit bereit, jedem Befehle, jeder Anordnung Deiner Excellenz Gehör zu schenken; und sollten unsere Leute eines freundlichen und gnädigen Empfanges theilhaftig werden, so werden alle Euere durch dieselben uns übermittelten Befehle mit Hilfe des allmächtigen Gottes erfüllt werden, damit unser Wort überall dem barmherzigen Gott gefällig sei." (Unterzeichnet von Sofi-Chan, Auz Murad Serdar und Karidschi-Chan.)

Dies war, wohlverstanden, nur die westliche Fraction, nur ein Theil und noch dazu die Minorität des Tekkestammes, welche es der Mühe werthhielt, mit der russischen Behörde in Unterhandlungen, die blos auf Worten beruhten, sich einzulassen. Die große Masse dieses Volkes, welches um Merw herum, den nach Chiwa führenden Kabakliweg entlang im Norden, und längs des Tedschend im Westen sich aufhält, hielt sich nicht nur von jeder friedlichen Annäherung zu den Russen fern, sondern hat dem nordischen Eroberer ein für allemal den Krieg erklärt, und ist demgemäß auch fortwährend zu jeder Feindseligkeit bereit. Eine thatsächliche Betheiligung an den Defensivmaßregeln des Chanats von Chiwa während des letzten Feldzuges kann ihnen wol nicht vorgeworfen werden. Sie verhielten sich zum Glücke der russischen Armee streng neutral, d. h. sie standen dem jungen Mehemmed-Rehim-Chan auch schon deshalb nicht bei, weil dieser sich mit ihren Erzfeinden, den Jomuten, alliirt hatte. Was daher die russischen Berichte von ihrer Theilnahme an den Kämpfen auf der Ebene von Kizil-Takir erzählen, ist eine eitle Mär. Sie waren erstens vom Schauplatze allzu sehr entfernt, zweitens hatten sie gar keine Sympathie für ihre mit dem Todeskampfe ringenden Brüder und natürlich auch kein Verständniß für die schweren Folgen des moskowitischen Sieges. Ja sie fühlten sich durch die fürchterliche Lection, die ihren Stammesgenossen im Nordwesten ertheilt wurde, gar nicht eingeschüchtert, denn noch glommen die Schutthaufen am Rande der Steppe, noch war das Stöhnen, Aechzen und Röcheln der Gefallenen nicht verhallt, als sie, nach Abenteuern dürstend, gegen die noch im Siegesrausche schwelgenden Russen Anschläge planten und einige kühne Handstreiche unternahmen. Oberst Iwanow, wohl merkend, mit wem er es zu thun habe, schickte gleich nach Abmarsch des Generals Kaufmann eine friedliche Botschaft an Kotschag-Chan, den jetzigen Häuptling sämmtlicher Tekkes, in welcher er sich darzulegen bemühte, wie zweckmäßig und heilsam es für die Tekkes wäre, mit dem weißen Padischah in Frieden zu verharren. Die Antwort hierauf war ein verwegener Einfall aufs linke Ufer des Oxus und zwar ein Angriff auf einen russisch-militärischen Transport, bei welcher Gelegenheit ein russischer Kanonier, Namens Kidajew, in Gefangenschaft gerieth, der noch heute mit Fesseln beladen in Merw sitzt. Es war dies zu jener Zeit, als die russischen Zeitungen von einer Strafexpedition gegen Merw sprachen, einer Expedition,

Digitized by Google

die selbst in diplomatischen Kreisen an der Themse viel Staub aufwirbelte und aus welcher zu jener Zeit nichts geworden ist. Daß die Tekkes im Vereine mit den Sariks und Salors — die Gesammtzahl der letzten zwei Stämme beläuft sich kaum auf 10—15000 Zelte — den russischen Befehlen nicht so leicht gehorchen werden, steht fest. Man spricht, ohne natürlich dafür einen festen Anhaltspunkt zu haben, von britischer Einmischung in jener Gegend, ja es hat sogar schon russische Stimmen gegeben, welche die Abgesandten Kotschag-Chan's in London erscheinen und das Oberhaupt dieser verwegenen Menschenräuber in diplomatischen Verkehr mit der Königin von England treten ließen. Eine allerdings kühne Speculation! Denn so weit mir bekannt ist — und meine Mittheilungen haben bisjetzt in den meisten Fällen sich als richtig erwiesen — war selbst zwischen Kotschag-Chan und Hrn. Thomson, dem englischen Gesandten in Teheran, keine Spur der Annäherung vorhanden. Dieser turkomanische Graubart ist allerdings sehr bemüht, aus der Rivalität unserer beiden Mächte Nutzen zu ziehen, er hat briefliche Annäherung schon mehreremal versucht, hat sich einzelnen englischen Reisenden auffällig freundlich gezeigt, doch wurde ihm britischerseits bisjetzt nicht die kleinste positive Ermunterung zutheil. So viel steht fest, doch ist es andererseits nicht zu bezweifeln, daß eben diese Tekkes den Sauerteig für die allernächste russische Action in Centralasien liefern werden, und falls England für die Sicherheit Herats einzustehen gedenkt, so werden wir das unerquickliche Schauspiel vor Augen haben, wie Großbritannien trotz der ellenlangen Gesichter der Antislavery Liga eben dieser abgeseimten Menschenräuber wegen mit Rußland in einen Notenwechsel sich einzulassen genöthigt sein wird. *)

Um uns vom eigentlichen Ziele unserer Besprechung nicht zu sehr zu entfernen, wollen wir nun einen Blick auf den östlichen Theil Turkestans werfen, d. h. Rußlands Stellung in Bochara, Chokand und Jetischehr ins Auge fassen, obwol sich hier im Verlaufe des letzten Jahres, wie im Eingange unsers Aufsatzes angedeutet wurde, nur wenig geändert hat.

Emir Muzaffar-ed-din, der vom Unglücke zumeist heimgesuchte Fürst Mittelasiens, dem der Verlust der Autorität als dem früher Angesehensten gewiß am schwersten zu Herzen geht, verhält sich in der unliebsamen Umarmung russischer Freundschaft still und vermeidet sorgsam alles, was als Anlaß zur Unzufriedenheit des Zaren dienen könnte. Daß er in den heißen Sommertagen aus der verpesteten Atmosphäre Bocharas mit Sehnsucht nach Samarkand, seinem frühern Sommersitze, wo das Wasser besser, die Luft kühler ist, hinblickt, ist begreiflich. Seine jetzige Villeggiatur ist theils in Karschi, theils in Schehri-

*) Dieses war schon geschrieben, ja ich war schon mit der Correctur des gedruckten Aufsatzes beschäftigt, als ich über die in Aussicht gestellten Verwickelungen positive Nachrichten erhielt. Die Tekke-Turkomanen von Merw, erbittert über die russischen Sympathien ihrer Brüder im Westen, hatten mehrere über Chiwa nach Krasnowodsk ziehende Karavanen überfallen und geplündert, selbst im Chanat von Chiwa sind sie mit Räuberexpeditionen erschienen, und da der Fürst des letztgenannten Landes in seiner Ohnmacht sich um Hülfe an den Gouverneur des Amu-derja-Bezirkes gewendet hat, andererseits die Russen eine Beeinträchtigung ihrer Handelsinteressen nicht ruhig mit ansehen konnten, so wurde in der allerneuesten Zeit eine Strafexpedition gegen die Tekkes unternommen. Vorderhand ziehen drei russische Colonnen gegen die feindlichen Tekkes. Eine von Petro-Alexandrowsk, die zweite von der Bucht Sanct-Michael und die dritte von Tschekischlar die turkomanische Festungslinie entlang. Um britisches Mistrauen nicht zu erwecken, heißt es: die Russen werden auf höchstens 25 Meilen weit gegen Osten vordringen, eine Ausrede oder ein Vorsatz, wenn man es eben so nennen will, der unter keinen Umständen stichhaltig sein kann, da es sich hier um einen Kampf auf der Steppe und mit Feinden auf flüchtigen Rossen handelt. Entweder diese neueste Entfaltung der russischen Heeresmacht ist nutzlos, oder sie muß zu einem Ereigniß von oben angedeuteter Tragweite werden.

sehz, und so fügt er sich auch in viele andere Dinge, da der precäre Zustand seiner Herrschaft ihm genau bekannt ist, und da er von allen seinen Unterthanen am besten weiß, daß das fadenscheinige Gewebe seiner Unabhängigkeit von dem leisesten Windstoße einer politischen Action zerrissen werden kann. Anders aber sehen die Dinge in Chokand aus. Hier ist Fürst und Volk gleich im Anfange an ein längeres Seil gebunden worden. Rußland hat sich mit dem untern Jaxartesgebiete, mit der Hauptstraße nach dem Oxus begnügt, und dem Osten des alten Ferganas auch schon deshalb keine große Aufmerksamkeit gewidmet, da mit Hinblick auf die strategische Maßregel die Beute gesichert war, und es in seinen fernern Actionen sich nicht beinträchtigt sah. Um die neuesten Vorgänge in Chokand selbst zu schildern, müssen wir wieder eins jener von Blut triefenden, ekelhaften Bilder aufrollen, welchen wir in der Geschichte Centralasiens leider überall begegnen, ja welche den eigentlichen Hauptbestandtheil der Geschichte dieser Länder bilden. Iranier und Turanier, diese zwei Hauptelemente, diese Jahrtausende alten Feinde im Innern Asiens, setzten hier den von den Vätern ererbten Haß, Streit und Kampf mit gewohnter Erbitterung fort. Der Sart, seiner Sprache nach wol Türke, doch in seinen geistigen Charakterzügen den Ausdruck des reinsten Iranierthums tragend, ist der Repräsentant der friedlichen Beschäftigung, des Handels und Ackerbaues; er liebt geordnete Zustände, nicht so sehr der Ordnung halber, als vielmehr um seinen Seckel gemächlicher füllen zu können, und bedarf in erster Reihe der Nachbarschaft eines solchen Völkerelements, dessen Unthätigkeit, Arbeitsscheu und Schlaraffenthum den Hauptquell seines Erwerbes bildet. Dieses letztere Völkerelement repräsentirt in Chokand der Türke, hier Kiptschake genannt, weil er zumeist zu den Stamme des großen Türkenvolkes gehört; und während die Sarten vorzugsweise in Städten und im westlichen Chokand wohnen, treiben die Kiptschaken im Osten und Nordosten dieses Chanats sich herum. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, und sie haben denn auch als Nomaden oder Halbnomaden alle Vor- und Nachtheile dieser Lebensweise bewahrt. Ist der Fürst kriegerisch gesinnt, thut er sich durch Abenteuer hervor, so sind die Kiptschaken seine ergebenen Leute; im entgegengesetzten Falle bilden die Sarten seine Hauptpartei. So war es zu allen Zeiten, so war es während des ganzen Laufes des jetzigen Jahrhunderts, und so war es den auch während der ganzen Regierungszeit des 59 Jahre alten Chudajar-Chan, welcher gegenwärtig die nicht sehr beneidenswerthe Stelle eines Herrschers in Chokand innehat. Daß die Geschicke des letztgenannten Landes vor der russischen Occupation den traurigen Folgen steter Bürgerkriege ausgesetzt waren, das nimmt uns wenig wunder, doch daß dies heute angesichts der Stellung Rußlands am Jaxartes und Zeresschan noch immer der Fall ist, spricht entschieden ebenso sehr für den sinnlosen Schlendrian, ja für die Verrücktheit der Centralasiaten, als für die unredliche Politik und die geheimen Anschläge Rußlands. Von 1864—68 nämlich, von der Einnahme Taschkends bis nach dem Friedensschlusse mit Bochara, sah es in Chokand so ziemlich friedlich aus. Der Chan und seine Günstlinge, Sarten, Kiptschaken und Karakirgisen, haben aller Wahrscheinlichkeit nach jeden Augenblick den Todesstoß aus den Händen des siegreichen Fremden erwartet und verhielten sich ruhig. Prinz Nasr-eddin, auch Chanzade genannt, der älteste Sohn Chudajar-Chan's, stattete in Taschkend den Russen einen Freundschaftsbesuch ab, benahm sich daselbst als ein civilisationssüchtiger Asiate, denn er sagte recht wacker den Champagnerflaschen zu, legte mitunter europäische Uniform an, fuhr in Kaleschen aus und war, mit Einem Worte, bemüht, die russische Beamtenwelt von seiner Eingenommenheit für die Sitten des Westens zu überzeugen. Die Russen nahmen all dies natürlich als baare Münze hin. Doch war der gute Chanzade um kein Haar besser als jeder andere mit dem abendländischen Leben vertraut gewordene Asiate. In der Annäherung an die Russen hatte sich sein früherer Haß und Groll gegen alles Fremde ver-

doppelt; und da er die Beweise der gegebenen Freundschaft und Aufmerksamkeit als ein Zeichen der Schwäche, der Furcht und Vorsicht ansah, so ist es leicht erklärlich, daß er nach seiner Rückkehr nach Endidschan, welches das Centrum der kiptschakischen und karakirgisischen Bevölkerung ist, seiner Leidenschaft um so freier die Zügel schießen ließ und dem wilden Treiben früherer Parteikämpfe um so ungestörter nachging.

Und Parteikampf in Chokand zu erwecken, ist wol das Leichteste in der Welt. Unter den Kiptschaken, die bisjetzt nur die unmittelbare Nähe der russischen Waffen einigermaßen in Schach gehalten, glimmt ohnehin das Feuer der Revolte und der Rache gegen Chudajar-Chan immerwährend fort. Der Tod Musulman-Kul's und die Hintansetzung seiner Partei waren noch zu sehr in frischem Angedenken, als daß man sich mit der Lage der Dinge zufrieden stellen und die eiserne Hand des Herrschers von Chokand ertragen sollte. Besonders viel hatte das hochfahrende Betragen Chanzade's zur Reizung der Gemüther beigetragen, und als Abdurrahman, der Sohn Musulman-Kul's, durch eine Pilgerfahrt nach Mekka mit dem Heiligenscheine eines religiösen Zelotismus sein Ansehen gesteigert hatte und nun in die Berge des östlichen Ferganas heimkehrte, da bedurfte es nur des allerleisesten Windstoßes, um die geheime Glut zur Flamme anzufachen. An die Spitze der Bewegung stellte sich ein gewisser Mehemmed-Emir, im Volksjargon Memir genannt, der den Sturz der Dynastie auf seine Fahne schrieb, und den Anfang der Empörung, wie gewöhnlich, mit Verweigerung der Steuern machte. Der Hauptsitz der kiptschakischen Rebellen war und ist noch heute die Stadt Kara-Guldscha, bekanntermaßen der östlichste Punkt, welchen der russische Reisende Fedtschenko berührt hatte. Zu den Kiptschaken im Nordosten gesellten sich bald auch die Karakirgisen im Süden und Südwesten Chokands, die trotz der nahen Verwandtschaft mit der Familie Chudajar's zu seinen erbittertsten Feinden gehörten. Selbst die Frau des Herrschers von Chokand, eine Schwester Batir-Chan's, des Häuptlings der Karakirgisen, trat gegen ihren Gemahl in den Bund, und es wäre letzterm gewiß übel ergangen, hätte die Umsicht seiner Spione, wozu die Sarten sich von jeher als recht tauglich erwiesen, ihn nicht früh genug von den Vorgängen in Kenntniß gesetzt. List und Tücke wurden erst mit gleichen Waffen parirt, der erwähnte Batir-Chan, als lieber Schwager im Palaste empfangen, dann meuchlings überfallen und hingerichtet, so auch die Nächsten seiner Anverwandten und Bekannten; denn da die Kiptschaken in den unzugänglichen Schlupfwinkeln ihrer Berge für den Zorn des Chans unerreichbar waren, so sollten die Karakirgisen vorderhand das Bad ausschütten und die Grausamkeit des chokandischen Tyrannen in vollster Schwere empfinden. Während wir diese Zeilen schreiben, lodert die Flamme des Bürgerkrieges auch schon an allen Ecken des Chanats. Die Hinrichtungen nehmen kein Ende und der blutdürstige Despot schaltet und waltet ganz so wie in den seligen Zeiten turkestanischer Unabhängigkeit.

Daß die Russen sich nun dies alles gefallen lassen, daß ihr mächtiges Veto dem scheußlichen Wüthen nirgends entgegensteuert, muß mit Recht unser Befremden erregen. Und fürwahr, das mit seiner civilisatorischen Mission prahlende Rußland könnte hier, falls es ihm beliebte und im Interesse seiner Politik läge, leicht die Ordnung herstellen. Daß Rußland, wenn es will, Ordnung machen kann, beweisen uns die Begebenheiten von Schehrisebz vollständig. In diesem Sitze Jahrhunderte alter Rebellion gegen Bochara haben die russischen Waffen in erstaunlich kurzer Zeit aufgeräumt. Dschura-Beg, der berüchtigte Häuptling des letztern Ortes, sitzt in Taschkend gefangen, und die eingefleischten Rebellen der alten Geburtsstadt Timur's verhalten sich still, einzig und allein deshalb, weil der Zar es will, weil die russische Behörde es nicht gestatten konnte, daß der Emir von Bochara, dem er einen Schein der Unabhängigkeit lassen wollte, in seinen Besitzungen gestört werde. In Chokand stehen die Verhältnisse ganz anders. Hier scheint Raub und Mord, Verheerung und Anarchie dem russischen Interesse zu behagen, man läßt daher

die asiatischen Greuel vorderhand bestehen, und gürtet allmählich das Schwert, nicht etwa um die Ordnung herzustellen, sondern um das Chanat gänzlich zu erobern und dem russischen Staatenverbande einzuverleiben.

Schon liest man in der russischen Presse von einer immer merkbarer werdenden Kälte, ja sogar von einem gewissen Trotz, den Chudajar-Chan zur Schau trage. Daß Russen oder russische Schutzbefohlene in diesem östlichen Theile Turkestans sich nie einer besondern Freundlichkeit seitens der Einwohner und der Regierung erfreut haben, ist kein Geheimniß. Eine Reise dahin gehörte, wenngleich nicht zu den gefahrvollen, so doch zu den unliebsamen Unternehmungen, und der Naturforscher Fedtschenko, die zeitweise dahin kommenden russischen Kaufleute, überhaupt wer immer dorthin kam, alle mußten von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß die schwachen Zeichen der choländischen Gastfreundschaft nur sehr erzwungen, und daß eine freie Bewegung daselbst viel weniger als in Bochara möglich sei. Hierzu gesellt sich noch in letzterer Zeit die Absetzung Mirza-Hakim's, des chokandischen Agenten in Taschkend, einer persona grata der russischen Behörde, welcher, um dem Zorn seines Herrn auszuweichen, sich in Taschkend auf einige Zeit niederließ, und später die Rückkehr nach Chokand nur in Begleitung eines russischen Fürsprechers unternahm. Es weist mit Einem Worte alles darauf hin, daß der alte Herrscher Chokands, ungleich seinem fürstlichen Bruder im Westen, durch die schon erhaltene schwere Lection vom asiatischen Eigendünkel noch nicht gänzlich geheilt worden ist, indem er in der sinnlosesten Weise einen Streit vom Zaune bricht, und den nur auf Gelegenheit lauernden Russen die Erreichung des längst vorgesteckten Zieles erleichtert. Ich habe schon vor zwei Jahren die Aeußerung gewagt, daß es viel besser wäre, wenn die Herren in Petersburg die Politik der heuchlerischen Enthaltsamkeit in den drei Chanaten ein für allemal aufgeben würden. Es wäre das nicht nur für die Interessen Rußlands, sondern auch für die Turkestaner selbst und für die endgültige Consolidirung der dortigen Verhältnisse sehr zu wünschen. Im Hinblick auf die enormen Summen, welche Turkestan den Russen heute noch kostet, da die Administration dreimal soviel verschlingt, als die Einnahmen betragen, ist das bisherige Zaudern einigermaßen verständlich; doch die jüngsten Ereignisse sprechen zu laut, als daß Rußland hinsichtlich der zukünftigen Schritte sich noch irgendwelche Rücksicht auflegen müßte. Noch ist Chudajar-Chan unumschränkter Herr von Chokand (natürlich nur dem Scheine nach), und die Russen lassen sich schon seinethalben, wegen der streitigen Provinzen im Süden des Alaigebirges, mit den Engländern in einen Federkrieg ein. Man ereifert sich, den Kleinpamir, die Provinzen Dervaz, Schighnan, Ruschan und Kulab für Chokand in Anspruch zu nehmen, während man mit Chokand selber auf gespanntem Fuße steht. Eine ähnliche Politik wird auch Jakub-Beg gegenüber befolgt, und es wäre gewiß vortheilhafter, diese zeitweilige Vormundschaft mit einer ausgesprochenen Politik zu vertauschen; da die Administration des ganzen Chanats mit einer verständigen und ehrlichen Bureaukratie weder so kostspielig, noch so schwierig sein wird, als die Russen es heute noch glauben oder wenigstens uns einreden wollen, vorausgesetzt, daß die turkestanische Administration eine minder asiatische und redlichere Richtung annähme. Denn daß die Wirthschaft unter General Kaufmann, den die Eingeborenen so treffend „Jarim-Padischah" (Halbkaiser) nannten, an großen Fehlern litt, und daß die Gutmüthigkeit dieses verdienstvollen Heerführers von seinen Untergebenen zu sehr misbraucht wurde, haben die russischen Zeitungen von jeher eingestanden. Eine zu große Truppenanhäufung, um einen gewaltsamen Aufstand der Eingeborenen zu verhindern, ist, soweit ich die Mittelasiaten kenne, ganz überflüssig. Die seßhafte Bevölkerung gibt heute schon allenthalben der russischen Herrschaft den Vorzug; wozu denn noch das fernere Blendwerk der falschen Enthaltsamkeit, wozu der Kriegsstand von 6000 regulären Truppen, wozu die Unzahl von Civilbeamten, wenn die

russische Politik, mit den erlangten Vortheilen zufrieden, keine fernern Angriffspläne im Schilde führt?*)

Wenden wir uns nun in unsern Betrachtungen des Statusquo in östlicher Richtung nach Ostturkestan oder Jetischehr (Sieben Städte), so wird sich unsern Blicken dieselbe Unklarheit, dieselbe Zweideutigkeit der russischen Politik darbieten, die hier wie dort dem englischen Rivalen genug Stoff zum Mistrauen und zum Argwohn gibt. Von Jakub-Kuschbegi, dem zeitweiligen Herrscher dieses Landes, ist während des letzten Jahres häufig die Rede gewesen. Sein Name ist ganz landläufig geworden und Zeitungstelegramme sprechen von diesem neugebackenen Emir Jakub-Chan ganz so, wie man sonst vom Sultan oder vom Chidiv zu sprechen pflegt. Und dennoch schwebt über dem politischen Horizont dieses neuesten mohammedanischen Staates ein ziemlich dichter Nebel der Unwissenheit. Wir kennen ebenso wenig die Garantien des fernern Fortbestandes der Macht Emir Jakub-Chan's, als wir seine Beziehungen zu den nördlichen oder südlichen Nachbarn auch nur im entferntesten zu errathen im Stande sind. Nur Eins steht fest, und das ist die immer drohender werdende Stellung, welche die Heere des chinesischen Kaisers im Osten einnehmen, eine Stellung, auf welche die beiden rivalisirenden Mächte nicht besonders vorbereitet waren, trotzdem eine wesentliche Veränderung in dieser Richtung schon längst vorauszusehen war. Nach den allerneuesten, aus jener Gegend eingetroffenen Berichten operiren chinesischerseits zwei Armeecorps gegen Jakub-Chan: 1) Ein kleines Detachement, welches zunächst von Dunganen bei Kur-Karasu, 50 Meilen östlich von Kuldscha, umringt ist, das aber wahrscheinlich, sich bald von dort befreiend, seinen Marsch gegen Westen fortsetzen wird. 2) Die große Abtheilung, welche gegen das Gros des jarkender Heeres, unter Leitung Kuli-Beg's, des tüchtigen Sohnes Jakub-Chan's, zu Felde gezogen ist, während kaschgarer Truppen auch gegen Barkul in nördlicher Richtung, den Thien-Schan entlang, auf dem Wege sind. Daß der Schneckengang der pekinger Politik auf dieser äußersten Westgrenze des Himmlischen Reiches früher oder später sich zur Herstellung der erlittenen Verluste in Bewegung setzen wird, das müßte allen so ziemlich bekannt gewesen sein, die der Geschichte der chinesischen Kriege in Ostturkestan während der letzten hundert Jahre nur einige Aufmerksamkeit geschenkt haben. Zu wiederholten malen besiegt und zu Boden geworfen, erhoben sich die gelben kaiserlichen Fahnen mit dem Drachenbilde im Süden und Norden des Tien-Schangebirges ebenso viele male von neuem und triumphirten über ihre Feinde. Besieger und Besiegte waren an diesen Gang der Dinge schon so ziemlich gewöhnt, und wenngleich die allerneuesten politischen Constellationen in Jetischehr, durch eine merklich größere Annäherung der beiden europäischen Großmächte an den Schauplatz der Begebenheiten einer wesentlichen Veränderung unterliegen, so konnte und durfte Emir Jakub-Chan hinsichtlich der Zukunft seiner Macht sich dennoch keinen besondern Illusionen hingeben. Als die Chinesen in Jün-nan, in Kan-su und Schen-si vollauf zu thun hatten, da waren es natürlich nur innere Wirren, nur Bürgerkriege, denen der ehemalige Atalik-Ghazi gegenüberstand. Wir sehen ihn theils mit seinen Parteigängern im Norden von Aksu, theils mit den Dunganen in Streit verwickelt, die, nachdem

*) Schon als ich dieses geschrieben, verlautete es in der russischen Presse, daß man von Taschkend aus dem hartbedrängten Chudajar-Chan zu Hülfe gekommen und durch zeitweilige Dämpfung der Revolution den schweren Folgen eines Herrscherwechsels vorgebeugt habe. Dieser Freundschaftsdienst, den nur ein Einfall der Rebellen auf russisches Gebiet hervorgerufen, ändert in gar nichts die Sachlage, denn wenn die Russen mit Chudajar-Chan es wirklich gut meinen, so dürften sie sich nicht damit begnügen, die Flamme des Bürgerkrieges von ihrer Grenze abzuwehren, sondern müßten dieselbe in Chokand, dem Herde selbst, ersticken helfen.

China, die Katze, sich aus dem Hause entfernt hatte, gleich muthwilligen Mäusen in tollem Gebaren übereinander herfielen. Mit diesen Antagonisten konnte Jakub-Beg wol bald fertig werden. Die Truppen der Abenteurer, die unter seine Fahnen sich geschart hatten, waren kriegerischer und besser disciplinirt, er selbst verfügte über größere Mittel, war erfinderischer und rückte mit solchen Waffen ins Feld, die ihn zum alleinigen Herrscher sämmtlicher, den Chinesen entrissenen Länder machten. Nur Dunganen verharrten etwas länger im Kampfe, ein wild fanatisirtes, barbarisches Gesindel, aber feig und muthlos bis zur Verächtlichkeit, und als die ersten Spitzen der chinesischen Invasionsarmee um Komul herum sichtbar wurden, da ging ein großer Theil von ihnen zu dem früher so sehr verabscheuten Emir über, und nur ein kleiner Theil gesellte sich zu den Chinesen, entweder aus unbezähmbarem Rachegefühl oder Zwang, vielleicht aber auch aus Verzweiflung an jeglichem Erfolg der mohammedanischen Sache. Genug, heute stehen dem Herrscher von Jetischehr nur Chinesen gegenüber; unschlüssige, träge Massen, denen der belebende Geist, das leitende Haupt fehlt, obwol andererseits berichtet wird, daß die kaiserliche Armee in Schen-si schon Waffen der neuesten europäischen Construction mit sich führe, ja daß es sogar einige abenteuerlustige europäische Offiziere gebe, die in derselben Dienst genommen. Angesichts dieser Begebenheiten braucht es wol kaum gesagt zu werden, daß die dortigen Verhältnisse von Tag zu Tag kritischer werden und schließlich ein solches Stadium erreichen müssen, welches unsere in Asien interessirten Großmächte zu offener Bekennung der Farbe zwingen wird. In erster Reihe ist es die Frage, ob England und Rußland den neugegründeten mohammedanischen Staat im Osten dem Moloch chinesischer Eroberung opfern werden oder nicht. Eine hierauf bezügliche entschiedene Ansicht kann vorderhand noch nicht geäußert werden, da Jetischehr, wie schon erwähnt, nach Norden und Süden hin in gleicher Weise kokettirt, von beiden Seiten her gleiche Beweise der Freundschaft erhalten hat, ohne von dem einen oder andern bestimmte Zusage zur Unterstützung für die Zeit der Noth erhalten zu haben.

Rußland hat an der Unabhängigkeit Ostturkestans auch schon deshalb ein bedeutendes Interesse, weil es die Wiederherstellung der chinesischen Westgrenze von 1864 heute ohne Schaden nicht mehr zugeben kann. Es hat nämlich im Augenblicke der Verwirrung den fetten Bissen der Provinz Kuldscha verschluckt, denselben schon so ziemlich verdaut, ja in seinem bekannten Hunger nach Land und Leuten sich im stillen auch noch weiter im Osten der Dzungarei ausgedehnt und sozusagen eine förmliche Abrundung der Provinzen Semipalatinsk und Tomsk mit dem südlichen Grenzgebiete von Kur-Kara-Usu, Barkul und Komul angestrebt.

Unter solchen Verhältnissen und mit Hinblick auf die bekannte Hartnäckigkeit der russischen Politik ist es leicht erklärlich, daß man in Petersburg den Bestand eines selbständigen Staates auch schon deshalb mehr begünstigen will, weil hierdurch bei etwaigen Zukunftsplanen die Gefahr eines energischen Widerstandes vermindert wird, und weil man, ohne mit dem Hofe von Peking in offene Feindseligkeit gerathen zu müssen, sich unter dem friedlichen Vorwande eines ordnungliebenden Nachbars gewisse Vortheile verschaffen kann. Dies scheint der Grundzug der russischen Politik Ostturkestan gegenüber zu sein, und das wird er auch verbleiben müssen, bis die Chinesen sich stark genug fühlen werden, um den mächtigen Nachbar im Norden zur Bekennung seiner Farbe zu zwingen. Im Sinne der erwähnten Politik handelnd, haben die Russen den Emir Jakub-Chan von der Stunde an, als er zur Besitznahme Kuldschas gute Miene machte, keinen Augenblick mehr als Rebellen oder Usurpator angesehen, ihn vielmehr als Beherrscher von Jetischehr mit allen gebührenden diplomatischen Ehren behandelt. Sein Gesandter wurde vom Zaren persönlich empfangen, man nahm und gab Geschenke, man schloß einen Handelstractat ab und hatte demgemäß den Hauptrebellen einer solchen Regierung als legalen Fürsten anerkannt,

an dessen Hof eben der russische Gesandte sich am meisten bemüht, die aufrichtigen Freundschaftsgefühle seines Souveräns darzulegen. Nun, politische Widersprüche gehören im Osten nicht zu den Seltenheiten. Auch andere europäische Cabinete haben es bewiesen, daß sie mit der einen Hand zärtlich umarmen, mit der andern aber zugleich die tödliche Waffe gebrauchen können. Das Interessanteste in diesem diplomatischen Intermezzo ist nur, daß der rasche Lauf der Begebenheiten diesem unerheblichen Gaukelspiele wol bald eine Grenze setzen und daß Rußland vielleicht schon im Laufe dieses Jahres wird offen darlegen müssen, ob es entschieden zu den Chinesen oder zu Emir Jakub-Chan steht. Die Meinungen hierüber sind einstweilen noch getheilt. Professor Wassiljew, der gelehrte Kenner Chinas und der Mongolei, hat den Reigen der bezüglichen Discussionen eröffnet, in welchem er, sonst ein großer Bewunderer Chinas, sich entschieden gegen China erklärt. Ja er fordert sogar die Briten zu einem gemeinsamen Vorgehen mit Rußland auf, und will in dem Fortbestand der Herrschaft Emir Jakub-Chan's nicht nur einen vom glücklichen Zufall entdeckten Grenzwall zwischen Angloindien und Russisch-Turkestan finden, sondern meint hierdurch den Chinesen einen empfindlichen Schlag beizubringen, den Kranken gänzlich zu Boden zu werfen, um natürlicherweise Rußlands Zwecke besser und schleuniger zu befördern. So schreibt Professor Wassiljew. Mehr Verbreitung findet die Ansicht, man möge den glücklichen Abenteurer aus Chokand seinem Schicksale gänzlich überlassen und mit den Chinesen sich erst dann einlassen, falls sie, berauscht von den etwaigen Triumphen in Jetischehr, sich zur Zurückeroberung der in russische Hände übergegangenen Provinz Kuldscha anschicken würden. In der That wird eine endgültige Lösung dieser politischen Verwickelungen selbst für die in diplomatischen Kunstgriffen so sehr geübten Russen von bedeutender Schwierigkeit sein, und wir sind mit Recht auf das Endresultat neugierig. Mit Emir Jakub, also gegen China, kann Rußland auch schon deshalb nicht auftreten, weil hierdurch erstens der britische Argwohn gesteigert wird und zweitens weil man in Petersburg bisjetzt noch immer eine Verhüllung der aggressiven Politik vor dem pekinger Hofe im Sinne führt und führen muß. Mit Emir Jakub und den Briten zugleich gegen das Himmlische Blumenreich der Mitte zu ziehen, ist aber noch weniger möglich, weil ein derartiger Schritt die Russen mit der Haupttendenz ihrer centralasiatischen Politik, welche auf Handelsmonopol und vorherrschenden moskowitischen Einfluß hinzielt, in Widerspruch bringen würde. Uns scheint es daher am wahrscheinlichsten, daß in diesem interessanten Wettstreite John Bull wieder der Geprellte sein wird. Ich denke nämlich — man verzeihe mir, wenn ich den Diplomaten an der Newa so viel Spitzfindigkeit zumuthete — Rußland hat mit dem schlauen Herrscher von Jetischehr schon längst seine Sache abgemacht, und trotz der zuckersüßen Worte, welche die englische Mission in Jarkend erhielt, hat Emir Jakub sein Herz und seine Seele schon längst an der Newa verschachert. Rußland wird daher in Gemeinschaft mit dem glücklichen Abenteurer von Chokand gegen China und gegen Großbritannien zugleich operiren, wodurch in erster Linie die englische Intervention unnöthig und der chinesische Triumph unmöglich gemacht werden wird. Daß die auf solche Weise gekräftigte mohammedanische Macht in Ostturkestan nicht ad secula seculorum ihre Unabhängigkeit bewahren könne, ist wol ausgemacht. „Der Fuchs kann umherirren, solange er will, schließlich gelangt er doch in das Gewölbe eines Pelzhändlers", sagt ein türkisches Sprichwort. Auch Jakub-Beg's Wege führen zu der Umarmung des russischen Bären. Sein Land und seine Völker werden das Los sämmtlicher Chanate, sämmtlicher Oezbegen theilen, denn die russische Macht im Innern Asiens ist schon heute zu einem Strome von reißender Gewalt angewachsen, der etwaige Felsblöcke, von welchem Umfange und welcher Beschaffenheit sie seien, keinen Widerstand zu leisten vermögen.

Nachdem wir es versucht haben den Machtzuwachs Rußlands und die Ausdehnung seines Einflusses während des vergangenen Jahres auf den verschiedenen Punkten Centralasiens in kurzen Umrissen darzustellen, wollen wir uns nach der im Süden stehenden europäischen Großmacht umsehen, um in einer flüchtigen Skizze jene Vorsichtsmaßregeln darzulegen, welche Großbritannien gegen seinen hundertarmigen nordischen Rivalen ergriffen hat. England verfolgt eine Politik der Stabilität und des Conservatismus, es will nur das Erworbene bewahren, und eine Grenzausdehnung, nach welcher Richtung hin immer, fällt ganz außerhalb des Bereiches seiner Zukunftspolitik. Von solch einem Geiste ist all sein Thun und Wirken beseelt, und da es im natürlichen Gang der Dinge höchst schwierig, ja unmöglich ist, einem vordringenden Feinde gegenüber, sich in vollständiger Defensive zu verhalten, so wird England überall in Nachtheil gerathen, von seinem ewig wachen und regen Gegner überall übervortheilt werden. Auch hier soll der Lauf unserer Betrachtungen von Westen nach Osten gehen, wir wollen demgemäß mit Persien beginnen.

Sowol während als nach dem Feldzuge gegen Chiwa bildete Persien einen Cardinalpunkt der britischen Interessen in Mittelasien, und die Aufmerksamkeit der Staatsmänner an der Themse wendete sich aufs neue demjenigen Iran zu, welches im Laufe unsers Jahrhunderts zu verschiedenen malen bald sehr geschmeichelt, bald sehr vernachlässigt worden ist. Die hervorragendsten Momente dieses allerneuesten Vorgehens bilden: das Reuter'sche Unternehmen und die Europareise des Schah's. Beide wurden als mächtige Anziehungspunkte für England betrachtet; dies wollte und wagte aber nicht, sie für die dem Zwecke entsprechenden Mittel zu verwerthen. Daß die Plane unsers Telegraphenkönigs mit dem Kleide der Ueberschwenglichkeit und der asiatischen Hyperbole auf die Welt gekommen sind, das wollen wir nicht in Abrede stellen. Ebenso wenig ist es zu bezweifeln, daß die Haute-Finance, welche Baron Reuter unterstützen wollte, nicht so sehr das Gedeihen Persiens, nicht so sehr die Consolidirung des englischen Einflusses in diesem Lande, als die Bereicherung ihrer eigenen Seckel vor Augen hatte. Rein humanistische Culturziele waren zu keiner Zeit das Ideal der Söhne Mercur's; doch daß der Reuter'sche Plan in Albions Händen sich zu einer blanken, schneidenden Waffe gegen Rußland hätte gestalten können, steht fest. Vor allem hätte es natürlich der Entschlossenheit und einer entschiedenen Politik bedurft. England hätte aus der unglücklichen Phase seiner „Soll-ich-oder-Soll-ich-nicht-Politik" heraustreten, mit Einem Worte hätte Courage zeigen müssen, und diesen Muth besaß weder das Gladstone'sche noch das D'Israeli'sche Ministerium. Keiner und ich am allerwenigsten wird die große Verantwortlichkeit verkennen, welche auf einer Regierung lastet, die die Garantien einer Handelsgesellschaft Persien gegenüber auf sich nimmt, verkennen demjenigen Persien gegenüber, dessen beispiellose Anarchie und Charakterlosigkeit jeden abschrecken muß, der mit ihm in solide Verpflichtungen sich einzulassen gedenkt. Pacte mit orientalischen Potentaten hatten zu allen Zeiten ihre Schwierigkeiten, auch hat England seine Kraft in dieser Hinsicht schon mehrfach erprobt; ist es daher nicht mehr als fraglich, warum man eben jetzt vor den Opfern zurückschreckte und eine Mühe scheute, deren Frucht ein außergewöhnlicher Vortheil sein konnte und wo man mit einem Schlage über Persiens Gegenwart und Zukunft, über das Wohl und Wehe eines nach Indien führenden Binnenlandes zu entscheiden im Stande gewesen wäre? Nicht Baron Reuter und seine Consorten, sondern England hätte als Hauptcontrahent die tonangebende Macht in Persien werden können, natürlich, wenn man sich zur Action, die bei den heutigen Staatsmännern Großbritanniens immer unbeliebt war, entschließen wollte.

Das zweite Mittel, Persien zu gewinnen, die Königsreise in Europa nämlich, war gleich von Haus aus auf eine allzu schwache Basis gestellt, sie war nur allzu sehr ein eitles Schaugepränge, als daß man Resultate von reellem Werthe hätte erzielen können.

Nasr-ed-din-Schah, der in Petersburg, Berlin, Wien und an andern Orten fetirt und bewundert, verspottet und verlacht wurde, hatte in London jedenfalls Beweise einer innigern Freundschaft gefunden als anderswo. Doch was vermochten die großen, militärischen Paraden zu Wasser und zu Lande, die betäubenden Huldigungen der City, die prunkvollen Gelage der englischen Großen bei einem solchen Herrscher auszurichten, dessen kindisch-unerfahrener Sinn, politischen Speculationen ganz fremd, auf seiner Reise nur Belustigung und Zerstreuung suchte, und staatliche Ziele nicht einmal daheim, am allerwenigsten aber in der Fremde zu verfolgen gewohnt ist? „Gutgemeinte Rathschläge und Beifallsäußerungen der Presse können uns am allerwenigsten helfen", sagte mir ein persischer Staatsmann im London, „wir brauchen Geld, brauchen thatsächliche Hülfe, um die materielle Lage unsers Landes zu heben. Wer uns diese Hülfe angedeihen läßt, wer uns mit Thaten unter die Arme greift, ist unser Freund, dem werden wir aus Liebe, Pflicht und Nothwendigkeit beistehen müssen, und der hat sich die Allianz Persiens gesichert." Und in der That ist dies auch die praktische Bedeutung der Sachlage. Heute ist die Reuter'sche Concession als nichtig anzusehen. In Persien wuchern die alten Uebel immer fort, die kleinlichen diplomatischen Zänkereien in Teheran nehmen ungestört ihren Lauf, und man spricht schon davon, Rußland wolle die Reuter'sche Concession an sich bringen, um mit dem Bau einer Eisenbahn von Resht nach Teheran den Anfang zu jenem Schienennetze zu machen, welches dem schon ohnehin größtentheils russificirten Iran die eisige Umarmung des nordischen Bären besser sichern sollte. Großbritannien wird auch jetzt den kürzern ziehen, weil es seinen Staatsmännern, wie schon oft gesagt, an Thatkraft gebricht, an jener Thatkraft, mittels welcher ihre Vorgänger auf dem Gebiete anglo-asiatischer Politik in vergangenen Zeiten so Erstaunliches geleistet haben.

Noch trostloser als in Persien haben sich die Verhältnisse in Afghanistan während der letzten zwölf Monate für Großbritannien gestaltet. Die Natur der Fehlgriffe ist hier so wie dort fast dieselbe, doch die Folgen der Fehler sind in Afghanistan viel schwerer, viel unheilvoller als in genanntem Lande. Der von uns zu wiederholten malen gerügte Fehlgriff, den nicht nur angloindische Politiker, sondern auch conservative, leidenschaftslose Denker in England als solchen kennzeichnen, dieser Fehlgriff fängt nun an, seine unheilvollen, sauern Früchte zu tragen. Schon vor sieben Jahren habe ich in den Spalten dieser Zeitschrift darauf hingewiesen, wie zwecklos und lächerlich es sei, daß England, welches jahraus jahrein bedeutende Summen und Waffenvorräthe nach Kabul schickt, keinem Europäer dahin das sichere Geleit zu verschaffen vermag. Auch andere haben in Broschüren dargelegt, daß die Gewährung von Subsidien ohne praktische Rathschläge, d. h. ohne Europäer, die im Lande selbst der Regierung behülflich sein sollen, ziemlich nutzlos wäre. Wie vor 10 oder 20 Jahren, ist der Weg über Peschawer hinaus noch heute für jeden Europäer gefährlich. Schir-Ali-Chan streicht alljährlich die Tausende der Pfunde ein oder vertheilt sie unter seine habgierigen, gefräßigen Parteigänger, und wenn der Vicekönig in Kalkutta Lust bezeigt, einen thatenlustigen, jungen Offizier nach Kabul zu schicken, so heißt es immer seitens dieses theuer bezahlten Alliirten: „Der Fanatismus des Volkes sei zu groß, die Gefahren zu drohend, als daß er für die Sicherheit eines Engländers einstehen könne." Dies gilt namentlich von Ostafghanistan, denn im Westen dieses Landes, wo Schir-Ali-Chan weniger zu befehlen hat, konnte eine englische Mission sich unbehindert bewegen, wie dies aus dem Marsche des Dr. Bellew vom Indus bis Tigris am besten ersichtlich ist. Wie ganz anders möchte Rußland unter solchen Umständen verfahren! Wehe dem Emir von Bochara oder den Chanen von Chokand und Kaschgar, die mit Petersburg auch nur in Allianz stehen und alles, nur keine Subsidien, bekommen, wenn irgendeinem Russen auf dem Marsche durch ihr Gebiet auch nur ein Haar

gekrümmt werden würde! England streut aber dessenungeachtet immerfort die Münzen der Großmacht zum Fenster hinaus. Die Folgen einer solchen sinnlosen Politik sind natürlich sowol für die Engländer als für die Afghanen von unberechenbarem Nachtheile. Daß letztere, trotz der bedeutenden Geldsummen und Waffenvorräthe, noch immer im Strome der wildesten asiatischen Anarchie sich befinden, liegt klar auf der Hand. In Kabul herrscht eine schlimme Wirthschaft; Schir-Ali befindet sich in noch schwerern Nöthen als früher Schah-Schedschah. Seinen Unterthanen ist er als Reformator und seiner Gottlosigkeit wegen verhaßt, obwol seine Gottlosigkeit sich nur so weit erstreckt, daß er sich nicht scheut, aus den ketzerischen Händen der Briten blankes Gold anzunehmen. Seine Landesgroßen lieben ihn deshalb nicht, weil er ihre Habsucht nicht befriedigen kann. Jedenfalls ist dies sehr schwer; denn dem afghanischen Geldgeize würden selbst die größten irdischen Schätze nicht genügen. Sie sind es, die ihn als Nokeri-Ingilis, englischen Söldling, verschreien und verleumden; englischer Söldling, obwol diese Herren selbst nichts Besseres thun würden, wenn man sich in Kalkutta ihrer erinnern würde. Schir-Ali ist schließlich selbst in seinem eigenen Familienkreise verhaßt, ja sein eigener Sohn Jakub-Chan in Herat rüstet schon seit zwei Jahren gegen ihn, bekanntlich um jene Unbilden zu rächen, die ihm in Sachen der Thronfolgerschaft zugefügt wurden. Um speciell von diesen Unbilden zu sprechen, ist es denn nicht mehr als fraglich, ob etwa der englische Einfluß, falls er ein unmittelbarer geworden wäre, nicht so vieles verhindern und so vielem hätte vorbeugen können? Schon Lord Mayo hatte von solch einem unglücklichen Plane Schir-Ali-Chan's bei der Zusammenkunft in Umballa gehört, und ihm, wie ich mit Bestimmtheit weiß, von diesem ebenso ungerechten als unheilschwangern Vorhaben abgerathen. Schir-Ali versprach, sich den britischen Rathschlägen zu fügen. Doch kaum in seiner Hauptstadt, in dem Kreise seiner Familie angelangt, wurde er von den Fäden der Haremintriguen umsponnen, da jede Gegenmeinung fern war und die unmittelbare Nähe seiner englischen Beschützer ihn von diesem gefährlichen Schritte abzuhalten nicht im Stande war. Abdullah-Dschan, der Sohn einer zufällig begünstigten Frau, wurde zum Thronfolger proclamirt und zwar zum Nachtheile des unter allen Umständen mehr befähigten, tüchtigern und tapferern Jakub-Chan von Herat. Zwischen letzterm und seinem Vater hat nämlich noch zur Zeit meines Aufenthaltes in Herat kein besonders intimes Verhältniß geherrscht. Aus den Unterredungen zwischen seinem Leibarzte und seinem ersten Adjutanten, die ich mehrmals mit anhörte, vernahm ich schon damals gewisse Töne der Mißhelligkeit zwischen Vater und Sohn. Der Same der Zwietracht, schon im Jahre 1863 ausgestreut, ist mittlerweile zu voller Frucht herangewachsen. Wie bekannt, kam es mehreremal auch schon zu Thätlichkeiten, und da Jakub-Chan schon im Jugendalter untrügliche Beweise seiner Energie gab, so darf es uns gar nicht wundern, wenn wir heute in ihm den gefährlichen Feind seines regierenden Vaters erblicken. Trotz einer mehrmaligen gewaltsamen Entfernung von Herat ist er immer der Herr und Gebieter ganz Westafghanistans geblieben. Mit dem Dschemschidis und Hezarehs, mit den eigentlichen kriegerischen Elementen am Murgab verschwägert, hat er sich schon frühzeitig den eigentlichen Schwertgriff dieser Provinz gesichert. Auch mit Persien hat er ein mehr freundschaftliches Verhältniß als sein Vater unterhalten, und da er, abgesehen von diesem materiellen Vortheile, auch noch des Rufes eines bessern Moslimen sich erfreut, indem er von den ungläubigen Briten kein Geld annimmt (welches ihm natürlich bisjetzt auch nicht angeboten wurde), so nehmen die Chancen seines Erfolges von Tag zu Tag zu, und Schir-Ali sowol als auch England sehen seinem Auftreten mit gerechter Besorgniß entgegen. Für jetzt ist der verhängnißvolle Bürgerkrieg in Afghanistan wol auf einige Zeit hinausgeschoben, da ein Besuch Jakub-Chan's in Kabul der bestandenen Mißhelligkeit ein Ende gemacht haben soll. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Erstens kann nur ein englischer Staatsmann sich dem

Glauben hingeben: afghanischer Groll werde durch künstlich inscenirte Versöhnungskomödien so leicht zum Schwinden gebracht; zweitens hätte der englische Einfluß in Afghanistan, falls er wirklich so stark ist, wie man in London meint, nicht das Interesse des alten und kränklichen Emirs, sondern das des jungen thatendurstigen Prinzen berücksichtigen sollen. Diejenigen Regierungsorgane in Angloindien, welche die Fehler der halben Maßregeln in Afghanistan nicht eingestehen wollen, vertrösten sich mit dem durch Lawrence inaugurirten Grundsatze, daß England den faetischen Herrn des afghanischen Thrones anerkennen und um die innern Wirren sich nicht im mindesten kümmern müsse; und meinen, daß, so wie man früher Afzal-Chan, den besiegten rechtmäßigen Thronfolger, Schir-Ali-Chan gegenüber in Schutz nahm, ja mit ihm sich in diplomatische Pourparlers einließ, ebenso werde man jetzt mit dem etwaigen Sieger Jakub-Chan transigiren und die seinem Vater bestimmten Subsidien ihm auszahlen. Abgesehen von der äußersten Zwecklosigkeit einer solchen Politik, die den Briten nie die Sympathie irgendeiner Partei jenseit des Chelberpasses sichern wird, da sie sich nicht als Freunde in der Noth, sondern nur als Freunde im Glücke zeigen, ist es unter den bestehenden Verhältnissen noch immer sehr fraglich, ob Emir Jakub-Chan, wenn einmal im Besitze Kabuls, nach Peschawer liebevolle Blicke werfen wird? Jakub-Chan hat bisjetzt immer britischem Einflusse fern gestanden; hierin glänzt er in den Augen seiner Landsleute und wird gegenüber etwaigen Versprechungen einer englischen Allianz auch später eine zurückhaltende Stellung einnehmen. Daß Rußland schon jetzt mit diesem energischen Afghanenprinzen in diplomatischen Verkehr getreten sei, ist noch sehr zu bezweifeln, obwol angloindische Zeitungen dies schon mit Bestimmtheit behaupten und obwol russische Blätter schon seit Jahren ihre Sympathien für die Sache Jakub-Chan's verrathen. Doch was noch nicht vorhanden ist, das mag und wird wol kommen. Im Wirrwarr der Grenzangelegenheiten zwischen Bochara und Afghanistan bildet das linke Oxusgebiet bis zum Murgab, d. h. Aktsche, Andchoi und Meimene, Punkte von sehr heikler Natur. Während England den Afghanen diesen Theil zu vindiciren bemüht ist, steht Rußland für das Recht Bocharas ein. Letztgenannter Staat wird diese sowol in commerzieller als strategischer Hinsicht wichtigen Punkte wol schwerlich den Herrschern von Kabul gänzlich überlassen und zu diesem Behufe werden auch die Thronrivalen Schir-Ali-Chan's mit russischen Rubeln gespickt, um bei erster Gelegenheit einen tüchtigen Keil in das von den Engländern angestrebte einheitliche Afghanistan hineinschieben zu können. Zur Verwirklichung eines solchen Vorhabens ist das Zerwürfniß zwischen Schir-Ali und seinem Sohne das beste Mittel, und Rußland wird die dargebotene Gelegenheit auch vollauf benutzen.

Auch mit den britischen Abmachungen in Ostafghanistan sind die Russen nicht ganz zufrieden. In dem letzten hierauf bezüglichen diplomatischen Notenwechsel hat Fürst Gortschakow den Engländern wol zugestanden, sie möchten in Bedachschan und Wachan, als besser mit den Terrainverhältnissen vertraut, nach Willkür verfahren, d. h. diese nackte, beinahe unbewohnte Gebirgsregion soll als Independenz Afghanistans erklärt werden. Die englische Presse jubelte laut auf über diesen Erfolg; man notificirte dem Afghanenkönig speciell den diplomatischen Sieg, obwol es sich bald herausstellte, wie blutwenig die britischen Politiker der Neuzeit zur Consolidirung der Macht ihrer Schutzbefohlenen beitragen können. Schir-Ali-Chan ist nämlich keineswegs Herr von Bedachschan und Wachan, denn daß er über die zerlumpten, nackten Nomaden jener Gegend keine Macht besitzt, beweist uns am besten der vereitelte Marsch des Obersten Gordon über die Hochebene von Pamir, wo nicht so sehr der tiefe Schnee als die Unzulänglichkeit afghanischen Einflusses den für die Bereicherung geographischer Kenntnisse wichtigen Weg verrammelt hatte. Andererseits behauptet man, daß Schir-Ali-Chan den Durchzug einer großen eng-

lischen Mission durch sein Land absichtlich verhindert habe, weil er die Sicherheit derselben nicht zu verbürgen im Stande war. Um so ärger daher für ihn und die Briten, um so mehr begründet ist die Annahme, daß die englischen Subsidien in Kabul bisjetzt nutzlos geblieben sind.

Doch was sollen wir thun, fragen die Engländer in der häufig auftauchenden Controverse, etwa den Afghanen unsere Gegenwart aufdringen und neue Verlegenheiten im Stile des Lords Auckland schaffen? Die Antwort hierauf ist doch ganz klar. Falls Großbritannien das Land der Afghanen nicht als Vorwerk zu seiner indischen Grenzlinie gebrauchen will, so ist seine Politik gerechtfertigt; nur wäre in diesem Falle das Verausgaben der bedeutenden Subsidien ganz überflüssig. Sollte man aber in der strategischen Position sich nicht sicher genug fühlen und Afghanistan als neutrales Gebiet aufrecht halten wollen, so ist es selbstverständlich, daß das bisherige Verfahren zweck- und sinnlos ist. Englisches Geld und englische Waffen werden nur dann ihr Ziel erreichen, wenn englische Civil- und Militäroffiziere in der nächsten Nähe des Afghanenkönigs demselben mit Rath und That beistehen und das Land dem gewünschten Ziele zuführen werden.

Was die Engländer im äußersten Nordosten, im Lande des schon erwähnten Emir Jakub-Chan nämlich, ausgerichtet, das trägt schon mehr den Charakter einer entschiedenen Politik an sich. Hier hat sich ihr Plan schon in klaren Umrissen abgezeichnet, obwol es andererseits nicht zu leugnen ist, daß die Action sich ziemlich verspätet hat. Von der englischen Politik in Jetischehr war in dieser Zeitschrift schon oft die Rede. Wir haben zu wiederholten malen der Sympathien erwähnt, welche der glückliche Abenteurer in den Thälern des Thien-Schangebirges seinen südlichen Nachbarn aufgedrungen hat, demzufolge denn auch England nicht länger widerstreben konnte und eine officielle Gesandtschaft unter Leitung des bekannten Orientdiplomaten T. D. Forsyth nach Jarkend abgehen ließ. Der Zweck dieser Mission war der Abschluß eines Handelsvertrages, die militärische und geographische Erforschung des Landes und gewissermaßen auch die Aufklärung dieses mohammedanischen Fürsten über seine eigene, höchst precäre Zukunft. Ohne den hervorragenden Fähigkeiten des Hrn. Forsyth besonders schmeicheln zu wollen, muß von vornherein bemerkt werden, daß die Mission vollkommen gelungen ist. Emir Jakub-Chan hat seine britischen Gäste aufs wärmste empfangen. Sie waren die ersten, die auf der bisherigen terra incognita Ostturkestans sich frank und frei bewegen konnten. Geschickte militärische Offiziere haben das nordwestliche, das russische Grenzgebiet nämlich, zur Genüge erforscht; wir sind nun so ziemlich über den Machtbestand des neuen Herrschers unterrichtet, wir kennen die commerziellen Bedingungen, die ethnographische Beschaffenheit des Landes, mit Einem Worte: Jetischehr ist unserer Kenntniß nahe genug gerückt, um über die Eventualitäten seiner Zukunft einigermaßen urtheilen zu können. Doch welcher Nutzen ist wol England aus diesen neuesten Schritten erwachsen? Was wir auf diese Frage antworten, unterscheidet sich wesentlich sowol von der Antwort angloindischer Pessimisten, als auch von der Ansicht der leider noch immer zu optimistisch gesinnten Politiker an der Themse. Während nämlich erstere das Resultat der mit bedeutendem Kostenaufwande inscenirten Mission von vornherein für null und nichtig erklären, ja über ein zwischen Emir Jakub-Chan und den Russen abgeschlossenes Schutz- und Trutzbündniß schon jetzt bestimmte Nachrichten haben wollen, sind letztere von dem Ergebniß dieser diplomatischen Diversion jenseit des Künlüngebirges von allzu sanguinischen Hoffnungen erfüllt und träumen schon von einem glänzenden Triumphe durch den glücklich eingetriebenen Keil, vom Gedeihen britischer Handelsinteressen im Innern Asiens, von Verrammelung einer Hauptstraße zukünftiger Gefahr u. s. w. In der Wirklichkeit aber hat weder der eine noch der andere Recht. Daß auf einer nur in sechs Wochen passirbaren Straße über die rauhesten und wildesten Bergregionen der Erde, die über 18000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel hinläuft und

selbst in der günstigsten Jahreszeit an Grasmangel leidet, Handel und Wandel nie besonders aufblühen können, das bedarf wol kaum einer speciellen Erörterung. Dieser Weg von Indien nach Ostturkestan wird immer als beschwerlich bezeichnet und hat sich nie einer besondern Frequenz erfreut. Wenn wir daher annehmen, daß consolidirte politische Zustände den Handelsinteressen zwischen Indien und Turkestan in dieser Richtung förderlich sein werden, so wäre es doch eitle Hoffnung, vorauszusetzen, daß im Angesichte des ewigen Kampfes mit den Naturelementen diese Straße je die Concurrenz mit andern minder mühsamen Wegen zu bestehen im Stande sei. Dem in Centralasien sich mächtig ausbreitenden russischen Handel durch den Vertrag mit Emir Jakub-Chan besonders geschadet zu haben, ist um so mehr eine arge Selbsttäuschung, da die Russen in nordwestlicher Richtung von Kaschgar kaum zwei Tage weit von den Haupthandelsemporien einen verhältnißmäßig leichten Weg vor sich haben, ja ihre Waaren sozusagen unmittelbar ins Nachbarhaus tragen können. Mit dieser unserer Ansicht stimmt auch der officielle Handelsbericht des Gouverneurs von Pendschab überein, der seine Landsleute mit Recht vor der Ueberschätzung des Handels mit Ostturkestan warnt, ein Handel, welcher unter den günstigsten Umständen, im vergangenen Jahre nämlich, sich kaum auf 60000 Pfd. St. belief. Ja Sir H. Davis meint, daß jener Handel nie der außergewöhnlichen Spesen werth sein werde, welche die englische Regierung behufs Erleichterung der Communication übernehmen muß.

Aber auch die allzu große Ueberschätzung der Resultate dieser Mission ist nicht gerechtfertigt. Wenn auch dem neuen Herrscher Ostturkestans russischerseits schon ziemlich die Hände gebunden sind, so darf die Ernennung eines permanenten englischen Agenten in Jarkend unter keinen Umständen ignorirt werden. Hr. Shaw, der momentan diesen Posten bekleidet, führt wol nur den bescheidenen Titel eines Handelsagenten, der sich mit Export und Import, mit Festsetzung der Tarife, Zollangelegenheiten u. dgl. beschäftigen soll. Dieses wird ihn jedoch nicht verhindern, auch auf die politische Lage des Landes einen gewissen Einfluß üben zu können, und was als Hauptgewinn sich herausstellen mag: seine Berichte an den Vicekönig in Kalkutta werden Großbritannien in den Stand setzen, wenigstens von einem Punkte Centralasiens her über die Thaten seines Rivalen genau unterrichtet zu sein. Wären die Terrainschwierigkeiten zwischen Indien und Ostturkestan nicht so unüberwindlich, wie sie es sind, da trotz des immensen Fortschrittes unsers Genieweſens an die Wegsamkeit eines Sandschupasses für militärischen Transport doch kaum zu denken ist, so konnte dieser scheinbare Vorsprung der britischen Politik von vielen als Mittel eines spätern, thatsächlichen Eingreifens in die dortigen Vorgänge ausgelegt werden. Doch soweit uns die Einzelheiten dieser Straße, sie gehe nun durch den Karakurum oder Tschang-tschemnopaß, bekannt sind, gehört die Beförderung einer Hülfstruppe von Indien nach Ostturkestan ebenso sehr ins Bereich der Unmöglichkeiten, als eine Bedrohung Indiens über Jetischehr nur als das allerkühnste Wagestück bezeichnet werden muß. In der vollen Würdigung dieser Umstände schwankte der schlaue Emir Jakub-Chan bisjetzt immer in der Wahl seiner Verbündeten. Von Rußland droht ihm bedenkliche Gefahr, während Englands helfender Arm über die mächtige Barrière von Elementarhindernissen nicht hinüberreichen kann. Bei diesem steten Laviren mit seinen Sympathien, zu welchen auch die Seitenblicke auf Konstantinopel und das fingirte Suzeränetätsverhältniß zum Sultan gehört, kann sich der neue Herrscher von Ostturkestan so lange auf dem Throne erhalten, bis die politische Constellation dem Hofe von Petersburg das Verfolgen seiner eigentlichen Plane ermöglicht. Nur auf einer einzigen Straße konnte er von Süden aus britischer Hülfe gewärtig sein; dies ist jedoch nur während der Sommersaison und bei vollkommener Ordnung der staatlichen Verhältnisse Afghanistans möglich. Ich meine nämlich den Weg über die Hochebene von Pamir, eine Gegend, die bisjetzt zwar der ganzen Länge nach noch nicht erforscht ist, von der wir aber mit ziemlicher Gewißheit

wissen, daß wandernde Nomadenstämme von Osten nach Nordwest und Südwest dieselbe durchziehen, ferner, daß in vergangenen Jahrhunderten durch dieselbe ein ziemlich belebter Handelsweg ging. Man sieht daher: eine Eventualität ist die logische Consequenz der andern. Ostturkestan kann für britische Interessen nur dann verwerthet werden, wenn Afghanistan zu einer soliden Basis der Unterhandlung umgestaltet wird. Ein ähnliches Verhältniß besteht zwischen letztgenanntem Lande und Persien; doch um irgendeinen Wirkungskreis zu erkämpfen, dazu bedarf es in erster Reihe der Energie und entschlossenen Auftretens, eines unerschrockenen Vorgehens, lauter Eigenschaften, die den leitenden Staatsmännern Großbritanniens der Jetztzeit gänzlich abgehen.

Nach der flüchtigen Skizzirung der Machtstellung und des Einflusses Rußlands sowol als Englands auf den betreffenden Grenzlinien Centralasiens können wir uns wol auch nach dem Zustande der Rivalitätsfrage umsehen und namentlich jene einzelnen Phasen erörtern, die dieses gegenseitige Ringen um das Uebergewicht in Asien in den letzten zwölf Monaten durchgemacht hat. Wer die vom englischen Parlament zeitweise veröffentlichten, zwischen Petersburg und London ausgewechselten diplomatischen Actenstücke durchliest, wird natürlich einer Frage von welthistorischer Bedeutung noch lange nicht die ihr gebührende Bedeutung beimessen. In dieser diplomatischen Correspondenz fließt alles so glatt und eben, alles ist so voll von Süßigkeiten zweier für die Culturmission des Abendlandes in Asien einstehender europäischer Großmächte, daß man in der That die neueste Verschwägerung der Zarentochter mit einem britischen Prinzen, die Besuche des russischen Kaisers und der Kaiserin an der Themse, die Begeisterung des londoner Publikums für den „Liberator of the serfs" als echte Münze inniger Freundschaft, als Beweis eines unzerstörbaren, friedlichen und einheitlichen Wirkens hinnehmen könnte. Und doch verhält es sich in der Wirklichkeit ganz anders. Die dynastischen Sympathien, die erkünstelten Kundgebungen der Eintracht sind nicht nur in England, sondern auch in Rußland ohne jeglichen Widerhall geblieben. Die Presse, das nationale Streben beider Völkerelemente arbeitet unaufhörlich, unermüdlich an der Anfachung der Flammen der Rivalität fort, und wenn möglicherweise die große Majorität in England, um die Vorgänge im fernen Osten unbekümmert, für diese wichtige Frage bisjetzt sich noch wenig ereifert hat, das russische Volk ist trotz des niedern Standes seiner Bildung in dieser Hinsicht weit mehr vorgeschritten. Hier ist das Interesse an der Stellung in Asien ein weit regeres und die Vorgänge in den Chanaten und Afghanistan, ja den ganzen turkestanischen Grenzcordon entlang werden mit einer unendlich größern Aufmerksamkeit verfolgt als in England.

Und die öffentliche Meinung in Rußland hat fürwahr keine eiteln Visionen, wenn sie in Turkestan ein Schlagwort für die zukünftige staatliche Größe des russischen Reiches erblickt! Vorderhand handelt es sich natürlich nur um Erweiterung der Handelsinteressen, und Kriegs- sowol als wissenschaftliche Expeditionen, alles wird nur als Mittel zur Beförderung dieses wichtigen Zweiges der Staatsökonomie in die Welt geschickt. Daß der russische Handel im ganzen Sir-derja-Gebiet, in Bochara, Chokand, ja gewissermaßen auch in Jetischehr während der letzten Jahre vorgeschritten ist, ist wol von selbst einleuchtend. Derselbe stand noch vor der russischen Occupation beinahe ohne Rivalen da, und nachdem die bisher abgeschlossenen Handelstractate im Geiste des strengen Monopolismus abgefaßt sind, da Engländern oder sonstigen Europäern der freie Zutritt zu den Chanaten unter verschiedenartigen Vorwänden nicht gestattet ist, so wird diese Rivalität auf dem Gebiete des Handels wol auch noch länger ausbleiben. Sowie Rußland seinerzeit nach der Besiegung Chokands und Bocharas nur humanistische Zwecke, nur die Hebung seines Handels als den Haupthebel der Aggressionspolitik verkündete, ebenso geschieht dies auch jetzt hinsichtlich Chiwas. Im Laufe des letzten Jahres sind mehrere wissenschaftliche Ex-

peditionen dahin abgegangen, um einerseits das transkaspische Steppengebiet behufs Anlegung einer Handelsstraße zwischen Chiwa und Krasnowodsk zu erforschen, andererseits aber um von der Schiffbarkeit des Oxus, von seiner Mündung bis zu den Grenzen Bocharas, sich zu überzeugen. Oberst Stoljetow, welcher mit der Führung der letztgenannten Expedition betraut war, berichtet nun, daß der Amu bis über die Grenzen Chiwas hinaus von einem höchstens 3 Fuß tief gehenden Keilschiffe befahren werden könne, und zwar auf Grund einer Wahrnehmung, die er hinsichtlich einer Wasserstraße, welche durch den Mündungsarm Kuwandsch-Jarma, dann weiter im Hauptbette des Flusses hinläuft, gemacht haben will. Die Hauptarterie zum innern Verkehre mit Turkestan wäre daher entdeckt, obwol uns andererseits die Stabilität einer solchen Fahrstraße noch nicht einleuchten will. Der Oxus, der ungeheuere Sandmassen in seinen Fluten führt, unterliegt bekanntlich den größten und unberechenbarsten Veränderungen. Was in diesem Sommer ein Kanal von mehrern Fuß Tiefe war, das mag nach stattgefundener Frühlingsanschwellung des nächsten Jahres sich schon ganz anders gestaltet haben. Nicht nur das Fahrwasser des Stromes, sondern selbst sein Bett ist steten Veränderungen ausgesetzt, und wenn ich es gleich nicht wage, dem sachmännischen Urtheile der Exploratoren mit Entschiedenheit zu widersprechen, so glaube ich doch, daß die Erfahrungen eines Jahres für das andere kaum zu verwerthen sind und daß die Beschiffung des Oxus, ungleich der des Jaxartes, immerhin mit großen Schwierigkeiten verbunden sein wird.

Auch hinsichtlich der Wegsamkeit des transkaspischen Steppengebietes scheinen sich die Russen gewissen Illusionen hinzugeben. Ich will es zugestehen, daß die von Murawiew und von mir gemachten Erfahrungen hinsichtlich der unübersteiglichen Hindernisse bei den friedlichen Sympathien der Jomuten und bei der Wahl der meist westlich gelegenen Straße heute nicht mehr in Betracht zu ziehen sind, doch bin ich neugierig, wie die sanguinischen Nationalökonomen Rußlands die abnorme Hitze von 52 Grad im Sommer, die Gras- und Wasserlosigkeit der Steppe besiegen wollen, falls sie wirklich mit der Anlegung einer Karavanenstraße zwischen Chiwa und Krasnowodsk sich ernstlich beschäftigen. Zweitens glaube ich nie, daß der Handel Bocharas und Chokands mit Umgehung des kürzern, natürlichen und leichtern Weges sich über Chiwa nach der Balkansbucht ziehen wird, oder sollte etwa der chiwesische Handel all die immensen Kosten der Anlegung und Sicherung einer Handelsstraße durch diese Gegend decken? Eine solche Naivetät muthen wir den Russen keinesfalls zu. Mercur sowol als Minerva spielen bisjetzt, sowie sie es auch an andern Orten gethan, nur die Rolle geschickter Plänkler, hinter deren Rücken der stählerne Mars einherschreitet, um im Dienste einer Jahrhunderte alten Politik desto erfolgreicher wirken zu wirken.

Man hat mich oft ungerechterweise einer böswilligen Verdächtigung russischer Plane angeklagt, ich will daher über das gegenseitige Verhältniß asiatischen Handels und asiatischer Politik noch Einiges sagen. Handelstractate können nur mit einem soliden Staate, nur mit einem soliden Lande geschlossen werden, dessen politische und sociale Bedingungen den durch Anarchie, elementare und bürgerliche Wirren herbeigeführten Schwankungen nicht so sehr ausgesetzt sind, d. h. wo die beiden Contrahenten wenngleich nicht auf einer und derselben, doch auf einer annähernd gleichen Stufe der Cultur und staatlichen Entwickelung sich befinden. Wo dies nicht der Fall ist, muß jeder Handelsvertrag als Ultimatum einer Kriegserklärung angesehen werden. Ein solches Verhältniß hat sich in der Geschichte europäischer Transactionen mit asiatischen Ländern unzähligemal gezeigt. Holländer, Briten, Franzosen und so auch Russen in der neuesten Zeit, sind alle in Asien nur über die Brücke der Handelstractate zur Besitznahme ihrer Colonien gelangt. Den Anfang zur Niederwerfung Bocharas haben im Laufe dieses Jahrhunderts sechs verschiedene Handelsverträge gemacht. Aehnliches geschah auch mit Chiwa. Es ist dies auch

nicht anders möglich, da ein mittelasiatischer Fürst bei seiner unzulänglichen Macht über die unbändigen und raublustigen Unterthanen, bei dem äußerst lockern Zustande der staatlichen Bande die contractmäßig eingegangenen Versprechungen selbst bei der besten Absicht nicht einzuhalten vermag. So sehen wir auch jetzt, wie sich die friedlichen Absichten russischer Handelsinteressen zum drohenden casus belli an der nordwestlichen Grenze Afghanistans entpuppen. Rußland will eine Karavanenstraße zwischen Chiwa und Krasnowodsk anlegen, die zu solch einem Ziele nothwendige Willfährigkeit der Jomuten ist so ziemlich gesichert, doch die Tekkes, die von der russischen Freundschaft nichts wissen wollen, zeigten sich schon zu wiederholten malen als Plünderer und Räuber auf besagter Straße, mit Einem Worte, als Haupthindernisse der russischen Plane. Im Angesichte einer solchen Sachlage ist es ganz natürlich, daß Rußland zur Züchtigung der Tekkes sich nach Merw begeben und neue Kriegsthaten ausführen wird.

Aehnliches wird und muß auch mit Afghanistan stattfinden. Sowol das russische als auch das dem russischen Schutze befohlene Turkestan unterhält mit dem Lande jenseit des Oxus bedeutende Handelsverbindungen. Auch hier werden Verträge als Nothwendigkeit sich herausstellen, und ich frage nun, wo in der Welt wird Schir-Ali-Chan oder jeder andere Herrscher von Kabul die Macht hernehmen, einer russischen Handelskaravane gegen die Raubsucht der Sariks, Salors, Kara-, Alieli-Turkomanen oder der Dschemschidi, Hezares, Firuskuhi, ja seiner eigenen Afghanen den nöthigen Schutz zu verleihen? Nennen wir daher das Kind beim rechten Namen, und gestehen wir offen ein, daß das friedliche Vorhaben russischer Handelsinteressen überall, in Mittelasien aber am allermeisten zum Anfange eines politischen Angriffes sich umgestalten muß, und daß die Hebung des russischen Handels mithin nichts anderes als eine Grenzerweiterung und eine Ausdehnung seines Machteinflusses ist.

Wenngleich eine solche Auslegung der commerziellen Bestrebungen des Hofes von Petersburg beim Gros des englischen Publikums noch nicht vollen Raum gewonnen hat, bei den Staatsmännern ist dies schon längst eingetreten. Denn nur zur Beschwichtigung etwaiger Aufregung wird der bisherige, Ruhe und Gleichgültigkeit verrathende Ton angeschlagen. Das Cabinet, besonders das heutige Cabinet von Saint-James, weiß sehr wohl, daß Rußland dem englischen Leoparden näher rücken will, und es ist um so mehr befremdend, daß die zu einer Defensive nöthigen Maßregeln nur in schleppendem Gange und mit zitternder Hand in Angriff genommen werden. Unentschiedenheit, eine ausgesprochene Furcht vor dem Beginn der Action ist der Hauptcharakterzug der englischen Politik. Vor allem scheint man mit sich selber nicht im Klaren zu sein, ob der nordische Rival unmittelbar an den Grenzen Indiens kampfbereit erwartet werden, oder ob man mit Erweiterung der Vorwerke ihm einige Schritte entgegengehen soll. Wenn die Anzeichen nicht trügen, erfreut sich der erstere Vorschlag der Majorität, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens ist das Verharren im Statusquo mit weniger Kosten verbunden, und das Sicheinlassen in Unternehmungen von unsicherm Ausgange wird hiermit hinausgeschoben. Zweitens glaubt man in dem immer mehr und mehr sich ausdehnenden Eisenbahnnetze im Besitze eines Vortheiles zu sein, dessen sich Rußland, das bei etwaigen Truppenconcentrirungen noch immer unwegsame Sandsteppen vor sich hat, bisjetzt noch nicht erfreut. Drittens ist der von Manchester-Politikern seinerzeit aufgestellte Grundsatz: die Nachbarschaft eines geregelten europäischen Staates sei unter allen Umständen der Anarchie einer asiatischen Regierung vorzuziehen, noch zu sehr anerkannt, er begünstigt zu sehr die so beliebt gewordene „musterhafte Unthätigkeit", als daß man, den Einflüsterungen des gesunden Menschenverstandes nachgebend, sich eines andern besinnen sollte.

Was den zweiten Vorschlag anbelangt, nämlich einen Schritt vorwärts zu thun, d. h. die politische Thätigkeit auf die zwischen Centralasien und Indien befindlichen

Binnenländer auszudehnen, ſo iſt er auch nicht ganz unberückſichtigt geblieben, ja das Miniſterium D'Israeli ſcheint ſich zu dieſer Politik offen zu bekennen, aber leider nur mit der früher gerügten Unentſchiedenheit und Ungeſchicklichkeit. Der Widerſpruch jener Handlungsweiſe liegt klar auf der Hand. Wenn England in den ſüdlichen Ausgängen des Cheiber- und Bolanpaſſes genug Schutz findet, wenn es auf ſein Eiſenbahnnetz, auf die Sympathie ſeiner Hinduunterthanen genug vertrauen kann, wozu dann das ſchon mehrjährige Verhandeln mit Afghaniſtan, wozu die Miſſion nach Jarkend, wozu das Erſpähen der merwer Straße? Will man dagegen der begründeten Furcht eines Ueberfalles vorbeugen und in der Errichtung eines neutralen Gebietes in der That den ſo oft beſprochenen Prellſtein ſchaffen, wozu dann das laue, nutz- und zweckloſe Verfahren mit den Afghanen, wozu das Bemänteln eines Intereſſes an Herat und der Nordgrenze Perſiens, mit Einem Worte: wozu dem ruſſiſchen Bären immer aus der Ferne zurufen: „Ich fürchte dich nicht!“ und ſich dabei dennoch fürchten? Solange die Staatsmänner an der Themſe ſo unentſchloſſen bleiben, ſo lange hat Rußland ein gewonnenes Spiel, ſo lange wird es auf allen Punkten ſeiner Actionslinie mit Sieg und Erfolg vordringen können. Und Rußland dringt vor! Es muß, und wie wir ſchon vor Jahren angedeutet, es wird vordringen, ja es kann auch nicht eher innehalten, bis es unmittelbar an den Grenzen Indiens, an dem Ziel ſeiner jahrhundertelangen, mit zäher Ausdauer angeſtrebten Wünſche angelangt iſt. Heute herrſcht auf dem Schauplatze aſiatiſcher Rivalität noch immer tiefer Friede, ein Friede, in deſſen Schatten der Hof von Petersburg ſeine Zwecke viel eher zu befördern pflegt als unter dem Kanonendonner koſtſpieliger Kriege, welche letztere gewöhnlich nur den Schlußſtein jahrelanger Operationen bilden. Während die Engländer ſich noch über die Zweideutigkeit der Schuwalow'ſchen Verſprechungen hinſichtlich Chiwas den Kopf zerbrechen oder in machtloſen Denunciationen ihr Müthchen kühlen, umſchleicht der lange Schatten ruſſiſcher Occupationen auch allmählich die ganze Oſtküſte des Kaſpiſchen Meeres, ſtreckt ſich weithin die Nordoſtgrenze Perſiens entlang und ſenkt ſich andererſeits im Südoſten des centralaſiatiſchen Ländercomplexes, von Choland nämlich über die Hochebene von Pamir hinab. Der leiſe, unbemerkte Fortſchritt iſt immer gefährlicher als das offene, geräuſchvolle Vordringen, und wir müſſen immer von neuem den Leſer auf die mit raſchem Schritte ſich vollziehende, weltgeſchichtliche Begebenheit im Innern Aſiens aufmerkſam machen.

Die Brieftaube.

Von

Dr. Karl Ruß.

I.

Vor uns liegt eine ſchöne Landſchaft, eine grüne Ebene, umrahmt vom dunkeln Walde und am fernen Horizont abgeſchloſſen von hohen Gebirgen. Seitwärts erglänzen die Thürme und Dächer eines Städtchens in der Morgenſonne. Wir vermögen unſere Blicke nicht abzuwenden von dem reizenden Bilde, und dennoch erſcheint uns daſſelbe dann erſt vollendet ſchön, wenn eine Wolke weißer Tauben in der Luft ſich umhertummelt.

Sie wiegen ſich in maleriſchen Windungen kreiſend im klaren Aether, und wenn die Sonnenſtrahlen an ihrem Gefieder ſich brechen, erglänzen ſie gleich goldfunkelnden Sternen. Jetzt ſchweben ſie zierlich in einer Reihe, dann ſchwenken ſie im Bogen ſchnell nach unten und ſchwärmen zerſtreut umher; doch plötzlich klatſcht ein alter Täuber gleichſam jubelnd in die Flügel und faſt augenblicklich ſind ſie wieder in der Höhe vereinigt. Und nun beginnt ein wundervoller Wettſtreit in kühnen Flugkünſten, bei welchem beſonders die ältern Pärchen mit Purzelbäumen und anmuthigen Schwingungen einander zu überbieten ſuchen, während die übrigen ihren Kreisflug fortſetzen und im Vorbeifliegen die einzelnen Künſtler immer wieder in ihren Zug aufnehmen.

Das iſt ein Naturbild aus dem ſtillen friedlichen Leben, wie die Alltäglichkeit es bietet und wie es dem Charakter des Vogels, welchen ich ſchildern will, in Sage, Geſchichte und Volksleben am meiſten entſpricht. Doch unwillkürlich entrollt unſere Phantaſie uns auch noch ein anderes Bild, in welchem die Taube ebenfalls als Mittelpunkt erſcheint.

Da ſehen wir die belagerte Hauptſtadt des Landes, umgeben von den gewaltigen Maſſen der feindlichen Heere und die geängſtete Bewohnerſchaft arg bedroht an Eigenthum, Leib und Leben. Nicht die Sorge um die eigene Perſon allein, ſondern auch die um fern weilende Angehörige beunruhigt die Gemüther. Doch plötzlich naht ein Freudenbote, welcher Nachricht bringt von der herbeieilenden Hülfe oder doch wenigſtens von dem Ergehen der Lieben in der Ferne. Es iſt die Brieftaube, welche vom Luftſchiffer mit unſäglichen Mühen und Gefahren hinausgebracht worden iſt und die nun mit den erſehnten Botſchaften beladen heimkehrt.

Bei ſolcher Bedeutung für das Menſchenleben iſt die Taube wol werth, daß wir ihr unſere volle Theilnahme zuwenden, und dies iſt ſeit den älteſten Zeiten her, ſeit den erſten Uranfängen der Geſittung, geſchehen.

Die Bibel ſowol als auch die übrigen alten und älteſten Ueberlieferungen erwähnen die Taube als nutzbar und angenehm für den Menſchen. Bereits im hohen Alterthum wurde die Taubenzucht theils um des Nutzens willen, theils als Liebhaberei betrieben; in

den Schriften uralter Autoren ſehen wir ſchon Anleitungen zu derſelben. Bei den alten Culturvölkern erſcheint uns die Taube auch ſehr früh als Briefbote.

In Griechenland benutzte man die Taube zur Verkündigung des Erfolges bei den Kampfſpielen. Jede Partei nahm Tauben mit in den Circus, um dieſelben nach dem Verlaufe des Kampfes ſogleich auffliegen zu laſſen und durch ſie die Siegesnachricht den harrenden Freunden zu melden. Die älteſte Erwähnung einer ſolchen Brieftaube finden wir bei Anakreon im Jahre 530 v. Chr.

Ebenſo begegnen wir auch bei den Römern dem Gebrauch der Taube als Briefbote ſehr früh. In den Schriften des Varro, Columella, Cato und anderer Autoren haben wir bereits eingehende Mittheilungen in dieſer Hinſicht vor uns. Plinius und Aelian erzählen, daß die Benutzung der Taube als Briefbote bis in das hohe Alterthum hinaufreiche. Tauroſtenes ließ nach ſeinem Siege zu Olympia eine Taube aufſteigen, welche durch ein angehängtes Purpurläppchen dem Vater in Aegina die Freudenbotſchaft verkünden ſollte. Als Decius Brutus im Jahre 44 v. Chr. von Antonius in Mutina (dem heutigen Modena) belagert wurde, ſandte er in das Lager der Conſuln Tauben, denen Briefe an den Beinen befeſtigt waren. „Was konnte da dem Antonius der Wall, die Wachſamkeit und die Sperrung des Fluſſes durch Netze helfen, da der Bote durch die Luft flog", ruft Plinius aus.

Auch die Taube des Noah dürfen wir nicht unerwähnt laſſen, welche mit dem Oelblatt im Schnabel als Friedensbote heimkehrte und die Verſöhnung der erzürnten Gottheit — oder die Beendigung des Kampfes der Elemente — den geängſteten Menſchen und Thieren verkündete. In ihren Conſequenzen weit gehende Forſcher haben aus dieſer bibliſchen Ueberlieferung folgern wollen, daß die Taube ſchon bei den alten Patriarchen auf deren weiten Wanderungen als Sendling benutzt worden ſei, um den fernen Angehörigen und Freunden hin und wieder ein Zeichen des Lebens und Wohlergehens zu überbringen.

Die eigentliche Geſchichte der Brieftaube beginnt damit, daß der Khalif von Bagdad, Sultan Nur-Eddin, im 12. Jahrhundert n. Chr. die erſten wirklichen Taubenpoſten einrichtete und durch dieſelben regelmäßige Nachrichten aus allen Theilen des Reiches, ſelbſt aus Aegypten und Syrien, bezog. In noch großartigerer Weiſe richtete der Khalif Achmed gegen Ende deſſelben Jahrhunderts dort die Taubenpoſten ein. Der ägyptiſche Sultan Salaheddin benutzte bei der Belagerung von Akka durch die Kreuzfahrer unter König Beit von Jeruſalem Tauben als Briefboten. Vom Ende des 11. bis etwa zur Mitte des 12. Jahrhunderts war überhaupt die größte Blütezeit regelmäßiger Taubenpoſten im Orient. Man hielt bewährte Brieftauben ſehr hoch und bezahlte ſie mit bedeutenden Summen, bis zu 1000 Dinaren (mehr als 2000 Thlr.). Nach der Zerſtörung Bagdads durch die Mongolen trat die Liebhaberei für Brieftauben gleich den meiſten andern Erſcheinungen der Cultur und Bildung in den Hintergrund; dennoch haben ſich jene Brieftaubenpoſten im Morgenlande Jahrhunderte hindurch erhalten. Reiſende fanden dieſelben in neuerer Zeit noch in Bagdad, Aleppo, Kairo u. ſ. w. In Aegypten hatte man im 15. Jahrhundert beſondere Thürme für die Brieftaubenzucht und -Poſt erbaut und noch gegenwärtig ſind z. B. zwiſchen Teheran und Tabris in Perſien regelmäßige Taubenpoſten im Gange.

In Europa erſcheint die Brieftaube zuerſt wieder im Niederländiſchen Kriege bei der Belagerung von Harlem im Jahre 1573 und zu Leyden im Jahre 1574. Wenig bekannt dürfte es ſein, daß die in England heimiſchen Rothſchild durch Brieftauben ihren Reichthum in beträchtlicher Weiſe vermehrt haben. Nathan Rothſchild in London ward plötzlich ein leidenſchaftlicher Taubenliebhaber; doch nicht ohne Urſache, denn er hatte eine Anzahl tüchtiger Agenten angeworben, welche den Kriegsheeren auf dem Fuße folgten und über alle wichtigen Ereigniſſe eben durch die Brieftauben Berichte einſenden mußten. So diente jeder Sieg und jede Niederlage Napoleon's I. dazu, den kühnen Speculanten zu

bereichern. Späterhin benutzte man Brieftauben vielfach für den Zweck, zwischen Paris, Brüssel und andern großen Städten die Gewinne der Lotterieziehungen einander schleunigst mitzutheilen, damit man die betreffenden Nummern noch zu rechter Zeit aufkaufen konnte. Dann wurden regelmäßige Brieftaubenposten eingerichtet, durch welche die großen Bankiers einander von den Cursschwankungen des Geldmarktes benachrichtigten. Daher erhielten diese Vögel auch den Namen Curstauben. In gleicher Weise wurden dann auch die Waarenpreise und alle übrigen wichtigen kaufmännischen Nachrichten durch die Tauben mitgetheilt, nicht minder sodann auch die politischen. Taubenposten zwischen Paris, Brüssel und Antwerpen setzten noch zur Zeit der Französischen Revolution des Jahres 1848 die belgischen Zeitungen so früh über die Ereignisse in Paris in Kenntniß, daß dieselben alle Nachrichten mit den pariser Zeitungen fast immer zu gleicher Zeit veröffentlichen konnten. Lenzen erzählt, daß auch die „Kölnische Zeitung" durch Tauben mit andern Städten Verbindungen unterhielt und daß sie daher zur Verwunderung der Leute, die hiervon keine Kenntniß hatten, oft bereits nach wenigen Stunden Ereignisse aus entfernt liegenden Orten genau zu berichten vermochte. Als im Jahre 1849 der Telegraph zwischen Berlin und Aachen bereits in Thätigkeit war, von der letztern Stadt aber bis Brüssel noch die Leitung fehlte, richtete das Reuter'sche Bureau daselbst eine Taubenpost ein, durch welche die Verbreitung der Depeschen außerordentlich beschleunigt wurde. Diese Brieftaubenpost trug in bedeutsamer Weise dazu bei, das Reuter'sche Telegraphenbureau weltberühmt zu machen. Der Telegraph ließ dann aber die Brieftaubenpost bald allenthalben als überflüssig erscheinen. Mit ihm konnte sie nicht erfolgreich wetteifern, sie sank daher von ihrer dereinst weltgeschichtlichen Bedeutung herab — und die girrende Taube ward wieder lediglich zum Liebesboten.

Die Brieftaube als Ueberbringerin von Nachrichten steht dem Telegraphen nicht allein in Hinsicht der Schnelligkeit, sondern auch namentlich in Betreff der Sicherheit wesentlich nach. Wind, Nebel und andere Witterungsverhältnisse hemmen ihren Flug; Hunger und Durst, des Jägers Blei, die Drähte der Telegraphenleitung und die gefiederten Räuber der Lüfte bedrohen sie mit Gefahren, und somit kann ihre Bedeutung als Briefbote eben nur unter günstigen Verhältnissen oder bei ganz besondern Gelegenheiten folgenschwer ins Gewicht fallen. Der Gebrauch der Brieftaube wäre in neuerer Zeit jedenfalls vollständig in Vergessenheit gerathen, wenn sich ihrer nicht die Liebhaberei bemächtigt hätte. Sie nahm sich der Brieftaube nicht allein mit der Berechtigung an, die jeder Einsichtsvolle allen vernünftigen Liebhabereien zusprechen wird, sondern auch, fast möchte man sagen in einer gewissen Voraussicht. In England, dann in Belgien, und später auch in Frankreich und Deutschland erwachte in neuerer Zeit eine sehr lebhafte Taubenliebhaberei, theils für Hegung und Züchtung von Rassetauben, theils als Brieftaubensport, welcher letztere namentlich in Belgien bereits seit langer Zeit außerordentlich verbreitet und vollständig organisirt ist.

Diese Liebhaberei für Brieftauben war es nun aber auch, welche der Weltstadt Paris in den schweren Zeiten der Belagerung im Winter 1870—71 eins der wichtigsten Hülfsmittel zu bieten vermochte. Bereits beim Nahen der deutschen Heere stellte sich der damalige Präsident der Gesellschaft Hoffnung (Société de l'Espérance), Cassier, der Regierung der Nationalvertheidigung mit etwa 300 Brieftauben zur Verfügung. Allein er wurde von den untergeordneten Beamten mit Spott und Hohn abgewiesen, und erst nachdem die Belagerung schon Thatsache geworden und die günstigste Zeit versäumt war, gelang es ihm, den General Trochu für sein Anerbieten zu gewinnen. Cassier, Dervoard und van Rosebeke richteten nun den Brieftauben-Postdienst ein, jedoch mit einer viel geringern Anzahl der geflügelten Boten, weil die meisten Taubenliebhaber Paris bereits verlassen hatten.

Caſſier war der erſte, welcher im October 1870 mit 32 Brieftauben einen Luftballon beſtieg und, nachdem er bei Metz innerhalb des Bereiches der deutſchen Armee hinabgekommen war und beinahe in Gefangenſchaft gerathen wäre, doch glücklich in Tours anlangte. Hier wurde nun von dem Poſtdirector Steenackers die Brieftaubenpoſt eingerichtet, indem man die Depeſchen, damals bereits photographiſch verkleinert, den Tauben anheftete. Bei ihrer geringen Zahl mußte man mit ihnen aber ſehr ſparſam umgehen; deshalb gelangten nur wenige geflügelte Boten nach Paris, und die Taubenpoſt entſprach daher den gehegten Erwartungen keineswegs. Vom 26. Oct. bis 12. Nov. kamen gar keine Tauben in Paris mehr an. Deshalb wurden am letztgenannten Tage wieder zwei Ballons, der Niepce und der Daguerre, emporgeſandt, in welchen ſich acht Perſonen und unter ihnen der Photograph Dagron nebſt Brieftauben und photographiſchen Apparaten befanden. Der eine von dieſen Ballons wurde herabgeſchoſſen und fiel preußiſchen Reitern in die Hände, während der andere und in ihm der Photograph ſich in eine Höhe von 1500 Metern gerettet hatte. Ich gebe die Schilderung des weitern Verlaufs der Luftfahrt nach einer Darſtellung von Heinrich Täuber in der „Neuen Freien Preſſe“:

„Nach mehrſtündiger Fahrt, als die Verfolger außer Sicht und andere deutſche Truppen ebenfalls nicht zu bemerken waren, gingen die Luftſchiffer zur Erde nieder und zwar abſichtlich mit der bedeutenden Geſchwindigkeit von zehn Meter in der Secunde, um noch Zeit zur Rettung zu gewinnen, falls ſie dennoch bemerkt und verfolgt ſein ſollten. Dieſe Vorſicht war nicht unnütz. Nachdem die Reiſenden von ihrem luftigen Gefährt zwei Kilometer weit geſchleift und an dem Schnürwerk beinahe erhängt worden, war es ihnen kaum gelungen, von den hülfreichen Händen herbeieilender Landleute unterſtützt, feſten Boden zu gewinnen, als auch ſchon preußiſche Reiterei heranſprengte. Nur durch raſches Abwerfen ihrer Kleider und Anlegen bereitwillig dargebotener Bauerbluſen vermochten die Ankömmlinge ſich unkenntlich zu machen und im Volkshaufen das Städtchen Vitry-le-Français zu erreichen, jedoch nicht ohne einen Theil der Apparate einzubüßen, welchen die Reiter mit Beſchlag belegten.

„Neun Tage der Haſt und Flucht, der Aufregungen und Seelenkämpfe, der Fährlichkeiten und Abenteuer folgten nun, während welcher die Reiſenden, diesmal nicht hoch über, ſondern unmittelbar auf der heimiſchen Erdoberfläche, den Weg bis Tours mit ſchließlich glücklichem Erfolge zurücklegten. Zum Theil dankten ſie dieſen günſtigen Erfolg der eigenen Schlauheit und Unerſchrockenheit, zum weitaus größern Theile jedoch dem patriotiſchen Zuſammenwirken der Bevölkerung, beſonders der Bürgermeiſter und Pfarrer, welche ſie verbargen, insgeheim weiter beförderten und mit dringenden Empfehlungsbriefen verſahen. Mitten durch ein vom Feinde beſetztes Land hatten ſie auf dieſe Weiſe den Weg nach Tours gefunden, wo ſie am 21. Nov. anlangten.

„Der Photograph Dagron machte in wirklich bewunderungswürdiger Weiſe von der photographiſchen Verkleinerung, Photomikroſkopie, Anwendung, und ermöglichte dadurch, daß er nicht auf Papier, ſondern auf eigens präparirte durchſichtige Häutchen die verkleinerten Depeſchen photographirte, außerordentliche Vortheile. Eine Taube konnte 18 ſolcher Häutchen im Geſammtgewicht von ½ Gramm ohne beſondere Beſchwerde tragen. Ein jedes derſelben enthielt etwa 3000 Depeſchen, welche, mit Hülfe des elektriſchen Lichtes vergrößert, einen Stoffinhalt von 12—16 Folioſeiten einer großen Zeitung hatten, ſodaß ein ſolcher beſchwingter Briefträger etwa 50000 Depeſchen zu übermitteln vermochte. Dazu ließ ſich die photographiſche Aufnahme trotz der trüben Wintertage ſo ſchnell ausführen, daß die um 12 Uhr mittags übergebenen Depeſchen ſchon abends um 5 Uhr zur Verſendung bereit waren. Um den ſichern Empfang zu erzielen, wurden dieſelben mehrfach, die meiſten zwanzigmal und die wichtigſten ſogar fünfunddreißig- bis vierzigmal ver-

Digitized by Google

vielfältigt abgesandt. Man hat im ganzen 354 Tauben von Paris vermittels der Luftballons hinausgebracht; von ihnen gelangten jedoch nur etwa 100 glücklich wieder heim, diejenigen mitgezählt, welche die Reise zwei- und selbst dreimal erfolgreich gemacht haben. (Eine Taube des Hrn. Devouard soll sogar sechsmal mit Depeschen beladen glücklich heimgekehrt sein.) Von der Gesammtzahl von 115000 und, alle Copien mitgerechnet, $2^1/_2$ Millionen Depeschen, welche abgesandt worden, gelangten freilich nur 52 Serien nach Paris. Dieses demnoch immerhin glückliche Ergebniß beruhte vorzugsweise darin, daß die Brieftauben hauptsächlich auf der ihnen längst bekannten Rennlinie Paris-Orléans-Blois-Tours-Poitiers zu fliegen hatten. Es ist bekannt, daß durch die Brieftauben nicht allein die politischen Depeschen der Regierung, sondern auch die des Privatverkehrs, also Briefe aller Art und selbst Nachrichten des Handels und Geldmarktes vermittelt wurden."

Diese wichtige Dienstleistung, welche die Brieftaube in dem Kriege gewährt hat, ist aber keineswegs ohne Beachtung geblieben. Da leider trotz aller Bildung, trotz aller humanen Bestrebungen und trotz des Wetteifers der Völker auf allen Gebieten des Wissens, der Künste und Gewerbe in unserer Zeit, die Staaten noch immer kriegsgerüstet einander gegenüberstehen müssen, so ist es den Regierungen allerdings nicht zu verdenken, daß sie alle Mittel und Wege zur Verbesserung ihrer Kriegshülfsmittel soviel als möglich zu vervollkommnen suchen. So wollen es die Franzosen nicht mehr darauf ankommen lassen, daß die Liebhaberei einzelner Taubenfreunde ihnen gelegentlich aus der Noth helfe; sie haben vielmehr in Paris und in allen übrigen Festungen des Landes eine großartige Brieftaubenzucht angelegt. Aber auch die Deutschen haben die Bedeutung der Brieftaube als Kriegshülfsmittel erkannt. Von seiten des deutschen Kriegsministeriums ist die Zucht und Abrichtung der Brieftauben in beträchtlichem Umfange ins Auge gefaßt. Auf die bezüglichen Maßnahmen werden wir späterhin ebenfalls zurückkommen.

Ueberblicken wir die gesammte Brieftaubenliebhaberei in allen Ländern, so sehen wir, daß in derselben die Belgier unter allen Völkern auch jetzt noch hoch obenanstehen. Hier hat sich diese Liebhaberei bereits seit Jahrzehnten eingebürgert und ist in allen Schichten der Gesellschaft verbreitet. Im Staate Belgien bestehen 800 Brieftaubenliebhaber-Vereine; in der Stadt Antwerpen allein sind deren 30 zu finden. Im Jahre 1872 wurden in Belgien 980 Wettflüge oder Concurse veranstaltet, bei denen 29340 Preise ausgesetzt waren, deren Einlagen sich auf 465000 Fr. beliefen und bei denen im ganzen gegen 155000 Tauben ausgesandt wurden. Im vorhergehenden Jahre waren 885 Wettflüge veranstaltet, mit 15450 Preisen und gegen 124000 Tauben. Alle über ganz Belgien verbreiteten Vereine oder Gesellschaften sind zu einem großen Bunde vereinigt und die ganze Liebhaberei ist vollständig organisirt. Während in frühern Zeiten die Taubenkörbe durch Boten an die Bestimmungsorte getragen wurden, durch Träger, nach denen die Concurse in Antwerpen noch jetzt „Dragten" heißen, so werden gegenwärtig zur Versendung der Tauben nach den betreffenden Bestimmungsorten besondere Eisenbahnzüge abgelassen, deren Waggons zur Aufnahme der Körbe eigens eingerichtet sind und dieselben auf jeder Station in Empfang nehmen. Anstatt daß man früher die Körbe mit den Tauben gelegentlich den Eisenbahnbeamten mitgab und diese das Auffliegenlassen besorgen mußten, werden jetzt bestimmte, zuverlässige Wärter mitgesandt, welche den Auffling leiten.

Bei den kürzern Touren concurriren die einzelnen Mitglieder der Vereine mit ihren Tauben gegeneinander; bei den weiten Touren dagegen treten die ganzen Vereine in gegenseitige Concurrenz. Bei dieser letztern werden außer den Preisen einer jeden einzelnen Gesellschaft auch noch von den Ortschaften sowie vom Staate Prämien ausgesetzt und ein solches Taubenwettfliegen gestaltet sich zum allgemeinen Volksfest. Die eine oder andere Gesellschaft der Hauptstadt Brüssel wird mit dem Arrangement betraut; sämmtliche

Tauben, die am Fluge theilnehmen sollen, müssen dorthin gesandt werden, erhalten ihre Nummer und Marke und werden am Bestimmungsorte nochmals entgegengestempelt. Die Entfernungen der einzelnen betheiligten Städte sind vorher genau abgemessen und den fern gelegenen wird für jede Meile weiterer Entfernung eine bestimmte Anzahl von Minuten gutgeschrieben. Doch entspricht diese Einrichtung wol nicht der Billigkeit, denn die Tauben der entferntern Städte sind gegen die der nächsten doch ganz bedeutend im Nachtheil, da sie bei einer langen ermüdenden Tour die letzten Meilen unmöglich mit einer gleichen Geschwindigkeit zurücklegen können.

Im Jahre 1872 am 20. Juli fand ein solcher großartiger Nationaleoneurs statt, in welchem 752 Tauben aus 30 verschiedenen Städten mitflogen. Mit dem Arrangement war die Société Union et Progrès in Brüssel betraut und zum Punkt des Auffluges hatte man Moreenne im Departement des Landes in Südfrankreich gewählt. Es waren im ganzen für 16300 Frs. Preise ausgesetzt. Den ersten Preis gewann eine Taube des Hrn. Lambert in Brüssel, dessen Flieger schon vorher in ausgezeichnetem Rufe standen.

Sehr ergötzlich schildert Lenzen die Aufregung, die bei einem solchen Taubenwettfluge besonders in den kleinern Ortschaften herrscht, in denen einer oder mehrere Vereine sich befinden. Alles ist auf den Beinen, denn von dem Ausgange des Wettfluges hängt ja die Ehre und der Ruf des Ortes ab. Jung und alt wogt durcheinander und läuft und rennt und fragt und lauscht und guckt in die Lüfte, bis endlich die ersehnte Botschaft des Sieges gebracht wird. Da bricht die Volksmenge dann in großen Jubel aus! Bei dem allgemeinen Concurse von Lyon am 21. Juli 1872 wurden die Bewohner durch Kanonenschüsse benachrichtigt, als die erste Taube in Brüssel angelangt war.

Wenn diese Liebhaberei in Frankreich auch keineswegs so allgemein in das Volk gedrungen war, so ist sie doch auch dort schon seit Jahrzehnten heimisch. Wir lesen, daß im Jahre 1820 die erste Taube, welche die Bahn von Paris bis Verviers durchflog, in einem reichverzierten Korbe unter Musikbegleitung und Böllerschüssen im Triumphe durch die Stadt getragen wurde. Gegenwärtig ist die Begeisterung für die Brieftaube in Frankreich ausnehmend groß; man erwartet ja geradezu von ihr, sie werde in einem etwa wieder bevorstehenden Kriege eine so bedeutsame Hülfe gewähren, daß dadurch allein bereits die etwaige Belagerung oder doch die Einnahme der Landeshauptstadt unmöglich geworden sei. So allverbreitet wie in Belgien ist aber trotzdem die Brieftaubenliebhaberei hier noch nicht. Abgesehen von einzelnen enthusiastischen Liebhabern und einigen Vereinen, verläßt man sich im allgemeinen vielmehr auf die Regierung und erachtet es als überflüssig, auch privatim die Brieftaubenzucht zu betreiben.

Anders ist es in Deutschland. Zu einer in allen Volksschichten wurzelnden Nationalangelegenheit wie in Belgien wird hier der Brieftaubensport sich ebenfalls niemals entwickeln; dennoch verbreitet sich diese Liebhaberei hier fortdauernd in einer sehr lebhaften Weise. Es ist bekannt, daß bei Metz und Paris einige Pärchen Brieftauben durch das Herabschießen der Ballons den deutschen Soldaten in die Hände gefallen waren. Dieselben wurden vom Prinzen Friedrich Karl seiner Mutter, der Frau Prinzessin Karl von Preußen, übersandt, und befinden sich nun in jener großartigen Sammlung, welche nicht allein die meisten, sondern auch die kostbarsten Tauben birgt, die ein Taubenboden in Deutschland aufzuweisen haben dürfte. Diese Pärchen französischer Brieftauben bilden gewissermaßen den Krystallisationspunkt, um welchen herum die deutsche Brieftaubenliebhaberei sich entwickelt, während dieselbe bis dahin wol eine geringere Verbreitung als in den meisten übrigen Ländern gewonnen hatte. Haushofmeister Meyer, unter dessen Aufsicht und Pflege die prinzliche Taubensammlung steht, hatte diese erbeuteten Brieftauben nach fast allen größern Geflügelausstellungen gesandt und überall, wo dieselben betrachtet wurden, erweckten sie auch Neigung für diese Liebhaberei, und so hat sich denn dieselbe

ziemlich über ganz Deutschland ausgebreitet. In den Rheinlanden jedoch, wo die Brieftaubenliebhaberei am regsamsten sich entwickelt, sind die zahlreichen Vereine wol mehr durch belgischen Einfluß ins Leben gerufen.

Im deutschen Oesterreich ist die Brieftaubenliebhaberei noch tief in den Kinderschuhen, obgleich dort und besonders auch in Böhmen die Neigung für Rassetauben bekanntlich seit alten Zeiten her heimisch ist. In Rußland, welches bis dahin, wie für viele andere Bestrebungen der Civilisation und Cultur, sich auch für den Gebrauch der Brieftauben noch fast ganz abgeschlossen zeigte, geht man neuerdings sehr lebhaft mit der Idee um, Brieftaubenliebhaber-Vereine zu begründen. In Petersburg und Moskau sind auch bereits Brieftaubenstationen eingerichtet.

Immerhin aber ist die Brieftaubenliebhaberei in Belgien nicht allein am allgemeinsten verbreitet, sondern auch am besten organisirt. Hier hat sie ihre eigenen Fachjournale, unter denen der „L'Epervier; Moniteur des Sociétés Colombophiles" in Brüssel, herausgegeben von A. Brünin, und der „Duifen liebheffer" in Antwerpen, das erstere in französischer und das letztere in vlämischer Sprache, die bedeutendsten sind. Diese Blätter gewähren einen interessanten Ueberblick über die theils mit hohen Geldpreisen, theils mit Ehrenpreisen, Diplomen, Medaillen u. dgl. ausgestatteten, in allen Städten des Landes veranstalteten Wettflüge, ferner über den Verkehr der Taubenliebhaber untereinander, Kauf, Tausch, Wiedererlangung verlorener Tauben, über das ganze Vereinsleben u. s. w., und der Nichteingeweihte wundert sich mit Recht über den großartigen geschäftlichen Aufschwung dieser Liebhaberei.

In Deutschland hat der Brieftaubensport noch kein eigenes, ihm allein zur Verfügung stehendes Journal. Seine Nachrichten verbreiten jedoch wol in ausreichender Weise die „Blätter für Geflügelzucht" (Dresden, Meinhold u. Söhne) und die „Gefiederte Welt" (Berlin, Louis Gerschel), welche beiden Zeitschriften sich einer bedeutenden Verbreitung erfreuen.

Die belgischen Brieftaubenliebhaber besitzen bereits eine Specialkarte für ihre Touren, auf welcher alle Orte, die sich bisher als geeignet zu Ausgangspunkten für die Taubenflüge erwiesen haben, verzeichnet sind. Ein umfangreiches, sehr empfehlenswerthes Werk: „Die belgische Brieftaube", von Dr. Chapuis in Verviers, in französischer Sprache, „Die Brieftaube", von H. J. Lenzen, ein noch im Druck befindliches Buch „Die Brieftaube", von Dr. Karl Ruß, und dann zahlreiche Darstellungen in Zeitschriften, wie das in Paris erscheinende „Journal d'Acclimatation", die Zeitung „L'Illustration", die „Neue Freie Presse" und zahlreiche andere Zeitschriften und Zeitungen, bieten außer den beiden bereits oben genannten Fachzeitschriften das gesammte Material, welches bisjetzt über diesen Gegenstand vorhanden und für diese Darstellung benutzt ist.

Bei der Wichtigkeit, welche von Staats wegen der Brieftaube beigelegt wird, finden wir in Bezug auf sie auch schon gesetzliche Bestimmungen. Die belgische Regierung hatte folgendes Decret zum Schutz der Tauben erlassen: Art. 1. „Jedermann, der während der Dauer eines Krieges eine Taube, gleichviel von welcher Gattung, außerhalb des Schlages, in irgendeiner Weise, sei es durch Feuerwaffen, Fallen, abgerichtete Raubvögel oder sonstwie tödtet oder zu tödten versucht, wird mit ein bis sechs Monaten Gefängniß bestraft. Art. 2. Kann dem Angeklagten nachgewiesen werden, daß er darum gewußt habe, die Taube trage Depeschen oder diene als Bote überhaupt, so trifft ihn eine Strafe von zwei bis drei Jahren Gefängniß. Art. 3. Der Polizist, welcher einen solchen Fall zur Anzeige bringt, hat Anspruch auf eine Prämie von 50—100 Frs., welche der Schuldige nebst den Gerichtskosten bezahlen muß." Außer diesen sehr strengen, für den Kriegsfall angedrohten Gefängnißstrafen ist dort auch für gewöhnlich das Einfangen von Brieftauben bei hoher Geldstrafe verboten. Außerdem haben die belgischen Liebhaber in Brüssel im

Jahre 1870 noch eine besondere Taubenschutz-Gesellschaft gegründet, welche Prämien von mindestens 20 Frs. zur Belohnung aussetzt, für jede Anzeige, gleichviel ob von seiten eines öffentlichen Beamten oder einer Privatperson, durch welche jemand namhaft gemacht und zur gerichtlichen Anzeige gebracht werden kann, der eine Taube geschossen, gefangen oder bei der Versendung entwendet hat.

In Deutschland ist die Taubenliebhaberei in dieser Hinsicht bisjetzt leider noch schutzlos; weder durch privatliche Vereinigung noch durch gesetzliche Bestimmungen ist der Fang und das Schießen der Tauben sicher zu verhindern. Mit Bestimmtheit läßt sich aber annehmen, daß demnächst eine gründliche gesetzliche Regelung dieser Angelegenheit vor sich gehen wird. Die ersten Schritte dazu sind bereits gethan. Wie schon erwähnt, hat die deutsche Reichsregierung, gleich der französischen, eine vollständig planmäßige Regelung der Taubenbriefpost durch ganz Deutschland in Angriff genommen und an die Spitze derselben den Director des Zoologischen Gartens von Berlin, Hrn. Dr. Bodinus, gestellt. In allen Festungen sind Brieftaubenzuchten eingerichtet, und zur einheitlichen militärischen Organisation hat Dr. Bodinus eine Generalinstruction ausgearbeitet für die Behandlung, Pflege, Zucht, Abrichtung und den Gebrauch der Brieftauben. An diese erste amtliche Grundlage werden sich wol binnen kurzem gesetzliche Vorschriften schließen, welche dann auch die Rechte der Privatliebhaber ordnen und zur erwünschten Geltung bringen.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

20. December 1874.

Das große Ereigniß des Tages ist der Arnim'sche Proceß, welcher am 19. Dec. mit der Verurtheilung des Grafen Arnim zu dreimonatlicher Gefängnißhaft, unter Anrechnung der Untersuchungshaft für einen Monat, bei der ersten Instanz seine Endschaft erreicht hat.

Das Aufsehen, das dieser Proceß gemacht hat, ist in vieler Hinsicht ein berechtigtes. In den Annalen der preußischen Geschichte ist es bisher nicht vorgekommen, daß ein Staatsbeamter von der hohen Stellung eines Botschafters wegen Vergehen, welche dem Anschein nach nur einer disciplinarischer Ahndung zugänglich sind, vor ein Criminalgericht gestellt und nach dem Paragraphen des Strafgesetzbuches verurtheilt wird. Dem Grundsatz der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze ist damit eine besondere Genugthuung zutheil geworden; die Demokratie in Preußen hat alle Veranlassung, dem Reichskanzler dankbar zu sein, der in einem eclatanten Fall gezeigt hat, daß die Charte eine Wahrheit ist und daß die großen Grundsätze der Rechtsgleichheit nicht blos auf dem Papier stehen; aber die Diplomatie muß mit allen ihren Traditionen brechen, wenn sie das Facit des Arnim'schen Processes zieht; wozu chiffrirte Depeschen und reitende Feldjäger, wenn sie keine Geheimnisse mehr zu bewahren hat?

Es gab eine Zeit, wo die Diplomatie für die Presse nur die Censur und jede Art von Repressivmaßregeln in Bereitschaft hatte; nur ihre eigenen Mémoires, wie sie der Epikuräer Gentz seinerzeit für theueres Geld ausarbeitete, durften frei die Schranken passiren, welche die Staatsgewalt der öffentlichen Meinung gezogen hatte. Jetzt ist die Presse von der Diplomatie als eine Macht anerkannt, deren Bundesgenossenschaft sie sucht; die Diplomatie appellirt an die öffentliche Meinung, Graf Arnim sucht sie durch Manifeste, Publicationen von Actenstücken zu gewinnen, und der ganze Proceß Arnim ist im Grunde ebenfalls ein Appell des Reichskanzlers an die öffentliche Meinung. Die Actenstücke, welche, in systematischer Ordnung und Vollständigkeit von den Gerichten zusammengestellt, der Presse erst in zweiter Hand zukommen, haben eine weit schlagendere Beweiskraft, als was hier und dort fragmentarisch in den Spalten der Zeitungen erscheint; sie geben zugleich den historischen Zusammenhang. Darin besteht die Stärke des Gegenzugs, mit welchem der Reichskanzler in dem diplomatischen Spiel die maskirten Züge des Botschafters parirt. Er deckt die Karten auf und er vermag dies nur, weil er des Spieles sicher ist.

Die Bedeutung des Arnim'schen Processes ist in erster Linie eine politische und keine juristische; wir glauben nicht einmal, daß der Reichskanzler ein großes Beispiel statuiren wollte, um größere Ordnung in den Archiven der Gesandtschaften herbeizuführen, und bei allem Respect vor den Paragraphen des Reichs-Strafgesetzbuches und der Unparteilichkeit der berliner Richter können wir die juristische Seite der Frage, wie ja auch die glänzenden Reden der Vertheidiger beweisen, keineswegs so durchsichtig finden, daß darüber nicht tüchtige Juristen sehr abweichender Ansicht sein könnten; doch die politische Bedeutung des Processes ist eine eminente, und was diese betrifft, so hat Fürst Bismarck in der öffentlichen Meinung damit einen neuen Sieg erfochten und durch die bisher unglaubliche Offenheit, mit welcher er seine Grundanschauungen vor ganz Europa aussprach und die leiten-

den Persönlichkeiten des Nachbarstaates der Kritik unterzog, sich die Sympathien aller derjenigen gesichert, welche in der diplomatischen Fingerfertigkeit und Taschenspielerei nicht mehr die bewundernswerthe Größe der Staatsweisheit erblicken.

Graf Arnim war sowol in seiner römischen wie in seiner französischen Politik mit den Grundanschauungen Bismarck's in Widerspruch getreten und hatte nicht versäumt, dafür zu sorgen, daß dieser Widerspruch auch der öffentlichen Meinung bekannt wurde. Er war ein frondirender Staatsmann — und die bloße Thatsache, daß der eisernen Allgewalt des deutschen Reichskanzlers gegenüber ein hochgestellter Diplomat eine selbständige und abweichende Ueberzeugung auszusprechen wagte, erschien genügend, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf Graf Arnim hinzulenken. Dafür gibt es im heutigen Europa indeß nur Ein Mittel, die Presse, und bei der allgemeinen Begeisterung der Publicisten für den Fürsten Bismarck sowie bei dem officiösen Charakter sehr vieler norddeutschen Blätter war es für den Grafen Arnim nicht leicht, Organe zu finden, welche, mehr oder weniger verdeckt, gegen Bismarck Front zu machen wagten. In französischen Zeitungen dies zu thun, war doch mit seiner Stellung unvereinbar; es blieben ihm die österreichischen, belgischen und nordamerikanischen Blätter übrig, und in der That begann die Polemik in der römischen Frage zunächst in der wiener „Presse".

Graf Arnim veröffentlichte Mittheilungen, aus denen hervorging, daß er schon zur Zeit des römischen Concils, in Voraussicht weitreichender Verwickelungen, wie sie auch später eingetreten sind, eine Einmischung der deutschen Regierungen in die kirchlichen Angelegenheiten, namentlich eine Unterstützung des oppositionellen Episkopats gegenüber der Römischen Curie verlangt hatte. Fürst Bismarck befolgte dagegen eine strenge Nichtinterventionspolitik, bereit und gerüstet, die Ansprüche der Curie zurückzuweisen, sobald sie mit den Rechten des Staates in Conflict treten würden. Was damals Graf Arnim prophezeit hat, ist in der That eingetroffen, und man darf deshalb von seiner staatsmännischen Einsicht nicht gering denken; eine andere Frage ist es, ob die von ihm vorgeschlagene Intervention ausgereicht haben würde, die Uebergriffe der siegsgewissen Curie von Haus aus unmöglich zu machen, ob sie nicht den Staat sogleich in einen Kampf verwickelt hätte, bei dem er, wenigstens solange dieser auf römischem Boden spielte, den kürzern ziehen mußte. Der vermittelnde Charakter der Arnim'schen Vorschläge und sein Begehren, die schon damals gegebene Situation im Interesse des Staates auszubeuten, ließ ihn als Vertreter einer praktischen Realpolitik, die Politik von Bismarck als eine principielle erscheinen, welche den Conflict herausfordert und in seiner ganzen Schärfe erwartet, um dem Gegner desto energischer Trotz bieten zu können. Keinesfalls war indeß der Standpunkt des Grafen Arnim ein unbedingt verwerflicher; er ließ sich mit Gründen vertheidigen, welche dem Vertheidiger eine ehrenvolle Selbständigkeit sicherten und welche die Blicke auf ihn lenkten. In Wahrheit freilich ist der Römischen Curie gegenüber die principielle Politik auch die beste Realpolitik; denn man hat es mit einer Macht zu thun, welche gerade stark ist durch ein Jahrhunderte altes Princip, dessen Unantastbarkeit und Unfehlbarkeit so fest gegründet ist, daß sie von jeher alle ihr abgedrungenen Zugeständnisse im günstigen Augenblick wieder zurückgenommen hat.

Ganz entgegengesetzt war der Standpunkt der beiden Diplomaten in Bezug auf die französische Frage. Hier vertrat Fürst Bismarck mit aller Energie die Realpolitik, welche nur die nationalen Interessen anerkennt, während Graf Arnim sich in jener principiellen oder, wenn man will tendenziösen Politik nicht freihielt, welche die Vorliebe für gewisse Staatsformen in erste Linie stellt. Diese Verschiedenheit der Standpunkte hat der Arnim'sche Proceß, und zwar offenbar zu Gunsten des Reichskanzlers, klar gemacht.

Graf Arnim ist ein Diplomat der alten Schule, der Diplomatie, die unter König Friedrich Wilhelm IV. am Ruder war, beherrscht von den Anschauungen dieses Monarchen, wie er sie vielfach in seinem Briefwechsel mit Bunsen aussprach, von der Furcht vor der Ideenepidemie, vor der Ansteckung des Parteigeistes. In der vor- und nachmärzlichen Epoche hatte diese Furcht ihre Berechtigung; seitdem aber Napoleon III. gezeigt hat, wie man, ohne Ansehen der Parteien, die Ideen den Interessen dienstbar machen und den erstern dadurch die Spitze abbrechen kann, seitdem erscheint jene, wir möchten sagen internationale Tendenzpolitik veraltet. Graf Arnim war der Ansicht, daß die einstweilige Fortdauer republikanischer Institutionen in Frankreich den monarchischen Institutionen in

Deutschland gefährlich sei. Dies ist die Anwendung jener Tendenzpolitik auf die deutsch-französische Frage. Bismarck dagegen protestirt in seinem Erlaß an den Grafen Arnim vom 20. Dec. 1872 gegen eine derartige Auffassung von einer Gefährlichkeit der republikanischen Institutionen Frankreichs für Deutschland. Die Verbindungen der französischen Demokratie mit Süddeutschland existirten zwar; eine derartige Propaganda würde aber auch unter jeder monarchischen Regierung fortbestehen; es würde sich hierin immer dasselbe wiederholen, wie bei der Unterdrückung der Protestanten in Frankreich und ihrer Unterstützung in Deutschland und bei der türkenfreundlichen Politik des allerchristlichsten Königs Ludwig XIV. „Unser Bedürfniß", sagt Bismarck, „ist es, von Frankreich in Ruhe gelassen zu werden und zu verhüten, daß Frankreich, wenn es uns den Frieden nicht halten will, Bundesgenossen findet. Solange es solche nicht hat, ist uns Frankreich nicht gefährlich, und solange die großen Monarchien Europas zusammenhalten, ist hier keine Republik gefährlich. Dagegen wird eine französische Republik aber sehr schwer einen monarchischen Bundesgenossen gegen uns finden. Diese meine Ueberzeugung macht es mir unmöglich, Se. Maj. dem Könige zu einer Aufmunterung der monarchischen Rechten in Frankreich zu rathen, welche zugleich eine Kräftigung des uns feindlichen ultramontanen Elements involviren würde." Und als in damaliger Zeit, wo es sich noch um die pünktliche Leistung der Kriegsentschädigung handelte, Graf Arnim die Ueberzeugung aussprach, als wären die deutschen rückständigen Forderungen unter jeder Regierung Frankreichs unbedingt gesichert, da erklärt Fürst Bismarck diese Ueberzeugung für irrthümlich und meint, daß, wenn vor der Zahlung oder Räumung einer der monarchischen Prätendenten sich der Gewalt bemächtige, die deutsche Regierung in freundlicher Weise gebeten werden würde, der Monarchie in Bezug auf Zahlung und Räumung Zugeständnisse zu machen, die sie der Republik abgeschlagen hätte. „Wenn man auch in London, Petersburg und Wien", fährt Bismarck fort, „zu klug ist, um zu glauben, daß ein monarchisches Frankreich uns weniger gefährlich sei, als die gelegentliche Herrschaft der republikanischen Fractionen in Frankreich, so ist doch die Behauptung, eine solche Ansicht zu haben, ein zu brauchbarer Deckmantel zur Erstrebung anderer Zwecke, als daß man nicht die Verstimmung über unsere Stellung und wegen der allerdings für alle außer für uns unbequemen Uebertragung der Milliarden aus Frankreich nach Deutschland neben dieser Maske zur Geltung bringen sollte. Es würde auf diese Weise eine für uns recht unbequeme europäische Gruppirung in kurzer Zeit sich herausbilden können, welche einen zunächst freundschaftlichen Dank auf uns üben würde, um uns zum Verzicht auf einen Theil der erwogenen Vortheile zu bestimmen. Analoge Erscheinungen werden ohnehin später nicht ausbleiben, aber unsere Aufgabe ist es gewiß nicht, Frankreich durch Consolidirung jener innern Verhältnisse und durch Herstellung einer geordneten Monarchie mächtig und bündnißfähig für unsere bisherigen Freunde zu machen."

In der That war der principielle Unterschied zwischen Bismarck und Arnim in jener Zeit in Bezug auf die Stellung Deutschlands zu Frankreich ein fundamentaler, und Bismarck konnte mit Recht darauf aufmerksam machen, daß kein Ressort weniger als das der auswärtigen Politik eine zwiespältige Behandlung verträgt. Offenbar waren die Sympathien Arnim's zur Zeit jener Krisis, welche Thiers aus der höchsten Stellung in Frankreich verdrängte, auf seiten Mac-Mahon's und der monarchischen Parteien, welche damals durch diesen „Statthalter der Monarchie" die Wiedereinführung derselben vorzubereiten suchten. Zwar ist dem Botschafter keine directe Einmischung in die Kämpfe der französischen Parteien nachgewiesen worden. Die namhaftesten Staatsmänner Frankreichs haben ihn durch ihr Zeugniß von einem solchen Verdacht gereinigt; aber die Thatsache, daß er den Interessen der Monarchisten zugeneigt und in Paris eine Art „Kreuzzeitungsdiplomat", wenigstens seiner Gesinnung nach war, ist unbestreitbar.

Die Erlasse Bismarck's vom 12. Mai 1872, vom 20. Dec. 1872 und andere enthalten übrigens Axiome der Bismarck'schen Politik, welche bei der Wandelbarkeit und kaleidoskopischen Verschiebung der politischen Verhältnisse allerdings ebenso wenig unwandelbar, aber doch auch noch für die Gegenwart in hohem Maße beachtenswerth sind. Auch sind sie von der französischen Presse sehr beachtet und als tödliche Waffe der einen Partei gegen die andere benutzt worden. Eine Blütenlese dieser Axiome würde wol die folgenden an die Spitze stellen müssen. Deutschland kann in einem gerechten Kriege

Italiens gegen Frankreich das erstere nicht ohne Unterstützung lassen, und deshalb wünscht Bismarck keinen Conflict dieser beiden Staaten, gewiß ein Zeugniß, das seine Friedensliebe verbürgt. Ohne Bundesgenossen ist uns Frankreich nicht gefährlich. „Unter den verschiedenen Parteien ist das bonapartistische Kaiserthum wahrscheinlich diejenige, von welcher sich noch am ersten ein leidliches Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland erwarten läßt."

Aus diesen in Fracturschrift gehaltenen Zügen einer allgemein verständlichen Politik glaubte der Reichskanzler kein Geheimniß machen zu müssen; er lud daher Europa dazu ein, der Vorlesung seiner diplomatischen Instructionen am berliner Molkenmarkt beizuwohnen. Die Losung seiner Diplomatie ist Offenheit; dieser Offenheit verdankt er seine Erfolge. Eine Politik, welche sich auf eine so imposante Macht stützt wie diejenige Deutschlands, braucht keine Schleichwege zu wandeln.

Die Verschiedenheit der Anschauungen zwischen dem Premierminister und dem Botschafter konnte nur zur Amtsentsetzung des letztern führen. Seitdem glaubte Graf Arnim dienstlicher Rücksichten auf das Auswärtige Amt entbunden zu sein und war gerüstet, in der Presse, soweit sie sich ihm zur Verfügung stellte, einen energischen Kampf mit dem Reichskanzler zu führen. Die Thatsache, daß in dem pariser Archiv eine beträchtliche Zahl von Actenstücken fehlte, die Vermuthung, daß Graf Arnim diese Acten benutzen wolle, bestimmte den Reichskanzler, welcher gegenüber seinen Gegnern keine verhandelnde, sondern eine zermalmende Politik liebt, die ganze Angelegenheit durch das Auswärtige Amt dem Staatsanwalt zu übergeben, und die Verhaftung des Grafen Arnim war der nächste Schritt, der auf diesem neuen Gebiete gethan wurde. Seinen Gegner in die criminalrechtliche Beleuchtung zu rücken und ihm trotz seiner hohen Stellung die Beschämungen nicht zu ersparen, die mit der Anklagebank und dem Damoklesschwert der Paragraphen des Strafgesetzbuches verbunden sind: das war der zermalmende Schlag, welchen Fürst Bismarck gegen einen Botschafter des Deutschen Reiches führte, in dem er sowol seinen Untergebenen wie seinen politischen Gegner sah.

Der Proceß Arnim ist die jüngste Phase in diesem Duell zwischen den beiden Staatsmännern. Die Proceßverhandlungen sind durch alle Zeitungen veröffentlicht worden und haben das Interesse der gebildeten Welt längere Zeit hindurch fast ausschließlich in Anspruch genommen. Um dem Strafgesetzbuche gerecht zu werden, kam es darauf an, nachzuweisen, daß der Angeklagte dem Staate gehörige Schriftstücke vorsätzlich und mit dem Bewußtsein der Rechtswidrigkeit an sich behalten habe. Staatsanwalt Tessendorf suchte in seinem letzten zusammenfassenden Plaidoyer diesen Beweis zu führen, sowie daß die unterschlagenen Schriften „Urkunden" seien. Die Gründe, welche den Angeklagten veranlaßt haben konnten, die incriminirten Schriftstücke bei sich zu behalten, sucht der Staatsanwalt ebenfalls in seiner Meinungsverschiedenheit mit dem Reichskanzler, bestreitet ihm aber das Recht, Verhältnisse, die er auf amtlichem Wege erfahren, in seinem Interesse zu veröffentlichen und in dem Conflict zwischen ihm und dem Reichskanzler auf seine Seite zu bringen.

Die Vertheidigung war zum Theil eine glänzende; der tüchtige Rechtslehrer und Publicist von Holtzendorff war von München herübergekommen, um, wie er selbst sagt, im Interesse einer reiflich erwogenen Ueberlegung und eines niemals erschütterten Rechtsgefühls an der Sache die Vertheidigung zu übernehmen. Die Rede Holtzendorff's hatte oratorischen Schwung und war von einer gewissen Wärme für den Angeklagten beseelt, dessen diplomatischen Verdiensten er volle Anerkennung zollt. Ein solches Hervorheben staatsmännischer Leistungen war gewiß wohl angebracht in einem Processe, in welchem ein Botschafter des Deutschen Reiches vorzugsweise von den Gesichtspunkten aus beurtheilt wird, welche für einen gewissenhaften Registrator von der entschiedensten Wichtigkeit sind. Wir haben bereits erklärt, daß in den eigentlichen Streitpunkten zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Arnim der erstere unbedingt das Recht größerer politischer Umsicht und einer vorurtheilsfreiern Anschauung in Anspruch nehmen darf. Dies hindert indeß nicht, anzuerkennen, daß Graf Arnim als Diplomat, wo es praktische Verhandlungen galt, tüchtige Dienste geleistet hat, wie dies besonders bei den Unterhandlungen über die Beschleunigung der Evacuation hervortritt, und nach dieser Seite hin ist seine Depesche vom 7. Febr. 1873 gewiß ein Actenstück, das seinem Eifer und seiner

Einsicht zur Ehre gereicht und auch das gewünschte Resultat erzielt hat. So war gewiß sein Vertheidiger Holtzendorff im Rechte, auch die Bedeutung des Botschafters und die von ihm geleisteten Dienste zu betonen. Im übrigen wandte er sich gegen die unbedingte Anwendung des staatlichen Eigenthumsbegriffes auf diplomatische Depeschen, wies die Ungenauigkeit des Staatsanwalts bezüglich der Urkunden nach, über deren Begriff nicht sechs Staatsrechtslehrer in Deutschland einig seien, und hob hervor, daß die Beiseiteschaffung von Urkunden ein unterlassenes Abliefern derselben sei, wobei der Gerichtshof den rechtswidrigen Vorsatz zu prüfen habe. Dieser aber werde durch den Rechtsirrthum ausgeschlossen.

Wenn die Rede des Hrn. von Holtzendorff mehr einen rhetorisch schwunghaften Charakter zeigte, war diejenige des Vertheidigers Dockhorn mit allerlei Stacheln ausgerüstet und von großer juristischer Schärfe. Was er über die nicht vorhandene Registratur der pariser Botschaft sowie darüber sagte, daß man den Angeklagten der Fraction Kullmann zugewiesen hat, ferner über den Mangel an bona fides, welchen der Angeklagte bei dem Leiter der Politik in seinen Angelegenheiten voraussetzte: das hatte alles einen scharfen epigrammatischen Zug. Am ruhigsten und sachlichsten plaidirte der dritte Vertheidiger, Munckel; auch er leugnete den rechtswidrigen Vorsatz des Angeklagten, bestritt, daß die von dem Grafen zurückgehaltenen Actenstücke Urkunden seien und daß Graf Arnim die Rügen, die ihm gemacht worden, seinen Kanzlisten hätte überlassen sollen.

Der Eindruck der Vertheidigung war im ganzen ein günstiger; obwol Dockhorn auf die römischen Acten ausführlicher einging, so war doch im Publikum kaum die Ueberzeugung verbreitet, daß gerade auf diesen der juristische Schwerpunkt ruhe und daß das Urtheil des Gerichts sich blos auf diese stützen werde.' Dies Urtheil unterschied drei Gruppen von Schriftstücken, die sogenannten Conflictsacten seien theils amtlicher, theils nichtamtlicher Natur; in Betreff derselben könne dem Angeklagten aber überhaupt die bona fides nicht abgesprochen werden; die Scheinstücke der dritten Gruppe seien zum Theil zurückgegebene, zum Theil nicht; auch hier fehle die vorsätzliche Aneignung. Anders stehe es mit den 13 amtlichen kirchenpolitischen Actenstücken, welche der Angeklagte im Mai 1874 vorsätzlich beiseitegeschafft habe und die sich zur amtlichen Aufbewahrung an dem dazu bestimmten Orte befanden. Auch hier fehle der rechtswidrige Vorsatz, der Unterschlagung sei der Angeklagte nicht schuldig. Dennoch sei er criminell strafbar und zwar nach Art. 133 des Reichs-Strafgesetzbuches, dessen vollständige Anwendbarkeit der Vorsitzende nachweist. So entschied das Gericht, absehend von den anfangs maßgebend gewesenen Gesichtspunkten, daß Graf Arnim nicht der Urkundenunterschlagung und nicht des Amtsvergehens, sondern des Vergehens wider die öffentliche Ordnung schuldig sei, und fällte, nach Erwägung der Strafschärfungs- und Strafmilderungsgründe, das obenerwähnte Urtheil, das allerdings, gegenüber dem Strafantrage des Staatsanwaltes als ein sehr mildes betrachtet werden muß. Doch nicht das Strafmaß, sondern die Thatsache der Verurtheilung muß als das Entscheidende in dem Proceß angesehen werden.

Wenn wir das Urtheil mit dem Verlauf des Processes vergleichen, so können wir nicht umhin, einzugestehen, daß weder die Anklage noch die Vertheidigung auf jene kirchenpolitischen Actenstücke den vorwiegenden Nachdruck gelegt hat, mit welchem sie das Gericht von den übrigen unterschied. Es waren in erster Linie die Conflictsacten, welche ein besonderes Interesse darboten und bei denen die Anklage sowol wie die Vertheidigung am eingehendsten verweilte. Holtzendorff machte gerade für die römischen Acten geltend, daß der Angeklagte sie nur an sich genommen habe, um die Gefühle seines Nachfolgers zu schonen. Es waren bekanntlich gerade diese Actenstücke, über welche sich Fürst Hohenlohe unterrichten wollte, und welche so die Veranlassung des Arnim'schen Processes wurden; er kehrt durch das richterliche Urtheil wieder zu seinen Anfängen zurück.

Noch ist es nicht entschieden, ob der Staatsanwalt oder die Vertheidigung an die höhere Instanz appelliren werden; die Vertheidiger haben allerdings diese Absicht schon früher ausgesprochen, indem sie mit juristischer Taktik einige für die Entlastung des Angeklagten dienende Zeugen für die höhere Instanz sich vorbehielten.

Der Eindruck des Processes Arnim in seinem bisherigen Verlauf ist jedenfalls ein bedeutender, der über das juristische Interesse hinausgeht. Das Facit desselben ist einerseits die Unabhängigkeit der preußischen Justiz, die ohne Ansehen der Person ent-

ſcheidet, der große Stil, in welchem der Reichskanzler Politik treibt und für den die frühern Geheimnißkrämereien der Diplomatie nicht exiſtiren, andererſeits aber die Einſicht, daß zwei politiſche Strömungen in den höhern politiſch maßgebenden Kreiſen exiſtiren, daß die höchſtgeſtellten Diplomaten des Deutſchen Reiches an die Inſtructionen des Auswärtigen Amtes in Berlin auf das ſtrengſte gebunden ſind, und jede abweichende Anſchauung ihnen die ſtrengſten Reprimanden zuzieht, daß die Diplomatie die Allianz mit der Preſſe ſuchen muß, und daß dies den frondirenden Staatsmännern einem Fürſten Bismarck gegenüber ſchwer genug wird, und ſchließlich, daß in den Archiven der deutſchen Geſandtſchaften keineswegs die Ordnung herrſcht, welche man von der in der ganzen Welt gerühmten Pünktlichkeit der deutſchen Bureaukratie erwarten durfte.

Inwieweit der Proceß Arnim mit dem beabſichtigten Rücktritt des Reichskanzlers zuſammenhängt, der zunächſt durch eine Abſtimmung des Reichstages ſein Entlaſſungsgeſuch motivirte, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu erklären; feſt ſteht wol, daß die Verſtimmung des Reichskanzlers durch einzelne Thatſachen, welche bei Gelegenheit der Arnim'ſchen Unterſuchung zu Tage kamen, namentlich durch die Beziehungen des Grafen zu hohen Kreiſen, welche ihn begünſtigten, ausnehmend verſtärkt wurde.

Im Reichstage ſelbſt ging es mehrfach ſo ſtürmiſch zu, daß die Atmoſphäre deſſelben für eine nervös angeſpannte Natur wie diejenige des Reichskanzlers eine keineswegs behagliche ſein muß. Freilich war er es ſelbſt wieder, der als Jupiter tonans den Blitz in die Verſammlung warf. In der Sitzung am 4. Dec. interpellirte der Abgeordnete Jörg über den Ausſchuß für die auswärtigen Angelegenheiten, der nach Art. 8 der Verfaſſung aus den Bevollmächtigten Baierns, Sachſens und Würtembergs gebildet werden ſollte, um die drei Regierungen auf den Laufenden zu erhalten und gedachte dabei des Kullmann'ſchen Attentats, welches er das verwegene Verbrechen eines halbverrückten Menſchen nannte, durch das ein guter Theil der Deutſchen geradezu ins Deliriren gerathen ſei. Fürſt Bismarck entgegnete, ohne mit jenen Sarkasmen ſparſam zu ſein, mit denen er gelegentlich ſeine Gegner überſchüttet. So rief er auch jetzt mit der kühnen und anſchaulichen Bildlichkeit der Rede, durch die er oft die großen Wirkungen des geflügelten Wortes erzielt, der Centrumsfraction mit Beziehung auf Kullmann zu: „Ja, meine Herren, verſtoßen Sie den Mann wie Sie wollen, er hängt ſich doch an Ihre Rockſchöße.“ Dies Schlagwort rief einen Sturm des Beifalls bei den Liberalen, des Unwillens im Centrum hervor; ein Abgeordneter bediente ſich des Ausrufs: „Pfui, Pfui!“ Und noch einmal erhob ſich Bismarck mit den Worten: „Pfui iſt ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Glauben Sie nicht, meine Herren, daß mir dieſe Gefühle fremd ſind, ich bin nur zu höflich, ſie auszuſprechen.“ Dieſe tumultuariſchen Scenen, welche nur dazu dienen können, dem Auslande von der Erbitterung der ſich im Reichstage bekämpfenden Parteien ein Bild zu geben, das ſchadenfroher Aufnahme gewiß iſt, ſind mit einer Aufregung verbunden, welche bei dem Fürſten Bismarck wol bisweilen der Wunſch erzeugen mag, ſich aus dieſem Tumult der Parteien auf ein friedliches Tusculum zurückzuziehen. Zwar ſteht er nur einer geſchloſſenen Minorität gegenüber, nicht jener Majorität, die er in ſeiner jugendlichen Sturm- und Drangepoche in den Manteuffel'ſchen Kammern als Vertreter eines urwüchſigen Junkerthums zum Kampf herausforderte, oder der er zu Zeiten des preußiſchen Verfaſſungsconflicts als junger Premierminiſter die Stirn bot; ſobald aber dieſe Majorität ſich nicht ſturmfeſt erweiſt, ſobald ſie zu zerbröckeln droht, ſei es auch in einer unſcheinbaren Frage, iſt der Reichskanzler nur zu geneigt, die Büchſe ins Korn zu werfen, mehr aus Mismuth als aus Anerkennung parlamentariſcher Majoritäten, denen er ja jahrelang Trotz geboten hat. Ein conſtitutioneller Rückzug liegt nicht in der Art des großen Realpolitikers, um ſo weniger, als der engliſche Parlamentarismus mit ſeinen Formen in Deutſchland noch nicht eingebürgert iſt. Ein ſolcher Fall war der Fall Majunke. Die Verhaftung des Redacteurs der „Germania“, der ſich als Abgeordneter des Parlaments ſchon an den Sitzungen betheiligt hatte, erſchien als unvereinbar mit der Unantaſtbarkeit der Parlamentsmitglieder, obſchon ſie durch die Beſtimmungen der Reichsgeſetzgebung keineswegs ausgeſchloſſen war. Der Abgeordnete Lasker ſtellte am 12. Dec. den Antrag, von der Geſchäftsordnungscommiſſion prüfen zu laſſen, ob eine ſolche Verhaftung zuläſſig ſei, und welche Schritte zu thun ſeien, um den Verhaftungen von Reichstagsmitgliedern auf Grund rechtskräftiger Erkenntniſſe während der Seſſion vorzubeugen.

Die Verhandlungen über die Anträge der Commission fanden am 16. Dec. statt; Hoverbeck verlangte in einem Antrage, daß diese Möglichkeit „behufs Aufrechterhaltung der Würde des Reichstages" im Wege der Declaration, resp. Abänderung der Reichsverfassung ausgeschlossen werde. Dieser Hoverbeck'sche Antrag wurde mit einer winzigen Majorität angenommen.

Fürst Bismarck hatte nicht angedeutet, daß er in solcher Annahme eine Cabinetsfrage sehen werde; gleichwol verbreitete sich alsbald das Gerücht, er sei infolge desselben um seine Entlassung eingekommen. Daß die Mehrzahl der National-Liberalen in einer derartigen Frage mit dem Centrum zusammengestimmt hatten: darin sah der Fürst jedenfalls eine Coalition, die er vielleicht nicht für möglich gehalten hatte und die ihm jedenfalls bedenklich erschien, da er nur in einer festen Majorität in seinem erbitterten Kampfe gegen die Ultramontanen die unentbehrliche Stütze sah. Oder hielt Fürst Bismarck den Zeitpunkt für geeignet, die Probe zu machen, ob seine Stellung trotz der Conspiration einer Hofpartei und trotz des gelegentlichen Zusammengehens der mächtigsten Parteien des Reichstages, noch unerschüttert sei? Die Probe fiel günstig für ihn aus; der Reichstag benutzte die nächste Gelegenheit, als es am 18. Dec. sich um den Dispositionsfonds des Auswärtigen Amtes handelte, auf Antrag Bennigsen's dem Reichskanzler ein glänzendes Vertrauensvotum zu geben, seine weitsehende und feste, würdige und nationale Politik anzuerkennen. Mit 199 gegen 71 Stimmen wurde dieser Dispositionsfonds bewilligt; die kleine Wolke zwischen dem Reichstage und dem Leiter der deutschen Politik hatte sich rasch verzogen; Fürst Bismarck erhielt die Nachricht während des Ministerconseil, wo er Beweise der unveränderten Gunst des Kaisers erhalten hatte, und erschien nach dem Conseil wieder im Reichstage.

In Frankreich ist am 3. Dec. die Nationalversammlung, die nicht leben und nicht sterben kann, mit einer Botschaft des Marschalls Mac-Mahon eröffnet worden, welche als eine Thronrede des Septennats vielfach an die Napoleonischen Thronreden erinnert, namentlich wenn der Präsident gegen den Schluß derselben sagt: er habe die Gewalt nicht auf sich genommen, um den Ansprüchen irgendeiner Partei zu dienen; er arbeite nur an dem Werke der Vertheidigung der Gesellschaft und rufe zu seiner Unterstützung und zur Vollendung des gemeinsamen Rechtes alle gutgesinnten Männer ohne Unterschied der Parteien an, alle diejenigen, welche im Stande sind, ihre persönlichen Meinungen dem Drange der Gegenwart und der heiligen Sache des Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Das Septennat, an welchem sich Mac-Mahon am Schlusse seiner Rede mit der gewohnten Krampfhaftigkeit festklammert, dürstet noch immer nach Organisation, damit es die Kraft gewinne, deren es bedarf, um die übertragene Mission zu erfüllen, in einer Zeit, in welcher das Land fortwährend von den verderblichsten Lehren beunruhigt wird. Gegenüber diesen dunkeln Schlagschatten entrollt der Präsident am Anfang seiner Botschaft das heitere Gemälde des nationalökonomischen Glückes, dessen sich Frankreich erfreut; die vorzügliche Ernte, die bisher unerreichte Ziffer der landwirthschaftlichen Production, die beträchtliche Bewegung des Ausfuhrhandels, die glänzenden Ergebnisse der Handelsbilanz sind die Lichtpunkte dieses Gemäldes; mehrere Maßregeln der Finanzverwaltung, um das Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben für das Jahr 1875 herzustellen, werden der Nationalversammlung angekündigt.

Diese Glanzpartien der Botschaft haben einige wenig reichsfreundliche deutsche Zeitungen zu Parallelen zwischen den ökonomischen Zuständen des siegreichen Deutschlands und des besiegten Frankreichs veranlaßt, welche auf das erstere ein wehmüthiges Licht fallen lassen. Die französischen Blätter waren meistens nicht so sanguinisch, das Lichtbild des beglückten Frankreichs ohne einige kritische Retouche zu acceptiren. Im übrigen wird der stark hervortretende persönliche Charakter der Septennatsrede mit zahlreichen Glossen begleitet, und in der That scheint der Marschall nie auf den Gedanken zu kommen, daß es möglich wäre, das Septennat könne durch irgendeine bessere Verfassungsform ersetzt werden; es könne ein Augenblick eintreten, in dem ein edelmüthiger Verzicht auf das gewährte Recht der Herrschaft Frankreich zum Heile gereiche. „Le septennat c'est moi", ruft Mac-Mahon immer von neuem. Inzwischen haben selbst im Schoße des Cabinets bei Abfassung der Botschaft die heftigsten Debatten stattgefunden; der kleine

Brief des Grafen Chambord an La Rochette, durch welchen der Prätendent seine Freunde zum Widerstande gegen den constitutionellen Ausbau der Septennatsregierung, wie überhaupt gegen jede Verzögerung der legitimistischen Restauration aufforderte, hat den Zwiespalt in den Cabinetsrath des Marschalls geworfen; die legitimistischen Cabinetsmitglieder de Tailhand und de Cumont wollten durchaus nichts von einer Aufforderung der Nationalversammlung zur Genehmigung der constitutionellen Gesetze wissen. Die radicalen Gemeinderathswahlen wurden in der Botschaft mit Stillschweigen übergangen; die Wahl Barodet's in die Nationalversammlung war das Signal zum Sturze von Thiers; wie ganz anders fallen diese neuen Wahlen in die Wagschale als schlagender Beweis, daß es sich nicht blos um „verderbliche Lehren" handelt, wie die Botschaft euphemistisch sagt, sondern um bedrohliche Thatsachen.

Die Nationalversammlung in Versailles beeilte sich inzwischen durchaus nicht, dem Septennat durch die Berathung und endgültige Beschlußfassung über die Organisationsgesetze die so dringlich gewünschte Bürgschaft seiner Festigkeit zu geben. Die Dreißiger-Commission will nach den Ferien nicht das Gesetz über die Uebertragung der Gewalten, sondern dasjenige über Bildung der Zweiten Kammer auf die Tagesordnung setzen, während das linke Centrum nicht nur den Antrag, die Initiative bei Berathung dieser Gesetzvorlagen zu ergreifen, abgelehnt, sondern auch beschlossen hat, keins der constitutionellen Gesetze einzeln zu genehmigen. Dies ist sehr wenig versprechend für die Aussichten der Regierung, und es bleibt die Frage, ob der Vermittelungsvorschlag, der vom Grafen von Paris ausgeht, auf die Errichtung des Senats mit dem Vorbehalt einzugehen, daß sie erst nach Annahme der übrigen constitutionellen Gesetze in Kraft treten, irgendwelche Aussicht auf Erfolg bei dem linken Centrum hat. Bisher beschäftigten sich die Berathungen der Versammlung mit Gegenständen, die an und für sich von nicht geringerer Wichtigkeit sind als die Organisationsfragen, doch die letztern und damit die eigentlichen „Conflictsacten" der Parteien unberührt lassen. Dazu gehört die Gesetzvorlage über die Freiheit des Unterrichts an den höhern Lehranstalten, für welche sich der Bischof Dupanloup von Orléans erklärte, die freie Ausübung jedes Religionscultus, für welche ein Antrag des Abgeordneten von Pressensé eintritt, Bestimmungen über die Cadres der Armee, bei deren Berathung Marschall Ciffey einen kriegerisch lautenden Ausspruch gethan haben sollte, der sich indeß als durchaus sachlicher Art auswies. Die Journale beschäftigen sich jetzt fast mehr mit Bismarck und Arnim als mit den innern Angelegenheiten Frankreichs; jede Aeußerung des deutschen Reichskanzlers, mag er nun die Republik als am wenigsten gefährlich, oder die Bonapartisten als die am wenigsten Deutschfeindlichen hinstellen, wird von den Parteiblättern auf das ausgiebigste ausgebeutet.

Die Lage der Dinge in Spanien ist im ganzen noch immer unverändert; die Stellung der Karlisten bei Estella noch uneingenommen, und was von einzelnen Gefechten und Kriegsthaten, von den Kämpfen bei Irun und an der Bidassoa, welche ein so lebhaftes Echo jenseit der französischen Grenze fanden, von der Belagerung von Berga und sonstigen Gefechten und Scharmützeln berichtet wird, das gehört alles zu den Ereignissen eines hin- und herflackernden kleinen Krieges, der zu keinem entscheidenden Resultat führen kann. Jetzt wird indeß eine große Action von seiten des Marschalls Serrano angekündigt, der sich selbst an die Spitze der Armee stellen wird, um die Karlisten bei Estella zu zersprengen oder zur Capitulation zu nöthigen. Sobald die Bewaffnung aller Reserven durchgeführt sein wird, sollen vier große Corps gebildet werden: eins für Guipuzcoa unter Loma, ein zweites für Biscaya unter Laserna, ein drittes für Navarra unter Moriones, ein viertes als Beobachtungscorps bei Miranda am Ebro. Ein jedes der drei operirenden Corps soll die Stärke der jetzigen karlistischen Armee erhalten.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Brockhaus.

Von

Rudolf Gottschall.

Es ist nicht blos eine Pflicht der Pietät, welche diese Zeitschrift erfüllt, wenn sie ihrem Begründer, dem kürzlich verstorbenen Senior der Firma F. A. Brockhaus, einen biographischen Denkstein setzt; die Bedeutung desselben würde, auch ohne daß eine solche Beziehung besteht, es vollständig rechtfertigen, wenn eine Zeitschrift, welche ein Culturgemälde der Gegenwart entrollen will, einen hervorragenden Vertreter des deutschen Buchhandels in einer Lebensskizze und einem Charakterporträt ihren Lesern vorführt.

Der deutsche Buchhandel ist in neuester Zeit immer mehr eine Culturmacht geworden; seine Verbreitung über die Erde hat ausnehmend zugenommen; aber nicht blos seine Venen und Arterien, auch seine Capillargefäße in immer weiterer und feinerer Verästelung haben ein geistiges Netz um die Menschheit gebreitet. Mögen die schöpferischen Geister seltener geworden sein — die Propaganda der Intelligenz und der Ideen hat einen bisher kaum geahnten Wirkungskreis gewonnen. Manche geistige Münze wird zwar bei diesem enormen Verkehr etwas abgegriffen, wenn sie in die letzten Hände kommt, und die Klagen über geistige Verflachung sind nicht unbegründet; aber es ist dies doch nur ein Misstand, der mit einem Vorzuge verbunden ist, und es gilt vor allen Dingen, dem Geiste Terrain zu gewinnen; dies vollständig urbar zu machen, ist Sache einer spätern Arbeit.

Daß jeder einzelne Buchhändler das volle Bewußtsein der geschichtlichen Mission des Buchhandels habe, ist um so weniger anzunehmen, als ja auch hervorragende geschichtliche Charaktere, die in der That die Geschichte um einen Ruck weiter brachten, durchaus nicht immer von dem Bewußtsein ihrer Sendung durchdrungen waren oder weite Perspectiven in eine künftige Entwickelung mit voller Klarheit vor Augen hatten; sie haben oft nur dem Gebot des Augenblicks mit Verständniß und Hingebung folgend Großes vollbracht. Wenn Hegel sagt, daß die Leidenschaften der Menschen durch die List der Vernunft den höhern Zwecken der letztern dienstbar gemacht werden, so gilt dies auch von den Interessen der Menschen; der Cultus der Interessen ist ebenso oft ein unbewußter Cultus der Ideen. Der Verleger, der ein Verlagswerk auch nur nach dem etwaigen Erträgniß für seine Kasse beurtheilt, wirkt doch, wenn dies Werk tüchtigen Gehalt hat, als ein Missionar der Ideen, und selbst der Sortimentsbuchhändler, der nur an seinen Rabatt denkt, wenn er ein Werk im Publikum verbreitet, gehört der gleichen Propaganda des Geistes an. Auch die blindwirkenden Organe sind dem Leben unentbehrlich und kräftigen seine gleichmäßig fortpulsirende Bewegung und sein inneres Gleichgewicht.

Freilich gibt es, wie überall, auch im Buchhandel hervorragende Köpfe, welche nicht nur mit voller Intelligenz die Gesetze und Zwecke dieser Bewegung erkennen, sondern auch mit Willenskraft den höhern Zielen nachstreben, welche den Beruf, für die Bildung und Cultur zu wirken, als die Aufgabe ihres Standes und zugleich als eine persönliche Aufgabe erfassen, und so die höhern Stufen in ihrer Gemeinschaft erklimmen, indem sie gleichsam als Meister vom Stuhle in der Großloge des deutschen Buchhandels erscheinen.

Einer dieser Meister vom Stuhle war Friedrich Arnold Brockhaus, der Vater von Heinrich Brockhaus und der Gründer des jetzt so blühenden Geschäfts, ein Mann der muthigen Initiative, der sich aus bescheidenen Verhältnissen zu einer maßgebenden Bedeutung im Buchhandel emporarbeitete, durch seine journalistischen Unternehmungen auf die Literatur, durch seine encyklopädischen auf die allgemeine Volksbildung einen nicht gering zu schätzenden Einfluß übte. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen hat sein Enkel Heinrich Eduard Brockhaus in dem biographischen Werke: „Friedrich Arnold Brockhaus", von welchem der erste Theil (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1872) vorliegt, entrollt: das Charakterbild eines tüchtigen Mannes, der keineswegs in trockener Geschäftsführung aufging, der sogar durch leidenschaftliche Neigung zu genialen Frauen, wie sie in der Genieepoche deutscher Literatur häufig waren, aus gewohntem Lebenskreise herausgerissen wurde und durch einen energischen Patriotismus, welchen er nicht nur als Herausgeber der „Deutschen Blätter", sondern auch als Mitarbeiter an denselben durch Artikel, die einen glühenden Franzosenhaß athmeten, bethätigte, sich neben einen Perthes als eifriger Vertreter deutsch-nationaler Bestrebungen in den Vordergrund stellte.

Heinrich Brockhaus wurde am 4. Febr. 1804 zu Amsterdam geboren, wo sein Vater damals als Kaufmann lebte; im folgenden Jahre erst etablirte dieser ein buchhändlerisches Geschäft. Seine Mutter, die Tochter eines dortmunder Senators Johann Friedrich Beurhaus, starb, als Heinrich erst sechs Jahre alt war, für den Sohn wie für den Vater ein gleich unersetzlicher Verlust. Friedrich Arnold Brockhaus faßte den Entschluß, in sein Vaterland zurückzukehren, da die ungünstigen Zeitverhältnisse in Amsterdam das Geschäft nicht in Flor kommen ließen. Die Uebersiedelung, der Wechsel des Aufenthalts, der Beginn eines nicht gesicherten Unternehmens waren die Veranlassung, daß der Vater die Kinder, nachdem sie auch mütterlicher Pflege beraubt waren, aus dem Hause gab, und zwar zunächst 1810 zu Verwandten in Dortmund, wo Heinrich sechs Jahre lang bei einem Onkel weilte, der ihm väterliche Fürsorge zutheil werden ließ.

Wenn Heinrich in spätern Lebensjahren den großartigen Häusercomplex überschaute, zu welchem er selbst das Etablissement der Firma Brockhaus erweitert hatte, wie mußte ihn die Stelle eines Briefes, den sein Vater vor seiner Uebersiedelung nach Leipzig an seinen dort bereits wohnhaften Gehülfen Bornträger schrieb, an die bescheidenen Anfänge eines so umfangreichen Geschäfts erinnern: „Ein Gewölbe wie jetzt bedürfen wir nicht. Es ist unbequem, feucht, fatal zum Arbeiten; es ist unmöglich darin ein ordentliches Comptoir zu halten, es ist dazu theuer. Wir bedürfen nur eines geräumigen Zimmers in einer ersten Etage, das man heizen kann allenfalls und welches man mit Regalen versehen läßt. Es muß darin Raum genug sein, um 20 Exemplare von jedem Verlagsartikel zur Hand zu haben, und sonst Platz, um eingehende Artikel ordnen und packen und weggehende einpacken zu können. In dieses Zimmer könnte allenfalls ein Pult gestellt werden, woran zwei Personen ordentlich arbeiten können, wenn es groß genug wäre, daß man Briefrepositorien, Platz für Bücher u. s. w. auf eine ordentliche Weise darin anbringen könnte. Besser wäre es aber noch, wenn ein kleines Comptoir als Nebenzimmer dabei wäre."

So bescheiden war der Anfang des Brockhaus'schen Geschäftes in Leipzig, ja es fand dort anfangs nicht einmal längere Dauer, und finanzielle Verwickelungen nöthigten

Brockhaus, nach Altenburg überzusiedeln. Schon vorher auf seiner ersten Geschäftsreise nach Leipzig hatte er den Contract abgeschlossen, der für sein Unternehmen von entscheidender Wichtigkeit werden sollte und auch für die umfassende Thätigkeit seines Sohnes Heinrich der eigentliche Mittelpunkt blieb: den Contract über den Ankauf des „Conversations-Lexikon"; denn er war nicht der eigentliche „Erfinder" desselben. Schon seit 40 Jahren bestand Hübner's „Zeitungs- und Conversations-Lexikon"; im Jahre 1796 hatte ein leipziger Verleger, Friedrich August Leupold, ein „Conversations-Lexikon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten" herausgegeben; in der Vorrede der ersten Auflage heißt es: „Jetzt, wo ein allgemeineres Streben nach Geistesbildung, wenigstens nach dem Scheine derselben herrsche, sei ein dem gegenwärtigen Umfange der Conversation angemessenes Wörterbuch nöthig." Der Anfang des Unternehmens war kein glänzender; in den Jahren 1796—1800 erschien alljährlich nur ein Band des Lexikons; der fünfte und der sechste Theil hatten zwei verschiedene Verleger. Der Besitzer des „Leipziger Tageblatt", Friedrich Richter, hatte das Werk gedruckt und vermuthlich an Zahlungsstatt behalten. Von ihm kaufte es Friedrich Arnold Brockhaus noch vor Vollendung des letzten Bandes für 1800 Thlr., ließ zunächst zwei Bände Nachträge und dann das ganze Werk unter etwas verändertem Titel erscheinen.

Damit war der Charakter des Brockhaus'schen Verlags ein für allemal bestimmt. Wie der Cotta'sche Verlag die Physiognomie der dichterischen, besonders classischen Production, der Campe'sche in Hamburg in seiner Blütezeit den der poetischen und politischen Opposition trug, so war der Brockhaus'sche seit dem Ankauf des „Conversations-Lexikon" wesentlich ein encyklopädischer, der sich an die allgemeine Bildung wandte, und hat diesen Grundzug bisher um so treuer gewahrt, je mehr gerade Heinrich Brockhaus in seiner geistigen Eigenthümlichkeit danach geartet war, bei seiner großen Empfänglichkeit für alle geistigen Interessen, bei dem rastlosen Wissensdurst, der ihn beseelte, bei seiner Hingabe an alle Fortschritte der Zeit die Propaganda höherer Volksbildung nicht blos geschäftlich, sondern mit dem Pathos warmer Theilnahme und bewußter Ueberzeugung zu betreiben.

Als Friedrich Arnold Brockhaus nach Altenburg gezogen war, nahm er seine Söhne wieder zu sich; allerdings nicht gleich anfangs, wo sein Liebesroman mit der Hofräthin Spazier spielte, welcher für ihn selbst eine schmerzliche Enttäuschung, für die geniale Frau aber, die der Freigeisterei der Leidenschaft huldigte, einen Anfall von Irrsinn zur Folge hatte, sondern erst später, nachdem er durch seine Verheirathung mit Fräulein von Zschock im Jahre 1812 sich eine neue Häuslichkeit gegründet hatte. Heinrich kam nachher auf die Erziehungsanstalt des Dr. Lang zu Wackerbartsruhe bei Dresden, wo er bis Ostern 1819 blieb. Da rief ihn der Vater in sein Geschäft, welches inzwischen seit 1817 nach Leipzig verlegt worden war, und der funfzehnjährige Jüngling, der von der Erziehungsanstalt über Fleiß, Kenntnisse und Betragen ein glänzendes Zeugniß mitgebracht hatte, fand sich rasch in die Anforderungen des Buchhandels. Obschon zu betrachtender Lebensanschauung geneigt, weshalb er im Kreise seiner Familie im Scherz „der Philosoph" genannt wurde, bewies er sich durchaus tüchtig in praktischer Geschäftsführung, machte Geschäftsreisen mit Erfolg und vertrat den Vater während dessen gefährlicher Krankheit im Winter von 1822—23 mit Eifer und Geschick. Nach dem bald darauf erfolgenden Tode des vorzüglichen Mannes, der den Söhnen ein erhebendes Vorbild blieb, übernahmen der neunzehnjährige Heinrich und sein vier Jahre älterer Bruder Friedrich zusammen das Geschäft auf Rechnung aller Erben, 1829 auf eigene Rechnung, und zwar so, daß Heinrich mehr die literarische, Friedrich die technische Seite vertrat, bis zu dem Austritte Friedrich's 1849. Kurze Zeit führte es Heinrich Brockhaus allein; 1850 trat der ältere Sohn, Dr. Eduard Brockhaus, 1855 der jüngere, Rudolf, mit in das Geschäft ein, dessen Theilnehmer jener 1854, dieser 1863 wurde.

Heinrich hatte, wie er selbst sagt, am Grabe seines Vaters gelobt, nichts unversucht zu lassen, um das von diesem begonnene Werk in jeder Weise zu fördern und zu dessen Ehre weiter zu führen, und er konnte kurz vor seinem Tode, als am 4. Mai 1872 das Doppeljubiläum des hundertjährigen Geburtstags seines Vaters und seiner eigenen funfzigjährigen Wirksamkeit gefeiert worden war, im engern Kreise mit Genugthuung hervorheben, daß der Erfolg seine Bestrebungen gekrönt hatte. „Nicht mir steht es zu", sagte er damals, „über den Werth und die Bedeutung eines Geschäftes, wie es jetzt ist, zu urtheilen, aber das wird man mir zu sagen gestatten, daß ich dasselbe als ein durchaus gesundes, auf guter Basis ruhendes ansehe. Als einen Segen habe ich auch empfunden, daß die Entwickelung des Geschäftes mich zeitig darauf hingewiesen hat, daß ich dasselbe nicht in einem ängstlichen, kleinlichen Stile fortführen und zu weiterer Entfaltung bringen könnte. Sparsamkeit habe ich da, wo sie angewendet war, stets geübt, aber das Heil des Geschäfts nicht allein darin gesehen. So ist es mir möglich gewesen, als einen der Grundsätze für meine Geschäftsleitung stets das «Leben und Lebenlassen» auszuüben. Ich blicke an dem heutigen Tage mit dankerfülltem und demüthigem Sinne auf so manche mir gewordene Gunst des Geschicks zurück. Nicht glaube ich das, was ich besitze, in jeder Weise verdient zu haben, und es kann mich zur Bescheidenheit stimmen, wenn ich sehe, wie geistig höher begabte und auch sonst tüchtige Naturen oft bei weitem nicht das vermochten, was mir zutheil geworden ist. Wenn aber jemand, dies überschätzend, meinen sollte, mein Geschäftsleben sei doch gar so köstlich gewesen, so erwidere ich mit den Worten der Bibel: «Und ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.» Dieses ist auch ein Stolz, dessen ich mich nicht zu schämen brauche."

Heinrich Brockhaus war ein Mann von universeller Bildung und als solcher wie wenige berufen, einen Verlag, der in seinem vorzugsweise encyklopädischen Charakter diese Bildung vertrat und verbreitete, zu leiten. Obgleich ohne regelmäßige Gymnasial- und Universitätsstudien aufgewachsen, hat er mit seltenem Fleiß bis in die spätesten Jahre sich auch mit den classischen und humanistischen Studien beschäftigt und mochte in seinen Kenntnissen auch auf diesem Gebiete manchen Professor beschämen. Von den frühesten Stunden des Tages an bis abends spät fand er neben seiner geschäftlichen Arbeit die Muße, welche zu solchen Studien erforderlich ist, und noch auf dem Krankenbett, an welches er in seinen letzten Lebensjahren mehrfach gefesselt war, war er oft in die Lektüre der classischen Meisterwerke vertieft. Daneben trieb er kunsthistorische Studien. Seine Privatbibliothek war eine der reichhaltigsten und am besten geordneten, die es in Deutschland gibt, und nicht blos ein müßiger Schmuck der Zimmer, in denen sie sich befand. Auch seine Gemälde- und Kupferstichsammlung zeigte durch geschmackvolle Auswahl den feinen Sinn des Kunstkenners; beide enthielten sehr bedeutende Kunstwerke. Seine Neigung, sich in der Welt umzusehen, geographische und ethnographische Kenntnisse nicht blos durch die Lektüre, sondern durch die Umschau der Weltfahrten einzusammeln, befriedigte Heinrich Brockhaus durch zahlreiche Reisen, die auch für Anknüpfung geschäftlicher Verbindungen sowie für die Anregung zu neuen Unternehmungen sich sehr ersprießlich bewiesen. Mehrfach hatte er Italien, Frankreich, England, auch die skandinavischen Länder besucht, in den Jahren 1857—59 den Orient, Aegypten, Syrien und Griechenland, noch 1867—68 Island, Algier und Spanien. Heinrich Brockhaus hat mit großer Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit stets Tagebücher geführt. Die Tagebücher seiner letzten Reise sind für engere Kreise (als Handschrift) gedruckt; wir werden bei der Lektüre derselben überrascht von der Vielseitigkeit des Interesses, welches der Reisende bewährte, von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er alles irgendwie Denkwürdige aufsuchte und aufzeichnete, von dem regen Sinn für landschaftliche Schönheit und merkwürdige Naturerscheinungen, mag er die heißen Quellen der vulkani-

schen ultima Thule oder die Zauberlandschaft schildern, durch welche der Xenil dahinströmt, in welcher die vielbesungene Alhambra sich erhebt, während die schneegekrönten Gipfel der hohen Sierra Nevada auf sie herabsehen, oder mag er uns zu den Palmen und Moscheen von Algier und Tunis führen. Nicht geringer war sein Sinn für Kunstwerke und historische Merkwürdigkeiten, und indem er persönliche Beziehungen mit namhaften Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern aller dieser Länder aufsuchte, trat er mit dem Culturleben der Gegenwart in nächste Berührung, was wieder auf seine Thätigkeit als Verlagsbuchhändler von förderlichstem Einfluß sein mußte. So ergänzen diese mit großer Klarheit und Präcision stilisirten Tagebücher das Gesammtbild eines deutschen Verlagsbuchhändlers, der durch die sorgfältig gepflegte Selbstbildung auch berufen war, die Bildung seiner Nation zu fördern.

Den Schwerpunkt des Verlags bildeten, wie erwähnt, die encyklopädischen Werke; solcher Erkenntniß und eigener Neigung folgend, hat Heinrich Brockhaus hier auf dem Grundstein, den sein Vater gelegt, ein umfangreiches Gebäude aufgeführt. Das „Conversations-Lexikon" bildete zusammen mit den ergänzenden Schriften ein weitverzweigtes System encyklopädischer Literatur. Nach den politischen Ereignissen von 1830 erschien die bewegte Zeit günstig für eine Fortsetzung des „Conversations-Lexikon", die unter dem Titel „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" 1832 erschien. Bald darauf erschien die siebente, wesentlich vermehrte Auflage des „Conversations-Lexikon", das bis zum Jahre 1848 abermals in drei neuen Auflagen erschien; die zehnte Auflage wurde 1855 beendet; die elfte bedeutend vermehrte und verbesserte erschien in 15 Bänden 1864—68 und wurde später durch ein zweibändiges Supplement ergänzt, da die ereignißreiche Epoche seit 1870 eine solche Ergänzung nöthig machte. Die Vorbereitungen zu einer zwölften Auflage fielen in die letzten Lebensjahre von Heinrich Brockhaus.

Das „Conversations-Lexikon" hat sich gegen andere Concurrenzunternehmungen bis in die neueste Zeit siegreich zu behaupten gewußt, und hat in der That auch, abgesehen davon, daß es in seiner ganzen Einrichtung als Original den andern nachgeborenen Sammelwerken vorschwebte und auch im einzelnen vielfach benutzt wurde, unverkennbare Vorzüge. Nicht nur hat es in jeder neuen Auflage sich neu und frisch erhalten, indem es die betreffenden Artikel stets bis in die neueste Zeit ergänzte, alle neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Medicin und Technologie in sich aufnahm, sowie die Biographien aller Männer, denen sich das Interesse des Tages zuwendete; alle die einzelnen Abhandlungen zeichneten sich auch durch jene Präcision und Prägnanz aus, durch jenen, wir möchten sagen „compressen" Stil, der für ein reichhaltiges Werk die unerläßliche Bedingung ist, wenn er zugleich durchsichtig ist und sich von jeder Dunkelheit freihält. Die besondere Berücksichtigung der neuern und neuesten Geschichte entspricht durchaus den Zwecken des Werkes, und in der That sind diese geschichtlichen Artikel sowie die literargeschichtlichen und kunsthistorischen von anerkannter Vorzüglichkeit. Je mehr die Chronik der Zeiten sich der unmittelbarsten Gegenwart nähert, desto schwieriger wird eine Darstellung, die sich von allen Parteiansichten und Parteibestrebungen freihält. Dasselbe gilt von den theologischen und literarischen Parteien. Solche Parteilichkeit kann sich nicht blos in der Färbung der Darstellung aussprechen, sie kann schon „latent" sein in der Auswahl des Stoffes, besonders des biographischen, indem misliebige Persönlichkeiten, so beachtenswerth sie sonst sein mögen, bereits von der Schwelle des Werkes zurückgewiesen werden, während andere minder bedeutende oder von ganz zweifelhafter Berechtigung in den Reihen der alphabetisch geordneten Berühmtheiten leichten Zutritt finden. Nach allen diesen Seiten hin muß man dem Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" eine tadellose Haltung nachrühmen; die Darstellung ist so objectiv wie möglich, obschon das Werk seinem innersten Wesen nach der Aufklärung dienstbar und in jenem Geiste durchgeführt ist, der

unsere classische Literatur durchweht; doch auch Persönlichkeiten, die einer entgegengesetzten Richtung huldigen, erfahren eine unbefangene Würdigung. Die Auswahl ist immer taktvoll und weiß den Charakteren der Gegenwart gegenüber wohl zu unterscheiden, wo ihre Berechtigung zur Aufnahme in die Encyklopädie beginnt. Der unerschöpfliche Stoff aus allen Reichen des Wissens wird fast immer an den rechten Enden angefaßt; es gehört dazu jene Vorarbeit, die in den frühern Auflagen vorliegt, und jene Technik, welche sich die Verleger und die Redacteure durch die Praxis und die Ueberlieferungen von Jahrzehnten aneigneten. Daß auch die kleinsten Artikel von den hervorragendsten Fachgelehrten bearbeitet und in den neuen Auflagen redigirt oder erneuert werden, ist jedenfalls das richtige Princip; denn die vollkommenste Beherrschung des Stoffes ist gerade für die Abfassung kleiner Artikel nöthig, in denen summarisch eine Fülle des Stoffes mit Kenntniß aller neuen Resultate zusammengefaßt werden muß, und niemand ist weniger dafür geeignet als der flüchtige Compilator, der sich selbst erst orientiren muß.

Man hat über das encyklopädische Wissen oft die Achseln gezuckt und in den Conversations-Lexicis oft nur Eselsbrücken gesehen, deren Werth ein sehr zweifelhafter ist, ja die mehr zum Schaden als zum Nutzen gereichen, indem sie einen oberflächlichen Firnis der Bildung hervorrufen und dasjenige, was mit voller Geisteskraft erarbeitet werden muß, zur bequemen Benutzung für die Zwecke der Conversation zurechtmachen. Dies ist ein durchaus einseitiger Standpunkt. Eine wissenschaftliche Bildung läßt sich freilich durch das Studium des „Conversations-Lexikon" nicht gewinnen; aber wo eine wissenschaftliche Grundlage bereits gelegt ist, da kann sie durch eine Fülle von Detailkenntnissen weiter ausgebaut werden; wo sie überhaupt fehlt, da bieten solche Kenntnisse den besten Ersatz, und im Grunde ist es ganz gleichgültig, aus welcher Quelle unsere Kenntnisse geschöpft werden. Bei der immer wachsenden Ausdehnung des Wissens ist für den einzelnen überhaupt eine Beschränkung geboten, die heutzutage bei den Fachgelehrten oft zu schroffer Einseitigkeit wird, da selbst das geistige Band, welches früher die Philosophie webte, heutigentags immer mehr verloren geht und die Theilung der Arbeit auf geistigem Gebiete bisweilen sogar an die Theilung derselben auf industriellem erinnert, wo der eine den Knopf und der andere die Nadel macht. Man examinire unsere Fachgelehrten — wie wenig wissen die Naturforscher oft von Geschichte und umgekehrt; ja die Naturwissenschaft selbst ist jetzt so umfassend, daß der Astronom oft weniger von der Botanik versteht als der Laie auf beiden Gebieten. Das encyklopädische Wissen ist also heutigentags auch für die Gelehrten selbst eine Nothwendigkeit, um so mehr für das größere Publikum, ja es ist nur wünschenswerth, daß sich niemand dagegen verschließe; denn die Folge solcher Abschließung ist die Ignoranz. Es gibt aber große Ignoranten auch unter den namhaften Gelehrten.

Von der Bedeutung und Berechtigung encyklopädischen Wissens durchdrungen, hat Heinrich Brockhaus, von seinen Söhnen und Mitarbeitern tüchtig unterstützt, auch neben dem „Conversations-Lexikon" eine Fülle encyklopädischer Varietäten gepflegt. Zunächst lehnten sich an die einzelnen Auflagen des Hauptwerkes selbständige Fortsetzungen an, die anfangs mehr monographisch waren, später in das Journalistische übergingen: das „Conversations-Lexikon der Gegenwart" (4 Bde., 1838—41), „Die Gegenwart" (12 Bde., 1848—56) und unsere Zeitschrift, welche zuerst in 8 Bänden 1857—64 als „Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" erschien, seitdem aber immer mehr zu einer selbständigen Revue sich herausgebildet hat. In den Jahren 1854—56 erschien ein „Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch" (4 Bde.), welches 1861—64 eine neue Auflage erlebte. Ein anderes größeres Unternehmen, welches selbst auf die Erweiterung des Etablissements Einfluß ausübte, war der „Systematische Bilderatlas zum Conversations-Lexikon" (1844—51); denn zu seiner angemessenen Ausführung wurde

eine artistische Anstalt mit Zeichnern und Kupferstechern, eine Kupfer- und Stahldruckerei eingerichtet. Kurz vor dem Tode von Heinrich Brockhaus war die zweite umgearbeitete Auflage des „Bilderatlas" vollendet worden. Dem „Conversations-Lexikon" trat eine Monstreencyklopädie gegenüber, welche aus dem Verlage der leipziger Firma J. F. Gleditsch in den von Brockhaus im Jahre 1832 überging; es war die „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" von Ersch und Gruber, deren Artikel zum Theil eigene Werke sind, deren grandiose Anlage bei sectionsweiser Ausführung die Vollendung allerdings in weite Ferne rückte. Außerdem wurden Encyklopädien für einzelne Wissenschaften und Interessen theils neu herausgegeben, theils von andern Verlegern angekauft. So erschienen in dem Brockhaus'schen Verlage: die dritte Auflage des „Staats-Lexikon" von Rotteck und Welcker (14 Bde., 1856—66), welche zur Zeit des Erscheinens auch als eine politische That betrachtet werden konnte, indem sie in der dunkeln Restaurationsepoche dem Wagener'schen „Staats-Lexikon" und seiner damals maßgebenden Staatsweisheit sich gegenüberstellte; das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon" (7 Bde., 1860—65), welches alle technischen, ökonomischen und praktischen Zweige eines für unmittelbare Anwendung geeigneten Wissens anschaulich darstellte; Wander's „Deutsches Sprichwörter-Lexikon" (1863 fg.), die größte Sprichwörtersammlung, welche die Literatur aller Völker und Zeiten aufzuweisen hat, und welche lange Zeit obdachlos umirrend, zuletzt in dem Brockhaus'schen Verlage eine Heimstätte fand; Bunsen's „Bibelwerk" (9 Bde. mit Atlas, 1858—70) und das „Bibel-Lexikon, Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder" (5 Bde., 1869—74), herausgegeben von D. Schenkel. Wir sehen, welche verschiedene Buchwerdungen der encyklopädische Gedanke durch die Unternehmungslust eines productiven Verlegers fand.

Damit verwandt war seine Vorliebe für alle Veröffentlichungen, die etwas Zusammenfassendes hatten, in einer Serie von Bänden Zusammengehöriges brachten und zu erschöpfen suchten, für jene Sammelwerke, die man als „Bibliotheken" bezeichnen kann und die sich durch ihre Beschränkung auf bestimmte Stoffe sowie durch den Verzicht auf alphabetische Ordnung von den Encyklopädien unterscheiden. Solche Bibliotheken suchten zunächst die deutsche Nationalliteratur in ihren verschiedensten Epochen durch sich ergänzende Sammelwerke in ihren lebendigen Schöpfungen vorzuführen. Am meisten Erfolg hatten „Deutsche Dichter des Mittelalters" (1867 fg.), begründet von Franz Pfeiffer und fortgeführt von Karl Bartsch, eine Sammlung, welche das Interesse unsers Publikums für altdeutsche Literaturdenkmäler wesentlich erweckt und befestigt hat. An diese schlossen sich „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts" (1867 fg.) und „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts" (1869 fg.), beide Sammlungen herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann, und die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" (1868 fg.). Die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek", herausgegeben von Professor Rosenthal in Erlangen seit 1873, soll in einer Folge von Bänden die social- und naturwissenschaftlichen Hauptschriften der neuesten Zeit von Gelehrten aller Völker bringen.

Auch einen lange gehegten Lieblingsgedanken vermochte Heinrich Brockhaus noch kurz vor seinem Tode zu verwirklichen; es war dies eine Sammlung von Biographien, die durch künstlerischen Abschluß und gediegenen Inhalt Werth für die Nationalliteratur gewinnen sollten. Im Jahre 1874 erschienen der erste und zweite Band des Werkes: „Der Neue Plutarch, Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst", herausgegeben von dem Redacteur dieser Zeitschrift. Schon früher beschäftigte sich Brockhaus, von welchem oft die Initiative für größere Verlagsunternehmungen ausging, mit dem Gedanken, die Schlegel-Tieck'sche Shakspeare-Uebersetzung durch eine neue zu ersetzen, an welcher die hervorragenden dichterischen Talente der Nation mitwirken sollten; die

Frucht dieſes Gedankens war die von Friedrich Bodenſtedt in 38 Bändchen (1867—72) herausgegebene Ueberſetzung von Shakſpeare's „Dramatiſchen Werken". Auch der Kunſtverlag wurde nicht vernachläſſigt, Galerien traten hier an die Stelle der Bibliotheken, ſo die „Schiller-Galerie" (ſeit 1857) und die „Goethe-Galerie" (ſeit 1863) von Pecht und Ramberg, die „Leſſing-Galerie" (ſeit 1867) und die „Shakſpeare-Galerie" (ſeit 1870) von Pecht. Außerdem wurde des genialen Bonaventura Genelli Bildercyklus: „Aus dem Leben eines Wüſtlings" (1866), herausgegeben.

Jeder größere Verlag braucht journaliſtiſche Organe zur ſtets ſich erneuernden Vermittelung mit dem Publikum. Als Friedrich Arnold Brockhaus das „Literariſche Wochenblatt" 1820 aufkaufte, wollte er, wie er ſelbſt ſagt, weder einen encyklopädiſchen Moniteur in Folio, noch ein Bureau d'esprit gründen, ſondern ein einfaches literariſches Unterhaltungs- oder Converſationsblatt, das eine Art Ergänzung für das damals ſchon in 50000 Exemplaren verbreitete „Converſations-Lexikon" bilden ſollte. Seit dem 1. Dec. 1820 erſchien es als „Literariſches Converſationsblatt". Im Jahre 1823 übernahm Heinrich Brockhaus die Redaction deſſelben, die er bis zum Jahre 1853, alſo 30 Jahre hindurch geführt hat. Anfangs von der Cenſur in Preußen hart bedrängt, mußte er das Blatt im Jahre 1826 umtaufen und ihm den Titel geben, den es noch heute führt: „Blätter für literariſche Unterhaltung." Heinrich Brockhaus war ein durchaus umſichtiger Redacteur. Wie viele Wandlungen hat die Literatur ſeit jener Zeit durchgemacht! Es kam die Julirevolution von 1830, und nach ihr das Junge Deutſchland mit ſeiner vorwiegend journaliſtiſchen Tendenz und den zahlreichen, oft mit Poſaunenton verkündeten neuen Unternehmungen, die es ins Leben rief, die aber meiſtens nur von kurzer Dauer waren; es kam das Jahr 1848 mit ſeinen politiſchen Stürmen, welche eine ſo große Zahl von belletriſtiſchen Blättern in den Staub ſegten; es kam die Epoche der großen illuſtrirten Zeitſchriften, welche den ausgedehnteſten Leſerkreis fanden und den Geſchmack des Publikums durch die Bequemlichkeit einer mit unmittelbarer Anſchauung verbundenen Lektüre verwöhnten; es erſchienen neue pikante und blitzartig blendende Journale. Die alten Literaturzeitungen gingen meiſtens ſchlafen, aber die „Blätter für literariſche Unterhaltung" behaupteten ſich in allem Wechſel der Zeit, gegenüber allen neu auftauchenden Erſcheinungen, und es war dies ein Verdienſt der dreißigjährigen redactionellen Leitung von Heinrich Brockhaus, in deren Geiſt die Redaction ſeit 1853 von Hermann Marggraff, ſeit 1864 von dem Herausgeber dieſer Zeitſchrift fortgeführt wurde. Möglichſte Vollſtändigkeit bei Beſprechung der ſchönen Literatur, ſodaß dieſe Zeitſchrift wie keine andere ein Archiv und Repertorium für die ſpätere Literaturgeſchichte bildet, unparteiiſche Kritik, welche den Faden der durchgängigen literariſchen Entwickelung feſthält, ohne dabei gegen einzelne Erſcheinungen ungerecht zu werden, die, wenn auch nur zeitweiſe Betheiligung einzelner hervorragender kritiſcher Kräfte, die ſich nacheinander ablöſen, die Friſche des Tons und die Vermeidung alles Greiſenhaften und Abgelebten, wovon manche Zeitſchrift von weit jüngerm Datum angekränkelt iſt, haben ihr ein ſtets ſich verjüngendes Leben geſichert und laſſen erwarten, daß dieſes Unternehmen, das dem engliſchen „Athenaeum" nahe verwandt iſt und recht eigentlich die Domäne der geiſtigen Thätigkeit von Heinrich Brockhaus war, noch manches Blatt überleben wird, deſſen bunter Glanz oft nur ein Anzeichen herbſtlicher Schwindſucht iſt.

Auch ein politiſches Organ war mit dem Brockhaus'ſchen Verlag ſeit 1837 dauernd vereinigt, die „Leipziger Allgemeine Zeitung", ſeit 1843 „Deutſche Allgemeine Zeitung", welche in vormärzlicher Zeit durch ſcharfe Kritik der preußiſchen Zuſtände in Berlin oft misliebiges Aufſehen erregte und mehrfach verboten wurde, während ſie unter der Leitung von Karl Biedermann als ein Organ der national-liberalen Partei häufig in Oppoſition mit der ſächſiſchen Regierung, aber ſeit Jahren in vollem Einklange mit der deutſchen Regie-

rung in Berlin ſich befindet. Für Heinrich Brockhaus war dieſe Zeitung nicht blos von Wichtigkeit als Organ eines großen Verlags, ſondern auch als ein Organ ſeiner eigenen politiſchen Tendenz, da er dem öffentlichen Leben keineswegs fern ſtand. Er war in den Jahren 1842—48 als Vertreter der Stadt Leipzig Mitglied der Zweiten ſächſiſchen Kammer und gehörte im Jahre 1850 zu den ſogenannten „renitenten" Abgeordneten, welche ſich weigerten, in die „reactivirte" Kammer einzutreten, da dieſelbe nicht auf Grund des beſtehenden Wahlgeſetzes von 1850, ſondern nach dem Wahlgeſetze der alten Stände einberufen worden war.

Heinrich Brockhaus hatte auch längere Zeit ein nach engliſchen Vorbildern begründetes Unternehmen gepflegt, das jetzt zwar längſt in Vergeſſenheit gerathen iſt, das aber als der Vorläufer der ganzen, jetzt in üppigſter Blüte ſtehenden illuſtrirten Tagesliteratur betrachtet werden kann: das „Pfennig-Magazin", das leider von der Verlagshandlung nach einiger Zeit aufgegeben wurde. Wäre hier der Initiative längere Dauer gefolgt und das Vertrauen auf die Fruchtbarkeit des erſten Gedankens nicht geſchwunden geweſen, ſo hätte auch auf dieſem Gebiete der Brockhaus'ſche Verlag reiche Früchte einheimſen können und ſeinen Grundgedanken, die Verbreitung allgemeiner Bildung in weiteſten Kreiſen, auch in Form des illuſtrirten Wochenblattes erfolgreich verwirklicht.

Andere journaliſtiſche Unternehmungen von Heinrich Brockhaus waren die „Unterhaltungen am häuslichen Herd", 1852 mit Karl Gutzkow gegründet, ein Blatt, das Belehrung und Unterhaltung in populärer Weiſe zu vereinigen ſtrebte, und das „Deutſche Muſeum" von Robert Prutz (1853—67), eine Zeitſchrift, welche einen höhern literariſchen Rang in Anſpruch nahm, viele gediegene Aufſätze und treffliche Gedichte brachte. Beide Zeitſchriften wurden in den letzten Jahren ihres Beſtehens von Karl Frenzel redigirt. Daß im übrigen der Verlag von Brockhaus Zeitgemäßes raſch ergriff und auch der ſchönen Literatur vielfach gerecht wurde, war bei dem Umblick der Leitung und dem Reichthum der Hülfsmittel, die ihm zu Gebote ſtanden, wohl zu erwarten. Mit beſonderer Vorliebe pflegte er die biographiſche und Memoirenliteratur; Varnhagen's „Denkwürdigkeiten" und „Biographien", die „Tagebücher", die nach ihrem Erſcheinen ſo große Senſation machten, und zahlreiche Veröffentlichungen aus ſeinem Nachlaß ſind für dieſe Richtung charakteriſtiſch. Der Modephiloſoph der Jetztzeit, Arthur Schopenhauer, fand mit ſeinem Hauptwerke: „Die Welt als Wille und Vorſtellung", ſchon bei Friedrich Arnold Brockhaus eine Stätte; auch erſchienen hier neuerdings ſeine ſämmtlichen, von Julius Frauenſtädt herausgegebenen Werke, ebenſo das volksthümliche „Leben Jeſu" von David Strauß, ſowie deſſen „Ulrich von Hutten" und der erſte Theil ſeiner „Kleinen Schriften", ſodaß auch dieſe philoſophiſche Richtung hier zu voller Geltung kam. Bunſen's Leben, die theologiſchen Schriften von Schwarz u. a., die autoriſirten Uebertragungen der Renan'ſchen Werke bezeichneten dieſe Seite des Verlags, welcher die verſchiedenen Schattirungen der freieru theologiſchen Richtung vertrat. Von namhaften und tonangebenden Schriftſtellern der Neuzeit ſind beſonders die Romane von Karl Gutzkow: „Die Ritter vom Geiſte", „Der Zauberer von Rom" und „Hohenſchwangau", ſowie ſeine „Sämmtlichen dramatiſchen Werke" zuerſt in dem Brockhaus'ſchen Verlage erſchienen. Außerdem ſind viele Romane von Robert Prutz, Freiherrn von Sternberg, Heinrich Koenig, Levin Schücking und andern beliebten Autoren, die Gedichte von Wilhelm Müller, Ernſt Schulze, Wolfgang Müller, Julius Hammer, Julius Sturm u. a., die „Dramatiſchen Werke" des Herausgebers dieſer Zeitſchrift in dem Verlage erſchienen, deſſen umfaſſendes Regiſter überdies eine große Zahl fachwiſſenſchaftlicher Werke, ſowie Schriften von mehr vorübergehender, aber in die Zeit einſchlagend er Bedeutung enthält. Sehr beachtenswerth iſt auch der Verlag ausländiſcher Schriften, der mit dem ausgedehnten Sortiment und Antiquarium verbunden

iſt, das ſeit 1856 den Verkehr zwiſchen Deutſchland und dem Auslande als eine der erſten Firmen auch auf dieſem Gebiete vermittelt.

Wenn auch bei den Verlagsunternehmungen der letzten Jahrzehnte Heinrich Brockhaus durch den Rath und die Thätigkeit ſeiner Söhne mit unterſtützt wurde und das Eingreifen derſelben um ſo mehr ins Gewicht fiel, je mehr er ſelbſt durch ſeine Abweſenheit auf großen Reiſen und durch Krankheiten zeitweilig dem Geſchäft entfremdet wurde: ſo iſt doch bei vielen dieſer Verlagsunternehmungen ihm die Initiative unbeſtreitbar zuzuſprechen. Jetzt wird der Verlag und das ganze Geſchäft in ſeinem Geiſte von ſeinen Söhnen Eduard und Rudolf fortgeführt.

Die techniſchen Zweige des Geſchäfts nahmen einen Aufſchwung, daß es jetzt, was die Vielſeitigkeit der hier vereinigten Etabliſſements und die räumliche Ausdehnung betrifft, wol den erſten Rang in Deutſchland einnimmt. Nach dem Ausſcheiden ſeines Bruders Friedrich übernahm Heinrich auch die ausſchließliche Leitung dieſer Seite des Geſchäfts. Schon früher war die Druckerei durch alle neuern Erfindungen und Verbeſſerungen auf dem Gebiete der Typographie und Mechanik bereichert worden. Gegenwärtig beſchäftigt die Buchdruckerei 25 durch Dampfkraft getriebene Schnellpreſſen und 10 eiſerne Handpreſſen verſchiedener Größe und Einrichtung, ſowie 4 Satinirmaſchinen mit 8 Glättpreſſen, darunter 4 hydrauliſchen. Im Jahre 1835 war eine Stereotypengießerei dazugekommen, 1836 die Walbaum'ſche Schriftgießerei in Weimar käuflich erworben und 1843 nach Leipzig verlegt worden; ſie enthält 3 Oefen und 12 Letterngießmaſchinen. Im Jahre 1842 wurde eine große Buchbinderei eingerichtet, welche ſämmtliche zum Betriebe nöthigen Maſchinen enthält, die zum Theil mit Dampfkraft bewegt werden. Zu der Stahl- und Kupferdruckerei mit 13 Preſſen kam im Jahre 1855 eine lithographiſche Anſtalt und Steindruckerei hinzu; beide wurden vereinigt unter dem Namen: „F. A. Brockhaus' Geographiſch-artiſtiſche Anſtalt.“ Das Geſchäft umfaßt ſechs Gebäude mit zwei großen innern Höfen. Die Zahl der Arbeiter, die in allen dieſen Räumen beſchäftigt ſind, beläuft ſich auf etwa 600.

Das funfzigjährige Jubelfeſt der Firma wurde im Jahre 1856 feſtlich begangen. Am 4. Mai 1872 feierte Heinrich Brockhaus zugleich den hundertjährigen Geburtstag ſeines Vaters und ſeine eigene funfzigjährige Geſchäftsthätigkeit. Das Doppelfeſt regte die weiteſten Kreiſe zur Mitfeier an. Der Rath der Stadt Leipzig verlieh dem Jubilar in Anerkennung der vielfachen Verdienſte um die Stadt Leipzig in ſeinem gemeinnützigen Wirken als Stadtverordneter und Landtagsabgeordneter das Ehrenbürgerrecht; zahlreiche Deputationen der verſchiedenſten Buchhändler- und Buchdruckervereine ſprachen ihm ihre Anerkennung aus. Schon im Jahre 1858 hatte ihn die philoſophiſche Facultät der Univerſität Jena „in Anerkennung ſeiner Verdienſte um Verbreitung allgemeiner Bildung“ zum Doctor der Philoſophie honoris causa ernannt.

Was die Facultät als Motiv der von ihr verliehenen Auszeichnung anführte, das wird auch für das Ehrendiplom, welches das deutſche Volk dem Angedenken eines tüchtigen Mannes widmet, die dauernde Inſchrift bleiben: die Verbreitung allgemeiner Bildung und Aufklärung, der Zweck des Buchhandels überhaupt, aber von Heinrich Brockhaus mit klarem Bewußtſein erfaßt, in ſyſtematiſchem Wirken und mit großartigen, ſelbſtgeſchaffenen Hülfsmitteln erſtrebt.

Das Kaiſerthum Braſilien

und ſeine jüngſte Entwickelung.

Von

Friedrich von Hellwald.

I.

Land und Leute.

Unter den Staaten der Neuen Welt nimmt das Kaiſerreich Braſilien nächſt den Vereinigten Staaten von Nordamerika in jeder Hinſicht unbeſtritten den erſten Rang ein; in Südamerika beſitzt es keinen Rivalen. In Größe und Ausdehnung, in Volksmenge, in Wohlſtand, in Ordnung und Stabilität der ſocialen Zuſtände iſt es der großen Republik des Nordens allein vergleichbar, wenn es auch in vielen Fällen zu derſelben einen ebenſo ſcharfen Gegenſatz bildet als der Süden zum Norden im allgemeinen.

Gleichwie den Unionsſtaaten der Löwenantheil von der Ländermaſſe der nördlichen Hälfte Amerikas zufällt, findet das Nämliche im Süden mit Braſilien ſtatt. Beide Staaten ſtellen ausgedehnte, ununterbrochene, compacte Landcomplexe dar, beide erfreuen ſich eines reichlich langen Küſtenſaumes am Atlantiſchen Ocean, wogegen Braſilien des Vortheils, auch am Stillen Weltmeere zu herrſchen, entbehrt. Die geographiſche Lage beider Staaten zeigt ſich auf den erſten Blick als eine gründlich verſchiedene. Das Unionsgebiet, ſehen wir von der neuen Erwerbung, dem Territorium Alaska ab, ragt mit keinem Theile weder in die arktiſche noch in die tropiſche Zone hinein, gehört vielmehr durchweg der gemäßigten Zone an, was allerdings erhebliche Temperaturcontraſte, wie etwa zwiſchen dem heißfeuchten Klima Floridas oder Louiſianas und den kühlen Regionen am obern Miſſiſſippi und den großen Seen nicht hindert. Im vollſten Gegenſatze hierzu liegt Braſilien faſt ausſchließlich innerhalb der durch die Wendekreiſe begrenzten Tropen, und nur ein relativ geringer Landestheil zieht ſich in die ſüdliche gemäßigte Zone hinein. Wer für die Entwickelung der beiden Staaten ein Verſtändniß gewinnen will, kann nicht ängſtlich genug dieſen wichtigen Umſtand im Auge behalten, da ſich aus demſelben und ſeinen unmittelbaren Folgen die Verſchiedenheit der ſocialen Erſcheinungen ſowie der materiellen und geiſtigen Entwickelung beider Länder wol nicht in allen, aber doch in vielen Fällen ebenſo ungezwungen als erfolgreich erklären läßt.

Den Flächeninhalt Braſiliens genau zu beſtimmen iſt noch unmöglich, da faſt alle Landesgrenzen ſtreitig ſind und wegen Mangel an zuverläſſigen Karten und Poſitionsbeſtimmungen über viele der Grenzdiſtricte nur annäherungsweiſe angegeben werden. Nach Humboldt beträgt derſelbe 144500 geographiſche Quadratmeilen, und eine neue planimetriſche Berechnung gab Behm für das Feſtland: 151972 deutſche Quadratmeilen, wogegen Engelhardt nur 143070 deutſche Quadratmeilen gefunden hatte, welche Ziffer nach der gewiegten Anſicht des Profeſſors Wappäus, dem wir die gründlichſte und umfaſſendſte

erdbeschreibende Monographie über Brasilien in neuester Zeit verdanken, der Wahrheit am nächsten kommen dürfte. Nach den Berechnungen des Senators Pompeu, welche den statistischen Ergebnissen beinahe gleich sind, beträgt die Oberfläche Brasiliens 12,634447 Quadratkilometer, die sich auf 20 Provinzen und ein neutrales Municipium sehr ungleich vertheilen.

Die Topographie dieses weiten Raumes, welcher ein Funfzehntel der gesammten Erdoberfläche, ein Fünftel des amerikanischen Continents und mehr als drei Siebentel von Südamerika einnimmt, ist selbst heute noch nur ungenügend bekannt. In Innern des Landes gibt es noch große Strecken, welche nie vom Fuße eines Weißen, geschweige denn eines wissenschaftlichen Forschers betreten worden sind, wiewol auch hier, sowie auf allen übrigen Gebieten der Erdkunde, in den jüngsten Decennien viel geschehen ist. Namentlich das Gebiet des obern Amazonenstromes hat in letzter Zeit mannichfache und wichtige Aufklärung erhalten. Weniger gilt dies von den übrigen drei Binnenprovinzen Matto-Grosso, Goyaz und Minas-Geraës, von denen die letztere indeß wegen ihres außerordentlichen Mineralreichthums schon früher Gegenstand genauerer Untersuchungen war. Im allgemeinen läßt sich von der Bodengestaltung des brasilianischen Reiches sagen, daß im Norden und Süden des Landes sich weite Ebenen hinziehen, im Innern dagegen der Boden größtentheils gebirgig ist mit dazwischenliegenden weiten Thälern, oder aus ansehnlichen Hochebenen besteht, welche Gebirgszüge, nach verschiedenen Richtungen hin streichend, tragen. Von diesen Bergketten verdienen drei eine besondere Erwähnung, insofern man sie als die Rippen des ziemlich complicirten Skelets brasilianischer Orographie betrachten kann. Es sind dies die Serra do Mar, die Serra Mantiqueira und die Serra dos Vertentes; alle drei streichen beiläufig parallel und zwar in nordsüdlicher Richtung, dergestalt, daß die erstgenannte Serra do Mar, auch Maritima genannt, die östlichste, d. h. dem Atlantischen Ocean am nächsten ist. Ihren Ostflanken entquellen zahlreiche Gewässer, die sich nach mehr oder minder ostwestlichem Laufe insgesammt in den Ocean ergießen. Im Vergleiche zu den Riesenstromadern, welche das brasilianische Innere durchziehen, dürfen wir diese Küstenflüsse als geringere, selbst unbedeutende betrachten, wenngleich die meisten derselben, wie der Rio-Doce, de Belmonte, Contas u. a. m. immerhin mit den größern Strömen Europas hinsichtlich ihrer Wasserfülle wetteifern können. Im Westen dieser Serra do Mar, welche übrigens gleich den andern Gebirgen Brasiliens in jeder Provinz eine verschiedene Benennung trägt, liegt das Hauptgebirge Brasiliens, die Serra Mantiqueira, die weiter nördlich, von $21\frac{1}{2}^{0}$ südl. Br. an, den Namen Serra do Espinhaço (Rückgratsgebirge) trägt. Im Mantiqueiragebirge treffen wir die höchsten Gipfelerhebungen Brasiliens, darunter den Orgelpie (Pico dos Orgãos), den Marro de Papagaio, den Jurnoca, die bis zu 2500 Meter Seehöhe und darüber aufragen. Als das höchste Gebirge Brasiliens gilt aber das von Itatiaia, dessen mittlere Höhe 2714 Meter, nach andern 3140 Meter über der Meeresfläche steht. Die Gipfel der Serra do Espinhaço übersteigen selten die Höhe von 1850 Meter, während die Paßhöhe gewöhnlich in 970 Meter gelegen ist. Der westliche Abhang dieser Hauptkette senkt sich in das weite Thalbecken des Rio-San-Franciseo hinab, der in der Reihe der drei großen brasilianischen Stromsysteme den letzten Rang einnimmt. Jenseits, also abermals westlich von dieser mächtigen Wasserader, streckt sich das dritte der genannten Gebirge aus. Es ist zugleich das ausgedehnteste und niedrigste, und länft von Ceará (Provinz an der Nordküste) aus bis zu den Grenzen Matto-Grossos, die Becken des Amazonen- und des La-Plataſtromes voneinander scheidend. Dieses westliche Gebirgsland scheint nirgends unter 650 Meter Meereshöhe zu sinken, obwol zahlreiche Ketten darüber hinziehen, namentlich die fast Meridianrichtung einhaltende Serra Geral; Serra dos Vertentes heißt hingegen speciell jene Kette, welche die nach Norden fließenden von den nach Süden strömenden Gewässern trennt.

Von diesen drei Hauptgebirgszügen laufen im allgemeinen die übrigen Höhenrücken Brasiliens aus und bilden das eigentliche brasilianische System, welches keinen Zusammenhang mit den sonstigen erhobenen Theilen Südamerikas besitzt; Meer und meeresgleiche Ebenen umgeben dasselbe ringsum, und scheiden es sowol von der hohen Cordillere im Westen als von dem nördlichen Parimesystem (zwischen Orinoco und Amazonas), welches an verschiedenen Punkten die brasilianische Grenzlinie berührt. Da kaum ein Fünftel des ganzen Gebietes wirkliches Gebirge ist, so kann man im großen und ganzen die Gebirgsregion, die nördlich davon gelegene Hügelregion, die nördliche Gegend, die Ebenen des Paraná und die südliche Gegend unterscheiden.

Eigentliche Wüsten gibt es nicht, obwol ein gewaltiger Landstrich den Namen Sertão (ödes Land) führt, womit jedoch der Sprachgebrauch in Brasilien einen dichten Wald bezeichnet. Nur am Uebergange der Gebirgsregion nach Norden zu den Ebenen des Amazonas, dort, wo der Tapajoz entspringt und das Land die Campos dos Parecis heißt, trägt es den Charakter einer Sandwüste, die im Süden durch die Serra dos Parecis begrenzt wird. Die Campos bestehen aus langen Reihen von parallelen Rücken losen Sandes, welche durch flache Einsenkungen voneinander geschieden sind. Hier sind nur sehr wenige Quellen und Vegetation ist fast gar nicht vorhanden. In der Hügelregion am Atlantischen Ocean bildet eine Schicht rothen Thones mit Sand gemengt den hier und da mit Granittrümmern bestreuten Boden, und Humus füllt die Einsenkungen aus; daher ist hier nur ein sehr kleiner Theil der Ebene zum Anbau geeignet; große Bäume wachsen nur in den Mulden, während die Ebenen und Hügel fast vegetationslos sind. Näher zur Küste hin ist dagegen das hügelige Land ganz mit Hochwald bedeckt und, wo es cultivirt ist, reich an tropischen Producten. Auch die nördliche Region, die sich von der San-Franciscomündung bis zum Rio-Pará erstreckt, ist an der Küste größtentheils fruchtbar, in vielen Theilen jedoch wasserarm. Der obere Theil der Höhen ist mit großen Bäumen bestanden, und nur hier und längs der Flüsse findet Bodenbau statt, wo die gewöhnlichen tropischen Producte gewonnen werden. Vielfach ist aber das Land mit grobem Grase und verbutteten Bäumen bewachsen und unangegriffen; die Bergabhänge weiden zahlreiche Viehheerden ab.

Wenden wir uns gegen Süden, so fällt uns zunächst die große Paranáebene auf der Karte auf; auch hier bilden grobes, aber nahrhaftes Gras, niedere Büsche und wenige vereinzelte Bäume die Hauptbestandtheile der spärlichen Vegetation; Wälder finden sich in der Paranáebene nur längs der Gebirge und Flüsse, sodaß wahrscheinlich vier Fünftel derselben ganz von Holz entblößt sind. Dagegen ist das Küstenland im Osten der Serra Santa-Catharina ganz mit dichtem Urwalde bedeckt, während noch weiter nach Süden die Ueberfülle der Wasser Sumpfboden erzeugt. Von der ganzen Flächenausdehnung Brasiliens ist gegenwärtig höchstens ein Einhundertfunfzigstel der Cultivirung unterworfen, also noch reichlich Gelegenheit zu fernerer materieller Entwickelung vorhanden. Im allgemeinen, die obenerwähnten Stellen ausgenommen, ist der Boden mit einem reichen und fruchtbaren Lehm bedeckt, und die Pracht der Wälder im Innern längs der Flüsse hat nur auf den Inseln Australasiens ihresgleichen.

Brasiliens Klima ist im ganzen merkwürdig mild, regelmäßig und gesund. Im Norden, d. h. im heißen Theile des Landes, finden sich gleichmäßig zwei Jahreszeiten, eine nasse und eine trockene; erstere fängt am 1. Jan. an, letztere am 1. Juli; zuweilen jedoch verschiebt sich der Anfang um einen Monat, um den er früher oder später eintritt. Rio hat keine regelmäßige Regenzeit, sodaß es schwer fällt anzugeben, welcher Monat der feuchteste ist; der meiste Regen fällt daselbst im Februar, März, Mai, August und November, der wenigste im Juni, Juli und September, freilich im August zuweilen auch kein Tropfen. In den Waldgegenden von Ceará, Pernambuco, Parahyba und Rio-

Grande do Norte verursacht in manchen Jahren der Mangel an Regen große Dürre. Während des Regens ist wenig Wind zu bemerken und die Temperatur ändert sich den Tag hindurch nicht bedeutend. In der trockenen Zeit sind Morgen und Abend immer kühl und eine Seebrise mildert die Hitze am Tage. Die Südpassate wehen an der ganzen Küste. An Stellen, wo sich die größte Hitze fühlbar macht, steigt dieselbe regelmäßig nicht über 36° R. und fällt nur ausnahmsweise, wo die größte Kälte herrscht, unter 3,2°, wie z. B. auf der Bergkette von Itatiaia und in den Ebenen Rio-Grande do Suls, wo es vorkommt, daß der Thermometer auf Null oder darunter sinkt und eine dünne Eisschicht die kleinen Landseen bedeckt. Von Rio-de-Janeiro bis zum Amazonasthal in der heißen Zone ist die mittlere Temperatur 26° R., von Rio bis zum äußersten Süden nimmt die Hitze fühlbar ab und wird das Klima sehr kühl. Südlich von der Serra dos Vertentes herrscht, namentlich im Paranágebiete, ziemlich das Klima der gemäßigten Zone; die Regen sind besonders häufig im Sommer, fehlen aber auch im ganzen Jahre nicht; die Hitze ist gemäßigt und die Vegetation kräftig, aber doch nicht so wie an der Küste weiter im Norden.

Ein ungefähres Bild von der sehr verschiedenartigen Natur des brasilianischen Bodens, soweit ein solches in dem hier eng begrenzten Rahmen möglich ist, werden wir erhalten, wenn wir seine drei wichtigsten Stromgebiete flüchtig durchstreifen. Wir wandern fast selbstverständlich zuerst in das weitverzweigte Wasseradersystem des Marañon oder Amazonas, des gewaltigsten Stromes der Erde, den die Eingeborenen Paranatinga oder Guiena nennen. Alles was man über die Ausdehnung des Amazonas und seiner Nebenflüsse hört und liest, gibt keine Idee von seiner Unermeßlichkeit als Ganzes. Man muß monatelang auf seiner Oberfläche schwimmen, um zu verstehen, wie vollständig das Wasser längs seiner Ufer die Herrschaft über das Land hat. Sein Wasserlabyrinth ist nicht sowol ein Netzwerk von Flüssen als vielmehr ein von Land durchschnittener und abgetheilter Ocean süßen Wassers, indem das Land oft nichts mehr ist als ein Archipelagus von Inseln in der Mitte desselben. Das Thal des Amazonenstroms ist in der That ein Wasser-, nicht ein Landbecken, weshalb es auch, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, nichts Auffallendes hat, daß die Wälder hier vergleichsweise weniger von Leben wimmeln als die Flüsse. Nichtsdestoweniger sind die Urwälder am Amazonas auch hinsichtlich des Thierlebens, welches sich in ihnen entwickelt, ebenso einzig in ihrer Art wie durch ihren eigenthümlichen Vegetationscharakter. Dieser undurchdringliche, jungfräuliche Wald, ungeeignet zum Aufenthalte des Menschen, ein wahres Schlachtfeld der Pflanzen, zeigt eigenthümliche und auffallende Phänomene. Nicht minder merkwürdig ist aber auch die Gelehrigkeit der Pflanzen, kletternde, d. h. rankende oder Schlinggewächse, und die der Thiere, Kletterer zu werden. Dieser erzwungene Charakter ist den Arten einer Menge bestimmter Familien gemeinschaftlich, welche im allgemeinen nicht zu den Schlinggewächsen gehören. Die Leguminosen, Guttiferen, Bignoniaceen, Urticeen, sind diejenigen, welche hier am meisten dazu neigen. Es gibt sogar einen rankenden Palmbaum, dessen Varietät in der Tupisprache den Namen Jaeitara führt. Die Bäume, welche sich nicht ranken, erheben sich zu einer ungemeinen Höhe. Sie sind überall gefesselt und gebunden in allen Richtungen durch die holzigen und gekrümmten Stämme der Schmarotzer. Große Bäume und Schmarotzergewächse verwirren ihr Blätterwerk ineinander, das nur sehr weit vom Boden zum Vorschein kommt. Von diesen Schmarotzern vereinigen sich die einen zu Hebeln, die sozusagen aus mehrern Strängen zusammengesetzt sind; die andern haben einen auf tausendfache Art verdrehten Strunk, der sich wie eine Schlange um benachbarte Stämme ringelt, und zwischen den dicken Aesten Ochsenaugen oder riesenhafte Falten bildet; noch andere laufen im Zickzack oder sind gezahnt wie die Stufen einer zu einer schwindelnden Höhe hinaufführenden Leiter.

Wie die Flora bietet auch die Fauna eine sehr allgemeine Neigung kletternd zu werden. Sagen wir zuvörderst, daß die Fauna in den Urwäldern weit weniger zahlreich und weit weniger mannichfaltig ist, als man von vornherein annehmen sollte. Sie zählt eine gewisse Anzahl Säugethiere, Vögel und Reptilien, aber äußerst zerstreut, und alle fliehen den Menschen, vor dem sie große Furcht haben. In diesem weiten gleichförmig mit Holz bedeckten Landstriche sind die Thiere nur an gewissen günstigen Oertlichkeiten, welche Reiz für sie haben, in Fülle vorhanden. Brasilien ist arm an Landsäugethieren, und die Arten sind alle klein gewachsen; sie heben sich vom Grunde der Landschaft nicht ab. In Brasilien lebt die große Mehrheit der Säugethierfauna, die zugleich die interessanteste ist, gewöhnlich auf den Bäumen. Alle Affen des Beckens des Amazonenstroms, oder vielmehr alle diejenigen Südamerikas, sind Kletterer. Es gibt keine einzige Gruppe, welche den Babuinen der Alten Welt entspräche, die am Boden leben. Die Reptilien und die Insekten vermehren sich in den Urwäldern nicht in dem Maße, wie man glauben sollte. Wenn auch giftige Reptilien an gewissen Orten zahlreich sind, so ist es doch weitaus nicht überall der Fall, und überdies gehören sie meist ungiftigen Arten an. Die häßliche Sucurugu oder Wasserboa (Eunectes murinus) ist furchtbarer als die Waldschlangen (mit Ausnahme der giftigsten Arten, wie der Jararaca, Craspedocephalus atrox), und greift oft den Menschen an. In der Regenzeit sind die Boas so häufig, daß man Exemplare derselben sogar in den Straßen von Pará tödtet. Zu den gemeinsten und merkwürdigsten Schlangen zählt man die Ringelschlangen, eine unschädliche, den europäischen Blindschleichen verwandte Art, welche in den unterirdischen Galerien der Sanbaameise lebt. Der Urwald ist im allgemeinen nicht von Mosquitos und andern Dipteren der Schnakengattung verpestet. Das Nichtvorhandensein dieser Geisel, die Mischung von Mannichfaltigkeit und Unermeßlichkeit, die verhältnißmäßige Frische der Luft, die verschiedenen und bizarren Formen der Vegetation, die Herrlichkeit des Schattens und der Stille: alle diese Elemente im Vereine geben den wilden Einöden, die nur von Bäumen und Lianen bevölkert sind, einen eigenthümlichen Reiz. Man kann sich von dem Anblicke der Amazonasniederungen einen Begriff machen, wenn man sich eine Treibhausvegetation vorstellt, die sich auf einer umfangreichen sumpfigen Oberfläche ausdehnt.

Wahr für die Ufer dieses Flusses, ist dieses Gemälde es doch nicht für die großen Landstriche jungfräulicher Wälder, welche die Geographie mißt und die sich ohne Unterbrechung auf Hunderte von Meilen nach allen Richtungen hin erstrecken. Das Land hebt sich und wird hügelig; die Wasserpflanzen mit ihren langen und breiten Blättern verschwinden; es gibt weniger Buschholz, und die Bäume stehen einander weniger nahe. Im allgemeinen sind diese Bäume weniger merkwürdig durch die Dicke des Stammes als durch die bedeutende und gleichförmige Höhe, zu der sie sich erheben, ehe sie nur einen einzigen Ast haben. Man trifft da und dort einen wahrhaften Riesen. Es kann in einem gegebenen Raume nur ein einziger dieser monströsen Bäume gedeihen, der den Boden für sich allein in Anspruch nimmt, und in dessen Umkreise man nur Individuen von viel bescheidenerer Größe bemerkt. Die Berichte der Reisenden unterhalten uns oft von der Stille und der düstern Schauerlichkeit des Urwaldes. Diese sind Wirklichkeiten, deren Eindruck ein verlängerter Besuch bestätigt. Der allzu seltene Gesang der Vögel hat einen melancholischen und geheimnißvollen Charakter, mehr geschaffen, um das Gefühl der Einsamkeit zu beleben, als um zu erfreuen und zum Leben aufzuregen. Zuweilen ertönt inmitten der Ruhe ein Alarm- oder Angstruf, der das Herz zusammenschnürt; es ist der eines Grasfressers, der unversehens in die Krallen eines Fleischfressers aus der Familie des Tigers oder in die Windungen der Boa Constrictor gerathen ist. Morgens und abends stimmen die Brüllaffen ein schauderhaftes Concert an. Der Wald, der bereits unwirthlich schien, scheint es zehnmal mehr inmitten dieses schrecklichen Gelärms.

Oft ſelbſt um die Mittagsſtunde, bei voller Ruhe, hört man ein plötzliches Krachen, das ſich in der Ferne verlängert; es iſt ein dicker Aſt oder ein ganzer Baum, der zu Boden ſtürzt. Es mangelt übrigens nicht an Geräuſchen, die man ſich durchaus nicht zu erklären vermag; zuweilen iſt es ein Ton ähnlich dem, welchen eine Eiſenſtange hervorbringen würde, wenn man mit derſelben auf einen harten oder hohlen Stamm ſchlüge, oder es iſt ein durchdringender Schrei, der die Luft durchſchneidet. Weder der Ton noch der Schrei wiederholen ſich, und die Rückkehr der Stille erhöht den peinlichen Eindruck, welchen ſie auf das Gemüth gemacht haben.

Die große Ebene, welche der impoſante Strom durchzieht, kann in drei Abtheilungen geſchieden werden, von welchen jede etwas ihr Eigenthümliches darbietet. Die erſte dieſer Abtheilungen könnte man die Deltaregion des Stromes nennen; die zweite würde in einer Länge von 320 Kilometer (43 geographiſche Meilen) und in einer Breite von 100—130 Kilometer (13—18 Meilen) als der untere, die dritte Abtheilung als oberer Amazonenſtrom zu bezeichnen ſein. Die Deltaregion beſitzt nur eine geringe Elevation und wird von zahlreichen kleinen Nebenflüſſen durchſchnitten; dieſe bilden mitunter ſchmale Buchten und Kanäle, welche dicht von Mangrovewäldern (Rhizophora mangle L.) umſchloſſen ſind. Ein Wanderer kann wochenlang dieſe ſtillen ſchmalen Kanäle auf ſeinem mit Palmblättern gedeckten Canoe durchforſchen, ohne weitere Spuren menſchlicher Anſiedelung zu erblicken, als einzelne verlaſſene Hütten, die nur zeitweiſe ſtreifenden Jägern ein Obdach bieten. Das Gebiet des untern Stromes charakteriſirt ſich durch ausgedehnte, keineswegs öde Prairien, deren Grasdecke ſtreckenweiſe Gruppen von Schmetterlingsblütlern unterbrechen, wie auch ſchönblütige, reichblätterige Baumgruppen eine reizende Mannichfaltigkeit hervorbringen. Aus dieſem abwechſelungsvollen, pittoresken Thale tritt man endlich in die endloſen waldigen Ebenen des obern Amazonas, den die Eingeborenen hier Solimões nennen. Mehr denn 3828 Kilometer (516 Meilen) ſeines Laufes zieht der gewaltige Strom auf braſilianiſchem Gebiete dahin, und mehr denn 1980 Kilometer (268 Meilen) über die Grenze Braſiliens hinaus bleibt er noch der Dampfſchiffahrt im peruaniſchen Gebiete zugänglich, beträchtliche Nebenflüſſe, wie den Napó, Morona und Paſtaza auf dem linken, den Ucayale und Huallaga am rechten Ufer aufnehmend. Alle dieſe Flüſſe können durch die Dampfſchiffe bis zu den erſten Fällen der Anden befahren werden, und durch dieſelben wird der Verkehr mit dem öſtlich von der Cordillere gelegenen Gebiete der Republiken Peru und Ecuador vermittelt. Desgleichen ſind viele der 19 Nebenflüſſe erſten Ranges, welche der Amazonas auf braſilianiſchem Boden aufnimmt, für Dampfſchiffe ſchiffbar, ſodaß die der Dampfſchiffahrt zugängliche Geſammtſtrecke auf dieſen Nebenflüſſen und dem Hauptſtrome, ſoweit braſilianiſches Gebiet in Betracht kommt, 48517 Kilometer oder 6580 Meilen beträgt.

Unter den Nebenflüſſen des Amazonasſyſtems erfreuen ſich einige einer ſolchen Bedeutung, daß wir ihnen hier ein paar Worte widmen müſſen. Die von Süden herkommenden Zuflüſſe des rechten Ufers ſind natürlich um ſo wichtiger, als ſie Waſſerwege in das centrale Innere des Reiches bilden, beſonders in die Provinzen Goyaz und Matto-Groſſo, die dem bisher hauptſächlichſten Verkehrsmittelpunkte Rio-de-Janeiro relativ nahe liegen. In erſter Reihe iſt unter dieſen Confluenten des rechten Ufers der Tocantins zu nennen, der in der Deltaregion des Amazonas, in den Rio-Pará genannten ſüdlichen Arm des Hauptſtroms etwas oberhalb der Stadt Pará faſt unter dem Aequator ſich ergießt. Eigentlich gehört der Tocantins nicht zum Stromſyſteme des Amazonas, ſondern bildet ein beſonderes hydrographiſches Individuum für ſich; er kommt ſo recht aus dem Herzen der großen Provinz Goyaz und durchſtrömt jene von Gran-Pará. Die Riffe und Waſſerfälle dieſes Stromes ſtellten ſich als leicht zu beſeitigend heraus, wonach er für tiefgehende Dampfer ſchiffbar wird. Seinen Hauptzufluß bildet der Araguay, welcher

im Jahre 1864 näher erforscht worden ist. Der Araguay entspringt etwa 18° südl. Br. auf der Serra Cayapá, fließt als Grenzstrom zwischen den Provinzen Matto-Grosso und Goyaz von Süden nach Norden durch ein ungemein fruchtbares, aber noch sehr menschenleeres Land und vereinigt sich nach einem Laufe, der doppelt so lang ist als jener des Rheins, unter 6° südl. Br. mit dem Tocantins. Dr. José Vierra Couto de Magelhães befuhr den Araguay in einer Länge von etwa 400 brasilianischen Legoas oder 330 Meilen, wobei er mit unendlichen Mühsalen und Schwierigkeiten sowie natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte; er gewann jedoch die Ueberzeugung, daß dieser höchst wichtige Fluß in seiner ganzen Ausdehnung schiffbar ist, sowie der untere Theil des Tocantins.

Zwar weniger ansehnlich, aber immerhin von Bedeutung ist der Tapajoz oder Arinos, welcher an der Nordseite der Campos dos Parecis entspringt und nach einem Laufe von 240 geographischen Meilen Länge bei Santarem in den Amazonas mündet; in der obern Hälfte seines Laufes empfängt er zahlreiche Zuflüsse, doch ist noch wenig von seinem Strombecken bekannt. Den Madeira haben wir, wol nur in den untersten Theilen seines 340 Meilen langen Laufes, durch die Fahrten des französischen Malers Biard kennen gelernt. Der nächstfolgende Purûs erreicht zwar an Wasserfülle weder den Rio-Negro noch den Madeira, jedenfalls aber übertrifft er an Schiffbarkeit den Xingu, und vielleicht kann man ihn dem Tapajoz für ebenbürtig halten, wenn auch nicht dem Ucayali. Auch sein Nebenfluß, der Aquiry, ist mächtig, steht aber in Länge und Breite dem Hauptstrome nach. Der letzte dieser rechtsseitigen Zuflüsse des Amazonas auf brasilianischem Gebiete, denn der Ucayali und Huallaga liegen nicht mehr auf diesem, ist der Juruá, der zwar um ein Drittel kleiner ist als der Purûs, sonst aber mit diesem Flusse geschwisterliche Aehnlichkeit zeigt.

Im Norden des Amazonas besitzt zweifelsohne der Rio-Negro mit seinem Confluenten, dem Rio-Branco, das ansehnlichste Stromgebiet, welches durch den Cassiquiare mit jenem des Orinoco in Verbindung steht, doch ist dasselbe vorläufig noch von geringerer Wichtigkeit.

Wir verlassen nunmehr die Amazonasgegenden, deren Bedeutung erst in der Zukunft zu höherer Geltung gelangen dürfte, und wenden uns dem Rio-San-Francisco zu, der zwar unter den genannten dreien das kleinste Stromgebiet besitzt, durch seine centrale Lage aber zweifelsohne die wichtigste Wasserader Brasiliens ist. Leider wird dieser herrliche Strom durch die Paol-Affonsofälle unterbrochen, welche man nicht mit Unrecht die Niagarafälle Südamerikas genannt hat. Der jetztregierende Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II., hat die enorme Wichtigkeit des Rio-San-Francisco so wohl begriffen, daß er vor etwa acht Jahren eine Reise in die Einöden dieses Gebiets nicht scheute und umfassende Untersuchungen anordnete, welche in dem schönen Werke des Genieoffiziers Eduardo José de Moraes zum Ausdrucke gelangten. In neuester Zeit verdanken wir gründliche Nachrichten über den Rio-San-Francisco einem französischen Priester und zugleich gewiegten Kenner brasilianischer Geographie, dem Abbé Durand, wie denn vor ihm ein anderer Franzose, der um die Erforschung der Geognosie Brasiliens hochverdiente Emmanuel Liais, den wichtigsten Nebenfluß des San-Francisco, den Rio-das-Velhas, untersucht und aufgenommen hatte.

Der San-Francisco entspringt auf der Westseite der im Süden von Minas-Geräes liegenden Gebirge im Westen des Itacolumi, von einem Querjoche der Serra da Canastra als Parapueba, fließt von dort bis zu 10° südl. Br. nördlich, also fast in gleicher Richtung mit der Ostküste des Landes, wendet sich dann schwach nach Osten und ergießt seine Wassermasse nach einem 2900 Kilometer (390 Meilen) langen Laufe bei San-Antonio ins Atlantische Meer. Er trennt nach einander die Provinzen Minas-Geräes und

Pernambuco von Bahia und kurz vor seiner Mündung auch die kleinen Provinzen Sergipe und Alagoas als Grenzscheide. Seine Zuflüsse sind zahllos, seine Wassermenge beträgt an der Mündung und in der trockenen Jahreszeit gegen 2800 Kubikmeter per Secunde, und an seinen Ufern wohnt etwa der sechste Theil der Gesammtbevölkerung Brasiliens, also etwa $1^1/_2$ Mill. Menschen. Schon bei Pirapora, in 536 Meter Seehöhe, hat er eine Breite von 562 Meter und bildet er einen $5^1/_2$ Meter hohen Fall, indem er sich in viele Arme theilt, die sich 1100 Meter weit durch Felsen drängen. Sein erster Nebenfluß rechts, in 17° 45′ südl. Br., ist der schon genannte Rio-das-Velhas; von dessen Mündung in 525 Meter bis zu den Katarakten von Paol-Affonso, etwa 250 Kilometer von der Mündung in den Ocean entfernt, ist er 1480 Kilometer weit schiffbar. Diese 110 Kilometer weit reichenden größern und kleinern Cayoeiros sollen äußerst großartig sein; der Durchbruch des Stromes durch die Küstengebirge gibt die Veranlassung zu denselben. Die Niveaudifferenz am Anfange und Ende der Fälle beträgt 80 Meter. Oberhalb derselben tritt er auf jeder Seite mehrere Kilometer weit über seine Ufer und verbreitet damit Fruchtbarkeit, aber freilich auch Fieber. Vom November steigt sein Wasser, wird schmuzig und erreicht im März und April den höchsten Stand, welcher sogar schon $6^1/_2$ Meter über dem gewöhnlichen gewesen ist. Ende Mai tritt er in sein Bett zurück. Unterhalb der Stadt Penedo theilt sich der Strom und bildet die Inseln Coroã d'area und da Bomba. Seine 1100 Meter breite Mündung wird durch davorliegende Sandbänke verschlossen, welche eine mächtige Brandung verursachen. Die Schiffahrt auf dem San-Francisco bietet bedeutende Schwierigkeiten dar, die bisjetzt nur in der ureigenthümlichen Weise des Landes überwunden werden. Das Strombett zeigt eine fast fortlaufende Kette von Inseln, zwischen welchen hindurch sich das Boot und die Barke die Fahrstraße zu suchen hat. Von beiden Seiten sind die Zuflüsse außerordentlich zahlreich an Flüssen wie an Bächen (Riachos) und dadurch wird ein regelmäßiges Fortschreiten in der Steigerung der Wassermasse veranlaßt, die indeß nicht in gleichem Maße die Fahrbarkeit bedingt. Diese aber muß erreicht werden, wenn man das so fruchtbare Innere des ganzen San-Franciscostromgebiets erschließen will. Im übrigen liegt die Wichtigkeit des San-Francisco darin, daß er die Gold- und Edelsteingruben von Minas-Geraës mit dem Meere, und bei dem Mangel an einer praktikablen Landstraße aus Pernambuco, Bahia, Sergipe und Minas-Geraës nach Rio-de-Janeiro, die Producte dieser Provinzen mit der Hauptstadt verbindet. Vorderhand ist für Brasilien noch immer das Meer die Hauptverkehrsstraße; darum ist jeder Weg so wichtig, der aus dem Innern zum Meere führt, und die Regierung erfüllt nur eine ihrer wichtigsten Aufgaben, wenn sie gerade diese Lebensader des Verkehrs genau durchforschen, für Verbesserungen vorbereiten und dadurch die Verbindungen der einzelnen Theile des ungeheuern Landes untereinander erleichtern läßt.

Geographisch weitaus jenem des San-Francisco an Ausdehnung überlegen, ist für Brasilien das Stromgebiet des La-Plata doch von geringerm Belange. Es nimmt an demselben eigentlich nur indirect theil, da die Mündung und überhaupt der untere Lauf des Silberstroms nicht mehr auf brasilianischem Boden liegen. Zwar entspringen die drei hauptsächlichsten Wasseradern, aus deren Vereinigung der La-Plata hervorgeht, nämlich der Uruguay, der Paraná und der Paraguay insgesammt innerhalb der Grenzen Brasiliens, nur außerhalb derselben gelangen sie aber zu Bedeutung. Der Uruguay entspringt in der Provinz Santa-Catharina, wird aber sehr bald Grenzfluß gegen Argentinien hin, später, nach dem Einflusse des Cuarein, zwischen Argentinien und Uruguay, womit er völlig aus dem Bereiche Brasiliens tritt. Aehnlich verhält es sich mit dem in Provinz Goyaz in der 16° 30° südl. Br. entspringenden Paraná, der zuerst die Grenze

zwischen Brasilien und Paraguay, dann nach Einfluß des Yguaza, zwischen Paraguay und Argentinien bildet, und mit dem in Matto-Grosso entspringenden Paraguay, der eine Zeit lang Brasilien von Bolivia und später, nach Einfluß des Apa, Bolivia von Paraguay trennt. Beide gehören somit nur in ihren, zwar immerhin nicht unbedeutenden, Oberläufen dem südamerikanischen Kaiserreiche an.

Der weite Raum, welchen die drei kurz besprochenen Stromgebiete bespülen, ist bekanntlich außerordentlich reich an Naturproducten der mannichfachsten Art. Das ungeheuere, sozusagen alle Klimate umfassende, mit Urwäldern, Buschwerk oder Prairien bewachsene Gebiet ist von einer großen Anzahl von Thierarten bevölkert, von denen viele zur Nahrung des Menschen kostbare Hülfsmittel gewähren; die Flüsse wimmeln von Fischen, und Schildkröten in jeder Größe sind so zahlreich, daß man ein einträgliches Geschäft daraus macht, längs des Amazonas das Oel oder die Butter aus ihren Eiern zu gewinnen; auch das an Brasiliens Küsten brandende Meer ist allenthalben an nutzbaren Seethieren reich. Es finden sich der Potwal, welcher das Walrath liefert, der Mainati oder die Seekuh, das Meerschwein u. s. w. Auf den Hochebenen tummeln sich ungeheuere Heerden von wilden Rindern und Pferden umher. Die Veredlung der im Lande vorhandenen Hausthierrassen ist zwar im allgemeinen bisher noch nicht nach Wunsch gelungen, doch sind aus einer Kreuzung mit fremdländischen Hengsten Pferde erzielt worden, welche auf der Nationalausstellung von 1866 und auf der von der Agriculturschule zu Juiz de Fora veranstalteten Ausstellung landwirthschaftlicher Producte Preise erhielten. In den Provinzen Paraná und San-Pedro do Rio-Grande do Sul, sowie in den Municipien von Neufreiburg und Rio-de-Janeiro verspricht die Schafzucht Gedeihen, namentlich der edlern, aus dem Auslande eingeführten Rassen. Von ihnen, wie von den ältern, hat man Wolle von sehr guter Beschaffenheit gewonnen und exportirt, außer der großen Menge, welche in Minas-Geräes beim Weben zum Verbrauche gelangt. Am merkwürdigsten ist die Vogelwelt durch ihre Mannichfaltigkeit und den Glanz ihres Gefieders. Der Uira, der ebenso bunt ist wie das Guineahuhn, übertrifft fast den Condor an Größe und Stärke; der Salian scheint zwischen Strauß und Storch zu stehen und läuft mit unglaublicher Schnelligkeit; der Aral, mit blauen und scharlachrothen Federn, und der Candidi mit Blau und Gold verziert, werden in ihrer Schönheit durch keinen Vogel der Alten Welt übertroffen.

Ein nicht unbedeutender Theil der geradezu bewundernswerthen Vegetation Brasiliens ist für den Handel und die Industrie von Bedeutung: Kautschuk, Brasilholz, Anotto, Bertholetia und Cocosnüsse, Mahagoni, Rosenholz, Granadilla, Fustikholz, brasilianisches Elfenbein, zahlreiche Schmuckhölzer, die sich zu Tischlerarbeiten trefflich eignen, und Farbstoffe geben den Wäldern einen hohen Werth. Die wichtigsten dieser Farbehölzer sind das genannte Brasil (Caesalpinia echinata), Tagatiba (Maclura affinis), rothe Mangua (Rhizophora mangle), verschiedene Arten Indigo und Urucu (Bixa orellana). Dazu kommen noch die in großen Mengen ausgeführten Sarsaparilla, Vanille, Ipecacuanha, Copal, Gewürznelken, Zimmt, Tamarinden, Cinchona und Cacao. Die Hauptfrüchte sind Ananas, Bananen, Orangen, Maracuja, die Passionsblumenfrucht, Mango, Custardäpfel, Guava, Taschu, Rosenäpfel, Melonen und Wassermelonen. Man baut Mais, Weizen, Bohnen, Reis, Cassava, Kaffee in großen Mengen, denn fast die Hälfte des Kaffees der gesammten Erde stammt aus Brasilien, dann Zucker, Taback, Baumwolle, Cacao und etwas Thee, letzterer hauptsächlich in den Provinzen Rio-de-Janeiro und San-Paulo. Minas-Geräes producirt 15—20000 Pfd., und dieser ist besser als der von San-Paulo. Maté cultivirt man in der Provinz Paraná.

Weltberühmt sind Brasiliens Producte des Mineralreichs; sie bestehen namentlich in

Diamanten, andern Edelſteinen und Gold. Die berühmteſten Diamanten werden in den beiden Provinzen Minas-Geräes und Matto-Groſſo gefunden, welche beide dieſelbe geologiſche Formation aufweiſen wie die übrigen bekannten Goldländer. Bemerkenswerth iſt auch, daß es gerade die ungeſundeſten Diſtricte ſind, worin die ſchönſten Exemplare ausgewaſchen werden, und berechnet man, daß dieſe Induſtrie ſchon 100000 Menſchen das Leben gekoſtet hat. Die Goldausbeute iſt jedoch im Sinken begriffen und auf das Viertel der des verfloſſenen Jahrhunderts gefallen; im Jahre 1858 wurde die jährliche Ausbeute von Diamanten auf 12—15000 Oitavas (à $\frac{1}{8}$ Unze) geſchätzt. Etwa 6000 Oitavas kamen von Santa-Iſabel in Bahia, wo die Steine „Diamanten von Cincora" heißen; in dem Kirchſpiele dieſes Namens wurden ſie nämlich 1544 entdeckt. Etwa 4000 Oitavas fanden ſich in Rio-San-Antonio, Rio-de-Peixe, Riberão do Inferno, Rio-de-Jequitinhonha, de Itambé, Rio-Manſo, in den öſtlichen Zuflüſſen des Rio-das-Velhas, Rio-de-Paraná und im Rio-Sipo. Der Reſt kam aus den Provinzen Goyaz, Cuaba u. ſ. w., aber hauptſächlich aus dem Diſtricte Rio-de-Bagage, wo der berühmte „Südſtern" gefunden worden iſt. Die Diamanten von Cincora ſind die geringſten, die beſten dagegen jene im Rio-de-Jequitinhonha, Riberão do Inferno und im Rio-Sipo, obwol das Vorkommen im letztern ſehr beſchränkt iſt; die aus dem Rio-Antonio, de Peixe und Itambé ſind ebenfalls ſchön, aber außerordentlich klein und ſelten. Auch die der Provinz Matto-Groſſo ſind klein, aber vom reinſten Waſſer und ſchon in ihrem Zuſtande der Roheit durch ein Luſtre ausgezeichnet, der alle andern Diamanten Braſiliens übertrifft. Der Werth der Diamanten unterliegt großen Schwankungen und iſt ſehr von den politiſchen Verhältniſſen abhängig.

Von Gold und Edelſteinen abgeſehen, von welchen letztern Smaragde, Euclaſe, Saphire, Rubinen, Topaſe, Beryllе und verſchiedenfarbige Turmaline, der gewöhnliche Zirkonit und minderwerthige Granaten ſo ziemlich im ganzen Reiche vorkommen, erfreut ſich Braſilien eines hohen Reichthums an Nutzmetallen. In der Provinz Paraná, nahe der Hauptſtadt, iſt Queckſilber ſo reichlich vorhanden wie in den größten Ablagerungen Europas und Perus. Kupfer findet man in großer Menge in den Provinzen Matto-Groſſo, Minas-Geräes, Bahia, Maranhão, Ceará und hauptſächlich in Rio-Grande do Sul. Mangan, Blei und ausgezeichnetes Eiſen gehören ferner zu den gewöhnlichſten Producten Braſiliens, worunter wir noch Zinn, Antimon, Wismuth und Arſenik nennen, deren Vorkommen allerdings ſehr gering iſt.

In flüchtiger Ueberſchau haben wir uns mit der Geſtaltung und den Producten des Landes vertraut gemacht, deſſen moderne Geſchicke des weitern erörtert werden ſollen. Die Entwickelung eines Staatsweſens, welche gleich der Entwickelung jedes andern Organismus beſtimmten, unerſchütterlichen Geſetzen gehorcht, läßt ſich erſt dann begreifen und erfaſſen, wenn man die natürlichen Bedingungen kennt, unter welchen ſich dieſe Geſetze vollziehen. Wie in der Chemie gewiſſe Verbindungen ein gewiſſes, beſtimmtes Reſultat ergeben, ſo auch in der Geſchichte die beiden Factoren: Bodengeſtaltung, worunter wir die geſammte phyſiſche Geographie eines Landes zu verſtehen haben, und Volksthum. Die unleugbaren, überaus wichtigen Einflüſſe des Klimas, der Bodenplaſtik, Küſtenbildung, Thierwelt und Pflanzendecke, kurz der geſammten äußern Natur auf die Entwickelung der Völker ſind bekannt und oft genug erörtert worden, um dem Leſer zu geſtatten, aus den obigen Angaben in dieſer Richtung ein Urtheil zu gewinnen. Weniger iſt dies mit dem gewöhnlich ziemlich vernachläſſigten zweiten Factor, dem Volksthum, der Fall, deſſen Bedeutung kaum hoch genug veranſchlagt werden kann. Zumal in Ländern, wo verſchiedene ethniſche Elemente nebeneinander in dem nämlichen ſtaatlichen Verbande leben, wie dies in ganz Amerika durchweg der Fall iſt. Wir wenden uns

deshalb mit größerer Ausführlichkeit der Erörterung der ethnologiſchen Verhältniſſe Braſiliens zu.

Man könnte die Frage, ob es ein braſilianiſches Volk überhaupt gebe, vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus ebenſowol verneinen, als dies ſelbſt für den fortgeſchrittenſten aller amerikaniſchen Staaten, für die nordamerikaniſche Republik, heute noch geſchehen müßte. Unter Völkern müſſen wir uns nämlich, um mit Friedrich Müller zu reden, durch gleiche Sprache und gleiche Sitten zu einer das Volksthum begründenden Einheit zuſammengehaltene Individuen denken. Dieſe Bedingung wird nirgends in Amerika, auch in den Vereinigten Staaten nicht, erfüllt. Die Erfahrung lehrt weiter, daß ſolch ein einheitliches Volksthum ſich auch zugleich äußerlich durch ſeine leibliche Beſchaffenheit kundgibt. Wir ſprechen dann von einem beſtimmten „Typus", wodurch jedes Volk ſich charakteriſirt. Solange ein ſolcher Typus nicht beſteht, iſt die Volksbildung noch nicht vollendet. Wo Miſchungen eintreten, wird das Volksthum jedes einzelnen Miſchungselementes alterirt, und zwar in um ſo ungleicherer Weiſe, je ferner die beiden Elemente ſich ethnologiſch ſtehen. Sprachlich und ethniſch verwandte Stämme vermiſchen ſich leicht und ſchaffen früher oder ſpäter ein neues einheitliches Product, ein neues Volksthum, worin die geiſtigen, moraliſchen und leiblichen Eigenſchaften der Ahnen ebenmäßig aſſimilirt erſcheinen. Solche glückliche Miſchungsproducte ſind die meiſten europäiſchen Völker der Jetztzeit; fügen wir hinzu, daß, wie die Geſchichte lehrt, nur ſolche ethniſche Einheiten die höchſten Stufen der Cultur zu erklimmen im Stande ſind. Wir ſchöpfen daraus die überaus wichtige Lehre, daß die Herſtellung der ethniſchen Einheit an ſich ſchon einen enormen Culturgewinn bedeutet. Die ethniſche Einheit pflegt dann, wofür die Ereigniſſe unſerer Tage Beleg genug ſind, das Streben auch nach ſtaatlicher Einheit nach ſich zu ziehen, und der Vollzug der letztern darf demnach abermals als ein nicht unerheblicher Fortſchritt in der Cultur angeſehen werden.

Dieſe Bemerkungen ſchienen nicht überflüſſig, um den nur zu gern vielfältig ausgeſprochenen Vorwurf des Culturrückſtandes der amerikaniſchen Staaten abzuwehren. Dieſer Culturrückſtand kann ihnen niemals zum Vorwurfe gereichen, weil er das unfehlbare Ergebniß unabänderlicher, natürlicher Bedingungen iſt und nur durch den langſam ſich vollziehenden Proceß einer ethniſchen Aſſimilirung der fremden Stoffe überwunden werden kann. Am weiteſten ſind auf dieſem Wege der Aſſimilirung die Nordamerikaner fortgeſchritten, doch ſind auch ſie noch weit vom Ziele und es iſt eine ziemlich ungegründete Beſorgniß, welche die Cultur des alten Europa von jener der Neuen Welt bedroht oder gar überflügelt ſieht. Vielmehr ſteht heute, und vorausſichtlich für noch recht lange Zeit, die Cultur in den Vereinigten Staaten beträchtlich tiefer als dieſſeit des Atlantiſchen Oceans. Dabei erfreuten und erfreuen ſich noch immer die Nordamerikaner natürlicher Begünſtigungen, welche zu kennen für das Verſtändniß der Entwickelung im übrigen Amerika von Nutzen iſt. Zu dieſen natürlichen Begünſtigungen iſt vor allen die geographiſche Lage, durchweg in der gemäßigten Zone, zu rechnen; dieſe hatte zur Folge, daß ſich dahin der Strom vorwiegend germaniſcher Anſiedler wandte, während die Romanen, ihrer Natur nach, in die wärmern Himmelsſtriche getrieben wurden. Nun ſind aber die letztern dem Gedeihen der ariſchen Raſſe abſolut unzuträglich, hinderlich, ja ſie wirken geradezu vernichtend auf dieſelbe. In der gemäßigten Zone fanden aber die germaniſchen Stämme nahezu die gewohnten, heimiſchen Verhältniſſe des Klimas und des Bodens wieder, die Acclimatiſirung konnte daher erfolgreich platzgreifen. Die Thatſache, daß ferner faſt nur germaniſches mit germaniſchem Blute (in weiterm Sinne) ſich miſchte, mit andern Worten, die nahe ethniſche Verwandtſchaft der Verbindungselemente begünſtigte die Bildung einer ethniſchen Einheit, eines beſondern Volksthumes, welches ſich in der Gegenwart nicht nur durch die Beſonderheiten in der Sprache, ſondern auch in der leib-

lichen Beschaffenheit zu offenbaren beginnt. Daß das sogenannte „Yankee-Englisch" von der Sprache des Mutterlandes in Laut- und Wortbildung erheblich abweicht und im Begriffe steht, sogar sich zur besondern Literatursprache auszubilden, ist schon mehrfach erörtert worden; alle anthropologischen Beobachtungen stimmen aber auch darin überein, daß sich die Bewohner der Vereinigten Staaten auch leiblich von ihren anglodeutschen Ahnen differenziren und einem sehr merklichen „Typus" zustreben, daß, mit andern Worten, in Nordamerika die Bildung einer neuen Nationalität vor sich gehe. Ein solches Resultat hätte aber nimmermehr schon jetzt, wenn überhaupt, erreicht werden können, hätten die Yankees die Aufnahme eines ethnisch heterogenen Blutes zu bewältigen gehabt. Ihnen blühte das ausnahmsweise Glück, auf dem weiten Boden ihres Gebietes nur nomadischen Jägervölkern zu begegnen, die, an und für sich, infolge ihrer Nahrungsweise, wenig zahlreich, vor der herandrängenden Cultur der Weißen in die äußersten Schlupfwinkel ihrer Wälder flohen. Geistig überlegen, klimatisch gleich begünstigt, konnte endlich der weiße Mann zur Vernichtung des Indianers schreiten, der er bis in die Gegenwart mit allen erdenklichen, der Humanität oft Hohn sprechenden Mitteln gerecht wird, die aber den einzigen Weg zu weiterm Culturfortschritte bietet.

So kam es denn in den Vereinigten Staaten niemals, vereinzelte Fälle ausgenommen, zu einer ausgiebigen Vermischung zwischen Indianer- und Arierthum, und hierin allein werden wir die Hauptursache des dort erzielten Fortschrittes zu erkennen haben. Es ist eine feststehende Lehre der Ethnologie, daß die Gegensätze, namentlich in Betreff der Hautfarbe, einander abstoßen, indem das aus solcher Mischung entsprungene Product sich stets an die schlechtere Rasse anlehnt, und der Contact zweier so verschiedenen Culturstufen hat dann allemal die Verwilderung der höhern Gesittung zur Folge. Unzählig sind die Beispiele, womit die Völkerkunde uns versieht, um diesen Satz zu erhärten. Ganz Amerika ist aber das beredteste Beispiel dafür. Innerhalb der Vereinigten Staaten selbst lassen sich die traurigen Wirkungen der durch die Negersklaverei veranlaßten Blutmischung constatiren; in der That stechen die sogenannten Südstaaten durch die Roheit ihrer Sitten stark genug von dem negerlosen Norden ab. Eine ähnliche Verschlechterung des Blutes erzeugte hier dagegen die ausgiebige Einwanderung des irischen Celtenthums, welches doch noch dem arischen Stamme angehört, und nicht ohne die gegründetste Besorgniß darf die junge nordamerikanische Nationalität einer etwaigen Vermischung mit dem von Westen her einströmenden weizengelben Element, dem mongolischen Chinesenthum, entgegensehen.

Das übrige Amerika, welches man sehr bezeichnend das lateinische nennen kann, weil Völker lateinischer Mundart ihm sein unauslöschliches Gepräge aufgedrückt haben, liegt im Banne völlig verschiedener ethnischer Momente. Man hat versucht, für die dort beobachteten Erscheinungen, für den Misserfolg der Colonisation, die Romanen verantwortlich zu machen, welche nach einer bei uns allgemein verbreiteten Ansicht überhaupt nicht zu colonisiren verstehen. Eine wissenschaftliche Prüfung verträgt indeß diese Phrase nicht. Vielmehr liegen dort die Thatsachen ganz anders, wobei wir die klimatischen Verhältnisse, welche den germanischen Stämmen den dauernden Aufenthalt innerhalb der Wendekreise gebieterisch, bei Strafe des physischen Unterganges, untersagen, völlig aus dem Spiele lassen. In fast allen Ländern nämlich, wo die Spanier sich niederließen und Colonien gründeten, die heute als unabhängige, besondere Freistaaten bestehen, stießen sie, im directen Gegensatze zu den Germanen Nordamerikas, überall auf eine compacte, seßhafte, ackerbautreibende indianische Bevölkerung. Hier war kein Ausrotten möglich wie bei den flüchtigen Jägerstämmen Nordamerikas; hier hatte sich vielmehr der indianische Stamm selbst schon zu der ansehnlichen Höhe einer, wenn auch in vielen Stücken barbarischen Cultur emporgeschwungen, womit unwiderruflich eine namhafte Verdichtung der Volksmenge verknüpft ist. Die europäische Einwanderung bildete in diesen Ländern stets eine geringe

Minorität, die zwar, dank ihrer geiſtigen Ueberlegenheit, die indianiſche Majorität beherrſchen, nicht aber materiell vernichten konnte. Eine unausbleibliche Conſequenz dieſes durch die Natur der Dinge gegebenen Verhältniſſes war dann die Blutvermiſchung zwiſchen Weißen und Rothhäuten, welche die ſpaniſchen Republiken mit dem üppig wuchernden Meſtizengeſindel überſchwemmte. Dieſe halbſchlächtigen Menſchen, denen alle Laſter ihrer Aeltern ohne eine ihrer Tugenden eigen ſind, liefern den Beweis, daß die mit edlerm Blute, wenn dieſer Ausdruck zur Bezeichnung der geiſtig höher ſtehenden, entwickeltern Raſſe verſtattet wird, gleichen Schritt haltende höhere Geſittung keineswegs veredelnd auf die niedere wirkt, dieſe nicht zu ſich heraufzieht, ſondern umgekehrt zu dieſer hinabgezogen wird, verwildert. Ueberall, wo eine Ausnahme dieſes Naturgeſetz in Frage zu ſtellen ſcheint, ergibt die eindringlichere Prüfung des Thatbeſtandes auch veränderte Verhältniſſe, die der Ausnahme zur Grundlage dienen. Das Naturgeſetz bleibt unangefochten.

Mit ſolchen Erfahrungen ausgerüſtet, treten wir an die Unterſuchung der ethniſchen Zuſammenſetzung von Braſiliens Bevölkerung heran, über deren Geſammtziffer die widerſprechendſten Angaben vorliegen. Da noch keine adminiſtrative Statiſtik in Braſilien beſteht, ſtammen alle Ziffern nur von mehr oder minder zutreffenden Schätzungen, ſind alſo durchaus unzuverläſſig. Eine officielle Schrift: „Das Kaiſerreich Braſilien auf der wiener Weltausſtellung" (Rio-de-Janeiro 1873), gibt für die Geſammtbevölkerung die Zahl von 11,780000 Köpfen an; es unterliegt jedoch nach den Ausführungen des überaus gründlichen Profeſſors Dr. Wappäus keinem Zweifel, daß die Ziffer um vieles zu hoch gegriffen ſei. Wie allerwärts in Amerika, ſtellen ſich uns auch in Braſilien zunächſt die zwei großen Gruppen der Autochthonen und der Eingewanderten gegenüber, die wir wieder in ihren mannichfaltigen Unterabtheilungen zu betrachten haben. Zwiſchen dieſe beiden ſchieben ſich dann die zahlreichen Abſtufungen der Farbigen ein. Wir wollen jeden dieſer Beſtandtheile der braſilianiſchen Bevölkerung nun genau ins Auge faſſen und durch dieſe ethnologiſche Erörterung den Grund legen zu der richtigen Auffaſſung zweier unmittelbar damit zuſammenhängenden Fragen, jener der Sklaverei und der deutſchen Einwanderung, von welchen zum großen Theile das fernere Gedeihen des Reiches abhängt.

Die Zahl der im Reiche lebenden Indianer iſt ebenſo unermittelt wie jene der Bevölkerung überhaupt; ſie zerfallen in anſäſſige und in wilde, für welche letztern die ebengenannte officielle Quelle die Kopfzahl von 500000 angibt. Da die anſäſſigen Indianer ihrer notoriſch geringen Menge halber nicht weiter ins Gewicht fallen, ſo würde dieſe Ziffer ſo ziemlich die geſammte indianiſche Bevölkerung Braſiliens zu repräſentiren haben. Nach von Martius, der nach Wappäus' treffender Bemerkung, für alles, was die Indianer Braſiliens betrifft, als erſte Autorität angeſehen werden muß, iſt die Schätzung des Pater Damazo, Conſervators der Bibliothek zu Rio-de-Janeiro, der $1^1/_2$ Millionen für ganz Braſilien annimmt, wol unter allen die richtigſte; ſie ſtimmt auch am beſten zu dem, was über die ziffermäßigen Verhältniſſe der übrigen Bevölkerungsbruchtheile bekannt geworden iſt.

Wie geſagt, zerfallen die braſilianiſchen Indianer in anſäſſige, ſogenannte Indios ladinos oder Indios manſos und in unabhängige oder wilde. Am meiſten beiſammenwohnend finden ſich die erſtern noch meiſt als Reſte der urſprünglich in Miſſionen geſammelten Indianer verſchiedener Stämme am untern Amazonas, wo ſie in einem Zuſtande von Halbcultur die Maſſe der Geſammtbevölkerung bilden und wo man überall auch dem vermiſchten Indianer und ſeinen Abkömmlingen in mancherlei Abſtufungen als einem weſentlichen Theil der niedrigen Volksklaſſe begegnet, als Fiſcher, Jäger, Tagelöhner des Pflanzers, als Diener im Haushalte, Gehülfen im Handwerke, als Soldaten, Arbeiter in öffentlichen Werkſtätten, am häufigſten aber als Schiffer auf den Fahrzeugen, die den

Handel mit dem Innern vermitteln. Die ſogenannten Indios manſos oder da coſta auf dem Küſtenlande zwiſchen Bahia und Rio-de-Janeiro kommen als reine, unvermiſchte Raſſe kaum noch in irgendeiner größern Gemeinſchaft vor. Die ſonſt zahlreichen Aldeas (Dörfer, Anſiedelungen, eigentlich Lagerſtätten, Bivuaks) derſelben ſind entweder erloſchen und verlaſſen oder in Ortſchaften mit gemiſcht portugieſiſcher Bevölkerung übergegangen. Die Kriege der Portugieſen mit Holländern und Franzoſen, vornehmlich aber der Misbrauch der Indianer zu gezwungener, ja Sklavenarbeit nach Vertreibung der Jeſuiten, ihrer väterlichen Beſchützer, haben bewirkt, daß dieſe ehemaligen Herren des Küſtenlandes zwiſchen den gegenwärtigen verſchwinden. Bis in die neuere Zeit wurden in Braſilien alle Geſetze zum Schutze der Indianer faſt gänzlich ignorirt, mehr als je bediente man ſich da der rothen Menſchen als Sklaven. Lange Zeit machte man in faſt allen Theilen von Südamerika förmlich Jagd auf die Eingeborenen und verhandelte ſie auf öffentlichen Märkten. Die katholiſche Geiſtlichkeit war es zuerſt, welche ihre Stimme gegen ſolches Treiben erhob und ſich alsbald thatſächlich zum Beſchützer der Eingeborenen aufwarf. Wenn in der Gegenwart faſt überall in Südamerika der Indianer, ſoweit er zu der Cultur überhaupt in Beziehung getreten iſt, in den Banden des Klerus gefangen liegt, deſſen Aufführung unſern Begriffen nach weit entfernt iſt eine tadelloſe zu ſein, ſo iſt dies nur die nothwendige Folge der wohlwollenden Haltung, welche die Geiſtlichkeit dem rothen Manne gegenüber von Anbeginn bis heute angenommen hat. Wir dürfen uns der Einſicht nicht verſchließen, daß auch jetzt im geſammten lateiniſchen Amerika nur der Prieſter der alleinige wahre Freund und Beſchützer des Indianers iſt, auf deſſen Ausbeutung, Hintanſetzung, womöglich Unterdrückung und Vernichtung alle weltlichen Gewalten es abgeſehen haben. Damit ſoll gegen die letztern nicht der leiſeſte Vorwurf ausgeſprochen ſein; denn möglicherweiſe, in vielen Fällen ganz gewiß, wird der Civiliſation mehr mit der barbariſchen Ausrottung als der humanen Erhaltung der Eingeborenen gedient. Wir wollten nur ein unbeſtreitbar vorhandenes Phänomen im Culturleben des lateiniſchen Amerika erklären und beleuchten.

Was über den Zuſtand dieſer anſäſſigen Indianer berichtet wird, klingt weder aufmunternd noch ſonſt wie erfreulich. In der Civiliſation haben alle dieſe zum Chriſtenthume übergeführten Indianer in Braſilien ſehr wenig Fortſchritte gemacht, indem ſie ſich ſehr abgeſchloſſen halten und jede Berührung oder Verbindung mit den gebildeten Raſſen zu vermeiden ſtreben. Ein inſtinctmäßiges Gefühl läßt die Naturvölker richtig ahnen, daß der Contact mit den Weißen für ihren Stamm tod- und verderbenbringend ſei. Indeß iſt kein Zweifel, daß die Indios manſos auch ohnedies dahinſterben, verſchwinden werden, denn in ihrem jetzigen Zuſtande bilden ſie das durchaus paſſive Element der Bevölkerung, welches immer mehr an Bedeutung für das Ganze abnimmt. Wir geſtehen unſerntheils, was die Civiliſationsfähigkeit der braſilianiſchen Indianer anbelangt, trotz der Argumente, welche der verdienſtvolle, zu früh dahingeſchiedene Woldemar Schultz dafür vorgebracht hat, arge Skeptiker zu ſein, und erſcheint es uns durchaus fraglich, ob die behufs Civiliſirung der Indianer entwickelte Miſſionsthätigkeit von irgendwelchem praktiſchen Nutzen ſei. Man knüpft an dieſelbe Erwartungen, welche der Völkerkundige nicht ohne Lächeln vernehmen kann, denn er weiß, daß ſie einfach unerfüllbar ſind. Wenn die bisher von den chriſtlich gewordenen Indianern gemachten Culturfortſchritte ſehr gering ſind, ſo iſt dies nicht gerade Schuld der Miſſionsthätigkeit, ſondern ſehr natürlich; denn nur überaus langſam entwinden ſich Naturvölker der untern Geſittungsſtufen. Wir leugnen nicht abſolut die Möglichkeit, daß einzelne Stämme einen höhern Culturgrad erreichen können; was wir leugnen und nach den Erfahrungen der Völkerkunde leugnen müſſen, iſt, daß ein ſolcher Fortſchritt in einer irgendwie berechenbaren Friſt ſich vollziehen könne. Will man ernſtlich die Hebung der Indianer, dann muß man ſich in Geduld faſſen und

sich mit Zeiträumen vertraut machen, die jedenfalls nach Jahrhunderten zählen. Für die Beurtheilung der Gegenwart und den staatsmännischen Calcul der nächsten Zukunft kommt dieses Moment keinenfalls in Betracht. Zu alledem ist die heutige Missionsthätigkeit selbst keine erfreuliche und ist in Wirklichkeit auch fast ganz eingeschlafen. Die schon erwähnte officielle Quelle belehrt uns, daß im ganzen 61 Kapuziner (meist Italiener) und 6 Franciscanerobservanten, welche letztere sich vorzugsweise am obern Amazonas niedergelassen haben, am Missionswerke thätig sind, dem allerdings Lob gespendet wird. „Das gewöhnlich befolgte Bekehrungssystem besteht darin, die Wilden in großen Dörfern anzusiedeln, wo dieselben, dem apostolischen Einflusse des Missionars überlassen, die Gewohnheiten des nomadischen Lebens allmählich ablegen, und die Liebe zur Arbeit und das Gefühl des in ihnen erweckten Eigenthumsrechtes sie dahin bringt, feste Wohnplätze aufzuschlagen. Die Ansiedelungen, anfänglich durch Missionare geleitet, gehen später in die Verwaltung weltlicher Directoren über, weil entweder die Begründer derselben gestorben oder an andere Orte des Reiches versetzt worden sind, wo ihre Gegenwart nöthiger erscheint."

Soweit sich in dieser wichtigen Frage eine Ansicht aussprechen läßt, ist zu bedauern, daß die Missionsarbeit nicht wieder vorzugsweise in die Hände der Jesuiten gelegt wurde. Unter allen christlichen Missionaren sind die Jesuiten nämlich die einzigen, welche wahre Erfolge in der Bekehrung, d. h. Civilisirung roher Naturvölker, aufweisen können. Auch in Brasilien hatten sie, gleichwie im benachbarten Paraguay, eine ebenso staunenswerthe als großartige Missionsthätigkeit entwickelt und achtunggebietende Resultate erzielt, worüber man bei Woldemar Schultz*) und andern Schriftstellern eingehende Belehrung findet. Das Geheimniß der in der That beträchtlichen Erfolge der Jesuiten scheint uns darin zu liegen, daß es den Patres stets weniger auf das Christianisiren als auf das Civilisiren ankam. Es war demnach auch die von Pombal im Jahre 1759 verordnete Vertreibung der Jesuiten aus Portugal und den portugiesischen Besitzungen ein harter Schlag für die Wohlfahrt der indianischen Bevölkerung Brasiliens, und vom brasilianischen Standpunkte aus wäre die in neuerer Zeit wieder erfolgte Einführung des Ordens vollkommen zu billigen, wenn man ihn zur Missionsthätigkeit, anstatt zur Seelsorge unter den Katholiken in den deutschen Colonien der Provinz Rio-Grande do Sul zugelassen hätte, wo ihr Auftreten den frühern kirchlichen Frieden, oder wol richtiger die kirchliche Indifferenz gestört und zu vielen Conflicten Veranlassung gegeben hat.

Die unabhängigen, wilden Indianer Brasiliens zerfallen in eine außerordentlich große Zahl von Völkerschaften oder Stämmen und Horden, die zwar in Körperbildung, Temperament, Gemüthsanlage, Sitten, Gebräuchen und Lebensweise eine gewisse Uebereinstimmung zeigen, aber in ihren Sprachen eine wahrhaft wunderbare Verschiedenheit darstellen. Nach von Martius beträgt die Zahl aller im Lande unter verschiedenen Namen bekannten Gemeinschaften mehr als 250, die einander jedoch ebenso wenig an Zahl der Individuen als an ethnographischer und sprachlicher Selbständigkeit gleichkommen. Vielmehr führt jede Aufzählung der Indianer nach den jetzt bekannten Namen nicht selten ganz identische oder doch nur durch leichte Unterschiede getrennte Horden als verschiedenartig auf und vereinigt ebenso verschiedene unter demselben Namen. A. d'Orbigny faßt die das weite brasilianische Territorium bewohnenden Indianer unter dem Namen der brasilisch-guaranischen zu Einer Rasse zusammen, für welche er den Typus der Guaraniindianer als den ihr gemeinsamen, sie von den andern großen Völkergruppen Südamerikas unterscheidenden annimmt. Indeß darf den einzelnen Horden und Stämmen der brasilianischen Indianer eine durchgreifend und gleichmäßig herrschende Körper- und Gesichtsbildung doch nur mit

*) „Natur- und Culturstudien über Südamerika und seine Bewohner" (Dresden 1868).

großer Einſchränkung zugeſchrieben werden. Bei ſorgfältigerer Beobachtung tritt eine gewiſſe Mannichfaltigkeit unter den rohen Indianern hervor, ſowol nach Individuen wie nach Völkerſchaften, und zeigt ſich das Gemeinſame in vieler Beziehung nur als der allgemeine amerikaniſche Raſſentypus, welcher gleichſam in leiblicher wie auch in phyſiſcher Sphäre gewiſſe, keineswegs ganz gleichartige, ſondern beſtimmt zu unterſcheidende Elemente vereinigt. Dieſe Gegenſätze in den Elementen ſind jedoch wiederum keineswegs nach Völkerſchaften ſo geſondert oder gruppirt, daß man ſie als allgemein ethnographiſchen Eintheilungsgrund zur Unterſcheidung größerer Völker oder Stämme gebrauchen könnte.

Eine noch größere Miſchung zeigt ſich nach Sprachen und Dialekten. „Dieſe babyloniſche Verwirrung", ſagt Wappäus, dem wir hier folgen, „fand ſchon zur Zeit der Entdeckung ſtatt, und iſt es wol mit Sicherheit anzunehmen, daß ſie ſchon lange vorher beſtanden hat und das Reſultat eines ſich oft wiederholenden Proceſſes von Völkerauflöſung und von Anſätzen zur Neubildung von Völkern geweſen, wie ihn lange, vielleicht viele Jahrhunderte fortgeſetzte und nur zeitweilig unterbrochene Wanderungen und Verſchiebungen bedingen." Profeſſor Wappäus neigt, wie es ſcheint, der lange von Martius verfochtenen Anſicht zu, wonach die braſilianiſchen Indianer bei Ankunft der Portugieſen nicht junge, in den erſten Anfängen der Cultur ſtehende, ſogenannte Naturvölker, ſondern vielmehr Trümmer eines wieder in Barbarei zurückgeſunkenen ehemaligen Culturvolkes geweſen wären, deſſen Zertrümmerung freilich ſowol der Zeit wie der Urſache nach für uns ein Räthſel iſt. Einer ſolchen Meinung vermögen wir unſererſeits in keiner Weiſe beizupflichten; ſie widerſpricht in jeder Beziehung dem, was wir von dem Entwickelungsgange der Völker wiſſen; wir ſtehen daher durchaus auf dem Standpunkte Profeſſor Peſchel's, welcher dieſe Auffaſſung von Martius mit Recht als unſtatthaft zurückgewieſen hat. Uebrigens hat der genannte Forſcher, wie Profeſſor Peſchel in der londoner „Nature" auf eine Anfrage Edw. B. Tylor's antwortete, am Abende ſeines Lebens die obige, einer frühern Periode ſeiner Studien angehörende Hypotheſe ſelbſt aufgegeben.

Das allerdings ſehr mühſame Studium der vielfach zerſplitterten Idiome Braſiliens, d. h. die Sprachvergleichung auf lexikaliſcher Grundlage, hat von Martius zur Unterſcheidung von Sprachgruppen geführt, inſofern mehrere der größern Gemeinſchaften ſich im Beſitze verwandter Dialekte befinden und mit mehr oder weniger Leichtigkeit ſich untereinander verſtändlich machen können. In Ermangelung anderweitiger Hülfsmittel zu einer ethnographiſchen Claſſification darf man, um in das Chaos einige Ueberſichtlichkeit zu bringen, ſolche Complexe von größern Geſellſchaften wol als ein Volk oder einen Stamm bezeichnen, wenn man ſich dabei nur bewußt bleibt, daß über den hiſtoriſchen Grund, die gemeinſame Abſtammung, es an allen zuverläſſigen Nachrichten fehlt. Nach ſolchen Unterſuchungen hat von Martius acht ſolcher Völker- oder Sprachengruppen in Braſilien unterſchieden. Es ſind dies die Tupis, die Gês oder Crans, die Gayatacás, die Crens oder Guerens, die Guck oder Coco, die Parexis oder Parecis, die Guaycurús oder Lengoás und die Aruac oder Arawaken, von denen jedoch die beiden letztern im Gebiete von Braſilien nur mit einem kleinen Theile ihrer Mitglieder vertreten ſind und der Hauptmaſſe nach außerhalb der Grenzen Braſiliens wohnen. In die weiten ethnographiſchen Details dieſer acht Gruppen hinabzuſteigen, hätte hier keinen Zweck; wir beſchränken uns demnach nur noch auf einige Bemerkungen über die Lingua geral.

Von culturgeſchichtlicher Bedeutung iſt jedenfalls die Thatſache, daß es eine Braſilianerſprache gibt, mit der ſich der Reiſende zur Noth faſt bei allen Stämmen hindurchhelfen kann. Die Miſſionare überzeugten ſich nämlich ſehr früh, daß ſie zur Verbreitung der evangeliſchen Lehren unter den Südamerikanern ſich nicht einer europäiſchen, ſondern nur einer einheimiſchen Sprache bedienen dürften. Ihre Wahl fiel einerſeits auf das Quechua, die Culturſprache des ehemaligen inkaperuaniſchen Reiches, für alle Stämme,

die ihm angehört, oder ſeinen Einfluß gefühlt hatten, andererſeits auf das Guarani, oder beſſer auf die Sprache der Tupihorden für die Bevölkerung Südamerikas dieſſeit der Anden. Daraus entſtand die Lingua geral, die allgemeine Sprache, welche man als ein Tupi mit portugieſiſcher Ausſprache zu denken hat; denn die Tupiſprache wurde im Munde der Europäer noch weicher, als ſie urſprünglich geweſen war. Der Erfolg iſt ein überraſchender geweſen, denn wirklich gelang es den ſprachlich zerſplitterten Stämmen Braſiliens ein gemeinſames Gedankenverkehrsmittel zu gewähren. Die bewußten Schöpfer dieſer braſilianiſchen Sprache ſind die Jeſuiten, die auch hier wiederum ihre tiefe Kenntniß der menſchlichen Natur bewieſen haben. Allerdings war der Verbreitung des Tupi vieles günſtig, beſonders daß dieſſeit der Anden, wie uns Hr. von Martius belehrt hat, das ſüdamerikaniſche Feſtland bis zum Caribiſchen Golf von Tupihorden durchſchwärmt worden war, welche die Spuren ihrer Anweſenheit auch dort, wo ſie nicht mehr ſitzen, in den Ortsnamen hinterlaſſen haben. Allein ſelbſt bei größter örtlicher Verbreitung wird es immer von der Sprache ſelbſt abhängen, ob ſie ſich für den allgemeinen Gebrauch eigne. Auch in dieſer Hinſicht war die Wahl der Jeſuiten glücklich, denn das Tupi empfiehlt ſich durch Wohllaut und Leichtigkeit der Ausſprache. Es iſt reich an Vocalen, die Silben beſtehen meiſtens nur aus zwei Buchſtaben, die Diphthongen laſſen den Laut beider Vocale deutlich anklingen, die Conſonanten, niemals gehäuft, folgen ſich in zuſammengeſetzten Worten oft nach den Regeln einer Appoſition, welche Weichheit und Wohlklang zum Ziele haben. Die Einfachheit wird noch durch die Armuth an Lauten geſteigert, die jedoch nicht hinderte, daß die Jeſuiten im Tupi gepredigt haben.

Noch einen raſchen Blick wollen wir auf die Culturzuſtände der wilden Indianer Braſiliens werfen. Sie ſind, je nach den Horden, ſelbſtredend ſehr verſchieden. Die Tupi im Norden überraſchen uns durch ihre nautiſchen Fertigkeiten. Sie verſtanden es, Fahrzeuge je nach ihrer Beſtimmung, leicht oder ſchwer zu bauen, ſie verſahen ſie mit einem Steuerruder, ja die größern mit einem ſteinernen Kochherde auf dem Vordertheile. Zu dieſer vergleichsweiſe hohen Culturſtufe bildet es keinen Gegenſatz, daß ſie, wie überhaupt alle Tupi, Menſchenfreſſer waren. So ſeltſam es klingen mag, anthropophage Völker nehmen nicht immer, aber doch in den meiſten Fällen eine höhere Stufe ein als ihre Nachbarn, und werden durch den Genuß von Menſchenfleiſch nicht an geiſtiger Entwickelung gehindert; ebenſo gewiß iſt, daß jedes anthropophage Volk tapfer und ſeinen Nachbarn kriegeriſch überlegen iſt. So dürfen uns die Tupi, trotz gewiſſer Verirrungen im Geſchlechtsumgange, welche gleichfalls nur unbegründeterweiſe als Zeichen der Geſunkenheit betrachtet werden, als der am weiteſten fortgeſchrittene Stamm Braſiliens betrachtet werden. Strenger Gehorſam unter den Kriegsoberſten, Waffenübungen, Sammlung von Mundvorräthen für Streifzüge, Vereinigung in zahlreichen Ortſchaften und Befeſtigung derſelben durch Pfahlwerke — darauf beruht die Stärke der Tupis, welche nur in Waldländern angetroffen werden. Dagegen ſind die Guaycurus, Bewohner der Steppen oder Pampas, welche ſie wandernd durchſtreifen, angewieſen auf die Erträgniſſe von Jagd, Fiſcherei und die Früchte der wenigen Wälder. Inſofern ſich erbliche Häuptlinge unter ihnen befinden, ſtehen ſie geſellſchaftlich höher als andere Stämme. Die Parexis leben von Fiſchfang und Ackerbau, ſind übrigens unkriegeriſch ihrer Sinnesart nach. Unter den Gês, den ſchönſten, kräftigſten, ſchlankeſten Indianern Braſiliens, herrſcht beſtändige Fehde; ſie ſtehen in Bezug auf materielle Civiliſation auf einer der tiefſten Stufen, zeichnen ſich dafür aber durch Reinheit der Sitten in der Familie aus. Ihnen ſchließen ſich die Botocuden an, welche ſich Engerückmung nennen und den traurigen Vorrang unter den braſilianiſchen Wilden genießen, die allerniedrigſte Stufe zu behaupten. Unvergleichlich höher ſtehen die kriegeriſchen Mundrucus, die Mauhés und die menſchen-

freffenden, kräftigen, wohlgebauten Miranhos, welche treffliche Hängematten zu verfertigen wiffen, endlich die gutartigen Arawaken.

Diese kurzen Andeutungen genügen, um festzustellen, daß bei den Indianern Brasiliens der Ackerbau selbst in den wenigen Ausnahmefällen seines Vorkommens nur eine untergeordnete, sozusagen vorübergehende Rolle spielt; er hat die brasilianischen Stämme noch nicht zur Seßhaftigkeit geführt, wie dies bei den meisten Indianern auf der Westseite der Cordillere, in Centralamerika und Mexico der Fall ist. Der Umstand ist für die Zukunft des Reiches von der höchsten Bedeutung. Die kriegerische Furchtbarkeit der mit vergifteten Pfeilen sich vertheidigenden Jägerstämme ist dem Wurzelfassen der europäischen Gesittung nämlich weniger gefährlich als die Friedensliebe einer im Ackerbau sich bekundenden höhern Culturstufe der Eingeborenen. Die Vereinigten Staaten waren und sind noch ein Beispiel dafür, wie man mit den kriegerischen Jägern nöthigenfalls aufräumen kann; sie schwinden auch zum Theil vor der überlegenen Cultur von selbst dahin. Es ist also in die Hand der Brasilianer gegeben, wenn sie nur die gleiche Barbarei wie die Yankees daran wenden wollen — und in der Behandlung der Botocuden steht das Raffinement der Brasilianer auf gleicher Stufe mit den Bestialitäten der angelsächsischen Rasse — ihr Gebiet innerhalb einer nicht allzu fernen Zukunft von den Rothhäuten zu säubern, was in den obenbezeichneten Ländern eine reine Unmöglichkeit ist. In Mexico und in den Cordillerenrepubliken wird umgekehrt der weiße Mensch, der eine verschwindende Minorität in der Gesammtbevölkerung bildet und aus klimatischen Gründen nie zu einer stärkern Kopfzahl anschwellen kann, von den Farbigen beherrscht und zurückgedrängt. Fast überall ist in diesen Staaten ein merkliches Zurückgehen, ein allmähliches Verschwinden des weißen Elements wahrzunehmen, während das Indianerthum immer mehr die Oberhand gewinnt. Zweifelsohne ist dies ethnische Moment die Haupturfache der in den meisten dieser Staaten vorhandenen Verwilderung, welche die Nachahmung gesitteter Einrichtungen in wahre Zerrbilder verwandelt hat. Allen diesen Republiken ist demnach Brasilien aus natürlichen Gründen weitaus überlegen; in Brasilien ist wenigstens die Möglichkeit zur Begründung der Civilisation nach europäischen Begriffen geboten, in den andern Staaten ist nicht einmal diese vorhanden. Wenig nur fällt dabei der Umstand ins Gewicht, daß Brasilien klugerweise der monarchischen Regierungsform treu geblieben ist, die wir nicht anstehen, wie es wol jeder Ethnograph thun wird, der Republik in cultureller Hinsicht vorzuziehen. Allein wenn auch sicherlich die republikanische Verfassung an dem Culturrückstande der spanischen Freistaaten nicht völlig schuldlos ist, so trifft diese Schuld sie doch nur in zweiter, in erster Linie aber stets das Volk, welches von seinem Selbstbestimmungsrechte, seiner Souveränetät keinen andern Gebrauch zu machen wußte, als sich eben diese Verfassung zu geben. Uebrigens aber wäre wol auch die Monarchie unfähig, die der Civilisation sich entgegenstemmenden, angedeuteten natürlichen Hindernisse zu besiegen, wie trotz der erzielten Culturerfolge der Versuch eines mexicanischen Kaiserreiches zur Genüge dargethan hat.

Indeß treten die angedeuteten Hemmnisse nicht in allen spanischen Freistaaten auf. Der Vorzüge, deren sich Brasilien erfreut, sind auch die La-Plata-Staaten, Paraguay und Urugnay theilhaftig, kurz, die Staaten, welche, wie Brasilien, auf der Ostseite der Cordillere liegen und nur von nomadischen Rothhäuten durchstreift werden. Diesen gegenüber befindet sich nun, wie sich im Verlaufe unserer Darstellung ergeben wird, Brasilien dank seiner monarchischen Verfassung in ansehnlichem Vorsprunge, und die hohe Widerstandsfähigkeit der „Republik" Paraguay, welche erst nach jahrelangem, hartem Kampfe niedergeworfen werden konnte, ist wol für jeden Kenner einer der augenfälligsten Beweise zu Gunsten dieser Ansicht. In der Republik Paragnay herrschte bekanntlich ein Despotismus, der in Monarchien seinesgleichen sucht.

Wir haben nun die Autochthonen Braſiliens kennen gelernt und geſehen, welche Chancen ſich von dieſer Seite aus der Fortpflanzung der Geſittung durch die Eingewanderten bieten. Es iſt hohe Zeit, daß wir uns mit dieſen ſelbſt befaſſen. Auch die Eingewanderten bilden keine ethniſch homogene Maſſe, ſondern laſſen ſich, wenigſtens in der Gegenwart und von den ſporadiſch vorhandenen Angehörigen fremder Nationen abgeſehen, die ſich in Braſilien etwa eine neue Heimat gründen, in drei große Gruppen ſcheiden, die für die bisherige und zukünftige Entwickelung des Landes allein von Bedeutung ſind. Dieſe drei Gruppen ſind, dem geſchichtlichen Range nach, worin ſie in Braſilien auftreten: die Portugieſen und ihre Nachkommen, die Neger und die Deutſchen. Bei jeder dieſer Gruppen müſſen wir etwas länger verweilen.

Den wichtigſten Bruchtheil der Bevölkerung bilden unſtreitig die heutigen ſogenannten Braſilianer, d. h. die directen, im Lande geborenen Nachkommen der Portugieſen, die ſeltſamerweiſe ihre Colonien auf Braſilien beſchränkt haben. Alle andern Lande des lateiniſchen Amerika gehören ausnahmslos den Spaniern an, das einzige, Braſilien, den Portugieſen. Ueber die Vertheilung der Bevölkerung nach Raſſen iſt nichts Genaueres bekannt, indem die Zählungen und Schätzungen nur zwei Kategorien unterſcheiden: Freie und Sklaven. Die Zahl der Weißen ganz unvermiſchten Blutes, eigentlicher Creolen, iſt indeß zweifelsohne ſehr gering, da die europäiſche Einwanderung dem Lande immer nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Frauen zugeführt hat und in der frühern Zeit die Coloniſten häufig Verbindungen mit indianiſchen Frauen eingingen, zur Zeit der Trennung vom Mutterlande der damals in brutalſter Weiſe ſich zeigende Haß, der im lateiniſchen Amerika überall die Creolen gegen die Landsleute ihrer eigenen Vorfahren beſeelt, eine große Anzahl portugieſiſcher Familien aus dem Lande getrieben hat. Dieſer Haß zwiſchen zwei anſcheinend in Sprache und Abſtammung identiſchen Völkern iſt ein überaus merkwürdiges Phänomen in der Geſchichte Amerikas. Wir beobachten denſelben nicht nur in Braſilien zwiſchen Braſilianern und Portugieſen, ſondern auch in ſämmtlichen Freiſtaaten ſpaniſchen Urſprungs, wo die Volkswuth ſich zunächſt gegen die überall beſtehende altſpaniſche Partei wandte. Dieſelbe Erſcheinung kehrt, wenn auch in gemilderter Form, im germaniſchen Amerika wieder, wo zwiſchen Yankees und Briten eine deutlich merkbare Abneigung beſteht, die in der Gegenwart in einer Rivalität der beiden Staaten zu politiſchem Ausdrucke gelangt. Die Germanen ſind der hellauflodernden Leidenſchaften minder fähig als die Romanen, daher tritt bei ihnen die Antipathie an die Stelle des Haſſes. Das ganze Phänomen bekundet übrigens eine Thatſache, vor der die Culturforſcher keinesfalls die Augen verſchließen ſollten und wofür gerade im germaniſchen Nordamerika außerdem noch factiſche Beweiſe vorliegen. Wir haben eben der in den Vereinigten Staaten ſich vollziehenden Bildung eines neuen Volkes, eines neuen Typus gedacht; wir müſſen nun hinzufügen, daß dieſer neue Typus, wie anthropologiſch feſtſteht, das Streben offenbart, ſich zu indianiſiren. Mit andern Worten, der Menſch artet ſich dem neuen Boden an, die heutigen Nordamerikaner ſind, von den eingetretenen Miſchungen mit fremdem Blute ganz abgeſehen, factiſch keine Engländer, die ſpaniſchen Amerikaner keine Spanier, die Braſilianer keine Portugieſen mehr. Es ſind auf amerikaniſchem Boden neue Völker erſtanden mit neuer Heimat, neuen Ideen, neuen Intereſſen, neuen Idealen; kurz, die Amerikaner hängen in nichts mehr mit ihren europäiſchen Vorältern zuſammen und liefern einen ſchlagenden Beweis für die in ethnologiſchen Kreiſen übrigens längſt erkannte Wahrheit, daß die Sprache kein Merkmal einer gemeinſamen Nationalität ſei. Auch die Sprache erleidet indeß merkbare Veränderungen unter dem fremden Himmelsſtriche; das amerikaniſche Spaniſch klingt anders als die Sprache Calderon's, das Portugieſiſche in Braſilien hat den Einfluß der Lingua geral erfahren, indem viele Naturgegenſtände des Landes, Thiere, Pflanzen, Berge, Flüſſe und ſonſtige Oertlichkeiten, mit Worten dieſer Sprache

bezeichnet werden. Bekanntlich ſind auch in das Yankee-Engliſch zahlreiche Indianismen eingedrungen. Wie es ſcheint, erliegt das germaniſche Element der Indianiſirung ſeines Typus leichter als das romaniſche, bei welchem dieſelbe noch nicht in ſo ausgeſprochener Form wahrgenommen wurde, wol hauptſächlich darum, weil, die ſpaniſchen Creolen wenigſtens, vor dem Indianerthum überhaupt zurückweichen und abſterben. In Braſilien dagegen haben die unvermiſchten Weißen ihren nationalen Charakter ziemlich unverändert erhalten, da die Einwanderung von Portugieſen, zumal aus Madeira und den azoriſchen Inſeln, welche überhaupt Braſilien den werthvollſten Theil ſeiner Coloniſten geliefert haben, auch nach der Emancipation die überwiegende unter den Weißen geblieben iſt. Die Braſilianer ſind demnach jetzt noch den Portugieſen ſehr ähnlich, in der Regel klein, wenig kräftig und dunkel; auch ſollen, wie in Portugal, allgemein wenig ſchöne Frauen vorkommen, ſodaß ſie phyſiſch große Gegenſätze gegen die Hispano-Amerikaner zeigen, von welchen ſie ſich auch ſonſt ſehr beſtimmt unterſcheiden. Den verſchiedenen Provinzen nach kommen aber auch in phyſiſcher Beziehung bedeutende Unterſchiede zwiſchen den Braſilianern vor, und zeichnen ſich vor allen die Bewohner der Provinz São-Paulo, die Pauliſtas, die auch in der Entdeckung und Coloniſation des Innern die größte Rolle geſpielt haben, noch jetzt durch Kraft und Energie aus. Die weißen Braſilianer bewohnen vorzugsweiſe die größern Städte, doch bilden ſie, wie erwähnt, im ganzen nur eine kleine Minorität der Bevölkerung. Es iſt wiederholt behauptet worden, daß neun Zehntel der Braſilianer gemiſchter Abkunft ſeien; nach andern iſt dagegen das Verhältniß wie 4 : 1 anzunehmen.

Die moraliſchen und ſittlichen Eigenſchaften der Braſilianer werden nicht immer in den hellſten Farben geſchildert; im allgemeinen geht das Urtheil dahin, daß ſie tief unter den benachbarten Spaniern ſtehen. Doch fehlt es auch an lichten Seiten in ihrem Charakter nicht; ſo läßt uns ein überaus gewiſſenhafter Beobachter, der Schweizer J. J. von Tſchudi, an den Braſilianern zwei ſehr günſtige Züge ſchätzen, nämlich die größte Ehrfurcht und die achtungsvollſte Rückſicht der Kinder gegen ihre Aeltern, dann die herrſchende Lernbegierde und ihr Bildungstrieb. Hinſichtlich der materiellen Cultur bemerkt von Tſchudi, daß die ärmere Bevölkerung in den Bergwerksdiſtricten ein karges Leben führt, ſodaß durchſchnittlich die Neger auf den Pflanzungen beſſer verköſtigt werden als ſie. Iſt die Nahrung kärglich, ſo entſchädigt ſich der Braſilianer durch ſtarke Quantitäten Branntwein, und zwar — ſo weit reicht der Einfluß der Raſſenmoments — um ſo mehr, je dunkler die Haut und je gemiſchter ſein Blut iſt. Dem gebildeten Braſilianer muß dagegen zum Lobe nachgeſagt werden, daß er im allgemeinen im Genuſſe geiſtiger Getränke außerordentlich mäßig iſt. Dabei zeigt er ſich nicht nur höchſt gaſtfrei, ſondern er vergißt auch dem Fremden gegenüber völlig ſeinen geſellſchaftlichen Rang. Die Behandlung der Haus- und Feldſklaven iſt zwar ſehr verſchieden nach der Gemüthsart der Herren, die gebildete Klaſſe der Braſilianer iſt aber durchſchnittlich durchaus mild gegen die Sklaven. Unmenſchlichkeit und Grauſamkeit ſind dem weißen Braſilianer fremd, und wenn man hört, daß ein Braſilianer ſeine Sklaven ſchlecht halte, ſo kann man faſt mit Gewißheit annehmen, daß er entweder ein Farbiger iſt oder daß er ſich bei erſter Gelegenheit ſeiner rein portugieſiſchen Abſtammung rühmen wird.

Wenn deſſenungeachtet dem Braſilianer eine tiefere Stufe als dem Spanier zugeſprochen wird, ſo erklärt ſich dies wiederum aus ganz natürlichen, ethnologiſchen, aber wenig bekannten Thatſachen, nämlich aus der ſtarken Vermiſchung der europäiſchen Portugieſen mit Negerblut. Es iſt eine keineswegs allgemein bekannte Thatſache, daß noch nach der Vertreibung der Araber aus Spanien, als Spanier und Portugieſen ihre großen Entdeckungsreiſen begannen, die Negerſklaven urſprünglich nicht nach Amerika, ſondern hauptſächlich nach Portugal ausgeführt wurden. Daß dieſer Import kein unbe-

deutender war, dafür bürgt uns das Zeugniß des portugieſiſchen Geſchichtſchreibers Damião da Goes, welcher die Anzahl der jährlich nach Liſſabon allein eingeführten Negerſklaven, außer den mauriſchen Sklaven, auf circa 10—12000 veranſchlagt. Daß dies nicht ohne Einfluß auf das Volk bleiben konnte, liegt auf der Hand. Ja, es iſt überhaupt ſchwer, ſich von dem Zuſtande Portugals im 16. Jahrhundert eine richtige Vorſtellung zu machen. Bezeichnend iſt was Nikolaus Cleynaert, ein niederländiſcher Philologe, Profeſſor zu Salamanca und ſpäter Erzieher eines portugieſiſchen Prinzen, über die Zuſtände in Liſſabon im Jahre 1535 berichtet: „Wollte ich gleich den vierten Theil meines Einkommens opfern, ſo würde ich dennoch keine Frau auftreiben können, um mir meine Wirthſchaft zu beſorgen. Ihr werdet fragen, wie ſo ich dann lebe. Hier iſt alles voll mit Sklaven; Neger und gefangene Mauren verrichten alle Arbeiten, mit welchem Menſchenſchlag Portugal derart bevölkert iſt, daß, wie ich glaube, Liſſabon mehr ſolche Sklaven und Sklavinnen zählt als freie Menſchen. Es gibt beinahe kein Haus, wo nicht mindeſtens eine Sklavin wäre, um die grobe Arbeit zu verrichten. Die Reichen halten viele Sklaven beiderlei Geſchlechts ich fürchte, daß ſie ihren ſinnlichen Trieben ſoviel wie möglich die Zügel ſchießen laſſen, weil es ihr Vortheil iſt, die jungen Sklaven zu verkaufen.“ Jedenfalls iſt es hiſtoriſch außer Zweifel, daß die Portugieſen viel Negerblut in ihren Adern fließen haben. Die Braſilianer, die heutigen Nachkommen der portugieſiſchen Entdecker, zehren an dieſem Erbtheile ihrer Ahnen, welches in ſeinen Wirkungen noch durch die herrſchende Sitte gekräftigt wird, wonach keine Braſilianerin der beſſern Stände, weil die Erfüllung dieſer Mutterpflicht für geſundheitsſchädlich gilt, ihre Kinder ſelbſt ſtillt, ſondern in der Regel einer Sklavin, Negerin oder Mulattin, übergibt. Der Naturforſcher von Tſchudi ſchreibt aber dem Stillen weißer Kinder an den Brüſten von Negerinnen eine ſehr deutliche, nachhaltige und zwar ungünſtige Wirkung auf ihre ſpätere geiſtige Entwickelung zu. Verhehlen dürfen wir uns indeß nicht, daß, was die Unterordnung der Braſilianer veranlaßt, zugleich die Quelle ihrer Stärke und ihres Gedeihens iſt. Aus der Vermiſchung mit dem Negerblute erklärt es ſich, warum die Portugieſen, welche ſchon urſprünglich ganz in den warmen Ländern Europas zu Hauſe waren und überdies mit aus noch wärmern Gegenden herſtammenden Völkern ſich vermiſcht hatten, beſſer als andere Nationen Europas Niederlaſſungen in tropiſchen Gegenden zu gründen vermochten.

Die Neger, Sklaven und Freie zuſammengenommen, bilden auch heute noch in Braſilien die zahlreichſte unvermiſchte Raſſe. Während im ſpaniſchen Amerika die Zahl der Neger eine verſchwindend geringe iſt und war, weshalb die Aufhebung der Sklaverei dort ohne jede Schädigung der wirthſchaftlichen Intereſſen vor ſich gehen konnte, iſt in Braſilien das Verhältniß der Neger zur Geſammtbevölkerung geradezu erſchreckend groß. Zu Humboldt's Zeiten wurde die Zahl der Sklaven auf 1,960000 geſchätzt; nach der amtlichen Schätzung für 1867 betrug ſie nur noch 1,400000, doch gibt von Klöden an ſchwarzen Sklaven allein 2,000000, an gemiſchten weitere 600000 an, was trefflich zu von Tſchudi ſtimmt, der 1866 die Zahl der Sklaven in Braſilien mit $2^1/_2$ Millionen, alſo auf ein Drittel der Geſammtbevölkerung beziffert, die man auf circa 8 Millionen annehmen darf. Es iſt ganz gewiß, daß die Zahl der Neger im Verhältniß zur Geſammtbevölkerung und auch abſolut ſeit der Unterdrückung der Sklaveneinfuhr abnimmt, und zwar theils durch Emancipation, theils weil wegen des großen numeriſchen Uebergewichts der männlichen Bevölkerung unter den Sklaven die Geburten die Todesfälle nicht zu erſetzen vermögen. Nach allgemeiner Annahme werden mehr weibliche als männliche Negerkinder geboren, und wenn bisher das männliche Geſchlecht ſtärker auftrat, ſo rührte dies noch von dem Sklavenhandel her, durch den mehr Männer als Frauen ins Land gezogen wurden. Das Aufziehen der Negerkinder, welches ſtets die Herrin des Hauſes

beſorgt, iſt unendlich ſchwierig; manche bringen kaum den vierten Theil empor, obgleich, wie man ſich denken kann, nichts verſäumt wird, denn das Kind iſt ja ein aufwachſendes Kapital. Die kritiſche Zeit iſt ſtets die der Entwöhnung und des Uebergangs zur gewöhnlichen Koſt, wobei ſich die Negerkinder viel empfindlicher zeigen als die Abkömmlinge anderer Raſſen.

Obgleich über das ganze Land verbreitet, finden ſich die Neger doch vorzugsweiſe in den Provinzen angehäuft, in welchen der Zuckerbau die Hauptinduſtrie bildet, oder beſſer, bildete — denn dermalen befindet er ſich im Verfall — wie in Bahia und Pernambuco; ſie machen in vielen Diſtricten dieſer Provinzen auch die abſolute Majorität der Bevölkerung aus, was um ſo mehr in Betracht kommt, als ſie im allgemeinen auch die kräftigſte unter allen Raſſen bilden. Dies gilt namentlich von der Negerbevölkerung in der Provinz Bahia, die größtentheils den ſogenannten Minasnegern, aus den portugieſiſchen Factoreien in Angola eingeführt, angehört, einer ſehr kräftigen und ſchönen Menſchenraſſe in beiden Geſchlechtern, welche auch in Sitten, Sprache und geiſtigen Anlagen einen entſchieden afrikaniſchen Charakter bewahrt hat und gleichſam für ſich eine beſondere Nationalität repräſentirt. Dies dürfte für die Zukunft des Landes, beſonders nach Aufhebung der Sklaverei nicht ohne beſondern Einfluß bleiben.

Was das Leben der Schwarzen anbelangt, ſo erfahren wir von Tſchudi, daß eingeſegnete Ehen unter den Negern zu den Seltenheiten gehören. Ehemals hielten die Fazendeiros grundſätzlich darauf, den Ehen der Sklaven die kirchliche Weihe geben zu laſſen. Jetzt ſind ſie gänzlich davon abgekommen, denn der Neger will ſich nicht für das Leben binden, und da die katholiſchen Ehen untrennbar ſind, ſo waren die ſchwerſten Folgen und Unordnungen eine Folge der kirchlichen Einſegnungen. Seitdem läßt man den Negern volle Freiheit zu leben „wie die Viehheerden in den Pampas", und zwar verſichern erfahrene Fazendeiros, daß auf dieſem Wege der natürlichen Zuchtwahl der kräftigſte und geſundeſte Nachwuchs erzielt werde. Dieſe Abneigung gegen die Ehe theilen auch die meiſt ſehr üppigen und wollüſtigen Mulattinnen; ſie verheirathen ſich verhältnißmäßig ſelten; es entſpricht ihren Neigungen weit mehr, in wilder Ehe zu leben, um dadurch die Möglichkeit zu haben, freier mit Männern wechſeln zu können. Ihrem zügelloſen Leben kommt noch der Umſtand zu ſtatten, daß ſie, wie dies bei Baſtarden ſo gewöhnlich iſt, ſehr häufig unfruchtbar ſind.

Wir werden auf die Neger zurückzukommen haben, wenn es ſich um die Erörterung der Sklavenemancipation handeln wird; einſtweilen begnügen wir uns, noch einige der hervorſtechendſten Momente aus dem Leben dieſer höchſt wichtigen Klaſſe mitzutheilen. Die Sklaven dürfen keine Schuhe tragen; das erſte alſo, was ſich ein entlaſſener Sklave anſchafft, ſind Schuhe. Mit den Schuhen kommt aber der Dünkel, und der Neger iſt zu ſtolz, Arbeiten, die er als Sklave verrichtet hat, als Freier zu leiſten. Die Freilaſſung eines Sklaven iſt nach den Landesgeſetzen nicht ſchwierig, und dem Freigelaſſenen ſteht jede geſetzliche Laufbahn offen; jeder Farbige kann in jedem Berufszweige die äußerſte Höhe erreichen. Die Freilaſſung von Sklaven iſt auch häufig genug, denn Klöden ſchätzt die Zahl der freien Farbigen im Lande auf 1,121000. Unzweifelhaft könnte dieſe Zahl noch viel größer ſein, denn viele Neger, die ſogenannten Negros de Ganho, würden ſehr leicht die mäßige Summe zum Kaufe eines Freibriefes erſparen, wenn ſie nicht ihren Erwerb gewöhnlich verſpielten und vertränken.

Ein ſcheußliches Treiben iſt das Capoeiragem der freien Neger, Sklaven und Mulatten, welche einen Mörderverein der eigenthümlichſten Art bilden. Sie durchziehen wie Beſeſſene die Straßen, um einen unbezwinglichen Mordtrieb zu befriedigen; ſie morden dann den erſten beſten, der ihnen gelegentlich in den Weg kommt, ſei es ein Farbiger oder Weißer, Braſilianer oder Fremder; morden müſſen ſie. Sind einige Opfer gefallen, ſo ſind auch

die Capoeiros ſpurlos verſchwunden, und oft bedient ein ſolcher Mörder wenige Minuten, nachdem er ſein ſcheußliches Verbrechen begangen hat, ſeinen Herrn mit der unſchuldigſten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag das Haus nicht verlaſſen. Das Capoeiragem iſt nach Tſchudi's Anſicht von Afrika herüber durch gewiſſe Stämme nach Braſilien verpflanzt worden; uns erinnert es in mannichfacher Beziehung an das bei den Malaien im Oſtindiſchen Archipel übliche Amokrennen. Auch ſonſt iſt es keine Seltenheit, daß Sklaven ohne beſondere Veranlaſſung ihre Herren umbringen. Umgekehrt iſt die Zahl der Sklaven, welche von ihren Herren getödtet werden, keineswegs geringer. Eine eigenthümliche Rache, welche bisweilen die Neger einer Pflanzung gegen einen Herrn verüben, beſteht im Maſſenſelbſtmord. Es faſſen nämlich die Sklaven einer Fazenda den Entſchluß ſich ſelbſt zu vergiften, und führen ihn mit größtem Stoicismus aus. Hr. von Tſchudi erzählt von einem ob ſeiner Milde weit und breit bekannten Pflanzer, der Tag für Tag ſeine Neger dutzendweiſe an Selbſtvergiftung hinſterben ſah. Alles in allem genommen dürfen wir ſchon nach dem Vorhergehenden uns durchaus dem Urtheile eines ſo competenten Kenners braſilianiſcher Zuſtände anſchließen, wie es Hr. von Tſchudi iſt, wenn er ſagt: „Das einzige Ereigniß, das Braſiliens Ruin herbeiführen kann, iſt eine Sklavenemancipation, wenn der Staat nicht hinreichend darauf vorbereitet iſt.“ Wir werden ſpäter erörtern, wie weit die Dinge in dieſer Beziehung bisjetzt gediehen ſind.

An die Neger ſchließen wir am paſſendſten, ehe wir den in Braſilien lebenden Deutſchen einige Worte widmen, die Beſprechung der zahlreich vorhandenen Miſchlinge an. Die Vermiſchung zwiſchen Weißen und Schwarzen, Indianern und ihren Abkömmlingen hat eine Unzahl ſchwer zu unterſcheidender Miſchlingstypen oder Menſchenvarietäten erzeugt, für welche es auch eine große Menge Bezeichnungen gibt, die jedoch zum Theile nur provinziell ſind. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Leute ſolchen Urſprungs, insbeſondere der Miſchlinge mit afrikaniſchem Blute, iſt noch der erblichen Sklaverei unterworfen. Unter Mulatten verſteht man in Braſilien wie überall in Amerika die Miſchlinge von Weißen und Negern, unter Meſtize dagegen faſt nur jene von Indianern mit Negern. Die Bezeichnung Creole (portugiſiſch Crioulo) wird ſeltſamerweiſe nur für die im Lande geborenen Neger gebraucht, während ſchon vor der Emancipation der in Braſilien geborene Portugieſe Brazileiro oder Filho da Terra zum Unterſchiede von dem europäiſchen Portugieſen (Portuguez legitimo oder Filho do Reino) genannt wurde. Cariboca, d. h. Miſchling im allgemeinen in der Tupiſprache, iſt jetzt eine allgemeine Bezeichnung für Individuen von dunkler Hautfarbe, ſie mögen Miſchlinge von Indianern und Negern oder von Indianern und Mulatten ſein. Die Neger haben vielfache Verbindungen mit Indianern eingegangen und man ſieht beſonders da, wo die frühere indianiſche Bevölkerung nicht erloſchen iſt, manche ſolche Abkömmlinge in verſchiedenen Nuancen der Hautfarbe. Wenn dieſe dunkel iſt, nennt der Indianer ſolche Individuen wol auch Tapanhuna; andere Nuancen heißen Xibaro; die Braſilianer nennen die dunkeln Nuancen Cafuſo, Cafuz; auch wird dieſer Name oft für jeden Miſchling vom Indianer und Neger gebraucht, wie im ſpaniſchen Amerika der Name Zambo. Die Cafuzos haben häufig einen ſehr markirten, beſondern Typus, ſind ſchlank, breit und von kräftiger Muskulatur; beſonders ſind die Bruſt- und auch die Armmuskeln ſehr ſtark, die Füße dagegen relativ ſchwächer und klein. Die Geſichtszüge erinnern im ganzen mehr an die äthiopiſche als an die amerikaniſche Raſſe.

Die genannten Miſchlinge kreuzen ſich wieder unter den verſchiedenſten Verhältniſſen untereinander und mit den reinen Raſſen, womit ſie ſich dieſen bald ſo nähern, daß nur das geübte Auge des Braſilianers noch die Beimiſchungsverhältniſſe herauszufinden weiß, während der europäiſche Anthropologe ſie durchaus nicht mehr zu beſtimmen im Stande

ist. Im directen Gegensatze zu den Vereinigten Staaten, mit welchen die Verhältnisse Brasiliens mehr denn eine frappante Analogie aufweisen, ist in Brasilien das Vorurtheil der Hautfarbe, insofern es sich zu gegenseitigem Rassenhaß steigert, durchaus unbekannt. Allerdings fühlt sich auch in Brasilien ein Mischling dunkelster Sorte außerordentlich geschmeichelt, wenn man ihn höflichkeitshalber Senhor Branco, Herr Weißer, anredet, dadurch der lichtern Hautfarbe den Tribut einer selbstverständlichen Achtung zollend. Bildet also auch die weiße Hautfarbe an sich immerhin eine natürliche Aristokratie, so hängt doch den Benennungen Cafuso und Cariboca keine verächtliche Nebenbedeutung an. Dagegen war der Name Mameluco oder Mamaluco, jetzt oft gebraucht, um Mischlinge von Indianern und Weißen zu bezeichnen, ursprünglich ein Schimpfname. Die Jesuiten und die Spanier in Paraguay bezeichneten damit die Pauliſten, welche sich oft mit indianischen Weibern verbunden hatten, und brandmarkten damit ihre Grausamkeit gegen die Indianer und ihre Feindschaft gegen die Missionen.

Die Mischlinge von Indianern und Weißen bilden häufig einen schönen Menschenschlag, doch sind Abkömmlinge von rein Weißen und rein Indianern selten, da die Vermischung mit der einen oder der andern Rasse in den spätern Generationen wieder stattzufinden pflegt. Es scheint sich dabei der Typus des Europäers bei diesen beiden Rassen am überwiegendsten zu vererben, sodaß in den spätern Generationen der europäische Charakter mehr und mehr vorherrschend wird, ohne daß wir indeß dadurch berechtigt würden, die zwischen dem reinen und dem vermischten Europäerthume untilgbar waltenden Unterschiede zu übersehen. Die Anartung der neuen Rasse geht eben auch in Brasilien vor sich. Dagegen ist es nicht zu bezweifeln, daß diese, aus der Vermischung von Indianern mit Weißen entstehende Rasse dieselbe Propagationskraft besitzt wie die reine Rasse, und auch ein dienliches, kräftiges Element für die Staatsgrundmacht eines Culturstaates abgeben kann, wie das Beispiel Paraguays beweist.

Die gemischte Bevölkerung, zu welcher auch der größte Theil der sogenannten Indios mansos oder da costa auf dem östlichen Küstengebiete zählt, ist über das ganze Land verbreitet und bildet die Mehrzahl der Gesammtbevölkerung. Am meisten mit indianischem Blute gemischt ist die Bevölkerung im Innern, in den Sertãos der nordöstlichen Provinzen und diejenige am Amazonas sowie der untern Thäler seiner großen Zuflüsse. Dort sind auch die in der Sittenverwilderung zu Tage tretenden Folgen der Kreuzung zwischen zwei ethnisch stark verschiedenen Rassen sehr deutlich zu beobachten.

In den größten Städten des Landes wohnt neben den weißen Brasilianern auch eine bedeutende Anzahl weißer Fremder, Portugiesen, Franzosen, Engländer und Deutscher, die dort als Kaufleute ansässig sind oder Gewerbe treiben; in den übrigen Städten an der Küste und im Innern ist die Zahl der fremden Weißen gering; eine Ausnahme machen nur die Deutschen, welche besonders in den südlichen, also kühlern Provinzen des Reiches ansehnliche Colonien bilden. Deutsches Wesen erhält sich dort viel zäher als in den Vereinigten Staaten, wo es rasch in das Yankeethum übergeht. Dennoch ist selbst an den Deutschen die Anartung an den Boden unverkennbar; verräth auch der helle Teint, das blaue Auge und das blonde Haar auf den ersten Blick ihre deutsche Abkunft, so hat ihnen doch die neue Heimat schon einige Züge des Südländers verliehen; so berichtet uns Woldemar Schultz, ein trefflicher Beobachter. Die wichtigsten dieser deutschen Niederlassungen sind jene von Petropolis, von Donna Francisca, San-Leopoldo, Santa-Catharina, Alcántara, Santa-Isabel, Brusque, Blumenau, Santa-Cruz; in der Provinz San-Paulo haben Schweizer Colonien gegründet. Rio-Grande do Sul hat sich fast den Beinamen Neudeutschland verdient. Das Wachsthum der Deutschen schreitet, wenn nur einmal der Wald geklärt ist, ungemein rasch vorwärts. Wichtig ist es zu erwähnen, daß

die Deutschen sich sehr verständigerweise ebenso streng wie die Angelsachsen vor Vermischung mit Farbigen hüten, was die Romanen nirgends gethan haben.

Die Frage nach den nähern Verhältnissen der deutschen Colonien Brasiliens wird später zur Erörterung gelangen; sie ist eine eben im dermaligen Augenblicke, wo die Controverse in der deutschen Auswanderungsangelegenheit wieder rege geworden, für Deutschland ebenso interessante als für Brasilien wichtige; sie hängt innig mit der Einwanderung zusammen, deren das weite dünnbevölkerte Reich dringend bedarf, um die Bahn des Culturfortschrittes zu verfolgen. Wir werden dann die verschiedenen Ansichten über das Für und Dawider in dieser Frage vernehmen und prüfen und trachten, uns ein nüchternes Urtheil zu bewahren. Schon jetzt wird man sich aber gegenwärtig halten müssen, daß die europäische, d. h. speciell die deutsche Einwanderung — denn andere Völker haben sich bisjetzt nicht in nennenswerther Weise daran betheiligt — wenn auch gerade keine Lebensfrage, so doch für die Entwickelung Brasiliens von eminenter Bedeutung bleibt.

Die vorangesandten Bemerkungen über Land und Leute in Brasilien schienen uns geradezu unentbehrlich zum Verständnisse der jüngsten politischen und culturellen Entwickelung dieses Reiches. Dem aufmerksamen Leser und Kenner amerikanischer Völkerkunde wird es kaum entgangen sein, wie eine Menge natürlicher Momente sich vereinigen, um in Brasilien die in den Vereinigten Staaten beobachteten Erscheinungen zu wiederholen. Wie diese liegt es auf der Ostseite des Continents, dessen mächtigsten und räumlich größten Staatencomplex es darstellt. Wie diese leidet Brasilien an einer buntscheckig zusammengewürfelten Bevölkerung, in der die Aehnlichkeiten bis in die kleinsten Details wie in die mannichfach abgestuften Unterschiede der Hautfarbe hinabreichen; wie diese besitzt Brasilien in der Negerplage eine eiternde Wunde, die das Gemeinwesen anfrißt, und trägt die traurigen Folgen der überall entsittlichend wirkenden Sklaverei. Wie in den Vereinigten Staaten endlich ist demnach die richtige Lösung der Sklavenemancipation eine Lebensfrage für das Gedeihen des Landes, und die Einwanderung und Colonisation tritt in den Vordergrund der wirthschaftlichen Angelegenheiten. Die einzige wichtigste Unterschied ist der, daß Brasilien ein Tropenland und daß die herrschende Rasse statt Angelsachsen Portugiesen sind. Die Darstellung der jüngsten Entwickelung Brasiliens wird uns wiederholt Veranlassung bieten, vergleichende Blicke auf die nördlichen Unionsstaaten zu werfen und die Wege zu zeichnen, welche beide Völker einschlugen, um identische Aufgaben zu lösen.

Belgien von 1857 bis 1872.

Von

H. Bartling.

Belgien seit der Thronbesteigung König Leopold's II.

I.

Vom Tode des Königs Leopold I. bis zum Eisenbahnconflict.

Glücklich, so sagt man, die Völker, die keine Geschichte haben, glücklicher aber noch die Völker, deren Geschichte sich aus friedlichen und fruchtbaren Kämpfen berathender Versammlungen zusammensetzt. Nun, eine solche Geschichte ohne lärmende Abenteuer, ohne chimärische Projecte, frei von glänzenden Siegen und blutigen Niederlagen, bei deren Studium man in jedem Augenblicke einem Fortschritt, einem errungenen moralischen Erfolge begegnet, war die Belgiens in den beiden Jahren 1866 und 1867. Niemals zeigten die Kammern gleiche Intelligenz, gleiche Mäßigung. Eine derartige Haltung hatte das belgische Volk seinen Vertretern durch sein eigenes Auftreten Ende 1865 vorgezeichnet und mehr als jemals wollte es durch seine politische Ruhe, seine sociale Bedeutung, seinen Glauben an seine Institutionen Europa zeigen, daß Belgien lebensfähig sei und zu leben gedenke. Als das trauernde Volk in den Decembertagen 1865 seinen geliebten König zur letzten Ruhestätte begleitete, da brach in ihm eine Stunde religiösen Schweigens, feierlicher Sammlung an, welche heilsame Früchte zeitigte. Kaum hatte sich die Gruft über Leopold I. geschlossen, als sich alle Herzen in einer großartigen Manifestation der Anhänglichkeit an den Thron vereinigten, den der Herzog von Brabant als König Leopold II. soeben bestiegen hatte. Der alte Geist aus dem Jahre 1830 schien wieder über das Land gekommen zu sein; fast hätte man glauben können, die Herrschaft der Parteien habe ihr Ende erreicht; die Herzen waren erleichtert; man empfand ein unbeschreibliches Glück, endlich, nachdem man so lange sich oft feindlich geschieden hatte, in dem gleichen Gefühl übereinstimmen zu können.

Zwar hatte es beim Tode Leopold's nicht an Unkenstimmen gefehlt, welche das nahe bevorstehende Ende Belgiens weissagten. Das Ausland fürchtete, und nicht mit Unrecht, die Habgier Frankreichs und die Gewissenlosigkeit Napoleon's III., während im Innern des Landes sich das Gerücht verbreitet hatte, der junge König werde sich, hingerissen durch seinen etwas phantastischen Charakter und beeinflußt durch seine streng katholische Gemahlin, der klerikalen Partei überlassen und den mäßigen, aber beständigen Aufschwung eines weisen Liberalismus aufhalten. Die in Frankreich von gewissen Parteien und Heißspornen genährten Hoffnungen wurden zunichte und die Furcht in Belgien bewies sich als unbegründet. Napoleon selbst, höchst wahrscheinlich den Augenblick für etwaige Anschläge auf das kleine Nachbarland nicht für günstig haltend, trat den Velleitäten in Frankreich dadurch entgegen, daß er gleich nach dem Ableben des Königs an Leopold II. ein Tele-

gramm in den freundlichſten Ausdrücken ſandte; es lautete: „Die Kaiſerin und ich nehmen den tiefſten Antheil an dem Unglück, das Sie betroffen hat. Ihr erhabener Vater bewies mir alle Zeit große Zuneigung, und ich brachte ihm daſſelbe Gefühl entgegen. König Leopold war berühmt wegen ſeines großen Verſtandes und ſeiner Weisheit. Er war mit Recht einer der geachtetſten Monarchen Europas. Ich hoffe, daß Sie auf dem Throne dem großen, Ihnen von Ihrem berühmten Vorgänger vererbten Beiſpiele folgen werden. Glücklich werde ich mich ſchätzen, Ihnen bei jeder Gelegenheit den Beweis der Zuneigung zu geben, welche ich für Sie hege." In Belgien aber wußte der junge König durch ſeine Rede, die er am 17. Dec., bei Gelegenheit ſeiner Eidesleiſtung auf die Verfaſſung, vor den Kammern hielt, jede Furcht zu beſeitigen und ſich die Herzen ſeiner Unterthanen zu erobern. Dieſe den Gefühlen und der Weisheit des Monarchen gleich ehrende Anſprache lautete folgendermaßen:

„Meine Herren! Belgien hat wie ich einen Vater verloren. Die ſo einſtimmige Huldigung, welche die Nation ſeinem Andenken darbringt, entſpricht auf würdige Weiſe den Gefühlen, die ſie für ihn während ſeines Lebens hegte. Ich bin davon ebenſo gerührt, wie dankbar dafür. Europa ſelbſt iſt dieſer Trauer gegenüber nicht gleichgültig geblieben; die Souveräne und die fremden Fürſten wünſchten theilzunehmen an den letzten Ehren, welche wir dem bewieſen, den ſie in ihrem Vertrauen und in ihrer Freundſchaft ſo hoch geſtellt hatten. In unſerm Namen und im Namen Belgiens danke ich ihnen.

„Indem ich heute zum Nachfolger eines während ſeines Lebens ſo hoch geehrten und nach ſeinem Tode ſo tief betrauerten Vaters werde, iſt es gegenüber den Erwählten der Nation meine erſte Verpflichtung, den Vorſchriften und den Beiſpielen, welche mir ſeine Weisheit als Erbtheil hinterließ, aufs gewiſſenhafteſte zu befolgen und niemals die Pflichten zu vergeſſen, welche mir dieſe werthvolle Erbſchaft auferlegt. Wenn ich Belgien auch keine große Regierung wie die, welche ſeine Unabhängigkeit gründete, in Ausſicht ſtelle, noch einen großen König wie den, den wir beweinen, ſo verſpreche ich ihm wenigſtens von Herzen und ganzer Seele einen belgiſchen König, deſſen Leben ihm ganz und gar gehört.

„Erſter König der Belgier, dem Belgien das Leben gab, habe ich von Kindheit an innigen Antheil an allen patriotiſchen Regungen meines Landes genommen. Gleich ihm verfolgte ich mit Freuden jene nationale Entwickelung, welche in ſeinem Buſen alle die Quellen der Kraft und des Gedeihens befruchtet. Gleich ihm liebe ich jene großen Inſtitutionen, welche zu gleicher Zeit die Garantien der Ordnung und der Freiheit ſind, und welche das feſteſte Fundament des Throns bilden. In meinem Gedanken identificirte ſich die Zukunft Belgiens beſtändig mit der meinigen, und ich habe ſie alle Zeit mit jenem Vertrauen betrachtet, welche das Recht einer freien, ehrlichen und muthigen Nation einflößt, die ihre Unabhängigkeit will, die verſtanden hat ſich dieſelbe zu erobern, und die wiſſen wird ſich dieſelbe zu erhalten.... Ich meinerſeits habe niemals einen Unterſchied zwiſchen den Belgiern gemacht. Wie ſie ihrem Vaterlande ergeben ſind, ſo umſchließe ich ſie alle mit derſelben Zuneigung. Meine conſtitutionelle Miſſion ſtellt mich außerhalb des Streits der Meinungen, indem ſie es dem Lande ſelbſt überläßt, zwiſchen ihnen zu entſcheiden. Ernſtlich wünſche ich, daß alle ihre Zwiſtigkeiten immer gemildert ſeien durch jenen Geiſt der nationalen Brüderlichkeit, welche in dieſem Augenblicke um ein und dieſelbe Fahne alle Kinder der belgiſchen Familie vereinigt.... Als mein Vater den Thron beſtieg, ſagte er den Belgiern: Mein Herz kennt keinen andern Ehrgeiz als den, Sie glücklich zu ſehen. Dieſe Worte, welche durch ſeine ganze Regierung gerechtfertigt wurden, fürchte ich nicht in meinem Namen zu wiederholen...."

So von innen und von außen beruhigt, ſah Belgien ſeine Kammern ihre durch den Tod des Königs unterbrochenen Arbeiten am 21. Dec. 1865 wieder aufnehmen.

Doch um die damalige innere politiſche Lage des Landes recht verſtehen zu können, müſſen wir einen kurzen Rückblick thun. Am 12. Nov. genannten Jahres war der Juſtizminiſter Teſch, nachdem er ſechs Jahre ſein Porteſeuille innegehabt hatte, von ſeinem Poſten zurückgetreten. Er ward durch den Advocaten Bara, den Abgeordneten für Tournay erſetzt. Der neue Miniſter hatte von vornherein eine entſchieden liberale Haltung angenommen, welche die Oppoſition gewaltig aufreizen mußte. Ohne ſeine bedeutenden Fähigkeiten in Abrede zu ſtellen, warf man ihm ſeine Jugend vor. Dieſe Angriffe erneuerten ſich, als nach der Eröffnung der Kammerſeſſion am 14. Nov. die Kammer zur Berathung des Budgets des Juſtizminiſteriums ſchritt. Die Linke ihrerſeits benutzte dieſe Gelegenheit, um den Bannerträger der katholiſchen Partei, Dechamps, vor den Richterſtuhl des Hauſes zu citiren, wegen einer von ihm veröffentlichten Broſchüre, in welcher er die Gefährlichkeit der innern Zwiſtigkeiten des Landes auf die Schultern der Liberalen zu wälzen ſuchte und in welcher er geradezu fremde Einmiſchung provocirte. Nicht minder nahm die Linke Veranlaſſung, die Regierung über ihre Anſichten zu interpelliren, gegenüber dem Widerſtande, welchen der Klerus dem neuen, ihm verhaßten Geſetze über die Stipendien entgegenſetzte. Erſchwert durch dieſe aufreizenden und ärgerlichen Fragen, rief die Diſcuſſion des Budgets des Juſtizminiſteriums eine überaus leidenſchaftliche Debatte hervor, welche ſich durch mehrere Sitzungen hindurchzog. Das Budget ward endlich am 6. Dec. mit 55 gegen 42 Stimmen angenommen, was in Belgien ein glänzender Sieg des ſo heftig angegriffenen Miniſters war. Am Vorabende dieſes Sieges hatte er noch einen andern Triumph gefeiert: Tournay hatte ihn mit 1572 Stimmen von 1727 Wählern wiedergewählt.

Der Kampf gegen den neuen Miniſter war ein ſo erbitterter geweſen, daß die geſammte Rechte das Budget ihres Widerſachers einſtimmig verworfen hatte. Als jedoch das Geſetz am 23. Dec. vor den Senat kam, nahm dieſer daſſelbe ganz unerwartet einſtimmig an. Die Rechte dieſer Verſammlung jedoch hatte Sorge getragen, ihrem zuſtimmenden Votum die Erklärung voraufgehen zu laſſen, daß ſie unter den obwaltenden Umſtänden dem Votum des Senats keine politiſche Bedeutung beimeſſe. Der bei ſeinem Amtsantritte mit ſo großem Uebelwollen von der katholiſchen Partei begrüßte Juſtizminiſter gab jedoch ſeinerſeits ſehr bald einen deutlichen Beweis von ſeinem mäßigen und verſöhnlichen Geiſte. Während in der That der Vorgänger Bara's im Jahre 1859 bei der Berathung des ſogenannten Kanzelparagraphen im Strafgeſetzbuche, deſſen wir im vorigen Abſchnitt erwähnten, jede Modification des Artikels von ſich gewieſen hatte, ſtimmte der jetzige Juſtizminiſter einem im Senat am 26. Febr. 1866 geſtellten Antrage zu, der den gedachten Artikel etwas milderte. Nach der neuen Faſſung, die vom Senat einſtimmig angenommen wurde, wird die „Verleſung" kritiſirender Hirtenbriefe nicht mehr beſtraft, ſondern nur die „directen" gegen die Regierung, gegen ein Geſetz oder einen königlichen Erlaß gerichteten Angriffe werden durch das Geſetz geahndet. Der Senat antwortete dieſer wichtigen Conceſſion, indem er einſtimmig den Antrag des Miniſters annahm, das Vereinsrecht der Arbeiter in gleicher Weiſe dadurch zu heiligen wie das der Meiſter, daß man dem Geſetze nur Acte des Zwanges, der Gewaltthätigkeit und perſönlicher Verletzungen verfallen ließ. Doch die Leidenſchaften der Parteien brachen aufs neue in lodernden Flammen aus, als in der Zweiten Kammer der Geſetzentwurf des Abgeordneten Orts abermals eingebracht wurde. Dieſer liberale Abgeordnete hatte 1864, nachdem die Kammer in der Seſſion von 1858—59 eine Modification des Wahlgeſetzes im Princip angenommen, von ſeinem Rechte der Initiative Gebrauch machend, den Antrag geſtellt, die Anzahl der Abgeordneten um ſechs und die der Senatoren um drei zu vermehren, gemäß der Conſtitution, welche einen Abgeordneten auf 40000 Seelen und einen Senator auf 80000 Seelen beſtimmt. Der Antrag ſcheiterte an der

geſchloſſenen Oppoſition der katholiſchen Partei. Auch jetzt ſollte er denſelben heftigen Widerſtand erfahren wie das erſte mal, und zwar um ſo mehr, als die Wahlen vor der Thür waren, bei denen das neue Geſetz alsdann ſofort zur Anwendung gekommen wäre. Doch dieſer Grund, der die Rechte zur energiſchſten Oppoſition reizte, feuerte auch die Linke zu einer nicht minder hartnäckigen Ausdauer und Zähigkeit an. Vergebens ſuchte die Oppoſition die Discuſſion bis nach dem fünfjährigen Cenſus von 1866 zu vertagen; die Linke brachte dieſen Verſuch am 23. Jan. 1866 mit 52 Stimmen gegen 38 zum Fall, und votirte zu gleicher Zeit, daß der Geſetzentwurf in Berathung genommen werden ſollte. Von nun an konnten ſich die Anſtrengungen der parlamentariſchen Minorität nur auf die Vertheilung der neuen Mitglieder unter die verſchiedenen Wahlkreiſe richten, und dies that ſie denn auch mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln. Perſönliche Angriffe, gemeine Ausfälle, Verleumdungen und Sarkasmen waren an der Tagesordnung. Einer der Wortführer der katholiſchen Partei, Nothomb, ließ ſich ſo weit fortreißen, den Miniſter des Innern, Vandenpeereboom, als Heuchler hinzuſtellen, und Kerwyn de Lettenhove, ein anderer Kämpe der Ultramontanen, nahm die Gelegenheit wahr zu dem Antrage, bei den Wahlen das franzöſiſche Syſtem an Stelle des belgiſchen zu ſetzen, d. h. man ſolle das Land in Wahlkreiſe von 40000 oder 80000 Einwohner theilen. Dieſes Amendement, das den Zweck hatte, den kleinen, ſo leicht unter die Herrſchaft des Pfarrers zu bringenden Gemeinden mehr Gewicht zu geben und ſo die Chancen der katholiſchen Partei zu vergrößern, wurde mit bedeutender Majorität verworfen. Infolge der neuen Beſtimmung gewann Antwerpen einen Abgeordneten, Brüſſel zwei Abgeordnete und einen Senator, Löwen, Charleroi, Philippeville, Thuin je einen Abgeordneten, Lüttich einen Abgeordneten und einen Senator, Mons einen Senator und die Arrondiſſements Arlon, Marche, Baſtogne zuſammen einen Senator. Nach dieſem Siege brauchte die Regierung und die liberale Partei nicht mehr die nächſten Wahlen zu fürchten; die Majorität war ihnen, wenn keine Zwiſtigkeiten in ihren Reihen ausbrachen, geſichert. Partielle Wahlen, eine Folge des neuen Geſetzes und verſchiedener Vacanzen, fanden denn auch bald, am 13. Juni 1866, ſtatt und brachten die liberale Majorität in den Kammern von 64 auf 72, während ſich dieſelbe Majorität im Senat von 33 auf 37 hob. Der Wahlkampf war vornehmlich in Gent ein ſehr heißer geweſen und der Sieg der liberalen Partei ein glänzender. Die katholiſchen Mitglieder der gemiſchten Deputation dieſes Arrondiſſements wurden ſämmtlich durch Liberale erſetzt.

Dies war die innere Situation, als der König am 13. Nov. die legislative Seſſion von 1866—67 eröffnete. Außerhalb des Landes hatten ſich inzwiſchen gewaltige Dinge zugetragen: die deutſche Kriſis war zum Ausbruch gelangt und hatte, gelenkt durch Preußens mächtigen Arm, mit Einem Schlage die Karte Europas verändert. Belgien würde von derſelben wenig oder gar nicht berührt worden ſein, wenn nicht Napoleon ſeine Handlungsweiſe, die beim Tode Leopold's I. eine correcte geweſen war, plötzlich geändert hätte. Der Krieg in Deutſchland verleitete ihn zu neuen Raubprojecten und führte ihn auf jene krummen Wege, auf denen er von nun an nur Enttäuſchungen und endlich ſeinen Untergang finden ſollte. Der Brief, den er am 11. Juni 1866 im Gewande eines politiſchen Manifeſtes an Drouyn de l'Huys geſchrieben, hatte die belgiſche Diplomatie auf ihre Hut gebracht; dieſes Document verurſachte einen erſten Meinungsaustauſch mit dem Cabinet von Saint-James, dem bald darauf militäriſche Vorſichtsmaßregeln folgten. Nach der Schlacht von Königgrätz nahm die Furcht in Belgien noch mehr zu; die Verhandlungen von Nikolsburg namentlich riefen Gerüchte hervor, die wol dazu geeignet waren, dieſe Aufregung der Geiſter zu vermehren. Es war in der That die Vorrede zu dem Entſchädigungsverlangen, welches die kaiſerliche Regierung am 6. Aug. in Berlin ſtellte: alle Welt weiß heute, was Napoleon forderte. Im Jahre

1866 jedoch glaubte man in Belgien, daß Frankreich nur eine Wiederherstellung der Grenzen von 1814 anstrebte. Selbst diese Zurückforderung rief einen so entschiedenen Widerstand hervor, daß sich die französische Regierung gezwungen sah, im „Moniteur" feierlich zu erklären, sie mache keine Ansprüche auf die alten Festungen Philippeville und Marienburg. Doch dieses Ableugnen, dieses Verneinen war nicht aufrichtig: das am 16. Sept. von Lavalette, der inzwischen wieder das Portefeuille der auswärtigen Geschäfte übernommen hatte, veröffentlichte Rundschreiben formulirte, indem es die in Deutschland vollzogenen Thatsachen anerkannte, zu gleicher Zeit die Theorie der Unterdrückung der kleinen Staaten zum Vortheil der „großen Agglomerationen". Wie das in Frankreich beständig der Fall war, eröffnete die officiöse Presse, als einen Zusatz zum Thema der Regierung, einen wüthenden Krieg von Schmähungen und Verleumdungen der belgischen Institutionen. Belgien jedoch hatte nicht nöthig, den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen: die öffentliche Meinung von ganz Europa, besonders die von England unterzog sich dieser Aufgabe. Diese Ereignisse führten im Monat October, auf Veranlassung des Festes der Unabhängigkeitserklärung Belgiens, den Besuch von nahe an 2000 englischen Freiwilligen in Brüssel herbei. Der Enthusiasmus, den man auf beiden Seiten ohne allen Rückhalt zur Schau trug, die bedeutungsvollen und beziehungsreichen Reden, welche gehalten wurden, namentlich die des englischen Geistlichen Jenkins während des Gottesdienstes auf dem Museumsplatze, die Demonstrationen bei den verschiedenen Bankets und Theatervorstellungen, konnten unmöglich ihren Eindruck in Paris verfehlen und mußten unmittelbar nach den Festlichkeiten eine größere Sicherheit in den äußern Beziehungen Belgiens hervorrufen.

Unter diesem Eindrucke eröffnete, wie wir bereits oben anführten, der König am 13. Nov. die Kammersession von 1866—67. Nachdem er in seiner Thronrede der rührenden Demonstrationen Erwähnung gethan hatte, zu denen seine Rundreise in den patriotischen Provinzen Veranlassung gegeben hatte, betonte der König den ausgezeichneten Stand „der internationalen Beziehungen". „Inmitten der ernsten Ereignisse, welche einen großen Theil Europas beunruhigt haben, ist Belgien", so sagte er, „ruhig geblieben und voller Vertrauen und durchdrungen von seinen Rechten und Pflichten einer Neutralität, welche es, in der Zukunft wie in der Vergangenheit, aufrichtig, loyal und kräftig aufrecht erhalten wird."

Unabhängig von den Arbeiten, welche die beiden Häuser der Legislative noch von früher her zu vollenden hatten, kündigte die Thronrede noch die Vorlage von folgenden Gesetzentwürfen an: Aufhebung der Schuldhaft; Verbesserung der Gesetze über die Präventivhaft und die Auslieferungen; Revision des Militär-Strafgesetzbuchs; Freiheit der Industrie in Gold- und Silbersachen und ein Gesetz über die Flußfischerei. Sicherlich ein schönes Programm, an welchem selbst die erbittertsten Gegner des Cabinets wenig hätten aussetzen können.

„Ich hoffe", so schloß der König seine Thronrede, „daß die belgischen Arbeiter ihre Anstrengungen verdoppeln werden, um einen ehrenwerthen Rang in dem universellen Wettstreite einzunehmen, welchen eine große befreundete Macht sehr bald allen Nationen eröffnen wird. Möge Belgien fortfahren, sich durch eine energische und fruchtbare Thätigkeit, durch seine Achtung vor der Ordnung und eine weise Ausübung seiner Freiheiten hervorzuthun; mögen sich die Elemente seiner Prosperität, welche es in sich trägt, von Tag zu Tag entwickeln unter der Aegide unserer liberalen Gesetze; das ist mein höchster Wunsch und der Gegenstand unserer gemeinsamen Hoffnungen. Um die ihr obliegende Aufgabe auszuführen hat meine Regierung, meine Herren, Ihre loyale und wohlwollende Mitarbeit nöthig; und mögen beim Beginn dieser neuen Herrschaft alle Herzen vereinigt bleiben in der Liebe zum Vaterlande, in der Liebe zu seinen Institutionen."

Dieſer Appell des Königs an die Eintracht und den Patriotismus der Parteien ward in der Debatte über den Adreßentwurf nicht vergeſſen. Derſelbe gab, was ſeit langen Jahren nicht vorgekommen war, keine Veranlaſſung zu irgendwelchen bittern Recriminationen. Die Kammer nahm die Adreſſe nach kurzer, ſich nur auf eine Sitzung ausdehnender Discuſſion am 21. Nov. mit 75 gegen 5 Stimmen an. Die Deputation von Antwerpen aber folgte dem Beiſpiele der eigentlichen Rechten nicht, welche, nachdem ſie ſich dem Adreßentwurf angeſchloſſen hatte, durch einen ihrer Führer erklären ließ, daß ſie ſich, ungeachtet der durch Umſtände herbeigeführten Zuſtimmung, ihre perſönlichen Anſichten über die Politik des Cabinets vorbehalte.

Die Frage der Landesvertheidigung, und als Conſequenz die der Armeeorganiſation, hatten, wie wir ſchon früher gezeigt haben, zu verſchiedenen malen zu langen Debatten in beiden Kammern Veranlaſſung gegeben. Die Ereigniſſe von 1866, auf welche in der Thronrede gleichfalls angeſpielt worden war, und das bereits oben erwähnte Rundſchreiben Lavalette's an die diplomatiſchen Agenten Frankreichs im Auslande, welches in der belgiſchen Preſſe bedeutende Aufregung hervorgerufen hatte, die von competenten Männern über die gänzliche Unzulänglichkeit des belgiſchen Vertheidigungsſyſtems veröffentlichten Broſchüren, kurz alles ſchien zuſammenzuwirken, die militäriſche Frage auf die Tagesordnung zu bringen. Wenn es nun auch begründet war, daß Napoleon um dieſe Zeit durch ſeinen Miniſter des Auswärtigen dem engliſchen Geſandten zu Paris officiell hatte mittheilen laſſen, daß er unter allen Umſtänden die Unabhängigkeit und die Neutralität Belgiens reſpectiren werde, ſo traute man trotz alledem Frankreich und ſeinem Kaiſer nicht.

In Wahrheit hatte der Kriegsminiſter Generallieutenant Chazal zu verſchiedenen malen die Verpflichtung übernommen, dem Geſetzgebenden Körper einen Bericht über die Organiſation der Armee zu unterbreiten, und ſein proviſoriſcher Nachfolger, oder vielmehr damals noch ſein Vertreter während einer Krankheit, der Miniſter des Innern Vandenpeereboom, hatte in der Sitzung des Abgeordnetenhauſes am 9. Febr. 1866 erklärt, daß dieſer Bericht vollendet oder ſeiner Vollendung nahe ſei; doch dieſes Document erblickte niemals das Licht des Tages. Selbſt die Generaldiscuſſion über das Kriegsbudget wurde am 8. März durch zwei Anträge zweier Abgeordneten der Linken, Macar und Couvreur, unterbrochen, von denen der eine die Unterſuchung über die Organiſation der Armee verlangte. Nach der Deponirung des Berichts aber beantragte Couvreur ſeinerſeits, indem er dieſe Idee noch ausdehnte, die Einſetzung einer parlamentariſchen Commiſſion mit der Aufgabe, die Mittel aufzuſuchen, um die Erforderniſſe der nationalen Vertheidigung mit den finanziellen Hülfsquellen in Einklang zu bringen, vor der Präſentation des Documents, von dem wir ſoeben geſprochen haben. Die Kammer verwarf jedoch am nächſten Tage den Antrag Couvreur's mit einer Majorität von 10 Stimmen. Der Macar's war von ſeinem Urheber zurückgezogen worden. Am 10. März ward das Militärbudget mit 47 Stimmen gegen 25 und 12 Stimmverzichtleiſtungen genehmigt.

Die von uns angegebenen Zahlen beweiſen, daß der Einfluß der antimilitäriſchen Fraction ſtieg. Die kurz voraufgegangenen, gleichfalls von uns erwähnten Ereigniſſe konnten ſie nur noch mehr befeſtigen. In dieſer Lage verkündigte am 12. Nov. ein königlicher Erlaß, daß die vom Kriegsminiſter eingereichte Entlaſſung angenommen worden ſei, und am Tage darauf ernannte ein anderer den Generallieutenant Goethals, Adjutanten des Königs, zu ſeinem Nachfolger. Vom 20. Dec. ab veröffentlichte der „Moniteur" einen von dem neuen Kriegsminiſter an den König gerichteten Rapport, dem ein königlicher Erlaß folgte, welcher eine aus 14 höhern Offizieren, 3 Senatoren und 11 Abgeordneten zuſammengeſetzte Commiſſion ernannte, zu dem Zweck der Unterſuchung, ob die beſtehende Organiſation den Anforderungen und Nothwendigkeiten der Landesvertheidigung entſpräche. Dieſe

Commiſſion nahm ihre Arbeiten am 13. Dec. 1866 auf; wir werden ſpäter ſehen, auf welche Weiſe ſie dieſelben vollendete.

Sehr lebhafte Debatten rief in der Abgeordnetenkammer der Entſchluß des Miniſters des Innern hervor, die Schulen für Erwachſene unter das Patronat des katholiſchen Klerus zu ſtellen, wenigſtens in den Gemeinden, welche auf pecuniäre Unterſtützung des Staats Anſpruch zu machen gedächten. Der Miniſter, dem es in ſeiner Fürſorge um die Verbreitung und Erhaltung allgemeiner Schulbildung, um ſogenannte Fortbildungsſchulen zu thun war, hatte dem Könige ein allgemeines Reglement über die Schulen für Erwachſene unterbreitet. Wenn nun dieſe neue Schöpfung an und für ſich einer ausgedehnten Billigung begegnete, ſo war dem nicht ſo mit der Organiſation der Ueberwachung durch den Klerus. Die Kritik der liberalen Preſſe fand im Parlament vielfachen Widerhall. Zwar hob der Miniſter hervor, daß er die neuen Schulen rein und einfach unter das Geſetz von 1842 über den Elementarunterricht geſtellt habe; doch es war nicht ſchwer den Nachweis zu führen, daß dieſes Geſetz durchaus nichts gemein habe mit der neuen Schöpfung. Bei dieſer Gelegenheit ſah man ein merkwürdiges Schauſpiel: die Mitglieder der parlamentariſchen Rechten ſtellten ſich allein auf die Seite des Miniſters des Innern, während die Linke, mit dem Finanzminiſter an der Spitze, Vandenpeereboom bekämpfte. Dieſe nur ganz zufällige Discuſſion mußte ſich, das war klar vorauszuſehen, wiederholen, ſobald die Kammern um die Votirung der von hülfsbedürftigen Gemeinden geforderten Unterſtützungen angegangen wurden.

Auf die Debatte, welche ſich über das am 21. Nov. 1865 vom Abgeordneten Guillery eingebrachte Wahlreformprojeet entſpann, und auf den von der Regierung am 21. Febr. 1866 geſtellten, viel weniger liberalen Gegenantrag, gehen wir nicht weiter ein, da dieſe Discuſſion am 2. Mai 1866 durch die parlamentariſchen Ferien und kurze Zeit darauf, am 26. Mai, durch den Schluß der Seſſion unterbrochen und raſch zu Ende gebracht wurde.

In der ſoeben geſchilderten erſten Kammerſeſſion unter der neuen Herrſchaft dürfen wir zwei andere wichtige Fragen, mit denen ſich die Kammern beſchäftigten, nicht übergehen. Die erſte betrifft die Abſchaffung der Todesſtrafe, welche am 6. Febr. 1866 im Senat, bei Gelegenheit der Reviſion des Strafgeſetzbuches, von dem Senator Forgeur, einem der beredteſten Befürworter derſelben, beantragt wurde. Gleich ihm ſprach der Juſtizminiſter Bara mit feurigen Worten für dieſe Reform, und ſuchte namentlich die von ſeinem Amtsvorgänger gegen dieſelbe vorgebrachten Argumente zu widerlegen. Doch ungeachtet dieſer doppelten Unterſtützung ward der Antrag am 8. Febr. durch 33 Stimmen von 48 — alſo mit Entſchiedenheit — verworfen.

Die zweite Frage von Wichtigkeit, deren wir noch zu gedenken haben, iſt die von Holland projectirte Abdämmung des öſtlichen Arms der Schelde, eine Frage, welche die verſchiedenen belgiſchen Cabinete vom Augenblick ihres Entſtehens an beſtändig ernſtlich beſchäftigte. Dieſe Beſchäftigung manifeſtirte ſich in wiederholten Erklärungen der Regierung an die Kammern ſeit dem Jahre 1864. Der Urſprung des holländiſchen Projects reicht bis zum erſten franzöſiſchen Kaiſerreiche hinauf. Es beſteht thatſächlich darin, die Inſeln Walcheren (mit dem Fort Fleſſingen) und Südbeveland vermittels zweier die Fahrwaſſer Sloe und Ooſterſchelde durchſchneidenden Dämme mit dem übrigen Territorium von Holland zu verbinden, um einen Durchgang für die Eiſenbahn zu ſchaffen, welche dazu beſtimmt war, dieſe Gegenden in directe Verbindung mit dem Eiſenbahnnetz von Holland und Deutſchland zu ſetzen. Der erſte Proteſt Belgiens ward am 28. Febr. 1846 erhoben. Zu dieſer Zeit glaubte Belgien ein Recht der Mitſouveränetät behaupten zu können. Im Jahre 1866 aber handelte es ſich nur um die Frage, zu wiſſen, ob die

Abdämmung des östlichen Arms der Schelde mit der Westschelde stromabwärts vom Fort Bath Schaden bringe. Eine gemischte Commission von belgischen und holländischen Ingenieuren löste im September sämmtliche Streitpunkte einstimmig zu Gunsten Hollands. Nichtsdestoweniger wurden auf die Bitte von Belgien noch drei andere, von England, Preußen und Frankreich ernannte Ingenieure berufen, um die Einzelheiten der Angelegenheit einer weitern Prüfung zu unterziehen. Die drei Großmächte erfüllten das Ansuchen Belgiens mit der ausdrücklichen Bedingung: daß jeder der Ingenieure einen abgesonderten Rapport zu machen habe, ohne sich mit seinen Collegen als eine Staatencommission zu constituiren, um auf diese Weise die drei Rapporte zu einfachen Gutachten zu machen, welche den Zweck hätten die interessirten Parteien aufzuklären. Dieser Entschluß war ein correcter, denn unmöglich konnte man einer Vereinigung von Ingenieuren den Charakter einer mit einem politischen Mandat betrauten internationalen Commission beilegen, deren Entscheidungen nöthigenfalls als ein Schiedsrichterspruch angerufen werden könnten. Die drei fremden Ingenieure: Hartley (England), Hagen (Preußen) und Goslin (Frankreich), begaben sich sofort an Ort und Stelle, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob die von Holland projectirten Arbeiten wirklich der Schiffbarkeit der Ostschelde schadeten. Mit Ausnahme des englischen Sachverständigen waren die Rapporte den Muthmaßungen Belgiens ungünstig. Die Zukunft hat bewiesen, daß Hagen und Goslin recht hatten, denn kaum drei Monate nach Beendigung der Abdämmungsarbeiten seitens Hollands verkündigte schon der „Moniteur universel" (31. Oct. 1867), daß, weit entfernt, der Schiffbarkeit des Flusses zu schaden, die neue Anlage im Gegentheil in dem Laufe der Schelde eine Neigung hervorgerufen habe, sich ein neues Fahrwasser zu bilden, das die vielen Umwege, welche die Schiffe zwischen Antwerpen und dem Meere zu machen hätten, vermindere.

Am 11. Juni 1867 fand die Erneuerung der Mandate einer Hälfte der Mitglieder des Senats statt. Verschiedene Umstände verliehen dieser Abstimmung eine ganz besondere Wichtigkeit. Man sollte jetzt zum ersten mal Zeuge werden, ob Antwerpen, seit seinem Zerwürfniß mit der Regierung über die Befestigungsfrage, noch immer liberale Deputirte in die Erste Kammer senden würde. Außerdem beschäftigten sich die Gemüther vielfach mit den möglichen Resultaten der Coalition, welche sich in mehrern Wahlkreisen zwischen regierungsfeindlichen Liberalen und der katholischen Partei gebildet hatte. Doch die Wahlen riefen im Schoße des Senats einen viel geringern Wechsel hervor, als man gefürchtet hatte, und zwar weil die liberale Majorität in dieser Versammlung nur drei Stimmen einbüßte.

Die Kammersession ward am 22. Oct. 1867 ohne Thronrede eröffnet. Der erste Theil derselben ward der Discussion der verschiedenen Budgets gewidmet sowie den Gesetzvorlagen betreffs der Reorganisation des Rechtswesens, der Freiheit der Courtage und der Handelsfreiheit in Gold- und Silberwaaren. Sämmtliche Vorlagen wurden angenommen und von beiden Kammern ratificirt. In die Debatten über die gedachten Vorlagen, welche an sich ziemlich uninteressant waren, mischten sich drei internationale Fragen, deren Berathung eigentlich zu gar keinem Resultat führte, und deshalb viel besser ganz unberührt geblieben und in Händen der Executivgewalt gelassen worden wäre.

Die erste drehte sich um die Absicht der französischen Regierung, eine Conferenz zur Lösung der römischen Frage zu berufen. Einer der Wortführer der Rechten hatte die Prüfung des Budgets des Ministeriums der Auswärtigen dazu benutzt, das Cabinet zu überreden, die ihm vom Tuileriencabinet zugesandte Einladung anzunehmen. Verschiedene politische Freunde der Regierung waren dagegen der Ansicht, daß die Frage der weltlichen Macht des Papstes entweder eine politische oder eine religiöse Frage sei; in keinem der beiden Fälle könne ein neutrales Land wie Belgien, in welchem der Staat von der Kirche

geſchieden ſei, an einem ſolchen Areopag theilnehmen. Eine andere internationale Frage, welche bei dieſer Gelegenheit zur Sprache kam, war die Mexicos; verſchiedene Deputirte hatten in der Bildung einer mexicaniſchen Legion für den Kaiſer Maximilian, der bekanntlich die Schweſter Leopold's II. zur Frau hatte, eine Einmiſchung in die Angelegenheiten jenes Landes ſehen wollen. Der dritte Gegenſtand betraf die Schelde; wir haben bereits weiter oben geſehen, welchen Ausgang dieſe Angelegenheit nahm. In den letzten Tagen des Monats Auguſt waren plötzlich Gerüchte aufgetaucht über bedeutende Modificationen in der Zuſammenſetzung des Miniſteriums. Dieſe Gerüchte waren durchaus keine falſchen. Sämmtliche Miniſter hatten ihre Porteſeuilles zur Dispoſition des Königs geſtellt; doch erſt am 4. Jan. 1868 brachte der „Moniteur" öffentliche Aufklärungen, indem er eine Reihe königlicher Erlaſſe veröffentlichte, denen zufolge die Entlaſſungsgeſuche von Rogier, Miniſter der Auswärtigen, von Vandenpeereboom, Miniſter des Innern, und Goethals, Kriegsminiſter, angenommen waren. Vanderſtichelen, bisher Miniſter der öffentlichen Arbeiten, erſetzte den erſtern; der Abgeordnete in der Zweiten Kammer, Pirmez, erhielt das Porteſeuille Vandenpeereboom's; Jamar, ein anderer hervorragender Abgeordneter der liberalen Majorität, ward Miniſter der öffentlichen Arbeiten, und Generallieutenant Renard übernahm das Kriegsminiſterium. Ein unmittelbar darauf erlaſſenes königliches Decret ernannte Rogier und Vandenpeereboom zu Staatsminiſtern. Dieſe Modificationen wurden mit großem Misfallen aufgenommen. Die liberale Preſſe war faſt ohne Ausnahme der Anſicht, daß ihre Partei bei dieſem Wechſel mehr verloren als gewonnen habe. Die Organe der katholiſchen Partei dagegen behaupteten, daß die neuen Miniſter mehr als je „eine antikatholiſche Politik" zu ihrem Loſungswort gemacht hätten. Mit Ungeduld erwartete man deshalb die Eröffnung der Seſſion, um das Programm der Miniſter kennen zu lernen. Sie fand am 14. Jan. 1868 ſtatt. Doch ehe wir näher auf dieſe wichtige Seſſion eingehen, müſſen wir uns mit der auswärtigen Politik Belgiens auf einen Augenblick beſchäftigen.

Wir haben geſehen, auf welche Weiſe die habſüchtigen und hinterliſtigen Abſichten Napoleon's auf die Unabhängigkeit Belgiens im Jahre 1866, nach dem Kriege in Deutſchland, zu Schanden geworden waren. Das erbärmliche Ende dieſes ſeines diplomatiſchen Feldzuges entmuthigte ihn, warnte ihn aber nicht. Seine erſchütterte Macht, ſein compromittirter Ruf und Glanz, trieben ihn bald zu neuen Abenteuern. Im Anfange des Jahres 1867 trat er mit dem Könige von Holland wegen Abtretung des Großherzogthums Luxemburg in Unterhandlung. Preußen, wie wir wiſſen, ſetzte dieſem heimtückiſchen Acte ein kategoriſches Nein entgegen und appellirte an die Mächte, welche den Vertrag von 1839 unterzeichnet hatten. Dies hieß ganz Europa mit in den Streit ziehen. Belgien, im Princip der ganzen Angelegenheit fremd, ward im Monat April durch die Staatskünſteleien des öſterreichiſchen Staatskanzlers Beuſt in dieſelbe verwickelt. Eine durch ihn den drei neutralen Mächten gemachte Eröffnung lief darauf hinaus, Luxemburg an Belgien abzutreten, welches ſeinerſeits alsdann an Frankreich die Cantone überlaſſen ſollte, die demſelben 1814 abgenommen worden waren. Eine ſolche, um milde zu ſprechen, unehrliche Combination konnte und durfte das Cabinet von Brüſſel nicht annehmen; es wies dieſelbe entſchieden von ſich, und fand in dieſem ſeinem Widerſtande auch ſofort Unterſtützung. Frankreich ſelbſt hielt es bald für angezeigt, jede Abſicht auf Vergrößerung zu desavouiren, indem es auf die Erwerbung des Großherzogthums verzichtete, beſchränkte es ſeine Forderungen auf die Zurückziehung der preußiſchen Garniſon aus der Feſtung Luxemburg. Dieſe Situation jedoch ließ die Hauptfrage ungelöſt und man dachte nun einen Augenblick daran, Luxemburg an Belgien gegen eine Geldentſchädigung zurückzugeben und es ſo unter eine erprobte und garantirte Neutralität zu ſtellen.

Jedoch dieſe Idee, nur ganz allgemein in Anregung gebracht, verblieb im Zuſtande des Embryo; eine andere gleichfalls von Beuſt empfohlene Combination, nämlich die mit einer Neutralität verbundene Autonomie, erhielt die Zuſtimmung der Mächte. Eine Conferenz, an der auch Belgien theilnahm, vereinigte ſich in London und erledigte dieſe Schwierigkeit in dem von Beuſt angedeuteten Sinne durch den Vertrag vom 11. Mai 1867.

Doch wir wenden uns zurück zu den innern Angelegenheiten des Landes.

Wir ſagten, daß die mit Ungeduld von ganz Belgien erwartete Eröffnung der Kammer am 14. Jan. 1868 ſtattgefunden habe. Frère-Orban, der Finanzminiſter und Chef des Cabinets, ergriff alsbald das Wort, um die Modificationen zu erklären, welche die Zuſammenſetzung des Miniſteriums erlitten hatte. Er hob in ſeiner Rede im großen Ganzen folgende Punkte hervor: Die Frage des Unterrichtes der Erwachſenen ſei ein erſtes Hinderniß der Uebereinſtimmung des Cabinets geweſen. Das Epiſkopat, mit Ausnahme eines einzigen ſeiner Mitglieder, habe ein völliges Schweigen beobachtet oder ſeine Mitwirkung an dieſem Theil des öffentlichen Unterrichtes von ganz und gar unannehmbaren Bedingungen abhängig gemacht, als man es aufgefordert habe, dem neuen Reglement ſeine Zuſtimmung zu ertheilen. Vandenpeereboom habe nichtsdeſtoweniger jede Modification verweigert. Er habe ſich deshalb zurückgezogen, um Pirmez Platz zu machen, der, in Uebereinſtimmung mit dem Chef des Cabinets, ganz der Anſicht ſei, daß die Fortbildungsſchulen nicht unter die Anwendung des organiſchen Geſetzes über den Elementarunterricht fielen. Was den Kriegsminiſter anbetreffe, ſo habe er es vorgezogen, lieber ſein Portefeuille niederzulegen, als den Modificationen zuzuſtimmen, welche der Centralausſchuß der Kammer ſeinen militäriſchen Projecten aufzwingen wolle. Der Chef des Cabinets ſchloß ſeine Rede mit der Verſicherung, daß keine Modification auch nur irgendetwas an der Politik des Miniſteriums ändern könne. Dieſen Erklärungen folgten aufregende Debatten, welche mehrere Tage hindurch dauerten und in denen die Frage der Landesvertheidigung einen hervorragenden Platz einnahm. Das Cabinet verſprach wichtige Conceſſionen. Es gewährte der Bevölkerung Antwerpens die Schleifung einer der Citadellen und der innern Forts einer andern, gegen die Erbauung zweier neuer Forts auf dem linken Ufer der Schelde, was der Armee erlauben würde, auf beiden Ufern zu operiren und außerdem auch die Abtragung der Citadelle von Gent ermöglichte.

Dieſe letztere Mittheilung, ſowie die bald darauf folgenden Kammerberathungen zwingen uns, noch einen kurzen Blick nach rückwärts auf die Geſchichte der militäriſchen Streitfragen zu werfen. Wir haben geſehen, daß am 20. Dec. 1866 ein königlicher Erlaß eine Commiſſion zur Prüfung der Armeeorganiſationsfrage und der Landesvertheidigung eingeſetzt hatte. Im Laufe des Jahres 1867 veröffentlichte ſie ihren Rapport, der, vom militäriſchen Standpunkt aus betrachtet, eine höchſt bemerkenswerthe Arbeit war. Er beantragte namentlich die Reorganiſation der Cadres, eine Armee von 100000 Mann, ein jährliches Contingent von 13000 Rekruten, von denen 2000 für die Reſervebataillone zu beſtimmen ſeien; eine Dienſtzeit von $2^1/_2$ Jahren für die gewöhnlichen Milizen, von ſieben Monaten in mehrern Perioden für diejenigen, welche den Reſervebataillonen angehörten; Aufhebung des Loskaufes und der Stellvertretung; Möglichkeit für die dienſtpflichtigen jungen Leute, ſich durch Loſen vom Dienſt zu befreien u. ſ. w. Die Regierung ſchloß ſich nur einem Theile der Anträge der Commiſſion an. Da die Kammern bereits das Contingent für 1868 auf 100000 Mann feſtgeſtellt hatten, ſo beſchloß die Regierung nur eine Vermehrung von 2000 Mann für das laufende Jahr; zu gleicher Zeit ſchlug ſie vor, die wirkliche Dauer der Dienſtzeit auf 24 Monate zu erhöhen. Dieſe neuen geſetzlichen Dispoſitionen waren hauptſächlich dazu beſtimmt, eine Armee von 100000 Mann auf dem Kriegsfuße zu erhalten und ihre ſchnelle Mobilmachung zu ermöglichen.

Ueber dieſe verſchiedenen Fragen erhoben ſich vom 21. Jan. 1868 ab in der Abgeordnetenkammer ernſtliche Debatten. Die Generaldiscuſſion allein dauerte einen ganzen Monat und zwar infolge der vielfachen Syſteme, welche von den verſchiedenen Fractionen der Oppoſition aufgeſtellt und hartnäckig verfochten wurden. Da ſah man eine nach der andern, die preußiſche und die ſchweizeriſche Militärorganiſation, die Abſchaffung des Loſens, welche Einrichtung durch eine allgemeine Verpflichtung, an der Vertheidigung des Landes theilzunehmen, erſetzt werden ſollte u. ſ. w., Revue paſſiren; und dies alles von vielfachen Zwiſchenfällen durchwoben, von denen einer vor allen die Preſſe lange Zeit beſchäftigte. Es handelte ſich nämlich darum, zu erfahren, ob die franzöſiſche Regierung im Jahre 1840 Belgien, während der orientaliſchen Verwickelungen, officiell aufgefordert habe oder nicht, Maßregeln zu einer wirkſamen Vertheidigung ſeiner Neutralität zu ergreifen. Die belgiſche Regierung, Lavalée, der Verfaſſer der Broſchüre „Les Frontières de la France", und die belgiſchen Hiſtoriker Thoniſſen und Juſte bejahten dies, während Thiers, der Chef des franzöſiſchen Cabinets im Jahre 1840, dies entſchieden in Abrede ſtellte.

Jedoch die Erklärung des Cabinets am 11. März, aus der Verwerfung ſeiner Vorſchläge eine Cabinetsfrage zu machen, vereinfachte die Berathungen außerordentlich. Zwei Tage darauf nahm die Zweite Kammer mit 68 gegen 43 Stimmen das Geſetz über die Stärke des normalen Contingents an und mit 66 gegen 35 Stimmen das über die Eintheilungen des Contingents. Das Geſetz über die Militärorganiſaton wurde gleichfalls ohne Zögern mit 87 gegen 21 Stimmen angenommen. Das Kriegsbudget, deſſen Discuſſion vorbehalten worden war, ward am 17. März faſt einſtimmig genehmigt. Im Laufe des folgenden Monats wurden dieſe ſämmtlichen Geſetze einſtimmig vom Senat ratificirt.

Während der Berathungen über die Reconſtitution des Cabinets war die Discuſſion über den Unterricht der Erwachſenen bis zur Prüfung des Budgets des Innern von 1868 aufgeſchoben worden. Jetzt war dieſer Gegenſtand wiederum aufs Tapet gekommen, obgleich man ſich ſehr wohl hätte ſagen können, daß dieſe neue Discuſſion eine wirkliche Löſung nicht herbeiführen würde. Und in der That diente ſie auch nur dazu, dem Chef des Cabinets die Veranlaſſung zu der Erklärung zu geben, daß der dogmatiſche Unterricht eines Tages von dem wiſſenſchaftlichen getrennt werden ſolle. Was aber den Unterricht der Erwachſenen betreffe, ſo habe das Miniſterium beſchloſſen, in Zukunft den Gemeinden die Fähigkeit zu gewähren, den Klerus in den für dieſen Zweig des öffentlichen Unterrichts beſtimmten Anſtalten zuzulaſſen. Schließlich ward das Budget des Innern von der Zweiten Kammer am 7. Mai mit 88 gegen 7, und vom Senat am 27. Mai mit 38 gegen 2 Stimmen angenommen. Der Schluß der Seſſion fand am 29. Mai 1868 ſtatt.

Die Beziehungen Belgiens zu den andern Mächten waren um dieſe Zeit, nachdem die luxemburgiſche Frage vom politiſchen Horizont verſchwunden war, ganz vorzügliche. Nachdem König Leopold II. am 25. April 1867 zu Berlin der Hochzeitsfeier ſeines Bruders, des Herzogs von Flandern mit der Prinzeſſin Marie von Hohenzollern-Sigmaringen, beigewohnt hatte, begab er ſich zu einem Beſuche an den Hof der Tuilerien während der pariſer Weltausſtellung. Kurze Zeit darauf kehrte er dahin zurück, diesmal aber begleitet von der Königin. Die Beziehungen zu England, noch enger geknüpft durch den von uns erwähnten Beſuch der engliſchen Freiwilligen zu Brüſſel, wurden auf beiden Seiten durch den intimen Verkehr der Höfe von Saint-James und Brüſſel und durch die freundſchaftlichen Sympathien der Preſſe in beiden Ländern zu einem wahren Freundſchaftsbündniß ausgebildet.

Wenn nun auch das Jahr 1867 in dem Schoſe der königlichen Familie Belgiens Glück und Heiterkeit verbreitete, ſo ward dieſelbe doch im nächſten von einem doppelt

harten Schlage betroffen. Die Nachricht von der Erſchießung des Kaiſers Maximilian von Mexico gab der Geiſteskrankheit, von der die einzige Schweſter des Königs, die unglückliche Kaiſerin Charlotte, ſeit ihrer Rückkehr aus Mexico Ende 1866, betroffen war, einen noch unheimlichern Charakter. Länger bei dieſem tragiſchen Ereigniß zu verweilen, deſſen Hauptanſtifter heute nicht mehr unter den Lebenden weilt, würde ebenſo überflüſſig wie unangebracht ſein.

Wir gelangen jetzt zu der für Belgien in vieler Hinſicht ereignißvollen und wichtigen parlamentariſchen Periode von 1868—69. Eingeleitet wurde dieſelbe am 8. Juni 1868 durch die Wahlen von 22 Diſtricten des Landes zur Erneuerung der Hälfte der Deputirtenkammer. Wie ſeit 1857, ſeit dem Antritt des liberalen Miniſteriums, ſo ſtanden auch diesmal die liberalen Wähler, wenigſtens die große Mehrheit derſelben, feſt zuſammen und machten dadurch die Chancen der Gegenpartei von vornherein zu ſehr zweifelhaften. Auch die Mitglieder des Miniſteriums thaten das Ihrige, um der liberalen Partei den Sieg zu ſichern. Wie im Jahre 1857 und 1864, traten ſie öffentlich auf, um dem Lande die Abſichten und Plane der katholiſchen Partei klar zu machen und vor denſelben zu warnen. Es war namentlich der beredte Miniſter des Innern, Pirmez, der ſich dieſer Aufgabe mit dem größten Erfolge unterzog. Die Wahlcampagne ward von ihm zu Charleroi eröffnet mit einer feurigen Rede, in der er den Wählern zurief: „Wißt ihr, welche Meinung in der katholiſchen Partei die herrſchende iſt? Es iſt die der «Civiltà cattolica», des «Univers». Hr. Veuillot herrſcht als Meiſter, und es handelt ſich einfach darum, zu wiſſen, ob ihr ſeine Doctrinen, welche die Verdammung der Welt ſind, annehmen wollt. Wenn ihr ſie zu den euern machen wollt, dann habe ich nichts weiter zu ſagen, doch wenn ihr ſie verwerft, dann kämpft mit uns.“ Der Juſtizminiſter Bara erhob ſich zu Tournay gegen die Uebergriffe des Klerus, der Klöſter und der Jeſuiten. Nach ihm erklärte ſich der Miniſter der Auswärtigen, Vanderſtichelen, zu Gent gegen die von der katholiſchen Partei im Jahre 1842 durchgeſetzten ſchutzzöllneriſchen Geſetze. Dieſem von den Miniſtern gegebenen Beiſpiele folgten die liberalen Candidaten faſt überall: mit Ausdauer und Muth traten ſie in ihren Wahlkreiſen gegen die immer gefährlicher für Belgien werdende Macht der vom Vatican aus gelenkten klerikalen Partei auf. Und der Sieg krönte ihre Anſtrengungen. Doch mächtig zu dieſem Siege half ein Ereigniß mit, das ein grelles Schlaglicht auf die von der katholiſchen Partei zur Erreichung ihrer Zwecke ins Werk geſetzten Hebel wirft. Wir meinen den Beginn des Zuſammenſturzes der von dem bekannten Schwindler Lagrand-Dumonceau in Belgien gegründeten Creditinſtitute.

Zu lehrreich für unſere Zeit iſt die Geſchichte dieſes unerhörten Schwindelgeſchäftes, als daß wir es uns verſagen könnten, dieſelbe in kurzen Zügen hier wiederzugeben. Der Zweck deſſelben war nichts anderes, als das flüſſige Kapital des Landes zu den Zwecken der katholiſchen Partei zu verwenden und die Häupter derſelben zu Millionären zu machen. Das Schwindelgeſchäft war ebenſowol auf großen Gewinn gerichtet wie auf die Zerſtörung der liberalen Partei durch materielle Intereſſen und auf den Sturz des verhaßten Miniſteriums Frère-Orban, da dieſes den Geſellſchaften Langrand, namentlich aber der Belgiſchen Hypothekenbank das Beneficium der Anonymität verweigert hatte. Die Wuth des Schwindlers und ſeiner Helfershelfer brach denn auch bei verſchiedenen Gelegenheiten in hellen Flammen aus: zur Erreichung ihres Zweckes, Frère-Orban von der Leitung der Geſchäfte zu verdrängen, ſchreckten ſie ſelbſt nicht vor den größten Geldopfern zurück.

Schon im Jahre 1859 gründeten Langrand-Dumonceau, Dechamps, Rothomb, Dedecker und der Mephiſtopheles der katholiſchen Partei, Mercier, welche ſich bereits längere Zeit mit Landſchacher abgegeben hatten, zu Brüſſel ein katholiſches und internationales

Journal unter dem Titel „L'Universel", das ihrer Anſicht nach im Innern des Landes dem gemäßigt katholiſchen „Journal de Bruxelles" und im Auslande der „Indépendance belge" eine ſtarke Concurrenz machen ſollte. Sie hatten ſich in chimäriſchen Hoffnungen über den Einfluß und den Erfolg ihres Organs gewiegt. Aufs äußerſte erzürnt und gewaltig in ſeiner Eigenliebe verwundet, griff der Redacteur des „Journal de Bruxelles", Paul Neef, ſeine politiſchen Glaubensgenoſſen aufs heftigſte an und beehrte ſie mehr als einmal mit dem Ehrentitel „Bauernſchinder". Da Paul Neef durch längere Praxis das Schimpfen beſſer gelernt hatte als ſeine ein und derſelben Partei angehörenden Concurrenten, ſo untergrub das „Journal de Bruxelles" in kurzer Zeit den Ruf des „Universel"; dieſer erreichte weder Erfolg noch Einfluß, und ſeine Gründer ſahen ſich bald gezwungen, denſelben wieder eingehen zu laſſen.

Nach dem Eingehen des „Universel" hofften Langrand und Genoſſen eine Verſöhnung mit der Regierung anbahnen zu können, doch dieſe blieb feſt, indem ſie nach wie vor das Beneficium der Anonymität verweigerte. Als alle Anſtrengungen, ſich daſſelbe zu verſchaffen, geſcheitert waren, nahm der ſchlaue Langrand die engliſchen Geſetze zu Hülfe und gründete den International, eine Geſellſchaft mit beſchränkter Verantwortlichkeit, d. h. die gründenden Adminiſtratoren waren nur für ihre perſönlichen Zeichnungen verantwortlich.

Was dieſe Speculanten einfach wünſchten, war, ſich ohne Verantwortlichkeit mit dem Kapital der Actionäre in gewagte finanzielle Unternehmungen einzulaſſen. Sehen wir uns dieſelben einmal ein wenig näher an.

Der Stifter und Gründer derſelben war von Anfang an der am 5. Dec. 1826 in der kleinen Dorfſchenke In den Brand van Mechelen zu Voſſem, etwa 17 Kilometer von Brüſſel, geborene André Langrand, der, nachdem er in Algerien in der franzöſiſchen Fremdenlegion gedient, von einem Verwandten nach ſeiner Rückkehr in die Heimat unterſtützt und ſpäter in einem Handelshauſe untergebracht wurde. Mit ſcharfem Verſtande begabt, beobachtete er viel und ſuchte alle finanziellen Syſteme, alle Combinationen in Belgien, Frankreich und England kennen zu lernen. Nachdem er einige Zeit in Paris conditionirt hatte, kam er nach Brüſſel als einfacher Agent der franzöſiſchen Lebensverſicherung La Concorde. Im Jahre 1847 verheirathete er ſich mit Roſalie Dumonceau, der Tochter eines brüſſeler Gewürzkrämers; die vier aus dieſer Ehe hervorgegangen Söhne haben ihre Erziehung als Alumnen in den Anſtalten der Jeſuiten zu Brüſſel genoſſen.

Im Jahre 1854 brach eine neue Phaſe in ſeinem Leben an: er entwarf und führte zu Brüſſel den Plan der Gründung einer Lebensverſicherung nach engliſchem Muſter aus. Er ging zu den Kapitaliſten, ſetzte ihnen ſeine Entwürfe auseinander und ſpiegelte ihnen die glänzendſten Ausſichten vor. Nach vielen vergeblichen Anſtrengungen gelang es ihm endlich, einige Actionäre zu gewinnen. Doch das war nicht genügend: er brauchte Kapitalien und moraliſche Unterſtützung! Nicht eine bekannte und einflußreiche Perſönlichkeit wollte ſich dazu hergeben, an die Spitze des Unternehmens zu treten; André Langrand flößte kein Vertrauen ein. Trotz alledem beharrte er in ſeinem Entſchluß und ſuchte in ſeinem Geiſte nach einem Auskunftsmittel. Nach reiflicher Ueberlegung wagte er ſich an den nun geſtorbenen brüſſeler Bankier Trumper. Dieſer, der ſpäter durch Unglücksfälle ins größte Elend gerieth und in dieſem von dem dankbaren, rechtgläubigen Langrand, dem er aufgeholfen hatte, ohne Hülfe gelaſſen wurde, verſprach ihm ſeinen Beiſtand und brachte ſämmtliche noch nicht verkaufte Actien der Geſellſchaft Les Rentiers unis unter. Noch mehr, Trumper eröffnete Langrand einen Baarcredit von 50000 Frs., der ihn in den Stand ſetzte, ſeine Operationen zu beginnen. Die Lebensverſicherung der Rentiers unis trat alſo nun unter der Leitung Langrand's, dank der kräftigen Hülfe Trumper's, ins Leben und gedieh.

Von jetzt an standen die Chancen entschieden günstig für André Langrand-Dumonceau. Er bereitete sich in Belgien auf 15 Jahre lang ein wahres Bett von Rosen, ohne die geringste Ahnung von den Dornen des Jahres 1868.

Der Zufall wollte es, daß der junge, schöne, elegante Langrand in der Gesellschaft von einer charmanten und sehr gefälligen Persönlichkeit, der Frau Mercier, bemerkt wurde. Gar bald bildete sich zwischen beiden eine gewisse Liaison aus; Frau Mercier, welche die Kraft und das Genie Langrand's zu würdigen wußte, brachte ihren Gemahl dahin, ihm gleichfalls wohlwollend zu sein. Mercier, ebenfalls ein schlauer Kopf, ward schnell inne, daß mit Langrand etwas zu machen und zu verdienen sei. Letzterer hatte bisher nicht das Glück gehabt, in seinen Unternehmungen durch einen so gewandten Financier und einen so nützlichen Rathgeber unterstützt zu sein, wie es Mercier war. Dieser ward von nun an der wahre Steuermann des Schiffes, das Langrand als Kapitän befehligte. Nichts ward unternommen ohne Mercier's Rath und Zustimmung; ja, letzterer ward recht eigentlich die Seele sämmtlicher finanzieller Unternehmungen, welche nach und nach in Brüssel gegründet wurden. Um den Finanzinstituten eine bessere Folie zu geben und um mehr öffentliches Vertrauen zu gewinnen, wurden ehemalige Minister, wie Rothomb, Dumon, Dechamps, Dedecker, sowie Senatoren, Adeliche und andere einflußreiche Persönlichkeiten durch hohe Gehälter angelockt, als Mitglieder in den Verwaltungsräthen zu fungiren. Mercier war der Anwerber von Persönlichkeiten, die durch ihren Namen und ihre sociale Stellung Einfluß übten. Wir müssen auch ihn kennen lernen, um klar zu sehen, welcher Subjecte sich die katholische Partei in Belgien bediente und noch bedient.

Eduard Joseph Mercier, der Sohn eines Feldmessers, war 1799 geboren. Obgleich der Vater nicht reich war, so gab er seinem Sohne doch eine höhere Erziehung. Nachdem der junge Mercier einige Jahre bei der Provinzialregierung von Brabant eine Stellung als Schreiber bekleidet hatte, setzte er den Fuß auf die erste Sprosse der Glücksleiter und stieg schnell zum Controleur in der Verwaltung der directen Steuern, der Douane und der Accise auf. Als solcher machte er die Bekanntschaft der Tochter des Steuereinnehmers und Gemeinderaths Van Merstraeten in Brüssel, und diese reiche Heirath erlaubte es ihm, einen gewissen Rang in der Gesellschaft einzunehmen.

Die Revolution von 1830 machte Mercier zuerst zum Inspector und dann zum Director in der Finanzverwaltung. In dieser Stellung wuchs sein Ehrgeiz, der bald keine Grenzen mehr kannte. Nachdem er von der katholischen Partei, der er sich, als der damals mächtigsten im Lande, klüglicherweise angeschlossen hatte, zum Abgeordneten von Nivelles gewählt war, trat er 1840 als Finanzminister ins Cabinet. Dies war die rechte Stellung für seine Habsucht und seinen Ehrgeiz, und mit der ihm eigenen Geschicklichkeit wußte er sie auszunutzen. Nicht blos daß er seinen eigenen Seckel füllte, nein, er machte auch seine ganze Familie zu reichen Leuten und versorgte seine ganze Sippe bis ins vierte und fünfte Glied mit Anstellungen. Niemals zuvor hatte man in Belgien einen ähnlichen Nepotismus gesehen als unter diesem frommen, katholischen Finanzminister. Die Dinge wurden jedoch zu arg, und man sah sich nach einem Jahre gezwungen, den Hrn. Mercier zu entfernen. Hierüber erzürnt, warf er sich kopfüber in die Opposition und that der katholischen Partei allen nur erdenklichen Schaden. Von der Tribüne des Abgeordnetenhauses herab deckte er alle betrügerischen Manöver der Rückschrittspartei auf und ging sogar so weit, dem Minister Alphonse Rothomb zuzurufen: „Man glaubt weder an Ihre Unparteilichkeit noch an Ihre Unabhängigkeit."

Mercier hatte es verstanden, sich bei der liberalen Partei einzuschleichen und Kenntniß zu nehmen von den zum Sturze des Ministeriums Rothomb angelegten Planen; doch eines schönen Tages ließ er sich von dem bedrohten Minister bekehren, ging zum Feinde über und lieferte den Feldzugsplan der Liberalen aus. Als Belohnung für diese würdige That

ward er zum Commandeur des Leopoldordens und am 16. April 1843 abermals zum Finanzminiſter gemacht. Als das Miniſterium Rothomb nach den Wahlen im Spätſommer 1843 fiel, mußte Mercier ſich ebenfalls von ſeinem einträglichen Poſten zurückziehen. Hierauf ging er, nachdem er noch mit dem Grafentitel geſchmückt worden war, als Geſandter nach dem Haag. Weiter brauchen wir zu unſerm Zweck die Laufbahn dieſes Mannes, von der die Chronique scandaleuse Belgiens noch viel mehr zu berichten weiß, nicht zu verfolgen; es iſt genug für uns, zu wiſſen, daß er Langrand von Anfang an ſeinen Rath und ſeine Unterſtützung lieh und ſich aufs engſte mit ihm verband.

Nach dieſen kurzen biographiſchen Notizen der beiden Hauptheldeu in dem katholiſchen Finanzdrama Belgiens kehren wir wieder zur Schilderung der Unternehmungen zurück.

Wir ſagten bereits, daß Langrand, den man mit Fug und Recht den Law Belgiens nennen kann, in Gemeinſchaft mit Mereier und andern frommen Kumpanen die Geſellſchaft mit begrenzter Haftpflicht, L'International, gegründet hatte. Da dieſem Unternehmen reichliche Kapitalien zufloſſen, ſo organiſirte er in aller Stille in Oeſterreich die Vindobona, eine Geſellſchaft zum Ankauf von Ländereien. Bei dieſer wie bei der erſtgenannten Gründung hatte er eine doppelte Idee im Auge. Die erſte beſtand darin, in Belgien Kapitalien zu borgen, welche dort reichlich und billig ſind, und ſie in Ungarn zum Ankauf von Domänen und Hypotheken zu verwenden, welche bedeutende Zinſen abzuwerfen verſprachen, da das Kapital in jenem Lande gering iſt. Die zweite Idee war noch ſinnreicher, aber von einer ſo verwickelten Art und ſo gefährlich, daß es nöthig iſt, ſie zu erklären. Auf dem katholiſchen Congreß zu Mecheln im Jahre 1863 hatte ſich ein frommer, von den Führern der katholiſchen Partei inſpirirter Redner alſo vernehmen laſſen: „Das Kapital iſt heute ein heidniſches und barbariſches; man muß es unter das Geſetz der Kirche ſtellen. Wie die Sigambern muß man es zur Taufe rufen. Es iſt Zeit, daß das Kapital chriſtlich gemacht werde.“ Dies war die Idee, welche die Jeſuiten bereits im vorigen Jahrhundert ins Werk zu ſetzen verſucht hatten, als ſie in mehrern Ländern Handelshäuſer und Bankanſtalten gründeten. Den Reichthum in den Händen von Familien zu concentriren, die der Kirche ergeben ſind, den Dienern der Kirche die wirthſchaftlichen Triebfedern und die Quellen der Production zu überliefern, das hieß auf ſichere, geheime, unſichtbare Weiſe und den Sitten einer völlig induſtriellen Epoche gemäß, den Traum der theokratiſchen Allgewalt, den das Papſtthum im Mittelalter gehegt hatte, verwirklichen. Der Plan war ein gewaltiger; man hatte den feſten Willen, ihn ernſtlich zu verfolgen, und hoffte, daß er wenigſtens in einigen Ländern gelingen würde. Langrand und Mereier zeigten in der Ausführung deſſelben eine wunderbare Geſchicklichkeit, zu gleicher Zeit aber auch eine Habgier, welche ihre Operationen compromittiren mußte.

Dank dem ſchlau vertheilten Golde, wurden faſt alle Journale ihre Helfershelfer und der Name Langrand ſing am Horizont zu glänzen an. Sie ſprachen geſchickt von den großen Operationen des neuen Finanzmannes, und dieſer ſchwindelerregende Name Langrand-Dumoneeau, aufgepufft durch die allererdenklichſten Lobpreiſungen einer feilen Preſſe, grub ſich endlich dem Geiſte des Publikums ein und rief eine magiſche Wirkung hervor. Jetzt war der Augenblick gekommen, um die große Trommel nochmals zu rühren zur Herbeilockung von Kapitalien: ſie floſſen über alle Erwartung reichlich. Die belgiſchen Bauern ſind zu gleicher Zeit fromm und geizig. In jedem Jahre gehen ſie zur Beichte und zum Abendmahl, aber auch in jedem Jahre bringen ſie ihr Schäfchen ins Trockene, und außerdem gehorchen ſie blindlings ihrem Pfarrer. Um deshalb ihrer Erſparniſſe habhaft zu werden, mußte man ſich die Unterſtützung des Klerus und der Biſchöfe ſichern, die man unfehlbar durch eine Empfehlung des Papſtes erlangen konnte; aber um den Papſt zu gewinnen, dazu brauchte man nur ſeine alle Zeit leere Kaſſe ein wenig wieder zu füllen. Langrand entdeckte eine wahrhaft ſublime Combination. Er

machte eine römiſche Anleihe zu pari, während die römiſche Rente nur ungefähr auf 70 ſtand; darauf ſchlug er den belgiſchen Darleihern vor, von der neuen Anleihe zu kaufen, indem er ihnen für jeden Rententitel zwei Titel ſeiner Finanzgeſellſchaften ſicherte, welche auf dem Markte eine höhere Geldprämie ausmachten als die Summe, welche man an dem päpſtlichen Rententitel verlor. Sicherlich ein vorzügliches Geſchäft für jedermann; der Zeichner unterſtützte die geldbedürftige Kirche, ſchien ſeine Actien mit Vortheil verkaufen zu können, und erhielt als ſichere Dividende die Segnungen des Heiligen Vaters. Der große Financier ſetzte dadurch ſchnell ſeine Actien ab; endlich, da die Koffer zu Rom nicht mehr leer waren, ſo ſtieg die römiſche Rente. Der entzückte Papſt verlieh André Langrand den Grafentitel und ſchrieb ihm einen Brief*), der ſeinen Unternehmungen vollen Erfolg ſicherte und ihm als Agenten für die Unterbringung ſeiner Papiere die Pfarrer und Vicare der ländlichen Gemeinden verſchaffte. Dieſe empfahlen den guten Bauern die Pfandbriefe der Langrand'ſchen „Hypothekenbanken" und des Crédit foncier, indem ſie ſich einbildeten, auf dieſe Weiſe der Sache der Kirche und den Intereſſen ihrer Pfarrkinder zu dienen, ohne dabei die ihrigen zu vergeſſen, denn ſie erhielten eine Prämie. Um ſein Preſtige noch zu vergrößern, zog, wie wir ſchon andeuteten, der ſchlaue Financier in die Verwaltung ſeiner Unternehmungen einflußreiche und bedeutende Perſönlichkeiten der katholiſchen Partei, indem er ihnen bedeutende Summen zahlte. Aber auch der Hebel der Preſſe ward angeſetzt: er kaufte ſich einen Theil des Eigenthums des

*) An den Herrn und unſern lieben Sohn André Langrand-Dumoneeau zu Brüſſel in Belgien.

Lieber Sohn, edler Menſch, Gruß und apoſtoliſchen Segen.

In den letzten Tagen iſt unſer ſehr theuerer Sohn, der Prieſter Johann Nepomuk Danielick, aus der Diöceſe von Erlau, zu uns gekommen, geſendet durch Dich und Deine Collegen, und hat uns unterthänigſt Deinen Brief vom 12. d. M. gebracht. Und wir haben ſowol aus dieſem Briefe wie von dieſem Prieſter ſelbſt vernommen, daß durch Deine Initiative und mit Hülfe anderer katholiſcher Perſonen des Königreiches Belgien Landcreditanſtalten gegründet worden ſind, um den Ackerbau, die Indnſtrie und den Handel in den katholiſchen Staaten zu begünſtigen und zu entwickeln, und zu gleicher Zeit die katholiſchen Familien den gierigen Händen habſüchtiger Wucherer zu entreißen, indem man ihnen eine rechtzeitige Hülfe gewährt.

Gleichfalls haben wir vernommen, daß Du nnd Deine Aſſociés, die ſpeciell mit der Verwaltung dieſer Inſtitute beauftragt ſind, unſere Perſon und dieſen apoſtoliſchen Stuhl mit kindlicher Frömmigkeit und bemerkenswerthem Gehorſam umgeben habt, und daß Du es Dir mit ihnen tief zu Herzen genommen haſt, in dieſer unglückſeligen Zeit die Sache, die Rechte und die Leitung der katholiſchen Kirche zu ſchützen und zu vertheidigen.

In Anbetracht deſſen richten wir an Dich, theuerer Sohn, und Deine Geſellſchafter verdiente Lobeserhebungen, da der Hauptzweck, den Du Dir ſetzteſt, als Du mit ihnen die vorerwähnten Inſtitutionen gründeteſt, der iſt, die katholiſchen Familien von der Nothwendigkeit zu befreien, Verpflichtungen einzugehen, welche als ungeſetzliche Zinſen oder aus andern Urſachen durch die göttlichen und menſchlichen Geſetze abſolut verboten ſind.

Zu gleicher Zeit ermahnen wir Dich und Deine Geſellſchafter, in dieſem Unternehmen ernſtlich ſo zu handeln, daß, dank der Religion, welche Dich ſo wie ſie auszeichnet, Ihr dieſes Werk immer katholiſch leitet, indem Ihr den Durſt nach Reichthümern ganz und gar verachtet und daß Euere Unterwerfung und Euere Ergebenheit für unſere Perſon nnd dieſen Heiligen Stuhl ſich von Tag zu Tag auf ihren unerſchütterlichen Grundfeſten befeſtige und vermehre.

Mittlerweile bitten wir Gott, den ſehr guten und ſehr großen, demüthig, daß er Euere Sorgfalt, Euer Vorhaben und Euere gemeinſamen Arbeiten ſegnen möge, auf daß dieſe nach dem Geſetze unſerer ſehr heiligen Religion geleiteten Inſtitutionen zur wahrhaften Wohlthat der geſammten katholiſchen Familien ausſchlagen mögen, indem ſie von Tag zu Tag an Größe zunehmen.

Und als ein Augurium dieſer Segnungen und als ein Unterpfand unſerer väterlichen Zuneigung für Euch, gewähren wir Dir, mein Herr und lieber Sohn, und allen Deinen katholiſchen Geſellſchaftern, in dieſem Unternehmen von Herzensgrund und mit Liebe unſern apoſtoliſchen Segen.

Gegeben in Rom zu Sanct-Peter, den 21. April 1864, dem 18. Jahre unſers Pontificats.

Pius IX.

„Journal de Bruxelles“ und des „Journal de la Belgique“; er gründet den „Messager du Dimanche“, dessen Redacteur, der Graf Martini, eine Subsidie von 2500 Frs. erhält. Seine Reclamen erscheinen, natürlich gegen schweres Gold, als Leaders in den leitenden Journalen Brüssels und der Provinzen; er läßt durch Prosper Crabbe, den Verfasser des Finanzbulletins der „Indépendance belge“, Reclamen veröffentlichen; er gewinnt einen der Redacteure dieses Blattes, Nestor Considérant, der sich Hals über Kopf in finanzielle Schwindelgeschäfte wirft und reich wird; ein anderer Mitarbeiter der „Indépendance belge“, Pergamini, erhält eine glänzende Stellung, ein gewisser Arngt, Professor an der Universität zu Brüssel, wird gewonnen, Hr. Brasseur, Professor an der Universität Gent, dem wir schon einmal, während der Ereignisse von 1857, als schwankend gefunden in der Sache der Aufklärung und des Fortschritts, läßt sich dazu bewegen, eine Reihe von Briefen, die er 1864 im „Précurseur“ von Antwerpen gegen die Langrand'schen Unternehmungen veröffentlicht, zu unterbrechen und zwar für den Lohn einer hohen Stellung in einem der Geschäfte.

Doch das bisher Geschilderte betrifft nur die geschäftliche Seite, nur die Herbeischaffung des Hebels, mit dem man die liberale Partei zu vernichten und das verhaßte Cabinet Frère-Orban zu stürzen suchte. Sehen wir uns nun auch die politischen Machinationen der saubern Cliqne an, denn diese waren dem Lande noch gefährlicher als der Verlust einiger Millionen und als der Ruin unvorsichtiger Speculanten.

Im Jahre 1864 kauften Langrand und Genossen einen großen Theil der Actien des ihnen so gefährlichen „Journal de Bruxelles“ und gründeten, wie wir schon angaben, auch den „Messager du Dimanche“, der, dank der Unterstützung des Klerus, eine Auflage von 40000 Exemplaren hatte.

Während der Wahlen im Jahre 1863 war es das Hotel Langrand-Dumonceau, wo die Berathungen der katholischen Opposition stattfanden. Ehe man den Wahlversammlungen der katholischen Vereine Candidaten präsentirte, entwarf man vorher bei Langrand sorgfältig die Liste. Dort versammelten sich im Mai 1863 die Bannerträger der katholischen Partei: Anethan, Rothomb, Dedecker, Stas, der Marquis de Beaufort, der Graf de Liedekerke, Mercier u. a. zu einem Centralwahlcomité. Dort entwarf man den Feldzugsplan für den Triumph der Candidaten der Opposition, dort plante man die Wege, um den Dechamps, Rothomb und andern Politikern, die den werthvollen Interessen der finanziellen Feudalwirthschaft von Langrand u. Comp. wirksam dienen konnten, zur Macht zu verhelfen. Dort beschloß man große Summen Geldes zu verwenden, um die Candidaten der Opposition in Antwerpen und Brügge durchzubringen: man gab Hunderttausende aus für Flugschriften, Courtage, Transport der ländlichen Wähler nach der Hauptstadt des Arrondissements, für Bier und Schnaps und Haufen von Schinken. Im Januar 1864 vertheilte man in Brügge während der Wahlen 40000 Frs., und alle Candidaten der katholischen Partei wurden gewählt. Da Langrand und Genossen ihre Partei in Antwerpen und theilweise auch in Brügge hatten siegen und die Zahl der liberalen Abgeordneten sich vermindern sahen, glaubten sie sich 1864 bereits am Ziel ihrer Wünsche. Im Mai dieses Jahres bestand die liberale Majorität der Kammer nur aus Einer Stimme, und da die Opposition durch die Krankheit des Abgeordneten Cannont die Sitzungen unmöglich gemacht hatte, so löste der König, wie wir schon in unserm ersten Artikel gesehen haben, die Abgeordnetenkammer auf. Nun versammelte sich in dem glänzenden Hotel Langrand aufs neue der hohe Rath der katholischen Partei. Dort discutirten die ehemaligen Minister Anethan, Dechamps, Mercier, Rothomb u. a. einen neuen Feldzugsplan, um die Wahl conservativer Candidaten zu sichern, von denen man zuvor eine Liste entwarf.

Das „Manifest der Opposition“ an alle Wähler Belgiens in französischer und vlämi-

ſcher Sprache wurde bei einem Drucker Namens Banvais in 160000 Exemplaren abgezogen und in allen Städten und Gemeinden des Landes vertheilt. Die franzöſiſchen und vlämiſchen Journale der Oppoſition erhielten reiche Subſidien zur Beſtreitung außerordentlicher Druckkoſten; Wahlagenten wurden beſoldet, überall in reichem Maße Geld vertheilt, was den verſchiedenen katholiſchen Vereinen erlaubte, alle pecuniären Opfer zu ſparen, die ſie ſich bis dahin auferlegt hatten und welche nun disponibel blieben, um auch ſpäter die Wahlagitation fortzuſetzen. Im Juni 1866 erneuerten ſich dieſelben Intriguen. Doch Langrand und Genoſſen, die ihr Terrain genau ſtudirt und mit wunderbarer Geſchicklichkeit alle Hebel angeſetzt hatten, um ihre Unternehmungen gelingen zu machen, wurden in faſt allen Wahlkreiſen geſchlagen: die Majorität wurde für das liberale Miniſterium errungen.

Mit dieſer politiſchen Niederlage fing auch der Stern von Langrand an zu erbleichen: eine Enttäuſchung nach der andern traf ihn und ſeine Actionäre. Die Domänen Eſeppin und Iſidda in Ungarn waren zu theuer bezahlt worden; man wollte ſie in Parcellen verkaufen, doch es kamen keine Käufer, und die wenigen, die einzelne Parcellen gekauft hatten, zahlten nicht. Die Annuitäten der Pfandbriefe kamen ſchlecht ein. Die Eingeweihten ſahen, daß man einer Kataſtrophe entgegeneilte; indeſſen das Genie Langrand's war mit ſeinen Auskunftsmitteln noch nicht zu Ende. Dank ſeinen hohen Verbindungen in ganz Europa, nahm er den Continent von einem Ende bis zum andern zu ſeiner Operationsbaſis. In Frankreich, in Italien, Oeſterreich, Holland, kurz überall raffte er neue Kapitalien zuſammen, verſuchte er neue Geſchäfte, vertheilte er Geld, um ſich die Unterſtützung einflußreicher Journale zu verſchaffen. Sobald eine Geſellſchaft den größten Theil ſeiner Activa durch Dividenden, die aus dem Kapital gezahlt wurden, in Commiſſionen und hohen Gehältern erſchöpft hatte, dann gründete man ſchnell eine neue Geſellſchaft, welche das Guthaben der vorhergehenden übernahm, und daſſelbe Verfahren wiederholte ſich. Das Publikum bewunderte dieſe unerſchöpfliche Geburt von finanziellen Geſellſchaften. Es verwechſelte die Namen derſelben, aber zeichnete Actien auf den Zufall hin. Die Kundſchaft gehörte theilweiſe den höchſten Kreiſen an; ſo z. B. engagirte ſich der Fürſt von Thurn und Taxis mit 17 Mill. Frs.; ſelbſt der Kaiſer von Oeſterreich, der Langrand in den Freiherrenſtand erhoben und ihm das Commandeurkreuz der Eiſernen Krone verliehen hatte, ſah ſich als Vormund des Fürſten in das Schwindelgeſchäft hineingezogen. Doch wie es bisher gegangen war, konnte es nicht immer gehen. Die Warnungen wohl unterrichteter Leute, die politiſchen Feindſchaften, der in Ungarn durch die betrügeriſchen Operationen untergeordneter Agenten hervorgerufene Haß, das gänzliche Fehlſchlagen gewiſſer großartiger Unternehmungen, wie die des Rückkaufs der Kirchengüter in Italien, der mit dem Gelde des Papſtes und der Biſchöfe bewerkſtelligt werden ſollte, die innern Zwiſtigkeiten der Adminiſtratoren unter ſich, alle dieſe Umſtände beſchleunigten einen Zuſammenſturz, der von Anfang an unvermeidlich geweſen war und den nur die außerordentliche Geſchicklichkeit des Generaldirectors und das blinde Vertrauen der Actienzeichner aufgehalten hatte.

Das erſte fühlbare Wanken des Gebäudes begann Anfang 1868 und beeinflußte, wie wir ſchon weiter oben hervorgehoben, im beträchtlichen Maße die Wahlen im Juni d. J. Die Majorität hatte ſich um noch eine Stimme vermehrt und betrug 73 Stimmen auf 124 Abgeordnete.

Unter dieſen für die Liberalen äußerſt günſtigen Auſpicien ward am 10. Nov. 1868 die Kammerſeſſion eröffnet, doch wir werden bald ſehen, daß die Reſultate derſelben weder der Erwartung der Regierung, noch den Wünſchen der Nation entſprachen. In der That blieben zwei ſehr wichtige Fragen, welche, ſozuſagen, das Fundament des Programms der Seſſion bilden, unerledigt. Nämlich die Aufhebung der Schuldhaft und die

Gesetzvorlage betreffs der Revision der Gesetzgebung über die Miliz, und doch datirten diese Anträge bereits aus frühern Sessionen. Die Abwesenheit einer Thronrede, — d. h. neuer Versprechungen der Regierung — bei der Eröffnung der parlamentarischen Periode von 1868—69 ward denn auch vollständig durch das Ergebniß dieser Session gerechtfertigt.

Wirklich befremdend waren die Wechselfälle, welche der Antrag des Justizministers Bara auf Aufhebung der Schuldhaft zu bestehen hatte. Schon bei unserer Erwähnung des Amtsantritts Bara's sprachen wir von der Feindschaft, welcher er in der katholischen Partei, namentlich aber im Senat begegnete. Die Gesinnungen dieser Versammlung gegenüber dem jungen Justizminister hatten sich nicht geändert. Vor allem schien die Rechte des Senats mit Ungeduld auf irgendeine Gelegenheit zu warten, um dem Chef der Justizverwaltung eine Schlappe beizubringen. Diese Gelegenheit bot sich nur zu bald dar.

In ihrer Sitzung vom 17. Dec. 1868 hatte die Zweite Kammer das Budget des Justizministeriums für 1869 mit 58 Stimmen gegen 37 genehmigt. Nun aber kam das Budget vor den Senat. Mehrere Mitglieder der Linken dieser Versammlung, die keine Ahnung hatten, was sich im geheimen gegen Bara vorbereitete und was später ganz offen von einem der ungestümsten Mitglieder der Rechten eingestanden wurde, mehrere Mitglieder der Linken, so sagen wir, hatten es unterlassen, in der Sitzung zu erscheinen. Die Gelegenheit war zu gut, um sie sich entgehen zu lassen, und am 24. Febr. 1869 ward das Budget der Justiz für 1869 mit 25 Stimmen gegen 25 verworfen. Diese Ueberrumpelung, dieser Schülerkniff, unwürdig einer großen Versammlung, rief lebhaften Unwillen hervor. Die ganze Sache hatte im übrigen kein anderes Resultat, als daß man seine Rache an einer Institution nahm, welche vorzugsweise von der katholischen Partei patronisirt wurde.

Während sich die Parteien in den Kammern geradezu wie Kinder herumbalgten, war die königliche Familie und das Land von einem schweren Trauerfall betroffen worden: der einzige directe Erbe der Krone, des Königs einziger neunjähriger Sohn, Leopold, Graf von Hennegau und Herzog von Brabant, war am 22. Jan. 1869 ins Grab gesunken. Sechs Monate lang hatte dieses zur Herrschaft berufene Kind die allerschwersten Schmerzen ertragen müssen; einen langen Todeskampf hatte es durchgemacht und so das Schauspiel der Gebrechlichkeit der menschlichen Hoffnungen und des Widerstandes dargeboten, den ein kleiner Körper der unerbittlichen Zerstörung entgegensetzen kann. Der Kronprinz unterlag, und ganz Belgien nahm auf einfache und herzlich naive Weise an dem tiefen Schmerze des königlichen Paares theil. Durch diesen Todesfall wurde der Graf von Flandern eventueller Thronerbe, und man begrüßte deshalb die Geburt seines Sohnes, des Prinzen Balduin, am 3. Juni 1869, um so aufrichtiger.

Doch nehmen wir den Faden der Ereignisse in den Kammern wieder auf. In dem Augenblick, als der Senat das Budget der Justiz verwarf, beschäftigte sich die Abgeordnetenkammer gerade mit dem des Ministeriums des Innern. Sie war bis zu der im Budget ausgeworfenen Subvention von 6000 Frs. gekommen, welche dazu dienen sollte, der Gesellschaft der Bollandisten die Herausgabe der „Acta Sanctorum" zu erleichtern. Früher schon hatte diese Unterstützung eine heftige Kritik in der Kammer erfahren. Die Regierung hatte deshalb schließlich den Antrag gestellt, diese jährliche Unterstützung zu vermindern, und die Kammer würde sich höchst wahrscheinlich diesem Project angeschlossen haben, wenn sie nicht die Verwerfung des Bara'schen Budgets vernommen hätte. Diese Nachricht veränderte die Stimmung der Versammlung ganz und gar. Die anfangs ruhige Discussion ward zu einer agitirten, leidenschaftlichen. „Was!" so rief ein Mitglied der Linken aus, „wir befinden uns gegenüber unerbittlichen Feinden von allem, was uns theuer

iſt, und wir bewilligen ihnen Subſidien?" Man verſtand die Urſache. Die Regierung beantragte eine Vertagung der Abſtimmung; man gewährte ſie ihr; doch in der Zwiſchenzeit kam nicht guter Rath und am 26. Febr. ward der verſöhnliche Antrag der Regierung mit 57 gegen 42 Stimmen abgelehnt. Mit dieſen Repreſſalien war die Kammer noch nicht zufrieden. Am 25. Febr. legte der Chef des Cabinets das vom Senat verworfene Budget des Juſtizminiſters im Bureau der Kammer nieder. Ungeachtet der Oppoſition der Rechten, beſchloß die Verſammlung die Geſetzvorlage ſofort an den Centralausſchuß zurückzuſchicken, der zuvor mit der Prüfung deſſelben beauftragt geweſen war. Das Reſultat hiervon war nicht zweifelhaft; die Section beſchloß die Annahme des Projects, und die Kammer genehmigte es in der That mit 62 Stimmen gegen 42. Im Senat ließ ſich diesmal die Linke nicht wieder überraſchen. Sie fand ſich in voller Zahl ein; aber die Discuſſion war eine heiße. Bei der Eröffnung der Debatten, welche am 9. März 1869 ſtattfanden, ergriff Bara das Wort; auch der Finanzminiſter beſtieg die Tribüne und bekämpfte die von einigen Mitgliedern der Rechten vertheidigte conſtitutionelle Häreſie, nach welcher dem Juſtizminiſter nach dem Votum vom 24. Febr. nur Ein Weg offen geblieben wäre, nämlich der der Dimiſſion. Am 10. März genehmigte der Senat das kurz vorher verworfene Budget der Juſtizverwaltung mit 32 gegen 28 Stimmen. Nur zwei Senatoren, einer von der Rechten und einer von der Linken, fehlten bei der Abſtimmung.

Dieſe heikle Angelegenheit war alſo erledigt. Aber der Juſtizminiſter war erſt am Anfange einer langen Reihe parlamentariſcher Niederlagen. Der Centralausſchuß der Kammer hatte ſich ſchon in der vorigen Seſſion gegen die abſolute, von Bara befürwortete Aufhebung der Schuldhaft ausgeſprochen. Es war der Wunſch des Ausſchuſſes, daß in allen Fällen, wo die beſtehende Geſetzgebung die Schuldhaft in Handelsſachen, im Civilproceß gegen Fremde, oder in Sachen des Zehnten oder der Steuern und öffentlichen Effecten autoriſirte, der Richter ſie nur anordnen ſollte in Fällen des Betrugs, der Unterſchleiſe, oder wenn nachgewieſen ſei, daß der Schuldner zahlen könne. Indeſſen ſollte nach Anſicht des Centralausſchuſſes die Schuldhaft niemals über zwei Jahre dauern. Die Regierungsvorlage ging im Gegentheil dahin, daß neben der abſoluten Aufhebung alle bereits betreffs der Schuldhaft erlaſſenen Urtheile nicht vollſtreckt und ſämmtliche Schuldgefangene aus der Haft ſofort entlaſſen werden ſollten. Dieſer Dispoſition ſetzte der Centralausſchuß den Antrag entgegen, alle wegen Schulden ſeit zwei Jahren eingekerkerte Individuen freizulaſſen.

Bei Eröffnung der Berathungen in der Abgeordnetenkammer über dieſen Gegenſtand am 27. Febr. 1869 wurden neue Syſteme denen entgegengeſetzt, welche wir ſoeben angedeutet haben. Der Abgeordnete Lelièvre (Linke) ſchlug vor, die Propoſition der Regierung anzunehmen, dieſelbe aber dahin zu erweitern, daß die Schuldhaft beibehalten bliebe in correctionellen, criminellen und Polizeiſachen und beim Schadenerſatz, der wegen Preßvergehen und Beleidigungen zuerkannt worden ſei. Dieſem Antrage folgten noch eine große Menge anderer, bei denen man dann wiederum eine Unzahl von Amendements einbrachte. Durch dieſe Lavine von Anträgen und Gegenanträgen wurden die Berathungen im hohen Grade verwickelt, was zur Folge hatte, daß die Kammer ihr Verdict nicht vor dem 6. März abgeben konnte. Dieſes war ein eclatanter Triumph für Bara, denn die Kammer nahm, nachdem ſie alle Amendements eins nach dem andern verworfen hatte, die miniſterielle Vorlage mit 71 gegen 12 Stimmen und 12 Stimmenthaltungen an. Die Majorität des Senats aber war dem Juſtizminiſter feindlicher als je; dem von der Abgeordnetenkammer votirten Geſetzentwurf ſetzte ſein Ausſchuß einen andern entgegen, der vom Senat mit bedeutender Majorität angenommen wurde. Dieſe Majorität zeigte unter anderm, daß die Gegner Bara's im Senat nicht mehr der Rechten allein angehörten.

Infolge dieſer Schlappe hieß es, der Juſtizminiſter habe beim Könige um ſeine Entlaſſung gebeten. Dies war jedoch nur ein bloßes Gerücht, das aber ſolche Feſtigkeit angenommen hatte, um am 4. Mai 1869 eine Interpellation in der Abgeordnetenkammer zu begründen.

Es handelte ſich um die Prüfung des Budgets der Juſtizverwaltung für das Finanzjahr 1870. Bei der Eröffnung der Generaldiscuſſion drang die Oppoſition auf Beſchwichtigungen. Der Juſtizminiſter weigerte ſich, Antwort auf die Frage zu geben, ob er ſeine Entlaſſung eingereicht habe. Dies war übrigens die einzige dem Geiſte der Verfaſſung nach correcte Antwort. Aber Bara erklärte, die Discuſſion des Budgets annehmen zu wollen. Die Kammer verwarf darauf einen von der Oppoſition geſtellten Antrag auf Vertagung, und nahm noch in derſelben Sitzung das Budget mit 52 gegen 22 Stimmen an. Obgleich die Antwort Bara's eine abſolut negative geweſen, war ſie dennoch derart, das Gerücht, er wolle ſich zurückziehen, zu beſtätigen, was zu einer lebhaften Polemik in der Preſſe Veranlaſſung gab.

Wenn ſchon die widerſprechenden Voten der beiden Kammern das Cabinet in eine eigenthümliche Lage verſetzt hatten, ſo war die der wegen Handelsſachen eingekerkerten Schuldgefangenen eine noch eigenthümlichere. Die beiden Kammern hatten die Aufhebung der Schuldhaft wegen Handelsſchulden votirt, und nichtsdeſtoweniger blieben die Gefangenen hinter Schloß und Riegel. Anſtatt ſich nun mit dieſer partiellen Reform zu begnügen, erklärte der Chef des Cabinets am 18. Mai 1869 in der Abgeordnetenkammer, daß die Regierung die von dieſer Verſammlung votirte abſolute Aufhebung der Schuldhaft in allen Stücken aufrecht erhalte. Was ferner die vom Miniſter Bara eingereichte Entlaſſung anbeträfe, ſo wären ſeine Collegen einſtimmig der Anſicht, daß dies durchaus nicht eine Löſung wäre, um die Schwierigkeiten zu heben. Frère-Orban ſchloß ſeine Erklärung mit der Bitte, man möge die Vorlage über die Aufhebung der Schuldhaft an den Centralausſchuß zurückſenden, was denn auch geſchah. Dieſer änderte ſein Urtheil von früher nicht. Am 4. Juni 1869 ward deshalb der Zweiten Kammer das Project aufs neue vorgelegt und am Tage darauf mit 56 gegen 29 Stimmen in ſeiner erſten Faſſung wiederhergeſtellt. Doch im Verlauf der Debatte hatte der Chef des Cabinets die Möglichkeit einer Transaction zur Beilegung der beſtehenden Schwierigkeiten durchblicken laſſen. Man wußte im Augenblick, da das Project an den Senat zurückgeſandt wurde, um was es ſich handelte. Ein Anhänger des Cabinets ſchlug deshalb dieſer Verſammlung vor, das durch den Senatsausſchuß producirte Gegenproject zu votiren, aber mit der hinzugefügten Beſtimmung, daß die Wirkungen gewiſſer ſeiner Paragraphen mit dem 1. Jan. 1871 aufhören oder wenigſtens erneuert werden ſollten. Der Senat jedoch blieb ebenſo unnachgiebig wie ſein Ausſchuß, wie der Centralausſchuß, wie die Kammer oder wie das Cabinet. Am 12. Juni ward die Transaction verworfen, und zwei Tage ſpäter ſprach ſich eine Majorität von 34 Stimmen unter 57 Votirenden aufs neue zu Gunſten des alten Gegenprojects aus. Eine einzige Modification war zugelaſſen worden, nämlich die, daß das Geſetz in der Seſſion von 1871—72 einer Reviſion unterworfen werden ſollte. Dieſe Conceſſion, wenn es überhaupt eine war, genügte nicht, die Abgeordnetenkammer zu befriedigen. Dieſe im Gegentheil beſchloß am 17. Juni 1869 die Motion eines Mitgliedes der Linken in Betracht zu ziehen, welche die Suspenſion der Schuldhaft bis zum 1. März 1870 beantragte, und ferner, die Entſcheidung des andern Zweiges der Legislative ganz unbeachtet zu laſſen. Gedachte Motion ward am nächſten Tage mit 50 gegen 28 und 3 Stimmenthaltungen angenommen. Sicherlich konnte man ſich keine Illuſion über das Schickſal machen, das dieſen neuen Angriffsverſuch auf den Senat erwartete. Die beiden Gegner der urſprünglichen Regierungsvorlage hatten einen Antrag formulirt, der darauf hinauslief, die Schuldhaft für Handelsſchulden und für Fremde aufzuheben. Indem der Senat am 25. Juni 1869 dieſen Antrag mit

30 gegen 24 Stimmen annahm, beseitigte er zu gleicher Zeit die Motion, welche kurz vorher in der Abgeordnetenkammer durchgegangen war. Glücklicherweise schloß ein königlicher Erlaß vom 26. Juni die Kammersession von 1868—69, welche eine der längsten, der beschwerlichsten und unfruchtbarsten war, die Belgien jemals erlebt hatte. Denn obgleich sie nahe an acht Monate gedauert hatte, so weist doch ihre Chronik kaum andere wichtige Beschlüsse auf als diejenigen, welche die Schuldhaft betreffen, Beschlüsse, an sich alle negativ, weil sie diese brennende Frage auch nicht um einen Schritt vorwärts brachten.

Wenn übrigens der Schluß der Kammersession zur rechten Zeit kam, um einem offenkundigen Duell zwischen beiden Kammern, welches anfing lächerlich zu werden, ein Ende zu machen, so verschob er zu gleicher Zeit die Lösung einer nicht minder wichtigen, zu verschiedenen malen vertagten Frage, nämlich die Revision des Gesetzes über die Miliz. Am 11. Mai 1869 hatte die Kammer beschlossen, diesen Gegenstand in Angriff zu nehmen. Und als sie einen Monat später den Beschluß faßte, die Discussion bis zur nächsten Session zu unterbrechen, da waren nur zwei der großen Principien des Gesetzes festgestellt: das der Rekrutirung, und zwar so wie es die Regierung vorgeschlagen hatte, nämlich Beibehaltung der Conscription, mit der neuen Einrichtung einer Leibrente für die ausgedienten Soldaten, und das der Beschränkung der Militärbefreiung für die jungen Leute des geistlichen Standes.

Unter den parlamentarischen Arbeiten, welche unter der Leitung des liberalen Ministeriums während des letzten Jahres seines Bestehens erledigt wurden, dürfen folgende nicht übergangen werden: die Reorganisirung des Justizwesens, mit neuen Bestimmungen, betreffend das Quiescirungsalter der Richter und Räthe; die im versöhnlichen Sinne abgefaßte Regulirung des den Gemeindebehörden zukommenden Antheils an der Verwaltung des Kirchengutes, und endlich ein Finanzgesetz betreffend die Abschaffung der Salzsteuer, die Erhöhung der Branntweinaccise und Herabsetzung des Briefportos.

Die Brieftaube.

Von

Dr. Karl Ruß.

II.

Der Begriff Brieftaube iſt eigentlich ein durchaus unbeſtimmter, denn man kann faſt ſämmtliche Haustaubenraſſen für einen derartigen Gebrauch benutzen, inſofern ſie alle, freilich mit mehr oder weniger Sicherheit und aus weitern oder geringern Entfernungen, nach ihrer Heimat, dem Taubenſchlage, zurückkehren.

Die Hieroglyphenſchrift an den Pyramiden Aegyptens zeigt in charakteriſtiſchen Bildern, daß dort ſeit dem grauen Alterthum her beſtimmte Taubenraſſen für dieſen Zweck im Gebrauch waren. Die erſte derſelben iſt die unter den Bezeichnungen orientaliſche oder ägyptiſche Brieftaube bekannte, geradſchnäbelige Bagdette, welche noch jetzt im ganzen Orient geſunden, vorzugsweiſe aber in England als Carrier (Letter-Carrier, d. h. Brieftaube) theils für denſelben Zweck, größtentheils jedoch nur als Luxustaube gezüchtet wird.

Der Carrier iſt eine ſtarkknochige, breitrückige, langgeſtreckte, ſchlanke und hochſtehende Taube von eleganteſter Geſtalt, aufgerichteter, kühner und edler Haltung. Der ſtets glatte, unbehaubte Kopf iſt lang und ſchmal, der Scheitel flach und in der Mitte etwas eingedrückt; die ſchmale Stirn verläuft in gerader Linie, ohne einen Abſatz zu bilden, in den, vom Mundwinkel bis zur Spitze mindeſtens $1\frac{1}{4}$ Zoll langen, geraden und verhältnißmäßig dicken Schnabel. Gegen den Nacken hin fällt der Kopf nur wenig gerundet, faſt eckig ab. Der Schnabel iſt bis über die Naſenlöcher mit einem tiefgefurchten und gerunzelten, der Schale einer welſchen Nuß ähnlichen, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{8}$ Zoll dicken, zuweilen über $1\frac{1}{2}$ Zoll breiten und $\frac{5}{8}$ bis 1 Zoll langen, vorn in ſtumpfer Spitze zulaufenden, weißlichgrauen, zuweilen ſchwärzlichen, weichen Felle (Naſen-, Schnabel- oder Wachshaut) bedeckt, welches an ſeiner Wurzel auf beiden Seiten des Schnabels überſteht, auf die, meiſtens mit Auswüchſen von gleicher Maſſe beſetzte, untere Kinnlade herabhängt und unterhalb der Naſenlöcher endigt. Dieſes Fell läßt ſich an den Seiten aufheben und in der Mitte, wo es eine tiefe Spalte bildet, auseinanderbiegen. Auch die Schnabelwinkel ſind mit fleiſchigen Hautauswüchſen beſetzt. Der Augenſtern (Iris) iſt, der Grundfarbe des Gefieders entſprechend, niemals weiß gefärbt und mit fleiſchigen Lidern und mit einem bis $\frac{1}{4}$ Zoll breiten, zuweilen ebenſo dicken, wulſtigen, manchmal aber auch ganz dünnen, flachen und in dieſem Falle meiſtens um ſo breiter ausgedehnten, nackten, warzigen Augenring (Augenkreis) von derſelben Beſchaffenheit und Farbe wie die Naſenhaut, umgeben. Dieſer Ring, Roſe oder Geſicht genannt, hat oft 1 Zoll im Durchmeſſer; die Fläche, auf welcher er angewachſen, iſt ſchmäler, er wächſt aber gleich der Schnabelhaut nicht ſelten weit über dieſelbe hinaus und überragt dann die Scheitelfläche.

Der lange, ſchmächtige Hals erhebt ſich aus der breiten Bruſt kegelförmig. Die feſt angezogenen langen Flügel hängen vorn ziemlich weit in die Bruſt herein und die Schwingen ruhen auf dem Schwanze. Die hohen Beine ſind am Schenkel wohlbefiedert, am Laufe nackt. Das Gefieder iſt knapp anliegend, glatt und glänzend, meiſtens einfarbig ſchwarz oder ſchwarzbraun. Die Länge beträgt von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 16 Zoll; die Schwingen reichen bis $1^1/_2$ Zoll vom Schwanzende; das Gewicht beträgt $1^1/_4$ Pfd.

Der Carrier fliegt zwar ſchnell und mit Ausdauer, ſteht jedoch der belgiſchen Brieftaube darin nach. Da er überdies keine Gewandtheit in kurzen Wendungen zeigt und ſich nicht leicht von der Erde erheben und fliegen kann, ſobald ſein Gefieder durchnäßt iſt, ſo erſcheint er, obwol der ſchnellſte Flieger unter allen Tauben und mit dem ſchärfſten Orientirungsſinn begabt, und trotz der ihm zugeſprochenen Klugheit, doch nicht als die zum Briefboten geeignetſte Taube, und daher wird er, wie ſchon erwähnt, in England und neuerdings auch in Deutſchland vorzugsweiſe nur als Luxustaube gezüchtet. (Nach Director Fürer.)

In ſeiner vortrefflichen „Naturgeſchichte" ſagt Dr. H. O. Lenz (Gotha 1861): „Meine in Antwerpen lebenden Freunde theilen über dieſe Liebhaberei mit, daß die beſte Brieftaube die gemeine blaube Feldtaube ſei, weil ſie daran gewöhnt iſt, weit zu fliegen, weil ſie eine große Vorliebe für ihre Heimat hat und auch von den Raubvögeln nicht ſo leicht gefangen wird als andere Tauben." Und Lenzen fügt hinzu: „Unter dieſer Feldtaube ſoll aber nicht, wie vielfach angenommen wird, der von der Stein- oder Felſentaube (Columba livia) herſtammende gewöhnliche Feldflüchter gemeint ſein, ſondern die glattfüßige, große Feldtaube, welche am Niederrhein auf den Bauerhöfen gehalten wird. Sie iſt von ſchlanker Geſtalt, edler Haltung, glattköpfig, einfarbig, blaugrau in verſchiedenen feinen Schattirungen und mit nur ſtrohalmbreiten, feinen, ſchwarzen Flügelbinden, welche nach dem erſten Federwechſel zum Vorſchein kommen, mit Augen- und Schnabelfärbung, welche der Grundfarbe entſpricht, und mit nackten Beinen. (Fürer.) Von dieſer einfach ſchönen Taube, welche nur noch im Wupperthal in reiner Raſſe zu finden ſein ſoll, ſtammen die am Niederrhein gehaltenen, meiſtens buntfarbigen Feldflüchter ab."

In Belgien ſoll man zuerſt das deutſche Mövchen als Brieftaube benutzt haben. Dies iſt zweifellos eine der lieblichſten aller Taubenraſſen, von zierlichem, doch etwas ſtämmigem, fleiſchigem Körper und hübſcher Haltung. Der Kopf iſt verhältnißmäßig groß und eckig, d. h. der breite Schädel zeigt über den ziemlich ſtark hervortretenden Augen zwei bedeutende Hervorragungen und eine ſolche dritte der hintere Schädelknochen. Die breite und ſehr hohe Stirn bildet mit dem Schnabel keinen Winkel, ſondern eine Bogenlinie, welche hauptſächlich den Kopf dieſer Taube ſo ſchön erſcheinen läßt. Das Auge hat fleiſchige Lidränder und um dieſelben zuweilen eine nackte Haut. Die Farbe des Augenſternes richtet ſich ſtets nach der Grundfarbe des Gefieders, d. h. bei dem weißgrundigen Tauben iſt er dunkelbraun, bei den farbengrundigen iſt er dunkler oder heller gelb, niemals perlfarbig. Tief im Nacken ſitzt ein bohrerartig ſpitzgedrehtes Häubchen (eine normale Spitzhaube), der Hals iſt ſtark, hinten ſcharfkantig und nicht ſehr lang. Vom Unterſchnabel an, da, wo die Federn beginnen, zieht ſich ein faltiger, zottiger Kehlſack (Bart, Droſſel oder Troller) daumenbreit herab bis dahin, wo der ſogenannte Jabot (Buſenſtreif) anfängt. Dieſer iſt in der Weiſe gebildet, daß längs einer geraden Linie von der Kehle an bis tief in die Bruſt hinein etwa 3 Zoll lang an beiden Seiten einige Reihen lockiger, ſtacheliger Federn, anſtatt anliegend, nach unten zu laufend, vom Halſe abſtehend (aufgerichtet) gegeneinander nach der Mitte des Halſes ſich erheben, zuweilen kraus durcheinanderſtehend, zuweilen auf einer Seite liegend und beim Bewegen des Halſes und beſonders beim Rukſen ſich öffnend und ſchließend. Oben, unterhalb des

Kehlsackes, stauen sich diese Federn, legen sich nach rechts und links und bilden mit dem Jabot und der Drossel ein Kreuz. Daher wird das Mövchen auch Kreuztaube oder Kreuzer genannt. Die Brust ist voll und breit, Lauf und Zehen sind kurz und unbefiedert. Die Schwingen reichen bis stark einen Daumen breit vom Ende des Schwanzes; dieser ist ein wenig aufgerichtet, daher erscheint die Lage des Körpers horizontal. Die Länge beträgt etwa 12 Zoll, der Schnabel ist nur 5—6 Linien lang und das Täubchen wiegt nur 20—24 Loth. Die dem Mövchen allein zukommende Zeichnung ist die geschildete, daher heißt es Schild- oder Deckelmövchen; außer dieser gibt es alle Abstufungen von einfarbigen und bunten. Das Gefieder liegt glatt und fest, wie angegossen, und alle Körperformen treten so gleichmäßig und dem Auge wohlthuend hervor wie bei keiner andern Taube. Das Mövchen fliegt rasch, anhaltend und hoch, wenn man es dazu gewöhnt; es ist ein munteres, muthiges Täubchen und läßt seine Stimme gern hören. (Fitrer.)

Diese reizenden Täubchen gehörten von jeher zu den Lieblingen der belgischen Taubenliebhaber und wurden insbesondere in Verviers und Lüttich und späterhin dann in Aachen und am Niederrhein überhaupt mit großer Vorliebe gezüchtet. Sie zeigen eine ganz besondere Heimatsliebe und sind deshalb auch als Brieftauben brauchbar und geschätzt.

In Belgien, namentlich in Antwerpen, soll man beim Beginn dieser Liebhaberei vorzugsweise den Ttmmler als Brieftaube benutzt haben. Der echte unvermischte Tümmler, sagt Fitrer, ist die kleinste der Tauben und unter allen die kurzbeinigste. Sie zeichnet sich durch ihren gedrungenen, nicht sehr langen Körper, durch schönes Ebenmaß aller Glieder, zierliche Haltung und edeln Anstand aus. Der unbehaubte Kopf ist klein, kurz und rund, die Stirn sehr steil und hoch, der Scheitel flach, der Schnabel ist sehr kurz, vom Winkel bis zur Spitze nur 6 Linien lang, spitz und gleich den Nägeln meistens hellfarbig. Die hervorstehenden, großen, lebhaften, schönen Perlaugen sind mit einem flachen Hautring umgeben, der kurze, am Kopfe dünne Hals ist edel gebogen, die Brust breit, voll und hoch. Die kurzen Beine und kleinen Füße sind unbefiedert, die Flügel nicht übermäßig lang, zuweilen etwas tief hängend, der Schwanz ist ein wenig aufgestülpt. Das Gefieder ist voll und liegt fest an, die Färbung und Zeichnung ist schön, kräftig und zum Theil eigenthümlich. Es ist eine der munterſten und lebhaftesten Taubenarten, die sehr zahm und zutraulich wird. Weitsichtigkeit ist ein Fehler, an welchem die ganze Rasse leidet; der Tümmler sieht meilenweit in die Ferne und stößt dagegen oft an die nächststehenden Gegenstände an. Die echte und unvermischte, sich selbst überlassene Art dieser Taube ist ein guter Flieger und ein unübertrefflicher Gaukler und Purzler. Pfeilschnell erhebt er sich unter schallendem Flügelklatschen, indem er die Schwingen mit großer Kraft über dem Rücken zusammenschlägt, senkrecht in die Lüfte oder schießt in gerader Linie dahin, stürzt dann plötzlich, den Kopf hintenüberwerfend und um sich selbst drehend und in dieser Weise zahllose Purzelbäume in einer Geschwindigkeit schlagend, daß man die einzelnen Bewegungen nicht zu unterscheiden vermag, bis zur Erde hinunter, jedoch ohne dieselbe zu berühren, erhebt sich drehend und klatschend von neuem, fährt in unregelmäßig hastigen Bewegungen hin und her, purzelt wieder ein Stück und fällt dann wol mit hochgehobenen Flügeln und auf dem ausgebreiteten Schwanze gleichsam sitzend oder reitend, bewegungslos gerade herab, um rechtzeitig sich wieder zu erheben und mit allen möglichen Variationen das Spiel zu wiederholen. Zuweilen irrt er sich dabei in den Entfernungen und fällt sich todt, spießt sich auf einem Blitzableiter oder dergleichen oder der Taubenstößer fängt ihn ab. Solch Spiel treiben diese Tauben auch noch in mehrfacher anderer Weise, und von demselben tragen sie den Namen Tümmler und je nach den Variationen Hochflieger u. s. w. Die Kraft und Ausdauer dieser Taube im Fluge ist erstaunlich; sie tummelt sich in der geschilderten Weise sechs bis acht Stunden

in der Luft umher, ſelbſt in mondhellen Nächten und in ſo großer Höhe, daß ſelbſt das ſchärfſte Auge Mühe hat, ſie aufzufinden. Der Tümmler kommt in zahlreichen Varietäten vor, unter denen gegenwärtig der beliebteſte und auch wol ſchönſte der ſeit Jahrhunderten in England gezüchtete und in hoher Vollkommenheit vorhandene Mandel- oder Almondtümmler iſt.

Ueberblicken wir dieſe Taubenarten, ſo iſt zu bemerken, daß jede ihre Vorzüge hat, jedoch keine als vollkommen oder auch nur als ausreichend für den Zweck der Briefpoſt erſcheint.

Der Carrier oder die Bagdette beſitzt eine ungeheuere Flugkraft, einen erſtaunlichen Orientirungsſinn und eine große Heimatsliebe, doch iſt ſie nur bei kurzen Entfernungen fähig, ſich zurückzufinden. Außerdem ſind die echten, tadelloſen Carrier viel zu theuer, als daß man ſie für dieſen Zweck verwenden könnte. Ferner wird ſie gar zu bald ſo ſchwerfällig, daß ihr Flug darunter weſentlich leidet. Schließlich und hauptſächlich aber erheben ſich die fleiſchigen Augenränder und der Naſenwulſt ſo ſehr, daß ihr die Fernſicht mehr und mehr benommen wird. Hierin ſoll denn auch die Urſache liegen, daß ſie nur in kurzen Entfernungen ſich zurechtfinden kann, während ſie bei weitern Touren wiederum Futtermangel leidet, indem die ältern Tauben dieſer Raſſe die Körner nicht vom Boden aufſuchen können, ſodaß man ihnen das Futter in einem tiefen Gefäße geben muß.

In Hinſicht der Feldtaube will man die Erfahrung feſtgeſtellt haben, daß ſie nur aus einer Entfernung bis zu 25 oder höchſtens 30 Stunden noch ſicher heimkehren, bei weitern Touren aber regelmäßig ausbleiben.

In dem Mövchen ſteckt Raſſe wie in einem Rennpferd, ſagt Lenzen; und in der That iſt es unter allen dieſen Tauben für unſern Zweck die brauchbarſte. Einerſeits aber iſt das deutſche Mövchen als Luxustaube durch Einführung der ſchönern ägyptiſchen und chineſiſchen Mövchen ſehr in den Hintergrund getreten, ſodaß man es in reiner Zucht nur noch ſelten findet, und andererſeits hat man, wie ich weiterhin ausführen werde, dieſe Art durch Miſchzucht als Brieftaube zu vervollkommnen geſucht.

Obwol der Tümmler ſich durch die erforderlichen Eigenthümlichkeiten, Fernſicht und Orientirungsſinn, Flugkraft und Schnelligkeit in hohem Maße auszeichnet, ſo bleibt auch bei ihm etwas zu wünſchen übrig. Einerſeits nämlich wird er zu leicht einem Raubvogel zur Beute und andererſeits ſoll er auch in der Hinſicht nicht zuverläſſig ſein, daß er durch ſeine Flugkünſte zu viel Zeit vertrödelt und dem ſehnſüchtig Wartenden nicht prompt genug heimkehrt.

Theils alſo mit Abſicht, theils nur zufällig hat man Baſtarde von dieſen verſchiedenen Raſſen gezogen, aus deren weiterer Zucht und Vervollkommnung dann endlich die eigentlichen Brieftauben hervorgegangen ſind.

Die antwerpener Brieftaube, langſchnäbelig, mit flachem Kopfe und ſchönem Schwanenhalſe, iſt ein Miſchling vom Carrier mit dem Tümmler in der zweiten oder dritten Generation und trägt, je nachdem ſie mehr dieſem oder jenem nachartet, die Merkmale der einen oder andern Raſſe in hervortretenderm Maße. Die erſte Kreuzung, der Dragon oder die Drachentaube (Dragon-Carrier), iſt in England als Luxustaube ſehr beliebt und in Antwerpen hat man ſie vorzugsweiſe zur Zucht der Brieftauben verwendet. Aus dieſen Miſchlingen hat ſich nun eine wenigſtens einigermaßen feſtſtehende Raſſe gebildet, deren Angehörige mehr oder minder fleiſchige Augenränder und dicken Naſenwulſt, ſowie mehr oder weniger lange Flügelſchwingen, breite Fahnen der Schwungfedern und ein ſtraffes, knapp anliegendes Gefieder zeigen. Zuweilen ſind ſie ohne Naſenwulſt und fleiſchige Augenränder, verleugnen jedoch auch in dieſem Falle ihre Abkunft nicht.

Dieſe antwerpener Brieftaube ſoll vorzugsweiſe als ein durchaus ſicherer Flieger zu

ſchätzen ſein, welcher auch bei ſchwierigen Terrainverhältniſſen, alſo in gebirgigen Gegenden, innerhalb großer Städte, in ſumpfreichen und ſtark nebeligen Landſchaften und am Meeresſtrande, ſowie beſonders für weite Touren am zuverläſſigſten ſich zeigt. Nach Lenzen's Behauptung bewährt ſie ſich am beſten, wenn die Flugrichtung von Oſten nach Weſten geht. Sie wird auch früh, ſobald ſie vollſtändig ausgewachſen iſt, abgerichtet und fliegt bereits in den erſten Jahren ſehr gut.

Die lütticher Brieftaube iſt ebenfalls keine reine Raſſe, ſondern ein Miſchling vom Mövchen mit dem Tümmler. Es iſt eine kleine Taube mit breitem, eckigem Kopfe, voller Bruſt, gebogenen Flügeln und reichem, ſammtweichem Gefieder. Bei manchen Exemplaren zeigt ſich mehr oder minder deutlich das Jabot und der Bart, ſeltener auch noch das Häubchen des Mövchens. Ihre Eigenthümlichkeiten ſollen darin beruhen, daß ſie nach langer Zeit, zuweilen noch nach Jahren, vom Heimatsgefühl getrieben, ihrem Schlage zueilt und deshalb, meint Lenzen, wird ſie für militäriſche Zwecke am brauchbarſten ſein, indem ſie ſelbſt bei einer langen Dauer der Belagerung immer noch ſicher heimkehren würde. Sie ſoll ſich vor der antwerpener ganz entſchieden dadurch auszeichnen, daß ſie für die weiteſten Touren brauchbar iſt; doch zeigt ſie ſich in den erſten Jahren nicht zuverläſſig und ſoll eigentlich erſt im dritten Jahre ausgeſandt werden.

Die antwerpener ſowol als auch die lütticher Brieftaube tragen naturgemäß keinen feſtſtehenden Typus einer Raſſe. Sie ſchwanken ebenſo in der Geſtalt und in den angegebenen charakteriſtiſchen Merkmalen, als auch in der Färbung des Gefieders. Einfarbige, blaue, ſchwarze, weiße Tauben, ſeltener gelbe und rothe, am häufigſten aber bunte, meiſtens ſehr unregelmäßig gezeichnete und unſchöne ſind zuweilen die tüchtigſten Flieger. Rein weiße, gelbe und andere helle Tauben ſchätzt man weniger, da ſie leichter von den Raubvögeln ergriffen werden. Die franzöſiſchen Züchter ziehen dagegen die weißen Tauben gerade vor, weil dieſe nämlich einerſeits die Buchſtaben und Zeichen des Stempeldrucks oder gar der Depeſche auf den weißen Flügelfedern deutlicher hervortreten laſſen, andererſeits weil weiße Tauben ſich im Fluge beſſer beobachten laſſen, ſodann auch, weil ſie nicht ſo ſehr durch den Einfluß der Sonnenſtrahlen leiden ſollen als ſchwarze oder dunkelfarbige Tauben. Ganz beſonderes Gewicht legen manche Liebhaber auf die Farbe der Augen. Die antwerpener Brieftaube zeigt oft das ſchöne, weißgelbe, ſogenannte Glasauge; die lütticher Raſſe hat am häufigſten ein rothes oder auch braunes, gelbes, ſchwarzes Auge. Bei den geſcheckten Tauben ſind die beiden Augen nicht ſelten verſchieden gefärbt. Die ſchwarzen, braunen und dunkeln Augen überhaupt gelten bei manchen Liebhabern als Vorzug, weil man annimmt, daß ſolche Tauben bei bewölktem Himmel und düſterm Wetter überhaupt beſſer ſehen ſollen.

Beide Miſchlingsraſſen, die antwerpener und die lütticher Brieftaube, ſind in reinen typiſchen Exemplaren allenthalben, ſelbſt in Belgien, recht ſelten. Durch fortwährende weiter geführte Kreuzungen der Stammraſſen: Carrier, Mövchen, Tümmler und Feldtaube, untereinander, ſowie wiederum der beiden Miſchlingsraſſen und aller dieſer Baſtarde zuſammen, iſt nun aber eine bunte Mannichfaltigkeit von Taubenformen entſtanden, die, unter dem Begriff Brieftaube zuſammengefaßt, jeder nähern Beſchreibung ſpottet. Alle Abbildungen, z. B. diejenigen, welche die franzöſiſche Zeitung „L'Illustration" von den Brieftauben brachte, die bei der Belagerung von Paris ſich ausgezeichnet haben, ſind, inſofern ſie nicht lediglich reine Raſſetauben zeigen, nichts weniger als ſtichhaltig.

Bei der Auswahl der zur Zucht von Brieftauben beſtimmten Exemplare, gleichviel von welcher Raſſe, iſt immer auf folgende Merkmale zu achten. Bei kleinem Körperbau muß die Taube eine möglichſt große Klafterweite, dichtes Gefieder und ſtark beſchwingte Flügel, d. h. recht breite Fahnen an den Schwungfedern haben. Haupterforderniß iſt möglichſt hohe Muskelkraft der Flügel, ſodaß man dieſelben nur mit Mühe emporzuheben

vermag. Durch große Klafterweite, d. h. durch lange ſpitze Flügel erwächſt der Brieftaube ein doppelter Vortheil, indem ſie einerſeits ſchneller zu fliegen vermag und andererſeits die breite Innenfläche des Flügels für den Abdruck des Stempels und für die Depeſche reichlichen Raum zeigt.

Schon oft iſt die Frage aufgeworfen, worin denn eigentlich die Fähigkeit der Taube, ihren Weg heimwärts zu finden, und damit alſo ihr Werth als Briefbote beruhe. Fern liegt mir die Abſicht, mich in den Streit einzulaſſen, ob dies der Inſtinct und was derſelbe denn eigentlich ſei. Ich will vielmehr ganz einfach mit Thatſachen ſprechen, die einem Wunderglauben, in welchem der Inſtinct doch immer beruht, ſchnurſtracks entgegenſtehen. Der Trieb, welcher die Taube bekanntlich nicht hin und her, ſondern nur aus der Entfernung, in welche ſie wider ihren Willen gebracht worden, zurück nach dem heimatlichen Schlage führt, iſt nichts anderes als die Heimatsliebe, welche wir ja bei zahlreichen Thierarten finden und die gerade bei der Taube vorzugsweiſe ſtark ausgeprägt ſich zeigt. Zu derſelben kommt dann noch das Vermögen, ſich während des Fluges in der Gegend ſo genau zu orientiren, daß ſie auch aus der weiteſten Entfernung immerhin einen Punkt aufzufinden vermag, welcher ſie leitet. Hoch intereſſant iſt die Beobachtung der Art und Weiſe, in welcher losgelaſſene Brieftauben die Richtung ihres Heimweges aufzufinden wiſſen. In beträchtliche Höhe ſchwingen ſie ſich empor und hier kreiſen ſie im immer weiter ſich ausdehnenden Bogen ſo lange, bis ſie endlich vermöge ihres ſcharfen Geſichts in meilenweiter Entfernung irgendeinen bekannten Gegenſtand, alſo vielleicht eine Bergſpitze, einen Thurm, eine Waldecke u. dgl. auffinden und dann in gerader Richtung auf dieſelbe losſteuern. Selbſtverſtändlich iſt es, daß dieſe Begabung einerſeits von der Schärfe der Sinne abhängt und andererſeits nicht allein bei den verſchiedenen Taubenraſſen, ſondern auch noch bei den einzelnen Exemplaren einer jeden ſolchen je nach der individuellen Begabung außerordentlich verſchiedenartig ſich zeigt. Und dadurch erklärt es ſich von vornherein, daß die Tauben mancher Raſſen ungleich beſſer zur Abrichtung als Brieftauben ſich eignen als andere, und daß wiederum ſelbſt unter den als Brieftauben geſchätzten Arten manche Exemplare, die den vollen Typus der reinſten Raſſe zeigen, dennoch hinter einzelnen Tauben aus minder befähigten Arten weit zurückbleiben.

Aus dieſer Thatſache aber ergibt ſich ebenſo wie aus der Erfahrung auch wiederum, daß eine ſachgemäße, durchaus ſyſtematiſche Abrichtung ſelbſt bei der begabteſten Brieftaube nothwendig iſt. Dieſe geſchieht in folgender Weiſe. Sobald die junge Brieftaube das Alter von etwa vier Monaten erreicht hat und völlig entwickelt ſich zeigt, ſoll ſie zunächſt an das Sitzen im Verſandkorbe allmählich immer längere Zeit hindurch gewöhnt werden. Dann beginnt die Abrichtung, indem man ſie hinausbringt und anfangs in ſehr kurzer, dann in immer weiterer Entfernung vom heimatlichen Schlage fliegen läßt und dies ſo oft als irgend möglich wiederholt. Als die weiteſte Tour für das erſte Jahr nimmt man im allgemeinen 30 Stunden an, doch hat die Erfahrung gezeigt, daß junge Tauben auch 100 Stunden weit und darüber ganz gut heimkehrten. Antwerpener Tauben ſollen im Alter von fünf Monaten Touren von 100—120 Stunden raſcher erledigen als alte. Von Antwerpen aus läßt man die Tauben nach dem Alter ganz beſtimmte Entfernungen durchfliegen, und dieſe vielfach empfohlene, aber im ganzen noch wenig befolgte Sitte dürfte in der That ſehr nachahmenswerth ſein. Die erſten Flüge ſollen nur 1—2 Stunden, die folgenden 4—6, dann 10, 15, 20—30 Stunden betragen. In Frankreich will man feſtgeſtellt haben, daß die in der Jugend zu ſehr angeſtrengten Tauben bereits mit dem fünften Lebensjahre ſich unbrauchbar zeigten, während die in den beiden erſten Jahren geſchonten Tauben wenigſtens 10—12 Jahre ausdauern ſollen. In einzelnen Fällen will man ſogar Beiſpiele einer zwanzigjährigen Leiſtungsfähigkeit feſtgeſtellt haben. Sobald die Taube das zweite Jahr erreicht hat, ſoll man mit den ganz kleinen

Touren noch einmal, alſo gleichſam wieder mit dem A-b-c anfangen und die Entfernungen dann allmählich bis auf 80 Stunden ausdehnen. Mit dem dritten Jahre iſt die Brieftaube vollſtändig entwickelt und ſteht in ihrer vollen Kraft; ſie kann dann zu den weiteſten Touren eingeſetzt werden, aber auch jetzt muß ſie im Beginn der Reiſen noch einmal mit kleinern Flügen anfangen.

Als die beſte Zeit zum Beginn der Flüge wird der Monat Mai erachtet. Dann ſind die Nebel und Wetterſchauer, welche im März und April noch häufig und ſtörend auftreten, verſchwunden und die Witterung iſt gleichmäßiger. Als die Endzeit der Brieftaubenübungen und Wettflüge erachtet man den September, und bei beſonders guter Witterung den October. In Belgien veranſtalten zwar manche Vereine ihre Concurſe bis in den December hinein und erfreuen ſich der beſten Erfolge, doch hängt dies vielfach von den Oertlichkeiten ab, beſonders von der des Aufſluges, welche dann nicht zu tief im Thale liegen oder durch einen Wald oder ein Gebirge, welche die Tauben zu überfliegen hätten, abgeſchieden ſein darf.

Die Behandlung der Tauben, welche eine Reiſe antreten ſollen, muß eine durchaus aufmerkſame ſein. Jede einzelne wird genau unterſucht, ob ſie auch flugtüchtig iſt. Tauben, welche ſtill in einer Ecke ſitzen, darf man von vornherein nicht ausſenden, große Magerkeit oder auch umgekehrt zu große Fettfülle, ſodann aber jede Krankheit oder Verwundung ſind durchaus Hinderniſſe eines guten Fluges. Die größte Vorſicht erſcheint beim Einſetzen der Täubinnen nothwendig; naht ſich die Legezeit oder haben ſie ſoeben gelegt, ſo dürfen ſie durchaus nicht verwendet werden. Ueberhaupt befinden ſich die Weibchen nicht immer im reiſetüchtigen Zuſtande und man ſollte daher eigentlich ſtets allein die Täuberte, die Täubchen dagegen nur ausnahmsweiſe für die Wettflüge verwenden.

Ueber die Richtung, aus welcher die Tauben am ſicherſten und beſten zurückkommen, ſind die Anſichten getheilt. In Belgien glaubt man, daß dies der Süden ſei, und deshalb werden dort die Flugtauben faſt nur von dieſer Himmelsrichtung aus dreſſirt. Dies dürfte dort jedoch ganz einfach in der günſtigen Oertlichkeit begründet ſein. Auf jener Tour hat die Taube ſtets nur ebenen Boden zu durchfliegen, an der einen Seite begrenzt vom Meere, an der andern vom Gebirge. Bedenkt man dazu, daß ſeit einer langen Reihe von Jahren eben nur dieſe Bahn in Belgien für die Taubenflüge benutzt worden iſt, ſodaß an jedem Sonntage dort alſo Tauſende von Tauben in derſelben Richtung und demſelben Ziele zufliegen, ſo wird es wol erklärlich ſein, daß gerade dieſe Flugrichtung die günſtigſten Ergebniſſe zeigt. Um ſo lobenswerther iſt es, daß einige unſerer deutſchen Vereine, insbeſondere die „Columbia" in Köln, ſelbſtändig in der Richtung nach Berlin und Hamburg, alſo nicht dem alten Schlendrian ſüdwärts hin folgend, ihre Taubenflüge veranſtalten. Ein Vergleich der Flugergebniſſe zeigt aber, daß dieſelben auch in dieſer Richtung hin durchaus günſtig ausfallen.

Faſſen wir die Hinderniſſe und Schwierigkeiten zuſammen, ſo beruhen dieſelben hauptſächlich in Folgendem. Witterungseinflüſſe wirken in verſchiedenartiger Weiſe. Schnee vermindert auffallend das Vermögen ſich zurechtzufinden. Nebel verwirrt die Taube ebenfalls, Regen durchnäßt das Gefieder und hemmt mehr oder weniger den Flug. Gegenwind hindert nur, wenn er ſehr ſtark iſt, Wind im Rücken dagegen dürfte der Taube ebenſo wie den meiſten Zugvögeln nicht günſtig ſein. Es wäre wünſchenswerth, wenn namentlich die belgiſchen Vereine über dieſe Verhältniſſe baldmöglichſt eingehende Aufzeichnungen machen wollten. Noch bedeutungsvoller aber fällt die Frage ins Gewicht, wie den Gefahren abzuhelfen ſei, welche der reiſenden Taube einerſeits durch die Raubvögel und andererſeits durch gewiſſenloſe Menſchen bereitet werden.

Für die militäriſchen Aufgaben, welche die Brieftaubenzucht ſich ſtellen muß, treten

einige Gesichtspunkte als ganz besonders wichtig hervor. Hier darf nicht, wie bei der Liebhaberei, die erste beste, günstigste Tour gewählt werden, bei welcher man Gebirge, Waldungen, große Gewässer u. dgl. sorgfältig vermeiden kann, sondern hier kommen lediglich die strategischen Gesichtspunkte in Betracht, von denen aus ein Flugziel nothwendig erscheint und daher der Flug dorthin eingeübt werden muß, auch wenn dies noch so viele Schwierigkeiten bietet. Mit einsichtiger und verständnißvoller Behandlung der Tauben wird man in dieser Hinsicht selbst scheinbar unmögliche Aufgaben zu lösen vermögen.

Die Liebhaberei unterscheidet, abgesehen von allen Rassen und Arten und nur den individuellen Werth der einzelnen Taube ins Auge gefaßt, Leittauben und Spurtauben; erstere, welche selbständig den Heimweg finden und zurücklegen, letztere, welche jenen nur folgen und ohne sie für die Flüge nicht brauchbar sind. Solche Brieftauben, welche mehrmals weite Touren glücklich zurückgelegt, Prämien errungen haben und im besten Alter stehen, werden zu hohen Preisen verkauft, und man führt auch von ihnen Listen über Stammbaum, Alter und Erfolge. Als Sport ist die Brieftaubenliebhaberei der für Pferde, Hunde u. dgl. völlig verwandt, wie denn auch die Wettflüge gewöhnlich „Taubenrennen" genannt werden. Ferner unterscheidet man bei den Concursen auch zweierlei Flüge, erstens die freien und zweitens die gemischten. Die freien Flüge sind eben jene, in denen die Tauben aus den weitesten Entfernungen zurückkehren und Nachrichten zu überbringen haben; für sie sind eben nur Leittauben brauchbar. Die gemischten Flüge, für welche Leit- und Spurtauben gemeinschaftlich verwendet werden, dienen nur dem Vergnügen und den Wetten und bilden die eigentlichen Concurse, an denen sich zuweilen ganze Provinzen betheiligen. Will man auch bei ihnen in etwas weitern Entfernungen auf einigermaßen sichere Erfolge zählen, so darf man nicht mehr als 12—16 Tauben einsetzen.

Sodann hat man auch Folgendes festgestellt. In einer Entfernung von 15—20 Meilen kommen unter günstigen Verhältnissen fast sämmtliche Brieftauben glücklich heim; allein in demselben Maße, in welchem die Weite zunimmt, verringert sich auch die Anzahl der zuverlässigen Boten. Da man seit vielen Jahren bei großartigen Flügen in mehr oder minder bedeutenden Entfernungen maßgebende Erfahrungen gemacht hat, so sind alle diese Verhältnisse ziemlich genau bekannt. In der verhältnißmäßig ungeheuern Entfernung von Lüttich nach Rom kamen von 150 Brieftauben doch noch 9 Köpfe glücklich heim. So hat man auch ermittelt, daß die Schnelligkeit der Taube im Durchschnitt 20—25 Meilen in einer Stunde beträgt.

Bei verständnißvoller Beachtung aller dieser bisher ermittelten Eigenthümlichkeiten der Brieftaube, kurz aller schon gemachten Erfahrungen, dürfte es nun nicht so überaus schwer sein, die militärische Brieftaubenzucht in zweckmäßigster Weise zu organisiren. Eine der größten und am günstigsten gelegenen Festungen, möglichst im Herzen Deutschlands, werde zum Centralstationsort für diesen Zweig der Kriegshülfsmittel erwählt. Hier richte man eine großartige Taubenzucht von verschiedenen streng gesonderten Rassen ein, züchte in möglichst rationeller Weise, theils in rein gehaltener Art, theils in verschiedenen Mischlingsrassen, und beginne dann die Abrichtungsflüge nach den bekannten feststehenden Regeln. Nicht allein die Zucht der Brieftauben, sondern auch vor allem die Abrichtung derselben muß aber in die Hände solcher Personen gelegt werden, denen eine volle Kenntniß des ganzen Wesens dieser Vögel zu Gebote steht.

Der betreffende militärische Brieftaubenzüchter und -Abrichter wird vor allem sein Augenmerk auf die Erzielung einer bedeutenden Anzahl von Leittauben, also zuverlässigen Einzelfliegern richten. Diese werden in möglichst frühem Alter an die übrigen Festungen, bezüglich Stationen der militärischen Brieftaubenzucht vertheilt, hier unter Aufwand der zweckmäßigsten Maßregeln eingewöhnt und weiter gezüchtet. Schlägt ihre Nachkommen-

ſchaft ein, ſo bietet dieſe ein Material, welches auch die Möglichkeit zur Erzielung der ſchwierigſten Probleme gewährt, mit andern Worten, durch die vortrefflichſten Einzelflieger wird man nach und nach einen Brieftaubendienſt zu organiſiren vermögen, der auch mancherlei ſcheinbar unüberſteigliche Hinderniſſe glücklich bewältigen läßt, der z. B. ſelbſt in einer Felſenfeſtung, im Gebirge, am Seeſtrande und zwiſchen großen Wäldern u. ſ. w. dennoch die Möglichkeit des Brieftaubenverkehrs bietet. Hier ſei das nur angedeutet, was ich in meinem Buche „Die Brieftaube" (Hannover, Rümpler) ausführlich dargelegt habe.

Die Verpflegung und Zucht der Brieftauben ſtimmt im allgemeinen mit der aller übrigen Tauben überein. Man gewähre den Brieftauben einen beſondern Boden für ſich und halte ſie nicht mit andern Raſſen zuſammen. Die belgiſchen Züchter trennen zum Winter hin die Geſchlechter, weil die während der kalten Jahreszeit gezüchteten Jungen ſich niemals zur rechten Vollkommenheit entwickeln. Viele im Winter flügge gewordene Junge bekommen bei plötzlich eintretender Kälte ſteife Flügel. Auch tritt bei ihnen gewöhnlich eine ſehr frühe Mauſer ein, ſodaß ſie die im Sommer veranſtalteten weiteſten Reiſen nicht mitmachen können. Die günſtigſte Zeit für die Zucht iſt der Monat März. Viele Liebhaber wollen nur alte bewährte Tauben zur Zucht verwenden, und die Erfahrung hat dies als richtig beſtätigt, obwol es auch einzelne Fälle gibt, in denen von einjährigen Tauben ſehr kräftige Nachzucht erzielt worden. Rationelle Züchter verzeichnen in aufmerkſamſter Weiſe den Verlauf der Brut, ſodaß ſie alles genau zu regeln vermögen, die nicht befruchteten Eier zu rechter Zeit entfernen, die Eier oder Jungen der beſten Flieger den minder guten, aber vielleicht deſto tüchtigern Zuchttauben unterlegen u. ſ. w. Zur Reiſezeit läßt man die Flugtauben gewöhnlich nicht ſelber brüten, ſondern legt ihre Eier andern unter.

Ueberhaupt erfordert die Behandlung der beſten Flugtauben große Aufmerkſamkeit und Sorgfalt. Die Fütterung geſchieht täglich zur ganz beſtimmten Zeit und mit den beſten Sämereien, am zweckmäßigſten mit reinen, recht vollen Wicken. Immer reines, klares und kühles Trinkwaſſer, geſpendet aus geeigneten Gefäßen, am beſten den Luftdruck Trinkkannen, welche allgemein bekannt ſind, und ſodann, beſonders im Sommer, auch von Zeit zu Zeit Badewaſſer, iſt unbedingtes Bedürfniß des Wohlſeins. Wenn die Taube von der Reiſe zurückkehrt, ſo darf ſie kein eiskaltes Trinkwaſſer vorfinden, ſondern nur verſchlagenes, welches einige Stunden in einer warmen Stube geſtanden hat. Bei der Einrichtung des Schlages ſind die ungünſtigen Einflüſſe durchaus zu vermeiden, welche Leben und Geſundheit der Taube, wie aller Haus- und Hofvögel überhaupt gefährden, und zwar Zugluft, kalte Näſſe, Schmuz, unreine Luft und unreinlicher Boden, ferner nachläſſige Verpflegung, ſchlechtes oder verdorbenes Futter und ähnliches Trinkwaſſer.

In den älteſten Zeiten überbrachte die Taube nur irgendein Zeichen; Noah's Taube trug ein Oelblatt, die Taube des Römers hatte ein Purpurläppchen als Freudenzeichen umgehängt. Später, ſobald überhaupt Briefe geſchrieben wurden, befeſtigte man der Taube einen ſolchen unter dem Flügel oder zwiſchen den Beinen. Dann, noch ſpäter, wurde der Brief auf das zarteſte Seidenpapier geſchrieben und zum Schutz gegen die Witterung in Wachspapier gewickelt. Die erfinderiſche Noth des Krieges erſann allmählich immer weitere Hülfs- und Schutzmittel. Ein Pärchen der Tauben, welche vor Metz von deutſchen Soldaten erbeutet wurden, trug die Depeſchen noch in einem um die Flügel befeſtigten Lederbeutel. Bei einer andern hatte man das inhaltvolle Blatt in einen Federkiel gerollt und dieſen an einer Schwanzfeder der Taube angebracht. Ein ſolcher Federkiel enthielt das bereits mehrfach erwähnte kleine Blättchen von 40 Millimeter Länge und 30 Millimeter Breite, welches die mikroſkopiſche Photographie eines gewöhnlichen typographiſchen Satzes hatte, der den Inhalt von 15 Seiten einer großen Zeitung bildete.

Die Federſpule wurde auf eine Schwanzfeder der Taube gebunden oder vermittels eines feinen Drahtes, welcher die Feder durchbohrte, befeſtigt. Aber auch dies erſchien nicht mehr zweckmäßig genug. Die in waſſerdichtem Papier verwahrte Depeſche wurde um einen Fuß der Taube gerollt und hier feſtgeſchnürt, oder man brachte ſie in breiter Fläche unterhalb des Schwanzes an mehrern Federn zugleich an. Auch wurde jede ausgeſchickte Brieftaube an der untern Seite der Flügelfedern mit Nummer, Datum und Ort abgeſtempelt.

Alle deutſchen Berichte und Schilderungen der Leiſtungen, welche die Brieftaube mit Hülfe der Luftſchiffahrt im letzten Kriege gezeigt, ſchließen mit dem Wunſche, daß auch dieſe Taubenpoſt recht bald ihren Stephan finden möge, d. h. einen Reformator, welcher ſie zu derſelben Höhe der Vervollkommnung zu erheben vermag, auf welcher ſich die deutſche und die Weltpoſt gegenwärtig befinden.

In dieſer Darſtellung haben wir das wichtigſte Hülfsmittel einer erfolgreichen Taubenpoſt unerwähnt gelaſſen, nämlich die Luftſchiffahrt. Solange dieſe aber noch in dem Stadium der beginnenden Entwickelung ſich befindet, iſt in einer populären Schilderung kaum etwas darüber zu ſagen. Wir dürfen daher nur noch den Hinweis anfügen, daß die Brieftaube zur Erreichung wirklich nutzbringender Ziele in einem künftigen Kriege nur dann tauglich ſein wird, wenn man mit ihrer Ausbildung auch in gleichem Schritt die Vervollkommnung der Luftſchiffahrt zu erzielen vermag.

Ruggiero Bonghi,

italieniſcher Unterrichtsminiſter.

Wer Bonghi's Schriften kennt und die literariſche und publiciſtiſche Thätigkeit desſelben längere Zeit genauer verfolgt hat, kennt auch den äußern Lebensgang des Verfaſſers, dem ſich oft auf dem ungeſuchteſten Wege Gelegenheit bot, von ſich ſelbſt und ſeinem gegenwärtigen und frühern Leben in der ausführlichſten und geiſtreichſten Weiſe zu ſprechen. Kurz vor ſeiner Ernennung zum Unterrichtsminiſter, die von den einen mit ebenſo enthuſiaſtiſchem Beifalle begrüßt, als ſie von den andern heftig befehdet wurde, war in einem neapolitaniſchen Blatte ein Angriff gegen ihn erſchienen, der ihm Gelegenheit gab, an die Zeit ſeiner Jugendjahre und ſeines erſten politiſchen Auftretens in Neapel, kurz vor 1848, zu erinnern. „Was für Jahre waren das!“ ruft er in einem Briefe an den Herausgeber des „Pungolo“ aus, „und wie ſchwer war damals derjenige Muth, der heutzutage etwas ganz Gewöhnliches zu ſein ſcheint, da ihn auch die Feigſten beweiſen können. Noch geſtern Abend erinnerte mich der Buchhändler Detken daran, wie wir einer argwöhniſchen und uns feindſelig geſinnten Polizei jedes Buch aus den Händen reißen mußten, aus dem wir einige Nachrichten über die Bewegung der Wiſſenſchaft und der Geiſter in Europa und ſelbſt in Italien ſchöpfen konnten. Wenn die Zollbehörde nicht beſtochen geweſen wäre, würde die Polizei der Geiſtlichen und Sbirren jeden Wunſch und jede Hoffnung in uns erſtickt haben; allein aus Liebe zur Wiſſenſchaft machten wir ſelbſt die Packträger, indem wir bereits zugelaſſene und unverdächtige Bücher nahmen, dieſelben in die Kiſten packten und die verboteuen dafür herausnahmen, ſodaß das Gewicht in Bauſch und Bogen daſſelbe blieb, und die Argusſe am Ausgange ungefährdet die Augen ſchließen konnten. Und auf die in ſolcher Weiſe errungenen Bücher warfen wir uns mit fieberhafter Begeiſterung, discutirten unter uns über alles, bereiteten die Geiſter und Gemüther auf unbekannte und uns beſtrittene Geſchicke vor, und veröffentlichten bereits im Alter von 18 Jahren wiſſenſchaftliche Arbeiten, die heute noch nicht vergeſſen ſind und auch dies Schickſal nicht verdienen dürften.

„Die deutſche Cultur, die jetzt ſo leicht ihre Bewunderer findet, ſah damals in uns ihre einzigen Märtyrer und Bekenner.

„Wir waren ihrer viele, und wie viele von uns gehören nicht heute bereits zu den Todten! Unſere Studien hinderten uns nicht, uns jeden Tag mehr und mehr am politiſchen Leben der Nation zu betheiligen, und indem wir kühn und verwegen dem kräftig ineinandergreifenden Gefüge der bourboniſchen Regierung trotzten, rotteten wir uns in den Straßen zuſammen und machten den Wünſchen unſerer Herzen Luft. Wüthend ſtürzten

die Gensdarmen aus den Seitengaſſen des Toledo hervor und räumten die Straße, indem ſie mit Säbeln dareinhieben.

„Sant-Elmo zog die rothe Fahne auf, und wir kehrten in unſere Wohnungen zurück, entſchloſſen, das nächſte mal, wo uns das Signal gegeben werden würde, bewaffnet aus denſelben hervorzutreten, allein im voraus verzweifelnd am Siege. Endlich kam der Tag, wo wir die Conſtitution mit offenem Viſir verlangen konnten, und ich erinnere mich noch, wie ich das Geſuch an Ferdinand II. in der Wohnung Gaëtano Filangieri's aufſetzte, der es zuerſt unterſchrieben hat."

Die wiſſenſchaftliche Arbeit, deren Veröffentlichung in ſeinen jungen Jahren Bonghi hier erwähnt, war eine Ueberſetzung und Erläuterung des Platoniſchen Dialogs über das „Höchſte Gut", vom Verfaſſer ſeinem Großvater gewidmet, der ſich bei dem frühzeitigen Tode ſeines eigenen Vaters ſeiner und ſeiner Schweſtern hülfreich angenommen hatte. Aus der Vorrede erſehen wir, daß der jugendliche Autor bereits damals daran dachte, eine vollſtändige Ueberſetzung der ſämmtlichen Dialoge Plato's herauszugeben. Die erſte Probe machte nicht geringes Aufſehen, ſowol wegen des leichten und fließenden Stils der Ueberſetzung, wie auch durch die nahe an 200 Seiten umfaſſenden Anmerkungen, welche Zeugniß gaben von einer tüchtigen und gründlichen philologiſchen und hiſtoriſchen Vorbildung. Bonghi war ſchon damals mit der geſammten Literatur über Plato vertraut, verſtand deutſch und engliſch, machte zum erſten mal in Italien auf deutſche Philoſophie, namentlich auf Herbart, aufmerkſam und polemiſirte gegen Autoritäten wie Schleiermacher, Klenker, Götz, Hülſeman, Sydenham und andere Ausleger der Dialoge Plato's. Noch genauer freilich als mit der deutſchen und engliſchen war Bonghi ſchon damals mit der franzöſiſchen Literatur und Philoſophie vertraut; beſonders die Tendenzen Couſin's waren dem jugendlichen Ueberſetzer maßgebend.

Die Ereigniſſe von 1848 zogen den zwanzigjährigen Jüngling zunächſt von ſeinen Studien und Ueberſetzungen ab und riefen ihn auf das Gebiet der Politik, auf dem er ſpäter eine ſo bedeutende Rolle ſpielen ſollte. Er redigirte das Journal „Il Tempo" und begleitete die Geſandtſchaft für die italieniſche Liga als erſter Secretär.

Am 15. Mai, an welchem Tage die conſtitutionelle Partei in Neapel eine Niederlage erlitt, nahm Bonghi ſeine Entlaſſung, ging nach Toscana und ſchrieb für das Blatt „Il Nazionale". Von dort verwieſen, weil er in einem Artikel von der Verheirathung der toscaniſchen Prinzeſſin mit einem Sohne Ferdinand's II. abgerathen hatte, begab er ſich 1849 nach Turin und von dort an den Lago-Maggiore, wo er mit Berchet, Manzoni und Rosmini Bekanntſchaft ſchloß; mit dieſem letztern lebte er längere Zeit zuſammen. Bonghi hat die dort verbrachten Jahre in einem Briefe an Carlo Landriani geſchildert, welcher der dritten Auflage ſeines Buches: „Warum die italieniſche Literatur in Italien nicht volksthümlich iſt?", voranſteht. Wir wollen ihn aufs neue ſelbſt reden laſſen:

„Ich kam nach Pallanza, um den Marquis und die Marquiſe Arconati wiederzuſehen, die ſich dort für einige Zeit aufhielten und zu denen mich eine Sehnſucht hinzog, die in der kurzen Bekanntſchaft ihren Urſprung hatte, welche ich mit ihnen in Turin gemacht, nachdem ich, von Florenz verwieſen, mich dorthin begeben hatte, um im Verein mit vielen andern dort eine Zuflucht zu finden. Eines Tages erfuhr ich, daß Manzoni und Rosmini kommen würden, um dem Marquis und der Marquiſe Arconati ihre Aufwartung zu machen. Infolge meiner mir angeborenen Zurückhaltung ließ ich mich nicht nur nicht ſehen, ſondern war auch nicht zu finden, als man mich ſuchte, um mich dieſen beiden Herren vorzuſtellen. Es kam mir vor, als ob ihnen dieſe Bekanntſchaft als eine Zudringlichkeit erſcheinen würde, obſchon der eine wie der andere von mir wußte, indem ich fünf Jahre früher von Neapel beiden meine Ueberſetzung des «Philebos» zugeſchickt hatte, die

Rosmini nicht ohne einiges Wohlgefallen und Manzoni ohne beſondere Beſtürzung durchgeſehen hatte, weil dieſe Arbeit, wenn ſie auch den Gedanken des griechiſchen Philoſophen mit gewiſſenhafter Sorgfalt wiedergab, ihn im Italieniſchen in einer Sprache und in einem Stile ausdrückte, welche Manzoni als etwas Abſcheuliches erſcheinen mußten.

„Nach einigen Tagen ließ ich Rosmini fragen, ob er mir erlaube, ihn in Streſa beſuchen zu dürfen, woſelbſt der ſeltene Mann dem Studium und dem Wohlthun lebte. Da ſich in ihm eine hohe Begabung mit einem trefflichen Herzen vereinte, war er ebenſo eifrig und beharrlich in der Erforſchung der Wahrheit wie in der Ausübung des Guten. Welch eine erhabene, göttliche Harmonie lebte in dieſem Manne! Er empfing mich mit jener ausgeſuchten und herzlichen Höflichkeit, die in ſeiner hohen Abkunft und in ſeinem frommen Gemüthe ihren Urſprung hatten, und lud mich ein, einige Tage bei ihm zu verweilen. Ich blieb mehrere Jahre dort, da jeder Tag mich immer mehr an ihn feſſelte; die langen Stunden brachte ich mit Leſen zu, und ſo erſchienen ſie mir ſehr kurz. Während Rosmini und die Geiſtlichen, welche er ſich zu ſeinen Begleitern auserſehen hatte, ebenſo mildthätige und freundliche Männer wie er, die Zeit mit Studiren und Beten zubrachten, las ich, auf meinen Spaziergängen oder in meinem Zimmer, die zahlreichen, von Rosmini verfaßten Werke, oder auch andere, die mir in ſeiner reichhaltigen Bibliothek zu Gebote ſtanden. Bei Tafel, nach Beendigung eines frommen Vortrags, der nur dann unterblieb, wenn Gäſte niedrigern Standes anweſend waren, oder nach dem Mittageſſen auf den kurzen Spaziergängen, die ſich nie weiter als 20 Minuten über Streſa hinaus erſtreckten, beim Abendeſſen und während einer halbſtündigen Erholung, womit der ruhige und heitere Tag beſchloſſen wurde, beſprach ich mit Rosmini die Ideen, die mir in den Sinn kamen, und frug ihn um die ſeinigen. Welch eine tiefe Stille herrſchte dort, und wer würde mir damals vorhergeſagt haben, daß ich ſpäter gezwungen ſein würde, ſie mit einer ſo großen Unruhe zu vertauſchen!...

„Manzoni kam während des Herbſtes ſehr oft zu Rosmini, weil er bei Lebzeiten ſeiner Gattin ſich gewöhnlich einige Zeit in Leſa aufhielt, wo ſein Schwiegerſohn Stephan das ſchönſte Haus des Ortes beſitzt. Er kam morgens zu Wagen, manchmal allein, manchmal mit ſeiner Gattin, oder auch in Begleitung ſeines Schwiegerſohnes, blieb zum Mittageſſen und kehrte oft zu Fuße zurück, eine Strecke weit von Rosmini und bis Leſa von mir begleitet, wo ich dann bei ihm übernachtete; auch blieb Manzoni manchmal einen oder zwei Tage in Streſa.

„Man kann ſich denken, welcher Art die Geſpräche waren, denen ich dort in den Stunden der Erholung beiwohnte.“

Als eine Frucht des Umganges mit Manzoni und der Studien, auf die Bonghi durch ſeine Unterhaltungen mit dem Verfaſſer der „Promessi Sposi“ hingewieſen wurde, ſind die im Jahre 1855 im „Spettatore“ erſchienenen „Lettere critiche“ anzuſehen, die den bereits erwähnten beſondern Titel führen: „Warum die italieniſche Literatur nicht volksthümlich iſt?“ Dieſelben erſchienen im darauffolgenden Jahre in einem Separatabdruck und erlebten ſeitdem drei Auflagen.

Wie Bonghi ſich durch die Wendung der politiſchen Ereigniſſe 1848 aus Neapel und 1849 aus Florenz vertrieben ſehen mußte, ſo war auch Mamiani, der ſchon damals für den Hauptvertreter der italieniſchen Philoſophie galt, nachdem er mit der Flucht Pius' IX. nach Gaëta ſeine Abſicht, die italieniſche Einheit durch einen liberalen und conſtitutionellen Papſt zu erreichen, ſcheitern geſehen hatte, gleichfalls nach Norden gegangen, hatte ſich in Genua niedergelaſſen und dort 1850 mit mehrern gleichgeſinnten Freunden eine philoſophiſche Akademie gegründet, unter deren Mitglieder auch Bonghi aufgenommen wurde. Dieſe Akademie veröffentlichte ihre Arbeiten unter dem Titel „Saggi di filosofia civile“,

und bereits der erſte, 1852 erſchienene Band enthielt eine Arbeit von Bonghi „über den Begriff der Seele in den philoſophiſchen Schulen des Alterthums und des Mittelalters", zu der ihn die kurz zuvor erſchienene „Pſychologie" von Rosmini angeregt hatte. Mamiani leitete dieſe philoſophiſche Erſtlingsarbeit des jungen Neapolitaners durch einige Bemerkungen ein und nannte ihn einen ſeltenen Geiſt, der ſeinem Vaterlande einſt zu großem Ruhme gereichen würde.

Ein im zweiten Bande der „Saggi" erſchienener Dialog über die Schöpfungsthat verſetzt den Leſer in Rosmini's Garten am Lago-Maggiore; als redende Perſonen werden, außer Rosmini und Bonghi ſelbſt, ein Bruder des Grafen Cavour und Manzoni eingeführt, dem der Löwenantheil an der philoſophiſchen Entwickelung dieſer Frage zufällt. Auf den Wunſch Rosmini's ſetzte Bonghi nicht nur ſeine Ueberſetzung Plato's fort, ſodaß 1857—58 „Euthydemus" und „Protagoras" erſcheinen konnten, ſondern überſetzte und erläuterte auch die erſten ſechs Bücher der „Metaphyſik" des Ariſtoteles, die er Rosmini zueignete, während Plato Manzoni gewidmet war. Beide Arbeiten fanden auch in Deutſchland die gebührende Anerkennung, da der Verfaſſer alle neuern, und was Ariſtoteles betrifft, beſonders alle deutſchen Forſchungen, darunter ſelbſt ein Gymnaſialprogramm aus Neuruppin, gewiſſenhaft benutzt hatte. Als Anhang iſt eine Ueberſetzung von Zeller's Abhandlung: „Die Darſtellung der Platoniſchen Philoſophie bei Ariſtoteles", beigegeben.

Im Jahre 1858 ſchlug die philoſophiſche Facultät an der Univerſität in Pavia der öſterreichiſchen Regierung Bonghi als Profeſſor der Philoſophie vor. Der Vorſchlag wurde auch beifällig aufgenommen, und Bonghi eingeladen, dieſen Lehrſtuhl zu übernehmen; allein derſelbe lehnte ab und wartete, bis er im Jahre 1859 durch den piemonteſiſchen Unterrichtsminiſter Caſati dazu berufen wurde, behielt jedoch dieſe Stelle nur ſehr kurze Zeit.

Profeſſor Eduard Böhmer, früher in Halle, jetzt in Straßburg, war infolge einiger von ihm veröffentlichter Artikel über italieniſche Philoſophie in der Zeitſchrift von Fichte und Ulrici ſchon ſeit 1853 in Briefwechſel mit Bonghi gekommen, der, zuerſt rein wiſſenſchaftlich, ſich ſpäter infolge der in Italien eingetretenen politiſchen Ereigniſſe auch auf andere mehr praktiſche Dinge ausdehnte. Es iſt bemerkenswerth, daß Bonghi ſchon damals das Verhältniß Italiens zu Deutſchland in einer Weiſe erfaßte, als hätte er alles, was ſeitdem geſchah, vorausgeſehen. Beſonders lehrreich aber dürften die ſchon damals von Bonghi ausgeſprochenen Anſichten für diejenigen ſein, die ihn auch jetzt noch um jeden Preis zu einem Anhänger der franzöſiſchen Allianz ſtempeln wollen.

Ein paar Tage vor Ausbruch des Krieges zwiſchen Piemont und Oeſterreich, im April 1859, ſchrieb er aus Belgirate an Profeſſor Böhmer Folgendes: „Ihr Brief hat mir unendliche Freude gemacht, weil er von Ihnen kommt, von dem ich vergeſſen zu ſein befürchtete, und weil er aus Deutſchland kommt, von wo uns nach Italien ſo ſelten eine Freundesſtimme herüberklingt. Seltſam, theuerer Freund, daß zwei ſo edle Völker nach vielen Jahrhunderten noch nicht überdrüßig ſind der Schmach, die ſie einander angethan. Es iſt wahr, wir unſererſeits ſind lange, und, ich geſtehe es, hart und demüthigend für die Deutſchen, obenauf geweſen, aber ihre Rache hat nunmehr zähe genug angehalten. Wie ſchmerzlich muß es nicht für jeden hochſinnigen Menſchen ſein, zu ſehen, daß manche Zeitungen in einer Sprache, die ſo würdig iſt, andere Gefühle und Gedanken auszudrücken, eine Flut von Verunglimpfungen ergießen gegen uns, die wir doch in unſerm Zorne vorſichtig genug ſind, zu unterſcheiden zwiſchen Oeſterreich, das uns unterdrückt und verfinſtert, und Deutſchland, von dem uns im 16. Jahrhundert ſo viel Sonne der Freiheit und jetzt ſo viel Licht der Wiſſenſchaft gekommen iſt. Flößt Frankreich Euch Eiferſucht und Furcht ein? Mag ſein; aber warum Eiferſucht und Furcht gegenüber dem Wahren und dem Guten? Fürchtet Ihr, daß Frankreich, wenn es uns hilft, durch die Unabhängigkeit Italiens Zuwachs an Uebergewicht erlange, warum dann zulaſſen, daß

Frankreich allein uns heiſe? Iſt es nicht eine recht große Verkehrtheit des Urtheils, ſich und andere zu überreden, daß unſere Sache nicht eine heilige ſei und nicht einen kraftvollen Sauerteig der Zukunft in ſich trage? Die Geſchichte unſerer Vergangenheit gegen uns zu kehren, iſt kindiſch. Wer unſere Vergangenheit im Lichte der Gegenwart betrachtet, der muß begreifen, welche Förderung auch die häßlichſten Blätter unſerer Vergangenheit bieten für die herrlichen, die wir heute ſchreiben und morgen ſchreiben werden. Sie ſollten ſehen, wie aus jedem Winkel Italiens die Jugend voll Feuer und Hoffnung nach Piemont eilt, wie die Reichen ihre Paläſte verlaſſen, die Armen ihre Hütten, um die piemonteſiſche Uniform anzuziehen! Und man ſpricht noch von unſerer Zwietracht! Ein freies und unabhängiges Italien wird ſowenig franzöſiſcher Lehnträger ſein als öſterreichiſcher, und ſollte man Euch eines Tages das Gut nehmen oder ſchmälern wollen, das man uns heute zuwenden will, ſo könnte Deutſchland ſeinerſeits an Italien einen Verbündeten haben, wenn es uns jetzt nicht nöthigt, wider ſeinen Willen die Unabhängigkeit zu erringen, durch die allein wir im Stande ſein werden, wir ſelbſt zu ſein und, ſoviel an uns iſt, zu verhindern, daß andern ihre Unabhängigkeit genommen werde. Sagen Sie dieſe Dinge Ihren Landsleuten und beſchwören Sie dieſelben, uns nicht mehr Schmerz zuzufügen und nicht länger Haß gegen uns einzuſaugen." Nach dem Friedensſchluſſe von Villafranca ſchrieb Bonghi: „Die Italiener haben diesmal ſich gut benommen, und es iſt nicht ihre Schuld, daß es ihnen nicht ganz geglückt iſt. Aber die Sache iſt nicht zu Ende, und Venedig in öſterreichiſchen Händen bleibt ein Revolutionszünder, wir werden eine Weile halt machen, wenn es ſein muß, aber müde ſind wir nicht, und früher oder ſpäter müſſen wir zum Ziele kommen."

Die Eröffnungsvorleſung, welche Bonghi bei Uebernahme ſeiner Profeſſur an der Univerſität zu Pavia im Herbſt 1859 gehalten hatte, behandelte die Beziehungen der Philoſophie zur Geſellſchaft. Sie wurde kurz darauf in der mailänder „Perseveranza" auch einem größern Leſerkreiſe zugänglich gemacht und erfüllte alle Leſer mit Achtung vor der Gelehrſamkeit, dem Scharfſinn und dem feinen Geſchmack des Verfaſſers. Im Jahre 1860 veröffentlichte Bonghi in Mailand einen Grundriß zu ſeinen Vorleſungen über die Logik, von einem Vorworte an ſeine Schüler begleitet, in dem es heißt: „Wer euch ſagte, Italien ſteht in Kenntniſſen und Literatur den andern civiliſirten Nationen gleich oder gar voran, der würde euch täuſchen. Wir haben heutzutage, wie wir deren immer gehabt haben, Männer, die uns ein Beweis dafür ſind, daß die alte Fruchtbarkeit unſers Landes nicht ausgeſtorben iſt, aber dieſe wenigen genügen nur, dem Lande zur Ehre zu gereichen, nicht ſeine Culturaufgaben durchzuführen."

Inzwiſchen hatte Bonghi das nöthige Alter erreicht, um ins Parlament eintreten zu können, und die Wähler von Belgiojoſo ernannten ihn 1860 zu ihrem Abgeordneten. Auf den Wunſch Cavour's begab ſich der gewandte und kenntnißreiche dreißigjährige Profeſſor und angehende Staatsmann nach Neapel, um die dortige Bewegung zu Gunſten der italieniſchen Einheit fördern zu helfen, gründete und leitete daſelbſt das Journal „Il Nazionale" und ſtand nach dem Einzuge Garibaldi's an der Spitze der Deputation, die den König Victor Emanuel erſuchte, nach Neapel zu kommen. Im nächſten Jahre wurde Bonghi in Manfredonia ins Parlament gewählt, worauf er ſich wiederum nach Turin begab. Im Jahre 1863 gründete er daſelbſt eine neue Zeitung „La Stampa", die es jedoch zu keiner längern Dauer brachte. Im Jahre 1865 erhielt Bonghi die Profeſſur der lateiniſchen Sprache und Literatur am Istituto di studii superiori in Florenz und wurde gleichzeitig zum Mitgliede des Oberſtudienraths ernannt; aber auch dieſe Profeſſur bekleidete er nicht lange, da er 1866 nach Mailand überſiedelte, um die Oberleitung der „Perseveranza" zu übernehmen. Bei all dieſem bewegten Hin- und Herziehen hatte Bonghi gleichwol

noch immer Zeit und Muße gefunden, die umfassendsten Studien zu einem großen staatswissenschaftlichen Werke zu machen, das 1867 unter dem Titel „La vita e i tempi di Valentino Passini" bei Barbèra in Florenz erschien und von niemand ungelesen bleiben darf, der das moderne Italien gründlich kennen lernen will. Neben der Oberleitung der „Perseveranza" versah Bonghi an der mailänder Akademie die Professur der alten Geschichte und vertrat außerdem den Wahlbezirk Agnone im Parlament. Im Jahre 1870 wurde er gleichzeitig in Agnone und Lucera, seiner Vaterstadt, gewählt und entschied sich für die letztere. Bei der Reorganisirung der römischen Universität erhielt er den Lehrstuhl der alten Geschichte.

Ein geistreicher, gutunterrichteter, dabei in hohem Grade unparteiischer Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung", der den verflossenen Winter mehrere Monate in Rom zubrachte, gibt das Bild, das er bei näherm Umgange mit Bonghi in sich aufgenommen hat, soweit es dessen Thätigkeit als Universitätsprofessor betrifft, mit folgenden Worten wieder: „Bei seiner rastlosen Thätigkeit als eins der leitenden Glieder des Parlaments, als ständiger Berichterstatter für das Budget des Unterrichtsministeriums, seiner literarischen Betheiligung an mehrern Journalen und als Verwaltungsrath mehrerer industriellen Unternehmungen fand er nicht nur Zeit, an der Sapienza in Rom alte Geschichte zu lehren, sondern auch auf das eingehendste sich mit seinen Unterrichtsgegenständen zu beschäftigen. Wir haben Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie sorgfältig er sich auf seine Vorträge über Xenophon's Anabasis und Herodot vorbereitete, wie er die neueste Literatur aller Sprachen sich zu eigen machte, und das in einem Lande, wo die mangelhafte Einrichtung der Bibliotheken das Fachstudium außerordentlich erschwert. Daß diese Thätigkeit sich nur bei einer sorgfältigen Ausnutzung der Zeit durchführen läßt, ist selbstverständlich. Ermüdung kennt Bonghi nicht. Er fuhr gewöhnlich am Ende des Monats mit dem Nachtzuge von Rom nach Florenz, um dort ungestört seinen politischen Monatsrevuebericht für die „Nuova Antologia" zu schreiben, und kehrte den nächsten Abend nach Rom zurück, um am folgenden Tage seine parlamentarische Thätigkeit nicht zu unterbrechen; oft rief ihn dann an demselben Tage noch ein Geschäft nach Neapel oder nach Mailand; nie haben wir ihn dadurch angegriffen oder ermüdet gesehen. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß ihn diese Art Geschäftigkeit fast unnahbar macht, daß er für seine Freunde wenig zugänglich ist, und daß er seinen eigenen Interessen alles zum Opfer bringen muß." Mit dieser, aus einer deutschen Feder stammenden Schilderung stimmt das Bild in den Hauptzügen überein, das der Herausgeber der „Rivista europea" in seinen unlängst erschienenen „Biographischen Erinnerungen" von Bonghi entworfen hat.

„Bonghi", so schreibt Professor de Gubernatis, „war der erste, der in Italien den Zeitungsartikel zu einem Kunstwerk umschuf, und er ist vielleicht in Italien der einzige Künstler, der jeden Tag ein Kunstwerk hervorbringen kann. Seine Arbeiten sind meistentheils Miniaturen; aber sie haben immer die Gestalt eines kleinen vollendeten Ganzen. Bonghi konnte seine Uebersetzung der Dialoge Plato's nicht vollständig herausgeben; doch ging sein Bestreben dahin, auf eigene Rechnung Gespräche zu ersinnen, die, wenn sie auch nicht immer eine so ruhige Heiterkeit widerspiegeln wie die des Philosophen, dem man den Namen «der Göttliche» beilegte, doch bisweilen an den künstlerischen Geschmack derselben erinnern. Er zwingt seine Gegner, so zu reden, wie es ihm gefällt; auch macht es ihm Vergnügen, sie durch seine Ueberredungskunst zu verwirren, und wenn ihm diese ihre Mithülfe verweigert, so verabschiedet er das Publikum sammt seinem Gegner mit einem sophistischen Lächeln und beginnt den folgenden Tag rüstig, munter und frisch von neuem, ungeachtet der unruhigen Nächte, die er auf den Eisenbahnen hin- und hergeworfen zubringt, der sorgenvollen Tage gar nicht zu gedenken, die ihn zwingen, von der Universität, wo er Professor der alten Geschichte ist, ins Ministerium des Unterrichts zu

eilen, wo er zu den fleißigsten Mitgliedern des Oberstudienrathes zählt, vom Ministerium ins Parlament, wo er in allen Ausschüssen, in den wichtigsten Commissionen und als gesuchter Berichterstatter thätig ist. Vom Parlament geht es auf die Post, um den beiden großen Zeitungen «La Perseveranza» in Mailand und «Unità Nazionale» in Neapel, die er von Rom aus leitet, Artikel und Briefe zu senden. Am ersten jedes Monats schreibt er für die «Nuova Antologia» die politische Uebersicht, die, welches auch immerhin das Gewicht sein mag, das man auf die darin ausgesprochenen Meinungen legt, gleichwol stets der bedeutendste und anziehendste Aufsatz ist, der in der angesehensten italienischen Revue veröffentlicht wird; er wohnt regelmäßig den Sitzungen des Verwaltungsraths der Gesellschaft der römischen Eisenbahnen bei, schreibt Bücher, beschäftigt sich viel mit seinen eigenen Angelegenheiten und findet noch Zeit und Stimmung, in den eleganten Salons liebenswürdiger Frauen den geistreichen Gesellschafter zu spielen. Er ist ein wahres Wunder vielseitiger Thätigkeit."

Den Müßiggang haßt und verabscheut Bonghi über alles. „In der That, wenn es etwas Trauriges gibt", heißt es in dem eingangs erwähnten polemischen Briefe an den Herausgeber des „Pungolo" in Neapel, „so ist es der Neid des Müßigganges auf die Thätigkeit anderer. Der Neid versteckt sich hinter die Redensart, daß andere zu viel arbeiten; aber, wahrlich, ich glaube, er würde besser daran thun, wenn er sagte, er arbeite zu wenig. Man sehe nur, wie diese Leute sich den ganzen Tag über nachlässig auf einen Sessel hinstrecken und dabei rauchen, und zwischen einem Zuge und dem andern an der Cigarre mühsam ein Briefchen oder ein Artikelchen für ein Journal zusammenschreiben, und dann ganz erstaunt sind, wenn ein anderer etwas mehr fertig bringt. Legt euere Faulheit ab, ihr Herren, wenn ihr euch selbst und vor allen Dingen euer Vaterland liebt! Ich kann euch sagen, daß ich mich über nichts mehr wundere, als wenn ich lese oder sagen höre, ich müsse doch äußerst in Anspruch genommen sein. Es bleiben mir noch immer einige freie Stunden am Tage wie am Abend, und niemand hat mich je in Verlegenheit oder verhindert gesehen, wenn es galt, von etwas anderm zu reden, als womit ich eben beschäftigt war, oder auch das Buch oder die Feder beiseitezulegen und ein paar Stunden spazieren zu gehen. Die Zeit zu allem fehlt nur denen, die nichts arbeiten, allein wer viel arbeitet, hat noch immer etwas Zeit übrig."

Nach allem, was bisher über Bonghi's außerordentliche Begabung und hervorragende Leistungen auf den mannichfachsten Gebieten des Lebens gesagt wurde, wird wol kein Unbefangener einem so verdienstvollen Manne seine Hochachtung versagen können. Der Verfasser dieses Artikels sah in ihm längst den berufenen obersten Leiter des öffentlichen Unterrichts in Italien, wozu er, wie selten einer, das Zeug hat. Wenn die Berufung Bonghi's in das Ministerium Minghetti gleichwol bei einem Theile der deutschen Presse nicht geringes Aufsehen erregte, hier und da sogar tadelnde und übelwollende Bemerkungen hervorgerufen hat, so ist der Grund zu dieser Erscheinung hauptsächlich in Bonghi's Verhalten während des Deutsch-Französischen Krieges zu suchen. Bonghi hatte sich bereits in den funfziger Jahren längere Zeit in Frankreich aufgehalten und sich dort die französische Bildung in einer Vollkommenheit angeeignet, daß er sich der französischen Sprache mit derselben Leichtigkeit und Eleganz zu bedienen vermag wie der italienischen. In Paris lernte er auch Napoleon III. kennen und ließ sich von der Persönlichkeit des damals allmächtigen Kaisers der Franzosen derart einnehmen, daß er eine aufrichtige persönliche Neigung zu ihm faßte, und in ihm nicht nur keinen Egoismus, sondern vielmehr ein ideales politisches Interesse: die Einigung der Staaten nach ihren Stammesgruppen, gefunden zu haben glaubte. Bonghi theilte die Ansicht Cavour's in Bezug auf den Anschluß Italiens an Frankreich vollständig und wirkte schon während seines damaligen Aufenthalts in Frankreich für die französische Allianz, indem er mit den hervor-

ragendsten italienischen Staatsmännern in Briefwechsel trat. Es wurde bereits von anderer Seite auch in der deutschen Presse anerkannt, daß Italien in den funfziger Jahren, wo es zerrissen und ohne einheitliches Band, ohne eine allgemein anerkannte Leitung war, nothwendigerweise eine Stütze im Auslande suchen, und wenn diese wirksam sein sollte, dieselbe in einem Lande finden mußte, dem das Legitimitätsprincip fremd war und welches das Nationalitätsprincip als das einzig maßgebende hinstellte. Da Frankreich dieses that und obendrein auch England für seine Politik gewann, so glaubten die italienischen Patrioten und Staatsmänner damaliger Zeit in ihm den besten und festesten Stützpunkt sehen zu müssen, und trat namentlich Bonghi nach seiner Rückkehr in die Heimat mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit für diese Ansicht ein.

Dieselbe behielt in dem Manne, der mit eiserner Consequenz an der einmal für recht erkannten Meinung festhielt, selbst dann noch die Oberhand, als Italien unter der Eifersucht Napoleon's zu leiden hatte und das Bündniß mit Preußen gegen Oesterreich schloß. Seine Vorliebe für den Kaiser Napoleon hatte einen so schwärmerischen Zug, daß sie auch dann noch nachhaltig war, als Frankreich die klerikale Partei in Italien offenkundig unterstützte. Der Sturz des Kaiserreiches nach dem Tage von Sedan, die Besetzung Roms durch die italienische Regierung, der immer mehr um sich greifende Einfluß der klerikalen Partei in Frankreich, und alles, was mit dem Rücktritte Thiers' und der Regierung Mac-Mahon's zusammenhängt, machten, wie aus einer Reihe von Briefen in der „Perseveranza" hervorgeht, nach und nach auch Bonghi nachdenklich und führten schließlich eine solche Wandlung in seinem politischen Standpunkte herbei, daß er sich entschloß, Victor Emanuel auf seiner Besuchsreise in Deutschland zu begleiten, wodurch er Gelegenheit erhielt, die Verhältnisse in Deutschland und namentlich auch das deutsche Erziehungs- und Schulwesen, für das er sich längst interessirt hatte, in der Nähe kennen zu lernen. Von Deutschenhaß und Deutschenfresserei war bei Bonghi, der schon in frühester Jugend die deutsche Sprache und Literatur mit Vorliebe studirt hatte und, wie er sich ausdrückt, zu den ersten Märtyrern und Bekennern derselben gehörte, ohnehin nie die Rede. Er hat, wie bereits oben hervorgehoben wurde, die deutsche Literatur schon bei seinen ersten wissenschaftlichen Arbeiten benutzt und wurde bei seinen reifern Studien, namentlich bei seiner Beschäftigung mit der alten Geschichte, mehr und mehr auf die Resultate deutschen Fleißes und deutscher Forschungen hingewiesen, was auch in seiner publicistischen und parlamentarischen Thätigkeit immer mehr zu Tage trat. Bonghi konnte sich, mit Einem Worte, dem immer mehr um sich greifenden Einflusse deutscher Ideen in Italien nicht mehr entziehen, und als vor kurzem die verschiedenen nationalökonomischen Schulen in Italien miteinander in einen lebhaften Streit geriethen, nahm Bonghi keinen Anstand, sich in der „Perseveranza" mit ungetheilter Anerkennung für die deutsche Sache auszusprechen. Diese gewichtige Wandlung in Bonghi's ganzer Anschauungsweise ist in Deutschland viel zu wenig beachtet geblieben, sonst hätte man seinen Eintritt in das Ministerium allgemein mit Freude begrüßen müssen.

Professor Böhmer hat in einer kurzen Charakteristik Bonghi's in der Zeitschrift „Im neuen Reich" bereits darauf hingewiesen, daß die Bestrebungen desselben hinsichtlich des Unterrichtswesens Hand in Hand gehen mit den leitenden in Deutschland. Die Unterrichtsfrage, bemerkt Böhmer sehr sachverständig, war diejenige, auf die sich Bonghi auch als Parlamentsmitglied durch seinen Lebensgang am meisten hingewiesen sah. Er studirte gründlich auch das deutsche Unterrichtswesen und holte brieflich manche Erkundigungen über die betreffenden Bücher, über die bestehenden Einrichtungen, über die Geldmittel, über vorhandene Wünsche ein, ehe er persönlich Deutschland besuchen konnte. In der römischen Abgeordnetenkammer sagte er im April 1872: „Ich bin außerordentlich deutsch in der Unterrichtssache (»Jo sono enormemente tedesco nella materia dell'

insegnamento»). Jede Verminderung der Staatsautorität in Sachen des Unterrichts, vornehmlich des höhern, halte ich dem Fortſchritt des Unterrichtsweſens für ſchädlich; jede Schmälerung der Staatscompetenz erſcheint mir verderblich für den Fortſchritt der allgemeinen Cultur des Landes, der nur ſo vor ſich gehen kann, daß man den Volksgeiſt, das Volksgefühl, die gemeinſame Quelle der Nation, geeint, compact erhält." Bonghi ſprach dieſe Worte in der Debatte über die vom Miniſterium vorgeſchlagene Abſchaffung der theologiſchen Facultäten. Nach dem Geſagten war nichts natürlicher, als daß Bonghi's Ernennung zum Unterrichtsminiſter ihn ſofort in die nächſten Beziehungen zu Deutſchland bringen mußte; denn kein anderes Miniſterium, bemerkt ein ſchon erwähnter geiſtreicher Beobachter der einſchlägigen Verhältniſſe, iſt ſo geeignet, die noch immer offene Kluft zwiſchen den deutſchen und italieniſchen Intereſſen auszufüllen, da nur durch eine Einwirkung auf weitere Kreiſe der Einfluß Frankreichs, der ſeit der Revolution maßgebend war und ſich in allen Zweigen des öffentlichen wie privaten Lebens ausſpricht, gebrochen werden kann. Unzweifelhaft fordert dies auch das Wohl Italiens. Die Annäherung an Deutſchland, die ſeit acht Jahren allmählich ſich Bahn bricht, wird erſt einen ſtetigen Fortgang haben, wenn der öffentliche Unterricht die Principien anerkennt, die bei uns bereits Gemeingut geworden ſind, nämlich die allgemeine Schulpflicht in den niedern Schichten und die humaniſtiſche Ausbildung in den höhern Klaſſen. Nach beiden Richtungen hin hat Bonghi bereits ſeine Schuldigkeit gethan.

Chronik der Gegenwart.

Todtenschau.

Die Wissenschaft hat wiederum auf verschiedenen Gebieten eine ganze Reihe von hervorragenden Vertretern durch den Tod verloren. Wir können heute nur vier von ihnen ein ehrendes Wort der Erinnerung widmen, denken aber auch der übrigen demnächst Erwähnung zu thun.

In dem am 3. Sept. 1874 verstorbenen Hans Conon von der Gabelentz ist der deutschen Sprachforschung eine ihrer bedeutendsten Kräfte geraubt worden; denn an Umfang des Wissens und Schärfe des kritischen Urtheils standen dem Verstorbenen unter den modernen Sprachforschern nur wenige ebenbürtig zur Seite. Geboren am 13. Oct. 1807 zu Altenburg als der einzige Sohn des Geheimraths und Kanzlers Hans Karl Leopold von der Gabelentz, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich alsdann zu Leipzig und Göttingen während der Jahre 1825—29 juristischen und philologischen Studien. Nachdem er dieselben vollendet hatte, trat er in den sachsen-altenburgischen Staatsdienst. Er wurde im Jahre 1831 Kammer- und Regierungsrath, 1843 Geh. Kammer- und Regierungsrath. Im nächsten Jahre erhielt er einen ehrenvollen Ruf als Curator der Universität Jena, dem er jedoch nicht Folge leistete. Als aber im Jahre 1847 die Wahl zum Landmarschall im Großherzogthum Weimar auf ihn fiel, nahm er dieselbe an. Im Bewegungsjahre 1848 finden wir ihn im Vorparlament zu Frankfurt. Er gehörte daselbst zu den 17 Vertrauensmännern, die im Bundestage die neue Deutsche Reichsverfassung mit zu berathen hatten, und vertrat unter ihnen die sächsischen Herzogthümer. Als interimistischer Bundestagsgesandter war er dann bis zur Auflösung des Bundestages (Juli 1848) eifrig beschäftigt. Im November desselben Jahres finden wir ihn als Ministerpräsidenten in Altenburg, aus welchem Amte er indessen schon im August 1849 wieder austrat. Im Jahre 1850 nahm er als Mitglied des Staatenhauses für Altenburg am Erfurter Parlament theil, und ein Jahr später ehrte ihn die Landschaft des Herzogthums Altenburg mit der Wahl zu ihrem Präsidenten. Finden wir somit in von der Gabelentz, wie die ihm mannichfach zutheil gewordenen wichtigen Ehrenämter beweisen, eine ungewöhnliche Gabe zur höhern administrativen und diplomatischen Wirksamkeit, so äußerte sich die andere hervorragende Seite seiner Befähigung schon frühzeitig darin, daß er für die Erlernung fremder Sprachen nicht nur eine seltene Neigung, sondern auch ein großes Talent offenbarte, was er schon in der Schule durch sein scharfes Urtheil über Fragen der Sprachwissenschaft an den Tag legte. Auf der Universität betrieb er mit Eifer und Ernst asiatische Sprachen. Ueber das Wesen der Mandschusprache gab er in seinem Werke: „Eléments de la grammaire mandchoue" (Altenburg 1833), beachtenswerthe Aufschlüsse. Die „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" half er mit begründen und lieferte in dieselbe werthvolle Beiträge, wie z. B. seine Arbeiten über das Mongolische. Später wandte er seine Aufmerksamkeit vorwiegend den Sprachen des finnischen Stammes zu und erwarb sich dadurch das Verdienst, denselben zuerst in Deutschland Eingang zu schaffen. Seine „Grammatik der mordvinischen Sprache", seine „Grundzüge der syrjänischen Grammatik" (Altenburg 1841), seine „Abhandlung über die samojedische Sprache", letztere in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" veröffentlicht, gehören diesen Studien an. Eine kritische Ausgabe der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas nebst lateinischer Uebersetzung, gothischem Glossar und gothischer

Grammatik gab er während der Jahre 1843—46 heraus, ein Unternehmen, welches als Ergebniß seiner Studien der ältern Zweige des germanischen Sprachstammes betrachtet werden muß, welche er in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Pastor J. Löbe zu Rafephas bei Altenburg, betrieb. Unter den sonstigen sprachwissenschaftlichen Werken und Schriften registriren wir hier ferner: „Beiträge zur Sprachkunde" (Leipzig 1852), Grammatiken der Dakota-, Dajak- und Kiriri-Sprache enthaltend, ferner „Grammatik und Wörterbuch der Kassiasprache" (Leipzig 1857), „Ueber die melanesischen Sprachen" (Leipzig 1860), „Ueber das Passivum" (Leipzig 1860), eine mandschuische Uebersetzung der chinesischen Werke „Se-schu", „Schu-king" und „Schi-king" mit einem mandschu-deutschen Wörterbuch (Leipzig 1864), und seine Beiträge zur Geschichte seines engern Vaterlandes, welche er in den „Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft" veröffentlichte. Seit dem Jahre 1845 gehörte er der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften als Mitglied an. Er hat in dieser Stellung eine hervorragende Rolle gespielt und in den Abhandlungen dieser Gesellschaft allgemein geschätzte Beiträge veröffentlicht. Diese zahlreichen Arbeiten des gelehrten Mannes legen beredtes Zeugniß für seine wahrhaft bewunderungswürdige Arbeitskraft und Ausdauer ab; sie sind sämmtlich mehr oder weniger bedeutende Bereicherungen der Sprachenkunde und werden daher ebenso viele Denkmale für ihren geistvollen Verfasser sein. Sein Tod reißt eine wirkliche Lücke in die Gemeinde der deutschen Sprachforscher.

Einen weitern Verlust erlitt die philologische Wissenschaft durch den Hingang des am 14. Oct. 1874 in Soest in Westfalen verstorbenen Directors des Gymnasiums Professor Dr. Jordan, eines Mannes, welcher durch seine wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der römischen Literatur schon längst vortheilhaft bekannt ist. Als Schulmann genoß er den Ruf eines treuen geschickten Lehrers, dem es Ernst damit war, seine Schüler in jeder Beziehung zu tüchtigen Menschen zu erziehen und sie so am besten für Wissenschaft und Leben vorzubereiten. Am 13. Juni 1808 wurde er zu Wernigerode geboren, er besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und schloß dann seine Gymnasialbildung in dem benachbarten Halberstadt ab. Seine philologischen und theologischen Studien begann er im Jahre 1826 in Halle, wo damals Karl Reißig einen Kreis strebsamer junger Philologen um sich gesammelt hatte, aus welchem tüchtige Männer der Wissenschaft hervorgegangen sind. In Leipzig unter der bewährten Leitung G. Hermann's vollendete er seine akademischen Studien. Nachdem er das Staatsexamen mit Auszeichnung bestanden hatte, wurde er 1831 Lehrer am Domgymnasium zu Halberstadt. Hier hat er sich durch eine einundzwanzigjährige Wirksamkeit große Verdienste um die Schule erworben. Im Verein mit dem verstorbenen Schulrath Heiland und dem gegenwärtigen Director Hense in Parchim, die in den vierziger Jahren mit ihm zusammen an dem Domgymnasium, das der treffliche Director Schmidt leitete, thätig waren, verlebte er in Halberstadt eine glückliche Zeit seines Lebens. Im Jahre 1852 wurde er Director des Gymnasiums von Salzwedel und 1858 übernahm er die Leitung des Archigymnasiums in Soest. Auch als Director hat er eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet und sich viele dankbare Schüler erzogen, sodaß sein Tod in vielen Kreisen schmerzlich empfunden werden wird. Im Jahre 1847 gab er die Rede des Cicero „Pro Caecina" heraus. Die Bearbeitung dieser Rede ist mit einem reichen kritischen Apparat ausgestattet und bringt zum Verständniß eingehende grammatische und sachliche Bemerkungen. Man merkt der Arbeit an, daß Jordan überall tüchtige Studien gemacht hatte, mit der Ciceronischen Literatur ist er sehr genau vertraut. Die Wissenschaft und die Schule hat an ihm eine tüchtige Kraft verloren.

Als dritten in der Reihe dieser Todten nennen wir — last not least — den bekannten Professor der Rechte Geheimrath Dr. Friedrich Bluhme in Bonn, welcher am 5. Nov. 1874 aus dem Leben geschieden ist. Am 29. Juni 1797 zu Hamburg geboren, studirte er in Göttingen, Berlin und Jena und unternahm im Jahre 1821 eine Reise nach Italien; Hauptzweck derselben war eine Durchforschung der dortigen Bibliotheken im Dienste der Wissenschaft. Als Früchte dieser Reise sind seine Werke „Iter Italicum" (1824—36), seine „Bibliotheca librorum manuscriptorum Italica" (1834), seine Ausgabe des Gajus u. a. zu betrachten. Durch diese Veröffentlichungen allgemein bekannt geworden, erhielt er einen Ruf nach Halle als Professor, dem er Folge leistete. Seit dem Jahre 1831 finden wir ihn in Göttingen, wo er eine lebhafte Lehrthätigkeit ent-

wickelte. Im Jahre 1833 ging er, von Hamburg aus berufen, nach Lübeck als Oberappellationsgerichtsrath bei dem Gerichte der Freien Städte. Seit dem Jahre 1843 wirkte er in Bonn als Professor der Rechte. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch seine Doctordissertation „De geminatis et similibus, quae in digestis inveniuntur, capitibus" (Jena 1820), seine Abhandlung: „Die Ordnung in den Pandektentiteln" (in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft"), das „Kirchenrecht der Juden und Christen" (2. Aufl., Halle 1851), den „Grundriß des Pandektenrechts" (2. Aufl., Halle 1843), die Ausgaben der „Legum Romanarum et Mosaicarum collatio" (1833), der westgothischen „Antiqua" (Halle 1847), der „Rheinisch-westfälischen Kirchenordnung" (1854, 1859), des burgundischen Papianus und der burgundischen und longobardischen Volksrechte in dem „Monumenta Germaniae historica", sowie sein Werk: „Encyklopädie und System der in Deutschland geltenden Rechte" (Bd. 1—3, Bonn 1847—58; Bd. 1, 3. Aufl., 1863; Bd. 2 und 3, 2. Aufl., 1855—64).

Neben diesen drei Männern der strengen Wissenschaft sei hier schließlich noch eines vierten Erwähnung gethan, dessen Verdienste mehr auf dem Gebiete der praktischen Kunstpflege als auf dem der Kunstgeschichte liegen, obgleich er auch auf diesem letztern Schätzenswerthes geleistet hat. Am 21. Aug. 1874 starb in Berlin der Graf Athanasius von Raczynski, einer der hervorragendsten Repräsentanten der deutschen Kunstwissenschaft und ein stets bereiter Förderer der modernen Kunst. Er gehörte der gräflichen Familie Nalencz von Malyszyn und Raczyn Raczynski, einem posener Geschlechte, an und erblickte als der jüngere Sohn eines Generals im polnischen Heere am 2. Mai 1788 zu Posen das Licht der Welt. Noch jung trat er in den preußischen Staatsdienst, und seine tüchtigen Kenntnisse und diplomatische Gewandtheit verhalfen ihm zu einer schnellen Carrière. Im Jahre 1831 war er preußischer Geschäftsträger in Kopenhagen. Nachdem er dann im Jahre 1848 zum Legationsrath ernannt worden, lebte er als preußischer Gesandter in Lissabon und darauf bis zum Jahre 1853 in gleicher Eigenschaft in Madrid. Er benutzte die Zeit seines Aufenthalts auf der Pyrenäischen Halbinsel zur Grundlegung seiner später so berühmt gewordenen großartigen Gemäldegalerie. Bei diesem Unternehmen wurde er durch die Lage der Zeit unterstützt, indem der damalige Bürgerkrieg es ihm ermöglichte, höchst werthvolle Bilder der königlich spanischen Galerie zu Madrid zu theilweise auffallend billigen Preisen zu erstehen. Wenn der Graf von Raczynski schon früher sich mit Eifer dem Studium der bildenden Kunst hingegeben hatte, so wurde die Liebe zu solcher Beschäftigung in ihm durch den Ankauf und die eingehende Betrachtung dieser spanischen Kunstschätze noch mehr geweckt. Er erkannte nunmehr die Kunstwissenschaft als das eigentliche Gebiet seiner Thätigkeit und widmete sich derselben fortan mit großem Eifer. Auf Veranlassung des ihm persönlich nahe stehenden Friedrich Wilhelm IV. brachte der Graf diese in Spanien erworbenen zahlreichen Kunstschätze nach Berlin, wo ihm sein königlicher Gönner ein Territorium schenkte, auf dem sich nun das Palais des Grafen erhebt. Er trat im Jahre 1853 aus der diplomatischen Carrière aus und lebte fortan nur seinen künstlerischen Bestrebungen. Er hat sich auf dem Gebiete der Kunstgeschichte auch schriftstellerisch bewährt. Seine „Histoire de l'art moderne en Allemagne" erschien in den Jahren 1836—42 in drei Bänden. Ihr folgte sein Werk „Les arts en Portugal" im Jahre 1846. Erstgenanntes Werk ist von von der Hagen verdeutscht worden. Man muß wol die Raczynski'sche Gemäldegalerie als eine der bedeutendsten unter den Privatgemäldegalerien in Deutschland bezeichnen. Vielleicht steht ihr nur die berühmte des Hrn. von Schack in München unter diesen nichtöffentlichen Kunstsammlungen in Deutschland ebenbürtig zur Seite. Der Verstorbene hat sich im Leben vieler Auszeichnungen zu erfreuen gehabt. Im Jahre 1840 wurde er zum erblichen Mitgliede der posener Ritterschaft ernannt, und im Jahre 1854 erhielt er als erbliches Mitglied einen Sitz im preußischen Herrenhause. Sehr peinlich war ihm der Vorschlag, welcher von seiten der Regierung wirklich in Betracht gezogen wurde, das Raczynski'sche Palais zum Bau des Reichstagsgebäudes anzukaufen. Der alte Herr war schon entschlossen, Berlin mit seinen Schätzen zu verlassen und dieselben nach Dresden zu schaffen, als Kaiser Wilhelm der Sache damit ein Ende machte, daß er befahl, von dem Project der Benutzung des Grundstücks des Grafen abzusehen. Dies gab dem kunstsinnigen Greise seine Ruhe zurück, und er konnte mit dem Troste aus dem Leben scheiden, daß seine

reiche Kunstsammlung in Berlin ein dauerndes Heim gefunden haben werde. In der That gehört sie zu den größten Zierden der Metropole des neuen Deutschen Reichs.

Unter den Männern, welche in der Politik eine hervorragende Rolle gespielt haben, sei heute zunächst eines verdienstvollen Mannes gedacht, der unter den Kämpfern des Bewegungsjahres 1848 oft genannt wurde. In Frauenfeld in der Schweiz starb am 19. Sept. 1874 einer der tapfersten Kämpfer für Freiheit und Recht, für Wahrheit und Volksbeglückung, der in der Zeit der Reaction der vierziger Jahre und der Erhebung in den Jahren 1848 und 1849 eine hervorragende Rolle in Sachsen gespielt hat: Dr. Eduard Theodor Jäckel. Als Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Chemnitz geboren, erhielt er seinen ersten Unterricht in Dresden im dortigen Freimaurerinstitute und widmete sich alsdann zu Leipzig dem Studium der Philosophie und Geschichte. Der Verkehr mit Robert Blum und Dr. Joseph sowie mit andern gleichgesinnten Männern leitete ihn schon damals auf das Gebiet der Politik hinüber. Sein Buch: „Leben und Wirken Dr. Martin Luther's im Lichte unserer Zeit" (Leipzig 1840—42), welches er gleich nach Beendigung seiner akademischen Studien schrieb, erregte wegen seiner Klarheit und edeln Gesinnung, wegen seiner gründlichen Quellenmäßigkeit und echt volksthümlichen Haltung gerechtes Aufsehen und machte den Namen seines Verfassers zuerst größern Kreisen bekannt. Das wahre Feld für seine Thätigkeit fand Jäckel, als er sich bald darauf der Publicistik mit dem Einsatze seiner ganzen Kraft hingab. Mit tüchtigen Kenntnissen, klarem Verstande und warmem Herzen für alles Gute und Schöne ausgerüstet, fand er die besten Gaben zur Erfüllung seines neugewählten Berufes in sich. Er übernahm die Redaction des freisinnigen Blattes „Die Sonne" in seiner Vaterstadt Chemnitz. Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Blatt mit seiner Schärfe und Klarheit der Sprache, seiner durchaus volksthümlichen und fortschrittlichen Richtung zur Bekämpfung und endlichen Besiegung der Reaction in Sachsen das Seinige beigetragen hat. Es hat ohne Frage die politische Bildung im Volke gehoben und den Sinn für öffentliches Leben mächtig angeregt. Im Bewegungsjahre 1848 stand Jäckel in Leipzig, wohin er sich nunmehr gewandt hatte, an der Spitze des dortigen Vaterlandsvereins. Er war hier nach Kräften für die freiheitlichen Ideen thätig und wirkte namentlich auf den Ausbau der sächsischen Verfassung mit frischen Kräften hin. Das Jahr 1849 fand ihn in der sächsischen Zweiten Kammer. Weil er bei der Kammereröffnung in einem blauen Rock erschienen war, gaben ihm die Männer der Reaction den später so populär gewordenen Beinamen „Jäckel in dem blauen Rocke". Als im Mai desselben Jahres das Volk sich erhob, trat er für die Realisirung der Reichsverfassung ein. Infolge dessen verbannt, lebte er zuerst in Zürich als Privatlehrer. Im Jahre 1851 übernahm er indessen die Redaction der „Neuen Thurgauer Zeitung" und verfocht in derselben die freiheitlichen Principien, denen er schon in Deutschland das Wort geredet. Er erwarb sich dadurch einen großen Einfluß auf die politische Entwickelung des Cantons. Müde des langen Kampfes und von dem Wunsche beseelt, sich einen häuslichen Herd zu gründen, trat er um die Mitte der funfziger Jahre in das Geschäft eines sehr angesehenen Kaufmanns in Frauenfeld ein, dessen Tochter er heirathete. Nebenbei beschäftigte er sich eifrig mit den Wissenschaften, namentlich der Philosophie. Dies gab Veranlassung, daß er zum Professor der Geschichte und deutschen Sprache an der Cantonsschule in Frauenfeld berufen wurde. Er nahm diesen Ruf an und wirkte in dieser Stellung bis an sein Ende mit bestem Erfolge. Von der Schweiz aus verfolgte er mit Eifer die Entwickelung der deutschen Sache. Er gehörte der Richtung der Deutschen Fortschrittspartei an und hat ihren Bestrebungen, obwol fern vom Vaterlande, fortwährend seine volle Theilnahme geschenkt.

Berichtigung.

In der ersten Zeile des ersten Heftes dieses Jahrganges ist in einem Theile der Exemplare irrthümlich 1873 statt 1874 gesetzt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Wilhelm,

Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel.

Von

Sigmund Hahn.

In faſt klöſterlicher Abgeſchiedenheit ſtarb am 6. Jan. 1875 auf ſeinem Gute Horzowitz in Böhmen der Letzte, der den ſtolzen Titel eines Kurfürſten führte: Friedrich Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, der vor mehr als einem Vierteljahrhundert dicht daran war, den deutſchen Bruderkrieg heraufzubeſchwören, dem er und ſein Fürſtenhut im Jahre 1866 zum Opfer fielen. Ihm gebührt das unfreiwillige Verdienſt, durch ſeine Renitenz gegen alles Verfaſſungsleben die deutſche Einheitsbewegung, die er von Grund ſeines Herzens verabſcheute, mehr gefördert zu haben als mancher Schwärmer für das einige Deutſchland; wider Willen arbeitete er der heutigen Geſtaltung der Dinge in die Hände; ſeine Misregierung weckte nur, was ſie unterdrücken wollte: das Nationalitäts- und Freiheitsgefühl.

Haſſenpflug, Bromzell und Horzowitz — das ſind die Hauptetappen in dem Leben des am Drei-Königstage im freiwilligen Exil Dahingeſchiedenen. Von der Sturmflut der Geſchichte erfaßt, war er von ihr ſo heftig zu Boden geſchleudert worden, daß er ſich nie wieder zu erheben vermochte; er ſtarb, ein ſchon bei Lebzeiten todter und verſchollener Mann.

Es iſt heute durch die Statiſtik bewieſen, daß nicht weniger als 50000 Menſchen unter der Regierung des Kurfürſten aus Heſſen-Kaſſel ausgewandert ſind; in den Jahren 1852—59 allein verließen 28600 das Land. Die Zuſtände in dieſem ſchlechteſtregierten aller deutſchen Staaten forderten zu wiederholten malen die Intervention heraus und waren eine klaffende Wunde mitten im Körper Deutſchlands. Mehr denn zwanzig Jahre gab es eine „kurheſſiſche Frage", wie es eine ſchleswig-holſteiniſche gab, und nicht immer war die letztere die brennendere.

Und doch hätte Kurheſſen vermöge ſeiner Inſtitutionen glücklich ſein können, wäre nicht die Metternich'ſche Geſinnung des Staatsoberhauptes und ſeiner Rathgeber ein unüberſteigliches Hinderniß geweſen. Von Haus aus hatte Kurheſſen eine Verfaſſung, die nach damaligen Begriffen nicht nur liberal war, ſondern als die freiſinnigſte in ganz Mitteleuropa angeſehen werden mußte; wenn Heſſen ihrer doch nicht froh werden konnte, ſo lag die Schuld nur am Kurfürſten. Der Kampf gegen dieſe Verfaſſung ſcheint Friedrich Wilhelm von Heſſen-Kaſſel als Lebensaufgabe vorgeſchwebt zu haben.

Friedrich Wilhelm war, bevor er die Regierung als Kurfürſt antrat, ſchon 16 Jahre lang unter dem Titel eines „Mitregenten" der eigentliche Herrſcher des Landes geweſen. Er war es durch einen ebenſo merkwürdigen als tragikomiſchen Vorgang geworden. Als

nämlich einige Monate nach der Julirevolution (am 11. Jan. 1831) die kurheſſiſche Lola Montez, die Gräfin Leſſonitz (geborene Emilie Orlop aus Berlin), die Geliebte ſeines Vaters Wilhelm's II., durch einen Tumult genöthigt war, Kaſſel zu verlaſſen, folgte ihr der getreue Liebhaber, Kurfürſt Wilhelm II., auf dem Fuße nach, ſiedelte nach Hanau über und war durch keine Bitten und Vorſtellungen zur Rückkehr zu bewegen.

Der ſo eigenartig zur, wenn auch noch nicht nominellen, ſo doch factiſchen Regierung gelangte Friedrich Wilhelm war damals 29 Jahre alt. Zur Zeit des Friedensſchluſſes von Luneville (am 20. Aug. 1802) geboren, hatte er die Univerſitäten Marburg und Leipzig beſucht, dann, durch den Unfrieden im Hauſe ſeines Vaters bewogen, Kaſſel möglichſt gemieden und bald in Fulda, bald in Berlin und Bonn ſeinen Aufenthalt genommen.

Das Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn war nie ein freundliches geweſen. Letzterer ſympathiſirte mit der vom Gatten förmlich verſtoßenen Mutter (Auguſte, geborenen Prinzeſſin von Preußen) und ſtand mit der väterlichen Maitreſſe, der ſchon genannten „Gräfin" Leſſonitz, auf dem geſpannteſten Fuße. Der Unfrieden artete zu ſolchen Dimenſionen aus, daß — wir übernehmen hierfür keine Garantie, ſondern erzählen nur, was die Fama wiſſen wollte — der Vater dem Sohne geradezu nach dem Leben getrachtet haben ſoll. Durch vergiftetes Gefrorenes habe Friedrich Wilhelm (nach der Erzählnng eines großen politiſchen Tageblattes) aus der Welt geräumt werden ſollen, und nur dadurch ſei er gerettet worden, daß ſtatt ſeiner ein genäſchiger Kammerdiener, der dafür auch mit dem Leben büßen mußte, das Eis verzehrte.

Als nun der Vater auf ſo überraſchende Weiſe das Feld geräumt, hielt Friedrich Wilhelm am 7. Oct. 1831 ſeinen feierlichen Einzug als „Mitregent" und Kurfürſten-Stellvertreter in Kaſſel. Ueberaus feſtlich war ſein Empfang; das Volk erwartete von ihm raſcheſte Durchführung der kurz vorher gegebenen Verfaſſung, verbunden mit radicalſter Beſeitigung aller ererbten Uebelſtände; aber, wie es bei einem Thronwechſel ſo häufig der Fall iſt, man kam aus dem Regen nur in die Traufe. Noch in demſelben Jahre (December 1831) gab es in Kaſſel einen Volksaufſtand; Friedrich Wilhelm nahm dies als Anlaß, die Zügel noch ſtraffer anzuziehen; Haſſenpflug war von da an ſein erſter Berather.

Am 20. Nov. 1847 ſtarb Kurfürſt Wilhelm II. und ſein Sohn Friedrich Wilhelm war nun auch dem Namen nach Herrſcher. Die Gewaltacte gegen die Verfaſſung wurden ſeither nur noch dreiſter: am 7. Sept. 1850 ward gar, zur Ueberraſchung von ganz Deutſchland, Kurheſſen, ein im tiefſten Frieden ruhendes Land, in Belagerungszuſtand erklärt. Ob, was weiter nach dem 7. Sept. in Heſſen eintrat, planmäßig vorausberechnet war oder unerwartet eintraf, wird ſchwer zu entſcheiden ſein. Ahnte oder verkannte man den Charakter des heſſiſchen Volkes, als man zu Gewaltmaßregeln in Kaſſel ſeine Zuflucht nahm?

Es wäre ermüdend, alle Phaſen dieſes Conflicts hier zu verfolgen. Wer ſich für die Details intereſſirt, den verweiſen wir auf einen von unſerer Zeitſchrift hierüber bereits gebrachten ſehr eingehenden Artikel: „Die kurheſſiſche Verfaſſungsangelegenheit." *) Nur das Wichtigſte daraus ſei an dieſer Stelle kurz zuſammengefaßt.

In der Kunſt, die Verfaſſung lahm zu legen, hatte es der Miniſter Haſſenpflug zu einer großen Virtuoſität gebracht. In rückſichtsloſeſter Weiſe hatte er ſchon in ſeiner erſten Amtsperiode (1832—37) die aufkeimende Verfaſſung untergraben; es war faſt kein Artikel derſelben, dem er nicht eine nach der allgemeinen Meinung dem wahren Sinne widerſtreitende Bedeutung gab; er rüttelte an allem, was man für feſt begründet hielt, und als er im Februar 1850 vom Kurfürſten berufen ward, nunmehr den unverhüllten und

*) Vgl. „Unſere Zeit", Erſte Folge, IV, 226 fg.

vollſtändigen Umſturz der Verfaſſung vorzubereiten, ſuchte er ſich für dieſen Staatsſtreich vor allem auswärts (in Oeſterreich) einen Stützpunkt. Er hatte einen förmlichen Vertrag geſchloſſen, Oeſterreich in der Geltendmachung ſeines Einfluſſes in Deutſchland die Wege ebnen zu helfen, wogegen das wiener Cabinet dem Kurfürſten und Haſſenpflug in allen ihren reactionären Planen um ſo lieber Vorſchub zu leiſten willens war, als es ja ſelbſt auf Zertrümmerung der öſterreichiſchen Verfaſſung bedacht war.

In Oeſterreich hatte die Rückſchrittspartei damit viel leichteres Spiel als in dem kleinen Kurheſſen. Inmitten einer beiſpielloſen Erſchlaffung in ganz Deutſchland und einer faſt allgemeinen Muthloſigkeit, nachdem man ſich in einer Reihe von Staaten an den Verfaſſungsbruch gleichſam gewöhnt hatte, gewährte es einen überraſchenden und erhebenden Anblick, das kurfürſtliche Land, Volk, Heer und Beamtenthum, Gerichte und Polizeidiener, einig zu erblicken im Widerſtande gegen einen ungeſetzlichen Act der höchſten Staatsgewalt. Die ſo traurige und bittere Bemerkung Montesquieu's: daß es der Tyrannei noch niemals an verderbten Werkzeugen zur Durchführung ihrer Plane gefehlt habe, war in Kurheſſen zu Schanden geworden, deſſen Landesherr, von allen ehrlichen Leuten verlaſſen, am 13. Sept. die Flucht ergreifen mußte. In der Begleitung des Hrn. Haſſenpflug, deſſen Name ſchon damals zum „Heſſenfluch" umgewandelt worden war, begab ſich der Kurfürſt zunächſt nach Hannover und von dort durch die preußiſchen Rheinlande nach Bockenheim, einem auf heſſiſchem Gebiet nahe bei Frankfurt gelegenen „Vergnügungsort", wohin die „Regierung Sr. königlichen Hoheit, innerhalb der Landesgrenzen verharrend", verlegt wurde.

Ueberhaupt war dieſer 13. Sept. ein kritiſcher Tag in der Geſchichte Deutſchlands. Es erging an ihm, faſt zu derſelben Stunde, auch der Spruch des freienwalder Schiedsgerichts, welcher die mecklenburgiſche Verfaſſung vom 10. Oct. 1849 außer Kraft ſetzte: ein Ereigniß, von welchem es zweifelhaft bleibt, ob es den gleichzeitigen Verfaſſungsbruch in Kurheſſen nicht in Schatten ſtellt, denn es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob das Unrecht durch Misbrauch der Rechtsformen oder das Unrecht durch offene Gewalt ſchwerer wiegt in den moraliſchen Ordnungen der Geſchichte.

Vorläufig waren alle Blicke auf das Kurfürſtenthum gerichtet. Jeder fühlte, daß die Entwickelung Deutſchlands an einem Wendepunkt angelangt war. Und dieſer Wendepunkt war in der That da: Bronnzell und Olmütz!

Die unter Oeſterreichs Einfluſſe ſtehende Bundesverſammlung hatte Kurheſſen gegenüber die Rolle übernommen, welche bisher von der kurheſſiſchen Regierung geſpielt worden war: auf die Herbeiführung einer Renitenz Kurheſſens gegen den Bundesbeſchluß war es abgeſehen, um einen Vorwand zum militäriſchen Einſchreiten des Bundes zu gewinnen. Dies iſt vom bairiſchen Miniſter von der Pfordten ſpäter (1851) in der bairiſchen Kammer offen eingeſtanden worden; er ſagte nämlich: „Was wir in Heſſen gethan, haben wir nicht um der heſſiſchen Frage willen gethan. Auf kurheſſiſchem Boden iſt die deutſche Frage zur Entſcheidung gebracht worden."

Der Bundestag ließ ſich die von Haſſenpflug durch alles Vorhergehende lange vorbereitete Gelegenheit, in Kurheſſen zu interveniren, nicht entgehen. Der Kaiſer von Oeſterreich und die mit ihm verbündeten deutſchen Fürſten ſetzten in einer Zuſammenkunft ihr gemeinſames Vorgehen gegen Kurheſſen, eigentlich gegen Preußen feſt; am 25. Oct. beſchloß der Bundestag die Execution gegen Kurheſſen und beauftragte damit Oeſterreich und Baiern.

Am 1. Nov. 1850 rückten die Bundesexecutionstruppen ins Hanauiſche ein. Nun war Preußen genöthigt, ſich zu entſcheiden, ob es ſeine Nichtanerkennung des Bundestages bis zum Ausbruche eines Krieges treiben werde. In der That rückten preußiſche Truppen von Wetzlar her der ſich ins Fuldaiſche vorbewegenden Bundesarmee entgegen,

ſodaß am 8. Nov. in der Nähe von Fulda, bei Bronzell, eine Schlacht zwiſchen deutſchen Armeen zu erwarten ſtand. Doch außer dem berühmt gewordenen „Schimmel von Bronzell" forderte das Zuſammentreffen der Heere kein Opfer; die damals mächtige Kreuzzeitungs-Partei, welche in dem geſetzlichen Widerſtande Kurheſſens gegen den Kurfürſten nichts als „Revolution" erblickte, ſetzte es am berliner Hofe durch, daß Preußen den Fortgang der Bundesexecution in Heſſen nicht weiter hemmte. Es unterwarf ſich in Olmütz dem Bundestagsbeſchluſſe; die Zeit für die Einigung Deutſchlands war noch nicht gekommen, die Frucht noch nicht reif.

Am 27. Dec. 1850 konnte Kurfürſt Friedrich Wilhelm nach Kaſſel zurückkehren, die „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" (wie Miniſter von Manteuffel ſich ausdrückte) war niedergeſchlagen, der Zweck der Execution erreicht. Bisher waren alle Verfaſſungsverletzungen wenigſtens auf Grund von Vorwänden geſchehen, jetzt geſchahen ſie ohne Vorwände. Während für alle bisherigen Rechtsverletzungen die Herſtellung des landesherrlichen Anſehens als Grund angegeben war, war der Kurfürſt nun erſt recht in Wahrheit nicht Herr in ſeinem Lande, ſondern ein öſterreichiſcher Landvogt war es. Durch ein zumeiſt aus öſterreichiſchen Offizieren zuſammengeſetztes Kriegsgericht wurde eine Menge Perſonen des Civil- und Militärſtandes, insbeſondere die Mitglieder des Bleibenden Ständeausſchuſſes, abgeurtheilt.

Einen ſehr gehäſſigen Eindruck mußten auch die Verſuche der kurfürſtlichen Regierung machen, im proteſtantiſchen Kurheſſen eine reine Hierarchie, eine Art Papſtthum zu ſchaffen. Aber die Vernichtung des Rechtszuſtandes, welche auf politiſchem Gebiete gelungen war, gelang auf dem kirchlichen nicht. Der Kurfürſt wurde gegen die kirchliche Oppoſition ſehr aufgebracht, als er erfuhr, dieſelbe bedeute ſoviel als eine Bekämpfung ſeiner Rechte als Landesbiſchof. Dies, ſowie Haſſenpflug's zu Tage liegende Unfähigkeit, den definitiven Bundesbeſchluß über die Verfaſſungsangelegenheit in der dem Kurfürſten zuſagenden Weiſe durchzuführen, bewirkte Haſſenpflug's endliche Entlaſſung (1855).

Die Verfaſſungsſtreitigkeiten dauerten auch noch nachher geraume Zeit fort, bis Preußen mit der kategoriſchen Erklärung, daß die heſſiſche Frage nicht länger als eine innere behandelt werden könne, im Jahre 1862 der Sache ein Ende machte. Die durch einen preußiſchen Feldjäger dem Kurfürſten überbrachte Drohung, Truppen in Heſſen einrücken zu laſſen, wirkte; die Verfaſſung von 1831 wurde nach mehr als dreißigjährigem Kampfe um ihre Exiſtenz am 21. Juni 1862 wiederhergeſtellt.

Der Kurfürſt hat dieſe Preſſion, die auf ihn ausgeübt wurde, Preußen nie verziehen. Im Jahre 1866 hielt er die Zeit für gekommen, dies fühlen zu laſſen: er ſtellte ſich auf die Seite Oeſterreichs, lehnte die preußiſchen Vorſchläge ab und befahl die Ausrückung ſeiner Truppen an. Mit Blitzesſchnelle erfüllte ſich nun ſein Fatum. Schon vier Tage ſpäter (am 18. Juni) war Kaſſel von den preußiſchen Truppen beſetzt, der Kurfürſt, der in Wilhelmshöhe geblieben war, wurde als Kriegsgefangener nach Stettin abgeführt.

Vorbei war es mit der Herrlichkeit! Die Heſſen-Kaſſeler ließen es ſich gern gefallen, daß am 18. Aug. 1866 das Kurfürſtenthum vollſtändig der preußiſchen Monarchie und dem Norddeutſchen Bunde einverleibt wurde; niemand betrauerte des Kurfürſten tiefen Fall. Unter ſolchen Umſtänden war es von letzterm noch das Klügſte, daß er am 18. Sept. zur Sicherung ſeines Hauptvermögens mit König Wilhelm ein Abkommen traf; er fügte ſich in das Unvermeidliche, entband ſeine Unterthanen des Eides und begab ſich dann, aus der Kriegsgefangenſchaft entlaſſen, auf das von ihm angekaufte Gut Horzowitz in Böhmen.

Dieſes kleine Horzowitz iſt mit der Geſchichte des 1866er Krieges überhaupt innig verknüpft. Dort war es, wo im März 1866 die Judenhetzen ſtattgefunden hatten, welche

Oeſterreich (man leſe nur die Note des Fürſten Mensdorff vom 31. März 1866) als Vorwand dienten, die Truppenaufſtellung in Böhmen zu erklären.

Der Kurfürſt zog ſich nach Horzowitz mit einem beträchtlichen Vermögen zurück. Gegen das Verſprechen, nichts Feindſeliges mehr gegen Preußen zu unternehmen, war ihm nicht nur für ſeine Perſon das lebenslängliche Nutznießungsrecht am geſammten kurfürſtlich heſſiſchen Fideicommiß und das Benutzungsrecht der Schlöſſer in der Provinz Hanau zugeſichert, ſondern ihm auch noch außerdem eine Abfindungsſumme von 600000 Thlrn. ausbezahlt worden. Eine Denkſchrift aber, die vom Kurfürſten von Böhmen aus an alle europäiſchen Höfe verſendet wurde, war der Anlaß, daß von den preußiſchen Kammern die Sequeſtration ſeines Fideicommißvermögens ausgeſprochen ward. Der König beſtätigte dieſe Maßregel; hatte ja doch der Kurfürſt ſein Verſprechen, auf welches hin allein ihm das Nutznießungsrecht belaſſen worden war, nicht gehalten, vielmehr mit der erwähnten Denkſchrift eine Agitation zur Wiedereinſetzung in ſeine Herrſchaft, die freilich erfolglos bleiben mußte, eingeleitet.

Die Einkünfte dieſes Fideicommiſſes gehen nunmehr an einen entfernten Seitenverwandten, der aber nichtsdeſtoweniger der nächſte ſucceſſionsfähige Agnat des Kurfürſten iſt, nämlich auf den Landgrafen Friedrich Wilhelm von Heſſen (einen Schwager des Königs von Dänemark und des Prinzen Friedrich Karl von Preußen) über. Sie belaufen ſich auf 250000 Thlr. jährlich. Das ſonſtige Vermögen des Kurfürſten, beſtehend aus etwa 8 Mill. Mark (die Güter in Böhmen und die Mobilien des Verſtorbenen) erben ſeine Kinder aus morganatiſcher Ehe.

Friedrich Wilhelm hinterläßt eine zahlreiche Familie, ſechs Söhne und drei Töchter, die den Titel „Prinzen und Prinzeſſinnen von Hanau“ und „Grafen und Gräfinnen von Schaumburg“ führen. Die Mutter ſeiner Kinder, Gertrude, früher als verehelichte Lehmann die Gattin eines preußiſchen Lieutenants, hat der Kurfürſt zur Zeit ſeines Kronprinzenthums in Bonn kennen gelernt, wo ſie im Hauſe ihres Vaters, eines nicht unbemittelten Weinhändlers, ihm perlenden Rheinwein credenzte. Gegenwärtig iſt ſie eine Matrone von 68 Jahren.

Der Zettelbankſtreit.

Von

Dr. Eras.

G. Siemens, Das Zettelbankweſen und der Bankgeſetzentwurf (Berlin 1874).
Max Wirth, Die Münzkriſis und die Notenbankreform im Deutſchen Reiche (Köln 1874).
Ludwig Bamberger, Die Zettelbank vor dem Reichstag (Leipzig 1874).
Ernſt Seyd-London, Die wahren Grundſätze des Zettelbankweſens (Leipzig 1875).
Adolf Wagner, Die Zettelbankreform im Deutſchen Reiche (Berlin 1874).
Bericht über die Verhandlungen des XV. Congreſſes deutſcher Volkswirthe in Kreſeld. Erſtattet durch W. Wackernagel (Berlin 1874).
Verhandlungen des VI. Deutſchen Handelstages zu Berlin. Stenographiſcher Bericht (Berlin 1874).

Theorie und Praxis ſtehen in dem alten Renommée, daß die Theorie an Altersſchwäche laborire und daß die Praxis in Jugendkraft daherſtürme. Thatſächlich verhält es ſich aber eher umgekehrt. Vorwiegend der Theorie geneigt iſt man in der Jugend; der praktiſchen Auffaſſung der Dinge macht man Conceſſionen mit zunehmendem Alter. Vor einer Revolution im Gebiete der Sitte, der geſellſchaftlichen Ordnung, der Wirthſchaft ſchreckt nicht zurück der geſchworene Theoretiker; Freund der bedächtigen Reform iſt der geſchulte Praktiker.

Solange man noch im Flügelkleide einer idealen Auffaſſung an die Wirthſchaftsfragen herantritt, iſt man ſehr geneigt, die Dinge nach den ſtrengen geometriſchen Linien der für richtig erkannten Theorie umzuformen; hat man erſt im Schurzfell des geſchäftlichen Berufsarbeiters mitgeſcharwerkt am Bau, ſo beſcheidet man ſich, wenn der Erfolg dem Wege der Parabel gleicht, die ſich der Aſymptote fortgeſetzt nähert, jedoch ohne ſie zu erreichen.

Dieſe Beobachtung dürfte auch bei dem Streit um die Bankfrage im allgemeinen zutreffen. Die Mehrzahl unſerer alten bekannten Bankſchriftſteller hat den „gegebenen Verhältniſſen" Conceſſionen gemacht. Adolf Wagner erklärt: „daß unter dem mitwirkenden Einfluſſe der geſammten Lebensverhältniſſe eines Volkes in dem und dem Staate, in der und der Zeit auch die Streitfragen über Bankfreiheit, Conceſſionsweſen, Privileg, Monopol, Centraliſation und Decentraliſation des Bankweſens und ſpeciell der Notenausgabe u. ſ. w. keine abſolute, ſondern nur eine relativ richtige, eine bedingte Entſcheidung erlauben, daß faſt ausnahmslos alle Gründe für und wider die eine oder andere Entſcheidung in ſolchen Fragen nur einen relativen Werth beanſpruchen können". Unſere radicalen Freihändler der berliner Schule trugen der Entwickelung Rechnung, welche die Dinge in Preußen und Deutſchland nun einmal genommen haben; die meiſten traten, wie Otto Wolff, für den Bankgeſetzentwurf ein, der, was man auch ſonſt immer über

ſeine Tendenz ſagen möge, in den Augen jedes Sachverſtändigen gelten muß als der definitive Bruch mit dem Gedanken an die Freigebung der Banknotenfabrikation. Nur eine ſtolze Säule zeugt noch von der vergangenen Pracht der reinen unbefleckten Theorie. Otto Hübner ſprach in der Sitzung der Berliner Volkswirthſchaftlichen Geſellſchaft vom 24. Oct. 1874 am Schluſſe ſeines Referats noch einmal mit aller Unerſchrockenheit das große Wort aus: die echte Volkswirthſchaft habe mit einem Geſetze, welches von Privilegien und Beſchränkung handle, überhaupt nichts zu thun, die Sympathien der freiſinnigen Volkswirthe könne nur ein Geſetzentwurf gewinnen, deſſen einziger Artikel lautet: „Alle die Ausgabe von Banknoten bisher beſchränkenden oder verhindernden geſetzlichen Beſtimmungen ſind aufgehoben."

In einer frühern Abhandlung über Notenemiſſionen*) haben wir die Stellung der abſoluten Freetraders in dieſer Frage noch berückſichtigt mit folgender Aufführung:

„Niemand wird in Abrede ſtellen wollen, daß die völlige Bankfreiheit Gefahren in ſich ſchließe. Als Beſchwichtigungsgrund hat man angeführt, daß die concurrirenden Inſtitute ſich untereinander mit hinlänglicher Strenge controliren, und eine Collegin, welche das Recht zur Notenausgabe misbraucht, durch Notenaufkauf und plötzlich geſtelltes Einlöſungsverlangen zur Zahlungseinſtellung, das iſt zur Aufgabe des Geſchäftes zwingen würden. Dieſe Berechnung dürfte allerdings genau ſo bisweilen eintreffen. Aber wer dies Recept zur Ausrottung ſchlechter Banken und als Correctur für die Notenbankfreiheit empfiehlt, der vergißt, daß Zettelbanken immer auf Koſten des Publikums Bankrott zu machen pflegen. Es iſt ein viel zu koſtſpieliges Recept."

Heute zählt die abſolute Zettelbankfreiheit nur noch ein ſo verſchwindend kleines Häuflein von Anhängern, daß man in einem Aufſatze, der für eine Revue der Gegenwart beſtimmt iſt, füglich von ihnen ſchweigen kann. Weit mehr in den Vordergrund des Parteikampfes iſt die Gruppe derjenigen Volkswirthe und Politiker getreten, welche jede ungedeckte (d. i. nicht mit Metall gedeckte) Notenausgabe beſeitigt wiſſen wollen. Richtiger wäre es, wenn die Anhänger dieſer Anſicht ſich nicht als die Vertreter einer Richtung in der Zettelbankfrage, ſondern ſchlechthin als Gegner jeder Bankzettelemiſſion bezeichnen wollten. Denn eine unter allen Umſtänden voll mit Metall gedeckte Note iſt keine Banknote mehr, ſondern ein Münzſchein; das charakteriſtiſche Merkmal, durch welches ſich die Banknote ſowol vom Schatzſchein (der lediglich als Anweiſung auf ein gleiches Metalldepot umläuft) als vom Staatspapiergelde (welches keinerlei Metalldeckung aufweiſen kann) unterſcheidet, iſt eben die variable, theilweiſe Metalldeckung.

Die allgemeine Richtung der öffentlichen Meinung, oder richtiger, und um mit einem mathematiſchen Ausdrucke zu reden, die Reſultante aus den Parteirichtungen, deutet weder auf die abſolute Freigebung noch auf die völlige Unterdrückung der Banknotenemiſſionen hin; ſie hält vielmehr zwiſchen beiden die Mitte, neigt indeſſen mehr zu einer mäßigen Beſchränkung als zu einer noch weitern Ausdehnung des Banknotenumlaufs.

Trügen nicht alle Zeichen, ſo ſind wir nächſtens ſo weit, daß die Bankfrage aufhört, eine Geſetzgebungsfrage von brennender Dringlichkeit zu ſein. Das anfangs befremdliche Verfahren der Reichsregierung, zunächſt ein Bankgeſetz ohne Beſtimmungen über die Errichtung der Reichsbank vorzulegen, und den Entwurf nach der erſten heißen parlamentariſchen Schlacht in dieſer Hinſicht umzuarbeiten und zu ergänzen, erſcheint jetzt als eine kaufmänniſch richtig berechnete Transaction. Der Handel dürfte abgeſchloſſen werden auf der Baſis, daß einerſeits die Reichsbank bewilligt, andererſeits die Contingentirungsſteuer mit in den Kauf genommen wird.

---

*) Vgl. Eras, „Aus der Praxis. Volkswirthſchaftliche Studien und Skizzen" (Breslau 1872), S. 98 fg.

Wenn aber der Kampf der Meinungen und Intereſſerückſichten, — denn auch dieſe ſpielen ja eine große Rolle in unſerm mit Bankactien und Bankantheilen reich geſegneten Deutſchland — momentan verſtummt nach der Publication des Reichsbankgeſetzes im „Reichs- und Staats-Anzeiger", dann wird man Veranlaſſung haben, nochmals Muſterung zu halten über die große Reihe von Streitſchriften, die der Bankgeſetzentwurf und die Bankdebatte des Reichstages hervorgerufen. Männer der Wiſſenſchaft wie Wagner und Wirth, Praktiker wie Bamberger und Seyd, Intereſſenten wie die braunſchweiger Gruppe der Privatzettelbankdirectoren, haben zur Feder gegriffen und nicht blos ihre Stellung zur fraglichen Reichstagsvorlage präciſirt, ſondern auch gleichzeitig eine Fülle von gewonnenen Anſchauungen allgemeiner Natur und von geſammelten Erfahrungen an den Markt gebracht.*) Dieſes Material zu ſichten und zu verarbeiten, wird ſicher ein lohnendes Bemühen ſein, auch wenn, wie zu erwarten ſteht, das definitive Reichsbankgeſetz keinem der verſchiedenen Muſter ganz entſprechen ſollte, welche den Herren Bankſchriftſtellern bei ihren Arbeiten vorſchwebten. Wir verſuchen im Folgenden nur ein flüchtiges Berühren der Hauptpunkte, die in den Vordergrund des parlamentariſchen Gefechts gerückt worden ſind.

Ueber einen Totaleindruck, den die Schriften der Gegner des „Bankgeſetzentwurfs ohne Reichsbank" faſt alle auf uns machten, zunächſt ein kurzes Wort! Es gewinnt, wenn man Seyd's Broſchüre, die Einleitung zu Bamberger's vortrefflicher Abhandlung, oder das Werkchen von Max Wirth ſtudirt, ganz und gar den Anſchein, als ruhe auf der Reichsregierung der ſchwarze Verdacht verkappter Liebäugelei mit den kleinen Zettelbanken und deren zum Theil für die deutſche Volkswirthſchaft und Volkswohlfahrt ſo wenig erſprießlichen Privilegien! Man argumentirt gewöhnlich ſo: Die Centraliſation im Notenbankweſen und die Beſeitigung der Auswüchſe unſerer bisherigen Zettelbankwirthſchaft iſt nur durch die Errichtung eines centralen Reichsinſtituts zu erzielen; dieſe iſt von der Reichsregierung nicht beantragt worden, folglich hält es die Regierung mit der Decentraliſation und dem Fortbeſtehen der Kleinbankprivilegien.

Gegen die Zuläſſigkeit dieſer Annahme ſpricht ſchon der Umſtand, daß der Bankgeſetzentwurf bei niemand geringere Freude hervorgerufen als bei den Privatzettelbank-Intereſſenten. Unter den 34 Zettelbanken, welche Deutſchland zur Zeit beſitzt, befinden ſich ſechs, bei denen die Höhe des Notenrechts eine unbegrenzte iſt, nämlich: die Preußiſche, die Sächſiſche, die Leipziger, die Gothaer, die Geraer und die Bückeburger; ferner drei, deren Conceſſion für ewige Zeiten gewährt iſt: die Deſſauer, die Sondershauſener und die Bremer Bank; und außerdem nicht weniger als neun, deren Privilegium erſt im 20. Jahrhundert erliſcht!

Wenn man an eine „Regelung" der deutſchen Zettelbankverhältniſſe herangehen will, ſo drängt ſich doch wol jedem Urtheilsfähigen in erſter Reihe die Frage auf: wie iſt es anzufangen, daß man die ſämmtlichen Banken des Deutſchen Reiches innerhalb einer abſehbaren Zeitperiode unter den „Griff der Reichsgeſetzgebung" bekommt? Wir haben es hier mit erworbenen Rechten zu thun, gegen deren Schmälerung unter Umſtänden von den geſchädigten Intereſſenten vor dem Richter Klage erhoben werden kann! ... Zwei Wege ſind rechtlich unanfechtbar: man kann wählen zwiſchen der Ablöſung der erworbenen Rechte und der Schaffung neuen allgemeinen Reichsrechtes, welches jede Notenemiſſion verpönt. Den erſtern Weg einzuſchlagen, fehlen dem Deutſchen Reiche die Mittel**); den andern

*) Die oben gegebene Literaturüberſicht führt nur die neueſten unter den wichtigern Erſcheinungen des Büchermarkts auf.

**) Siemens, S. 25 ſeiner citirten Schrift, nimmt an, daß die Entſchädigungsanſprüche der Privatzettelbanken mindeſtens ſo viel ausmachen würden als ihre derzeitige ungedeckte Notenemiſſion, alſo 150 minus 65 Mill. = 85 Mill. Thlr.

zu wählen, muß das Reich Abſtand nehmen, weil es nicht auf die Beſeitigung aller Noten, ſondern lediglich auf eine größere Centraliſation, Regulirung und Einengung der Notenausgabe abgeſehen iſt.

Georg Hirth, der fleißige Herausgeber der „Annalen", bezeichnete als einfachſten Weg zu dem ins Auge gefaßten Ziele die vollſtändige Außerachtlaſſung der in den Kleinſtaaten herrſchenden Notenbankverhältniſſe und die Creirung neuen Reichsrechtes lediglich auf Grundlage der beſten wiſſenſchaftlich-volkswirthſchaftlichen und politiſchen Einſicht. Die Einzelſtaaten möchten dann ſehen, wie ſie mit den Privatzettelbanken, die durch ſie conceſſionirt wurden, fertig würden. Es war dies ein Standpunkt, der, wie wir glauben, auch wenn er ſtaatsrechtlich unanfechtbar wäre, ſchon aus Gründen der praktiſchen Reichspolitik in Berlin nicht beliebt werden könnte. Aber aus Hrn. Hirth's Darſtellung ergibt ſich, daß auch von ihm eine Beſeitigung oder mindeſtens Beſchränkung der Kleinbanken und die Centraliſation des Notenweſens für unbedingt nöthig gehalten wird.

Unter all den verſchiedenen Wegen zum feſtgeſteckten Ziele erſcheint der im Bankgeſetzentwurfe vorgezeichnete daher immerhin als der praktiſch brauchbarſte. Derſelbe beſteht bekanntlich darin, daß die Reichsregierung mit der Einengung des Geſchäftsbetriebes auf das Gebiet des die Conceſſion ertheilenden Kleinſtaates — einer juriſtiſch durchaus zuläſſigen Maßregel — droht, welche Anwendung finden ſoll, wenn die betreffenden Inſtitute ſich nicht den Normativbeſtimmungen des Reiches unterwerfen und nicht darein willigen, von 1886 an auf dem Fuße der Kündigung zu leben.

Der Verfaſſer hat ſich über dieſe Partie des Bankgeſetzentwurfes als Delegirter der Handelskammer zu Breslau auf dem berliner Handelstage wie folgt geäußert:

„Meine Herren, die Handelskammer in Breslau vertrat immer das Princip, daß eine Einſchränkung des Notenumlaufs wünſchenswerth ſei; ich perſönlich habe mich aufs lebhafteſte befreundet mit dieſem ganz neuen Gedanken, durch eine Beſteuerung des ungedeckten Notenumlaufs eine Beſchränkung der ungedeckten Notenmenge im Lande herbeizuführen; ich halte mich davon überzeugt, daß die Contingentirung auf dieſem Wege zu geringern Schwierigkeiten Veranlaſſung geben wird als eine directe Contingentirung, wie man ſie in England durch die Peels-Acte herbeizuführen verſucht hat. Allein, meine Herren, ich beabſichtigte nicht, nachdem über dieſes Princip ſo viel und ſo gründlich pro und contra geſtritten worden iſt, darauf nochmals näher einzugehen; ich will nur darauf hinweiſen, daß der Geſetzentwurf noch ein zweites Novum von großer principieller Bedeutung enthält, und dieſes dürfen wir, glaube ich, heute bei der Debatte über den Bankgeſetzentwurf nicht mit Stillſchweigen übergehen. Ich meine den Verſuch, welchen das Reich machen will, die Anſtalten, welche getroffen werden ſollen, um die verſchiedenen in den Einzelſtaaten beſtehenden kleinen Banken, die Privatbanken, die heute zum Theil eine ganz unbeſchränkte oder auf ſehr weite Dauer bemeſſene Conceſſion haben und mitunter auch ein wenig oder gar nicht beſchränktes Recht zur Notenausgabe beſitzen, um dieſe Banken ſozuſagen unter den Griff der Reichsgeſetzgebung zu bringen. Dann erſt kann die Reorganiſationsarbeit im Bankweſen anfangen, wenn freie Bahn für die Geſetzgebung geſchaffen ſein wird, wenn die Conceſſionsbefugniſſe der kleinſtaatlichen Privatbanken einigermaßen beſchnitten ſind. Es ſind hierzu bekanntlich verſchiedene Wege in Vorſchlag gebracht, davon geht einer dahin, den Banken ihr Privileg abzukaufen. Ich glaube, unſere Finanzlage läßt dieſen Weg nicht als einen ſehr empfehlenswerthen erſcheinen. Mein hochverehrter Freund Bamberger hat auf dem volkswirthſchaftlichen Congreß zu Krefeld geſagt, das Deutſche Reich müſſe «zu ſtolz dazu ſein, um mit Blickeberg zu verhandeln». Die rechtliche Zuläſſigkeit einer einfachen Hinwegdecretirung einzelner Bankprivilegien ſcheint mindeſtens zweifelhaft. Daher meine ich, wir hätten Urſache, uns mit dem Gedanken zu befreunden, der als zweites Novum in dem Entwurfe enthalten iſt, mit dem Gedanken nämlich, den kleinen Banken,

die eine dem Umfang oder der Dauer nach zu reichlich bemeſſene Befugniß zur Notenausgabe haben, dadurch beizukommen, daß man ihnen droht, ſie einzuengen in ihrem Geſchäftsbetriebe auf dasjenige ſtaatliche Territorium, auf welches ihre Conceſſion lautet. Ich möchte in dieſer Beziehung anknüpfen an das, was der geehrte Herr Vorredner*) geſagt hat. Er hat bemerkt, die «Mannichfaltigkeit in der Einheit» ſei ein Grundzug des deutſchen Weſens; wir möchten dieſen wichtigen Geſichtspunkt heute unter keinerlei Umſtänden außer Acht laſſen und die Centraliſation nicht auf die Spitze treiben! Aber, meine Herren, ich ſehe mich vergeblich nach irgendeinem Fingerzeige dafür um, wo wir bis dahin überhaupt im deutſchen Bankweſen zu centraliſiren angefangen hätten. Es herrſcht hier bisjetzt noch eine ſolche Buntſcheckigkeit, daß man von einer ſtraffen Centraliſation noch gar nicht ſprechen kann. Der Reichsbankgeſetzentwurf zeigt einen Weg, um dieſe Mannichfaltigkeit einigermaßen einzuſchränken; ſie gänzlich zu beſeitigen, davon iſt meines Wiſſens keine Rede, und ich wünſchte daher, wenn die Referentenentreſolution, und ſpeciell der Abſatz 1, zur Annahme kommt, daß wir uns dem nicht entſchlagen, wenigſtens mit zwei Worten zu ſagen, daß wir in dieſer Hinſicht principiell auf dem Standpunkte des Entwurfs ſtehen — alſo ſofern es ſich darum handelt, freie Bahn für die künftige Geſtalſtaltung des deutſchen Bankweſens zu ſchaffen. Meine Herren, von dieſem Geſichtspunkte aus habe ich im Namen der breslauer Handelskammer Ihnen folgenden Eingang zu dem Abſatz 2 des Antrags Soetbeer zu empfehlen: «Der dem Bundesrathe vorgelegte Entwurf eines Bankgeſetzes entſpricht hinſichts der Maßregeln, welche er zur Herſtellung freier Bahn für die Umgeſtaltung des deutſchen Bankweſens in Ausſicht nimmt, principiell den Forderungen des deutſchen Handelsſtandes, bedarf aber ergänzender Beſtimmungen über die Errichtung eines großen Centralinſtituts, welches mächtig genug iſt . . .» und alles übrige ſo wie im Abſatz 1 der Referentenanträge. Meine Herren, ich bitte Sie, dieſem Antrage zuzuſtimmen, auf daß es nicht denjenigen, welchen es ſo ſehr um die Erhaltung der lieben Mannichfaltigkeit im deutſchen Bankweſen zu thun iſt, vergönnt ſei zu ſagen: der Deutſche Handelstag war beiſammen, um über den Bankgeſetzentwurf ſein Gutachten abzugeben, und hatte nicht ein Wort der Anerkennung dafür, daß man die Mannichfaltigkeit ein wenig beſchränken will."

Das mitgetheilte Amendement gelangte bei der Abſtimmung nicht zur Annahme. Wie man bemerken wird, iſt in demſelben die in dem Soetbeer'ſchen Referentenantrage urſprünglich enthaltene Clauſel „um annehmbar zu werden" zwiſchen „bedarf" und „ergänzender Beſtimmungen" weggelaſſen. Dieſe Aenderung wurde von anderer Seite als ſeparater Antrag eingebracht und fand eine erhebliche Majorität von 53 gegen etwa 30 Stimmen. Das für uns Wichtigſte war damit erreicht: der Handelstag erklärte indirect den Entwurf für annehmbar und ſprach lediglich den Wunſch aus, daß ergänzende Beſtimmungen über eine Reichsbank nachgetragen werden möchten. Der Handelstag billigte alſo die Maßregeln, die zur Beſchränkung des Kleinbankenthums in Vorſchlag gebracht waren.

Zur Publication einer gemeinſamen Kundgebung gegen den Bankgeſetzentwurf hatten ſich im ganzen 12 Privatzettelbank-Directionen (von im ganzen 33) unter Führung des Hrn. Kühn-Deſſau vereinigt. Die Art und Weiſe, wie die Denkſchrift den Projecten der Reichsregierung Oppoſition macht, zeigt am beſten, daß es der Regierung gelungen iſt, die Achillesferſe jener ſtolzen Privilegienträger zu erſpähen. Nachdem die Unterzeichner im Eingange mit dem leitenden Grundgedanken der Vorlage ſich eingehend beſchäftigt, kommen ſie zu folgenden Schlüſſen:

„Darüber, daß eventuell zu dieſem Zeitpunkte (1. Jan. 1887) gekündigt werden wird,

*) Reinganum-Frankfurt.

laſſen die Motive keinen Zweifel, wenn ſie ſagen, daß die Dauer der beſtehenden Befugniſſe dieſer Art (d. i. der Notenausgabe) nicht über den als Endtermin für den zunächſt zu ſchaffenden Uebergangszuſtand in das Auge gefaßten Zeitpunkt hinaus verlängert werde. *So ſichert der Entwurf für dieſen Endtermin die Befreiung der Geſetzgebung von den Rückſichten auf erworbene Rechte!* Dieſe Art, zu deren Beſeitigung zu gelangen, kann unmöglich auf Billigung Anſpruch machen, ſie läuft gegen den Gebrauch einer Nation, deren Aufgabe eine ſittliche iſt."

Die Berufung auf das Princip der Sittlichkeit iſt hier ſehr am unrechten Platze! Wenn es im politiſchen und volkswirthſchaftlichen Intereſſe geboten erſcheint, die Notenausgabe einzuſchränken und zu centraliſiren, wenn man zu dieſem Behufe alle Hebel der Geſetzgebung in Bewegung ſetzt: wo liegt da das Unſittliche? Weit eher ließe ſich die Frage aufwerfen, ob die Kleinſtaaten, welche Zettelbanken auf das offenkundige Programm hin conceſſionirten, die Noten ſollten jenſeit der Landesgrenze geeignetes Placement finden, jene Linie nicht überſchritten, welche der Staatskunſt durch die Moral gezogen iſt?

Urkomiſch finden wir es, daß die Denkſchrift, nachdem ſie ein Klagelied über die unſittliche Herbheit und radicale Wirkſamkeit des Geſetzentwurfes angeſtimmt hat, auf mehrern folgenden Blättern es doch noch unternimmt, den Nachweis zu führen, daß der Entwurf nichts Einheitliches ſchaffen und einzelnen Banken gegenüber ſeine Schneidigkeit nicht bewähren würde. In den geſperrt gedruckten Worten des Citats iſt indirect zugegeben, daß es der Reichsregierung gelingen würde, durch das Bankgeſetz und eventuell durch einen Nachtrag zu demſelben, allen Privatzettelbanken die Normativbeſtimmungen und vor allem den Conceſſionsverzicht pro 1886 aufzuzwingen; es iſt daher eitel verlorene Mühe, wenn die Denkſchrift ſich und den Leſer noch weiter mit dem Nachweiſe aufhält, wie nach der Annahme des Bankgeſetzentwurfes drei- und viererlei Bankſyſteme herrſchen und geordnete Zuſtände auch 1887 noch nicht eintreten würden! Zudem kann es ja überhaupt wol beſſer, aber nicht ſchlimmer kommen als jetzt. Die jetzige Situation zeigt die denkbar größte Syſtemloſigkeit und Vielheit. „Näſſer als naß kann man nicht werden", ſagt der Rothfuß in Auerbach's „Waldfried". Wenn die Privatzettelbank-Directionen den Entwurf als unausführbar hinſtellen wollten, ſo mußten ſie nicht in erſter Reihe ihren Schrecken vor den „unſittlichen Folgen", die ſeine Einführung haben würde, zu erkennen geben. Aber noch eine andere intereſſante Erklärung enthält die Denkſchrift. Ziemlich am Ende des Abſchnitts 2 leſen wir nämlich: „Auch einer Löſung der Frage, ob und inwieweit die auf längere Dauer oder ohne alle Zeitbeſtimmung ertheilten Privilegien im Intereſſe einer einheitlichen Geſetzgebung auf eine beſtimmte kürzere Dauer zu beſchränken ſein dürften, würden nach unſerer vollen perſönlichen Ueberzeugung ſeitens der Actionäre der betreffenden Zettelbanken unter der Vorausſetzung, daß das Reichsgeſetz im übrigen deren erworbenen Rechten Schonung gewährt, ebenſo wenig unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengeſetzt werden als der Limitirung der in dem Umfange der Notenemiſſion zur Zeit noch unbeſchränkten Privilegien."

Wenn die Regierung im Bankgeſetzentwurf und den Motiven zu denſelben eine minder „rauhe Sprache" redete, wenn ſie ſich minder energiſch in der Verfolgung ihres Zieles gezeigt haben würde, ſo hätte man gewiß vergeblich auf ein ſo weſentliches „moraliſches Zugeſtändniß" aus dem Munde der Zettelbankdirectoren gewartet.

Nach dem hier in der Kürze charakteriſirten Plaidoyer der Privatzettelbank-Intereſſenten gegen den Regierungsentwurf ſcheint es uns, daß der letztere freizuſprechen iſt von dem Verdacht geheimer Liebäugelei mit der Decentraliſation und dem Kleinbankenthum. Wenn aber der Bankgeſetzentwurf in dieſer Beziehung unanfechtbar iſt, dann kann ihm unſers Erachtens auch nur ein untergeordneter Vorwurf daraus gemacht werden, daß er urſprünglich Beſtimmungen über eine zu errichtende Centralbank nicht enthielt!

Abgeordneter Siemens führt am Schluſſe ſeiner mit großer Sachkenntniß verfaßten Bankbroſchüre aus, daß die Reichsbank und die leitenden Grundſätze des Geſetzentwurfs durchaus nichts Gegenſätzliches enthielten. Eine ähnliche Auffaſſung von der Sache vertrat auf dem Handelstage in Berlin das ſtettiner Aelteſtencollegium mit dem Antrage:

„Da der dem Bundesrathe vorgelegte Entwurf eines Reichsbankgeſetzes der künftigen Errichtung einer Reichsbank nicht präjudizirt und die Wirkſamkeit der Preußiſchen Bank nicht ſchädigt, dagegen diejenigen Beſtimmungen enthält, welche zur Aufrechterhaltung der Goldwährung in Deutſchland dringend und ſchleunig erforderlich ſind, ſo erklärt ſich der Deutſche Handelstag mit den weſentlichſten Beſtimmungen des Entwurfs einverſtanden.“

Aus Bamberger's Auslaſſungen über die Nothwendigkeit der ſofort zu errichtenden Reichsbank geht hervor, daß dieſer tüchtige Praktiker der Centralbank die Fähigkeit zutraut, auf die allmähliche Beſeitigung der ſtörenden Kleinbankprivilegien kraftvoll einzuwirken. Wie hoch er ihren Einfluß in dieſer Beziehung ſchätzt, vermag man unter anderm daraus zu ermeſſen, daß er auf eine Einengung des Geſchäftsbetriebes renitenter Kleinbanken in das Gebiet des conceſſionirenden Einzelſtaats glaubt verzichten zu können. *) Bamberger geht hierbei wol von der Anſicht aus, daß die Reichsbank die Kleinbanken vollſtändig in der Hand haben werde, und beſondere geſetzliche Vorſchriften zur Beſchneidung der Kleinbankprivilegien daher entbehrlich mache. Einen beſondern Weg, um den mit einem Privileg auf ſehr lange Exiſtenz oder unbegrenzte Notenemiſſionsbefugniß ausgeſtatteten Privatbanken anders beizukommen als durch jene Drohung, gibt Bamberger weder in ſeiner Reichstagsrede noch in ſeiner Bankbroſchüre an. Wenn ihm übrigens das von der Regierung aufgeſtellte Programm miſsfällt, „weil es innerhalb des Deutſchen Reiches für wirthſchaftliche Dinge keine territorialen Grenzen mehr geben ſoll und die Erinnerung an dieſelben nicht wieder aufgefriſcht werden darf“, ſo geben wir dem geſchätzten Abgeordneten zu bedenken, daß es dazu überhaupt keinesfalls in der betreffenden Angelegenheit kommen kann, weil die Einengung auf das eigentliche Conceſſionsgebiet für die Kleinbanken ebenſo gut wäre wie langſamer Verderb, und weil die Conceſſionsträgerinnen daher nur zu wählen haben würden zwiſchen freiwilliger Unterordnung unter die reichsbankgeſetzlichen Vorſchriften, oder — Liquidation. Fügen ſie ſich, ſo behalten ihre Noten das alte Umlaufsgebiet — ja mehr noch als dies: daſſelbe wird ihnen dann erſt recht ausdrücklich garantirt.

Unter allem, was für die Errichtung einer Reichsbank, reſp. für die damit gleichbedeutende Erhaltung und Erweiterung der Preußiſchen Bank ſpricht, erſcheint uns der Hinweis auf die factiſche Geſtaltung, die der Bankuotenverkehr in Deutſchland angenommen hat, als ausſchlaggebend. Dr. Alexander Meyer und der Schreiber dieſer Zeilen behandelten dieſes Thema auf dem Handelstage zu Leipzig im Jahre 1872, indem ſie wiederholt mit allem Nachdruck darauf hinwieſen, daß infolge der bei uns in Deutſchland zeither herrſchenden eigenthümlichen Geld- und Bankverhältniſſe die Note, welche, rechtlich betrachtet und nach den volkswirthſchaftlichen Lehrſätzen, nur als Repräſentant eines Wechſels anzuſehen iſt, der bei der Bank discontirt wurde — nur als eine Urkunde, die im Grunde genommen jeder müßte ausſtellen können, der wechſelfähig iſt — im Verkehr nichtsdeſtoweniger überall als Geld und nicht als eine Anweiſung auf Geld betrachtet wird. Wenn aber die Banknoten bei uns factiſch die Rolle von Geld ſpielen, dann hat man auch alle Urſache, die Ausgabe der Banknoten einer ähnlichen ſtrengen Controle zu unterwerfen wie die Ausprägung von Geld. Eine ſolche Controle wird durch die Errichtung einer Reichsbank und durch thunlichſte Centraliſation des Notenbankweſens unter

*) Vgl. die Stenographiſchen Berichte über die Reichstagsſitzungen vom 16. bis 18. Nov. 1874.

Aufſicht des Reiches offenbar beſſer ſichergeſtellt als durch Beibehaltung einer Vielheit concurrirender Privatunternehmungen.

Dr. Meyer ſagte: „Allerdings, Banknoten ſind kein Geld; zwiſchen Banknoten und Papiergeld iſt ein ſehr bedeutender Unterſchied. Dieſer Unterſchied macht ſich geltend, wenn man das Verkehrsleben und den Geldumlauf in ſeiner Totalität erfaßt; er verſchwindet aber im täglichen Leben, er verſchwindet in der Praxis des kleinen Mannes vollſtändig. Denken Sie ſich einen Gläubiger, der von ſeinem Schuldner lange hingezogen iſt und nun endlich Zahlung verlangt. Der Schuldner bietet ihm Pretioſen an, die ſchwer zu verſilbern ſind, aber in den Augen des Kenners einen bedeutenden Werth haben. Der Gläubiger weiſt ihn zurück: «Ich will baar Geld haben.» Der Schuldner bietet ihm eine Hypothek auf ein Grundſtück an. «Ich will baar Geld!» wiederholt der Gläubiger. Der Schuldner bietet einen Wechſel mit kurzer Verfallzeit. «Ich will baar Geld!» Er bietet ihm ein gutes Giro an. «Ich will baar Geld!» wiederholt der Gläubiger. Endlich greift der Schuldner in die Brieftaſche und zieht Banknoten heraus. Haben Sie je einen Gläubiger geſehen, der in dieſer Lage geſagt hätte: Banknoten nehme ich nicht, ich will baar Geld haben? Für den Verkehr des kleinen Mannes ſind Banknoten und Geld identiſch, und der Handelstag, der eben nicht wiſſenſchaftliche Abhandlungen den Behörden vorzulegen hat, ſondern der Forderungen zu ſtellen hat, die das Intereſſe des geſammten Verkehrs und auch das des Verkehrs des kleinen Mannes vertreten, der darf ſich auf die ſubtile Unterſcheidung zwiſchen Banknoten und Papiergeld nicht einlaſſen, er darf für die Ausgabe von Banknoten dieſelben Garantien fordern wie für die Ausgabe von Geld.“

Siemens weiſt in ſeiner Abhandlung auf den großen Einfluß hin, den die unbequeme deutſche Silberwährung (3000 Thlr. wiegen bekanntlich 1 Ctr.) bei der Einbürgerung der Noten „als Geld“ ausgeübt habe. Er erblickt in dem Umſtande, „daß die Banknote bisher nicht Creditform, ſondern Geld war“, den Hauptfehler und die Hauptſchwäche unſers Zettelbankweſens. Er zeigt aber auch, daß der Geſchäftsmann die Annahme von Noten fremder Banken nicht weigern kann. Der Landwirth in der Provinz Sachſen muß vom Viehhändler Noten für voll in Zahlung nehmen, welche dieſer vorher an der berliner Börſe mit $^1/_8$—$^1/_6$ Proc. unter pari gekauft hat.

Die Reichsbank kann in dieſer Hinſicht gründliche Abhülfe ſchaffen, wenn ſie nach und nach die neben ihr beſtehenden Privatzettelbanken aſſimilirte; ſie ſteuert dem beſtehenden Unweſen überhaupt ſchon dadurch, daß ſie die große Mehrzahl der umlaufenden Noten ausgibt und dieſem Antheil den Stempel der größten Umlaufsfähigkeit aufprägt.

Bamberger, der Führer derjenigen Politiker, welche im Reichstage die ſofortige Errichtung der Reichsbank betrieben, betont zweierlei Forderungen für den Bankbetrieb: erſtens den großen Maßſtab und dann noch eine andere Nothwendigkeit, welche mit der Größe ſelbſt gefordert iſt: nämlich die Einheit. Wir ſtimmen dieſem Programm aus vollſter Ueberzeugung zu, ohne uns jedoch von der großen Centralbank alle diejenigen Vortheile verſprechen zu können, welche die Reichsbankenthuſiaſten aufzählen. Wenn Bamberger ſelbſt ſich in der denkwürdigen Reichstagsverhandlung vom 16. Nov. zu dem kühnen Ausſpruch hinreißen ließ: „Ich nehme jeden Bankgeſetzentwurf an mit der Reichsbank, keinen ohne eine ſolche“, ſo zeigten dieſe Worte wol ſchon zur Genüge, daß man auf jener Seite gelegentlich über das Ziel hinausſchoß. Namentlich kommen zwei unſers Erachtens unrealiſirbare Hoffnungen hier in Betracht, die man vielfach an den Reichsbankgedanken anknüpft: das Verlangen, die Reichsbank ſolle uns das Imlandeverbleiben der neuen Goldmünzen garantiren, und die Erwartung, eine leichtſinnige Discontopolitik könne bei einem großen Centralinſtitut nicht vorkommen. Bamberger ſagte in ſeiner Reichstagsrede: „Es müſſe Hauptaufgabe der Reichsbank ſein, die Vermittlerin für die Münzausprägungen des Landes

und den Ankauf von Gold zu werden. Frankreich biete jetzt, nachdem es fünf Milliarden ausgezahlt, das erſtaunliche Phänomen, daß eben die Länder, an die es gezahlt, ſeine Schuldner ſeien, und daß es das Gold von Europa an ſich ziehe. Dies verdanke Frankreich dem Inſtitut der Franzöſiſchen Bank und deren geſchickten Operationen." Dieſe Aeußerung rang ſogar den Zuhörern ein feierliches „Sehr richtig" ab; aber kann ſie einer ruhigen, nüchternen Betrachtung ſtandhalten? Heißt es nicht die Form für den Inhalt nehmen, wenn man die in den letzten Jahren bewieſene große finanzielle Leiſtungsfähigkeit Frankreichs der Bank von Frankreich anrechnet, ſtatt in erſter Reihe von den volkswirthſchaftlichen Hülfsmitteln des Landes, ſeinem Reichthume und dem ökonomiſchen Sinn ſeiner Bewohner zu ſprechen? Die Bank von Frankreich iſt in unſern Augen ein ſehr gut geleitetes Inſtitut, aber wenn man ihren ganzen Apparat beiſpielsweiſe nach Rom verpflanzen wollte, ſo würde dadurch Italien noch lange nicht die finanzielle Leiſtungsfähigkeit Frankreichs gewinnen.

Die Reichsbank wird in der Lage ſein, der Reichsregierung weſentliche Dienſte zu leiſten bei der Durchführung unſerer Währungs- und Münzreform, Dienſte, die indeſſen in beinahe gleichem Maße ſchon bisher die Preußiſche Bank geleiſtet hat; aber ſie wird niemals verhindern können, daß wir nach einem wirthſchaftlich ungünſtigen Jahresabſchluſſe dem Auslande ſein Guthaben in Weltgeld, d. h. in Gold werden auszahlen müſſen und ſie wird der Arbeit der deutſchen Unternehmer nie einen höhern Ertrag verſchaffen können, als bei dem großen internationalen Clearing auf dieſelbe entfällt.

Auch die Hoffnung finden wir überſchwenglich, daß in der Reichsbank die reine deſtillirte Discontoweisheit herrſchen werde. Es ſieht nach der Bamberger'ſchen Schrift faſt ſo aus, als könne dem alten Spruch: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand", die nicht minder einleuchtende Merkregel an die Seite geſetzt werden: „Je größer die Bank, je correcter ihr Verfahren im Discontirungsgeſchäft." Bamberger führt ein vortreffliches Recept an, welches der Gouverneur der Belgiſchen Bank einſt ſeinen Beamten in der Provinz mittheilte. Daſſelbe geht dahin, alle Wechſel zurückzuweiſen, welche zu nachſtehenden Arten gehören:

1) Wechſel, welche ausgeſtellt werden, um ein Grundſtück zu bezahlen, oder die aus Operationen mit unbeweglichen Gütern herdatiren.

2) Alle Arten von Zahlungsverſprechungen (in Wechſelform), welche von Privatleuten (weder Kaufleuten noch Induſtriellen) unterſchrieben ſind, ſelbſt in dem Falle, daß ein Bankier oder Kaufmann ſie einreiche.

3) Alle Wechſel, welche augenſcheinlich herrühren von der Errichtung oder Vergrößerung von induſtriellen Anſtalten, von deren Ausſtattung, von Ausführung öffentlicher Bauten oder jeder ſonſtigen Immobiliſirung eines Kapitals.

4) Wechſel, die ausgeſtellt worden, um Geldeinſchüſſe in induſtrielle Unternehmungen zu machen, oder Actien derſelben anzukaufen.

5) Endlich Wechſel, die ausgeſtellt worden ſind, um ältere verfallene Wechſel zu erneuern.

„Welches Sündenregiſter", ſo ruft Bamberger aus, „wäre aufzuſtellen, wenn man, mit dieſem Recept in der Hand, die Bücher der kleinern deutſchen Zettelbanken durchgehen wollte!" Wir aber fragen: würde, mit dieſer Elle gemeſſen, die Preußiſche Bank etwa ohne Fehl ſein? Und man ſage uns was man wolle: auch die neue deutſche Reichsbank wird, angeſichts des in Deutſchland nun einmal ſeit Jahr und Tag krankhaft geſchwollenen Wechſelcredits, bei Uebernahme des Geſchäfts nicht gleich nach dieſen ſtrengen und gerechten Vorſchriften verfahren mögen. Und es würde um ſo weniger Ausſicht vorhanden ſein, das Discontgeſchäft der Zettelbanken in Deutſchland nach den weiſen Lehren des belgiſchen Gouverneurs puriſicirt zu ſehen, wenn in der Frage der Contingentirung die Gegner der Contingentirungsſtener die Oberhand behielten.

Bamberger's Bankbroſchüre hält in der That das, was der Titel verſpricht: ſie iſt eine gemeinfaßliche Darſtellung des Zettelbankbetriebes. Mit jener bewunderungswürdigen Darſtellungsgabe, die ihm eigen iſt, erörtert der Verfaſſer die Natur des Wechſels, die Vorgänge bei der Discontirung, die Gefahren der Zettelbank, die Notenbedeckung, das Weſen der engliſchen Bankacte, den Unterſchied zwiſchen Bank und Börſe und andere ſchwierige Bankkapitel. Sein ceterum censeo iſt das aller verſtändigen Praktiker: ſucht dem Wechſel ſeinen Urſprung anzuſehen und discontirt nur ſolche Wechſel, welche auf eine wirkliche Handelsoperation, die in längſtens drei Monaten ſich abwickelt, gezogene Zahlungsanweiſungen ſind. „Nicht auf Wechſel zu borgen, welche gewagten Operationen dienen, nicht auf ſolche, welche langathmigen Operationen dienen: das iſt das wahre Geheimniß guter Bankführung, die wichtiger iſt als die ſchönſte Methode von Normativbedingungen, welche den Denker in der Studirſtube begeiſtern."

Wenn gar keine wirthſchaftlichen Bedenken obwalteten, eine beliebige Menge Wechſel, ſofern ſie dieſen Vorſchriften vollkommen entſprechen, mit Hülfe von Zettelbanken zu discontiren, dann wäre jede Beſorgniß wegen übergroßer Notenemiſſionen und jede Grübelei über Contingentirungsvorſchläge müßig.

Bei Bamberger's Rechtfertigung des Bankzettelweſens iſt der Accent darauf zu legen, daß jeder Wechſel den näher bezeichneten Art, wenn er durch die Vermittelung der Notenpreſſe discontirt wird, innerhalb einer beſtimmten kurzen Friſt zur Einlöſung kommt, oder kommen ſoll. Es ſcheint, als habe die Mobiliſirung einer gewiſſen Waarenmenge, für welche der Wechſel in Zahlung gegeben wurde, in dieſem Falle kein Bedenken. Aber es wäre doch wohl zu erwägen, daß die prompte Einlöſung der discontirten Wechſel davon abhängigig bleibt, daß in der langen Kette ineinandergreifender Creditoperationen kein Glied reißt: ſobald Zahlungsſtockungen an einer Stelle eintreten, pflanzen ſich dieſelben infolge des hochentwickelten Wechſelcredits epidemiſch fort, weil jeder Debitor immer auf das Worthalten anderer Debitoren angewieſen iſt. Bamberger meint, daß eine alte erfahrungsreiche und gutgeleitete Bank, welche Reſervefonds beſitzt, gar kein Bankkapital benöthige. Dieſe Aeußerung weiſt auf einen thatſächlichen Vorgang hin, der längſt zahlenmäßig belegt iſt: auf das immer größere Anwachſen des durch Contingentirungsmaßregeln nicht gehemmten Zettelumſatzes und das thatſächliche Zurücktreten der Bankkapitalien gegenüber dem Notengeſchäft, unter dem Walten der „wirthſchaftlichen Freiheit" auf dieſem Gebiete.

Von der Notenmenge, die hier in Betracht kommt, iſt der Betrag, welcher durch Metall gedeckt iſt, ſelbſtverſtändlich als durchaus unſchädlich abzuſondern. Aber die ungedeckten Noten, die in den Kleinverkehr eindringen, ſtellen offenbar eine Münzſchuld von zweifelhafter Sicherheit dar, welche das Publikum nothgedrungen den Zettelbanken creditirt. Je größer nun die Anſpannung des Wechſelcredits der Kaufleute bei den Zettelbanken, um ſo größer die Gefahr, daß das bei dem Vortheile des Geſchäftes ganz unbetheiligte Privatpublikum bei einem plötzlich eintretenden „Krach" in der kaufmänniſchen Creditkette um die Metallzahlung kommt, welche auf den Noten verſprochen iſt.

Wäre eine Note ein Zahlungsinſtrument, deſſen ſich nur die Kaufleute unter ſich bedienten, hätte ſie einen ähnlichen beſchränkten Umlaufskreis wie der Wechſel, ſo könnte man ſich zufrieden geben. Das Riſico bliebe doch auf den Schultern derer laſten, die das Geſchäft entrirt haben. Durch die Normirung der kleinſten Notenappoints auf 100 Reichsmark iſt ein Schritt zu dieſem Ziele geſchehen, doch läßt ſich daſſelbe keinesfalls vollſtändig erreichen.

Wir zweifeln ſehr, daß eine Mehrheit von Gelehrten und Praktikern heute für die Einführung des Banknotenverkehrs ſich entſcheiden würde, wenn wir ihn nicht eben ſchon hätten. Mit derſelben Zuverſicht, mit welcher der Zettelbankdirector auf die regelmäßige

Einlöſung ſeiner Discontwechſel hofft und ein eigenes Bankbetriebskapital entbehren zu können meint*), mit derſelben Zuverſicht hofft der Geſchäftsmann auf dauernd ſchlanken Abſatz ſeiner Waaren, Eingang neuer Waarenwechſel und Empfang friſcher Kaſſenbeſtände von der Bank für dieſe. Er legt daher ſeine Betriebsmittel und jährlichen Ueberſchüſſe im eigenen Geſchäft und bei andern ihm lohnend erſcheinenden Unternehmungen feſt und bringt ſich, ſeine Arbeiter und ſeine Geſchäftsfreunde in Gefahr, ſobald ſein Abſatz einmal ſtockt.

Die unbeſchränkte Discontirung jedes kurzſichtigen feinen Waarenwechſels vermittels Anfertigung von Bankzetteln birgt die große Gefahr einer Ueberanſpannung des kaufmänniſchen Credits in ſich, welche nicht nur die Kreiſe der Geſchäftsleute, ſondern ebenſo ſehr den geſammten Nationalwohlſtand bedroht.

Aus dieſem Grunde — von der etwaigen Vertheuerung der Preiſe durch große Papierzettelemiſſionen wollen wir hier ganz abſehen — iſt eine angemeſſene Beſchränkung oder Contingentirung der ungedeckten Notenmenge eines Landes unerläßlich. England hat bekanntlich eine dahin zielende Maßregel durch die Peels-Acte getroffen, welche die in dieſem Lande curſirenden ungedeckten Noten ein für allemal auf den Betrag von 14 reſp. 15 Mill. Pfd. St. einengt. Man braucht dieſe Angelegenheit blos zu erwähnen, um ſofort von allen Seiten den landläufigen Einwurf gemacht zu erhalten, daß die Peels-Acte in Zeiten der Kriſis noch ſtets ſuspendirt werden mußte. Daran iſt aber nicht die an ſich richtige engliſche Zettelbankgeſetzgebung ſchuld, ſondern das Unweſen, welches in England mit den ſogenannten „ungedeckten Gutſchriften“ getrieben wird; mit Bankeinlagen nämlich, welche nicht in baarem Gelde gemacht, ſondern lediglich durch irgendein Pfand gedeckt ſind, und über die im Clearing nichtsdeſtoweniger verfügt wird in ähnlicher Weiſe, wie die Hamburger Bank über die Silbervorräthe der hamburger Kaufleute verfügte, als wäre ein baares Depot vorhanden, auf welches gezogen und welches von einem Conto einem andern zugeſchrieben werden könnte.

Niemand hat dieſen engen Zuſammenhang des Notenverkehrs mit dem Checkverkehr, der ungedeckten Notenmenge und der ungedeckten Gutſchreibungen klarer dargelegt als John Prince-Smith in ſeinem muſterhaften Aufſatze über den Credit, auf den wir hier mit beſonderer Dringlichkeit verweiſen möchten. „Gleich nach Peel's Contingentirung der ungedeckten Noten“, ſagt Prince-Smith**), „auch wol infolge derſelben, begann die großartige Ausbildung der ungedeckten Gutſchreibungen, welche ſich durch kein Geſetz abgrenzen laſſen. Eine etwaige Sicherſtellung durch niedergelegte Werthpapiere, die ſich die Banken geben mögen, iſt keine Deckung durch Zahlmittel, und iſt ganz ohne Einfluß bei der Frage wegen künſtlicher Schaffung von Zahlmitteln. Die Sache hat ſich gewiſſermaßen verſchlimmert. Vor der Peels-Acte achtete man wol auf ein Anſchwellen der uncontingentirten Noten und las darin die Warnung einer Rückwirkung. Heute hat man noch nicht gelernt, in dem Anſchwellen der Depoſitenbeträge eine ähnliche Warnung zu erkennen. Man ſorgt nicht für regelmäßige Bekanntmachung derſelben. Und wenn ſie gelegentlich zuſammengeſtellt und veröffentlicht werden, ſo denkt man nicht daran, die wirklichen Depoſiten von den ungedeckten Gutſchreibungen zu unterſcheiden, ſondern freut ſich über den gewaltigen Kaſſenbeſtand der britiſchen Geſchäftswelt, als wären alle die großen Zahlen buchſtäblich für baare Münze zu nehmen! Hat nun der Betrag der künſtlichen Zahlmittel in England den von dem Gleichgewichtsgeſetze des Weltmarktes vorgeſchriebenen Bedarf ſo weit überſchritten, daß endlich zur Ausgleichung eine ſtarke Metallausfuhr gefordert wird, ſo fällt dieſer rückwirkende Schlag nothwendig auf die londoner Zettel-

*) Vgl. Bamberger, S. 81.

**) Faucher's und Michaelis' „Vierteljahrsſchrift“, XVI, 139 fg.

bank, wo allein größere Metallvorräthe aufbewahrt werden. Die englischen Geschäftsleute, die nunmehr nicht blos aneinander, sondern auch an Ausländer zu zahlen haben, also nicht mehr alles durch bloßes Umschreiben in den Büchern der Banken abmachen können, verlangen für ihre Checks Noten der Zettelbank, die sie bei derselben gegen Metall umwechseln können. Die Depositenbanken müssen sich mit solchen Noten versorgen. Sie ziehen aus der Centralbank die Depositen zurück, die sie bei derselben für solchen Nothfall halten; und wenn diese erschöpft sind, so verlangen sie von ihr Discontirung ihrer Wechsel. Aber die Centralbank hat, nach der Peels-Acte, nicht ganz für 100 Mill. Thlr. an ungedeckten Noten zum Discontogeschäft. Da sie auch diese Summe selbst bei eintretender Krisis nicht überschreiten darf, so hütet sie sich, in guten Zeiten dieselbe ganz auszugeben; sie pflegt oft sogar die Hälfte als Reserve verfügbar zu halten. Aber gegen eine auf 3000 Mill. Thlr. geschätzte Depositenmasse, was will da eine Reserve von 50 Millionen, oder weniger als zwei, gewöhnlich nur ein Procent sagen, wenn es sich um Verminderungen handelt, die ein schon als störend im Weltmarkte empfundenes Misverhältniß corrigiren sollen?"

Auf diese Weise entsteht, wie Prince-Smith zeigt, der Ruf nach der Suspension der Peels-Acte, die aber glücklicherweise erst dann erfolgt, wenn der Höhepunkt der Krisis schon überstanden und das internationale Clearing schon so vollständig im Gange ist, daß es sich nicht mehr abbrechen läßt. Das Schlimme bei der Sache liegt darin, „daß das beschriebene Geschäft kein Begrenzungsgesetz in sich hat, sondern nur eine äußere Hemmung findet in der Rückwirkung gegen seine schon weit getriebenen Störungen".

Bei uns in Deutschland, wo wir keine Contingentirung der ungedeckten Noten hatten, nahmen die Dinge einen etwas andern Verlauf. Alexander Meyer sprach auf dem jüngsten berliner Handelstage es aus, daß in den Zeiten des Unternehmungsrausches die Notenausgabe bei uns stets riesig anschwoll und daß nur ein Theil derselben zurückfloß beim Eintritt der wirthschaftlichen Ernüchterung. Die Differenz zwischen dem vormaligen und dem nunmehrigen Notenbetrage wird in den meisten Fällen als festgelegt gelten müssen, bei industriellen Unternehmungen aller Art. Unsere uncontingentirten Notenbanken machten sich bewußt oder unbewußt zum stillen Compagnon an Zuckerfabriken, Bergwerken, Baugesellschaften u. dgl. Wenn man sich erinnern will, daß auch die vornehme Stellung als „Centralbank" vor solchen Geschäftssitnden nicht immer bewahrt, so denke man doch nur an den Fall Quistorp. Alexander Meyer sagte: „Wenn auf die Zeiten des Rausches Zeiten der Abspannung folgen, dann merkt man, es fehlt an Kohlen, es fehlt an Eisen und menschlichen Arbeitskräften, und solange die Zettelbanken nicht Kohlen und menschliche Arbeitskräfte schaffen können, sondern nur Zettel, so lange traue ich ihnen nicht die Kraft zu, die Krisis zu überwinden." Bundescommissar Michaelis gab im Reichstage eine Reihe von Mittheilungen über das Steigen des Niveau der ungedeckten Notenausgabe, die wir hier nach dem „Bremer Handelsblatt" übersichtlich zusammenstellen. Es ist dabei der ungedeckte Notenumlauf der Preußischen Bank und der fünf übrigen Banken, die das Recht unbeschränkter Notenausgabe besitzen, und der Discontosatz der Preußischen Bank in Betracht gezogen:

	Discont	Preußische Bank	fünf andere Banken
1867 Januar	4 Proc.	etwa 47 Mill. Thlr.	6¼ Mill. Thlr.
1869 October	5 „	„ 55⅓ „ „	11¾ „ „
1870 Juli	6 „	„ 78 „ „	14¾ „ „
1871 März	4 „	„ 86 „ „	12 „ „
1872 August	4 „	„ 82 „ „	21¾ „ „
1873 März	4 „	„ 123½ „ „	28 „ „
1874 October	4 „	„ 60 „ „	29 „ „

Diejenigen Zeitabſchnitte, bei denen hier ein Discontoſatz von 4 Proc. angegeben iſt, ſind ſolche, welche einer Erhöhung des Disconts unmittelbar vorhergingen. Das Verhältniß des ungedeckten Notenumlaufs der fünf andern Banken zu dem der Preußiſchen Bank, iſt, wie aus dieſer Zuſammenſtellung erſichtlich, von $^1/_8$ im Jahre 1867 allmählich bis October 1874 auf $^1/_2$ geſtiegen.

Nach alledem ſcheint es uns ganz zweifellos, daß Maßregeln wegen einer Contingentirung des ungedeckten Notenumlaufs im Bankgeſetze getroffen werden müſſen. Die Reichsregierung ſchlägt zu dieſem Behufe bekanntlich eine Notenbeſteuerung vor, und die Motive zur Bankvorlage ſprechen ſich über dieſe in der Discuſſion über die Bankfrage früher nirgends berührte Eventualität wie folgt aus:

„Der Entwurf will den Zweck (den in England die Peel'ſche Geſetzgebung durch geſetzliche Feſtſtellung einer feſten Maximalgrenze des ungedeckten Notenumlaufs erſtrebt) auf einem andern Wege erreichen, nämlich dadurch, daß er für die Höhe des ungedeckten Notenumlaufs eine äußere Schranke nicht feſtſetzt, wohl aber Vorſorge trifft, daß derſelbe ſeinen regelmäßigen Umfang nur dann überſchreite, wenn ein außergewöhnlicher Bedarf ſich durch außerordentliche Vermehrung der Geldnachfrage und Steigerung des marktgängigen Zinsfußes legitimirt, und daß er die Tendenz haben müſſe, ſobald als möglich auf ſeinen regelmäßigen Umfang zurückzukehren. Die Löſung dieſer Aufgabe wird darin geſucht, daß der ungedeckte Notenumlauf, ſobald und ſoweit er die regelmäßig einzuhaltende Grenze überſteigt, einem weſentlich höhern Steuerſatze — von 5 Proc. jährlich von dem die Grenze überſchreitendem Betrag*) — unterworfen wird. Dieſer Steuerſatz iſt hoch genug, um die Gefahr gänzlich auszuſchließen, daß die Banken, deren Notenausgabe nicht äußerlich begrenzt iſt, ſich durch ſteigende Geldnachfrage zu einer Uebertreibung der Notenausgabe verleiten laſſen, welche Ueberſpeculation und die aus derſelben hervorgehenden Verkehrscalamitäten zur Folge haben würden. Er veranlaßt die Banken vielmehr, ſteigender Nachfrage des Geldmarktes, wie es auf allen andern Märkten die natürliche Regel bildet, mit ſteigendem Preiſe zu begegnen; er ſetzt ſie bei geſtiegenem Zinsfuße, der die höhere Steuer bezahlt, in den Stand, den außerordentlichen Bedarf, der die Steigerung hervorrief, zu befriedigen, und gibt ihnen das Intereſſe, mit dem Notenumlaufe wieder hinter die regelmäßige Grenze zurückzukehren, ſobald der außerordentliche Bedarf vorüber iſt. Er begegnet auf dieſe Weiſe ohne alle ſtörende Eingriffe der gefahrbringenden Neigung des Verkehrs, die einmal infolge der Conjunctur gewonnene Ausdehnung des ungedeckten Notenumlaufs feſtzuhalten und ſo demſelben eine immer ſteigende Ausdehnung zu geben, bis eine gewaltſame Reaction den Umlauf der Geldſurrogate plötzlich weit unter das regelmäßige Niveau herabdrückt."

Gegen dieſen Vorſchlag ſind von verſchiedenen Seiten Bedenken geäußert worden; namentlich hat man hervorgehoben, daß die Steigerung von 1 zu 5 Proc. eine zu plötzliche ſei. Man hat geſagt, wenn einmal eine ſolche indirecte Contingentirung geboten und rathſam ſei, ſo möchte man jedenfalls mit der Beſteuerung nur allmählich vorgehen, etwa von $^1/_2$—2 Proc. Geheimrath Soetbeer, der anfangs als Gegner der Contingentirungsſteuer aufgetreten war, wies dieſen Antrag als Referent des Handelstagsausſchuſſes entſchieden zurück, indem er ſagte:

„Ich glaube, daß man in dieſer Beziehung dem Entwurfe unrecht thäte, denn derſelbe will ja gerade durch eine ſolche plötzliche ſtarke Steigerung der Steuer die nach ſeiner Anſicht ungeſunde Notencirculation wieder zurückbringen auf das gewöhnliche Maß, infolge der durch hohe Steuer zu bewirkenden Vertheuerung des Geldes, und die allmähliche Steigerung des Disconts wird ſchon von ſelbſt eintreten, ehe die Grenze erreicht iſt.

*) Während die ungedeckten Noten im übrigen nur 1 Proc. Steuer an das Reich entrichten.

Es iſt ſogar in verſchiedenen Eingaben geſagt worden, der neue Vorſchlag ſei nur eine ſchlechte Nachahmung der Peel'ſchen Geſetzgebung, und zwar wirke ſie viel nachtheiliger für den Handel als jene, weil ſie ſo plötzlich eintrete und eine ſo hohe Abgabe feſtſtelle, während nach der engliſchen Geſetzgebung die nothwendig gewordene außerordentliche Abhülfe dadurch erreicht wird, daß einfach die ganze Acte ſuspendirt wird. Hierbei ſcheint mir verkannt zu werden, daß in allen drei malen, wo die Peels-Acte aufgehoben iſt, bevor die Suspenſion ſchließlich eintrat, der Discont ſchon in ziemlich raſcher Folge geſtiegen war, ich meine bis zu 10 Proc., und daß die von der Regierung ertheilte Ermächtigung, ungedeckte Noten über den Belauf von 15,000000 Pfd. St. auszugeben, jedesmal nur unter der ausdrücklichen Bedingung ſtattfand, daß während ſolcher Ueberſchreitung nicht unter 10 Proc. discontirt werden dürfe, und daß der Ertrag, der aus dieſer Mehrausgabe ungedeckter Noten ſich ergab, nicht den Actionären der Engliſchen Bank, ſondern ausſchließlich der Staatskaſſe zugute komme. Auf dieſe Weiſe, glaube ich, ſteht der Vorſchlag des Geſetzentwurfes ziemlich in Uebereinſtimmung mit der Beſtimmung in der Peels-Acte, und das erwähnte Bedenken iſt unbegründet."

Unter den vorliegenden Bankbroſchüren befindet ſich eine, welche zwar manches uns ganz unſympathiſche Axiom, daneben aber auch einen höchſt intereſſanten neuen Vorſchlag zur Contingentirung der Banknotenausgabe enthält. Wir meinen die Arbeit des Hrn. Ernſt Seyd in London. Wenn der Herr Verfaſſer in ſeiner Einleitung die Nationen in international arme und international reiche, d. h. in international verſchuldete und international darleihende eintheilt, dergeſtalt, daß z. B. Amerika, Italien und Oeſterreich in die erſtere Kategorie, Deutſchland, Holland und Belgien in die andere gehören, und wenn er verlangt, daß dieſe Unterſcheidung während der ganzen Unterſuchung über die „wahren Grundſätze" des Bankweſens „ſtreng feſtgehalten werde", ſo iſt dies unſers Erachtens eine übertriebene und ſehr gefährliche Art zu generaliſiren. Wenn er ferner anzunehmen ſcheint, daß aus Zärtlichkeit gegen die Kleinbanken und aus Mitleid mit den „wilden Scheinen" der Reichsbankgeſetzentwurf mit den beſtehenden Privatzettelbankprivilegien nicht kurzen Proceß gemacht habe, ſo beweiſt eine ſolche Auffaſſung nur die gänzliche Unbekanntſchaft des Herrn Verfaſſers mit der effectiven Lage der deutſchen Verhältniſſe. Unſer lebhaftes Intereſſe und unſern Beifall gewinnt der Verfaſſer dagegen in faſt allen denjenigen Punkten, wo er auf die Nothwendigkeit einer Contingentirung zu ſprechen kommt. Er ſteht zwar nicht auf dem Standpunkte der Vorlage, welche die Contingentirung durch eine Beſteuerung des ungedeckten Notenumlaufs herbeigeführt wiſſen will, im Gegentheil, er polemiſirt gegen dieſe Steuer mit einer Lebhaftigkeit, welche unſers Erachtens durchaus am unrechten Orte iſt; aber im Princip ſteht er ganz feſt auf dem allein haltbaren Boden der Contingentirung.

Seyd's Contingentirungsvorſchlag iſt nun dieſer: Die Summe der von der Bank ausgegebenen Noten ſoll den Baarvorrath nicht überſchreiten dürfen, ſolange der Discont nicht höher als $2\frac{1}{2}$ Proc. Steigt der Discont über dieſen Satz, ſo iſt die Bank befugt, für jede $\frac{1}{2}$proc. Steigerung über $2\frac{1}{2}$ Proc. ſo viel Noten mehr auszugeben, daß der Unterſchied zwiſchen dem Metallſchatz einerſeits und dem Notenumlauf andererſeits bis um je 10 Proc. ſteigt, nämlich:

UNIVERSITY Library. Of California

			beiſpielsweiſe Anwendung:	
	ungedeckter Noten-			Maximum der ungedeckten
Zinsfuß	Baarvorrath	umlauf	Baarvorrath	Noten
2½ Proc.	100 Proc.	0 Proc.	200 Mill. Thlr.	0 Mill. Thlr.
3 „	90,9 „	9,1 „		
3½ „	83,3 „	16,7 „	160 „ „	32 „ „
4 „	77,0 „	23,0 „		
5 „	66,7 „	33,3 „	150 „ „	75 „ „
6 „	58,8 „	41,2 „		
7 „	52,6 „	47,4 „		
8 „	47,6 „	52,8 „	120 „ „	133 „ „
9 „	43,5 „	56,5 „		
10 „	40,0 „	60,0 „	100 „ „	150 „ „

Man ſieht, daß dieſe ſich von ſelbſt regelnde Contingentirung des ungedeckten Banknotenumlaufes viel ſtrenger auftritt zum Schutz der Metallbaſis, der Circulation und der Währung, als die im Bankgeſetzentwurf feſtgeſetzte Contingentirung durch Beſteuerung; eben darum aber halten wir ſie zur Zeit nicht für durchführbar.

Uebrigens glaube man nur nicht, daß die 5proc. Steuer, welche erhoben werden ſoll von dem über 380 Mill. Mark*) hinaus emittirten Betrag ungedeckter Noten, in dem Moment, wo ſie zur Anwendung kommen würde, ein plötzliches Hinaufſchnellen des Disconts um 5 Proc. oder auch nur um 3 und 4 Proc. herbeiführen könnte. Nach der Anſicht gewiegter Praktiker wird ſich vielmehr die Sache ſo machen, daß die Banken ſchon in dem Augenblicke, wo der nur mit 1 Proc. verſteuerte Notenvorrath ſich erheblich zu mindern beginnt, zu einer ſucceſſiven Disconterhöhung mit Rückſicht auf die ſpäter eintretende, um 4 Proc. höhere Steuer ſchreiten werden. Die Banken wiſſen, daß gerade in kritiſchen Zeiten die Prolongation mancher Wechſelforderungen ganz unvermeidlich iſt, und ſie haben Urſache, im voraus darauf Rückſicht zu nehmen, daß das nächſte mal Zahlmittel nur zu einem erhöhten Preiſe zu beſchaffen ſein werden. Ein Kaufmann, der im nächſten Monat neue Waare zu weſentlich höhern Preiſen erhält, erhöht, wenn er dies weiß, ſchon jetzt den Verkaufspreis ſeiner Waare, die bei ihm noch mit niedrigen Einkaufspreiſen zu Buche ſteht, ſchnellt aber dann auch beim Eintreffen der neuen Waare den Verkaufspreis nicht gleich um den vollen Betrag der Differenz im Einkaufspreiſe in die Höhe.

Drei Streitpunkte ſind es, welche im Reichstage die Parteigruppirung in der Bankfrage beſtimmten: 1) die Maßregeln, welche vorgeſchlagen wurden, um alle deutſchen Zettelbanken vom Jahre 1887 ab unter den Griff der Reichsgeſetzgebung zu zwingen; 2) die Reichsbankfrage, und 3) die indirecte Contingentirung der ungedeckten (nicht mit Metall bedeckten) Notenemiſſion durch eine Steuer.

Wir haben verſucht, das zur Beurtheilung dieſer Fragen gelieferte hauptſächlichſte Material dem Leſer in gedrängter kritiſcher Sichtung vorzuführen. Dem Gange der Reichstagsverhandlungen zu folgen, kann hier nicht unſere Aufgabe ſein.

*) Neuere Leſung.

Würtemberg

in den Jahren 1869 bis 1874.

II.

Ungelegener als der würtembergiſchen Volkspartei konnte kaum einer andern in Deutſchland der Krieg von 1870 kommen. Sie war ihrer Beute ſo ſicher; das Miniſterium, die Militärorganiſation, der Allianzvertrag, ſie waren alle ſo gut als ſchon abgeſchlachtet, und doch war dies alles nur eine Fata-Morgana, und das Schlachtopfer war die Volkspartei. Aber gutwillig ging die Sache nicht; ſie hat ſich gewehrt, ſo ſehr ſie konnte; doch weder die 45 Unterzeichner des Antrags gegen das Kriegsdienſtgeſetz, noch die 150000 Unterſchriften vermochten den nationalen Strom aufzuhalten. Daß er ein nationaler ſei, leugneten ſie freilich; war doch in ihren Augen ſie es allein, und rings um ſie nichts als erbärmliche ſervile Creatur! Noch am 12. Juli 1870 ſprach das Parteiblatt, der „Beobachter", von der „Antwort des geſunden Menſchenverſtandes der öffentlichen Meinung auf die freche Hohenzollern'ſche Heuchelei", daß der König von Preußen dem Prinzen von Hohenzollern keine Befehle gegeben habe und keine geben könne, und am 17. Juli, als der Krieg thatſächlich ſchon erklärt war und das Expoſé der franzöſiſchen Miniſter vorlag, hatte der „Beobachter" immer noch keinen feſten Anhaltepunkt für die Entſcheidung der Frage, ob wir vor einem nationalen oder vor einem dynaſtiſchen Kriege ſtehen, warnte die Parteigenoſſen, „durch das tendenziöſe Geſchrei und Gehetze ſich nicht hinreißen zu laſſen", und gab die Parole aus: „Für Deutſchland Gut und Blut! Für Hohenzollern keinen Mann und keinen Gulden!" Noch am 20. Juli ſprach er von dem hohenzolleriſtiſch-bonapartiſchen Cabinetskriege und tiſchte ſeinen Leſern die lächerlichſten und zugleich boshafteſten Gerüchte als baare Münze auf. Er hatte natürlich Quellen, „die leider an der Richtigkeit der uns mitgetheilten Nachrichten kaum zweifeln laſſen", und ſo erzählte er, das würtembergiſche Corps ſei von Preußen dazu beſtimmt, nach Schleswig-Holſtein geſchickt zu werden, um die Grenze gegen die Dänen zu hüten und die Häfen der Nord- und Oſtſee gegen die Landungen und Ueberfälle der franzöſiſchen Flotte zu beſchützen, erfuhr aber gleich darauf aus einer andern „unverdächtigen" Quelle, die wahre Abſicht Preußens ſei eine andere, nämlich die, das würtembergiſche Corps bataillonsweiſe zu vertheilen und preußiſchen Regimentern einzureihen. „Nicht als ehrliche Mitkämpfer im nationalen deutſchen Kriege, als Geiſel für ſchwäbiſches Land und Volk, gleich Gefangenen würden ſomit deſſen Söhne über die Grenze geführt werden. Glücklicherweiſe iſt es noch nicht zu ſpät, ſolcher unwürdigen Behandlung zuvorzukommen. Am Donnerstag treten unſere Stände zuſammen." Am 21. Juli war der „Beobachter", trotz der officiellen Kriegserklärung und trotz der edelſten, ganz Deutſchland erfaſſenden Begeiſterung, noch nicht weiter gekommen in ſeinen Betrachtungen, als daß die bewaffnete Neutralität

Würtembergs für alle das Beſte wäre, ja ſogar für Preußen. Der Süden habe ganz und gar kein Intereſſe, ſich in einen dynaſtiſchen und Cabinetskrieg einzudrängen, zumal eine freiwillige Hülfeleiſtung der Südſtaaten von Preußen in keiner Weiſe verdient ſein würde; dagegen würde die nationale Pflicht, auch Preußens Gebiet, insbeſondere den Rhein, vor einer franzöſiſchen Beraubung zu ſichern, mit weit mehr Ausſicht auf Erfolg von dem Süden erfüllt, wenn er eine Stellung bewaffneter Neutralität einnehmen würde. Dadurch würde er Oeſterreich die Möglichkeit eröffnen, gleichfalls in neutraler, aber kampfbereiter Stellung zu verharren, während es durch ſofortige Betheiligung am Kriege wie mit Gewalt in Frankreichs Arme gedrängt würde. Preußen, vermöge ſeiner Landwehrverfaſſung numeriſch weit ſtärker als Frankreich bei ſeiner Eliteverfaſſung, bedürfe in der That ſüddeutſchen Zuzuges zunächſt nicht. „Im Gegentheil, indem wir durch unſere neutrale Stellung den Kriegsſchauplatz verengern und den Krieg localiſiren, vermehren wir namhaft Preußens Ausſichten auf den Sieg, da dieſes dann ſeine militäriſche Aufſtellung nicht zu verzetteln braucht; auch würde in dieſem Falle unſerm Lande ein franzöſiſcher Angriff erſpart! Erſt dann, wenn Preußen in ſeinem Duell mit Frankreich den kürzern ziehen ſollte und die Gefahr, daß wir deutſches Gebiet verlören, entſtände, wäre für uns der rechte Augenblick da, aus unſerer Neutralität herauszutreten. Sache des Südens wäre es, dafür zu ſorgen, daß Frankreich unter die Friedensbedingungen nicht die Abtretung deutſchen Gebietes aufnehmen dürfte. Aber mit uns würde auch Oeſterreich dann aus ſeiner Neutralität heraustreten. Allerdings würde letzteres bei dieſer Gelegenheit ſeinen Wiedereintritt in Deutſchland miterkämpfen; allein gerade dies wäre ja für Süddeutſchland der erwünſchteſte Vorgang. Der Prager Friede würde verſchwinden, die mit demſelben eingetretene Zerreißung des Reichskörpers würde aufgehoben, und dann erſt ließe ſich wieder im Ernſt und mit der Hand auf dem Herzen von einer Unverſehrtheit des Vaterlandes, von einem ganzen Deutſchland reden." Der „Beobachter" verſicherte zwar ausdrücklich, daß er an eine Niederlage Preußens weder glaube, noch dieſelbe wünſche; aber auch dem gläubigſten Leſer wird es, angeſichts der ſo ſchön ausgemalten Folgen einer ſolchen Niederlage, die ja gerade mit den innigſten Herzenswünſchen der Volkspartei zuſammenfallen würden, ſehr ſchwer zu glauben, daß dieſe Partei nicht ein klein wenig eine Niederlage Preußens gewünſcht habe. Die Sache hätte ſich ja in dieſem Falle ſo überraſchend prächtig gemacht, weit prächtiger, als es die 45 Volkstribunen und die 150000 Eidgenoſſen zu Anfang des Jahres ſich gedacht hätten; denn ſobald der ſiegreiche Franzoſe deutſches Gebiet hätte nehmen wollen, wäre Süddeutſchland im Bunde mit Oeſterreich in die Arena getreten, hätte die Feinde zurückgejagt und Preußen in einer Weiſe gerettet, daß dieſes hätte ausrufen können: „Herr, bewahre mich vor meinen Bundesgenoſſen, vor den Franzoſen will ich mich ſchon ſelbſt wehren!" Am Abend dieſes Tages erfuhr der „Beobachter" das Reſultat der Abſtimmung in der bairiſchen Kammer und konnte nur noch ſeufzen, daß die Neutralität nun auch für Würtemberg nicht mehr möglich und die in die Hände der Südſtaaten gelegte Möglichkeit, Deutſchland zu retten und die Wiedervereinigung mit Oeſterreich zu bewirken, verſäumt ſei, weil die Staatsmänner ihre Aufgabe nicht begriffen und ein Theil des Volkes ſich plötzlich um alle Beſinnung habe bringen laſſen. Die Beſinnungsloſigkeit ging ſogar ſo weit, daß dem Abgeordneten Karl Mayer ein Volksverein ſeines Wahlbezirkes die ſchriftliche Aufforderung zuſchickte, in der Kammer nicht für Neutralität, ſondern für „aufrichtige Waffenbrüderſchaft mit dem preußiſchen Volke" zu ſtimmen und „zum Kampfe für Deutſchlands Ehre und Selbſtändigkeit die geforderten Mittel" zu bewilligen. Von Bezirksvolksvereinen, welche man wenige Monate vorher erſt gegründet, welche man großgezogen, welche man gegen den preußiſchen Militarismus ins Feld geführt hatte, das ſich jetzt ſagen laſſen zu müſſen, das war hart!

Einstweilen gingen die Verhältnisse ihren unerbittlichen Gang. Die Minister sahen von Anfang den drohenden Krieg als einen nationalen, nicht als einen dynastischen an, und als selbst die Verzichtleistung des hohenzollernschen Prinzen auf die Krone Spaniens die Forderungen der französischen Regierung nicht zum Schweigen brachte, war der Fall für das Ministerium so klar gestellt, daß ebendamit der Entschluß schon gefaßt war. Am 13. Juli ließ der Minister des Auswärtigen, Varnbüler, in Berlin die definitive Erklärung abgeben, daß Würtemberg im Falle eines preußisch-französischen Krieges unbedingt auf seiten Preußens stehen werde, und theilte dem französischen Gesandten in Stuttgart mit, daß die letzten trotz des hohenzollernschen Verzichts gestellten Forderungen Frankreichs das nationale Gefühl in Würtemberg tief verletzen und gegen Frankreich aufregen müßten, wovon seiner Regierung Meldung zu machen er den Gesandten ermächtigte. Zugleich soll der Ministerrath beschlossen haben, im Kriegsfall sogleich die Stände einzuberufen und, falls dieselben, was bei den Gesinnungen der 45 Volkstribunen sehr wohl möglich war, die Mittel zum Kriege verweigern sollten, die in den Staatskassen vorhandenen 6 Millionen auch ohne ständische Genehmigung im Interesse Deutschlands zu verwenden. Wenn auch nicht der Stände, so doch des Volkes waren die Minister sicher. Das Nationalgefühl erwachte auch in Würtemberg in seiner ganzen Stärke, und Stuttgart ging mit gutem Beispiele voran. Die Deutsche Partei berief auf den 16. Juli in den großen Saal der Liederhalle, nicht eine Partei-, sondern eine Volksversammlung. Die aus Männern von allen Parteien (außer den Demokraten) bestehende, ungemein zahlreiche Versammlung genehmigte einstimmig und jubelnd die ihr vorgeschlagenen Resolutionen, welche rasch zur Parole des ganzen Landes wurden. Sie lauteten: „Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ist ein nationaler Krieg. Sein Ausgang entscheidet über die Zukunft unsers Volkes. Unter nichtigem Vorwande ist er von Frankreich heraufbeschworen, um Deutschland in die alte Ohnmacht und Zerstückelung zurückzustoßen und deutsche Länder vom vaterländischen Boden abzureißen. In einem solchen Kriege darf es unter den Deutschen keine Parteien geben. Für die Bündnißverträge ist die Stunde der Probe gekommen. Von der würtembergischen Regierung insbesondere erwarten wir, daß sie fest zur deutschen Sache halte mit allen Mitteln und auf alle Gefahr. Das Volk wird einer Regierung kräftig zur Seite stehen, welche sich in der Zeit der Prüfung als eine deutsche erweist!"

Am 17. Juli kehrte der König, welcher vor dem Auftauchen der hohenzollernschen Frage einen Ausflug nach dem schweizerischen Curort Sanct-Moritz gemacht hatte, nach Stuttgart zurück und ordnete sofort nach abgehaltenem Ministerrathe die alsbaldige Mobilisirung des Heeres, die Einberufung der Stände auf den 21. Juli und ein Ausfuhrverbot an, wie dies auch in den andern süddeutschen Staaten erlassen worden war. Daß Minister Varnbüler am Abend des 17. Juli nach München reiste, um mit dem bairischen Minister Grafen Bray zu conferiren, und gleich darauf sich ins Wildbad begab, wo er mit dem Reichskanzler von Rußland, dem Fürsten Gortschakow, eine Besprechung hatte, fand man etwas auffallend, zumal da die Minister der andern süddeutschen Staaten auch ohne politische Reisen ihrer Sache sicher zu sein schienen; doch entzogen sich die Motive und die Resultate dieser Reisen vollständig der Kenntniß des Publikums.

In der Sitzung vom 21. Juli forderte der Finanzminister Renner zur Bestreitung des Aufwandes für außerordentliche Militärbedürfnisse einen Credit von 5,900000 Fl. Minister Varnbüler verlas ein Exposé über die Entwickelung der gegenwärtigen Situation, das mit folgender Erklärung schloß: „Das Ministerium, welches in der ganzen Angelegenheit von Anfang an vollständig einig ging, hält, so wie die Dinge liegen, die Integrität Deutschlands für bedroht. Für Deutschlands Unversehrtheit und Ehre rechtzeitig, ohne Schwanken und mit aller Kraft einzutreten, halten wir für Pflicht; wir sind des-

halb der Ansicht, daß auf Preußens Frage, ob wir in diesem Kriege ihm uns anzuschließen gesonnen seien, mit einem offenen Ja geantwortet werden muß. Wir stehen vor einem Entschlusse, welcher entscheidend werden kann für das Schicksal Würtembergs, für dasjenige Deutschlands. Ich bitte Sie, stehen Sie zu der Regierung mit der vollen Kraft des würtemberger Landes, und zeigen Sie Europa durch einen raschen, kräftigen Beschluß, daß ein selbständiger deutscher Stamm aus freier Entschließung mit männlicher Kraft und freudigem Muthe eintritt in den Kampf um deutsches Land, um deutsche Ehre!" Der Abgeordnete Hölder erinnerte daran, daß, da verfassungsmäßig jede königliche Vorlage durch Commissionen zu berathen sei, eine sofortige Berathung in der Kammer nicht möglich sei. Da aber die politische Frage nicht mehr existire, sofern es entschieden sei, daß Würtemberg in den Kampf eintrete, so stelle er, um die kostbare Zeit nicht durch eine Commissionswahl zu verlieren, den Antrag, die Vorlage an die Finanzcommission zu verweisen, und die Berathung derselben auf die morgende Tagesordnung zu setzen. Der Abgeordnete Becher dagegen beantragte die Verweisung der Vorlage an eine speciell hierfür zu wählende Commission, da es sich hier um Prüfung der diplomatischen Actenstücke und der nähern politischen Aufschlüsse, welche die Regierung gebe, handle. Der Abgeordnete Oesterlen unterstützte diesen Antrag durch den Hinweis darauf, daß die Bewilligung der Exigenz zugleich als ein Vertrauensvotum für das jetzige Ministerium aufzufassen sei. Dies bestritt Minister Varnbüler; die Regierung beabsichtige kein Vertrauensvotum für sich. Der Abgeordnete Röner drückte die Besorgniß aus, daß eine besondere Commission die Plenarberathung bis übermorgen verzögern könnte, wo vielleicht schon die Kanonen gesprochen hätten. Der Abgeordnete Mayer, welcher beim Eintritt in das Ständehaus von der draußen versammelten Menge mit Pfuirufen und Pfeifen empfangen worden war, ergriff selbst das Wort gegen die Weitläufigkeit einer Commissionswahl. Er habe bis gestern geglaubt, sagte er, die Volkspartei könnte die Consequenz ihrer bisherigen Haltung ziehen. Durch eine würtembergisch-bairische Neutralität würde Oesterreich Gelegenheit gegeben, sich an einem nationalen Kriege zu betheiligen. Er gehe von der Ansicht aus, daß die Unversehrtheit Deutschlands an der Donau wie am Rhein festzuhalten sei, und empfinde schmerzlich die Lostrennung der österreichischen Macht. Es fehle uns in Oesterreich der linke Arm zur Vertheidigung. Da aber die bairische Kammer ein Nein ausgesprochen, so sei nichts mehr übrig, als unter den preußischen Oberbefehl zu treten und sich an dem Kriege zu betheiligen. Große politische Discussionen seien nicht mehr möglich, und nichts mehr zu wünschen als der Sieg der deutschen Waffen, die in diesem Falle mit Preußen ziehen. Auch die Einsichtnahme von den Beschlüssen der Regierung sei mehr noch Formsache; er bitte daher Becher, seinen aus einem gemeinsamen Beschlusse der vereinigten Linken hervorgegangenen Antrag zurückzuziehen. Auf diese Rede hin, welche ein höchst sonderbares Finale zu dem vorzugsweise von Mayer in Scene gesetzten Adressensturm gab, zog Becher seinen Antrag zurück, und die Creditvorlage ging, dem Hölder'schen Antrage gemäß, an die Finanzcommission. Diese beantragte einstimmig die Bewilligung der verlangten Summe; Mohl fügte jedoch seiner Abstimmung die Erklärung bei, daß er auf bewaffnete Neutralität angetragen hätte, wenn dieselbe nicht in der bairischen Kammer abgelehnt worden wäre; so sei er in die traurige Nothwendigkeit versetzt, dem Gesetzentwurfe zuzustimmen. Auf den Bericht der Commission hin wurde der Gesetzentwurf am 22. Juli von der II. Kammer ohne alle Debatte mit 85 Stimmen gegen die eine des Abgeordneten Hopf angenommen. Der Vicepräsident Probst verlas hierauf folgende von 38 Mitgliedern der großdeutschen und der Volkspartei eingereichte motivirte Abstimmung: „Nicht die Veranlassung des ausgebrochenen Krieges, in welchem wir nur eine Folge des Werkes von 1866 erblicken, sondern einzig die Rücksicht auf die bedrohte Unversehrtheit des deutschen Gebietes und die Solidarität der deutschen

Völkerſchaften konnte uns in der Lage, in welche uns die Kriegserklärung verſetzt hat, bewegen, dem Antrage der Commiſſion zuzuſtimmen, wobei wir nicht unterlaſſen können, unſern Schmerz darüber auszuſprechen, daß in dieſem Augenblicke ſchwerer Prüfung für ſeine Unverſehrtheit nicht mehr das ganze Deutſchland einſteht!" Daß ohne das zwingende Votum der bairiſchen Kammer vom 19. Juli die 45 Mitglieder der obengenannten Parteien nicht für die vertragsmäßige Theilnahme an dem Kriege, ſondern für bewaffnete Neutralität geſtimmt hätten, geht aus dieſen Verhandlungen deutlich hervor. Auch die Erſte Kammer nahm die Regierungsvorlage an, worauf die Stände vertagt wurden.

Zum Commandanten der würtembergiſchen Feldtruppen wurde von König Karl der preußiſche Generallieutenant von Obernitz, welcher wenige Jahre vorher preußiſcher Militärbevollmächtigter in Stuttgart geweſen war, und der preußiſche Generallieutenant von Prittwitz, welcher von den Jahren 1842—50 den Bau der Feſtung Ulm geleitet hatte, zum Gouverneur dieſer Feſtung für die Dauer dieſes Krieges ernannt. Der Oberbefehlshaber der III. Armee, welcher die würtembergiſchen Truppen zugetheilt waren, der Kronprinz von Preußen, traf am 28. Juli, von München kommend, in Stuttgart ein. Der König mit den Prinzen, die Miniſter, die höhern Offiziere und die ſtädtiſchen Collegien erwarteten ihn am Bahnhofe. Die Straße von da bis zum Schloſſe, wo er abſtieg, war dicht gefüllt von der Volksmenge, welche den Kronprinzen mit begeiſtertem Zuruf begrüßte. Nachmittags empfing er im Schloſſe eine Deputation der ſtädtiſchen Behörden, die Offiziere des würtembergiſchen Generalſtabes und vier hervorragende Mitglieder der Deutſchen Partei. Dies waren die Abgeordneten Römer und Hölder und die jetzigen Reichstagsabgeordneten Otto Elben und Guſtav Müller. Der preußiſche Geſandte, Hr. von Roſenberg, ſtellte ſie dem Kronprinzen vor, und dieſer ſoll, nach einem Berichte der „Weſer-Zeitung", ſeinen Dank und ſeine Anerkennung für dasjenige ausgeſprochen haben, was die Deutſche Partei in Würtemberg gethan, um die glückliche Wendung in dieſem Lande zu fördern. Darauf habe Römer unter anderm erwidert, daß jetzt zwar äußerlich alles geeinigt ſei und die Gegner zur Zeit ſchwiegen, daß ſie aber nur ihren Groll zurückhielten, und je nach dem Gange der Ereigniſſe ſicher wieder ſich offen hervorwagen würden; die Deutſche Partei werde aber auch dann auf dem Platze ſein.

Am 22. Juli, nach erfolgter Creditbewilligung, zeigte Miniſter Varnbüler dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen Saint-Vallier, ſchriftlich an, daß die Regierung die Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich beſchloſſen habe, ſeine Miſſion daher beendigt ſei, und ließ ihm durch einen Miniſterialbeamten die Päſſe für ihn und ſein Perſonal zuſtellen. Am nämlichen Tage erhielt der würtembergiſche Geſandte in Paris, Freiherr von Wächter, telegraphiſch die Weiſung, unter Abgabe einer Erklärung gleichen Inhalts ſeine Päſſe zu verlangen. Infolge deſſen reiſte der franzöſiſche Geſandte noch am 22. mit dem Nachtzuge über Friedrichshafen nach der Schweiz ab; ſein Kanzler (Regiſtrator) folgte ihm erſt am 28. nach, nachdem er das Archiv der Geſandtſchaft geordnet und dem engliſchen Geſandten übergeben und andere Geſchäfte für ſeinen Herrn erledigt hatte.

Damit war das Vorſpiel beendigt; die Kanonen ergriffen nun das Wort. Die Würtemberger fanden bald Gelegenheit, Schwabenſtreiche auszutheilen. Ein Theil der Felddiviſion machte in der Schlacht bei Wörth die Kämpfe bei Elſaßhauſen und Froſchweiler mit; bei Sedan ſtand die Diviſion auf dem äußerſten linken Flügel und hatte Wache zu halten, daß von der Feſtung Mézières aus keine feindlichen Truppen die deutſche Flanke bedrohten; vor Paris hatte ſie die Stellungen an der Marne inne und kämpfte am 30. Nov. im Verein mit den Sachſen und am 2. Dec. im Verein mit dieſen und den Pommern heldenmüthig bei Villiers-Coeuilly und bei Champigny gegen die numeriſch weit überlegenen Streitkräfte des Generals Ducrot. Die Diviſion hatte an dieſen beiden

Tagen einen Verluſt von 1929 Mann; ſie hatte aber auch die Genugthuung, daß Kaiſer Wilhelm am 7. März 1871, als er auf dem Schlachtfelde von Villiers über Baiern (1. Corps), Sachſen und Würtemberger Heerſchau hielt, das anerkennende Wort ausſprach: „Ich rechne die Tage von Villiers nebſt dem 18. Aug. und den Kämpfen bei Belfort zu den bedeutendſten Leiſtungen des Feldzuges.“

Die Conſequenzen des beiſpiellos ſiegreichen Feldzuges zeigten ſich bald auch in Würtemberg. Auch hier kam endlich das nationale Bewußtſein in allen Volksſchichten zum Durchbruch. Die fortwährenden Siegesbulletins, die behagliche Sicherheit, welcher man ſich zu Hauſe hingeben konnte, die gute Kameradſchaft der würtembergiſchen Truppen mit den norddeutſchen, und jene vielbewunderte olympiſche Höhe der preußiſchen Strategie: dies alles hatte ſeine guten Folgen. Auch die Unverſtändigſten merkten jetzt, daß der „Beobachter“ ſie mit der Arcolay-Weisheit gründlich angeſchwindelt habe; daß ein gutes Militär, wenn es auch viel Geld koſte, immer noch wohlfeiler ſei als ein ſchlechtes Militär, wenn es auch noch ſo wenig koſte; daß Süddeutſchland für ſich dem Anprall der franzöſiſchen Kriegsmacht nicht gewachſen ſei; daß es daher an einen größern Staat ſich anſchließen müſſe; daß dieſer größere Staat kein anderer ſein könne als Preußen, welches in dieſem Feldzuge gezeigt habe, wie ſehr es das ganze Deutſchland, Süddeutſchland mit inbegriffen, zu beſchützen vermöge, und die Führerſchaft im Kriege und im Frieden, im Felde und im Cabinet gegen jeden Feind zu handhaben verſtehe. Infolge dieſer patriotiſchen Betrachtungen zeigte ſich bei dem Volke eine Abneigung gegen die ſogenannten Volksführer, deren Prophezeiungen ein ſo klägliches Fiasco gemacht, eine Hinneigung zu der Deutſchen Partei, deren Grundſätze ſich ſo glänzend bewährt hatten, und der Wunſch, daß Würtemberg und die andern ſüddeutſchen Staaten mit Preußen und dem Norddeutſchen Bunde ſich zu einem feſtgegliederten Deutſchen Reiche vereinigen möchten. Dies waren die Geſichtspunkte, welche die letzten Monate des Jahres 1870 beherrſchten, welche bei Volksverſammlungen und Miniſterberathungen, bei Auflöſung der Kammer und bei den Neuwahlen überwältigend ſich geltend machten. Den nächſten Anſtoß gab eine maſſenhaft beſuchte Volksverſammlung in Stuttgart, welche am 3. Sept., die Gegenwart und Zukunft mit richtigem Blicke auffaſſend, einſtimmig folgende Reſolution annahm: „1) Deutſchland hat einig, wie noch niemals in der Weltgeſchichte, den Kampf allein, ohne Bundesgenoſſen, aufgenommen; es hat den Feind mit vernichtenden Schlägen zu Boden geworfen; Deutſchland wird auch den Frieden allein zu ſchließen wiſſen. Das deutſche Volk, ſiegesbegeiſtert und ſeiner Stärke nach ſolchen Siegen ſich bewußt, weiſt jeden Verſuch der Vermittelung oder Einwirkung der neutralen Mächte als unbefugten Eingriff in ſeine Angelegenheiten zurück. 2) Nur ein Friedensſchluß, der dem franzöſiſchen Volke ſeine in den Schlachten erlittene Niederwerfung zum Bewußtſein bringt, wird ein dauernder ſein. Falſche Großmuth nach ſolchem Angriffe und nach ſolcher Kriegführung wäre eine zu ſtets neuen Verſuchen herausfordernde Schwäche. Die Wiedergewinnung der Deutſchland geraubten Provinzen Elſaß und Lothringen für das Deutſche Reich iſt die einzige Bürgſchaft gegen die von den Franzoſen unter jeder ihrer Regierungen verſuchten Gelüſte nach weiterm deutſchen Land, der nationale Preis des nationalen Kampfes und Sieges. 3) Wie wir einig in den Krieg gingen, ſo ſoll der Friede uns einig finden. Durch den Beitritt der ſüddeutſchen Staaten und die Erwerbung der lange verlorenen deutſchen Länder muß der Norddeutſche Bund zu dem die ganze Volkskraft in ſich ſchließenden deutſchen Bundesſtaat werden. Ein einiges Volk, Ein Heer, Ein Reichstag, Ein deutſches Staatsweſen iſt für Deutſchland und Europa die Gewähr des dauernden ſichern Friedens.“ Zugleich wurde beſchloſſen, eine in dieſem Sinne gehaltene Adreſſe dem Könige überreichen zu laſſen. Die hierauf ertheilte Antwort des Königs ſprach die Hoffnung aus, „daß ein baldiger Friede Deutſchland eine dauernde Garantie nach außen

und im Innern eine Gestaltung bringen werde, welche die nationale Zusammengehörigkeit aller, wie die berechtigte Selbständigkeit der einzelnen Staaten, in richtigem Verhältnisse zur Geltung bringe", und die Versicherung, daß „der König als deutscher Fürst das Seinige hierzu beitragen werde".

Das Ministerium machte sich von Tag zu Tag mehr mit dem Gedanken an die Nothwendigkeit eines Anschlusses an den Norddeutschen Bund vertraut und sah sich zu diesem Zwecke die Verfassung desselben näher an. Vom 7. bis 10. Sept. fanden Ministerberathungen statt, bei welchen die Norddeutsche Bundesverfassung artikelweise durchgegangen und geprüft wurde. Es wurde als ein günstiges Zeichen aufgefaßt, daß am 12. Sept. der entschieden nationalgesinnte Kriegsminister Succow vom Könige in das Hauptquartier nach Versailles gesandt wurde, zunächst um dem Kronprinzen von Preußen den höchsten, eben jetzt gestifteten militärischen Orden Würtembergs zu überbringen. Dieser Zweck war für die Mission eines Kriegsministers wol nebensächlich; die alle Welt bewegenden Fragen über den Anschluß, die vorbereitenden Erkundigungen nach den Bedingungen, nach dem Einkaufspreise mögen wol die Zwischenzeit zwischen der Ordensübergabe und der nicht sofort erfolgenden Abreise von Versailles auf eine angenehme Weise ausgefüllt haben. Von Berlin kamen in jenen Tagen die national-liberalen Abgeordneten Bennigsen, Forckenbeck, Lasker und Bamberger nach Stuttgart, um, wie in München, so auch hier mit den Gesinnungsgenossen sich zu besprechen, die Regierung zu sondiren und so auch ihrerseits zur Lösung der brennenden Frage etwas beizutragen. Sie fanden bei den Mitgliedern der Deutschen Partei den entschiedenen Wunsch eines bedingungslosen Eintritts in den Norddeutschen Bund, erkannten aber auch zugleich, daß davon beim Ministerium keine Rede sei. Die Sache schien durch die münchener Conferenzen eher rückwärts als vorwärts zu kommen. Die bairischen Minister, welche vom 21. bis 27. Sept. mit dem preußischen Minister und Präsidenten des norddeutschen Bundeskanzleramtes, Delbrück, verhandelten, hatten ihre Herzenswünsche in nicht weniger als 80 Artikeln niedergelegt und glaubten in dieser monströsen Weise einen Anschluß an den Norddeutschen Bund zu vollziehen, ohne zu bedenken, daß die Kritik darin eher einen Ausschluß als einen Anschluß finden werde. Diesen Besprechungen wohnte auch der würtembergische Minister von Mittnacht bei, welcher, nachdem Minister von Varnbüler aus Gründen, welche die Politik nicht berührten, am 31. Aug. seine Entlassung erbeten und erhalten hatte, damals die auswärtigen Angelegenheiten Würtembergs leitete. Erst einige Monate nachher wurde Freiherr von Wächter, der bisherige Gesandte in Paris, zum Minister des Auswärtigen ernannt. In Versailles und Berlin und ebenso in Stuttgart hatte man große Hoffnungen auf diese münchener Conferenzen gesetzt, zumal da die bairischen Minister es waren, welche die Veranstaltung derselben gewünscht hatten. Wie sehr sah sich das würtembergische Volk getäuscht, als nach der Rückkehr des Ministers Mittnacht der officielle „Staats-Anzeiger" vom 29. Sept. das Gerücht von der Geneigtheit Würtembergs, in den Norddeutschen Bund einzutreten, dementirte! Wenn das nämliche Blatt am folgenden Tage meldete, auf der münchener Ministerconferenz seien die zur Gründung der Bundesverfassung zwischen den süd- und norddeutschen Staaten als geboten erachteten Bestimmungen erörtert worden und der Verlauf derselben könne als ein befriedigender erachtet werden; es sei nur noch die Antwort der preußischen Regierung zu erwarten, worauf die weitern Verhandlungen in Versailles eröffnet werden würden, so klang das wieder ganz anders. Diese Widersprüche schienen darauf hinzuweisen, daß die Regierung hinsichtlich der detaillirten Bedingungen des Anschlusses noch nicht zu festen Entschlüssen gekommen sei. Für alle Fälle glaubte die Deutsche Partei, es sei an der Zeit, daß sie sich über das, was dem Lande noththue, ausspreche, und berief daher auf den 2. Oct. eine Versammlung von Vertrauensmännern nach Stuttgart. In der hier einstimmig an-

genommenen Adreſſe an den König wurde gegen ein ſogenanntes weiteres Bundesverhältniß, wie es von particulariſtiſcher Seite beantragt war, proteſtirt und der unmittelbare Anſchluß an den Norddeutſchen Bund verlangt. Der mit der Ueberreichung der Adreſſe beauftragten Deputation ließ der König am 9. Oct. eröffnen, daß er das Vertrauen habe, die in Ausſicht ſtehenden Verhandlungen unter den deutſchen Regierungen würden einen günſtigen, den nationalen Bedürfniſſen entſprechenden Verlauf nehmen, daß aber der Stand der Verhandlungen ihm nicht erlaube, über die Art und Weiſe, wie die Einigung Deutſchlands herbeizuführen ſei, im einzelnen ſich auszuſprechen. Etwas eingehender ſprach ſich der „Staats-Anzeiger" vom 9. Oct. über das, was von der Regierung zu erwarten ſei, aus. Er vermied es zwar, von einem Eintritt in den Norddeutſchen Bund zu reden, ſprach aber von einer bundesſtaatlichen Einigung und der gebotenen Umwandlung des bisherigen mehr internationalen in ein ſtaatsrechtliches Verhältniß, von verfaſſungsmäßiger Einigung Deutſchlands mit Centralgewalt, deutſchem Parlament, gemeinſamer beſtimmt begrenzter Geſetzgebung und einheitlichem Heere. Mit dieſen Erklärungen konnte man ſich vorderhand zufrieden geben und das Weitere den directen Verhandlungen zwiſchen dem Bundeskanzler und den würtembergiſchen Miniſtern überlaſſen.

Damit war die Volkspartei, welche ſich ſeit dem 23. Juli ziemlich lautlos verhalten hatte, nicht zufrieden. Am 9. Oct. fand eine Sitzung des Landescomité ſtatt, an welcher auch die fünf großdeutſchen Abgeordneten Ammermüller, Becher, Oeſterlen, Probſt und Schott theilnahmen. Das Reſultat der Beſprechung der deutſchen Frage war eine im „Beobachter" mitgetheilte Erklärung, worin zwar geſagt war, auch die Volkspartei ſei heute entſchloſſen, in die Einigung des Nordens und Südens zu einem Bundesſtaate zu willigen, aber die Frage, ob es räthlich ſei, „kurz und gut in den Norddeutſchen Bund einzutreten", verneint wurde. Die Deutſchen ſeien ein Bundesvolk, der Norddeutſche Bund aber beſitze die Kennzeichen und Einrichtungen eines wahren Bundesſtaates nicht. Daher könne auch kein Verſuch glücken, den Bund durch gewiſſe Abänderungen der Aufnahme neuer Elemente anzupaſſen. Falls wirklich die Regierungen Süddeutſchlands ſelbſt ihren Völkern dieſen Eintritt zumuthen wollten, ſo müßte das Verhalten des Volkes darauf gerichtet ſein, „die bisherigen Zuſtände möglichſt zu erhalten und die einzelnen Staaten des Südens, ſelbſt ohne Verbindung unter ſich, hinüberzuretten in eine Zukunft, wo auch in den regierenden Kreiſen die Erkenntniß ſich geltend machen wird, daß Deutſchland nicht blos kriegeriſcher Erfolge und einer hervorragenden Weltſtellung, ſondern auch einer großen innern Erneuerung im Geiſte des Stammlebens und der Freiheit bedarf, um kommenden Stürmen gewachſen und zu einer ſeinem edeln Volke gebührenden Stellung erhoben zu ſein. Unſer Troſt hierbei wäre nur der, daß ſelbſt bei der äußerlichen Erhaltung der gegenwärtigen Zerſplitterung die Macht des Einheitsgedankens doch ſo ſtark erwachſen iſt, wie eben das Jahr 1870 erwieſen hat, daß ungerechten fremden Bedrohungen und Angriffen gegenüber der Süden, auch wenn ihn kein engeres Bundesverhältniß mit dem Norden verknüpft, jederzeit unverbrüchlich mit dieſem zuſammenſtehen wird". Darauf wurde die Forderung ausgeſprochen, daß die Regierungen unter ſich das neue Verfaſſungswerk entwerfen und es der gemeinſamen Vertretung der im Kriege verbundenen Staaten, einem Nord und Süd umfaſſenden Reichstage, einem vom allgemeinen Stimmrecht gewählten deutſchen Parlament zur Sanction vorlegen ſollten. Dieſe Verfaſſung müſſe gegründet ſein in aufrichtig conſtitutionellem Weſen, mit allen Forderungen, welche aus demſelben entſpringen, mit Budgetrecht und Miniſterverantwortung und allem, was zu einem bürgerlich freien Staatsleben gehört. Den verbundenen Staaten müſſe die zum eigenen Leben erforderliche Selbſtändigkeit, den Gemeinden ihre Selbſtverwaltung, den Bürgern ihre perſönliche Freiheit verfaſſungsmäßig gewahrt ſein. Die Wehrhaftigkeit des neuen Deutſchlands ſolle über allen Zweifel feſtgeſtellt, aber mit dem Bildungs- und Er-

werbsleben der Nation in Einklang gebracht sein. Die anwesenden fünf Großdeutschen stellten ihre Zustimmung dahin fest, „daß ein Bundesverhältniß mit Norddeutschland einzugehen sei, auch wenn Deutsch-Oesterreich vorerst außer der Verbindung bleibe; daß aber die staatsrechtliche Verbindung nicht auf Grund der bestehenden Nordbundsverfassung möglich sei, vielmehr der neue Bund die Garantien eines wahren Constitutionalismus zu geben habe". Auf dieser Grundlage behielten sie sich vor, auch ihrerseits mit ihren Gesinnungsgenossen in Berathung zu treten.

Wenn diese Doctrinärs der Freiheit der Regierung des Norddeutschen Bundes zumutheten, eine Verfassung, welche sich praktisch so sehr bewährt hatte, und an deren Verbesserung schon drei Jahre gearbeitet worden war, auf die Seite zu legen, eine neue auszuarbeiten und diese der Sanction eines Nationalparlaments, das man sich wol nicht frankfurterisch genug denken konnte, vorzulegen, so war dies viel zugemuthet. Wenn dieselben aber, falls ihrem Willen nicht entsprochen wurde, dem, selbst bedingten, Eintritt in den Nordbund die Fortdauer der bisherigen Zersplitterung vorzogen, und für den Fall eines auswärtigen Angriffs sich und andere mit der jederzeit wieder eintretenden militärischen Einigung tröfteten, zu welcher Einigung doch eben diese Herren mit ihren Anträgen auf bewaffnete Neutralität so wenig beigetragen hatten, so zeigten sie, daß man, auch ohne ein Bourbon zu sein, nichts vergessen und nichts gelernt haben kann. Die Regierung wußte nun, falls sie je noch darüber im Unklaren war, was sie von einer Kammer, in welcher diese beiden Parteien die Majorität hatten, zu erwarten habe, wenn es sich um eine Sanction der auf Grund der Norddeutschen Bundesverfassung abgeschlossenen Versailler Verträge handeln sollte. Das eine Wort, welches damals von so vielen ausgesprochen wurde, hieß „Kammerauflösung". Die Appellation an das souveräne Volk ist ja ein demokratischer Grundsatz. Schon am 10. Oct. sprach sich eine Versammlung der sogenannten liberalen Mittelpartei, d. h. der Anhänger der Regierung, dahin aus, „sie erwarte, daß eine zu wählende Volksvertretung einem Staatsvertrage ihre verfassungsmäßige Zustimmung ertheile, durch welchen auf der Grundlage der Norddeutschen Bundesverfassung die gemeinsame Gesetzgebung, die diplomatische Vertretung des geeinigten Deutschlands und ein einheitliches Heer erreicht werde". Doch mußte die Regierung aus finanziellen Gründen die bisherige Kammer noch einmal einberufen. Am 21. Oct. wurde der Landtag wieder eröffnet. Die Regierung verlangte ein Steuerprovisorium auf drei Monate und einen weitern außerordentlichen Militärcredit von 3,700000 Fl. Die Finanzcommission erstattete am 22. Oct. Bericht über beide Vorlagen, worauf die über das Steuerprovisorium einstimmig, die über den Militärcredit mit allen gegen drei Stimmen (Hopf, Wolbach, Vollmer) angenommen wurde. Darauf verlas der Vicepräsident Probst zwei motivirte Abstimmungen. In der einen derselben erklärten 20 Großdeutsche, „daß sie mit ihrer Zustimmung zu dem vorliegenden Gesetzentwurfe eine Politik nicht gutzuheißen beabsichtigen, welche, der Stimmung und dem Erfolge des Augenblicks huldigend, die Zukunft der Nation dem Geiste unterordnen würde, der den Nordbund beherrscht", daß sie also zwar eine bundesstaatliche Einigung Deutschlands wollen, aber nicht auf der Grundlage der Norddeutschen Bundesverfassung, sondern auf der eines wahren Constitutionalismus. In der andern Motivirung verlangten 15 Mitglieder der Volkspartei, „daß ein guter Friede sobald als möglich dem Kriege ein Ende mache, daß Würtemberg nicht eintrete in den Nordbund, da dieser nur die Unterwerfung Deutschlands unter Preußen bezwecke; daß die bundesstaatliche Verbindung Würtembergs mit dem Norden Deutschlands nicht gebaut sein dürfe auf den bleibenden Ausschluß des deutschen Oesterreichs, wenn sie den Interessen und Wünschen Süddeutschlands entsprechen solle". In einer Abendsitzung dieses Tages gab der Minister des Innern, von Scheurlen, im Namen der Regierung die Erklärung ab, „daß ein so hochwichtiges Werk wie der deutsche Verfassungsbau eine

Stütze haben müsse in der Ueberzeugung des Volkes, das sich auszusprechen berufen sei vornehmlich durch die Wahl seiner Vertreter. Die letzte Abgeordnetenwahl sei zu einer Zeit erfolgt, in welcher die deutsche Frage, so wie sie jetzt liege, nicht habe ins Auge gefaßt sein können; es dürfe daher die neue deutsche Bundesverfassung nicht der gegenwärtigen, sie müsse einer neuzubildenden Ständeversammlung vorgelegt werden". Darauf kündigte er die Auflösung der Kammer und die Anordnung von Neuwahlen an. Nachdem die beiden vereinten Kammern am 24. Oct. noch die Wahlen in den engern und den weitern Ausschuß vorgenommen hatten, löste sich die Versammlung auf. Nur 28 Sitzungen hatte diese im Jahre 1868 gewählte Kammer gehalten; viermal einberufen, wurde sie jedesmal wieder nach wenigen Tagen vertagt, bis ihr endlich das officielle Zeugniß ausgestellt wurde, daß die alten Schläuche für den neuen Most nicht mehr paßten.

Inzwischen hatte die Regierung, nach der Rückkehr des Kriegsministers aus Versailles, in der Mitte October die Erklärung dort abgegeben, daß ihr die baldige Eröffnung von Verhandlungen im Hauptquartier erwünscht sei. Darauf erfolgte die Einladung an die würtembergische Regierung, sowie auch an die badische und hessische, Bevollmächtigte nach Versailles zu senden. Als solche reisten am 20. Oct. die Minister von Mittnacht und von Suckow ins Hauptquartier. Sie verhandelten vorzugsweise mit den preußischen Ministern Delbrück und Roon; auch der sächsische Minister von Friesen und die Abgeordneten des Norddeutschen Reichstages, Bennigsen und Friedenthal, waren als Vertrauensmänner zugegen und thätig. Daß dem Particularismus einige Zugeständnisse zu machen waren, darüber waren alle einig. Während aber Baiern seine Ansprüche bis zu einem absoluten Veto gegen jede Verfassungsänderung hinaufschraubte, stellte Würtemberg bescheidene Forderungen. Der Abschluß eines Vertrags mit demselben schien nahe zu sein. Da erhielten die beiden Minister am 13. Nov. von Stuttgart aus ein Telegramm, über dessen Wortlaut manche Vermuthung und manche Dichtung, aber noch nichts Authentisches in die Oeffentlichkeit gekommen ist. Man sprach von bairischen Einflüsterungen, die von München ausgegangen seien und ein Zusammengehen der würtembergischen mit den bairischen Ministern, ein Unterhandeln auf bairischer, also auf ganz neuer Grundlage, bezweckt hätten. Diese Angabe scheint unrichtig zu sein; sie wurde von Minister Mittnacht in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 12. Juli 1871 als „reiner Klatsch" bezeichnet, an dem kein wahres Wort sei. Auffallend war es freilich, daß die würtembergischen Minister, nachdem sie in Gemeinschaft mit den badischen und hessischen die Unterhandlungen mit dem Hauptquartier bis zum 13. Nov. fortgeführt hatten und für diese drei Südstaaten alles zur Unterzeichnung bereit schien, plötzlich die Unterhandlungen abbrachen, Baden und Hessen am 15. allein unterzeichnen ließen und nach Stuttgart zurückkehrten. Es scheinen an letzterm Orte noch im letzten Augenblicke Schwankungen hinsichtlich der Grenze der würtembergischen Zugeständnisse eingetreten zu sein, und die Minister scheinen es für nöthig gefunden zu haben, durch ihre mündliche Darstellung der factischen Verhältnisse den Hof und die Minister zu der Ueberzeugung zu bringen, daß über das hinaus, was schon vereinbart worden sei, schlechterdings nicht mehr sich erreichen lasse. König Karl unterzeichnete am 19. Nov. die Instructionen, durch welche die beiden Minister ermächtigt wurden, auf Grund der versailler Vereinbarungen den Vertrag abzuschließen. Darauf reisten dieselben am 20. Nov. wieder von Stuttgart ab, kehrten jedoch nicht nach Versailles zurück, sondern begaben sich, wie ihnen von Versailles aus angetragen worden war, nach Berlin. Dort fand am 25. Nov. der Abschluß und die Unterzeichnung des Verfassungsvertrags und der Militärconvention statt. Nach ersterm trat Würtemberg der zwischen dem Norddeutschen Bunde, Baden und Hessen vereinbarten Verfassung bei, hatte im Bundesrathe 4 Stimmen, im Reichstage 17 Abgeordnete. Die 4 würtembergischen

Bundesräthe sollten nebst den Bevollmächtigten von Baiern und Sachsen, unter dem Vorsitz Baierns, einen besondern Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten bilden. In würtembergischer Verwaltung blieben die Eisenbahnen, die Post, die Telegraphie, und der Landesgesetzgebung blieb, wie in Baiern und in Baden, die Besteuerung des inländischen Branntweins und Bieres vorbehalten. Die Militärconvention bestimmte, daß die würtembergischen Truppen als Theil des deutschen Bundesheeres ein in sich geschlossenes Armeecorps, und zwar, nach späterer Abmachung, das 13. bilden solle; daß die hierdurch bedingte neue Organisation dieses Truppenkörpers binnen drei Jahren vollendet sein müsse; daß die Ernennung der Offiziere durch den König von Würtemberg, die des Corpscommandanten jedoch nur nach vorgängiger Zustimmung des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn erfolgen solle; daß der Bundesfeldherr die würtembergischen Truppen jährlich mindestens einmal selbst inspicire oder durch einen Inspector (wozu später der Kronprinz von Preußen ernannt wurde) inspiciren lasse; daß zur Bestreitung sämmtlicher Militärausgaben Würtemberg eine bestimmte Summe jährlich aufzubringen habe nach Maßgabe des Bundeshaushaltsetats, und daß es etwaige Ersparnisse, welche unter voller Erfüllung der Bundespflichten möglich würden, zu seiner Verfügung bekomme; daß die Truppen in ihrem Fahneneid zu schwören hätten: „dem Könige treu zu dienen, dem Bundesfeldherrn und den Kriegsgesetzen Gehorsam zu leisten."

Die Deutsche Partei war zwar mit diesen Zugeständnissen, welche der würtembergische Particularismus aus dem Schiffbruch seiner selbständigen, unabhängigen, aber auch isolirten Stellung sich gerettet hatte, nicht einverstanden; sie konnte aber, des Sprichworts eingedenk: „Das Bessere ist des Guten Feind", mit einem solchen Resultate wohl zufrieden sein, das Weitere den Erfahrungen der Zukunft und den Reichstagsberathungen überlassend. War ja doch weit mehr erreicht, als die kühnsten Optimisten ein halbes Jahr vorher im Laufe eines ganzen Decenniums je gehofft hatten erreichen zu können. Denn damals drohte noch die Gefahr, daß Würtemberg den Allianzvertrag fast bis zur Lösung lockern werde, und jetzt war das würtembergische Militär ein Theil des deutschen Bundesheeres, und das ganze würtembergische Staatswesen sollte dem künftigen Deutschen Reiche so fest eingefügt werden, daß weder ein Adressensturm noch ein Telegramm an Castelar etwas daran ändern konnte! So ging denn die Deutsche Partei mit Freuden an die Aufgabe, bei den auf den 5. Dec. festgesetzten Neuwahlen die Annahme der Verträge zu vertheidigen und dem Volke zur politischen Gewissenssache zu machen. Unter den Wählern der großdeutschen und der demokratischen Partei war die Parole ausgetheilt worden: „Wir schicken die Alten wieder!" Aber diese Alten hatten sich gründlich verrechnet, wenn sie glaubten, daß die Mehrheit des würtembergischen Volkes im December 1870 noch die nämlichen Ansichten habe wie im Juli 1868 oder im Februar 1870, und durch einige abgestandene Freiheitsphrasen sich willig in das alte Gängelband fügen werde. Das Resultat der Wahlen ergab eine vollständige Niederlage der großdeutschen und der Volkspartei. Die protestantischen Führer der Großdeutschen, Schott, Becher, Ammermüller, Fricker, wurden nicht mehr gewählt; nur dem ultramontanen Probst gelang es, in seinem größtentheils katholischen Wahlbezirk die Mehrheit zu erhalten; was sonst noch von Männern dieser Farbe gewählt wurde, bildete mit Probst eine Fraction, die eher ultramontan als großdeutsch zu nennen war. Von der Volkspartei fiel gerade das Haupt derselben, der Redacteur Mayer, in seinem bisherigen Wahlbezirk durch, und viele seiner Genossen theilten sein Schicksal. Uebersah man das Resultat, so zeigte sich, daß die geschlossene Phalanx der 45 Volkstribunen auf ein Häuflein von 17 Demokraten und Ultramontanen zusammengeschmolzen war; daß die National-Liberalen 30—32, die Ministeriell-Liberalen gegen 20 Candidaten durchgesetzt hatten. Für die Hauptfrage des neuen Landtags, die Genehmigung des Eintritts Würtembergs in das Deutsche Reich,

war ſomit nicht nur die erforderliche Zweidrittel-Mehrheit in der Kammer geſichert, ſondern ſelbſt von den gewählten Volksabgeordneten ſtimmten vorausſichtlich weit mehr als zwei Drittheile für den Eintritt, ſodaß die Gegenpartei ſich nicht, wie 1867 bei der Abſtimmung über die Verträge, damit tröſten konnte, daß nur mit Hülfe der Privilegirten die nöthige Mehrheit für die Verſailler Verträge herzuſtellen geweſen ſei.

Der neue Landtag wurde am 19. Dec. 1870 vom Könige durch eine Thronrede eröffnet, aus welcher folgende Worte hervorzuheben ſind: „Die Waffengemeinſchaft, in welcher Deutſchlands Stämme verbunden ſind, hat in der Nation den Drang auch nach politiſcher Einigung mächtig angefacht. Wird dieſes Ziel, um welches Deutſchland ſo lange gerungen, jetzt nicht erreicht, ſo fehlt den weltgeſchichtlichen Ereigniſſen dieſes Jahres die höchſte Weihe.“ Am gleichen Tage wurde von der Zweiten Kammer die erſte Sitzung gehalten. Der Juſtizminiſter von Mittnacht legte die Verſailler Verträge vor, hob die Ausnahmebeſtimmungen für die ſüddeutſchen Staaten hervor und wies darauf hin, daß die Verfaſſung für das Deutſche Reich mit dem 1. Jan. 1871 in Kraft treten ſolle. Zur Begutachtung der Verträge wurde eine Commiſſion von 15 Mitgliedern gewählt, darunter Sick, Elben, Hölder, Schmid, Römer. Der Antrag Hölder's, die Commiſſion möchte, damit die Berathung der Verträge vor dem 1. Jan. erledigt werden könnte, von der durch die Geſchäftsordnung vorgeſchriebenen gedruckten Berichterſtattung abſehen und auf eine ſchriftliche ſich beſchränken, wurde von Mohl und Oeſterlen bekämpft, eine ſolche Behandlung der Sache von Mohl ſogar eine nahezu tumultuariſche genannt, auf die bairiſche Ständeverſammlung hingewieſen, welche erſt nach den Feiertagen berathe, und dem Antrage eine gewiſſe Tendenz zugeſchrieben, auf die Entſchlüſſe der bairiſchen Stände eine Einwirkung auszuüben. Römer erwiderte, die Berufung auf Baiern könne die Annahme des Antrags nur empfehlen. Bisher ſei Würtemberg in der deutſchen Frage Baiern allemal hintennach gehinkt; es erſcheine an der Zeit, daß wir dieſes wenig würdige Verhältniß löſen, und gerade die vorliegende Angelegenheit gebe Würtemberg Anlaß, Baiern voranzugehen. Der Hölder'ſche Antrag, deſſen Annahme eine Zweidrittel-Majorität erforderte, wurde mit 67 gegen 17 Stimmen angenommen. In der Sitzung vom 20. Dec. fand die Präſidentenwahl ſtatt. Es waren dem Könige drei Abgeordnete zur beliebigen Wahl vorgeſchlagen. Gewählt wurden von der Zweiten Kammer die drei nationalgeſinnten Männer: Weber, Hölder, Freiherr von Hoſer. Der erſtere, ſchon in der vorletzten Kammer Präſident, wurde vom Könige beſtätigt. Von den am 30. Dec. für die Stelle eines Vicepräſidenten gewählten drei Candidaten (Sick, Hölder, Kanzler von Rümelin) wurde Sick vom Könige beſtätigt.

Der ſchriftliche Commiſſionsbericht über die Verſailler Verträge ſtand am 22. Dec. auf der Tagesordnung der Zweiten Kammer, und die Debatte hierüber dauerte zwei Tage. Der Bericht hob hervor, daß die heute der Kammer vorliegenden Fragen vom Volke durch die Wahlen in Würtemberg weſentlich ſchon entſchieden ſeien; daß man um der etwaigen Mängel willen, welche der Bundesverfaſſung, wie jedem menſchlichen Werke, anklebten, die ganze Verfaſſung nicht verwerfen dürfe, von einer detaillirten Prüfung daher zunächſt abſehen und nur fragen müſſe, ob die Grundzüge der Verfaſſung des Deutſchen Reiches dem Wohle der Nation entſprechend ſeien. Dieſe Frage ſei zu bejahen; denn die Verfaſſung gewähre dem deutſchen Staatsbürger wichtige Rechte, ſchaffe zur Sicherung des Reiches nach außen und zur Förderung der Wohlfahrt im Innern gemeinſame Einrichtungen und geſtatte den Einzelſtaaten hinlänglichen Einfluß auf die Bundesangelegenheiten; für die Weiterentwickelung der Verfaſſung werde der künftige Reichstag ſchon ſorgen. Juſtizminiſter von Mittnacht gab einen hiſtoriſchen Rückblick über den Gang der Verhandlungen von den münchener Conferenzen an, drückte ſeine Zuſtimmung zu

den Anſchauungen des Commiſſionsberichts und ſeine Ueberzeugung aus, daß manche Befürchtungen, welche man heute hege, mit der Zeit auf ein geringeres Maß heruntergehen würden. Der Abgeordnete Mohl pries die Zeit des alten Bundestages als ein politiſches Paradies, bei welchem der Friede gewahrt worden ſei, Freiheit und Wohlſtand geblüht und Würtemberg (in den dreißiger Jahren) einen Militäretat von nur 1,204368 Fl. gehabt habe. Der künftige Militäretat werde eine Geſammtſumme von 7 Mill. Fl. ausmachen, und dazu würden noch die Ausgaben für die deutſche Marine kommen. Durch dieſe Verträge würden die ſüddeutſchen Fürſten nicht blos materiell, ſondern auch formell mediatiſirt, und die Annexion werde bald genug nachfolgen. Der Abgeordnete Elben erinnerte Mohl daran, daß er am 29. Oct. 1867 in dieſem Saale geäußert habe: „Wir haben keinen andern Feind als Preußen. In einem Kriege mit Frankreich kann, will und wird Preußen uns nicht ſchützen.“ Mit dieſem Vorurtheile habe der Krieg von 1870 gründlich aufgeräumt, und Zeit ſei es, auch mit dem andern Vorurtheile aufzuräumen, als ob in dem künftigen Deutſchen Reiche nur Knechtſchaft und Laſten, keine Rechte und Freiheiten beſtänden, während z. B. der Deutſche Reichstag die größten parlamentariſchen Rechte genieße, ganz andere als die ſüddeutſchen Stände. Der Abgeordnete Hopf fand in der Geſchichte Preußens nichts als Eroberungsſucht, warf Preußen vor, daß es nicht gleich nach Sedan Frieden geſchloſſen habe; durch dieſen blutigen Krieg werde die Cultur auf Jahrzehnte zurückgedrängt; von der Freiheit ſei keine Rede. Der Abgeordnete Probſt, ſeit der bekannten Scene im Zollparlament von 1868 von franzöſiſchen Lavinen träumend, ſprach von dem in Ausſicht ſtehenden Rachekriege Frankreichs, ſah Deutſchland von allen Seiten von Feinden bedroht und nirgends mehr feſte Zuſtände und Vertragstreue, hielt es aber nicht für nöthig anzuführen, daß gerade er und ſeine Partei durch ihre Agitation gegen das Kriegsdienſtgeſetz die würtembergiſche Vertragstreue ſehr in Miscredit zu bringen verſucht hätten. Er mußte daher auch von dem Abgeordneten Schmid die Frage vernehmen, wer denn die Männer im Lande ſeien, welche gegen den Eintritt in den Bund ſich erklärt hätten? Es ſeien die nämlichen, welche gegen den Allianzvertrag, gegen den Zollverein und für den von Frankreich gewünſchten Südbund agitirt hätten.

Nach zweitägiger Debatte ſchritt man am 23. Dec. zur Abſtimmung. Die Vorſchläge der Commiſſion wurden ſämmtlich genehmigt, und zwar wurden die Verträge Würtembergs, Badens, Heſſens mit dem Norddeutſchen Bunde und die Militärconvention mit 74 gegen 14 Stimmen, der badiſche Vertrag mit 76 gegen 12, die Annahme der Bezeichnungen „Deutſches Reich“ und „Deutſcher Kaiſer“ mit 81 gegen 7, die Verantwortlichkeit des Miniſteriums für die den Vertretern Würtembergs im Bundesrathe zu ertheilenden Inſtructionen, endlich die Bitte an die Regierung, Erſparniſſe im Staatshaushalte einzuleiten und einen Geſetzentwurf über Steuerreform baldmöglichſt einzubringen, einſtimmig genehmigt. Ohne eine motivirte Abſtimmung, welche von 10 Demokraten und Ultramontanen eingereicht wurde, ging es natürlich nicht ab. In der Erſten Kammer, welche ſich am 29. Dec. mit den Verträgen beſchäftigte, ſprachen nur der Freiherr von Neurath und ein Profeſſor der katholiſch-theologiſchen Facultät zu Tübingen, von Kuhn, gegen die Verträge, ohne etwas Bemerkenswerthes vorzubringen. Erſterer ſchlug ſogar der Kammer vor, falls ſein Antrag auf Verwerfung nicht angenommen würde, eventuell den Verträgen nur unter der Bedingung beizutreten, daß dieſelben auch für Baiern definitiv rechtsgültig würden. Den Beſchlüſſen der Zweiten Kammer über die drei erſten Commiſſionsvorſchläge ſtimmte die Erſte Kammer mit 26 gegen 3 (Neurath, Kuhn, Fürſt von Oettingen-Wallerſtein) Stimmen zu; die vierte Ziffer nahm ſie nur unter der Bedingung an, daß die Regierung dadurch nicht gehindert ſei, auch ohne vorherige Zuſtimmung der Stände einem Reichsgeſetze zuzuſtimmen, durch welches ein Landesgeſetz ab-

geändert werde, und die letzte Ziffer lehnte sie ganz ab. Die vorgeschlagene Adresse an den König, welche der Freude über den Sieg der deutschen Waffen und über das Gelingen des deutschen Einigungswerkes Ausdruck gab, wurde in der Zweiten Kammer am 30. Dec. mit 68 gegen 14 Stimmen angenommen, und der Antrag des Abgeordneten Fetzer, den würtembergischen Truppen und deren Führern für ihr tapferes Verhalten den Dank der Kammer auszusprechen, am 3. Jan. 1871 einmüthig zum Beschluß erhoben. Der weitere außerordentliche Militärcredit von 12,900000 Fl., welchen die Regierung forderte, wurde von der Zweiten Kammer am 4. Jan. mit allen gegen die Eine Stimme des Abgeordneten Hopf genehmigt, welcher letztere in der Weise Victor Hugo's über den Eroberungskrieg, über das Schicksal der „schönen, großen Stadt Paris" jammerte und entschieden wünschte, daß die würtembergischen Soldaten endlich einmal heimkehren möchten. Die Erste Kammer genehmigte am 5. Jan. den Credit einstimmig und beschloß gleichfalls, der Armee ihren Dank ausdrücken zu lassen. Nachdem noch die Wahlen in den Staatsgerichtshof, in den engern und den weitern Ausschuß in national-liberalem Sinne vollzogen worden waren, wurde der Landtag am 7. Jan. vertagt.

Der 1. Jan. 1874 war für Würtemberg ein bedeutungsvoller Tag. An diesem Tage wurden die neuen Bundesverträge publicirt und Würtemberg trat in das neue Deutsche Reich ein. Wie sehr den Gegnern desselben durch den im Lande eingetretenen Umschwung und durch die Annahme der Verträge die agitatorische Arbeitslust verleidet worden war, sah man an dem Beispiel Karl Mayer's, der mit dem Ende des Jahres 1870 von der Redaction seines einst allmächtigen „Beobachter" zurücktrat und zunächst der politischen Thätigkeit entsagte. Doch handelte die Deutsche Partei sehr richtig, wenn sie, die in dem letzten Halbjahre so glänzende Erfolge errungen hatte, sich keiner behaglichen Ruhe hingab. Das Landescomité dieser Partei, welches wegen der bevorstehenden Reichstagswahlen eine Ansprache an die Parteigenossen veröffentlichte, sprach sich in seiner Beurtheilung der Sachlage folgendermaßen aus: „Die Deutsche Partei sieht ihr Programm, für welches sie seit länger als vier Jahren gekämpft hat, vollzogen; aber ihre Aufgabe ist damit keineswegs erschöpft. Die bisherigen Gegner werden ihr großentheils auch künftig gegenüberstehen. Ultramontane, Radicale und Particularisten werden früher oder später die äußersten Kräfte aufbieten, um eine gesunde und kräftige Entwickelung der Reichsverfassung zu hindern, vielleicht gar Erreichtes wieder zu zerstören. Aus dieser Sachlage ergibt sich für die Deutsche Partei die nächst weitere Aufgabe: für die Sicherung und ehrliche Durchführung der Reichsverfassung in die Schranken zu treten." Sie hat es treu und redlich gethan, und die Reichstagswahlen vom 3. März 1871 waren für sie ein neuer Sieg. Das nämliche Würtemberg, welches unter den Einflüssen des Jahres 1868 lauter particularistisch-e Abgeordnete in das Zollparlament gewählt hatte, wählte unter dem Schirme des schwarz-weiß-rothen Banners von 1871 16 nationalgesinnte Männer in den Reichstag und nur einen einzigen Reichsfeind, den klerikalen Abgeordneten Probst, welcher sich in der Centrumsfraction bald sehr wohl fühlte. Von den 16 nationalen Reichstagsabgeordneten erwähnen wir aus der Reihe der ältern Kämpfer den charakterfesten Professor Dr. Reyscher, den feingebildeten Staatsrath Goppelt, den biedern Oberstudienrath Frisch; aus der Reihe der Landtagsabgeordneten die wackern Streiter Elben, Hölder, Römer, Schmid, Weber; aus den Reihen des höhern Adels die Fürsten von Hohenlohe-Langenburg und von Waldburg-Zeil. Von diesen 16 schlossen sich die 2 letztgenannten und Wagner an die Deutsche Reichspartei an, die übrigen 13 an die nationalliberale Fraction. Auch ist hervorzuheben, daß mehrere der nationalen Abgeordneten fast alle abgegebenen Stimmen auf sich vereinigten, so: Kaufmann Gustav Müller, Professor Reyscher, Otto Elben, Commerzienrath Chevalier, Rechtsconsulent Hölder, Professor Römer.

Mit Freude und Stolz begrüßte Würtemberg die im Sommer 1871 aus Frankreich zurückkehrende Felddivision. Der festliche Einzug in Stuttgart fand am 29. Juni unter Anführung des Generallieutenants von Obernitz statt. Dieser General wurde bald darauf wieder in die preußische Armee versetzt und zum Commandanten des 13. Armeecorps Generallieutenant von Stülpnagel ernannt, welcher bisher in dem 3. (brandenburgischen) Corps die 5. Division befehligt und in der Schlacht bei Bionville durch sein standhaftes Ausharren so große Verdienste sich erworben hatte. Mit allem Nachdruck wurde nun an der Organisation des würtembergischen Corps gearbeitet und dieselbe den Bestimmungen der Militärconvention gemäß im Jahre 1874 vollendet, am 2. Dec. desselben Jahres erhielten die zuletzt formirten Bataillone ihre neuen Fahnen. Dem Kriegsminister von Succow wurde für seine Verdienste um die Organisation des würtembergischen Contingents durch die Entscheidung des Kaisers, welche auf dem Reichstagsbeschlusse vom 15. Juni 1871 basirte, im Jahre 1872 eine Dotation von 100000 Thlrn. zutheil. Prinz Wilhelm von Würtemberg, der Neffe des Königs und bei dessen Kinderlosigkeit eventueller Thronfolger, blieb in seiner Stellung in der preußischen Garde.

Mit der Eröffnung des Deutschen Reichstages waren alle Blicke nach Berlin gerichtet. Die dortigen Verhandlungen, welche über Krieg und Frieden, über Militär und Jesuiten, über Münz- und Rechtseinheit, kurz über alles, was das Herz des deutschen Staatsbürgers bewegte, entschieden, nahmen fast alles Interesse in Anspruch, und die Landtage der einzelnen Länder mußten sich mit einer bescheidenern Rolle begnügen. Die Entscheidung über hohe Politik und über Kriegswesen war denselben zur großen Freude vieler Zeitungsleser endlich abgenommen und ihrer künftigen Thätigkeit engere Grenzen, innerhalb deren sich noch viel Gutes schaffen ließ, gezogen. Die zu einer kurzen Session im Juni und Juli versammelten Stände hatten sich vorzugsweise mit finanziellen Angelegenheiten zu beschäftigen und wurden am 11. Juli wieder vertagt. Im December traten sie wieder zusammen, und bald sah sich die Regierung mit Interpellationen und Anträgen bestürmt, welche aufs ängstlichste die Forteutwickelung der Reichsverfassung und die Erweiterung der Competenz des Reichstages zu verhüten sich bestrebten, wie dies die nämlichen Parteien im Zollparlament mit mehr Glück als Grazie durchgeführt haben. Sie fanden aber einen Unterschied. Der Reichstag und alles, was damit zusammenhing, Bundesrath und Bundesregierung, hatten keine Lust, das Wohl der Nation von der Gnade und dem Belieben der Antinationalen abhängig zu machen. Anlaß zu politischen Streitigkeiten gaben der sogenannte Lasker'sche Antrag und die in dem Vertrage vom 25. Nov. Würtemberg gemachten Zugeständnisse, die sogenannten Reservatrechte, welche die antinationalen Parteien am liebsten bei lebendigem Leibe einbalsamirt und in den Felsengräbern der Reinsbergstraße zu Stuttgart bis zum großen Auferstehungstage aufbewahrt hätten. In der Sitzung der Zweiten Kammer vom 9. Dec. interpellirte der Abgeordnete Mohl den Justizminister, ob die Regierung das Ihrige thun werde, um einer Genehmigung des Lasker'schen Antrags, der eine Ausdehnung der Reichscompetenz auf das gesammte bürgerliche Recht bezwecke, mit allen rechtlichen Mitteln entgegenzuwirken? Der Justizminister verwies in seiner Antwort vom 12. Dec. den Interpellanten auf das bereits telegraphisch veröffentlichte Resultat der Berathung des Bundesrathsausschusses, wonach der Lasker'sche Antrag mit sechs gegen vier Stimmen abgelehnt worden war, und fügte diesen beruhigenden Worten noch die Erklärung hinzu: „Seine persönliche Ansicht habe er gegen eine maßgebende Persönlichkeit in Berlin dahin ausgesprochen, das Bedürfniß werde allerdings dahin führen, die der Zuständigkeit des Reiches gezogenen Grenzen in mehrfacher Richtung zu erweitern; es gebe aber dazu einen zweifachen Weg: Abänderung der Verfassung oder Erweiterung der Zuständigkeit im einzelnen Falle, unter Wahrung der in der Reichsverfassung vorgeschriebenen Form; es sei ihm nicht nachgewiesen worden, daß der

zweite Weg nicht den Vorzug verdiene vor dem erſten, welchen er im gegebenen Falle nicht für nothwendig und noch weniger für dringlich erachte."

In der Sitzung vom 7. Dec. ſtellten der Abgeordnete Oeſterlen und Genoſſen (Demokraten und Ultramontane) den Antrag, daß die Kammer den Beſchluß faſſe, „das verfaſſungsmäßige Recht der Stände auf Zuſtimmung zur Abänderung des Vertrags vom 25. Nov. 1870 zu wahren und demzufolge der Regierung zu erklären, daß die Kammer eine ohne ſtändiſche Zuſtimmung beſchloſſene Abänderung jenes Vertrags für den würtembergiſchen Staat verpflichtend nicht anzuerkennen vermöchte, und daß durch einſeitige Zuſtimmung zur Abänderung oder Aufhebung jenes Vertrags die dafür verantwortlichen Regierungsorgane einer Verletzung der Landesverfaſſung ſich ſchuldig machen würden". Begründet war der Antrag durch die Hinweiſung darauf, daß die würtembergiſchen Stände den Vertrag nur nach den in demſelben namentlich aufgezählten Beſtimmungen genehmigt und für neu hinzukommende Beſtimmungen der Regierung keine carte blanche gegeben hätten, daher es ſelbſtverſtändlich ſei, daß eine Beſeitigung der vertragsmäßig feſtgeſetzten Beſchränkung der Reichsgeſetzgebung nicht durch einen Act der Reichsgeſetzgebung, ſondern nur unter Zuſtimmung des würtembergiſchen Staates und zwar nicht blos der Regierung, ſondern auch der würtembergiſchen Stände erfolgen könne. Die ſtaatsrechtliche Commiſſion, an welche der Antrag verwieſen wurde, verwarf denſelben mit acht gegen Eine (des Antragſtellers) Stimme und beſchloß, der Kammer den Uebergang zur Tagesordnung vorzuſchlagen, da der Regierung das Recht zuſtehe, Abſtimmungen im Bundesrathe im Sinne des Art. 78 der Reichsverfaſſung ohne Zuſtimmung der Landesvertretung vorzunehmen, und da vermöge der für Würtemberg verbindlichen Kraft der Reichsverfaſſung durch eine derartige Abſtimmung auch eine Beſtimmung der Landesverfaſſung nicht verletzt werden könne.

Bei der am 7. und 8. Febr. hierüber ſtattfindenden Debatte in der Zweiten Kammer verwahrte ſich der Antragſteller Oeſterlen dagegen, daß der Antrag eine reichsfeindliche Tendenz habe; die Bedeutung deſſelben ſei überhaupt keine nationale, ſondern eine conſtitutionelle. Der Reichsverfaſſung gegenüber brauche man eine Schranke; durch die Anſchauungen der Commiſſion und durch deren Conſequenzen würde die Landesverfaſſung einfach illuſoriſch gemacht. Wir hätten Preußen und dem Reiche ſchon ſo viel gegeben, daß uns zu geben nichts mehr übrigbleibe. Die Grenzen zwiſchen Reich und Land müßten einmal conſtitutionell feſtgeſtellt werden, damit nicht die Selbſtändigkeit Würtembergs untergehe und die Fortexiſtenz der ſüddeutſchen Staaten überhaupt nur noch eine Frage der Duldung würde. Extravaganzen wie die, daß durch Mehrheitsbeſchluß des Bundesrathes und Reichstages am Ende auch noch decretirt werden könnte, die Kammer der würtembergiſchen Standesherren oder die Kammer der Abgeordneten ſei aufzuheben, oder gar, wie Mohl ſagte, der König von Würtemberg ſei abzuſchaffen, hatten wol mehr die Bedeutung eines geiſtreichen Feuerwerks als die eines juridiſchen Angriffs. Von ſtärkerm Kaliber waren die Auslaſſungen des demokratiſchen Abgeordneten Vollmer: „Die heutige Debatte ſei die leidige Folge der Art und Weiſe, wie die Einigung Deutſchlands zu Stande gebracht worden ſei. Deutſchland habe aber eine übermäßige Hegemonie noch nie lange ertragen; die Reichsverfaſſung ſei auf die Formel zu bringen, daß der zur Herrſchaft gelangte preußiſche Particularismus alles andere Leben erſticken wolle. Die herrſchende Macht habe Deutſchland zerſtückelt, eine unnatürliche Mutter zerfleiſche ihre Kinder." Solche greuelvollen, an die griechiſchen Schickſalstragödien erinnernden Freſcogemälde wurden durch die national-liberalen Abgeordneten ihres ſagenhaften Urſprungs mit leichter Mühe entkleidet. Hölder erklärte, wenn die Vertreter der Regierungen ſtets an die Zuſtimmung ihrer Landſtände gebunden ſein ſollten, ſo hieße dies nichts anderes als die alten Bundestagszeiten zurückführen. Fetzer erinnerte die Antragſteller, daß die ſo

gepriesene Reichsverfassung von 1849 das Landesrecht in viel stärkerer Weise durchbrochen habe als die jetzige Reichsverfassung. Schmid sprach von den verschiedenen Vätern dieses Antrags, zu welchen Probst gehöre, und von dem Zusammenhange des Antrags mit Berlin und München, mit Windthorst und Schüttinger (letzterer hatte in der bairischen Kammer den nämlichen Antrag gestellt). Es scheine eine allgemeine Action gegen das Reich von jener Partei ins Werk gesetzt zu werden. Solche Anträge und Begriffe führten am schnellsten zur Vernichtung der würtembergischen Selbständigkeit; denn wenn es dieser Partei noch einmal gelingen sollte, das Land durch ihre falsche Politik an den Rand des Abgrundes zu treiben, wie vor dem Ausbruche des Krieges durch ihre Militäragitation, dann würde das Reich ganz anders und mit Recht einschreiten. Der Justizminister von Mittnacht trat für die Ansicht der Reichsregierung und der würtembergischen Regierung energisch ein. Er erklärte, daß von einer Zustimmung der Landesvertretung bei den Verhandlungen über die Versailler Verträge niemals die Rede gewesen sei, daß Minister Delbrück, wie er der Kammer seinerzeit mitgetheilt, der Reichsregierung das Auslegungsrecht des Vertrages vorbehalten habe, und daß nach der Ansicht und rechtlichen Auffassung der Staatsregierung unter der im Art. 78 der Reichsverfassung verlangten Zustimmung des berechtigten Bundesstaates zu verstehen sei die Zustimmung der Bevollmächtigten im Bundesrathe. Sowol zu Aenderungen der deutschen Reichsverfassung mit Einschluß der Competenzerweiterungen als zum etwaigen Verzicht auf würtembergische Reservatrechte sei nicht ein Beschluß der würtembergischen Stände erforderlich, sondern der reichsgesetzliche Weg, Zustimmung von Bundesrath und Reichstag, unter ausdrücklicher Genehmigung des berechtigten Bundesstaates, der durch ebenjene Bevollmächtigte im Bundesrathe vertreten sei. Wollte man verlangen, daß alles, was Reichsgesetz werden solle, zuvor mit der Landesvertretung verabredet werden müsse, so wäre dies eine Kriegserklärung an das Reich. Es sei nicht zu befürchten, daß durch diesen oder jenen Vertreter in Berlin wichtige Landesinteressen preisgegeben würden; denn die Abstimmungen daselbst fänden nur nach Vernehmung der gesammten Staatsregierung statt, und die Landesvertretung habe jederzeit das Recht, wegen etwaiger Preisgebung der Landesinteressen ein Mistrauensvotum gegen einen Minister einzubringen. Jedes Ministerium werde sich hüten, unconstitutionell vorzugehen, wenn es sich auch bei den Abstimmungen in Berlin nicht förmlich an die Zustimmung der Landesvertretung binden lasse.

Der Abgeordnete Sick stellte nebst 12 Genossen, großentheils Mitgliedern der Regierungspartei, einen vermittelnden Antrag. Nach demselben wurde die Kammer ersucht, über den Oesterlen'schen Antrag zur Tagesordnung überzugehen, da das Recht der Regierung, Abstimmungen im Bundesrathe ohne Zustimmung der Landesvertretung vorzunehmen, feststehe, zugleich aber auch der Regierung gegenüber die Erwartung auszusprechen, daß dieselbe nur in Uebereinstimmung mit der Landesvertretung mit dem etwaigen Verzicht auf eins oder mehrere der Reservatrechte vorgehe. Angehängt war noch die Bitte an die Regierung, bei der Ständeversammlung ein Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit einzubringen. So glücklich sonst der Abgeordnete Sick mit Stellung von treffenden, entscheidenden Vermittelungsanträgen war, so unglücklich war er diesmal; denn sein Antrag ließ gerade die Hauptfrage, ob die Landesvertretung berechtigt sei, ein Aufgeben von Reservatrechten (Post, Telegraphie, Bier- und Branntweinbesteuerung, Militärconvention) von ihrem Votum abhängig zu machen, unentschieden. Praktisch aber sollte die Sache eigentlich im Sinne Oesterlen's entschieden werden, da zwar die Regierung das Recht haben sollte, für sich handeln zu dürfen, aber auch die Verpflichtung, nur in Uebereinstimmung mit der Landesvertretung zu handeln, welche Uebereinstimmung ja nicht anders zu constatiren war, als indem das Ministerium vorher die Landesvertretung befragt, d. h. wie Oesterlen wollte, sein eigenes Votum von dem Votum der Kammer ab-

hängig machte. Der Sick'sche Antrag war einer von denen, van welchen das schwäbische Sprichwart sagt: „Des ischt uet g'hopst und net g'sprunga!" Daher erklärten sich alle Parteien gegen denselben, und der Justizminister entgegnete, daß, obgleich er gegen den einzelnen Absatz des Antrages nichts einzuwenden habe, er den Antrag als Ganzes doch für unannehmbar erkläre, weil über das Materielle der Frage, die, nachdem sie angeregt worden sei, auch entschieden werden müsse, darin nichts gesagt sei. Bei der Abstimmung am 8. Febr. wurde zuerst der Sick'sche Antrag mit 73 gegen 16 Stimmen abgelehnt, sodann der Antrag der Cammissiansmehrheit mit 60 gegen 29 Simmen angenammen, somit der Oesterlen'sche Antrag beseitigt. Die van Sick beantragte Petition wegen eines Gesetzes über Ministerverantwortlichkeit wurde mit 80 gegen 9 Stimmen angenommen.

Während die Minister in der Debatte über die Reservatrechte die Reichsregierung und die öffentliche Meinung für sich hatten, war dies in der Debatte über die Gesandtschaften, welche am 23. Febr. stattfand, weniger der Fall. Die Regierung hatte zwar bereits erklärt, daß die würtembergischen Gesandtschaften in Paris, in Bern, in Karlsruhe und das Secretariat in München von nun an aufhören sollten, und damit hatte sie der nationalen Strömung höchst annehmbare Conceſſionen gemacht. Aber diese nationale Strömung wünschte in dieser für die Einheit des Reiches so wichtigen Angelegenheit tabula rasa zu sehen und wollte sich nicht eher gedulden, bis sämmtliche Gesandtschaften der deutschen Einzelstaaten aufgehaben seien und der Reichsregierung ausschließlich die Herrschaft auf diesem Gebiete überlassen sei. Sie fand es widersprechend, von einem Bundesstaate zu reden und die Einzelstaaten salche Sauveränetätsbefugniſſe ausüben zu lassen, berief sich für ihre Anschauungen auf die Einrichtungen anderer Bundesstaaten, der Vereinigten Staaten in Nordamerika und der Schweiz, wo nicht die einzelnen Staaten ader Cantone, sandern nur die Bundesregierung das Gesandtschaftsrecht habe, und citirte dabei die Erklärung des amerikanischen Staatsmannes Franklin, welcher bei Ausarbeitung der neuen Verfassung die Vertretung der einzelnen Staaten als ein absalutes Hemmniß für die Entwickelung der bundesstaatlichen Einheit bezeichnete. Und sa hätten die nationalgesinuten Würtemberger gewünscht, daß die Regierung dem Beispiele Badens salge, das im October 1871 seine sämmtlichen Gesandtschaften aufhab. Statt dessen waren im Etat des Ministeriums des Auswärtigen die Positianen für die Gesandtschaften in Berlin, Petersburg, München, Wien beibehalten. Die Mehrheit der Commission beantragte, die drei ersten Pasten zu bewilligen, den in Wien zu streichen. Ein graßer Theil der Abgeardneten hatte Lust, noch weiter zu gehen und wenigstens den Posten in Mitnchen auch zu streichen. In Berlin, hieß es, müsse man wegen der Beziehungen zur Reichsregierung einen ständigen Gesandten halten; in Petersburg, gab man zu, verlangten dies die zwischen beiden Höfen bestehenden nahen Familienverhältnisse; alles Weitere aber, glaubte man, sei vom Uebel. Die Gegner der Reichsregierung waren damit natürlich nicht einverstanden; Oesterlen und Mahl hatten zu viel Sympathie mit Oesterreich, um die diplomatische Verbindung mit diesem Staate zu lösen, hielten die Thätigkeit der Reichsregierung nicht für eingehend genug, wenn es sich um speciell würtembergische Angelegenheiten handle, und wünschten eher die Anstellung von noch mehr Gesandten als eine Reducirung derselben. Dagegen haben die natianal-liberalen Abgeordueten die offenkundigen Nachtheile dieser Gesandtschaften hervor und vergaßen auch nicht, der Regierung zu bemerken, daß sie hier Gelegenheit habe, ihre Zusage, Ersparnisse eintreten zu lassen, zur Ausführung zu bringen. Freiherr von Gültlingen hielt speciell den Posten in Wien für überflüssig und wollte nach Abschluß der Versailler Verträge keine Gelegenheit zu reichsfeindlicher Politik geboten sehen. Prälat von Mehring farderte die Kammer auf, um allen Argwohn zu zerstreuen, „als wollten wir ein Sanderleben führen und ständen nicht froh und freudig zum Reiche", prineipiell zu handeln und auch den petersburger Posten zu streichen. Hälder

bestritt der Krone nicht das Recht der Vertretung durch einen Gesandten, sah aber in der ganzen Frage nur eine Zweckmäßigkeitsfrage. Man dürfe dabei nicht übersehen, daß die Einräumung des Gesandtschaftsrechtes von seiten des Reiches eigentlich nur eine Concession sei; mit dem Geiste und mit dem Wesen eines Bundesstaates sei diese Einzelvertretung nicht vereinbar. Deutschland solle als einheitliche Macht gegen außen dastehen; nach außen sollten sich keine einzelnen Glieder geltend machen. Dieser Zweck werde durch die Reichsgesandtschaften gefördert, durch die Einzelvertretungen gehemmt. Die auswärtige Politik habe das Reich zu führen, der Bundesrath sei der Ort, wo den Einzelstaaten ihre Einwirkung gewährleistet sei. Er halte es für ein Glück, daß die Kleinstaaten keine europäische Politik mehr treiben könnten. Der Zerfall des frühern Deutschen Reiches datire von der Vertretung der deutschen Fürsten an fremden Höfen; das sei der stärkste Hebel zur Sprengung der deutschen Einheit gewesen; eine nothwendige Consequenz der wiedererlangten Einheit sei, daß sich die Einzelstaaten der Ausübung des Vertretungsrechtes begäben; die Gefährlichkeit derselben sei nicht blos ein Phantasiegespenst; denn die fremden Mächte, bei welchen wir Gesandte hielten, hielten solche auch bei uns und könnten eintretendenfalls Anforderungen stellen, welchen auszuweichen nicht immer so leicht sein würde. Er erkenne zwar die Reichstreue der jetzigen würtembergischen Regierung an, aber die Personen seien wandelbar und wechselten.

Freiherr von Varnbüler, früher Minister des Auswärtigen, hob den großen Unterschied zwischen der Stellung Würtembergs unter dem Bundestage und derjenigen im Deutschen Reiche hervor. Die deutsche Bundesversammlung habe das Recht der diplomatischen Vertretung gehabt, aber keinen Gebrauch davon gemacht; somit sei es die Aufgabe jedes einzelnen Gliedes dieses Staatenbundes gewesen, seine Rechte selbständig zu vertreten und in allen Beziehungen seine Existenz kräftig zu wahren. Anders sei es in dem jetzigen Bundesstaate. Die Zahl der unmittelbaren Berührungspunkte mit dem Auslande sei für den einzelnen Staat eine viel kleinere geworden, und er könne sich kaum denken, was die Thätigkeit eines würtembergischen Gesandten sein solle, abgesehen von der Fürsorge für die Staatsangehörigen. „Allein", fuhr er fort, „wenn jemand in eine Stellung von einer gewissen Bedeutung gebracht wird, wo er doch sein Licht nicht ganz unter den Scheffel stellen kann, so liegt es in der menschlichen Natur und in der Natur der Sache überhaupt, daß ein solcher Mann nicht ganz unthätig sein will und kann; es liegt in der Natur der Sache, daß der würtembergische Gesandte sich denn doch nicht als zum Personal der deutschen Reichsgesandtschaft gehörig betrachten lassen will. Er wird sich also eine Thätigkeit suchen und eine Thätigkeit machen, und ich nehme ihm das gar nicht übel, weil es in der menschlichen Natur, zumal in der Natur eines bedeutenden Menschen liegt. Nun aber sage ich mir: entweder geht diese Thätigkeit mit der Thätigkeit der Reichsgesandtschaft parallel, dann ist sie überflüssig, oder sie geht nicht parallel, dann ist sie nachtheilig. Etwas Unnöthiges zu schaffen, dazu sind wir, glaube ich, nicht berufen, etwas Schädliches zu schaffen noch viel weniger." Er denke sich eine Zeit, wo dem Deutschen Reiche Gefahren drohen, wo es wegen seiner jetzigen Stellung angefochten werde, und da dürfe es nicht möglich sein, daß ein einzelner Gesandter im Auslande oder auch innerhalb des Reiches particularistische Interessen vertrete; deshalb stimme er gegen den Posten in München ebenso wie gegen den in Wien; denn wenn man zur Vertheidigung des erstern sage, daß es bei der fortwährenden Entwickelung des deutschen Reichsstaatsrechtes, bei der Regelung der gemeinsamen Interessen nothwendig sei, mit Baiern, welches sich in derselben Lage und bisherigen Entwickelung mit uns befinde, Fühlung zu behalten, so müsse er entgegnen, daß, was für Baiern gelte, auch für Baden und Hessen gelte, und daß solche Verständigungen am besten nicht in den Residenzen, sondern in den Conferenzen der betreffenden Minister, die ja jeden Nachmittag miteinander

zuſammenkommen könnten, und ganz beſonders am Sitze des Bundesrathes ſelbſt bewerkſtelligt würden.

Gegen dieſe mit vieler Sachkenntniß gehaltene Rede eines Eingeweihten und gegen die nationalen Wünſche und Beſürchtungen der andern Redner hatten die Miniſter von Wächter und von Mittnacht einen ſchweren Stand. Letzterer berief ſich auf das, was die Regierung bereits in dieſer Angelegenheit gethan habe, berief ſich auch auf Aeußerungen des Fürſten Bismarck, woraus erhelle, daß dieſer mit dem Geſandtſchaftsweſen nicht ſo plötzlich und ſo radical aufräumen wolle, wie manche Mitglieder dieſer Kammer, und gab zu bedenken, daß die würtembergiſche Regierung ein ſehr großes Intereſſe habe, zu erfahren, wie man in München deutſche Politik treibe, und einigen Einfluß darauf auszuüben; denn die Verſtändigung werde gewöhnlich zuvor bei den betreffenden Regierungen angebahnt und komme nicht erſt im Bundesrathe zum Vorſchein. „Das iſt doch gewiß keine Conſpiration! Schlagen Sie ſich doch die Idee eines reichsfeindlichen Zuſammenwirkens der würtembergiſchen und bairiſchen Regierung aus dem Sinn!“ Bei der Abſtimmung wurden die Poſten in Berlin und Petersburg bewilligt, der in Wien mit 44 gegen 43, der in München mit 54 gegen 33 Stimmen angenommen, und der Antrag der Commiſſionsminderheit, die Regierung zu bitten, die Einziehung des Geſandtſchaftspoſtens in Wien für die nächſte Etatsperiode in Erwägung zu ziehen, mit 44 gegen 43 Stimmen abgelehnt. Der einſtimmige Antrag der Commiſſion, die Bitte an die Regierung zu richten, ſie möchte die Frage der Vereinigung des Miniſteriums des Auswärtigen, jedoch unter Wahrung des ſelbſtändigen Charakters deſſelben, mit einem andern Miniſterium in Erwägung ziehen, wurde in der Sitzung am 26. Febr. mit 63 gegen 11 Stimmen genehmigt.

Nach längerer Vertagung trat der Landtag am 30. Oct. 1872 wieder zuſammen. Da an die Stelle des am 1. April verſtorbenen Miniſters des Innern, von Scheurlen, am 16. Mai der Oberbürgermeiſter von Stuttgart, Abgeordneter und Vicepräſident der Zweiten Kammer, von Sick, zum Miniſter ernannt worden war, ſo hatte die Kammer die Vicepräſidentenſtelle neu zu beſetzen. In der Sitzung vom 31. Oct. wählte ſie die drei nationalgeſinnten Abgeordneten Hölder, von Schad, Schmid, und von dieſen erhielt Hölder, der Führer der Deutſchen Partei in Würtemberg, die königliche Beſtätigung. Finanzielle Vorlagen waren es vorzugsweiſe, mit denen ſich die Kammer zu beſchäftigen hatte. In einer Reihe von Sitzungen berieth die Zweite Kammer die von der Regierung vorgelegten Entwürfe zu einer Steuerreform und zu einer Ausdehnung des Eiſenbahnnetzes. Der Antrag des Abgeordneten Pfeiffer, die Kammer möge ſich für Abkürzung der dreijährigen Budgetperiode und für Einführung einer einjährigen ausſprechen, und demgemäß die Regierung um eine hierauf bezügliche Vorlage bitten, wurde in der Sitzung vom 18. Dec. mit 53 gegen 21 Stimmen angenommen. Am 4. Jan. 1873 ſtanden die Anträge des Abgeordneten Elben, welche eine auf den Einrichtungen des Reichstages beruhende Reform der ſchleppenden Geſchäftsordnung der Abgeordnetenkammer bezweckten, auf der Tagesordnung. Juſtizminiſter Mittnacht hielt eine ſolche Reform für wünſchenswerth und erklärte, daß, falls die Kammer den Antrag ſtelle, die Regierung möchte eine Vorlage zur Reviſion der die Geſchäftsordnung betreffenden Verfaſſungsbeſtimmungen einbringen, dieſem Wunſche ohne Zweifel bald entſprochen werden könnte. Auf dieſes hin ſtellten Hölder und Schmid den Antrag, die Regierung um Einbringung eines ſolchen Geſetzentwurfes zu bitten, welcher Antrag mit 71 gegen 7 Stimmen angenommen wurde. In der gleichen Sitzung wurde der Antrag, wonach jede der beiden Kammern das Recht, Geſetzesvorſchläge zu machen, erhalten ſollte, mit 67 gegen 6 Stimmen genehmigt. Am 23. Jan. begründete der unermüdliche Abgeordnete Oeſterlen die von ihm geſtellte Interpellation, welche folgende drei Fragen in ſich ſchloß: „Ob die Verhandlungen über Ge-

richtsorganisation von seiten des Deutschen Reiches nur vorläufig abgebrochen und vertagt seien; ob und welche Differenzen in Betreff der Gerichtsorganisation beständen, und wie sich Würtemberg dazu verhalte; ob insbesondere die Regierung entschlossen sei, am Oberlandesgericht als höchste Instanz und an den Schwurgerichten festzuhalten." Der Antragsteller sprach sich gegen die Ansicht aus, daß die nationale Einheit als nothwendige Consequenz sofort die Herstellung der Rechtseinheit erfordere; vielmehr glaube er, daß es sich hier mehr um eine Centralisations- und Decentralisationsfrage als um einen nationalen Standpunkt handle. Ein so großes Gut die vollständige Einheit des Rechtes sein möge, so könne dasselbe doch nur dann und insoweit begehrt werden, als unsere Eigenart eine solche Unification auf dem Gebiete des Rechtes zulasse und erfordere. Die nationale Einheit werde nicht gestärkt, sondern geschwächt, wenn mit Verletzung der geschichtlich gewordenen Eigenart unsers Volkes, mit Hintansetzung thatsächlich rechtlicher Verhältnisse im einzelnen Staate die Einheit herbeigeführt werden sollte. Darauf verlas Justizminister Mittnacht eine Erklärung, in welcher mitgetheilt war, daß bei den Conferenzen der Justizminister von Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberg und Baden, welche vom 12. bis 18. Dec. 1872 in Berlin stattgefunden hätten, zunächst nur die Frage im großen Ganzen berathen, und daß die Ergebnisse dieser Besprechungen inzwischen durch einen preußischen Justizbeamten in der Form eines Gesetzentwurfes zusammengestellt worden seien. Diese Vorlage solle zunächst von Commissionen der genannten Regierungen berathen und dann einer zweiten Ministerconferenz zur endgültigen Feststellung, vor Uebergabe an den Bundesrath, unterbreitet werden. Das Ergebniß dieser Conferenz werde auch den bei derselben nicht vertretenen Regierungen mitgetheilt. Die bisherigen Besprechungen seien vorläufige und vertrauliche; die Minister hätten für ihre Person, nicht im Namen ihrer Regierungen sich ausgesprochen. Die Regierungen würden wol später sich schlüssig zu machen haben, und deshalb könne über das Verhalten und den Entschluß der Regierung vorderhand eine weitere Mittheilung nicht gemacht werden. Nach dieser Vorlesung sprach sich der Justizminister noch in einer längern Rede über das angeregte Thema aus und entwickelte mit der ihm eigenthümlichen Klarheit seine Ansichten. Er gab einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des Lasker'schen Antrages, erklärte die Herstellung eines allgemeinen deutschen Civilrechtsbuches von seiten des Reiches für ein anzustrebendes Ziel und für etwas, dem man sich, nachdem die Rechtseinheit auf andern Gebieten der Reichsgesetzgebung schon zugewiesen sei, gar nicht entziehen könne, gab dem Geschworeneninstitut im allgemeinen den Vorzug vor den Schöffen und fand gegen die Errichtung eines einheitlichen obersten Gerichtshofes nichts einzuwenden. Diese Aeußerungen des Ministers, mit den Anschauungen der Reichsregierung und der nationalen Parteien ganz im Einklange, erregten in der Kammer die größte Befriedigung. Dieselbe beschloß, der Aufforderung des Ministers, sich selbst auch über diese wichtige Frage zu äußern, nachzukommen, und stimmte dem Antrage Hölder's bei, den Vortrag des Ministers sofort drucken zu lassen, unter die Abgeordneten zu vertheilen und die Debatte über die Oesterlen'sche Interpellation in einer der folgenden Sitzungen vorzunehmen.

Am 30. Jan. fand diese Debatte statt. Es lag der Antrag Hölder's vor, wonach die Kammer der Regierung gegenüber erklären sollte, „daß sie die vom Justizminister gemachten Mittheilungen in Betreff der Weiterentwickelung der Reichsgesetzgebung auf dem Gebiete des Privatrechtes, des Proceßrechtes und der Gerichtsorganisation mit Befriedigung entgegengenommen habe und sich im Hinblick auf dieselben der Erwartung hingebe, die Regierung werde bei den Verhandlungen im Bundesrathe 1) für die verfassungsmäßige Zuständigkeit des Reiches zur Gesetzgebung über das Privatrecht, unter Beseitigung der bisherigen Beschränkung auf das Obligationen-, Handels- und Wechselrecht, und für die Herstellung eines allgemeinen deutschen Civilgesetzbuches, unter Beachtung der auf einzelnen

Gebieten wünſchenswerthen Freiheit der eigenartigen Rechtsbildung, thätig ſein; 2) für die Errichtung eines Reichsgerichtshofes als oberſte Inſtanz zur Erhaltung der Einheit der Rechtſprechung eintreten; 3) bei Entwerfung der Reichs-Strafproceßordnung auf Erhaltung der Schwurgerichte hinwirken". Die große Vorliebe würtembergiſcher Abgeordneten für Commiſſionsberathungen trat auch hier wieder hervor. Obgleich das Thema in verſchiedenen Parlamenten ſchon ſeit Jahren discutirt, in dieſer Kammer erſt neuerdings wieder durchgeſprochen worden war und jeder Abgeordnete, zumal die juriſtiſch gebildeten, Stellung hierzu gefaßt und ſeine Abſtimmung längſt parat hatte, ſo glaubte doch der Abgeordnete Streich, „wir ſeien es ganz Deutſchland ſchuldig, unſern Beſchlüſſen es nicht an der Gründlichkeit fehlen zu laſſen", und ſchlug vor, den Hölder'ſchen Antrag an die ſtaatsrechtliche Commiſſion zur Prüfung und zur Berichterſtattung zu verweiſen, wobei er von Oeſterlen, Probſt, Mohl, denen die Entſcheidung über dieſe Frage gar nicht ſo dringlich erſchien, unterſtützt wurde. Aber die Kammer lehnte den Streich'ſchen Vorſchlag mit 55 gegen 26 Stimmen ab und trat ſofort in die Debatte ein. Oeſterlen behauptete, daß dem Antrage politiſche, und zwar national-liberale Tendenzen zu Grunde lägen; daß durch denſelben der Einheitsſtaat, die Centraliſation befördert werden ſolle; daß man mit dieſem Antrage im Begriff ſei, den Einzelſtaaten den Lebensnerv abzuſchneiden und die Sache der Frage zuzutreiben: Wozu noch ein Königreich Würtemberg? Daß der Juſtizminiſter, der ſich ja früher ſelbſt für eine Ausdehnung der Reichscompetenz von Fall zu Fall ausgeſprochen, nun ſeine perſönliche Anſicht geändert hatte, beklagte er ſehr; dies brachte ihn ja um ſeinen mächtigſten Bundesgenoſſen. Er erklärte daher auch, daß, falls die Krone entſchloſſen ſein ſollte, dieſen weitern Schritt zur eigenen Mediatiſirung zu thun, ſeine Partei bei den Etatsſätzen für Geſandtſchaften u. dgl. ſich auch danach zu richten wiſſen werde. Auf dieſe Drohung erwiderte der Juſtizminiſter, er habe bisher nicht geglaubt, daß der Abgeordnete und deſſen Freunde Mittel verwilligten, um ſich der Regierung und der Krone angenehm zu machen; dieſelben verwilligten vielmehr oder verwilligten nicht, je nachdem es zur Parteitaktik paſſe oder nicht paſſe. Einen Handel darauf hin eingehen, in Berlin ſo oder ſo zu ſtimmen, damit Oeſterlen und ſeine Freunde die Mittel für die Geſandtſchaften verwilligten, könne er nicht. Der ultramontane Abgeordnete Probſt jammerte, wie wenige Wochen nachher ſein Freund Windthorſt im Reichstage, über die deſtructiven Conſequenzen dieſes entſetzlichen Lasker'ſchen Antrages, der alle Throne, alle Selbſtändigkeit der Staaten, alle berechtigten Eigenthümlichkeiten über den Haufen werfe: „Breche man die letzten Stützen zuſammen, dann ſtürze man den würtembergiſchen Staat ins Bodenloſe." Der Abgeordnete Schmid erinnerte die Gegner des Antrages daran, daß ſie ſeit 1866 jeden Schritt, der zur Herſtellung des Reiches gemacht worden ſei, als einen Schritt der Mediatiſirung dargeſtellt hätten, ſo beſonders die Allianzverträge, welche nun die Rettung Würtembergs und Deutſchlands geworden ſeien. Mit ſolchen peſſimiſtiſchen Prophezeiungen laſſe ſich die Mehrheit des Hauſes nicht ſchrecken. Darauf wurden die beiden erſten Ziffern des Antrages mit 58 gegen 22, die dritte mit 62 gegen 17 Stimmen angenommen. Dieſes Votum nebſt den Erklärungen des Miniſters war auch aus dem Grunde ſehr wichtig, weil nun Baiern mit ſeinem Widerſtande gegen den Lasker'ſchen Antrag ganz allein ſtand und ebendeswegen wenig Ausſicht hatte, denſelben noch länger aufrecht zu erhalten. Dieſer Widerſtand war gegen Ende des Jahres bereits überwunden, und Miniſter Mittnacht konnte der Kammer am 4. Dec. die Mittheilung machen, daß die Abſtimmung des Bundesrathes über den vom Reichstage angenommenen Lasker'ſchen Antrag unmittelbar bevorſtehe; daß die ſächſiſche und die bairiſche Regierung bereits Stellung zu der Frage genommen, und daß das würtembergiſche Miniſterium beabſichtige, die Zuſtimmung zu dem Beſchluſſe des Reichstages bei dem Könige zu beantragen; der auf einzelnen Gebieten wünſchenswerthen Freiheit der eigenartigen

Rechtsbildung würde die Regierung im weitern Verlaufe möglichſte Beachtung zu verſchaffen bemüht ſein. Damit war die Sache ſo ziemlich erledigt, und es mußte ſich nun bald zeigen, wie das unglückliche Würtemberg dieſen „Sturz ins Bodenloſe" aushalte.

Bei den Berathungen über das Retabliſſement der Armee, d. h. die Wiederherſtellung der vollen Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit derſelben hinſichtlich ihrer Ausrüſtung, bewilligte die Kammer, den Vorſchlägen der Militärcommiſſion gemäß, die Mittel für das Retabliſſement im engern Sinne, d. h. für die Wiederherſtellung der unbrauchbar gewordenen Waffen, Uniformen, Kriegsfahrzeuge, Munition, ſowie auch die Mittel für Bauten und Beſchaffungen zur Ergänzung der Garniſonseinrichtungen, lehnte aber die Bewilligung eines Vorſchuſſes von nahezu 1 Mill. Fl. für das Retabliſſement im weitern Sinne, d. h. für Anſchaffung neuer Gewehre, Feldgeſchütze u. ſ. w. ab, von der Anſicht ausgehend, daß dieſer Theil des Retabliſſements, wofür im ganzen über 6 Mill. Fl. gefordert wurden, als Reichsſache aufzufaſſen und zu behandeln ſei, wozu auch der Reichstag in ſeiner Sitzung vom 23. Juni ſich geneigt zeigte. Der demokratiſche Antrag, ſämmtliche Forderungen für das Retabliſſement zu verwerfen, wurde am 13. März mit 66 gegen 20 Stimmen abgelehnt. Die Erſte Kammer ſtimmte in ihrer Sitzung vom 19. März dem Votum der Zweiten Kammer bei, und knüpfte daran die Bitte, die Regierung möchte bei den zuſtändigen Reichsbehörden eine möglichſt ſtarke Befeſtigung von Südweſtdeutſchland auf Reichskoſten befürworten. Kriegsminiſter von Succow erſuchte die Kammer, dieſem Antrage, der ein Mistrauensvotum gegen die deutſche Heeresleitung ausdrücke, nicht beizutreten, und hob hervor, daß durch die Gewinnung von Straßburg und Metz die Lage eine andere geworden ſei; daß für dieſe Grenzfeſtungen in ausreichendſtem Maße geſorgt werde, die Binnenfeſtungen aber erſt in zweiter Linie kämen. Der Berichterſtatter, Generallieutenant von Baur, verwahrte ſich gegen den Gedanken an ein Mistrauensvotum, und erklärte ſich dahin, daß die Forderung eines Schutzes für den Süden ſehr nahe liege, da dies der einzige Punkt ſei, der ſchutzlos daliege; von Belfort bis Ulm finde ſich kein Punkt, der ein vordringendes franzöſiſches Heer aufzuhalten vermöchte. Der Antrag wurde darauf ohne Widerſpruch angenommen; die Zweite Kammer lehnte es jedoch mit 54 gegen 22 Stimmen ab, dieſer Bitte ſich anzuſchließen. Nach faſt fünfmonatlichen Berathungen wurde der Landtag am 21. März vertagt, um im Herbſt deſſelben Jahres die Geſchäfte aufs neue aufzunehmen. Inzwiſchen wurde der Miniſter der Familienangelegenheiten des königlichen Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Wächter, auf ſein Anſuchen am 27. Aug. entlaſſen. Sein Porteſeuille wurde dem Juſtizminiſter von Mittnacht, der zugleich Vorſitzender des Geheimen Raths war, zunächſt interimiſtiſch übertragen, erſt am 23. Nov. definitiv, wodurch derſelbe die Leitung der würtembergiſchen Politik ganz in ſeine Hand bekam. Ueber die Zweckmäßigkeit dieſer Vereinigung des Miniſteriums des Auswärtigen mit einem andern Miniſterium, welche Maßregel ja die Abgeordnetenkammer ſelbſt für wünſchenswerth erklärt hatte, und ſpeciell mit dem Juſtizminiſterium und der Vorſtandſchaft im Miniſterrath, ſprach ſich Juſtizminiſter von Mittnacht in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 20. Nov. dahin aus, daß für Würtemberg, wo die Stelle eines Staatsminiſters, welcher zugleich die auswärtigen Angelegenheiten leite, nicht verfaſſungsgemäß ſei, neuerdings die Berathungen und Abſtimmungen der Regierungsbevollmächtigten im Bundesrathe und deſſen Ausſchüſſen eine ſolche Einrichtung nöthig machten.

Am 21. Oct. 1873 kam der Landtag wieder zuſammen. Die Regierung hatte, der Bitte der Zweiten Kammer entſprechend, ein Verfaſſungsgeſetz ausarbeiten laſſen, worin die die Geſchäftsordnung betreffenden Beſtimmungen der Verfaſſung umgeändert oder ganz aufgehoben waren. Von weitern Verfaſſungsreformen, beſonders ſolchen, welche die Zu-

ſammenſetzung der Landesvertretung betrafen, glaubte die Regierung vorerſt abſehen zu müſſen. Die in neun Artikeln aufgezeichneten Anträge der Regierung betrafen die Aufhebung des Erforderniſſes eines Urlaubs für die zu Abgeordneten gewählten Beamten, die ſelbſtändige Beſtellung des Präſidiums der Zweiten Kammer, die Oeffentlichkeit der Sitzungen der Erſten Kammer, das Erſcheinen der Miniſter in den Commiſſionen, die Verweiſung königlicher Anträge an die Commiſſionen, die Initiative der Kammern bei Geſetzesvorſchlägen, die Gewährleiſtung perſönlichen Schutzes der Abgeordneten für ihre in Ausübung ihres Berufes gethanen Aeußerungen und wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung. Hölder, das Entgegenkommen der Regierung freudig anerkennend, vermißte in dem Regierungsentwurf eine Beſtimmung über die Aufhebung des Geheimen Raths, welcher eine über dem Miniſterrathe ſtehende Controlebehörde, ein Mittelglied zwiſchen Ständen und verantwortlichen Miniſtern ſei, durch welche die Stellung der Miniſter im conſtitutionellen Staate ſchwer beeinträchtigt werde. Sein Antrag auf Abſchaffung dieſes unconſtitutionellen Inſtituts wurde, nebſt dem Regierungsentwurf, in der Sitzung vom 8. Nov. an die ſtaatsrechtliche Commiſſion verwieſen. In den erſten Sitzungen des December legte dieſe Commiſſion ihren Bericht über den Entwurf, an welchem ſie einige Abänderungen vorgenommen hatte, der Zweiten Kammer vor. Zugleich ſprach ſie ſich über die Zweckmäßigkeit einiger weitern Verfaſſungsreformen aus und hielt namentlich eine Vorlage über eine Reform der Zuſammenſetzung der Landesvertretung für dringlich. Hinſichtlich der Frage über die Durchführbarkeit des Einkammerſyſtems ſprach ſich die eine Hälfte der Commiſſion im bejahenden, die andere im verneinenden Sinne aus. Die Freunde des Einkammerſyſtems begründeten ihren Antrag damit, daß ſie ſagten, nach dem Eintritt Würtembergs in das Deutſche Reich erſcheine die Beibehaltung zweier Kammern im conſervativen Intereſſe nicht mehr als nothwendig, da die wichtigſten Theile der Geſetzgebung an das Reich übergegangen ſeien; dagegen ſprächen Rückſichten der Vereinfachung und der Geſchäftsförderung für die Einführung des Einkammerſyſtems, wobei allerdings davon auszugehen ſei, daß in der künftigen einzigen Kammer auch gewiſſe conſervative Elemente in einem angemeſſen beſchränkten Verhältniſſe Platz finden könnten. Die Berathung des von der Commiſſion vorgelegten Entwurfs begann am 12. Dec. und wurde im Januar 1874 vollendet. Nachdem die vielfach amendirten neun Verfaſſungsartikel auch die Erſte Kammer durchlaufen hatten, wurde über diejenigen Punkte, worüber die Erſte Kammer eine abweichende Anſicht hatte, in der Sitzung vom 29. Jan. debattirt, und der Entwurf, wie er aus dieſer letzten Redaction hervorging, in letzter Abſtimmung mit 74 gegen 6 Stimmen angenommen. Der Antrag eines Theiles der Commiſſion, die Kammer möge die Regierung erſuchen, daß ſie die Frage über das Einkammerſyſtem in Erwägung ziehe, wurde in der Sitzung vom 3. Jan. mit 37 gegen 32 Stimmen abgelehnt. Der Antrag Hölder's hinſichtlich des Geheimen Raths kam erſt am 3. Juni zur Discuſſion, nachdem wegen der Reichstagsſitzungen die Kammer vom 4. Febr. bis 17. Mai vertagt worden war. Dieſem Antrage gemäß ſollte die Kammer eine Bitte an die Regierung richten um geſetzliche Einleitung: „1) Zur Aufhebung des Geheimen Raths, 2) zur Herſtellung eines oberſten, mit richterlicher Unabhängigkeit ausgeſtatteten Verwaltungsgerichtshofs mit öffentlichem und mündlichem Verfahren; zur Beſeitigung der Miniſterialinſtanz in Sachen der Adminiſtrativjuſtiz und zur Ueberweiſung der bisherigen Funetionen des Geheimen Raths in dieſen Angelegenheiten an den neu zu errichtenden Gerichtshof, 3) zur Ueberweiſung der weitern Funetionen des Geheimen Raths an den Miniſterrath.“ Die Commiſſion ſprach ſich hierüber dahin aus, daß die bisherige Stellung des Geheimen Raths nicht mehr feſtzuhalten, ſondern abzuändern ſei; daß die Angelegenheiten der Regierung als ſolcher im Gegenſatz zu denjenigen der einzelnen Departements, insbeſondere die Reichsangelegenheiten, dem Geſammtminiſterium oder Mini-

ſterrathe, übrigens unter der individuellen Verantwortung der an demſelben theilnehmenden Mitglieder, zu überweiſen ſeien; daß der Miniſterrath auch fernerhin die Behörde ſein ſolle, welche als Organ der Regierung die Beziehungen zwiſchen dem Könige und den Ständen vermittele. Die Frage, ob die Erhaltung des Geheimen Raths etwa als Staatsrath mit blos berathender Stellung denkbar ſei, verneinte die Commiſſion und beantragte bei der Kammer Zuſtimmung zu dem Hölder'ſchen Antrage, mit dem Beiſatze, daß dem Miniſterrathe ſtändige Referenten mit berathender Stimme beigegeben werden könnten. Juſtizminiſter von Mittnacht hob die der Stellung des Geheimen Raths anhaftenden Unzuträglichkeiten hervor und erklärte ſich über die Abſichten des Miniſteriums, das durch die Annahme und praktiſche Durchführung des Antrags einer Umgeſtaltung entgegenginge, dahin: „Ein entſcheidendes Motiv für die endliche Bildung eines organiſirten Staatsminiſteriums erblicken die Miniſter in den Beziehungen Würtembergs zum Deutſchen Reiche. Dieſe Beziehungen ſind von ſolcher Bedeutung, daß die Miniſter, um hier ihrer verantwortungsvollen Aufgabe gerecht werden zu können, einer organiſchen Vereinigung und der Unterſtützung durch ſtändige Referenten nothwendig bedürfen. Die Miniſter beabſichtigen demzufolge in der Weiſe vorzugehen, daß der gegenwärtige Landtag in der zweiten Landtagsperiode Geſetzentwürfe ſowol über die Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes als über die Bildung eines Staatsminiſteriums zu erledigen in der Lage wäre. Die Frage über die Bildung eines Staatsrathes im außerordentlichen Dienſt als berathende Behörde in wichtigern Angelegenheiten wird die Regierung eingehend zu erwägen haben; die Berathung von Gegenſtänden von beſonderer Bedeutung und Wichtigkeit durch ein größeres, aus hervorragenden, fachverſtändigen, erfahrenen und unabhängigen Männern gebildetes Collegium kann der Sache entſchieden nützen und in dem Verhältniß der Krone zu ihren berufenen Räthen unter Umſtänden ein erwünſchtes Ausgleichsmittel bilden." Der Antrag der Commiſſion wurde darauf mit 64 gegen 14 Stimmen angenommen.

Auch die Forderungen für das Retabliſſement des Armeematerials im weitern Sinne, welche im Jahre 1873 abgelehnt worden waren, tauchten wieder auf und zwar in etwas vergrößertem Maßſtabe. Hatte die Regierung in ihrem Geſetzentwurf vom 3. Febr. 1873 6,672750 Fl. verlangt, ſo forderte ſie in dem vom 7. Jan. 1874 die Summe von 7,511010 Fl., welche zum Zweck der Anſchaffung neuer Gewehre ſammt Munition, der Anſchaffung neuer Feldgeſchütze und des Materials für die zugehörigen Munitionscolonnen und der Munition, ſowie zum Zweck des Baues von Gewehrhäuſern, Wagenhäuſern, Pulvermagazinen und Schuppen verwendet werden ſollte. Doch brauchte das Land die Mittel für dieſes Retabliſſement nicht erſt aufzubringen, ſondern die ganze Summe ſollte nach Maßgabe des Erforderniſſes aus dem Antheil der würtembergiſchen Staatskaſſe an der franzöſiſchen Kriegsentſchädigung vom Finanzminiſterium an das Kriegsminiſterium ausgeliefert werden. Die Summe, welche Würtemberg bei der Theilung der noch zu verwendenden Kriegsgelder erhielt und bereits in Empfang genommen hatte, betrug 28,392101 Thlr. oder 49,686176 Fl. 45 Kr. (Baierns Antheil belief ſich auf 89,859171 Thlr.), über welche Summe, mit Ausnahme eines Reſtes von 586614 Fl. 32 Kr. bei Beginn des Jahres 1874 theils vorläufig, theils endgültig verfügt war. Daß dieſe Kriegsgelder zunächſt auf die Herſtellung der Kriegstüchtigkeit des Armeecorps verwendet wurden, war natürlich; denn eben zu dieſem Zwecke waren ſie ja dem Feinde abgenommen worden. Es blieb ja immerhin noch eine beträchtliche Summe für diejenigen Zwecke übrig, für welche in den Kammerdebatten, die vor dem Juli 1870 ſtattfanden, die antinationalen Parteien eine ſo rührende Schwärmerei zeigten, ohne dieſen Zwecken einen allzu ſtarken Einfluß auf ihre politiſche Ausbildung zu geſtatten. Die Commiſſion ging von der Thatſache aus, daß die Frage, ob das Retabliſſement Reichs- oder Landesſache ſei, von der Reichsregierung und dem Bundesrathe in dem Sinne entſchieden worden ſei, daß der Auf-

wand dafür von den einzelnen Ländern getragen werden müsse, wofür diese eine bestimmte Quote von den Kriegsgeldern erhielten, beklagte es, daß wegen des für Würtemberg ungünstigern Vertheilungsmaßstabes jene Quote für diesen Staat etwas kleiner ausgefallen sei, sprach dann die Hoffnung aus, daß die dem Reichskanzler übertragenen Ermittelungen zu einer billigen Ausgleichung führen würden, und stellte auf dieses hin den Antrag, die Regierung zu ersuchen, bei den von dem Reichskanzler einzuleitenden Ermittelungen die Rechtsansprüche und Interessen Würtembergs im Sinne der vorstehenden Ausführungen nach Kräften zu vertreten und der Landesvertretung über das Ergebniß seinerzeit Mittheilung zu machen. Darüber wurde in der Commission kein Zweifel geäußert, daß, nachdem die Reichsorgane die Anschaffung der neuen Gewehre und Geschütze als Landessache erklärt und behandelt hatten, die Stände die Verpflichtung hätten, der Regierung die erforderlichen Mittel hierfür zur Verfügung zu stellen, und es wurde der dringende Wunsch ausgesprochen, daß diese verbesserte Ausrüstung des würtembergischen Armeecorps mit möglichster Beschleunigung herbeigeführt werde, damit dasselbe in dieser Beziehung hinter den übrigen Theilen des deutschen Heeres nicht zurückbleibe. Hölder erinnerte daran, wie sehr unsere Truppen, bei einer Ablehnung der Forderung, im Nachtheil wären, einem Feinde gegenüber, welcher mit weiter tragenden Geschützen ausgerüstet sei; die Forderung sei daher im höchsten Interesse unserer braven Truppen, möge man vom Militarismus denken, wie man wolle. Darauf wurde die Forderung in der Sitzung vom 29. Jan. mit 82 gegen 2 Stimmen (Hopf, Vollmer) genehmigt. Ebenso wurde in der Sitzung vom 28. Mai für die Vollendung des Retablissements des Armeematerials im engern Sinne die Summe von 1,349341 Fl. mit 74 gegen 2 Stimmen genehmigt und in der Sitzung vom 17. Juni noch weitere Summen zur Ergänzung der Garnisonseinrichtungen verwilligt. Dabei wurde in der Commission und während der Debatte hervorgehoben, theils daß die Rückerstattung aus Reichsmitteln bei einigen dieser Posten zu erwarten sei, theils daß nun keine Nachforderungen mehr eingebracht werden sollten, vielmehr der etwa noch weiter erforderliche Bedarf an Ausrüstungsgegenständen aus der laufenden Militärverwaltung zu decken sei. Dieses loyale Bestreben der würtembergischen Regierung und Stände, ihre Pflichten hinsichtlich der Ausrüstung des 13. Armeecorps vollständig zu erfüllen, wurde im Reichstage mit Worten und mit der That anerkannt, das letztere in der Sitzung des Reichstages vom 12. Dec. bei der Verwilligung einer aus Reichsmitteln zu zahlenden Summe für ein Proviantmagazin in Ludwigsburg, das erstere mit der Begründung dieser Verwilligung, worüber ein würtembergischer Reichstagsabgeordneter Folgendes nach Hause schrieb: „Es wurde in der Commission mit Wärme geltend gemacht und anerkannt, wie außerordentlich tüchtig und pflichtgetreu Würtemberg, Kriegsheer, Regierung wie Stände, das Ihrige gethan haben, um aus unzulänglichen Zuständen heraus, wie sie vorher bestanden hatten, rasch und durchgreifend alles für das Heerwesen zu leisten, was irgendwie gefordert werden kann. Insbesondere fand der Umstand volle Anerkennung, daß mit Vollendung der angefangenen Bauten in Würtemberg vollständige Kasernirung aller Truppen stattfindet, was in Preußen noch nicht der Fall ist, und eben hierin fand man eine Ausgleichung gegen andere Einrichtungen, welche im Norden vollständiger als in Würtemberg bestehen. Die Anerkennung der bundesgetreuen Haltung Würtembergs und der Billigkeit seiner Ansprüche schlug durch und führte ein im Interesse des Ganzen wünschenswerthes Resultat herbei."

Wie die Forderungen für das Retablissement, so traten auch die für die Gesandtschaften wieder an die Kammern heran. Die Regierung blieb bei ihrem Verlangen, daß nicht blos die Posten in Berlin und in Petersburg, sondern auch die in München und in Wien beibehalten werden sollten. Obgleich seit dem 23. Febr. 1872 in der Politik

nichts vorgefallen war, was die Gesinnung der national-liberalen Partei über die Zweckmäßigkeit der Gesandtschaften der Einzelstaaten hätte ändern können, so stimmten in der Sitzung vom 20. Nov. 1873 doch sehr viele Mitglieder dieser Partei für die Bewilligung dieser Forderung und hielten sogar lange Reden dafür. Hölder suchte seine Abstimmung dadurch zu rechtfertigen, daß er erklärte, er stimme mit seinen politischen Freunden für den Gesandtschaftsposten in Wien nur in der bestimmten Erwartung, daß derselbe in nicht zu ferner Zeit eingezogen werde, und er werde beim nächsten Etat gegen die Forderung stimmen; angesichts der reichsfreundlichen Haltung der Regierung und der Entscheidung über den Lasker'schen Antrag könne man der Regierung wol diese vorübergehende Concession machen. Man sprach damals viel von einem Compromiß, das von der national-liberalen Partei mit der Regierung eingegangen worden sei und diese auffallende Schwenkung veranlaßt habe. Andere Mitglieder dieser Partei blieben ihrem vorjährigen Votum getreu und erklärten, daß es ihnen unmöglich sei, ihre Ansicht zu „discipliniren" oder „vorzubehalten". Die Exigenzen für die Gesandtschaften in Berlin und in Petersburg wurden ohne weiteres verwilligt, die für München mit 73 gegen 11, die für Wien mit 70 gegen 13 Stimmen genehmigt und der Antrag, die Regierung möge die spätere Aufhebung des Gesandtschaftspostens in Wien in Erwägung ziehen, durch Stichentscheid des Präsidenten von Weber angenommen. Die Erste Kammer trat am 4. Dec. diesen Beschlüssen bei, mit Ausnahme des Antrages hinsichtlich des wiener Postens.

Allgemeines Interesse beanspruchte auch die Sitzung vom 8. Nov. 1873, in welcher der Abgeordnete Schmid den Antrag stellte, die Regierung zu ersuchen, sie möchte im Bundesrathe darauf hinwirken, daß den Reichstagsmitgliedern neben der Reisekostenentschädigung entsprechende Diäten gewährt würden. Begründet wurde dieser Antrag damit, daß gesagt wurde, die Diätenlosigkeit mache vielen für die Stelle eines Reichstagsabgeordneten durchaus geeigneten Personen die Annahme eines Mandats unmöglich, zumal in Süddeutschland, wo großes Vermögen nicht häufig zu finden sei; eine Folge dieses Uebelstandes sei die häufige Beschlußunfähigkeit des Reichstages; daß die Gewährung von Diäten eine Gefahr für das Reich nach sich ziehen würde, daran sei nicht zu denken. Damit war denn doch nicht die ganze Kammer einverstanden. Mehrere Abgeordnete erklärten sich schon aus dem formellen Grunde gegen den Antrag, weil die Frage nicht vor das Forum eines Landtages, sondern des Reichstages gehöre, wußten auch für die Beschlußunfähigkeit des Reichstages wichtigere Gründe anzuführen; Kanzler von Rümelin sprach sich gegen den Antrag aus dem Grunde aus, weil die Diätenfrage mit der des allgemeinen Wahlrechts zusammenhänge und nur in Verbindung mit dieser zu lösen sei. Dieser Redner scheute sich nicht, die Nachtheile des allgemeinen Wahlrechts aufzudecken, das dem jugendlichen und dem fluctuirenden Element einen politischen Einfluß verschaffe, der nur den wirthschaftlich selbständigen und unabhängigen Staatsbürgern zukomme, und hielt es für gefährlich, das, wenn auch unvollständige und zu beklagende Correctiv desselben, die Diätenlosigkeit, einfach abzuschaffen und zwar in einer Zeit, wo das Reich im Werden sei und die reichsfeindlichen Parteien einen erbitterten Kampf unternommen hätten. Trotz dieser politisch verständigen Betrachtungen wurde der fast zur Mode gewordene Antrag mit 56 gegen 27 Stimmen angenommen.

Am 20. Juni 1874 wurde der Landtag geschlossen. Er war einer der bedeutendsten und fruchtbarsten von allen bisherigen Landtagen, auch dadurch ausgezeichnet, daß weder zwischen den beiden Kammern, noch zwischen der Regierung und den Ständen ein einigermaßen auffallender Differenzpunkt sich ergeben hat. Gegen den vorigen Landtag vollends, in welchem es vor lauter hoher Politik, vor Südbundsaction, vor Areolay-Strategie, vor antinationalem und internationalem Wortgefechte zu keiner organischen Gesetzgebung und

zeitgemäßer Reform kam, ſtach der jetzige Landtag aufs vortheilhafteſte ab; man glaubte etwas von der ernſten und fruchtbaren Geſchäftsthätigkeit des Reichstages in ihm zu erblicken. Der König ſchloß den Landtag mit einer Thronrede, welche warme Worte für „das durch Kaiſer und Reich neugeeinigte Deutſchland" enthielt. Wenige Tage vorher, am 4. Juni, hatte König Karl einen Beſuch in Straßburg gemacht, inſpicirte dort die würtembergiſchen und preußiſchen Truppen und brachte bei dem Feſtmahl, das er der dortigen Generalität und dem Offiziercorps gab, den Toaſt aus: „Unſerm vielgeliebten Kaiſer Wilhelm dreimal hoch!" Frühere Verſtimmungen waren überwunden und verſchwunden; der treue und anhängliche Bundesfürſt und die treue Bundesregierung ſtanden obenan. Die jährlichen Inſpectionen, welche der Kronprinz des Deutſchen Reiches bei dem würtembergiſchen Armeecorps vornahm, erregten unter allen Ständen der Bevölkerung eine Begeiſterung, wie man ſie gerade in Würtemberg nicht für möglich gehalten hätte. Zwei Perſonalveränderungen waren dieſen neuen Verhältniſſen günſtig: der preußiſche Geſandte Freiherr von Roſenberg und der Corpscommandant von Stülpnagel, welche beide in einer ſchwierigen Uebergangszeit ihre Aufgabe mit Geſchick und Energie gelöſt hatten, aber ſich dabei misliebig gemacht haben mochten, wurden abberufen und durch neue Kräfte, welche keine würtembergiſche Vergangenheit hinter ſich hatten, erſetzt. Den Geſandtſchaftspoſten übernahm 1872 Hr. von Magnus, der bisherige Geſandte bei den Hanſeſtädten und in Mecklenburg, das Armeecorpscommando erhielt am 29. Dec. 1873 der General der Infanterie von Schwarzkoppen, welcher im deutſch-franzöſiſchen Kriege im 10. (hannoveriſchen) Armeecorps die 19. Infanteriediviſion befehligt hatte. Aufſehen erregte die am 13. Sept. 1874 erfolgte Penſionirung des Kriegsminiſters von Suckow, deſſen Stelle vorderhand interimiſtiſch beſetzt wurde und vielleicht gar nicht mehr definitiv beſetzt wird, wie dies in Baden ſchon ſeit Jahren der Fall iſt.

Die Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1874 vollzogen ſich in einer durchaus nicht friedlichen Weiſe. Die reichsfeindlichen Parteien traten auf dem Kampfplatze auf und machten den national-liberalen Candidaten den Sieg ſtreitig. Unbekümmert um die Erfolge der Jahre 1870 und 1871 donnerten die Demokraten gegen den Militarismus, der den finanziellen Ruin des Landes herbeiführe und die Fortſchritte unſerer Cultur unmöglich mache; die Ultramontanen, vom Vatican und deſſen unterſten Schildknappen beeinflußt, ſprachen von der Verfolgung der Kirche, von der Gefahr der katholiſchen Religion, und gingen im „Gruſeligmachen" ſo weit, daß ſie dem Volke ſagten, die Kirchen würden geſchloſſen, die Sakramente nicht mehr geſpendet, alles müſſe lutheriſch werden; ja ein katholiſcher Geiſtlicher rief einem in nationalem Sinne ſich ausſprechenden Gemeinderathe zu, wenn er jetzt noch einmal etwas ſage, dann ſchieße er ihn am Tiſche mit ſeinem Revolver todt. Ein anderer hochwürdiger Herr fand nichts Arges daran, zu ſagen: „Wir werden noch froh ſein, wenn unſere Brüder aus Frankreich kommen und uns die Religion vertheidigen helfen." Wenn ein proteſtantiſcher Führer der Volkspartei die Stimmen ſeiner katholiſchen Wähler dadurch zu gewinnen ſuchte, daß er das claſſiſche tiefhiſtoriſche Wort ausſprach: „Die Jeſuiten ſind ſtets loyale Staatsbürger geweſen", ſo ſieht man daraus, zu welch verzweifelten Allianzen eine ſolche Partei fähig iſt. Ultramontane und Demokraten halfen ſich bei dieſen Wahlen in freundſchaftlichſter Weiſe aus, und da und dort gingen die Demokraten mit fliegenden Fahnen in das Lager der Socialdemokraten über, welche in manchen Bezirken eine Stimmenzahl erhielten, die Anlaß zum Nachdenken gab. Abgeſehen davon, daß die reichsfeindlichen Parteien in manchen Bezirken ſtarke Minderheiten erhielten, war das Reſultat der Wahlen ein erfreuliches: von den 17 Gewählten ſchloſſen ſich 10 an die national-liberale Partei an, 3 an die Deutſche Reichspartei, 1 an die Fortſchrittspartei, 3 an das Centrum. Daß in Würtemberg con-

fessioneller Zündstoff in ziemlichen Quantitäten vorhanden sei, hat sich bei diesen Wahlen gezeigt. Diesen französirenden und mit Revolvern bewaffneten Geistlichen fehlen nur die Ketteler und Senestrey. Der altersschwache Bischof Lipp von Rottenburg war den vielen Kränkungen, welche er auf die Denunciation eines fanatischen Untergebenen hin vom Papste und vom Nuntius Meglia in München erfahren hatte, erlegen und am 3. Mai 1869 gestorben. An seine Stelle wurde von dem Domkapitel in Rottenburg am 17. Juni einstimmig der Professor der Kirchengeschichte an der Universität Tübingen, Dr. Hefele, gewählt. Dieser durch seine „Geschichte der Concilien" berühmte Gelehrte galt als ein Mann von milden und feinen Formen, als ein toleranter Katholik und als Gegner des Jesuitismus. Seine Erwählung scheint in Rom keine große Freude erregt zu haben; doch ließ sich gegen dieselbe nichts einwenden; und so erfolgte endlich am 22. Nov. seine Präconisirung. Am 30. Dec. leistete der neue Bischof im Geheimen Rath den Eid in die Hände des Königs und versicherte dabei, daß er den Frieden im Innern der Diöcese und den Frieden zwischen Staat und Kirche nach Kräften wahren werde. In diesem Sinne sprach er sich auch in seinem ersten Hirtenbriefe vom 3. Jan. 1870 aus. Darauf reiste er zum Vaticanischen Concil nach Rom. Dort galt er vermöge seiner Gelehrsamkeit und Willensfestigkeit für einen der gefährlichsten Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas und für eine Hauptstütze derjenigen Partei, welche die deutsche Wissenschaft und die Würde des Episkopats nicht durch ein Votum von päpstlichen „Kostgängern" vernichten lassen wollte. Als seine und seiner Parteigenossen Bemühungen sich nutzlos erwiesen, reiste er vor der entscheidenden öffentlichen Sitzung und Schlußabstimmung vom 18. Juli 1870 von Rom ab und kehrte in seine Diöcese Rottenburg zurück. Längere Zeit schien es, als ob er seinen Concilsgrundsätzen treu bleiben und das neue Dogma nicht anerkennen würde. Man sprach schon von den unausbleiblichen Folgen einer solchen Charakterfestigkeit sowol für den Bischof als auch für die Regierung, und erwog die Frage, ob die letztere gegen einen vaticanischen Bannstrahl ihren Bischof schützen würde oder nicht. Die Frage erwies sich als eine unnöthige; denn in einem Hirtenbriefe vom 10. April 1871 zeigte der Bischof seinen geistlichen Amtsbrüdern an, daß er sich, wenn auch mit einigen Einschränkungen und Vorbehalten, den vaticanischen Beschlüssen unterwerfe, weil „der kirchliche Friede und die Einheit der Kirche so hohe Güter sind, daß dafür große und schwere persönliche Opfer gebracht werden dürfen". Dies hatte auf seine Loyalität nicht den geringsten Einfluß; in einem Schreiben vom 18. April an die Dekanate und Pfarrämter seiner Diöcese ordnete er an, daß künftig an allen Sonn- und Festtagen „für den Kaiser unsers Deutschen Reiches" gebetet werden solle. Die Regierung ließ, um der Curie gegenüber ihre Stellung zu beleuchten, im „Staats-Anzeiger" vom 18. April bekannt machen, daß sie dem Dogma von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes keinerlei Rechtswirkung auf staatliche oder bürgerliche Verhältnisse zugestehe. Im „Staats-Anzeiger" vom 15. Mai sprach sie sich noch deutlicher und eingehender dahin aus, daß der Inhalt der würtembergischen Gesetzgebung sowie das Recht und die Verpflichtung der Regierung, jeden etwaigen Versuch eines Uebergriffs in das staatliche Gebiet mit allen gesetzlichen, auch vorbeugenden Mitteln zurückzuweisen, gewahrt werde, und daß die Regierung keine Verpflichtung anerkenne, zur Durchführung der Concilsbeschlüsse den weltlichen Arm zu leihen, was für Disciplinarstrafsachen und für die Stellung der katholisch-theologischen Facultät der Universität von Erheblichkeit sei.

Zu irgendeinem Conflict zwischen Regierung und Bischof kam es nicht und wird es schwerlich kommen, dafür bürgt theils die Rücksichtnahme der Regierung, die zugleich durch die Gesetzgebung gegenüber der Curie in einer viel günstigern Lage ist, als dies vor dem Erlaß der Maigesetze in Preußen der Fall gewesen war, theils die Toleranz und Friedfertigkeit des Bischofs, welcher es sogar beharrlich ablehnte, gegen seine frühern Colle-

gen an der katholisch-theologischen Facultät in Tübingen, die sich den vaticanischen Beschlüssen nicht unterwarfen, auf irgendeine Weise einzuschreiten. Um so auffallender war es, daß Bischof Hefele im September 1872 an der Conferenz der deutschen Bischöfe zu Fulda theilnahm und die aus dieser Conferenz hervorgegangene Denkschrift unterzeichnete, worin der Jesuitenorden als ein integrirender Bestandtheil der römischen Kirchenverfassung bezeichnet, das unbedingte Recht der Kirche auf die Leitung der Schule beansprucht, absolute Selbständigkeit und Freiheit für die Kirche gefordert und die Schuld an den jetzigen Conflicten ausschließlich dem nach absoluter Herrschaft strebenden Staate zugeschrieben wurde. Damit waren Grundsätze ausgesprochen, welche der moderne Staat, wenn er nicht seinen Nacken sklavisch unter den Fuß der Kirche beugen wollte, bis aufs äußerste bekämpfen mußte. Die Unterzeichnung dieses monströsen Actenstücks von seiten des Bischofs Hefele mußte um so mehr auffallen, als gerade damals verschiedene Briefe veröffentlicht wurden, welche derselbe im Jahre 1870, vor seiner Unterwerfung unter das Unfehlbarkeitsdogma, theils von Rom aus während des Concils, theils wenige Monate nach demselben geschrieben hatte, und welche das Verhalten der päpstlichen Curie und die Fahnenflüchtigkeit der deutschen Bischöfe scharf kritisirten, ebendamit aber die spätere Haltung des Bischofs Hefele selbst in keine beneidenswerthe Beleuchtung stellten.

In Friedrich's „Tagebuch vom Concil" erschienen zwei Briefe, welche Bischof Hefele von Rom aus schrieb. In dem ersten, datirt vom 7. Juli 1870, sagt derselbe unter anderm: „Der Papst übt die stärkste Pression aus. Er wird auch die Früchte ernten. Wenn nur er und die Curie allein diese Früchte ernten müßten! Aber «delirant reges, plectuntur Achivi» («Für den Aberwitz der Herrscher haben die Völker zu büßen»). Wenn wir zu keinem glücklichen Ausgleich kommen, so entsteht schreckliches Uebel; kommen wir zu einer Vergleichung, so entsteht doch viel Uebel. Nachdem der Papst den Kirchenstaat verloren, will er auch die Kirche verwüsten." Der zweite Brief ist vom 9. Juli datirt: „Sie sehen, in welche Lage wir gebracht sind, und daß es nicht von unserm Belieben abhängt, in unsern Stellen zu bleiben oder nicht. Wer nicht unterschreibt, wird sofort censurirt. Ich schrieb vorher von dem angeblichen Plan des Papstes, uns in der öffentlichen Sitzung zu nothzüchtigen. Allein, wenn viele non placet stimmen und fest bleiben, wenn also großer Skandal droht, wird dann der Papst zum Aeußersten schreiten? Für jetzt will man uns schrecken und einschüchtern. Aber bange machen gilt nicht!" Auf die Anfrage des im August 1870 zu Königswinter constituirten Comité der rheinischen Altkatholiken, was bei der jetzigen Sachlage zu thun sei, erwiderte Bischof Hefele von Rottenburg aus am 11. Nov. 1870: „Ich kann mir in Rottenburg so wenig als in Rom verhehlen, daß das neue Dogma einer wahren, wahrhaftigen, biblischen und traditionellen Begründung entbehrt und die Kirche in unberechenbarer Weise beschädigt, sodaß letztere nie einen herbern und tödlichern Schlag erlitten hat als am 18. Juli vorigen Jahres. Aber mein Auge ist zu schwach, um in dieser Noth einen Rettungsweg zu entdecken, nachdem fast das ganze deutsche Episkopat, sozusagen über Nacht seine Ueberzeugung geändert hat und zum Theil in sehr verfolgungssüchtigen Infallibilismus übergegangen ist. Ich sehe mit Schrecken, daß demnächst in allem Religionsunterrichte Deutschlands die Infallibilität als das Haupt- und Primärdogma des Christenthums wird gelehrt werden, und ich kann mir den Schmerz der Aeltern wohl vorstellen, welche ihre Kinder solchen Schulen überlassen müssen. Aber alles Sinnen und Denken über diese Noth hat mich bisher nicht weiter geführt als zu einer Norm für meine eigene Person. Ich werde das neue Dogma in meiner Diöcese nicht verkünden, und factisch wird in ihr nur von wenigen Geistlichen infallibilistisch gelehrt. Weitaus die meisten ignoriren das neue Dogma, und das Volk kümmert sich, ganz wenige, besonders Adeliche, ausgenommen, gar nicht um dasselbe und ist sehr zufrieden, daß der Bischof darüber schweigt. Desto unzufriedener ist man von

der andern Seite, und die Folgen für mich werden nicht lange auf sich warten lassen. Ich will lieber den Stuhl als die Ruhe des Gewissens verlieren. Solche Abschlachtung der Einzelnen hätte nur verhütet werden können, wenn das gesammte deutsche Episkopat sich der Verkündigung des Decrets widersetzt hätte."

Die Veröffentlichung dieses Schreibens erfolgte am 12. Oct. 1872 in der „Aachener Zeitung", ohne daß einer der Mitunterzeichner der „Anfrage" Schuld an dieser Indiscretion hatte. Die peinliche Verlegenheit des Bischofs läßt sich denken. Er veröffentlichte darauf am 15. Oct. 1872 eine Art Rechtfertigungsschreiben: „Einerseits stand mir fest, daß ein Schisma das größte Unglück wäre, und daß ich mich an einem solchen nie betheiligen werde; andererseits aber glaubte ich, die vaticanischen Decrete vom 18. Juli 1870 nicht mit innerer Zustimmung in meiner Diöcese verkünden, wohl aber dieser unerträglichen Lage durch Resignation entgehen zu können. Es ist Freunden und Feinden diesseit und jenseit der Alpen bekannt, daß dieser innere Kampf bis zum 10. April 1871, also vom Datum des fraglichen Briefes an, noch fünf Monate dauerte, bis es mir gelang, in aufrichtiger Unterordnung meiner Subjectivität unter die höchste kirchliche Autorität mich mit dem vaticanischen Decret zu versöhnen, wovon das Ergebniß in meinem Pastoralschreiben vom 1. April 1871 niedergelegt ist. Dieser Schritt hat mir viele Verfolgung zugezogen, aber er hat mir die innere Ruhe wiedergebracht." Einige Bemerkungen gegen die Altkatholiken, die vor einem Schisma sich nicht scheuten, veranlaßten den altkatholischen Professor Reinkens in Bonn zu einem offenen Sendschreiben an den Bischof, worin gesagt ist, „der jetzige Seelenzustand des Bischofs erscheine räthselhaft", da er sich durch Aufopferung der „Ruhe des Gewissens" (nach dem Briefe vom 11. Nov. 1870) „die innere Ruhe" wiedererworben habe (nach dem Briefe vom 15. Oct. 1872), und die Staatsregierungen würden endlich erkennen, daß, wer, um Bischof zu werden, dem Papste den berüchtigten Vasalleneid leiste, in welchem er sechsmal diesen seinen Herrn nenne und nur Pflichten gegen diesen beschwöre, in seinem Innern kein Deutscher mehr sein könne, sondern einzig allein ein Organ römischer Interessen in Deutschland". Dem ihm in dem pittsburger „Freiheitsfreund" gespendeten Lobe, daß er das Auftreten seiner deutschen Collegen entschieden misbillige und dafür von diesen oft genug aufs härteste mitgenommen worden sei, widersprach Bischof Hefele in einem Schreiben, das in der baltimorer katholischen „Volkszeitung" vom 10. Oct. 1874 veröffentlicht wurde: „Von einem Zwiespalt dieser Art ist mir nichts bekannt; vielmehr stehe ich mit meinen hochwürdigsten Amtsbrüdern im besten Einvernehmen und kann zur Orientirung des «Freiheitsfreund» nur bemerken, daß ich erst vor wenigen Tagen einem hohen Staatsbeamten (nicht einem würtembergischen) mich ganz offen dahin ausgesprochen habe, daß ich den Eid, wie er in Preußen und Baden von den Bischöfen verlangt wird, nicht leisten und den neuen auferlegten Staatskirchengesetzen nicht Gehorsam versprechen könne. Ich bin allerdings ein Mann des Friedens, aber es gibt Grenzen, über welche kein Bischof, auch bei der friedfertigsten Gesinnung hinausgehen kann." Der „hohe Staatsbeamte" war ohne Zweifel ein badischer und die Unterredung wird in Baden-Baden, wo Bischof Hefele im September 1874 einige Wochen sich aufhielt, stattgefunden haben und dadurch veranlaßt worden sein, daß, wie badische Blätter im November 1874 schrieben, Bischof Hefele, welcher von dem Domkapitel in Freiburg auf die für die Wahl eines Erzbischofs der Regierung neuerdings vorgelegte Liste gesetzt worden war, auf Befragen der Regierung oder eines „Staatsbeamten" „bestimmt erklärte, eine Wahl in keinem Falle anzunehmen". Die Gründe hierfür waren „der Eid" und die „Staatskirchengesetze". Daß Bischof Hefele, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, lieber die Ruhe des Gewissens als den Stuhl verlor, war für Würtemberg offenbar das günstigste Resultat seiner innern Kämpfe; wenn er trotzdem die innere Ruhe wiedergefunden hat, so wird dies dem liebenswürdigen

Mann gewiß jedermann gönnen; aber bemerkt muß denn doch werden, daß eine Einheit, welche um ſolche Preiſe erkauft wird und welche darauf beruht, daß es nur einen einzigen Herrn und rings um ihn nichts als Sklaven gibt, für aſiatiſche Verhältniſſe recht ſein mag, aber für die Cultur Europas und für die ſiebziger Jahre des 19. Jahrhunderts ſchlechterdings nicht mehr paßt und für den hiſtoriſchen Blick eher etwas Mitleiderregendes als etwas Imponirendes hat. Denn daß Biſchof Heſele an das Dogma der Unfehlbarkeit nicht glaubt, das ſteht doch ebenſo feſt, als daß er es lehrt und lehren läßt, und letzteres geſchieht doch wol aus keinem andern Grunde, als um der katholiſchen Kirche das „Schisma" zu erſparen, das aber doch nicht erſpart worden iſt, und um das Aufſehen einer biſchöflichen Renitenz zu vermeiden.

Die evangeliſche Kirche, welche in Würtemberg unter gut ſtaatlicher Zucht ſteht, macht der Regierung wenig zu ſchaffen und macht überhaupt wenig von ſich reden. Nicht als ob es nicht auch in dieſer Kirche Heißſporne gäbe, welche gern mit dem Bannſtrahl um ſich werfen würden. Hat doch erſt im September 1874, als es ſich für die evangeliſche Geiſtlichkeit darum handelte, welche Stellung ſie der obligatoriſchen Civilehe gegenüber einnehmen ſolle, ein ſtuttgarter Geiſtlicher allen Ernſtes darauf angetragen, denjenigen, welche die kirchliche Einſegnung verſchmähen, das Recht der Taufpathenſchaft zu verweigern und ſie vom Abendmahl auszuſchließen, ohne zu bedenken, daß dies die Zuchtmittel der katholiſchen Kirche ſind, nicht der evangeliſchen, daß der genfer Reformator Calvin ſolche Zwangsmaßregeln eingeführt hat und deswegen nicht mit Unrecht der genfer Papſt genannt wurde, aber nicht der deutſche Reformator Luther, und daß überhaupt die Ehe eigentlich keine kirchliche Einrichtung iſt, ſondern eine weltliche. Das geiſtliche Mitglied der ſtuttgarter Diöceſanſynode mußte ſich von einem weltlichen Mitgliede derſelben daran erinnern laſſen, daß Luther in ſeinem dem „Kleinen Katechismus" angehängten „Traubüchlein" ſagt: „Demnach die Hochzeit und Eheſtand ein weltlich Geſchäft iſt, gebührt uns Geiſtlichen oder Kirchendienern nichts zu ordnen oder regieren. Aber ſo man von uns begehrt, ſie zu ſegnen, ſind wir ſchuldig, ſolches ihnen zu thun." Und wie zelotiſch drückte ſich in der Landesſynode vom 10. März 1869, welche Einrichtung vom Cultusminiſter Golther ins Leben gerufen worden iſt, ein evangeliſcher Stadtpfarrer über den Bildungsgang der Theologie-Studirenden aus! Die Anträge deſſelben bezweckten nicht weniger, als daß dieſe Studirenden möglichſt wenig Philoſophie treiben, dagegen recht viele Lieder, Bibelſprüche, Katechismus und Confirmationsbuch auswendig lernen, ihre Predigten mehr, wie es ihnen der Geiſt eingebe, als wie es ihnen ihre Dispoſition vorſchreibe, halten, an mediciniſchen Vorleſungen nicht mehr theilnehmen, von dem verderblichen Studentenleben ganz fern gehalten werden und durch eine neuzugründende Profeſſur einen beſondern Beichtvater erhalten ſollten. Von dieſen Vorſchlägen bis zu den Knaben- und Prieſterſeminarien unter dem Krummſtabe des Biſchofs Ketteler in Mainz — wie weit iſt es noch? Jene Landesſynode, in welcher es neue Anträge förmlich regnete, hat ein ſo ungeſegnetes Andenken hinterlaſſen, daß wenige nach Wiederholung dieſer öffentlichen Vorſtellung ſich ſehnen, und daß man deshalb jenem witzigen Oberſchulrath herzlich gern recht gab, welcher dieſe unruhige, kaum zu Athem kommende, in Luftſprüngen ſich gefallende Verſammlung „Circus Golther" nannte.

Luxusgerichte.

Von

Wilhelm Hamm.

Vierter Artikel.

Indiſche Vogelneſter.*)

Wenn im vorigen Jahrhundert die Dichter das Lob der Genügſamkeit prieſen, da wußten ſie deren äußerſtes Gegentheil nicht kräftiger zu kennzeichnen, als durch den Hinweis auf die Schlemmer, welche „Tunkins Vogelneſter" auf ihre Tafeln brächten. Es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß von allen den wackern Poeten kein einziger einen richtigen Begriff von ſolchem Luxusgerichte hatte, wie ja denn auch Claudius ſein gerühmtes „Rheinweinlied" geſungen, ehe er einen Tropfen Rheinwein noch jemals über die Zunge gebracht hatte, wie er ſelbſt bekennt. Denn bis ganz in die neueſte Zeit hat man ſich die ſonderbarſten Vorſtellungen von jenen Vogelneſtern gemacht, und auch heute noch iſt die allgemeine Anſicht darüber noch keineswegs vollſtändig geklärt. Ueber ihre wunderbaren Wirkungen auf den menſchlichen Organismus, wie über ihr Herkommen, ihre Entſtehung waren die ſeltſamſten Fabeln verbreitet. Noch vor 40 Jahren waren die Vögel, von welchen die Neſter abſtammen ſollten, beinahe unbekannt, man wußte nur, daß ſie zur Familie der Schwalben gehörten. Erſt die jüngſte Epoche, welche uns überhaupt den fernen Orient aufgeſchloſſen, hat uns wünſchenswerthe Auskunft über die genannte, einen höchſt intereſſanten Artikel des Handels und Verbrauchs bildende Subſtanz verſchafft, ſodaß wir nunmehr ihre Naturgeſchichte in genügender Vollſtändigkeit kennen.

Die Vogelneſter Tunkins oder Tonkins, unter welchem Namen die alten Geographen das Reich der Mitte, China, verſtanden, ſind in Europa ſeit ungefähr drei Jahrhunderten bekannt, doch fanden ſie ſich immer nur als große, vielfach angeſtaunte Seltenheiten in den Muſeen oder Naturaliencabineten. Sie hießen „Nidi alcyonum"; man glaubte, eine beſondere, ganz kleine Art von Meerſchwalben, Capodes marinae, ſtelle ſie her aus dem Seeſchaum, aus Walrath und Fiſchlaich; nach andern aus dem verdickten Safte des Baumes Calambone. Der erſte, welcher genauere Nachricht über den Gegenſtand gab, war Jakob Bontius in ſeiner „Historia naturalis Indiae orientalis" (1658), ſpäter machten Beckmann 1718, Kämpfer 1729, Rumph 1741 — letzterer die ausführlichſten — Mittheilungen; ihnen folgten Poivre, welcher Buffon's Quelle war, Marsden, Sir Stamford Raffles, J. Crawfurd, aber ihre Berichte enthalten ſo viel Widerſprechendes, daß ſich noch Oken 1837 zu dem zornigen Ausrufe veranlaßt fühlte: „Es iſt eine

*) Vgl. „Luxusgerichte", erſter Artikel: „Die Auſter", in „Unſere Zeit", Neue Folge, IV, 2., 177 fg.; zweiter Artikel: „Kaviar und Genoſſen", V, 2., 377 fg., und dritter Artikel: „Weltweine", VIII, 1., 771 fg.

Schande, daß man bei ſo vielen Nachrichten von dieſen Neſtern nicht den Urſprung derſelben, ja nicht einmal den Vogel kennt"; er ſelber aber hält das, was unter dem Namen in den Handel kommt, für das wirkliche Neſt des Vogels, in welchem dieſer ſitzen ſoll; ein Irrthum, der alsbald aufgeklärt werden wird. Waſſerindien oder der Indiſche Archipelagus, jene größern oder kleinern Trümmer eines Welttheils, in welchem wahrſcheinlich die Entwickelung höher organiſirter Weſen begonnen hat, bildet die Heimat und Bezugsquelle der eßbaren Vogelneſter. Am weiteſten weſtwärts kommen ſie auf der Inſel Ceylon vor, im Diſtricte Caltura an der Weſtküſte; ſodann auf den Nikobaren, woſelbſt die Oeſterreicher 1778 zu Camorta eine Niederlaſſung gründeten in der Abſicht, den Vogelneſterhandel zu betreiben, die einzige derartige Expedition, welche der Kaiſerſtaat jemals unternommen hat, und ſodann von der Halbinſel Malakka bis zur Oſtküſte von Neuguinea und nördlich bis zu den Philippinen. Die Hauptfundorte ſind Java, Borneo, Celebes, die Suluinſeln; auch in Siam und Annam ſollen ſie vorhanden ſein, bilden dagegen kein Erzeugniß von Vorderindien, China und Japan.

Der Vogel, welcher die eßbaren Neſter baut, iſt eine kleine Schwalbe, Hirundo esculenta Lin., im Malaiiſchen Burung labet, in der Sundaſprache Mauuk walet genannt; ſie gehört zu der Familie der Cypſeliden oder Mauerſchwalben, Gattung der indiſchen Salanganen oder Collocalien, führt daher auch die neuere Bezeichnung Collocalia nidifica. Die Salanganſchwalbe, wie ſie nach der indiſchen Benennung getauft wurde, iſt die kleinſte Art ihrer Familie, etwas größer als eine Tannenmeiſe; der Rücken iſt braun gefärbt, die Unterſeite des Körpers und die Enden der gabelförmig geſtellten Schwanzfedern ſind weiß, der Schnabel iſt etwas gekrümmt. Sie fliegt außerordentlich raſch und ſicher. Da, wo die Brandung am ſtärkſten tobt, berichtet Junghuhn von der javaneſiſchen Südküſte, da, wo das Meer in den himmelhohen, ſenkrecht ſteilen Uferfelſen tiefe Höhlen ausgewaſchen hat, da ſieht man ganze Schwärme dieſer kleinen Vögel hin- und herſchwirren. Sie fliegen abſichtlich durch den dichteſten Wellenſchaum, der an den Felſen zerſchellt, und finden in dieſer zerſtiebenden Brandung offenbar ihre Nahrung, wahrſcheinlich ganz kleine Seethiere oder Fetzen von Mollusken, welche die Wogengewalt an den Klippen zerſtückelt hat und mit emporſchleudert. Folgt man mit ſeinen Blicken dem Spiele des Meeres, das unaufhörlich auf- und abwogt, ſo ſieht man, wie die Oeffnungen der Höhlen bald ganz unter Waſſer verborgen ſind, bald wieder offen ſtehen, und wie dann die Schwalben mit Blitzesſchnelle aus- und einziehen. Ihre Neſter kleben an den Felſen, tief im Innern, an der hochgewölbten, finſtern Decke der Höhle. Die Vögel wiſſen den rechten Augenblick, an welchem der enge Eingang zur Grotte offen ſteht, geſchickt zu benutzen, ehe ein neuer Berg von Waſſer ihn verſchließt. Die Salanganen brüten viermal im Jahre, und zwar jedesmal drei bis vier Eier; beide Geſchlechter verrichten abwechſelnd das Geſchäft.

Das, was man „eßbares Vogelneſt" nennt, iſt keineswegs das Neſt ſelbſt, ſondern vielmehr nur deſſen muſchelförmige Unterlage, welche gleich einer Conſole an die Felswand geklebt wird, um darauf das Neſt aus Gras, Tangfaſern, feinen Blättchen u. ſ. w. zu bauen. Es gibt zweierlei Formen dieſer Unterſätze: eine mehr flache, auſternähnliche, und eine tiefere, löffelförmige; dieſelben ſind wahrſcheinlich bedingt durch die Beſchaffenheit des Geſteins der Bruthöhlen oder durch das leichtere und ſchwierigere Beibringen des Materials zum eigentlichen Neſtbau. Man darf daher bei der in den Handel gebrachten Waare durchaus nicht an ein gewöhnliches Vogelneſt denken, im Gegentheil erinnert ihr Ausſehen, obgleich hier und da ein Federchen zwiſchen den Schichten klebt, weit eher an jedes andere Herkommen als an das aus dem Vogelreiche. Dieſes bildet aber auch blos den Vermittler. Die wie matte Hauſenblaſe, oder Perlmutter, oder weißes Horn ausſehende durchſcheinende Maſſe der Salanganneſter, um den Ausdruck, partem pro toto, beizubehalten, iſt thieriſchen Urſprungs. Früher glaubte man allgemein, daß ſie dem

Pflanzenreiche entſtamme und aus Seetang und andern niedern Meerespflanzen durch die Schwalben ſelber im Kropfe zu einer gallertartigen Maſſe verarbeitet werde. Es wurde jedoch dabei nicht berückſichtigt, daß in einer Materie vegetabiliſchen Urſprungs ſich jedenfalls Rudimente des zelligen Gefüges aller, ſelbſt der niedrigſt organiſirten Pflanzen auffinden laſſen müßten. Allein ſorgfältige mikroſkopiſche Unterſuchungen indiſcher Vogelneſter haben ergeben, daß deren Subſtanz völlig ſtructurlos ſei, und daß die darin zuweilen eingebackenen kleinen Federn, Haare, Grashalme und Pflanzenfaſern weiter nichts ſind als zufällige Beimiſchungen oder Ueberbleibſel von dem Oberbau des Neſtes. Ebenſo hat man bei der Magenunterſuchung der Vögel zur Zeit ihres Neſtbaues niemals Reſte von Pflanzen, ſondern nur von Inſekten, der ausſchließlichen Nahrung ſämmtlicher Schwalben, aufgefunden. Allen Arten der Familie der Mauerſchwalben oder Segler (Cypselus, Chaetura, Collocalia) fehlt aber auch der Kropf, mithin dasjenige Organ, durch welches die genoſſenen Vegetabilien metamorphoſirt und ſchließlich zum Neſtbau vorbereitet werden könnten. Durch eingehende anatomiſche Unterſuchungen (in den Verhandlungen der „Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie und im „Journal für Ornithologie") hat Dr. Bernſtein nachgewieſen, daß die Speicheldrüſen der Salanganen, beſonders die glandulae sublinguales, zur Zeit des Neſtbaues eine enorme Entwickelung zeigen, das Secret dieſer Drüſen ſoll aber einzig und allein den Stoff zum Neſtbau liefern, wenngleich die verſchiedenen Salanganarten dabei in abweichender Weiſe verfahren. Wenn man, ſagt derſelbe, zur Zeit des Neſtbaues den Schnabel des Vogels öffnet, ſo erſcheinen die Speicheldrüſen als zwei große, zur Seite der Zunge liegende Wülſte. Sie ſcheiden in reichlicher Menge einen dicken, zähen Schleim ab, der ſich im vordern Theile des Mundes in der Nähe der Ausführungsgänge der genannten Drüſen, unterhalb der Zunge anſammelt. Dieſer Schleim, oder eigentlich Speichel, hat viele Aehnlichkeit mit einer concentrirten Löſung von arabiſchem Gummi und iſt gleich dieſem ſo zähe, daß man ihn in ziemlich langen Fäden aus dem Munde herausziehen kann. Bringt man das Ende eines ſolchen Schleimfadens an die Spitze eines Hölzchens und dreht es langſam um ſeine Achſe, ſo läßt ſich auf dieſe Weiſe die ganze Maſſe des augenblicklich vorhandenen Speichels aus dem Munde und ſelbſt den Ausführungsgängen der Drüſen herausziehen. An der Luft trocknet er bald ein und iſt dann in nichts von jenem eigenthümlichen Neſtſtoffe verſchieden. Auch unter dem Mikroſkop verhält er ſich gerade ſo wie dieſer. Zwiſchen Papierſtreifen gebracht, klebt er dieſe wie arabiſches Gummi zuſammen. Ebenſo kann man Grashalme damit überziehen und zuſammenkleben. Letzteres thut eine zweite Salanganart, die tangfreſſende Schwalbe, Hirundo oder Collocalia fuciphaga, von den Malaien Burung Lintjih genannt. Dieſelbe fertigt nämlich nicht einen Stiel oder eine Conſole, worauf ſie dann ein Neſt ſetzt, ſondern überzieht Grashalme, Glagahblüten, zarte Blätter, Tang u. ſ. w. mit dem Schleime und kittet ſie ſo aneinander, ſowie in Neſtform an die Wand. Dergleichen Salanganneſter haben nur einen geringen Werth, wenn ſie gleich noch brauchbar ſind; in den größern Verkehr gelangen ſie niemals. Sobald die Vögel mit der Anlage ihres Neſtes beginnen wollen, ſo fliegen ſie wiederholt gegen die hierzu gewählte Stelle an und drücken hierbei mit der Spitze der Zunge ihren Speichel an das Geſtein. Dies thun ſie oft zehn- bis zwanzigmal, ohne ſich inzwiſchen mehr als einige Ellen zu entfernen. Mithin holen ſie den Bauſtoff nicht erſt jedesmal herbei, ſondern haben ihn in größerer, ſich ſchnell wieder ſammelnder Menge bei ſich. So beſchreiben ſie zunächſt eine halbkreis- oder hufeiſenartige Form an der erwählten Stelle der Felswand. Die anfangs dickflüſſige Maſſe verdunſtet und verhärtet bald und bildet ſo eine feſte Grundlage für das weiter zu bauende Neſt. Collocalia fuciphaga bedient ſich hierzu, wie oben erwähnt, verſchiedener Pflanzentheile, darunter vorzugsweiſe der Flechten, Usnea plicata, die ſie mehr oder weniger mit ihrem Speichel bekleidet und verbindet; Collocalia nidifica da-

gegen fährt mit dem Auftragen des Speichels allein fort. Sie klammert ſich dann, je mehr der Neſtbau vorſchreitet, an denſelben an, und indem ſie unter abwechſelnden Seitwärtsbewegungen des Kopfes den Speichel auf den Rand des ſchon errichteten und verhärteten Neſttheiles aufträgt, entſtehen jene wellenförmigen Querſtreifen, die dem Neſte das ſchichtenweiſe, blätterige Ausſehen geben, als wäre es aus Algenfäden oder Tangſtreifen zuſammengeſetzt. Uebrigens lebt auch die zweite, minder nutzbare Salanganart durchaus nur von thieriſcher Koſt und hat ihren Namen „tangfreſſend" aus Irrthum erhalten. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die außerordentliche Speichelabſonderung, deren das kleine Thier zur Herſtellung ſeines Neſtbaues bedarf, zum Theil auch durch die ausnehmend entwickelten Magendrüſen geliefert werde, welche ſchon Home als die Organe beſchrieben hat, in welchen die Materie der Neſter bereitet wird. Dabei liegt die Annahme ganz nahe, daß die Schwalbe gallertartige Auswurfſtoffe der Brandung aufſucht und ihren Speichel nebenbei als Bindemittel verwendet; es wäre völlig beiſpiellos, ſagt Pöppig, wenn der ganze Stoff des Neſtes im Körper des kleinen Vogels bereitet würde; gegen eine ſolche periodiſche Thätigkeit des Organismus würde alles unbedeutend erſcheinen, was man über die bewunderten Abſonderungen ſpinnender Inſekten weiß. Die Salangane benutzt ihr mühſam gebautes Neſt nie mehr als einmal; ſie baut zu jeglichem Eierlegen ein neues, wozu ein Schwalbenpaar einen Monat Zeit braucht; verlaſſene Neſter werden niemals von Nachzüglern benutzt; nachdem die Brut flügge geworden, iſt übrigens das Neſt gewöhnlich dermaßen von Unrath durchtränkt, daß es in Fäulniß geräth und abfällt.

So intereſſant der kleine, wenig bekannte Vogel und ſein Product, ſo ſehr iſt es auch die Art und Weiſe der Gewinnung deſſelben. Man bezeichnet die Ernte der Vogelneſter mit dem Namen „Pflücken", wobei jedoch nicht an die idylliſche Arbeit des Obſtpflückens gedacht werden mag. Die Salanganen nähren ſich, wie ſchon erwähnt, hauptſächlich von thieriſchen Producten des Meeres, weshalb ſie denn auch vorzugsweiſe in dem zerklüfteten Geſtein an deſſen Geſtade niſten. Allein ebenſo gern ſiedeln ſie ſich auch im Innern der Inſeln an, da ihre Flugkraft der größten Entfernungen geradezu ſpottet. So ſind ſie zu Millionen heimiſch in den Höhlen der Kalkberge des Diſtricts Bandong, faſt genau in der Mitte der Inſel Java, ſowol von der Nordküſte wie von der Südküſte in gerader Linie je zehn geographiſche Meilen entfernt. Es iſt Thatſache, daß die Vögel an jedem Morgen ihre Neſter verlaſſen, um längs der Meeresküſte zu äßen; ſie müſſen alſo jeden Tag 20 geographiſche Meilen Weg zurücklegen, um zu ihren Futterplätzen und zurück zu gelangen, woneben der Fang ſie gleichfalls den ganzen Tag auf den Fittichen hält. Man darf daher wol, wie die Malaien es thun, dieſe kleinen Schwalben die „gedankenſchnellen Töchter der Luft" nennen und kaum andere Vögel hinſichtlich der Flugleiſtung mit ihnen vergleichen können. Sie fliegen pfeilgeſchwind durch die engſten Spalten der Felſen, ohne anzuſtoßen, auch wenn es vollkommen finſter iſt, berichtet Junghuhn, welchem wir nach Haßkarl's Ueberſetzung folgen. In allen Hählen wohnen Schwalben und Fledermäuſe (Lalai) zugleich, jedoch in verſchiedenen Räumen oder Abtheilungen; beide leben von Inſekten. Die Fledermäuſe ſchlafen des Tages, zu welcher Zeit die Schwalben die Höhle verlaſſen haben, um Nahrung zu ſuchen. Wenn ſie des Abends heimkehren, um ſich in ihre Neſter zu begeben, ſo fliegen die Fledermäuſe aus und kehren erſt mit dem grauenden Morgen zurück, worauf alsdann die Schwalben wieder von neuem ausziehen. Auf ſolche Art ſind dieſe ſo verſchieden organiſirten Thiere, obgleich ſie in derſelben Höhle wohnen, doch niemals gleichzeitig beieinander; ſie ſtören ſich gegenſeitig nicht; die eine Hälfte fliegt jederzeit aus, wenn die andere einfliegt, oder kehrt zur Höhle zurück, wenn dieſe von der andern Schar verlaſſen wird.

Die Salanganhöhlen in den Klippen am Meeresstrande befinden sich immer in der Nähe der ärgsten Brandung, oft so, daß die Wogen brüllend in sie einschlagen, um dann durch den Widerdruck der comprimirten Luft in staubförmig zertheilten Wassersäulen mit Donnergetön wieder herausgeschleudert zu werden. Der Kampf der Elemente ist hier ein wahrhaft grausiger, das Getöse ein infernalisches, die Gewalt der rollenden, sich überstürzenden, am Gestein anprallenden, zerstiebenden Wellenmassen eine ganz unbeschreibliche. Aber fröhlich und keck tummeln sich die zierlichen Schwälbchen mitten in dem brodelnden Kessel; sie durchschneiden in graziösen Schwingungen die Schaumkämme der Wogen und erhaschen daraus mit nie fehlender Sicherheit ihre Beute. Noch kühner aber ist der Mensch, dem die Fittiche fehlen, und der doch sich in all den Graus wagt, um ärmlichen Gewinn täglich zehnmal sein Leben aufs Spiel setzend. An den Küsten des Stillen Oceans, wo die Salanganen nisten, hat sich unter der Bevölkerung eine besondere, streng in sich abgeschlossene Zunft gebildet, die Salanganfischer oder Pflücker, welche für sich allein das Recht des Sammelns der kostbaren Nester in Anspruch nimmt und jeden fortzutreiben versteht, der ihr da hineinzupfuschen versuchen will. Es sind lauter hagere, aber kräftige, abgehärtete und waghalsige Gesellen. Sie huldigen einem ganz besondern Cultus, dem der Königin Loro, der Beherrscherin der Küste, welche der Brandung gebietet. Diese Göttin, erzählt Junghuhn, wird von den Fischern in hohen Ehren gehalten. Zu Rongkop steht oben auf der senkrechten Ufermauer der Felsen in einem Palmenhain ein schönes, von Bambus gebautes Haus, worin kein Sterblicher wohnt, an dem niemand vorübergeht, ohne seine Hände zum ehrerbietigen Gruß (Sembah) ans Haupt zu bringen. Jeder ist sofort des Todes, der es wagen wollte, dies Haus zu betreten. Es ist der Tempel und Wohnsitz der Ratu Loro Segoro Kidul (Königin, Jungfrau, Meer, Süden, der jungfräulichen Königin des Südmeeres), der es zuweilen behagt, den Wogen zu entsteigen oder ihre Felsenhöhlen zu verlassen, um unsichtbaren Einzug in dies ihr Haus zu halten, wo ihr das fromme Volk prächtige Geräthe, Lagerstätte und schöne Kleider hingelegt hat, deren sie sich nach Belieben bedienen kann. Nur zuweilen begibt sich ein Häuptling der Salanganpflücker, der zugleich das Amt eines Priesters versieht, in die Wohnung der Göttin, um Gemach nebst Inhalt vom Staube zu reinigen, während Weihrauchdampf als frommes Opfer an der Pforte des Hauses emporsteigt. Kein Laut darf während dieser Zeit seinen Lippen entschallen, ebenso wenig als die Schar der übrigen Javanen, die in banger Ehrfurcht draußen auf den Knien liegen, sich regen darf. Das Pflücken der Nester wird mit einer Festmahlzeit vor dem Hause der Göttin eingeleitet, woselbst reinliche Matten auf dem Grasboden ausgebreitet und mit Speisen besetzt sind. Zuerst ladet der Priester die Ratu Loro ein, Platz zu nehmen und von den Gerichten zu kosten; zugleich werfen sich alle Anwesenden nieder auf das Gesicht. Erst wenn der Priester wieder das Zeichen gibt, erheben sich die Männer, um nun am Mahle sich göttlich zu thun, während im Hintergrunde die harmonischen Töne des Gamelang erklingen und blumengeschmückte Mädchen sich im Reigen wiegen.

Alsdann erst schreitet man zu der gefährlichen, halsbrecherischen Arbeit. Der Pflücker, nur mit einem Sarong um die Lenden bekleidet und mit einem beutelförmigen Netz an der Seite, stellt sich auf einen Querstab, der an einem Seile aus Rotang, Calamus rotang, befestigt, mit ihm hinab in die Tiefe gelassen wird. Er hält sich nur mit einer Hand, der linken, am Seile fest, in der rechten führt er einen Stab, mit welchem er sich von dem senkrechten Felsen möglichst fern zu halten sucht. So schwebt er denn oft mehrere hundert Fuß über der kochenden Brandung, deren Getöse auch das muthigste Herz beben machen muß, umschwirrt von zahllosem Gevögel, das aus den Ritzen des Gesteins aufgescheucht wird, sein Leben hängt an dem dünnen Geflecht des zähen Rohres. Das aber ist erprobt und reißt nicht. Sobald der verwegene Mann vor der Mündung

einer Salanganhöhle angekommen ist, gibt er ein Zeichen, und im Nachlassen des Seiles wird innegehalten. Nun bringt er dasselbe — und das ist der gefährlichste Theil der Leistung — in Schwingungen, welche er nach und nach so zu verstärken weiß, bis er so weit in das Innere der Höhle geschleudert wird, daß er hier mit kühnem Sprunge auf eine vorher ausersehene Stelle des Gesteins abspringen kann. Nicht immer aber geräth das grausige Wagniß — dann aber ist Sturz und Tod sein unfehlbares Los. Gewöhnlich hat der Pflücker eine dünne Schnur um den Leib gebunden, die, an dem Rotangtau befestigt, ihm gestattet, dasselbe wieder an sich heranzuziehen, sobald er seine Arbeit vollendet hat; es kommt vor, daß sie sich löst oder abreißt, dann bleibt ihm nichts übrig, als den entsetzlichen Sprung zu wagen über den klaffenden Abgrund, um mit Händen und Füßen das freischwebende Tau zu erreichen; aber so furchtlos und gewandt sind die „Kinder der See", daß ihnen dieser wahrhafte Saltomortale selten mislingen soll, selbst wenn sie mit Beute beladen sind. Ist der Pflücker glücklich in die Höhle gelangt, so stößt er mit einer Klinge, die im Sarong (Lendenschurz) geborgen war, die Nester in seinem Bereich von der Höhlenwand ab und birgt sie in seinem Netze, bis dieses gefüllt ist. Die höher angeklebten Nester erreicht er, indem er die Klinge an seinen Stab oder an eine schon vorher herabbeförderte Stange befestigt. Dabei muß er aber meistens außerordentlich vorsichtig sein; oft bietet das schlüpfrige Gestein keinen Raum zum Aufstellen des Fußes; dann greift der Pflücker mit den Zehen und der einen Hand in die Risse und Spalten und hißt sich so längs der Wand fort, oft in unheimlicher Dämmerung, umschwirrt von ängstlich piependen Vögeln oder pfeifenden Vampyren — in der Tiefe aber züngelt der Wogenschwall phosphorescirend empor, als erwarte er sein sicheres Opfer. Allein der Mann kennt sein Handwerk und seinen Weg, trotzt allen Gefahren, zieht, sobald er genugsam beladen ist, das Rotangseil wieder an sich, schwingt sich auf den Tragstab und läßt sich hinaufziehen unter die Genossen, von welchen sogleich ein zweiter in der Fahrt ihm folgt. Weil aber doch dieses Verfahren des Pflückens einestheils viel zu gefahrvoll, anderntheils zu zeitraubend ist, so trachten die Salanganfischer überall, wo es möglich ist, bleibende Communicationen mit den Höhlen herzustellen. Dies geschieht gewöhnlich mittels Hängeleitern aus Rotang, die an den senkrechten Felsenmauern hinabführen, und aus Galerien vom gleichen Material im Innern der Höhlen. Bei einer der berühmtesten Nesterhöhle der javanischen Südküste, der Gua-Gedé, bei dem Fischerort Karang bolong, in der Residenz Bagelen, liegt der Rand der Küstenmauer 80 pariser Fuß über dem Spiegel des Meeres zur Ebbezeit; die Felswand biegt sich concav nach innen, bildet jedoch in einer Höhe von 25 Fuß über dem Meere einen Vorsprung, bis auf welchen die Rotangleiter senkrecht hinabhängt; diese ist verfertigt aus zwei seitlichen Rotangsträngen, welche in Abständen von $1^1/_2$—2 Fuß durch feste Querhölzer miteinander verbunden sind. Die Decke des Eingangs der Höhle liegt jedoch nur 10 Fuß über dem Spiegel des Meeres, das den Boden der Höhle auch zur Ebbezeit in seiner ganzen Ausdehnung bedeckt, während zur Flutzeit die Oeffnung der Höhle von jeder herbeirollenden Woge gänzlich zugeschlagen wird. Man kann also nur zur Ebbezeit und bei sehr niedrigem, stillem Wasser in ihr Inneres gelangen. Auch dann noch würde dies unmöglich sein, wäre der Fels der Decke oder des Gewölbes der Höhle nicht durch die Flut tausendfältig in Löchern und Zacken zerfressen, gleich einem ungeheuern Badeschwamm. In diesen Löchern aber, an den hervorspringenden Unebenheiten des Felsens, hält sich der kühnste und stärkste Mann der Zunft, welcher zuerst hinabklettert, fest, und verknüpft in dieselben Rotangstränge, die er um den Leib gewickelt trägt, sodaß sie 4—5 Fuß lang herabhängen. An ihre untern Enden werden sodann andere, lange Rotangtaue befestigt, welche parallel mit dem Höhlengewölbe laufen und dessen Vorsprüngen oder Vertiefungen folgen, sodaß auf diese Weise eine hängende Brücke durch oder rings um die ganze Höhle

hergeſtellt iſt. Die Gua-Gedé iſt bei 100 Fuß Breite etwa 150 Fuß lang, ihre Decke erhebt ſich von 10 bis auf 25 Fuß Höhe über den Meeresſpiegel. Eine noch berühmtere Salanganenſtätte iſt die Gua-Tahar, eine über 500 Fuß tiefe, 50 Fuß breite und 60 Fuß hohe Höhle, deren ganz ſchmaler Eingang nur 12 Fuß hoch über dem Meeresſpiegel liegt; ſie wird ebenfalls auf ſchwebenden Rotangbrücken, die unter der Decke hängen, erklettert.

Ehe die Salanganpflücker bei der beginnenden Ernte der Vogelneſter die Leitern aushängen, vergewiſſern ſie ſich immer erſt, daß die Gegend rein von Unbefugten iſt und daß ſie nicht beobachtet werden. Sie laſſen keinen Fremden in ihre Kaſte eindringen oder bei ihren Ceremonien gegenwärtig ſein. Den Holländern iſt es äußerſt ſchwer gefallen, ſich unter ihnen in Anſehen zu bringen und Steuern zu erheben. Einzelne holländiſche Agenten ſollen in frühern Jahren die grauſige Fahrt am Rotangſeil in die Tiefe zum Eingang der Höhlen erzwungen, keiner davon aber wieder das Licht der Oberwelt erblickt haben; „die Göttin Loro hat ſie in ihren Schos genommen", ſagten die Javanen, und anderes war nicht aus ihnen herauszubringen. In der neuern Zeit iſt man aber doch von der Geheimnißkrämerei bedeutend zurückgekommen, und ſelbſt der Cultus der jungfräulichen Königin der See — welche übrigens der Göttin Durgah, der Gemahlin des Schiwah der Hindus, dem Symbol der Fortpflanzung und Fruchtbarkeit, entſpricht — ſoll ſehr in Abnahme begriffen ſein infolge des ſich immer weiter ausbreitenden Mohammedanismus. Es gibt jetzt von der Regierung angeſtellte beſondere Aufſeher der Vogelneſterhöhlen.

Die Salanganen brüten, wie ſchon erwähnt, viermal im Jahre, und bauen dazu jedesmal friſche Neſter. Da, wo man nicht räuberiſch verfährt, werden die Neſter dreimal genommen, den Vögeln daher nur eine Brut gelaſſen. Dennoch gewahrt man niemals eine Verminderung ihrer Menge, die von den in Benutzung ſtehenden Bruthöhlen ziemlich genau bekannt iſt, da die Neſter gezählt und auf jedes zwei Vögel gerechnet werden. So enthalten die fünf Höhlen auf Karang bolong in Java die Summe von 330000 Schwalben, von welchen jährlich in drei Pflückungen 500000 Neſter gewonnen werden. Die Pflückungen finden ſtets nur in der Zeit der „Reife" ſtatt, wenn nämlich die Mehrzahl der Neſter Junge enthält, bei welchen die Federn auszubrechen beginnen; ſobald die Jungen völlig befiedert, ſind die Neſter ſchon gefärbt und unbrauchbar geworden. Alle vorgefundenen Junge und Eier werden ins Meer geworfen; im Innern pflegen erſtere wol auch von den Pflückern verſpeiſt zu werden. Die beſte Ernte des Jahres liefern die Monate Juli oder Auguſt, die nächſtbeſte findet im November oder December, die ſchlechteſte im April oder Mai ſtatt. Als Neſter von erſter Qualität zählen nur ſolche mit eben zur Befiederung gelangenden Jungen, von zweiter diejenigen mit nackten Jungen, von dritter ſolche mit Eiern; die letztern gelten als noch nicht reif. Die geſammelten Neſter werden einer vorläufigen Reinigung unterzogen und ſodann genau ſortirt. Die erſte Verpackung geſchieht in ſtarken Körben aus Bambusfaſern oder Palmenbaſt; eine zweite, der eine abermalige Sortirung vorhergeht, erfolgt durch die Händler in Kiſten à ½ Picul oder 70 Pfd., worin die Verſendung für den Markt geſchieht.

Die Indiſchen, fälſchlich Chineſiſchen Vogelneſter (malaiiſch Sarang burung, ſundaneſiſch Susu lawit, engliſch Birds nests, franzöſiſch Nids de Tunkin, ſpaniſch Nidos de la China, hindoſtaniſch Ababi, chineſiſch Yen-wó) bilden einen bedeutenden Handelsartikel des Indiſchen Archipels nach China. Denn dieſes Land iſt der alleinige Abnehmer der ſeltſamen Waare; die wenigen Kiſten, welche als Curioſität nach Europa und Amerika gebracht werden, ſind nicht der Rede werth. Der Stapelplatz des Vogelneſthandels iſt die Stadt Kanton. Die jährliche Geſammteinfuhr daſelbſt wird auf 1200 Piculs oder circa 168000 Pfd. veranſchlagt. Auf das Pfund rechnet man etwa 50 Stück, auf den

Picul 7000 Stück, sodaß im ganzen 8,400000 Stück Schwalbennester, oder, bei drei Pflückungen, das Product von 2,800000 Schwalbenpaaren, in China jährlich eingeführt werden. Man unterscheidet zwei Sorten der echten Salanganneſter: weiße oder Mandarinenneſter, Peh-yen oder Kwan-yen, und gewöhnliche, Tschang-yen. Außerdem kommen auch noch diejenigen der tangfreſſenden Schwalbe als untergeordnetſte Gattung zum Verkauf, unter der Bezeichnung „Borſtige Neſter", Mau-yen. Die beſte, völlig weiße Sorte wird mit 3—4000 Doll. per Picul bezahlt, alſo doppelt ſo hoch, als ihr Gewicht in Silber beträgt; es koſtet demnach das Pfund davon in China 20—30 Doll.; ein ganz exorbitanter Preis, beſonders wenn man ihn mit demjenigen vergleicht, welchen die Salanganfiſcher für ihre lebensgefährliche Gewinnung erhalten und der höchſtens 10—12 Proc. des Marktwerthes beträgt. Bei letzterm kommt allerdings in Betracht, daß man es hier mit einem entſchiedenen Luxusgegenſtande zu thun hat, deſſen Preisbeſtimmung weder vom innern Werth noch von demjenigen des Gebrauchs bedingt werden kann. Die zweite Qualität der Vogelneſter wird mit 1600—2800 Doll., die dritte, ſchlechteſte (von Collocalia fuciphaga) mit 200 Doll. per Picul bezahlt. Der größte Theil der beſten Sorte wird für den Gebrauch des kaiſerlichen Hofes in Peking bezogen. Andere oſtaſiatiſche Völker als die Chineſen verwenden die Salanganneſter nicht als Nahrungsmittel; ſelbſt dort, wo ſie geſammelt werden, iſt dies nicht der Fall.

Die Indiſchen Vogelneſter werden nur, in Waſſer oder Bouillon aufgelöſt, als Suppe verſpeiſt. Sie bilden ein Entrée, welches auf der Tafel der reichen Chineſen niemals fehlen darf, das jedoch den Ausländern keineswegs die Begeiſterung einzuflößen vermag, welche die Söhne des Reiches der Mitte dafür empfinden. Ich habe zum erſten mal im Jahre 1852 Gelegenheit gehabt, eine indiſche Vogelneſtſuppe zu koſten, und zwar in dem ſeinerzeit berühmten Wilkens' Keller zu Hamburg. Der Teller davon koſtete einen Thaler; man erhielt dafür eine Brühe von der gallertartigen Conſiſtenz einer gut durchgeſchlagenen Sagoſuppe, allein überaus ſtark gewürzt, mit vorwiegendem Muskatnußgeſchmack. In China wird ſie noch viel ſtärker mit Würze verſehen, namentlich mit Caſſiablüten, Macis, Moſchusſamen (von Hibiscus moschatus), Gewürznelken, Vanille, Ginſeng u. ſ. w. Später erhielt ich mehrmals direct mitgebrachte Muſter von eßbaren Vogelneſtern, und zwar zweierlei Form, eine flach teller- oder auſterartige und eine löffelgeſtaltige, beide ſonſt gleich in Farbe (weiß) und Structur, blätterigem Gefüge. Es wurden verſchiedene Verſuche damit angeſtellt; die Subſtanz löſte ſich in heißem Waſſer vollſtändig und bildete damit einen dicken Schleim, aber ganz ohne Geſchmack, ebenſo in Fleiſchbrühe, ohne dieſer etwas anderes zu verleihen als größere Conſiſtenz. Auch Nachwirkungen wurden nach mehrmaligem reichlichem Genuß nicht im mindeſten empfunden. Die Chineſen legen aber darauf ganz beſondern Werth, ſie glauben, die Vogelneſter ſeien eins der kräftigſten Stimulantien, und begründen auf dieſe Eigenſchaft deren hohen Werth. Es iſt aber ſchwer abzuſehen, wie der an und für ſich gewißlich faſt ekelhafte vertrocknete Speichel eines kleinen Vogels eine derartige Kraft erlangen ſollte, und iſt viel eher anzunehmen, daß die Wirkung der übermäßigen Würzezuthaten, durch welche die an und für ſich völlig geſchmackloſe Speiſe dem Gaumen gerechtgemacht, mit derjenigen der Hauptſubſtanz verwechſelt wird. In der That muß die Wiſſenſchaft einen jeden Einfluß des Genuſſes der Vogelneſter auf den menſchlichen Organismus völlig in Abrede ſtellen.

Verſchiedene chemiſche Analyſen der Materie der indiſchen Vogelneſter liegen vor. Die erſte, von dem Franzoſen Marcet aus dem Jahre 1817, ſtellt die Subſtanz zwiſchen Gallerte (Gelatine) und Eiweiß; ſie ſoll der Einwirkung heißen Waſſers einigermaßen widerſtehen und darin erſt nach einigen Stunden aufquellen (was ganz falſch iſt; Gott weiß, welches altabgelegene Exemplar jenem Gelehrten zur Verfügung ſtand), und ſoll

beim Trocknen wieder hart, aber auch ſpröder werden, weil etwas Gallerte gelöſt im Waſſer zurückbleibe. Sodann hat Döbereiner in Jena auf Veranlaſſung Oken's ein Neſt analyſirt (1830) und gleichfalls gefunden, daß die Subſtanz ein Mittelding ſei zwiſchen Schleim und Gallert! Die genaueſten Unterſuchungen der Neuzeit verdanken wir Profeſſor Troſchel in Bonn. Aus dieſen geht hervor, daß das Material der eßbaren Vogelneſter keineswegs aus beſonders nahrhaften oder ſtimulirenden Beſtandtheilen beſtehe, ſondern in ſeiner Zuſammenſetzung völlig jedem thieriſchen Speichel gleiche. Was alſo die Chineſen von der regenerativen Wunderkraft dieſer ſonderbaren, ſogar unappetitlichen Koſt erzählen, iſt eitel Einbildung und Fabel. Man bezahlt dort ſchweres Geld wahrhaft für ein Nichts, und in dieſem Sinne gibt es kein frivoleres Luxusgericht als die Indiſchen Vogelneſter.

In Europa haben ſie daher mit vollem Recht niemals Eingang zu finden vermocht. Zwar erzählt Alexandre Dumas in ſeinem nachgelaſſenen Werke: „Grand dictionnaire de cuisine", von dem berühmten Diner des Vicomte de Vieil-Caſtel, der infolge einer Wette für 500 Frs. auf einem Sitze verſpeiſte und in dem Menu als Hauptpoſten eine Schwalbenneſterſuppe mit 150 Frs. verzeichnet fand; allein das iſt nur eine poetiſch-culinariſche Licenz des „vieux blagueur." Da die beſte Sorte der Neſter niemals ausgeführt wird, das Pfund der zweiten Qualität in Europa aber ganz beſtimmt für 50 Thlr. (wol auch für die Hälfte?) zu haben ſein dürfte, man aber niemals mehr als ein Neſt auf die Portion Suppe nimmt, und deren 50 Stück der allerbeſten auf das Pfund gehen, ſo iſt das Gericht mit 10 Frs. übermäßig bezahlt und der Vicomte hat für ſeinen Potage jedenfalls 140 Frs. zu viel entrichtet. Wilkens in Hamburg begnügte ſich mit 4 Frs. und war, wie männiglich weiß, nicht der Mann, der ſeinen Gäſten gern etwas ſchenkte. Anderweitig iſt uns die chineſiſche Delicateſſe in der Literatur nicht begegnet. Wir brauchen die Söhne des Himmliſchen Reiches nicht darum zu beneiden — wir beſitzen nahrhaftere, wohlſchmeckendere und ſogar auch koſtſpieligere Suppen als diejenige aus Indiſchen Vogelneſtern.

Der ſogenannte Raſſenkrieg

in einigen Südſtaaten der Union.

Die neuern Vorfälle in mehrern Südſtaaten der Union mit den ſie begleitenden Geſetzloſigkeiten und Grauſamkeiten nehmen die Aufmerkſamkeit der gebildeten Welt in hohem Maße in Anſpruch. Die letzten Scenen des großen Seceſſionskrieges und die erſten der auf ihn folgenden Friedensperiode waren mit großer Mäßigung und mit ſcheinbar befriedigendem Erfolge abgeſpielt worden; Volk und die Regierung der Union, die letztere trotz des die ganze Nation aufs tiefſte ergreifenden Mordes von Lincoln und deſſen Erſetzung durch den verhaßten Renegaten Johnſon, hatten ſo entſchieden alle ſchadenfrohen Vorausſetzungen ihrer Feinde und trüben Befürchtungen ihrer Freunde widerlegt, daß die öffentliche Meinung der civiliſirten Welt zu dem kurzſichtigen Reſultate kam, europäiſche Erfahrungen, ja charakteriſtiſche Eigenſchaften der Mehrheit der außeramerikaniſchen Menſchheit fänden auf das Volk der Union keine Anwendung — ein Trugſchluß, dem ſich ſogar die Mehrzahl der Amerikaner und ſelbſt ihrer erſten Staatsmänner — ich brauche nur Seward zu nennen — hingaben.

Im Gegenſatze hierzu iſt die Geſchichte der Vereinigten Staaten ſeit 1865, und beſonders die der Südſtaaten, nichts als der Beweis, daß die Amerikaner, weiße wie ſchwarze, Menſchen ſind wie alle andern, und daß ſtets auch im Leben der Völker dieſelben Prämiſſen dieſelben Reſultate erzielen.

Wer an Ort und Stelle in dem durch die täglichen Blätter vermittelten engen Verkehr mit jener Geſchichte geſtanden, wem es dadurch möglich geworden, aus einer Maſſe von anſcheinend unbedeutenden Vorkommniſſen Schlüſſe zu ziehen, wem es gegeben war, ſich frei zu halten vom Banne des despotiſchen Parteikatechismus, dem ſind die jüngſten Ereigniſſe keineswegs ſo auffallend, überraſchend oder unerklärlich. Verſuchen wir es in möglichſt gedrängter Darſtellung dem deutſchen Leſer eine Einſicht in das Verhältniß der emancipirten Schwarzen zu ihren frühern Herren einerſeits und zu den Nordſtaaten andererſeits zu verſchaffen.

Präſident Lincoln's hochgefeierte Emancipationsproclamation, die ausdrücklich und in der Abſicht, die ſogenannten Kriegsdemokraten zu ſchonen, blos als eine von der Kriegsnothwendigkeit abgenöthigte Conceſſion erklärt und dadurch jedes humanitären oder Gerechtigkeitscharakters entkleidet wurde, war eigentlich, vom ſittlichen Standpunkte beurtheilt, ein herzloſes Danaergeſchenk, deſſen nächſte Wirkung für den armen Schwarzen keine andere war, als die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten, mit einziger Ausnahme der wenig zahlreichen principiellen Humaniſten, zu ſeinem Feinde zu machen.

Neun Zehntheile der vier Millionen Farbigen standen am Tage der Emancipation noch unter der Botmäßigkeit ihrer alten Herren und unter der Willkürherrschaft einer seit lange systematisch brutalisirten, durch die Kriegsnoth und insbesondere diese Proclamation bis zur Tollwuth aufgestachelten öffentlichen Meinung. An Schutz oder Hülfe seitens der Bundesregierung war nicht zu denken; wol die Hälfte der Bundesoffiziere und Soldaten waren ihrer Gesinnung nach Kriegsdemokraten, d. h. solche, die den Süden in seinem Versuche, die Union zu spalten, zwar bekämpft hatten, die aber dem Farbigen gegenüber selbst die extremsten Theorien und Gesetze, nicht einmal gemildert durch den im Süden sich doch immer etwas fühlbar machenden Einfluß des nahen persönlichen Umganges, billigten. Die Volksstimme im Norden war über die Gesetzmäßigkeit und Opportunität der Maßregel sehr getheilt; „vom Rechte, das mit uns geboren", war nur wenig die Rede.

Stand so der Emancipirte, in seiner Eigenschaft als Mitglied des Staatswesens, einer Meute von Feinden gegenüber, so war seine Lage in der ihn zunächst umgebenden Gemeinde eine noch bei weitem verzweifeltere. Rohe Sitte, öfters auch tief betrauerte, aber unumgängliche Nothwendigkeit und teuflisches Gesetz waren bis zur äußersten Grenze des Möglichen gegangen, um seit funfzig Jahren den Farbigen zum Thiere zu machen, und nicht ohne bedeutenden Erfolg. Ehe, Familie, Eigenthum des Sklaven hatte die Gesetzgebung nicht anerkannt; war es zu verwundern, daß die Farbigen selbst nicht viel darauf hielten? Anstatt der Religion hatten die Geistlichen der verschiedenen Sekten, voran die fanatischen Methodisten und Baptisten, ein auf die gesellschaftliche Lage und die leicht bis zum Wahnsinn zu steigernde Exaltation des Farbigen berechnetes Gebräu zurechtgemacht, das sich um zwei Persönlichkeiten krystallisirte: the Master on earth und the Lord in heaven.

Alles, was die vier Millionen Emancipirten am Tage ihrer Freiwerdung besaßen, um ihre Erhebung ins Werk zu setzen, waren zwei kräftige Arme, redliches Wollen, ein nicht zu brechender Humor und ihr blindes Vertrauen zu den Männern des Nordens. Ihnen gegenüber standen, und zwar mit möglichst feindlicher Gesinnung, acht Millionen, denen das alles gehörte, was vom Potomac und Ohio bis zum Rio-Grande einen Marktwerth hatte, die alle Aemter besaßen wie alle Bildung, denen allein das Prestige der Familientraditionen in der Geschichte der Nation zukam und die stark genug waren, um seit mehr als zwei Jahren einen blutigen Kampf gerade um die, wenn auch nicht so gestellte, doch wohlverstandene Frage führten, ob der Farbige ein gleichberechtigter Mensch und Staatsbürger werden oder, wie bisher, vor dem Gesetz und der Sitte blos bald ein bevorzugtes, bald zurückgesetztes Thier sein solle.

Wenn heute eine Staatsregierung aus irgendeinem Grunde, nehmen wir den entschuldbarsten an, absoluter und erwiesener Mangel an Mitteln, alle von ihr unterhaltenen Waisenhäuser schlösse und die unglücklichen Bewohner derselben auf die Straße triebe, so würde ein allgemeiner Schrei der Entrüstung sich erheben und eine solche Regierung vor Mit- und Nachwelt gebrandmarkt dastehen. Und doch wäre der Fall, im Vergleich zu der Weise, wie, und zu den Umständen, unter welchen die vier Millionen Neger auf die Straße getrieben wurden, ein sehr milder. Denn der größte Theil alles Nationalreichthums der Sklaven-, und ein großer Theil jenes der nördlichen oder freien Staaten war das Product der Negerarbeit, und während jene Waisenkinder in jedem ihrer Mitbürger einen Freund, in jedem Hause eine Heimat finden würden, standen, wenn auch mit einzelnen Ausnahmen, durch die Nothwendigkeit der entsetzlichen Lage gezwungen, dem Emancipirten alle seine Mitbürger feindlich oder doch theilnahmlos, oft auch mittellos gegenüber. Nur sehr wenige Stimmen, meistens die der alten braven Neuengland-Abolitionisten, und es soll nicht verschwiegen werden, der angesehenen Deutschen der Emigration von 1848, traten für das Recht der Emancipirten auf eine Heimstätte aus den bereits

confiscirten oder noch zu confiscirenden Beſitzungen der Leiter der Rebellion oder aus den Staatsländereien auf, während einige wohlmeinende Blätter und Staatsmänner, ohne Einfluß, aus Zweckmäßigkeitsgründen (expediency) dafür plaidirten. Leider ließ die auch den meiſten nördlichen Staatsmännern anhaftende Verachtung, wenn nicht ihr Haß gegen den Farbigen, ihre kleinliche Furcht, die Kriegsdemokraten allzu ſehr vor den Kopf zu ſtoßen und der Sache der Union zu entfremden und das verächtliche und zugleich thörichte Beſtreben, als Schrecken dieſe Maßregel wie ein Damoklesſchwert über dem Haupte der Südländer ſchweben zu laſſen, die unſchätzbare Gelegenheit verſäumen, den Südſtaaten eine tüchtige, auf ihre Hauptreichthumsquelle, den Ackerbau, baſirte Yomanry zu geben, die Macht der frühern Sklavenhalter weſentlich zu mindern, dem durch die Emancipation und den Krieg total umgewühlten und ſeiner bisherigen Fundamente beraubten geſellſchaftlichen und materiellen Syſtem der Südſtaaten wenigſtens eine Baſis zu geben, das der Union freundliche Element der Bevölkerung zu kräftigen und das feindliche zu ſchwächen, und endlich den wahren „Waiſenknaben" der Nation eine Stellung, eine lohnende wie von der Willkür ihrer bisherigen Herren unabhängige Beſchäftigung zu geben.

Nur zu bald machten ſich die unvermeidlichen Conſequenzen der unverantwortlichen Verſäumniß geltend. In kurzer Zeit hatten die frühern Sklavenhalter, ihre ausgedehnten Beſitzungen und den Trieb der Farbigen zur ackerbaulichen Beſchäftigung benutzend, durch Verträge mit letztern ſo ziemlich alle ihre frühern Rechte und Privilegien, mit ſorgfältigem Ausſchluß all ihrer ehemaligen, aus der Sklaverei folgenden und durch die Sitte geheiligten Verpflichtungen wiederhergeſtellt, und die Bundesregierung ſah ſich genöthigt, zum Schutze der Emancipirten mit Maßregeln (militäriſche Beſchützer u. ſ. w.) einzuſchreiten, die nur aus dem Kriegszuſtande, nicht aber durch die Verfaſſung gerechtfertigt werden konnten. Es folgte eine Periode, während welcher die Mehrzahl der Emancipirten Tagelöhner mit Zahlung in Geld oder Fruchtertrag nach gemachter Ernte, oder auch Pächter für einen aliquoten Theil des Ertrages wurden. Allein den entthronten Baronen ſchien es unmöglich, diejenigen, welche ſie noch immer als ihr Eigenthum anſahen, für ihre Arbeit zu bezahlen. Sie nahmen eben die ganzen Ernten, und da die Aemter und Gerichte in ihren Händen waren, gab es für die Emancipirten keine Abhülfe. Wiederum ſah ſich die Regierung genöthigt, durch militäriſche Schutzmaßregeln dem hülfloſen Farbigen beizuſpringen.

Die natürlichen Folgen eines ſolchen Zuſtandes blieben denn auch nicht lange aus. Einerſeits wurde der Haß der alten Sklavenhalter ſowol gegen das von ihnen als Gewaltmaßregel bezeichnete Verfahren der Regierung als gegen die „anmaßenden" (weil auf ihrem Rechte beſtehenden) Niggers immer intenſiver, und ebenſo der Haß der Farbigen gegen die unredlichen und übermüthigen Maſters, und andererſeits bildete ſich unter der leichtlebigen, ſchwarzen Bevölkerung ein Proletariat aus, das, da ihm der ehrliche Erwerb ſo ſehr erſchwert wurde, ſich nach einem andern, leichtern umſah. Und zum Unglücke brauchte es ſich nicht weit umzuſehen, denn die geſchilderten Verhältniſſe hatten einer Klaſſe von Menſchen Entſtehung gegeben, wie ſie nichtswürdiger noch nicht in der Geſchichte aus dem Hexenkeſſel eines politiſchen und ſocialen Zuſammenbruchs aufgetaucht ſind, den ſogenannten Carpetbaggers und Scallawags.*)

Die erſtern waren und ſind bis auf den heutigen Tag meiſtens der Bodenſatz der infolge der nördlichen Invaſion nach den Südſtaaten gekommenen Militärs, Armeegeſindel, Civilbeamte, Speculanten und Kaufleute, während die ungeheuere Mehrzahl der guten

*) Reiſeſäckler, ſolche Nördliche, die ihren ganzen irdiſchen Beſitz in der Reiſetaſche mit ſich führen, und Scallawog (unüberſetzbar), werthloſe Südländer, welche ſich blos aus niedrigen Motiven der neuen Ordnung anſchloſſen.

Elemente nach der Heimat zurückgekehrt war. Die Scallawags rekrutirten sich aus den verworfensten Persönlichkeiten der an bösen Elementen überreichen Sklavenstaaten; sie sind früh ums Brot gekommene Overseers von Pflanzungen, Negerjäger, Negerhändler, poor white thrash (alle Weiße, welche keine Sklaven besaßen und selbst arbeiten mußten) u. s. w.; früher die zu jeder Schandthat stets bereiten Helfershelfer der Sklavenhalter, wurden sie jetzt deren empfindlichste Zuchtruthe, und mit Hülfe der sonst von ihnen gehetzten, jetzt von ihnen geschmeichelten Neger die größte Plage der Südstaaten. Geschäftsgewandt, verschlagen, der Verstellung Meister, vollkommen in der Behandlung des Parteigetriebes und seiner tausendfachen Mischungen, nie durch Gewissensscrupel eingeengt, Maulpatrioten vom reinsten Wasser, ungreifbar wie oily Gammon, dabei in geheimer Verbindung mit irgendeinem Gesinnungsverwandten in Washington, welcher Zutritt zum Präsidenten oder einer andern einflußreichen Persönlichkeit, sei es Secretär, Senator, Abgeordneter, hat — waren diese Leute ganz geeignet, sich schnell als Führer der hirtenlosen, überall zurückgestoßenen und jedem nördlichen Manne blind vertrauenden Farbigen aufzuwerfen. In Kleidung, Sprache und Benehmen vollkommene Gentlemen, eroberten sie mit Leichtigkeit die Gunst des vertrauensseligen colored brother, der eiteln dunkeln Lady und der tawny Kinder, und wußten in den Volksversammlungen durch ihre Zungenfertigkeit, durch die zur Schau getragene Redlichkeit ihrer Gesinnung, sowie im Privatleben durch einen zweckmäßig gespendeten Dollar sich als die Moses der verfolgten Kinder Israels darzustellen. Bald waren sie, „durch die Stimmen ihrer farbigen Mitbürger erwählt", im Besitze aller einflußreichen und einträglichen Aemter. Allein sie wußten wohl, daß sie, um sich darin zu erhalten und ihre höher hinaufgehenden Wünsche zu verwirklichen, wieder Werkzeuge haben mußten, welche in täglichem directem Verkehre mit den Negern standen. Sie sorgten deshalb dafür, daß mit ihnen zugleich einflußreiche Farbige in die untern Aemter und insbesondere als Mitglieder der Staatslegislaturen erwählt wurden. Durch die Stimmen und den Einfluß dieser erschienen denn schon zwei Jahre nach hergestelltem Frieden Carpetbaggers nicht nur im Repräsentantenhause, sondern auch im Senat zu Washington, während die Stellen der Staatsgouverneure, Staatsschatzmeister und Controleure in den Händen ihrer Spießgesellen blieben.

Freilich war ein solcher Erfolg nur möglich in denjenigen Südstaaten, in welchen die Farbigen die Mehrzahl oder doch eine ungefähre Gleichzahl der Stimmen mit den Weißen besaßen, und auch hier wäre er nicht möglich gewesen, wenn nicht die Weißen in unbegreiflicher Selbstverblendung es recht absichtlich darauf angelegt hätten, den Carpetbaggers und Scallawags die Farbigen zuzutreiben. In dem Grimm über ihre für unmöglich gehaltene Niederlage im Felde, in der Verzweiflung über den für unvermeidlich angesehenen materiellen Ruin, in der Trostlosigkeit über die gänzlich umgestalteten häuslichen Verhältnisse und aus Abscheu vor der sich ihnen, ihren Frauen und Kindern aufdrängenden Nothwendigkeit, sogenannte menial labor (Handarbeit) zu verrichten, waren sie bereit, nicht nur es zu gestatten, sondern auch mit besten Kräften dazu behülflich zu sein, daß „alles ruinirt werde". Wie furchtbar sich diese Thorheit an ihnen und den Ihrigen rächen, bis zu welch entsetzlichem Grade die Carpetbaggers und Scallawags ihre Staaten zu Grunde richten sollten, davon hatten sie freilich nicht die entfernteste Ahnung. Treu ihrem pessimistischen System, enthielten sie sich der Betheiligung an den Wahlen, lehnten consequent die auf sie fallenden Wahlen ab, und stießen, statt ihren noch immer bedeutenden persönlichen Einfluß auf die bessern, noch nicht corrumpirten Elemente der farbigen Bevölkerung geltend und, mit ihnen vereinigt, Front gegen die tückischen Feinde zu machen, jene absichtlich und systematisch von sich.

Nichts konnte den gewissenlosen Speculanten auf die Negerstimmen willkommener sein, und es bedurfte in der That blos noch dieses selbstmörderischen Paroxysmus der Sklaven-

halter, um eine Anzahl von Südstaaten rettungslos jenen Elementen zu überantworten. Denn im Congreß sowol wie in den Regierungskreisen war man doch etwas mistrauisch gegen diese Leute, die, noch vor kurzem einem nördlichen Staate angehörend, und dort in niedriger Stellung und in bedrängter Lage lebend, plötzlich als Repräsentanten südlicher Wahlbezirke und Staaten auftraten, mit reichlichen Mitteln versehen waren und das gebrauchsmäßig den Congreßmitgliedern für ihre Bezirke zustehende Vorrecht des Vorschlags von Personen zu den Föderalämtern in ausgiebigster Weise in Anspruch nahmen, selbstverständlich zur Belohnung derjenigen, welche bei ihrer Erhebung Dienste geleistet hatten. Congreß wie Executive, ersterer durch Ausweisung und Wahlvernichtung, letztere durch Anstellung Nichtempfohlener und Nichtanstellung Empfohlener, gaben unzweideutige Winke ihres Entschlusses, dem Spiele der Speculanten das Siegel der Verdammung aufzudrücken.

Da gereichte denn der erwähnte stupide Pessimismus der Weißen in den Südstaaten diesen Speculanten wahrhaft zum Heil. Mit mehr oder weniger Recht wußten sie in Washington der Idee Eingang zu verschaffen, daß ihre Wähler die wahren und einzigen Mitglieder und Anhänger der herrschenden (republikanischen) Partei, ihre Gegner dagegen die alten, unversöhnlichen Rebellen und deren Anhang seien. Da galt denn kein Zögern, kein Wägen mehr. Es lag ja auf der Hand, daß, wenn die Südstaaten reconstruirt werden sollten, dies nur durch die Freunde, nicht aber durch die Gegner der Emancipation und der sich an sie anschließenden freisinnigen Amendements zur Vereinigten Staaten-Constitution geschehen könne. Und nun erst hatte jene Bande gewissenloser Abenteurer und Diebe ihr Spiel ganz gewonnen. Im Staate wurden nun ihre Creaturen, vielfach ganz unwissende Farbige, zu hohen und höchsten Aemtern erwählt; Vereinigte Staaten-Senatoren und Repräsentanten gingen aus denselben Elementen hervor, und diese sorgten wieder in Washington dafür, daß zu den föderalen Aemtern in ihren Staaten nur ihre Geschöpfe vom Präsidenten und den Secretären angestellt wurden, und diese Geschöpfe erfüllten wieder nur ihre Pflicht und beförderten ihren Wohlstand, wenn sie ihrerseits wieder dahin wirkten, ihre hohen Gönner im Congreß und in der Legislatur in ihren Stellen zu erhalten. Die Kette ohne Ende war fertig, keine Opposition mehr möglich, und der Carneval der diebischen Gouverneure, der fälschenden Staatsschatzmeister und Controleure, der verkäuflichen Vertreter in den Staatslegislaturen und dem Congreß begann. In wenig Jahren waren die Staaten Louisiana, Alabama, Südcarolina, sogar Georgien mit Millionen auf Millionen von Schulden beladen, sodaß die sehr hoch geschraubten Steuern kaum mehr die Zinsen der Staatsschuld zu decken vermochten; Grundeigenthum war werthlos geworden, die Gesellschaft dem Chaos nahe. In andern Staaten, in denen die farbige Bevölkerung einen geringen Bruchtheil ausmachte, traten ähnliche, wenn auch nicht so bedrohliche Erscheinungen auf.

Das lange Vorausgesehene war erreicht. Die negerhassenden alten Sklavenhalter hatten das Werkzeug, das allein ihre Rettung aus dem materiellen Ruin sichern konnte, in blindem Rassenhasse ihren schlimmsten Feinden überantwortet, und sie wurden dafür mit Skorpionen gepeitscht. Vergebens versammelten sie sich nunmehr, um ihre schreckliche Lage zu besprechen und Abhülfe zu schaffen; vergebens riefen sie den Congreß und den Präsidenten um Hülfe an; denn diese, obwol vollständig mit ihnen sympathisirend, hatten nach der Verfassung der Vereinigten Staaten keine Vollmacht, nach aufgehobenem Kriegszustande sich in die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten zu mischen. Aber der Zustand war unerträglich und wurde und wird mit jedem Tage unerträglicher. Ein Heilmittel muß gefunden werden, und die Südländer glauben es gefunden zu haben in der White man's party (Partei der weißen Männer), die in jüngster Zeit denn auch in mehrern Staaten in echt südlicher Weise mit Aufruhr und dem rücksichtslosen Hinschlachten ganz

harmloſer Farbiger, ſogar Frauen debutirte. Es ſoll hier nicht verſchwiegen werden, daß die Gegner des Präſidenten Grant und ſeiner Adminiſtration nicht ohne einen Anſchein von Grund behaupten, daß ſeine Anſtellung unwürdiger Subjecte und ſeine halsſtarrige Weigerung, ſie zu beſeitigen, weſentlich zu der Erbitterung der Südländer beigetragen haben. In einzelnen Staaten mag dies richtig ſein, allein es iſt kein allgemein anwendbares Kriterium, um danach jene neueſten Ereigniſſe zu beurtheilen.

Andere behaupten und, wie mich dünkt, mit mehr Recht, daß die ſogenannte Civil rights bill (Geſetz über die bürgerlichen Rechte), deren edler Vater, Senator Sumner von Maſſachuſetts, ſchon ſeit faſt einem Jahre begraben iſt, die Hauptſchuld an der ſeit kurzem ſich kundgebenden Aufregung trägt. Trotz der politiſchen Gleichſtellung nämlich, welche das vierzehnte und funfzehnte Amendement zur Föderalconſtitution den Farbigen mit ihren weißen Mitbürgern verliehen, laſten auf ihnen gewiſſe ſociale Zurückſetzungen, die für ſie um ſo empfindlicher ſind, als ſie dem verabſcheuten ehemaligen Sklavereiverhältniß ihren Urſprung verdanken, als ſie lediglich mit der Hautfarbe verbunden ſind, mag auch Charakter oder peeuniäre Stellung zu den höchſten Anſprüchen berechtigen, und als ſie endlich eine in den Vereinigten Staaten ganz unerhörte und deshalb tief verletzende Unterſcheidung zwiſchen Klaſſen von Bürgern ſchaffen, wie ſie auf dem europäiſchen Continent vielfach beſteht, ohne anſtößig zu ſein. Beiſpielsweiſe werden als Regel in den Südſtaaten Farbige nicht in denſelben Eiſenbahn- und Pferdebahnwagen und Dampfbootkajüten mit den Weißen zugelaſſen, ebenſo wenig in Gaſthöfen erſter Klaſſe, in Theatern u. dgl. zu andern als den für ſie beſtimmten Plätzen u. ſ. w.

Der brave Senator Sumner, erbittert über einige „unter dem Schatten des Capitols" vorgekommene Fälle dieſer Art von ganz beſonderer Brutalität, brachte vor drei Jahren ſeine Civil rights bill ein, worin Vorſorge für Abſchaffung reſp. Beſtrafung aller ſolcher Zurückſetzungen getroffen war. Hätte er ſich darauf beſchränkt, ſo wäre ſchon damals die Annahme der Bill durch den Congreß und die Zuſtimmung des Volkes der Union kaum zweifelhaft geweſen, da einige gegen ausgezeichnete farbige Männer und gegen unbeſcholtene farbige Frauen begangene grobe Verſtöße die öffentliche Meinung in den Nordſtaaten ſehr gegen die „Ueberbleibſel der Barbarei" aufgeregt hatten. Ueberdies waren ſchon praktiſch innerhalb der erſten nicht ganz abgelaufenen zehn Jahre der Emancipation, vom Norden auf den Hauptverkehrsſtraßen in den Süden eindringend, liberalere Anſchauungen und Sitten zur Geltung gekommen. Allein Sumner, der, wie er oft in öffentlichen Reden, ſo auch im Privatgeſpräch bekannte, es ſich zur Lebensaufgabe geſetzt, auch die letzte und geringſte Spur der Sklaverei, wie aus den Geſetzen, ſo aus den Sitten zu verwiſchen, und der wohl einſah, daß, um dies Ziel zu erreichen, er ſein Reformationswerk mit der Jugend beginnen müſſe, hatte in ſeinem Geſetzentwurfe auch vorgeſehen, daß künftig keine getrennten Schulen für weiße und für farbige Kinder mehr beſtehen dürften, ſondern daß es den Aeltern ganz freiſtehen ſolle, ihre Kinder beliebigen Schulen anzuvertrauen, und daß Schulvorſtände und Lehrer ſich nicht weigern dürften, wegen der Hautfarbe des Kindes daſſelbe zuzulaſſen.

Mochte man verſchiedener Meinung ſein über die Opportunität des Vorſchlages — über die principielle Gerechtigkeit deſſelben ſowol wie darüber, daß er das einzig radicale Heilmittel für die Vertilgung jedes praktiſch fühlbaren Raſſenunterſchiedes in einer gemiſchten Bevölkerung ſo enthalte, wie die freie, confeſſionsloſe Schule das einzige iſt gegen ſich geltend machende Religionsunterſchiede, konnte kein Zweifel aufkommen. Der Kampf gegen Sumner's Bill war ſehr heiß; er erhob ſich von allen Seiten, aus allen Geſellſchaftsklaſſen, aus allen politiſchen Parteien; er wurde in den Südſtaaten zum geheiligten Feldzuge für die letzte Reliquie einer bereits ſelig geſprochenen Vergangenheit erhoben. Den Todeskeim im Herzen, ſtritt faſt zwei Jahre hindurch der edle Sumner für dasjenige,

was er als das einzige Mittel erkannt, ſeiner Nation dauernden Frieden zu geben; mochten alte bewährte Kampfgenoſſen ihn verlaſſen, mochten alle die Fallſtricke der Geſchäftsordnung in unnachſichtiger Weiſe gegen ihn angewendet werden, immer wieder erhob ſich, wie das mahnende Gewiſſen der Nation, die hohe Geſtalt des Maſſachuſetts-Senators, ein anderer Cato, mit dem Antrage auf Discuſſion ſeiner Bill, und als ihm, mitten im tapfern Streite, plötzlich der Tod nahte, da war ſein letztes gegen ſeinen Freund Hoar geſprochenes Wort: „My bill!“

Wie einſt die Sklaverei ſelbſt, ſo iſt jetzt dies letzte Ueberbleibſel derſelben zum Kernpunkte der politiſchen Discuſſion geworden, und es wiederholen ſich wieder dieſelben ſchlechten Kunſtgriffe, eiteln Drohungen und Gemeinheiten, ohne daß bisjetzt jemand es gewagt hätte, Sumner's Vermächtniß zu übernehmen. Wie früher mit der Seceſſion, ſo droht jetzt der Süden in unheilbarer Roheit und Kurzſichtigkeit alle Staatsſchulen abzuſchaffen und lieber ſeinen Kindern keinen Schulunterricht, als zuſammen mit farbigen Kindern zu geben — er ergötzt ſich, wie früher mit dem Hängen und Erſchießen aller Zweifler an der Heiligkeit des ſüdlichen Inſtituts, jetzt mit dem Tödten von farbigen Lehrern, dem Niederbrennen der Schulen der Emancipirten, und, wie im Jahre 1860, hat er es gewagt, den Präſidenten Grant zu benachrichtigen, daß, wenn er jene Bill nicht mit dem Veto belege, falls ſie der Congreß in dieſem Winter annehmen ſolle, er nicht daran denken dürfe, die Stimme des Südens als Präſidentſchaftscandidat im nächſten Herbſte zu erhalten. ¶

Wenn in neuerer Zeit ſenſationelle Blätter in Europa nach dem Vorgange des „New-York Herald“ von Raſſenkampf in den Südſtaaten ſprechen, ſo kommt es lediglich darauf an, was man darunter verſtehen will. Daß ein nicht zu beſeitigender Antagonismus beſteht zwiſchen den Anſichten vieler Südländer, die in den letzten 15 Jahren nichts gelernt und nichts vergeſſen haben, und der in der Verfaſſung begründeten Gleichberechtigung der Farbigen, kann nicht geleugnet werden; daß jene Südländer ihren Anſichten mit den ihnen geläufigen Mitteln des Strickes, Revolvers und der Brandfackel Nachdruck geben, iſt ebenſo unzweifelhaft, wie daß die Farbigen, nunmehr beſſer vorbereitet, aus Nothwehr, Rache oder infolge der ihnen von ihren Herren nach und nach eingelernten Roheit, das Wiedervergeltungsrecht üben; und daß dieſe Zuſtände mit dem Näherrücken der Präſidentſchaftscampagne einen noch bedenklichern Charakter annehmen werden, je nachdem die Weißen und die Farbigen, wie faſt ſicher vorauszuſehen, unter entgegengeſetztem Banner ſich einreihen, iſt ſehr möglich. Aber ein wirklicher Raſſenkrieg exiſtirt nicht und wird auch nie in den Vereinigten Staaten ſtattfinden, ſolange der liberalgeſinnte Norden und beſonders die aufgeklärten ſogenannten Yankeeſtaaten die Politik der Föderalregierung beſtimmen, und daß dies noch lange der Fall ſein wird, hat nichts mehr bewieſen als das kaum ſo ſchlagend erwartete und in Deutſchland ſo allgemein misverſtandene Reſultat der letzten Wahlen. Der Congreß wird und muß einſehen, daß mit den bisher verſuchten Mittelchen der Ausnahmegeſetze gegen das überlebende Sklavenhalterthum nichts auszurichten iſt, und daß es gegen daſſelbe nur Ein Mittel gibt — allgemeine Bildung und Toleranz, und dieſe iſt nur zu erreichen durch die Bill des großen Maſſachuſetts-Senators.

Chronik der Gegenwart.

Technologische Revue.

Auf dem Gebiete der Kunstindustrie haben in jüngster Zeit die incrustirten Bronzen (Bronzes incrustés) Aufsehen gemacht, welche von dem bekannten Hause Christofle u. Comp. in Paris zuerst ausgeführt worden sind und in vortrefflichen Formen geliefert werden. Die daraus hergestellten Gebrauchs- oder Luxusgegenstände bestehen aus Kupfer oder Bronze mit Ornamenten in Silber und Gold. Die letztern treten in Linien oder Flächen auf und erinnern an Niello oder Tauschirarbeit; allein während bei diesen das Edelmetall an Stellen, welche durch Graviren vertieft oder mit der Feile geraubt sind, mechanisch eingedrückt wird, geschieht bei der Incrustation nach Christofle'scher Methode der Auftrag des Metalls durch galvanischen Niederschlag. Das Verfahren ist ziemlich einfach; die Zeichnung wird mit verdünnter Salpetersäure in das Metall eingeätzt, worauf sie sodann in einem Gold- oder Silberbade mittels des galvanischen Stromes wieder ausgefüllt wird. Nach dem Abschleifen wird die Bronzirung vorgenommen, wodurch sich jedoch der Ton des Goldes oder Silbers nicht ändert. Eine besonders schöne Wirkung wird dadurch erzielt, wenn einzelne Theile der Körperfläche zwischen den Silberornamenten durch Schwefelkupfer schwarz bronzirt werden; auf einem kupfernen Gefäße finden sich dann die drei Töne: weiß und schwarz als Zeichnung, das angenehme Braunroth des Kupferoxyduls als Grund. Leider sind die incrustirten Bronzen vorläufig noch so kostspielige Artikel, daß sie nur wenigen zugänglich sind, doch ist ihr Preis immer noch niedriger als derjenige von tauschirten Arbeiten. Von technischem Gesichtspunkte aus erfordert die Herstellung der Incrustationen außer der Kenntniß des Verfahrens einen hohen Grad von manueller Geschicklichkeit und Geduld, dagegen keine besondere kostspielige Fabrikeinrichtung mit dazugehörigem Apparat an Maschinen; in jeder Gürtlerwerkstätte findet sich das zu dieser reinen Handarbeit erforderliche Werkzeug. Die Pflege dieser neuen Technik erscheint daher als eine würdige Aufgabe für das moderne Kunstgewerbe.

Zu ganz andern als Luxuszwecken ist die Stahlbronze erfunden worden. Der Name ist nicht ganz glücklich gewählt für eine Bronze, welche als Material für Geschütze den Gußstahl ersetzen und überbieten soll. Nach vielen, oft gefährlichen Versuchen ist es dem österreichischen General von Uchatius gelungen, eine derartige Legirung herzustellen. Schon früher wurden viele Experimente in dieser Richtung gemacht; in Rußland comprimirte man die Bronze in flüchtigem Zustande, um sie zäher zu machen; in Frankreich goß Lavessière in dickwandigen eisernen Schalen (Coquillen) eine vorzügliche Bronze; beide standen aber immer noch dem Gußstahl in mancher Beziehung nach. Da kam Uchatius auf den glücklichen Gedanken, die Coquillenbronze in kaltem Zustande zu walzen. Die praktischen Versuche in diesem Sinne führten sogleich zu den schönsten Erfolgen. Die Bronzestücke zeigten schon bei einer durch den Walzproceß bewirkten 20proc. Längenausdehnung alle Eigenschaften des Stahls. Dabei machte sich noch die eigenthümliche Erscheinung bemerklich, daß die Elasticität des zähen Metalls bei einer über die Elasticitätsgrenze hinaus fortgesetzten Inanspruchnahme bedeutend wächst. Durch andere Versuche wurde festgestellt, daß eine Bronze, deren Legirung aus 8 Proc. Zinn und 92 Proc. Kupfer besteht, sich für den Schalenguß am besten eignet. Das aus Stahlbronze hergestellte Geschützrohr erfüllt vollkommen alle Bedingungen hinsichtlich seiner Widerstandsfähigkeit, darf daher mit Berechtigung dem beringten Gußstahlrohr an die Seite gestellt

werden. Einen besondern Vortheil hat es dadurch, daß es der Zerstörung durch atmosphärische Einflüsse weit weniger unterworfen ist als das Stahlgeschütz, und daß es einen nahezu unverändert bleibenden Metallwerth behält. Die Stahlbronze wird demnach inskünftige in der Technik der Geschützgießerei einen hervorragenden Rang einnehmen.

Unter den Zerstörungswerkzeugen haben die erst seit dem amerikanischen Bürgerkriege allgemeiner bekannt gewordenen Torpedos eine immer größere Bedeutung erlangt, und es gibt gegenwärtig eine ganze Reihe von Systemen ihrer Construction. Man unterscheidet defensive und aggressive Torpedos. Die erstern dienen zur Vertheidigung der Küsten, Flußmündungen, Häfen, sie explodiren entweder durch Contact oder durch Entzündung mittels eines elektrischen Leitungsdrahtes. Nähert sich ein feindliches Schiff einem versenkten Torpedo, so kann dieser vermittels Druckes auf eine Taste im Beobachtungslocal auf dem Lande sofort zur Explosion gebracht werden. Neuerer Erfindung sind die aggressiven Torpedos, eine furchtbare Waffe, die das feindliche Schiff aufsucht und vernichtet, wann und wo es sich am sichersten wähnt. Der aggressive Torpedo schwimmt unter dem Wasser fort, legt 1000, 1500, ja wohl gar 4000 Meter in offener See zurück, um dann als eigentliche Höllenmaschine ein Schiff in Stücke zu zerreißen. Man kennt vorzugsweise drei Arten solcher Torpedos: die Harvey'schen, von welchen je zwei mittels Schlepptaues durch ein ganz niedriges Schiffchen dirigirt werden; die Mastentorpedos, die an schwimmenden Mastbäumen befestigt sind, und endlich die Fischtorpedos von Whitehead-Luppis. Letztere, die neuesten und wirksamsten ihrer Art, werden aus einem eigens construirten Geschütze unter Wasser weit hingeschleudert; sie sind aus Stahlplatten in Fischform angefertigt und jeder besitzt einen besondern durch comprimirte Luft wirkenden Motor. Es wurden im Herbste 1874 sehr interessante und gelungene Versuche mit diesen Geschossen im Golf von Fiume angestellt; alle seefahrenden Nationen haben sich dieselben sofort angeeignet. Durchschnittlich kommt ein solcher Fischtorpedo auf 5000 Frs. zu stehen.

Zum Kriegsmaterial gehören seit der Belagerung von Paris auch die Luftballons, deren Lenkbarkeit zeither wieder zahlreiche Experimente, jedoch ohne Erfolg, hervorgerufen hat. Neuerdings hat Jobert ein einfaches und sinnreiches Mittel angegeben, mindestens die senkrechte Leitung der Luftballons ohne Oeffnung der Gasklappe oder Auswerfen von Ballast zu ermöglichen, sodaß man sie nach Belieben steigen oder sinken machen kann. Es ist leicht, einen Ballon in drehende Bewegung um seine Achse zu setzen, man darf zu diesem Behufe nur in der Gondel einen Mast und an dessen Spitze eine kleine Schraube anbringen, deren Bewegungen zur kreisförmigen Drehung des Ballons ausreichen. Da schwarze Körper die Wärme der Luft absorbiren, so schlägt Jobert vor, die eine Hälfte des Ballons schwarz, die andere weiß zu färben; wird nun mittels der Schraube die schwarze Hemisphäre der Sonne zugedreht, so verdünnt die absorbirte Wärme das im Ballon enthaltene Gas und dehnt es aus, wodurch das Volumen des Ballons vergrößert und damit seine Steigkraft vermehrt wird; nimmt man die entgegengesetzte Manipulation vor, so wird der Aërostat sinken. Ein solches Vorgehen dürfte auch bei Mongolfièren mit Vortheil angewendet werden können und die Sonnenwärme hinreichen, die einmal erhitzte Luft ohne weitern Aufwand an Brennstoff in ausreichend hoher Temperatur zu erhalten.

Wie ins Reich der Luft, so versucht der Mensch auch in die Tiefe der Meere zu dringen. Die alte Taucherglocke, ihrerzeit ein Wunder, ist längst durch viel vollkommenere Vorrichtungen ersetzt, unter welchen der Taucherapparat von Denayrouze u. Comp. in Paris die neueste und beste sein dürfte. Dies Urtheil wurde wenigstens von der britischen Commission gefällt, welche denselben im November 1874 zu Cork prüfte, woselbst er in Anwendung kommen soll zur Sprengung des der Seeschiffahrt gefährlichen Daunts Rock am Hafeneingange mittels Dynamit unter Wasser. Der Apparat besteht aus einem wasserdichten Taucheranzuge mit Helm; an letzterm sind zwei Kautschukröhren befestigt, von welchen die eine dem Taucher Athmungsluft zuführt, die andere aber mittels einer sinnreichen Combination gestattet, daß er aus der Tiefe mündliche Anweisungen geben und empfangen kann. Diese Neuheit ist das Wesentlichste bei der Erfindung, indem hierdurch Operationen der gefährlichsten Art verhältnißmäßig leicht und sicher durchführbar werden, weil der Taucher befähigt ist, jede Gefahr sofort auf das deutlichste kundzu-

geben. Eine zweite bei der obenerwähnten Gelegenheit gleichfalls mit Erfolg probirte Novität ist die submarine Lampe der nämlichen Firma, welche mittels Sauerstoffzufuhr auf künstlichem Wege unter Wasser mit hellem Lichte brennt und die Gegenstände darin weithin beleuchtet. Dieselbe Lampe ist auch so einzurichten, daß sie ohne Gefahr in den schädlichsten Gasen hell leuchtend brennt, was insbesondere bei Bergwerken von hohem Werthe ist. Die dritte hierher gehörige Erfindung heißt der „Preußische Tornister", weil sie soeben von den westfälischen Minendirectionen adoptirt worden ist. Sie besteht aus drei stählernen Behältern, auf Rücken und Brust zu tragen, im Gewichte von 26 Pfd.; sie enthalten so viel unter 20 Atmosphären Druck comprimirte Luft, daß ein Mann damit 15 Minuten lang sich in jedem, selbst von dem gefährlichsten Gase angefüllten Raume ohne Schaden aufhalten kann. Ein anderer ähnlicher Apparat, der Patentrespirator, eine mit Ventilen sinnreich ausgestattete beliebig lange Röhre, ermöglicht der Person, welche sie vor den Mund schnallt, im dichtesten Qualme einer Feuersbrunst stets frische Luft zur Athmung von außen zu beziehen. Endlich ist noch ein combinirter Regulator vorhanden, welcher sowol einer Lampe als auch der Lunge seines Trägers frische Luft zuführt, daher unter Wasser und in Bergwerken Anwendbarkeit findet.

In Maschinenfabriken und Metallwerkstätten ist bisher die Scheidung der Eisenfeilspäne von solchen aus Kupfer und Messing durch Menschenhände vorgenommen worden, eine Arbeit, welche nicht nur mühsam und unzuverlässig, sondern auch gesundheitsschädlich ist. Der Bavin'sche Apparat zur Metallscheidung vollzieht diese Arbeit nunmehr durch elektromagnetische Wirkung. Die Masse der Metallspäne gelangt auf zwei übereinandergelagerte, in gleicher Richtung rotirende Walzen, deren Mäntel aus Streifen von weichem Eisen bestehen, die mittels aneinander gefügter Magnete permanent im magnetischen Zustande erhalten werden. Die Eisenfeilspäne bleiben an der Oberfläche der Cylinder hängen und werden während der Umdrehung durch gleichfalls rotirende Bürsten von Zeit zu Zeit abgestreift und in einen seitlich angebrachten Behälter gestrichen, während die Kupfertheilchen unter den Apparat fallen, der trotz seiner Kleinheit stündlich etwa 500 Kilogramm Metallspäne zu sondern vermag. Seine Verwendung wird aber auch der Geologie und dem Montanwesen Nutzen zu bringen vermögen. Hervé-Mangon hat sich seiner zum Aufsuchen von Titaneisen in der Ackererde mit Erfolg bedient; es gelang ihm, in verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit aus 100 Kilogramm Erde $1\frac{1}{2}$ Gramm Titaneisen auszuscheiden, ein Resultat, das auf chemischem Wege weit längere Zeit und mehr Mühe verursacht haben würde.

Verschiedene rasch aufeinanderfolgende Unglücksfälle haben in England zu der Construction von feuerfesten Pulverschränken geführt. Dieselben gleichen den gewöhnlichen feuer- und einbruchsichern Geldschränken, haben jedoch nur einfachen Verschluß. Die Wände sind von ungewöhnlicher Stärke und bestehen aus vierzölligen Kammern, welche mit einer Mischung aus Sägemehl und Alaun angefüllt sind. Der letztere Stoff enthält 42 Proc. Wasser, welches verdampft, sobald er in großer Hitze schmilzt; der so erzeugte Wasserdunst findet durch feine Oeffnungen seinen Weg ins Innere des Schrankes, woselbst er das daselbst bewahrte Pulver anfeuchtet und der Explosion entzieht. Von der englischen Regierung wurden versuchsweise vier derartige Schränke, welche größere oder geringere Mengen Pulver enthielten, je in einem Ofen starkem Feuer ausgesetzt und nach Verlauf von sechs Stunden untersucht. Das Pulver darin war unversehrt, die Schränke selbst hatten sich gut gehalten, die Thermometer mit Selbstanzeiger in denselben gaben eine Hitze von 210° F. (98,89° C.) an.

Die bisher angewandten Tiefenthermometer zur Ermittelung der Temperatur in der Tiefe des Meeres gaben keine Garantie, daß man genau die Temperatur derjenigen Schicht erfahre, die man untersuchen wollte. Alle bis zur Oberfläche des Wassers zwischenliegenden Schichten beeinflussen nämlich das in die Tiefe gesenkte Instrument, und die Minimaltemperaturen konnten ebenso gut aus jeder beliebigen Tiefe wie vom Meeresgrunde stammen. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, haben Negretti u. Zambra in London ein neues Tiefsee-Thermometer construirt, welches im wesentlichen aus zwei heberförmig miteinander verbundenen und durch ein weiteres Zwischenstück communicirenden ungleichen Thermometerröhren besteht, von welchen die größere mit Quecksilber gefüllt, die andere leer ist; die Scala befindet sich in der Mitte zwischen beiden Schenkeln. Beim

Hinablaſſen des Thermometers verändert ſich die Höhe der Queckſilberſäule in dem Thermometerrohre entſprechend den Temperaturen der Umgebung, und wenn man in die gewünſchte Tiefe gelangt iſt, z. B. an den Meeresgrund, ſo gibt dieſelbe die Temperatur dieſer Schichte an. Wird nun das Thermometer in die Höhe gezogen, ſo dreht ſich daſſelbe durch die Wirkung eines beſondern Mechanismus um ſein Centrum um, wobei die Kugeln erſt nach oben und dann wieder nach unten kommen; dabei verſchließt ein Glaspfropfen das Gefäß des einen Thermometers, während die über demſelben befindliche Queckſilberſäule durch die weite Communication nach dem andern Schenkel fließt; dort lieſt man dann an der Scala die Temperatur derjenigen Schichte ab, in welcher das Herauſziehen des Thermometers begann. Das ganze Inſtrument iſt aus Einem Stück gefertigt und gegen den Druck des Waſſers durch eine angeſchmolzene weitere Röhre aus ſtarkem Glaſe geſchützt. Der Zwiſchenraum der beiden Röhren iſt an der Thermometerkugel mit Queckſilber gefüllt, im übrigen luftleer gemacht.

Zum Meſſen oder Zählen der Schritte und Diſtanzen, welche ein Fußgänger zurücklegt, wurde ein kleiner Apparat erfunden, welcher Podometer heißt. Derſelbe hat die Größe einer Taſchenuhr, wird am Knopfloch befeſtigt und beginnt ſeine Thätigkeit mit dem erſten Schritte, den er, wie jeden folgenden, genau notirt. Der Mechanismus iſt ſehr einfach. Auf einem Zifferblatt bewegt ſich ein Zeiger, erſteres iſt in 12 Kilometer eingetheilt. Im Innern des Apparats hebt und ſenkt ſich bei jedem Schritt ein kleiner horizontal angebrachter Hammer, der wieder durch eine Feder in die frühere Lage zurückgebracht wird. Seine Bewegungen treiben ein Zahnrad, das in einen Trieb eingreift, welcher den Zeiger regiert. In dieſer Weiſe wird die Zahl der gemachten Schritte markirt, wonach ſich die zurückgelegte Diſtanz genau berechnen läßt. In der Regel betragen die Abweichungen nicht über 60 Meter per Kilometer. Gar viele Menſchen würden ſtaunen, wenn ſie nachgewieſen erhielten, welche Strecken Weges ſie oft im Zimmer, beim Beſuche von Muſeen u. ſ. w. zurücklegen. Doch darf der Podometer nicht als ein Inſtrument zur Befriedigung bloßer Neugierde angeſehen werden; Offizieren und Ingenieuren gibt er ein, wenn auch nicht genaues, ſo doch approximatives Mittel zur Beſtimmung der abgeſchrittenen Diſtanzen an die Hand. Ebenſo läßt ſich der Wechſel in der Geſchwindigkeit einer marſchirenden Truppe durch daſſelbe conſtatiren u. ſ. w. Ein gewöhnlicher Schritt mißt 65 Centimeter, und die Marſchregel der franzöſiſchen Armee beſtimmt, daß der Soldat 110 ſolcher Schritte in der Minute mache.

Unter dem Namen Xerographie (Trockendruck, von ξηραίνω) hat Malling Hanſen in Kopenhagen ein Verfahren angegeben, welches geſtattet, ohne Anwendung der Buch- oder Steindruckpreſſe eine große Anzahl Exemplare von einer Schrift zu erhalten. Als Grundlage dient die bekannte Manipulation, durch abwechſelnde Lagen von farbegetränktem Oelpapier und Schreibpapier mittels eines harten Bleiſtiftes oder einer Achatſpitze eine Anzahl — vier bis ſechs — Pauſen gleichzeitig zu erhalten. Hanſen kehrt dies Verfahren um, das gefärbte Papier kommt zu unterſt, darauf Oelpapier und ſofort in fünf Lagen. Dieſe werden durchgeſchrieben und hat man nun fünf gleiche Exemplare, auf welchen die Schrift oder die Zeichnung umgekehrt auf derjenigen Seite ſteht, die während des Durchſchreibens nach unten gekehrt war. Von jedem dieſer 5 Exemplare können dann nicht weniger als 20 Abdrücke genommen werden, und bekommt man ſomit im ganzen 100 gleiche Exemplare und zwar in folgender Weiſe: Zwiſchen die 5 Originale wird Schreibpapier gelegt und dieſe Schicht wird bei einem nicht ſtarken Druck durch die Walzen einer kleinen Satinirmaſchine gelaſſen. Die Schrift ſteht nun auf den 5 Blättern Schreibpapier abgedruckt. So wird nun mit verſtärktem Walzendruck fortgefahren, bis ſämmtliche 100 Exemplare beſchafft ſind, was in 6—10 Minuten Zeit ermöglicht iſt. Durchſchreibt man 10 Originalexemplare auf einmal, ſo kann man im Verlauf von 10 Minuten 200 Exemplare erzielen. Die beſten Abdrücke liefert mit Berlinerblau gefärbtes dünnes Papier, die Farbe muß ſehr fein gerieben, das Oelpapier hart und ſehr trocken ſein, damit es im Stande iſt, die Farbe von dem gefärbten Papier anzunehmen, ohne ſie aufzuſaugen und ſie leicht wieder abzugeben.

Einen Apparat zur Verhütung des Gefrierens des Waſſers und ſomit des Springens der Röhren bei häuslichen Waſſerleitungen hat nach dem Patent von Common die Fabrik von Whitley Partners in Leeds conſtruirt. Derſelbe beſteht aus

einer Büchse von ganz dünnem Kupferblech, welche, mit Wasser gefüllt, an der Außenseite des Hauses angebracht wird und so zunächst der Kälte ausgesetzt ist. Gefriert hierin das Wasser, so wird durch den Druck der sich ausdehnenden Büchse ein Ventil geöffnet, welches die ganze Leitung ausfließen läßt. Sobald das Wasser unter Druck oder in Bewegung kommt, schließt sich sofort selbstthätig das Ventil und die Function erfolgt wie früher. Das Rohr entleert sich also nur, wenn infolge Stillstands der Leitung die Gefahr des Gefrierens vorhanden ist, während dies bei der Bewegung des Wassers nicht stattfindet. Der Apparat wird in drei verschiedenen Modificationen angefertigt; einmal für solche Häuser, welche nach dem System constanter Leitung mit Wasser versehen werden, wo demnach beim Gebrauch von Cisternen, welche zur Verhütung von Wasserverlust construirt sind, keine Röhren mit stehendem Wasser vorkommen, außer dem Leitungsrohr — sodann auch in zwei andern Arten für Leitungen mit directem Drucke, wobei derselbe einfach an dem untersten Theile der Zuleitung angebracht wird.

Die Bleivergiftung durch Wasserleitungsröhren ist, wie neuere Untersuchungen dargethan haben, wenig zu befürchten, und wird nur vor Regenwasser gewarnt, welches längere Zeit in Bleireservoirs gestanden hat. Viel gefährlicher ist, nach Fordos, das Reinigen der Flaschen mit Bleischrot; es bilden sich, falls einzelne Schrote sich, wie häufig geschieht, festklemmen, und Wein in den Flaschen gewesen, in diesem lösliche Bleisalze, die, in den Organismus gebracht, nach und nach eine Bleiintoxication herbeiführen. Ebenso kann jene Legirung von Zinn und Blei, mit der man Küchen- und Apothekergeschirre zu verzinnen pflegt, zu Bleivergiftungen Anlaß geben, sobald sie längere Zeit hindurch mit Wein, Milch, leicht gesäuertem Wasser u. s. w. in Berührung bleibt. Auch hier erzeugen sich leichtlösliche Bleisalze, welche schädliche Einwirkung auf die Gesundheit äußern. In Paris hat man vor einiger Zeit zu wiederholten malen den Ausbruch choleraartiger Symptome nach dem Genuß von Vanilleeis beobachtet. Es zeigte sich, daß dasselbe in Gefäßen bereitet worden war, welche mit der genannten Legirung überzinnt waren. Der Chemiker Peligot räth daher, auf dieselbe gänzlich zu verzichten und sich zu genannten Zwecken des sogenannten Britanniametalls zu bedienen, das aus ungefähr 90 Proc. Zinn, 8—10 Proc. Antimon und $^1/_2$ Proc. Kupfer besteht, und von den gewöhnlichen, beim Bereiten der Nahrungsmittel gebrauchten Flüssigkeiten, ja selbst von verdünnter Schwefelsäure in keiner Weise angegriffen werden kann.

Von neuen Maschinen, Apparaten und technischen Verfahren sind die nachfolgenden zu verzeichnen: Bewegungsübertragung mittels eines flüssigen Ringes von J. Robertson in Glasgow („Revue industrielle", S. 192); verticale Dampfmaschine mit automatischer Expansionsregulirung, von J. Head in Cirencester („Engineering", 3. Juli 1874, S. 4); Dreicylinder-Dampfmaschine mit vollkommen geräuschloser Arbeit, von Willans in Greenwich (John Penn u. Comp., Fabrikanten); Absperrschieber für Dampf-, Wasser- und Gasleitungen, von Dennis u. Comp. in Chelmsford („Deutsche Industrie-Zeitung", Nr. 36); Absperrventil mit Differentialkolben, von G. Stumpf (Actien-Gesellschaft Neptun in Berlin); Gaskraftmaschine mit besonders compendiöser Anordnung, von Reithmann in München; Luft-Compressionspumpe mit continuirlich erneuertem Wassermantel, von Kapitän Ericsson („Revue industrielle", April, S. 109); Doppelventil, zunächst für Schiffspumpen, von A. Friedmann in Wien („Deutsche Industrie-Zeitung", Nr. 42); Losscheibe für Riemenbetrieb mit besonderer Ersparniß an Oel und Riemen, von W. H. Holden u. Comp., Fitchbury, Massachusetts („Scientific American", S. 74); Frictionsgöpel, als stationärer oder transportabler, verbesserter Säulengöpel, von F. Ledebour in Berlin; Frictionshammer, besonders für Prägen und Stanzen, von Ch. Merrill and Sons in Neuyork; Metallbearbeitungsmaschine zur Fertigung der Oberflächen von Feilen, Bügeleisen, Amboßen, Muttern, Keilen, Schieberventilen und andern Maschinentheilen mittels Schmirgelscheiben, von der Tanite Company, Stroudsburg, Pennsylvanien (M. Selig u. Comp., Berlin, Karlsstraße Nr. 20); Supportstahl zum Drehen wie zum Hobeln mit kreisrunder Meißelschneide, von Professor F. A. Klingenfeld in München; Nägelschneidmaschine mit selbstthätiger Zuführung, von J. Lawrence in Philadelphia („Deutsche Industrie-Zeitung", Nr. 39); Bolzenkopf-Schmiedmaschine für alle Bolzenformen, welche die gepreßten nachschmiedet, von Horsfall (H. Simon, Civilingenieur, 7 Saint-Peter's Square, Manchester); Nietmaschine mit Betrieb durch einen Accumulator, von Mc. Hay u. Mac-

george („Engineering", S. 279); Schraubenſchneidmaſchine in Drehbankform, von A. Wood in Worceſter, Maſſachuſetts (Dingler's „Polytechniſches Journal", CCXIII, 6); Stoßmaſchine mit vertical verſtellbaren Führungscouliſſen des Stößels, von W. Sellers u. Comp. in Philadelphia, Nordamerika; Bandſäge mit Spannungsausgleichung und doppelter Führung des Sägeblatts, von A. Whitney in Winchendon („Engineering", Auguſt 1874, S. 170); elektriſcher Schutzapparat gegen die Abſetzung von Keſſelſtein, von Field (Dingler's „Polytechniſches Journal", CCXIV, 2); Federhammer mit Frictionskuppelung, Bremsklotz, verbeſſerter Verbindung mit der Bogenfeder, von der Maſchinen- und Gasapparatfabrik L. A. Riedinger in Augsburg; Schraubenſchlüſſel und Gasrohrſchlüſſel, von Comber („Engineering", 1874, S. 170); Spindelſtock für Drehbänke, von C. Pfaff (Ottakringer Eiſengießerei und Maſchinenfabrik von R. Fernau u. Comp. in Wien); Hammer mit Nagelzieher, wobei ein drehbarer Zahn den Nagel erfaßt, von Bilharz („Scientific American", Juni 1874, S. 39); Erdbohrer mit Spiraiſchraube und Meſſerſcheiben, beſtes Inſtrument ſeiner Art, von Bohlken (Actiengeſellſchaft für Maſchinenbau in Varel a. d. Jade); Bortenwirkmaſchine, welche ein Dutzend Gold- und Silberborten verſchiedener Muſter gleichzeitig wirkt, von Piret in Brüſſel; Mehlſichtemaſchine mit Centrifugalwirkung nach Lucas in Dresden, von Luther u. Peters (Maſchinenfabrik in Wolfenbüttel); transportable Heupreſſe mit Brückenwaage und Fahrgeſtell, Preſſen für Baumwolle, landwirthſchaftliche Zwecke u. ſ. w., von Ingenieur Leduc-Vie in Paris (Armengaud, „Publications industrielles", XXI, 409); Korkſchneidemaſchinen (Streifenſchneid-, Abſchäl-, Stückſchneid-, Rundſchneide-, Schleifmaſchine, Sortir- und Schleifapparat, Bohrmaſchine mit Tubusmeſſer, Schleifapparat und Zange zum Feſthalten der Korkſtreifen), von E. Boëthius in Stockholm (Stockholmer Maſchinenbau-Actiengeſellſchaft); Eiſen- und Stahlverzinnung ohne galvaniſchen Apparat durch Zinnſalzlöſung und Chlorgas („Bayriſches Induſtrie- und Gewerbeblatt"); Thürbänder, die ſich nach beiden Seiten hin öffnen laſſen, von A. Smith in London (L. Koch, Kunſtſchloſſerei, Prinzeſſinſtraße, Berlin); Löthrohr mit Stativ und Blasapparat, von Mechaniker Joſeph Rabs in München; Refractometer zur Ermittelung des ſogenannten Brechungsexponenten in Flüſſigkeiten, von Profeſſor Abbe in Jena (Mechanikus Zeiß daſelbſt); Faßhahn mit federndem Meſſingvorſtecker zur Schlußdichtung, von T. L. Webſter in Neuyork („Deutſche Induſtrie-Zeitung", 1874, Nr. 42); Schleifſteine aus Schmirgel, Waſſerglas und Petroleum, von Baerle u. Comp. in Worms; Ebullioſkop zur Beſtimmung des Weingeiſtgehalts im Wein und andern Flüſſigkeiten, von Vidal, verbeſſert von Jacquelain u. Malligand („Comptes rendus", 1874, S. 1470); elektriſches Feuerzeug mit Platindraht und Petroleumlampe, von Voiſin u. Dromier in Paris; Feculometer zur Prüfung der Kartoffelſtärke, von L. Boudouneau („Bulletin de la Société chimique", 1874, S. 174); Schlauchverbindung nach neuem Kuppelungsprincip mittels Einklemmung, von H. Keßler in Oberlahnſtein; elektriſcher Thermowecker zur Angabe und Signaliſirung von Temperaturüberſchreitungen in geſchloſſenen Räumen, von Ingenieur Ludwig Kohlfürſt in Prag; Apparat zur gleichzeitigen Entzündung vieler Gasflammen, von Gaiſſe in Paris (Rue Saint-André des Arts); Anſtreichpinſel mit Selbſtfüllung durch einen Kautſchukballon mit Klappventilen, von Thompſon (Dingler's „Polytechniſches Journal", CCXIII, 5); Haartreibriemen aus Geweben von Ziegenhaaren mit Mennigüberzug, von C. H. Beuecke in Hamburg (Admiralitätsſtraße Nr. 59); Waſſermeſſer zur Ermittelung des Verbrauches bei Dampfkeſſelanlagen, von Ernſt Seidler u. Sohn in Magdeburg; neue Darſtellung von Anilinbraun und Anilinſchwarz, von J. Caſtelhaz in Mancheſter; Darſtellung blauer Farbſtoffe aus Methyl-Aethyl und Amyl-Diphenylamin, von Ch. Girard („Deutſche Induſtrie-Zeitung", 1874, Nr. 47); Knöpfe aus Leim und gehärtete Gelatineimitationen in Schildpatt, Perlmutter, Elfenbein, Bernſtein, Malachit u. ſ. w., von J. Fichtner u. Söhne in Atzgersdorf bei Wien; copirfähiger Buchdruck mittels Anwendung einer Copirdruckfarbe, von Buchdruckereibeſitzer Päßler in Dresden; Gummiüberſchuhe für Pferde ſtatt der Eiſen, beſonders in Fällen von Hufkrankheiten, von A. J. Dean in Newark, Neuferſey, Nordamerika.

Politische Revue.

20. Januar 1875.

Während der Reichstag in Berlin noch forttagt, ist auch der preußische Landtag am 16. Jan. zusammengetreten. Der Reichstag hat in letzter Zeit verschiedene wichtige Gesetze durchberathen und über dieselben abgestimmt. Dazu gehört das Landsturmgesetz, welches mit den Abänderungen der Commission von der überwiegenden Mehrheit des Reichstages angenommen wurde. Manche unserer frühern Bedenken sind durch die Fassung der Commission beseitigt. Wenn indeß der Abgeordnete von Treitschke das Gesetz als durchaus unbedeutend hinstellen wollte, so ist ihm dies trotz seiner schwung- und phrasenreichen Beredsamkeit nicht gelungen; dem Abgeordneten Reichensperger-Olpe wird man dagegen recht geben müssen, wenn er in dem einen Fall, der durch das Landsturmgesetz gegeben wird, eine Abänderung der Verfassung erblickt und die ausdrückliche Erklärung einer solchen, wie sie Graf Balleſtrem in seinem Amendement zu §. 5 vorschlägt, für nöthig hält. Wer fünf Jahre bei der Landwehr gedient hat, kann nach der Verfassung nicht mehr zu derselben eingezogen werden. Wenn das Landsturmgesetz aber die Möglichkeit gibt, gediente Landwehrmänner nach Vollendung ihrer Dienstzeit wieder zur Ergänzung in die Landwehr eintreten zu lassen, so ist dies allerdings eine Veränderung der Verfassung und eine Verlängerung der Dienstzeit, die um so schwerer ins Gewicht fällt, als diese Eventualität noch auf zehn Jahre hinaus dem Einzelnen gegenübersteht. Die Declamationen des Centrums gegen den Militarismus sind insofern unberechtigt, als sie sich ausschließlich gegen die deutsche Regierung richten, während diese doch nur durch das ganze politische System des in Waffen starrenden Europa, durch die Signatur des Jahrhunderts gezwungen wird, sich abermals in eine solche schwere Rüstung zu werfen. Auf der andern Seite wäre es eine zu weit gehende Parteitaktik, welche von aller Logik absieht, auch die begründetsten Amendements und Einwendungen, welche von dem Centrum gemacht werden, immerfort auf das Conto der Reichsfeindlichkeit zu setzen und sich der streng sachlichen Prüfung derselben zu entschlagen.

Außerdem hat der Reichstag den Gesetzentwurf über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung berathen, wobei die Ultramontanen tapfer ins Zeug gingen. Hierüber wie über die andern Hauptberathungen und Hauptentscheidungen des Reichstages werden wir in einem zusammenfassenden Artikel näher berichten.

Neben dem Reichstage wird die Bedeutung des Landtages vielfach unterschätzt; man ist nicht abgeneigt, ihm neben dem Reichstage etwa nur die Stellung einzuräumen, welche früher die Provinziallandtage neben der Gesammtvertretung des Staates hatten, seine Wirksamkeit auf Verwaltungsmaßregeln von untergeordneter Bedeutung zu beschränken, indem alle Fragen der höhern Politik und der durchgreifenden Reform von dem Reichstage gelöst würden; man betrachtet die Landtagsabgeordneten als halb zur Disposition gestellte Politiker, die nur über secundäre Angelegenheiten zu verhandeln haben. Daß der Landtag nicht von dem Könige in Person, sondern von dem Vicevorsitzenden des Staatsministeriums eröffnet wurde, konnte solchen Ansichten nur Vorschub leisten, und in der That beeilte sich auch die officiöse Presse, zu erklären, man habe von einer Eröffnung durch den Kaiser Abstand genommen, um den Schein zu vermeiden, als ob es sich auf dem Landtage um ganz besondere Dinge handle.

Die Geringschätzung des preußischen Landtags findet aber in der Vergangenheit keine Rechtfertigung; der Landtag hat oft die wichtigsten Fragen behandelt und die Initiative ergriffen, wie bei den kirchenpolitischen Gesetzen, der Civilehe und andern, und er hat diese Fragen stets mit eingehender Sachlichkeit und Gründlichkeit behandelt, während manche Reichstagsredner in dem Bewußtsein, daß ganz Europa auf sie blickt, sich zu rhetorischen Lufthieben und zu jenen parlamentarischen Posituren verleiten ließen, die mehr eine photographische als politische Bedeutung haben. Der Landtag hat freilich ebenso oft Fragen, in denen der Reichstag die Initiative hatte, aus zweiter Hand behandelt. Daß aber auch die Aufgaben, die ihm für die Zukunft vorliegen, von Bedeutung sind, das hat die Eröffnungsrede des Finanzministers von Camphausen wol unwiderleglich dargethan. Es

sind freilich jene stillern Culturaufgaben, welche weniger Lärm machen und weniger Staub aufwirbeln, aber die reformatorische Umgestaltung des Staatswesens in seinen innersten Verzweigungen bewirken. Die große politische Herzschlagader wird immer im Reichstage pulsiren; aber das ausgebreitete Netz von Venen und Arterien bis zu den unscheinbarsten Capillargefäßen, welche das Blut in alle Theile des Organismus führen und den Kreislauf des politischen Lebens vermitteln, wird durch den Landtag vertreten.

Der Finanzminister erklärte selbst in seiner Eröffnungsrede, daß die Aufgaben, zu deren Lösung der Landtag mitwirken soll, von grundlegender Bedeutung sind für die gesammte Fortbildung unserer Gesetzgebung. Nicht ohne gerechte Befriedigung verweilte die Rede bei dem Zustande der preußischen Finanzen. Von dem Haushalt des Staates, sagte der Minister in seiner Rede, deren betreffender Theil als oratio pro domo angesehen werden konnte, „daß in den letzten Jahren inmitten einer ungewöhnlichen Fülle finanzieller Mittel neben den reichen Verwendungen zur Förderung der ideellen und materiellen Interessen des Landes und neben den Maßregeln zur Erleichterung der Steuerleistungen der Bevölkerung, zugleich auf die Verwendung großer Summen zur Verminderung der Staatsschuld Bedacht genommen wurde, und vornehmlich, daß bei den Anschlägen der Staatseinnahme die Wahrscheinlichkeit eines Mindererertrags einzelner Einnahmezweige im voraus berücksichtigt worden ist". Weiter konnte Camphausen hervorheben, daß die Voranschläge für das Jahr 1875, trotz mancher ausfallenden Steuern, im ganzen keinen Rückschlag geben, und er wies auf den Staatshaushaltetat hin, um zu beweisen, welche reichen Verwendungen für die wahrhaft productiven Interessen des Staatslebens in Aussicht genommen sind, für die Förderung von Kunst und Wissenschaft, für die weitere Entwickelung und Hebung des Unterrichts in allen Zweigen, für die Verbesserung des Einkommens der Geistlichen und der Elementarlehrer, für die Verbesserung und Erweiterung der Eisenbahnanlagen des Staates, der Häfen, der Land- und Wasserstraßen, für die Förderung von Ackerbau und Viehzucht. Der reformatorische Geist, der in das landwirthschaftliche Ministerium eingezogen ist, prägt sich in verschiedenen zur Vorlage kommenden Gesetzentwürfen aus; hierzu gehört eine Revision der Ansiedelungsgesetzgebung, eine Regelung der Rechtsverhältnisse der ländlichen Arbeiter, die Bildung von Waldgenossenschaften, die Schutzwaldungen, die Unterdrückung der Viehseuchen, eine neue Wegeordnung. Dagegen scheint die Ausdehnung der Kreisordnung auf die westlichen Theile der Monarchie zunächst vertagt zu sein; die Gesetze, welche die innere Verwaltungsreform weiter führen, den mit der Kreisordnung begonnenen Bau zu einem einheitlichen Abschlusse bringen sollen, werden ausdrücklich auf den Geltungsbereich der letztern beschränkt. Bei der Einrichtung der Verwaltungsjustiz, welche durch Errichtung eines Oberverwaltungsgerichts ebenfalls den entsprechenden Abschluß finden sollen, spricht die Eröffnungsrede es gerade aus, daß diese Organisation einen „sichern Anhalt für die entsprechenden Reformen" in den übrigen Theilen der Monarchie darbieten solle. Für die gesetzgeberischen Vorarbeiten zu denselben, die allerdings in vollem Gange sein sollen, will man also doch in der Bewährung der Institutionen im östlichen Theil der Monarchie erst Erfahrungen sammeln. Die früher angekündigte einheitliche Organisation der Verwaltung scheint denn doch auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein, oder sind es berechtigte Eigenthümlichkeiten der Rheinlande, Westfalens, Hessen-Nassaus, denen man Zugeständnisse machen will, oder welche in der That abweichende Bestimmungen in den Kreis- und Städteordnungen nöthig machen?

Auch die kirchenpolitische Gesetzgebung soll durch ein supplementarisches Gesetz vervollständigt werden, welches das richtige Princip für die Durchführung jener Gesetze noch mehr als bisher zu Hülfe nimmt, die Selbstthätigkeit der katholischen Gemeinde. Diese soll, dem neuen Gesetzvorschlage zufolge, ihre Interessen bei der Besorgung der kirchlichen Vermögensangelegenheiten durch selbstgewählte Organe wahrnehmen. Dies Heranziehen der Gemeinden muß die Lücken ausfüllen, welche die kirchenpolitische Gesetzgebung doch vielfach gelassen hat, empfindliche Lücken für das religiöse Bedürfniß der verwaisten Kirchensprengel; denn es ist anzunehmen, daß die so herangezogenen Gemeinden sich auch eher als bisher zur Wahl neuer Seelenhirten bestimmen werden. Nichts ist freilich dem Autoritätsprincip der katholischen Kirche feindlicher als das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden in kirchlichen Angelegenheiten, und gerade dagegen erhebt sich von seiten der kirchlich Gesinnten die lebhafteste Opposition. Die Aufgaben des Landtages erscheinen so

in jeder Hinsicht als bedeutende; die Pflege hoher Culturinteressen und die Fortbildung der neuen Reformgesetzgebung ist seinen Berathungen und Abstimmungen anheimgegeben.

Spanien ist über Nacht wieder ein Königreich geworden und hat im ganzen mit derselben Gleichgültigkeit dieser Wandlung zugesehen, wie damals dem Staatsstreiche des Generals Pavia, welcher dem Lande in Serrano einen Dictator schuf. Auch Europa erscheint ziemlich gleichgiltig bei diesen Vorgängen, die in staatsrechtlicher Hinsicht doch mehr als bedenklich sind. Ein Pronunciamento der bewaffneten Macht als rechtsgültig ansehen, heißt doch das Prätorianerthum anerkennen, und wenn durch dies Pronunciamento der legitime Sproß eines alten, aber wegen seiner zahlreichen Verbrechen gegen die Volkswohlfahrt mit Recht versemten Herrscherhauses wieder auf den Thron gerufen wird, so macht der legitimistische Beigeschmack dieser Militärrevolution sie für das moderne Staatsrecht doch keineswegs annehmbarer. Ein König, der sich durch einen Theil der Armee in das Land rufen läßt, hat zunächst kein größeres Recht auf den Thron als einer jener militärischen Bandenführer, der durch irgendein Pronunciamento auf den Schild gehoben wird. Ohne die verfassungsmäßige Berufung durch die Cortes gibt es kein Thronrecht, welches von dem heutigen Europa anerkannt werden könnte, und nur die Voreiligkeit, die mit legitimistischen Anschauungen zusammenhängt, konnte den Sohn der Isabella bewegen, so ohne weiteres von dem spanischen Thron Besitz zu nehmen, wie denn auch Graf Chambord die bedingungslose Besitznahme seines auf dem Lilienwappen ruhenden Thronrechtes verlangte und sich erst später mit der Nationalversammlung verständigen wollte, eine Anmaßung, welche von Frankreich mit Recht zurückgewiesen wurde. Hat doch auch der dritte Napoleon sein Thronrecht stets auf Plebiseite zu gründen gesucht und mit Peinlichkeit an dieser Grundlage des von ihm vertretenen demokratisch-imperialistischen Staatsrechts festgehalten. Will sich aber der junge Alfons auf seine Legitimität berufen, so tritt ihm in den Bergen von Navarra und Biscaya der legitimste Prätendent entgegen, der keinen Augenblick gezögert hat, gegen die Allianz seines Hauses mit der Revolution zu protestiren. Der Abfall seiner Truppen und der Einmarsch alfonsistisch gesinnter Bataillone in Bilbao ist bisjetzt nicht genugsam bestätigt, um diesen Protest als den letzten Verzweiflungsschrei des todgeweihten Karlismus erscheinen zu lassen. Für das neue Königthum gilt dieselbe Losung wie für Serrano's Dictatur, Unterwerfung des Karlismus: „Hic Rhodus, hic salta!"

Daß Serrano in diesem Kampfe nicht glücklich war, das ist wol der Hauptgrund der neuen Wandlung der Dinge in Spanien. Der Sieg von Bilbao blieb fruchtlos, die Kämpfe vor Estella endeten mit einer Niederlage der Regierungstruppen. In den letzten Monaten schleppte sich der Karlistenkrieg, trotz aller Aufgebote der spanischen Regierung und aller Verstärkungen des Heeres, in kläglicher Weise hin; die Karlisten gewannen wieder Terrain, und das kriegerische Schauspiel, welches das Bombardement und der Entsatz von Irun, welches die über die französische Grenze fliegenden Kugeln der spanischen Geschütze an der Bidossoa boten, war keine Kriegsthat von irgend nachhaltiger Bedeutung. General Loma war von dem Oberfeldherrn Laserna zur See nach San-Sebastian geschickt worden, um das von den Karlisten umlagerte Irun zu entsetzen; es gelang ihm dies nach einem Kampfe, der strategisch ganz resultatlos blieb. Wol mußten sich die Karlisten zurückziehen, aber die Regierungstruppen verfolgten sie nicht und brachen sich nicht Bahn zur Eroberung Pamplonas. Der militärische Dictator, der seine Dictatur als ein specielles Mandat zur Besiegung der Karlisten betrachten mußte, erschien nun selbst wieder in den ersten Decembertagen auf dem Kriegsschauplatze, ein Ereigniß, mit welchem die Ankündigung großer Entscheidungen verbunden zu sein pflegt; doch diese Entscheidungen ließen auf sich warten, sei es die Schuld des ungünstigen Wetters oder der militärischen Rathlosigkeit des Dictators; sie traten überhaupt bis zum Jahresschlusse nicht ein, und diesen Augenblick allgemeiner Enttäuschung hielten die alfonsistischen Generale für geeiguet, das Banner des Königs Alfons aufzupflanzen. Zwei Bataillone des Generals Martinez de Campos erhoben diese Fahne, die anfangs als eine Fahne des Aufruhrs betrachtet wurde; die Besatzung von Madrid und die Flotte, welche in Spanien so oft die Initiative der Militärrevolution ergriff, schlossen sich an; bald kam die gleiche Nachricht von den Heeren des Nordens und des Centrums — und so ist König Alfons, der vor kurzem

bei seiner Großjährigkeit sich für den alleinberechtigten spanischen Thronfolger erklärt hatte, König von Spanien, in seinen Augen von Gottes Gnaden, in Wahrheit von Gnaden der spanischen Armee oder vielmehr ihrer alfonsistisch gesinnten Offiziere. Die Cortes haben es denn mit einem fait accompli zu thun, der bekanntlich bei parlamentarischen Versammlungen entscheidend ins Gewicht zu fallen pflegt; denn „rien ne réussit que le succès"! König Alfons gilt für constitutionell-liberal; von tiefgewurzelten politischen Ueberzeugungen kann selbstverständlich bei ihm nicht die Rede sein; doch wenn er mit Erfolg den Karlismus bekämpfen, wenn es sich nicht um einen bloßen Thronstreit, um einen Kampf verschiedener dynastischer Interessen und Familienrechte handeln soll, der in unserm Jahrhundert nicht die geringsten Sympathien zu erwecken vermag und für welche das Blut der Völker zu verspritzen als ein Frevel gelten muß, so ist für den König Alfons bereits die Karte aufgeschlagen, welche allein für ihn Trumpf sein kann; es ist eben das liberal-constitutionelle Princip, für dessen Verletzung seine Mutter nach dem Aufstande der Truppen und der Schlacht bei Alcolea von dem spanischen Thron vertrieben wurde. Wie es freilich mit der Auffassung dieses Princips aussieht, darüber gibt die neueste Geschichte mannichfache Auskunft. Außerdem hat König Alfons rasch den Segen des Papstes erfleht, dem jedenfalls ein getreuer Sohn auf dem spanischen Thron lieber ist als ein Prätendent, der nur einige Provinzen beherrscht. Ueberhaupt ist das Episkopat in Spanien nicht karlistisch gesinnt, nur der niedere Klerus, welcher der Neigung der Bergbevölkerung, zur Büchse zu greifen und Banden zu bilden, mit Behagen nachhängt.

Serrano's Rolle bei dieser Umwälzung ist vielfach als eine unklare bezeichnet worden. Es ist aber doch wol einleuchtend, daß er einer Bewegung von solcher Bedeutung, die nicht von ihm ausging, feindlich gegenüberstehen muß. Ohne die Niederwerfung des Karlistenaufstandes tritt er ja ruhmlos vom Schauplatze ab und hat die ihm übertragene Aufgabe nicht erfüllt. Es mochte ihm vielleicht vorschweben, nach Besiegung des Don Carlos als spanischer Monk den Bourbon auf seinen Thron zurückzuführen; dieses vorzeitige Pronunciamento geschah sicherlich gegen seinen Willen, mag er auch hinterdrein gute Miene zum bösen Spiel machen und sich mit Anstand in das Unvermeidliche fügen. Oder mochte er daran verzweifeln, den Karlismus niederzuwerfen und so in dem Pronunciamento von Murviedro einen willkommenen Zwischenfall sehen, der ihn von der Aufgabe erlöste, welcher er nicht gewachsen war? So mochte er sich für die Einbuße an Ruhm mit der Erleichterung und dem Behagen trösten, welches ihm aus der Abnahme einer allzu schweren Last erwuchs.

Der Staatsstreich von Murviedro war übrigens seit langer Zeit vorbereitet; das Königthum des jungen Alfons hatte seine Vertrauensmänner. Noch vor dem Attentat des Generals Pavia gegen die Cortes hatte Canovas de Castillos, der Präsident des Regentschaftsministeriums, eine vom 22. Aug. 1873 datirte Vollmacht des Prinzen Alfons erhalten, in seinem Namen von der Regierung Besitz zu ergreifen, von welcher er jetzt, nach der Erklärung der Centrumsarmee, alsbald Gebrauch machte. Uebrigens wich das Ministerium Sagasta keineswegs ohne weiteres von seinem Posten; es schleuderte ein energisches Manifest gegen die Truppen, und der Generalkapitän von Madrid, Primo de Riveras, hatte anfangs mehrere Alfonsisten, sogar Canovas verhaften lassen. Doch die Herrlichkeit dauerte nur einen Tag. Die Nachrichten aus dem Heereslager des Centrums und des Nordens änderten blitzesschnell die ganze Lage der Dinge. Der Generalkapitän hielt es für das Beste, mit seinem Gefangenen und durch ihn mit der neuen Regierung seinen Frieden zu machen. Der Commandant der Centrumsarmee, Jovelar, war durch Martinez Campos gewonnen worden, vermuthlich durch die Aussicht auf das Kriegsministerportefeuille, welches ihm denn auch zutheil wurde, und rückte mit seinem Heere in Valencia ein, während die einzige Antwort der Regierung auf die kecke Erklärung des tollkühnen Martinez Campos, der Armee zu einem Banner verholfen zu haben, das Zerstören von 30 Kilometer der Eisenbahn zwischen Madrid und Valencia, natürlich erfolglos blieb. Die Hülfe, welche die Radicalen ihr anboten, indem sie in den Hauptstädten des Landes Aufstände zu erregen versprachen, wurde von ihr abgelehnt, und so verschwand sie, nachdem auch Serrano die neue Regierung beglückwünscht hatte, spurlos vom Schauplatze.

König Alfons XII. hatte einen Aufruf an die wohlgesinnten Männer aller Parteien erlassen, sich als liberal-constitutionell und als Mann seines Jahrhunderts erklärt, ja er hatte in der Ernennung der Minister von Barcelona aus sein Recht betont, das ihm als „constitutioneller König" zukomme (zunächst freilich ein constitutioneller König in partibus ohne Constitution); er hatte in das neue Cabinet den Romero Robledo, einen Septemberminister nach dem Staatsrecht der Schlacht von Alcolea, und sogar als Minister für die Colonien Ayala aufgenommen, den Verfasser des Manifestes von Cadix, welches der Königin Isabella den Thron kostete; er hatte in Privatgesprächen erklärt, sich in Bezug auf die Verfassung Belgien und England, in Bezug auf das Heerwesen Preußen zum Muster nehmen zu wollen; er hatte allgemeine Glaubensfreiheit in Aussicht gestellt: sollten da nicht alle Parteien dieser gemäßigten Restauration zustimmen, welche ohne Rachegedanken in Spanien ihren Einzug hält, nur die Karlisten und republikanischen Ultras ausgenommen? Und in der That erschien ja die Begrüßung überall als eine festliche und glänzende, wo der junge König erschien, wie dies bei solchen Gelegenheiten stets der Fall ist, da die siegenden Parteien Lärm genug zu machen wissen, während die unterlegenen sich grollend im Hintergrunde halten. In Barcelona flaggte am 9. Jan. die Flotte, die Matrosen hingen in den Raaen, und der Königsmacher ohne Portefeuille, Martinez Campos, begrüßte mit seinen Offizieren den Monarchen. In Valencia wurde der Festjubel am 11. Jan. durch einen Miston gestört; der Erzbischof weigerte sich, die Kathedrale zur Feier eines Tedeums herzugeben, und diese mußte auf offenem Markte abgehalten werden. Auch der Einzug in Madrid fand mit demselben Jubel statt wie einst der Einzug des Königs Amadeo. Von Madrid begibt sich der König ins Lager von Logroño, um sich der Nordarmee vorzustellen, vielleicht in Person die Operationen gegen die Karlisten zu eröffnen und zu versuchen, ob der Zauber des bourbonischen Königthums nicht auf die Offiziere des Don Carlos einen zum Abfall verlockenden Einfluß ausüben wird.

Die Bürgschaft, welche die Persönlichkeit eines siebzehnjährigen Jünglings für eine liberale Regierung gibt, erscheint uns gering, trotz der privaten Glückwünsche des Königs von Belgien, in denen das volle Vertrauen eines aufrichtig constitutionellen Monarchen zur Person des Königs Alfons sich ausspricht. Die Situation, deren Bedeutung hier weit entscheidender ist als diejenige einer so jugendlichen Persönlichkeit, scheint uns nicht zu Gunsten einer so vertrauensvollen Auffassung zu sprechen. Daß die Königin Isabella in Paris bleibt und ihren Sohn nicht begleitet, ist zunächst durch die Umstände geboten. Doch schon spricht man von einem Aufenthalte derselben in Palma in Majorca, welches nur eine Etappe für den Weg nach Madrid wäre. Ihre Rückkehr nach Madrid wäre aber ein Todesstoß für das neue Königthum; doch wenn auch die Königin nicht zurückkehrt, ihre Partei wird früher oder später einen verhängnißvollen Einfluß üben. Schon jetzt kann sie nur mit schweigender Entrüstung die Schmach ertragen, welche ihr durch die Aufnahme eines Ayala und Robledo, der Königsfeinde von früher, in das Ministerium zugefügt worden ist. Die echten farbehaltigen Legitimisten werden dieses ins Liberale spielende Königthum eines Bourbon nicht dulden, ohne mit aller Macht dagegen anzukämpfen, und die ganze nächste Verwandtschaft und Sippe des Königs hegt die Traditionen einer ultramontanen Restaurationspolitik.

Damit berühren wir aber die wichtigste Seite des neuen Regiments, weil sie mit der allgemeinen europäischen Signatur zusammenhängt. Für die deutsche Politik ist die Stellung, welche das neue Königthum zur Kirche einnehmen wird, von entscheidender Wichtigkeit, was die Sympathien oder Antipathien betrifft, die wir ihm zuwenden dürfen. Die schon erwähnte Beeiferung des Königs Alfons, den päpstlichen Segen nachzusuchen, und des Papstes, ihn zu ertheilen, mochte man als eine bloße Form und als ein unentbehrliches Viaticum für eine spanische Königsreise ansehen; doch schon das Circular des neuen Justizministers Cardénas an die Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe Spaniens mußte Bedenken erregen; es verkündet der Kirche heitere und glückliche Tage, was für die übrige Menschheit in der Regel keine Heiterkeit und kein Glück zu bedeuten hat; es proclamirte eine neue Aera, in welcher die „durch die Ungerechtigkeit und die Ausschreitungen der jüngsten Vergangenheit leider unterbrochen gewesenen guten Beziehungen mit dem gemeinsamen Vater der Gläubigen wieder angeknüpft", „die verursachten Schäden wieder gut

gemacht" werden sollen. In der That hat das Ministerium des Königs Alfons bereits ein Decret erlassen über der Rückgabe von Kirchengütern, die nach einem Abkommen mit dem päpstlichen Stuhle von 1860 nicht in den Händen des Staates sein durften, die aber trotzdem seither theils zu öffentlichen Zwecken benutzt, theils abgebrochen, theils einfach zurückgehalten worden sind. Außerdem wurden die protestantischen Kirchen in Madrid geschlossen, eine Maßregel, die ohne Frage zu diplomatischen Interventionen Veranlassung gab, und wurden am 9. Jan. Maßregeln zur Schließung aller Freimaurerlogen und zu einem gänzlichen Verbot des Freimaurerthums in Spanien angeordnet, und zunächst nur auf Einsprache des englischen Gesandten Layard vertagt.

Schon längere Zeit vor dem Pronunciamento der Truppen, schon am 11. Dec., hatten die Karlisten wiederum ein Attentat auf die deutsche Flagge ausgeführt, indem sie die mecklenburgische Brigg Gustav bei Zarauz durch ihr Feuer verhinderten, den dritten Anker auszuwerfen, sodaß das Schiff strandete, dessen Effecten dann die Karlisten plünderten. Infolge dieser abermaligen Verletzung des Völkerrechts wurden der Nautilus und Albatros in die biscayischen Gewässer geschickt und ein Theil der deutschen Flotte mobil gemacht, um in entscheidender Weise Satisfaction zu verlangen. Die vielverkündete und vielgepriesene Eroberung von Zarauz durch die Deutschen erwies sich indeß als unbegründet, doch ist die jetzige spanische Regierung bereit, der deutschen Genugthuung und Schadenersatz zu leisten, und die spanische Kriegsflotte kreuzt gegenwärtig vor Zarauz und Guetaria, um gegen die Karlisten die nöthigen Repressalien auszuüben.

Die Situation in Frankreich ist, trotz einer Cabinetskrisis, noch immer dieselbe; ein Staatsoberhaupt, das beharrlich seine persönliche Herrschaft zu sichern sucht, indem es dieselbe mit dauernden organischen Institutionen umgeben will, und eine von den Parteien in unberechenbarer Weise gespaltene Nationalversammlung, die nicht leben und nicht sterben kann, und welche zu beseitigen das Staatsoberhaupt zögert, einmal weil der Titel seiner Macht und Herrschaft sich nur auf einen Beschluß dieser Versammlung stützt, und dann, weil es befürchtet, es könne nachher Schlimmeres nachkommen, eine radicalere Versammlung oder bei einem Plebiscit die Wahl des kaiserlichen Thronerben. Mac-Mahon verhandelte mit den Vertrauensmännern der Parteien und erließ am 6. Jan. eine Botschaft an die Nationalversammlung. Energischer als früher betonte er den Weg der Pflicht, welchen zu wandeln die in Frankreich herrschende Unruhe und die umgebenden Gefahren mahnten, verlangte die schleunigste endgültige Constituirung des Septennats und die ungesäumte Berathung des Senatsgesetzes.

Die Versammlung hielt aber die Frage über die Transmission der Gewalten für wichtiger und räumte dieser die Priorität ein, anscheinend eine formelle Entscheidung in Betreff der Tagesordnung, in Wahrheit aber ein unverkennbarer, gegen den Präsidenten gerichteter Schachzug. Das Ministerium reichte auf Grund der mit großer Majorität gefaßten Abstimmung seine Dimission ein; doch die Ministerkrisis wurde zu einer chronischen, indem es bisher dem Präsidenten nicht gelungen ist, ein Ministerium zu bilden, welches in der Assemblée auf die Majorität rechnen durfte, und selbst der Herzog von Broglie aus diesem Grunde die Bildung eines Cabinets ablehnte. Die Nationalversammlung berät inzwischen über die Cadres der Armee, über die Untersuchung bonapartistischer Wahlumtriebe; die Parteien verhandeln über die Dringlichkeit der constitutionellen Gesetze; würde diese angenommen, wozu keine Aussicht ist, so würden sie mit einer Lesung durchgehen. Das linke Centrum stellte durch Laboulaye am 14. Jan. den Antrag, die Republik bei Berathung der constitutionellen Gesetze als die Verfassung Frankreichs zu proclamiren; kurz das „persönliche Septennat" hat es durch seine engherzigen Gesichtspunkte bereits zu einer Anarchie gebracht, welche in dem Parteiconglomerat der Versammlung von Hause aus latent war, jetzt aber in der Unfähigkeit, eine Regierung zu bilden, in schlagender Weise zum Ausbruch kommt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Philippe de Ségur.

Von

Wilhelm Henkel.

Die franzöſiſche Akademie hat ſeit dem großen 1870er Kriege vier hervorragende Mitglieder durch den Tod verloren, von denen die zwei jüngern, Prosper Mérimée und Michelet, noch in den letzten Jahrzehnten auch außerhalb Frankreichs häufig von ſich reden machten, und Guizot, der bei weitem Bekannteſte und Gefeiertſte, noch vor wenigen Wochen in aller Munde war, während der älteſte, Graf Philippe de Ségur, ſeit langen Jahren der Neſtor im Collegium der Unſterblichen, mit ſeiner Wirkſamkeit und ſeinem Ruhme einer längſtverſchwundenen Vergangenheit angehörig, einſam und kaum beachtet wie ein ehrwürdiges Trümmerſtück in die Gegenwart herüberragte. Sein Hauptwerk: „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812", gehört zu den am meiſten bewunderten und getadelten Erzeugniſſen der hiſtoriſchen Muſe Frankreichs, und verdient beſſer und vortheilhafter beurtheilt zu werden, als es bisher geſchehen iſt, wenngleich es ſeine Unſterblichkeit weniger dem Geiſte des Verfaſſers als dem Zauberklange des Napoleoniſchen Namens zu verdanken hat.

Die Geſchichtſchreibung bietet ſeit der großen Revolution die erfreulichſte Seite des franzöſiſchen Schriftthums. Nachdem ſie länger als irgendeine andere Wiſſenſchaft in Frankreich ein kümmerliches Daſein gefriſtet und ſeit Ludwig XIV. ſich kaum über das Niveau der Chroniken und theologiſirenden Romane hatte erheben können, wurde ſie in den erſten Zeiten der Revolution zwar neu belebt, dann aber durch das Beſtreben der fanatiſchen Republikaner, allen Zuſammenhang mit der geſchichtlichen Vergangenheit abzubrechen, auf Irrwege in der entgegengeſetzten Richtung geleitet. Erſt nach dem Sturze Napoleon's nahm ſie einen plötzlichen und ungeahnten Aufſchwung, ſeitdem ihr der Geiſt wiſſenſchaftlicher Forſchung durch die Verbindung mit der deutſchen Philoſophie, namentlich Hegel, mitgetheilt war, und ſie bei Guizot, Thierry und Thiers zur Entfaltung ihrer höchſten Blüte führte. Die Vorläufer der drei genannten Claſſiker waren Bignon, Bonrienne, Thibeaudeau und die beiden Ségur, deren zahlreiche Schriften über die Revolution und das Kaiſerreich durch die Leiſtungen der Spätern in den Schatten geſtellt worden ſind, jedoch den Reiz einer gewiſſen Friſche und Urſprünglichkeit voraushaben, da die Verfaſſer mitten im Strome der großen Begebenheiten ſtanden und Selbſterlebtes aus unmittelbarer Anſchauung darſtellten. Dies gilt auch von den ſchwungvollen Schilderungen der napoleoniſchen Zeiten aus der Feder des jüngern Ségur, namentlich von dem berühmten Buche über den ruſſiſchen Feldzug, das mit unglaublicher Begeiſterung aufgenommen wurde, und von manchen, vielleicht nicht mit Unrecht, das einzige große Helden-

gedicht der Franzosen genannt ist. Und doch haben einige neuere Literarhistoriker Ségur völlig ignorirt, andere, wie General Gourgaud, durch kleinliche, bissige Kritik dem Ansehen des Werkes unverdienten Schaden zugefügt.

Die altaristokratische Familie der Ségur stammt aus der Guyenne, neigte sich schon früh dem Protestantismus zu und hatte im vorigen Jahrhundert eine Reihe hervorragender Männer, darunter Marschälle, Staatsmänner und Schriftsteller, aufzuweisen. Der Großvater des erst vor kurzem als Vierundneunziger verstorbenen Paul Philippe Grafen von Ségur schloß sich beim Ausbruche der Revolution den Emigranten nicht an, obwol er unter Ludwig XVI. Kriegsminister und Marschall gewesen war. Ebenso sein Sohn, der mit Lafayette zu den Princes de la Jeunesse gerechnet wurde, den amerikanischen Freiheitskrieg mitmachte und seit 1787 behufs Abschließung eines Handelsvertrages nach Petersburg und 1791 als Vertreter der französischen Republik an den Hof Friedrich Wilhelm's II. geschickt wurde. Die meisten seiner vortrefflich geschriebenen Werke sind von bleibendem geschichtlichem Werthe. Sein Sohn Philippe stand noch im Knabenalter, als die über Frankreich hereinbrechende Sturmflut ihn aller Aussichten auf standesgemäße Carrière beraubte. Die Familie zog sich fast ruinirt während der Schreckenstage nach Chatenay zurück, wo sie das ehemals von Voltaire bewohnte Haus bezog. Aber selbst an dieser entlegenen Stätte lebten der Marschall und sein Sohn unter dem Damoklesschwert und wurden auch eine Zeit lang in Untersuchungshaft gehalten, bis die Katastrophe des 9. Thermidor ihnen und vielen Tausenden Erlösung brachte. Bei der Mittellosigkeit des Vaters konnte für den jüngern Ségur von regelmäßigem höhern Unterrichte keine Rede sein. Er half sich also durch Selbstbelehrung weiter und verschlang natürlich ohne Auswahl, was ihm unter die Hände kam; doch gibt er als seine Lieblingsautoren Montesquieu, Plato und vor allen Rousseau an, welcher letztere ihm eine Welt von neuen Ideen eröffnete. Uebrigens machte der Anblick der täglich sich erneuernden Greuel und der Umsturz der gesammten gesellschaftlichen Ordnung, wobei gerade der Adel am schwersten betroffen wurde, auf den Geist des Jünglings, wie er selbst erzählt, einen so verwirrenden Eindruck, daß er sich lange Zeit als Spielball von einem Extrem zum andern getrieben fühlte, und bald Zweifler mit Voltaire, bald gläubiger Christ à la Bossuet war. Ja eine geraume Zeit ersehnte seine heilsbedürftige Seele, der trübsten Gefühlsschwärmerei zugewandt, sogar den Märtyrertod, bis dann wieder im jähen Uebergange der Geist des Zweifels über ihn kam und ihn an den Selbstmord, als die alleinige Rettung von den Qualen der innern Leere und Zerfallenheit, denken ließ. Indeß bedurfte es bei einem so jugendlichen Patienten schließlich nur leichter Medicin, um diesem Zustande ein Ende zu machen. Sein Oheim, der Vicomte Ségur, einer der glänzendsten Cavaliere in den royalistischen Salons, führte ihn daselbst ein, und es scheint, daß er nicht nur durch sein originelles Wesen eine gewisse Rolle gespielt, sondern auch bald den monarchischen Ideen wieder den Vorrang eingeräumt hat. Wiederum sollte der Zufall eine Umwandlung herbeiführen. Eines Tages sieht Ségur, am Tuilerienhofe vorbeikommend, wie Bonaparte ein Dragonerregiment anredet, das zum Staatsstreiche in Saint-Cloud verwendet werden sollte. Es war der 18. Brumaire. Der Anblick des stattlichen Corps imponirt dem leichterregbaren Jüngling dermaßen, daß er sich im Augenblicke entschließt, die militärische Laufbahn einzuschlagen. Zwar hatte sein loyales Royalistengewissen noch ein mehrtägiges Fegfeuer durchzumachen, dann aber überwand er schließlich alle Scrupel und trat als Freiwilliger in ein republikanisches Reitercorps ein. Der philosophisch denkende Vater gab seine Einwilligung, der Großvater nach einigem Bedenken die dürftigen Equipirungsmittel. Um so schwerer machten ihm die Standesgenossen den Abschied, die den Abtrünnigen als Verräther an der heiligen Sache ausstießen.

Schon nach wenigen Monaten verdiente sich der junge Unterlieutenant die Sporen bei Hohenlinden und machte dann als Macdonald's Adjutant den Feldzug in Graubünden mit, den er in einer kleinen Schrift, dem Erstling seiner historischen Muse, beschrieb (Paris 1802). Napoleon's Bestreben, sich mit Sprößlingen aus den altadelichen Familien zu umgeben, und Macdonald's Gunst führten ihn nach dem Frieden von Lunéville in den Generalstab, und von da an blieb Ségur auf allen Feldzügen in der unmittelbaren Nähe des Kaisers, der seine Tüchtigkeit schnell erkannte und ihn in der Folgezeit bei mancher wichtigen Unternehmung ins Vertrauen zog.

Und dennoch dauerte es lange, ehe es Ségur gelang, seine ursprüngliche Abneigung gegen den Despoten völlig zu überwinden. Namentlich erfüllte ihn die scheußliche Enghien-Affaire mit solchem Unwillen, daß nur die dringenden Bitten seines Vaters ihn von dem sofort gefaßten Entschlusse, seinen Abschied zu nehmen, abzubringen vermochten. Dennoch machte diese vorübergehende Entfremdung bald schwärmerischer Verehrung und unbedingter Hingebung Platz. Im österreichischen Feldzuge leitete Ségur die Capitulationsunterhandlungen mit Mack vor Ulm, und im Jahre 1806 hatte er Gelegenheit, vor Gaëta und bei Jena so glänzende Beweise von seiner Tüchtigkeit zu geben, daß Napoleon in den Bulletins seiner besonders ehrenvolle Erwähnung that. Dagegen hatte er kurz vor der Schlacht bei Eylau das Misgeschick, den Kosacken in die Hände zu fallen und nach Wologda geschleppt zu werden, wo er bis zum Tilsiter Frieden auszuhalten hatte.

Im Jahre 1809 finden wir ihn abermals auf einem neuen Kriegsschauplatze, in Spanien. Bei Somo-Sierra erhält er vom Kaiser den übereilten Befehl, mit einer Schwadron polnischer Leibgardenlanen einen von 1500 Spaniern besetzten Paß zu erstürmen. Ségur selbst und die ganze Umgebung des Kaisers erkennen sofort die Unmöglichkeit der Ausführung; doch sprengt er ohne Zaudern zur Attake, und in wenigen Minuten liegen von den 80 Schlachtopfern zwei Drittel auf dem Boden, darunter Ségur, schwer verwundet. Napoleon selbst glaubte ihm durch Ernennung zum Obersten auf dem Schlachtfelde nur noch eine letzte Ehre zu erweisen; jedoch überstand seine kräftige Natur die Probe. Zwar machte er die Schlachten bei Wagram und Eckmühl infolge seiner durch zahlreiche Wunden geschwächten Gesundheit nicht mit; im russischen Feldzuge aber verfah er als einunddreißigjähriger Brigadegeneral den aufreibenden Dienst des Maréchal de Logis du Palais und hatte seinen reichlichen Antheil an dem Elende und den furchtbaren Entbehrungen des Rückzuges. Nach der Rückkehr und der Wiederaufnahme der Rüstungen organisirte Ségur mit drei andern Stabsoffizieren vier berittene Gardelegionen zu 3500 Mann, ein Werk, das bei der Verschiedenartigkeit der nationalen und gesellschaftlichen Elemente, aus denen das Corps zusammengesetzt war, viel Geduld und besondern Takt voraussetzte, und zeichnete sich dann nach dem Uebergange der Alliirten über den Rhein, an der Spitze des 5. Garderegiments, bei Montmirail, Château-Thierry und Rheims aus, sammelte beträchtliche Trümmer des zersprengten Heeres in Tours und hielt die kaiserliche Autorität wenigstens so lange aufrecht, bis Bonaparte's förmliche Abdankung erfolgt war. Das Entlassungsgesuch, das er der bourbonischen Regierung einreichte, ist in stolzer, fast trotziger Sprache abgefaßt. Auch ließ er sich nicht bewegen, das Commando der Garde-du-Corps Ludwig's XVIII. zu übernehmen, folgte jedoch nach einiger Zeit dem Rufe Ney's und trat in die Alte Garde ein, die unter einem neuen Namen und mit neuen Elementen versetzt, fortbestand. Mit der Vertheidigung des linken Seineufers während der Hundert Tage und den Functionen des Generalstabschefs schließt die ereignißvollste Periode in dem vielbewegten Leben Ségur's ab, und von nun an widmete er sich, nachdem die Bourbonen zum zweiten mal auf dem französischen Throne wieder eingesetzt waren, fast ausschließlich den Studien und der schriftstellerischen Thätigkeit; nur gelegentlich und vorübergehend ließ er sich zu militärischen und parlamentarischen Func-

tionen heranziehen. Es war eine Zeit schwerer Prüfungen, als die wichtigsten Posten im Civildienste und im Heere mit Hintansetzung erfahrener und verdienter Männer durch junge Sprößlinge loyaler Emigrantenfamilien besetzt wurden und Proscriptionen und Füsilladen unter den alten Anhängern des Kaisers aufräumten. Ségur's Vater wurde als persona ingrata aus der Pairskammer ausgestoßen, und er selbst war eine geraume Zeit hindurch so sehr aller Mittel entblößt, daß ihm der Ertrag journalistischer Arbeiten das Nothwendigste liefern mußte.

Inzwischen ging er an die Ausführung seines längstgehegten Lieblingsplanes, die Beschreibung des russischen Feldzuges. Die Vorarbeiten dazu nahm er mit einer Umständlichkeit und ängstlichen Sorgfalt in Angriff, die bei dem Soldaten, der nach funfzehnjährigem Kriegsleben zum ersten mal wieder zur Feder greift, und der noch dazu regelmäßigen, methodischen Unterricht niemals genossen hatte, nicht als übertrieben oder pedantisch erscheinen mögen. Er begann ab ovo und trieb zuerst Grammatik, dann Stilistik und Rhetorik und betrachtete die Tagespresse als eine Art von geistigem und stilistischem Turnplatze, wo er das allmähliche Wachsthum seiner Kräfte messen konnte. Dann trieb er eifrig das Studium der bedeutendern Historiker, namentlich Livius und Sallust, Montesquieu und Bossuet (!). „Ich erwärmte mich", sagt er in seinen „Memoiren", „an diesen großen Geistern, ehe ich selbst einen Anfang machte. Indessen befriedigten sie mich nicht ganz. Ich suchte nach einem, meinem innersten Wesen zusagenden Musterschriftsteller und fand ihn endlich in Tacitus. Die Schriften dieses Mannes erfüllten mich mit Begeisterung; ich erkannte in ihnen mein längstgeträumtes Ideal. Aber welch Wagniß für mich, die ereignißvollste und wunderbarste Periode unserer Geschichte darzustellen, um der Nachwelt ein glänzendes und lebenswarmes Gemälde zu entwerfen! Doch war ich entschlossen, meinen Kräften zu trauen, und als ich bereits am Werke war, erfüllte es mich mit solchem Stolze, daß ich alle Kräfte, alles Feuer, dessen ich fähig war, darauf verwendete. Es gewann schließlich eine solche Herrschaft über mein ganzes Wesen, daß sozusagen alle Strahlen meines Gemüths- und Geisteslebens in ihm zusammenliefen." Als endlich das mit fast jungfräulicher Scheu begonnene, und später, wie man aus den angeführten Worten sieht, mit echt französischem Selbstbewußtsein fortgesetzte Epos zum Abschluß gediehen war, bedurfte es dennoch vielen Zuredens, vornehmlich seitens des Grafen Daru, um den Autor zur Veröffentlichung zu bewegen. Erst die Versicherung, daß ihm dieselbe die Pforten der Akademie öffnen würde, sollte einen entscheidenden Einfluß haben. Um aber nicht in Paris selbst Zeuge eines etwaigen Fiasco oder einer stillschweigenden Aufnahme seines Erstlingswerkes sein zu müssen, eilte Ségur kurz vor dem Tage des ersten Erscheinens aufs Land, wo er zwischen Furcht und Hoffnung schwebend den Nachrichten der Freunde entgegenharrte. Bekanntlich wurde aber der „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812" eine Aufnahme bereitet, welche die kühnsten Erwartungen übertraf. Die Begeisterung und freudige Ueberraschung war so allgemein, daß innerhalb weniger Tage 11000 Exemplare in drei Auflagen verkauft wurden. Der Augenblick war allerdings so günstig als möglich. Nur wenige Jahre zuvor, da Frankreich noch an tausend Wunden blutete, die ihm die Napoleonischen Kriege geschlagen hatten, wäre der Erfolg des Buches mehr als zweifelhaft gewesen. Aber inzwischen hatte sich ein bedeutender Umschwung vollzogen. Der große Urheber des Elends war nicht mehr unter den Lebenden, er gehörte bereits der Geschichte an, und zwar als Held der glänzendsten Epoche der französischen Geschichte. Von einer Wiederherstellung seiner Dynastie konnte keine Rede sein, und die Eitelkeit und Gloiresucht versöhnte viele der erbittertsten Gegner des Mannes, der doch Frankreich auf ein Jahrzehnt zum gefürchteten Gebieter Europas gemacht hatte. Vornehmlich waren es aber die unter den Bour-

bonen zurückgesetzten Kampfgenossen des Verfassers, die, von den Erinnerungen einer großen Vergangenheit zehrend, auf das Heldengemälde wie auf ein ihnen selbst gesetztes Ehrendenkmal blickten. An sie richtete auch Ségur das berühmte schwungvolle Vorwort unter der Ueberschrift oder Anrede: „Mes compagnons":

„J'entreprends de tracer l'histoire de la grande armée et de son chef pendant l'année 1812. J'adresse ce tableau à ceux d'entre vous que les glaces du Nord ont désarmés et qui ne peuvent plus servir la patrie que par les souvenirs de leurs malheurs et de leur gloire. Arrêtés dans votre noble carrière, vous existez plus encore dans le passé que dans le présent, mais quand les souvenirs sont si grands, il est permis de ne vivre que de souvenirs. Qui de nous ignore que du sein de son obscurité les regards de l'homme déchu se tournent involontairement vers l'éclat de son existence passée, même lorsque cette lueur brille sur l'écueil où se brisa sa fortune et quand elle éclaire les débris du plus grand des naufrages?" u. s. w.

Unter der zahllosen Menge von Huldigungen, welche Ségur von allen Seiten dargebracht wurden, war eine, die von einer Seite kam, woher er sie am wenigsten erwartet hätte und die darum einen um so tiefern Eindruck auf den Verfasser machte. Es wurde ihm nämlich von einem Cavalier aus der Umgebung der Gemahlin des Dauphin erzählt, daß die Prinzessin das Buch mit gespanntem Interesse gelesen habe und bei der Schilderung der Großthaten und Leiden des unglücklichen Fürsten an der Moskwa in Thränen ausgebrochen sei und wiederholt gerufen habe: „O Gott, warum haben wir das nicht gewußt! So viel Heldenmuth und Edelsinn! Ségur hätte diese Blätter früher veröffentlichen sollen, und Ney wäre noch unter den Lebenden!" Ob der König ähnlich dachte, ist mindestens zweifelhaft. Was nun, abgesehen von der moralischen Wirkung der „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812", welche noch in demselben Jahre die sechste Auflage erlebte, den historiographischen Werth derselben anlangt, so hat bekanntlich die Kritik schon sehr früh angefangen, in Frankreich und in Deutschland die Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe des Verfassers zu verdächtigen. Vornehmlich hat General Gourgaud, der erste Ordonnanzoffizier Napoleon's in Rußland und einer der wenigen Getreuen, welche ihm nach Sanct-Helena folgten, in einer wüthenden Gegenschrift Ségur den Vorwurf gemacht, daß er seiner Phantasie beständig die Zügel schießen lasse, daß er die Schuld an dem jämmerlichen Ausgange des russischen Feldzuges menschlichen Schwächen des Kaisers zuschreibe, die des großen Mannes unwürdig seien, daß er sich sogar Fälschungen erlaubt und alle möglichen Irrthümer begangen habe. Diesem Urtheile begegnet man jetzt auch in Deutschland häufig, wo begreiflicherweise die Zahl der Leser der „Histoire" im Abnehmen begriffen ist. Nun schreitet allerdings Ségur oft auf gar hohem Kothurn einher, und vielfach flößt die allzu lebhafte, kühne Darstellung unwillkürlich ein gewisses Mistrauen ein. Auch hält es nicht schwer, Unwahrscheinlichkeiten und handgreifliche Irrthümer in Bezug auf Daten und Zahlenverhältnisse nachzuweisen. Damit ist aber noch nicht der Beweis absichtlicher Entstellung geliefert. Ségur befand sich bei fast allen Feldzügen in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers und hatte Gelegenheit, sich über das Zustandekommen der Plane und den Verlauf der Handlungen als Ohren- und Augenzeuge genau zu unterrichten. So dienten dann später die auf den Schlachtfeldern und Märschen gemachten Aufzeichnungen dem Geschichtszwecke als Grundlage. Unmöglich aber konnte das Buch Anspruch auf die Authenticität und objective Genauigkeit solcher Werke wie die Commentarien Cäsar's oder eines modernen Generalstabswerkes machen; denn daß der Verfasser über die Stärkeverhältnisse aller einzelnen Corps des kolossalen, in Bezug auf Nationalität und Führung, trotz einheitlichen Obercommandos, so verschiedenartig zusammengesetzten und über ein ungeheueres Terrain ausgebreiteten Heeres absolut genaue Kunde hätte besitzen sollen, konnte

niemand fordern; und ebenso wenig vermochte er von allen chronologischen und numerischen Einzelheiten während der so schwer übersehbaren Schwankungen und taktischen Bewegungen in den Hauptschlachten, wie bei Smolensk und Borodino, oder beim Uebergange über die Bereszina, unbedingt zuverlässige Berichte liefern. Selbst in unserer Zeit könnte ein amtlicher Rapport über eine Katastrophe wie die ebenerwähnte oder die Schlacht bei Sedan schwerlich fehlerfrei ausfallen. Dennoch ist Gourgaud außer sich vor Entrüstung, so oft es sich um kleine Irrthümer in der Erzählung handelt. Die Bitterkeit seiner Kritik drängt in der That zu der Annahme, daß der Verfasser der „Histoire" durch eine noch schwerere Sünde, als die berührte ist, sich die Ungnade des Generals und seines Anhanges zugezogen habe. Den letztern hatte die Kühnheit geärgert, mit welcher Ségur denjenigen der Napoleonischen Feldzüge behandelte, der zwar mit der größten Machtentfaltung und den stolzesten Ruhmeshoffnungen unternommen worden war, aber mit seinem kläglichen Ausgange dem französischen Nationalstolze wenig schmeicheln konnte. Der Verfasser unterläßt es nämlich keineswegs, bei aller Bewunderung für Napoleon, die Schwäche des großen Mannes, seine maßlose Ueberhebung und seinen Eigensinn zu berühren und diese mit dem Mangel an Disciplin in der großen Armee als mitwirkende Factoren bei dem Scheitern des Riesenunternehmens zu berücksichtigen. Dieser Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit, daß nicht nur die Schrecken der Natur die Katastrophe beschleunigt haben, war ein unverzeihliches Verbrechen! So kann die „Histoire" selbst bei den Bonapartisten nicht die unbefangene Bewunderung erregen, die der unparteiische Leser dem schwungvollen Stil, der großen Gewandtheit in der übersichtlichen Zusammenfassung der zahllosen Begebenheiten, der scharfen Charakterzeichnung und ungemein lebhaften Anschaulichkeit in den Schilderungen zollt, um derentwillen Ségur's Buch jederzeit zu den interessantesten Werken über das erste Kaiserreich zählen wird.

Uebrigens erfüllte sich bald, um auf den äußern Lebenslauf des Autors noch einmal zurückzukommen, die Prophezeiung des Grafen Daru, indem ihm die Anerkennung zutheil ward, auf die er, abgesehen von dem begeisterten Beifalle der Kriegsgefährten, den meisten Werth legte, nämlich die Aufnahme in die Akademie kurz nach der Einführung Lamartine's. Er hat ihr beinahe ein halbes Jahrhundert, und zwar eine geraume Zeit lang mit seinem Vater, angehört. Es ist schon erwähnt, daß er sich seit Bonaparte's Sturz, wenn auch von allen französischen Regierungen mit Auszeichnungen bedacht, zur Uebernahme von militärischen Functionen kaum wieder heranziehen ließ; auch nur ein einziges mal bestieg er die Tribüne in der Kammer. Die Früchte seiner fünfzigjährigen Muße sind vornehmlich die umfangreichen und sorgfältig ausgearbeiteten „Histoires et Mémoires", im wesentlichen der Lebenslauf Napoleon's, und gewissermaßen hineingeflochten Ségur's eigene Erlebnisse, sodann eine „Histoire de Charles VIII", die Vervollständigung eines im väterlichen Nachlasse vorgefundenen Fragments, schließlich eine „Histoire de Russie et de Pierre le Grand". Dies letztere soll sein Lieblingswerk gewesen sein. Es beruht auf gründlicher Forschung vorzüglich in geographischer und ethnographischer Beziehung, und wenn ihm der Geist, der aus Voltaire's glänzenden Essays über denselben Gegenstand hervorleuchtet, mangelt, so beruhen dafür vielfach seine Berichte auf Selbstgesehenem und Miterlebtem.

Bei Gelegenheit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. reiste Ségur im Auftrage Ludwig Philipp's zur Beglückwünschung nach Berlin, wie früher sein Vater bei ähnlicher Veranlassung, und legte später, ebenfalls des letztern Beispiel folgend, die bei dieser Gelegenheit gemachten Beobachtungen über den preußischen Hof in seinen „Mémoires" nieder. Seine politische Ueberzeugung soll sich in spätern Jahren, namentlich unter Napoleon III., der Republik nach nordamerikanischem Muster zugewandt haben. Auch verdient es Erwähnung, daß er seit seinem Aufenthalte in Berlin gewissermaßen als

Vorläufer des Kaſſandra-Stoffel auf die von Preußen her drohende Gefahr hinzuweiſen pflegte, dann aber, als die Zeit der Entſcheidung kam, vor einem Angriffskriege warnte. Sein einziger bekannt gewordener dichteriſcher Erguß, zugleich ſein Schwanengeſang, ſoll ein geharniſchtes Sonett gegen die barbariſche Invaſion geweſen ſein. Die Niederlagen der franzöſiſchen Heere und die Belagerung von Paris, wo er ausharrte, die Greuel der Commune und die Gründung eines neuen Deutſchen Reiches in Verſailles: das waren die letzten Eindrücke, welche der bis zuletzt noch rührige, faſt hundertjährige Greis, der die Erſtürmung der Baſtille als Jüngling erlebte und ſeitdem Frankreich elfmal die Regierung wechſeln ſah, mit ſich ins Grab nahm.

Sein Nachfolger in der Akademie wurde der Baron Charles Louis Gaspard Gabriel de Salviac et Vieil Caſtel.

Aus John Stuart Mill's Nachlaß.

I.

Nature, the Utility of Religion, and Theism. By John Stuart Mill (London 1874).

Unſere Zeit iſt, wie keine vorher, eine Zeit des Zweifels, des unter dem mächtigen Drange der Naturwiſſenſchaften mit geſteigerter Heftigkeit geführten Kampfes zwiſchen Wiſſen und Glauben, Vernunft und traditionellen Satzungen. Trotz dieſes Zweifels, trotz dieſes Kampfes will es uns doch manchmal bedünken, als ob das Ganze nichts ſei als ein Drehen im Kreiſe. Kaum war in Deutſchland Strauß mit ſeinem „Alten und neuen Glauben", wie Frohſchammer ſagt: vom rein menſchlichen, rationellen und idealen Standpunkte ſich abwendend, dem untermenſchlichen, materialiſtiſchen, theoretiſchen in die Arme geſunken, kaum hatte in England die populärſte Autorität in der phyſikaliſchen Wiſſenſchaft, Profeſſor Tyndall, ein Glaubensbekenntniß aufgeſtellt, das, wenn es überhaupt etwas meint, der alte Pantheismus in neuer Drapirung iſt, als ſich uns auch ſchon Mill, der Logiker, Philoſoph, Politiker und Volkswirthſchafter, als Theologe enthüllt, der mit ſeinen Doctrinen die alte Aeonenlehre der Gnoſtiker, den mythologiſchen Glauben an eine die Götter regierende Nothwendigkeit, ja ſelbſt den ſkandinaviſchen Glauben an göttlichen Fatalismus wieder anzunehmen ſcheint. Das mag Reform ſein, aber Entdeckung iſt es nicht. Wem wäre nicht noch der vorſichtige Römer im Gedächtniß, der in der erſten Periode des Chriſtenthums der vernachläſſigten Statue Jupiter's opferte, weil er meinte, es ſei doch ungewiß, ob die heidniſchen Götter nicht einmal wiederkehrten; und vor nicht gar langer Zeit laſen wir in einer populären engliſchen Zeitung einen amuſanten Artikel über den Cultus des Apollo in einem Keller Londons. Wenn man Mill's Glaubensbekenntniß geleſen, dann erſcheinen einem die beiden Anekdoten nicht mehr ſo lächerlich wie zuvor. Wenn Mill irgendetwas war, ſo war er ein Heide — wir verſtehen darunter einen, der an mehrere höchſte Weſen glaubt —, obgleich er niemals den Muth eines Strauß hatte, ſeine Meinungen offen einzugeſtehen. Sicherlich würde es ungeziemend und ungerecht ſein, gegen ihn die Anklage zu erheben, die Dr. Johnſon einſt gegen Bolingbroke vorbrachte, nämlich die: „er habe eine Donnerbüchſe gegen Religion und Moralität geladen, aber nicht den Muth gehabt, ſie während ſeiner Lebenszeit abzuſchießen, dagegen aber einem lumpigen Schotten eine halbe Krone *) hinterlaſſen, um den Schuß nach ſeinem Tode zu thun". Obgleich Mill's offene Bewunderung Chriſti „als ein Muſter der Nachahmung" ihn keineswegs dazu anſpornte, die Aufrichtigkeit des Vorbildes zu copiren, ſo geſchah es doch ſicherlich nicht aus perſönlicher Furcht, daß er ſeine Lippen bis

*) ½ Krone = 2½ Schilling.

nach seinem Tode geschlossen hielt. Daß die Gefahr eines Märtyrerthums nicht für ihn vorhanden war, wußte er, und selbst seine gewohnheitsmäßige Zurückgezogenheit kann ihn über die moderne Gesellschaft nicht so in Unwissenheit gelassen haben, um zu wähnen, Häretiker würden von ihr ausgeschlossen. Höchst wahrscheinlich fürchtete er, daß in dem bigoten England sein politischer Einfluß, auf den er hohen Werth legte, durch ein offenes Bekenntniß des Unglaubens geschwächt werden würde; und wenn das der Fall ist, dann war seine Handlungsweise, gelinde gesprochen, keine sehr muthige. Personen, die einst Mill's Ansichten über die Entstaatlichung der englischen Hochkirche zu wissen wünschten, erhielten nur eine sehr gesichtete Version seiner Gedanken, als er ihnen rieth, zur Entstaatlichung zu schreiten, ohne ihnen dabei zu sagen, daß er alle kirchlichen Etablissements für Institute zur Verbreitung einer groben Täuschung halte. Hiermit wollen wir jedoch keineswegs angedeutet haben, daß sich Mill dieser seiner Verstellung bewußt war; nur eine instinctive Abneigung gegen die Controverse hatte er. Daß ihm eine solche innewohnte, legte er dadurch an den Tag, daß er einer Polemik mit dem großen Philosophen Sir William Hamilton, während der Lebenszeit desselben, auswich, obgleich er abweichenden Ansichten huldigte, welche er erst nach dem Tode seines Gegners veröffentlichte. Mill suchte diese Verzögerung damit zu entschuldigen, daß Hamilton's Werke zu dessen Lebenszeit nicht gesammelt herausgegeben worden seien; doch des Philosophen Ansichten waren genugsam bekannt und sein Kritiker fühlte, nach eigenem Eingeständnisse, daß er in einem Kampfe den kürzern gezogen haben würde. Er war, so argwöhnen wir, zu empfindlich, um an einer Polemik Gefallen zu finden, und doch wieder zu sehr darauf erpicht, ein vollkommenes System zu besitzen, als daß er nicht Sätze angenommen hätte, in Bezug auf welche menschliche Kenntniß unmöglich und Streitfragen unvermeidlich waren.

Das eben veröffentlichte Buch ist ein Beispiel dieser Tendenz. Mill verwarf, gleich Strauß, alle und jede Offenbarung, aber gegen den historischen Beweis des Christenthums anzukämpfen, unterließ er wohlweislich. Seine drei, von seiner Nichte herausgegebenen Essays sind weit mehr Erzeugnisse des Gemüths, der Einbildungskraft und der Sensibilität als der kritischen Vernunft. Daß diese Triebfedern in Mill's Brust einen, und zwar einen recht bedeutenden Platz finden konnten, das hatte schon die im vorigen Jahre veröffentlichte „Selbstbiographie" des Dahingeschiedenen bewiesen: sie hatte ihn in einem für viele neuen und sonderbaren Lichte erscheinen lassen. Gar manche — und wir müssen gestehen, daß auch wir zu ihnen gehörten — vermochten in diesem Geschöpf voller Gemüthsaufwallungen und Sensibilität, das der Einbildungskraft und dem Gefühl eine solche Gewalt auf das menschliche Leben und auf die wichtigsten Dinge der Menschen einräumte, nicht den ruhigen, kalten Denker und den geschickten Analytiker wiederzuerkennen, für den allein sie ihn gehalten hatten. Die Krisis in Mill's Jugendleben, von der uns die „Selbstbiographie" erzählt, und welche er nur besiegte, als er unter dem Einflusse von Wordsworth's Dichtungen und durch seine eigenen Reflexionen erkannte, daß noch andere Sphären der Erfahrung vorhanden seien als diejenigen, welche das „trockene Licht" des Gedankens enthüllt, war eine Reaction gegen seine einseitige Jugenderziehung. *)

*) „Ungeachtet der von seinem Vater bewerkstelligten Pflege und Abhärtung seiner außerordentlichen Geisteskräfte war Mill tiefer, phantastischer, selbst krankhafter Gefühle fähig. In dem kritischen Alter von 20 Jahren fiel er in eine Art tiefer Schwermuth. Diese ganz natürliche Reaction, welche er später niemals verstanden zu haben scheint, überwand er durch das Studium des Dichters Wordsworth. Den Bericht, welchen er uns über seine in dieser Periode gemachte Entdeckung gibt, daß nämlich die Gewohnheit die Analyse abnutze und das Vergnügen untergrabe, und ferner von der Methode, mit der er durch die Pflege von Poesie und Musik sich von der auf ihm lastenden Schwermuth befreite, ist einer der schönsten Abschnitte in der Autobiographie. In den Anfangsstadien dieser Schwermuth wurde er «ernstlich von dem Gedanken einer Erschö-

Seine Natur rächte ſich für die Uebercultur der rein erkennenden und analytiſchen Elemente in der Jugend, wahrſcheinlich in unverhältnißmäßiger Stärke, durch eine ſpätere Entwickelung von Gefühl und Einbildungskraft. Wie ſehr auch die Erziehung, welche er unter ſeinem Vater genoß, dazu geeignet ſein mochte, ſeine Denkkräfte zur höchſten Fähigkeit zu drillen, ſo wurde doch das Gefühlsleben, nach dem ſeine Natur ſich ſehnte, durch dieſelbe erſtarrt und für die Sympathie, deren es bedurfte, zurückgetrieben auf ſeine eigenen Hülfsquellen: und wenn man dies im Auge behält, ſo kann es nicht überraſchen, daß Mill zu dem ward, wie wir ihn in ſeiner „Selbſtbiographie" und in ſeinen Eſſays über Religion finden. Müßig würde es jedoch ſein, darüber nachzugrübeln, was aus Mill bei einer rationellen Erziehung geworden wäre. Eine Lehre aber gibt uns ſein Leben, und dieſe iſt die Unfähigkeit der beharrlichſten intellectuellen Erziehung, wenn ſie auf Koſten der andern Elemente unſerer Natur ausgeführt wird, dem Zögling eine zufrieden ſtellende Lebensphiloſophie zu verſchaffen, oder ihn zu befähigen, ſich eine ſolche ſelbſt zu bilden. Mill gelangte, mit Bezug auf die Grundprincipien der Dinge, niemals zu ſolchen poſitiven Schlüſſen, die ſein Geiſt annehmen und mit denen er operiren konnte. In ſeiner Jugend von allen Gefühlsäußerungen an realen Dingen ausgeſchloſſen, ward er dazu getrieben, ſich mit denen zu begnügen, welche ideal waren. Wohl fühlte er die Nothwendigkeit, das Reale mit dem Idealen in Einklang zu bringen, aber dieſe Aufgabe war eine übermenſchliche, und es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als ſich mit dem Erreichbaren zu begnügen, dem, ob es nun real war oder nicht, doch die Fähigkeit innewohnen konnte, die ganze menſchliche Natur in einer Weiſe zu erziehen, die unmöglich war für einen durch die „eingewurzelte Gewohnheit einer vorzeitigen und frühreifen Analyſe" beherrſchten Geiſt. Ob Mill unter geſunden Verhältniſſen eine Lebensphiloſophie entwickelt haben würde oder nicht, welche poſitive Antworten gegeben hätte auf „die Fragen des Gefühls und äußerer Dinge", denen man ſich unmöglich entziehen kann, das iſt heute gleichgültig; doch die Schätzung deſſen, was er in dieſer Richtung geſchaffen, wird im großen Ganzen durch ſeine letzten Eſſays erheblich ſinken. Sie ſind von Anfang bis zu Ende ein Gemiſch von Häreſie und Orthodoxie, ein Schwanken von einem Extrem zum andern. Die Reſultate, zu denen er in ſeiner Abhandlung über „Theismus" gelangt, enthalten einen entſchiedenen Proteſt gegen den Atheismus, ſowol in ſeiner poſitiven wie negativen Form. Mill's Mangel an Grundprincipien wird den philoſophiſchen Forſcher nicht ſo ſehr ſtören, wie ſein Mangel an einer feſten Baſis für irgendwelche Principien, aus welchen die ſkeptiſche Gewohnheit des Geiſtes entſprang, die unfähig iſt, eine abſolute Ueberzeugung mit Bezug auf irgendeine Art ſpeculativer Wahrheit zuzulaſſen. Auf ſeiten des Theismus finden ſich für ihn die meiſten Wahrſcheinlichkeiten; Mill zeigt, daß ſich für die Doctrin einer individuellen Fortdauer nach dem Tode ſehr viel vorbringen laſſe. Seiner Anſicht nach haben wir kein Recht, die Möglichkeit einer Offenbarung zu verneinen, und die einzige Frage ſei, ob wir genügende Beweiſe vorfänden, um ſie glaublich zu machen.

Wenn wir Mill's Eſſays mit einem Geſammtblick überſchauen, ſo will es uns ſchei-

---

pfung der muſikaliſchen Combinationen geplagt», und er tröſtete ſich über die Sonderbarkeit ſeiner Unruhe mit der Bemerkung, daß ſeine Schwermuth eine nicht blos egoiſtiſche ſei, da ja die Erſchöpfung der muſikaliſchen Combinationen die Glückſeligkeit der Menſchen geſchädigt haben würde. Auf den Dichter Wordsworth wurde er zuerſt durch ſein Intereſſe für Naturſchönheiten aufmerkſam. «Doch was Wordsworth's Gedichte zu einer Medicin für meinen Geiſteszuſtand mochte, war, daß ſie nicht blos äußerliche Schönheiten zum Ausdrucke brachten, ſondern unter dem Reize der Schönheit gefärbte Gefühls- und Gedankenzuſtände.»" Vgl. Bartling, „John Stuart Mill und ſeine Schriften", in „Deutſche Warte", IV, 130.

nen, daß ſich die freien Denker nur wenig an ihnen erbauen und die Rechtgläubigen nur wenig über ſie ärgern werden. Sein Werk, das kann man nicht leugnen, legt mit rauher Hand die Axt an die Wurzel der Doctrinen, die den mehr ſtrengen und wort-treuen Anhängern des heutigen übernatürlichen Glaubens von höchſter Heiligkeit und Wich-tigkeit ſind. Die myſtiſchen Glaubensartikel, die noch immer das Hauptorgan des geiſti-gen Lebens im Occident bilden, finden vor ſeiner kräftigen Dialektik kein Erbarmen. Gegen die gewöhnliche Auffaſſung der Attribute eines höchſten Weſens führt er wuchtige Schläge. Selbſt die Hauptſätze, daß ſolch ein Weſen exiſtire, und daß dies Weſen den Menſchen mit der Eigenſchaft der Unſterblichkeit begabt habe, zieht er aus dem erhabenen Range von Gewißheiten herab auf die beſcheidenere Stufe heiliger Möglichkeiten. Dem Orthodoxgläubigen, wie lax auch die Form der Orthodoxie ſein möge, werden Mill's Schlußfolgerungen verwerflich und anſtößig genug vorkommen. Alles dies iſt wahr; doch wenn wir ſowol die Intenſität wie die Richtung der Befürchtungen der jetzigen theolo-giſchen Welt betrachten und wahrnehmen, wie gar viele erſchreckt ſind über die Ausſicht, durch die Wiſſenſchaft Hals über Kopf in eine vollſtändige Wildniß des Atheismus und Materialismus getrieben zu werden, dann dürfen wir vielleicht annehmen, daß ſich bei den Aengſtlichen eine gewiſſe Erleichterung fühlbar machen wird, wenn ſie finden, daß der Hauptapoſtel des Poſitivismus in England, anſtatt all den alten religiöſen Doctrinen jegliche Hoffnung zu benehmen, ſein ſpeculatives Werk in der Welt mit folgenden Sätzen ſchließt: „daß die vorhandenen Beweiſe auf die Erſchaffung der jetzigen Ordnung im Univerſum durch einen intelligenten Verſtand (intelligent mind) hinweiſen, deſſen Macht über die Stoffe nicht abſolut, und deſſen Güte nicht ſein einziger Beweggrund war, der aber doch das Wohl ſeiner Geſchöpfe wünſchte"; „daß es der Auffaſſung des rationel-len Skeptikers möglich bleibe, zu glauben, «Chriſtus ſei wirklich das geweſen, wofür er ſich ſelbſt hielt, nicht Gott, denn er machte niemals den geringſten Anſpruch auf einen derartigen Charakter, und würde einen ſolchen Anſpruch wahrſcheinlich für ebenſo gottes-läſterlich gehalten haben, wie er den Männern erſchien, die ihn verurtheilten», ſondern für einen mit einer beſondern, ausdrücklichen und einzigen Miſſion von Gott beauftragten Mann, um die Menſchen zur Wahrheit und Tugend zu führen"; „daß, obgleich auf Grund einer natürlichen Religion auch nicht die geringſte Gewähr vorhanden iſt, für ein Leben nach dem Tode, es doch für niemand, dem die Hoffnung auf einen künftigen Zuſtand als eine Möglichkeit ſeiner Zufriedenheit oder ſeinem Nutzen förderlich ſcheint, einen Hin-derungsgrund gibt, dieſer Hoffnung ſich hinzugeben".

Und endlich mit Bezug auf die Offenbarung und die Wunder heißt es: „Was ſich in Wahrheit zu Gunſten der Wunder vorbringen läßt, läuft auf Folgendes hinaus: Wenn wir bedenken, daß die Ordnung der Natur einzelne Beweiſe für die Wirklich-keit eines Schöpfers darbietet und für ſein Wohlwollen gegen ſeine Geſchöpfe, obgleich nicht dafür, daß Wohlwollen die einzige Triebfeder für ſein Handeln gegen ſie iſt: und wenn wir bedenken, daß jeder Beweis für ſein Daſein ein Beweis dafür iſt, daß ihm Allmacht mangelt, und daß wir in unſerer Unkenntniß der Grenzen ſeiner Macht nicht poſitiv zu entſcheiden vermögen, inwieweit er fähig war in ſeinem Urſchöpfungsplane für uns alles Gute im voraus zu beſchaffen, das, uns zu gewähren, in ſeiner Abſicht lag, oder ob er uns auch nur einen Theil davon zu einer frühern Periode gewähren konnte als wir es wirklich empfingen — und wenn wir dann in Anbetracht dieſer Dinge ferner erwägen, daß uns eine außerordentlich werthvolle Gabe zutheil ward, welche, obgleich angebahnt durch das, was vorhergegangen, ſcheinbar nicht nothwendig war, ſondern welche wir allem Anſchein nach den beſondern geiſtigen und ſittlichen Gaben eines Mannes zu verdanken hatten, und daß dieſer Mann offen erklärte, ſie komme nicht von ihm, ſondern durch ihn von Gott, dann dürfen wir vielleicht ſagen, daß in dieſer Annahme nichts ſo

eo ipso unmöglich und absolut unglaublich ist, um einem Menschen die Hoffnung auf eine mögliche Wahrheit derselben zu benehmen."

Denjenigen, welche im vollen Sonnenscheine dogmatischer Ueberzeugungen schwelgen, werden diese dämmerigen Hoffnungen und lauwarmen Möglichkeiten gar jämmerlich vorkommen. Doch dürften solche Leute Mill im geheimen dafür dankbar sein, daß er ihnen einen Schild gegen die feurigen Geschosse des dogmatischen Unglaubens geliefert hat. Von nun an werden sie sich einbilden, sich auf seine Autorität stützen zu können bei der Behauptung dem Gottesleugner gegenüber, daß ihm und nicht ihnen die Beweislast obliege, und daß, wenn sie zu geneigt waren, einen niedern Grad der Wahrscheinlichkeit mit Gewißheit zu verwechseln, der Gottesleugner in gleichem Maße geneigt war, einen niedern Grad von Wahrscheinlichkeit mit Unmöglichkeit zu verwechseln. Sie werden den eisernen Unglauben eines James Mill mit der Begierde seines Sohnes und bedeutendsten Schülers contrastiren, das Reich des Uebernatürlichen wiederherzustellen, nachdem es aus der Region des Glaubens in die der Hoffnung versetzt worden war. Solange ihnen dieses Reich des Uebernatürlichen irgendwo gelassen wird, werden sie nichts für verloren halten. Ueberlasse man ihnen nur einmal die Region der Hoffnung, und sie werden mit Gewißheit darauf rechnen, in ihr das Wachsthum der alten Gewächse mit derselben Kraft fördern zu können wie in der Region des Glaubens.

Den allgemeinen Inhalt des nachgelassenen Mill'schen Werkes kann man darstellen als in folgenden Richtungen sich bewegend:

1) in der Aufhebung der Idee einer fürsorglichen Regierung durch ein allmächtiges Wesen zum Wohle seiner Geschöpfe;

2) in der Ersetzung desselben durch die Idee der Möglichkeit, und, im niedern Grade, selbst durch die Wahrscheinlichkeit der Regierung des Universums durch ein Wesen mit begrenzter Macht;

3) in der Zulassung gewisser übernatürlicher Möglichkeiten als der geeigneten Gegenstände rationeller Hoffnung, obgleich dieselben eines Beweises unfähig sind;

4) in der Forderung einer solchen Hoffnung als einer legitimen Hülfe und einer wirksamen Unterstützung jener reellen, wenn auch rein menschlichen Religion, welche sich Religion der Humanität und zuweilen die der Pflicht nennt.

Wer Mill's frühere Werke durchstudirt hat, der wird leicht aus dem soeben Gesagten erkennen, daß sich in ihnen bereits vielfache Spuren von dem finden, was wir jetzt in seinen Abhandlungen über Religion antreffen. Der unzweifelhaft große, aber vielfach irrende Denker hielt es vor allem für seine Aufgabe, den gegenwärtigen Zustand der Bewohner der Erde zu verbessern, um sie, wenn möglich, einem idealen Zustande etwas näher zu bringen und die Zukunft für sich selbst sorgen zu lassen. Im ganzen hielt Mill Speculationen über die unsichtbare Welt für nutzlos, weil er einsah, daß wir uns niemals während unsers Lebens der Gewißheit auch nur einen Schritt nähern könnten. Nichtsdestoweniger mußte er doch irgendwelche Meinungen über diesen Gegenstand haben, Meinungen, welche nun in seinen Essays über Religion in ziemlich vollständiger Weise vor uns liegen, und welche man sich aus verschiedenen Stellen seiner Schriften, namentlich aus seiner „Selbstbiographie", hätte zusammenstellen können. Eine starke Sympathie und eine Uebereinstimmung mit seines Vaters religiösen oder vielmehr unreligiösen Ansichten finden wir in dem fesselnden Berichte, den er uns von denselben in dem letztgenannten Buche gibt. Seine eigenen, sorgfältig gepflegten Verstandeskräfte lehrten ihn, als er heranwuchs, die Richtigkeit der Negation allen positiven Glaubens, welche seinem Geiste von frühester Kindheit eingeprägt worden war. Doch schon aus der „Selbstbiographie" geht deutlich hervor, was uns jetzt die Essays im vollen Maße bestätigen,

nämlich, daß er dieſen negativen Meinungen poſitive hinzufügte, die ihm während ſeines jahrelangen Schweigens außerordentlich theuer waren. Schon in ſeiner „Selbſtbiographie" ſtoßen wir auf einen Theil ſeines Glaubensbekenntniſſes, der ein helles Licht auf das in den Eſſays enthaltene wirft; dort heißt es: „Die Liberalität des Zeitalters, oder mit andern Worten, die Entkräftigung des hartnäckigen Vorurtheils, das die Menſchen unfähig macht zu ſehen, was vor ihren Augen iſt, weil es ihren Erwartungen nicht entſpricht, hat es ziemlich allgemein dahin gebracht, daß man zugibt, auch ein «Deiſt» könne wahrhaft religiös ſein; doch wenn Religion für irgendeinen Vorzug des Charakters geſetzt wird und nicht für ein bloßes Dogma, ſo kann man die Religioſität gleichfalls für manche in Anſpruch nehmen, deren Glauben noch lange nicht bis an den «Deismus» reicht. Wenn ſie auch den Beweis, das Univerſum ſei ein planmäßiges Werk, für unvollſtändig halten, wenn ſie auch entſchieden den Glauben verwerfen, daß es einen Urheber oder Lenker haben könne, der in ſeiner Macht abſolut und in ſeiner Güte vollkommen ſei, ſo beſitzen ſie doch das, was den Hauptwerth aller Religionen ausmacht, nämlich eine ideale Conception eines vollkommenen Weſens, auf das ſie gewöhnlich als den Führer ihres Gewiſſens verweiſen; und dieſes Ideal Gottes iſt der Vollkommenheit gewöhnlich viel näher als die objective Gottheit derjenigen, welche ſich verpflichtet fühlen, abſolute Güte in dem Urheber einer Welt zu finden, welche ſo voller Leiden und ſo von Ungerechtigkeit entſtellt iſt wie die unſerige."

Dieſe Auslaſſungen werden wir noch beſſer verſtehen, wenn wir ſie vergleichen mit der uns wenige Seiten vorher gegebenen, nämlich über die mögliche Löſung der größten aller Schwierigkeiten, den Urſprung des Böſen in der ſabäiſchen oder manichäiſchen Theorie von einem guten und einem böſen Princip, „welche miteinander um die Herrſchaft der Welt ſtreiten". „Mein Vater", ſo heißt es, „hielt es für unmöglich, zu glauben, daß eine Welt, die ſo voll Uebel iſt wie die unſerige, das Werk eines Urhebers ſein könne, der unendliche Macht mit vollkommener Güte und Gerechtigkeit verbinde.... Die ſabäiſche und manichäiſche Lehre von einem guten und einem böſen Princip, die um die Regierung des Univerſums miteinander ſtreiten, hätte er nicht ebenſo unbedingt verworfen. Ich habe ihn ſogar Erſtaunen darüber ausſprechen hören, daß niemand in unſerer Zeit dieſe Lehre wieder aufnehme. Er hätte eine ſolche Lehre freilich als eine bloße Hypotheſe betrachtet; aber er würde ihr keinen verderblichen Einfluß zugeſchrieben haben.... Man denke ſich, pflegte er zu ſagen, ein Weſen, das eine Hölle machen und das Menſchengeſchlecht mit der unfehlbaren Vorausſicht, alſo Abſicht, ſchaffen konnte, die große Mehrzahl derſelben einer furchtbaren ewigen Qual zu überliefern!... So leicht glaubt die Menſchheit jedoch die widerſprechendſten Dinge, daß Maſſen derſelben nie an einen allmächtigen Urheber der Hölle zweifelten und gleichwol dies Weſen für gleichbedeutend hielten mit dem Vertreter der Allgüte in höchſter Auffaſſung.... Ich ſelbſt war eins der wenigen Beiſpiele in dieſem Lande, von einem Menſchen, der ſich nicht nur von dem religiöſen Glauben losgeſagt, ſondern ihn nie gehabt hat. Ich wuchs in Bezug auf denſelben in einem Zuſtande der Verneinung auf." Trotz dieſer Erklärungen, er habe mit den alten religiöſen Anſchauungen gebrochen, finden wir doch in Mill's ſpätern Werken deutliche Anzeichen des wachſenden Einfluſſes jener Religion der Humanität auf ihn, von der einige der klarſten und unparteiiſchſten Denker unſerer Zeit erklären, ſie werde der Glaube der Zukunft und die Philoſophen würden ſeine Prieſter ſein. Doch bei Mill war ſie ganz und gar geſchieden von Comte's Syſtem des „geiſtigen und zeitigen Despotismus", den Mill „eine monumentale Warnung für Denker über Geſellſchaft und Politik" nennt vor dem, was geſchieht, wenn die Menſchen einmal in ihren Speculationen den Werth der Freiheit und der Individualität hintanſetzen! Seine durchaus vernünftige und

deshalb tröſtliche Verſöhnung der Doctrinen des freien Willens und der Nothwendigkeit*) beweiſt, daß Mill im Grunde kein Fataliſt war. Daß ſich auch die Unſterblichkeit ſeinem Geiſte aufdrängte, das war vorherzuſehen. Gab es nicht in den 15 langen Jahren, die er noch lebte, um den unausſprechlichen Verluſt ſeiner Frau zu beklagen, Stunden bitterer Agonie, in denen ſich das Herz des Philoſophen kraftlos fühlte und in denen es gern, wenn es nur möglich geweſen wäre, ſeinen Platz vertauſcht hätte mit dem „ſchwächſten der Heiligen", der, ſtark im Glauben, noch ausrufen kann: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, und deshalb werde auch ich leben!" Solche Augenblicke der Schwäche, das geht deutlich aus den Abhandlungen über Unſterblichkeit hervor, müſſen über Mill manchmal hereingebrochen ſein. Und ſie konnten nicht durch den Gedanken verſcheucht werden, daß die Wahrheit allein uns freimacht, und daß der chriſtliche Glaube an ein unſterbliches Leben keineswegs die Gewißheit einer unſterblichen Liebe einſchließt. Bisjetzt ſind wir noch keiner wirklich befriedigenden Erklärung der Worte begegnet: „Jene, welche ins Himmelreich kommen und vom Tode auferſtehen, werden weder freien noch gefreit werden!" Von denen, die geliebt und verloren haben, werden die meiſten eine abſolute Vernichtung einer Unſterblichkeit vorziehen, die eine Scheidung von den Theuern und Geliebten einſchließt, oder einen gänzlichen Wechſel des Gefühls für dieſelben. Weit beſſer als die Möglichkeit eines ſolchen Wechſels iſt der Glaube des Poſitivismus, ſo kalt er uns auch anwehen mag, wenn er uns zum erſten mal gegenübertritt. Der Poſitiviſt bewahrt ein „feierliches Schweigen" in Bezug auf das Leben, das Gefühl oder das Bewußtſein nach dem Tode; er gibt ſich zufrieden mit der Ueberzeugung, daß kein wahres Leben jemals ſtirbt, nicht ein wahrer Gedanke, ein wahres Wort, eine wahre That geht unbenutzt verloren: nicht ein wahres Weſen hört auf zu ſein. „Es wird incorporirt, aber nicht abſorbirt; es wird auf immer leben, aber beſſer, reiner; alles was ärmlich und gemein an ihm iſt, wird in Vergeſſenheit gerathen, und alles was tüchtig und menſchlich an ihm iſt, wird ſich in ſeiner Kraft vertiefen."**)

Wir verweilten bei dieſer poſitiviſtiſchen Idee der Unſterblichkeit, weil ſie Mill's Anſichten über dieſen Gegenſtand ſtark, wenn auch nicht gänzlich, beeinflußt zu haben ſcheint. Am Schluſſe ſeines Kapitels über Unſterblichkeit ſagt er nämlich: „Welcher Art auch die Möglichkeiten eines zukünftigen Lebens ſein mögen, ſie alle laufen, falls es ein zukünftiges Leben gibt, auf folgende hinaus: ſo wie wir geſchaffen worden ſind, oder ſo wie wir uns vor dem Wechſel ſelbſt gebildet haben, ſo werden wir auch in das zukünftige Leben eingehen. Und die Thatſache des Todes wird keine plötzliche Unterbrechung in unſerm geiſtigen Leben hervorrufen, noch unſern Charakter in irgendeiner andern Weiſe beeinfluſſen und modificiren, als wie man es von einem wichtigen Wechſel in der Art unſers Daſeins beſtändig erwarten muß. Unſer Denkprincip hat ſeine Geſetze, welche in dieſem Leben unveränderlich ſind, und irgendwelche aus dieſem Leben gezogene Analogien müſſen annehmen, daß dieſelben Geſetze auch fortdauern werden. Sich einzubilden, daß nach dem Tode durch eine Handlung Gottes ein Wunder geſchehe, durch das ein jeder, den Gott in die Schar ſeiner Auserwählten aufzunehmen gedenkt, vollkommen gemacht wird, kann nur durch eine ausdrückliche und gehörig beglaubigte Offenbarung gerechtfertigt werden, aber es widerſpricht aller und jeder Muthmaßung, welche wir aus dem Lichte der Natur folgern."

Ein mächtiges Element der Fortdauer der gegenwärtigen religiöſen Anarchie beſteht unzweifelhaft in der Gewohnheit, die Geſchichte eines Gedankens, oder einer Gruppe von

*) Vgl. ſeine „Selbſtbiographie", S. 169—170.

**) Vgl. Frederick Harriſon, „The Religion of Inhumanity".

Gedanken für eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung der Wahrheit und ihrer Uebereinſtimmung mit der Wirklichkeit und Füglichkeit zu halten. Dieſe gelehrte Schule meint, die einzige Weisheit beſtehe in der Kenntniß deſſen, was über große Fragen von menſchlichem Intereſſe zu verſchiedenen Zeitaltern und unter verſchiedenen geiſtigen Bedingungen gedacht ward; nicht in dem mit dem ganzen Apparat der Induction und der Folgerung ausgerüſteten Aufſuchen mehrerer eigener Antworten, ſondern in dem Sichgenügenlaſſen mit einer intelligenten und ſyſtematiſchen Sammlung der Muthmaßungen, zu denen die Menſchen von Zeit zu Zeit bei ihren Verſuchen einer Löſung der unergründlichen Räthſel gelangten. Das Intereſſante einer Meinung, ſo ſagen ſie, iſt nicht ſo ſehr ihre größere oder geringere Wahrheit, als ihr Platz und Rang in der Claſſification der geiſtigen Experimente der Menſchheit. Die Literatur des Wiſſens, mehr als die der directen Discuſſion, iſt die wahre Literatur der Emancipation. Die Annahme dieſes Geſichtspunktes auf Ausſchließung einer Forſchung nach dogmatiſcher Wahrheit macht ſelbſt diejenigen, welche ſich gegen die mehr vulgären und directen Formen eines allgemeinen Skepticismus ſträuben würden, noch dem Glauben geneigt, daß alle poſitiven Meinungen auf gleiche Weiſe ein gut Theil Wahrheit in ſich tragen. Leicht begreiflich iſt es, daß der unmittelbare Einfluß dieſer Geiſtesrichtung die beſtehende Epoche des Verfalls religiöſer Meinungen verlängern muß. Sie hält den Geiſt in dem Augenblick auf, da er ſonſt mit Bedacht die in Verfall gerathenen Glaubensanſichten verlaſſen haben würde, um hinauszuſegeln auf neue Meere des Gedankens zur Aufſuchung eines mehr mit Vernunft und Wiſſen verträglichen Glaubens. Sehr wohl kannte Mill den Werth eines Studiums der Meinungen in ihren Beziehungen zu Einrichtungen und Gebräuchen. Seine Erziehung aber, welche den Stempel des charakteriſtiſchen Geiſtes des 18. Jahrhunderts an ſich trug, verhinderte ihn, die Geſchichte der Ideen einer Unterſuchung der Ideen ſelbſt vorausgehen zu laſſen; und in den vorliegenden Eſſays, ſowie auch anderwärts, behandelt er als die wichtigſten Beziehungen, welche eine Meinung haben kann, ihre directen Beziehungen zu den Thatſachen, welche ihren Gegenſtand und ihre Materie bilden. Er vergleicht die allgemein gültigen Sätze der natürlichen Theorie direct mit den Zuſtänden der Natur, und zieht den Forſcher auf dieſe Weiſe aus dem leuchtenden Nebel, mit dem die hiſtoriſche Methode, wenn ſie nicht durch die dogmatiſche ergänzt iſt, die großen religiöſen Streitfragen einhüllt. Bei der Unterſuchung ſittlicher und religiöſer Doctrinen claſſificiren wir nicht etwa getrocknete Pflanzen für ein Herbarium, ſondern erproben ihre thätigen Eigenſchaften und ihre ſpecifiſchen Beſchaffenheiten.

Ein hoffnungsvoller Zug in der Discuſſion, welche das Mill'ſche Buch, gleich dem von Strauß, hervorrufen muß, iſt, daß ſie die Meinungen und Anſchauungen ſelbſt in den Vordergrund der Erkenntniß ſtellt, und nicht die Forſchung nach ihren geſchichtlichen Quellen. „Die wichtigſte Eigenſchaft einer Meinung über einen bedeutenden Gegenſtand", ſo ſagt Mill an einer Stelle ſeiner Eſſays, „iſt ihre Wahrheit oder Falſchheit, welche ſich uns gegenüber in das Unzureichende des Beweiſes auflöſt, auf dem ſie beruht. Unumgänglich nothwendig iſt es, daß man den Gegenſtand der Religion von Zeit zu Zeit als rein wiſſenſchaftliche Frage behandelt, und ihre Beweiſe durch dieſelben wiſſenſchaftlichen Methoden und nach denſelben Principien erprobe wie die Beweiſe eines der aus der phyſikaliſchen Wiſſenſchaft gezogenen ſpeculativen Schlüſſe."

Die erſte der drei Abhandlungen: „Ueber Natur", beſteht aus einer Unterſuchung der verſchiedenen Weiſen, in der das Wort „Natur" und ſeine Ableitungen angewendet werden, um in uns Ideen von Billigung und ſelbſt ſittlicher Verpflichtung wach zu rufen: «Natur», «natürlich» und die Gruppe der von ihnen abgeleiteten oder mit ihnen etymologiſch verbundenen Worte, haben zu allen Zeiten einen wichtigen Platz in der Gedankenwelt ein-

genommen und einen ſtarken Einfluß auf die Gefühle der Menſchen ausgeübt. Daß ſie dies gethan haben, iſt nicht überraſchend, namentlich wenn wir bedenken, was die Worte in ihrer primitiven und augenſcheinlichſten Bedeutung darſtellen. Doch bedauerlich iſt es, daß eine Zahl von Ausdrücken, welche eine ſo große Rolle in ethiſcher und metaphyſiſcher Speculation ſpielen, ſo mannichfache Bedeutungen erlangt haben, Bedeutungen, ganz verſchieden von der urſprünglichen und doch genugſam mit ihr verbunden, um eine Verwirrung zuzulaſſen. Die Worte haben ſich auf dieſe Weiſe mit fremden Begriffsbeſtimmungen, meiſtens von einem ſehr ſtarken und hartnäckigen Charakter, verwickelt, daß ſie Gefühle wach rufen und zu Symbolen derſelben geworden ſind, welche ihre urſprüngliche Bedeutung keineswegs rechtfertigen kann, und welche ſie zu einer der auffälligſten Quellen ſchlechten Geſchmacks, falſcher Philoſophie, falſcher Moralität und ſelbſt ſchlechter Geſetze gemacht haben." Und weiter heißt es an einer bald darauf folgenden Stelle: „Wenn ſich irgendeine Art des Denkens, Fühlens oder Handelns in Uebereinſtimmung mit der Natur befindet, ſo wird das gewöhnlich als ein ſtarkes Argument für ihre Vorzüglichkeit gehalten. Kann man nur mit irgendwelcher Wahrſcheinlichkeit ſagen, «die Natur befehle etwas», ſo meinen die meiſten Menſchen, daß die Angemeſſenheit des Gehorſams gegen dieſen Befehl vollſtändig bewieſen ſei, und umgekehrt, demjenigen, was gegen die Natur iſt, wird jeder Anſpruch auf Duldung und Entſchuldigung entzogen, und das Wort «unnatürlich» hat noch nicht aufgehört, eine der tadelndſten Bezeichnungen in der Sprache zu ſein."

Der Gegenſtand der Abhandlung iſt im ganzen eine Unterſuchung der Begründung dieſes Gebrauches der gewöhnlichen Sprache, eine Unterſuchung der Doctrinen, welche die Natur zu einem Prüfſtein von Recht und Unrecht, Gut und Böſe machen und irgendein Verdienſt mit der Nachahmung der Natur oder mit dem Gehorſam gegen dieſelbe verbinden.

Wenn man der Beweisführung Mill's weiter folgt, ſo findet man bald heraus, daß der Endzweck und die geheime Richtung derſelben eine doppelte iſt. Die Verherrlichung der Natur war, wie wir weiter oben geſehen, nach ſeiner Anſicht eine der häufigſten Quellen falſchen Geſchmacks, falſcher Philoſophie, falſcher Moralität und ſelbſt ſchlechter Geſetze! Auf allen dieſen Feldern war ſie ſchädlich, doch die beiden wichtigſten Gebiete, in denen ſie die Menſchen irreführte, das waren die der Theologie und der Ethik. In der einen war ſie mit einer zugleich unhaltbaren und depravirenden Idee gewiſſer Attribute einer Gottheit verbunden; in der andern war ſie vereint mit Ideen über menſchliche Führung und über die Prüfung von Recht und Unrecht in derſelben, Ideen, welche den ſocialen Fortſchritt aufgehalten haben durch eine Herabwürdigung jener Verbeſſerung, die durch des Menſchen eigene Anſtrengungen bewirkt ward, und durch die Subſtituirung einer phantaſtiſchen Gleichförmigkeit mit der Natur anſtatt der Förderung von Glückſeligkeit als ein Maß von Gut und Uebel. Da die Gewohnheit, die Natur über alles zu ſtellen, dieſe doppelte Wirkung hat, ſo muß man ſich zunächſt, um jene Ueberſchätzung der Natur wirkſam anzugreifen, an die vollſtändige Beſeitigung der gefährlichſten Anſtrengungen der Schriftſteller über natürliche Theologie machen, und dann an eine Aufhebung der Fundamentalſätze der aprioriſtiſchen Schule der Ethiker. Solch ein Angriff richtet ſich zunächſt gegen die Attribute des Schöpfers, und dann gegen das geeignete Muſter und Maß der Aufführung des Menſchen. Zu zwei Sätzen führt er, einmal daß die Natur der ſittlichen Güte ihres Schöpfers durchaus nicht zum Lobe gereicht, wenn wir ein ſolches Weſen als allmächtig annehmen; dann daß ſie ein durchaus nicht wünſchenswerthes Vorbild für menſchliche Weſen ſei, deren einziger und ſicherer Führer nicht die Natur, ſondern die Nützlichkeit und das allgemeine Wohl ſein muß. Wenn man die Natur genau betrachtet, wie ſie wirklich iſt, dann gewahrt man, daß die allgemeine religiöſe Erklärung

der Natur sich selbst widerspricht und in keiner Uebereinstimmung mit den Thatsachen steht, von denen sie vorgibt, Rechenschaft abzulegen. Zu gleicher Zeit sieht man, daß die Natur das Wohl der menschlichen und andern fühlenden Wesen nicht zu ihrem einzigen oder selbst zu ihrem hauptsächlichsten Zweck gehabt haben kann und daß deshalb alle nutzbringende Thätigkeit in einer Veränderung und Verbesserung des spontanen Laufes der Natur, sowol in äußern Umständen wie in menschlichen Impulsen und Beweggründen, besteht. Hierin liegt der Schlüssel zur Bedeutung der Mill'schen Abhandlung und zu den Beziehungen derselben zu den andern beiden, welche das Buch enthält.

Schon in unserer Einleitung wiesen wir darauf hin, daß Mill in seinen religiösen Ansichten vielfach von seinem Vater beeinflußt wurde, und in inniger Verbindung mit seinen soeben angeführten Ansichten steht eine Stelle in seiner „Selbstbiographie", wo er einen scharfgefaßten Bericht von den Glaubensmeinungen seines Vaters gibt: „Ich hörte meinen Vater sagen, daß der Wendepunkt seiner Anschauungen über Offenbarung und natürliche Religion die Lektüre von Bischof Butler's «Analogie» war. Dies Werk, von dem er beständig mit Achtung sprach, erhielt ihn, wie er sagte, beträchtliche Zeit in dem Glauben an eine göttliche Autorität des Christenthums, indem es ihm bewies, daß, wie groß auch die Schwierigkeiten seien zu glauben, das Alte und das Neue Testament gingen aus von den Thaten eines allweisen und allgütigen Wesens, oder berichteten von solchen, die gleichen, ja noch größern Schwierigkeiten dem Glauben im Wege stünden, daß ein Wesen von solch einem Charakter der Schöpfer des Universums gewesen sein könne. Er hielt Butler's Argument für entscheidend gegen die einzigen Gegner, für die es bestimmt war. Diejenigen, welche einen allmächtigen sowol wie allgerechten und allgütigen Schöpfer und Regierer einer solchen Welt wie die unserige zugeben, können nur wenig gegen das Christenthum vorbringen, was nicht mit gleicher Kraft gegen sie selbst vorgebracht werden könnte." Und nun kommt die Stelle, die wir schon in der Einleitung anführten, wo es heißt, der alte Mill habe nicht glauben können, daß eine so von Uebeln strotzende Welt wie die unserige das Werk eines allmächtigen, allgerechten und allgütigen Schöpfers sei: „Sowie er nun einmal war (nämlich der Vater), fußte die Abneigung gegen das, was man gewöhnlich unter Religion versteht, bei ihm auf derselben Grundlage wie bei Lucrez: er betrachtete solche Religion nicht blos als eine Geistestäuschung, sondern als ein großes sittliches Uebel."

Hieraus ersieht man deutlich, wie frühzeitig die Keime zu dieser Abhandlung gelegt waren, die im ganzen nichts anderes ist als eine nur wenig veränderte Auflage des Schopenhauer'schen Pessimismus, der sich in seinen Auslassungen über die Beschaffenheit der Natur abspiegelt, eine Beschaffenheit, deren kritische Betrachtung wir weiter oben als den Schlüssel zur Bedeutung der Mill'schen Abhandlung bezeichnet haben. Sagt doch Schopenhauer an verschiedenen Orten: „Wer den Charakter der Natur ins Auge faßt, der wird dem Aristoteles recht geben, wenn er sagt: ἡ φυσις δαιμονια, αλλ' ου θεια εστι." Viel richtiger als die Welt auf pantheistische Weise mit Gott zu identificiren, wäre es sie mit dem Teufel zu identificiren, wie der ehrwürdige Verfasser der „Deutschen Theologie" gethan, indem er sagt: „Darum ist der böse Geist und die Natur Eins, und wo die Natur nicht überwunden ist, da ist auch der böse Feind nicht überwunden." Und weiter: „Das wirklich und factisch in der Natur herrschende Gesetz ist das Herrschen der Gewalt, statt des Rechts, nicht etwa nur in der Thierwelt, sondern auch in der Menschenwelt."

Mill geht daran, zu untersuchen, in welchem Sinne das Wort Natur angewendet wird, wenn es mit eulogistischen Ideen verbunden ist. Es hat zwei Hauptbedeutungen. In der ersten bedeutet es alle entweder in uns oder außerhalb uns bestehenden Kräfte, und alles, was durch diese Kräfte geschieht. In der andern bedeutet es, was ohne das freiwillige und absichtliche Wirken des Menschen vor sich geht. Dieser von Mill ge-

machte Unterschied muß durch die ganze Abhandlung hindurch nicht aus dem Auge verloren werden, eine Abhandlung, welche man recht gut als eine Scheidung des Guten und Gerechten vom Unrechten und Schlechten in der Welt bezeichnen kann, indem das erstere dem freiwilligen Wirken des Menschen und das letztere dem spontanen durch Menschen ungestörten Lauf der Natur zugeschrieben wird.

Also Mill will, gerade wie Moleschott, den Menschen von jeder moralischen Verantwortlichkeit für sein Thun freisprechen, und im Willen nur den nothwendigen Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zustandes des Gehirns erblicken.

In dem ersten von Mill angedeuteten Sinne, dem zufolge die Natur das gesammte System der Dinge mit dem Aggregat aller ihrer Eigenschaften bedeutet, ist es nach des Autors Ansicht ganz überflüssig, uns anzuempfehlen, der Natur zu folgen. Wir haben gar keine Macht irgendetwas anderes zu thun. Hören wir, was er hierüber sagt: „Jede Thätigkeit ist die Ausübung irgendeiner natürlichen Kraft, und ihre Wirkungen aller Art sind ebenso viele Naturphänomene, hervorgerufen durch die Kräfte und Eigenschaften irgendeines Naturobjects, bei pünktlichem Gehorsam gegen irgendein Gesetz oder Gesetze der Natur. Wenn ich meine Organe freiwillig dazu benutze, um Nahrung zu mir zu nehmen, so geht dieser Act und seine Folgen gemäß der Naturgesetze vor sich: wenn ich aber statt Nahrung Gift verschlucke, so ist der Fall genau derselbe. Den Menschen also anzurathen sich den Naturgesetzen unterzuordnen, da sie doch keine andere Macht besitzen als die, welche die Natur ihnen verliehen, da es eine physische Unmöglichkeit für sie ist, auch nur das Geringste auf andere Weise zu thun, als durch ein Naturgesetz, ist geradezu absurd." Uns anzurathen der Natur in diesem Sinne zu folgen, heißt einfach eine Regel für rechte Führung aufstellen, welche ebenso gut auch für die unrechte paßt. Vielleicht liegt dieser confusen Art des Aurathens, so meint Mill, eine rationelle Idee zu Grunde, nämlich die, daß wir wohl thun die Natur und die thatsächliche Beschaffenheit der Dinge zu erforschen, mit der Absicht solche Beschaffenheit unsern Zwecken dienstbar zu machen und unser Betragen danach zu regeln. Doch diejenigen, welche uns lehren der Natur zu folgen, beabsichtigen mit dieser Lehre unzweifelhaft viel mehr als ein bloßes Studium der Beschaffenheit der Dinge, um der Sache willen die Mittel dem Zweck anzupassen und unsere Wünsche und Absichten ins Werk zu setzen. Sie halten die Uebereinstimmung mit der Natur nicht blos als einen durch die Klugheit gebotenen, sondern als einen sittlichen Grundsatz aufrecht. „Die rechte That muß etwas mehr und anderes bedeuten als einfach intelligente That; aber keine Vorschrift über diese letztere hinaus kann mit dem Worte Natur in seinen weitern und mehr philosophischen Bedeutungen in Verbindung gebracht werden. Wir müssen es deshalb in dem andern Sinne versuchen, in demjenigen, in welchem die Natur dasteht, als verschieden von Kunst, und welcher nicht etwa den ganzen Lauf der unter unsere Beobachtung fallenden Phänomene bedeutet, sondern nur ihren spontanen Lauf."

Der Grundsatz, der Natur in diesem zweiten Sinne zu folgen, ist nicht, wie wir es bei der ersten Bedeutung gesehen haben, überflüssig, sondern absurd. Der ganze Proceß der Natur vom Graben und Pflügen hinauf bis zur Herstellung der höchsten Kunstwerke, ist ganz offenbar eine Einmischung in die spontane Ordnung der Dinge. „Alles Lob der Civilisation, der Kunst, der Erfindsamkeit ist ebenso viel Tadel der Natur (in jeder zweiten Hauptbedeutung des Wortes), ist ein Zugeständniß, daß dieselbe Unvollkommenheiten enthalte, an welcher einen bessernden oder mildernden Versuch zu machen des Menschen Pflicht und Verdienst sei." Und weiter sagt Mill: „Nächst der Größe der Erdkräfte ist die Eigenschaft, welche jedem, der sich nicht verblenden will, an ihnen auffällt, die vollkommene und unbedingte gewaltthätige Rücksichtslosigkeit, mit der sie verfahren." Mill hält die Natur also für etwas Ruchloses, in der kein höherer Geist, keine erhabene Ord-

nung waltet, nichts was uns als Vorbild dienen könnte. Wo bleibt da die Meinung unſers Goethe, daß die Natur in ihrem Vielgebilde einen Gott offenbare, aber nicht einen ohnmächtigen Gott, wie Mill ihn denkt, ſondern einen Gott, der die ſelbſtbewußte Urkraft des Weltalls iſt, ſodaß alle die im Univerſum thätigen Kräfte beſondere Aeußerungen dieſer Kraft ſind? Dieſe Urkraft iſt allerdings mit der Materie unzertrennlich verbunden: ohne Materie keine Kraft, kein Gott, ohne Kraft keine Materie. Wahr und ſchön drückt ſich Völkel in ſeiner kleinen populären Flugſchrift: „Seele, Unſterblichkeit, Weltanfang, Weltende", aus, wenn er ſagt: „Die Materie iſt von Gott nicht erſchaffen, dieſelbe war mit Gott von Ewigkeit her vorhanden. Der Menſch, wie alles Seiende, nach einem weiſen Plane dieſer ſelbſtbewußten und im Umgeſtalten der Materie ſtets thätigen Kraft gebildet, iſt zugleich aber auch wie alles Seiende, völlig durchdrungen von jener allgegenwärtigen Kraft. Der Menſch beſitzt durch ſeine Organiſation die Fähigkeit vernünftig denken zu können, und zwar iſt (wie Oerſted in ſeinem ausgezeichneten Werke «Geiſt in der Natur» dies ſo ſchön dargethan und auch Schelling lehrt), die Vernunft, der wir in unſerm eigenen Denken begegnen, dieſelbe Vernunft, welche in der äußern Natur ſich offenbart."

Doch mit den von uns angeführten Anklagen gegen die ruchloſe und unvernünftige Natur iſt Mill noch nicht zufrieden. Je mehr er über ſie nachdenkt, deſto mehr gelangt er zu der Anſicht, welche Tennyſon in ſeinen berühmten Stanzen über den Menſchen ausſpricht:

Who trusted God was love indeed,
And love creation's final Law,
Though Nature red in tooth and claw,
With ravin shriek'd against his creed.

Doch man muß Mill ſelber hören, um ihn ganz kennen zu lernen: „In nüchterner Wahrheit werden all die Thaten, für welche man Menſchen als Verbrecher hängt oder einkerkert, jeden Tag von der Natur begangen. Das Tödten, von den menſchlichen Geſetzen als die am meiſten verbrecheriſche That angeſehen, vollzieht die Natur einmal an jedem lebenden Weſen, und in unzähligen Fällen nach ſolchen langen Torturen, wie ſie die größten Scheuſale, von denen wir leſen, jemals abſichtlich an ihren lebenden Mitmenſchen begangen haben. Wenn wir durch einen willkürlichen Vorbehalt nur das als Mord anſehen wollen, was eine gewiſſe Zeit abkürzt, von der man meint, ſie ſei dem menſchlichen Leben zugemeſſen, ſo thut dies die Natur, mit Ausnahme eines kleinen Procentſatzes, jedem Leben an; ſie thut es in ſolch einer gewaltthätigen und argliſtigen Weiſe, wie es nur die ſchlimmſten menſchlichen Weſen untereinander thun. Die Natur pfählt und rädert den Menſchen, wirft ihn den wilden Thieren zum Fraß vor, verbrennt ihn, zermalmt ihn mit Steinen, gleich dem erſten chriſtlichen Märtyrer, läßt ihn Hungers ſterben, läßt ihn erfrieren, vergiftet ihn durch das ſchnell oder langſam wirkende Gift ihrer Ausdünſtungen, und hat hundert andere entſetzliche Todesarten im Rückhalt, wie ſie die erfinderiſche Grauſamkeit eines Nabis oder Domitian niemals übertraf. Alles dies thut die Natur mit der hochmüthigſten Mißachtung von Barmherzigkeit ſowol wie von Gerechtigkeit; ſie ſendet ihre Pfeile ab ohne Unterſchied auf die Beſten und Edelſten und auf die Schlechteſten und Niedrigſten; auf die, welche mit den höchſten und würdigſten Unternehmungen beſchäftigt ſind, und häufig als eine directe Folge ihrer edeln Thaten, ſodaß man meinen könnte, es geſchehe dies als eine Strafe für dieſelben. Nieder mähet ſie diejenigen, von deren Daſein die Wohlfahrt eines ganzen Volkes, ja vielleicht die Ausſichten der menſchlichen Raſſe auf Generationen hinaus abhängen, und das mit ebenſo wenig Bedauern wie die andern, deren Tod eine Erleichterung für ſie ſelbſt iſt, oder ein Segen für jene, die unter ihrem ſchädlichen Einfluß leiden. Dies iſt die Art und Weiſe, wie die Natur mit dem Leben umſpringt. Selbſt wenn ſie nicht tödten will, ſo verhängt ſie mit ſcheinbarer Muthwilligkeit dieſelben Torturen. Infolge der unbeholfenen Vor-

kehrung, welche sie für die immerwährende, durch ihre schnelle Tödtung eines jeden Individuums nothwendig gemachte Erneuerung des thierischen Lebens getroffen hat, kommt kein menschliches Wesen zur Welt, ohne daß nicht ein anderes menschliches Wesen buchstäblich stunden-, ja tagelang auf die Folter gespannt wird, der nicht selten der Tod folgt. Nach der Tödtung (ihr aber gleich nach der Meinung einer hohen Autorität) kommt die Entziehung der Mittel, durch welche wir leben, und diese setzt die Natur gleichfalls im größten Maßstabe und mit der verstocktesten Gleichgültigkeit ins Werk. Ein einziger Orkan zerstört die Hoffnungen einer Jahreszeit; ein Heuschreckenschwarm oder eine Ueberschwemmung verwüstet einen Landstrich; der geringe chemische Wechsel in einer eßbaren Wurzel bringt Millionen von Menschen dem Hungertode nahe. Gleich den Banditen rauben und eignen sich die Wogen der See den Reichthum des Reichen und die ärmliche Habe des Armen, mit denselben Zuthaten von Ausplünderung, Verwundung und Tödtung an, wie ihre menschlichen Gegenbilder. Kurz alles, was die bösesten Menschen gegen das Leben und das Eigenthum unternehmen können, wird durch die Naturkräfte in weit ausgedehnterm Maße ausgeführt. Die Natur hat unheilbringendere Noyaden*) als die Carrier's; ihre Explosionen von Feuerdämpfen sind ebenso zerstörend wie menschliche Artillerie; ihre Plagen und ihre Cholera übertreffen die Giftbecher der Borgia. Selbst die Liebe zur «Ordnung», welche man für eine Nachfolge der Wege der Natur hält, steht thatsächlich im Widerspruch zu derselben. Alles, was man gewöhnlich als «Unordnung» und ihre Folgen beklagt, ist ein genaues Gegenstück der Wege der Natur. Anarchie und Schreckensherrschaft werden durch einen Orkan und eine Pest an Ungerechtigkeit, Ruin und Tod übertroffen."

Gegen eine solche Naturauffassung läßt sich, wenn man sich auf Kant's und Schelling's Standpunkt stellt, namentlich auf den des letztern, wie er ihn in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur" entwickelt hat, nicht ankämpfen, denn das hieße einen Mohren weiß waschen wollen. Selbst die beiden Erzpessimisten Schopenhauer und von Hartmann lassen der Natur, wenn sie auch gewaltig gegen dieselbe ins Geschirr gehen, doch einen kleinen Theil Gutes.

Nach den soeben angeführten Auslassungen, fährt Mill fort, sei es ganz vergebens geltend zu machen, daß alle diese Dinge die geheime Eigenschaft besäßen, gute und weise Zwecke zu fördern. Selbst wenn dem so wäre, so würde dies doch noch kein Grund sein, eine Nachfolge der Natur für religiös oder sittlich zu halten. Der Zweck könne niemals die Mittel heiligen, sei keine sittliche Bürgschaft für dieselben. Verborgenes Gute gehe häufig aus menschlichen Missethaten und Verbrechen hervor, doch das verhindere keineswegs, daß sie Missethaten und Verbrechen blieben. Und wenn in gleicher Weise in der Ordnung der Natur aus der Masse des Elends und der Ungerechtigkeit, mit denen die Welt beständig erfüllt ist, Gutes hervorgehe, so vermindere dies durchaus nicht die Bedeutsamkeit des Umstandes, daß die Methode, durch welche dies angenommene Gute erreicht wird, eine Methode des Elends und der Ungerechtigkeit ist. Dann fügt Mill noch folgende zwei Sätze hinzu: „Wie unangenehm es auch vielen Gläubigen sein mag, so sollten sie doch vor der unleugbaren Thatsache nicht ihre Augen verschließen, daß die Ordnung der Natur, so weit sie nicht von den Menschen abgeändert wird, derart ist, daß kein Wesen, als dessen Merkmale die Gerechtigkeit und das Wohlwollen gelten sollen, sie mit der Absicht geschaffen haben kann, der Menschheit darin ein Beispiel zur Nachahmung zu geben. Wäre eine solche Ordnung der Natur ganz von einem solchen Wesen, und nicht theilweise durch Wesen von entgegengesetzten Eigenschaften erschaffen worden, so

*) Noyaden nannte man die vom Conventsdeputirten Carrier in Marseille während der ersten Französischen Revolution angewendeten Massenertränkungen in alten Schiffen.

könnte man sie nur als ein absichtlich unvollkommenes Werk betrachten, an welchem der Mensch, in seinem beschränkten Wirkungskreise, durch die Anbringung von Verbesserungen seinen Gerechtigkeitssinn und sein Wohlwollen zu üben berufen ist." Dann weist der Autor nochmals mit Nachdruck auf den Schluß hin, zu dem er bei seiner Beweisführung gelangen mußte, nämlich den: daß, wenn der Schöpfer dieser Welt, alles kann, was er will, dann will er Elend! Und dies bringt ihn zu den Hauptsätzen der Abhandlung: „Die einzige zulässige, sittliche Schöpfungstheorie ist, daß das gute Princip nicht auf einmal und vollkommen die bösen Mächte (the powers of evil), seien sie physischer oder moralischer Art, überwinden kann; daß das gute Princip die Menschheit nicht in eine Welt zu versetzen im Stande war, die frei gewesen wäre von der Nothwendigkeit eines beständigen Kampfes gegen die bösartigen Mächte (maleficient powers), noch auch ihr stets in diesem Kampfe den Sieg zu verleihen vermochte; daß jedoch das gute Princip wol die Fähigkeit hatte, und auch in der That bewies, die Menschheit so auszustatten, daß sie den zu führenden Streit mit Kraft und mit stets fortschreitendem Erfolg durchfechten kann. Von allen Erklärungen der Ordnung der Natur widerspricht diese allein weder sich selbst noch den Thatsachen, von denen sie Rechenschaft abzulegen sucht." Hier unterbricht Mill seine Ausführungen eigener Art, indem er die aus gewissen Religionssystemen sich ergebenden Schlüsse hereinzieht. Ganz richtig weist er nach, daß in solchen Systemen oft die Allgüte auf Kosten der Allmacht behauptet werden muß. Er zeigt, wie in derartigen Glaubenssystemen die sogenannte höchste Macht, wenn man sie genau betrachtet, eigentlich nicht blos ihre Grenze habe, sondern sogar außerordentlich beschränkt sei.

Hierauf wird ein anderes theologisches Argument in Betracht gezogen. Obgleich es, wie die natürliche Religion meint, schwer halten mag zu behaupten, daß die Natur im ganzen genommen ein Bild vollkommener Weisheit und Wohlthätigkeit sei, so können wir doch nichtsdestoweniger das Ebenbild der moralischen Eigenschaften, welche wir gewohnt sind dem Schöpfer zuzuschreiben, einem Theile seines Werkes aufgeprägt finden. Das Element in der Einrichtung der Welt, welches besonders dazu geeignet scheint, uns des Schöpfers Wunsch anzudeuten, finden wir in den Instincten der menschlichen Wesen. Nachdem Mill noch die Ansprüche des natürlichen Menschen auf das, was wir im civilisirten Zustande elementare Tugenden nennen, untersucht und ihn unter aller Würde schlecht gefunden hat, gelangt er zu dem Schlusse: „daß die Pflicht des Menschen mit Rücksicht auf seine Natur ganz dieselbe ist, wie mit Rücksicht auf die Natur aller Dinge, nämlich ihr nicht zu folgen, sondern sie zu verbessern." So sagt er ferner: „In seiner Gesammtheit betrachtet, kann das Naturgebäude unmöglich zu seinem einzigen, oder selbst zu seinem hauptsächlichsten Zwecke die Wohlfahrt der menschlichen oder anderer fühlender Wesen haben. Alles Gute, das ihnen aus der Natur zutheil wird, ist meist das Ergebniß ihrer eigenen Bemühungen. Wo immer in der Natur ein Beweis von einer wohlthätigen Absicht (beneficient design) vorliegt, da sehen wir diese Güte nur mit einer beschränkten Macht versehen; und die Pflicht des Menschen ist es, mit den wohlthätigen Mächten zusammenzuwirken, nicht indem man die Natur nachahmt, sondern indem man ihren Lauf beständig zu verbessern sucht." Wohlthätige Mächte kennt Mill also, mit denen zusammenzuwirken des Menschen Pflicht ist, um die „bösen Mächte" zu bekämpfen — jene „Wesen", die so ganz andere Eigenschaften haben als das „gute Princip"!

Im weitern Verlaufe der Abhandlung wird alsdann erörtert, daß, wenn selbst nachgewiesen werden könnte, daß jeder elementare Impuls in der menschlichen Natur seine gute Seite habe, und infolge geeigneter Bemühungen mehr nützlich als schädlich gemacht werden könne, so würde doch dies für jene sehr wenig bedeuten, welche diese Impulse als Führer nach den Wünschen und den Absichten der Vorsehung aufzustellen suchen. Wenn nicht die Disciplin wäre, mit andern Worten ein Proceß, der nicht der Natur

folgt, sondern uns immer mehr und mehr von ihr entfernt, dann würden selbst die Impulse, welche zu unserer Erhaltung nothwendig sind — die elementarsten von allen — das menschliche Leben zu einem vergrößerten Ebenbilde der greulichen Scene der Gewaltthätigkeit und Tyrannei machen, welche der übrige Theil der Thierwelt darstellt, ausgenommen insoweit sie durch den Menschen gezähmt und disciplinirt ist. „Dort in der That sollten diejenigen, welche sich mit der Idee schmeicheln, die Absichten des Schöpfers in seinen Werken zu lesen, consequenterweise Gründe zur Einmischung gefunden haben, vor denen sie zurückschreckten. Wenn es irgendwelche Anzeichen einer besondern Absicht in der Schöpfung gibt, dann ist es eins der am augenscheinlichsten beabsichtigten Dinge, daß ein großer Theil aller Thiere sein Dasein damit hinbringen soll, andere Thiere zu quälen und zu verschlingen. Auf die verschwenderischste Weise sind sie mit allen zu diesem Zwecke nothwendigen Werkzeugen ausgestattet; ihre kräftigsten Instincte zwingen sie dazu, und manche unter ihnen scheinen so construirt zu sein, daß sie ohne eine andere Nahrung nicht bestehen können. Wenn nur ein zehnter Theil der zur Auffindung wohlthätiger Einrichtungen in der ganzen Natur verwendeten Mühe, zum Aufsammeln von Beweisen für eine Anklage des Charakters des Schöpfers angewendet worden wäre, was für ein Feld zu Bemerkungen würde man nicht im gesammten Dasein der niedern Thiere gefunden haben, welche mit kaum einer Ausnahme in Verschlinger und zu Verschlingende getheilt sind, und welche eine Beute von tausend Uebeln werden, gegen welche sich zu schützen ihnen die nothwendigen Eigenschaften versagt sind. Wenn wir nicht zu dem Glauben gezwungen sind, die Thierschöpfung sei das Werk eines Dämons, so ist es deshalb, weil wir nicht anzunehmen brauchen, sie sei durch ein Wesen mit unbegrenzter Macht hervorgerufen. Doch wenn eine Nachahmung des Willens des Schöpfers, wie er sich in der Natur offenbart, als eine Richtschnur für das Handeln in diesem Falle angewendet würde, dann würden die gräßlichen Ungeheuerlichkeiten der schlechtesten Menschen mehr als gerechtfertigt sein, durch die scheinbare Absicht der Vorsehung, in der ganzen beseelten Natur den Stärkern dem Schwächern nachstellen zu lassen."

Der Schluß der ganzen Mill'schen Argumentation läuft auf Folgendes hinaus. Das günstige Vorurtheil, welches mit dem Worte Natur verknüpft ist, wenn es als ein bestimmter Ausdruck für gewisse Eigenschaften des Charakters im Contrast mit andern angewendet wird, ist ebenso ungerechtfertigt, als wenn die Natur die ganze Summe der menschlichen Impulse bedeutet. Die menschliche Sprache ist voll von Anwendungen des Wortes „natürlich", welche eine Präsumtion zu Gunsten der Eigenschaft aufstellen, auf welche dies Beiwort angewendet wird. Mill „kann nur einen einzigen Sinn fassen, in welchem Natur und Natürlichkeit in einem menschlichen Wesen wirkliche Ausdrücke des Lobes sind, und dann ist das Lob nur ein negatives; nämlich wenn es angewendet wird, die Abwesenheit von Affectirtheit zu bezeichnen. Wenn aber umgekehrt gesagt wird, irgendeine Aufführung sei unnatürlich, so ist das noch kein Argument für das Tadelnswerthe derselben, da selbst die verbrecherischsten Thaten gegen ein Wesen wie der Mensch nicht unnatürlicher sind als die meisten Tugenden." Und andererseits sollte zur Beschönigung einer strafbaren Handlung der Einwand, daß sie natürlich sei, niemals zugelassen werden. In beiden Fällen ist es ein nachlässiger und sehr irreführender Gebrauch der Sprache.

Die Schlüsse, zu denen Mill in seinem Essay über die Natur gelangt, werden in folgenden Sätzen zusammengefaßt:

„Das Wort Natur hat zwei Hauptbedeutungen: es bezeichnet entweder das ganze System der Dinge, mit dem Apparat aller ihrer Eigenschaften, oder es bezeichnet Dinge, wie sie abgesondert von menschlicher Einmischung sein würden."

„Im ersten Sinne ist die Lehre, der Mensch müsse der Natur folgen, nichtssagend, da der Mensch gar nicht die Kraft hat, irgendetwas anderes zu thun, als der Natur zu

folgen; alle seine Thaten geschehen durch und im Gehorsam gegen eins oder mehrere physische oder geistige (mental) Gesetze der Natur."

„Im andern Sinne des Wortes ist die Lehre, der Mensch müsse der Natur folgen, oder mit andern Worten, er müsse den spontanen Lauf der Dinge zum Vorbilde seines freiwilligen Handelns machen, ebenso unvernünftig wie unsittlich";

„Unvernünftig, weil alles menschliche Thun in einer Aenderung, und alles nützliche Thun in einer Verbesserung des spontanen Laufs der Natur besteht";

„Unsittlich, weil infolge des Umstandes, daß der Lauf der natürlichen Phänomene zu allem führt, was den größten Abscheu verdient, wenn es von menschlichen Wesen begangen wird, ein jeder, der versuchte, den natürlichen Lauf der Dinge nachzuahmen, allgemein als der böseste der Menschen angesehen und anerkannt werden würde."

„Der Plan der Natur, betrachtet in seiner ganzen Ausdehnung, kann als sein einziges oder selbst sein hauptsächliches Objeet nicht das Wohl der menschlichen und andern fühlenden Wesen gehabt haben. Das Gute, was er ihnen gewährt, ist meistens das Resultat ihrer eigenen Anstrengungen. Was irgendwie in der Natur das Anzeichen einer wohlthätigen Absicht an sich trägt, beweist, daß diese Wohlthätigkeit nur mit beschränkter Macht ausgerüstet ist; und die Pflicht des Menschen ist es, mit diesen wohlthätigen Mächten zusammenzuwirken, nicht etwa durch ein Nachahmen der Natur, sondern durch den Versuch einer beständigen Verbesserung ihres Laufes, und dadurch, daß wir jenen Theil derselben, über welchen wir Controle ausüben können, mehr in Uebereinstimmung bringen mit einer hohen Stufe von Gerechtigkeit und Güte."

Eine Kritik dessen, was Mill in seiner Abhandlung über Natur vorgebracht hat, hier auch nur im geringsten Maße zu versuchen, würde weit den Raum überschreiten, der uns hier zugemessen ist; doch die eine Bemerkung können wir nicht unterlassen, daß seine Behandlnng des alten Geheimnisses: „das Uebel sei das Werk eines wohlthätigen und allmächtigen Wesens", trotz aller seiner scharfsinnigen Argumentation, alt und abgegriffen ist und uns nichts, auch gar nichts Neues darbietet. Und wenn er dann weiter meint, der Mensch müsse die Natur unterjochen und ihr nicht blindlings folgen, so ist das auch längst bekannt, und was er ferner gegen die „Natur der Theologen und Metaphysiker vorbringt, gegen eine Natur mit einer moralischen Absicht", so hat er da einen Triumph gefeiert, dessen Lorbern schon manches Haupt vor ihm geschmückt haben. Eins aber geht aus seiner Abhandlung deutlich hervor, das ist sein üppig wuchernder Individualismus, dieser Vater der pessimistischen Weltanschauung. Hätte Mill, als er (1850) seinen Essay schrieb, bereits die Arbeiten eines Darwin, Helmholtz und Häckel gekannt, hätte er vermocht den Satz über den Kampf ums Dasein selbst aufzustellen und in seiner ganzen Bedeutung zu fassen, und hätte er die Evolutionstheorie, diesen Schlüssel zum Mysterium der Natur, in Betracht ziehen können, dann würde er wahrscheinlich seine Anklagen gegen die Ruchlosigkeit der Natur und seine Entwickelung der manichäischen, persisch-christlichen Theorie von einem Lichtwesen und einem oder mehrern Wesen der Finsterniß unterlassen haben. Kaum begreiflich ist es, daß ein Denker wie Mill sich zu solch einem Dualismus verirren konnte, anstatt dem die Vernunft allein befriedigenden Monismus zu huldigen. Denn wer, der logisch denken kann, könnte es sich genügen lassen mit zwei Weltprincipien, die sich mit gleicher Geltung und gleicher Ursprünglichkeit einander gegenüberstehen? Die Vernunft kann religiös weder einen Ormuzd und Ahriman, einen Gott und einen Teufel, noch philosophisch Materie und Geist als denkende und ausgedehnte Substanzen an der Spitze dulden, ohne entweder das eine der beiden entgegengesetzten Principien aus dem andern, oder beide aus einem höhern dritten, das beide in sich vereinigt, abzuleiten. Doch hierauf werden wir noch zurückkommen bei unserer Besprechung des Mill'schen Essay über Theismus.

Belgien von 1857 bis 1872.

Von

H. Bartling.

Belgien seit der Thronbesteigung König Leopold's II.

II.

Vom Eisenbahnconflict bis Ende 1872.

Wir haben uns im vorigen Abschnitt ausschließlich mit der innern Politik Belgiens während der Kammersession von 1868—69 beschäftigt und gesehen, daß sie, wenn auch ziemlich fruchtlos, so doch auch an Stürmen reich war. Die äußere Politik zeigt uns ein ähnliches Bild: ein ernstes, gefahrdrohendes Gewitter zog wiederum einmal, von Frankreich kommend, über Belgien hin; doch die von dem stets neidischen und habsüchtigen großen Nachbar dem kleinen zugeschleuderten Blitze glitten ab an der festen Haltung des bedrohten Landes und an der noch festern Englands und Preußens.

Wir knüpfen an die luxemburger Frage an. Durch den in London betreffs dieser Frage abgeschlossenen Vertrag hatte Frankreich eine wirkliche Satisfaction erhalten: die Zurückziehung der preußischen Garnison und die Schleifung der Festung Luxemburg; aber wie im Jahre 1866 blieb es, dank der Festigkeit der Bismarck'schen Politik, auch diesmal ohne die begehrte Territorialentschädigung. Napoleon beschloß deshalb, ein anderes Mittel zu versuchen: das der Ausdehnung seines Einflusses mit Hülfe von Combinationen, deren Basis ökonomische Interessen bilden sollten. Zwei Versuche fanden in diesem Sinne statt. Der erste nahm die alte Idee eines Zollvereins zwischen Belgien und Frankreich wieder auf. Dies war der wahre Zweck der Mission Lagueronnière's zu Brüssel im Monat September 1868. Selbstverständlich hatte in jenem Augenblicke eine derartige Unterhandlung auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg; man fühlte dies auch sofort in Paris, und enthielt sich deshalb, auch ein officielles Project vorzulegen. Der zweite Versuch war ernster, drohender; es handelte sich diesmal darum, durch Transporttarife das zu erlangen, was man durch Zolltarife nicht vermocht hatte zu erreichen. Die französische Regierung suchte sich einiger der Haupteisenbahnlinien Belgiens zu bemächtigen; dadurch ward Frankreich zum Lenker des innern belgischen Handels und sicherte sich, im Falle eines Krieges, einen strategischen Weg durch den Nachbarstaat. Dies war der wahre Zweck der am 13. Jan. 1869 zwischen der Französischen Ostbahn einestheils und der Gesellschaft Grand-Luxembourg und der Lüttich-Limburger Bahn anderntheils, und zwar unter der Controle und der Garantie der französischen Regierung, abgeschlossenen Conventionen. Der über diese Conventionen zwischen den beiden betheiligten Ländern ausgebrochene Conflict hatte seinen Ursprung in dem Protokoll der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 11. Dec. 1868. Ein Mitglied der Rechten nämlich hatte das Cabinet darüber interpellirt, ob es wahr sei, was verschiedene Journale dem Grand-Luxembourg

nachſagten, daß er ſeine Bahn der Franzöſiſchen Oſtbahngeſellſchaft abtreten wollte. Der Miniſter der öffentlichen Arbeiten, Jamar, erwiderte, daß er allerdings Kenntniß habe von dieſen Gerüchten, und daß ſie ſogar die volle Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich gezogen hätten. Der Miniſter fügte noch hinzu, daß die Ceſſion nicht ohne die Erlaubniß der Regierung ſtattfinden könne, und daß dieſe feſt entſchloſſen ſei, ſie nicht zu genehmigen. Ungeachtet dieſer Erklärung ſetzte die Geſellſchaft des Grand-Luxembourg ihre Unterhandlungen mit der Franzöſiſchen Oſtbahn fort. Man erfuhr ſogar am 13. Febr. 1869 aus dem Munde des Premierminiſters in der Abgeordnetenkammer, daß am 30. Jan. zwiſchen beiden Geſellſchaften der definitive Vertrag abgeſchloſſen worden ſei.

Bei dieſer Gelegenheit gab der Chef des Cabinets dem ganzen Ernſte, den er dieſer Frage beimaß, entſchiedenen Ausdruck. Es handelte ſich, wie wir ſchon andeuteten, nicht blos um die Ceſſion des Grand-Luxembourg an die Franzöſiſche Oſtbahngeſellſchaft. Dieſe beutete ſchon die großherzoglich Luxemburgiſche Bahn und die von Spaa nach Pepinſter aus und ſtand gleichfalls in Unterhandlung mit der Lüttich-Limburger Bahn. Die franzöſiſche Geſellſchaft erhielt durch dieſen Ankauf zweier neuen Bahnen einen dreifachen Vortheil.

Hören wir, was der Chef des Cabinets, Frère-Orban, hierüber ſagte: Erſtens würde die Franzöſiſche Oſtbahn zwei Centralpunkte der belgiſchen Eiſeninduſtrie und zwei belgiſche Kohlenbaſſins beherrſchen können; zweitens würde ſie im Stande ſein, einen bedeutenden Einfluß auf den Hafen von Antwerpen auszuüben, wobei ſie, obgleich auf dem belgiſchen Territorium gelegen, ſich ganz der Thätigkeit der Regierung entzöge. Dies müſſe vor allen Dingen verhütet werden. Frère-Orban legte deshalb am 9. Febr. 1869 auf dem Tiſche der Abgeordnetenkammer einen Geſetzentwurf nieder betreffs der Ceſſion von Eiſenbahnconceſſionen. Der Hauptzweck dieſes Entwurfes war, Ceſſionen dieſer Art der Genehmigung der Regierung zu unterwerfen.

„Dieſes Project", ſo ſagte Frère-Orban am 13. Febr. in der Kammerſitzung bei der Motivirung ſeines Antrages, „erkennt nur an und beſtätigt ein abſolutes, unzweifelhaftes und unbeſtreitbares Recht. Die Eiſenbahnen gehören der öffentlichen Domäne an; die Eiſenbahnconceſſionen können nur von der öffentlichen Gewalt ausgehen und können nicht ohne die Autoriſation der Regierung cedirt werden. Welches iſt in dem Syſtem der beſtehenden Geſetzgebung die Strafe für den Bruch dieſes Princips? Es iſt die Todesſtrafe, es iſt das Aufhören, die Widerrufung der Conceſſion. Was thut der vorliegende Geſetzentwurf? Er ſetzt an die Stelle dieſer Sanction, welche unnachſichtlich iſt, deshalb große Inconvenienzen darbietet und welche von jetzt ab vielleicht als unwirkſam angeſehen werden kann, er ſetzt, ſage ich, an die Stelle dieſer Sanction ein Recht, das die Privatintereſſen vollkommen reſpectirt und doch dabei das des Staates ſchützt."

Da das Cabinet Dringlichkeit gefordert hatte, ſo überreichte der Specialausſchuß ſeinen Bericht über den Geſetzentwurf bereits am 11. Febr. Zwei Tage ſpäter ward das Geſetz mit 61 Stimmen gegen 16 und 2 Stimmenthaltungen angenommen. Es lautete dahin, daß künftig Eiſenbahnconceſſionen nur mit Ermächtigung der Regierung abgetreten werden dürfen. Wenn dem zuwidergehandelt wird, ſo kann der Staat die gegen das Geſetz verſtoßende Bahn mit Beſchlag belegen und ſie für die Actionäre verwalten. Wenn die Geſellſchaft den angeblichen Verkauf oder die angebliche Verpachtung verneint, ſo kann ſie den Rechtsweg betreten, und wenn ſie ihre Behauptung beweiſt, dann erhält ſie für die Zeit, in der die Bahn ſich in den Händen der Regierung befand, eine Entſchädigung. Vielleicht wäre die ganze Geſetzgebung und ihre Annahme ohne weitere Notiz vorübergegangen, hätte nicht der Chef des Cabinets die oben angedeutete Rede zur Unterſtützung derſelben gehalten, und wäre nicht ein ſehr ſcharfer Ausdruck im Bericht des Ausſchuſſes vorgekommen, durch den das Geſetz der Kammer empfohlen wurde. Verſchiedene

Gegner der Maßregel in Belgien behaupteten, die Regierung wolle nur eine Combination von Eisenbahnen im Lande selbst verhindern, eine Combination, welche den Staatsbahnen höchst nachtheilig sein würde. Wenn diese Absicht wirklich bestanden, oder wenn sie die Regierung zu erkennen gegeben hätte, dann war es gewiß, daß das Gesetz niemals durchgegangen wäre. Der Umstand aber, daß am 30. Jan. wirkliche Cessionsverträge zwischen französischen und belgischen Bahnen zu Stande gekommen waren, gab Frère-Orban die Veranlassung zu einem wirksamen Appell an den belgischen Patriotismus. Er rechtfertigte das Gesetz mit der Behauptung, daß es eine gebieterische Nothwendigkeit sei, belgische Bahnen zu verhindern, in die Hände ausländischer Gesellschaften zu gerathen, obgleich die Cession des Grand-Luxembourg als selbstverständlich bereits vor dem Erlaß des Gesetzes untersagt worden sei. Dieses Gesetz, das kann man nicht verneinen, war eine energische Demonstration von seiten Belgiens, eine Demonstration, welche das Zweideutige der Lage mit Einem Schlage beendigte.

Andern wie französischen officiellen und von der Regierung besoldeten Journalen wäre die ganze Angelegenheit, welche doch Belgien nur allein anging, gar nicht in dem Lichte erschienen, als gehöre sie zur Kenntnißnahme Frankreichs. Die belgischen Abgeordneten hatten das volle Recht, Furcht oder Argwohn zu hegen. Ein Mann, der bei Sonnenuntergang seine Thür verriegelt und jeden Besucher, der nach dieser Stunde kommt, durchs Schlüsselloch fragt, was er begehre, mag als übertrieben vorsichtig angesehen werden. Doch selbst eine solche Schaustellung von Furchtsamkeit wird niemals von seiten des Nachbars als genügender Grund zur Androhung von Mishandlungen und Gewaltthätigkeiten angesehen werden. Dies aber war es gerade, was ein großer Theil der französischen Presse that. Die bescheidenern Blätter begnügten sich mit der Andeutung, man müsse Belgien wenigstens durch commerzielle Repressalien fühlen lassen, wie groß sein Vergehen sei. Die im Solde der annexionslustigen Regierung stehenden Journale, kurz, alle Kämpen des gallischen Chauvinismus, konnten sich mit einem so milden Vorschlage nicht zufrieden geben. Indem Belgien es gewagt hatte, seine Eisenbahnen als sein Eigenthum anzusehen, war es dem Groß- und Edelmuthe Frankreichs aufs empfindlichste zu nahe getreten. Konnte die Ehre des edelmüthigen, seinem Nachbar so innig zugethanen Landes solch eine Herausforderung ertragen? Wenn dies unmöglich war, wenn diese allem die Krone aufsetzende Beleidigung nur durch eine gerechte Bestrafung des beleidigenden Staates gerächt werden konnte, dann hatte sich der Beleidiger die Schuld selbst beizumessen. Die brave französische Regierung hatte ja alles Mögliche gethan, um die verwundeten Gefühle der Nation zu beschwichtigen, und wenn ihre wohlgemeinten Anstrengungen vergeblich sein und ihre langmüthigen und langduldenden Unterthanen sich weigern sollten, sich noch länger von dem hochmüthigen Belgien unter die Füße treten zu lassen, so sei dies nur die natürliche Folge des Auftretens der belgischen Kammer mit Rücksicht auf die Eisenbahnfrage. Belgien habe diesen Entschluß gar nicht aus eigenem Antriebe gefaßt; es sei nur das Werkzeug einer stärkern, im Hintergrunde stehenden Macht. Der Pfeil komme aus belgischem Köcher, aber der Flug werde durch Preußens, durch Bismarck's Arm gelenkt. Die Bestrafung, welche Belgien gerechterweise dafür verdient, sich auf solche Weise gebrauchen zu lassen, könne kaum noch länger vertagt werden. Die große Mehrzahl des französischen Volkes habe schon lange die Annectirung dieses hochmüthigen und aufsässigen Volkes verlangt, und jetzt sei dieses Gefühl zu einem unlenkbaren geworden. Belgien habe in Frankreich keinen andern Freund als die Regierung, als den großmüthigen Kaiser, den es fortwährend angreife und beleidige. Die Regierung wolle versuchen, wie sie es ja früher schon gethan habe, den populären Strom zu hemmen, und verhüten, daß das übel berathene belgische Volk zum Opfer der verwundeten Ehre der grande nation werde, deren Empfindlichkeit es so sehr misachtet habe. Aber wenn von

Belgien selbst keine Hülfe käme, wenn z. B. der Senat, dem der Gesetzentwurf zur Genehmigung vorliege, sich nicht bereit fände, ihn zu verwerfen, dann, ja dann würde kaum das ganze officielle Gewicht in Frankreich hinreichen, den Schlag abzuwenden.

Trotz dieses hochmüthigen und drohenden Geschwätzes ließ sich der belgische Senat nicht irremachen, nicht einschüchtern. Am 17. Febr. ward ihm das Gesetz vorgelegt, und bereits zwei Tage darauf erstattete der Ausschuß seinen Rapport, der die Annahme desselben dringend empfahl. In der nächsten Sitzung, am 20. Febr., wurde das Gesetz einstimmig angenommen und drei Tage später promulgirt. Nun aber ergriff das Tuilerienecabinet die Rolle, die seine Presse vorher gespielt, oder vielmehr mit Wuthgeschrei eingeleitet hatte: es protestirte sofort gegen das Gesetz und erblickte in demselben Uebelwollen und eine Herausforderung; es verlangte die Aufrechthaltung und Ausführung der Conventionen. Die belgische Regierung aber blieb in diesem Punkte unbeugsam; es war dies für Belgien eine Frage politischer Würde, nationaler Souveränetät und vor allem eine Frage der Neutralität. Mehrere Wochen lang war die Lage derart, daß man stündlich einen offenen Bruch erwarten konnte. Da erschien plötzlich am 23. März im „Journal officiel" in Paris und im „Moniteur belge" eine identische Note folgenden Inhalts:

„Die Vorlage und die Votirung des Gesetzes vom letzten 23. Febr. über die Cession von Eisenbahnconcessionen haben in Frankreich zu kritischen Bemerkungen (animadversions) Veranlassung gegeben, über welche die Regierung des Königs sich verpflichtet gefühlt hat, nach Paris Auseinandersetzungen einer loyalen und vollkommenen Offenheit zu übermitteln. Um sich einen gegenseitigen Beweis ihrer herzlichen und vertrauenden Gesinnungen zu geben, und von dem Wunsche beseelt, die Interessen der beiden Länder in Einklang zu bringen, haben sich die Regierungen von Belgien und Frankreich dahin verständigt, eine gemischte Commission einzusetzen mit dem Auftrage, die verschiedenen ökonomischen Fragen zu prüfen, welche entweder aus bestehenden Beziehungen oder aus neulichen Vertragsentwürfen von Exploitationsconcessionen hervorgehen und deren Lösung dazu angethan sein dürfte, die commerziellen und industriellen Beziehungen der beiden Länder zu entwickeln."

Diese identische Note, zu der sich die belgische Regierung herbeiließ, gibt noch heute, wenn man die gar nicht zu vermeidende Wiedererstarkung Frankreichs*) dabei ins Auge faßt, zu den allerernstesten Bedenken Veranlassung. Daß die belgische Regierung diesen, wir nennen ihn unheilvollen, Schritt that, kann nur aus zwei Gründen erklärt werden: entweder ließ sie sich durch die Rathschläge des englischen Gesandten in Paris und durch Lord Clarendon sowie durch das Geschwätz der „Times" beeinflussen, welche aus Furcht, England in einen Krieg verwickelt zu sehen, dem kleinen Belgien zum Nachgeben und zu Concessionen riethen, oder aber es fehlte ihr der Muth und die Fähigkeit, sich auf ihr gutes und klares Recht zu verlassen. Das erste und bedeutendste Uebel der identischen Note vom 23. März liegt in dem Präcedenzfall, der feststellt, daß die innere Gesetzgebung eines schwachen Staats als Grund für Remonstrationen von seiten des stärkern dienen kann. Die innere Gesetzgebung Belgiens rief eine belgische Frage hervor: das hat Belgien durch die identische Note selbst anerkannt, und das ist genügend, um sie wieder auftauchen zu lassen, wenn Frankreich die Kraft dazu fühlt und den passenden Augenblick dafür gekommen sieht.

*) Der von dem Banditenkönige Don Carlos ermordete Hauptmann Schmidt schrieb einst in einem bemerkenswerthen Artikel „Ueber die neuen Festungsbauten in Frankreich": „Verfolgt man die Lage der vorgenannten (nämlich neu befestigten) Plätze auf der Karte, so muß es auffällig erscheinen, daß die erhebliche Mehrzahl derselben auf Routen liegt, welche von Paris nach Belgien führen. Es scheint daraus hervorzugehen, daß man für den Fall des Revanchekrieges die Neutralität Belgiens oder doch die Respectirung seines Gebietes nicht wieder voraussetzt."

Die ganze Note ist von Anfang bis zu Ende in mehr als Napoleonischer Dunkelheit abgefaßt, doch die Meinung derselben lief darauf hinaus, daß die französische Regierung den Willen hatte, es solle eine belgische Frage geben — und es gab eine belgische Frage. Die Concession ist auf decente Weise drapirt, aber ihre Bedeutung ist unverkennbar. „Die Regierungsvorlage und das Votum der Kammer über ein Eisenbahngesetz in Belgien hat in Frankreich zu kritischen Bemerkungen Veranlassung gegeben, über welche die belgische Regierung sich verpflichtet gefühlt hat, nach Paris Auseinandersetzungen einer loyalen und vollkommenen Offenheit zu übermitteln." Und hierzu die Phrase von dem „gegenseitigen Beweis von herzlichen und freundlichen Gesinnungen" und „der Entwickelung der commerziellen Beziehungen der beiden Länder"! Eine jede dieser Angaben wird, wie gesagt, noch heute ernste Bedenken hervorrufen. Ganz richtig war es, daß das Eisenbahngesetz „zu kritischen Bemerkungen in Frankreich Veranlassung gegeben hatte". Dies war angesichts des ungebührlichen Auftretens der französischen Presse, angesichts der drohenden Haltung und des Protestes der imperialistischen Regierung eine sehr milde Art, die ganze Sache darzustellen. Von dem Augenblicke an, da der belgische Gesetzgebende Körper im vollen Einverständniß mit der belgischen Regierung den frevelhaften Wunsch zu erkennen gab, mit seinem Eigenthum zu machen was ihm beliebte, hatte die französische Presse einen unaufhörlichen Chor von Verwünschungen und Remonstrationen angestimmt. Bald raisonnirte sie von commerziellen Repressalien, bald deutete sie eine sofortige Annectirung an, bald klagte sie über Misachtung und schrie über Trotz. Die Würde eines unabhängigen Staates ließ nur Eine Behandlung dieser unerhörten Herausforderung zu. Absolutes und verächtliches Stillschweigen war die einzige Haltung, welche die Minister des Königs von Belgien einer so wenig provocirten und nicht zu entschuldigenden Beleidigung gegenüber annehmen durften. In irgendeiner Weise von derselben Notiz zu nehmen, das hieß den Streitpunkt zugeben. Und einmal zugegeben, daß Belgien Frankreich verantwortlich ist für einen Act municipaler Gesetzgebung, dann ist seine Stellung im europäischen Staatensystem mit Einem Schlage geändert. Es wird zu einem von Frankreich abhängigen Staat. Ganz ohne Zweifel gibt es Grade der Abhängigkeit, und einzelne derselben sind mit allen Aeußerlichkeiten einer freien Action verträglich. Doch ein Staat, dessen nominelle Souveränetät niemals angefochten wurde, kann ganz und gar die wesentlichen Charakterzüge derselben entbehren. England unter Karl II. z. B. war durch kein offenes Band an Frankreich unter Ludwig XVI. gebunden und war nichtsdestoweniger ein Satellit des mächtigen Nachbars. Und so kann auch Belgien ohne eine formelle Uebergabe seiner Immunitäten als neutraler Staat zu einem ähnlichen Zustande der Hörigkeit unter Frankreich gebracht werden. Indem die belgischen Minister die „kritischen Bemerkungen" Frankreichs als eine Thatsache anerkannten, welche ihrerseits eine Erklärung erheischte, thaten sie unzweifelhaft den ersten Schritt in der gefährlichen, von uns angedeuteten Richtung. Wenn in der ganzen Angelegenheit „offene und loyale Erklärungen" abgegeben werden mußten, dann hätten diese von Paris nach Brüssel und nicht von Brüssel nach Paris kommen sollen. Belgien hatte streng nach seinem Recht gehandelt, von Frankreich allein war die Herausforderung ausgegangen und Frankreich hätte deshalb mit Erklärungen bereit sein sollen. Indem sie von der belgischen Regierung ausgingen, konnten sie nur Eine Bedeutung haben. Sie schlossen nämlich die Thatsache ein, daß die „kritischen Bemerkungen" wirklich eine Begründung hatten und daß, so übertrieben auch die Sprache der Angreifer gewesen sein mochte, Belgien nicht ganz schuldlos war. Damit war aber Frankreich das Recht zuerkannt, vorzuschreiben, wie die innere Gesetzgebung eines andern Landes sein sollte. Die identische Note, so gefährlich sie nun auch der Würde und der Unabhängigkeit Belgiens sein mochte, übte doch einen heilsamen Einfluß auf die aufgeregten Gemüther aus. Die Spannung ließ nach, die

Gemüther wendeten sich lieber der Mission zu, in welcher, wie es hieß, sich der Chef des Cabinets nach Paris begab, um die Details wegen des Zusammentretens der „gemischten Commission" zu arrangiren. Frère-Orban reiste in der That am 1. April nach Paris ab. Die Abwesenheit des Ministers dauerte einen ganzen Monat; die officiellen Blätter beider Länder blieben stumm, um so mehr aber spukte es in den andern Zeitungen von Gerüchten aller Art. Man begreift deshalb, mit welcher gerechtfertigten Ungeduld alle Welt den Erklärungen entgegensah, welche Frère-Orban nach seiner Rückkehr aus der Hauptstadt Frankreichs von der parlamentarischen Tribüne herab geben mußte. Diese Ungeduld war in der That so groß, daß sie die Eifersucht der Opposition gegen den Chef des Cabinets aufzustacheln schien, der mit so großer Sorge erwartet wurde, nachdem man ihm in Paris einen äußerlich sehr schmeichelhaften Empfang bereitet hatte.

Am 30. April, noch ehe Frère-Orban Zeit gehabt hatte, das Wort zu ergreifen, erhob sich ein Abgeordneter der Rechten, um den Chef des Cabinets zu fragen, ob es ihm denn gar nicht genehm sei, der Kammer und dem Lande Aufklärungen über den Conflict mit Frankreich zu geben. Der Minister beschränkte sich auf die Erklärung, daß die officiellen Blätter der beiden Länder am nächsten Tage ein Protokoll veröffentlichen würden, das den Stand der soeben in Paris beendigten Unterhandlungen constatiren würde. „Ich hoffe", so setzte Frère-Orban hinzu, „die Kammer werde nach Kenntnißnahme dieses Documents die Ueberzeugung gewinnen, daß die Angelegenheiten in eine zufrieden stellende Phase für beide Länder getreten sind. Alles, was ich sagen kann, ist, daß die Beziehungen zwischen Belgien und Frankreich herzlich und durchaus sympathisch sind."

Tags darauf erschien das von Frère-Orban angekündigte Protokoll, welches folgendermaßen abgefaßt war:

„Um die Lage, in der sich augenblicklich die zwischen dem brüsseler Cabinet und der französischen Regierung gepflogenen Unterhandlungen befinden, zu präcisiren, haben die Unterzeichneten folgendes Protokoll entworfen: Hr. Frère-Orban erinnert daran, daß principielle Einwilligungen sich der Genehmigung entgegenstellen, welche die belgische Regierung den projectirten Verträgen der Ostbahngesellschaft, der Gesellschaft des Grand-Luxembourg und der Gesellschaft zur Exploitation der niederländischen Bahnen geben soll. Er bezieht sich in Rücksicht hierauf auf die von ihm mündlich wie schriftlich gegebenen Erklärungen. Hr. Frère-Orban gibt hierauf zu erkennen, daß die belgische Regierung, beseelt von dem lebhaften Wunsche, zwischen Belgien und Frankreich die freundschaftlichsten Beziehungen aufrecht zu erhalten und den Handelsverkehr zwischen Frankreich, Belgien und den Niederlanden zu erleichtern, ihre eifrigste Mithülfe darbieten wird zur Organisation des in den Verträgen erwähnten directen Dienstes, indem durchgehende Züge dem Localdienst beigegeben werden dürfen. Frère-Orban legt in die Hände des Marquis von Lavalette einen im gedachten Sinne redigirten Entwurf nieder. Der Marquis von Lavalette glaubt, daß sich die günstigste Lösung nicht in der unbedingten Genehmigung der seinerzeit abgeschlossenen Conventionen findet, sondern in neuen Exploitationsverträgen der Totalität oder eines Theiles der Linien des Grand-Luxembourg und der Gesellschaft Lüttich-Limburg, Verträge, welche man mit allen den Garantien der Controle, der Ueberwachung und der Autorität umgeben wird, welche unzweifelhaft der belgischen Regierung zukommt. Der Marquis von Lavalette jedoch würde sich glücklich schätzen, dasselbe Resultat mit Hülfe der Mittel zu erreichen, welche Hr. Frère-Orban vorschlägt, und er erklärt, daß die Regierung des Kaisers, geleitet durch die aufrichtigsten Gefühle für Belgien und ausschließlich darauf bedacht, den ökonomischen Interessen ihre berechtigte Ausdehnung zu geben, es auf sich nimmt, zu untersuchen, ob der von der belgischen Regierung überreichte Entwurf dem Gedanken entspricht, welchen sie andeutet. Demzufolge sind die Herren Frère-Orban und der Marquis von Lavalette dahin übereingekommen, zu diesem Zwecke

eine gemiſchte Commiſſian zu ernennen, zuſammengeſetzt aus drei Mitgliedern für jedes Land, welche durch die reſpectiven Cabinete im Laufe von 14 Tagen, vom Tage der Unterzeichnung des gegenwärtigen Protokolls an gerechnet, deſignirt werden. Ausgefertigt zu Paris am 27. April 1869."

Wenn ſchon die Interpellation der Oppoſition nicht angebracht und überflüſſig war, ſo war es ihre Erklärung am Tage nach der Veröffentlichung des Protokolls noch viel mehr. Die Rechte hatte augenſcheinlich keinen andern Beweggrund, als ſich irgendeinen Antheil an der glücklichen Beilegung der Verwickelungen mit Frankreich zu ſichern. In derſelben Sitzung (am 4. Mai) ließ ſie durch einen ihrer Führer erklären, daß, indem ſie ſich ihr Recht der Würdigung wahre, ſie ihren Vorbehalt mache bis zu dem Augenblicke, wo der Stand der Unterhandlungen es der Kammer geſtatte, ſich über den Fall mit vollſtändiger Sachkenntniß auszuſprechen. Niemand dachte daran, ihr dies Recht ſtreitig zu machen. Dies gab ihr auch der Chef des Cabinets, die öffentliche Meinung und vielleicht ſelbſt die innere Ueberzeugung der Oppoſition zur Antwort. Am 14. Mai 1869 veröffentlichte der „Moniteur" die Namen der von beiden Regierungen ernannten Commiſſarien, welche die durch das Protokoll vom 27. April eingeſetzte Commiſſion bilden ſollten. Es waren für Frankreich: Cornudet, Director der Abtheilung für Ackerbau, Handel und öffentliche Arbeiten im Staatsrath; de Franqueville, Generaldirector der Brücken, Chauſſeen und Eiſenbahnen; Combes, Director der Akademie der Wiſſenſchaften, Director der Bergwerksſchule und Mitglied des Berathungsausſchuſſes für Eiſenbahnen; für Belgien: Faſſiaux, Generaldirector der Eiſenbahnen; Vanderſweep, Finanzdirector, und Belpaire, Cheſingenieur der Brücken und Chauſſeen.

Dieſe Namen hatten ihre Bedeutung. Sie beſtätigten, daß der franzöſiſch-belgiſche Conflict nur noch eine rein techniſche Frage war. Am 1. Juni eröffnete die gemiſchte Commiſſion ihre Berathungen. Sie endeten am 9. Juli 1869 mit der Veröffentlichung des nachfolgenden Schriftſtückes (mit zwei rein ſpeciellen Beilagen), welches am 13. Juli durch die officiellen Blätter der beiden Länder veröffentlicht wurde:

„Die unterzeichneten Commiſſarien, durchdrungen von dem Gedanken, daß der anzuſtrebende Zweck der war, anſtatt der von der Oſtbahngeſellſchaft, von der Geſellſchaft des Grand-Luxembourg, von der Geſellſchaft zur Exploitation der niederländiſchen Bahnen und der Lüttich-Limburger Bahn projectirten Verträge neue Combinationen zu ſetzen, welche die Entwickelung des Handelsverkehrs zwiſchen Belgien, Frankreich und den Niederlanden ermöglichten, und im übrigen durchdrungen von den Gefühlen der Eintracht, welche das Protokoll vom letzten 27. April dictirten, haben mit Sorgfalt discutirt und einſtimmig Anordnungen getroffen, welche ihnen, vom Standpunkte der ökonomiſchen Intereſſen aus, gegenſeitige Vortheile darzubieten ſchienen. Dieſe Anordnungen erlauben in der That die Organiſation eines directen, durchgehenden Dienſtes, einestheils zwiſchen dem Hafen von Antwerpen und Baſel, und anderntheils zwiſchen der Grenze der Niederlande und demſelben Beſtimmungsort; dieſer letztere Dienſt kann ſich übrigens, mit der Zuſtimmung der niederländiſchen Regierung, bis Rotterdam und Utrecht ausdehnen. Die unterzeichneten Commiſſarien haben in zwei dem gegenwärtigen Protokoll angehefteten Stücken die Abmachungen niedergelegt, welche ſie feſtgeſtellt haben, um als Baſis für die Abfaſſung von Verträgen zu dienen, welche die Oſtbahngeſellſchaft von nun ab ſchließen darf, einestheils mit der Verwaltung der belgiſchen Staatsbahnen und anderntheils mit der Geſellſchaft zur Exploitation der niederländiſchen Bahnen und der Lüttich-Limburger Bahn. Paris, den 9. Juli 1869."

Am 5. Oct. 1869 veröffentlichte der „Moniteur belge" einen Miniſterialerlaß vom 9. Aug., welcher den zwiſchen den im obigen Schriftſtück aufgeführten Bahnen vereinbarten internationalen Tarif guthieß, und damit war, was wenigſtens Belgien anbetrifft, das

letzte Wort in dem sogenannten Eisenbahnconflict gesprochen. Was jedoch die Niederlande angeht, so scheiterten die zwischen der Niederländischen Gesellschaft und der Französischen Ostbahn geführten Unterhandlungen, und die beiden Gesellschaften beschlossen, anstatt einen Vertrag bezüglich internationaler Bahnzüge zu vereinbaren, nur einfache Tarife für den directen Verkehr aufzustellen.

Obgleich die Gefahr, welche Belgien infolge dieser Verwickelung mit Frankreich drohte, ohne Verlust und Nachtheil beseitigt worden war, so durfte man sich trotz dieser friedlichen Lösung der Befürchtungen nicht entschlagen, daß Frankreich, oder vielmehr Napoleon III., immer wieder und wieder auf sein Lieblingsproject, eine Annectirung Belgiens, zurückkommen würde, Befürchtungen, welche sich durch die nach dem Sturze des französischen Kaiserreiches gemachten Enthüllungen über die bonapartistische Politik, die selbst von Belgien aus durch Abenteurer, wie Oskar Lessines, Aufmunterungen erhielt, als nur zu gerechtfertigt herausstellten. Der friedliche Ausgang der ganzen Angelegenheit, so erwünscht er auch war, wurde daher belgischerseits nicht auf Rechnung eines herzlichen Einverständnisses beider Theile gesetzt.

Was die Vorgänge im Innern Belgiens während des Jahres 1868—69 anbetrifft, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß es die Zahl der schönen Denkmäler, welche das Andenken an Helden seiner Geschichte verherrlichen und fortpflanzen sollen, nicht unbedeutend vermehrte. Es setzte Leopold I., dem erhabenen Gründer seiner Dynastie, am 2. Aug. 1868 eine herrliche Statue zu Antwerpen und eine andere am 10. Oct. 1869 zu Namur. Das Standbild Karl's des Großen ward am 26. Juli 1868 zu Lüttich und das Lebeau's, eines der Gründer der nationalen Unabhängigkeit, am 16. Aug. 1869 zu Huy, seinem Geburtsorte, errichtet.

Ebenso wenig wie diese Feierlichkeiten dürfen wir die glänzenden Manifestationen übergehen, welche im September 1869 aus Veranlassung des Besuches von englischen, deutschen und französischen Schützen, Freiwilligen und Nationalgarden zu Lüttich und Brüssel stattfanden. In seiner Begrüßungsrede am 21. Sept. 1869 hatte König Leopold II. den fremden Schützen zugerufen: „Indem so manche Männer von Herz, von so verschiedenen Nationalitäten, die aber alle ihrem Vaterlande auf gleiche Weise ergeben sind, einander sich näher treten, lernen sie sich in derartigen Zusammenkünften kennen und schätzen, lernen sie den Respect einer Nation vor der andern, ihren Charakter, ihren Patriotismus und die Berechtigung ihrer Wünsche und Interessen achten. Sie tragen, mit Einem Worte, dazu bei, das Band der Brüderlichkeit unter den Völkern enger zu ziehen und das große Streben unserer Zeit nach der Erhaltung des Weltfriedens und die Sicherung der Rechte aller zu unterstützen." Es war dies in der That der Geist, welcher in den gedachten Demonstrationen vorwog, ein Geist, der in wenigen Monaten durch die perfide Politik des bonapartistischen Frankreichs von Grund aus und vielleicht auf unendlich lange Zeit zerstört werden sollte.

Das Cabinet Frère-Orban, das wir in seinen verschiedenen Phasen von seinem Antritt im Jahre 1857 an begleitet haben, hatte, wie erwähnt, bei den Wahlen von 1866 zwar seine Majorität merklich wachsen sehen und auch 1868 in keiner Weise Verluste erlitten, aber dennoch sollte es die Krisis von 1870 nicht überleben. Es unterlag nach fast dreizehnjährigem Bestehen den gewaltigen Anstrengungen der katholischen Partei, die sich an vielen Orten mit den Radicalen oder Progressisten verbunden hatte. Doch nicht allein die innern Spaltungen, welche seit Jahren unter den Liberalen herrschten, waren der Grund des Falls, den das Frère-Orban'sche Cabinet erlitt; es trug durch die hohe auf Branntwein und überhaupt auf alle spirituösen Getränke in der Kammersession von 1868—69 gelegte Steuer viel zu seinem eigenen Sturze bei. Bei den

Wahlen am 14. Juni 1870 ſtimmten die ſämmtlichen Schenkwirthe im Lande und ihr ganzer Anhang mit den Klerikalen. Namentlich war es Gent, das den Ausſchlag gab. In dieſer Hauptſtadt der Provinz Oſtflandern, welche die Entſcheidung derſelben ganz und gar lenkt, wurde von beiden Parteien hart um den Wahlſieg geſtritten. Doch Gent iſt der Aufenthaltsort einer ganzen Colonie penſionirter Offiziere, die, gleich den Arbeitern aufgebracht über die hohe Branntweinſteuer, alle gegen die Regierung ſtimmten, infolge deſſen für die frühern elf liberalen Abgeordneten des genter Wahlkreiſes elf Klerikale in die Abgeordnetenkammer traten. Hierdurch ward die Majorität der Regierung auf zwei Stimmen reducirt und ihr Rücktritt, der am 2. Juli erfolgte, unvermeidlich gemacht. An ihre Stelle trat ein rein katholiſches Cabinet, in welchem Graf d'Anethan (ehemaliger Juſtizminiſter) den Vorſitz erhielt; die Porteſeuilles waren folgendermaßen vertheilt: Aeußeres d'Anethan, Inneres Kervyn de Lettenhove, Juſtiz Corneſſe, Krieg Guillaume, öffentliche Arbeiten Jacobs, Finanzen Tack, nach wenigen Wochen erſetzt durch Jacobs, deſſen Departement von Waſſeige übernommen wurde. Der erſte durch die Umſtände (d. h. durch das Bedürfniß, eine Majorität herzuſtellen) gebotene Schritt der neuen Regierung war die Auflöſung der beiden Kammern und die Anordnung neuer Wahlen, welche am 2. Aug. ſtattfanden. Die liberale Partei verſuchte die am 14. Juni erlittene Niederlage wieder auszuwetzen; ſie ſtrengte alle Kräfte an, die in ihrem Schoſe ausgebrochenen Spaltungen zu heilen, namentlich durch einen von den Liberalen Antwerpens nach Brüſſel zuſammengerufenen Congreß von 42 liberalen Aſſociationen; doch alles war vergebens; die Strömung im Lande war ihnen feindlich. Die Wahlen brachten dem Miniſterium d'Anethan eine Majorität von 73 (einige unter Empfehlung der Katholiken gewählte Radicale eingerechnet) gegen 51 in der Zweiten und von 33 gegen 29 in der Erſten Kammer. Zu dieſem faſt unverhofften Reſultat trug der einige Tage nach der Bildung des neuen Cabinets ausgebrochene Deutſch-Franzöſiſche Krieg nicht wenig bei. Vor den von außen her drohenden Gefahren verſtummte der innere Zwiſt, und zahlreiche Wähler ſtimmten für das katholiſche Miniſterium, um dadurch einer Miniſterkriſis vorzubeugen, die unter den obwaltenden Umſtänden für das Land ſehr gefährlich hätte werden können. Dieſer Krieg der beiden großen Nachbarvölker war für das kleine Belgien eine höchſte und letzte Prüfung. Und wenn man unparteiiſch ſein will, ſo muß man zugeſtehen, daß es dieſelbe, überraſcht durch die äußern Ereigniſſe inmitten parlamentariſcher Kämpfe, mit Kraft und Würde beſtand.

Kaum hatten die Erklärungen des Tuileriencabinets einen Krieg vorausſehen laſſen, als ſich die belgiſche Regierung auch ſchon mit den Garantiemächten der Neutralität des Landes in Schriftwechſel ſetzte; ſie theilte denſelben mit, daß ſie die Neutralität des belgiſchen Territoriums achten und im Nothfall dieſe Achtung erzwingen würde. Preußen und Frankreich erwiderten, ſie würden die Neutralität Belgiens unter der Bedingung der Gegenſeitigkeit achten. Am 17. Juli rief ein königlicher Erlaß zehn Altersklaſſen der Miliz unter die Fahnen und brachte die Armee auf eine Kriegsſtärke von 100000 Mann. Die engliſche Diplomatie unterſtützte das belgiſche Vorgehen auf allen Punkten; ſchon am 21. Juli ließ Gladſtone das Haus der Gemeinen die möglichen Folgen eines eventuellen Bruches der Engagements von 1839 vorausſehen. Dies war die Lage, als am 25. Juli die „Times" plötzlich den berüchtigten geheimen Vertrag Benedetti's veröffentlichte. Dieſe unerwartete Enthüllung des berliner Cabinets rief, wie bekannt, eine ungeheuere Wirkung in Europa hervor. Die Authenticität dieſes Documents war bald über allen Zweifel erhaben. Belgien verhielt ſich demſelben gegenüber ganz ruhig; aber das engliſche Parlament, aufgerüttelt aus ſeiner ſelbſtgefälligen Ruhe, ließ muthige Proteſte ertönen. Am 30. Juli entſchied das Cabinet von Saint-James, daß die Belgien gegenüber eingegangenen Verpflichtungen gehalten werden würden, ſelbſt wenn es darüber zum

Kriege käme. Es forderte und erhielt vom Parlament Geld und Mannschaften. Der öffentlichen Meinung sicher, schlug es Preußen und Frankreich einen besondern Garantievertrag vor, welcher die Unterstützung der See- und Landkräfte Großbritanniens gegen diejenige der kriegführenden Mächte sicherte, welche das belgische Territorium während des Krieges und ein Jahr nach Unterzeichnung des Friedens verletzen sollte. Deutschland unterzeichnete den Vertrag am 9. Aug.; Frankreich zwei Tage später.

Tags zuvor, unmittelbar nach den Schlachten von Weißenburg und Wörth, hatte König Leopold II. die Kammern zu einer außerordentlichen Session eröffnet. In seiner Thronrede hieß es an einer Stelle: „Unter den Bezeigungen des Wohlwollens, die ich von auswärtigen Mächten erhalten habe, freue ich mich mit einer Dankbarkeit, welche das ganze Land theilen wird, die Vorsorge Ihrer Majestät die Königin von Großbritannien für die Interessen und die Nationalität Belgiens zu erwähnen, und die edelmüthige Unterstützung, welche diese Gefühle im Parlament und in der öffentlichen Meinung Englands finden. Belgien seinerseits wird in der Stellung, welche das internationale Recht ihm gibt, weder das verkennen, was es andern Staaten schuldet, noch was es sich selbst schuldet. Es wird wissen, während des Krieges seiner gewissenhaften Neutralität den loyalen und aufrichtigen Charakter zu bewahren, welchen es sich bemüht hat seinen Beziehungen während des Friedens zu geben. Gemäß der Wünsche der Kriegführenden selbst wird es sich bereit halten, mit allem Feuer seines Patriotismus und mit allen Hülfsquellen, welche eine Nation aus der Energie seines Willens schöpft, sich zu vertheidigen. Belgien, meine Herren, ist schon mehr als einmal einer gefahrvollen Prüfung ausgesetzt gewesen; keine aber war so schwer wie die, welche es heute zu bestehen hat. Durch seine Vorsicht, durch seine loyalen Gefühle, durch seinen unerschütterlichen Patriotismus wird es sich seiner selbst würdig zu zeigen wissen, würdig der Achtung, welche die andern Nationen ihm zollen, würdig des Wohlergehens, das ihm seine freien Institutionen gesichert haben."

Schon vor dem Zusammentritt der Kammern waren die Metallvorräthe und die Reserven der Bank nach Antwerpen, das gleich andern Festungen des Landes in Vertheidigungszustand gesetzt war, geschafft worden. Die Eisenbahnen und andern Communicationswege waren durch starke Detachements bewacht, die activen Divisionen waren ausgerückt, während die Specialcorps der Bürgergarde den Dienst in den Garnisonen versahen.

Während dies in Belgien vorging, hatte England, wie wir gesehen, den am 9. Aug. von Preußen und Frankreich unterzeichneten Garantievertrag über die Unverletzlichkeit des belgischen Territoriums zu Stande gebracht. Außer allem Zweifel ist es, daß die Veröffentlichung des Benedetti-Vertrags dem englischen Cabinet die Entschließungen vorgezeichnet hatte, welche die volle Billigung des Parlaments und des Landes enthielten. Die beiden Häuser des Parlaments, welche am Vorabende der Vertagung waren, widmeten den 10. Aug., d. h. ihre letzte Sitzung, einer Debatte über den Vertrag, welcher die Neutralität Belgiens mehr als bisher sicherte. Auf Antrag des Lords Shaftesbury beschloß das Oberhaus ein Dankesvotum für das Cabinet. Die dem Ministerium im Hause der Gemeinen für seine Führung ausgesprochene Anerkennung war nicht minder energisch und sympathisch. Die englische Regierung hatte ihre Pflicht gethan und aller Rückhalt war unnütz geworden. Getragen, angefeuert von dem Nationalgefühl, sprach Gladstone, in Antwort auf einige Bemerkungen des Abgeordneten Osborn, in folgenden packenden Ausdrücken über die Pflichten Englands Belgien gegenüber: „Sicherlich, wir vertheidigen die Neutralität Belgiens, wie es alle europäischen Mächte thun werden, weil es ein Hinderniß gegen irgendwelche maßlose Vergrößerung ist. Doch das Interesse Englands ist hierbei nicht unser einziger Führer. Ein viel höherer Grund ist vorhanden,

der uns einen ganz besondern Werth auf die Unabhängigkeit Belgiens legen läßt. Was ist dieses Land? Es ist ein Land mit 5 Mill. Einwohnern, das eine große Geschichte hinter sich hat und ein ebenso feuriges, ein ebenso reines Nationalgefühl besitzt wie das, welches die Herzen der stolzesten und mächtigsten Nationen erfüllt. Durch die Art und Weise, in der es seine innern Angelegenheiten durch alle Krisen unserer Zeit, inmitten der Stürme der Revolutionen gelenkt hat, gab Belgien Europa das Schauspiel einer guten auf die größtmögliche Ausdehnung der Volksfreiheiten gegründete Regierung. Angesichts des Charakters eines solchen Landes gibt es unter allen, die mich hören, auch nicht einen Mann, der nicht begriffe, daß die Abforbirung Belgiens, einfach um habsüchtigen Gelüsten zu fröhnen, das Todtengeläute des öffentlichen Rechts und der internationalen Gesetze in Europa sein würde. Eine letzte noch viel höhere Erwägung veranlaßt uns zu einem Interesse an der Unabhängigkeit dieses kleinen Landes. Es handelt sich darum zu wissen, ob unter den gegenwärtigen Umständen England mit seinem Prestige und seinem Einfluß der thatlose Zeuge des empörendsten Verbrechens bleiben würde, das jemals die Blätter der Geschichte besudelte, und ob es sich auf diese Weise zu einem Mitschuldigen an demselben machen würde."

Obschon das neue Ministerium d'Anethan, gleich der Partei, der es angehörte, bei seinem Antritt eine möglichst starke Verminderung der Militärausgaben dem Lande in Aussicht gestellt hatte, so sah es sich doch durch den Druck der Umstände genöthigt, hiervon vorläufig abzustehen und am 16. Aug. 1870 vor die Kammern mit einer Creditforderung von 15 Mill. Frs. zu treten, zur Deckung der durch die Mobilmachung der Armee entstandenen Bedürfnisse. Die seit einem Monat bereits mobile Armee stand jetzt, nach den Schlachten um Metz, und während Mac-Mahon die französische Armee in die Ardennen führte, 80000 Mann stark an der Grenze von Arlon bis Charleroi, und als durch die Niederlage bei Sedan und die spätere Uebergabe der Festungen Montmédy, Thionville und Mézières bedeutende Massen von französischen Flüchtigen über die Grenze Belgiens flohen, so wurden dieselben ohne Mühe gemäß der Convention entwaffnet und (mit Ausnahme der Offiziere, welche auf Parole frei verkehren durften) im Lager von Beverloo und später in den Festungswerken von Antwerpen, Lüttich und Diest als Kriegsgefangene internirt. Zu den Opfern, welche sich Belgien weiter noch auferlegte, gehörte auch das Verbot der Ausfuhr von Waffen und sonstigem Kriegsmaterial. Das Bestreben der belgischen Regierung, die Pflichten der Neutralität in loyaler Weise zu beobachten, ist über allen Zweifel erhaben geblieben und von allen Seiten anerkannt worden. Dagegen erfuhr die Haltung der belgischen Bevölkerung selbst eine andere Beurtheilung. Die deutsche Presse erhob auf Grund mannichfacher privater Mittheilungen laute Klage, daß aus Frankreich vertriebene Deutsche sowie durchgehende deutsche Verwundete in Belgien Mishandlungen erfahren hätten. Ferner beschwerten sich die deutschen Zeitungen mit Recht sehr bitter über die Parteilichkeit eines Theils der belgischen Presse, insbesondere über die Haltung der von falschen Nachrichten und vielfachen Verleumdungen der deutschen Heere überfließenden „Indépendance belge" und „Etoile belge", und die norddeutsche Regierung machte dem belgischen Cabinet durch ihren Gesandten, Hrn. von Balan, rücksichtlich der maßlosen Haltung dieser Blätter ernstliche Vorstellungen.

Auf diese verschiedenen Anklagen antwortete die belgische Regierung, theils durch angestellte Untersuchungen über die Klagegründe, theils durch Hinweis auf seine Verfassung und seine Gesetze, welche es ihr unmöglich machten, gegen die Presse einzuschreiten. Heute, da die durch den Krieg in Deutschland hervorgerufene Erregung sich gelegt hat, heute, da es uns Deutschen im Gefühl unserer Einheit und Stärke am Herzen liegt, der Welt zu beweisen, daß das Deutsche Kaiserreich in Wahrheit der Friede ist, heute, da es Regierung und Volk von Deutschland als eine seiner Aufgaben betrachten, gegenüber den

ſyſtematiſchen Verleumdungen einer feindſeligen fremden Preſſe ſeinen kleinen Nachbarn zu zeigen, daß ihre Unabhängigkeit und Freiheit jetzt unendlich mehr geſichert ſind als zur Zeit des raubſüchtigen zweiten franzöſiſchen Kaiſerreichs, heute, ſo ſagen wir, ſollen uns die Worte, welche eine königliche Feder zur Erklärung und Entſchuldigung der in Belgien während des Deutſch-Franzöſiſchen Krieges ſtattgefundenen und von Deutſchland bedauerten Ereigniſſe niederſchrieb, als genügende Widerlegung erſcheinen. Der Geiſt, der in der von königlicher Hand verfaßten Schrift: „L'Allemagne et la Belgique pendant et après la guerre de 1870", athmet, iſt ein für Deutſchland ſo freundlicher und auch vertrauensvoller, daß wir uns gedrungen fühlen, einiges, was ſie über die gegen Belgien erhobenen Beſchuldigungen vorbringt, hier mitzutheilen. Der königliche Schriftſteller ſagt unter anderm an einer Stelle: „Während der 18 Jahre ſeines Beſtehens hat das Bonaparte'ſche Kaiſerreich Belgien im beſtändigen Schrecken gehalten. Nicht blos die Enthüllungen der Epiſode Benedetti, nicht die neulich in den Tuilerien gemachten Entdeckungen ſind es, welche uns die ehrgeizigen Abſichten und die Eroberungsprojecte der kaiſerlichen Politik haben kennen lehren. Jahrelang haben wir ſie beobachtet, an die Oeffentlichkeit gezogen und unter allen Formen bekämpft, in denen ſie ſich zeigten. Bald klagte man den öffentlichen Geiſt in Belgien der unverſöhnlichen Feindſchaft gegen Frankreich, ſein Oberhaupt, ſeine Inſtitutionen an, und man ſprach davon, ſeine innern Freiheiten zu beſchränken, z. B. die Preßfreiheit und das Aſylrecht; bald ſtellte man uns hin als den Herd der Demagogie, als die Quelle aller gegen das Leben des Kaiſers gerichteten Anſchläge. Einen Tag bemühte man ſich, uns wohl oder übel in eine Zoll- oder Militärunion mit Frankreich hineinzuziehen; an einem andern verſuchte man ſich durch Ankauf unſerer Eiſenbahnen der ſtrategiſchen Linien Belgiens zu bemächtigen. Ein jedesmal haben wir dieſe ſträflichen Abſichten zurückgewieſen und vereitelt; weder vor Inſinuationen noch vor Drohungen haben wir uns gebeugt. Belgien iſt abſoluter Herr ſeiner Geſchicke geblieben, indem es jede fremde Einmiſchung ablehnte und alle ſeine Verpflichtungen erfüllte, ohne zuzugeben, daß eins ſeiner Prärogative geopfert wurde. Die Folge davon war eine heftige und endloſe Polemik. Jahrelang haben zu dieſem Zwecke beſoldete Journale gegen Belgien, ſeine Regierung, ſeine Inſtitutionen einen Krieg ohne Gnade und Erbarmen geführt; der «Pays», die «Patrie», die «France», die «Liberté», der «Constitutionnel», der «Figaro» haben uns mit ihren Herausforderungen, ihren Injurien, ihren Verleumdungen verfolgt. Die Namen der Scribenten, die dieſen Annectirungsfeldzug leiteten, die Pie, die Caſſagnac, die Jourdan und die Van Ryck, ſind europäiſch geworden. Die einen gebrauchten die Waffe der Lächerlichkeit, die andern griffen zur Einſchüchterung. An jedem Tage erneuerten ſich die Klagen, die Anſchuldigungen, die Beſchwerden. Klagte man nicht im vergangenen Juli (1870), während die öffentliche Meinung der ganzen Welt gegen einen ohne Grund und ohne Entſchuldigung provocirten Bruderkrieg proteſtirte, zu Paris die Belgier an, ſie ſeien «Preußen»? Welch ein Haß, welche Recriminationen traten bei dieſer Gelegenheit hervor! Der König Leopold und die Gräfin von Flandern waren es, welche die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern zu Wege gebracht hatten; die Häupter der Regierung und der Armee Belgiens waren alle an Bismarck verkauft; die belgiſche Neutralität war eine Falle; alle Sympathien Belgiens waren für Deutſchland gewonnen, alle Vertheidigungsmaßregeln gegen Frankreich gerichtet. Der einfache Vorfall auf der Brücke von Blandain war nahe daran die ernſtlichſten Schwierigkeiten herbeizuführen. Dies dauerte bis Ende Auguſt. Die Niederlagen der franzöſiſchen Heere geboten dieſen traurigen Zänkereien Stillſchweigen.... Während der Dauer dieſes langen Kampfes mit dem Kaiſerreiche iſt Belgien ohne Aufhören einer ſympathiſchen Unterſtützung in Deutſchland begegnet. Einige vorübergehende Wolken ſtiegen zwiſchen den beiden Ländern auf, aber im ganzen trugen ihre Beziehungen den Stempel gegenſeitigen Vertrauens.

Als der gegenwärtige Krieg ausbrach, sprach sich die Meinung in Belgien, einzig und allein bestimmt durch die Principien des Völkerrechts, fast mit Einstimmigkeit zu Gunsten Deutschlands gegen das aggressive und eroberungssüchtige Frankreich aus. Die Siege der deutschen Waffen waren in unsern Augen die Siege des Rechts, und es bedurfte nichts Geringeres als das unerhörte Unglück Frankreichs, um zu seinen Gunsten Sympathien zu erwecken, welche sich in ganz Europa manifestirten, welche keine andere Quelle haben als das Schauspiel einer Katastrophe ohnegleichen.

„Diese Sympathien, so scheint es, hat man in Deutschland nicht verstanden. Man legte ihnen einen politischen Charakter bei, während sie doch nur einen rein menschlichen an sich trugen; man erblickte in ihnen einen Bruch unserer Pflichten, eine Undankbarkeit gegen Deutschland, eine Abdankung unserer selbst. Der Irrthum ist seltsam, die Folgerungen, die man aus ihm zog, sind es nichts weniger. ... Wenn man heute die gegen uns erhobenen Anschuldigungen in ihrer Gesammtheit betrachtet, so kann man sie unter drei bestimmte Punkte gruppiren: 1) der Empfang, welcher den aus Frankreich im Anfange des Krieges vertriebenen Deutschen zutheil geworden ist; 2) die Aufnahme, welche deutsche Verwundete erhielten, die nach der Schlacht von Sedan durch unser Territorium gingen; 3) endlich die Haltung der belgischen Presse von dieser Epoche ab. Was den ersten Anklagepunkt betrifft, so ist nachgewiesen worden, daß die verjagten Deutschen in Belgien nicht der Gegenstand von Mishandlungen oder Beleidigungen waren. Die unfreundlichen Proceduren, über welche sie sich beschwerten, hatten unser Territorium nicht zum Schauplatze. Ihr Transport fand durch Special- und directe Züge statt, ohne Wechsel der Waggons; eine Berührung mit unserer Bevölkerung konnte deshalb nur im Innern der Eisenbahnstationen vorkommen. Doch es ist festgestellt, daß die Deutschen, um die es sich handelt, nur hülfreichen Händen begegnet sind; mehreremal hat man Lebensmittel unter sie vertheilt, und der Staat gewährte ihnen die Durchreise mit einer Ermäßigung von 50 Proc. Diese Thatsachen sind durch eine officielle, von der Verwaltung der belgischen Eisenbahnen veranstaltete Untersuchung festgestellt worden. ... Ist die zweite Beschwerde gegründeter? Die deutschen Zeitungen haben die Angaben von acht bis zehn Offizieren und Unteroffizieren veröffentlicht, die zu Bouillon eine schlechte Aufnahme erfahren und denen während ihres Transportes durch die Stadt nach der Station von Libremont nicht die gebührende Sorgfalt zutheil geworden war. Ein Arzt, Hr. Edel, veröffentlichte seinerseits einen Bericht über die schlechte Behandlung mehrerer bairischer Soldaten während ihrer Ankunft zu Bouillon. Dies sind die Documente, welche mit Hinsicht auf die Behandlung der Verwundeten der deutschen Presse zur Basis ihrer Anklagen gedient haben. Die Bezichtigungen waren der Gegenstand genauer Untersuchungen, die folgendes Resultat ergaben: 1) Die durch die preußischen Offiziere erwähnten unfreundlichen Aeußerungen gingen nicht von belgischen Unterthanen aus, sondern von französischen aus der Umgegend von Sedan gekommenen Flüchtlingen. Außer sich über den Ruin und das Niederbrennen ihres Eigenthums, vergaßen diese Unglücklichen zuweilen die Pflichten, welche die belgische Gastfreundschaft ihnen auferlegte. Jedoch strenge Maßregeln machten diesen Manifestationen ein schnelles Ende und verhinderten jeden weitern Conflict. 2) Die kleine Stadt Bouillon, welche kaum 3000 Einwohner zählt, sah sich unmittelbar nach der Schlacht von Sedan mit mehr als 6000 Fremden, versprengten französischen Soldaten, mit Bauern, die aus den zerstörten Dörfern geflüchtet waren, mit Verwundeten der beiden kriegführenden Armeen, überschwemmt. Die Folge davon war im Anfange eine Verwirrung sondergleichen; die Deutschen litten darunter ebenso sehr wie die Franzosen, vielleicht noch mehr als diese, aus dem Grunde, weil sie 24 Stunden später kamen. Doch die Ordnung wurde bald wiederhergestellt; energische Maßregeln wurden ergriffen, und der Empfang wie die Fortschaffung der Verwundeten ging bald regelmäßig und mit

aller nöthigen Sorgfalt von statten. In der Bedrängniß der ersten Tage haben die deutschen Offiziere mit Unrecht die Wirkung einer beleidigenden Parteilichkeit gesehen. ... 3) Die durch Dr. Edel denuncirten Thatsachen*) waren ihm ungenau berichtet worden. Kein bairischer Soldat ist mishandelt worden. Ein einfaches Hinüberschaffen von einem Wagen nach einem andern fand infolge der Reclamation eines französischen Flüchtlings statt. Das streitige Fuhrwerk jedoch ward auf Befehl der belgischen Behörden der bairischen Ambulance zurückgegeben. Dies ist die Wahrheit, welche aus der, durch die städtische Behörde von Bouillon wie durch den Untersuchungsrichter und den königlichen Procurator Neuschâteau angestellten Untersuchung hervorgeht."

Der Autor weist auf die Unterstützungen hin, welche die verwundeten deutschen Offiziere und Soldaten in Belgien in so reichem Maße empfangen hätten, und beruft sich zum Beweise hierfür auf das Zeugniß von Männern wie der verstorbene deutsche Gesandte zu Brüssel von Balan, der deutsche Consul Werlemann zu Lüttich, Baron von Stein, Baron von Tettau, Baron von Albedyll, Hr. von Eller-Eberstein, Hr. von Simpson, die Doctoren Herm, Seuffert und Rosenthal, welche sämmtlich der deutschen Ambulance angehörten. Dann wendet er sich der belgischen Presse zu, deren Haltung zu dem schwersten und häufigsten Tadel seitens Deutschlands Veranlassung gegeben habe. Er sagt: „Die belgische Presse ist frei, absolut frei. Bei uns besteht weder Caution, noch Stempel, noch Censur, noch obligatorische Unterzeichnung, noch irgendwelche Beschränkung in Sachen der Presse. Fremde wie Belgier genießen diese Freiheiten in gleicher Ausdehnung. Hieraus ergeben sich zwei Consequenzen: zuerst, daß die Zahl unserer Journale sich auf Hunderte beläuft, und dann, daß ihr Einfluß deshalb im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Zahl steht. Die Menge der Organe bewirkt, daß ein jedes nur ein beschränktes Publikum besitzt und daß keins unter ihnen die allgemeine, ja, nicht einmal die vorherrschende Meinung repräsentirt. Jedes Journal spiegelt die Ideen und Hoffnungen einer mehr oder minder zahlreichen Gruppe von Lesern wieder; keins von ihnen ist der ausschließliche Ausdruck des populären Gefühls. Dies ist die unmittelbare Folge der Preßfreiheit, und dies müssen sich die deutschen Publicisten vor allem klar machen, wenn sie sich genaue Rechenschaft von der belgischen Meinung ablegen wollen. Ein anderer wichtiger, nicht aus den Augen zu verlierender Punkt ist der, daß die meisten unserer Journale nur mit Hinsicht auf die innern Fragen gegründet sind; die äußere Politik ist fast für alle von untergeordnetem Interesse. Dies ist ohne Zweifel unrecht, aber es ist eine Thatsache, und sie erklärt sich zum Theil aus der beständigen Neutralität, welche die Mächte zum Gesetze unserer Existenz gemacht haben. Die Folge davon ist, daß man, anstatt vom Auslande alle Zeit theuere Correspondenzen kommen zu lassen, anstatt selbst deutsche oder englische Artikel zu übersetzen, was Zeit in Anspruch nimmt und Kosten macht, sich durchweg damit begnügt, die auswärtigen Neuigkeiten aus französischen oder französisch redigirten Blättern herauszuschneiden. Dieses Verfahren hat wirkliche Schattenseiten, und wir sind weit entfernt davon, es zu vertheidigen. Es wäre wünschenswerth, daß die belgische Presse ihren Horizont erweiterte, sich über die internationalen Fragen eine eigene Meinung schüfe und sie ausschließlich vom Gesichtspunkte der Interessen des Landes beurtheilte. ... Endlich bewirken die von der belgischen Verfassung der Presse eingeräumte Freiheit und die daraus hervorgehende Vervielfältigung der Journale zuvörderst, daß viele unserer Organe Redacteure aus Frankreich kommen lassen, und dann, daß ausländische Publicisten, die bei sich zu Hause nicht dieselben Freiheiten finden wie in Belgien, sich dort eine Tribüne errichten, um ihren Ideen Ausdruck zu geben oder ihre Interessen zu vertheidigen. Wenn nicht bestimmte Vergehen vorliegen, so vermag

*) Dr. Edel hat sie später selbst widerrufen.

unſere Geſetzgebung nichts gegen dieſe Invaſion; doch ſie iſt für alle die gleiche, für die deutſchen wie für die franzöſiſchen Schriftſteller. Die Preßfreiheit ruft bei uns dieſelben Wirkungen hervor wie in England; aber wie niemand daran denken würde, die engliſche Nation für Artikel der «Situation» oder des «International»*) verantwortlich zu machen, ebenſo wenig darf man die Meinung der belgiſchen Nation mit den Auslaſſungen der «Indépendance belge» und der «Etoile belge» verwechſeln, die beide, wie der Autor nachweiſt, rein franzöſiſche Blätter ſind, und das erſte von einem Franzoſen, das zweite, wenigſtens was die auswärtigen Nachrichten betrifft, von einem «Deutſchen» redigirt wird."

Dieſen Auseinanderſetzungen des königlichen Autors kann man, wenn man unparteiiſch ſein will, nur beipflichten, auch muß man bei Beurtheilung der Haltung des belgiſchen Volkes während des Krieges von 1870 bedenken, daß ſich daſſelbe aus zwei verſchiedenen Elementen, dem germaniſchen und dem romaniſchen, zuſammenſetzt, Elemente, die ſich neben und miteinander fortbilden. Bei dem Zuſammenſtoße Deutſchlands und Frankreichs mußten die Wünſche und Anſchauungen der einzelnen ſich conſequenterweiſe ganz verſchieden geſtalten, und im Schoſe der Familien ſelbſt konnte es nicht fehlen, daß nach Charakter, Erziehung, Verkehr und Verbindung die einen deutſch, die andern franzöſiſch geſinnt waren. In dem einen Punkte aber war alles einig: daß die ſtarke Aufrechterhaltung der Neutralität, trotz der Privatanſichten der einzelnen, die erſte Pflicht des Staates ſei; daß man wol das Recht habe, zu Gunſten des einen oder des andern zu empfinden, nicht aber thätlich einzuſchreiten. Auch in Bezug auf die an den beiderſeitigen Opfern des Krieges zu übende Mildthätigkeit herrſchte in Belgien ein eifriges Zuſammenwirken, und in dieſer Hinſicht hat ſich das Land am Kriege auf das rühmlichſte betheiligt.

Mit dem am 26. Febr. 1871 zu Verſailles geſchloſſenen Frieden eröffnete ſich auch für Belgien eine neue Periode in ſeinen auswärtigen Beziehungen. Die Macht, von der es am meiſten zu fürchten hatte, war gänzlich daniedergeworfen, und Deutſchland, darüber kann gar kein Zweifel herrſchen, hat das größte Intereſſe daran, die Unabhängigkeit des kleinen Königreichs zu vertheidigen. Nur zu nahe liegt die Möglichkeit, daß Frankreich, wenn es ſich wieder erſtarkt fühlt, darauf ausgehen wird, ſich nicht nur an Deutſchland für ſeine ſelbſtverſchuldeten und heraufbeſchworenen Niederlagen zu rächen, ſondern auch ſein militäriſches Preſtige wiederherzuſtellen und ſeine Verluſte zu erſetzen. In dieſem Falle würde es aus Klugheitsrückſichten ohne Zweifel ſeine Aufmerkſamkeit auf Belgien richten, anſtatt auf das ſtarke, einige Deutſchland. Doch ein wenig Ueberlegung, wenn es eine ſolche in Frankreich in den Momenten der Aufregung gibt, ſollte es lehren, daß ſich die Bedingungen eines Angriffs auf Belgien gewaltig zu ſeinem Nachtheil geändert haben. Deutſchland wird nie zugeben, daß auch nur ein Franzoſe in feindſeliger Abſicht die belgiſche Grenze überſchreitet, und England hat dieſelben dringenden Gründe wie wir, die Franzoſen aus dem kleinen Königreiche fern zu halten. Selbſt eine noch viel ſtärkere Macht als Frankreich würde ſich zweimal bedenken, ehe ſie einen Angriff auf ein Land wagte, das ſolche Streitkräfte wie Belgien im Jahre 1870 an der Grenze aufſtellen konnte, mit der Citadelle von Antwerpen zur Operationsbaſis, und einen Bundesgenoſſen wie Deutſchland hinter ſich, Englands nicht einmal zu gedenken. Jedoch die eigenthümliche Stellung Belgiens ſetzt daſſelbe viel größern Gefahren aus von innen als von außen. Es ſcheint ihm das merkwürdige Schickſal beſchieden zu ſein, zwiſchen dem Glücke eines Landes, das keine eigene Geſchichte hat, und dem Unglücke, ſich nicht

*) Beides jetzt eingegangene Schandblätter, von denen das erſte von Hugelmann redigirt wurde, der heute wegen Betrugs in Frankreich im Gefängniſſe ſitzt.

von der historischen Entwickelung fern halten zu können, hin- und herzuschwanken. Auf dem einen oder dem andern Wege scheint dieser überaus ruhige Staat in eine jede größere Bewegung des Continents verwickelt zu werden. Während seine geographische Lage es meist zum Kampfplatze Europas machte, zieht ihm jetzt seine freie Verfassung alle nur möglichen politischen Agitatoren zu. Früher republikanische Verschworene gegen das französische Kaiserreich, heute imperialistische Verschworene gegen die Republik, Socialisten, Demokraten, Ultramontane: alle strömen ihm zu, um in seinen Grenzen ihre Plane auszuhecken und ihr Hauptquartier aufzuschlagen. Dies muß Belgien eine große Unpopularität in Europa zuziehen, und die Aufrechthaltung einer freien constitutionellen Regierung durch einen kleinen Staat ist unter solchen Umständen ein schwieriges und gewagtes Unternehmen. Die Weisheit und Loyalität der belgischen Regierung haben sie bisjetzt vor den Consequenzen einer Aufregung bewahrt, welche aus seinem politischen System entspringen, ohne die geringste Verletzung der liberalen Principien seiner Verfassung. Doch seine Aufgabe ist eine höchst delicate und schwierige, und es fehlt nicht an Symptomen, daß ein Theil seiner Gäste die ihnen gewährte Gastfreiheit misbrauchen. Außerdem ist es unmöglich, daß die Belgier selbst, trotzdem sie von Natur ein langsames und beständiges Volk sind, ganz und gar den moralischen Einflüssen einer solchen Invasion politischer Agitatoren und Propagandisten widerstehen können.

Zwei große Strömungen machen sich seit etwa 1866 im Laufe der innern Politik Belgiens bemerkbar. Während auf der einen Seite Furcht und Abscheu vor demokratischen Ausschreitungen die Stellung der katholischen Partei kräftigte, bewirkt auf der andern das offene Uebergewicht derselben eine theilweise Reaction nach einer andern Richtung hin. Die Liberalen sind in zwei Lager getheilt — die gemäßigten Liberalen, die im Juni 1870 durch die katholische Partei von der Leitung der Geschäfte verdrängt wurden, und die Radicalen, die durch ihr stürmisches und heftiges Auftreten im bedeutenden Maße zum Sturze des Frère-Orban'schen Cabinets beitrugen. Die Beziehungen der verschiedenen Parteien zueinander und zum Volke wurden durch die Debatten, welche sich über die vom katholischen Ministerium bald nach seinem Antritte eingebrachte Wahlreformbill entspannen, in ein klares Licht gestellt. Es scheint in constitutionellen Staaten ein Naturgesetz zu sein, daß conservative Regierungen demokratische Reformbills einbringen müssen. D'Anethan, das Haupt der katholischen Partei, die sich die conservative in Belgien nennt, benutzte seine Ministerstelle, um eine Manipulation der provinzialen und communalen Wahlkörper zu bewirken, die sie noch vollständiger als bisher unter die Controle des Klerus bringen sollte. Zu diesem Behufe beantragte er eine bedeutende Reduction in einem jeden dieser beiden Wahlcensus, die gleich dem Wahlrecht zum Gesetzgebenden Körper auf die jährliche Zahlung directer Abgaben basirt sind. Die Berechtigung zur Wahl der Provinzialräthe wurde von 42 Frs. 32 C. auf 20 Frs. herabgesetzt, während für die Wahl der Gemeinderäthe eine gleichmäßige Qualification von 10 Frs. an Stelle der nach der Bevölkerungszahl graduirten Scala, welche bisher von 15 Frs. bis 42 Frs. 32 C. sich erstreckte, gesetzt wurde. Diese Maßregel bekämpften die sämmtlichen Liberalen, doch aus ganz verschiedenen und in der That diametral entgegengesetzten Gründen. Während die Radicalen sich beklagten, daß die Vorlage in der Reduction des Wahlcensus nicht weit genug ginge, widersetzten sich ihr die gemäßigten Liberalen, weil sie zu weitgehend sei. Die erstern wollten sich mit nichts Geringerm begnügen, als mit dem allgemeinen Stimmrecht für alle des Lesens und Schreibens kundigen Staatsbürger. Frère-Orban und die gemäßigten Liberalen waren sowol diesem demokratischen Project wie dem Regierungsantrage feindlich gesinnt — dem erstern, weil es praktisch dem unbeschränkten Wahlrecht gleichkam, da die Bedingung hinsichtlich des Lesens und Schreibens illusorisch und nicht ausführbar sei, und dem andern, weil es direct und unvermeidlich

zu demſelben Reſultat führen müſſe. Frère-Orban behauptete, daß, wenn man einmal mit der Reduction des Cenſus begonnen habe, könne dieſelbe nicht dicht vor dem suffrage universel aufgehalten werden, und er verwies dabei auf Frankreich als eine Illuſtration der „übeln Wirkungen" deſſelben. Das Miniſterium bekämpfte die von den Radicalen beantragte Bedingung hinſichtlich der Bildung, eine Bedingung, welche, obgleich ungenügend, als eine wahre Probe der Intelligenz und der Integrität, zuletzt doch die Wirkung haben mußte, einen großen Theil der unwiſſenden Landbevölkerung, auf den die katholiſche Partei ſpeculirte, um den Einfluß der Mittelklaſſen zu neutraliſiren, von der Wahlurne abzuſchneiden. Im ganzen jedoch ſchien das Miniſterium dem allgemeinen Stimmrecht, wenn es von der unangenehmen Bedingung in Betreff der Intelligenz der Wähler befreit, nicht geradezu abgeneigt zu ſein. Wie dem nun auch ſein möge, im Vertrauen auf ſeine Macht, den Wahlcenſus ſoweit es ihm gerade beliebte, und nicht weiter, reduciren zu können, misachtete es die Warnungen Frère-Orban's und brachte mit Hülfe ſeiner Majorität den Geſetzentwurf durch.

Eine weitere Aufgabe, die ſich das Cabinet ſtellte, und zu deren Löſung eine beſondere Commiſſion von 12 Mitgliedern — 7 derſelben gehörten der liberalen, 5 der katholiſchen Partei an — eingeſetzt ward, betraf die Umgeſtaltung der Bürgergarde im Sinne einer kräftigern, für den Kriegsfall erſprießlichern Einrichtung. Zur Schlichtung des ſeit Jahren ſich fortſpinnenden Streites zwiſchen der Stadt Antwerpen und der Regierung, legte der Finanzminiſter Jacobs (ſelbſt ein Deputirter dieſer Stadt) unterm 10. Dec. 1870 ein neues, die für die Militärſervituten zu entrichtenden Entſchädigungsgelder betreffendes Geſetz vor. Bezüglich des Streites zwiſchen Italien und dem römiſchen Stuhle gab das katholiſche Cabinet, trotz der vom Epiſkopat unterſtützten ultramontanen Aufhetzungen zu einem entgegengeſetzten Vorgehen, dem italieniſchen Geſandten zu Brüſſel eine officielle Erklärung dahin ab, daß ihm die belgiſche Neutralität, verbunden mit der in Belgien beſtehenden Cultusfreiheit und abſoluten Trennung von Staat und Kirche, die Pflicht auferlege, ſich jeder Einmiſchung in dieſe Angelegenheit zu enthalten. Gleich zuvorkommend wie gegen Italien, zeigte ſich das Cabinet d'Anethan gegen Frankreich, indem es den flüchtigen Inſurgenten von Paris, nach der Niederwerfung des dortigen Socialiſtenaufſtandes im Mai 1871, das Aſylrecht verſagte und ſogar Victor Hugo des Landes verwies, weil dieſer ſich in der „Indépendance belge" vom 26. Mai als Vertheiger der flüchtigen Communiſten aufgeworfen und das Miniſterium d'Anethan wegen ſeiner Servilität gegen die verſailler Regierung angegriffen hatte.

Obgleich das katholiſche Cabinet infolge ſeiner Kammermajorität vorläufig gegen einen Sturz geſichert ſchien, ſo kam es doch im Anfang December 1871 durch eine von ihm ſelbſt begangene Unvorſichtigkeit zu Falle. Der Premierminiſter ernannte nämlich um dieſe Zeit einen ergebenen und einflußreichen Anhänger ſeiner Partei, Pierre Dedecker, zum Gouverneur der Provinz Limburg. Dieſer Mann war, wie aus der von uns in ſeinen Einzelheiten erzählten Geſchichte des Langrand-Dumonceau-Schwindels erſichtlich iſt, tief in dieſes betrügeriſche Geſchäft verwickelt geweſen, das, wie wir gleichfalls gezeigt, 1868 ins Schwanken gerieth. Als Langrand dies wahrnahm, verließ er Belgien und ſchlug ſeinen Wohnſitz zuerſt in Paris und dann in London auf. Von Zeit zu Zeit machte er glänzende Verſprechungen und ſtellte wiederholt die Reconſtruction des Feenpalaſtes in Ausſicht, der ſeine Getreuen zu fabelhaft reichen Leuten gemacht haben würde, wenn nicht die perfiden Angriffe ſeiner Feinde geweſen wären. Der Bankrott des ganzen Unternehmens ward im December 1870 ausgeſprochen. Gewiſſe, zu wenig vorſichtige Adminiſtratoren wurden für verantwortlich erklärt und gaben, infolge eines Uebereinkommens mit ihren Gläubigern, faſt die ganzen von ihnen beim Geſchäft verdienten Summen zurück. Die Gerichte nahmen die Sache in die Hand, und es entſpannen ſich eine Menge Pro-

ceſſe, welche geradezu endlos genannt werden konnten; die von belgiſchen Kapitaliſten bei dem frommen Schwindelgeſchäft verlorenen Summen ſchätzt man auf mehr als 100 Mill. Frs. Man kann ſich wol denken, daß die Ernennung Dedecker's zu einem der höchſten Poſten im Reiche, infolge der erwähnten Umſtände, außerordentlichen Unwillen hervorrief, um ſo mehr, da er ſich bankrott hatte erklären müſſen, um nur den Verfolgungen ſeiner aufgebrachten Gläubiger zu entgehen.

Ein unerwarteter Zufall ließ die ganze Schwere des vom Miniſterium durch die Anſtellung Dedecker's gemachten Fehlers in einem noch hellern Licht erſcheinen. Die geheimen Papiere Langrand's wurden infolge außerordentlicher Umſtände der Oeffentlichkeit übergeben. Der ſchlaue Financier hatte, als er dicht vor der Belagerung Paris verließ, ſeine ſämmtlichen Papiere in ſeiner dortigen Wohnung zurückgelaſſen. Die Curatoren in Brüſſel erhielten hiervon Kunde, und es gelang ihnen, vermittels Brieftauben von den Behörden zu Paris eine Verſiegelung zu erbitten, welche am 1. Febr. 1871 im Domicil des Bankrotteurs ausgeführt ward. Die Lektüre der mit Beſchlag belegten Papiere gab dem mit der Regelung des Concurſes beauftragten Richter die Ueberzeugung, daß „betrügeriſche Manöver aller Art angewendet worden ſeien, um ſich der Kapitalien des Publikums zu bemächtigen"; und deshalb glaubte er die wichtigſten Schriftſtücke autographiren laſſen zu müſſen, um die Erforſchung der Vergehen zu erleichtern. Mit Hülfe dieſer Actenſtücke deckte der ehemalige Juſtizminiſter Bara in der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 22. Nov. eine Reihe von Thatſachen auf, welche im ganzen Lande, namentlich aber in Brüſſel, den heftigſten Unwillen hervorriefen. Bara ſtellte ferner den Antrag: die Kammer bedauere die Anſtellung des durch die Langrand-Affaire ſo ſchwer compromittirten Dedecker. Die Anhänger des Miniſteriums ſtanden, wie kaum anders zu erwarten, Mann für Mann zu ihrer Partei, und die Reſolution ward verworfen. Doch plötzlich trat eine neue Macht ins Feld. Das Volk in Brüſſel regte ſich und Aufläufe fanden ſtatt. Der Bürgermeiſter der Stadt, obgleich er mit lobenswerthem Eifer die Bürgerwehr der Stadt zur Aufrechthaltung der Ruhe aufbot, legte doch dem Eifer der Polizei, die Maſſen zu zerſtreuen, vielfache Hinderniſſe in den Weg. Zudem ſprach er ſich bei einem Banket öffentlich dahin aus, daß er conſtatirt habe, die Anſtellung Dedecker's ſei dem Könige von den Miniſtern aufgedrungen worden. Dieſe Anklage wies das Miniſterium ſofort zurück, eine Anklage, die gemäß der Theorie conſtitutioneller Regierungen in ſich ſelbſt unhaltbar war. Das Miniſterium, und nicht der König war für die Anſtellung verantwortlich; es hatte dieſe Verantwortung vor der Kammer auf ſich genommen, und dieſe, das einzig competente Tribunal für eine Kritik, hatte die Miniſter unterſtützt. Damit ſchien die Sache abgethan; doch bald zeigte es ſich, daß das brüſſeler Volk und nicht das Miniſterium triumphiren ſollte. Neue Aufläufe, wenn auch ganz harmloſer Art, fanden ſtatt, und um dieſen ein Ende zu machen, nahm das Miniſterium das Entlaſſungsgeſuch Dedecker's an. Dies half indeß nichts, und nun waren d'Anethan und ſein Cabinet dazu geneigt, durch das Militär die Ruhe herzuſtellen; dem Könige dagegen ſchien ein Wechſel des Miniſteriums beſſer als Blutvergießen. Die Meinungsverſchiedenheit war eine vollſtändige. Der König rief einen Abgeordneten zu ſich, der auch im Auslande, infolge ſeiner Gelehrſamkeit, hohe Achtung genießt, nämlich den Hiſtoriker Thoniſſen, Profeſſor an der Univerſität Löwen. Sein verſöhnlicher Geiſt, ſein unabhängiger Charakter, von beiden Parteien geſchätzt: alles empfahl ihn der Wahl der Krone; aber die katholiſche Majorität erklärte, daß ſie ihre Unterſtützung nur dem Miniſterium d'Anethan gewähren würde, und dieſes beſchloß, im Amte zu bleiben. Die Aufgabe Thoniſſen's, ein Cabinet zu bilden, ward hierdurch unmöglich gemacht. Eine wirklich conſervative Partei würde wahrſcheinlich nicht ſo gehandelt haben. In der That hatte es ganz den Anſchein, als ob die katholiſche Partei einen Kampf mit den Waffen in der Hand provociren wollte,

was dem parlamentariſchen Régime einen ſchweren Schlag beigebracht haben würde, ſowie der Stellung, welche Belgien in den Augen des übrigen Europas einnimmt; auch würde ein ſolcher Kampf zwiſchen den beiden Parteien eine Quelle unverſöhnlichen Haſſes geblieben ſein. Andererſeits aber zwang die katholiſche Partei den König zum perſönlichen Dazwiſchentreten, was man dem conſtitutionellen Königthum ſo viel wie möglich erſparen muß. Der König wollte die Armee nicht gegen die Maſſen der Bürger einſchreiten laſſen, die gewöhnlich höchſt friedlich ſind; er zog es vor, eine verſöhnliche und beſchwichtigende Politik zu verſuchen. Indem die Majorität den Souverän verhinderte, aus ihren Reihen Männer zu berufen, die eine ſolche Politik geſchickt hätten ausführen können, legte ſie weder Weisheit noch Vorſicht an den Tag. Der König indeſſen gab nicht nach; er ließ die Miniſter wiſſen, daß, ſeiner Anſicht nach, das Intereſſe des Landes ihren Rücktritt fordere, was mit andern Worten hieß: da das Cabinet ſeine Porteſeuilles nicht zur Verfügung ſtellen will, ſo werden ſie von demſelben zurückgefordert. Dieſer Act des Königs rief, wie man ſich leicht denken kann, eine außerordentliche Aufregung bei der katholiſchen Partei hervor, und ihre Journale ließen drohende Worte für die Zukunft des Königthums vernehmen. Der „Bien public" von Gent, ein anſtändiges Blatt, welches die ultramontanen Ideen indeß mit aller Unduldſamkeit des gläubigſten Fanatismus vertheidigt, veröffentlichte einen Artikel, welcher mit den Worten endete: „Die Führer des Volkes müſſen es ſich angelegen ſein laſſen, die Ergebenheit und die Unterſtützung der guten Bürger nicht zu entmuthigen; für die Fürſten gibt es ein noch viel unheilbareres Unglück, als das, angegriffen zu werden, nämlich das, ohne Vertheidigung zu ſein." Ja der Abgeordnete Coomans, ein eifriger Vertheidiger des suffrage universel und ein Gegner aller Militärausgaben, rief in der Kammer: „Wir ſahen die Verfaſſung zu Grabe tragen." Die Rechte applaudirte dieſe Phraſe mit ausnehmender Heftigkeit; die katholiſchen Journale wiederholten dieſelbe in allen Tonarten und allen nur erdenklichen Variationen. Ganz auffällig iſt es, daß ſich die Ultramontanen gegen Leopold II., der doch ſcheinbar ein guter Katholik iſt, viel feindſeliger bezeigen als gegen ſeinen Vater, einen Proteſtanten und etwas ſkeptiſchen Philoſophen. Wahrſcheinlich kommt dies daher, weil ſie hofften, aus dem jungen Könige ein willfähriges Werkzeug zu machen, worin ſie ſich gewaltig getäuſcht haben.

Was auch die ultramontanen Journale, was auch die katholiſche Partei ſagen mochten, durch die Abberufung des Miniſteriums hatte der König die Verfaſſung nicht verletzt; dieſe ſagt: der König ernennt die Miniſter und ruft ſie ab. Doch hatte er nicht gegen den Geiſt des parlamentariſchen Régime verſtoßen, der verlangt, daß das Miniſterium die Majorität in den Kammern repräſentire, und daß es falle, wenn dieſe es verläßt? Ein Souverän, der den von der Kammermajorität getragenen Miniſtern ihre Porteſeuilles entzieht, inaugurirt er nicht das Régime perſönlicher Regierung? Man muß bei dieſen Fragen Unterſcheidungen zulaſſen. Wenn der Souverän ſo handelt, um nur ſeinen perſönlichen Willen durchzuſetzen, dann verſtößt er unfraglich gegen den Geiſt des conſtitutionellen Régime, obgleich er ſich nur eines ihm von der Verfaſſung zuerkannten Rechtes bedient; aber wenn er keinen andern Zweck hat, als den Wünſchen der Mehrheit des Landes, welche ſich momentan nicht in Uebereinſtimmung mit der Majorität der Kammer findet, Genüge zu leiſten, oder eine Agitation zu beruhigen, welche die Sicherheit der beſtehenden Einrichtungen bedrohen könnte: in dieſem Falle erfüllt er im Gegentheil nur eine Pflicht, welche einen der größten und beſtimmteſten Vortheile des Königthums ausmacht. Indem er das Miniſterium d'Anethan abberief, wollte der König Leopold II. in keiner Weiſe ſeiner Politik oder ſeinem Willen Geltung verſchaffen; nur die Würde und die Autorität der Regierung wollte er retten, welche durch unverzeihliche Fehler compromittirt waren, und er wollte ſehr natürlichen, aber nichtsdeſtoweniger bedauerlichen

Manifestationen ein Ende machen, ohne der Partei, welche die Majorität in der Kammer hatte, die Macht zu entziehen. Zu diesem Zwecke ward ein neues Ministerium aus der Kammermajorität, d. h. ein katholisches, gebildet, das aber über jeden Verdacht von „Langrandismus" erhaben war. Dies neue Ministerium hatte einen Conseilpräsidenten ohne Portefeuille, was eine Neuerung in Belgien war und die gewöhnliche Zahl der Minister von sechs auf sieben erhöhte; es war folgendermaßen zusammengesetzt: Graf de Theux, Präsident des Conseil; Delcourt, Professor des Civilrechts an der Universität Löwen, Inneres; Graf d'Aspremont-Lynden, Senator, Auswärtiges; Malou, Senator, Finanzen; de Landtschere, Justiz; Moncheur, öffentliche Arbeiten, Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen. General Guillaume, aus dem frühern Cabinet, behielt seinen Posten als Kriegsminister, da dieser in Belgien als eine Specialität, welche nichts mit der Politik zu thun hat, angesehen wird. Dieser letztere nahm infolge eines Zwiespalts mit seinen Collegen über Abschaffung der Stellvertretung im December 1872 seine Entlassung, worauf das Kriegsministerium dem Minister des Auswärtigen übertragen wurde, aus dessen Händen es aber am 23. März 1873 an den General Thiébault überging. Dieser in jeder Hinsicht tüchtige Militär konnte nicht umhin, die nämlichen Grundsätze wie sein entlassener Vorgänger Guillaume für die Organisation der Armee in preußischem Sinne vorzuschlagen. Dadurch sollte das übliche Stellvertretungswesen möglichst unschädlich gemacht werden. Doch wurde das Budget um etwa 4 Mill. Frs. mehr belastet, was der ministeriellen Partei höchst unangenehm war, da sie durch Zusicherungen im entgegengesetzten Sinne der liberalen Partei ja das Staatsruder entrissen hatte. Der Finanzminister Malou aber, die Seele des Cabinets, wußte die Mehrheit günstig zu stimmen und zur Annahme des Militärgesetzes zu bewegen. Was nun die Politik des de Theux'schen Cabinets im allgemeinen anbetrifft, so hat es sich bisjetzt von allen radicalen Gesetzvorlagen und gewagten Schritten fern gehalten und sich nur als ein Ministerium der Geschäfte gerirt. Deshalb sind auch augenblicklich in Belgien alle Principienfragen vertagt und man verfolgt im Innern sowie nach außen hin eine dem jedesmaligen Augenblicke und der Lage der Dinge angepaßte Zweckmäßigkeitspolitik, welche unter anderm auch darin ihren Ausdruck fand, daß man den Forderungen der Flamänder nach langem Petitioniren insoweit entsprach, als die Kammer ein Gesetz genehmigte, wonach in den Provinzen West- und Ostflandern, Antwerpen, Limburg und im Gerichtsbezirk Löwen das Proceßverfahren der Criminal- und Correctionaljustiz in vlämischer Sprache geführt werden sollte.

Das bedeutendste Ereigniß während der Kammersession von 1872 war die Verlängerung des Privilegiums der Belgischen Nationalbank um 30 Jahre, vom 1. Jan. 1873 ab, und die damit verbundenen Discussionen über das Bankwesen. Genannte Bank ward 1850 mit einem Kapital von 25 Mill. Frs. begründet, ein Kapital, das durch das neue Gesetz von 1872 auf 50 Mill. Frs. erhöht wurde. Die Geschäftszweige der Bank sind das Discont-, Lombard-, Contocorrent-, Incasso- und Aufbewahrungsgeschäft sowie Edelmetallhandel; ferner versieht sie die Kassengeschäfte des Staates. Sie ist zur Notenausgabe in Stücken von 1000, 500, 100, 50 und 20 Frs. berechtigt und dies Privilegium für die Folge ihr allein vorbehalten. Sie hat eine Filiale in Antwerpen und 39 Zweigcomptoirs und eine noch größere Zahl von Agenturen in verschiedenen Orten. Ende 1870 betrug der Reservefonds 16,334774 Frs. und der Notenumlauf hatte sich von 20 Mill. Frs. im Jahre 1850, dem Jahre der Gründung, bis auf 237 Mill. Frs. im Jahre 1872 erhöht. Von dem über 6 Proc. sich ergebenden Ueberschuß erhält 15 Proc. der Reservefonds und $^1/_4$ der Staat, welchem außerdem noch $^1/_4$ Proc. pro Semester von dem 275 Mill. Frs. übersteigenden Notenumlauf zufällt. Der Bank ist es formell untersagt, sich mit andern wie den oben angegebenen Geschäftsoperationen,

abzugeben; namentlich darf sie nicht borgen, noch auf Hypotheken, noch auf Industrieactien Geld ausleihen. Sie darf auch nicht auf ihre eigenen Actien leihen, noch solche zurückkaufen. Gleichfalls ist es ihr verboten, direct oder indirect an industriellen Unternehmungen theilzunehmen, noch irgendwelches Handelsgeschäft zu treiben, ausgenommen in Edelmetallen. Der Ankauf von Grundstücken, welche nicht unumgänglich zum Dienst der Anstalt nothwendig sind, ist streng verboten. Dies sind in großen Umrissen die Principien, auf welche eine der erfolgreichsten Nationalbanken Europas basirt ist.

Zum Schluß können wir nicht umhin, noch die Ansicht eines bedeutenden Mannes über die Gefahren, welche Belgien bedrohen und die wir zu verschiedenen malen in Relief gesetzt haben, hier wiederzugeben. Emile de Laveleye sagt in einer werthvollen Arbeit über die durch die Anstellung Dedecker's hervorgerufene Krisis: „Die Gefahr, welche die Zukunft Belgiens bedroht, entspringt aus der wachsenden Macht der Partei der Kirche, der die Klöster, die vlämischen Bevölkerungen, das religiöse Gefühl, die Kanzel und der Beichtstuhl einen fast unwiderstehlichen Einfluß verleihen. Diese Partei spricht es durch ihre Organe, ihre Schreiber, ihre Universität offen aus, daß sie bereit ist, Rom und den Doctrinen des Syllabus, welche die modernen Freiheiten verdammen, in allem zu gehorchen. Der Augenblick wird also kommen, wo in Belgien diese Freiheiten unterminirt und angegriffen sein werden. Wird die liberale Partei, gestützt auf die großen Städte, es versuchen, dem zu widerstehen? Wird das Königthum, der Wächter der Verfassung, sich bemühen, die Minorität zu schützen und die Unabhängigkeit der Civilgewalt zu vertheidigen? Wie es neulich ein nationaler Dichter, Potvin, mit der Geschichte in der Hand nachgewiesen hat, wurden seit dem 16. Jahrhundert alle Volksaufstände in Belgien durch den Klerus hervorgerufen. Schon zwei Throne hat er umgestoßen, den Joseph's II. und den Wilhelm's I., und in diesem Augenblick schont er kaum den Souverän, der von dem verfassungsmäßigen Rechte, im Interesse des öffentlichen Friedens, den weisesten und würdigsten Gebrauch gemacht hat. Alles ist von der rein klerikalen Partei, welche sich erhebt, zu fürchten, denn es ist keine conservative Partei, obgleich sie sich den Namen einer solchen beilegt. Eine Partei, welche über das nationale Interesse eine Sache stellt, die ihr heiliger scheint, sei es die Republik, sei es die Kirche, ist eine Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung, denn sie zögert nicht, die bestehenden Institutionen umzuwerfen, um ihren Zweck zu erreichen. Mit Bedauern sehe ich die beiden gemäßigten Parteien verschwinden, beide Freunde der Freiheit, welche sich verständigten, um Belgien im Jahre 1830 eine der besten Constitutionen zu geben, welche man noch bisjetzt gefunden hat, und nicht ohne Schrecken nehme ich wahr, daß sich an ihre Stelle zwei andere extreme und unversöhnliche Parteien drängen."

Der Stand der Aerzte.

Von

Hermann Baas.

I.

In den Urzeiten der Stämme und im griechisch-römischen Alterthum.

In langsamem Werden entwickeln sich zumeist die bleibenden Erscheinungen der Geschichte und die dauernden Einrichtungen der Gesellschaft. Die Anfänge des Werdenden ruhen nicht selten, wie genauere Betrachtung lehrt, auf einem dem endgültig Gewordenen scheinbar ganz fremden Grunde. Derart entstehen oft aus Einem gemeinsamen Ursprunge infolge und während der fortschreitenden Entwickelung der Menschen und mehr noch ihrer Verhältnisse und ihrer Beziehungen zueinander gänzlich getrennte Thätigkeits- und Berufsarten: die Zeit trennt stets die ursprünglich einheitlichen Culturanfänge.

So geschah es auch in Bezug auf die ärztliche Thätigkeit, vielmehr in Bezug auf den ärztlichen Stand und es läßt sich gerade bei ihm zum Glücke die Entwickelungsgeschichte rückwärts bis fast zu den frühesten Anfängen verfolgen, wie dies nur noch mit dem priesterlichen der Fall ist, der beinahe gleichartig und gleichzeitig mit ihm entstand, ja sein Zwillingsbruder war.

Damals waren nämlich die Diener des Selbsterhaltungstriebes, insofern dieser sich auf die Zeit nach dem Tode und auf übernatürliche Hülfe bezieht, die uns auch in diesem Leben zum Theil schon werden soll, die Priester, und die Diener des gleichen Triebes, insoweit er sich nur auf das irdische Dasein und körperliches Wohlbefinden und nur auf natürliche Hülfe erstreckt, die Aerzte, noch nicht scharf getrennt, weder im Leben noch im Handeln, ja die Verbindung scheint so stark und so nachwirkend gewesen zu sein, daß man, wenn auch nur verwischt, Spuren derselben in einem gewissen Maße von Glauben finden zu können meint, das den letztgenannten innerhalb ihres Gebietes in gar mancher Richtung heute noch zutheil wird und das sie andererseits auch noch — verlangen müssen. In den ersten Zeiten der Gesittung wurzelten beide, Aerzte und Priester, und selbstverständlich ihr Beruf, ganz in gemeinsamem Glaubensgrunde.

Wer aber wollte noch an den spätesten Nachfolgern heute erkennen, daß unsterbliche Götter einmal „Lehrer der Aerzte und Aerzte" waren? Aber zu solchen hatte man ja alsbald schon das eigene Fühlen, Denken, Wünschen und Thun idealisirend umzuformen gelernt, um sie alle dann unter den Gestalten jener den Gläubigen zur Verehrung und Nachahmung vorzuhalten.

Doch diesen Umstand, daß Unsterbliche in frühester Zeit Lehrer in der spätern Heilkunst — himmlische Professoren — und Aerzte gewesen sein sollen, schlagen wir unvergleichlich viel weniger hoch an als den, daß in und seit den ersten Zeiten sterbliche Menschen schon jenes göttliche Ziel sich gesetzt haben und heute noch danach streben, wenn auch nur un-

vollkommen es erreichen, das Ziel, die mit dem Leben unzertrennlich verknüpften, früher oder ſpäter in allen Geborenen beginnenden, ſtets unheimlichen Wirkungen des Geſetzes der Vernichtung des Einzellebens minder fühlbar werden zu laſſen, ihm hemmend entgegenzutreten oder gar es unwirkſam machen zu wollen, ſo gut oder ſo ſchlecht ihnen dies gelingen mag!

Die erſten ärztlichen Hülfsleiſtungen, die ſich Menſchen in körperlichen Gefahren und Nöthen gegenſeitig brachten, waren zwar, wie leicht nachzuweiſen iſt, chirurgiſcher Art; doch beſtanden ſie anfänglich und lange noch in ganz rohen Handleiſtungen, bildeten ſich ſo ſchwerfällig weiter und höher, daß ſie bei weitem weniger Einfluß auf die Entwickelung des ärztlichen Standes gehabt haben als die innere Medicin.

Als der erſte Kranke nämlich jene Wirkungen des obenberührten Geſetzes in Form innerlichen Leidens, deſſen Urſache er nicht ſofort erkannte, zuerſt empfand, rief er aus eingeborenem Selbſterhaltungstriebe, da er ſich allein nicht helfen konnte, ſeinen Freund zu ſich, der ihm ſonſt auch im Leben, vielleicht bei einer äußerlichen Verletzung, ſchon beigeſtanden oder gar geholfen hatte, und jener ward dann durch den einfachſten Rath der erſte Arzt, wenn auch unvollkommenſter Art, ganz allein dadurch, daß er helfen wollte in einer Krankheit; denn „der iſt ein Arzt, der zu helfen ſich bemüht, die Natur aber heilt allein" („Medicus curat, natura sanat"). Ward der Freund geſund, ſo riefen den neuen Arzt auch andere; aus ſeinem Thun aber ſchöpften nach und nach wiederum andere den Entſchluß, gleichfalls helfen zu wollen, und ſo ward der erſte Keim gelegt zum ärztlichen Stande, der aber nicht rein als ſolcher bleiben ſollte. Dies mag in folgender Weiſe gekommen ſein.

Gelang nämlich, wie natürlich dies ſehr bald geſchehen mußte, die Heilung bei einer oder, wahrſcheinlicher noch, bei ſehr vielen innern Erkrankungen, deren Urſache dem geiſtig noch unentwickelten Arzte ſelbſt, deſſen Erfahrungskreis dazu noch ein ſehr enger war, unbekannt bleiben und deshalb beſonders unheimlich ſein mußte, nicht, ſo ſuchte er, durch den Kranken gerade vielleicht angeregt, das nächſte mal nach Hülfe anderer Art, wandte ſein Suchen, immer aber noch in nächſter Umgebung bleibend, gegen einen Böswilligen, von dem er vermuthete oder glaubte, daß er dem andern Schlimmes verurſacht habe. So wenigſtens betrachten heute noch rohe Völker, wie z. B. die Neger (aber auch noch die zahlreichen „Culturneger" unter uns!) ihnen feindliche Menſchen, die ſie „Zauberer" oder „Hexen" nennen, als Urſache der Erkrankungen und morden ſie hin, das rechte „Heilmittel" darin findend, oder wollen ihnen auf andere Weiſe beikommen. Verſteigt ſich aber dann das Begriffsvermögen allmählich etwas höher, ſo wird die Krankheitsurſache immer weiter entfernt und immer höher geſucht. Es richtet der Arzt ſein Thun gegen einen außerirdiſch, aber perſönlich gedachten Strafenden, einen Dämon oder Gott, ſucht ihn zu vertreiben oder zu verſöhnen durch allerlei Gebräuche, Künſte, Gebete u. dgl., die er für wirkſam hält oder auch nur dafür ausgibt.

So ward der Arzt in kürzeſter Zeit zum Prieſter und blieb es bei einzelnen Völkern für immer, bei andern auf ſehr lange Zeit; ſo ward die Medicin die Mutter der Religion: beide aber waren (und ſind es geblieben) reine Diener des Selbſterhaltungstriebes, beide dienen dieſem einen, ſozuſagen medicinischen Bedürfniſſe, wie paradox das auch klingen mag.

Zeit, Verhältniſſe, geſammelte Erfahrungen, wol auch die nach und nach ſich einſtellende echt menſchliche Einſicht, daß „frommer" Betrug gleichfalls gewinnreich ſei, ließen einen Stand „des Heilens kundiger" Prieſter entſtehen, die wunderbaren Verkehr mit höhern Mächten und die Kraft der Vermittelung zwiſchen dieſen und den Menſchen zu haben und dadurch alle Krankheiten heilen zu können behaupteten — und das dem Wunder-

baren und ihm Unbegreiflichen in ſtumpfem Denken zugeneigte arme Volk glaubte ihnen in jenen erſten Zeiten, wie zum Theil noch heute, und verehrte und berieth in den Prieſtern damals auch ſeine Aerzte. Es war dies die Zeit des gemiſchten Standes der Prieſterärzte. Alle erſte „Praxis", von der uns die Geſchichte berichtet, war eine prieſterliche (theurgiſche) bei allen Völkern, wenngleich auch dieſe von Anfang an ſich ſchon am meiſten mit irdiſchen Mitteln und Zwecken befaßte.

Spät erſt, leider, trennte ſich wieder der Arzt von dem ſelbſt noch getäuſchten oder ſeltener wol auch täuſchenden Prieſter und ward zur Hälfte Philoſoph, dann aber erſt Jünger einer Naturwiſſenſchaft, um wahrſcheinlich nie mehr mit dem erſtern zu verſchmelzen.

Geſchichtlich betrachtet fällt, das müſſen wir noch vorausſchicken, unter den Begriff des Arztes ein bei weitem weniger eng begrenzter Perſonalbeſtand, als dies, wollte man die heutigen Verhältniſſe allein als Maßſtab anlegen, der Fall ſein dürfte.

Durchſtreifen wir, um dieſen Gang der Entwickelung nachzuweiſen, die Geſchichte des ärztlichen Perſonals bei den einzelnen Stämmen und Völkern zunächſt des Alterthums und denen zugleich, welche die Stufe der theurgiſchen Praxis nie oder nur wenig bis heute überſchritten haben, von den geprieſenen heilenden Göttern herab bis zu dem nur in der Noth gleich dieſen hochgeſchätzten gewöhnlichen praktiſchen Arzte!

Von den Ufern des Nils ſtammen die älteſten ſicher datirten Nachrichten über Aerzte und ärztliche Dinge. Sie ſind uns theilweiſe in den Denkmälern, welche von einer in wahrem Wortſinne großartigen Vergangenheit mittels ihrer Hieroglyphenſchrift reden, überliefert und erhalten, anderntheils auch noch in uralten Papyrusrollen, die zu entziffern neuerdings gelang, deren ſchriftliche Abfaſſung bis zum 18. Jahrhundert v. Chr., deren Inhalt aber wol noch einmal ſoweit rückwärts reicht. In jener früheſten Zeit ſchon übten Prieſterärzte in großartig ernſten Tempeln theurgiſche Praxis. Man brachte Kranke in dieſe, damit ihnen hier während des Schlafes inhaltsſchwere Träume von den mediciniſchen Gottheiten geſchickt würden, deren Deutung die Prieſter dann ſchlauerweiſe übernahmen und auf die ſie ihre Rathſchläge zur Beſeitigung der Krankheiten gründeten. Während jener ſogenannten „Incubation" (Tempelſchlaf) wirkte auf die Träume der Kranken nach altägyptiſchem Glauben durch ärztliche Offenbarungen vor allen andern „himmliſchen Praktikern" Iſis ein, Schweſter und Gemahlin des Oſiris, die ſchon dadurch ihre vorzügliche medicinifche Befähigung bewieſen hatte, daß ſie ihren Sohn Horus wieder ins Leben zurückgerufen. Niedrigern Ranges war Imhotp, der ägyptiſche Aesculap, deſſen Tempel zu Memphis ſtand, desgleichen die heilende katzenköpfige Bubaſtis als göttliche Hebamme, welche Species leider ausgeſtorben iſt. Höhern Anſehens ſchloß ſich dieſen an Thot, ein bald ibis-, bald hundsköpfiger Gott, Erfinder dennoch der Künſte überhaupt und der Medicin insbeſondere. Von vielen wird er als der ägyptiſche Aesculap bezeichnet, der auch dem phöniziſchen Esmun gleicht. Von ihm ſollen die älteſten mediciniſchen Werke der Aegypter ſtammen, deren Inhalt urſprünglich in Säulen gegraben war, dann aber als Buch „Ambre" oder „Embre" geſammelt den ſogenannten „Hermetiſchen Büchern" zugehörte, von deren Vorſchriften kein Arzt ungeſtraft abweichen durfte, und die noch weit ſpäter als Quelle und Deckmantel für die Grillen der Magie und die alchemiſtiſchen Schwärmereien und Betrügereien dienten. Auch Apis und Serapis wurden als heilkundig betrachtet und ſogar der Ibis ſoll die Menſchen in einem nicht ganz unwichtigen Theile der praktiſchen Medicin unterrichtet haben, nämlich im Gebrauche des Klyſtiers, „da er ſich öfters ſelbſt mit ſeinem langen Schnabel bei eigenen Verſtopfungen eins appliciren ſoll"! Außer durch Deutung der Träume praktiſirten die Prieſter auch noch durch Gebete, Beſchwörungen und Löſung des Zaubers der Götter. Dieſe höhern Aerzte entſtammten der oberſten Prieſterkaſte,

den Weisen und Wahrsagern der Bibel, und mußten die 36 ersten Hermetischen Bücher studiren. Die gewöhnliche Praxis aber übten Priester der niedrigsten Rangstufe, die Pastophoren — so benannt, weil sie bei den öffentlichen Proeessionen ein Schiff trugen —, denen das Erlernen der sechs letzten jener heiligen Bücher zukam. Es gab jedoch auch noch andere als diese Priesterärzte bei den Aegyptern, nämlich solche, die dem Heere folgten, also Militärärzte, wol die früheſten von allen. Zudem waren noch Thierärzte vorhanden, deren Behandlungsmethoden zum Theil noch auf Abbildungen existiren, großentheils Specialisten, als: Hühnerärzte, Hundeärzte, Ochsenärzte u. s. w. Ueberhaupt war die Pflege der „Speeialität" in der ägyptischen Praxis so ausgebildet, daß griechische Schriftsteller berichten, in Aegypten habe es für jeden Körpertheil eigene Aerzte gegeben. Ob die Kranken in ihrer Behausung „behandelt" wurden, ist unbekannt, ob eigene Krankenhäuser in Aegypten vorhanden waren, zweifelhaft; wenigstens spricht der Umstand, daß Kranke auf die Straße gestellt wurden, damit die Vorübergehenden ihnen Rath ertheilen möchten, wie sie gesund werden könnten, gegen beides.

Infolge der strengen Kasteneintheilung, welche allen Einrichtungen der alten Aegypter ihren Stempel aufdrückte, war die Aneignung ärztlicher Kenntnisse nur wieder den Söhnen der Aerzte erlaubt, also an Geburt und Erbnachfolge geknüpft.

Das Einkommen der Priesterärzte war ein von ihrer „Praxis" theilweise unabhängiges, insofern es aus dem Ertrage ausgedehnter, abgabenfreier Tempelgüter herrührte, doch ward es andererseits auch aus den zahlreichen Opfergaben aller Art bestritten. Eine besondere Form der letztern, wovon Exemplare auf uns gekommen sind, bildete das sogenannte Anathema, d. h. Nachformungen von erkrankten Gliedern (Füße, Hände, verkrümmte Arme u. s. w.) in Gold und Silber u. dgl., die man in dem Tempel aufhing, um eine ähnliche Wirkung zu erzielen, wie solche in der Heine'schen „Wallfahrt nach Kevlaar" berichtet wird:

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem wird die Hand gesund.
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem heilt an dem Fuß die Wund',

welche fromme ägyptische Uebung wol auf unsere heutigen Wallfahrtsorte sich fortgepflanzt hat, leider aber nicht auf die Privatpraxis. Zu misbilligen jedoch ist, daß jene Priesterärzte die geopferten goldenen und silbernen Glieder an andere Hülfsbedürftige wieder verkauften, wie es auch heute wieder mit den wächsernen geschehen soll!

Auch Hebammen gab es in Aegypten und soll ihr Amt der Bibel zufolge schwieriger gewesen sein als das der hebräischen, da schon damals die Hebräerinnen leicht gebaren.

Die „Praxis" der ägyptischen Aerzte muß eine sehr mannichfaltige gewesen sein, da sie selbst das Schröpfen — mittels unterhalb der Spitze abgesägter Hörner — übten, amputirten, castrirten, und gute Augenoperateure waren, wegen welcher letzten Kunstfertigkeit sie besonders berühmt waren und selbst nach auswärts berufen wurden, z. B. an den persischen Hof, ferner künstliche Zähne einsetzten, wie man an den Mumien fand u. s. w. Besonders mögen sie dadurch sehr in Anspruch genommen worden sein, daß jeder Aegypter regelmäßig dreimal im Monate, bestehenden Vorschriften gemäß, laxiren und vomiren sollte. (War doch der alte Aegypter mit Vorschriften so gut bedacht, daß er zu bestimmten Zeiten sogar die regelmäßigen Entleerungen vornehmen und desgleichen den ehelichen Freuden an vorgeschriebenen Terminen obliegen sollte!) Ja mit Reeepten gegen das Ungeziefer in Haus und Kleidern mußten sich die altägyptischen Collegen abgeben, wol zuletzt sogar mit der Einübung gewisser Sprüche, welche die Patienten, vor dem Einnehmen der Arznei, hersagen mußten: „Möchte mich Isis heilen, wie sie Horus heilte von allen ihm angethanen Uebeln, als Set seinen Vater Osiris tödtete. O Isis, du große Zau-

berin, befreie mich, erlöse mich von allen bösen, schlechten und schädlichen Dingen, von dem Gott des Unheils, der Göttin des Unheils, dem Gott und der Göttin der Krankheit und dem unreinen Dämon, der auf mich eindringt, sowie du erlöst und befreit hast deinen Sohn Horus!"

Die vielberühmte Einbalsamirung der Todten jedoch war nicht den eigentlichen Aerzten zugetheilt; denn damit beschäftigten sich Subjecte, denen man den Leichnam einer schönen Frau, wenn dieser nicht, wie gebräuchlich, von Frauen gerade einbalsamirt werden konnte, erst drei bis vier Tage nach dem Tode, da schon Fäulniß eingetreten, zu überlassen sich getraute! Um dem noch vielfach verbreiteten Irrthume zu begegnen, als seien die Einbalsamirungen durch Aerzte geschehen, bemerken wir Obiges ausdrücklich und wollen die Procedur kurz beschreiben, damit man daraus die rohe Technik derselben einsehe. Nach vorgelegten Mustern, bei den theuereren Formen wenigstens, wurde die der drei vorhandenen Klassen ausgewählt, nach welcher die Einbalsamirung geschehen sollte. War die höchste, innerhalb welcher es noch Form- und Preisabstufungen gab, gewählt, so zeichnete der Hierogrammateus (heiliger Zeichner etwa) auf die linke Seite des Unterleibs einen Strich, in dessen Richtung und Länge dann der Paraschistes (Schnittführer) mit einem scharfen Steine — ein Beweis für das hohe Alter des Gebrauchs! — einen Schnitt bis in die Unterleibshöhle führte und danach sofort davoulief, damit er nicht wegen dieses Verstoßes gegen den Todten gesteinigt werde. Nun wurden die Eingeweide entfernt. Nachdem von den Nasenöffnungen aus mittels eines Hakens auch die Schädelhöhle vom Gehirn befreit war, brachte man in beide Höhlen gewisse Spezereien, rieb den Cadaver mit Natronsalz und ließ ihn nunmehr 70 Tage lang liegen. Nach Ablauf dieser Zeit wusch man ihn wieder mit festem Natron, überzog ihn hierauf über und über mit Gummi und wickelte ihn schließlich in feine Leinwand. Freunde brachten darauf den so präparirten Leichnam in einen der Größe und Form des Körpers nach ausgehöhlten, zweischaligen Holzkasten, der öfters mit sehr schönen Hieroglyphen geziert ward, und setzten die nunmehr fertige Mumie in Katakomben bei, in denen man diese bekanntlich nach Jahrtausenden noch wohlerhalten fand. Behufs „Einbalsamirung zweiter Klasse" spritzte man in die vorher nicht erst entleerten Höhlen flüssiges Cedernharz, setzte nun den Leichnam 70 Tage ein und entleerte dann die Eingeweide mit dem Cedernharz zugleich. Die „Einbalsamirung letzter Klasse" bestand in bloßem Einsalzen der vorher gereinigten Leiche. Uebrigens begruben die Aegypter Todte sehr oft auch auf gewöhnliche Weise.

Bei dem nächstältesten, von dem vorigen in vielen Beziehungen seines geistigen Lebens bekanntlich sehr beeinflußten Volke, den Juden, war in den Zeiten ihrer Selbständigkeit die ärztliche Praxis eine rein theurgische, wie bei keinem zweiten Volke dies in ähnlichem Maße der Fall gewesen. Einziger Arzt war eigentlich Jehovah, der da sagt: „Ich, Jehovah, bin dein Arzt!" und die bestallten Diener desselben, die Leviten, vollzogen nur dessen oft fürchterliche Gebote. *) Ein solchergestalt als Arzt fungirender Levite durfte nicht blind auf dem einen Auge sein, noch verdunkeltes Sehvermögen haben; weiter sollte er nicht während der Abend- und Morgendämmerung, noch im Innern eines Gemaches, noch an einem nebeligen Tage untersuchen. Diese Levitenärzte waren wol nur im öffent-

*) Hält jemand diese nicht, so lautet einer der Strafansätze: „Der Herr wird dir die Sterbedrüse anhängen, bis daß er dich vertilge in dem Lande, dahin du kommst, dasselbe einzunehmen. Der Herr wird dich schlagen mit Schwulst, Fieber, Hitze, Brunst, Dürre, giftiger Luft und Gelbsucht, und wird dich verfolgen, bis er dich umbringe. Der Herr wird dich schlagen mit Drüsen Aegyptens, mit Grind und Krätze . . ., daß du nicht kannst heil werden. Der Herr wird dich schlagen mit Wahnsinn, Blindheit und Rasen des Herzens . . .!"

lichen Dienſte beſchäftigt; denn von einer privatärztlichen Thätigkeit derſelben iſt nichts bekannt. Sie hatten nur auf Reinheit vom Ausſatz und auf Reinigkeit der Frauen und Männer u. ſ. w. zu unterſuchen; daher kommt es auch, daß von eigentlichen Arzneimitteln bei den Juden nichts bekannt iſt. Die Verordnungen der Levitenärzte waren entweder Abſchluß von Geſunden oder Reinigungsceremonien u. dgl. Chirurgie übten ſie nur bei der Beſchneidung. Erſt ſpäter, nach ſtattgehabter Berührung mit Fremden in den beiden ſogenannten Gefangenſchaften, entſtanden beſondere Tempel- und Wundärzte. Hebammen dagegen gab es ſchon zur Zeit des Aufenthalts der Juden in Aegypten. Nach Verluſt ihrer ſtaatlichen Selbſtändigkeit jedoch wurden viele Juden Privatärzte in Aegypten, Perſien u. ſ. w. Bekannt iſt es auch, daß während des Mittelalters ſehr viele Juden Aerzte waren, beſonders Leibärzte, wie z. B. Sedechias, Arzt Karl's des Kahlen, manche Aerzte der Päpſte u. ſ. w.

Sehr entwickelt dagegen war der Stand der Aerzte und deſſen Verhältniß dem Publikum gegenüber bei den alten Indern, ja dieſe waren ſo weit vorgeſchritten, daß ſie ſchon 2000 und mehr Jahre vor Chriſtus den Standpunkt einnahmen, den unſere neudeutſche Geſetzgebung erſt vor kurzem betreten hat. Sie rechneten nämlich die Aerzte zu den gewöhnlichen Gewerbtreibenden, wie ganz unzweideutig aus einem Ausſpruche des Rig-Veda hervorgehen dürfte, der da lautet: „Die Wünſche der Menſchen ſind verſchieden; der Fuhrmann verlangt nach — Holz, der Arzt nach — Krankheiten."

Unter den himmliſchen Praktikern iſt vor allem Dhanvantari zu nennen, der indiſche Aesculap, der, von einer Schlange umwunden, mit erhobenen Armen ſich an den Fels Maudar im Milchmeere lehnt. Er war Lehrer vieler Aerzte, darunter des Sohnes des Königs Viswamithra, von welch letzterm bekanntlich Heine majeſtätsverbrecheriſch ſingt, daß er ein großer Ochſe geweſen ſei. Auch der höchſte indiſche Gott Brahma und ſein Sohn Dakſchas galten als Aerzte, die Göttin Guti ka Takurani aber hatte ſich die „Specialität" Blattern erwählt.

Die irdiſchen Aerzte der Indier entſtammen der Brahmanenkaſte und zwar die höhern der Nebenkaſte der Vaidya, die niedern dagegen der der Vaiſya. Die Ausbildung derſelben wird von den Brahmanen geleitet und beginnt ſchon vor dem 14. Lebensjahre. Eine Art Immatriculation findet mit entſprechender Feierlichkeit ſtatt, d. h. es werden zuerſt den Göttern Opfern in Form von Milch, Butter und Gebeten dargebracht, dann aber auch den Lehrern Geſchenke überreicht, worauf dem Schüler zum Schluſſe eine Anzahl guter Lehren ertheilt und gewiſſe Verpflichtungen auferlegt werden. Vor allem ſoll der indiſche Student und zukünftige Arzt die Götter ehren und täglich beten für das Wohl Aller — und beſonders für das der Kuh, die bekanntlich das geheiligtſte Thier der Inder iſt. Er darf kein Fleiſch eſſen, keinen Bart tragen, darf ſich, im Gegenſatz zu unſern Studirenden, nicht betrinken, muß böſe Geſellſchaft meiden und gute Sitten ſich angewöhnen, weshalb er einfach gekleidet, aber gut parfumirt einhergehen, ſtets einen (Doctoren-)Stock oder einen Sonnenſchirm und kurzgeſchnittene Nägel tragen ſoll. Zu dem Kranken ſoll er nachdenklich und in guter Haltung geſenkten Hauptes treten, auf die Umgebung deſſelben, beſonders die weibliche, keine unnützen Blicke werfen, beim Sprechen ſich gemeſſen und zweckmäßig, wahr, klar und angenehm, aber auch zart ausdrücken und auf den Zuſtand des Kranken ſtets die größte Aufmerkſamkeit verwenden. Merkwürdig iſt die Vorſchrift, vielleicht jedoch in den Augen der Inder nützlich, daß der Arzt keine ganz misgeſtalteten und verdorbenen Perſonen, keine Jäger und Verbrecher, die der Beruf ihm zuführt, aber auch keine Sterbenden in Behandlung nehmen ſoll. Aeußerſt zweckmäßig und von tiefer Erfaſſung der Aufgabe des Arztes und der Kranken zeugend, ſind die Ermahnungen, wonach der Arzt auf Vervollkommnung ſeines Innern und ſeines Wiſſens fort und fort

bedacht sein, sogar zu letzterm Zwecke vom Feinde Lehren annehmen, sein Leben zum Vortheile des Kranken aufs Spiel setzen, nie aber mit seinem Wissen großthun und mit seinem Können prahlen soll; „denn die Medicin ist wahrlich nicht so leicht auszulernen", wird mit Recht eingeschärft, „darum übe er sich darin sorgfältig und unaufhörlich. Die ganze Welt aber kann eine Lehrerin der Verständigen heißen, nur dem Thoren ist sie feind". Wie würdig die Inder die Stellung des Arztes dem Publikum gegenüber auffassen, geht daraus hervor, daß dem Schüler schon anempfohlen wird, er habe über die Vorgänge im Hause des Kranken und über dessen Zustand nichts auszuplaudern, am wenigsten aber etwas, was dem Kranken oder dessen Angehörigen irgend Nachtheil oder Misachtung zuziehen könne. „Thust du das alles", so heißt es am Schlusse der Immatriculationsrede, „so mögen dir dieses Feuer, alle Säfte, alle Düfte, Schätze und Körner und die genannten Götter alle günstig sein. Wo nicht, so seien sie dir ungünstig!" Der Schüler aber spricht betheuernd und zustimmend: „So geschehe es!" Unwürdig des Arztes ist es in den Augen der Inder mit Recht, zu geringes Honorar zu nehmen, Zeichen eines schlechten Arztes aber, wenn dieser dem Kranken und seinen Freunden schmeichelt und seine schlimmen Erfolge dem Kranken und dessen fehlerhaftem Verhalten aufbürdet; auch erkennt man ihn daran, daß er die Gesellschaft wahrhaft unterrichteter Männer flieht.

Die indischen Aerzte übten auch bei schwierigen Geburten Beistand, während selbst bei den Griechen männliche Geburtshülfe, und bei uns bis ins 16. Jahrhundert, nur in den verzweifeltsten Fällen eintrat. Die gewöhnlichen Hebammendienste wurden von gewöhnlichen Weibern geleistet. Die Aerzte der Inder lagen allen ärztlichen Kunstzweigen ob und ein ausgebildetes Specialistenthum gab es bei ihnen nicht, wenigstens ist über die Existenz eines solchen nichts bekannt, was der indischen Praxis gleichfalls ein vortheilhaftes Gepräge gibt.

Das Gesetz der Inder gewährleistet dem Arzte Belohnung für seine Bemühungen und setzt Strafen an für den Fall, daß eine offenbare Nachlässigkeit jenes den Kranken an Gesundheit oder Leben geschädigt hat. Die Brahmanen vor allen sind frei von der Verpflichtung, den Arzt zu bezahlen, desgleichen der Arme, der Unglückliche, Verwandte und Freunde des Arztes. Weigert sich aber ein Wohlhabender, der gesund geworden, die Rechnung des Arztes zu berichtigen, so verfällt nach einem heroischen, deshalb aber wol auch sehr wirksamen Paragraphen der indischen Medicinalordnung, die ganze Habe desselben dem Arzte. Gar gering und mit allzu großer Rücksicht auf das zarte Geschlecht festgesetzt, will uns das Honorar bedünken, welches Frauen zu zahlen haben, von denen der Arzt nichts annehmen soll, als — Speisen! Freilich haben gute indische Aerzte aber auch stets den Himmel Indra's in Aussicht, ein trostreicher Ansatz, der in unsern Taxen natürlich fehlt, obwol er in Wirklichkeit häufig genug auch der heutigen deutschen Aerzte einziger precärer Lohn bleibt!

Ueber die Ausführung der Gesetzesbestimmungen wachen die Rajahs, denen selbst bei den Indern der Zufall nicht fremd ist, daß sie Unwissende begünstigen, was um so leichter geschieht, als sie auch die Erlaubniß zur Praxis zu ertheilen befugt sind.

Die indischen Aerzte dispensirten ihre Arzneien selbst, waren also zugleich Apotheker, wie noch heute z. B. die Aerzte in manchen Cantonen der Schweiz.

Die nordöstlichen Nachbarn der Inder, die Chinesen, behaupten bekanntlich die älteste Cultur unter allen Völkern zu besitzen; doch ist das meiste in ihren Erzählungen chinesischem Chauvinismus entsprungen. So viel aber ist sicher, daß ihre heutigen Zustände und Einrichtungen von denen, die sie in frühesten Zeiten besaßen, nicht sehr abweichen. Und ist ihr ärztliches Wissen auch noch so unvollkommen, so bietet ihr ärztliches Personal in mancher Beziehung dennoch Vergleichspunkte mit dem unserigen!

Dasselbe erfreut sich im Gegensatze zu unsern erst neuesten Fortschritten in der Gesetzgebung bei den Chinesen schon seit uralten Zeiten der weitgehendsten und ausgedehntesten Gewerbefreiheit, vermöge deren es sogar Kinder auf der Straße aussetzen darf und eine ungeheuere Mitgliederzahl aufzuweisen hat; in jedem kleinen Dorfe finden sich daher oft mehrere Aerzte. Jedermann darf aber auch in China für das arme und abergläubige, deshalb jedem Betrüger preisgegebene Volk Arzt sein, ohne vorher Zeugniß von seinen ärztlichen Kenntnissen abgelegt zu haben, da doch auf diese Weise gerade jenes infolge seines leicht zu bethörenden Urtheils, wenn auch nicht immer am Leben, so doch gewiß am Geldbeutel auch in China am meisten Noth leiden muß. Nur die Hofärzte müssen in China vorsichtshalber (vor einem Collegium in Peking) ein Examen ablegen und bestehen. Das ärztliche Studium besteht freilich nur in dem Auswendiglernen uralter Bücher und Receptvorschriften, die als besonders wirksam gelten, wenn sie vererbt sind, wie überhaupt auch die Aerzte schon als besonders tüchtig gelten und deshalb bevorzugt werden, welche aus alten Familien stammen, die von jeher Aerzte enthielten. Bei den Chinesen gibt es innere Aerzte, Zahn- und Augenärzte und niedere Chirurgen. Die Wohnungen derselben sind mit Firmenschildern versehen, die sich aber von den in andern Ländern gebräuchlichen dadurch unterscheiden, daß seitens der vor allem praktischen und gewinnsüchtigen Chinesen, bei denen das Zeitungsannoncenwesen nicht ausgebildet ist, darauf dicht neben Danksagungen geheilter Kranker Anpreisungen ihrer Arzneimittel u. dgl. als Reclame angebracht sind. Auch dadurch sind die chinesischen Aerzte von denen anderer Völker unterschieden, daß sie ihre oft stundenlang währenden Besuche um ein Geringes machen, dafür aber die von ihnen gelieferten Arzneien sich um so besser bezahlen lassen. Der Besuch eines chinesischen Arztes gestaltet sich nach der Schilderung zweier Missionare etwa folgendermaßen. Nachdem der Arzt, den man berufen, recht lange auf sich hat warten lassen, damit der Kranke von dessen Würde und großer Praxis einen möglichst vortheilhaften Begriff sich einstweilen bilden konnte, tritt derselbe, einen seinem Range entsprechenden Knopf auf der Mütze, mit der allen Chinesen eigenthümlichen würdevollen Höflichkeit ein und erkundigt sich zunächst umständlich nach dem Befinden der Angehörigen der werthen Familie, die ihn mit ihrem Vertrauen beehrte. So weit erinnert das lebhaft an Europa, nicht aber das folgende Verfahren! Dann erst tritt der Arzt an das Bett des Kranken, an welchen er einige wenige, möglichst dunkle Fragen richtet, um danach sofort mit dem Pulsfühlen zu beginnen, welches chinesischen Aerzten vor allen übrigen ganz besonders wichtig erscheint, da durch dasselbe nicht allein der Sitz, sondern auch die Natur der Krankheit festgestellt werden soll. Es wird auf eigenthümliche Art ausgeführt, so zwar, daß bald zwei, bald vier, bald nur ein Finger auf den Arm des Kranken zu liegen kommt und der ganze ärztliche Untersuchungsact einer diagnostischen Klavierübung ähnlich wird. Dieses ernste Spiel wird abwechselnd an beiden Handgelenken, dann höher oben ausgeführt und, wenn nöthig, mehrmals wiederholt, bis dem Arzte die Sachlage genugsam klar geworden ist, worauf er entweder eine zum voraus mitgebrachte Arznei zurückläßt oder zu Hause eine solche bereitet. Bei einiger Gründlichkeit des Arztes kann natürlich ein im Interesse möglichst sicherer Diagnose derartig ausgeführter Besuch wol eine Stunde währen, wie leicht einzusehen ist.

Die chinesische Geburtshülfe befindet sich nur in Händen von Hebammen, die aus alten Büchern die Kindslagen und eine große Zahl abergläubiger Ceremonien, die eigens für den Geburtsact bestimmt sind, erlernt haben.

Auch die Eigenheit unterscheidet die chinesische Praxis von den vorher betrachteten, daß sie nicht von Priestern ausgeübt wird, was hinwiederum bei den Japanesen der Fall ist, die eigene Zauberärzte, Jammabos, besitzen, welche Papierzettel, auf denen die Krankheitsgeschichten niedergeschrieben sind, zuerst vor die betreffenden Götzen legen, um sie dann,

zu Pillen verarbeitet, dem Kranken einzuflößen. Doch bestreben sich die strebsamen Japanesen neuerdings auf eigenen Lehranstalten durch europäische Lehrer Jünglinge zu Aerzten bilden zu lassen, oder sie schicken solche auf fremde Hochschulen, wie München, Berlin, an welch letzterm Orte vor nicht langer Zeit ein Japanese sogar doctorirte.

Reine Priesterärzte besaßen die alten Medoperser innerhalb der Innung der Chaldäer (Magier der Bibel), von denen das „lebendige Wort", der Zendavesta, herrührt. Die Mythologie jener Völkerschaften Mittelastens unterschied, wie bekannt, ein gutes Princip, den Ormuzd, dessen Symbol die Sonne ist, und ein böses, Ahriman, dessen Charakter die Finsterniß repräsentirt. Ausflüsse des erstern und seine obersten Diener sind die Amschaspands, denen als ausführende Geister die Izeds, 32 an der Zahl, zur Seite stehen, Ausflüsse des zweiten aber sind die Dews. Diese nun, besonders der „Bochasp" benannte, verursachen die Krankheiten, deren Heilung hinwiederum der zweitoberste Amschaspand, Ardibehescht, bewirkt und zwar durch Fürsprache der Priesterärzte, der Mazdejesnan, die dazu Kräuter und Bäume zu Hülfe ziehen. „Andere aber heilt man mit dem Messer, noch andere durch das Wort; denn durch das himmlische oder göttliche «Wort» werden die Krankheiten am sichersten geheilt; die vollkommensten Curen erfolgen durch das «göttliche Wort.»" Als medopersischer Aesculap κατ' ἐξοχήν gilt Ainyama, als Aerztegott aber Thrita. Mehr als über die Aerzte selbst — Cyrus hatte schon Militärärzte — wissen wir über die altpersische Medicinalverfassung, besonders über die Medicinaltaxe und den Prüfungsmodus, der eingehalten wurde, um den Arzt mit gutem Gewissen danach zur Praxis zu autorisiren. Beide stehen freilich in scharfem Gegensatze zu unsern heutigen Begriffen, wenn ihnen auch in Wirklichkeit eine gewisse Art von anständiger Beurtheilung der ärztlichen Leistungen und Dienste durchaus nicht abzusprechen ist. Nach medopersischer Taxe zahlten die Priester allein herzlich schlecht, wenn man den irdischen Maßstab anlegt, nämlich mit einem Segensspruche, der auch den Gehaltsverhältnissen der heutigen entspräche, welcher aber, wie wir gesehen, den indischen Dienern der Götter sogar nicht einmal auferlegt war. Alle andern Taxansätze wird man dagegen als sehr gut bezeichnen müssen, wenn man nur unsere heutigen Preise, nicht aber Begriffe bei solchem Urtheil zu Grunde legen will, was nicht mehr als billig scheint. So zahlte das Oberhaupt einer Landschaft, also ein altpersischer Provinzialdirector, die ärztliche Cur mit — vier leibhaftigen Ochsen; ein damaliger Ortsvorsteher, falls der Ort Mauern hatte — der spätere und heutige Bürgermeister —, mit einem großen Zugthier; ein Hausbesitzer, den man heute zwar ob des gewöhnlich stark bei ihm ausgeprägten Bewußtseins wirklichen materiellen Besitzes höher taxiren müßte, aber nur mit einem kleinen. Am wenigsten wird, ohne Frage, wenn man nach unserm heutigen schönen Geschlecht zurückschließen darf, das altpersische mit dem damaligen geringern Taxansatze für ihm zutheil gewordene ärztliche Behandlung zufrieden gewesen sein; denn die Cur einer Frau ward damals so niedrig angeschlagen, daß dafür eine Stute, eine Kuh oder gar nur eine Eselin als Bezahlung galt! Sehr gut müssen übrigens, besonders wenn man das stammeseigenthümliche Handelstalent jener alten Semiten mit in Anschlag bringt, hochberühmte Doctoren in jener Zeit gestellt gewesen sein, da sie doch einen gar reichlichen Viehstand, wie die heutigen einen Actienstand, zuletzt zusammen prakticirt haben dürften! Die altpersische Taxordnung erstreckte sich aber auch schon auf die Thierärzte, die natürlich gleichfalls mit Vieh bezahlt wurden; sie erhielten für die Cur eines großen Zugthieres ein mittleres Stück derselben Gattung, für die eines mittlern ein kleines, für die eines kleinen aber einen Repräsentanten des sogenannten Kleinviehs — kranke Hunde mußten sie endlich gar wie Menschen behandeln! Höchst originell könnte auch die vorgeschriebene Prüfung der altpersischen Aerzte genannt werden, wenn sie nicht nach unsern Begriffen barbarisch genannt werden müßte,

Digitized by Google

obwol es am Ende noch zu rechtfertigen wäre, daß sie sich nur auf praktische Leistungen beschränkte, ohne die theoretischen Kenntnisse des Candidaten in Betracht zu ziehen. So fiel jeder Arzt durch, der drei Ungläubige geschnitten und sie bei dieser Gelegenheit „geliefert" hatte; blieben aber alle am Leben, dann erst sollen die Gläubigen es mit ihm versuchen: „Nach Belieben schneide er an Gläubigen, nach Belieben heile er durch Schneiden!" Ueber die neupersischen Medicinalzustände wissen wir nicht allzu viel, trotzdem der Schah die Kunde seines Reiches vor nicht langer Zeit höchst eigen ins Ausland getragen. So viel scheint jedoch sicher, daß das einheimische ärztliche Personal, wenn überhaupt von einem solchen in einem Lande die Rede sein kann, in welchem man Menschenleben so wenig achtet, daß man, ohne sich die Mühe zu geben, sie zu erhalten, Tausende am Wege verhungern läßt, nur wenig selbst nach dem Urtheile des Landesvaters taugen kann, da die Leibärzte wenigstens aus dem Auslande berufen werden. Daß aber selbst diese Aerzte durch Fanatismus und Aberglauben mehr gefährdet sind, als ihre altpersischen Collegen nach bestandener Prüfung vor Tausenden von Jahren es waren, beweist die Erzählung eines der tüchtigsten unter denselben, des Dr. Polak, wonach selbst geprüfte und erprobte europäische Operateure bei Ausführung von Operationen in Lebensgefahr kommen können. So oft der letztgenannte nämlich wegen solcher chloroformirte — man betrachtet den dabei herbeigeführten schmerzlosen Schlaf als Hexerei —, that er dies im Freien und hielt jedesmal dazu die Pferde gesattelt, damit er, wenn das Unglück bei der mangelhaften Assistenz, die ihm zu Gebote stand, es hätte fügen wollen, daß ein Chloroformtod eingetreten wäre, schleunigst das persische Reich hätte hinter sich lassen können.

Einige Kenntniß über ärztliche Verhältnisse bei dem altassyrischen Volke, das bekanntlich wieder dem semitischen Stamme angehörte, ist erst durch die neuerdings bewerkstelligte Enträthselung des Epos „Istar" ermöglicht worden, das man mit bewundernswerthem Scharfsinne aus Schriftresten, die man auf Scherben fand, zusammengefügt hat — ein neuer Beweis, daß nicht allein himmelhohe Pyramiden, sondern auch seither nicht beachtete Scherben alte Culturzustände aufzuhellen im Stande sind! Daraus geht nun außer der Thatsache, daß die altassyrischen Culturzustände die größte Verwandtschaft mit den althebräischen hatten, zugleich hervor, daß die Assyrer ihre Gesundheit von Hexen oder Beschwörerinnen erwarteten, welche die Elementargeister, die Bringer der Krankheit, durch magische Manipulationen beseitigen resp. versöhnen sollten:

Die Hexe zur Rechten sich setze,
Die Linke lasse sie frei!
Den Knoten, Adisina, knüpfe,
Das Haupt des Kranken umwinde,
Seine Glieder gleichwie mit Fesseln!
An sein Lager dich setze
Mit dem Wasser der Verjüngung besprenge ihn!

Ehe wir dazu übergehen, die Beziehungen der Aerzte zu Privaten und zum Staate zu betrachten, wie sie bei den beiden großen Culturvölkern der alten Zeit, den Griechen und Römern, in bereits bewundernswerther Ausbildung sich gestaltet hatten, bleibt uns noch übrig, einige weniger wichtige ältere Völkerschaften mit Rücksicht auf jene zu betrachten und zugleich diejenigen unter den heute vorhandenen Stämmen und Rassen zu durchmustern, welche eine Weiterentwickelung ihrer früh begonnenen Cultur nicht erkennen lassen oder eine von andern nur herübergenommene, aber keine eigene medicinische Cultur aufweisen können, also auch stabile Praxiszustände besitzen.

Daß altscythische Aerzte, wie Anacharsis, Abaris und Toxaris zu Solon's Zeiten solchen Rufes genossen, daß sie durch Private und von Staats wegen zur Beseitigung

von Krankheitszuständen nach Griechenland berufen wurden, dürfte eher bekannt sein, als daß unter ihnen die widerlichen „Uumänner" Vorläufer der von der Tatarei bis Kamtschatka noch heute als Zauberer prakticirenden Schamanen waren, welche das dortige Publikum in Krankheitsfällen als seine Aerzte berath und verehrt. Bei den mongolischen Stämmen sind zum Theil die Priester als sonderbare Aerzte thätig, die selbst des Dalai-Lama härtliche Abgänge als wirksame Arzneien den Gläubigen anrathen und eingeben; sie lassen aber auch bei den Götzen gegen entsprechende Entschädigung Vermittelung in ärztlichem Sinne eintreten. Unter diesen Heilgötzen erweist sich besonders einer der Kalmücken, Namens Otschirbani, als wirksam und verwendbar, indem er von den Priestern dazu gebraucht wird, auf dem von seinem Munde bis zum entgegengesetzten Endtheile — er ist nämlich durchbohrt — durch seinen heiligen Leib gehenden Wege eingebrachte Pillen einestheils zu kräftigen und zugleich, auf den Mund des Kranken gesetzt, sie dem letztern bequem zuzuführen, also unsern Pillenlöffel als ein heilkräftiger Gott zu ersetzen. Jene Priester leiten aber auch die kalmückischen Alten an, von Aiuschi, einem Götzen aus Messingblech, langes Leben und sogar Verjüngung zu erflehen! Daß das Publikum zu diesen Priesterärzten im Verhältniß des unter irgendeiner Form Zahlenden steht, ist eine Consequenz, die das praktische Leben überall erheischt, wo ärztliche Hülfe unter irgendwelcher Weise gefordert und geleistet wird!

In der Türkei finden sich, wenigstens in den großen Städten (in denen im Grunde nur eigentliche Aerzte sich aufhalten), besonders aber in der Hauptstadt, die gleichen Verhältnisse und Zustände in der Praxis wie bei uns. Demgemäß ist die Beziehung des Arztes zu der Bevölkerung auch der, wie sie bei uns existirt, so ziemlich gleich, nur mit der Ausnahme, daß die Geburtshülfe*) sich noch fast ausschließlich der Religionsgesetze wegen in den Händen meist ganz unwissender alter Weiber befindet, obwol auch darin die Vorurtheile zu schwinden anfangen. Die vorhandenen Aerzte gehören den verschiedensten Nationalitäten an, wie sie sich eben im türkischen Reiche zusammenfinden, und stehen demnach auf sehr verschiedener ärztlicher Bildungsstufe, zum Theil auf ganz niedriger — und diese bilden die große Mehrzahl — zum Theil auf der erreichbar höchsten. Das letztere ist bei den eingewanderten westeuropäischen Aerzten der Fall, die öfter auch an den türkischen medicinischen Lehrinstituten thätig sind, welche die Regierung neuerdings immer höher und besser zu organisiren bestrebt ist. Die soeiale Stellung dieser Aerzte ist im allgemeinen eine nicht günstige, da bei den schlimmen Geldverhältnissen, die im ganzen Türkenreiche sich geltend machen, die Bezahlung eine unsichere ist, obwol es natürlich viele Ausnahmen von jener Regel gibt. Die großen Städte sind, besonders aber die Hauptstadt, mit Aerzten überfüllt; es resultiren daraus dieselben Folgen, wie sie überall in jedem Stande auftreten, bei dem wegen der Ueberzahl der Mitglieder die äußere Existenz problematisch wird, was sich natürlich noch steigert, wenn, wie in der Türkei, verschiedene, sich feindliche Nationalitäten in ein und derselben Stellung und in ein und demselben Stande nebeneinander leben müssen. Am besten geregelt, ja in mancher Beziehung musterhaft, ist die Stellung der Militärärzte. Dieselben werden nämlich meist auf Kosten des Staates in betreffenden militärischen medicinischen Lehranstalten gebildet und müssen zu diesem Zwecke einen zehnjährigen medicinischen Cursus durchlaufen: vier Jahre erfordert der Vorbereitungscurs, sechs die eigentliche medicinische Fachschule. Ist dieser Cursus absolvirt, so erwirbt der junge Militärarzt sich noch durch eine zweijährige Beschäftigung im Militärhospitale die nöthige Dienstkenntniß, tritt dann aber auch dafür

*) Neuerdings schärfte die Sultanin-Mutter das hübsche Gebot ein, wonach im großherrlichen Palast jede Kebsfrau von Rechts wegen abortiren muß, weil kein Kind aus dem Palaste zum Vorschein kommen darf.

ſofort als „Koloragaſi“ mit dem Range eines Hauptmannes erſter Klaſſe (bei uns eines Vicefeldwebels)*) in den wirklich militärärztlichen Dienſt über, ein Beweis dafür, daß die türkiſche Regierung die gründliche, nicht allein ärztliche Bildung des Militärarztes dem eigentlichen Soldaten gegenüber zu ſchätzen weiß. Infolge der dem Range entſprechenden Beſoldung des Militärarztes wäre derſelbe auch nicht auf Privatpraxis angewieſen, wenn es nicht vorkäme, daß die Regierung den Aerzten (und Beamten) manchmal mehrere Monate hindurch gar keinen Gehalt auszahlte, den Gehaltsmonat aber der Regel nach ſich über 40 Tage erſtrecken ließe und dazu noch willkürliche Abzüge machte!

Die Zuſtände der ärztlichen Praxis in dem heutigen Aegypten ſind den ſoeben beſprochenen ſehr ähnlich, auch darin, daß ſie ebenſo wenig aus ägyptiſchem Boden herausgewachſen ſind, wie jene aus türkiſchem, ſondern eine Ueberſetzung europäiſcher Einrichtungen ins Morgenländiſche repräſentiren. Doch befinden ſie ſich unter der für orientaliſche Verhältniſſe ſehr aufgeklärten Regierung in erhöhtem Maße auf dem Wege raſcher Beſſerung.

Die heutigen arabiſchen Stämme, deren Vorfahren durch eine lange Zeit des Mittelalters hindurch die Führerſchaft auch in mediciniſch-praktiſcher Hinſicht, wie wir ſpäter ſehen werden, beſeſſen haben, können heute keine mehr erwähnenswerthe Form ärztlicher Praxis aufweiſen, wenn man nicht gewiſſe magiſche, ſelbſt götzendieneriſche Manipulationen dahin rechnen will, welches letztere auch für die Abeſſinier gilt, bei denen die eine Art Chriſtenthum betreibenden Prieſter zugleich die nöthigen Amulete für die abergläubiſche Krankenbehandlung liefern, wogegen das Volk den als Landplage anzuſehenden Eingeweidewürmern gegenüber durch regelmäßiges Zuſichnehmen von Kouſſotränken in musartiger Form ſich ſelbſt hilft, ſodaß dazu prieſterliche Hülfe nicht nothwendig iſt. Die übrigen Stämme und Bewohner Afrikas beſitzen gleichfalls nicht einmal die Anfänge eines eigenen ärztlichen Standes, obwol auch bei ihnen natürlich, wie bei allen Völkern, gewiſſe ärztliche Fetiſchgebräuche vorhanden ſind, wohin man ſogar das Abſchlachten einzelner oder einer größern Zahl Menſchen bei Erkrankungen der ſogenannten Könige, dann die Beſchneidung, die bei den Howas auf Madagascar üblich und bei den Hottentotten ſogar auf die Mädchen ausgedehnt iſt, ſicher rechnen muß. Hier wird ſie von herumziehenden alten Weibern, die nach Beendigung der Operation Aſche auf die Wunde ſtreuen, ausgeführt. Zuletzt iſt die Einimpfung der natürlichen Blattern, welche bei faſt allen Negerſtämmen ſeit uralter Zeit gebräuchlich iſt, zu erwähnen: die Mädchen werden ins linke, die Buben ins rechte Naſenloch geimpft.

Viel höher ausgebildet als bei den Negern waren, gleich den mediciniſchen Begriffen überhaupt, diejenigen Gebräuche und das Perſonal, welche man in der Kindheit der Völker überall als ärztliches Handeln und ärztlichen Stand auffaſſen muß, bei den Urſtämmen Amerikas, den einem baldigen ſichern Untergange leider geweihten Indianern, deren endliches Verſchwinden von der Bühne der Geſchichte um ſo mehr zu beklagen iſt, als ſie ganz unzweifelhaft zu höherer eigener Cultur ſich entwickelt haben würden, hätte man ihnen die dazu bei jedem Volke nöthigen Bedingungen, eigenes Land und freies ungeſtörtes Eigenleben, gelaſſen, anſtatt ſie ihrer Wohnſitze zu berauben und ſie zu natürlichen Feinden der in gar manchem Falle nur ſogenannten Civiliſirten zu machen. Die Indianer Amerikas

*) Daß man bis vor kurzem bei uns den Militärarzt überhaupt nicht den Combattanten gleichſtellte, war wol eine Nachwirkung ähnlicher Anſchauungen, wie wir ſie bei den ſüdruſſiſchen Stämmen fanden und auch noch bei höher civiliſirten Völkern leider im Laufe dieſer Darſtellung dem ärztlichen Berufe gegenüber finden werden. Es iſt die jetzige Gleichſtellung der Aerzte und Combattanten eine der ſich heutzutage oft ganz ſtillſchweigend vollziehenden erfreulichen Ausmerzungen mittelalterlicher Anſchauungen, deren ſich trotz unſers geprieſenen Fortſchrittes auf gar vielen Gebieten des Lebens noch eine gute Zahl finden läßt.

beſitzen in ihrem Medicine-man, d. h. in ihren Beſchwörern und Zauberern, die erſten Anfänge eines heilenden Standes, inſofern dieſe mit dem großen Geiſte ſich in Verbindung ſetzen zu können behaupten, um Kranken zu helfen oder auch nur ihnen vorherzuſagen, ob ſie wieder geſund werden oder dem Tode verfallen, den der Kranke im letzten Falle mit indianiſchem Gleichmuthe erwartet. Die alten Azteken beſaßen gar ſchon einen eigenen, in Krankheiten anzurufenden Heilgott, den Ixtitlon, deſſen Gemahlin Tzapotleman Erfinderin heilſamer Spezereien war. Aber ſie hatten ſelbſt ſchon Prieſterärzte, denen man ſtatt unſers Doctorentitels die ſchöne Bezeichnung „Teopixqui" beilegte. Ihre Aufgabe war, den Gott Tetzcatlipoca, der zur Strafe der Menſchen die Krankheiten ſendet, durch beſtimmte Gebräuche zu verſöhnen. Ja ſogar ein thierärztliches Perſonal war in Mexico vorhanden, welches die kranken Thiere in eigenen Thierſpitälern verpflegte und zu heilen ſuchte. Während aber die wegen ihrer freilich zuerſt von den Weißen provocirten Grauſamkeit berüchtigten Karaiben nur den Himmel Hujukhu erflehten, in dem es keine Krankheiten, aber viele Weiber und berauſchendes Getränk genug geben ſollte, hatten die Indianer Floridas ein ausgebildetes, abgeſeimtes ärztliches Perſonal, die Jawas. „Wenn ſie einen Kranken curiren wollen, ſo pflegen ſie ihn zu reiben, zu drücken, zu beißen, anzublaſen, um endlich durch heftiges Saugen an irgendeinem Theile ſeines Körpers eine Fiſchgräte, einen Dorn, einen Knochen herauszuescamotiren, was ſie dann als Urſache der Krankheit angeben. Andere machen an ſich ſelbſt, anſtatt an dem Kranken, ſehr gefährliche Manipulationen, indem ſie, um den böſen Geiſt zu verſöhnen, Meſſer, Steine, Flintenläufe verſchlucken." Dieſe ſonderbaren Aerzte ſind, wie der Erzähler dieſer Thatſachen eigenthümlicherweiſe bemerkt, überaus ſchlau und liſtig! Die, wenn man den Maßſtab eines ſich erſt entwickelnden Volkes an ihre Leiſtungen anlegt, hochgebildeten, dabei ſanften Söhne der Inkas von Peru, deren empiriſchem Inſtinct wir ſo manches treffliche Heilmittel verdanken, weihten bei ihrem jährlichen Verſöhnungsfeſte, Citua, vier Söhne der Sonne, welche dadurch zu Aerzten wurden.

Erſtaunlich klingt es wol manchem, wenn er erfährt, daß ſelbſt die niedrig ſtehenden Neuholländer die Uranfänge eines ärztlichen Perſonals beſitzen, nämlich in den Prieſtern ihres guten und böſen Geiſtes, Koyan und Petoyan, die zugleich Wunden und Krankheiten heilen. Dieſelben führen am König-Georgs-Sund den befremdlichen Namen „Mulgaradok".

Aber auch die den höchſten Norden Amerikas bewohnenden Stämme der Eskimos haben ihre Prieſterärzte in den Angekoks, wie deren nächſte Nachbarn auf der öſtlichen Halbkugel, die Samojeden, gleichfalls Prieſterärzte beſitzen, welche die böſen Geiſter in Krankheitsfällen verſöhnen.

Machen wir nunmehr einen weiten Sprung der Zeit nach rückwärts, ſo finden wir zwar bei den früher, den vorigen zunächſtwohnenden Skandinaviern nur mediciniſche Gottheiten, vor allem den weiblichen Aesculap Eira, bei den alten Preußen aber ſchon wieder Prieſterärzte, die das heilige Waſſer der Quellen, welche in der Nähe der Tempel des knotigen Heilgottes Perkunos ſich befanden, deren vornehmſter zu Romove ſtand, an Kranke verkauften, um der Nahrung und Kleidung willen. Der preußiſche Aesculap führte den wohllautenden Namen Ausweikis. Die altſlawiſchen Prieſterärzte practicirten gegen eine Menge von Kobolden, deren ſchlimmſter Smertnitza hieß. Die Neuſlawen haben aber, wie bekannt, die ärztlichen Einrichtungen der heutigen Culturvölker ſich angeeignet. Viele Stämme Rußlands halten es jedoch noch ſchimpflich für einen Mann, Arzt zu ſein.

Unſere ſeit Tacitus ſo ſehr geprieſenen Altvordern beſaßen heilende Hexen, während deren weſtliche Nachbarn, die Celten, in ihren Druiden und Alraunen beſchwörende Prieſterärzte und durch einen in dieſem Falle angemaßten Zauber wirkende Aerztinnen verehrten.

Diese alten Stämme haben uns wieder der Zeit und auch dem Orte nach in die Nähe der Völker des Alterthums zurückgeführt, bei denen der ärztliche Stand und dessen Beziehungen zum Publikum am ausgebildetsten waren, wir meinen die alten Griechen und Römer.

Bei den Griechen sind die ersten Anfänge eines ärztlichen Standes in den Tempeln der bekannten Heilgötter resp. ihren Priesterärzten zu suchen, die eine Innung von Familien darstellten, deren Mitglieder die überkommenen Kenntnisse in Bezug auf Krankenbehandlung nur auf ihre Nachkommen vererbten oder auch solchen außerhalb der betreffenden Familien Stehenden mittheilten, welche sie behufs Ausbildung zu Aerzten in ihren Verband aufgenommen hatten. Daß sie nicht um den bloßen Gotteslohn Kranke behandelten, ließe sich vermuthen, wenn es auch nicht mehr als wahrscheinlich wäre, daß die von den letztern zu spendenden Opfer, welche freilich nur den Göttern gelten sollten, von den Priestern zu ihrem Unterhalte und zur Ausschmückung der Tempel sowie zur Herstellung der mit diesen in Verbindung stehenden Krankenherbergen hier, wie auch in christlichen Zeiten in Klöstern, mögen verwendet und also productiv für die eigenen Zwecke ausgebeutet worden sein. Diese ersten praktischen Aerzte waren demnach Geheimärzte, deren berühmteste Sitze zu Kos und Knidos waren. Der Eid, den die Schüler derselben ablegen mußten, beweist das und deutet daneben ihre Beziehungen zu dem hülfesuchenden Publikum an; derselbe ist zugleich das älteste griechisch-medicinische Schriftstück und lautet: „Ich schwöre beim heiligen Apoll, beim Asklepios, bei der Hygieia und Panakeia, alle Götter und Göttinnen zu Zeugen nehmend, nach Vermögen und Gewissen diesem Schwur und dieser Verschreibung vollständig nachzukommen, meinen Lehrer in dieser Kunst den Erzeugern gleichzuachten, und ihm alles, was zum Lebensunterhalt gehört und er sonst bedürfen sollte, mitzutheilen; seine Nachkommen wie meine leiblichen Brüder anzusehen und sie, wenn sie es verlangen, diese Kunst ohne Entgelt oder schriftliche Bedingung zu lehren; an Lehren und Vorträgen und dem ganzen übrigen Unterricht meine Söhne, die Söhne meines Lehrers und die eingeschriebenen, durch den ärztlichen Eid gebundenen Lehrlinge theilnehmen zu lassen, sonst aber niemand, die Lebensweise der Kranken zu deren Besten nach Vermögen und Gewissen anzuordnen, jeder Beschädigung aber und jedem Frevel zu wehren; auch auf Bitten niemand ein tödliches Gift zu gewähren; keusch und fromm mein Leben und meine Kunst zu bewahren; in welches Haus ich auch eingehe, dieses nur zum Wohle der Kranken" — man bemerke die Aehnlichkeit mit indischen Vorschriften! — „frei von jedem willkürlichen Unrecht und außer jedem andern Laster, von unreiner Begierde nach Frauen und Männern, Freien oder Sklaven; was ich während des ärztlichen Geschäfts oder auch ohne dieses sehen und hören möchte in Bezug auf das Leben der Menschen, was nicht weiter verbreitet werden darf, zu verschweigen, dergleichen für unaussprechlich haltend. Wenn ich diesen Schwur gewissenhaft halte und nicht verletze, sei mir Segen beschieden im Leben und in der Kunst, und Ruhm bei den Menschen für ewige Zeit: dem Uebertreter oder Meineidigen geschehe von allem das Gegentheil!"

Verboten war auch noch, den Steinschnitt zu üben, den man für allzu schimpflich hielt und deshalb besondern Steinschneidern überließ, welche in Griechenland umherziehend ihre Operationen verrichteten. Wir werden das im Mittelalter wiederfinden.

Lange Zeit hindurch wurden nur in solchen Tempeln Kranke behandelt und zwar, wie es scheint, vorzugsweise die ärmern ähnlich wie in den mittelalterlichen Klosterheilanstalten, z. B. zu Monte-Cassino und Salerno. Nach und nach wurden jedoch auch Kranke außerhalb jener in Behandlung genommen und es lösten sich wol mit der Zeit gar einzelne Mitglieder ganz vom Tempelverbande los und wurden sogenannte Periodeuten, gleich den frühern und heutigen Wanderärzten, wie sie seit der Zutheilung der Aerzte zu den

Gewerbtreibenden auch bei uns wieder auftreten, um nie und nirgends noch erfundene Bandagen anzulegen, Haar- und andere Krankheiten zu behandeln.

Jene Periodeuten hatten keine feſten Wohnſitze, übten ihren Beruf jedoch im allgemeinen in Ehren. Sie führten ihre eigenen Arzneimittel in Käſtchen, alſo eine Art Reiſeapotheke, mit ſich. Daraus entwickelten ſich ſpäter die praktiſchen Aerzte, die wenigſtens zeitweiſe länger einen beſtimmten Aufenthaltsort hatten, von da ihre Kranken beſuchten, desgleichen bei Epidemien und Erkrankungen von Perſonen, an denen eine Stadtgemeinde oder ein Staat beſonderes Intereſſe hatte, auch auf Städte- und Staatsberufung hin Maßregeln privater und öffentlicher Geſundheitspflege anordneten. So that z. B. der größte Praktiker aller Zeiten, der den herrlichen Satz aufſtellte, daß da, wo Kunſt ſei, auch Liebe zu den Menſchen ſich finde; wir meinen Hippokrates (460—370 v. Chr.), der einer der oben berührten Familien von Tempelärzten entſtammte. Dieſe Beſuche und Berufungen geſchahen oft auf große Entfernungen, wie z. B. die des Hippokrates von Lariſſa nach Athen und an den perſiſchen Hof, welche Einladung dieſer jedoch mit der patriotiſchen Antwort abgelehnt haben ſoll, daß ein griechiſcher Arzt den Feinden ſeines Vaterlandes keine Dienſte leiſten könne.

Auf die ſoeben angedeutete Weiſe war der Stand der Aerzte unter den Griechen ſchon zu Hippokrates' Zeiten ein recht ausgebildeter, ja man darf behaupten, daß dies ſchon lange vor ihm der Fall geweſen ſein muß. So gab es bekanntlich bereits Militär- oder Feldärzte zu Homer's Zeiten, deren berühmteſte Podaleirios und Machaon waren, die ſehr hochgeehrt daſtanden unter den Helden:

> Denn Ein heilender Mann iſt werth wie viele zu achten,
> Der ausſchneidet den Pfeil und mit lindernder Salbe verbindet,

vielleicht weil ſie ſchon zu den Combattanten gehörten:

> Denn der Aerzte des Heeres, Podaleirios und Machaon,
> Einer wird im Gezelt an ſeiner Wunde, vermuth' ich,
> Selber anjetzt bedürftig des wohlerfahrenen Arztes
> Liegen; der andr' im Gefild beſteht die wüthende Schlacht noch,

die man deshalb wol auch zu den Künſtlern, noch nicht zu den Gewerbtreibenden rechnete:

> Wer doch wird, zu berufen die Fremdlinge ſelber hinausgehn,
> Andre, als ſie allein, die förderlich ſind dem Gemeinwohl:
> Als den Seher, den Arzt in der Noth und den Meiſter des Baues
> Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?

Ja es gab zu Homer's Zeiten ſchon Aerztinnen, wie Helena, und Agamede

> die blonde, die Heilkräuter verſtand.

Lykurgos' Geſetze aber verordneten ſchon beſtimmt, daß dem Heere Aerzte folgen ſollten, freilich aber in der Reihe der Nichtcombattanten, alſo als Beamte. Dieſe waren, wie jene Homeriſchen Militärärzte, von denen ſeinen Stammbaum Hippokrates herleitete, wol Angehörige der Innung der Prieſterärzte, vielleicht aber auch aus den Aerzten der griechiſchen Ring- und Kampfſchulen ausgewählt, die als ſolche vorzugsweiſe chirurgiſche Kenntniſſe beſaßen, da Verletzungen und Wunden bei den Kämpfern häufig vorgekommen ſein müſſen, wie ſchon die einfache Exiſtenz der Ringſchulärzte darthut. Später hatte Xenophon bereits ſchon acht Feldärzte bei ſeinen berühmten „Zehntauſend", und Philipp's von Macedonien Wunde am Auge heilte der Feldarzt Kritobulos, freilich mit Verluſt des Sehvermögens. Alexandros aber verdankte bekanntlich ſeinem Arzte Philippos das Leben, der ihm auf ſeinen Siegeszügen folgte, bis jener ſelbſt von aſiatiſcher Wolluſt überwunden ward; außerdem werden noch als Feldärzte deſſelben genannt Kalliſthenes, der Un-

glückliche, Glaukias, Alexippos, Kritodemos, Pausanias, Androkydes. Ob übrigens regelmäßig den griechischen Heeren zugetheilte Militärärzte vorhanden waren und wie viele, ist unbekannt, obwol aus der Zahl der Aerzte in Xenophon's Heere hervorzugehen scheint, daß etwa zu 1000 Mann, einer Chiliarchie, Ein Arzt gehörte. Selbst die Marine hatte schon Aerzte.

Eine eigenthümliche Einrichtung in der griechischen Praxis, die sich noch am ehesten mit den Offices der amerikanischen Aerzte vergleichen läßt, waren die Ordinations- und Operationslocalitäten — die sogenannten Iatreia. Es waren dies meist große Gebäude mit großen Thüren, die in guter Lage sich befanden und mit den nöthigen Behandlungsapparaten (und Arzneistoffen) ausgerüstet waren. Oft waren dieselben mit einer in den Augen der Griechen prahlerischen, charlatanmäßigen Pracht ausgestattet, indem sogar die ausliegenden Instrumente, statt von Eisen, von Erz waren, also wie man mit Recht damals annahm, imponiren sollten. In diesen Privatkrankenanstalten oder Ordinationslocalitäten konnten die Kranken sich beim Arzte nur Rath holen, nicht aber für längere Zeit Unterkunft finden, wie in unsern Hospitälern. Diesen letztern ähnliche Anstalten kannten die Griechen überhaupt nicht. Wohl aber gab es auf Gemeindekosten errichtete und unterhaltene Iatreia, an denen von den Gemeinden besoldete Aerzte, unsern heutigen Gemeindeärzten entsprechend, den Unbemittelten und dann dem Publikum überhaupt ihre Dienste liehen. Diese Gemeindeärzte waren wol vorzugsweise in größern Ortschaften häufig, während die kleinern nur von Wanderärzten zeitweilig besucht worden zu sein scheinen oder gar nur von herumziehenden Arzneihändlern und noch schlimmern Leuten.

Der Staat verwendete bei den Griechen zur Wahrung seiner Interessen in Bezug auf öffentliche Gesundheitspflege und auf Rechtsprechung gleichfalls schon Aerzte, die sich in der Volksversammlung durch eine Rede um die betreffende Beamtung bewerben mußten. Auch Hof- oder Leibärzte kannte das griechische Alterthum bereits. Während jene Staatsärzte schon einen ansehnlichen jährlichen Gehalt — in Athen einmal 7500 Mark — bezogen, flossen diesen letztern häufig bedeutende Besoldungen zu, wie denn z. B. Polykrates von Samos 9000 Mark seinem Arzte Demokedes bezahlte, ein Gehalt, wie ihn heutige Leibärzte nicht beziehen. Freilich war die Stellung derselben auch manchmal gefährlich und voller Versuchung, sodaß einige ihren Kopf bei derselben einbüßen mußten. Solche griechische Leibärzte kamen schon früher an den persischen Königshof und in die Dienste persischer Großen, ja einzelne gelangten gar an indische Fürstenhöfe, wie denn überhaupt die griechischen Aerzte im frühen Alterthume dieselbe Rolle übernommen hatten, welche später und im Mittelalter jüdische Aerzte vertraten.

Die griechischen Aerzte übten der größten Mehrzahl nach die Gesammtheilkunde, waren also innere Aerzte und Chirurgen zugleich. Die Geburtshülfe dagegen gehörte nur in schwersten Fällen in ihren Thätigkeitskreis, in Fällen, in denen meist auch das Leben der Mutter verloren ging, sodaß es ziemlich einem Todesurtheile für diese gleichsah, wenn jene gerufen wurden, da die Hebammen, wie auch oft heute noch, bis zum Aeußersten zögerten, ehe sie männliche Hülfe in Anspruch nahmen. Frauenkrankheiten jedoch behandelten die Aerzte, soweit diese nicht die rein innerlichen Frauenorgane betrafen, bei welch letztern Erkrankungen nur Hebammen oder Aerztinnen, welche sich nebenbei noch mit Kosmetik beschäftigten, wie z. B. Aspasia, practicirten.

Sehr beschäftigte „berühmte" antike Aerzte hatten Assistenten, die vorzugsweise deren niedere Clientel besorgt zu haben scheinen, da die letztern wegen rohen und barschen Auftretens berüchtigt waren, was sie sich, nach Analogie heutiger Zustände, in „besserer" Praxis auch damals nicht erlaubt haben dürften. Die niedere unfreie Clientel nämlich konnte von freien Aerzten zugleich versehen werden, während unfreie Aerzte nur wieder Unfreie behandeln durften, woher es gekommen sein mag, daß jene berühmten Aerzte selbst es unter

ihrer Würde hielten, mit den unfreien Collegen zu concurriren und lieber „Assistenten" dies überließen, wie in Amerika z. B. der Arzt höherer Gesellschaftskreise es oft nicht leicht über sich gewinnt, die Armen vor seinem ärztlichen Gewissen, wie es doch sein müßte und sollte, jenen gleichzustellen.

Neben den tüchtigen Aerzten, die sich anständiger „Praxis" befleißigten, obwol auch sie sich nicht immer von Brotneid, Eitelkeit und Rechthaberei und den daraus entspringenden Streitigkeiten freihielten, gab es, da die gleichen Ursachen und Verhältnisse auch die gleichen Wirkungen überall und zu allen Zeiten haben müssen, natürlich auch eine große Anzahl Charlatane, Gecken und Quacksalber. Letztere gehörten besonders der Klasse der Arzneihändler und Wurzelsammler an. Dieselben müssen übrigens staatsgefährlicher gewesen sein als unsere heutigen Natur- und Kräuterärzte, da sie durch Lykurg's und Solon's Gesetze zugleich mit ihren weiblichen Concurrentinnen, welche allen Lastern Schutz und Hülfe leisteten, sammt und sonders vertrieben wurden. Gaben sich doch schon früher die griechischen Hebammen dazu her, eine Art antiker Heirathsbureaux zu gründen, sowie auch Zufluchtstätten für Gefallene und solche, „die eine Zeit lang sich zurückziehen mußten"! Wie mochten da erst jene Dirnen an dem aufkeimenden Leben gefrevelt haben, bis der Staat einzugreifen gezwungen war, zumal der künstliche Abortus bei den Alten nicht einmal unter allen Umständen als Verbrechen galt und deshalb geduldet war!

Ueber die Art und die Höhe der Bezahlung für gewöhnliche ärztliche Bemühungen ist aus griechischer Zeit nichts anderes bekannt, als daß ursprünglich von den Geheilten blos ein Geschenk gegeben ward, daß in spätern Zeiten aber über das Honorar vor der Uebernahme des Kranken ein Abkommen getroffen wurde. Die Hippokratiker thaten das letztere jedoch nicht, da sie aus Zartgefühl gegenüber den Angehörigen und den Kranken und aus Standesbewußtsein einen derartigen Handel zu schließen als nicht ehrenwerth betrachteten, trotzdem damals, wie gesagt, auch volle Gewerbefreiheit herrschte.

Was die Zahl der in Griechenland vorhanden gewesenen Aerzte betrifft, so lassen sich darüber nur Vermuthungen aufstellen. Aus der Anzahl der spätgriechischen ärztlichen Schriftsteller, sowie aus den Angaben über gewisse, stets mit Uebersetzung eines Faches verknüpfte Misbräuche scheint jedoch mit einiger Bestimmtheit hervorzugehen, daß Aerzte im Verhältnisse zur damaligen Bevölkerungszahl keineswegs seltener resp. geringer an Zahl im alten Griechenland vorhanden waren, als dies in unsern neuern Staaten der Fall ist, die fast alle mehr oder weniger an Uebersetzung mit Aerzten leiden.

Konnten wir soeben die Verhältnisse des ärztlichen Standes und seine Beziehungen zu den Leidenden und dem Staate, wie sie in Griechenland bestanden, schon als sehr ausgebildet erkennen, so ist dasselbe in nur noch erhöhterm Maße bei den Römern der Fall, obwol diese unselbständig und unproductiv wie ihre ganze Cultur ja war, kein selbständiges, aus ihrem eigenen Boden hervorgewachsenes ärztliches Personal zu erziehen im Stande waren, wenn man nicht etwa die Priester ihres eigenthümlichen Aberglaubens wenigstens als selbständige Anfänge eines solchen gelten lassen will. Diese Diener der römischer, in Bezug auf Bildung medicinischer Gottheiten so banausisch angelegter Phantasie entsprungenen Krätze-, Gestank-, Menstruations- u. dgl. Gottheiten sorgten in öffentlichen und privaten Fällen für die Wiederherstellung von betreffenden Krankheiten und Krankheitserscheinungen. Doch entwickelten sich die Priester, sowenig wie die römischen Vogelschauer und Eingeweidewahrsager, zu einem ärztlichen Stande weiter, sondern sie änderten sich im Gegentheil nur in Priester griechischer, phrygischer und dergleichen fremder Heilgottheiten um, während die eigentlichen Aerzte allgemach aus Griechenland herüberkamen, entweder als zu Aerzten erzogene Sklaven, Arzneihändler und dergleichen Leute, oder, und zwar viel später, als tüchtige, fertige praktische Aerzte

und Chirurgen. Diese bezeichnete man aber als „Leuteschinder" (carnifex), weil sie auch chirurgische Operationen ausführten, was den doch sonst im Blutvergießen nicht so sehr sparsamen Römern gar zu „barbarisch" erschien, zumal zwischen ihnen und den Griechen, ihren geistigen Ueberwindern, stets eine bald offen zu Tage tretende, bald mehr geheime Nationalfeindschaft bestand, die sich auch auf die griechischen Aerzte natürlicherweise erstreckte. Sagt doch der sich stets ganz unrömisch aufbauschende Plinius: „Diejenigen Römer, welche die Medicin zu erlernen anfangen, sind feile Ueberläufer zu den Griechen." Wie wenig Sinn für ärztliche Berufsthätigkeit aber auch die Römer in früherer Zeit gehabt haben können, dürfte aus dem Umstande zur Genüge hervorgehen, daß der Römer Menschenbesitz als Sachbesitz auffaßte, was aus folgendem drastischem Ausspruche des Sklavenzüchters und altclassischen Landwirths Cato hervorgeht: „Man verkaufe die alten Ochsen, schwach gewordenes Zugvieh, altes Geräthe — alte Sklaven, kranke Sklaven und dergleichen Dinge mehr!" Ja es erschien dem Stockrömer der ärztliche Beruf überhaupt eines „Edeln" unwürdig: „Die Würde des Römers gibt es nicht zu, daß er sich der Medicin widme!" Den gleich den Neurömern sparsamen, ja geldsüchtigen und geizigen Altrömer, der nebenbei wegen der Einfachheit seiner Bedürfnisse und Lebensweise wenig krankmachenden Einflüssen sich aussetzte, konnte zuletzt nur der materielle Nutzen dazu verleiten, nach Aerzten zu verlangen. So geschah es denn auch! Er bezog demgemäß aus Griechenland bereits zu Aerzten der niedersten Klasse allda erzogene Sklaven oder er ließ eigene Sklaven zu Aerzten dort so erziehen, wie er sie zur Erhaltung seiner erkrankten Sklaven zu Hause für brauchbar hielt und fand. Diese dem Sklavenstande noch angehörigen Sklavenärzte erlangten einen höhern Werth als die gewöhnlichen Sklaven (war einer der letztern z. B. 1000 Mark werth, so war ein Sklavenarzt um die Hälfte theuerer). Zudem konnte man sie an andere Sklavenbesitzer, die keine derartigen hatten oder auch die Fährlichkeiten einer Geldanlage für deren Erziehung nicht übernehmen wollten, vermiethen, was Gewinn versprach und brachte. Und so vermehrte sich allmählich die Zahl derselben merklich, theils aus Bedürfniß, theils aus Jagen nach Gewinn. Einzelne aber wurden frei, wodurch eine neue Art von Aerzten, die Aerzte aus dem Freigelassenenstande, erwuchs, die sogar zu Zwecken des Staates verwendet wurden, also schon eines ziemlich hohen Ansehens sich erfreuten, obgleich sie eigentlich darin nur den Hebammen, mit denen die Aerzte sich damals schon auf gutem Fuße hielten, gleichgestellt waren, die von jeher in Fällen zweifelhaften „Gesegnetenstandes" u. s. w. vor Gericht als Auskunftspersonen verwendet, dann aber immer zu fünfen zugezogen wurden, wobei die Mehrzahl der Stimmen entscheidend war.

Nachdem einzelne würdige Vertreter der Heilkunde aus Griechenland nach Rom eingewandert waren und das Bürgerrecht sowie das Recht, öffentliche Arzneibuden zu errichten, erhalten hatten, änderten sich die Verhältnisse dieser fremden Aerzte und sie stiegen in der Achtung des römischen Publikums mehr und mehr. Oeffentlichen resp. gesetzlichen Ausdruck erhielt dieselbe aber erst, als Cäsar allen Aerzten ohne Ausnahme das Bürgerrecht verlieh, obwol fast immer noch Griechen den Stand allein repräsentirten. Einen noch größern Aufschwung nahm die Stellung der Aerzte bei den Römern, als Augustus unter Musa's Behandlung von einer schweren Krankheit genesen war. Fast zu sehr wurden von jetzt an die Aerzte geehrt und begünstigt: man befreite sie von Abgaben und Lasten, obwol vorerst nicht durch gesetzliche Bestimmungen. Aber auch noch eine andere Folge hatte jenes ärztliche Glück, die man als folgereichste für den Stand der Aerzte unter den Römern betrachten kann, nämlich die Erwählung von ständigen Leibärzten.

Der kaiserliche Leibarzt führte die Benennung „Archiater palatinus", und hatte zugleich, wie es scheint, ein gewisses Aufsichtsrecht über die übrigen Aerzte. Den ersten Leibarzt ernannte Nero in Andromachus dem Aeltern. Die Zahl der Leibärzte wechselte

bei den spätern Kaisern, wie die der Hofbeamten überhaupt. Es trat, sobald mehrere vorhanden waren, eine Einreihung nach dem Dienstalter ein, so stets, daß der Neueintretende die unterste Stelle einnahm. Ihr festgesetzter Gehalt scheint im allgemeinen nicht bedeutend gewesen zu sein; einzelne jedoch genossen außer andern Vortheilen einen Jahrgehalt von 6000 Mark. Unter diese weitern Vortheile gehörte die Rangerhöhung im Hofstaate und gewisse Titel, ein Zeichen, wie sehr der nur aufs Greifbare gerichtete Sinn und die Selbstschätzung nach dem innern Werthe, wie sie bei den alten Römern vorhanden gewesen, allmählich geschwunden war. Die Palastärzte gehörten zu den Hofbeamten zweiten Ranges und wurden als solche mit Praesul spectabilis angeredet, was man mit Rücksicht auf ihre Beamtung etwa „wohlansehnlicher Medicinalvorstand" übersetzen könnte. Weiter aber fiel ihnen noch eine kleine Serie anderer Titel zu. So vor allem das Perfectissimat, eine Würde, die jedoch mit einer gewissen, sogar auf die Angehörigen übergehenden Abgabenfreiheit verbunden war. Man ertheilte dasselbe besonders den Archiatern, die gnädig ihres Dienstes entlassen wurden, als eine Belohnung. Nach und nach war dieser Titel auch käuflich zu haben, und man knüpfte deshalb an dessen Erlangung, damit er nicht allzu sehr in den Augen der Vernünftigen sinke, die Bedingung, daß der Träger desselben ein Freigeborener sei und keinem in den Augen der Römer allzu gewöhnlichen Erwerb obliege. Höher stand die Titelwürde eines „Comes", die den verschiedenartigsten Hof- und Staatsbeamten zufiel, und noch eine Anzahl sonderbarer Beititel mit sich brachte, z. B. „Comes der Thore Roms", „Comes des heiligen Kleides" und dergleichen sinnlose Bezeichnungen mehr. Diese Würde ward noch außer den wirklichen Leibärzten auch verdienten Gelehrten und hervorragenden Künstlern zutheil, war dabei in verschiedene Rangordnungen eingetheilt, als: Comes erster, zweiter u. s. w. Ordnung und brachte zugleich gewisse Freiheiten von Lasten u. s. w. mit sich. Eine Formel, unter welcher die Aerzte in diesen Titel eingeführt wurden, lautet: „Daher schmücken wir dich von gegenwärtiger Stunde an mit der Würde eines Comes der Archiater, damit du unter den Beherrschern (!) der Gesundheit ausgezeichnet dastehst und alle deinem Urtheilsspruche sich fügen, welche miteinander streiten. Groß ist die Stellung, sich Kluge unterthan zu wissen und unter jenen ehrwürdig zu werden, welche alle übrigen verehren. . . . Dem erfahrenen Archiater verkünde der Puls, was innerlich die Natur erduldet. Auch der Urin werde ihm gezeigt, damit er um so leichter im Besitze solchen Zeichens nicht allein auf den Schmerzensschrei des Leidenden höre . . . das Recht werde dir, uns durch Fasten zu ermüden, das Recht werde dir, gegen unser Verlangen Einsprache zu erheben u. s. w." Aber selbst zum „Herzog" konnte es ein alter Archiater bringen, was heute höchstens noch Kriegshelden und Staatsmännern gelingt! Traten die Leibärzte außer Dienst, so wurden sie „Leibärzte a. D." titulirt, oder traten oft noch in die Beamtung der Archiatri populares über, die gewinnreicher gewesen zu sein scheint als die vorige, sodaß jene sogar oft von ihrem Hofamte weg in diese sich versetzen ließen. Solche Staatsärzte waren weder unsern heutigen Kreisärzten gleich, noch unsern heutigen Professoren, noch unsern Stadt- und Gemeindeärzten, sondern vertraten diese alle zusammen unter Umständen in einer und derselben Person: sie mußten Unbemittelte umsonst zu Aerzten ausbilden, die Armen ihres Bezirkes unentgeltlich behandeln und staatlichen und gerichtlichen Anforderungen nachkommen. Ihre Zahl war seit Antonin dem Frommen sowol für Rom selbst als für die übrigen Städte des Reiches festgestellt: die kleinern sollten fünf, die größern sieben oder gar auch zwölf erhalten. Sie wurden von den stimmfähigen Bürgern und den Grundbesitzern gewählt, damit nach dem Werthe und nicht nach Gunst und Wahl der Mächtigen entschieden werde. War die Wahl geschehen, so unterlag sie noch der Bestätigung der künftigen Amtsbrüder des Gewählten, bei deren Abstimmung behufs Aufnahme in ihre Zunft absolute Stimmenmehr-

Digitized by Google

heit entſchied. War die Beſtätigung, der vielleicht noch eine Art Prüfung vorausging, geſchehen, ſo rückte der neue Staatsarzt zu unterſt in jene ein und es bedurfte keinerlei weiterer Genehmigung ſeitens der Staatsbehörde oder des Kaiſers, der nur bei den eigentlichen Leibärzten das nachträgliche Sanctionsrecht übte. Die Staatsärzte erhielten einen fortgeſetzten halbjährig auszuzahlenden Gehalt und daneben noch Zuſchüſſe ſeitens der Gemeinden in Form von Naturalien. Es konnten ihnen auf keine Weiſe dieſe Anſätze entzogen werden, eine Beſtimmung, welche ſogar die gothiſchen Nachfolger der römiſchen Kaiſer gewährleiſteten. Die Befreiungen von Laſten und Leiſtungen, welche die Archiater genoſſen, waren aber noch viel höher anzuſchlagen, als der wirkliche Gehalt dieſer Aerzte. Sie waren nämlich frei von Abgaben und Aemtern, ſowol öffentlichen als bürgerlichen, frei von dem Gebote der Gaſtfreundſchaft, konnten aus der Provinz nicht vor das Gericht des Kaiſers nach Rom berufen werden u. ſ. w. Beleidigungen aber, die ihnen zugefügt wurden, ſtrafte man nach dem Ermeſſen des Richters, nicht nach den von dem Geſetze normirten Sätzen. Die Archiater waren jedoch abſetzbar, falls die Gutachten berühmter Collegien derart ausfielen, daß Pflichtverletzung oder Unfähigkeit vorliege. Derartige Collegien bildeten die ſämmtlichen Archiater einer Stadt. Die Verhältniſſe der gewöhnlichen praktiſchen Aerzte im Römerreiche ſind bei weitem weniger bekannt als die der Archiater. So viel aber weiß man, daß ſie unter der Aufſicht dieſer ſtanden und ihr Honorar, ſobald ſie zu den Freien gehörten, einklagen konnten. Sie genoſſen anfangs dieſelben Privilegien wie die Archiater, man ſchmälerte ſie aber ſpäter, obwol ihnen ſtets eine ehrenvolle Stellung gewährleiſtet blieb, beſonders wenn ſie ſich in ihrer Vaterſtadt niedergelaſſen hatten.

Durch die dem ärztlichen Stande im Laufe der Zeit erwachſenen, wenn auch für die gewöhnlichen praktiſchen Aerzte vielfach wieder geminderten Vortheile wurde die Menge der Aerzte alsbald eine ungeheuere. Daraus entwickelte ſich wieder ein Uebelſtand, der auch heute ſich zeigt, das Auftreten von Specialiſten aller Art, welche, ohne ausgezeichnete Detailkenntniſſe auf beſondern Gebieten zu beſitzen, meiſt nur die an den betreffenden Plätzen noch fehlenden ärztlichen Geſchäftsfächer und Firmen vertraten. So gab es unzählige Augenärzte, deren Töpfchen mit Firmaſtempeln man noch vielfach in frühern Lagern der Heere ſelbſt in Deutſchland und England gefunden hat, Ohrenärzte, Zahnärzte, Frauenärzte, Waſſerärzte, Aſtrologen, Weinärzte, Milchärzte, Kräuterärzte, Hautärzte, Heilgymnaſtiker, Fiſtelärzte, Schönheitsärzte, Haarärzte u. ſ. w. — wie man ſieht, faſt noch mehr Arten als in der heutigen Zeit! Und wie Schlimmes das Schlimmere ſtets nach ſich zieht, ſo kamen dann auch neben den Auswüchſen der ärztlichen Thätigkeit die ſchlimmen Folgen der durch jene mehr und mehr gefährdeten äußern Exiſtenz zu Tage, welche letztere zu allen Zeiten noch ganz beſonders deshalb eine ungewiſſe bei den Aerzten war, weil die Reſultate ihrer Thätigkeit mehr oder weniger von dem Glücke des einzelnen und dem Zufalle, der dieſem gut endende Fälle zuführt, während er den andern Nieten ziehen läßt, abhängig ſind, wenn auch Geſchick und Geſchicklichkeit einiges in die Hand des Arztes legen. Das Publikum urtheilt von jeher in ſeiner größten Mehrzahl nach Empfehlungen, ſogenanntem Ruhme, der oft auf äußern Dingen fußt, dann nach den Manieren und dem Erfolge in der Geſellſchaft, und trennt dieſe nicht von der Kunſt des Arztes. Darüber klagt ſchon der ſeinem Berufe aufrichtig ergebene gelehrte Arzt Galen und gibt hiermit ſicher nur den Gedanken der beſſern Aerzte ſeiner Zeit den rechten Ausdruck: „Wer ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, erſcheint als ſinnlos. Nur diejenigen gelten etwas, welche des Morgens ihre Patrone aufſuchen, um Abends zum Eſſen eingeladen zu werden. Das Publikum ruft nicht die beſten Aerzte zur Hülfe herbei, ſondern diejenigen, welche ſeinen Launen fröhnen", ſodaß alſo bei den Römern Schmarotzen und grundſatzloſe „Behandlung" die

meiſten zum Ziele führten, Geld und ſogenannte Ehre zu erlangen, worüber Galen faſt allzu bitter klagend weiter ausruft: „Zwiſchen Räubern und Aerzten iſt kein anderer Unterſchied, als daß jene im Gebirge, dieſe in Rom ihre Miſſethaten begehen.“ Freilich gab es unter den zahlreichen Aerzten jener Zeit auch höchſt verwerfliche Subjecte!

Das Honorar für den gewöhnlichen Krankenbeſuch war nicht hoch normirt und dennoch höher als im allgemeinen bei uns: es betrug etwa ¾ Mark. Deshalb gab es aber auch damals ſchon ein wahrhaftes ärztliches Proletariat. Manche griffen denn auch wegen der Ueberfüllung und ſchamloſen Concurrenz zu andern Beſchäftigungen, einzelne waren gezwungen zu niedrigen Dienſten zu greifen, z. B. Gladiatoren zu werden. Die beſſern Aerzte ließen ſich jedoch viel höher bezahlen, da ſie ſolche niedere Lohnzahlung ihrer unwürdig anſahen. So erhielt z. B. Galen für eine Cur etwa 9000 Mark; andere aber konnten ihre Vaterſtadt mit Mauern umgeben und dennoch ein Vermögen von 1,200000 Mark hinterlaſſen, andere gar durfte man um 2,200000 Mark ſtrafen, ohne daß ſie ruinirt waren!

Die Beſuche geſchahen oft in Begleitung zahlreicher Schüler, ſodaß ein Satiriker einen Kranken ausrufen läßt:

Wenig unwohl fühlt' ich mich nur, o Arzt, doch da kamſt du
Mit einhundert Studenten zumal, die mit eiſigen Händen
Taſteten an mir herum. Und übler ward mir zur Stunde:
Spürt' ich von Fieber gar nichts vorher, ſo hab' ich's jetzt gründlich!

Neben den Aerzten gab es Aerztinnen — Hebammen haben wir ſchon genannt —, dann Bader, Gladiatorenärzte, Theaterärzte, Kräuterhändler und Kräuterhändlerinnen, die alle entweder in Ehren, meiſt jedoch in großen Unehren in der beſſern Aerzte Praxis pfuſchten, da dieſe freigegeben war. Das düſterſte Bild ſolcher Thätigkeit lieferten die pfuſchenden Weiber und alten Metzen, denen kein Laſter vom Bereiten von Liebestränken an bis zum Kinderausſetzen fremd war. „Sobald eine Frau ſich Mutter fühlte, umſchwärmten dieſe Weiber dieſelbe und vermochten ſie mit allen Arten von Verführungskünſten, ihrer Schönheit das Kind zum Opfer zu bringen.“ Sie befaßten ſich daneben mit Wahrſagen, magiſchen Curen u. dgl. „Indem Prosper an dem viereckigen Thurme der weſtlichen Seite des Circus vorüberging, fühlte er ſeine Hand von einer andern gepackt, mit einer Kraft, gegen die er nicht anzukämpfen vermochte; eine Frau, nothdürftig mit einer zerfetzten Tunica bekleidet, zog ihn unter eins der tiefen Gewölbe. Soweit er es in der Dunkelheit beurtheilen konnte, ſchien ihm die Frau noch jung und einmal ſchön geweſen zu ſein. Hier ſtellte ſich ein fremdartiges Schauſpiel dar. Auf dem vorſpringenden Knaufe glänzte eine Lampe aus einem Todtenkopfe hervor. Beim düſtern Scheine, den dieſer ſonderbare Beleuchtungsapparat von ſich gab, ſah er auf einem Tiſche einen runden Carton ausgebreitet mit den Zeichen des Thierkreiſes bemalt. Eine ſchmuzige Schriftrolle lag daneben, als Titel die Worte tragend: «Ephemeriden.» Die Saga Canidia vollzog in dieſer Höhle ihre Wahrſagungen.“

Doch verlaſſen wir dieſe düſtern und unheimlichen Bilder menſchlicher Verkommenheit, wie ſie nur bei den ſchon entarteten Römern vorkommen konnten, und wenden wir uns zu einer erfreulichern Erſcheinung in dem Medicinalweſen derſelben, wir meinen die Militärſanitätsverfaſſung!

Schon früher gab es einzelne Militärärzte bei den Römern, die aber vorzugsweiſe als Leibärzte der Feldherren aufgefaßt werden können. Wahrſcheinlich erſt ſeit Auguſtus wurden aber eigentliche Feldärzte den Heeren und Lagern zugetheilt, desgleichen hatte in den Zeiten der Kaiſer auch die Flotte ihre Aerzte, und zwar gehörte zu jedem Dreiruderſchiff ein Arzt. Als Auszeichnung und Belohnung erhielten einzelne dieſer Marineärzte

doppelten Sold. Daſſelbe geſchah wol auch bei den Aerzten des Landheeres, bei welchem auf jede Legion von 4200 Mann ein Legionsarzt und auf jede der 10 Cohorten ein Cohortenarzt kam (nach andern gar vier). Sie hatten Unteroffiziersrang für immer, genoſſen jedoch die Privilegien der übrigen Aerzte. Ueber die Höhe ihres Soldes iſt nichts bekannt, als daß er wol in Geld und Naturalien beſtanden haben mag. Jeder Soldat aber führte in frühen Zeiten ſchon die nöthigſten Verbandſtücke mit ſich, damit der Nothverband dem Verwundeten von ſeinen Kameraden angelegt werden könne, bis er in eigenen Verwundetenzelten oder in benachbarten Städten untergebracht und behandelt werden konnte. Dieſe Verwundeten genoſſen beſonderer Berückſichtigung, ſodaß damals ſchon Feldherren und Kaiſer deren Zelte und Lagerſtätten bisweilen beſuchten.

Das Feldſanitätsweſen des römiſchen Heeres war aber auch darin bereits geordnet, daß es Roßärzte enthielt, welche die verwundeten Pferde zu pflegen hatten. Noch einige andere vorzügliche Einrichtungen werden wir bei Beſprechung der Zuſtände der ärztlichen Praxis der mittlern Zeit kennen lernen.

Aus der vorſtehenden, dem Rahmen dieſer Zeitſchrift entſprechend ausgeführten Skizze der Verhältniſſe des ärztlichen Standes bei den untergegangenen und den in Bezug auf Medicin entwickelungslos verharrenden Völkern, dürfte ſo viel erſichtlich geworden ſein, daß derſelbe eine der früheſten — wenn nicht die früheſte — Errungenſchaften der Cultur eines jeden Volkes iſt, daß ſeine Beziehungen mit der höhern Entwickelung der Völker gleichen Schritt halten, danach ſich mannichfaltiger und höher geſtalten, leider aber zugleich daß auch er an den Gebrechen aller und jeder Cultur theilnimmt, die eine gewiſſe Höhe erreicht oder überſchritten hat, an Gebrechen, die ſeiner einſchneidenden Bedeutung wegen um ſo mehr in die Augen fallen, beſonders da er durch das Publikum zu einem großen Theil, den man dann noch den Aerzten als Schuld zurechnet, in dieſelben hineingezogen wird; denn auf keinem Gebiete ward von jeher ſo ſehr dem Aberglauben wie auf dem ärztlichen gefröhnt, im allgemeinen auch nirgends ſo leichthin zu Werke gegangen, als wenn man ſeine Aerzte oder vielmehr die, welche man dafür zu zeiten hielt, ausſuchte, um ihnen Geſundheit und Leben anzuvertrauen, wie ſchon die einfache Exiſtenz der zahlreichen Charlatane und Quackſalber beweiſt, die wir unter Griechen und Römern fanden. Die Stellung des wahren Arztes ward von jeher durch ſolches Thun natürlich noch doppelt und dreifach ſchwieriger, da er ja an und für ſich ſchon das ſchwierige, in gar manchem Falle von vornherein ganz ausſichtsloſe Bemühen vertritt, die Menſchen möglichſt lange fern zu halten von der Zeit, da keiner mehr wirken kann, von der ewigen Ruhe und Nacht des Todes!

Chronik der Gegenwart.

Todtenschau.

Die deutsche Dichtkunst hat in jüngster Zeit herbe Verluste erlitten. Kaum hat sich das Grab über Fritz Reuter geschlossen, und schon stehen wir an der Bahre eines zweiten deutschen Dialektdichters von Bedeutung.

Franz Stelzhamer ist am 14. Juli 1874 zu den Todten gegangen. Im Dorfe Großpiesenham bei Ried im Innviertel am 29. Nov. 1802 geboren, wurde er in einer Dorfschule in den Elementen des Wissens unterrichtet. Von seinem 14. bis 20. Jahre besuchte er das Gymnasium und Lyceum zu Salzburg, wo er sich mit großem Eifer und anhaltendem Fleiße den Studien ergab, sodaß er in verhältnißmäßig kurzer Zeit viel lernte. Sein Vater wollte ihn zum Geistlichen machen, ein Plan, der bei dem entschieden auf das Weltliche gerichteten jungen Manne auf entschlossenen Widerstand stieß. So ging denn Franz gegen seines Vaters Wunsch und Willen nach Gratz und ließ sich an der dortigen Universität als Studiosus der Rechte inscribiren. Nach absolvirtem Studium ging er nach Polen in das Haus eines Grafen, wo er den Funetionen eines Lehrers oblag. Im Jahre 1830, nachdem er jenen Pflichten ein Jahr hindurch sich gewidmet hatte, finden wir ihn in Wien. Er hatte nämlich inzwischen den Entschluß gefaßt, sein nicht unbedeutendes Talent zur Malerei in der Metropole des Kaiserreiches auszubilden. Er wurde Schüler der dortigen Malerakademie. Mangel an Geldmitteln zwang ihn indessen bald, diese Bestrebungen wieder aufzugeben. Um diese Zeit entstand, angeregt durch eine unglückliche Liebe, sein später berühmt gewordenes hochdeutsches Gedicht „Liebe", welches sich im dritten Bande seiner Gedichte (Stuttgart) befindet. Dem Wunsche seines Vaters nachgebend, begab er sich nunmehr nach Linz, wo er anfing Theologie zu studiren. In seinen Mußestunden aber schrieb er, dem innern Drange folgend, eine große Anzahl seiner Gedichte in oberennsischer Mundart, die sehr bald im Innkreise eine gewisse Popularität erreichten und vielfach, namentlich von des Dichters Freund Zöhren, des Conventuals des Stiftes Reichensberg, in Musik gesetzt wurden. Inzwischen waren unsers Dichters theologische Kenntnisse so weit gediehen, daß er sich zum Examen melden zu können glaubte. Allein eine allzu freie Antwort, welche er auf die Frage über das Wunder der Vermehrung der Brote und Fische gab, zog ihm so scharfe Rüge zu, daß er den Prüfungssaal auf Nimmerwiederkehr verließ. Er wandte sich nunmehr nach Passau, wo er Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe wurde, an deren Spitze einer seiner Schulkameraden stand. Zugleich bekleidete er bei dieser nichts weniger als auf großem Fuß lebenden Künstlergesellschaft das Amt eines Dramaturgen, indem er Stücke à la Raimund schrieb. Als schon nach dreiviertel Jahren der Director der Gesellschaft infolge von finanziellen Calamitäten seine Kunstbestrebungen aufgeben mußte, war Franz in recht peinlicher Lage, und die Frage: woher das Nöthige nehmen, um zu leben, löste er dadurch, daß er an sein „Müederl", d. h. an seine gute Mutter, schrieb. Ein Retter in der Noth kam diese gen Passau gewandert — zwölf Stunden erforderte die Fußwanderung — und zahlte im Gasthause die Rechnung für den Sohn, ihren letzten Sparpfennig hingebend. Mit der braven Mutter schied er im März 1835 von Passau und wanderte nach Schärding, wo er sich von seinem „Müederl" trennte, da diese wieder zum Vater heimkehren mußte. Er hat ihr Lob in dem Gedicht „Mein Müederl" gesungen. Nachdem er dann in der Person des k. k. Hofbuchhändlers Peter Rohrmann einen Verleger für seine Gedichte gefunden, ging er ins Aelternhaus zurück, um dort in Ruhe die letzte Hand an sein Manu-

ſcript legen zu können. Der bis dahin wegen der zielloſen Carrière des Sohnes erzürnte Vater war nun verſöhnt. Im Jahre 1837 erſchien der erſte Band ſeiner Lieder in oberenſiſcher Mundart bei dem obenerwähnten Peter Rohrmann in Wien. In ihrer rührenden Einfachheit hat die Widmung dieſes erſten Bandes etwas ungemein Charakteriſtiſches für den Dichter. Sie lautet: „Z'erſt máná gueten Muedá, aſt mán Schulkamerad'n und ihnán Kinnern." Das kleine Buch umfaßt 72 Gedichte verſchiedenen, meiſtens biographiſchen Inhalts. Den Spott, welchen ſeine Landsleute über ihn, als er anfing zu dichten, ausgegoſſen, zahlt er ihnen heim in dem Gedicht: „Nemo propheta", in dem es heißt: „Enka gſchien gadö Weis han i g'lernt und á Ruech bin i wore, áz wir ös und han's b'ſchriebe in án Buech; und das Büechl wird gekaft von dór herriſch'n Welt, über enk wird brav g'lacht, awá mir tragt's rund Geld!" Seine Gedichte machten den „Franz von Pieſenham" allgemein im Lande bekannt. Im Jahre 1844 erſchien der erſte Band ſeiner Gedichte in zweiter Auflage und gleichzeitig eine zweite Sammlung ſeiner Poeſien, welche Stelzhamer im Sommer 1841 vollendet hatte, bei demſelben Verleger; fünf Jahre ſpäter folgte dann der dritte Band (Regensburg). Inzwiſchen waren noch andere Dialektdichter in Oeſterreich aufgetreten, ſo K. A. Kaltenbrunner, J. G. Seidl, Freiherr von Kobell, Freiher von Klesheim, Fr. Tiſchka und J. M. Schottky. Dennoch fanden Stelzhamer's Gedichte zahlreiche Leſer. In München, wohin er auf Veranlaſſung des Miniſters von der Pfordten gegangen war, hielt er im Theater und am Hofe Vorleſungen und erntete reichen Beifall. Neben ſeinen Dialektdichtungen publicirte er nun auch Proſaſchriften in hochdeutſcher Sprache. So erſchienen von ihm im Jahre 1845 bei J. G. Manz in Regensburg: „Mein Gedankenbuch", „Sebaſtian der Spaziergänger, ein Novellencyklus", und „Novellen". Ein Jahr darauf ließ er bei J. Heckenaſt in Peſth zwei Bände: „Heimgarten" und „Jugendnovellen", erſcheinen, welche Werke indeſſen bei weitem nicht den Beifall und die Verbreitung ſeiner mundartlichen Schöpfungen fanden. Er ärgerte ſich, wie er ſich ausdrückt, über „die Meinung der jüngern Freunde und Verehrer, von welchen ein Theil in ſeiner Frömmigkeit und Sanftmuth glaubt, ich könne außer meinen oberenſiſchen Liedern nichts ſchreiben; der andere aber aus Klugheit und Vorſicht meint und mir inſtändig anräth und einſchärft, ich ſollte ja doch, den allwöchentlichen Waſchzettel etwa ausgenommen, nichts Hochdeutſches ſchreiben, um mein erlangtes Nämchen nicht zu erſchüttern." Seine Werke: „Buntes Buch" (1853) und „Liebe" (1855), fanden ebenfalls kaum ein Publikum. Er verheirathete ſich am 14. Aug. 1846 zu Linz mit Anna Barbara Reyß aus Jechnitz in Böhmen. Im ruhigen Glück der Häuslichkeit gediehen ihm noch manche poetiſche Früchte. Es war der Geiſt des Revolutionsjahres 1848, welcher ihn zur Abfaſſung ſeiner „Politiſchen Lieder" in oberenſiſchem Dialekt begeiſterte. Noch in demſelben Jahre verließen ſie die Preſſe. Damals verfaßte er auch ſeine beiden erſten Luſtſpiele: „Die Ehre des Regiments" und „Faſchingsdienstag", welche beide ungedruckt blieben und von denen das erſte mit Beifall über die Bühne ging, das zweite aber von der Cenſur verboten wurde. Inzwiſchen hatte Stelzhamer ſich nach Ried zurückgezogen, wo er die Idylle in Hexametern: „D'Ahnl", dichtete, die vielen Beifall fand. Im Jahre 1852 reiſte er nach München und Stuttgart, wo er das obenerwähnte „Bunte Buch", „Gambrinus, humoriſtiſches Taſchenbuch" und zwei Bände „Jugendnovellen" publicirte. Er nahm nunmehr in Salzburg ſeinen Wohnſitz und verlor hier ſeine Gattin, die erſt 38 Jahre alt war. Da er ſein einziges Kind ſchon mehrere Jahre zuvor begraben hatte, ſo war der arme Mann nun wieder ganz allein. Er lebte jetzt abwechſelnd in Linz, Braunau, Salzburg und an andern Orten; mitunter mit Nahrungsſorgen kämpfend, hieß er die Jahresſubvention, welche ihm im Jahre 1862 der oberöſterreichiſche Landesausſchuß zutheil werden ließ, ſehr willkommen. Dieſelbe beſtand in 400 Fl. (ſeit 1872 in 500 Fl.). Auch erhielt er durch einen Staatsminiſterialerlaß im Jahre 1864 aus dem Künſtlerſtipendium eine Penſion von 600 Fl. Im Jahre 1868 verheirathete er ſich zum zweiten mal mit Thereſe Pammer, einer geborenen Salzburgerin. Er ließ ſich mit ihr in Henndorf nieder, wo er an ihrer Seite glückliche Jahre verlebte und ſich ein ſtilles, friedliches Familienleben gründete. Im Jahre 1864 hatte er den vierten Band ſeiner mundartlichen Gedichte in Linz erſcheinen laſſen. Eine in Angriff genommene Geſammtausgabe ſeiner Werke kam nicht zur Ausführung. Als der würdige Dichter im November 1872 70 Jahre alt wurde, da feierte man in Wien, Iſchl, Linz,

Digitized by Google

Böcklabruck, Salzburg und andern Städten Oesterreichs diesen Jubeltag mit Hingebung und Begeisterung, was den Greis mit unsagbarer Freude erfüllte. Von nah und fern gingen Beglückwünschungen an ihn ein; die Schillerstiftung sandte ihm die in Gold geprägte Ehrenmedaille. In den letzten Jahren hat der hochbetagte Dichter nur noch weniges geschrieben. Am 7. Juni 1874 zog er sich eine Erkältung zu, infolge welcher er nach fünf Wochen schweren Lagers starb. Auf dem Dorfkirchhofe fand er die letzte stille Ruhestätte. Eine treffliche biographische Skizze über Stelzhamer hat J. E. Engl (Salzburg) geschrieben, der wir in Obigem gefolgt sind.

Von namhaften Vertretern der Politik sind unter andern jüngst zwei verstorben.

Der als Oberbefehlshaber der Sonderbundstruppen seinerzeit oft genannte Johann Ulrich von Salis-Soglio ist am 28. April 1874 in seiner Vaterstadt Chur aus dem Leben geschieden. Geboren am 16. März 1790, wurde er zuerst für den Kaufmannsstand bestimmt und trat in bairische Dienste. Unter dem Fürsten Wrede machte er als Offizier der Cavalerie die Feldzüge von 1813 und 1814 mit Auszeichnung mit; namentlich bei Hanau und Brienne erntete er durch seltene Bravour verdiente Lorbern. Beidemal wurde er nicht unerheblich verwundet. Im Jahre 1815 finden wir ihn als Hauptmann eines schweizerischen Infanterieregiments in der holländischen Armee. Er blieb derselben getreu, auch als die Schweizerregimenter aufgelöst wurden. Erst im Jahre 1840 verließ er diesen Dienst. Im Jahre 1844 war ihm durch die Tagsatzung der Oberbefehl über die nach dem Wallis aufgebotenen Interventionstruppen übertragen worden. In weitesten Kreisen wurde sein Name bekannt, als er im Jahre 1847 die ehrenvolle Ernennung zum Oberbefehlshaber der Sonderbundstruppen annahm und seine soldatische und strategische Tüchtigkeit in dem Treffen bei Gislikon am 23. Nov., in dem er verwundet wurde, glänzend bewährte. Er verbrachte nunmehr mehrere Jahre auf Reisen im Auslande und nahm dann seinen Wohnsitz in seiner Geburtsstadt Chur, ohne jemals wieder in hervorragender Weise in das öffentliche Leben hinauszutreten.

Neben Salis-Soglio nennen wir einen andern Politiker, welcher, in einem andern Lande und in einem andern Sinne, sich durch ähnliche Energie in der Verfolgung seiner Ziele auszeichnete. Wir meinen den serbischen Exminister Ilia Garaschanin. Er ist am 22. Juni 1874 zu Belgrad gestorben. Er wurde zu Garascha, einem Dorfe im Bezirk Kragujewatz, im Jahre 1807 geboren. Seine Vorbildung erwarb er sich im Auslande und erhielt bald nach seiner Heimkehr eine hervorragende Stellung im öffentlichen Dienste. Er betheiligte sich an dem Aufstande, der durch die Machinationen des Fürsten Milosch Obrenowitsch hervorgerufen wurde. Als Obrenowitsch infolge dieses Aufstandes zu Gunsten seines Sohnes Michael abdankte, mußte Garaschanin mit den übrigen Anhängern der Opposition Serbien verlassen. Zwei Jahre später kehrte er indessen nach Belgrad zurück, da die russisch-türkische Vermittelung die Zustände Serbiens bedeutend gewandelt hatte. Im Herbste des Jahres 1842 wurde das Haus der Obrenowitsch gestürzt und Alexander Karageorgewitsch zum Fürsten erhoben. Garaschanin, der zur Ermöglichung dieses Schrittes durch mannichfaches thatkräftiges Eingreifen lebhaft beigetragen hatte, wurde von dem neuen Regenten zum Minister des Innern ernannt. Seine Reformen bezogen sich namentlich auf die Rechtspflege. Auch dem öffentlichen Unterricht widmete er sein Nachdenken und machte mancherlei Verbesserungen in Betreff desselben. „Er bethätigte dadurch jene weiter blickende Einsicht, welche in Erkenntniß der allgemeinen Weltlage der Nation für künftige Zeiten zu bilden und zu stärken suchte, gegen panslawistische und türkenfeindliche Zumuthungen aber sich ablehnend verhielt", heißt es in einer Beurtheilung der politischen Bethätigung Garaschanin's. Nachdem er im Jahre 1852 an die Spitze der Verwaltung getreten, strebte er den orientalischen Unruhen gegenüber die Ruhe und Parteilichkeit des serbischen Staats zu bewahren. Als aber die russische Partei sich mit Garaschanin's Haltung unzufrieden und das Volk, von dieser Partei aufgereizt, sich gegen ihn erbittert zeigte, mußte der verdiente Mann auf den Wunsch des Fürsten Serbien verlassen und ins Ausland gehen. Er kehrte jedoch im Jahre 1857 wieder nach Belgrad zurück, da die Antipathie gegen den Fürsten inzwischen größere Dimensionen angenommen hatte. Er übernahm nunmehr wiederum das Ministerium des Innern. Im Jahre darauf trat indessen die lange vorausgesehene Entsetzung Alexander Karageorgewitsch's

infolge eines einmüthigen Beschlusses der Landesversammlung ein, und Milosch der Aeltere wurde abermals zum Fürsten erhoben. Nunmehr räumte Garaschanin seinen Posten und lebte eine Zeit lang in Zurückgezogenheit. Schon 1860 ereilte der Tod den ältern Milosch, und sein Sohn Michael folgte ihm in der Regierung nach. Dieser übergab Garaschanin alsbald wieder einen Theil der Staatsregierung, da er dessen ausgezeichnete Talente schätzen gelernt hatte. Seit dem Frühlinge 1862 stand Garaschanin als Ministerpräsident an der Spitze des serbischen Staates, bis er abermals in das Privatleben zurücktrat.

Wir reihen hier noch den Nekrolog eines Geschichtsforschers von seltenem Fleiße an. Am 5. Oct. 1874 starb auf seinem Stammgute Schilsa bei Weißensee der Landrath Freiherr Friedrich Bernhard von Hagke, der als tüchtiger Beamter und Forscher im Gebiete der thüringischen Geschichte sich große Verdienste erworben hat. Er suchte nach allen Seiten hin, um seines Amtes in der rechten Weise wahrzunehmen, sich die Geschichte seines Kreises und der ganzen Landschaft, zu welcher er gehörte, zum Verständniß zu bringen. Aus diesem Bedürfnisse heraus entstand zuerst das für locale Geschichte wichtige Buch: „Historisch-statistisch-topographische Beschreibung des weißenseer Kreises" (1863). Daran schloß sich im Jahre 1867 ein umfänglicheres Werk: „Urkundliche Nachrichten über die Städte, Dörfer und Güter des Kreises Weißensee. Beitrag zu einem Codex thuringiae diplomaticus" (Weißensee 1867). Auch diese Schrift zeugt von umfassenden mühevollen Studien, die der Verstorbene der thüringischen Geschichte zuwandte. Mit den Vereinen für thüringische Geschichte in Jena und Halle stand er in lebendiger Verbindung und suchte überall die heimischen Studien zu unterstützen. Auch zur Ordnung der Archive gab er eine kleine Schrift heraus, die es darauf abgesehen hatte, die Principien aufzustellen, nach denen man bei Errichtung und Ordnung der Archive im Deutschen Reiche zu verfahren habe.

Friedrich Bernhard von Hagke, der einzige Sohn des Freiherrn von Hagke, königlich sächsischen Majors der Cavalerie, wurde am 15. Febr. 1822 in Pegau in Sachsen geboren, wo sein Vater in Garnison stand. Seine Kinderjahre verlebte der Verstorbene in Schilsa. Da ursprünglich für ihn die militärische Laufbahn in Aussicht genommen war, wurde er 1837 der Divisionsschule in Erfurt übergeben; doch nach dem im Jahre 1838 erfolgten Tode seines Vaters beschloß er, sich den Studien zuzuwenden, und besuchte zuerst das unter Rost's Leitung in großem Ansehen stehende Gymnasium in Gotha, dann die Realschule in Nordhausen. Im Jahre 1841 bezog er die Universität Göttingen, um sich juristischen und kameralistischen Studien zu widmen, später ging er nach Bonn. Nachdem er seine Studien beendigt hatte, bereiste er Belgien und lebte dann ein Jahr in Genf, um sich die französische Sprache gründlich anzueignen. Im Jahre 1849 verwaltete er auf kurze Zeit das Landrathsamt des weißenseer Kreises provisorisch, trat im Jahre 1850 als Hülfsarbeiter der königlichen Regierung in Erfurt ein und wurde 1852 Landrath in Weißensee. Das Jahr 1854 führte ihn mit seiner Gemahlin nach Schweden und Norwegen. Bald nach der Rückkehr von dieser Reise stellten sich wahrscheinlich infolge einer Erkältung im Hochgebirge Rückgratsleiden ein. Er suchte Heilung in Gastein, Wildbad und andern Bädern, fand sie aber nicht und ging deshalb auf Anrathen der Aerzte 1862 nach Madeira. Gekräftigt, aber nicht geheilt kehrte er zurück. Die großen politischen Ereignisse des Jahres 1866 führten ihn einem politischen Wirkungskreise zu; er wurde Mitglied des Norddeutschen Reichstages, schloß sich der freiconservativen Fraction an und betheiligte sich mit vollster Hingebung an der Umwandlung der Dinge. Besonders hervorgehoben zu werden verdient sein Antrag auf Reform des Archivwesens und die Wiederherstellung eines deutschen Reichsarchivs. Hatte er doch aus eigener Erfahrung bei seinen historischen Arbeiten die mangelhaften Einrichtungen der Archive kennen gelernt! Leider nahm seine Krankheit mit den Jahren zu, sodaß es ihm nicht möglich war, 1871 ein Mandat zum Reichstage anzunehmen, obgleich er sich auch der Erfolge der deutschen Waffen und der endlich erfolgten Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches in hohem Maße erfreut hatte. Wie sehr er sich für die Neugestaltung der Verhältnisse interessirte, geht besonders auch noch daraus hervor, daß er mit größter Anstrengung der Einführung der neuen Kreisordnung sich widmete. Dies sollte seine letzte Arbeit sein. Er erkrankte von neuem, konnte aber trotz des Gebrauchs von Wildbad Genesung

nicht finden. Ruhig und sanft verschied er am 5. Oct. 1874. Der Verstorbene war ein echter Edelmann, der mit umfassender Bildung ein wirklich vornehmes Wesen verband. In dem Kreise, dem er lange Jahre eine erfolgreiche Thätigkeit widmete, wird sein Andenken bleibend sein, aber auch für die Geschichte des thitringer Landes hat er sich große Verdienste erworben.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Wir haben heute zunächst über eine geographische Entdeckung von größter Wichtigkeit, Cameron's Entdeckung des Tanganjikaausflusses, zu berichten, mit welcher zugleich die Nilquell- und die Congoquellfrage im wesentlichen entschieden sein dürften. Seitdem der große See Tanganjika, das Herz des südafrikanischen Continents, am 13. Febr. 1858 von Speke und Burton entdeckt wurde, ist die Frage seines Abzugs stets ein Problem gewesen, das fortwährende Erörterungen der Geographen veranlaßt hat. Speke und Burton fanden bei ihren Erforschungen des Sees, daß sämmtliche an seinen Ufern sichtbare Gewässer sich in ihn ergießen, und erklärten, daß kein Abzug vorhanden sei, das Gleichgewicht gegen die Einströmung müsse sich durch Verdunsten herstellen. Weshalb der See nicht versalze, sondern vollkommen frisches Wasser führe, blieb dabei räthselhaft. Sir Samuel Baker behauptete, daß der an der Nordseite des Sees mündende Fluß Rusisi sich nicht, wie Burton angab, in den Tanganjika ergieße, sondern aus ihm in den großen See Albert-Njansa fließe, wonach denn der Tanganjika die Hauptnilquelle wäre. Beide Anschauungen fanden zahlreiche Vertreter.

Cameron kam am 21. Febr. 1874 am Tanganjika an. Zunächst setzte er sich in Udschidschi in Besitz der dort verbliebenen Tagebücher und der Karte Livingstone's und sandte dieselben durch sichere Hand nach Zanzibar, von wo sie dann nach England gelangten. Sodann stellte er als Grundlage für die fernere Aufnahme die Position Udschidschis durch eine Reihe genauer Vermessungen fest in 4° 58′ 3″ südl. Br., 30° 4′ 30″ östl. L. nach Greenwich, für den Spiegel des Tanganjika ergab sich 2710 Fuß absolute Höhe. Er verwandte darauf zwei Monate auf die Beschiffung des Sees, zu welcher er sich ein Boot mit Segel und 14 Rudern angeschafft hatte. Er fuhr im März von Udschidschi ab nach Süden, untersuchte an der Ostseite einen Fluß nach dem andern und überzeugte sich, daß sie sich sämmtlich in den See ergießen. Er untersuchte dann in gleicher Weise die Westseite und fand endlich an einer Stelle, wo Burton und Livingstone wiederholt vorbeigekommen waren, nämlich 25 englische Meilen im Süden der Kafeugeinseln, einen Fluß, der den Abzug des Sees bildet, am 3. Mai 1874. Der Fluß führt den Namen Lukuga. Das Seewasser setzt mit der langsamen Strömung von 1,2 Knoten in der Stunde in den Fluß, den Cameron 5 englische Meilen weit hinabfuhr, wo er durch dichte Massen von schwimmendem Gras und riesiges Schilf gehemmt wurde. Der am Lukuga wohnhafte Häuptling, ein freundlicher und intelligenter Mann, theilte Cameron mit, daß der Lukuga sich in den Lualaba ergieße. Weil Cameron im Boote nicht weiter gelangen konnte, so kehrte er nach Udschidschi zurück, um dort Vorbereitungen zur weitern Fortsetzung seiner Forschungsreise zu treffen.

Der Lualaba, welchen man jetzt ziemlich allgemein für den obern Quellfluß des mächtigen Congo hält, wird nach Mittheilungen, welche Cameron von den Arabern erhielt, unterhalb Njangwe, der fernsten von Livingstone erreichten Stelle, Ugarauwa genannt. Einer der arabischen Kaufleute war dem Flusse 55 Tagereisen gefolgt und hatte eine Stelle erreicht, wo große Seeschiffe und weiße Kaufleute sich befanden, die einen großen Handel in Tschitschitschi (Palmöl) trieben, d. h. er war am untern Congo angekommen. Cameron hat jetzt vor, sich von Udschidschi durch Manjuema direct nach Njangwe zu begeben und dann den Fluß hinabzusegeln.

Wir müssen nun abwarten, ob die Identität des Lualaba oder Ugarauwa mit dem Congo und der Zusammenhang dieses Flusses durch den Lukuga mit dem Tanganjika sich bestätigt und die große Wahrscheinlichkeit, die für diese Angaben spricht, sich in Gewißheit verwandelt. Ein Irrthum ist, obwol unwahrscheinlich, immer noch möglich. Living-

stone fuhr im Februar 1869 längs des Westufers des Sees nach den Kafengeeilanden und Udschidschi, und kam, ohne den Abfluß bemerkt zu haben, am Lukuga vorbei. Er sagt in seinen soeben veröffentlichten „Last Journals": „Der Tanganjika hat viele Buchten, welche vier bis fünf Meilen landeinwärts laufen. Dieselben sind durch Wasserpflanzen verstopft, durch welche Kähne kaum hindurchgebracht werden können." Es ist wol möglich, daß die schwache Strömung, welche Cameron bemerkte, durch einen blos zeitweiligen Abzug in ein Hinterwasser entstand. Die Identität des Lualaba und Congo ist noch näher nachzuweisen. Die Angaben der Neger und Araber sind allerdings zu beachten, es ist ihnen aber keineswegs unbedingt zu trauen. Dennoch läßt sich kaum zweifeln, daß Cameron's Entdeckung und die ganze Bedeutung der Entdeckung sich bestätigen werde. Wir erhalten damit ein höchst großartiges Bild vom hydrographischen Bau Afrikas: die beiden Riesenströme, der Nil und der Congo, gleich zwei Armen eines einzelnen Gewässers, in der Mitte des Continents aus zwei mächtigen Quellseen entsprungen, die unmittelbar nebeneinanderliegen und nur durch eine verhältnißmäßig unbeträchtliche Portage voneinander getrennt sind. Es ist dies ein Bild, welches im wesentlichen bereits von den alten arabischen Geographen gegeben worden ist, das wir aber nicht verstanden und deshalb ohne weiteres verworfen haben; sie meldeten, es gebe nur einen Quellsee für den nördlichen und westlichen Nil, den Nil und Congo, und hatten damit, wie wir jetzt erkennen, keineswegs ganz unrecht, indem sie, von ihrem praktischen Standpunkt aus, die kurze Portage eben gar nicht in Anschlag brachten.

Lieutenant Grandy's Congoexpedition ist mislungen; er hat jedoch eine Reise von beträchtlichem geographischem Interesse gemacht, über welche sein Bericht in der londoner Geographischen Gesellschaft verlesen wurde. Lieutenant Grandy wurde auf Kosten eines einzelnen freigebigen Privatmannes, des Hrn. Young in Kelly, abgesandt, um den Congo hinaufzufahren und Livingstone zu Hülfe zu kommen, weil vermuthet wurde, daß dieser im Verfolg des Lualaba dieses Weges kommen werde. Die Expedition ging am 3. Nov. 1872 von Liverpool ab und begab sich nach Saint-Paul de Loanda, wo die Ausrüstung angeschafft wurde, von dort nach Ambriz, nördlich davon, wo Grandy seine Lastträger miethete. Am 12. März 1873 marschirte Grandy vom Ambriz ab und erreichte am 23. März Bembe, das portugiesische Grenzfort, das gerade während seines dortigen Aufenthaltes von den Portugiesen geräumt wurde, ungeachtet der Wichtigkeit des Platzes, welcher den Verkehr mit dem Innern beherrscht. In der Nähe befinden sich Kupferwerke, die aber wegen des Todes des englischen Verwalters gerade nicht in Betrieb waren, auch sind die großartigen Höhlen im dortigen Kalkfelsen merkwürdig. In der Umgegend wird viel vorzüglicher Kaffee gebaut, auch beträchtliche Schafzucht getrieben. Grandy wurde vom einheimischen Häuptlinge von Bembe sehr freundlich empfangen, konnte aber dort keine Lastträger bekommen und mußte sich endlich Mannschaft von Congo, nördlich von Bembe, kommen lassen; mit derselben kam eine freundliche Botschaft vom Fürsten von Congo nebst einem Verzeichniß der erbetenen Geschenke.

Nachdem am 30. April ein Theil der Expedition nach Congo vorausgegangen war, brach Grandy am 8. Mai mit dem Haupttheile von Bembe auf und kam am 15. in Congo an. Unterwegs wurde eine Anzahl wasserreicher Flüsse passirt. An einem Kreuzwege waren die Köpfe zweier wegen Diebstahl Hingerichteter auf Pfählen aufgesteckt. Mais, Bohnen, Zuckerrohr waren in Ausdehnung angebaut. Grandy wurde vom Fürsten Totala von Congo in vollem Staat empfangen. Der alte Fürst, gekleidet in die Uniform eines portugiesischen Lieutenants, umgeben von seinen Söhnen und Häuptlingen, saß auf einem Sessel unter einem riesigen Schirme; für die Reisenden wurden Stühle gestellt und Teppiche ausgebreitet. Nach einem Tusch von Trompeten und Tamtams sagte der Fürst, er hoffe, die Reisenden würden einige Zeit bei ihm weilen und seine Stadt als ihre Heimat betrachten, auch daß viele andere ihnen folgen möchten, denn er habe die Weißen sehr lieb. Die Audienz schloß mit einem allgemeinen Händeschütteln und einer Salve von 100 Gewehren. Am folgenden Morgen überbrachte Grandy die Geschenke, die so reichlich wie möglich ausfielen, um die Gunst des Fürsten zu gewinnen, welcher der einflußreichste Mann des Landes war; auch war dieser sehr zufrieden. Als jedoch um Lastträger zur Weiterreise gebeten wurde, stellten sich sofort Schwierigkeiten heraus,

schlechter Zustand der Wege infolge des Regens, Gefahr feindlicher Angriffe, theuere Preise u. s. w. Schließlich wurde jedoch abgemacht, daß er durch seine Söhne die Lastträger anschaffen, auch durch einen an den Fürsten des nächsten Gebietes zu schickenden Boten dort die Bahn freimachen solle. Congo, das San-Salvador der Portugiesen, auf einem Plateau von 1500 Fuß absoluter Höhe gelegen, war früher ein bedeutender befestigter Platz, umgeben von Mauern mit Schießscharten, 19 Fuß hoch und 3 Fuß dick, von welchen Theile noch stehen. Auch stehen noch die Ruinen einer großen Kirche im nordwestlichen Theile der Stadt. Die Portugiesen räumten die Stadt im Jahre 1870, und ihre Forts und Kasernen liegen jetzt in Trümmern, vollständig mit Gras und Gesträuch überwachsen. Die Stadt erhält ihr Wasser von einigen schönen Quellen am Abhange des Plateau. Man gewinnt Bananen, Plantanen, Cassave, Bohnen, Erdnüsse, Geflügel in Menge. Die Einwohner sind gut gekleidet und viele sprechen portugiesisch. Die Waffen sind Flinten und Messer; von letztern machen sie bei ihren Raufereien und Streithändeln freien Gebrauch. Die Männer sind sehr träge, die Weiber sehr anständig gekleidet, bescheiden und tugendhaft und außerordentlich fleißig. Sie bestellen den Acker, besorgen den Hausstand, richten und kochen das Mahl, während der Mann ruhig seine Pfeife raucht. Polygamie ist allgemein; der Wohlstand des Mannes bemißt sich nach der Anzahl seiner Weiber. Der Fürst von Congo hat zwei Neffen, von denen, nach dem Landesgesetze, eventuell einer vom Volke zu seinem Nachfolger erwählt wird. Sollte kein Neffe vorhanden sein, so wird sonst ein Nachfolger vom Volke erwählt. Unter keinen Umständen folgen die Söhne des Fürsten, noch haben sie Anspruch auf ein Antheil seines Vermögens; er kann ihnen jedoch Häuptlingsstellen verleihen, wenn solche frei werden. Der Fürst von Congo beherrscht eine Hauptstraße vom Innern nach der Küste und erhebt einen Durchgangszoll. Er besaß früher beträchtliche Macht, weil er von den Portugiesen unterstützt wurde; seitdem diese sich jedoch von Congo zurückzogen, hat er viel an Ansehen verloren.

Nach unzähligen, durch Böswilligkeit des Volkes bereiteten Hindernissen und Verdrießlichkeiten war endlich am 20. Juni eine hinreichende Anzahl von Lastträgern zusammengebracht, um zum weitern Marsch nordwärts nach dem Congo aufzubrechen. Durch eine Schlucht stieg Grandy in ein Thal, wo rechts ein Gebirge in Sicht kam, in dem Granit zu Tage trat. Dann war das Gefilde mit Hochgras über Mannshöhe so dicht bestanden, daß oberhalb der Graswand nichts zu sehen war als der Himmel, und mitunter auch dieser nicht. Dabei war das Wetter so heiß, daß die immer müden Träger fortwährend zum Stillstand kamen. Weiter kam man durch sumpfiges Land, dann ging es bergauf und man erreichte am 22. Juni Kile-Inbela. Als der Zug sich der Stadt näherte, ließ der Fürst melden, Grandy möge seinen Leuten befehlen, ihre Hosen anzuziehen, weil der Fürst die Tücher, welche die Leute auf dem Marsche zu tragen pflegten, nicht für hinreichende Kleidung halte, ein Gesuch, welchem denn auch willfahrt wurde. Dieser so sittsame Fürst, ein schöner, großer, stattlicher Mann, war betrunken beim Empfang Grandy's, wobei denn der Wilde ganz zum Vorschein kam: er tanzte wüthend um die Reisenden herum, zückte seinen rostigen Degen und erklärte, kein Mensch solle sich bei Todesstrafe aus seiner Stadt entfernen. Die Lastträger, welche bis Makoota vorausbezahlt worden waren, suchten infolge dieser Drohungen sämmtlich das Weite. Als Grandy sich am folgenden Morgen zum Fürsten begab, um ihn zur Rede zu stellen, sagte dieser, es sei alles ein Misverständniß gewesen; man habe ihm mitgetheilt, daß die Lastträger hier zurückgehen sollten, da es hier jenseit der Grenze des Congo sei; seine Leute seien vollkommen im Stande, die Reisenden nach Makoota zu bringen. Grandy erkannte nun, wie die Sache zusammenhing, hielt es jedoch für das Geeignetste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und sagte, weil er fortzukommen dringlichst wünsche, so werde er ihm ein schönes Geschenk machen, wenn er die Lastträger ohne Zeitverlust zusammenbringe. Kile-Inbela ist eine beträchtliche Stadt, unfern der Grenze von Congo. Das Gebiet des dort residirenden Fürsten erstreckt sich bis zum Flusse Quilo, wo Makoota beginnt. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe, wie in Westafrika üblich ist. Ringsumher ziehen sich große Palmenhaine und ausgedehnte Aecker von Erdnüssen; merkwürdigerweise wird hier aber weder Mais noch Bananen gebaut. Vor der Stadt werden jedoch zwei Märkte gehalten, die mit Lebensmitteln reichlich versehen sind. Der Platz

könnte Palmöl in großer Menge liefern, doch scheinen die Einwohner bisher mit dieser Industrie wenig vertraut zu sein.

Am 6. Juli kam die Expedition nach Moila. Außerhalb Kile-Inbela war prächtiger Hochwald, auf den Anhöhen zahlreiche Dörfer, groß, wohlgebaut, sauber gehalten. Rechts hatte man eine 12 englische Meilen breite Ebene, jenseit das Lombogebirge. Der Maisbau war ausgedehnt. Die Bewohner zeigten sich unfreundlich und widersetzlich. In Moila floh bei Ankunft der Reisenden die gesammte Bevölkerung, Männer und Weiber, und es währte geraume Zeit, bis sie zur Rückkehr bewogen werden konnten.

Am 15. Juli ging die Expedition über den Quilo auf einer Hängebrücke, welche stark aus Tauwerk construirt war und 10 Mann mit ihren Lasten zugleich trug; für den Brückenzoll waren vier Stück Tuch zu entrichten. Jenseit des Quilo ändert sich die Landschaft; aus der grasbestandenen Ebene treten steile Kalkfelsen zu Tage, oft an 100 Fuß hoch, die sich wie Klippen im Meere ausnehmen. An der Oberfläche des Bodens tritt an die Stelle des braunen Thons blauer, von welchem in Makoota die überall im Lande sehr beliebten Töpfe und Pfeifen fabricirt werden. Weiterhin hatte man grasbestandene Ebenen, die in der Regenzeit zu Sümpfen werden. Die Lastträger weigerten sich jetzt, weiter zu gehen. Grandy ersuchte den Fürsten von Makoota um Hülfe, indem er ihm zugleich seine Geschenke sandte. Die Lastträger verlangten darauf höhere Löhnung, und schließlich liefen sie sämmtlich fort unter dem Vorwande, daß von Tungwa drohende Berichte eingegangen seien. Grandy begab sich, nur von einem Manne begleitet, nach Tungwa. Als er auf dem Marktplatze, der sich, wie hier üblich ist, vor der Stadt befindet, angekommen war, wurde er aufgefordert, zu halten, bis dem Häuptlinge von Tungwa seine Ankunft gemeldet sei. Dann kam ein Hauptmann mit 40 Mann. Darauf wurden lange Unterhandlungen angeknüpft. Inmitten derselben kamen die Geschenke vom Fürsten zurück nebst dem Bescheide, Grandy könne weder auf dieser Straße weiter reisen, noch Lastträger bekommen. Dessenungeachtet knüpfte Grandy am folgenden Tage neue Unterhandlungen mit dem Häuptling von Tungwa an, bot Geschenke, fragte um die Gründe, weshalb man ihm die Straße sperre, nachdem der Fürst die ersten von Congo aus gesandten Boten empfangen, Grandy's Geschenke angenommen und ihm zu kommen erlaubt habe. Die Unterhandlungen währten den ganzen Tag, und der Schluß war, daß Grandy sowol die Weiterreise wie Lastträger verweigert blieben. Grandy mußte sich also nach dem Dorfe Mancola, wo sein Gepäck lag, zurückbegeben. Tungwa ist die volkreichste und am besten erbaute Stadt, die Grandy noch in diesem Lande gesehen hatte. Die Straßen sind regelmäßig angelegt und sauber gehalten. Die Stadt treibt bedeutenden Elfenbeinhandel und Wohlstand ist überall sichtbar. Grandy's Dolmetscher sagte, der Häuptling von Tungwa habe in seinem Hause europäische Tische und Stühle und sonst eine Menge importirter europäischer Artikel und lebe überhaupt in Luxus. Er habe Grandy's Geschenke für sehr geringfügig erachtet. Die Bevölkerung beträgt gegen 1600 Köpfe. Der Fluß Tungwa entspringt in einer Quelle, acht Meilen im Osten der Stadt, fließt um drei Seiten derselben, während an der vierten Seite eine Hügelreihe sich hinzieht, deren Abhänge cultivirt werden. Seit der Quilo überschritten war, erschien die Bevölkerung von kleinerm Wuchse und hellerer Hautfarbe, namentlich die Einwohner von Tungwa. Bansa-Makoota, die Residenz des Fürsten, ist eine ansehnliche Fabrikstadt, im Tungwathale nördlich von Tungwa (Stadt); sie liefert die bereits erwähnten Töpferwaaren, Matten und Grastuch. Das umliegende Land ist sehr fruchtbar und gut angebaut; es erzeugt Zuckerrohr, Mais, Erdnüsse, Manioc, Yam, Bohnen, sowie Schafe, Ziegen und Federvieh in Ueberfluß.

Der Häuptling von Muncola bereitete Grandy noch ferner viel Ungemach, verbot den Einwohnern ihm Proviant zu verkaufen, sandte wiederholt Drohbriefe und weigerte sich beharrlich, Lastträger zu stellen, bis er einsah, daß Grandy entschlossen sei, zu bleiben, bis die Leute gestellt würden. Grandy erhielt diese denn endlich und trat sofort den Rückweg an, wurde aber gleich im nächsten Dorfe, in Laqua, abermals von sämmtlichen Lastträgern verlassen. Da der Häuptling von Laqua sich jedoch alsbald erbot, andere Leute zu stellen, so war wieder leicht zu verstehen, wie die Sache zusammenhing. Leider ist es Usanee, die Lastträger immer im voraus beim Abmarsch zu bezahlen. Grandy versuchte wiederholt vergeblich, solcher Prellerei vorzubeugen; kein Gepäck wurde angerührt,

Digitized by Google

bis alle Träger ihre Löhnung hatten. Da Banfa-Upata, das nächſte Dorf, nur 4 engliſche Meilen entfernt war, ſo verſuchte Grandy das Gepäck mit ſeinen eigenen Leuten hinzubringen; als das Volk dies gewahr wurde, durchſchnitt es die Hängebrücke. Dies war Grandy zu ſtark; er marſchirte, den Revolver in der Hand, nach des Häuptlings Hauſe und machte ihm verſtändlich, daß, wenn die Brücke nicht in 20 Minuten wiederhergeſtellt ſei, er ihn erſchießen und das Dorf in Brand ſtecken werde. Der Häuptling leugnete alle Kenntniß von der Sache, ließ die Brücke wiederherſtellen, die Träger nahmen das Tuch, das ſie verweigert hatten, an, nahmen ihr Gepäck und marſchirten. Allein unterwegs warfen ſie das Gepäck ab und liefen davon. Grandy ſandte einen Boten mit Geſchenken zum nächſten Dorfhäuptlinge; am folgenden Tage kam der Bote zurück und berichtete, der Häuptling habe die Geſchenke zurückgewieſen und erklärt, der Fürſt von Makoota habe ihm gemeldet, daß für Grandy die Straße geſperrt ſei, und habe ihn, den Häuptling, aufgefordert, Grandy nicht weiter kommen zu laſſen. Grandy ſandte nun an den Fürſten von Congo um Hülfe und bat ihn, ſelbſt zu kommen und Laſtträger mitzubringen. Zugleich ſandte er noch einmal erhöhte Geſchenke nach Tungwa, von wo ſeine Boten nach fünf Tagen zurückkehrten. Eine Verſammlung von Häuptlingen war abgehalten worden, um Grandy's Geſuch in Berathung zu ziehen, und auf Vorſchlag des Fürſten von Makoota, der perſönlich nicht zugegen war, und des Häuptlings von Tungwa wurde wieder eine abſchlägige Antwort ertheilt. Der Sohn des Häuptlings von Tungwa, welcher im öſtlichen Theile der Stadt befehligte, ließ Grandy jedoch ſagen, wenn dieſer nach Congo zurückkehren und dann mit 200 Kriegern wieder nach Tungwa kommen wollte, ſo würde er auf ſeinen Bauchſchlag (eine feierliche Betheuerungsformel) Grandy nach irgendeinem Platze am Fluſſe, den derſelbe wählen würde, führen; er würde erſt ſeinen Vater tödten, dann die Stadt abbrennen und darauf dem Fürſten von Makoota Trotz bieten, falls dieſer ſich widerſetzen ſollte. Jetzt kamen auch die Boten von Congo mit der Nachricht zurück, daß die Stadt Congo von den Blattern faſt entvölkert worden ſei, der Fürſt ſelbſt ſehr krank daniederliege, ſomit keine Unterſtützung von dort zu erwarten ſei. Es blieb nun nichts übrig, als ſofort nach Congo zurückzukehren, um dann über die Embommaſtraße nach dem Fluſſe zu gelangen. Es war höchſt betrübend, ſo weit zurückkehren zu müſſen, nachdem die Jahreszeit bereits ſo vorgerückt war.

Grandy trat ſeinen Rückmarſch am 15. Aug. an und traf am 29. in Congo ein, wo die Angaben der Boten ſich nur zu ſehr beſtätigten; die Stadt war wie ausgeſtorben. Wegen dieſer Umſtände wurden erſt am 10. Oct. hinreichend Laſtträger zuſammengebracht, um zum neuen Marſche nach Nordweſten aufzubrechen. Am 22. gelangten die Reiſenden nach Banfa-Noki, nordweſtlich von der Stadt Congo, und trotz wiederholter Deſertionen der Laſtträger erreichten ſie endlich den Congofluß bei Lucango, wo Grandy in der Factorei des Hrn. Pardo aus Loma (weiter unterhalb am Fluſſe gelegen) die gaſtfreundlichſte Aufnahme fand. Der Fluß war bereits 4 Fuß geſtiegen. Die Flußſchwelle ſteigt bis zum 21. Dec. und fällt dann wieder. Die Strömung in der Flußmitte betrug dermalen 5 Knoten, die Breite des Fluſſes 850 Yards.

Die Fürſten an beiden Ufern verweigerten Laſtträger, weil die Jahreszeit bereits zu weit vorgerückt ſei; auch war die Regenzeit wirklich bereits eingetreten. Grandy bezog alſo ſein Winterquartier und blieb bis zum 12. Dec. Weil die dortigen Einwohner ihm dann weiter keinen Proviant verkaufen wollten, ſo brach er ſeine kleine Niederlaſſung wieder ab und zog weiter flußabwärts nach Muſſuco, wo Hr. Pardo ihm in einer ſeiner Factoreien wieder Herberge gewährte und Grandy bis zum 10. April blieb. Es gelang endlich bezüglich der Laſtträger mit Aurlongo, Fürſten von Banfa-Noki, ein günſtiges Abkommen abzuſchließen. Die Vorbereitungen zum Weitermarſch waren eben beendigt, als am 17. April die Nachricht von Livingſtone's Tode eintraf durch Kapitän Hopkins, welcher den Fluß hinauffuhr, um Grandy dieſe Nachricht zu überbringen. Bald darauf erhielt Lieutenant Grandy das Zurückberufungsſchreiben der Geographical Society, welchem er Folge leiſtete.

Der Congo, jener große, bisher noch unerforſchte Strom, iſt 110 engliſche Meilen von der Mündung für große Dampfer ſchiffbar, ſelbſt in der trockenen Jahreszeit. Der Fluß hat jährlich zwei Schwellungen, die erſte oder große vom 19. Sept. bis zum 21. Dec., die zweite von Anfang März bis Ende Juni. Im Jahre 1873 ſtieg die erſte

Schwellung nur 9 Fuß 6 Zoll, die zweite nur 2 Fuß. Auch im Jahre 1874 wurde nur eine geringe Flut erwartet. Den Fluß befchiffen ftets Hunderte von Kähnen, oft von 3 Tonnen Tragfähigkeit, welche den lebhaften Handel zwifchen Boma und dem obern Lande vermitteln.

Da wir Nachtigal, den würdigen Nachfolger Barth's, nunmehr bald am frohen Tage der Heimkehr begrüßen werden, dürfte es von Intereffe fein, eine kurze Ueberficht ferner Afrikareifen zu geben, woraus man erfehen wird, welche wichtige Refultate er erlangt hat, welche große Bereicherung der Afrikakunde ihm zu verdanken ift. Der Wunfch des Kaifers von Deutfchland, dem Scheikh Omar von Bornu durch eine Anzahl von Gefchenken feine Zufriedenheit mit der Aufnahme, die derfelbe deutfchen Reifenden, die fein Gebiet befucht, hatte zutheil werden laffen, zu erkennen zu geben, veranlaßte, daß dem Dr. Nachtigal, damals Leibarzt des Dei von Tunis, der ehrenvolle Auftrag wurde, jene Gefchenke zu überbringen. Seine Vertrautheit mit den Sprachen und Sitten Nordafrikas befähigte ihn vorzüglich zu diefer Aufgabe.

Nachtigal reifte am 28. Febr. 1869 von Tripolis ab und kam am 27. März in Murfuk, Hauptftadt von Feffan, an, wo er wegen einer Fehde des Welad Sliman und der Tibbu-Verbündeten deffelben gegen das an der Karavanenftraße nach Kuka liegende Bilma längere Zeit aufgehalten wurde. Unterdeffen machte er einen Ausflug zu den Tibbu Reffchad, welche Tu oder Tibeffi bewohnen. Er verließ Murfuk mit vier Kamelen und vier Dienern am 4. Juni. Der Weg führte füdlich nach der Quelle Tymmo, dann füdöftlich durch eine waffertofe Wüfte nach den Afafibergen, darauf durch eine felfige Einöde. Am 13. Juli gelangte Nachtigal nach Tau, dem erften Dorfe in Tibeffi, deffen Einwohner wegen Hungersnoth meiftentheils nach Bardai gezogen waren, dem Hauptorte von Tibeffi, welcher am Oftabhange des Tibeffi nordfüdlich durchziehenden Tarfogebirges liegt. Der Reifende zog dahin durch dieffes Gebirge und kam zuerft in das malerifche Thal von Suar, wo Waffer, Pflanzenwuchs, Affen, Gazellen, Vögel in Menge find. Allein in Suar, wo Nachtigal am 18. Juli ankam, wurde er durch die dortigen Befehlshaber an der Weiterreife verhindert und zur Rückkehr nach Tau genöthigt. Er holte nun die Erlaubniß des Sultans von Tibeffi zur Reife nach Bardai ein und reifte am 5. Aug. wieder von Tau ab. Sein Weg ging jetzt über den Tuffiddepaß, 7900 Fuß hoch, und Nachtigal erreichte nach fechs Tagen Bardai, eine freundliche Stadt von Palmlaubhütten, fämmtlich von Gärten und Dattelpalmpflanzungen umgeben. Die Einwohner waren aber keineswegs freundlich, vielmehr überaus feindlich gegen den Fremdling, und er wäre ficher der fanatifchen Volkswuth zum Opfer gefallen, hätte ihm der Häuptling Arani nicht eine fchützende Herberge gewährt, wo er fich aber in ftrenger Gefangenfchaft befand bis zum 3. Sept.; da flüchtete Arani ihn bei Nacht aus dem ungaftlichen Orte. Der Reifende machte feinen Rückzug in Eilmärfchen, erreichte die Quelle von Tymmo wieder am 20. Sept. und, nachdem die Kamele unterwegs verendet, am 8. Oct. Murfuk.

Erft am 18. April 1870 fah fich Nachtigal im Stande, feine Reife von Murfuk nach Bornu anzutreten, und zwar in Gefellfchaft eines Botfchafters des Pafcha von Tripolis an den Scheikh von Bornu. Am 6. Juli zog die Karavane in Kuka, der Hauptftadt von Bornu, ein, wo ihr ein glänzender Empfang zutheil wurde. Am folgenden Tage hatte Nachtigal Audienz beim Scheikh und überreichte die Gefchenke des Kaifers, nämlich einen vergoldeten Thron, Porträts des Kaifers, der Kaiferin und des Kronprinzen, eine Wanduhr mit allegorifchen Figuren, eine Anzahl von Zündnadelgewehren, eine goldene Uhr, Teleffkopen, Sammt und ein Harmonium, letzteres von Rohlfs hinzugefügt. Nachtigal wurde während der ganzen Dauer feines Aufenthalts von Scheikh Omar fehr rückfichtsvoll behandelt. Er blieb acht Monate in Kuka und fammelte fleißig geographifches Material über Bornu und die Nachbarländer. Anfang März 1871 begab fich Nachtigal auf einen Zug nach Kanem, geleitet von Welad Sliman, und erreichte am 2. Mai Birfo an der Grenze von Kanem, 130 engliffche Meilen vom Zad (Tfchadfee). In nordöftlicher Richtung weiter ziehend, gelangte er alsdann in die Niederungen von Egai und Bodele, welche früher einen weiten See bildeten, der durch den jetzt ebenfalls trockenen, 300 engliffche Meilen langen Bahr el Gafal mit dem Tfchadfee in Verbindung ftand, und erreichte am 31. Mai die berühmte Quelle Gelakta in Borku. Die Reife war äußerft anftrengend, die Kamele erlagen; die Einwohner erwiefen fich wieder fanatifch und feind-

selig, die Weiterreise nach Wadjanga und Einedi mußte aufgegeben werden. Am 23. Sept. trat er seine Rückreise an, mußte jedoch sein abgemattetes Pferd am Zaume leiten und gelangte erst am 9. Jan. nach Kuka zurück. Der Scheikh unterstützte ihn bereitwillig, doch zur Fortsetzung seiner Explorationen fehlte es an Fonds, da nur eine Rimesse von 300 Thlrn. angekommen war.

Zunächst hatte Nachtigal Gelegenheit zu einer Expedition südöstlich nach Bagirmi, zur Zeit ein tributärer Staat Wadais, dessen Sultan Ali ein großer Mehrer seines Reiches ist. Sultan Mohammed von Bagirmi widersetzte sich ihm aber und erhob sich gegen Wadai. Von Ali aus Massenje, der Hauptstadt, und dem nördlichen Bagirmi vertrieben, hielt Mohammed sich im südlichen. Nachtigal reiste am 27. Febr. 1872 von Kuka ab, begleitet von einem Boten des Scheikh von Bornu. Das nördliche Bagirmi ist bekannt durch Barth's Beschreibung, aber viele damals volkreiche Ortschaften sind gegenwärtig fast entvölkert, namentlich durch den Zuzug, welchen ein fanatischer Pullopilger erhielt. Am 24. März kam Nachtigal in Logombirni oder Karnak Logon an, einer Stadt von 12000 Einwohnern am Flusse Balogon, welcher hier 500 Schritt breit ist. Bei Miskin ging er über den dort 600 Schritt breiten Schari, wandte sich bei Masalin nach Süden und erreichte Sultan Mohammed's Lager im Lande der Guberi am 4. April. Er erfreute sich eines gnädigen Empfanges beim Sultan, der auch die Geschenke sehr freundlich aufnahm. Nachtigal begleitete mehrere Raubzüge und Sklavenjagden in die benachbarten Negerdörfer, Razzias, die oft zurückgeschlagen werden. Die Neger flüchteten sich mit ihren Vorräthen und sogar mit ihren Heerden auf Terrassen, die auf den gigantischen Bombaxbäumen des Waldes erbaut waren und von den Bagirmi nicht ohne Verlust vieler Leute erstiegen werden konnten. Als der Sultan seine Vorräthe erschöpft hatte, verlegte er sein Hauptquartier nach Gundi, Hauptort von Tummok und überfiel unterwegs ein Dorf, dessen Einwohner theils erschlagen, theils als Sklaven fortgeführt wurden. Am 30. Juli trat Nachtigal seine Rückreise an, und zwar mit einer Sklavenkaravane, wobei er unterwegs Zeuge der entsetzlichen Ruchlosigkeit der Sklavenhändler sein mußte, und kam am 7. Sept. nach Kuka zurück. Diese Reise gewährt neue Auskunft über das große Gebiet des Schari und über die Somrai und andere große Negerstämme.

Nachtigal verließ Kuka im März 1873 und gelangte nach einem Monat nach Abeschr, seit der Zerstörung von Wara Hauptstadt von Wadai. Der Sultan behandelte ihn mit unerwarteter Freundlichkeit und gestattete ihm unbehinderte Freiheit der Bewegung. Sein Plan war zunächst durch Darfur nach Aegypten zu reisen. Weil jedoch wegen der Unruhen in Darfur dies nicht sofort auszuführen war, so benutzte er eine Gelegenheit zum Besuche von Dar Runga, einem zinspflichtigen Lande Wadais, 12 Tagereisen südlich von Abeschr, das sich südlich bis zum 8. nördlichen Breitengrade erstreckt und den größten Theil des von Wadai exportirten Elfenbeins liefert. Die Flüsse in Runga gehen westwärts zum Schari, und der Bahar Kutu, ein beträchtlicher Fluß, ist vermuthlich identisch mit Schweinfurth's Welle.

Auf seiner weitern Rückreise nach Europa erreichte Nachtigal die Hauptstadt von Darfur am 17. März 1874. In Darfur bereiteten sich inzwischen große Ereignisse vor; das einst mächtige Reich sollte zu einer Provinz Aegyptens werden. Vor mehrern Jahren begab sich Zeber, ein gebildeter und unternehmender Mann, von Chartum nach den unerforschten Ländern am Bahr el Gasal, um sein Glück zu machen. Er erlangte großen Einfluß unter den mit Sklaven und Elfenbein handelnden Bakara und gründete sich endlich ein Fürstenthum in den heidnischen Bezirken Telkauna, Kuturaka, Hofratennebas, Schala und Bina. Später ging ein anderer Abenteurer, Bulalawi Mohammed, von Chartum nach jenen Gegenden, welcher der ägyptischen Regierung den Antrag machte, die Länder zwischen Nil und Tschad unter ihre Botmäßigkeit zu bringen und von ihr auch wirklich zu solchem Behufe Soldaten, Waffen und Geld erhielt. Derselbe gerieth aber bald in Händel mit Zeber; es kam zu einer Fehde, und Bulalawi Mohammed fiel im Treffen der feindlichen Streitkräfte. Die ägyptische Regierung, welche den Bulalawi als ihren Angestellten betrachtete, verurtheilte Zeber in contumaciam zu einem Schadenersatz; Zeber, ohne sich lange zu besinnen, entrichtete den Aegyptern jedoch den Schadenersatz und bot sich zugleich zum Nachfolger seines Rivalen an. Dies wurde angenommen. Zeber schloß Freundschaft mit dem großen arabischen Stamme der Resekat, was ihn in den Stand

setzte, regelmäßige Verbindung mit Kordofan zu unterhalten. Als die Resekat aber, und zwar, wie es heißt, auf Anstiftung Darfurs, bei Schegga eine Karavane plünderten und eine Anzahl von deren Leuten erschlugen, züchtigte Zeber die Räuber und besetzte Schegga, welches dicht an der Grenze von Darfur liegt. Zeber bot das neue Gebiet Aegypten an, und er wurde darauf zum Obersten und Mudir ernannt, ihm auch Truppenverstärkung zugesandt. Zeber gab dem Sultan von Darfur die Versicherung, er wünsche mit ihm auf freundschaftlichem Fuße zu leben, legte dessenungeachtet einen Posten zu Kalaka an im Gebiet der Habbania, der westlichen Nachbarn der Resekat, welche unbezweifelt Unterthanen Darfurs waren. Nun sandte der Sultan von Darfur Anfang des Jahres 1874 eine Armee gegen den Eindringling, erlitt aber eine Niederlage. Aegypten nahm die Gelegenheit sofort wahr und traf alsbald alle Anstalten, die völlige Unterwerfung und Besitzergreifung Darfurs durchzuführen. Am 17. Aug. sah Nachtigal in el Obeid, Kordofans Hauptstadt, 1500 Mann unter Ismail-Pascha-Ajab nach Darfur abmarschiren. Seitdem hat Aegypten Darfur annectirt. Darauf entsandte es zwei Expeditionen, je 11 Offiziere, 1 Wundarzt, 12 Landvermesser und 63 Mann Truppen stark, die eine unter Oberst Purdy zur Erforschung des Landes zwischen Wadi el Hamed und dem eigentlichen Darfur; die andere unter Oberst Colston zur Erforschung des eigentlichen Darfurs. Dieselben gingen am 5. Dec. von Kairo ab.

Der österreichische Naturforscher Ernst Marno hat sich über Suez und Suakin nach Berberes und dann mit dem Nildampfboot nach Gondokoro (Ismailia) begeben, um sich dem Obersten Gordon, Sir Samuel Baker's Nachfolger im Nilquellgebiet, anzuschließen. Indem Gordon der Expedition einen internationalen Charakter zu geben wünschte, bereits auch Vertreter Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und Italiens gewonnen hatte, hielt er durch die Vermittelung des österreichischen Consuls in Chartum um einen österreichischen Naturforscher an, worauf die wiener Geographische Gesellschaft Marno empfahl, welcher mit der arabischen Sprache und dem Sudan durch längern Aufenthalt bereits vertraut ist. In Oesterreich hat man eine Beisteuer von 5000 Fl. für ihn subscribirt.

Die russische Oxusexpedition unter Oberst Stoletof, welche Anfang Juni 1874 im Dampfschiffe Perowski vom Fort Kamlinsk abfuhr und ihre Arbeiten Ende September beendigte, hat höchst günstige und höchst wichtige Erfolge erzielt. Von den drei Armen des Oxusdelta, dem Jani-Su oder Jani-Daria im Westen, dem Taldyk im Osten und dem Ulkan-Daria in der Mitte, untersuchte man zuerst den letztern, den Admiral Butakoff bei seiner Entdeckungsreise im Jahre 1859 als den wasserreichsten gefunden hatte. Der Perowski gelangte nach Kara-Tau, 70 Werst von der Flußmündung, worauf man in Booten weiter bis Nukus hinauffuhr und fand, daß der Arm für den Dampfer zu seicht ist. Der Perowski fuhr also den Ulkan wieder hinunter und am 29. Juli in den Jani-Su, dem westlichen Deltaarm. In der Entfernung von 14 Werst von der Mündung kam man in den Daukarusee, eine seichte, mit hohem Schilf bestandene Wasserfläche von 400 Quadratwerst Ausdehnung, an deren Ostseite der Flußarm mit einem Fahrwasser, dessen Tiefe sich bis auf 7 Fuß und dessen Strömung sich auf $1^1/_2$ Werst in der Stunde vermindert, zieht. Oberhalb des Daukaru hat der Arm eine Breite von 400 Fuß, eine Strömung von 2 Werst in der Stunde, und die Tiefe des Fahrwassers beträgt nirgends unter 15 Fuß. Die Gesammtlänge des Jani-Su beträgt an 200 englische Meilen. Stoletof ist der Ansicht, daß der Fluß überall hinreichende Tiefe für Flußdampfer hat, die Schwierigkeit der vorkommenden Untiefen ist durch Anstellung einheimischer Fischer als Flußlootsen leicht zu vermeiden. Am 5. Aug. erreichte der Perowski ohne Schwierigkeit den Hauptstrom des Oxus. Daß im Oxus selbst, wenigstens bis Tschardschui (39° nördl. Br.) keine Schwierigkeit für große Fahrzeuge besteht, ist bereits vom Major Wood nachgewiesen worden.

Die Russen besitzen vier starke Forts am untern Oxus: Schimbai in der Nähe der Deltamündung, das neue Nukus, das alte oder eigentliche Nukus und Petro-Alexandrovsk, 120 englische Meilen von der Flußmündung, die Hauptstation.

Was die naturwissenschaftlichen Leistungen der Expedition betrifft, so hatten Sie-

vertsof und Bogandof zoologiſche Excurſe, Smirnof botaniſche Sammlungen, Barnot de Marny beſonders ausgedehnte geognoſtiſche Explorationen gemacht. Dorandt und Milberg waren am Oxus zurückgeblieben, um ihre meteorologiſchen Beobachtungen fortzuſetzen.

Das Ergebniß der ſorgfältigen, in drei Linien ausgeführten Nivellirungen des Oberſten Tillo zwiſchen der Weſtküſte des Aral und der Oſtküſte des Kaſpiſchen Sees iſt, daß der Aral 250 Fuß über dem Kaſpi, mithin 165 Fuß über dem Ocean liegt. Nach den Vermeſſungen des Oberſten Berg ergab ſich die Höhe des Aral über dem Kaſpi zu 117,6 Fuß, nach Struve's 132 Fuß.

Oberſt P. Egerton Warburton hat über ſeinen Zug durch das unbekannte Weſtauſtralien in der londoner Geographiſchen Geſellſchaft, welche ihm dafür ihre Goldmedaille zuerkannt hatte, perſönlich Bericht erſtattet. Warburton begab ſich mit Kamelen und anderweitig für ſein Unternehmen ausgerüſtet, von Adelaide, der Hauptſtadt von Südauſtralien, nach Alicequelle an der auſtraliſchen Ueberlandtelegraphenlinie, 1100 engliſche Meilen nördlich von Adelaide, und kam dort im December an. Am 15. April zog er ſodann von Alicequelle nach Weſten ab. Während der erſten 200 Meilen führte der Weg längs des Mac-Dougallgebirges und man hatte hier Weide und Waſſer; darauf aber nichts als Sandhügel und hier und da etwas Spinifergras, eine gänzlich öde, unbewohnbare Wüſtenei. Deſſenungeachtet hatte dieſe Wüſte Einwohner, aber ihrer Heimat vollkommen entſprechende, Wilde der elendeſten, niedrigſten Gattung. Scheu flüchteten ſie ſich vor den Reiſenden, und es hielt ſchwer, ſie zu finden. In ihrer großen Noth um Waſſer war die Expedition ſehr bemüht, welche zu fangen; denn die Reiſenden gedachten durch Vorenthaltung von Waſſer die Wilden zu zwingen, ihnen Waſſer zu zeigen. Sie fingen endlich ein Mädchen und banden ſie über Nacht mit dem Hals an einen Baum; ſie nagte aber das Tau durch und entkam, wobei ſie auf den Zehen lief, damit man nicht ihrer Spur folge. Dieſe Wilden haben keine Hütten, nicht einmal irgendein Obdach außer der ſchattigen Seite eines Buſches. Sie haben keine Kleidung; doch ſteckt der Mann ein Stückchen Wallabieknochen durch die Naſe. Kein Laſtthier außer dem Kamele hätte die Reiſe machen können; denn man fand in hundert Meilen nicht einen Grashalm. Das Kamel erwies ſich auch in dieſer Wüſte durchaus geduldig; doch mußte man einen Leithengſt haben, um die jungen Thiere in Ordnung zu halten. Die Reiſenden waren genöthigt, ſieben von ihren Kamelen zu eſſen. Abgearbeitet und verhungert, bis ſie nicht mehr ſtehen konnten, lieferten ſie äußerſt zähes und trockenes Fleiſch. Ein Eimer voll Brühe, die aus ſolchem Fleiſche gekocht war, zeigte nicht ein einziges Fettauge auf der Oberfläche und ſchmeckte ungefähr wie gedörrter Leim. Die Expedition hatte auf ſechs Monate Proviant mitgenommen; allein die Reiſe dauerte wider alles Erwarten neun Monate, und zuletzt hatten die Reiſenden nichts als Kamelfleiſch, das ſie in Streifen an der Sonne dörrten.

Die letzten 160 engliſche Meilen wurden im Laufmarſch zurückgelegt. Es galt das Leben. Konnten die Kamele es nicht aushalten, ſo war die Expedition verloren. Als ſie den erſehnten Fluß erreichte, war er trocken und ſie war nicht im Stande, weiter zu kommen. Es waren nur noch zwei Kamele übrig. Keiner in der Geſellſchaft vermochte 100 Schritt zu gehen, und die nächſte Station am Greyfluß war 150 Meilen weit entfernt. Die beiden kräftigſten Männer wurden auf den Kamelen vorangeſchickt nach jener Station, um Hülfe zu holen. Die übrigen warteten unterdeſſen in Hungersnoth. Endlich kam reichliche Hülfe von der Station der Herren Grant, Harper und Anderſon. Die Reiſenden waren jetzt die Gäſte der Colonie Weſtauſtralien, auf deren Koſten ſie dann nach Südauſtralien zurückgeſandt wurden.

Das Land bei der Alicequelle hat gute Weide, ebenſo auch das im Norden der Mac-Dougallberge; die hohen Sandſtrecken im Weſten derſelben dürften aber wol niemals beſiedelt werden. Es gibt kein Gras und kein Thier, außer dem Wallabie, das ohne Waſſer leben kann. Die Einwohner leben von dieſem Wilde; ſie jagen es, indem ſie das Spinifergras abbrennen und dem Thiere einen Schlag auf den Kopf geben, wenn es herausläuft. Es kommt eine Akazie vor, deren kleine, harte, ſchwarze Samen von den Einwohnern gegeſſen werden, auch einige Waldung von ſchönen Caſuarinen. Im ganzen beſteht das Land aber nur aus Reihen von Sandhügeln mit zwiſchenliegenden Flächen, waſſerlos und unbewohnbar.

Die wiederholten, zuerst von Petermann in Gotha angeregten deutschen und österreichischen arktischen Unternehmungen haben nun endlich auch die englische Regierung angeregt, ihre arktischen Entdeckungen wieder aufzunehmen, und eine mit allen Kräften der englischen Admiralität ausgerüstete Nordpolexpedition bereitet sich vor. Zur Leitung der Ausrüstung ist ein arktisches Comité eingesetzt, bestehend aus drei der höchststehenden arktischen Autoritäten: Admiral Sir Leopold M'Clintok, Admiral Sherard Osborn und Admiral Richards. Befehlshaber der Expedition ist Kapitän Georges S. Nares. Derselbe war Steuermann in der Resolute in der arktischen Expedition von 1852—54, wo er sich durch seine Vorlesungen und theatralischen Vorstellungen behufs Aufheiterung der Mannschaft im Winterquartier sowie durch seine Schlittenfahrten auszeichnete. Im Herbst 1852 machte er eine Schlittenfahrt von 184 englischen Meilen in 25 Tagen, im Frühling 1853 mit Lieutenant Mecham eine von 665 englischen Meilen in 69 Tagen und im Jahre 1854 in der intensiven Märzkälte eine von 586 Meilen in 56 Tagen. Von 1872—74 hat er den Challenger bei der berühmten Tiefseeexploration commandirt und befand sich in Hongkong, als er den Ruf zu seinem gegenwärtigen Commando erhielt. Commandeur Albert H. Markham, der Zweitcommandirende, befehligte den Rosario in der Explorationsfahrt nach den Santa-Cruzinseln und den Neuhebriden und machte darauf eine Reise nach der Baffinsbai und Prince Regent's Inlet, deren Resultat er in dem soeben erschienenen gehaltvollen Werke: „A Whaling Cruise on Baffin's Bay", darlegt. Eine Anzahl der erfahrensten Walfischfänger sind vom Commandeur Markham in Dundee als Eismeister für die Expedition angeworben worden.

Pinart hat für seine Exploration der Halbinsel Alaska und der Aleutischen Inseln die Goldmedaille der pariser Geographischen Gesellschaft erhalten. Er hat in dieser bisher nicht näher aufgenommenen Region mit den ihm vom Smithsonian-Institut in Washington verliehenen Instrumenten die Breite und Länge einer Reihe von Plätzen sowie eine Reihe von Berghöhen bestimmt, hat Mineralien gesammelt, einen fossilen Elefantenzahn gefunden. Er hat ferner eine große Anzahl von Steinbeilen, Wurfspießen, Pfeilen, Kleidungsstücken, Schnitzereien von fossilem Elfenbein und ähnlichen Sachen heimgebracht, welche viel Aufklärung über die Gebräuche der Einwohner gewähren. Pinart weiß auch, daß die Eskimos, welche Alaska und die Beringsstraße bewohnen, mit den Eskimos Grönlands, der Baffinsbai und Labradors Eines Stammes sind. Er schließt aus ihren Stammsagen und Liedern, daß die Eskimos ursprünglich aus einem Lande im Süden Asiens kamen.

Wie große Schätze noch immer in den arktischen Gewässern zu finden sind, zeigt unter andern Dundee in Schottland, eine der reichsten und prächtigsten Städte im reichen und prächtigen Britannien, welches fast gänzlich vom Robben- und Walfange abhängt. Im Jahre 1874 sandte Dundee zehn Schiffe, je mit Besatzung von 40—80 Mann, nach der Baffinsbai, welche bis in den Prince Regent Inlet und den Boothiagolf vordrangen. Der Dampf überwindet jetzt vielfach Hindernisse, die früher für unüberwindlich galten. Die Schiffe machen zwei Fahrten im Jahre, eine im Frühlinge auf den Robbenfang, die andere, nachdem sie den Thran und die Felle der Robben an den Kais von Dundee gelöscht, auf den Walfang. Von der ersten Fahrt wurden die Produete von 150000 Robben eingeliefert; Kapitän Yule allein hatte 23000 Robben erlegt. Die Waljagd ergab sodann für jedes Schiff über 200 Tonnen Thran und 12 Tonnen Fischbein. Der Werth des Fischbeins ist 500 Pfd. St. die Tonne. Ein weiteres Produet des Wal- und Robbenfanges ist dann die Jute (Dschut), seitdem entdeckt wurde, daß die indische Fiber, mit Thran behandelt, einen sehr erhöhten Werth erhält. Von den großen Jutefabriken in Dundee beschäftigen mehrere je über 5000 Arbeiter. Selbstverständlich sind dann weiter die großen Schiffswerfte, die zahlreichen Scharen der Deck- und Speicherarbeiter sowie mittelbar alle übrigen Geschäftszweige Dundees von den Erzeugnissen des Eismeeres abhängig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Julius Verne.

Eine literarische Studie

von

J. J. Honegger.

Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen von Julius Verne. Autorisirte Ausgabe. (20 Bde., Wien 1874 und 1875.)

Es liegt uns die Gesammtausgabe der Romane Verne's in deutscher Sprache vor, der ersten deutschen eines Autors, der in kurzer Zeit der ganzen civilisirten Welt bekannt und mit nicht geringer Spannung aufgenommen worden ist. Schon die Analyse eines Theiles derselben genügt vollständig, um den Autor in jeder Faser kennen zu lernen und zu charakterisiren.

Daß der Zweck dieser abenteuerlichen Geschichten Belehrung im angenehmsten Gewande sei, dürfen wir nur zum Theil einräumen; ein anderer und ebenso energisch angestrebter Zweck ist unzweifelhaft die romanhafte Spannung und aufregende Unterhaltung, das sehr hervorragende abenteuerliche Element. Ganz zugestanden muß dagegen werden, daß die deutsche Literatur den Schriften Verne's bis dahin nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat, daß diese ein Unicum sind. Ueberhaupt an nachhaltender Spannung, Reichthum des Scenenwechsels, Lebendigkeit und Schilderungskraft haben wir noch wenig Verwandtes gefunden, und daneben liegt eine erstaunliche Masse physikalischer Kenntnisse allgemeinfaßlich wie in einem Volksbuch ausgebreitet. Es ist ohnehin etwas ganz Eigenes, den Titel: „Naturwissenschaftliche Romane", mit charakteristischem Rechte brauchen zu dürfen, Romane, die nicht etwa blos durch Illustrationen, sondern erst so recht durch förmliche geographisch-astronomisch-geologische Karten ihre volle bildliche Anschaulichkeit gewinnen und deren Abenteuer selbst erst dann gründlich begriffen und genossen werden, wenn der Leser die mathematisch-physikalisch-mechanischen Constructionen und Rechnungen auffaßt. Daß ein Unterfangen dieser Art übrigens modernsten Anstrich hat, ist selbstverständlich; denn ohne die großen naturwissenschaftlich-geographischen Entdeckungen unsers Jahrhunderts einerseits, und ohne das lebhafteste, in alle Volkskreise gedrungene, in immer erweitertem Maße auch praktisch gewordene Interesse für Naturkenntnisse andererseits wären diese Schöpfungen rein undenkbar. Und weil dem so ist, eben darum bleibt diese Art Verbindung zwischen der phantastisch-ungeheuerlichen Traumwelt und der mathematisch-exacten Realwelt an Verne's Romanen das wahrhaft Originale.

Verne entwickelt eine Art der Phantasiegestaltung, die etwas durchaus Neues ist. Das Geheimniß seines Schaffens ist in Folgendem zu suchen. Für seine Phantasiebildungen braucht und benutzt er im weitesten, im unbeschränktesten Maße das unermeßliche Gebiet der modernsten Naturkenntnisse, des riesig aufgehäuften Materials aus

dem unübersehbaren Kreise des Naturwissens: Astronomie und Mathematik, Chemie und Physik, Geographie und naturbeschreibende Disciplinen. Er stellt also den einen Fuß energisch in das realistisch-materialistische Wissen und Treiben hinein, rechnet mit den logisch und factisch allgemein aufgenommenen Daten, und beginnt von da aus, seine Zahl- und Zeitbestimmungen auf die Minute setzend, die Raum- und Zeitgrößen als mathematisch genaue aufführend, seine Phantasierechnungen, um im Ungeheuerlichen und Unmöglichen zu enden. Also mit dem zweiten Fuße springt er mit einer schwerlich je so dagewesenen Keckheit ins Unendliche hinaus und reißt uns auf seinen phantastischen Wanderungen mit. Den Augenblick standen wir auf dem Boden der mathematisch scharfen Rechnung, des Agirens mit den anerkannten und erkannten Naturgewalten, und im Handumdrehen sind wir ins Ungeheuerliche und Abenteuerliche, ins Tolle und Märchenhafte hinausgeschleudert. Wir laufen im Schritt, doch über eine Seemeile, und wir fliegen. Auf dem einen, dem Ausgangspunkte, die nackte, klare, scharfe Thatsache des Physikers, wir möchten sagen die mechanische Thatsache; auf dem andern, dem Schlußpunkte, eine geradezu riesig ungeheuerliche Naturphantastik, für deren Schöpfer wir Verne unbedenklich erklären müssen, weil sie in dieser Art und Ausdehnung von keinem vor ihm versucht worden ist. Nach allem ist er sonach der Begründer einer neuen Art. Sollen wir in einem Paradoxon reden, so nennen wir das ihn Auszeichnende die Phantastik des Materialismus, und auch insofern ist der Autor eine Erscheinung allermodernsten Schlages. Also ein Talent des äußersten Dualismus, das aber, um ein zweites Paradoxon zu brauchen, durch sein Fixiren auf die mechanisch-mathematisch genauen Rechnungs- und Constructionspunkte — die Logik des Unmöglichen aufbauen will.

Wir fragen uns mit einem befremdeten Staunen: was kann und will ein derartiges Talent schaffen? Zweierlei ist denkbar. Entweder wirft es uns seine verwegenen Phantasiegebilde als freies Spiel hin — ein neues Märchenfeld, das Märchen des Realismus, der Materie. Oder es will auf anziehendste Weise belehren, Naturkenntnisse der umfassendsten Art in Kreise hineintragen, die sonst nicht so schnell oder wenigstens nicht so begierig danach greifen würden. Man hat diesen Zweck besonders hervorgehoben. Wir setzen beides zusammen: anmuthende Verbreitung eines populären Naturwissens aus allen Zweigen, aber ebenso sehr das Phantasiespiel um des Spieles willen', kurz eine Novität, ikarische Fahrten neuesten Gepräges, mit dem Stempel des 6. oder 7. Jahrzehnts aus dem 19. Jahrhundert.

Was Verne's Personenbilder betrifft, so wird der Autor durch seine Phantasiesprünge immer gezwungen, die Personen, die er als Träger seiner abenteuerlichen Riesenfahrten wählt, zu heroisiren; er muß ihnen, um sie für die tollkühnen und gemäß seiner versöhnlichen Phantasie glücklich auslaufenden Entdeckungsfahrten groß genug zu machen, gewaltige Dimensionen geben, fast übermenschliche Geistes- und Körperkräfte, und insbesondere einen Muth zusprechen, der alles erträgt und überwindet. Und doch unterscheiden sich in dieser Rücksicht die beiden Nummern: „Zwanzigtausend Meilen unterm Meer" (2. Aufl., 2 Bde.) und „Abenteuer des Kapitän Hatteras" (2 Bde.) noch um ein Wesentliches von den andern. In den übrigen Erzählungen ist noch seitens der Personenzeichnung weniger ein dramatisch wirkender Gewalteffect gesucht, da nämlich durchgehends mehrere leitende Häupter sich annähernd parallel stehen, sodaß das Uebergewaltige und zugleich das damit sich verknüpfende Mysteriöse in den zusammenwirkenden Natur- und Geisteskräften durch Spaltung sich mäßigt. Anders in jener ersten Erzählung. In dem geheimnißvollen Kapitän Nemo, der, gleich seinem absichtlich nichtssagenden, ein ungelöstes Geheimniß verbergenden Namen, durch und durch Räthsel und Dunkel ist, begegnet uns eine Gestalt, die auf gleicher Linie steht mit den ältern maßlosen Kraftfiguren eines Dumas, Sue, Victor Hugo, Balzac, Byron und anderer. Wir werden unwillkürlich an einen

Vaudrey, einen Grafen von Monte-Christo und ein Dutzend ähnlicher Porträts erinnert. Dieser furchtbare Kapitän, der einen auf und in allen Tiefen unter den Wassern mit willkürlicher Schnelligkeit fahrenden, fast unbesiegbaren und unzerstörbaren Schiffskörper erdenkt, construirt und leitet, eine Art Riesenfahrzeug, das durch seine mechanischen Hülfsmittel jedes auf der See fahrende Schiff in den Grund bohren kann und das daneben die erstaunlichste Pracht und kolossale Schätze in seinem Innern birgt; der Mann, der vollständig mit dem Menschengeschlechte gebrochen und nur noch im Meere ein Leben eigenster Art führt, zugleich Geistesgewalt genug entfaltend, um eine ganze Schiffsmannschaft mit sich an dieses wunderlichste Dasein festzuketten; der Denker und Beobachter, welcher das Riesengebiet des Meeres als seine Domäne ansieht, es ergründet bis in die sonst nie erreichten Tiefen und es gewissermaßen beherrscht; der Herr, der über Milliarden Schätze, die Perlen, die versunkenen Reichthümer der Seefahrer, verfügt und unerklärten Gebrauch von ihnen macht; der Schiffer und Jäger, der sich verwegen bis an den Südpol wagt und auf dem Meeresgrunde seine Promenaden macht; der Rächer, der in wüthender Lust Meerschiffe mit Hunderten der Mannschaft sinken macht und dann wieder in rührenden Accorden eine unendliche Trauer hinhaucht; der düstere Steuerer, der sein Fahrzeug in den Malstrom hineinlenkt, um sich da mit ihm zermalmen und begraben zu lassen: wir wissen wieder einmal nicht, was sollen wir aus dieser geheimnißschweren dämonischen Natur machen; sollen wir ihr fluchen oder sie bemitleiden, ihr recht geben gegenüber dem ordinären Menschengeschlecht oder diesem gegen sie; sie liebend bewundern oder hassend fürchten; es gibt ihr gegenüber nur Ein Gefühl, das mit klarer Entschiedenheit aufkommt, es ist das staunend schreckenschwere Grauen.

Etwas Aehnliches ist es mit dem Kapitän Hatteras.

Wie einzelne Helden Verne's nach dem Monde zu reisen verlangen, andere den Mittelpunkt der Erde aufsuchen wollen, so Hatteras den Nordpol; und wie sie alle ihre verwegenen Ziele ganz oder doch nahezu erreichen, so kommt unser tollkühner Kapitän mit wenigen getreuen Mannen wirklich an den Pol. Eine kleine Nuance des Schlußresultats läßt unser Autor nun darin eintreten, daß der Verwegene nach erreichtem Ziel in Rückwirkung der furchtbar gespannten Geistesanstrengung und übermenschlichen Entbehrungen der Reise irrsinnig wird. Hatteras hat die nächste Geistesverwandtschaft mit dem ebenbesprochenen unterirdischen Schiffer, nur ohne dessen Menschenfeindschaft; wohl aber dieselbe Energie, Geistesmacht und Erfindungsgabe, auch die gleiche Rücksichtslosigkeit, die alles und alle an ein einziges und ausschließliches Lebensziel setzt. Auch hier ist das Geheimnißvolle als höchst wirksamer Hebel in der Zeichnung verwendet. Ein Schiff, dessen seltsame Construction eine ganz ausnahmsweise Bestimmung andeutet, welche ein Räthsel bleibt; dessen Herrn niemand kennt noch erräth; ein namenloser Kapitän, der einem durch Entschlossenheit bekannten Schiffslieutenant behufs Bau und Ausrüstung jenes Fahrzeuges ungefähr eine halbe Million zur Disposition stellt, sich nirgends zeigt, als seinen ersten Abgesandten einen mit besondern Fähigkeiten ausgestatteten grönländer Hund aufs Schiff sendet, welcher denn auch zur bestimmten Stunde dem Schiffslieutenant den Befehl zur Abfahrt in die nördlichen Breiten überbringt; der endlich erst tief im Norden als in Matrosenkleidung an Bord seines Schiffes befindlich sich entpuppt und uns nun eine durch außergewöhnliche Verwegenheit und Thatkraft bekannte Seemannsnatur darstellt: das alles regt die Phantasie an, interessirt und fesselt. Wir warten auf Großes und Eigenthümliches, das auf diesen Wegen sich einleitet, und wir werden nicht getäuscht.

Die Personenzeichnung in dieser Erzählung ist überhaupt treffend und nicht ohne Feinheit. Eine der liebenswürdigsten Gestalten im ganzen Verne ist der für die Expedition gewonnene Schiffsarzt Dr. Clawbonny, gutmüthig und unschuldig wie ein Kind,

ein Gemüth von Gold, daneben ein für alle großen Ideen rücksichtslos, ja excentrisch begeisterter Kopf; so ist der ewig hülfbereite Doctor die Seele wie der Kapitän der scharfgeschnittene Kopf dieser wieder einmal unerhörten Expedition. Die zwei, alles ertragend und alles leistend, genau sich ergänzend, zählen unter die sorgfältigst gezeichneten Figuren unsers Autors. Dazu die Entwickelung der Gemüther im Seemannsleben, dessen guten und schlimmen Seiten, Helden und Buben nebeneinander; Einwirkung des Seltsamen und Wunderbaren auf die Menschen dieses Schlages.

Nehmen wir noch eine Nuance, aus dem „Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer in Südafrika". Mit weniger excentrischen Sprüngen und ausgehend von dem immerhin ausführbaren Object einer Gradmessung, die von einer gemischt internationalen Gelehrtencommission unter allerdings sehr gefährlichen Verhältnissen durchgeführt wird, hat diese Erzählung entschieden mehr Raum gelassen für die Personenzeichnung. Die Individualitäten treten da einmal ziemlich scharf und mit viel Geschick entworfen hervor, sodaß Nationalstolz und Gelehrteneifersucht ihre ganz erhebliche Rolle spielen und eine Reihe besonders schattirter Nuancen schaffen. Dazu kommt der Buschmannjäger Mokum, ein unverwüstliches Prachtexemplar von Mensch, für seine Aufgabe und Lebensstellung gerade mit der rechten Mischung von Natur und Civilisation, der Mann der ruhig bewußten Pflicht und des eisern aushaltenden Willens, dabei mit jener Fülle und Kraft an Hülfsmitteln ausgestattet, die oft den Naturmenschen gegeben sind.

Wir gehen nun auf Verne's Phantasiesprünge und Abenteuerlichkeiten ein und nehmen als passenden Ausgangspunkt den Roman: „Von der Erde zum Mond. Directe Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten" (2. Aufl.).

Hier finden sich Zumuthungen und Phantasiespiele von tollster Originalität; Rechnungen mit den Elementen, Raum und Zeit, wogegen die ältern pariser Romanschriftsteller, jene in ihren Excentricitäten verwegene Generation der dreißiger und vierziger Jahre reine Pygmäen sind.

Da fällt es dem Präsidenten Barbicane des Gun-Clubs in Baltimore, als nach Vollendung des Bürgerkrieges die erfindungsreichen Kriegsmechaniker ihr Genie nicht mehr auf Mörser, Kanonen und Kriegsschiffe richten können, in der Verdrossenheit der Muße ein, eine riesige Kanonenkugel in den Mond zu schleudern. Noch besser! Der Franzose Michel Ardan findet: man könnte sich in das Projectil setzen und bei dem Anlaß dem freundlichen Nachtgestirn einmal eine Anstandsvisite machen. Gesagt, gethan! Der Kapitän Nicholl, Barbicane's erbitterter Concurrent im Erfinden, wettet gegen das Project sein ganzes Vermögen, will sich mit seinem Gegner schlagen, wird aber durch Ardan mit ihm ausgesöhnt, und alle drei setzen sich ins Projectil und fahren unter dem Druck einer Entladung von 400000 Pfd. Schießbaumwolle nach dem Zenith empor. Fatalerweise werden sie unterwegs durch ein begegnendes Meteor etwas von der richtigen Bahn abgelenkt; die Erdbewohner kommen nicht im Monde an, die Differenz beträgt die Kleinigkeit von 2833 Meilen. Ihre wunderliche Wohnung ist nun aber einmal, wie das auf dem Felsengebirge aufgestellte Riesenteleskop zeigt, im Rayon der Schwere wirkung des Mondes und soll entweder, doch der Anziehung folgend, in den Mond fallen oder dann als besonderes Gestirn neuer Art ewig um denselben kreisen. Hernach tritt freilich gleichwol ein Drittes ein.

Kurz, das Experiment ist gemacht; wir folgen Schritt um Schritt der Lösung, die zwar nicht so einfach, aber so sicher ist wie der Guß einer Krupp'schen Kanone. Also ein Geschoß herstellen, das mit der anfänglichen Geschwindigkeit von 11000 Meter in der Secunde nach dem Monde abgeschleudert wird; es muß daselbst ankommen! Eine Kugel, dann umgewandelt in einen kegelförmigen Cylinder, aus Aluminium von 100

amerikaniſchen Zoll Durchmeſſer, 12 Zoll Dicke und 9252 Pfd. Schwere. Dazu eine Columbiade von 900 Fuß Länge aus Gußeiſen, innerer Durchmeſſer 9 Fuß und Wände von 6 Fuß Dicke; das Ganze bis zur Mündung unmittelbar in die Erde gegoſſen. Gewicht 68040 Tonnen à 20 Ctr. Laden mit 400000 Pfd. Schießbaumwolle, die in der Röhre eine Höhe von 180 Fuß einnehmen; bleibt für die Kugel noch über 700 Fuß in der Seele der Kanone zu durchlaufen unter der Triebkraft von 6 Milliarden Liter Gas. Sechshundert Yards von dem für die Columbiade beſtimmten Schacht entfernt im Kreiſe um dieſen Mittelpunkt her zum Guß der Röhre 1200 Streichöfen, jeder 6 Fuß breit und je 5 Fuß vom nächſten entfernt; dafür 136 Mill. Pfd. Gußeiſen auf den Platz geſchafft und 68000 Tonnen Kohlen zum Schmelzen. Die kecken Reiſenden brauchen überdies Maſchinen zur Ueberwindung des Gegenſtoßes bei der Abfahrt und des Anſtoßes beim Fall auf den Mond, nicht übel durch ſinnreiche phyſikaliſche Vorkehrungen plauſibel gemacht; Proviant, Luft und Licht in dieſem neuen Fahrapparat. Das beobachtende Teleſkop auf dem Felſengebirge iſt ſtark genug, um auf der Oberfläche des Mondes einen nur 9 Fuß breiten Gegenſtand ſichtbar zu machen; es muß den Mond auf 2 Meilen nahe bringen und dafür 48000fache Vergrößerung anwenden. Der Tubus des neuen Reflectors iſt 280 Fuß lang, der Spiegel hat 16 Fuß im Durchmeſſer, das Objectiv allein iſt 30000 Pfd. ſchwer. Das Rieſeninſtrument auf dem Gipfel des Felſengebirges, mehr als 10000 Fuß hoch, mußte über die Linie des ewigen Schnees hinaufransportirt und aufgeſtellt werden.

Nachdem alle dieſe Kleinigkeiten glücklich angebracht, dürfen wir allerdings die Promenade in den Mond mit zuverſichtlicher Beruhigung vor ſich gehen laſſen; der Autor darf ſich und den Leſer nicht ohne Herzklopfen in den neumodigen Paſſagierwagen hineinſetzen, und am Ende glauben wir auch noch dem begeiſterten Secretär dieſer jüngſten Tranſitgeſellſchaft, wenn er in ſeiner Schlußbetrachtung über das Schickſal der Abgefahrenen meint:

„Wir werden mit ihnen correſpondiren, ſobald die Umſtände es geſtatten. Wir werden Kunde von ihnen bekommen und ſie von uns. Es ſind ſinnreiche, erfinderiſche Männer, die alle Hülfsquellen der Kunſt, Wiſſenſchaft und Induſtrie bei ſich haben. Damit richtet man aus, was man will, und wir werden ſehen, daß ſie ſich aus der Verlegenheit ziehen können.“

Um von der Spannung dieſer Effectſcenen ein für allemal einen ausreichenden Begriff zu geben, wollen wir eine von ihnen theilweiſe dem Leſer hier vorführen.

Die drei verwegenen Mondreiſenden ſind in ihren metallenen Waggon eben unabänderlich verſchloſſen worden, die Bewegung der Gemüther iſt aufs höchſte geſpannt:

„Der Mond ſtieg in reinſter Klarheit am Firmament empor, die funkelnden Sterne ſeiner Umgebung überſtrahlend; bereits über das Zwillingsgeſtirn hinaus befand er ſich eben am Horizont auf halber Bahn bis zum Zenith. Jeder begriff alſo leicht, daß man dem Zielpunkte voranviſirte, wie der Jäger den Haſen, welchen er treffen will, vorausviſirt, ſeine Bewegung berückſichtigend. Eine Stille zum Erſchrecken laſtete auf der ganzen Scene. Kein Windhauch über der Erde! Kein Athemzug aus der Bruſt! Die Herzen wagten keinen Pulsſchlag. Alle Blicke waren angſtvoll auf die betreffende Mündung der Columbiade gerichtet. Murchiſon's Auge begleitete die Nadel ſeines Chronometers. Kaum noch 40 Secunden hatten zu verfließen, und jede dauerte eine Ewigkeit. Bei der 20. entſtand ein allgemeines Schaudern; es fiel der Menge ein, daß die eingeſchloſſenen Reiſenden ebenſo die erſchrecklichen Secunden zählen! Man vernahm einzelne Rufe: 35!— 36!—37!—38!—39!—40! Feuer!

„Sofort drückte Murchiſon mit dem Finger auf den Unterbrechungsapparat, daß die hergeſtellte Strömung den elektriſchen Funken auf den innerſten Grund der Columbiade

leitete. Sofort ertönte ein fürchterlicher, unerhörter, donnerartiger Knall, ebenso wie das Blitzen und Krachen beim Ausbruch über alle menschlichen Begriffe hinausging. Eine himmelhohe Feuersäule schoß aus dem Boden wie aus einem Krater empor. Die Erde erbebte, und kaum einzelne Personen konnten einen Augenblick das Projectil gewahren, wie es inmitten flammender Dünste siegreich in die Lüfte emporbrang. Der Feuerstrahl, welcher weißglühend zum Himmel sich erhob, verbreitete sein Licht über ganz Florida, und eine Weile war weit und breit das Land taghell erleuchtet. Das unermeßliche sprudelnde Feuer ward hundert Meilen weit auf dem Meere gewahrt und von manchem Schiffskapitän als riesenhaftes Meteor aufgezeichnet. Ein wahres Erdbeben begleitete die Explosion der Columbiade; Florida ward bis in die innersten Tiefen erschüttert. Das von der Hitze entwickelte Pulvergas drängte mit unvergleichlicher Gewalt die Luftschichten zurück, und der künstliche Orkan strich hundertfach stärker als Gewitterstürme gleich einer Trombe durch die Lüfte. ..."

Die unmittelbare Fortsetzung der nach ihrer einen Richtung eben behandelten Erzählung ist der weitere Roman: „Reise um den Mond" (2. Aufl.).

Nach dem ebenbesprochenen glücklichen Abgange von der Erde folgt eine nette Trabantenfahrt, ganz besonders interessant um die der Erde abgekehrte Mondhälfte herum in der 354stündigen Nacht, eine Schiffahrt im absoluten Dunkel des Weltraumes und seiner (nach Celsius) 140grädigen Eiskälte. Nach neuer Ablenkung durch einen zweiten Aërolithen endet die Reise mit dem Fall aus einer Höhe von 78000 Lieues, wodurch das Projectil mit einer Geschwindigkeit von 57600 Lieues in der Stunde auf die Erde herunterschmettert; es fällt glücklich ins Meer, wo dieses 21760 Fuß Tiefe hat, kommt dann wieder auf die Oberfläche, weil es mit 9250 Pfd. Gewicht einen Raum von 56000 Pfd. Wasser einnimmt, also schwimmt, und die glücklichen Luftschiffer modernsten Stils spielen schließlich, nachdem sie das Sternenbanner aufgehißt, um sich gelegentlich auffischen zu lassen, gemüthlich Domino.

Nach solchem Resultat ist es auch nicht mehr besonders schwindelhaft, wenn sich mit einem Kapital von 100 Mill. Doll. eine amerikanische Nationalgesellschaft der Verkehrsverbindungen zwischen den Sternen aufthut; immerhin schadet es nicht, daß sie sich rasch für den Fall des Bankrotts vorsieht und einen commissarischen Richter zum voraus ernennt!

Nicht minder abenteuerlich macht sich die „Reise nach dem Mittelpunkte der Erde" (2. Aufl.).

Die Phantasiesprünge sind da wieder einmal außerordentlich toll und um kein Haar minder excentrisch, als wenn man sich in einer Kugel nach dem Monde schießen läßt. Ein naturforschender deutscher Professor, der übrigens richtigerweise gleich von vornherein als eine Art Sonderling aufgefaßt erscheint, findet in einer alten Scharteke, die ihm der Zufall entziffert, nachdem er sich vergebens fast närrisch daran studirt, die wunderliche Notiz verzeichnet, daß ein alter skandinavischer Gelehrter zum Mittelpunkte der Erde heruntergestiegen sei, und ist augenblicklich entschlossen, das Experiment zu wiederholen. Nach den Angaben jenes Alten sucht er zur Höllenfahrt den astronomisch-fixirten einen Krater des erloschenen Vulkans Snäfield auf Island, steigt da mit seinem Neffen und einem alten Isländer als Führer ein, und die drei fahren gemüthlich unter dem Atlantischen Ocean und dem Continent von Europa hindurch, um von einem Vulkan auf Stromboli wieder ausgeworfen zu werden, was natürlich alles glücklich geht, denn sie langen nur ein bischen geschunden wieder auf dem Erdboden an, um wie alle die Reisenden neuesten Stils als große Männer heimzukehren.

Das wäre also eine Fahrt unter der Erde, durch das Innere der Erdschale hindurch, und sie berührt sich am nächsten mit der oben auf Grund ihrer Personenzeichnung an-

geführten Tour unterm Meere. Hier die gleichen Sprünge: die Art, wie drei ins Meer geſchleuderte Perſonen auf die Rückenplatte eines noch nie dageweſenen Seefahrzeuges ſich retten und als Gefangene in ſeinen Bauch aufgenommen werden, iſt fabelhaft genug. Dazu alles andere: der ganze Bau, die Einrichtung und Leiſtungsfähigkeit des Schiffes „Nautilus“ ein Wunder der Mechanik, die Lebensführung an deſſen Bord ein Wunder des organiſchen Lebens. Das Allerſeltſamſte ſind die Spaziergänge, Jagd- und Fiſchpartien auf dem Meeresgrunde; alle dieſe Parforceſtücke: Fahrt aus dem Rothen Meere ins Mittelländiſche hinüber durch einen unterſeeiſchen Tunnel; Auffindung des verſunkenen Continents Atlantis; Fahrt direct zum Südpol, gewaltige Strecken unter einer Eislaſt von vielen hundert Klaftern dicken Eisblöcken durch, und dabei wunderbare Rettung aus einer Lage, die verzweifelter nicht gedacht werden kann, und in der Tiefe des Meeres Einklemmung zwiſchen zwei gegeneinander anrückende Eisgebirge; alſo ſichere Ausſicht auf Tod durch Erdrücken oder Erſticken.

Nach dem rohen Umriſſe dieſer excentriſchen Fahrten können wir uns, wenn wir einmal fünf oder ſechs der Romane Verne's geleſen haben, allerdings nicht verhehlen, daß der erſte Eindruck des abſolut Originellen ſich etwas verwiſcht, da trotz allem in der Art der wilden Phantaſieflüge ſich eine gewiſſe Einförmigkeit ausprägt. Und ferner: gerade die Vorausſetzung in den letzten Stücken hat denn doch Seiten an ſich, die etwas von den excentriſchen Linienumriſſen eines Eugène Sue oder Alexandre Dumas père geſtreift werden. Ganz original aber und bei keinem zweiten zu finden bleibt immer die Verwendung einer überraſchenden Fülle von Naturkenntniſſen aus allen Gebieten, deren Untergrund dem Abenteuerlichſten eine beſtimmte Folie gibt.

Und weil dem ſo iſt, ſo unterbrechen wir für einmal die Romanreihe und die Frage nach den großen Phantaſiebildungen; wir legen drei etwas weniger excentriſch vorſchreitende Erzählungen zurück und gehen ein auf die Behandlung der ſpecifiſchen Hülfsmittel des Verfaſſers, der verwendeten Kenntniſſe aus Natur, Geſchichte und Mechanik, der Schilderungen und Naturbilder.

Wir beginnen nochmals in Bezug auf die Schilderungen mit der Mondreiſe und dann der Fahrt um dieſes Geſtirn herum. Man nehme den großen Saal des Gun-(Kanonen-)Clubs in Baltimore, einzig in ſeiner Art; alles bis auf die kleinſten Verzierungen und das Tintenfaß des Secretärs herunter aus Gußeiſen und Kanonenmetall und gehalten in den Formen der Kriegsgeräthe. Man leſe von dem mit zweifelloſer Lebendigkeit gezeichneten Begeiſterungsrauſche einer großen Nation — Meetings, Journale, Rieſenverſammlungen bei den großen Acten des Werkes; von dem Rivalenſtreit über den Standpunkt der Columbiade (Texas und Florida), von dem neuen Leben zu Stone's Hill bei Tampa-Town auf Florida; von dem Feſte im Innern der Columbiade; dann nach Ueberwindung eines dumpfen Staunens oder der Erbitterung über einen vermeinten ungebührlichen Sarkasmus von dem förmlichen Paroxysmus der Begeiſterung nach Michel Ardan's Depeſche und dem ungeheuern Meeting zu ſeiner Feier. Hierzu kommt noch die fortgeführte Perſonenzeichnung der zwei intereſſanten Häupter Barbicane und Ardan, des kühlen Yankee und des queckſilbern hingeriſſenen Franzoſen.

Eine Maſſe geſchichtlicher Daten aus allen Jahrhunderten findet ſich: über Erfindungen, Entdeckungsfahrten, mechaniſche Conſtructionen, Fortſchritte in den einzelnen Wiſſenſchaften, Aufbau und Aufnahme philoſophiſch-wiſſenſchaftlicher Theoreme u. ſ. w. Darunter eine ſtarke Zahl von Curioſen; daneben wiſſenſchaftliche Rechnungen über die Diſtanzen, die Materien und Medien, die phyſiſchen Verhältniſſe und mechaniſchen Conſtructionsanforderungen, alle genau mit Zahlen belegt; Mittheilungen über Compoſition der Luft, Erſatzmittel zur Herſtellung der athembaren Luft, Weſen der Gaſe u. ſ. w.

Auseinanderſetzung über Bau, Weſen und Wirkung von Teleſkop und Fernrohr; der

Unterſchied zwiſchen den beiden; zu ihrer Geſchichte; die berühmteſten Inſtrumente beider Arten.

Die Entſtehungstheorie der Geſtirne, über den Bau des Mondes, die Geſchichte der Entdeckung ſeiner Kräfte und Eigenſchaften, ſeines Baues und ſeiner Bewegung. Das ſind förmlich aſtronomiſche Vorleſungen, in denen unter anderm alle Theorien geſtreift werden über die Bewohnbarkeit des Mondes und der übrigen Himmelskörper.

Bei der Fahrt um den Mond werden folgende phyſikaliſch-mechaniſche Fragen behandelt: das Ablenken von der Bahn durch vorüberziehende Aſteroïden; phyſiſche Erklärung der verſchiedenſten Lichteffecte; Erneuerung der Luft in geſchloſſenem Raum außerhalb der Erdatmoſphäre; Temperaturberechnungen im Himmelsraume (Aether); algebraiſche Formel zur Feſtſetzung der Anfangsgeſchwindigkeit für eine derartige Luftfahrt; Abnahme der Schwere bis zu ihrer völligen Abweſenheit durch Aufhebung der Anziehungskräfte von Erde und Mond, d. h. bis zum ſyſtematiſch ſich ergebenden Indifferenzpunkte, wobei ſich das ganz natürliche Feld gibt für ein phyſikaliſch leicht erklärbares Zauberkunſtſtückchen. Neben den Höhenmeſſungen der Mondberge unter Verwendung vergleichender Höhenmaße für die Erdberge wird näher auf das immer geſtellte alte Problem in doppelter Form eingegangen: Iſt der Mond bewohnbar? iſt er einmal bewohnt geweſen? Hemmung der Geſchwindigkeit durch das Losbrennen von Raketen. Taucher- und Hebeapparate für die Tiefen des Meeres. Aeußerſt draſtiſche Schilderung der Wirkungen einer mit zu viel Sauerſtoff verſetzten Luft auf den Organismus.

Prachtvolle himmliſche Naturbilder, halb real, halb phantaſtiſch, ſind in dieſer Erzählung enthalten: Im abſoluten Dunkel des Weltraumes ein iſolirter Vulkankegel feuerſpeiend und ein ſturmſchnell hinſauſender, plötzlich in Millionen Stücke auseinanderfliegender Aſteroïde. Die ſehr eingehende und höchſt anziehende Schilderung der Mondlandſchaften: die orographiſche Geſtaltung, die Vulkanbildungen, Licht- und Schatteneffecte, iſt höchſt lebendig, ein erweitertes Phantaſiebild zu dem in Wirklichkeit erkannten, entſchieden äſthetiſch und beſtechend.

Auch die ſeeliſchen Eindrücke ſind poetiſch wiedergegeben. Man nehme den Anblick des Himmels in einer dem Monde zuſtrebenden Höhe: „Stets der nämliche Anblick. Das ganze weite Feld der Himmelsſphäre, von Sternen und Sternbildern in wunderbar reinem Glanze wimmelnd, konnte einen Aſtronomen zum Narren machen. Auf der einen Seite die Sonne, gleich der Mündung eines Glutofens, eine blendende Scheibe ohne Lichtring, hob ſich ab auf dem dunkeln Hintergrunde des Himmels. Auf der andern der Mond, ſeine Glutſtrahlen ihm zuwerfend und wie unbeweglich inmitten der Sternenwelt. Sodann ein ziemlich ſtarker Flecken, der im Firmament ein Loch zu bilden ſchien und noch zur Hälfte am Rande mit ſilbernem Saume umgeben war: das war die Erde. Hier und da gehäufte Nebelflecken gleich dicken Flocken Sternenſchnees, und vom Zenith bis zum Nadir ein unfaßbarer Ring von Sternenſtaub, jene Milchſtraße, in deren Mitte die Sonne nur als Stern vierter Größe gerechnet wird.“

Dazwiſchen finden ſich nicht üble Einfälle, die man ganz gut als ſatiriſche Hiebe verwenden könnte:

„Wiſſen Sie, meine Freunde, es ließe ſich eine merkwürdige Anſtalt gründen: Sauerſtoffcabinete, worin Leute von abgeſchwächtem Organismus auf einige Stunden könnten zu thätigerm Leben geſteigert werden. Denken Sie ſich einmal Verſammlungen, worin die Luft mit dieſem heroiſchen Flnidum geſättigt wäre; Theater, worin die Adminiſtration daſſelbe in großer Doſis verwendete. Welche Leidenſchaft in der Seele der Schauſpieler und Zuſchauer, welches Feuer, welcher Enthuſiasmus würde dadurch erzeugt! Und wenn man ſtatt eine bloße Verſammlung ein ganzes Volk damit ſättigen könnte, welche Belebung der Thätigkeit in ſeinen Verrichtungen, welche Lebensergänzung würde folgen!

Aus einer durch Erschöpfung herabgekommenen Nation könnte man vielleicht eine kräftige und große machen, und ich kenne mehr als einen Staat unsers alten Europas, welcher im Interesse seiner Gesundheit sich einer Sauerstoffcur unterziehen sollte."

Die „Reise nach dem Mittelpunkte der Erde" berührt der Reihe ihres Ablaufes nach folgende Fragen aus wissenschaftlichem Gebiet: Ein Runenalphabet mit den combinirten Versuchen seiner Auflösung; die Variationsrechnung eben in der Anwendung auf jene Combinationen; die Theorien über die Erdrindebildung, ganz besonders eingehend und wiederholt mit den Gründen für und wider dargestellt die Theorie von der im Innern mächtig zunehmenden Erdwärme und dem Centralfeuer; die Merkwürdigkeiten der Bodengestaltung auf der wunderbaren Insel Island und ihre eigenthümlichen Naturerscheinungen, so der Wirbelwind Mistour; die Folge der Gesteinsschichten und der in ihnen auftretenden Versteinerungen mit den daraus abzuleitenden theoretischen Schlüssen; vielfache Anwendung auf die Bildung der verschiedenartigen Schichten; Geschichte und Lehre von ihrer Bildung, Alter u. s. w.

Die Schilderungen sind im höchsten Grade anziehend und wechselvoll. Da tritt uns isländisches Leben und Wesen entgegen, von der aus zwei Straßen bestehenden trübseligen Hauptstadt Reykjavik an zu den öden Küstenstrichen und den wilden altvulkanischen Gebirgszügen. Der stoische Führer Hans, der sich ohne alles Kopfzerbrechen für die Fahrt in die Unterwelt anwerben läßt, ist gerade der richtige Typus eines that- und muskelkräftigen Nordländers, immer dabei, wenn es gilt kaltblütig, entschlossen Hand anzulegen. Wie werden uns Bauerwohnungen und Bauermahlzeiten auf dem ungastlichen Eiland geschildert und die Hütte eines Pfarrers, der zugleich Schmied und Wirth ist und nebenbei zu schnüren versteht wie ein Gastwirth in der Schweiz. Die eigenthümlichen Formen und überraschenden Lichtreflexe in den sich ablösenden Gängen, Grotten und Höhlen; die Eindrücke einer total abgeschlossenen und ewig schweigenden unterirdischen Welt, die doch immer noch ein thätiges Leben, und sei es blos das mineralische, mit Wucht weiter führt, sind in großer Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Frische dargelegt; die Gemüthseindrücke des Wandelns im stillen Erdschose reflectiren sich mit der vollen Wucht einer Welt, von deren Walten wir sonst ja fast gar nicht berührt werden; das Geheimnißvolle übt seine Macht. Dazu die Leiden und Erschütterungen solch verwegener Fahrt; der Wassermangel inmitten tauben Gesteins aus Urgebirge bis zur völligen Aufzehrung aller Lebens- und Willenskraft. Noch Grauenvolleres. Das Fürchterlichste, was zu denken, ist jene Situation, da der Autor den jungen Mann in einem Seitengange seine Begleiter verlieren und das Licht verlöschen läßt, 16 Lieues unter der Erdoberfläche, allein, im absoluten Dunkel. Da sind die Paroxysmen und Gehirnerschütterungen bis hart an die Grenze des Wahnsinns verfolgt, der letzte Grad von Verzweiflung; es beschleicht uns ein Gefühl unnennbaren Grauens, gerade wie wenn wir uns das Lebendigbegrabensein recht eindringlich vorzustellen bemühen. Dagegen hat der Autor eine der allerglänzendsten Darstellungen, die überhaupt irgendwo in seinen Werken sich finden, ein Gemälde von geradezu grandios majestätischem Eindrucke dadurch gewonnen, daß er in jenen noch nie erreichten Tiefen eine unermeßliche Höhle sich öffnen läßt mit einem Riesenmeere der Unterwelt. Da hat die Phantasie unbegrenzten Raum, unter Beiziehung der wissenschaftlichen Thatsachen und Hypothesen uns einzuführen in jene ganz erstaunliche Wunderwelt der Urschöpfungen, und gewiß hat sie selten mit mehr Glanz und Lust dieses Prachtfeld ausgebeutet; wir werden von einem Staunen ins andere geworfen, ohne daß uns doch irrationelle Bildungen entgegengehalten würden. Da liegt in dem unendlichen bedeckten Gewölberaum ein richtiges Meer im blendend klaren und doch so ganz neuen Strahl elektrischen Lichtes. Die Formen der Ufer und granitenen Strebepfeiler; die Licht- und Schattenstreifen; der fahle Dunsthimmel mit den bizarren Wolkenbildungen; ein unterirdischer

Wald aus rieſigen Champignons und aus gigantiſchen Bäumen mit kahlen Zweigen und farbloſem Laub; dann in ſeltſamen Gebeinsreſten die verſchwundene Fauna der Uebergangsepoche; die urweltliche Meeresflora und -Fauna mit ihren Ungeheuern, wobei der Ichthyoſaurus und Pleſioſaurus uns das Vergnügen machen, einen tödlichen Vernichtungskampf vor uns aufzuführen; eine vulkaniſche Inſel mit Geiſerausbruch; ein furchtbarer Orkan mit Schiffbruch; endlich gar ein ganz maſſenhaftes Lager von Menſchengebeinen, und was noch viel mehr iſt, ein lebendes Exemplar von unterirdiſch wohnenden Menſchen, eine Art Polyphem — das ſind gewiß Ueberraſchungen zur Genüge.

Ganz ähnlich verhält ſich die untermeeriſche Rieſenfahrt bis auf 20000 Meilen Tiefe. Da ſind es die Hypotheſen über unterſeeiſche Ungeheuer und Rieſenthiere noch unerforſchter Art, mit Rückſicht auf die vorweltlichen Exiſtenzen; da finden wir die mechaniſch-phyſikaliſchen Geſetze und Berechnungen für den Geſammtbau eines auch zur Fahrt in den größten Tiefen beſtimmten, durch nichts zu beſiegenden Schiffskörpers mit elektriſcher Bewegungskraft und Beleuchtung; exacte Angaben bis auf die Anführung der berühmteſten Firmen für die Herſtellung der weſentlichen Maſchinentheile. Da findet ſich eine Schilderung der Topographie des Meeres in ſeinen verſchiedenen Strichen, der Strömungen, Tiefengrade, Beſtimmung des in dieſen auszuhaltenden Druckes und der nothwendigen Widerſtandsfähigkeit; die allereingehendſten Auseinanderſetzungen über die Compoſition der Meeresfauna und Meeresflora in den verſchiedenen Erdſtrichen, den wechſelnden Tiefegegenden u. ſ. w., über die wunderbare und ungeahnt reiche Welt von Geſchöpfen in tauſendfacher Variation der Formen, von den Milliarden der kleinſten mikroſkopiſchen Weſen bis zum Leviathan der Meere hinauf — eine mit beſonderm Reiz anziehende Schöpfung, von der wir Landratten keine Ahnung haben. Dazu die noch viel ſeltſamere Flora in dem, was ſie ganz beſonders Auszeichnendes gewinnt gegenüber der continentalen und dem was ihr abgeht an Licht- und Farbentönen. So iſt wiederholt angeſetzt an einer ganzen Ichthyologie: Gattungen, Arten und Unterarten mit ihren unterſcheidenden Kennzeichen; ebenſo zur Conchylienkunde. Eine ganze Apparatenlehre iſt eingefügt, um die mechaniſch-phyſikaliſche Kenntniß nachzuweiſen, daß der Menſch der Gegenwart ſich auf die Tiefen des Meeresgrundes mit voller Freiheit der Bewegung und dazu mit genug Luft und Licht zu wagen, im Intereſſe der Jagd und Sammlung und gar mit einem ganz eigenen Reiz des Behagens das bis dahin unbetretene und unerforſchte Reich zu durchſtreifen die Fähigkeit gewonnen habe. Die neueſten Apparate mit unbeſchränkter Leiſtungsfähigkeit finden ſich hierfür vorgebildet. Die Polypen, Schwammbildungen und Zoophyten, die Korallenbildungen in den allerſeltſamſten Formen und Geſtaltungen, ſodaß die Arbeit des unendlich Kleinen das Grandioſe, Majeſtätiſche und Bizarre erzeugt — die mächtigſten untermeeriſchen Gebirge im fortwährenden Wachſen: es iſt das Wunderbare im Mikrokosmus und Makrokosmus zugleich: die Perlenfiſcherei auf Ceylon mit höchſt intereſſanten Angaben über Gang und Weſen, Ertrag und Gefahr dieſes eigenthümlichen Berufes, wobei zur Würze wieder ein Abenteuer, die Rettung eines von dem gefräßigen Hai bedrohten armen Perlenfiſchers mit unterläuft; das Tangmeer, die Gründe verſchiedener Meeresfärbungen, Heruntertauchen bis in die Tiefe von 16000 Meter und Aufnahme einer photographiſchen Anſicht von dem Bau des Grundes in der gewaltigen Tiefe, die markanteſten Geſtaltungen in dieſen eigenartigen Landſchaften wiedergebend; das ganze organiſche Leben und Treiben ſeltſamſter Art um den Südpol, ähnlich wie im „Kapitän Hatteras“ um den Nordpol herum, Geſtaltungen, die ſchon durch ihre Neuheit das lebhafteſte Intereſſe wecken, die Eisbildung in allen Formen und den wechſelnden Graden der Mächtigkeit, Geſtalten und Farben der überraſchendſten Art und von großartigem, phantomartigem Eindruck: alles das iſt glänzend geſchildert, und zu ihm hinzu tritt die Geſchichte der merkwürdigen Entdeckungsfahrten zur See und ihre wechſelreichen und meiſt verhängnißvollen Geſchicke; ſie

iſt auf den verſchiedenſten Punkten angegriffen und oft bis in ganz beſtimmte Details verfolgt.

Zahlreich ſind die Schilderungen und Kampfſcenen, Erlebniſſe mit angreifenden Wilden des Stillen Oceans und die ſchon durch ihr Geheimniß weit erſchreckendern einer in Dunkel gehüllten und furchtbaren Rache des finſtern Kapitäns, eines mit ungleichen Kräften, aber beiderſeitig gleicher Erbitterung geführten Kampfes gegen Kriegsſchiffe einer tödlich gehaßten Nation, wobei der Macht des myſteriöſen Fahrzeugs die gewaltigen Meerdampfer erliegen, um angebohrt mit Mann und Maus zu ſinken; Krieg der Meerrieſen untereinander — ein Pot und ein Wal im Streit ums Leben; Rieſenpolypen und der ſcheußliche Kampf des Menſchen gegen dieſelben; die mit einem ſeltſamen Grauen gemiſchten Schilderungen von den in den allerverſchiedenſten Tiefen beobachteten Cadavern untergegangener Schiffe, den verlorenen Reſten menſchlicher Kunſt und menſchlichen Lebens. Ein eigentliches Prachtbild großartigen Stils aber bieten die auf den Meeresgrund verſenkten Städte und Länder, die mit ihren Glanzſchöpfungen verloren gegangene Atlantis.

Wieder die bloße Ergänzung dieſer Stoffe dürften wir in den Ausführungen im „Kapitän Hatteras“ finden. Geſchichtlich iſt da der ganze Verlauf der Nordpolexpeditionen begleitet, mehrmals bis in ganz beſondere Einzelheiten gewiſſer Fahrten hinein, ſo eine eingehende Expoſition über die nordweſtliche Durchfahrt. Haupthülfsmittel bleibt aber wieder eine lebendigſte Naturſchilderung: die Polarlandſchaften, Eisfelder und Eisberge in allen Formen, Farben und Bizarrerien ihres Auftretens; die eigenthümlich feſſelnden, aber noch mehr fremdartig ſchreckenden Bildungen dieſer mit düſtern Reizen und großartigen Formationen ausgeſtatteten, in den wunderbarſten Phänomen und Lichteffecten glänzenden und doch in öder, rauher Wildheit erſtarrten Natur. Eine erſte Rolle ſpielen da die überraſchendſten Lichterſcheinungen, unbegrenztes Erſtaunen wach rufend. Die Fauna, in ihrer Art reich und zum Theil Koloſſe darſtellend, die Lebensweiſe der zahmen und wilden Thiere, die beſondern Inſtincte und die Stellung des Menſchen zu dieſen Geſchöpfen, Jagd und Kampf, wobei Jagdabenteuer der mannichfachſten Art voranſtehen; dazu das Verhalten dieſer Thiere unter ſich — intereſſanter Robbenfang durch einen Bären: das gibt dem ſonſt ſo düſter-ernſten Bilde der polaren Breiten Leben und Bewegung. Kommt hinzu die zwar weit beſchränktere, aber wieder durch beſondere Gattungen bezeichnete Vegetation, der Wechſel der Zeiten und Temperaturen, die Stürme und verwirrenden Windrichtungen, die Reaction der ringenden Menſchennatur gegen die Tücken jener Zonen, die faſt nach Schickſalsſchluß dem Fuße des Menſchen unnahbar ſein ſollen, ſo gibt all das eine hochintereſſante Bilderreihe aus jenem räthſelſchwer uns entgegenſtarrenden Naturdaſein. Winterzerſtreuungen der im Eiſe des Nordpolarmeeres Feſtgehaltenen werden geſchildert; auch da wieder wird uns die erſtaunliche Wirkung der Verwendung elektriſchen Lichtes vorgeführt. Eine eigentlich rührende Stelle iſt's, wo die Thiere des äußerſten Nordens, die noch nie den verfolgenden Menſchen geſehen und in ihm nicht den Feind ahnen, friedlich und furchtlos ſich um den Ueberraſchten lagern; wir werden trotz Schnee und Eis unwillkürlich an ſchuldlos paradieſiſchen Urzuſtand erinnert; das Bild iſt ein Idyll eigenſter Art, gemüthvoll, was ſonſt weniger Verne's Art iſt.

Nehmen wir dazu wieder die abenteuerlichſten Zumuthungen: die unwandelbar auf den Pol losſteuernde Fahrt auf einem Schiffe, das der furchtbaren Winterkälte trotzen ſoll mit einem nur noch auf Wochen reichenden Kohlenvorrath, die abſcheulichen Qualen der Kälte und des Skorbut, übermenſchliche Anſtrengungen und Entbehrungen, Hunderte von Meilen laufende Schlittenfahrten auf den Eisfeldern, Empörung der Mannſchaft, die ihr Schiff verbrennt, Rettung der ausgezogenen Männer einzig durch den Zufall, der ſie einen dem Tode nahen amerikaniſchen Kapitän finden läßt, welcher ihnen ſein geſtrandetes Schiff als Schutz und Vorrathskammer anweiſen kann. Nach Abfeuern des letzten Schuſſes

findet Rettung vom Hungertode statt durch eine aus gefrorenem Queckſilber geballte Kugel, die einen Bären erlegt, und ferner bei erloſchenem Ofen Feueranmachen vermittels eines Brennglaſes aus Eis; eine winterliche Belagerung im Eishauſe durch Bären, die durch eine Pulvermine in Stücke zerriſſen werden. Ausgang furchtbarer Stürme im offenen Polarmeer iſt es, daß der verwegene Kapitän auf ein Inſelchen am Pol geſchleudert und von ſeinen erſchreckten Gefährten wieder zum Leben gebracht wird. Endlich der letzte und tollkühnſte Streich: den genauen Punkt des Pols hat ein lava- und feuerſpeiender Vulkan inne, und der keiner Macht weichende Entdecker, über die feurige Flut hinausdringend, ruht nicht, bis er auf der oberſten Spitze die Fahne Englands entfaltet hat. Dieſes letzte Stück iſt vollends die That eines Wahnſinnigen; unglaublich, daß er mit dem Leben davonkomme, pſychiſch begründet aber iſt es, daß er von dieſem ſeinem Zielpunkte nur als Irrſinniger ſcheidet. Dieſe letzten Partien ſind gewaltſam aufregend.

Auf die behandelten Erzählungen, die alle uns in die Kreiſe des abſolut Unmöglichen hinauswerfen, folgen noch drei andere, welche allerdings auch Excentricitäten übergenug an ſich tragen, immer noch Rieſenſprünge der Phantaſie, aber doch ſo allmählich, Schritt um Schritt niederſteigend, uns mindeſtens in die Gebiete des Begreiflichen herunterführen. Die erſte der drei folgenden ſtände, wenn wir überhaupt nach dieſer Gradation ſcheiden dürfen, als Uebergang zwiſchen den beiden Klaſſen in der Mitte. Wir erwähnen „Fünf Wochen im Ballon“, „Reiſe um die Erde in achtzig Tagen“, „Abenteuer von drei Ruſſen und drei Engländern in Südafrika“.

Die Luftreiſe im Ballon geht als neumodige Entdeckungstour über das innere Afrika hin quer vom Hafen von Zanzibar aus bis an die Weſtküſte hinüber. Die Abenteuer werden gehäuft und ſpannen durch Angriffe auf den Ballon und ſeine Reiſenden, ausgehend von den wilden Völkerſtämmen Afrikas, von Affenſchwärmen und von gewaltigen Raubvögeln, die den Ballon zerreißen. Die Gefahren werden immer höher bis auf die äußerſte Spitze getrieben; ſchließlich, nachdem die äußere von den zwei Doppelhüllen des Ballons geriſſen, die innere durch Schädigung gelitten hat, ſodaß Gas ausſtrömt, verwickelt ſich die Situation ſo: der Ballon hat nicht mehr genug Hebungskraft, und doch ſoll, auf Gefahr in einer öden Berggegend zu verkommen, eine der bedeutendſten Gebirgshöhen überſchritten werden; das geſchieht, indem behufs Verminderung des Ballaſtes bereits ein Theil des kunſtvollen Apparats ſelbſt geopfert, zerſtört und auf die Erde heruntergeworfen wird. Aber das Uebel vergrößert ſich raſch und unheilbar; der Ballon ſchwebt unſicher, ſprungweiſe über die Erde, ſinkt immer tiefer, und da drunten harren die wildeſten menſchenfreſſenden Stämme, deren Krieger eine tolle Verfolgung des fremdartigen Ungeheuers anſtellen; das iſt eine erſchreckende Jagd, der alles bis aufs nackte Leben geopfert wird. Zum Schluß bleibt von dem ganzen kunſtvollen Mechanismus nichts mehr als die leere innere Hülle; hart auf den Ferſen der verwegenen Luftſchiffer die fürchterlichen Feinde, vor ihnen der reißende und in gewaltigem Katarakt abſpringende Senegal. Was thun unſer Helden? Sie hängen ſich an die Ballonhülle, unter der ſie ein Feuer aus dürrem Gras angezündet haben, gewinnen ſo die letzte nothwendige Hebekraft und fliegen über den brauſenden Strom ans befreundete Ufer. Uebrigens iſt dieſer Meiſterſtreich nur das Seitenſtück eines frühern: als der über dem meerartigen Tſchadſee ſchwebende Ballon von den Geiern zerriſſen worden iſt und unerbittlich ſinkt, wirft ſich der edelmüthig aufopfernde Diener, um ihn durch Entlaſtung wieder zum Steigen zu bringen, in den See; er entrinnt den gräßlichſten Gefahren; vor dem Erſtickungstode beim Unterſinken im bodenloſen Moraſte rettet ihn ein vom Ballon gerade an dieſer Stelle zurückgelaſſener Anker mit ſeinem Tau; bei der wüthenden Verfolgung durch eine Araberhorde nimmt ihn im Fluge der zur Rettung herbeigeeilte Ballon am ausgeworfenen Seil in die Höhe;

Digitized by Google

das sind doch in Wahrheit Kraftstücke, die über die Aequilibristenkünste gehen. Endlich noch eine Effectscene: Mitten in der Wüste Sahara wird das Luftschiff von Windstille überrascht; eine brennende Gluthhitze und kein Wasser; die Qualen des furchtbaren Zustandes, der mit dem schauderhaften Tode droht und den einen der Betroffenen in seinen Fieberphantasien zum Selbstmordversuche bringt, die geistige und körperliche Vernichtung ist mit Glutfarben gemalt; es ist die Paraphrase zur ähnlichen Situation bei der Reise nach dem Erdmittelpunkte.

Man sieht, die Dinge sind noch überbunt. Die Sache nimmt ab bei der Tour um die Erde. Indem wir auf der Oberfläche unsers Planeten stehen bleiben, ist bedeutend weniger Grund und Raum zu ungeheuer excentrischen Luftsprüngen. Doch auch da findet sich Raum noch übergenug. Diese große Tour auf allen erdenklichen Transportmitteln: Packetbooten, Eisenbahnen, Wagen, Jachten, Handelsfahrzeugen, Schneeschlitten und Elefanten, ist allerdings noch — englisch genug. Um die Sache überdies recht pikant zu machen, läßt der Autor seinen Helden durch alle vier Erdtheile hin von einem Detectiv, der in ihm einen großen Bankdieb wittert, verfolgt, im letzten Augenblick auf englischem Boden verhaftet, aber glücklich noch bei zeiten wieder befreit werden. Wie gewohnt, zeigt Verne auch hier seinem Helden gegenüber die liebenswürdigste Gesinnung und läßt ihm alles gelingen. Wenn die Spannung aufs höchste gestiegen und wir die tollen Abenteurer unwiederbringlich verloren glauben, hat er immer wieder ein Hülfsmittel bereit. Schon hält unser Reisender selbst durch das Misgeschick seiner Gefangennahme sich verspätet und damit ruinirt, weil er die eine halbe Million auf der Reise gebraucht und die andere in der eingegangenen Wette verlieren muß, da führt ihn der Zufall darauf, daß er gerade noch recht ist, weil er auf der Fahrt um die Erde einen Tag Zeit gewonnen hat. So einfach läßt der Autor in der Regel die Hülfsmittel eintreten, welche aus den verzweifelten Lagen retten sollen. Eine Unvorsichtigkeit des Dieners, die zu gerichtlicher Untersuchung, theuerer Caution und Verzögerung führt, dann ein abenteuerlicher Ritt auf dem Elefanten und das höchst merkwürdige Zusammentreffen mit einer schönen jungen Indierin, die durch die fanatische Bevölkerung beim Tode ihres alten Gemahls, eines Häuptlings, geopfert werden soll und durch die gleich erfinderische List wie Kühnheit des Herrn und des Dieners gerettet und schließlich des erstern glückliche Gattin wird — ein höchst verwegener und nicht minder schlau angefaßter Rettungsact; dann eine zweite noch größere Unvorsichtigkeit des Dieners, der sich durch Opiumrauchen berauschen läßt und seinem Herrn eine verderbliche Verspätung bereitet, worauf dieser die Meerfahrt von 800 Meilen auf einfacher Jacht wagt; auf der Pacificbahn Aufenthalte durch eine wandernde Büffelheerde, das tollkühne Hinwegfliegen über eine zusammenbrechende Brücke und ein Angriff der Sioux; endlich der genialste Einfall: einen nach Bordeaux bestimmten Kauffahrer gewaltsam auf Liverpool zu steuern, denselben sehr theuer zu kaufen, als die Kohlen ausgehen, das ganze Aeußere des Schiffes zusammenzubrechen (ähnliches im „Kapitän Hatteras"!) und zum Feuern zu verwenden und — ankommen! Das ist die Action dieser Erzählung.

Wir kehren zurück zur Frage der specifischen Hülfsmittel, Kenntnisse und Schilderungen.

Für die Ballonreise wird die sehr bestimmte Kenntniß der großartigen afrikanischen Entdeckungsreisen, bisweilen bis in genaue Einzelheiten hinein, verwerthet, alle großen Wanderer auf diesem gefahrvollen Boden angeführt. Ferner finden sich Berechnungen über Ausdehnung und Hebungskraft der Gase, die mechanischen Vorrichtungen zur freien Hebung und Senkung des Ballons, um damit die gesuchte Luftströmung aufzufinden und zu benutzen, also die Frage der Ballonsteuerung; sehr genaue und plausible Angaben über den mechanischen Bau eines vorzüglichen Ballons, mathematisch bestimmt. Dann wieder afrikanische Landschaftsbilder mit prächtigem Scenenwechsel; unter verschiedensten Formen die greulichen Constitutionen innerafrikanischer Länderstriche, erschreckende Berggestaltungen

und noch schrecklichere, jedem lebenden Wesen unaufhaltsamen Untergang bringende Riesenflächen mit dem trostlosen Wechsel von Sand und Schlamm. Prachtbilder sind die Luftspiegelung und ein in der Höhe der Wolken durchlebter tropischer Orkan, eine Insel, die in plötzlicher Ueberschwemmung untersinkt. Die Darstellung der Negersitten führt uns Scenen der grausigsten Stammkämpfe und Schlächtereien bis zum Fressen rohen Menschenfleisches vor. Eine der originellsten Situationen ist diese, wo die Bewohner einer Stadt, um den gefürchteten Ballon zu verderben, Tausende von Tauben gegen ihn ansteigen lassen, deren Schwanzfedern mit leichtentzündlichen Stoffen versehen und in Brand gesteckt worden sind. Andere Scenen sind ergötzlicher Art. So der Affenangriff. Die schönste aber ist die, wo der leitende Doctor in einem Negerkraal, der den Ballon für den heruntergestiegenen Mond ansieht, als Mondgott sich anbeten läßt; ungeschickterweise steigt unterdeß der rechte Mond auf, dem die Substitution nicht zu gefallen scheint; die dummen Neger werden erst stutzig, dann wüthend, und der improvisirte Gott muß sich eiligst davonmachen und kopfüber in den rettenden Ballon werfen.

Nennen wir noch zwei der gewöhnlichen Maßnahmen des Autors. Die eine sind die beliebten Rettungen, durch seine Helden vollzogen. Hier haben wir diejenige eines jungen französischen Missionars, dem die Kannibalen eben den grausamsten Tod anthun wollen; freilich erliegt er hernach doch den erlittenen Mishandlungen. Die zweite ist der Umstand, daß er fast in allen seinen wunderbaren Fahrten den leitenden Häuptern ganz besonders ergebene, thätige und einsichtige Diener oder Freunde und Genossen mitgibt, welche sich vollständig in den Ideengang seiner denkenden Köpfe hineinleben und oft in großer Gefahr rettend eingreifen.

Zur Geschichte der originellen Einfälle dient eine neue Art Rechnungsaufgaben, worin von unserm großen Reisenden gesagt ist: Wenn die Zahl der von dem Doctor auf seinen Reisen um die Welt zurückgelegten Meilen gegeben ist, einen wie viel weitern Weg hat — in Anbetracht der Verschiedenheit der Radien — sein Kopf gemacht als seine Füße? Ferner, wenn die Zahl der von den Füßen des Doctors zurückgelegten Meilen bekannt ist, sei die Körpergröße desselben bis auf die Linie zu berechnen.

Die große Tour um die Erde hat zunächst interessante Personenbilder. Dieser Phileas Fogg, der um einer hohen Wette willen seine vieljährige Unbeweglichkeit, behäbige Ruhe und Lebensbequemlichkeit unterbricht, um drei Stunden nach gefaßtem Entschluß auf der Fahrt um die Welt zu sein, ist eine durch und durch englische Natur, ein Stück geistreich energischen Sonderlings. Die nach den innern und äußern Elementen weit ausgeführte Zeichnung ist einer der bei Verne ganz seltenen Versuche, vollständige Personenporträts zu entwerfen. Fast ebenso originell ist übrigens sein ergänzender Gegensatz, der französische Diener und Reisebegleiter. Dort die vollendet kaltblütige Ruhe und denkende Berechnung, hier die etwas unbesonnene, aber gutmüthig freundliche und ergebene Beweglichkeit; also auf beiden Seiten ein Entwurf nach dem Nationaltypus.

Einzelbilder sind: indische Sitten und Gegenden, schön anschaulich; eine englisch-indische Gerichtsaction, recht humoristisch; japanische Gauklerkünste, sehr lebendig; ein Meeting in San-Francisco; die Pacificbahn mit ihren Reisechancen und die Mormonenbräuche; ein Duell in einem amerikanischen Eisenbahnwaggon; die interessante Fahrt auf einem pfeilschnellen amerikanischen Schneeschlitten.

Das Abenteuer der drei Russen und drei Engländer ergänzt die Ballonreise, sofern es gleich ihr die höchst verschiedenartigen afrikanischen Landschaftsbilder aufnimmt, von der Ueppigkeit einer reich entfalteten Vegetation in den feuchten Strom- und Waldgegenden bis zur trostlosen Dürre und absoluten Erstorbenheit jener unermeßlichen Wüsten, die den Erdtheil zum Schrecken der Reisenden und Wanderer machen. Die Karroo in der kurzen, aber prachtvollen Blüte einer üppigen Vegetation zur Regenzeit; dann eben

derſelbe Strich als vollendete Wüſte ohne einen Halm oder ein Blatt nach dem Hinüberziehen einer ungeheuern Heuſchreckenſchar; Strom- und Bergbilder. Dazu die Hottentottendörfer und Kraals, die zahmen und die wilden Stämme, der letztern räuberiſche Anfälle und Kriegsmanipulationen mit einem ſehr wenig anmuthenden Tic des Kannibalismus; natürlicherweiſe eine Reihe der auszeichnenden Jagdabenteuer, welche bekanntlich die Engländer ſo ſehr anziehen und den Darſtellungen afrikaniſchen Lebens einen beſondern haut-goût geben; überdies zwei gefährliche Verirrungen, die nebenbei eine prächtig ironiſche Färbung haben, um die abſtracte Gelehrtenmanier, die nichts ſieht und nichts hört als ihre Speculationen, ſelbſt auf die Gefahr hin, von Krokodilen gefreſſen zu werden, natürlich zu zeichnen. Löwen und Bären, Elefanten und Affen ſowie andere Thiere jener Erdſtriche ſpielen, wie ſich's gehört, in jenen Darſtellungen eine nichts weniger als nebenſächliche Rolle. Hierzu kommt eine gefährliche Fahrt in Stromſchnellen, nicht weniger gewagte Bergbeſteigungen, bis das letzte Signal ſiegreich flackert, da in gewohnter Weiſe nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, welche Natur und Menſchen entgegenwerfen, alles glücklich endet; die Angſt vor Futter- und Waſſermangel, und darauf hin eine Hungersnoth, welche die muthigen Europäer zum Verzehren der weißen Ameiſen bringt, wobei übrigens auch der Ameiſenlöwe ſeine Rolle ſpielt und als höchſt erwünſchter Braten zur Beute wird; darauf die Belagerung durch die Wilden, wobei die Europäer gar eine kleine Mitrailleuſe mit kräftigem Erfolge ſpielen laſſen und das Feld erſt räumen, nachdem ihre wiſſenſchaftliche Aufgabe bis aufs letzte Pünktchen gelöſt iſt. Komiſch iſt der Diebſtahl der werthvollen Rechnungspapiere unſerer Expedition durch einen Pavian, welcher offenbar Sinn für Mathematik hat.

Wiſſenſchaftlich ſpielen damit die fortlaufenden Sternbeobachtungen behufs Beſtimmung der geographiſchen Ortslage; ferner Erörterungen zur Geſchichte der Meridianmeſſungen und des daraus abgeleiteten Metermaßes; dazu mit höchſter Genauigkeit und Umſtändlichkeit die beſtimmte Darlegung aller der geometriſchen Operationen und Inſtrumente, welche zu einer muſtergültigen Gradmeſſung erforderlich ſind; ein Geometer würde dieſe Dinge kaum exacter darlegen, als es unter andern das Kapitel thut unter dem Titel „Eine Triangelbaſis".

So iſt die Manier Verne's und ſeine Kunſt, ſo ſind ſeine Beſonderheiten und Hülfsmittel. Zu verwundern iſt es nicht, wenn er in weiteſten Kreiſen geſucht und geleſen wird.

Die neueſte Geſchichte Spaniens.

Von

Wilhelm Lauſer.

VI.

Nachdem die monarchiſch-demokratiſche Verfaſſung geſetzlich verkündigt war, mußte, ſo ſchien es den Führern der herrſchenden Parteien, der Regierungsgewalt eine Form gegeben werden, welche gewiſſermaßen die Mitte hielt zwiſchen dem ſeitherigen Proviſorium und der endgiltigen Errichtung der erhofften Monarchie. Schon ſeit zwei Monaten galt es in den Kreiſen der Mehrheit für eine ausgemachte Sache, daß die ausübende Gewalt nicht in ihrem alten Zuſtande gelaſſen werden könne. Die Errichtung eines Regentſchaftsrathes würde den Unioniſten noch am eheſten zugeſagt haben, und ihre Führer hätten, wie ſie unter der Hand verſicherten, auch gegen Hereinziehung republikaniſcher Kräfte in denſelben keine ernſten Schwierigkeiten erhoben; freilich wollten die Republikaner, die eben in dem ganzen Plane den deutlichſten Uebergang zur Monarchie ſahen, nichts hiervon wiſſen. Andererſeits hatten die Monarchiſten wol eingeſehen, daß die mehrfach angeregte Bildung eines Directoriums, mit dem ſich die Republikaner eher befreundeten, unter den damaligen Umſtänden der Errichtung der Republik ſehr gleich gekommen wäre. Uebrigens lag die Schwierigkeit gar bald viel weniger in der grundſätzlichen Abneigung der Republikaner und Unioniſten, von welchen die erſtern die Ausſichten der Republik nicht gefährden wollten, die letztern immer noch nicht daran verzweifelten, unmittelbar nach der Abſtimmung über die Monarchie den Monarchen auf den Thron erheben zu können, als in der Eiferſucht zwiſchen Prim und Serrano, die fortwährend neue Nahrung dadurch erhielt, daß Prim immer mehr perſönliche Freunde mit den höchſten Stellen im Heere betraute und Serrano's Freunde, wie Caballero de Rodas, durch Entſendung nach den Colonien für ſich ſelber unſchädlich machte. Daß nur einer der beiden Regent werden ſolle, galt bereits in der Mitte des Monats Mai bei den verſchiedenen Parteien der Mehrheit als unumſtößlich. Aber der Vorſchlag, welchen Prim Serrano machte, mit ihm zu tauſchen, wenn er nicht Regent, ſondern lieber Miniſterpräſident ſein wolle, leuchtete letzterm deswegen nicht ein, weil Prim in keiner der beiden Stellungen darauf verzichten wollte, das wichtigſte Portefeuille, nämlich dasjenige des Krieges, beizubehalten. Ueberhaupt flößte der Eifer, womit von dieſer Zeit an die Anhänger Prim's die Ernennung Serrano's zum Regenten betrieben, den Unioniſten ſehr ſchlimmen Verdacht ein, ſo gern ſie es ſonſt, namentlich in Anbetracht ihrer ſchwachen Zahl, ſehen mußten, daß einer der Ihrigen an die Spitze des Staates treten ſollte. Mit dieſem Köder gelang es Prim ſchließlich, auch die Unioniſten und Serrano zu gewinnen, nachdem noch manchen Tag auch über den von den Demokraten und unabhängigern Progreſſiſten befürworteten Plan verhandelt worden war, ſtatt einer einheitlichen eine dreiheitliche Regentſchaft einzuſetzen.

Digitized by Google

In den letzten Tagen des Mai gab denn Serrano der Mehrheit die bestimmte Zusage, daß er die Ernennung zum Regenten annehme. Er sowol als seine Partei schmeichelte sich dabei mit dem Hintergedanken, durch Vergebung möglichst vieler Posten im neuen Cabinet an die Ihrigen sich stärken und im Nothfalle mit den Demokraten zur Bekämpfung der Progressisten sich verbinden zu können: eine allerdings sehr hinfällige Aussicht, wenn einmal Prim als Ministerpräsident und Kriegsminister Herr der Lage war. So wurde denn beschlossen, die Junta der Mehrheit solle im Congreß folgenden Gesetzentwurf einbringen: „Wir ersuchen die Cortes, die Regentschaft des Landes mit dem Titel Hoheit dem Abgeordneten Don Francisco Serrano Dominguez zu übertragen." Serrano hatte, sobald die Hauptfrage einmal entschieden war, genug zu thun, um nicht unter den Ehren erstickt zu werden, mit denen man ihn überhäufen wollte. Die wichtige Frage, ob er gleich dem Könige das Recht haben solle, alle Spanier zu duzen, ließ ihn offenbar sehr kalt; mit dem Titel Hoheit befreundete er sich am Ende noch; dagegen weigerte er sich entschieden, das königliche Schloß zu beziehen, das für ihn neben vielen süßen auch unangenehme Erinnerungen hatte. Olózaga begründete am 8. Juni in den Cortes den Antrag auf Einsetzung der Regentschaft; er erklärte es in seiner Rede nicht sowol für nothwendig als für anständig, besonders hervorzuheben, daß der Regent alle Rechte und Befugnisse des Monarchen haben werde, mit Ausnahme der Sanctionirung der Gesetze — denn die constituirenden Cortes beschließen und sanctioniren selbst ihre Gesetze — und mit Ausnahme der Suspendirung der Sitzungen und der Auflösung der Cortes, solange diese ihren Charakter als constituirende bewahren wollen.

Die Verhandlung dieses Antrages, der am 15. Juni mit 194 gegen 45 Stimmen angenommen wurde, bot gar manches, die damalige Lage kennzeichnende Moment. Rasch waren die von Anfang aussichtslosen verschiedenen Verbesserungsanträge der Republikaner erledigt, die auf Einsetzung eines Executivausschusses von verantwortlichen und absetzbaren Mitgliedern, auf Einsetzung einer Regentschaft von drei aus der constituirenden Kammer gewählten Mitgliedern, und schließlich darauf lauteten, daß der Regent vor den Cortes für seine Handlungen verantwortlich und absetzbar sein solle. Während die meisten Redner der Mehrheit nur sehr nothdürftig zu verhüllen sich bemühten, daß die Regentschaft ein bloßes Auskunftsmittel sei, um den nach der Verkündigung der Verfassung doppelt bedenklichen Abgang eines Monarchen vorläufig gut zu machen, hatte ein Mehrheitsmitglied, Cantero, den Muth, offen zu beklagen, daß noch kein König da sei, um die von der constituirenden Versammlung beschlossenen Gesetze zu sanctioniren. „Wir haben", sagte er, „zwei Regentschaften gekannt, die Regentschaft Maria Christina's von 1836—41, und danach die Regentschaft des Herzogs de la Vittoria; nun denn, während der Regentschaft Maria Christina's machten die Cortes die Gesetze und die Königin sanctionirte dieselben; während der constituirenden Cortes von 1854—56 machten die Cortes die Gesetze und Isabella II., damals Königin, sanctionirte sie; damals bestand diese conservative Gewalt, und wenn man auch der Regentin Maria Christina die Verfassung lediglich zu ihrer Annahme vorlegte, weil sie von den Cortes schon gebilligt und sanctionirt war, so rechnete man doch mit ihr, wie man jetzt mit dem neuen Könige rechnen würde, damit er die Verfassung beschwöre und annehme. Nachdem jetzt diese Verfassung vollendet ist, die von allen geachtet werden soll und unanfechtbar werden wird, mußten wir glauben, daß wir schon jemand als Candidaten haben, und daß wir innerhalb acht oder zehn Tagen den König werden ausrufen können. Indem ich aber sehe, daß wir in der gleichen Lage bleiben, so kann ich nicht umhin, auszusprechen, daß dies eine der schwersten Enttäuschungen meines Lebens für mich ist." Es konnte den trübseligen Eindruck dieser Klage nur erhöhen, als Prim, um die Regierung zu entschuldigen, daß sie die Thronfrage noch nicht gelöst habe, alle seitherigen Schwierigkeiten aufzählte. Er mußte zugeben, daß

er und seine Freunde in der Verbannung zwar zum Sturze Isabella's entschlossen, aber rathlos gewesen seien, was sie an ihre Stelle setzen sollen, und daß sie sich eben damit getröstet hätten, es möge kommen was da wolle, nichts werde schlimmer sein als das Bestehende. Man wisse, daß man mit einigem Grunde habe glauben können, Ferdinand von Koburg werde die Krone Spaniens annehmen; und er selbst sei überzeugt, daß Ferdinand besser gethan hätte, statt Rücksicht auf die Abneigung des portugiesischen Volkes gegen die Verbindung mit Spanien zu nehmen, höhern Gesichtspunkten Raum zu geben und durch Annahme der spanischen Krone zur Größe und zum Ruhm der beiden Länder beizutragen. Während er die Candidatur Montpensier's, was höchst bezeichnend war, gar nicht erwähnte, wies er den Verdacht zurück, als ob er selber nicht nur nicht alles Mögliche für die Lösung der Thronfrage gethan, sondern sogar der Berufung dieses oder jenes Fürsten alle erdenklichen Schwierigkeiten bereitet habe. Seine Versicherung, daß er fortfahren werde, einen König zu suchen, entkräftete er aber unmittelbar darauf, indem er, unter dem lauten Beifall der Republikaner, die Gründe, warum sich niemand um die Krone in Spanien melden wolle, folgendermaßen entwickelte: „Es ist schwer, einen Candidaten zu finden für ein Land, das in einem Zustande der Unsicherheit sich befindet, für ein Land, das sich erst constituirt; für ein Land, in welchem Dinge vorgekommen sind, wie wir sie erlebt haben; gestern ein Kampf in Cadix, dann ein anderer in Malaga, hierauf wieder eine Schlacht in Jerez; hier wird ein Statthalter in der Kirche umgebracht, dort wird das Gemeindehaus angegriffen; diese Dinge, die für uns wenig bedeuten, weil wir an sie und an noch größere gewöhnt sind, werden jenseit der Grenze außerordentlich übertrieben; ist es da ein Wunder, wenn alle Fürsten, welche Candidaten sein könnten, sagen: Wer wird in ein Land gehen wollen, wo solches geschieht?" Solche Worte schienen nur zu deutlich den Ausspruch eines republikanischen Redners zu bestätigen, die Regentschaft sei blos ein großes Sophisma, welches zum Zweck habe, den Abgang eines Königs zu verbergen. Selbst der Antragsteller Olózaga, eine so zuversichtliche Miene er sonst auch zur Schau trug, konnte nicht umhin, wehmüthig auszurufen: „Neun Monate sind seit der Septemberrevolution dahingegangen; Sie alle wissen, daß ich damals ein Plebiscit gewünscht hätte, damit das spanische Volk sich über die Regierungsform entscheide, und niemand kann bezweifeln, daß Sieger und Besiegte damals sich für die Monarchie ausgesprochen haben würden; hätte man dies gethan, so würde nichts von dem vorgekommen sein, was sich in dieser Zeit zugetragen hat." Im übrigen blieb Olózaga mit seiner Forderung, man müsse durch die Regentschaft Serrano's sowol den ultramontanen als den republikanischen Ausschreitungen einen Damm setzen, im Rechte gegenüber den Ausführungen Castelar's, warum man nicht eher Espartero zum Regenten wähle, dem die Progressisten doch im Grunde ihres Herzens den Vorzug gäben; warum man abermals nicht einen Staatsmann, sondern einen Soldaten an die Spitze der Regierung stelle; bei aller Rücksicht auf den persönlichen Charakter Serrano's biete zudem das an Inconsequenzen so reiche Vorleben desselben ebenso wenig als sein Verhältniß zu der reactionären Partei der Liberalen Union eine Bürgschaft gegen die Dictatur, zu der dieses neue, mit der Regentschaft errichtete Provisorium nur eine Vorstufe zu sein drohe.

Die Einführung und Beeidigung des Regenten in den Cortes wurde am 18. Juni mit nicht geringern Feierlichkeiten vollzogen, als zuvor die Unterzeichnung und Verkündigung der Verfassung. Man hatte die öffentlichen Gebäude geschmückt, die Truppen und die Bürgerwehr ausrücken lassen. Die Cortes waren, mit Ausnahme der Republikaner und Karlisten, die der ganzen Feier fern blieben, in außerordentlicher Sitzung zusammengetreten, die Mitglieder der ausübenden Gewalt und die Abgeordneten in festlicher Tracht. Der Präsident wies einen der Secretäre an, das Gesetz über die Ernennung des Re-

genten zu verlesen. Dann verließ eine Abgesandtschaft von 15 Abgeordneten den Saal, um den Regenten zu empfangen. Beim Eintritt desselben erhoben sich alle Anwesenden, mit Ausnahme des Präsidenten. Der Regent stellte sich zur Rechten des Präsidenten und dieser verlas die folgende Schwurformel: „Schwört Ihr, die Verfassung des spanischen Volkes von 1869 und die Cortesgesetze zu achten und zur Achtung zu bringen, und bei allen Handlungen nur das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes im Auge zu behalten?" Der Regent antwortete mit lauter Stimme: „Ja, ich schwöre, und wenn ich das Gegentheil von dem, was ich geschworen, oder von einem Theil desselben thue, so darf man mir nicht gehorchen; vielmehr soll das, worin ich fehle, null und nichtig sein." Der Präsident sprach hierauf: „Wenn Ihr also handelt, so wird Gott und das Vaterland Euch lohnen, und wenn nicht, so werden sie Euch zur Verantwortung ziehen." Der Regent setzte sich sodann zur Rechten des Präsidenten; zugleich nahmen die Abgeordneten Platz und der Präsident sprach: „Die constituirenden Cortes haben gesehen und gehört, wie der Regent den Schwur auf die Verfassung des spanischen Volkes und auf die Landesgesetze geleistet hat." Schließlich verlas Serrano eine Ansprache an die Cortes, in welcher er die Hoffnung ausdrückte, daß während der Zwischenregierung die Verfassung des Staates ehrlich gehandhabt, die Menschenrechte friedlich ausgeübt würden, damit der neue, von den Cortes zu ernennende Monarch seine Herrschaft zum Wohle des Vaterlandes antreten könne. In ähnlichem Sinne sprach noch der Präsident der Kammer; und nachdem die beiden sich umarmt, entfernte sich Serrano, während die Kammer Hochrufe auf den Regenten, auf die Verfassung Spaniens, die Souveränetät der Nation erschallen ließ. Der päpstliche Nuntius brachte noch an dem nämlichen Tage, das übrige diplomatische Corps tags darauf dem Regenten seine Glückwünsche dar. Und auch die förmliche Anerkennung der Regentschaft wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit von den auswärtigen Regierungen vollzogen. Namentlich zeigten die ministeriellen Blätter große Befriedigung darüber, daß Preußen zuerst von den europäischen Mächten die Regentschaft anerkannt habe, und sie erinnerten daran, daß Preußen auch unter den ersten gewesen war, die provisorische Regierung anzuerkennen. „Die Thatsache ist um so bemerkenswerther", sagte damals der „Imparcial", „als die preußische Politik sich gewiß nicht durch ihren Liberalismus auszeichnet; und sie bildet einen Gegensatz zu dem Stillschweigen, welches besonders Nationen beobachten, die freier und mit uns durch Freundschaft und Interessen enger verbunden sind."

Am meisten Grund, sich zur Errichtung der Regentschaft Glück zu wünschen, hatte ohne Zweifel Prim; denn sein schlauer Plan, den Sieger von Alcolea hiermit in den Ruhestand, in „einen goldenen Käfig" zu versetzen, war trefflich gelungen. Denselben Abend noch, nachdem Serrano als Regent den Eid geleistet, nahm er dem neuen Cabinet, das er nach harten Mühen und Streitigkeiten zusammengebracht, den Eid ab. Eigentlich konnte man von einem neuen Cabinet kaum reden. Denn das Ultramarministerium sollte vorläufig noch von Topete verwaltet werden; der Marineminister blieb, ebenso der Finanzminister Figuerola, obgleich er bei mehrern wichtigen Abstimmungen unterlegen und wegen seiner Verwaltung Gegenstand allgemeiner Angriffe war. Daß Prim's ergebener Freund, Sagasta, im Ministerium des Innern blieb, verstand sich wol von selbst, ebenso das Verbleiben Ruiz Zorrilla's im Handels- und Unterrichtsministerium. An die Stelle der Unionisten Romero Ortiz im Justizministerium und Lorenzana im auswärtigen traten ihre Parteigenossen Martin Herrera und Silvela. So behauptete die progressistische Partei in dem neuen Ministerium dieselbe Stellung wie unter der ausübenden Gewalt und der provisorischen Regierung, nur daß jetzt ihr militärischer Führer Ministerpräsident war. Die Demokraten hatten ebenso wenig wie unter der provisorischen Regierung und ausübenden Gewalt eine Stelle in dem neuen Ministerium gefunden und machten aus

ihrem Misvergnügen hierüber nicht das geringste Hehl. Martos und Rivero ließen sich nicht mehr in der Kammer sehen, und es war augenscheinlich, daß dieses Ministerium nicht auf den wirksamen Beistand der demokratischen Partei rechnen konnte. Die beiden und ihr Genosse Becerra hatten sich darüber getröstet, daß dieses Ministerium nicht liberal genug war; sie waren mehr darüber empört, daß ihnen abermals der Lohn für die Verleugnung ihrer frühern Grundsätze entgehen sollte.

Das Programm, womit Prim seine Collegen den Cortes vorstellte, war ziemlich farblos. Er wolle im Innern das Ansehen der Regierung aufrecht erhalten, wenn man auch, um Aufstände niederzuschlagen, bis zur Grausamkeit gehen müßte: eine Erklärung, die den Beifall der Unionisten erhielt; er wolle Ersparnisse machen und, ohne etwas zu bezahlen, Geld für das Land herbeischaffen: ein Versprechen, das dem unglücklichen Finanzminister ein Lächeln des Zweifels entlockte; in der auswärtigen Politik wolle er mit allen Mächten Europas, ja der ganzen Welt, besonders aber mit den südamerikanischen Republiken Freundschaft unterhalten. Den Republikanern empfahl er schließlich Mäßigung; nur mit Geduld und nach und nach könnten sie zum Siege gelangen; er habe 1866 auf dem Zuge von Villarejo nach Portugal sein Heer (das von den unionistischen Generalen verfolgt wurde) auch nur gerettet, weil er im Schritt gegangen und nicht gelaufen noch gerannt sei: ein Bild, das unmöglich nach dem Geschmack der Unionisten sein konnte. Wie dieses Programm hier ein Zugeständniß an die Unionisten brachte, dort den Republikanern eine Hoffnung erschloß, so war die kurze Geschichte dieses ersten Ministeriums selbst ein beständiges Hin- und Herschwanken zwischen den beiden Extremen, ein beständiges Anlaufen zu kühnen Unternehmungen und ein Zurücksinken in fatalistisches Nichtsthun, wobei nur dies Eine immer klarer heraustrat, daß die Regierung gar bald ihr Ansehen lediglich durch strenges, ja grausames Niederschlagen von Aufständen werde behaupten müssen.

Prim bereute alsbald, daß er Silvela und Martin Herrera, die unbedingt ergebenen Diener des Unionistenführers Rios Rosas, Präsidenten des Staatsrathes, in sein neues Cabinet aufgenommen und nicht den Eintritt der Demokraten Martos und Becerra in dasselbe durchgesetzt hatte. Noch einmal hatte er gezögert, die Lage durch einen kühnen Entschluß zu klären, und jene Unionisten berufen, um, wie ihm Topete und Serrano zumutheten, zu beweisen, daß er nicht im Einverständniß mit den Republikanern sei. Und doch konnte er es sich nicht versagen, wenigstens außerhalb des Cabinets und Congresses, ein solches Einverständniß zu bekunden. Die Republikaner hatten beschlossen, den 22. Juni, den Jahrestag blutigen Andenkens, an dem das Haupt der Liberalen Union, O'Donnell, den Aufstand der Liberalen vor drei Jahren niedergeworfen, durch einen Umzug in der Stadt und durch Reden an der Stelle zu feiern, wo die in dem Kampfe Gefangenen massenhaft erschossen worden waren. Eine solche Kundgebung mußte nicht blos der Liberalen Union, deren gegenwärtiges Haupt eben zum Regenten ernannt worden, sondern auch den Demokraten sehr unangenehm sein, die jetzt mit ihren Feinden von damals gemeinschaftliche Sache machten. Während nun der Demokrat Rivero als Alcalde von Madrid dieser Kundgebung alle erdenklichen Schwierigkeiten bereitete und andererseits Serrano sich den heroischen Entschluß, an diesem Tage selbst vor dem Volke zu erscheinen und in einer Ansprache um Vergessen der Vergangenheit zu bitten, von Prim ausreden ließ, fand sich dieser selbst plötzlich zu allgemeinem Erstaunen auf dem Schauplatze der Kundgebung ein, grüßte die republikanischen Fahnen und unterhielt sich mit den Theilnehmern. Dies war unter den gegebenen Umständen eine starke Zurechtweisung Rivero's, dessen Beliebtheit beim Volke damals zuerst ernstlich erschüttert wurde, zugleich aber eine sehr unfreundliche Kundgebung gegen den Regenten Serrano, der unter O'Donnell die Truppen gegen das aufständische Volk geführt hatte. Von jetzt an gewannen die Gerüchte

sehr an Ernst, daß in dem Palast des Regenten, den dieser gar nicht mehr verließ, geheime Plane gegen die Progressisten und Prim insbesondere geschmiedet würden. Die einen befürchteten einen gewaltsamen Staatsstreich zu Gunsten Montpensier's, die andern eine Art parlamentarischen Staatsstreiches noch vor dem Schlusse der Session. Die Luft war besonders schwül geworden, seitdem man wußte, der Herzog von Montpensier habe beim spanischen Gesandten in Lissabon sich zur Eidesleistung auf die Verfassung eingefunden und halte sich jetzt in Andalusien auf. Ein republikanischer Antrag auf Landesverweisung war zwar von den Cortes abgelehnt worden, aber es wurde sehr bemerkt, daß alle mit Prim befreundeten Generale dafür gestimmt hatten, und einige ungewöhnlich leidenschaftliche Angriffe von Figueras gegen Montpensier wurden zum Theil wenigstens auf Prim'sche Eingebung zurückgeführt. Figueras schleuderte den Unionisten die Anklage ins Gesicht, sie gingen auf nichts anderes aus als darauf, Montpensier auf den Thron zu erheben, der, nachdem er kaum die Ernennung Serrano's zum Regenten gesehen, seine Ungeduld, Monarch zu werden, nicht mehr bezähmen könne; Montpensier's Erwählung aber sei ein wahrer Verrath an der Septemberrevolution; denn derselbe sei ein ehrgeiziger Mann ohne alle politische Ueberzeugung, der nur die Unionisten vorangeschickt habe, um dann mit den Moderados zu herrschen.

Andere Vorgänge von weitaus größerer Bedeutung im Cabinet selbst und im Congreß ließen erkennen, daß Prim und die Liberale Union stündlich darauf bedacht waren, sich irgendeine Blöße auszuersehen, um dem Gegner den tödlichen Stoß zu versetzen. Nachdem Sagasta bereits vor einigen Wochen in den Cortes, allerdings ziemlich schüchtern, das Verfahren einzelner Statthalter in der Provinz gebilligt hatte, welche Hochrufe und Kundgebungen für die Republik als strafbar erklärten', war der neue Justizminister Martin Herrera kühn in die Bahn der Reaction eingetreten und eröffnete seine Thätigkeit mit einem Rundschreiben vom 23. Juni, in welchem es unter anderm hieß: „Alle mit der in dem Grundgesetze angenommenen Lösung der Regierungsfrage unvereinbaren Bestrebungen sind verboten, und jede derselben widersprechende Handlung, sei es in republikanischem, sei es in absolutistischem oder fälschlich legitimistisch genanntem Sinne muß, da es keine andere Gesetzlichkeit als die durch die nationale Souveränetät errichtete gibt, ohne Schwäche und Rücksicht bestraft werden." Es war ein öffentliches Geheimniß, daß der wahre Verfasser dieses Rundschreibens der Unionistenführer Rios Rosas war. Und als gar ungeheuerliche Maßregeln einzelner unionistischer Statthalter bekannt wurden, welche verboten, daß man überhaupt noch die Verfassung zum Gegenstande der Discussion mache, oder welche Bürger, die nicht an dem Feste der Verfassungsverkündigung theilnehmen wollten, mit Geldstrafen belegten, da war das erneute Streben der Liberalen Union hinreichend beleuchtet, die Herrschaft ganz in ihre Hände zu bekommen und den wichtigern Theil der Errungenschaften der Septemberrevolution in Dunst aufzulösen. Selbst der fähigste Staatsmann in der Partei Prim's, Sagasta, suchte umsonst den Kopf aus dem übergeworfenen Netze zurückzuziehen. Umsonst bekämpften seine Organe in der Presse Herrera's Rundschreiben als illiberal; umsonst erging er sich vor den Cortes in sophistischen Unterscheidungen über die keiner Gesetzgebung unterworfenen Menschenrechte und über die durch eine Gesetzgebung zu regelnde Ausübung der Menschenrechte: Herrera selbst behauptete zunächst im Congreß seinen reactionären Standpunkt in seinem ganzen Umfange, und Rios Rosas erklärte nicht blos rundheraus, es sei die höchste Zeit, den Kundgebungen des Volkes ein Ende zu machen, sondern er hob seine volle Uebereinstimmung hierin mit dem Cabinet Prim's hervor. Andererseits drohte die Opposition in den Cortes mit offener Empörung. Die sämmtlichen Mitglieder derselben riefen den Ministern zu, sie würden sich durch nichts abhalten lassen, in jeder Weise wie seither sich als Republikaner kundzugeben. Figueras erklärte feierlich: „An dem Tage, an dem die

Menschenrechte verletzt werden, ist die Empörung eine Pflicht"; Castelar drohte, das spanische Volk werde wol einen andern Prim, einen andern Topete finden. Ebenso wenig ließ sich die Presse der Opposition einschüchtern; die republikanische „Discusion" schrieb: „Es lebe die Republik! Hören Sie, Herr Minister!" und die karlistische „Legitimidad": „Es lebe Carlos VII.!"

Prim befand sich dieser Verwirrung gegenüber in sehr schlimmer Lage. Auf dem von Sagasta und Herrera eingeschlageuen Wege fortschreiten, hieß sich der Liberalen Union und dem Herzog Montpensier mit gebundenen Händen überliefern. Denn seine eigene Partei bot ihm hiergegen in keiner Weise genügenden Rückhalt, besonders nicht, nachdem er sich selber mit seinem Parteigenossen Figuerola überworfen und durch sein heftiges Auftreten gegen diesen unglücklichen Finanzminister den Zwiespalt in das eigene Parteilager getragen hatte. Es blieb Prim, wollte er das Uebergewicht der Union abwehren und wenigstens die wesentlichsten Errungenschaften der Septemberrevolution retten, zunächst nichts anderes übrig, als die Demokraten zu Hülfe zu rufen. Es gelang denn auch Rivero, an den er sich zunächst wandte, wieder Ordnung in der Mehrheit herzustellen, besonders dadurch, daß er einen Massenangriff der liberal-monarchischen Presse gegen die reactionären Unionisten veranlaßte und diese einschüchterte. Martos erschien wieder im Congreß und antwortete auf die erste Herausforderung der Republikaner, sich über die Menschenrechte auszusprechen, indem er Herrera, der ihm das Portefeuille der Justiz weggeschnappt hatte, eine scharfe Lection ertheilte, und die von den Republikanern gewünschte Erklärung abgab, der selbst auch der gutmüthige Topete beitrat, daß nur materielle, gewaltsame Angriffe auf die Verfassung strafbar seien. Es war ein für das Ansehen und den Einfluß der Progressisten äußerst mislicher Umstand, daß dieselben, obgleich sie thatsächlich die einflußreichsten Stellungen in der Regierung einnahmen und in der Kammer das Uebergewicht der Zahl besaßen, auch in diesem hochwichtigen principiellen Kampfe wieder blos Zuschauer blieben und den Demokraten die Ehren des Sieges überließen. Um so weniger konnte sich Prim den Bedingungen entziehen, die ihm Rivero stellte, nämlich den demokratischen Charakter der Lage schärfer zu betonen und zur Bekundung dessen demokratische Elemente in das Cabinet zu ziehen. Er mußte in die Ernennung Becerra's zum Ultramarminister nnd in diejenige Martos' zum Justizminister willigen.

Ja, es war nahe daran, daß er noch den letzten entscheidenden Schritt nach links machte. Es erregte ungemeines Aufsehen in den Cortes, als bei jener Verhandlung plötzlich General Contreras, der Vertraute Prim's, mit großem Pathos dagegen auftrat, daß man für einige Generale, für die Sieger von Alcolea, für die drei monarchischen Parteien das Monopol der Septemberrevolution beanspruchen wolle; das Volk hätte auch ohne Alcolea die Revolution zum Ziele geführt und die republikanische Partei habe soviel als die drei andern zu derselben beigetragen. Der Schlüssel des Räthsels lag einfach darin, daß Prim die vor nahezu zwei Monaten abgebrochenen Unterhandlungen mit der republikanischen Partei wieder angeknüpft hatte. Er wußte, daß man in dem Palaste Serrano's an der raschen Wiederherstellung der Monarchie arbeitete; in den Conferenzsälen des Congresses erörteten die Unionisten ohne Scheu die Frage, ob man demnächst den Herzog von Montpensier oder den Prinzen von Asturien kommen lassen solle, und sie nahmen im persönlichen Verkehr mit Prim einen Ton an, als ob derselbe bereits ein ganz aufgegebener Mann sei. So in die Enge getrieben, wußte Prim keinen andern Ausweg mehr als die Bundesgenossenschaft der Republikaner. Der Handels- und Unterrichtsminister Ruiz Zorrilla, der den Republikanern als aufrichtiger und unbeugsamer Liberaler galt, machte am 3. Juli den Führern derselben unter dem Siegel des größten Geheimnisses folgende Eröffnungen: Castelar würde das Staatsministerium, Pi y Margall

das Finanzministerium übernehmen. Um diese Combination gleich anfangs mit der größtmöglichen Popularität zu umgeben, würde die eben erst beschlossene Kopfsteuer auf Grund der Berichte der Landtage und Gemeinderäthe für unausführbar erklärt werden; man würde die Abschaffung derselben beantragen, und es würde bei diesem Anlaß die schon hierfür bearbeitete Progressisten- und Demokratenpartei mit den Republikanern stimmen, sodaß auf einmal die Unionisten die Minderheit bilden würden. Eben dies würde auch Prim Anlaß geben, Serrano ein wesentlich republikanisches Cabinet vorzuschlagen; es sei um so besser, wenn derselbe annähme, im Weigerungsfalle aber würde die Mehrheit die Absetzung des Regenten beschließen. Sagasta würde, um den Eindruck seiner halbreactionären Maßregeln zu verwischen, in das Handelsministerium übertreten, und Ruiz Zorrilla das Ministerium des Innern übernehmen. Außerdem solle den Republikanern eingeräumt werden: die Abschaffung der großen militärischen Commandos, die vollständige Ausrüstung der Miliz und Freiwilligen, die Wahlfähigkeit der spanischen Bürger vom 21. Jahre an, die Beschränkung der Bisthümer und Pfarreien auf die Hälfte, die Ueberweisung des Kirchenbudgets an die Provinziallandtage, die Entlassung der Unionisten von den Statthaltereien und wichtigern Magistratsposten, Ausschreibung neuer Corteswahlen zur Revision des Art. 33 der Verfassung, durch welchen die monarchische Regierungsform festgesetzt war. Als zwar Castelar sich bereit erklärte, zu thun, was seine Parteigenossen beschließen, Pi y Margall und einige andere aber gegen jedes Entgegenkommen sich sträubten, sprach Prim den Entschluß aus, seine öffentliche Stellung niederzulegen und ins Ausland zu gehen, und Zorrilla zeigte an, daß er in diesem Falle sich ganz den Republikanern anschließen werde. Fast eine ganze Woche lang wurden die Unterhandlungen mit größter Lebhaftigkeit geführt, und es ist möglich, daß die Republik noch in diesem letzten Augenblick hätte gesichert werden können, wenn die Republikaner entschlossener zugegriffen hätten. Inzwischen mußten aber die Unionisten Wind von den Vorgängen bekommen haben, und sie beeilten sich, den gegen sie beabsichtigten Schlag zu pariren.

Einem von ihren Gegnern geplanten Tadelsvotum gegen Herrera theils wegen seines Rundschreibens über die Menschenrechte, theils wegen eines Decrets über die Gerichtsorganisation, durch welches er sämmtliche einflußreiche Richterstellen in die Hände der Unionisten zu bringen beabsichtigte, suchten sie dadurch vorzubeugen, daß Herrera schnell seine Entlassung einreichte. Prim selbst wußten sie durch Versprechungen aufs neue vom Bruch zurückzuhalten. Er begnügte sich damit, daß Herrera als Opfer auf dem Altar der Versöhnung dargebracht wurde, und glaubte den Bedürfnissen der Lage für einige Zeit mit der Bildung eines sogenannten Versöhnungsministeriums zu genügen. Als ob von ernsthafter Versöhnung hätte die Rede sein können, wenn in einem und demselben Ministerium zwei Demokraten saßen, die, wie Echegaray und Becerra, glaubten, man dürfe die Menschenrechte nicht durch besondere Gesetze regeln, und zwei Unionisten, Silvela und Ardanaz (Finanzminister), welche gleich ihren Parteigenossen Vega de Armijo, Canovas del Castillo und Rios Rosas überzeugt waren, die Menschenrechte müßten allerdings durch conservative Gesetze beschränkt werden; wenn der Ministerpräsident und der neue Handelsminister Zorrilla der Ansicht waren, die Verzehrungssteuer und das Tabackmonopol müßten verschwinden, während Ardanaz und Silvela an denselben festhielten, wenn Topete und seine unionistischen Collegen für Montpensier arbeiteten, während Zorrilla und Sagasta diesem sogar die Republik vorzogen. So wenig ernsthaft als das Gerede von Versöhnung waren die feierlichen Erklärungen Prim's über die Unmöglichkeit eines Zerwürfnisses mit der Liberalen Union. „Ich habe gehört", sagte er in den Cortes, „daß man Bemerkungen darüber machte, als ich äußerte, ich könne heute den Bund mit der Liberalen Union nicht brechen. Ich nehme das Wort «heute» zurück, weil es für mich kein Heute gibt; ich glaube, daß die Liberale Union sich erhalten wird, nicht heute, sondern morgen und über-

morgen, ſolange es nöthig iſt, damit die Revolution gerettet und die Freiheit befeſtigt werde. Wer aber kann für eine ferne Zukunft verantwortlich ſein? Wofür ich aber einſtehen kann und werde, dies iſt, daß nicht ich es ſein werde, der mit der Liberalen Union bricht. Wenn eines Tages gebrochen werden muß, was ein ungeheueres Unglück für mein Land ſein wird, ſo werde nicht ich es ſein, der dieſen Bruch herbeiführt."

Nach ſolchen Beweiſen der Zweideutigkeit und Unentſchiedenheit Prim's wünſchten ſich die Republikaner Glück, als Mitte Juli die Seſſion zu Ende ging, ohne daß ſie ſich unwiderruflich an dieſen Mann gebunden hatten. Von der innern Uneinigkeit im neuen Cabinet Prim's konnten ſie ſich allerdings nach den frühern Erfahrungen nicht allzu viel verſprechen, denn alle Parteien in der Regierung waren ſtets von dem Augenblick an einig, da es galt, gegen den gemeinſchaftlichen Gegner aufzutreten. Sie konnten alſo auf nichts zählen als auf ihre eigene Kraft, und dieſe allerdings war außerhalb des Congreſſes ſo bedeutend herangewachſen, daß für die herrſchenden Parteien alles zu befürchten ſtand. Schon in den Maitagen hatten, um die republikaniſche Propaganda für die Sommermonate feſter als ſeither zu organiſiren, die republikaniſchen Ausſchüſſe der elf Provinzen der alten Krone Aragoniens einen „Pact" zu Tortoſa geſchloſſen, in welchem folgende vier Punkte feſtgeſetzt waren: „1) Die republikaniſche Partei dieſer Provinzen hält dafür, daß der Beſchluß zu Gunſten der Monarchie nicht Anlaß geben ſolle, die Waffen gegen die conſtituirende Verſammlung zu erheben, obgleich ſie feierlich und nachdrücklich gegen alle möglichen Folgerungen aus jenem Beſchluß der Cortes Einſprache erhebt. 2) Die nämliche zuwartende und friedliche Haltung iſt allen Republikanern ſo lange zu empfehlen, als die von der Revolution verkündigten Rechte nicht offen und ſchamlos verletzt werden. 3) Die verbündeten Republikaner der alten Krone Aragoniens werden immer in allen Fragen eine gleiche Haltung beobachten. 4) Die Föderaljunta dieſer Provinzen wird ein Manifeſt zu Gunſten der demokratiſchen und föderalen Republik an das Land erlaſſen." Unmittelbar hierauf ſchlug der unermüdliche Agitator Fernando Garrido in dem madrider radicalen Blatte „Igualdad" vor, die Andaluſier ſollten nunmehr in Cordova, die Gallegos und Aſturianer, die Republikaner der beiden Caſtilien und Eſtremaduras ähnliche Junten wie in Tortoſa bilden, als die Grundlage der Föderativrepublik. Eine weit entſchiedenere Stimmung als zu Tortoſa herrſchte bereits in Cordova, wo am 10. Juni die Verſammlung der Vertreter von Andaluſien, Eſtremadura und Murcia ſich dem Bunde von Tortoſa anſchloſſen. Man erörterte hier genau die Fälle, in welchen nach einem gemeinſchaftlichen Beſchluſſe der Ausſchüſſe Cataloniens und Andaluſiens das Volk zu den Waffen gerufen werden ſollte. Es wurde im allgemeinen beſchloſſen, die Erhebung des Landes erſt dann zu veranlaſſen, wenn die Regierung durch eine unzweideutige Handlung die durch die Verfaſſung anerkannten Menſchenrechte verletze; übrigens ſetzte noch ein geheimer Artikel feſt, es ſolle den Ausſchüſſen das Recht zuſtehen, eine allgemeine Erhebung zu veranlaſſen, wenn ſie nur über den guten Erfolg einer ſolchen verſichert ſeien.

Nachdem die radicalern Catalonier und die heißblütigern Andaluſier durch die Verträge von Tortoſa und Cordova die republikaniſche Partei dieſer Provinzen organiſirt hatten, folgten die bedächtigern Caſtilianer mit dem Bunde von Valladolid nach, der die beiden Staaten Alt- und Neucaſtiliens umfaſſen und im weſentlichen auf denſelben Grundlagen beruhen ſollte wie derjenige von Tortoſa und Cordova. Das letzte Glied in dieſer Kette bildete zu Coruña die Abſchließung des republikaniſchen Bundes für Galicien und Aſturien. Der Grundſatz der republikaniſchen Föderation war hiermit für das ganze Land praktiſch eingeführt, und die Monarchiſten mußten ernſtlich fürchten, daß ein wirklicher republikaniſcher Staat im Staate ſich ausbilden könnte, bevor ſie noch die in der Verfaſſung beſchloſſene Monarchie durch Einſetzung eines Monarchen auf die Beine ge-

bracht hätten. Statt also, nach dem Schluß der Cortessession Ende Juli, sorglos in die Ferien sich zu begeben, hätten die republikanischen Führer wohl gethan, auf der Hut zu sein, um den Monarchisten, die durch ihre zweideutigen Erklärungen über die Anwendung der Menschenrechte deutlich genug gezeigt hatten, wie sie der gegnerischen Partei beizukommen trachteten, die Plane zu durchkreuzen. Auch mußten sie wissen, daß trotz aller Abmachungen und Verbrüderungen die Mannszucht in ihrer Partei noch nicht hinreichend befestigt war, um im Falle der Noth die Probe besser zu bestehen als seinerzeit bei den einzelnen Erhebungen der andalusischen Städte.

Gleich in der ersten Frage der Parteitaktik, welche sich aus Anlaß der immer drohender werdenden Karlistengefahr erhob, zeigte sich ein gewisser Mangel der Uebereinstimmung. Früher schon war grundsätzlich ausgesprochen worden, daß die Republikaner sich etwaigen Händeln zwischen verschiedenen Thronbewerbern fern halten sollten; auch war in den Nordprovinzen, was die Karlisten insbesondere betrifft, vielfach die Ansicht vertreten, man müsse diese ruhig gewähren lassen, damit sie ihre vollständige Ohnmacht auf offenbare Weise darthun. Hiergegen siegte aber die allerdings zeitgemäße Anschauung, daß, je wirksamer und mächtiger sich die Hülfe der Republikaner erweise, desto weniger die Regierung in Madrid das Niederwerfen einer karlistischen Unternehmung zu einem Staatsstreiche werde misbrauchen können. Ueberdies wären auch von Anfang in einzelnen Landestheilen, in denen die Erinnerungen an den Bürgerkrieg besonders frisch waren, alle Verabredungen vergeblich gewesen, die zum Zweck gehabt hätten, das Volk vom bewaffneten Widerstande gegen die Karlisten abzuhalten.

Im Anfang des Monat Juli war in Madrid ein Manifest von Don Carlos bekannt geworden, in welchem derselbe sein göttliches Recht auf die spanische Krone behauptete und in ziemlich verworrener Weise seine Regierungsansichten auseinandersetzte. Dieses Manifest hatte die Form eines von Don Carlos an seinen Bruder Don Alfonso de Borbon y de Este gerichteten Schreibens aus Paris vom 30. Juni 1869. Der üblichen Versicherung, daß er nur der König aller Spanier sein wolle, folgte hier das Versprechen, er werde durch Cortes, welche in Wahrheit alle lebendigen Kräfte und alle conservativen Elemente des Landes vertreten, Spanien ein endgültiges Grundgesetz geben. Unter seinen Regierungsgrundsätzen stellte er voran, daß Spanien um jeden Preis die katholische Einheit erhalten müsse, das Sinnbild seines Ruhmes, den Geist seiner Gesetze, das gesegnete Band der Einigung zwischen allen Spaniern. Da das spanische Volk die Decentralisation liebe, so würde sein Bestreben sein, alle spanischen Provinzen in ihrer innern Verwaltung den glücklichen und edeln baskischen Provinzen gleichzustellen, und den Gemeinden wie den Provinzen eigenes Leben zu gönnen. Von kaum glaublicher Naivetät zeugte das finanzielle Programm des Don Carlos: „In dem arm gewordenen Lande sollten König und Minister arm leben, die Verwaltung versittlicht, die Landwirthschaft und der Handel befördert, die Industrie beschützt, nur das Allernothwendigste vom Auslande bezogen werden.“ Das Volk, das jetzt von Republik träume, werde bald klar sehen, daß nur „die christliche Monarchie zu seinen Gunsten thun könne, was niemals 300 Königlein thun werden, die sich in einer lärmenden Versammlung streiten. Die Parteien oder Parteiführer verlangen natürlich Ehren, oder Reichthümer, oder Herrschaft; was kann aber ein christlicher König auf der Welt verlangen als das Wohl seines Volkes“? „Du, mein Bruder, der Du das beneidenswerthe Glück hast, unter dem Banner des unsterblichen Papstes zu dienen, bitte diesen, unsern geistlichen König, um den apostolischen Segen für Spanien und für mich.“

Dieses karlistische Manifest erweckte in der Hauptstadt nur Spott und Hohn. Man fühlte sich ganz sicher, es werde den Karlisten nicht gelingen, aufs neue den Bürgerkrieg

zu entzünden und die Schrecken früherer Tage in unserer Zeit zu erneuern. Und in dieser Sicherheit wurde man noch bestärkt durch die Loyalität der drei Provinzen Guipuzcoa, Alava, Vizcaya, auf welche sich der Prätendent vor allem Rechnung gemacht hatte. Die Deputationen derselben antworteten Don Carlos mit einem Manifest, in welchem sie erklärten, „alle müssen sich einigen, um das nachdrücklichste Anathema gegen diejenigen zu schleudern, welche unter irgendeinem Vorwande die Ruhe und Ordnung zu stören suchen". Allein obgleich dem Karlismus hiermit die alte Schaubühne seiner Thaten und sein altes Hauptquartier fehlte, verzichtete er doch nicht auf sein wahnsinniges Unternehmen. Hier und dort erhoben sich gegen Ende Juli in Catalonien und Aragonien, besonders aber in der Provinz Ciudad-Real einzelne kleine karlistische Banden, freilich nur, um alsbald zerstreut, gefangen genommen oder über die Landesgrenze gejagt zu werden. Wie hätte es auch jetzt, da die Revolutionsideen noch mächtig in den Bevölkerungen lebten, gelingen können, die auf dem Gefilde von Vergara begrabene Leiche des Karlismus wiederzuerwecken, nachdem dieser seinerzeit gescheitert war bei einem von Ferdinand VII. in der absolutistischen Schule herangezogenen politischen, militärischen und administrativen Organismus, bei einer fanatischen Geistlichkeit, der 400000 Mönche und ungeheuere Reichthümer zur Seite standen, bei einem großen und kriegsgeübten Heere, bei einem zahlreichen Adel, der seine alten feudalen Herrenrechte retten wollte, bei der Bigoterie und Unbildung eines großen Theils der Bevölkerung? Der Karlismus hatte eben nichts aus der Erfahrung gelernt, daß das ganze Land im Jahre 1849 in eisiger Theilnahmlosigkeit verharrte, als sein kriegstüchtigster und angesehenster Parteigänger den Aufruhr in Catalonien neu entzündete, ohne etwas anderes zu erreichen, als daß er einige Monate in den Gebirgen umherirren und geschlagen über die französische Grenze fliehen mußte. Und schließlich war ihm auch keine Lehre gewesen der lächerliche Ausgang der Verschwörung von San-Carlos de la Rapita, wo er die Abwesenheit des stehenden Heeres im marokkanischen Feldzuge zu seinen hochverrätherischen Planen hatte ausnutzen wollen. Außer in einem Theile der Geistlichkeit unter den armen Landbevölkerungen konnte der Karlismus damals nirgends auf Bundesgenossenschaft hoffen; für den ganzen dritten und vierten Stand konnte er nichts anderes sein als ein Gegenstand des Abscheus, und die Liberalen in der Hauptstadt mochten einigermaßen im Rechte sein, wenn sie von Anfang behaupteten, man brauche gegen den Karlismus gar keine andere Macht mehr zu Felde zu führen als die freisinnige Presse und die Volksaufklärung.

Eine größere Erbitterung als gegen die Karlisten selbst herrschte unter der Bevölkerung gegen die französische Regierung, welche von der ganzen spanischen Presse der Mitschuld an dem Aufstandsversuche angeklagt wurde. In Frankreich, hieß es, wo die Polizei eine so hervorragende Rolle spiele, sei mit Wissen der Regierung alles seit lange vorbereitet worden. Dort wurde das Rüstzeug zum Bürgerkriege aufgekauft; das Haupt der Verschwörung war in Paris, ihr Generalstab und die Cadres des Heeres an der Grenze, und wenn man auch einzelne der letztern zuweilen ins Innere internirte, so geschah es nur, um sie einige Tage nachher ruhig auf ihre Beobachtungsposten zurückkehren zu lassen. In Toulouse war es, wo fast öffentlich der wirkliche Kriegsrath abgehalten wurde, in welchem die Karlisten zu der Ueberzeugung kamen, daß der Kampf für sie eine Unmöglichkeit sei. Wochenlang trieb sich Don Carlos längs der spanisch-französischen Grenze, von Perpignan bis Saint-Jean de Luz umher, ohne nur im geringsten beunruhigt zu werden. Man gedachte in den liberalen Blättern Madrids namentlich auch der Art, wie erst ganz kürzlich die Verbannten von 1866, 1867 und 1868, die jetzt an der Spitze einer anerkannten Regierung standen, behandelt worden waren. Fortwährenden Nörgeleien der französischen Polizei ausgesetzt, nach der Ostgrenze Frankreichs verwiesen, waren sie bei der geringsten Ueberschreitung der gesetzlichen Vorschriften mit der Ausweisung be-

droht worden. Daß unter solchen Umständen der pariser Botschafter Olózaga sich in Höflichkeiten und in Dankesbezeigungen für die loyale Haltung Frankreichs gegenüber dem Kaiser Napoleon erschöpfte, wurde ziemlich allgemein als ein Zeichen großer Schwäche des Prim'schen Ministeriums getadelt.

Im Innern freilich glaubte dieses, getreu dem Programm Prim's, bis zur Grausamkeit zu gehen, wenn es nöthig sei, Aufstände niederzuschlagen, nicht energisch genug gegen den Karlistenaufstand vorgehen zu können. Es veröffentlichte plötzlich jenes drakonische Gesetz vom 17. April 1821 wieder, unter dem die Progressisten selber schon so oft hatten leiden müssen, und demzufolge vom Kriegsgerichte, dessen Urtheil der Generalkapitän mit seinem Auditor zu bestätigen hatte, alle diejenigen abgeurtheilt werden sollten, die mit den Waffen den gegen sie ausgesandten Truppen widerstanden. Ja es ist wahrscheinlich, daß Prim den Generalen ganz einfach die Weisung hatte zukommen lassen, überhaupt alle Karlisten, deren sie habhaft werden könnten, erschießen zu lassen. Mit Entsetzen vernahm das Land die Kunde, daß hier und dort, besonders zu Monte-Alegre in Catalonien, zu Balanzátegui und Iglesuela, einige mit den Waffen ergriffene Unglückliche ohne jedes Urtheil kurzweg erschossen wurden.

Schon am 24. Juli hatten die zu Madrid anwesenden Mitglieder der republikanischen Minderheit öffentlich gegen die Wiederanwendung des abgeschafften Gesetzes vom 17. April 1821 protestirt. Sie erklärten die letztere für eine Verletzung des Art. 12 der Verfassung, nach welchem keine außerordentlichen Gerichte oder specielle Commissionen eingesetzt werden können, um über ein Vergehen zu erkennen, und des Art. 31, nach welchem die Verfassungsgarantien in der Monarchie oder in einem Theil derselben nur vorübergehend und nur durch ein Gesetz aufgehoben werden können, und schließlich des Art. 34, nach welchem die Macht, Gesetze zu schaffen, allein bei den Cortes ruht. Sie erinnerten an den Amtseid des Regenten, nach welchem derselbe, wenn er etwas gegen die Gesetze thue, keinen Gehorsam beanspruchen darf. Zum Schluß wurde das Land aufgefordert, zu vergleichen zwischen der gesetzlichen Haltung der republikanischen Partei, die alles nur von der Ordnung und der freien Ausübung der Menschenrechte erwarte, und den monarchischen Parteien, welche sich die Befugnisse der Cortes anmaßen und diejenigen der gesetzlichen Gerichtshöfe mit Füßen treten. Allein umsonst war der Protest der republikanischen Minderheit, umsonst nach Monatsfrist noch ihr Verlangen, jenes Gesetz solle wieder abgeschafft werden. Ein dumpfes Gefühl des Mistrauens fing an sich der Republikaner zu bemächtigen; man begegnete häufig in ihren Blättern der Weissagung, nach den Karlisten, die man glücklich und rasch niedergeworfen, werde nunmehr die Reihe an sie selbst kommen; die Regierung, hieß es, ginge darauf aus, das Volk zuerst zu entwaffnen, dann die Verfassungsgarantien aufzuheben, für die Wiedereröffnung der Cortes ein Gesetz der öffentlichen Ordnung vorzubereiten, um dem neuesten Thronandidaten, als den man jetzt zum ersten mal den Herzog von Genua nannte, den Weg freizumachen.

In Madrid drohte es schon am 8. Sept. zu einem blutigen Zusammenstoße zu kommen. Der Alcalde Rivero hatte als Commandant der Freiwilligen die Entfernung der Freiwilligenwache aus dem Ministerium des Innern verfügt. Die Freiwilligen weigerten sich zu gehorchen; Rivero drohte, die Truppen angreifen zu lassen, wenn das Regierungsgebäude nicht bis zu einer bestimmten Frist geräumt sei. Im letzten Augenblicke noch wurde Blutvergießen dadurch vermieden, daß sich die Freiwilligen zurückzogen. Dieser Vorgang war in doppelter Beziehung sehr bezeichnend. Erstlich beleuchtete er den festen Vorsatz der Regierung, jeden bewaffneten Widerstand niederzuwerfen, und dann zeigte es sich aufs neue, daß trotz aller Verabredungen, nur auf ein gegebenes Zeichen der anerkannten Parteiführer loszuschlagen, die Aufreizungen einzelner Hitzköpfe unter den Repu-

blikanern immer noch hinreichten, Conflicte zu schaffen, die für die ganze Partei verderblich werden konnten.

Ein schrecklicher Vorfall, der sich am 20. Sept. zu Tarragona ereignete, gab der Regierung endlich Gelegenheit, ihre Kräfte mit den Republikanern zu messen. Eine zahlreiche Menge war an diesem Tage unter Hochrufen und mit republikanischen Fahnen ausgezogen, um den populären General Pierrad zu begrüßen, der von Tortosa zum Besuch seiner Parteigenossen anlangte. Der junge provisorische Statthalter Reyes, seit lange durch sein scharfes Auftreten gegen die Republikaner bei den Massen unbeliebt, erschien plötzlich unter der Menge, verbot die Hochrufe auf die Republik und befahl, die Fahnen zu entfernen; ja, als sich hierüber Streit erhob, stellte er sich mit einem Revolver drohend vor Pierrad's Wagen. Hierüber erbost, stürzte sich die Menge auf ihn und erschlug ihn, trotz der Abmahnungen der Abgeordneten Pierrad und Serraclara, aufs grausamste mit Knitteln und Steinen. Die Regierungsblätter verfehlten nicht, für diese Mordthat die ganze republikanische Partei verantwortlich zu machen. Die Regierung selber verhaftete unverzüglich jene beiden Abgeordneten und verfügte die Auflösung der Miliz von Tarragona, weil sie die That nicht verhindert hätte, und der Miliz von Tortosa, weil sie ihr gleichfalls verdächtig schien. Vergeblich waren jetzt die Mahnungen der besonnenern Republikaner, man solle doppelt vorsichtig sein und die Schlacht nicht da annehmen, wo sie der Feind wünsche; man solle den Monarchisten, die endlich über die Person des Monarchen einig geworden zu sein schienen, es nicht erleichtern, den neuen Thron auf dem Ruin der republikanischen Partei aufzurichten. Als die Regierung nunmehr auch am 25. Sept. Barcelona militärisch besetzen ließ, entstand dort eine große Aufregung. Telegraphische Bitten an den Ministerpräsidenten um Zurücknahme dieser überraschenden und durch nichts begründeten Maßregel blieben unerhört. Als aber einige Commandanten von Freiwilligenbataillonen sich beikommen ließen, Einsprache gegen die Entwaffnung der Miliz in Tarragona zu erheben, kündigte die Regierung auch die Entwaffnung in Barcelona an. Dies war das unfehlbare Zeichen zum Zusammenstoß. Bald waren in den Volksvierteln Barrikaden errichtet; die Freiwilligen besetzten mehrere öffentliche Gebäude. Am 26. Sept., 10 Uhr abends, begann der Straßenkampf, der, bei der großen Uebermacht der Regierungstruppen, nur bis $2\frac{1}{2}$ Uhr morgens dauerte. Flüchtige Banden zerstreuten sich über das flache Land, hier und dort die Eisenbahnverbindungen zerstörend. Die Regierung aber hatte den ungeheuern Vortheil errungen, jetzt unbedingte Herrin der wehrlos gemachten republikanischen Hauptstadt Cataloniens zu sein.

Sie versäumte keinen Augenblick, auch noch auf anderm Gebiete die Vortheile ihrer Lage auszunutzen. Sie löste zunächst in den catalonischen Städten die republikanischen Clubs auf; und, nachdem sie praktisch in solcher Weise die von der Verfassung gewährleisteten persönlichen Freiheiten beschränkt hatte, scheute sie sich auch vor dem letzten Schritt nicht mehr. Der Minister des Innern, Sagasta, der schon lange gestanden hatte, er fühle sich durch die Menschenrechte wie durch ein Bleigewicht bedrückt, erließ am 26. Sept. ein Rundschreiben, welches ganz im Geiste jenes Rundschreibens, das noch den Unionisten Herrera zu Fall gebracht hatte, gehalten, und im entschiedensten Widerspruch mit den Erklärungen war, mit welchen der Demokrat Martos noch vor den Ferien die Republikaner über die Ausübung der Menschenrechte beruhigt hatte. Sagasta beschuldigte die Republikaner, die Menschenrechte misbraucht zu haben, um die Verfassung und die Gesetze gewaltsam anzugreifen; insbesondere das Vereins- und Versammlungsrecht habe Anlaß zu Störungen, Misbräuchen, Verbrechen gegeben; die Duldsamkeit der Regierung sei schlecht verstanden und noch schlechter belohnt worden; so müsse man denn jede Hoffnung aufgeben, daß die Ausübung der Freiheit durch sich selbst diejenigen, welche sie genießen, erziehe, bessere und erhebe. Die in dem Rundschreiben verhängte Beschränkung des Ver-

sammlungsrechtes, das Verbot der Kundgebungen gegen die monarchische Einrichtung des Landes wurde im ganzen republikanischen Lager als Verletzung der Verfassung und Gesetze aufgefaßt; und das karlistische Blatt „El Pensamiento Español" sagte nicht ohne Grund: „Hr. Sagasta verbietet sogar, bei Versammlungen und Kundgebungen Grundsätze auszusprechen, welche nicht mit dem Staatsgrundgesetze übereinstimmen; würde Don Carlos VII. mehr thun, wenn er den Thron bestiege?"

Die erste Antwort der Republikaner auf dieses Rundschreiben war (28. Sept.) ein feierlicher und kräftiger Protest der gerade in Madrid vereinigten Mitglieder der Minderheit. Es wurde hier zunächst an das verfassungswidrige und so blutig gegen die Karlisten zur Anwendung gekommene Aprilgesetz und daran erinnert, daß seit der Verkündigung der Verfassung eine wahre Verschwörung gegen diese letztere ihren Anfang genommen habe, indem verschiedene Statthalter jede Discussion des Staatsgrundgesetzes für unzulässig erklärten, und indem der Minister des Innern republikanische Abzeichen und Hochrufe verbot. Jetzt benütze man ein gemeines Vergehen, um die Verfassung und die Menschenrechte zu vernichten. Der Regierung dürfe aber nicht die Vollmacht zugestanden werden, ihre administrative Autorität über die Autorität der Nation zu setzen, oder nach Belieben die wesentlichen menschlichen Rechte zu beschränken. Der Zweck des Rundschreibens sei offenbar, „die öffentliche Meinung des Landes zu tödten. Und man versucht die öffentliche Meinung zu tödten, um einer unwürdigen diplomatischen Verschwörung zum Siege zu verhelfen und uns einen fremden König zu bringen, gegen welchen, wenn es keine Spanier mehr in Spanien gäbe, die Steine unserer unsterblichen Städte, die Gebeine der Märtyrer der Unabhängigkeit sich erheben würden, welche ausgesäet sind von den Gefilden Vittorias bis zu den Mauern von Cadix". Zum Schluß des unverkennbar von Castelar verfaßten Protestes wurde gedroht mit Ministeranklage beim Wiederzusammentritt der Cortes, und wenn dieselbe nicht zugelassen würde, mit dem Rückzuge der republikanischen Partei vom politischen Schauplatze, ja mit der Revolution.

Unverkennbar war die Entwickelung, die im September des Vorjahres ihren Anfang genommen, jetzt bei einem entscheidenden Wendepunkte angelangt; und die Lage glich in vielen Beziehungen derjenigen vom Jahre 1856. Die Unionisten waren es gewesen, die 1854 in Vicalvaro und 1868 in Cadix die Revolution begannen; damals, angelockt durch das liberale Programm von Manzanares, hatten die Progressisten durch ihren Anschluß O'Donnell und seine Freunde vor sicherer Niederlage gerettet, wie sie diesmal das meiste beigetragen, eine rein militärische Erhebung zu einer wahrhaft demokratischen Revolution umzugestalten. Wie beide Parteien in der Zeit zwischen 1854 und 1856 sich gegenseitige Zugeständnisse machten, so war dies auch geschehen während der stürmischen Zeit, da die constituirenden Cortes von 1869 vereinigt waren. Damals wie jetzt hieß es aber schließlich, die politischen Freiheiten müßten im Namen der Ordnung beschränkt werden; damals ließen sich die conservativen Klassen durch die Ereignisse von Valladolid einschüchtern, wie jetzt durch diejenigen von Tarragona und Barcelona. Noch so beredte Proteste der Republikaner konnten die Reaction nicht mehr aufhalten. Der Fall, den man bei dem Abschlusse der verschiedenen republikanischen Pactos in Tortosa, Cordova, Valladolid u. s. f. vorgesehen hatte als Berechtigung, ja Nöthigung zum bewaffneten Aufstande, dieser Fall war unleugbar eingetreten. Die Regierung hatte, ob nun durch eine furchtbare Nothwendigkeit gezwungen oder einen Vorwand geschickt benutzend, die Ausübung der Menschenrechte beschränkt, und ihren eigenen häufig wiederholten Erklärungen zufolge war hierdurch die republikanische Partei der Pflicht des Gehorsams enthoben. Es konnte sich jetzt für die Republikaner nur noch fragen, ob die Umstände ihnen riethen, sich insgesammt zu erheben oder sich noch zu beugen, um günstigere Zeiten abzuwarten. Wollte die Partei

nur einigermaßen dem Selbstlob ihrer Mannszucht und Einigkeit, das sie sich so oft gespendet hatte, entsprechen, so mußte von ihren anerkannten Führern die Losung für alle ausgehen und alle mußten wie Ein Mann dieser Losung folgen. Allein es zeigte sich, daß jene Führer eben nicht Männer der That, sondern nur des Wortes und der Feder waren, und daß sie gerade deswegen den ungeduldigen jüngern Theil der Partei gar nicht in der Hand hatten.

Noch wäre es auch nach der Besiegung Barcelonas möglich gewesen, durch eine gleichzeitige Erhebung in Catalonien und Aragonien, in Madrid, dessen Massen nur auf das Zeichen warteten, und in den seit Wochen vorbereiteten andalusischen Städten die Regierung in die größte Noth zu versetzen. Statt dessen ging zunächst der Aufstand in Catalonien weiter, planlos, wie er in der Hauptstadt der Provinz begonnen; die vereinzelt auftretenden schlecht bewaffneten Banden wurden mit leichter Mühe zerstreut; Saragossa erhob sich nach Barcelona, um zu zeigen, die Saragossaner seien ihres alten Ruhmes würdig, Valencia nach Saragossa, um den Saragossanern die überlegene Tapferkeit der Valencianer zu beweisen. Nachdem aber der Regierung gestattet worden war, mit ihrem Heere, das sich auf nicht weniger als 40000 Mann belief, eine dieser Städte nach der andern zu bewältigen, war glücklicherweise die Hauptstadt des Reiches und der Süden zu sehr eingeschreckt, als daß sie sich noch auf den sinnlosen Aufstand einlassen wollten. Die republikanischen Abgeordneten Suñer y Capdevila, Joarizti, Blanc, Castejon u. a., auf deren Weisung am 3. Oct. in Catalonien und Aragonien hier und dort die Republik ausgerufen wurde, befanden sich wenige Tage darauf entweder im Gefängniß oder auf der Flucht nach Frankreich oder im sichern Versteck, wegen der Untüchtigkeit ihrer Führung von ihren Parteigängern ebenso verwünscht, wie sie selber zuvor einen Castelar und Figueras wegen ihrer Unentschlossenheit verwünscht hatten.

Allzu spät kam ihnen die Erkenntniß von der Tollheit ihres Unternehmens. Ein fast naives Zeugniß hierfür ist ein Brief von Suñer y Capdevila aus Tours, wo derselbe internirt war, an seine Gesinnungsgenossen. „Die Gewalt", heißt es hier unter anderm, „nützt nichts; die schwärmerische Aufreizung, die Barrikaden, die Flintenschüsse, Brandstiftungen und Mordthaten nützen im Grunde nur den unterdrückenden Regierungen. Die neuerlichen Ereignisse haben mich belehrt, daß der Krieg ein klägliches Mittel ist, und daß ein guter Theil meiner Gesinnungsgenossen noch von den grausamen Trieben der Urmenschen beseelt ist." Als Prim Kenntniß von diesem Briefe erhielt, rief er aus: „Dieser Mensch ist ein wahrer Engel."

Nachdem am 16. Oct. vollends Valencia in furchtbarem Straßenkampfe von den Truppen genommen und kleinere Aufstände in Reus, Teruel, Bejar, Coruña und einigen Orten Andalusiens erstickt worden waren, lag die republikanische Partei völlig am Boden. Sie hatte zwar jene Bluttaufe erhalten, welche für jede Partei in Spanien als unerlaßlich erachtet zu werden scheint, sie hatte sich aber auch ihres schönsten feitherigen Ehrentitels, worauf sie noch in ihrem Protest gegen das Aprilgesetz so sehr pochte, des Ehrentitels einer Partei der Ordnung, beraubt; ihre Mannszucht war für immer zerrüttet; Zwietracht und Mistrauen zwischen den Führern und den Massen eingekehrt.

Die Regierung dagegen war nunmehr auf lange ihres gefährlichsten Gegners entledigt; sie brauchte keinen bewaffneten Widerstand mehr zu fürchten, da sie allenthalben die Milizen aufgelöst hatte; und selbst einfache Kundgebungen waren durch den Belagerungszustand verwehrt, den sie gesonnen war solange als möglich dauern zu lassen. Als daher am 1. Oct., nach dreimonatlichen Ferien, die Cortes wieder zusammengetreten waren, schienen alle Aussichten vorhanden zu sein, daß das Provisorium rasch beendigt und endgültig die Monarchie hergestellt werde. Leider fehlte es aber stets noch an dem Monarchen, der den drei Revolutionsparteien, Unionisten, Progressisten und Demokraten zugleich genehm

gewesen wäre. Die Unionisten zeigten in den Vorbesprechungen vor Eröffnung der Cortes nicht die geringste Lust, auf die Lösung einzugehen, an welcher Prim während der Ferien gearbeitet hatte, und der Friede zwischen Unionisten und Progressisten, den man seither auf Kosten der Principien immer wieder hatte nothdürftig aufrecht erhalten können, war jetzt ernstlicher als je bedroht durch die Frage über die Person des Monarchen. Prim hatte durch Hrn. Montemar zunächst dem jungen Herzoge von Genua die Krone Spaniens antragen lassen; dieser gab zur Antwort, er könne ohne seinen Oheim König Victor Emanuel keinen Bescheid geben; in Florenz lehnte zwar Minister Menabrea, wie später Victor Emanuel selbst, nicht ab. Allein sei es, daß am Hofe zu Florenz die Greuel des Karlisten- und Republikaneraufstandes einen abschreckenden Eindruck machten, sei es, daß die Abneigung der Herzogin von Genua und ihres jungen Sohnes entsprechend berücksichtigt wurde: König Victor Emanuel stellte mit der Zeit doch Bedingungen, die einer unmittelbaren Ablehnung gleichkamen. Er verlangte nämlich, daß mindestens eine Mehrheit von zwei Dritteln der Cortes sich für den Herzog von Genua erklären und daß dieser Cortesbeschluß durch ein Plebiscit noch nachträglich genehmigt werden solle. Wenn Prim trotzdem fortwährend in den Cortes versicherte, die Zustimmung des Hofes von Florenz sei sicher und die Candidatur des Herzogs von Genua bleibe die einzig officielle, so hatte er offenbar die Absicht, die Unionisten, von denen nur ein ganz verschwindender Bruchtheil sich für diese Candidatur gewinnen ließ, auf gute Art völlig los zu werden. Zu einem offenen Zusammenstoße mit denselben, beziehungsweise mit Serrano, wäre es fast gekommen, als Prim nach seinen Erfolgen gegen die Republikaner in Catalonien die Lage für sich ausbeuten und sämmtliche wichtigere Generalkapitanate mit seinen Freunden und Günstlingen besetzen wollte. Damals hatte jedoch Regent Serrano so zähen Widerstand geleistet, daß Prim es auf anderm Wege versuchen mußte. So legte er denn einen um so größern Eifer für die Candidatur des Herzogs von Genua an den Tag, je sicherer er darauf rechnen konnte, daß diesem Fremden, diesem Kinde zu Liebe die Unionisten niemals auf ihren Candidaten, den Herzog von Montpensier, verzichten würden. Was vorauszusehen war, traf denn auch ein. Nachdem bereits die Unionisten Silvela und Ardanez ihre Entlassung als Minister gegeben, erklärte auch Montpensier's treuester Anhänger, Marineminister Topete (am 3. Nov.), er bleibe unter keinen Umständen mehr im Cabinet. Prim erschöpfte sich nun vor den Cortes in Betheuerungen, er werde selbst sein Amt niederlegen, wenn Topete nicht bleibe, und er wolle die einflußreichsten Portefeuilles den Unionisten überlassen; aber sechs Tage darauf nahm er doch Topete's Entlassung an und fügte das Portefeuille der Marine noch zu demjenigen des Krieges, das er schon besaß. So hatte er, nach Serrano, noch den letzten militärischen Helden des cadixer Pronunciamentos vorläufig von seiner Seite geschafft und die Unionisten überhaupt aus der Regierung gedrängt. Sein Werk wurde noch dadurch besiegelt, daß jetzt, wol auf sein Anstiften, Progressisten und Demokraten in einer Versammlung ihrer Parteien sich verschmolzen, um fortan nur eine einzige Partei, die radicale, zu bilden. Hierdurch erschreckt, ließen sich jetzt die Unionisten herbei, zu erklären, sie wollten sich jeder Opposition enthalten; nur sollten die Progressisten auf die Candidatur des Herzogs von Genua verzichten.

Diese Umtriebe hatten die ersten Monate der neuen Cortessession vollständig ausgefüllt. Nichts belebte die Monotonie der Congreßsitzungen selbst, und im Volke schenkte man denselben nicht die geringste Theilnahme, selbst nicht, wenn ein Olózaga mit dem Pathos seiner bessern Tage den Antrag auf gerichtliche Verfolgung von $1\frac{1}{2}$ Dutzend republikanischen Abgeordneten begründete, oder wenn ein Sagasta mit dem ganzen Eifer seiner galligen Beredsamkeit für die Aufhebung der Verfassungsgarantien sprach. Es bildete sich jene Leere und Vereinsamung um die Cortes und die Regierung, womit die Re-

publikaner gedroht hatten, falls sie durch Verletzung der Verfassungsbürgschaften gezwungen würden, sich zurückzuziehen. Aber es scheint, daß eben die hervorragenden Führer dieser Partei nicht für die Dauer auf die Erfolge der Rednerbühne verzichten konnten. Der Rückzug, der unverkennbar eben jetzt seine Wirkungen zu äußern begann, wurde denn wieder aufgegeben, wie es in dem Manifest der Republikaner vom 24. Nov. heißt, „weil es Selbstmord heißen würde, den Rückzug zum maßgebenden Gesetz zu erheben". Ziemlich kleinlaut kündigte die Minderheit an, sie trete in die Cortes ein, um zu verlangen, daß der Belagerungszustand und die Dictatur aufhöre, daß der Aufhebung der Verfassungsbürgschaften ein Ende gemacht werde, die Regierung in ihre Sphäre und das Volk in sein Recht eintrete. Nach einer ziemlich trocken doctrinären Entwickelung der allgemeinen republikanischen Grundsätze hieß es in dem Manifest zum Schlusse: „Heute können wir nur nachdrückliche Einsprache dagegen erheben, daß die Menschenrechte aufgehoben, die Mehrzahl der republikanischen Blätter unterdrückt, die Cortes geschlossen, die Volksmilizen entwaffnet, die politischen Kundgebungen durch den Säbel verhindert, die durch allgemeine Abstimmung gewählten Gemeinderäthe durch Regierungscommissionen ersetzt bleiben." Bereits drei Tage später begründete denn auch Pi y Margall seinen Antrag auf Tadel der Regierung wegen Aufhebung der verfassungsmäßigen Freiheiten, Figueras beleuchtete gelegentlich in seiner sarkastischen Weise die Misgriffe und geheimen Thorheiten der Monarchisten, Castelar donnerte gegen die Monarchie im allgemeinen und insbesondere gegen die Errichtung einer fremden Monarchie in Spanien. Aber Regierung und Mehrheit wußten zu gut, daß solcherlei Reden keinen Wiederhall mehr im Lande fanden und nur noch akademischen Werth hatten, um sich von denselben irgend noch beunruhigen zu lassen; im übrigen konnte es ihnen nur angenehm sein, wenn von Zeit zu Zeit die „Musik" Castelar's dafür zeugte, daß der Congreß als Vereinigung der sämmtlichen Parteien die echte Vertretung des Landes sei. Das Ansehen der Republikaner als einer Partei der Ordnung konnte aber nach allem Vorgefallenen auch die von Castelar im Namen seiner Gesinnungsgenossen abgegebene feierliche Erklärung nicht wiederherstellen, daß dieselben nur noch mit gesetzlichen Mitteln für die Republik kämpfen würden. Und es war keineswegs Furcht vor den Republikanern, was die Cortes endlich, am 11. Dec., die Aufhebung des Belagerungszustandes einstimmig beschließen ließ.

Prim erklärte in der Sitzung vom 18. Dec., als die Candidatur des Herzogs von Genua, damals die letzte Aussicht der Monarchisten, in die Brüche zu gehen drohte, die Regierung würde, auch wenn der Herzog von Genua nicht käme, doch keinesfalls zur Republik übergehen. Der Eigensinn, womit er bis zum Schluß des Jahres 1869 an dieser Candidatur festhielt, war übrigens kaum erklärlich. Der spanische Gesandte in Florenz, Montemar, hatte ihm doch schon früh genug berichten müssen, daß König Victor Emanuel für ihn so gut wie unsichtbar geworden sei. Der junge Fürst selber zeigte so wenig Lust, nach Spanien zu gehen, daß selbst seines Königs Autorität nichts mehr auszurichten vermochte, und es bedurfte nur noch der besorgten Abmahnungen des Königs Johann von Sachsen, um seine Tochter, die Herzogin von Genua, vollends zur entschiedensten Gegnerin des ganzen Planes zu machen. Allein trotz alledem, und trotz des Rathes Olózaga's, die offenbar unmögliche Candidatur fallen zu lassen, beharrte Prim bei der Versicherung, diese Candidatur sei sehr populär im Lande, die Herzogin von Genua sei einverstanden, und bald werde ihr Sohn in Spanien als König proclamirt werden. Dieses Spiel hatte erst ein Ende, als am 3. Jan. 1870 die officielle Nachricht anlangte, Victor Emanuel könne seinen Willen nicht gewaltsam durchsetzen gegen den Widerstand der Herzogin von Genua und ihres Sohnes.

Diese Vorgänge hatten nicht eben beigetragen, das Ansehen des Prim'schen Cabinets

zu heben. Und ebenso wenig Dank bei den überzeugten Monarchisten gewann sein Finanzminister Figuerola damals durch die sehr unzeitgemäße Anregung der berüchtigten Angelegenheit der Kronjuwelen. Die platonische Genugthuung über den Nachweis, daß seit Maria Christina der Schatz der Kronjuwelen durch Beraubung immer kleiner geworden sei, wurde durch die Erwägung stark getrübt, daß solche Enthüllungen dem königlichen Ansehen überhaupt höchst nachtheilig werden mußten. Die Anklagen gegen Prim, daß er absichtlich die monarchische Lösung hindere, wurden aufs neue erhoben und zwar namentlich von der Liberalen Union. Um diese zu versöhnen, die jetzt im Namen aller auftrat, welchen es ernstlich um Herstellung der Monarchie zu thun war, hielt es Prim für rathsam, mit einem mal wieder gewisse Zugeständnisse zu machen. Er bildete am 10. Jan. ein neues Cabinet, in welchem Topete wieder die Marine, Montero Rios die Justiz übernahm, und er bekämpfte einen von den Republikanern eingebrachten Antrag auf Ausschließung aller Bourbonen von dem Throne durch den Hinweis, daß eine solche Aechtung doch ungerecht wäre gegen den Herzog von Montpensier, welcher der Revolution Dienste geleistet habe. Er konnte freilich um so leichter eine Lanze für Montpensier brechen, als dieser eben bei den Ergänzungswahlen für die Cortes in Orviedo und Avila, wo er als Candidat auftrat, eine lächerliche Niederlage erlitten hatte.

Im übrigen erklärte Prim, die Frage der Throncandidaten sei vorläufig vertagt. So vollständig, als er damals glauben mochte, war nun allerdings die Gefahr der Throncandidatur Montpensier's nicht beseitigt. Als der Herzog Mitte Februar auf ein paar Tage zum Besuch seiner Freunde in Madrid zu kommen wagte, verbreitete sich alsbald die Besorgniß vor einem Staatsstreiche zu seinen Gunsten im liberalen Lager. Und diese Besorgniß wurde dadurch keineswegs gemindert, daß Montpensier sich sehr angelegen sein ließ, Prim's Abneigung gegen seine Person zu besiegen. Letzteres gelang nun freilich nicht trotz aller schönen Redensarten, die zwischen beiden ausgetauscht wurden. Am 6. März kehrte Montpensier nach Madrid zurück, wie jedermann glaubte, um mit Hochdruck für seine Candidatur zu wirken, als ein tragisches Ereigniß auch diesmal seine Plane durchkreuzte. Es erschien nämlich am Tage nach seiner Ankunft in den öffentlichen Blättern ein Schreiben seines alten persönlichen Gegners, des Infanten Heinrich von Bourbon, Bruders Franz' von Asis, „an die Montpensieristen", in welchem neben Lobsprüchen für den „edeln" General Prim mit Ausdrücken der größten Verachtung vor dem „elenden französischen Ränkeschmiede" gewarnt wurde. Infant Heinrich war ein allgemein verachteter Mensch, der, nachdem er bis dahin von dem Gnadenbrot seines Bruders gelebt, jetzt nach Madrid gekommen war, um, durch Prim's Hülfe, Glück zu machen. Montpensier konnte füglich, ohne seiner Ehre etwas zu vergeben, jene Beleidigungen ohne Antwort lassen. Er mußte dies, wenn er nicht im entscheidenden Augenblick selber seine Plane scheitern machen wollte. Denn die Falle, die ihm mit dem Zwang zu einer Herausforderung gestellt war, konnte auch einem kurzsichtigen Auge nicht verborgen sein. Fiel er im Zweikampfe, so war Prim und seine Partei die ihnen unangenehme Throncandidatur mit einem mal los; tödtete er seinen Gegner, so verfiel er dem Gesetze, und wenigstens für einige Zeit war seines Bleibens nicht mehr im Lande. Auch mußte ein Zweikampf zwischen den Verwandten dem bourbonischen Ansehen einen doppelt empfindlichen Stoß in einem Augenblick versetzen, da die Welt ohnedies so schon großes Aergerniß an den Processen nahm, welche Franz von Asis mit Isabella und deren Tochter, die Gräfin von Girgenti, mit ihrem Gemahl über Vermögenssachen führten. Die Leidenschaft eines alten Hasses siegte bei Montpensier über die Vernunft, und am 13. März fiel Heinrich von Bourbon von der Hand seines Vetters in einem Zweikampfe auf Pistolen, in welchem übrigens Montpensier, zu allgemeiner Ueberraschung, persönlichen Muth an den Tag legte. Der Vorfall machte Aufsehen in ganz Europa. In Spanien selbst erwiesen die Repu-

blikaner dem Todten die Ehren eines Märtyrers ihrer Sache. Und wenn es auch von keiner Seite offen zugeſtanden wurde, ſo hatte, was ſich hier hinter der politiſchen Schaubühne zugetragen, doch die entſchiedenſte Nachwirkung im Congreß und im Cabinet. Am Vorabend jenes Zweikampfes hatte Prim noch in den Cortes auf den Vorwurf Caſtelar's, daß er eine ganz grundſatzloſe, hin- und herſchwankende Politik treibe, und ſich bald zu den Radicalen neige, bald der Verſöhnung zwiſchen den ſeit der Septemberrevolution herrſchenden Parteien alles opfere, mit einer Lobrede auf Montpenſier's Anhänger, die Unioniſten, geantwortet und die Eintracht mit denſelben als die Grundlage ſeiner Politik bezeichnet. „Die Herren von der Liberalen Union ſind meine Freunde, weil ſie mit uns einig ſind, weil ſie die Verfaſſung von 1869 angenommen haben und bei allen Gelegenheiten Beweiſe erhabener und wahrer Vaterlandsliebe geben, weil ſie bei dem Verfaſſungswerk von 1869 und neulich bei den organiſchen, gewiß freiſinnigen Geſetzen Selbſtverleugnung geübt, weil ſie niemals Veranlaſſung zum Verdacht gegeben haben, daß ſie nach andern Dingen ſtreben; weil ſie die Verfaſſung von 1869 mit allen ihren Conſequenzen entwickeln, weil ſie wie wir einen König einſetzen wollen, deswegen öffne ich der Liberalen Union die Arme und gebe ihr die Freundeshand.“ Fünf Tage darauf beſchuldigte Prim die Unioniſten in den Cortes, ſie hätten ſich mit den Republikanern, Moderados, Karliſten zu ſeinem Sturze verabredet; ſchon ſeit einem Monat (dies war eine deutliche Anſpielung auf Montpenſier's erſte Anweſenheit in Madrid) wiſſe er von dem Plane, das Werk der Revolution zunichte zu machen. Er habe das Menſchenmögliche gethan, um die Spaltung der Mehrheit zu verhindern; jetzt aber, da — es handelte ſich um eine an ſich untergeordnete Finanzfrage — die Liberale Union offenbar den Krieg wolle, ſtelle er die Cabinetsfrage. Eine ungeheuere Aufregung bemächtigte ſich des Congreſſes, als Prim in drohendem Tone dieſe Erklärungen mit dem Rufe ſchloß: „Die Herren bieten die Schlacht an, und mir bleibt nichts anderes zu ſagen übrig, als: Radicale, vertheidigt euch! Diejenigen, welche mich lieben, mögen mir folgen!“ Topete verließ in demonſtrativer Weiſe die Miniſterbank; die Unioniſten ſuchten zwar ihre Haltung als eine nicht feindliche darzuſtellen, allein thatſächlich geſtaltete ſich die Abſtimmung über jene Finanzvorlage der Regierung zu einem entſcheidenden Votum zwiſchen der Liberalen Union und den Radicalen. Die letztern ſiegten mit nur 123 gegen 117 Stimmen. Der Bruch ſchien unheilbar. Viele unioniſtiſche Beamte gaben unverzüglich ihre Entlaſſung. Ja es hieß, ſelbſt Serrano werde als Regent zurücktreten. In der That jedoch erſchöpfte ſich derſelbe in Verſuchen, nochmals eine Verſöhnung zu Stande zu bringen.

Die Verſöhnung war aber diesmal, nachdem der Bruch ſo offen und unter ſo erſchwerenden Umſtänden eingetreten war, nicht mehr in der ſonſt beliebten Weiſe, durch das Zugeſtändniß etlicher Miniſterpoſten herzuſtellen. Prim, ſo lautete die Forderung an ihn, ſollte durch Thaten beweiſen, daß er aufrichtig die monarchiſche Löſung wolle; in die Sprache der Liberalen Union überſetzt, hieß dies ſo viel, als er ſolle Montpenſier nicht als Throncandidaten unmöglich machen. Daß Prim auch diesmal nachgab, ſo ſchwer es ihm ſein mochte, erklärt ſich aus der geringen Majorität von Radicalen, die ſich um ihn geſchart. So ſprach denn am 12. Mai der von ihm berufene Kriegsrath das milde Urtheil über Montpenſier, nach welchem derſelbe nur während eines Monats auf 10 Meilen von Madrid verbannt bleiben und 30000 Frs. Entſchädigung zahlen ſollte. Montpenſier begab ſich auf ſeinen Sitz in Sevilla und bereitete ſich dort ſorgfältig auf den letzten entſcheidenden Feldzug vor, den er zu Gunſten ſeiner Throncandidatur zu unternehmen gedachte. Während aber ſeine Anhänger ſehr zuverſichtlich allenthalben verkündigten, ſie würden Ende des Monat Mai die Throncandidatur Montpenſier's auf die Tagesordnung ſetzen, machte Prim in den Verſammlungen der Progreſſiſten geheimniß-

volle Andeutungen, daß er um dieselbe Zeit in der Lage sein werde, das Staatsgebäude zu krönen. Es war offenbar seine mehr oder weniger unmittelbare Veranlassung, daß neben der Candidatur Montpensier's jetzt mit einem mal wieder alle nur denkbaren Versuche und Vorschläge in der großen Tagesfrage sich an die Oberfläche drängten. Er selbst stellte sich an, als ob er, überzeugt von der Unmöglichkeit, jetzt schon einen Monarchen zu finden, ernstlich dem Plan geneigt wäre, vorläufig den Regenten Serrano mit königlichen Vollmachten auszurüsten. Er hielt lange Berathungen hierüber mit Serrano, setzte am 17. Mai im Ministerrathe einen hierauf zielenden Beschluß durch und entwickelte tags darauf die Nothwendigkeit dieses Auskunftsmittels in einer Versammlung der Cortesmajorität. Andererseits ließ er freilich die Provinzialdeputirten, die ihm unbedingt ergeben waren, sich entschieden hiergegen erklären. Auch war es ihm sichtlich nicht unerwünscht, daß plötzlich wieder, und zwar in seiner nächsten Umgebung, die Erinnerung an den alten Espartero lebenskräftig wurde und beiläufig 30 Cortesmitglieder die Candidatur Espartero's gegenüber derjenigen Montpensier's aufstellten. Freilich hatten einzelne derselben auch vorsorglich genug gleich die Forderung aufgestellt, Espartero's Nachfolger solle niemand anders sein als Prim selber. Als Ardanaz am 6. Mai die Cortes aufforderte, sich endgültig zwischen Montpensier und Espartero zu entscheiden, erschöpfte sich Prim in Betheuerungen, er werde jedenfalls die Regierungsfrage vor die Cortes bringen, er werde keiner Lösung, wie sie auch ausfalle, entgegentreten; leider seien bisjetzt alle Bemühungen um einen König fruchtlos geblieben, so lebhaft der allgemeine Wunsch sei, daß das Provisorium ein Ende nehme. Einige Tage darauf konnte er freilich den Esparteristen eröffnen, die Regierung sei dadurch gebunden, daß Espartero die Krone unumwunden abgelehnt habe. Um so weniger brauchte er dagegen einzuschreiten, daß zu Madrid und Barcelona verspätete Kundgebungen zu Gunsten Espartero's mit großem Geräusch inscenirt wurden und daß ein entsprechendes Manifest der Esparteristen sich höchst nachdrücklich gegen die Fortdauer der Regentschaft aussprach. Damit vollends kein Zug in dem bunten Bilde der Throncandidaten fehle, tauchte wiederum das Gerücht auf, ein deutscher Candidat habe sich gemeldet, und zwar Prinz Leopold von Hohenzollern. Diese letztere Candidatur, die nach anderthalb Monaten das größte europäische Ereigniß und der Anstoß zu einer welthistorischen Entwickelung werden sollte, verschwand aber alsbald wieder von der öffentlichen Tagesordnung, nachdem die madrider Blätter vom 12. Mai an ein paar Tage hindurch Kenntniß davon gegeben. Nicht ganz aufzuklären wird sein, ob der neue Staatsstreich Saldanha's in Lissabon um diese Zeit nicht einen gewissen Zusammenhang mit der alten Idee der Iberischen Union hatte, über welche sich wenigstens früher, wie wir bestimmt wissen, jener alte portugiesische Staatsmann und Prim zu öftern malen ausgesprochen und verständigt hatten. Saldanha freilich stellte es der portugiesischen Presse gegenüber, die ihm hieraus einen Vorwurf machte, entschieden in Abrede; und in den Cortes erklärte zunächst Prim, er habe mit Saldanha's Palastrevolution nichts zu schaffen, und dann Rivero als Minister des Innern, die Iberische Union sei überhaupt ein Gedanke, dessen Verwirklichung erst das kommende Geschlecht erhoffen dürfe.

Als endlich in der ersten Woche des Juni die Verhandlungen der Cortes über den Gesetzentwurf, der die Art der Wahl des Monarchen festsetzte, begannen, wurden zwar einige Zeit hindurch wesentlich nur die aus den vorjährigen Verhandlungen über die Staatsform geläufigen Beweisgründe aufgetischt. Aber mit einem mal kam Farbe und Leben in dieselben, als der Führer der fünf oder sechs Alfonsisten in der Kammer, Canovas del Castillo, zum ersten mal offen für den Prinzen Alfonso und die Restauration in die Schranken trat. Daß derselbe, ohne einen furchtbaren Sturm der Entrüstung zu erregen, nur la dinastia de la tradicion y del derecho für möglich erklären konnte,

war der beste Beweis, wie sehr sich die Lage seit einem Jahre verändert hatte, da Canovas nur verschämte Versuche machte, die Erklärung der Menschenrechte zu bekämpfen.

Canovas begann mit dem Bekenntniß, daß er kein Freund der Septemberrevolution sei, auch zu derselben nicht beigetragen habe, daß er aber die Beweggründe derselben begreife, der Macht der Umstände Gerechtigkeit widerfahren lasse und auch mit den Wirkungen und Folgen der Revolution sich versöhnen würde, wenn dieselben dem Wohle des Landes entsprächen. Die Monarchisten theilte er in drei Klassen, solche, die aus Ungeduld der todt geglaubten Karlistensache sich angeschlossen, die seit der Revolution herrschenden Parteien und „jene sehr zahlreichen monarchischen Elemente im Lande, welche noch der entthronten Monarchie anhängen". Unbeirrt durch das Lachen der Versammlung fuhr er fort, wenn die monarchische Frage durch Sympathien, durch das Urtheil eines einzelnen zu lösen wäre, so würde er nicht fürchten, zu sagen: „Hier, in meinem Herzen, hier, in meinem Geist, hier, in meinem Gewissen herrscht nur Eine Sympathie, und diese Sympathie ist für den Prinzen Alfonso." „Wenn unter Ihnen, wenn in einem großen oder kleinen Theil des Landes eine unbesiegbare Abneigung gegen das Geschlecht herrscht, welchem Prinz Alfonso angehört, wenn gegen ihn eine Art unbedingter Antipathie vorhanden ist, so herrscht eine solche Abneigung, ein solches Gefühl in mir nicht, der ich ihn seit seiner Kindheit gekannt, der ich ihn seinerzeit des Namens Prinz von Asturien würdig gehalten habe, und der ich stets bereit war ihn zu vertheidigen, wie ich seine Mutter vertheidigt habe." Indem er betonte, daß er in loyaler Weise sich jeden Fürsten gefallen lassen würde, der auf dem neuen Throne hinreichende Kraft zeige, die Ordnung und die Freiheit zu sichern, nannte er sich wiederholt den Gesinnungsgenossen ganzer „großer Klassen und gar vieler Staatsmänner, welche die gleichen Hoffnungen und Wünsche hegen, welche vor allem das Glück des Vaterlandes wünschen und denjenigen unterstützen werden, der ehrlich für dasselbe arbeitet, ohne deswegen die Vorliebe und die Sympathien für die nämliche Person (Alfonso) aufzugeben." Mochte Rios Rosas mit noch so großem Ungestüm, der demokratische Minister des Innern, Rivero, mit seiner ganzen Grobheit über diese Erklärungen herfallen, Canovas del Castillo hatte mit ebenso viel Kühnheit als mit weiser Berechnung der Umstände zum ersten mal die Fahne der Restauration entrollt, um die sich die zersprengten Anhänger der alten Dynastie bei gelegener Zeit wieder sammeln konnten.

Und was wollte es am Ende besagen, wenn der Moutpensierist Rios Rosas die etwas abgenutzten Redensarten gegen die bourbonische Dynastie im allgemeinen wieder vom Stapel ließ und sich darauf berief, daß Alfonso's Großvater, Ferdinand VII., im Jahre 1823 verrätherischerweise die Heilige Allianz gegen Spanien aufgehetzt habe; oder wenn Rivero noch weiter ging und ausführte, daß die Monarchie seit 40 Jahren an allen Uebeln schuld sei, die Spanien getroffen? „Und deswegen wollt ihr uns eine neue Monarchie aufladen", rief der Republikaner Figueras mit gutem Grunde dazwischen. Die Rede von Canovas del Castillo zu Gunsten Alfonso's oder, wie man in den revolutionären Blättern zu sagen pflegt, „des Sohnes seiner Mutter", wurde noch lange in der Presse und in den Clubs besprochen. Ihr Eindruck wurde noch verstärkt durch ein Manifest des frühern Ministers Miraflores, welches Alfonso als den wahrhaft nationalen König bezeichnete und in Abrede stellte, daß die Septemberrevolution unter dem Rufe „Nieder mit den Bourbonen!" begonnen habe. Daß man es überhaupt mit einem wohl angelegten Feldzugsplane zu Gunsten einer alfonsistischen Restauration zu thun hatte, wurde dem Tieferblickenden klar, als (am 25. Juni) Isabella zu Paris im Hôtel Basilewski vor vielen spanischen Granden und Mitgliedern ihrer Familie feierlich zu Gunsten ihres Sohnes abdankte. Sie erklärte in der Abdankungsurkunde, welche man in zahllosen Exemplaren öffentlich verbreitete, nach einem schmerzlichen Rückblick auf ihre fünfunddreißigjährige Re-

gierungszeit und ihre seit 20 Monaten währende Verbannung: „Wißt denn, daß ich kraft eines feierlichen Actes an meinem Wohnsitze zu Paris, in Gegenwart der Mitglieder meiner königlichen Familie, der Granden, Würdenträger, Generale und Staatsmänner Spaniens, welche in der Urkunde selbst aufgezählt sind, freiwillig und aus eigenem Entschlusse, ohne daß mir irgendwie Gewalt angethan worden wäre, meine königliche Stellung und meine politischen Rechte niedergelegt habe zu Gunsten meines geliebten Sohnes Don Alfonso, Prinzen von Asturien, welchem ich dieselben mit allen der Krone Spaniens anhaftenden und von ihr abhängenden Rechten übergebe. Gemäß den nationalen Gesetzen behalte ich mir alle bürgerlichen Rechte, Befugnisse und Vorrechte vor, welche jene Gesetze, und zwar besonders das Gesetz vom 12. Mai 1865 mir einräumen; ich werde demnach Don Alfonso unter meiner Obhut und Vormundschaft behalten, bis er, ausgerufen von einer Regierung und von Cortes, die wirklich der Ausdruck euers rechtmäßigen Willens sind, euch wird übergeben werden müssen, wie ich es inbrünstig wünsche, und wie ich hoffen muß, obwol mein mütterliches Herz bei diesem Versprechen bitter leiden muß. Inzwischen werde ich mich bemühen, seinen offenen Sinn mit den edeln und erhabenen Ideen zu erfüllen, welche seinen natürlichen Neigungen so gut entsprechen, und welche ihn, wie ich erwarte, würdig machen werden, die Krone des heiligen Ferdinand zu tragen und den Alfonso, seinen Vorgängern, nachzufolgen, von welchen er, gleich dem Vaterlande, das Vermächtniß unvergänglicher Ruhmesthaten empfangen hat. Alfonso XII. wird also von heute an euer wahrer König sein müssen, ein spanischer König und der König der Spanier und nicht der König einer Partei."

Während hier eine Throncandidatur, die freilich die große Masse in diesem Augenblicke noch nicht ernst nehmen wollte, auftauchte, brach diejenige, für welche während der letzten Zeit noch die größten Anstrengungen gemacht worden waren, rettungslos zusammen. Montpensier, ungeduldig, endlich in eine klare Lage zu kommen, hatte angefangen zu drohen, wenn jetzt die „Undankbaren", die ihn zur Verschwörung angetrieben, nicht ihre äußersten Anstrengungen zu seinen Gunsten machten, so würde er das Land verlassen und sie durch Veröffentlichung der entsprechenden Documente bloßstellen. So drängten denn die Montpensieristen den Ausschuß, der schon lange mit der Ausarbeitung des Gesetzentwurfes über die Monarchenwahl betraut war, endlich sein Werk vorzulegen. Ein großer Theil des Ausschusses war montpensieristisch gesinnt, ein Theil auch, wie es allgemein hieß, nachträglich noch von Montpensier gewonnen worden. Der Sieg des letztern war gesichert, wenn namentlich der siebente Artikel des vom Ausschuß eingebrachten Entwurfes durchging. Dieser nämlich bestimmte, die Wahl solle gültig sein, wenn die Mehrheit plus ein Mitglied an der Wahl theilgenommen und wenn die absolute Mehrheit sich für einen Monarchen erklärt habe. Nun hätten 171 Stimmen hingereicht, um die Gültigkeit der Wahl herzustellen; man rechnete, daß beiläufig 60 Republikaner sich an der Wahl betheiligen würden und daß Montpensier auf einige Stimmen mehr als Espartero zählen könnte, sodaß er mit 89 Stimmen gewählt wäre. Da beantragte Rojo Arias, ein Freund Prim's, indem er ein auf solche Art zu Stande gekommenes Königthum geradezu für eine Unwürdigkeit erklärte, ein Specialvotum, nach welchem die Wahl eines Königs nur Gültigkeit haben sollte, wenn derselbe die Mehrheit der Stimmen plus einer auf sich vereinigte. Die Montpensieristen hatten alle ihre Streitkräfte für die Abstimmung über den Antrag von Rojo Arias, die am 7. Juni stattfand, vereinigt. Sie wußten wohl, daß sich mit derselben das Los der Candidatur des Herzogs entscheide, der niemals 171 Stimmen auf sich vereinigen konnte. Aber sie waren dem doppelten Spiele nicht gewachsen, das Prim jetzt wieder spielte. Er selbst stimmte für den Ausschußantrag, ließ aber seine Freunde gegen denselben stimmen. Längere Zeit schwankte das Zünglein in der Wage, und die Abstimmung nahm einen ungemein dramatischen Charakter an. Als

die Reihe auf der Linken an den Demokratenführer Martos kam, waren 123 Stimmen für Arias Antrag, 122 dagegen. Martos stimmte mit Nein, und nun ging es hinüber zu der Bank, wo die hervorragendsten Republikaner saßen, darunter Castelar, Orense, Figueras. Es regnete jetzt mit Nein, und als der Präsident Ruiz Zorrilla nun auch noch mit Nein stimmte, brach ein Beifallssturm aus, Beglückwünschungen, Umarmungen folgten, und die Unionisten verließen in Hast den Sitzungssaal. Die Niederlage Montpensier's galt für eine so entschiedene, daß seine Gegner unmittelbar darauf beschlossen, eine antimontpensieristische Kundgebung, die bereits auf einen der nächsten Tage in Madrid angekündigt war, zu unterlassen, und daß Rios Rosas im Namen der Liberalen Union erklärte, diese werde sich jetzt jeden Candidaten der Mehrheit gefallen lassen. Es machte nur noch einen erheiternden Eindruck, als nachträglich noch Massen von Bittschriften zu Gunsten der Erwählung Montpensier's auf den Tisch der Cortes niedergelegt wurden: Weihespenden auf das Grab dieser unglückseligen Candidatur. Ekelerregend war nur, daß solche Bittschriften gesammelt und überreicht wurden von zwei Fahnenflüchtigen, dem Exdemokraten Becerra und dem Exrepublikaner Pastor y Landero.

Die Gefahr eines Handstreiches der Montpensieristen hatte die Wachsamkeit Prim's beseitigt, welche eine in einer madrider Kaserne eingeleitete Erhebung der Soldaten, die mit dem Rufe „Nieder mit Prim!" ausbrechen sollte, in ihrem Keim unterdrückte. Und Montpensier selber mußte die Unmöglichkeit erkennen, auch nachdem Prim in die Ferien gereist war, einen Staatsstreich zu unternehmen. Er kam zwar von Sevilla nach Madrid, um Serrano und einigen unionistischen Generalen, besonders Izquierdo unumwunden zu erklären, es sei für ihn aus allgemeinen und persönlichen Gründen ganz unmöglich, seine Thronbewerbung fallen zu lassen; erstlich würde dann das Land rettungslos in dem gegenwärtigen Zustande der Anarchie bleiben, und dann habe er sowol den Cabineten Europas als seiner eigenen Familie seine Thronbesteigung als ganz unfehlbar in Aussicht gestellt; um sich nicht unauslöschlichem Schimpfe auszusetzen, sei er entschlossen, sich selbst an die Spitze eines Pronunciamento zu stellen und alles zu wagen. Nun stimmte zwar Izquierdo unbedingt bei, Serrano jedoch erklärte, er sei wie nur irgendein anderer jederzeit bereit, den von ihm eingegangenen Verpflichtungen entsprechend dem Herzoge zu gehorchen, aber er sei auch fest überzeugt, daß man einer Niederlage entgegengehen würde. Ein Rückblick auf die neuere Geschichte Spaniens, besonders auf die Erhebung O'Donnell's in Vicalvaro, zeige, daß ein Pronunciamento nur Erfolg habe, wenn man „die Hymne Riego's singen" lasse, das heißt, dem Volke alle möglichen freisinnigen Versprechungen machen könne. Das vermöge aber der Herzog nicht gegenüber der gegenwärtigen Regierung; sein Pronunciamento würde somit nur die Folge haben daß Prim augenblicklich den Republikanern große Zugeständnisse machen und sich mit diesen verbinden würde. Solchen Vernunftgründen fügte sich schließlich Montpensier und begab sich traurig ins Ausland.

„Wir gehen dahin, wohin Prim geht", dieses gelegentliche Wort eines Progressisten war jetzt die Losung für die große Kammermehrheit, die Signatur für die ganze Lage geworden. Prim war nicht blos von dem Alp der Candidatur Montpensier's erlöst, er hatte außerdem durch geschicktes Manövriren sämmtliche Männer der Revolution, die ihm im Wege stehen konnten, für sich unschädlich zu machen gewußt. Er hatte Serrano in die Weihrauchwolke der Regentschaft eingehüllt und auf die Seite gedrückt; er hatte die Gelegenheit geschickt ausgesucht, mit Topete zu brechen und ihn aus dem Cabinet zu schieben, den bei der Bevölkerung einflußreichsten Mann; Rivero, der an der Spitze der constituirenden Cortes als Präsident, als Alcalde Madrids, als Commandant von 20000 Mann Miliz über eine große Macht gebot, hatte er mit vieler Mühe zur Uebernahme des Portefeuille des Innern bewogen und damit fast ganz entwaffnet. Was

die Parteien betrifft, so bemächtigte sich derselben bei den ohnmächtigen Versuchen, aus dem Interim herauszutreten, sichtlich eine völlige Erschlaffung. Die Republikaner versicherten zwar, die Republik müsse, beim Mangel eines Monarchen, unfehlbar und bald kommen; aber gewitzigt durch den Herbstaufstand, traten sie nur sehr leise auf. Die Unionisten schwiegen ganz und gar, seitdem sie mit Montpensier ihren einzigen Candidaten verloren hatten. Und die übrige Mehrheit ließ einfach von Prim ihre Geschäfte besorgen, ihn für sich denken und handeln. Als unumschränkter Herr der Lage sprach denn auch Prim in einer Rede am 15. Juni, welche mit allgemeiner Spannung erwartet wurde, weil das ganze Land durch dieselbe über die Gegenwart und Zukunft aufgeklärt zu werden hoffte. Wie gewöhnlich, wenn es sich um allgemeinste Dinge handelte, redete er auch diesmal wieder zuerst und am ausführlichsten von seiner eigenen Person. Indem er jede einzelne, auch noch so abgeschmackte Verdächtigung, die irgendeinmal aufgetaucht war, erwähnte und natürlich mit Entrüstung von sich abwies, wollte er offenbar die Ueberzeugung befestigen, daß in der That und mit Recht jedermann ohne Unterlaß sich mit seiner Person beschäftige. Kaum hat er den Verdacht widerlegt, daß er sich mit den Republikanern verschworen und alles vorbereitet habe, um von heute auf morgen die Republik auszurufen, so hält er es wieder der Mühe werth, das Gerücht für falsch zu erklären, daß er selbst nach der Krone Spaniens trachte; jetzt spottet er über diejenigen, welche behaupten, er wolle alle in seiner Umgebung herabdrücken und schwächen, um dann über allen zu stehen und eines Tages sagen zu können: „Hier befehle ich!“ und jetzt vertheidigt er sich wieder gegen die Anklage, daß er für den Prinzen Alfonso arbeite und der Monk der Restauration sein wolle. Was die eigentliche Frage des Tages betraf, die noch vor dem Schlusse der Session — derselbe erfolgte am 23. Juni — irgendwie aufgeklärt werden mußte, so wiederholte Prim nur mit Nachdruck, daß niemand mehr als er eine endgültige Lösung herbeiwünsche, niemand mehr als er für eine solche wirke. Aber er begnügte sich nicht damit, sich des vielangeschuldigten Interims einigermaßen anzunehmen, indem er auf die Errungenschaften desselben, das allgemeine Stimmrecht, die Menschenrechte, die Freiheit des Glaubens und der Presse und die ganze politische Wiedergeburt des spanischen Volkes hinwies, sondern er bezeichnete sich selbst auch als den festesten Hort der Freiheit, indem er den Cortes zurief: „Ihr könnt ruhig scheiden und euern Wählern sagen, daß mit König und ohne König die Freiheit keine Gefahr läuft; hier, an diesem erhabenen Sitze, laßt ihr das Banner zurück; hier werdet ihr es bei meiner Rückkehr wiederfinden; ich stehe dafür mit meiner Ehre und meinem Leben ein.“ Seufzend sagte er dabei, es sei schwerer, als man denke, einen König zu machen; die Regierung habe heute keinen Candidaten und werde vielleicht auch morgen noch keinen haben. Bezeichnenderweise schwieg er ganz von Montpensier und Espartero, dafür wußte er um so mehr von seinen Bemühungen zu erzählen, den Herzog von Aosta, oder Ferdinand von Portugal, oder den Herzog von Genua oder einen vierten, der nicht genannt sein wolle, für den Thron zu gewinnen. Nach diesen Erklärungen Prim's konnten die Cortes ihre Ferien antreten, in der Erwartung, das Interim beim Wiederzusammentritt im Herbst unverändert vorzufinden. Lange noch, so dachte jedermann, werde Prim als Wächter der spanischen Freiheit nicht abgelöst werden, und niemand nahm jenen vierten Thronandidaten ernst, der nicht genannt sein wollte. Da wurde Spanien und Europa mit einem mal durch die Kunde überrascht, der Mann für den spanischen Thron habe sich gefunden, der Prim'sche Candidat sei Prinz Leopold von Hohenzollern.

Das Kaiſerthum Braſilien

und ſeine jüngſte Entwickelung.

Von

Friedrich von Hellwald.

II.

Politiſche Geſchichte.

Unter der jüngſten Entwickelung Braſiliens darf man ſeine Geſchichte etwa ſeit dem Jahre 1860 verſtehen. Ohne einen, wenn auch noch ſo flüchtigen Rückblick auf das geſchichtliche Werden des braſilianiſchen Staates wird indeß eine Würdigung der heutigen Verhältniſſe kaum möglich ſein. Ich will daher in kurzen Zügen das Wiſſenswertheſte raſch berichten.

Am Anfang unſers Jahrhunderts bildete Braſilien eine Colonie der Krone Portugals. Die Eroberung der Iberiſchen Halbinſel durch Kaiſer Napoleon blieb nicht ohne Folgen für die Geſchicke des letztgenannten, mit England eng verbündeten Landes. Am 27. Oct. 1807 unterzeichnete nämlich der ſpaniſche Geſandte zu Fontainebleau einen Tractat, durch welchen das Königreich Portugal zerſtückt und die Provinz Algarve dem Friedensfürſten übertragen, Braſilien und die übrigen portugieſiſchen Colonien aber zwiſchen Spanien und Frankreich getheilt werden ſollten. Unter ſolchen Umſtänden entſchloß ſich der Prinz-Regent Johann VI. (João), welcher im Namen ſeiner geiſtesſchwachen Mutter Maria I. die Regierung führte, in Braſilien Schutz zu ſuchen und dorthin den Sitz der Regierung zu verlegen. Am 7. März 1808 ſchiffte er ſich unter dem Jubel der Bevölkerung in Rio-de-Janeiro aus. Durch dieſe Ueberſiedelung des königlichen Hofes nach Braſilien ward dieſes Land aus einer unter der ſtrengſten Bevormundung ſtehenden Colonie — die Colonialpolitik Portugals Braſilien gegenüber war noch viel engherziger als die Spaniens in ſeinen amerikaniſchen Colonien — auf einmal zu einem gleichberechtigten, integrirenden Theile des portugieſiſchen Staates erhoben. Damit waren natürlich auch in adminiſtrativer Hinſicht tiefeingreifende Veränderungen verbunden, wobei allerdings eine ganze Reihe von Misgriffen begangen wurde. Dennoch war der geiſtige Umſchwung ungeheuer, den die Ueberſiedelung des Hofes und einer großen Anzahl gebildeter Portugieſen, ſowie die Errichtung fremder Geſandtſchaften in Rio-de-Janeiro und die Herbeiziehung fremder Kaufleute und Gewerbtreibender hervorbrachte. Unter ſolchen Umſtänden konnte Braſilien nicht mehr eine Colonie bleiben, wie ſie es bis dahin formell noch war. Ein Decret vom 15. Dec. 1815 erhob es denn auch zu einem Königreiche und erklärte es zu einem integrirenden Theile der Vereinigten Königreiche von Portugal, Algarve und Braſilien, das einzige Beiſpiel in der Geſchichte, daß eine Colonie zur Ebenbürtigkeit mit dem Mutterlande zugelaſſen und zu einem weſentlichen Theile eines Reiches erhoben wurde.

Als nach Beendigung der Wirren auf der Pyrenäischen Halbinsel der Hof im Jahre 1821 nach Portugal zurückkehrte, ließ König Johann VI. seinen Sohn, den Kronprinzen Dom Pedro, als Prinz-Regenten von Brasilien zurück. Bald darauf ward jedoch dieser nach Lissabon berufen, und Brasilien sollte in Zukunft durch Gouverneure regiert werden. Diese Maßnahmen erregten indeß allgemeines Misvergnügen, und noch im December 1821 entstanden in Rio-de-Janeiro heftige Bewegungen. Man drohte mit der Proclamirung einer Republik, wenn der Prinz abreisen würde; daher erklärte derselbe am 9. Jan. 1822, bleiben zu wollen, entfernte die portugiesischen Truppen, nahm im Mai den Titel eines beständigen Vertheidigers von Brasilien (Defensor perpetuo do Brasil) an, berief im Juni eine Nationalversammlung von 100 Abgeordneten, und wurde, nachdem diese am 1. Aug. die Trennung Brasiliens von Portugal, die portugiesischen Cortes dagegen im September die nochmalige Zurückberufung des Prinz-Regenten bei Verlust der Thronfolge in Portugal ausgesprochen hatten, am 12. Oct. 1822 zum verfassungsmäßigen Kaiser von Brasilien ernannt, als welcher er den Namen Dom Petro I. annahm.

Nach mancherlei innern Unruhen brachte die zweite Cortesversammlung den schon von der vorigen angenommenen Verfassungsentwurf vor den Cabildo (Municipalität) von Rio, und am 9. Jan. wurde von dem Volke, am 25. März 1824 von dem Kaiser die Constitution beschworen. Unterhandlungen zu London und Lissabon führten am 29. Aug. 1825 zur Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens von seiten Portugals, die der andern Großmächte folgte bald nach. Da Pedro I. nach der brasilianischen Constitution nicht zugleich über Portugal herrschen durfte, so übertrug er bei seines Vaters Tode, 1826, den Thron Portugals auf seine älteste Tochter, die im Jahre 1853 verstorbene Maria da Gloria, und fuhr fort, über Brasilien zu regieren. Weil er jedoch in häufige Reibungen mit den Cortes und dem Volke gerieth, auch wiederholte Unruhen ausbrachen, dankte er am 7. April 1831 zu Gunsten seines damals siebenjährigen Sohnes, des noch jetzt regierenden Kaisers Dom Pedro II. (geboren am 2. Dec. 1825) ab, setzte für denselben eine vormundschaftliche Regierung ein und kehrte nach Europa zurück.

Neue Unruhen und blutige Parteikämpfe erschwerten der interimistischen Regierung ihr Werk, und ebenso erging es der am 17. Juni 1831 von den Kammern gewählten permanenten Regierung. Der neue Congreß von 1834 änderte die Verfassung von 1824, näherte sie der nordamerikanischen Föderativverfassung und bestellte gesetzgebende Provinzialversammlungen. Die Unruhen währten jedoch fort, und einige Provinzen machten sogar, wie dies bei Föderativstaaten gewöhnlich geschieht, Versuche, sich von Brasilien loszureißen und als unabhängige Republiken zu erklären. Endlich, im Jahre 1840, erklärten die Deputirtenkammern den Kaiser noch vor der gesetzlich bestimmten Zeit für volljährig, worauf der noch nicht funfzehnjährige Dom Pedro am 23. Juli 1840 die Regierung in Person übernahm und am 18. Juni 1841 sich krönen ließ. Einige Sklavenaufstände abgerechnet, genoß Brasilien dann durch mehrere Jahre Ruhe, bis die französische Februarrevolution von 1848 auch dort Unordnungen hervorrief, die jedoch keine weitern Folgen hatten. An der Expedition gegen Buenos-Ayres, 1852, betheiligte sich auch Brasilien, dessen innere Verhältnisse übrigens ein gedeihliches Vorwärtsschreiten zeigten. Das ganze Jahrzehnt von 1850—60 war ausschließlich den Reformen im Innern gewidmet. Der streng constitutionelle Sinn des Kaisers hielt jeden thatsächlichen Conflict der Parteien fern, und wo sich Spuren von Unzufriedenheit zeigten, wie dies Ende 1859 in den nördlichen Theilen des Landes der Fall war, da trat der Kaiser durch seine persönliche Anwesenheit sofort begütigend und versöhnend dazwischen.

Mit dem Jahre 1860 hebt jene bis auf die jüngste Gegenwart reichende Periode an, die in den folgenden Blättern des Nähern beleuchtet werden soll. Ehe ich an diese

Darſtellung ſchreite, möchte ich betont wiſſen, wie es mit Recht auch Profeſſor Wappäus thut, daß, wenn Braſilien allein im ganzen lateiniſchen Amerika ſein großes Ländergebiet in vollkommener Integrität bewahrt und in dieſer ſeiner Integrität ſich ſo befeſtigt hat, daß fortan die ſtetige gedeihliche Entwickelung des Reiches ziemlich ſicher gewährleiſtet erſcheint, dies nur der monarchiſchen Staatsform zu verdanken iſt. Ein glückliches Geſchick bewahrte die braſilianiſchen Romanen in ihrer Nachahmung der nordamerikaniſchen Einrichtungen, deren Mängeln die von langem Ideenrauſche ernüchterte Gegenwart mit rauher Hand den Schleier immer mehr vom Antlitz reißt, bis zur Abſchaffung der Monarchie zu gehen. Dies wird denn gegenwärtig wol und auch in Braſilien allgemein anerkannt, und ebenſo ſtimmen alle einſichtigen Braſilianer ſowie die verſchiedenſten fremden Berichterſtatter über die gegenwärtigen Zuſtände Braſiliens darin überein, daß die außerordentlichen Fortſchritte dieſes Landes ſeit mehr denn einem Decennium vorzüglich der wahrhaft weiſen Regierung ſeines jetzigen Kaiſers, Dom Pedro II., zu danken ſind, welcher, ein Muſter unter den Fürſten, alle Eigenſchaften in ſich vereinigt, die einem Monarchen Anſehen und Liebe verſchaffen. So kommt es, daß Braſilien kein geeigneter Boden für republikaniſche Agitatoren iſt, ſowol weil als obgleich die Verfaſſung eine ausgeſprochen demokratiſche Färbung trägt. Dies erheiſcht eingehendere Prüfung.

Braſilien iſt eine conſtitutionelle Erbmonarchie, beruhend auf der Verfaſſungsurkunde vom 11. Dec. 1823 und der Additionalacte vom 12. Aug. 1834 und 12. Mai 1840. Dieſe Conſtitution, die drittälteſte der gegenwärtig beſtehenden Verfaſſungen, iſt die möglichſt freiſinnige, und ein in theoretiſcher Hinſicht wahrhaft ausgezeichnetes Elaborat. Sie nimmt ſich allerdings die Verfaſſung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten zum Muſter, zog aber auch zum Vergleiche die franzöſiſche Conſtitution von 1791 und die portugieſiſche von 1822 heran, und ließ ſich außerdem noch von den Maximen Benjamin Conſtant's leiten. Dadurch weicht ſie denn von allen übrigen Verfaſſungen erheblich ab, was beſonders in der hier getroffenen Unterſcheidung von vier ſtatt der üblichen drei Gewalten ins Auge ſpringt. Benjamin Conſtant's Lehre gemäß trennt ſie von den Functionen der vollziehenden Gewalt einen Theil als beſondere Gewalt ab und nennt dieſe die vermittelnde Gewalt, die ausſchließlich vom Monarchen geübt wird. Auf dieſe neue vierte Gewalt legt die braſilianiſche Conſtitution ein großes Gewicht, indem ſie dieſelbe geradezu als den Schlußſtein der geſammten politiſchen Organiſation bezeichnet. In der Praxis hat ſich jedoch das Herkommen ausgebildet, daß auch die vermittelnde Gewalt, d. h. die infolge derſelben dem Kaiſer allein eingeräumten Befugniſſe, unter Mitwirkung und Mitunterſchrift der verantwortlichen Miniſter ausgeübt wird, ſodaß factiſch die Unterſcheidung zwiſchen vermittelnder und Executivgewalt jetzt nicht beſteht.

Die Verfaſſung geht von der Souveränetät des Volkes aus und ſichert allen Bürgern eine Reihe von unverletzbaren Grundrechten, gewährt aber dagegen keineswegs allgemeine politiſche Theilnahme am Staatsleben. Das politiſche Wahlrecht wird nur in indirecter Weiſe ausgeübt. Zum activen Wahlrechte ſind 21 Jahre, Indigenat oder Naturaliſation, perſönliche Freiheit und 100 Milreis jährliche Einkünfte erforderlich; zum paſſiven 25 Lebensjahre und ein noch höheres Einkommen. Die active Miliz und die Ordensgeiſtlichkeit haben kein Wahlrecht, dagegen iſt das weibliche Geſchlecht nicht expreß ausgeſchloſſen. Naturaliſirte, Freigelaſſene ſowie Akatholiken haben das paſſive Wahlrecht nur inſofern, als ſie zu Wahlmännern, nicht aber zu Deputirten gewählt werden können.

Für alle politiſchen Wahlen ſind gewiſſe kirchliche Feierlichkeiten vorgeſchrieben, nach deren Verrichtung erſt die Wahl vorgenommen wird. Die Staatsreligion iſt die römiſch-katholiſche, doch ſind alle andern Glaubensbekenntniſſe und ihr häuslicher und Privatgottesdienſt in dazu beſtimmten Gebäuden ohne die äußere Form eines Tempels erlaubt. Dieſer Paragraph ſtammt aus einer Zeit, wo es in Braſilien thatſächlich, ſieht man von

den Ureinwohnern ab, keine Andersgläubigen als Katholiken gab, die darin enthaltene Unduldsamkeit also kaum irgendjemand treffen konnte. In neuerer Zeit haben die Staatsgewalten mehrmals in den von der Regierung gegründeten Colonien Beiträge zum Bau von Gotteshäusern und Gehalt für Priester abweichender Bekenntnisse bewilligt. Uebrigens ist auch heute noch die Zahl der Akatholiken in Brasilien gering genug; zudem kann niemand verfassungsgemäß aus religiösen Gründen verfolgt werden, und die Kinder von Nichtkatholiken sind nicht verbunden, dem Religionsunterrichte katholischer Kinder beizuwohnen. Ehen zwischen Akatholiken sind vollkommen gültig.

Die gesetzgebende Gewalt ist, unter Sanction des Kaisers, dem Reichstage übertragen, welcher aus den zwei Kammern der Deputirten und der Senatoren besteht. Erstere haben ein vierjähriges, letztere ein lebenslängliches Mandat. Die Befugnisse der Kammern sind, dem demokratischen Charakter der Constitution entsprechend, sehr weitgehende, und besitzt der Kaiser ihren Beschlüssen gegenüber nur ein zweimaliges Suspensivveto. Die vollziehende Gewalt, deren Chef der Kaiser ist, wird von ihm durch die verantwortlichen, in Anklage versetzbaren Staatsminister ausgeübt; es bestehen sieben Ministerien, nämlich: des Innern und des Cultus, der Justiz, der Finanzen, des Auswärtigen, des Kriegs, der Marine und des Ackerbaues, Handels und der Staatsbauten. Einer der Minister ist Ministerpräsident. Neben diesen Ministern besteht noch ein Staatsrath, aus lebenslänglichen Mitgliedern zusammengesetzt, welche vom Kaiser ernannt werden und einen Jahresgehalt empfangen. Diese Behörde, obwol eine rein berathende, bildet doch eine der bedeutendsten Stützen der obern Staatsverwaltung. Im allgemeinen steht es dem Kaiser frei, den Staatsrath anzuhören, doch fordert er beinahe immer dessen Rath, wenn er die Rechte der vermittelnden Gewalt auszuüben hat. Die richterliche Gewalt ist unabhängig und besteht aus Richtern und Geschworenen, welche letztere bisher nur bei Criminalfällen eingeführt worden sind. Die Geschworenen erkennen über den Thatbestand, die Richter verhängen die Strafe. Ohne den Beweis zu führen, daß das Mittel der Versöhnung angewandt worden, kann durchaus kein Proceß beginnen. Zu diesem Ende gibt es auf je vier Jahre wählbare Friedensrichter. Die Staatsanwaltschaft ist in Brasilien noch nicht in allen ihren gerichtlichen Abstufungen ausgebildet.

Eine merkwürdige und seltsame Erscheinung ist in Brasilien die neben der Reichsverfassung bestehende Provinzialverfassung. Ganz unverkennbar liegt hier die Nachahmung der Unionsstaaten am Tage, indem gewissermaßen die Provinzen die Rolle der einzelnen Staaten in der Nordamerikanischen Union zu übernehmen haben. Das Föderativsystem, welches ausnahmslos alle Staatengebilde der Neuen Welt beherrscht im Gegentheil zu der in Europa vorwiegenden Centralisation, hat sich demnach sogar auf Brasilien erstreckt, welches der Unkundige gewohnt ist, schon wegen seiner monarchischen Regierungsform sich als centralistischen und centralisirten Staat zu denken. Die Provinzialverfassung macht dagegen den ernstlichen Versuch, die durch die historische Entwickelung und die geographischen Verhältnisse des Landes gegebenen Ansprüche der Provinzen auf eine weitgehende Autonomie mit der für das allgemeine Wohl erforderlichen Centralisation in ersprießlichen Zusammenhang zu bringen. So weit sich urtheilen läßt, ist dieses schwierige Problem in Brasilien mit Geschick gelöst. Das transoceanische Kaiserreich bietet uns demnach das Bild einer monarchischen Föderation, etwa wie sie dem Ministerium Hohenwart in Oesterreich 1871 vorschweben mochte, und es zeugt gewiß von der Unkenntniß, in welcher man sich in Europa über Brasiliens Verhältnisse allgemein befindet, daß während des erwähnten österreichischen Verfassungskampfes weder im Parlament noch in der Presse auch nur andeutungsweise der Analogie mit Brasilien gedacht ward, während Schweiz und Vereinigte Staaten Nordamerikas, obwol beide weniger zutreffende Erscheinungen, unzähligemal herangezogen wurden. Daß ein solcher monarchischer Föderalismus möglich sei, dafür

besitzen wir ein schlagendes Beispiel eben an Brasilien, dessen Verfassung daher hinsichtlich des Freiheitsmaßes, welches sie mit Rücksicht auf die obwaltenden Umstände den Individuen wie den einzelnen Landestheilen gewährt, beinahe mustergültig zu nennen ist. Die beste Verfassung ist aber noch lange kein Schutz gegen Auswüchse im Staats- und Volksleben, deren Urgrund in der menschlichen Natur selbst liegt.

Von der weisen Handhabung der im gemäßigt föderalistischen Sinne durchgeführten Provinzialverfassung hängt wol wesentlich die friedliche und gedeihliche Entwickelung Brasiliens ab. Die Verwaltung jeder Provinz ist nämlich einem Präsidenten übertragen, welchen die Executivgewalt ernennt und wieder abberufen kann, welcher der erste und unmittelbarste Agent der Reichsregierung, die erste Autorität der Provinz ist. Daneben aber besitzt jede Provinz eine Gesetzgebende Versammlung, welcher das Recht zukommt, über blos die Provinz betreffende, oder mit deren besondern Interessen unmittelbar verknüpfte Dinge Gesetze zu geben. Diese Provinziallandtage werden alle zwei Jahre von denselben Wahlmännern, wie die Deputirtenkammer, ernannt. Bei ihren Beschlüssen dürfen sie die Reichsverfassung, die Interessen und allgemeinen Gesetze des Reiches, die internationalen Verträge und die Rechte anderer Provinzen nicht aus den Augen lassen. Ihre Gesetze und Beschlüsse bedürfen der Sanction des Präsidenten, außer in wenigen ausdrücklich durch das Gesetz bestimmten Fällen, nicht aber des Kaisers, treten also ohne Genehmigung des letztern in Kraft.

Es liegt auf der Hand, sagt sehr treffend und wahr Professor Wappäus in seinem mehrfach erwähnten Werke, daß eine so demokratische Verfassung, welche nach den Compendien der modernsten Staatsgelehrten ausgearbeitet worden und ganz auf ein politisch hochgebildetes und vollkommen mündiges Volk berechnet ist, in einem Lande wie Brasilien, welches bis dahin unter einem absolutistischen Colonialregiment von jeder selbständigen geistigen und politischen Entwickelung fern gehalten worden war, in vielen Stücken nicht hat zur Verwirklichung gelangen können. Wir erkennen daran, wie so oft in der Geschichte, daß die bestehenden Gesetze durchaus keinen sichern Schluß weder auf die Culturhöhe des Volkes noch auf die herrschenden socialen Verhältnisse gestatten. Ja, bei der Mehrzahl der Nationen ist diese Uebereinstimmung von Gesetzen und Sitten nicht zu finden. Wenn aus Gründen, die jedem denkenden Beobachter der menschlichen Cultur geläufig sein müssen, bei den hochstehenden Völkern Europas oft veraltete Gesetze getroffen werden, mit andern Worten, die Gesetzgebung hinter den raschen Entwickelungsstadien des beständig flüssigen Volkslebens zurückgeblieben ist, so beobachten wir in Amerika, zum mindesten im lateinischen, das umgekehrte, aber gleich schädliche, ja, weil schwerer zu verbessern, noch schädlichere Verhältniß. Insgesammt nahmen die Romanen der Neuen Welt Institutionen an, die einer weit höhern Gesittungsstufe entsprechen, denen sie demnach schlechterdings nicht gerecht zu werden vermochten. Gewohnheiten und Sitten sind überall stärker als das geschriebene Gesetz, und es ist ein gewagtes, meist verfehltes Unternehmen, eine höhere Culturstufe durch Gesetze erzwingen zu wollen. Wir leugnen nicht, daß man durch weise, fortschrittliche Gesetze ein Volk zu „bilden" vermöge, allein in der Regel führen nur dem Volksgeiste, dem Volkscharakter, kurz, dem jeweiligen Culturstadium angepaßte Gesetze zum Ziele. Jedenfalls ist der Spielraum, um den die Gesetze diese Anpassung überschreiten dürfen, ein sehr geringer. Sind selbst in den gebildetsten europäischen Staaten die nach fremdem Muster eingeführten politischen Constitutionen vielfach nur ein Stück Papier geblieben, so kann es Brasilien nicht zu großem Vorwurfe gereichen daß dort noch jetzt die Constitution tagtäglich durch Regierung und Regierte verletzt wird, und um so mehr, je entfernter dieselben, räumlich oder graduell, von den Centren der Staatsregierung und der intellectuellen Bildung stehen. In den entferntern Provinzen und unter der zerstreut wohnenden Bevölkerung des weiten Innern müssen die durch die

Verfassung gewährleisteten hohen bürgerlichen und politischen Rechte sehr häufig rein illusorisch sein, da es dort noch ganz an den Bedingungen zur Verwirklichung der constitutionellen, freien Selbstregierung, an einem gebildeten Beamtenstande und an gebildeten Staatsbürgern fehlt. Genau dasselbe ist, bei Lichte besehen, auch vielfach in den Vereinigten Staaten Nordamerikas der Fall, und wir dürfen uns demnach nicht wundern, wenn dann die Aehnlichkeit der Institutionen ähnliche Phänomene hervorruft.

Sowol von den germanisch-celtischen Unionsstaaten als vom romanischen Brasilien gilt die Behauptung, daß die der allgemeinen Culturstufe des Volkes und den geographischen Verhältnissen des Staates so wenig adäquaten demokratischen Bestimmungen der Verfassung, soweit sie überhaupt ein constitutionelles Leben erwecken, dieses ganz überwiegend nur in den schroffsten Gegensätzen von politischen Parteien zur Erscheinung bringen und ein reines Parteitreiben erzeugen, bei welchem namentlich auch alle Stetigkeit der Entwickelung, wie sie für einen ersprießlichen Aufschwung nothwendig ist, ungemein erschwert wird. Wenn beispielsweise England bis zur Gegenwart unversehrt den Händen der Demagogen und Empiriker entschlüpft ist, denen andere Staaten sich überließen, so geschah dies deshalb, weil das England des einen Jahrhunderts niemals die Fühlung verlor mit dem England des vorhergehenden Jahrhunderts, weil es seine ursprünglichen Institutionen wol allmählich entwickelt, niemals aber in überstürzter Hast abgeschworen hat. Wo alles auf Volkswahlen gestellt ist und wo, wie in Brasilien, im Volke solche Gegensätze in der politischen und intellectuellen Bildung zwischen der Staatsregierung und dem Volke, und wiederum zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung stattfinden, müssen — gerade so wie auch in Nordamerika — die politischen Wahlen nothwendig zu einem unaufhörlichen Kampfe der Parteien werden, bei welchem in der Wahl der Mittel und der Waffen um so weniger gewissenhaft verfahren wird, je niedriger die Cultur des Volkes im allgemeinen ist, und bei welchem das Volk nothwendig demoralisirt werden muß. Wo den gesetzgebenden Versammlungen solche Macht beigelegt ist, wie dies durch die ganz auf die Volkssouveränetät gegründete Verfassung Brasiliens geschieht, muß die executive Gewalt, d. h. im Reiche die Staatsministerien, in den Provinzen die Präsidenten, um sich eine Kammermajorität zu sichern, den größten Einfluß auf die Wahlen durch ihre untergeordneten Organe ausüben. Diese Wahlbeeinflussung ist eine im Wesen der Demokratie fest begründete Erscheinung, die sich auch sofort überall beobachten läßt, wo demokratische Principien zur leisesten Geltung gelangen. Wir finden sie in den Vereinigten Staaten wie im kaiserlichen Frankreich, wo ja das second empire seine demokratische Grundlage niemals verleugnet hat. Was nun dieses Treiben anbelangt, so ist das Urtheil von Interesse, welches Hr. von Tschudi darüber fällt, der als schweizerischer Bürger und Gesandter keiner allgemeinen Eingenommenheit gegen demokratische Verfassungen überhaupt verdächtig sein kann. Natürlich paßt sein Urtheil über Brasilien ebenso scharf auf die gleichen Erscheinungen anderwärts. „Die untergeordneten Organe der Regierung", sagt er, „nur zu folgsam den Winken von oben, erlauben sich die schreiendsten Ungerechtigkeiten, die größten Ueberschreitungen ihrer Amtsgewalt. Vom Subdelegado bis zum Chefe de Policia, vom Friedensrichter bis zum Juiz de Direito wirken alle öffentlichen Beamten mit Hintansetzung des Diensteides und der Pflicht nur auf das einzige politische Parteiziel hin. Recht und Gerechtigkeit, die im Innern des Landes auch unter normalen Verhältnissen mit der allergrößten Willkürlichkeit gehandhabt werden, scheinen während der Wahlperiode gänzlich verschwunden zu sein und die absoluteste Autokratie ihre Stelle einzunehmen. Es ist ein tolles, trauriges Treiben, einer der größten Krebsschäden, die sich aus Brasiliens constitutionellem Leben entwickelt haben, die vollständigste Untergrabung der Volksmoralität, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann." Ebenso rücksichtslos wird selbstverständlich die Wahlcorrup-

tion von den Führern der politischen Parteien, insbesondere der nicht am Ruder befindlichen, betrieben, nur daß hier das Geld das Hauptmittel zum Siege bildet. „Mancher reiche Wahlmann läßt sich's viele Tausende kosten, um seiner Partei den Sieg zu verschaffen. Hier werden Geschenke gegeben, dort wird Branntwein ausgetheilt; irgendeinem Individuum, das aus besondern Motiven Einfluß auf die Wahl hat, wird ein unverzinsliches Darlehn von einigen tausend Thalern gemacht, wieder ein anderer wird durch klingende Gründe oder andere in Aussicht gestellte Vortheile bewogen, seine Stellung als Offizier in der Nationalgarde, als Richter und Polizeibeamter zu misbrauchen; die Begriffe von Ehre, Recht, Gesetz verschwinden."

Wie übrigens Hr. von Tschudi selbst hinzufügt, ist das Uebel in Brasilien wol nicht schlimmer als in der Musterrepublik der Vereinigten Staaten. Eins nur macht es in Brasilien verderblicher für das Staatswohl, nämlich die geringe Summe der im Volke vorhandenen praktischen Staatsweisheit und die nationalen Schwächen des brasilianischen Volkscharakters; letztere bewirken, daß, welche Partei auch in den Kammern die Majorität erringt, wahrhaft organisatorische Talente in denselben doch fast gar nicht zur Erscheinung kommen. Die ganze Thätigkeit dieser souveränen legislatorischen Versammlungen pflegt sich in einer allerdings hoch gesteigerten, aber fast nur aus reinen Phrasen bestehenden parlamentarischen Beredsamkeit zu erschöpfen, die vielmehr dazu dient, den gegenseitigen Haß der beiden Hauptparteien, in Brasilien wie überall, der liberalen und der sogenannten conservativen, zu steigern als zu praktischen Maßregeln für das Staatswohl zu führen. Der aus diesem Kampfe entspringende häufige Wechsel in den Ministerien und in den Präsidentschaften ist natürlich ungemein nachtheilig für die Verwaltung der mit so ausgedehnter politischer Autonomie ausgestatteten Provinzen, und zwar um so mehr, als in einem so jungen Staate wie Brasilien, wo die Regierung dem Volke an Bildung unendlich vorangeeilt ist, ein wahrer stetiger Fortschritt ganz vorzüglich nur aus der Initiative einer über dem Hasse der Parteien stehenden, in ihrer Continuität gesicherten Executivgewalt hervorgehen kann.

Um so mehr ist es hervorzuheben, daß trotz alledem Brasilien während der letzten Decennien bedeutende Fortschritte in der Cultur gemacht hat, besonders wenn wir es mit den benachbarten Republiken vergleichen. Hier offenbart sich nun augenscheinlich der wohlthätige Einfluß der monarchischen Staatsform, den freilich die Persönlichkeit des jetzigen Trägers der Krone wesentlich verstärken half. Denn dem directen persönlichen Einflusse des Kaisers Dom Pedro II. ist es bisher stets gelungen, die sich ungemein schroff gegenüberstehenden politischen Parteien, wenn auch nicht zu versöhnen, so doch in bestimmten Schranken zu halten, daß ihre extremen Gelüste das Staatsgebäude nicht untergruben. Dabei ist der Kaiser stets der treueste und gewissenhafteste Hüter der Verfassung gewesen und behauptet unter den wahrhaft constitutionell gesinnten Fürsten unzweifelhaft eine der ersten Stellen. So konnte Dom Pedro II. die schwierige Rolle, in Amerika ganz allein das Wesen und die Form eines Monarchen darzustellen, mit Erfolg durchführen und sich Vertrauen und Achtung erwerben. Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, weder über die öffentliche Meinung und deren Forderungen hinauszugehen, noch hinter ihnen zurückzubleiben, sondern soviel als möglich mit ihnen gleichen Schritt zu halten; weder die constitutionelle Prärogative seiner Krone erweitern zu wollen, noch sie beschränken zu lassen. Aus diesem Verhalten entstand eine gewisse Harmonie in der innern Politik, eine Vermeidung aller Extreme, aus denen Collisionen entstehen können, aber auch Langsamkeit in der Entwickelung, Verzögern und Aufschieben in manchen nothwendig gewordenen Verbesserungen, was übrigens noch immer besser ist als die unfruchtbare Agitation in den nachbarlichen Freistaaten.

Schon seit längerer Zeit war Dom Petro II. entschlossen gewesen, sein weites Reich

aus eigener Anschauung kennen zu lernen; anderweitige Geschäfte hatten aber die Ausführung dieses Lieblingsplanes stets in den Hintergrund gedrängt. Endlich, im October 1859, konnte der Monarch die ersehnte Rundreise antreten; in Begleitung seiner Gemahlin und einer Anzahl höherer Beamten und anderer Personen, die ihn mit ihren Kenntnissen bei dem Studium der innern Lage des Landes unterstützen konnten, begab er sich in die nördlichen Provinzen des Reiches, nach Bahia, Pernambuco, Alagoas, Sergipe. Bei der am 12. Mai 1860 stattgefundenen Eröffnung der Kammern durfte der Kaiser der freundlichen Eindrücke erwähnen, die ihm auf seiner weiten Wanderung geworden waren; zugleich aber berührte er auch die Verbesserungen in der Gesetzgebung und Verwaltung, die ihm nach den gewonnenen Erfahrungen besonders wichtig erschienen. Dazu gehörte vor allem ein Reglement über die gesetzliche Wirkung der zwischen Nichtkatholiken geschlossenen Ehen und die staatliche Stellung der aus denselben entsprossenen Kinder; dann Maßregeln, geeignet, die Einwanderung und Niederlassung fremder Ansiedelung zu begünstigen. Die Session verlief friedlich und ward am 13. Sept. 1860 geschlossen; leider verging der Sommer nicht, ohne eine monatelang anhaltende Dürre zu bringen, welche besonders in den heißen Provinzen des Nordens harte Entbehrungen auferlegte.

Da im Jahre 1860 auch die gesetzliche Zeit der Deputirtenkammer abgelaufen war, mußte zu Neuwahlen geschritten werden, welche im September für die Urwähler, im December für die Wahlmänner stattfanden, und das Land wie gewöhnlich in die oben charakterisirte Aufregung versetzten. Dennoch ward die innere Ruhe nicht gestört, obwol Liberale und Conservative wieder mit großer Heftigkeit miteinander rangen. Wenn es noch einer Bestätigung dafür bedürfte, so würde auch Brasilien das culturhistorische Gesetz erhärten, daß überall die Conservativen mehr Anhang auf dem platten Lande besitzen, während die Liberalen sich auf das städtische Element stützen. Sowie in materieller und geistiger Hinsicht Stadt und Land einen von Natur aus gegebenen Gegensatz bilden, so prägt sich dieser auch auf politischem Felde aus. Wo demnach die Städte durch die ländliche Bevölkerung an Zahl und Bedeutung überragt werden, dort ist auf anhaltende Dauer liberaler Strömungen nicht leicht zu rechnen. Dies sollte das regierende Ministerium Silva Ferraz bald empfinden, dessen Haltung übrigens keine ausgesprochene Parteifarbe trug. Abgesehen davon, daß seine Mitglieder nicht vollkommen untereinander übereinstimmten, war es in der Masse der Nation geradezu unpopulär, vielleicht eben weil es keiner Seite entschieden zuneigte. Im neuen Parlament gewann es deshalb keinen Anhang, und der Ministerpräsident, Silva Ferraz, sah sich bald nach den Wahlen genöthigt, seine Entlassung einzureichen. Darauf beauftragte der Kaiser den General Marquis von Caxias mit der Bildung eines neuen Ministeriums, welches am 3. März 1861 zu Stande kam. Caxias übernahm in demselben den Vorsitz und das Portefeuille des Krieges, die übrigen Stellen übertrug er an mehrere hervorragende Senatoren und Deputirte. Meinungsverschiedenheiten, die bald im Schoße auch dieses Ministeriums zu Tage traten, modificirten in etwas seine anfänglich ziemlich conservative Richtung. Die legislative Session verfloß über der Berathung verschiedener Gesetzentwürfe, von denen nur der über die Ehe der Akatholiken eine allgemeine Bedeutung besaß. Die Kammern votirten diesmal kein neues Budget, sondern ermächtigten die Regierung, das Finanzgesetz des vorigen Jahres ausführen zu lassen. Dagegen blieb das Ministerium Caxias in der Session von 1862 bei Discussion der Adresse auf die Thronrede in der Minorität, was bei der herrschenden streng parlamentarischen Auffassung seinen Rücktritt veranlaßte. Es entsprach auch nur der parlamentarischen Sitte, daß nunmehr der Deputirte Zacarias Goes de Basconcellos, der sich zum Führer der Opposition emporgeschwungen, vom Kaiser an die Spitze des Ministeriums berufen ward. Zacarias Goes entnahm seine Col-

legen ausschließlich den Reihen der liberalen Partei, ward aber schon nach wenigen Tagen durch eine Coalition der verschiedenen Fractionen seiner Gegner gestürzt.

Abermals gelangten nun die Conservativen ans Ruder, welche dem neuen Cabinet, an dessen Spitze der Marquis von Olinda stand, ihre besten Kräfte zur Verfügung stellten. Innere Reformen waren es vorzugsweise, welche die Kammersession des Jahres 1861 ausfüllten; zur Förderung des Handels legte man Docks im Hafen von Rio-de-Janeiro an und bewilligte man die Mittel zum Baue neuer Landstraßen. Auch die Colonisationsfrage ward vielfach ventilirt, und werden wir auf die darauf Bezug nehmenden Verhandlungen später ausführlich zurückkommen. Das Deficit, welches sich seit einigen Jahren eingestellt, ward durch die von der Regierung in Uebereinstimmung mit der Deputirtenkammer getroffenen Maßregeln beseitigt. Eine Ausstellung von brasilianischen Producten und Fabrikaten, die am 2. Dec. 1861 in Rio-de-Janeiro eröffnet wurde und blos Gegenstände enthielt, die später zu der Weltausstellung in London gesandt werden sollten, gewährte im ganzen ein vortheilhaftes Bild von den Fortschritten, welche Brasilien in den letzten Jahren auf diesem Gebiete gemacht hatte.

Die Verwaltung des Ministeriums Olinda hätte nur wenig Grund zur Klage gegeben, wenn es seinen conservativen Grundsätzen mit größerer Strenge treu geblieben wäre. In einem Lande wie Brasilien, bei einem in jeder Hinsicht so unfertigen Volke ist das conservative Element in erster Stelle zur Regierung berechtigt und berufen, und von der reactionären Partei, die übrigens fast keinen Boden besitzt, sorgfältig zu unterscheiden. Bekanntlich läßt sich gegen den Liberalismus in der Theorie wenig oder gar nichts einwenden. Diese theoretische Richtigkeit sichert noch keineswegs seine Durchführbarkeit in concreten Fällen, worüber die wissenschaftliche Prüfung zu Gericht sitzt. Die Liberalen Brasiliens wie fast aller Länder lassen sich durch die Unanfechtbarkeit ihrer Theorien verblenden gegen die hundertfältigen Beispiele der Völkerkunde, welche das Verderbliche eines allzu raschen Fortschrittes documentiren. Sie sehen oder wollen nicht einsehen, daß etwas an sich Gutes, Vortreffliches dennoch sehr schädlich wirken könne. Daher der anscheinend seltsame Umstand, daß die Lehren der Fortschrittsmänner so wenig Bestätigung seitens der wissenschaftlichen Ethnologie erhalten, ja daß deren Ergebnisse mitunter mehr zu Gunsten rückschrittlicher als liberaler Ideen sich deuten lassen. Daher endlich die Erscheinung, daß wahrhaft staatsmännische Leistungen, d. h. solche, welche der Erfolg begleitet, nicht selten gerade von der conservativen Partei vollbracht werden. Deshalb erfreuen sich in Brasilien die conservativen Cabinete auch meist einer längern Lebensdauer als die liberalen. Auch das Ministerium Olinda würde sich noch länger am Ruder erhalten haben, wenn es nicht, in Vergessenheit seines conservativen Ursprungs, den Liberalen Zugeständnisse machen zu müssen geglaubt hätte. Nun warf man ihm Unentschlossenheit und Mangel an Grundsätzen vor. Seine Freunde fühlten sich verletzt, die Gegner nicht befriedigt. Dazu kam noch eine Frage der auswärtigen Politik, eine Differenz zwischen Brasilien und England, welche den Bestand des Ministeriums erschütterte.

Die erste Veranlassung zu diesem Streite reicht in das Jahr 1861 zurück. Ein englisches Handelsschiff, der Prince of Wales, war damals an einem wüsten Küstenpunkte der Provinz Rio-Grande do Sul, nicht weit von der Grenze Uruguays, bei nächtlichem Dunkel gescheitert. Am andern Tage wurden am Ufer vier Leichen gefunden, die das Meer dahin ausgeworfen hatte. Der englische Consul Vereker behauptete, daß die vier Matrosen ermordet, das Schiff aber von den Strandbewohnern geplündert worden sei, und klagte die brasilianischen Behörden der Saumseligkeit in der Verfolgung der Schuldigen an. Zugleich verlangte der britische Gesandte in Rio-de-Janeiro, Hr. Christie, auf den Bericht des Consuls, von Brasilien eine Entschädigung von 6000 Pfd. St. für die Eigenthümer des gestrandeten Schiffes. Die brasilianischen Behörden leugneten dagegen

die Ermordung der Matrosen, da an deren Leichen keine Spur von Gewaltthätigkeit gefunden worden war, und behaupteten, daß, wenn das gestrandete Schiff geplündert worden, dies von aus Uruguay gekommenen Schleichhändlern geschehen sei, für deren Thun Brasilien nicht verantwortlich gemacht werden könne. Das Cabinet von Rio-de-Janeiro verweigerte deshalb die verlangte Entschädigung. Diese Angelegenheit war noch nicht erledigt, als ein neuer Streit zwischen den beiden Regierungen ausbrach. Drei Offiziere und der Kaplan einer englischen Fregatte, die im Hafen von Rio-de-Janeiro ankerte, hatten bei einer Wanderung durch die Stadt Streit mit einer Schildwache bekommen, wurden verhaftet und erst durch die Dazwischenkunft des englischen Viceconsuls wieder auf freien Fuß gesetzt. Der englische Gesandte in Rio-de-Janeiro und auf seinen Bericht das Cabinet von Saint-James bestand auf der Entschädigung der Eigenthümer des Prince of Wales und auf einer öffentlichen Genugthuung sowol für die verhaftet gewesenen Offiziere als für den Kaplan der Fregatte. Die brasilianische Regierung weigerte sich in Bezug auf den Prince of Wales aus den oben angeführten Gründen, und behauptete hinsichtlich der Offiziere und des Kaplans, daß sie sich im Zustande der Trunkenheit befunden und ihre Verhaftung selbst verschuldet hätten. Es kam so weit, daß die englische Regierung Zwangsmaßregeln gegen Brasilien anordnete und der die englische Schiffsstation in den brasilianischen Gewässern commandirende Admiral Warren am 2. und 3. Jan. 1863 fünf brasilianische Handelsschiffe wegnehmen ließ. Die brasilianische Regierung ging endlich darauf ein, eine Entschädigung für die verloren gegangene Ladung des Prince of Wales zu gewähren und die Angelegenheit wegen der drei Offiziere und des Kaplans dem Schiedsgerichte des Königs der Belgier zu unterwerfen, verlangte aber ihrerseits Genugthuung wegen der brutalen Wegnahme der Handelsschiffe als einer Verletzung des Völkerrechts, welches solche Repressalien im Zustande des Friedens nicht zuläßt. England, welches gewohnt ist, nicht nachzugeben, wo es sich den Stärkern weiß, ging natürlich auf diese Forderungen Brasiliens nicht ein, und es erfolgte im Sommer 1863 die Abberufung der beiderseitigen Gesandten.

Dieser diplomatische Conflict blieb nicht ohne Einfluß auf die innern Angelegenheiten. Die Conservativen warfen dem Ministerium vor, zu weit gegangen zu sein und sich in einen Streit eingelassen zu haben, welcher das Land einer gefährlichen Verwickelung aussetze; die Liberalen waren, und wol mit Recht, mit ihm unzufrieden, weil es nicht gleich nach der Wegnahme der Handelsschiffe mit England gebrochen hatte. Diese Meinungen machten sich in den am 3. Mai 1863 zusammengetretenen Kammern geltend und bedrohten das Ministerium mit einer doppelten Opposition und einer ihm feindlichen Majorität. Der Marquis von Olinda glaubte dem nun durch eine am 12. Mai angeordnete Auflösung der Abgeordnetenkammer und Ausschreibung von Neuwahlen, die Ende August und Anfang September stattfanden, zuvorkommen zu sollen, zumal es sich durch eine Coalition mit der Fraction der gemäßigt Liberalen verstärken zu können hoffte. Schon kurz nach Eröffnung der neuen Kammer sah sich jedoch das Ministerium in dieser seiner Erwartung getäuscht und reichte daher seine Entlassung ein.

Der Führer der Opposition, der schon einmal genannte Zacarias Goes de Vasconcellos, trat nunmehr am 15. Jan. 1864 an die Spitze des neuen Cabinets, welches aus Mitgliedern verschiedener Parteien bestand; er übernahm die Zügel der Regierung in keinem günstigen Augenblicke, besonders in finanzieller Hinsicht, denn die Differenz mit England hatte dem auswärtigen Verkehre geschadet und die Zolleinnahmen vermindert, während die Regierung zugleich genöthigt gewesen, das Militärbudget zu erhöhen, sodaß sich ein Defeit von 6 Mill. Frs. herausstellte. Die heterogenen Elemente, aus denen das Ministerium bestand, verliehen ihm auch sonst keine Consistenz, und als es bei einer Ab-

stimmung über einen die Eisenbahnen betreffenden Gesetzentwurf eine Niederlage erlitt, mußte es sich schon im September 1864 zurückziehen.

Wie man sieht, leidet Brasilien an einem chronischen Ministerwechsel. Glücklicherweise wird eine gewisse Stabilität inmitten dieses Wechsels dadurch gewahrt, daß nicht nur die Verfassung von diesen Veränderungen in dem obersten Beamtenpersonal unberührt bleibt, sondern auch die Leitung der auswärtigen Politik immer von den nämlichen Grundgedanken ausgeht. Dadurch unterscheidet sich Brasilien vortheilhaft von den Nachbarstaaten, in denen jeder Personenwechsel zugleich eine völlige Zerrüttung der Regierungsmaschine nach sich zieht. Brasilien strebt danach, gleichgültig, aus welcher Partei auch das jeweilige Ministerium hervorgegangen sein mag, seinen Einfluß im La-Plata-Gebiete zu vermehren und im Süden Amerikas die leitende Macht zu werden, wie es im Norden die Vereinigten Staaten sind. Dieses Streben ist nach beiden Richtungen hin in der Natur begründet, und es spricht für die brasilianische Regierung, daß sie dieselben so richtig erkannt hat. Sie ist in Bezug auf das Ausland ebenso beharrlich, wenn auch unter andern Formen, wie das Cabinet von Washington, namentlich ebenso ausschließend amerikanisch gesinnt und der Einmischung Europas in die Angelegenheiten des amerikanischen Continents entgegen. Deshalb wurde auch Brasilien von der spanischen Occupation der Chinchainseln und dem Erscheinen eines spanischen Geschwaders an der peruanischen und chilenischen Küste sehr unangenehm berührt, obgleich es sich in dem daraus entstandenen Kampfe neutral verhielt. Die von Peru ausgehende Einladung zur Theilnahme am Congreß in Lima lehnte das brasilianische Cabinet nicht geradezu ab, beeilte sich aber auch nicht derselben zu folgen, sondern erklärte erst, sehr klug und vorsichtig, den Geist und die Richtung der Verhandlungen abwarten zu wollen, ehe es sich bei ihnen ausdrücklich vertreten lasse. Ebenso war es seine Absicht, dem Secessionskriege in Nordamerika vollkommen fremd zu bleiben, wurde aber doch in denselben, wenn auch nur für einen Augenblick, und nicht zur Unehre des Ministeriums Furtado, welches jenem von Baseoncellos gefolgt war, hineingezogen. Der Florida, ein armirter Dampfer, der unter der Flagge der Conföderirten auf Handelsschiffe der nördlichen Unionsstaaten Jagd machte, war am 7. Oct. 1864 von dem Wachtschiff, einem Kriegsschiffe dieser letztern, im Hafen von Bahia während der Nacht aufgebracht und weggeführt worden. In Brasilien gerieth man über diese Verletzung des Territoriums in nicht geringe Aufregung. Das Wappen auf dem Consulatsgebäude der Vereinigten Staaten in Bahia wurde vom Volke zerbrochen, und der brasilianische Minister des Auswärtigen verlangte Genugthuung für die erfahrene Beleidigung. Der Gesandte der Vereinigten Staaten, Hr. Webb, zeigte sich im Gegensatze zu der Meinung, welche man von ihm in seinem Vaterlande hegt, diesmal von ziemlich versöhnlichen Gesinnungen erfüllt und wirkte zu einer Uebereinkunft zwischen den beiden Regierungen mit, wonach der Commandant des Wachtschiff, weil er ohne Auftrag gehandelt, zur Untersuchung gezogen und die brasilianische Flagge in Bahia von einem nordamerikanischen Kriegsschiffe feierlich begrüßt werden sollte. Brasilien, damals eben in anderwärtige diplomatische Schwierigkeiten verwickelt, war froh, einem Zerwürfnisse mit den Unionsstaaten entgangen zu sein.

Niemals waren nämlich die Beziehungen Brasiliens zu der benachbarten kleinen Republik Uruguay gänzlich frei von gegenseitigem Mistrauen gewesen, indem ersteres im Jahre 1822 unter dem Namen Cisplatina mit Brasilien vereinigt und erst später durch einen Krieg von ihm wieder losgerissen wurde. In den letzten Jahren war von Uruguay aus der mit Brasilien bestehende Handelsvertrag gekündet worden, und aus Ersparnißrücksichten hatte die geldarme Republik den Gesandtschaftsposten in Rio-de-Janeiro aufgehoben. Diese beiden, 1860 stattgefundenen Ereignisse trugen natürlich nicht dazu

Digitized by Google

bei, die auf beiden Seiten mangelnde Sympathie zu verstärken. Uruguay befürchtete den geheimen Einfluß Brasiliens auf die innern Verhältnisse des Landes, der sich zu Gunsten der einen oder der andern politischen Partei Uruguays geltend machen konnte. In diesem unruhigen Freistaate stritten schon seit lange die beiden Parteien der Blancos oder Weißen, d. h. der mehr conservativen Partei oder einer Art von Aristokratie, welche sich auf die Masse der eigentlichen Landbevölkerung stützt, und der Colorados oder Rothen (Farbigen), der unruhigen, beweglichen Minorität, welche hauptsächlich in den Städten und in dem Gros der liberalisirenden europäischen und insbesondere der starken italienischen Einwanderung ihre Stütze findet, um die absolute Herrschaft. Längere Zeit wechselte das Glück zwischen diesen beiden Parteien, schließlich schien jedoch die der Colorados definitiv besiegt zu sein und die Herrschaft der Blancos sich immer mehr zu befestigen, als durch einen plötzlichen Einfall des alten Führers der Liberalen, Venancio Flores, von der Argentinischen Republik aus der Bürgerkrieg aufs neue angefacht wurde und bald solche Verwickelungen mit den alten Interessen der Nachbarstaaten annahm, daß dadurch die bewaffnete Einmischung dieser Staaten veranlaßt ward. Wegen seit lange schwebender, einander entgegengesetzter Grenzansprüche herrschte ohnehin zwischen Uruguay und Argentinien eine Spannung, welche zu einer Annäherung des letztgenannten Landes und Brasiliens führte, dessen Haltung gegen Uruguay immer deutlichere Zeichen der Feindseligkeit verrieth. In Rio-de-Janeiro erklärte ein Abgeordneter in der Kammer, Fereyra de Vega, unter allgemeinem Beifalle, daß eine Intervention in Uruguay unerläßlich sei, um die daselbst sich aufhaltenden 40000 Brasilianer zu schützen. Zu derselben Zeit rückten brasilianische Truppen an die Grenze vor, und das brasilianische Geschwader, welches unter den Befehlen des Admirals Tamandaré vor Montevideo lag, ward verstärkt; im Frühjahre und Sommer 1864 legte dann der außerordentliche brasilianische Bevollmächtigte Saraiva in Montevideo eine Menge von Beschwerden seines Hofes vor und drang auf deren Abstellung. Hr. Aguirre, der damalige Präsident Uruguays, welcher mit dem Führer der Colorados, General Flores, im Kriege lag, setzte diesen Beschwerden ähnliche über durch Brasilien erfahrene Beeinträchtigungen entgegen und brach bald die Verhandlungen völlig ab. Nun war ein Krieg wol unvermeidlich. Die brasilianische Corvette Yvayi bemächtigte sich ohne Kriegserklärung des uruguitischen Transportdampfers Villa del Salto, worauf der brasilianische Ministerresident in Montevideo, Hr. Lonreiro, seine Pässe zugesandt erhielt und allen brasilianischen Consuln der Republik das Exequatur entzogen ward.

Von Argentinien und Brasilien gleichzeitig bedrängt, hatte sich der Präsident Uruguays schon früher an den Präsidenten von Paraguay, Solano Lopez, um Unterstützung gewandt. Dieser erklärte nun Brasilien in einer Note vom 30. Aug. 1864, daß er eine Intervention Brasiliens in den uruguitischen Angelegenheiten als eine Störung des politischen Gleichgewichts der La-Plata-Staaten und deshalb als einen casus belli für Paraguay ansehen würde. Dieser Protest veranlaßte natürlich Brasilien, seine Rüstungen gegen Uruguay zu beschleunigen, ehe demselben noch Hülfe von außen zugekommen sein konnte. Die Regierung in Montevideo lag in den letzten Zügen und war nahe daran, den schwachen Ueberrest von Macht und Credit vollends zu verlieren. Admiral Tamandaré blokirte die Hafenstädte Salto und Paysandu, welche bald in die Hände des Generals Flores fielen. Schon im Februar 1865 gelang es diesem, als Sieger in Montevideo einzuziehen und an die Spitze der Regierung zu treten. Mit Hülfe des Generals Flores und der Brasilianer hatte also die liberale Colorado-Partei in Uruguay gesiegt. Bei dem Zustande südamerikanischer Parteiverhältnisse darf es uns nicht wundernehmen, wenn die Liberalen ihre Herrschaft mit Maßregeln eröffneten, welche in europäischen Augen für sehr wenig liberal gelten müssen. Das Verhältniß Uruguays zu Brasilien verwandelte sich aber aus einem feindlichen zu einem entschieden freundlichen, jenes zu Paraguay nahm

den umgekehrten Verlauf. Der Präsident Solano Lopez hatte nämlich mittlerweile den Krieg gegen Brasilien in etwas brüsker Weise eröffnet durch Wegnahme des brasilianischen Dampfers Marques de Olinda, welcher mit dem Gouverneur für die brasilianische Provinz Matto-Grosso am Bord den Rio-Paraguay hinauffuhr, und durch die Invasion in die genannte Provinz, ohne daß vorher von seiten Paraguays eine formelle Kriegserklärung erfolgt war. Von Brasilien ward dies für eine Verletzung des Völkerrechts angesehen, Paraguay bezog sich jedoch, und zwar, wie es scheint, nach dem modernsten Völkerrechte vollkommen correct, zur Rechtfertigung seines Verhaltens auf die obenerwähnte Note vom 30. Aug. 1864. Sei dem nun wie ihm wolle, angesichts des factisch ausgebrochenen Kriegsfalles zwischen Paraguay und Brasilien war es zweifelsohne ein geschickter Schachzug der brasilianischen Diplomatie, daß sie in einem am 1. Mai 1865 zu Buenos-Ayres abgeschlossenem Vertrage die Tripleallianz zwischen Brasilien, Argentinien und Uruguay gegen die Republik von Paraguay zu Stande brachte. Dieses Offensiv- und Defensivbündniß bezweckte den Krieg gegen Paraguay bis zum Sturze der damaligen Regierung dieses Landes fortzuführen, was auch in der That geschah. Bekanntlich endete der lang wierige, blutige Kampf erst 1870 mit dem Tode des Präsidenten Lopez.

Diese auswärtige Politik des Cabinets Furtado fand in Brasilien fast ungetheilten Beifall. In Europa spaltete sich die öffentliche Meinung in zwei Parteien, wovon die eine, bestochen vom Glanze des Wortes Republik, welches Paraguay mit anerkennenswerthem Geschick auszubeuten wußte, für diesen Staat mit Lebhaftigkeit eintrat. An der Spitze dieser Partei stand in Deutschland die „Kölnische Zeitung", welche in der denkwürdigen Periode 1865—70 mit der Ausdauer, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, für Paraguay in die Schranken trat. Mag auch das formelle Recht auf letzterer Seite gestanden haben, worüber die Meinungen noch getheilt sind, so ergibt doch eine nähere Prüfung, daß die Verunglimpfungen unbegründet waren, womit Brasilien und seine Zustände damals bedacht wurden.

Am 6. Mai 1865 eröffnete der Kaiser die Kammern und zeigte ihnen in der Thronrede die in den letzten Monaten des Jahres 1864 vollzogene Vermählung seiner beiden Töchter an, wovon die ältere Isabella, die voraussichtliche Thronerbin, den Prinzen Louis von Orléans, Grafen von Eu, Sohn des Herzogs von Nemours, und die jüngere, Leopoldina (seither am 7. Febr. 1871 zu Wien gestorben), den Prinzen August von Sachsen Koburg-Gotha, von der katholischen Linie dieses Hauses, heirathete. Außerdem kündigte der Monarch seine Anerkennung des mexicanischen Kaiserreiches, die baldige Beendigung der bestehenden Differenz mit England und den Krieg mit Paraguay an. Bei der Berathung der Adresse in Beantwortung der Thronrede fand der Krieg gegen Paraguay die allgemeine Billigung, indem der brasilianische Patriotismus davon sich eine Erhöhung des Einflusses Brasiliens in Südamerika versprach.

In Betreff der innern Verwaltung erwarb sich hingegen das Ministerium nicht den Beifall der Kammern; Vorwürfe über Langsamkeit und Unentschlossenheit nöthigten es am 24. Mai 1865 zum Rücktritt, wonach abermals der Marquis von Olinda mit der Bildung eines Cabinets beauftragt ward. Um die Armee rasch zu verstärken, wurde statt der bisherigen freiwilligen Anwerbungen die Conscription eingeführt und die Flotte durch eine Anzahl Panzerschiffe verstärkt. Eine Anleihe von 120 Mill. Frs., zu welcher die Kammern die Regierung ermächtigt hatten, kam nur mit Mühe und Verlust in London zu Stande. Buenos-Ayres und Montevideo mußten von Rio-de-Janeiro aus mit Vorschüssen unterstützt werden, weil sie aus eigenen Mitteln die Kriegsrüstungen nicht bestreiten konnten. Ueberhaupt, obwol die Contingente der Argentinischen Conföderation und Urugnays von tüchtigen Generalen, wie Mitre und Flores, befehligt wurden, so mußte

doch Brasilien das meiste in diesem Kampfe thun. Die kriegerischen Operationen dieses langwierigen Feldzuges, der in dieser Zeitschrift schon seinerzeit eingehend geschildert worden ist*), sollen hier nicht näher berührt werden; es genügt zu erwähnen, daß derselbe gleich von allem Anfange her dem Lande schwere Opfer auferlegte. Dagegen war es ein Glück zu nennen, daß die Differenz mit England durch Vermittelung des portugiesischen Cabinets unter ehrenvollen Bedingungen beigelegt und der bisherige britische Gesandte in Buenos-Ayres, Hr. Thornton, bei dem Kaiser von Brasilien, und der Baron von Penedo bei der Königin von England accreditirt ward.

Dem Ministerium Olinda folgte in fast regelmäßig wiederkehrendem Turnus ein Ministerium Zacarias Goes de Vasconcellos; eine Aenderung trat aber insofern ein, als die wiederholten Ministerwechsel nun nicht mehr wegen parlamentarischer Opposition stattfanden, sondern weil Ernennungen des Kaisers nicht die Zustimmung der Minister erhielten. Im Jahre 1866 gab der Kriegsminister seine Demission, weil der Kaiser dem Marquis von Caxias das Obercommando über die Armee in Paraguay übertrug. Die Thronrede, womit Dom Pedro II. am 22. Mai 1867 die Kammern eröffnete, weist auf die dauernde Erhaltung des innern Friedens hin und bedauert nur das Auftreten der Cholera sowol in einigen Provinzen des Südens als bei der im Felde stehenden Armee. Daß der auswärtige Krieg alle Kräfte des Landes in Anspruch nahm, läßt sich aus dieser und allen folgenden Thronreden deutlich entnehmen, indem sie theils die Hoffnung, anfangs auf baldige, später auf endliche Beendigung des Krieges zu immer stärkerm Ausdrucke bringen, theils die Nothwendigkeit außerordentlichster Sparsamkeit betonen, da die Kriegskosten zu außergewöhnlichen Ausgaben zwangen. Obwol im Jahre 1868 der Kaiser melden konnte, daß die Staatseinnahmen durch den Ertrag der bewilligten Steuern über die gewöhnlichen Ausgaben gestiegen seien und das Budget einen Ueberschuß zeige, hatte es doch der Monarch schon im September 1867 in Anbetracht der schwierigen Finanzlage für passend erachtet, sowol für sich als für die Kaiserin auf den vierten Theil ihrer ohnehin nicht allzu reichlichen Civilliste Verzicht zu leisten. Diese Civilliste beträgt für den Kaiser 2 Mill., für die Kaiserin kaum $^1/_4$ Mill. Frs. Eine Folge des Krieges war es auch, wie selbst amtlich zugestanden wurde, daß Brasilien auf der pariser Weltausstellung von 1867 keine bessere Vertretung fand; der Krieg zog eben seine Aufmerksamkeit und seine Geldkräfte von den Anstrengungen ab, seine Erzeugnisse in ein günstiges Licht zu setzen. Dennoch ließ ein aufmerksames Studium des in Paris ausgestellten Materials erkennen, welch ungeheuere Schätze dem südamerikanischen Reiche zu Gebote stehen. Zwei sorgfältig gearbeitete Kataloge hatten überdies die Bestimmung, die Aufmerksamkeit Europas vorzüglich auf Brasiliens Pflanzenschätze zu lenken, auf die wir hier nicht zurückkommen können. Ueber den Reichthum und die Leistungsfähigkeit Brasiliens erhielten wir durch jene beiden Kataloge manche neue Belehrung. Freilich darf man jenen nicht in Industrieproducten suchen. Es gibt allerdings schon Baumwollspinnereien und Webereien, aber sie beschäftigten 1867 nur 800 Arbeiter, 400 Stühle und 15000 Spindeln! Der deutsche Handel nach Brasilien betrug noch nicht $13^1/_2$ Mill. Frs., während die französischen Ausfuhren $83^1/_2$ und die englischen sogar 174 Millionen erreichten. Freilich dürfte manche deutsche Waare auf englischem Kiel nach Brasilien gelangen.

Für die commerzielle Entwickelung des Landes war die im Jahre 1867 erfolgte Erschließung aller brasilianischen Binnenströme eine Maßregel von unabsehbarer Tragweite. Bis dahin war Brasilien höchstens Afrika um ein paar Jahrzehnte mercantilen Wachs-

*) Vgl. „Der Krieg gegen Paraguay" in „Unsere Zeit", Neue Folge, V, 1., 241 fg.; V, 1., 681 fg.; V, 2., 24 fg.; V, 2., 416 fg.; V, 2., 821 fg.

thums voraus; es läßt sich aber gar nicht aussprechen, was aus ihm werden kann, seitdem der Amazonenstrom und alle seine Nebenflüsse, überhaupt alle Flüsse Brasiliens sämmtlichen Flaggen geöffnet wurden. Mit Decret vom 7. Dec. 1866 ward die Schifffahrt allen Handelsfahrzeugen vom 7. Sept. 1867 an am Amazonenstrom bis nach Tabatinga, am Tocantins bis zur Stadt Cameta, am Tapajoz bis nach Santarem, am Madeira bis nach Barba, am Rio-Negro bis nach Manaos und am Rio-San-Francisco bis zur Stadt Penedo freigegeben. Der Versuch eines paraguitischen Schriftstellers, welcher in der Verborgenheit der Anonymität verblieb, die Politik Brasiliens durch eine Broschüre zu verdächtigen, welche den sensationellen Titel führte: „Die Schließung der Ströme unter dem Vorwande der Eröffnung des Amazonas", ist angesichts der seither constatirten Thatsachen schmählich mislungen.

Das Jahr 1868 sollte für Brasilien eine Krisis bringen, in der es sich strenggenommen heute noch befindet. Nachdem nämlich am 9. Juni der Kaiser die neue Kammersession eröffnet hatte, überraschte wie ein Blitz aus heiterm Himmel am 13. Juli die Nachricht, daß das Ministerium Zacarias Goes seine Entlassung erbeten und erhalten habe. Es war dieses Ereigniß um so merkwürdiger, als dasselbe eine bedeutende Majorität in den Kammern hatte, die ganz und gar den Anstrengungen der Behörden ihr Dasein dankten. Trotzdem nun die Majorität aus sogenannten Progressisten, also Liberalen, bestand, berief der Kaiser gegen alle parlamentarische Sitte den Visconde de Itaborahy, einen Conservativen, der dann am 15. Juli 1868 folgendes Ministerium organisirte: Itaborahy Ministerpräsident und Finanzminister, Deputirter Paulino José Soares de Souza Minister des Innern, Rath José Martiniano de Alencar Justizminister, Staatsrath José Marie de Silva Paranhos Minister des Aeußern, Senator Baron Muritiba Kriegsminister, Senator Baron Cotegipe Marineminister, Rath Joaquim Antão Fernandes Leas Agriculturminister. Wollen wir nun nach dem Urtheile fragen, welches diese neue und unerwartete Wendung in der Politik des Reiches hervorrief, so wenden wir uns mit Vorliebe an die Correspondenzen der „Kölnischen Zeitung", von welchen irgendeine Parteinahme zu Gunsten Brasiliens nicht zu besorgen ist. Dieses Blatt ließ sich nun aus Rio-de-Janeiro am 21. Juli 1868 über die obengenannten Namen schreiben wie folgt: „Diese Wahl ist gut, sie verspricht viel; die Herren sind alle des Postens, den jeder bekleidet, mächtig, alle haben einen unbescholtenen Charakter, und der Umstand, daß sie der conservativen Partei angehören, der einzigen, welche in den hiesigen Zuständen eine Rechtfertigung findet, berechtigt uns zu den besten Erwartungen. Kaum war das Ministerium installirt, so stieg der Curs um ein Bedeutendes; welchen bessern Beweis des allgemeinen Zutrauens konnte man wol wünschen? Im Senat rief diese Wahl dagegen den Unwillen des Staatsrathes Nabuis de Aranjo wach, welcher nicht sowol die Legalität als die Legitimität des Ministeriums in Zweifel zog. Erst bei diesem ersten Auftreten des Ministeriums im Senat erfuhr man mit Bestimmtheit den Grund der Entlassung des frühern. Der Kaiser hatte darauf bestanden, den Rath Salles Torres Homem zum Senator zu ernennen, welcher nur wenige Monate früher dem Kaiser gegenüber behauptet haben soll, daß das Ministerium Zacarias von der ganzen Nation verabscheut werde. Zacarias weigerte sich nun, an dieser Ernennung theilzunehmen, und so fiel er."

In der Deputirtenkammer verbanden sich nun Progressisten und Liberale gegen das neue Ministerium, welches in der feindseligsten Weise empfangen ward. Doch Paranhos, ein ausgezeichneter Redner, forderte von der Kammer mit der größten Ruhe die zur Verwaltung erforderlichen Gelder, wobei er zugleich erklärte, das Ministerium habe nicht im mindesten die Absicht ein Vertrauensvotum zu erbitten, und sich hierfür auf das Beispiel

des englischen Parlaments in ähnlichem Falle berief. Er wurde heftig angegriffen. Staatsrath Bonifacio stellte den Antrag an die Kammer, zu erklären, daß sie die Wahl Sr. Majestät durchaus misbillige und kein Vertrauen zu dem Ministerium haben könne. Die Abstimmung gab als Resultat 85 Stimmen für und 10 gegen den Antrag. Rath Silveiro Lobo verließ seinen Sitz als Präsident und forderte das Ministerium auf, das Feld zu räumen, da er kaum glaube, daß dasselbe die Verantwortung der fast gewissen schweren Folgen auf sich laden wolle, welche die Auflösung der Kammer nach sich ziehen würde. Trotzdem erfolgte am 18. Juli das Auflösungsdecret. Es waren einige Vorsichtsmaßregeln genommen worden, als am 20. dieses Decret in der Kammer verlesen wurde, doch fand keine Störung der Ruhe statt. Dagegen verlautete gerüchtweise, daß sich ein radicaler Club gebildet habe, dessen Endzweck die Erklärung der Republik, ja selbst die Absonderung einzelner Provinzen sei.

Wie man sieht, war die Lage im Augenblick eine kritische, und es bedurfte Männer im wahren Sinne des Wortes, um die Provinzen zu regieren. Die conservative Partei zeichnete sich nun aber dadurch aus, daß alles, was auf den Titel eines tüchtigen Mannes Anspruch machen konnte, meistens in ihren Reihen diente. Alle hervorstechenden Charaktere gehören ihr an oder haben ihr angehört. Die Besetzung solcher wichtigen Stellen wäre jeder andern Partei eine Unmöglichkeit gewesen. Der Hauptvorwand für alle gegnerische Agitation war, daß ein factischer Absolutismus geschaffen werden solle. Unser Gewährsmann aus der „Kölnischen Zeitung" sagt nun geradeheraus: es wäre dies ein wahres Glück für das Land. Alle besonnenen Köpfe, alle die das Wohl im Auge haben nicht einer Partei, sondern des großen Ganzen, müssen längst zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß die Repräsentativmonarchie verfrüht ist, daß die sociale Bildung des Volkes den crassesten Widerspruch zu den freien politischen Verhältnissen bildet, daß das Land mit solchen Vertretern absolut an den Rand des Abgrundes kommen mußte. Junge Leute von 23—24 Jahren, soeben der Disciplin der akademischen Lehrer entlaufen, nehmen ihren Platz in der Kammer ein, eben weil die Partei keine Männer hatte. Unter dem Ministerium Itaborahy gewärtigte man, daß dies anders werde. Es frug sich nur, ob überhaupt noch Rettung möglich sei. Ist sie möglich, so konnten gewiß keine passendern Männer, um sie zu bewerkstelligen, gefunden werden. Gute Beamte können viel bewirken, doch um ein Volk zu einem selbstbewußten zu machen, bedarf es Jahrhunderte, um es zu einem moralischen zu machen, wenigstens verschiedener Generationen. Leider sind die neuen Elemente, die sich der Nation einverleiben, auch nicht bester Klasse, ja man darf dreist sagen, daß einige Jahre Aufenthalt in Brasilien für viele Europäer, die mit der vollen nordischen Energie dahin kommen, genügen, um die gewählten Vorbilder im Schlechten weit zu übertreffen. Davon macht selbst mancher Deutsche keine Ausnahme.

Die Auflösung der Kammer trug natürlich nicht zur Abschwächung der zwischen den politischen Parteien bestehenden Spannung bei. Wie groß die letztere war, geht daraus hervor, daß die Fortschritts- oder Progressistenpartei, welche sich seit 1863 neben den beiden frühern, allmählich mehr sich zersetzenden Hauptparteien, den Liberalen und den Conservativen, entwickelt und auch die Regierungsgewalt immer mehr in die Hände bekommen hatte, sich zur Enthaltung von den Wahlen entschloß. Sie veröffentlichte ein Manifest, in welchem dieser Beschluß kundgemacht und damit motivirt wurde, „daß es eine verbrecherische Complicität sei, an einer moralisch verfälschten Wahlhandlung, bei der die Regierung absolute Beherrscherin der Abstimmung sei, theilzunehmen". Und unter den Unterzeichnern dieses Manifestes, welches auch „das feste Vertrauen in die natürliche und friedliche Gewalt der Demokratie ausspricht, welche über kurz oder lang alle Schranken der Exclusivität überschreiten und niederbrechen würde", befand sich auch der letzte gewesene Premierminister, Zacarias Goes de Vasconcellos. Unter solchen Umständen fielen

die Neuwahlen günstig für die Regierung, d. h. conservativ aus, wodurch dem Ministerium für die Session 1869 die Majorität in der Abgeordnetenkammer gesichert ward. Dagegen durfte es in dem zum größten Theile noch unter dem liberalen Ministerium gewählten Senat eine starke Opposition gewärtigen. Die Kammern wurden am 11. Mai 1869 durch eine Thronrede eröffnet, in welcher Wahlreformen, bessere Rechtspflege und eine neue Gemeindeordnung angekündigt wurden. Der Finanzminister überreichte seine Voranschläge, in welchen das Deficit für 1867/68 auf 107000, für 1868/69 auf 7000 Contos de Reis angegeben, die Einnahmen für 1869/70 auf 73000 und die Ausgaben auf 83000 Contos veranschlagt wurden. Man nahm deshalb eine Erhöhung der Zölle auf 45 Proc. und die Abschaffung des Einfuhrzolles (25 Proc.) auf Gold in Aussicht. Bis dahin gehörte Brasilien zu den Ländern, wo die wenigsten Steuern gezahlt wurden. Die Einführung der gedachten Maßregeln änderte dies gewaltig, und der Steuerdruck stieg um so mehr, als er höchst unangemessen vertheilt ist. Es bestehen nämlich in Brasilien unter den directen Steuern die Grund- und die Kapitalrentensteuer, welche gerade die einträglichsten wären, nicht; es lastet daher auf den producirenden, beziehungsweise arbeitenden Klassen der Druck der Gemeinde- und Provinzialsteuern. Dazu kommen die Häuser-, Erbschafts-, Personal- und Besoldungssteuer, die hohen Stempelabgaben und die zu ungewöhnlicher Höhe hinaufgeschraubte Gewerbesteuer. Alles dies griff hemmend ein in das Getriebe der Production und des Handels. Einem vom britischen Legationssecretär in Rio, Hrn. Pakenham, ausgearbeiteten Berichte über die Finanzen und Bevölkerung Brasiliens zufolge betrug der Werth des Exports von Rio im Jahre 1868 9,558287 Pfd. St. Kaffee, Zucker, Rum, Baumwolle und Häute bildeten die Hauptausfuhrartikel; außerdem wurden noch von Pernambuco, Pará, Bahia, Santos und Rio-Grande do Sul Waaren im Werthe von 7 Mill. Pfd. St. ausgeführt, sodaß der Gesammtexport dieser Periode 16,558287 Pfd. St. darstellt. Es verdient bei diesem Anlasse erwähnt zu werden, daß die Provinz Matto-Grosso für die beiden nächsten Jahre 1870 und 1871 von allen Import- und Exportzöllen befreit wurde.

Das Schwierige der Lage ward noch erhöht durch den Mangel an Lebensmitteln, welcher an vielen Orten des Landes herrschte und in mehrern der nördlichen Provinzen, wie Ceará, Parahyba und Rio-Grande do Norte infolge langer Dürre sich zu einer wahren Hungersnoth steigerte. Viele Menschen fielen ihr zum Opfer, da keine Hülfe in Aussicht stand und die Regierung außer Stande war zu helfen. Zu alledem begann die Oppositionspartei, welche vor den Wahlen die Enthaltung von denselben anempfohlen hatte, „um ein etwaiges Blutvergießen zu vermeiden", in der überhaupt zur Zügellosigkeit geneigten Presse geradezu zum Bürgerkriege aufzufordern. In der Hauptstadt wurden von der radicalen Partei sogar Volksversammlungen abgehalten und von mehrern tausend Personen besucht, in denen neben der politischen auch die religiöse Frage zur Sprache gebracht und schon ganz ernstlich die Religionsfreiheit befürwortet wurde. Diese Bewegung erscheint um so beachtenswerther, da sie auch die mächtige Partei derjenigen hinter sich hat, welche die europäische Masseneinwanderung als eine Lebensfrage für Brasilien ansehen und für dieselbe, da sie dabei in erster Linie auf protestantische Nordländer, vornehmlich Deutsche rechnen, alle die Akatholiken noch beengenden Schranken und namentlich die kirchlichen Gesetze über die gemischten Ehen vollständig durch Einführung der Civilehe hinweggeräumt wissen wollen. Wir werden Gelegenheit haben, auf diesen Punkt zurückzukommen, wenn von der Colonisation und Bevölkerung des Landes durch europäische Einwanderung die Rede sein wird, Fragen, deren hohe Bedeutung für die Entwickelung Brasiliens schon jetzt sattsam hervorleuchtet. Für jetzt begnügen wir uns zu erwähnen, daß durch die angedeuteten Vorgänge auch der katholische Klerus aus seiner Indifferenz

zu fanatischen Angriffen gegen die Protestanten aufgerüttelt wurde, Angriffe, die ein klügeres Verhalten der Parteien wol hätte vermeiden können.

Ein Conflict mit den Vereinigten Staaten drohte die Situation zu verschärfen. Die zwischen beiden Ländern schwebende Streitfrage war ihrem Ursprunge nach schon ein Dutzend Jahre alt. Im Jahre 1857 war der nordamerikanische Walfischfahrer Canada an der Küste von Rio-Grande von den brasilianischen Behörden in Beschlag genommen worden, weil er angeblich gestrandet war. Von den Eigenthümern wurde die brasilianische Regierung um einen Schadenersatz von 400000 Doll. belangt, welche Klage die Regierung der Vereinigten Staaten unterstützte. Während des Bürgerkrieges trat eine Lücke in den Verhandlungen ein; im Jahre 1866 nahm aber die Union die Angelegenheit wieder auf. Der Gesandte Watson Webb betrieb sie mit wahrer Herzenslust, wurde aber der brasilianischen Regierung so lästig, daß sie sich durch ihren Gesandten in Washington mit dem Staatssecretär Seward in Verbindung setzte. Seward erregte nun seinerseits bei der brasilianischen Regierung Anstoß, indem er Hrn. Webb neue Weisungen gab, ohne dieselben dem brasilianischen Gesandten in Washington mitzutheilen. Webb war dadurch beleidigt, daß der brasilianische Gesandte verhandelt hatte, und die brasilianische Regierung war beleidigt, weil ihrem Gesandten nicht die gebührende Rücksicht geschenkt worden war. Daraus entstand ein langer und in grober Aufrichtigkeit stets wachsender Notenwechsel zwischen Webb und der brasilianischen Regierung, welche beinahe einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zur Folge hatte, nachdem Hr. Webb schon seine Pässe verlangt und erhalten; glücklicherweise ward der Conflict beigelegt.

Das Jahr 1870 brachte endlich das lange ersehnte Ende des paraguitischen Krieges, der dem Reiche eine Summe von etwa 30 Mill. Pfd. St. gekostet hatte. Die Billigkeit erfordert zu gestehen, daß nicht nur die nöthigen Summen allemal in der vernünftigsten Weise aufgebracht, sondern auch äußerst pünktlich verzinst und abgetragen wurden. Auch nahm der brasilianische Handel und Gewerbfleiß trotz des Krieges einen mächtigen Aufschwung, und die Regierung durfte sich wol der Hoffnung hingeben, daß in finanzieller Beziehung das südamerikanische Kaiserreich in nicht ferner Zukunft wieder seine frühere hohe Stelle einnehmen werde. Leider machten sich schon im Herbste 1869 Schwierigkeiten im Ministerium und Meinungsverschiedenheiten unter den einzelnen Cabinetsmitgliedern geltend, deren Ausgleichung nicht gelingen wollte. So folgte denn eine neue Cabinetsbildung, an deren Spitze der Visconde do Rio-Branco (Paranhos) steht, unter welchem im Jahre 1873 der noch jetzt andauernde Conflict mit dem katholischen Klerus zum Ausbruche kam.

Der kirchliche Ritus in Brasilien ist wenig verschieden von dem anderer katholischen Länder. Besser als in vielen ist es auch um die religiöse Toleranz bestellt. Der größte Theil der Schwarzen und des niedrigen Volkes steht zwar wie überall in der orthodoxesten Weise zur Geistlichkeit, der gebildete Brasilianer aber findet ziemlich wenig Anlaß zu confessionellen Streitigkeiten. Ein Deutscher berichtete in der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1866 einen charakteristischen Zug von Duldsamkeit, wie sie schwerlich sonst wo vorkommen dürfte. Während nämlich bei einer der zahlreichen Processionen zu Rio-de-Janeiro die Menge entblößten Hauptes auf den Knien lag, durchschritt ein Brasilianer der höhern Stände die Procession bedeckten Hauptes. Alles rief stürmisch: „Tire chapeo", d. h. ziehe den Hut! Er aber antwortete mit lauter Stimme: „Nao tiro chapeo", ich ziehe den Hut nicht, und setzte vollständig unbehelligt seinen Weg fort. In neuerer Zeit scheint allerdings dieser Geist der Duldsamkeit aus den Reihen eines Theiles des Klerus gewichen, wodurch auch die brasilianische Regierung in einen Kampf gegen Rom verwickelt ward. Der Bischof von Pernambuco, Dom Vital d'Olinda, ein in Frank-

reich erzogener Kapuzinermönch, belegte nämlich mit dem Interdict diejenigen geistlichen Brüderschaften von Pernambuco, welche Freimaurer unter sich aufgenommen hatten. Ob die in seiner Diöcese wohnenden Jesuiten den Bischof in seinem Benehmen bestärkten, wie behauptet wird, ist wol schwer zu ermitteln. Sicher ist nur, daß der Bischof von Pará sich dem Auftreten Dom Vital's anschloß und sein weiteres Verhalten von den Erkundigungen abhängig machte, die er von Rom einholen werde. Da erhob die Freimaurerloge Klage bei der Regierung gegen den Bischof von Pernambuco, der den Freimaurern das Recht am Gottesdienste theilzunehmen versagte und ihren Kindern die Firmung vorenthielt. Letzterer Act war übrigens nur der Theil eines Planes, an dem die Bischöfe von Bahia, Rio-Grande do Sul und Rio-de-Janeiro sich betheiligten. Factisch verweigerte der Bischof von Bahia jedem Freimaurer die Taufe seines Kindes, die priesterliche Einsegnung eines Ehebundes, die Theilnahme an den Sakramenten, die Letzte Oelung und ein kirchliches Begräbniß. Ein Brief des Cardinals Antonelli sollte den über diese Frage zwischen der Römischen Curie und der brasilianischen Regierung ausbrechenden Conflict beseitigen, ward jedoch durch den päpstlichen Nuntius nicht publicirt. Da es sich nun traf, daß der Premierminister Visconde do Rio-Branco selbst Freimaurer und der Kaiser ein Freund und Beschützer des Ordens ist, so wurde nach förmlicher Berathung der Sache im Staatsrathe entschieden, daß die Excommunication der Freimaurer ohne das kaiserliche Placet, dessen päpstliche Bullen verfassungsmäßig bedürfen, wenn sie in Brasilien Geltung erlangen sollen, welches aber die obengenannten Prälaten seit der päpstlichen Infallibilitätserklärung ignorirt hatten, ungültig sei und in vier Wochen zurückgenommen werden müsse. Darauf antwortete der Bischof Dom Vital d'Olinda, indem er selbst von der Kanzel herab eine Bekanntmachung verlas und befahl, daß sie von allen Kanzeln seiner Diöcese verlesen werden solle, in welcher von einem Breve aus Rom gesprochen wird, das alle bisher von Rom gegen die Freimaurer erlassenen Decrete und Maßregeln als in voller Kraft bestehend erklärt und allen Bischöfen befiehlt, binnen Jahresfrist alle gegen Freimaurer verhängte Kirchenstrafen in Ausführung zu bringen. Auch würden in diesem Breve die Bischöfe ermächtigt, alle kirchlichen Brüderschaften aufzulösen, wenn diese etwa unter ihnen befindliche Freimaurer nicht ausstoßen. Da Dom Vital diesen Schritt gethan, nachdem der Präsident der Provinz ihm den vom Kaiser sanctionirten Beschluß des Staatsrathes mitgetheilt hatte, machte der Provinzpräsident sofort nach dem Bekanntwerden jener Publication von der Kanzel den Staatsanwalt darauf aufmerksam, daß der Bischof dadurch eine Handlung der Auflehnung gegen die Regierung begangen und sich einer Verweigerung des Gehorsams gegen die geordneten Staatsgewalten schuldig gemacht habe, er daher seine Pflicht thun möge. Dom Vital ward daher der Proceß gemacht und er zu vierjähriger Gefangenschaft, mit Strafarbeit verbunden, verurtheilt, welche Strafe die Gnade des Kaisers im März 1874 in einfache Gefängnißhaft umwandelte. Dem Gefangenen ward die Festung Santa-Cruz in der Bai von Rio als Haftort angewiesen, wo er in leichtester und behaglichster Weise seine Strafe abbüßt und seine Freunde empfängt. Da die öffentliche Meinung die Jesuiten in Pernambuco für die Haltung des Bischofs verantwortlich machte und der Unwille des Volkes sich gegen sie kehrte, so mußte man sie von ihren Niederlassungen entfernen, um sie überhaupt vor Angriffen zu schützen. Da ferner die Jesuiten in Pernambuco Ausländer waren, so ist ihre von der brasilianischen Regierung erfolgte Ausweisung wol unanfechtbar. Die neuesten Nachrichten aus Brasilien meldeten von Unruhen, die sowol in der Provinz Parahyba del Norte und Pernambuco als auch in Alagoas und im Innern zum Ausbruche kamen, unzweifelhaft priesterlichen Ursprungs sind, glücklicherweise aber von den Regierungstruppen rasch bewältigt wurden. In einem so durchaus katholischen Lande wie Brasilien ist allerdings ein Kampf der Regierung wider den Klerus nicht leicht und der erstern der Sieg keineswegs verbürgt.

Eine neue Verschärfung des Conflicts ergab sich aus der Frage über die protestantischen Ehen. Nach dem in Brasilien herrschenden und bisjetzt wenig angefochtenen Usus genügte es, wenn einer von zwei protestantischen Ehegatten zur katholischen Religion übertrat, um sofort eine neue Ehe eingehen zu können, da der katholische Klerus eine protestantische Ehe überhaupt nur als Concubinat auffaßte. Ein deutscher Consul brachte nun der brasilianischen Regierung beschwerend zwei Fälle von Bigamie zur Kenntniß, wo die protestantischen Ehefrauen ihren Männern, deutschen Einwanderern, weggelaufen, zum Katholicismus überzutreten erklärt hatten und ohne Rücksicht auf die noch lebenden frühern Ehegatten mit Katholiken getraut worden waren. Die Beschwerde des deutschen Consuls wurde nun im Staatsrathe verhandelt, und es erschien ein kaiserliches Decret, welches jede protestantische Ehe für unauflöslich erklärt, wenn nicht die richterliche Behörde die Scheidung ausgesprochen hat.

Fügen wir zum Schlusse hinzu, daß nach einer längern Reise nach Europa, welche der Kaiser Dom Pedro II. in Begleitung seiner Gemahlin im Jahre 1871 ausführte, er die radicale Partei im Lande wesentlich gekräftigt vorfand, daß es aus Anlaß der Errichtung der spanischen Republik im Febuar 1873 sogar zu republikanischen Kundgebungen in Rio-de-Janeiro kam, so wird man zugeben müssen, daß die Regierung, zwischen der radicalen Partei einer- und dem Klerus andererseits, in einer keineswegs beneidenswerthen Lage sich befindet. Die Monarchie hat eine neue schwere Probe ihrer staatenerhaltenden Kraft zu bestehen. Die bisherige Entwickelung Brasiliens gibt aber auch die Hoffnung, daß, wenn nicht anders die in unserm nächsten Aufsatze zu schildernden socialen und ökonomischen Verhältnisse eine ungünstige Wendung nehmen, sie daraus siegreich und mit verstärkten Garantien für ihren Bestand hervorgehen werde.

UNIVERSITY
Library.
Of California

Luxusgerichte.

Von

Wilhelm Hamm.

Fünfter Artikel.

Die Trüffel.

Darf irgendein eßbares Product Anſpruch auf die Bezeichnung „Luxusgericht" erheben, ſo iſt es die Trüffel, jenes geheimnißvolle Vegetabil, welches, als koſtbarſtes unter allen Nahrungsmitteln ſeines Reiches, nur zu den culinariſchen Hors d'oeuvres verwendet wird, die den Tafelſtolz der Reichen bilden. Die unſcheinbare häßliche Knolle wird geſchätzt als edelſte aller Zuthaten oder Würzen der Speiſen und ihr Preis iſt ſo hoch, daß ſelbſt in verſchwenderiſchen Küchen damit ſoviel als möglich gekargt wird. Ihre Entſtehung, ihr Finden, die ſonderbaren Eigenſchaften, die man ihr zuſchreibt, machen die Trüffel zu einem der merkwürdigſten Erzeugniſſe der Pflanzenwelt. Eigenthümlich ſind auch die Beziehungen ihres Namens. Im Italieniſchen heißt die Trüffel Tartufo oder Tartufola; davon aber ſtammt das deutſche „Kartoffel", ſodaß die edelſte von allen Knollen Pathenſtelle bei der gemeinſten vertreten hat. Gleiches hat ſie auch gethan bei der von Molière geſchaffenen Luſtſpielfigur des „Tartüffe", die zum Typus einer Menſchenſorte geworden iſt, und in verſchiedenen Umbildungen zur Bezeichnung des Weſens der Scheinheiligkeit gebraucht wird. Unzweifelhaft hat der große Komödiendichter den Namen gewählt nach dem alten franzöſiſchen Worte: „truffer", „jemand zum beſten haben", in welchem Sinne es z. B. der berühmte „Roman de la rose" von Guillaume de Lorris und Jehan de Meung mehrfach anwendet: „Ils se laissent truffer, on les truffe, ce sont des truffés" u. ſ. w. Abgeleitet aber wird dieſe Bedeutung von den vielen Enttäuſchungen, welchen der Trüffelſucher ausgeſetzt iſt. Die Italiener haben neuerdings, da Tartufo (biancho) auch „Kartoffel" bezeichnet, die Trüffel (Tartufo nero) nach dem franzöſiſchen Truffe umgetauft in Trifolo, welcher Name jetzt der allgemeinere iſt. Im Deutſchen heißt ſie außerdem Tartoffel oder Artoffel (in Baiern), Grübling, Lorch, Schweinemandel, Erdmorchel, Erdſchwamm, Erdnuß, im Slawiſchen Trüffel.

Unzweifelhaft iſt dieſer eßbare Erdpilz ſchon den Alten bekannt geweſen; Theophraſtus nennt ihn Hydnon und Plinius rühmt die Tubera sincera; die Römer bezogen die beſten Sorten nicht aus Gallien, ſondern aus Griechenland und Afrika; die lybiſchen Trüffeln galten für die vorzüglichſten unter allen. Ein großer Trüffelfreund war der heilige Ambroſius, welcher ſich durch den Biſchof von Como mit dieſem Nahrungsmittel reichlich verſehen ließ, das, allgemeiner Meinung nach, für niemand weniger paſſen mag als für einen Kirchenvater. Indeſſen ſcheint die Verwendung der Trüffeln als Speiſe im Mittelalter in Vergeſſenheit gerathen zu ſein; die Franzoſen behaupten wenigſtens, ſie ſei in ihrem Lande erſt im 14. Jahrhundert aus Spanien eingewandert und habe lange Zeit gebraucht, bis ſie allgemeiner geworden; anfänglich wären die Knollen, wie alles Gute

und Große, derartig verkannt gewesen, daß man sie verboten und ein unter Karl VI. lebender Poet, Eustache Deschamps, sogar eine fulminante Ode gegen das der Menschheit unwürdige „Schweinefutter" veröffentlicht habe. In verbreitetern Gebrauch sind die Trüffeln allerdings erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gekommen, obgleich Alexandre Dumas in einigen seiner Romane sie schon vor dieser Zeit als einen ganz gewöhnlichen Gegenstand der französischen Küche declarirt.

Lange wußte man nicht recht, welchem Naturreiche man die Trüffel einverleiben solle. Noch der Gastrosoph Eugen Baron Baerst spricht gelassen aus: „Trüffeln und Austern, sagte mir ein berühmter Philosoph, schmecken deshalb so gut, weil sie auf der letzten Grenze beider Naturreiche stehen: Trüffeln auf der letzten Stufe der Vegetabilien zum Uebergang in das Mineralreich, und Austern als Uebergang der Mineralien zu den Animalien." Vielfach wurde und wird dagegen ihr thierischer Ursprung behauptet; sie sollen das Erzeugniß eines Insekts, der blauen Trüffelmücke, sein, welche durch Anbohrung von Pilzgebilden behufs Ablagerung ihrer Eier ein krankhaftes Anschwellen der vegetabilischen Substanz, also eine Art Gallenbildung, verursachen soll, deren Product die unförmliche Knolle sei. Dem ist aber nicht so, nur das ist wahr, daß die genannte Mücke sich dieselbe häufig zur Entwickelung ihrer Larven ausersieht, weshalb denn auch ihre Schwärme den Fundort verrathen. Die Trüffel ist ein wirklicher Pilz aus der Ordnung der Fleischpilze, Gattung Speisetrüffel, wovon es eine ziemliche Anzahl von Arten gibt. Sie sind leicht kenntlich, alle bilden größere oder kleinere, kartoffelähnliche Knollen, welche $^1/_2$ bis 1 Fuß tief nesterweise in der Erde liegen; die echten Trüffeln haben eine rauhe, warzige, dunkelbraun oder röthlich gefärbte Oberhaut, das Peridium, welche das knorpelartige Fleischgewebe des Innern umgibt, in dem zugleich die Sporenschläuche oder Samenbehälter eingebettet liegen. Je nach der Farbe und Gestalt der Samen unterscheidet man zwei Gruppen der Trüffelpilze, welche Corda aufgestellt und Oogaster und Tuber benannt hat. Zu der erstern, welche mit freien Borsten oder Warzen besetzte Samen hat, gehört die eigentliche, am meisten geschätzte Trüffel.

Die gemeine Trüffel, Speisetrüffel, schwarze Trüffel, Tuber melanosporum oder Cibarium (auch Lycoperdon tuber), die Truffe noire oder franche der Franzosen, wächst in lockerm, humosem Boden und zwar nur unter Eichenbäumen, namentlich unter der Steineiche, Quercus ilex, und unter der flaumhaarigen Eiche, Quercus pubescens. In der ersten Jugend, im Frühjahre, sind die Pilze etwa erbsengroß, außen röthlich, inwendig weiß; sie wachsen den ganzen Sommer hindurch bis zum Herbst und erreichen dann die Größe einer Welschnuß bis zu einer mittlern Kartoffel, indessen hat man schon öfters einzelne Knollen vom Gewicht eines halben Kilo gefunden. In der Reife ist die Schale der Trüffel dunkelbraun oder schwarz, höckerig und körnig, wie Chagrin; das darunterliegende feste Fleisch ist von dunkelrother bis schwarzvioletter Farbe, von zahlreichen, anfänglich weißen, zuletzt dunkelrothen Adern durchzogen. Die Knolle riecht gewürzhaft, mit einem leisen Anflug nach Knoblauch, ebenso ist ihr Geschmack, der aber noch außerdem ein ganz eigenthümliches, schwer definirbares Aroma bietet; das Fleisch ist consistent, hart und brüchig, es ist nicht leicht zu zermalmen und erfordert gute Kauwerkzeuge. Nur im Zustande der völligen Reife besitzt die Trüffel alle Eigenschaften, wegen deren sie geschätzt wird. Im Winter zerfließt die Knolle in eine breiartige Masse, aus welcher sich dann wieder junge Brut entwickelt. Die schwarze Trüffel ist die verbreitetste und geschätzteste von allen. Ihre eigentliche Heimat ist das südliche Frankreich und Piemont, doch kommt sie auch in nördlichern Gegenden öfters vor, wie sie denn überhaupt der Region des Weinstocks folgt. Die besten kommen aus der Grafschaft Périgord, ebenso liefern die Departements Basses-Alpes, Vaucluse, Haute Savoye u. s. w. vorzügliche Ernten. In wärmern Klimaten verholzen die Knollen und werden ungenießbar,

ſie ſollen ſchon dem erſten Winterfroſte erliegen, während ſie nach andern Behauptungen eine Kälte von 5—6° C. ertragen ſollen; in den ſüdlichen Alpen ſteigen ſie ziemlich hoch empor.

Etwas weniger geſchätzt als die gemeine iſt die Wintertrüffel, Tuber brumale (Lycoperdon gulosorum), bei den Franzoſen Truffe musquée oder puante, in Piemont Truffe punaise oder fourmi genannt. Sie hat eine minder rauhe Schale, ein bräunlichſchwarzes Fleiſch mit weißen Adern und darin ſo viele Samenſchläuche, daß dieſelben die Mehrzahl der Maſſe bilden. Sie unterſcheidet ſich weſentlich durch ihren Geruch, der an denjenigen von Ameiſenſäure oder gar von Wanzen erinnert, zuweilen auch moſchusartig iſt. Die Wintertrüffel, welche namentlich im Piemonteſiſchen verbreitet iſt, wächſt vorzugsweiſe unter Hainbuchen, Carpinus betulus, Walnußbäumen, Juglans regia, unter der Stieleiche, Quercus pedunculata, und der Traubeneiche, Quercus robur. Von den Franzoſen und Italienern wird ſie häufig der ſchwarzen Trüffel vorgezogen, ihres pikanten Geſchmacks halber; da dieſer jedoch nicht jedermann zuſagt, ſo kommt ſie wenig in den Handel. Das Gleiche iſt der Fall mit der grauen oder rothen Trüffel, Tuber griseum oder rufum (auch fälſchlich magnatum), der Truffe rousse, grise oder sauvage der Franzoſen. Sie iſt vorzugsweiſe in Oberitalien zu Hauſe, ihre Knollen werden ſelten größer als eine Welſchnuß, ſie hat eine beinahe glatte, harte Schale von braunrother Färbung, ihr Fleiſch iſt marmorirt hellbraun und hat ausgeſprochenen Geruch wie Geſchmack nach Knoblauch. Sie wächſt unter den gleichen Bäumen wie die vorgenannte Art, und kommt ebenfalls ſelten in den größern Verkehr. Dieſen drei bevorzugten Trüffelarten, welche zu der von Corda aufgeſtellten erſten Gruppe gehören, reihen ſich drei andere aus der zweiten an, welche jenen jedoch an Werth nachſtehen, obgleich ſie ebenfalls gern conſumirt werden und immer noch hoch im Preiſe ſind. Die bekannteſte darunter iſt die echte weiße Trüffel, Tuber magnatum oder niveum, bei den Franzoſen vorzugsweiſe Truffe grise geheißen, welche unter allen Arten das ſüdlichſte Klima verträgt. Sie ſoll daher auch in Nordafrika vorkommen und, wie Plinius berichtet, von dorther durch die Römer unter dem Namen Miſon bezogen worden ſein. Sie liefert die größten Knollen, bis zu Pfundſchwere und darüber. Ihre faſt glatte, nur hier und da mit kleinen Warzen beſetzte Schale iſt gelblichgrün, das zarte, netzig geaderte Fleiſch weißgelb gefärbt. Geruch und Geſchmack ſind minder prononcirt, weichlicher als bei den vorgenannten Arten; ſie wird zuweilen roh verzehrt, gewöhnlich aber geſotten, dagegen nicht als Würze verwendet. Dort, wo man überhaupt die Trüffeln nur vom Hörenſagen oder als ſeltene Speiſezuthat kennt, iſt man öfters geneigt, die weiße Art, die ſich nur ſpärlich in die Binnenländer verirrt, für beſonders koſtbar zu halten; dies iſt aber ein entſchiedener Irrthum. Ihr ſehr ähnlich iſt die Sommertrüffel, Tuber aestivum oder albidum, die eigentliche weiße Trüffel, Truffe blanche, der Franzoſen. Sie hat eine ſchwarzbraune, ſtark mit großen Warzen bedeckte Haut und darunter ein weißes Fleiſch, das jedoch mit der vorgeſchrittenen Reife ſich lehmgelb bis hellbraun färbt; in ihren Eigenſchaften gleicht ſie durchaus der vorigen. Die am geringſten geſchätzte Art iſt endlich die Biſamtrüffel, Tuber mesentericum, franzöſiſch Truffe fouine, deren Peridium ſchwarz, kleinwarzig, das Fleiſch graubraun, mit verſchlungenen Adern durchzogen iſt. Friſch riechen und ſchmecken ihre Knollen nach Bierhefe und Biſam. Es gibt außerdem noch verſchiedene andere eßbare Trüffelarten, welche jedoch nur ſelten vorkommen und eine Bedeutung als Nahrungsmittel nicht haben. In Deutſchland finden ſich die echten Trüffeln, ſoviel bekannt iſt, uncultivirt nirgends vor, ebenſo wenig ſollen ſie in Rußland zu Hauſe ſein. Was man in dieſen Ländern ſo nennt, ſind gemeiniglich ganz verſchiedene, aber ähnlich ausſehende Pilze.

Kein anderes Vegetabil darf ſich wie die Trüffel rühmen, jagdbar zu ſein. In der That heißt ihr Aufſuchen die „Trüffeljagd" und iſt intereſſant genug, um dabei zu ver-

weilen. Es ist wahr, die werthvollen Knollen werden häufig auch auf nicht jagdgerechte Weise gesucht und erbeutet, allein dies ist nicht die Regel. Dort, wo sie im Schutz der Wälder wachsen und gedeihen, gibt es besondere Leute, welche sich mit ihrer Gewinnung beschäftigen und „Trüffeljäger" heißen. Dieselben gehen auf die Suche entweder mit einem Hunde oder mit einem Schwein; ersterer ist in Italien, letzteres in Frankreich das bevorzugte Thier ad hoc. Beide müssen für ihre Arbeit sorgsam abgerichtet werden. Im Piemontesischen wählt man zu „Trüffelhunden" Pudel einer kleinen schwarzen Rasse, welche Barbone, auch Putta heißt, und beginnt ihre Lehre schon in der frühesten Jugend. Gewöhnlich setzt man ihrem Lieblingsfutter Trüffelstücke hinzu oder reibt es mit diesen ab, sodaß sie den Geruch kennen lernen; später wird ihnen dasselbe verborgen, zuletzt in die Erde vergraben; sobald sie es entdecken, erhalten sie einen besondern Leckerbissen. Im Departement der Haute Marne, wo man neben Schweinen auch Hunde zur Trüffeljagd benutzt, verbirgt man eine Trüffel nebst einem Stückchen Speck in einem mit Erde gefüllten Holzschuh; erst nachdem sie dieselbe gefunden und herausgescharrt haben, erhalten sie ihr tägliches Futter. Die Hunde sind gelehrig genug, um bald im Freien probirt werden zu können; haben sie ein paarmal Trüffelnester entdeckt, wofür sie belohnt werden müssen, so können sie als „ferm" betrachtet werden und erlangen dann einen ziemlich hohen Werth und Preis. Sie sind bequemer als Schweine, weil sie nicht an der Leine geführt zu werden brauchen und den gefundenen Schatz nicht selber aufzehren. Aus diesem Grunde haben sie aber auch ein minderes Interesse daran und lassen sich leicht von einer andern, ihnen interessantern Witterung abziehen. Daher hält man in Südfrankreich das Schwein für den geeignetsten Begleiter auf der Trüffeljagd. Es bedarf keiner besondern Abrichtung, denn es ist Gourmand genug, um die Trüffeln jeder andern Speise vorzuziehen; wenn es dieselben nur einmal gekostet hat, kann man sicher sein, daß es ihre Horste mit untrüglichem Spürsinn aufzufinden versteht. Man wählt dazu einjährige Läufer weiblichen Geschlechts, welche nicht allzu gut gefüttert, sondern eher mager gehalten werden, sodaß sie um so gieriger sind; sie werden an einem Strick geleitet, der entweder am Hinterfuß oder um den Hals befestigt ist. Nur selten legt man ihnen einen Ring um den Rüssel oder befestigt daran die Rüsselangel, um ihnen das Fressen der Knollen unmöglich zu machen; der Trüffeljäger hat gewöhnlich sein Thier auch ohnedies genügend in der Gewalt. Ausgerüstet mit einem langen, unten mit starker Eisenspitze beschlagenen Stabe und außerdem einer Weinbergshacke, zieht er, sein Spürthier am Seil vor sich, hinaus in den Wald, allein nicht eher, als bis schon die Sonne etwas hoch steht, weil erst dann die Trüffelmücken tanzen, die ihm willkommene Wegweiser sind. In Bandelierform von der Linken zur Rechten trägt er einen Leinwandsack zur Aufnahme der Beute umgeschlungen, mit ihm kreuzt sich ein zweiter kleinerer Sack, der die Lock- und Lohnspeise für den vierfüßigen Begleiter enthält. Dieser, zuweilen durch den Stachelstock dirigirt, strebt unaufhaltsam vorwärts und zieht gleichsam den Jäger nach sich. Auf einem schon bekannten Terrain dauert es gewöhnlich nicht lange, bis die Trüffelsau „steht". Die beste Beute gewährt ein leichter, schwarzer Boden auf einem durchlassenden Kalkuntergrunde. Sobald das Thier Witterung bekommt, wird es in eigenthümlicher Weise aufgeregt und ist kaum mehr zu halten, es furcht mit dem Rüssel die Erde, bis es plötzlich stehen bleibt und zu wühlen beginnt. Wenn es seiner Sache sicher ist, stößt es ein behagliches Grunzen aus, das sich aber rasch in einem Schmerzenslaut verwandelt, denn der gewichtige Eisenstab fällt ihm aufs Kreuz, wenn das nicht hilft, über die Ohren und zugleich wird es mit aller Gewalt an dem Lasso zurückgerissen. Der Jäger zieht alsdann aus dem Knappsack eine Hand voll Maiskörner — volksthümlich garouil genannt — und zerstreut sie möglichst weit auf dem Boden. Während das solchergestalt abgelenkte Schwein diese Leckerbissen mühsam aufklaubt, ist der Mann rasch hinterher, mittels Stock und

Hacke das Nest der „Amoretten“ auszuheben, denn in vielen Gegenden Frankreichs, namentlich im L'Yeuse, werden die bessern Trüffeln galanterweise „Amourettes“ genannt. Gemeinlich liegen sie 8—12 Centimeter unter der Bodenoberfläche. Der Trüffelplatz (La truffière), ist für den Kenner schon durch äußere Zeichen markirt; das Gras wächst darauf ganz dünn, hat ein mager kränkliches Aussehen und vergilbte Färbung; in der Entfernung von drei bis fünf Meter stehen Bäume, deren Wurzeln sich bis zu den Horsten erstrecken. Am Fuße der Stämme selbst findet man die Knollen niemals. Häufig ist ihre Ansammlung von einem Geflecht weißer Filamente umgeben, über deren Natur und Beziehung zu ihnen man noch nicht im Klaren ist. Bei warmer Herbstwitterung zeigen auch die Trüffelmücken das Lager an. Sie sind klein, von blauer Farbe und gehören zur Familie der Musciden, Art Anthomyia; sie tanzen in Schwärmen im Sonnenlicht oberhalb der Fundstelle der Knollen, zu welchen sie hinabsteigen, um ihre Eier darin abzulegen, aus welchen sich kleine weiße Larven entwickeln. Nicht selten ist deren Zahl so groß, daß die Trüffeln dadurch völlig verdorben werden. Zur Reifezeit der letztern sind aber die Mücken schon seltener geworden, weshalb der Trüffeljäger, der sich nicht auf den Instinct seines Galopin allein verlassen will, schon im Sommer die Plätze durch geheime Merkmale bezeichnet, wo er ihre Schwärme stetig gaukeln sieht. Auf fremdem Terrain üben die Trüffeljäger ihre Kunst aus entweder gegen bezahlte Licenz oder gegen Naturalabgabe der Hälfte der Jagdbeute. Zahllos sind aber ihre Listen, um diese Halbscheid so viel als möglich in ihrem eigenen Interesse zu verringern, was ihnen meistens auch trefflich gelingt. Natürlich gibt es unter ihnen ebenso viele, und weit mehr „Bracounniers“, als ehrliche Jäger; sie benutzen im Nachsommer, sobald die kostbaren Knollen ihr Aroma zu entwickeln beginnen, sogar die mondhellen Nächte, um mit Hülfe ihrer Thiere die Nester aufzusuchen, deren Stelle sie so zu markiren wissen, daß niemand anders als sie selber das Zeichen zu erkennen vermag. Selbst wenn der Eigenthümer des Grund und Bodens mitzieht auf die Jagd, weiß ihn der Trüffeljäger so zu täuschen, daß der größte Theil der Ernte ihm verbleibt. Ein gewöhnliches Kunststück ist, daß er seinem Schwein, während er es zu liebkosen scheint, Trüffelstückchen in die Nasenlöcher prakticiert, sodaß es nunmehr überall Witterung zu haben scheint und an Plätzen wühlt, welche vollkommen öde sind. Dann wird die Schuld auf den Wind, auf die Erde, auf alles Mögliche geschoben, aber die List ist gelungen, der Eigenthümer ist getäuscht, glaubt seinen Trüffelplatz unfruchtbar, während der Jäger in die Faust lacht, wenn er bei nächster gelegener Zeit die vorher bezeichneten Nester aushebt.

Am besten gedeihen die Trüffeln in einem mäßig feuchten, nicht zu sehr beschatteten, lockern Hummsboden mit Gehalt an Eisenoxyd und Kalk. In jungen, lichten Eichenbeständen von acht bis zehn Jahren Alter scheinen sie sich am liebsten anzusiedeln. Es wird behauptet, daß der Gerbstoff der abgefallenen Eichenblätter zu ihrer gesunden Entwickelung nothwendig sei. Indessen wachsen sie auch ausnahmsweise unter andern Bäumen, wie Rothbuchen, Hainbuchen, Speisekastanien, Pappeln, Weiden, Nadelhölzern; unter Wachholdersträuchern sollen sie sogar ein besonders pikantes Aroma erlangen. In Frankreich werden vielerorts kalkhaltige sterile Flächen mit Eichen aufgeforstet, nur zu dem Zwecke, um daraus Trüffelplätze zu bilden. Es werden dabei die jungen Eichen ganz licht gestellt, sodaß zwischen denselben ein Abstand von mehrern Metern bleibt; wo es das Erdreich zuläßt, wird es in den ersten Jahren noch zu verschiedenartigen Zwischenculturen benutzt. Auf diese Weise werden Areale vom geringsten Bodenwerth oft binnen wenigen Jahren zu einem hohen Ertrage gebracht. Da eine übermäßige Trockenheit über Sommer die Trüffelernte beeinträchtigt, so ist es gerathen, das Terrain von Zeit zu Zeit zu bewässern oder zu begießen. Je mehr Gallen auf den Blättern des Eichbaums sich zeigen, um so weniger Trüffeln finden sich im Boden, was aus der Ueberhandnahme der

Insekten erklärt wird, welche die Knollen anbohren und zerstören. Je mehr die Bäume heranwachsen, um so weiter entfernt sich die Trüffel von den Stämmen, gleichsam als ob sie sich nur an den äußersten Wurzelspitzen wohl befinde. Auch das in Frankreich neuerdings sehr in Aufnahme gekommene Ausästen (Beschneiden, Elagage) der Bäume soll von Einfluß auf die Bildung der Knollen sein.

Der hohe Preis der Trüffeln, ihre schwierige Aufsuchung und deren häufig precärer Erfolg hat schon frühzeitig zum Versuche ihrer Cultur geführt. Derselbe ist in Frankreich in vielen Parks, namentlich aber im Elsaß, mit Glück durchgeführt worden, sodaß gegenwärtig zahlreiche künstliche Trüffelplätze bestehen, welche einen bedeutenden Ertrag abwerfen. Ueber die Art und Weise der Fortpflanzung der Trüffeln ist Zuverlässiges noch nicht bekannt. Man weiß, daß ihre blasigen Sporenschläuche, die an den Zweigenden des Fasergeflechts im Innern des Fleisches hängen, zur Zeit der Reife stark anschwellen und die Sporen ausstoßen; dagegen ist es noch nicht ausgemacht, wie dieselben aus der Erde hervor an die Luft gelangen und sich an andern Stellen niederlassen. Nach der Ansicht von Duclaud sind es Insekten, vielleicht die Trüffelmücken, welche als Medien diese Wanderungen vermitteln. Durch warme Regen, namentlich nach andauernden Gewittern, entsteht im Laufe des Sommers häufig eine frühzeitige Zersetzung der Knollen in den Trüffelhorsten; die sich dabei entwickelnden penetranten Gase locken die Insekten an, welche von dem Detritus ihre Nahrung nehmen. Daß sie dabei zahlreiche Sporen an ihrem Körper enttragen und so die Keime einer neuen Brut verpflanzen, ist um so wahrscheinlicher, als auf die gleiche Weise bekanntlich die Befruchtung der Blüten vieler Pflanzen durch Käser, Bienen, Hummeln, Fliegen u. s. w. bewerkstelligt wird. Uebrigens ist es eine Thatsache, daß auch die junge Trüffelbrut, erbsengroße Knöllchen, zur Vermehrung geeignet ist, indem es genügt, mehrere davon in die Erde einzubetten, um, unter günstigen Verhältnissen, eine viel beträchtlichere Zahl von Knollen zu erhalten, als man gelegt hat. Auf das letztere Verfahren gründet sich das System der künstlichen Trüffelzucht, wie dasselbe unter anderm im Elsaß durchgeführt wird. Gewöhnlich wählt man zu Trüffelplantagen mäßig beschattete Plätze im Walde, Park oder Garten in der Nähe geeigneter Bäume und womöglich fließenden Wassers, das nach Bedarf durch Ueberrieselung oder Infiltration den Boden befeuchten kann. Hier eröffnet man eine drei Fuß tiefe Grube von sechs Fuß Länge und vier Fuß Breite; ist der Untergrund allzu durchlassend, so beschlägt man ihn zuerst mit einer Lehmschicht, damit die Feuchtigkeit sich nicht allzu rasch verliere; die Wände besetzt man mit Kalk- oder Schieferplatten zum Abhalten der Mäuse, Werren, Engerlinge u. s. w., füllt Kalkmergel oder auch alten Bauschutt ein, und darauf ein Gemisch von gewöhnlicher lockerer Walderde mit Zusatz von Eichenlaubstreu, verrottetem Pferdedünger und Hammerschlag oder feinen Eisenfeilspänen. Die Trüffelbrut pflanzt man in acht Zoll Tiefe ein; gewöhnlich nimmt man ausgewachsene Knollen dazu, welche in etwa zwölf Zoll Abstand voneinander gelegt werden, während unreife Brutknöllchen dicht aneinanderliegen müssen, wenn sie sich genügend reproduciren sollen. Die ganz junge, erbsengroße Brut wird in die halbvollendete Grube breitwürfig möglichst dicht ausgesäet, worauf Erde darüber gesiebt wird. Das ganze Beet bedeckt man mit Eichenlaub und darüber mit einigen Aesten und Zweigen. Bei anhaltend trockenem Wetter muß dasselbe bewässert oder fleißig begossen werden, wenn nicht etwa die Feuchtigkeit der Bodenlage hinreicht; vor einem Uebermaß daran muß man sich sorgfältig hüten, namentlich darf das Wasser niemals stagniren, sondern muß gehörigen Abfluß haben. Erst im zweiten Jahre haben sich unter sonst entsprechenden Verhältnissen die Trüffeln so vermehrt, daß man eine Ernte davon nehmen kann, im ersten erreichen nur einzelne Knollen Walnußgröße. Je nachdem man junge Brut oder reife Knollen als Saatgut

wählt, kann die Anlage der Trüffelbeete im Frühjahre oder im Herbste geſchehen. Es iſt noch nicht ausgemacht, welche Methode die ſicherſte iſt; die meiſten halten die erſtere dafür. Wie ſchon erwähnt, gedeiht die Trüffel an geſchützten Stellen, wo der Froſt nicht bis zu ihr hinabdringen kann, überall, wo der Weinſtock noch fortkommt, alſo in einem größern Theile von Deutſchland; es wird keineswegs ſchwierig ſein, die künſtlichen Trüffelbeete vermittels einer Schutzdecke gut zu überwintern. Bei dem Ausnehmen, welches, je nach Lage und Art, von Mitte September an erfolgt, hat man blos Sorge zu tragen, daß alle kleinern, nicht marktfähigen Knollen zurückbleiben, um die Reproduction zu ſichern. Eine Düngung der Trüffelbeete hält man nicht für geboten, die Bewäſſerung im Sommer, eine Ueberdeckung mit Pferdemiſt im Winter genügen vollſtändig zur Erhaltung der Fruchtbarkeit. Eine Trüffelplantage iſt, ſobald ſie einmal in Zug gekommen, eine höchſt lucrative Anſtalt. Im Elſaß rechnet man von einem zweijährigen Beete obiger Größe (24 Quadratſchuh) einen Ertrag von 36 Kilogramm Trüffeln, welche zu 10 Frs. das Kilo verkauft werden, aber ſchon in zweiter Hand mindeſtens das Doppelte koſten; durchſchnittlich haben die reifen Knollen ein Gewicht von 20—30 Gramm. Es kann daher kaum eine einträglichere Anlage auf geeigneten Stellen geben, als diejenige von Trüffelbeeten; die Koſten derſelben wie der Unterhaltung ſind äußerſt gering, ebenſo iſt wenig Mühe damit verbunden. Junge Trüffelbrut iſt faſt von allen franzöſiſchen Handelsgärtnern ziemlich billig zu beziehen. Die Einführung der Trüffelcultur in Deutſchland würde eine überaus lohnende Aufgabe ſein. Es dürften ſich übrigens auch Verſuche empfehlen, die Trüffel in den Wäldern zu acclimatiſiren, was gleichfalls wenig Schwierigkeiten haben kann.

In Frankreich nimmt der Trüffelbau von Jahr zu Jahr größere Dimenſionen an und wird von einzelnen intelligenten Cultivateurs, unter welchen Ravel in Montagnac, Departement des Baſſes-Alpes, ſich einen Namen gemacht hat, mit vielem Erfolge betrieben. Indeſſen können ſeine Erzeugniſſe ſich der Quantität nach bei weitem noch nicht mit der Ausbeute der wilden Trüffeljagd meſſen, deren Product überdies in Qualität, namentlich im Aroma, dem der künſtlichen Zucht voranſtehen ſoll. Nach den Ausweiſen der Handelskammern bringt Frankreich jährlich 1,588000 Kilogramm Trüffeln im Werthe von 15,881000 Frs. in den Handel, doch iſt dieſer nachweisbare Betrag jedenfalls nur ein Minimum, da er nur auf den Angaben der größern Handelshäuſer baſirt, und mit den Nachweiſen der Gewinnung in den einzelnen Departements nicht ſtimmt. Viele davon im mittlern und ſüdlichen Frankreich liefern jährlich gegen 100000, das Departement Baſſes-Alpes 150000 Kilo. Der kleine Ort Montagnac im letztern, auf einem Plateau der Seealpen gelegen, lebt faſt ausſchließlich von der Trüffeljagd. Bei einer Einwohnerzahl von 600 Seelen ſind 60—70 Perſonen allein damit beſchäftigt und wird das Jahresverdienſt auf 12—1500 Frs. per Mann angeſchlagen. Das Jahr 1868 iſt das beſte Trüffeljahr des Jahrhunderts geweſen; da ſeither die wilde Production nachgelaſſen hat, verbreitete ſich die Cultur um ſo raſcher. Die Ausfuhr an Trüffeln betrug in Frankreich 1865: 104000; 1866: 120000; 1867: 145000 und 1870: 172000 Kilo, welche der Mehrzahl nach für England, Rußland und Amerika beſtimmt waren. Deutſchland bezieht jährlich nur 52000 Pfd. Der immer zunehmende Export datirt ſeit dem Jahre 1870. Das größte Handelshaus in dieſem Artikel iſt die Firma Bouſſeau in Carpentras, ſie ſetzte im Jahre 1832 nur 10000 Kilo, 1866: 109000 und 1870: 122000 Kilo ab. Ueber die Production und den Handel Italiens ſowie anderer Länder in dieſem Artikel mangeln die Nachweiſe, doch iſt bekannt, daß insbeſondere Piemont ein nicht unbeträchtliches Quantum jährlich ausführt. Jedenfalls wirft auf die faſt unerſchöpflichen Hülfsquellen Frankreichs, gewiß eins der reichſten Länder der Erde, das Factum ein Licht, daß es aus einem ſcheinbar ſo unbedeutenden, der Cultur größtentheils entzogenen Gegenſtande, wie dies ein wildwachſender, unterirdiſcher Fleiſchpilz iſt, eine

jährliche Einnahme bezieht, die man rein ganz gut auf 20 Mill. Frs. veranſchlagen kann, da die Koſten der Gewinnung jedenfalls compenſirt werden durch den Abſatz im Inlande ſelbſt, der größer iſt als irgend anderswo. Die Trüffeln kommen zum großen Theile roh und friſch in den Handel, namentlich die franzöſiſchen, während man ſie in Italien für den Export in Scheiben ſchneidet, und dieſe, auf Fäden gereiht, an der Luft trocknet; ſie verlieren hierbei aber nicht allein viel von ihrem Arom, ſondern werden auch häufig durch andere, ſogar ſchädliche Pilze verfälſcht, weshalb vor derartiger Waare gewarnt werden muß. Außerdem werden ſie auch verſendet als Conſerven in Blechbüchſen, in Wein, in Eſſig und in Oel. Im friſchen Zuſtande werden ſie gewöhnlich mittels feinen Sandes ſo verpackt, daß eine Knolle die andere nicht berühren kann. Die Händler pflegen alle Vertiefungen in der Schale der Trüffel mit feſt eingedrückter Lehmerde auszufüllen, indem ſie verſichern, daß dies zur Conſervation weſentlich beitrage; zugleich aber, und das iſt wol der Hauptzweck, vermehrt dies Verfahren das Gewicht, und der Käufer bezahlt Schmuz für echtes Trüffelfleiſch.

Die Aufbewahrung der reifen Knollen iſt eine ſchwierige, ſie leiden bei nicht ſorgfältiger Verpackung durch den Druck und die Zerſetzung geht ziemlich raſch vor ſich. In trockener kühler Luft, auf Sand gelegt, zwiſchen Hirſekörnern und ähnlichen Iſolatoren, halten ſie ſich mehrere Wochen friſch, am längſten aber unter Oel, das jedoch von der feinſten Speiſequalität ſein muß, damit es den Trüffeln keinen Angeſchmack gibt. Vor Froſt müſſen ſie ſorgfältig gehütet werden. Häufig kommt man in die Lage, Trüffeln, welche vor der vollkommenen Reife geerntet wurden, nachreifen laſſen zu müſſen, alsdann errichtet man an einem trockenen, kühlen Orte, etwa im Keller oder froſtfreien Magazin, einen Trüffelplatz, am beſten mit der nämlichen Erde, in welcher die Knollen gewachſen ſind, oder auch mit einer andern gefunden, möglichſt leichten und ziemlich trockenen Erde. Sie wird feſt zuſammengetreten, um ihr genügende Conſiſtenz zu geben. Dann werden die Trüffeln in einer einzigen Schicht darauf niedergelegt und darauf drei bis vier Centimeter hoch mit der gleichen Erde bedeckt. Dieſe wird kräftig feſtgeſchlagen und von Zeit zu Zeit nachgeſehen. Entwickelt ſich nach einigen Tagen ein frappanter Fäulnißgeruch, ſo muß das Beet aufgedeckt und jede angegangene Knolle ſowie die ſie umgebende Erde ſorgfältig entfernt werden. In dieſer Weiſe iſt es möglich, die Trüffeln lange Zeit hindurch völlig friſch und gut aufzubewahren. Ohne Bedeckung an der Luft verlieren ſie nach und nach ihr charakteriſtiſches Aroma. Vor Mäuſen und Ratten, die ihnen gierig nachſtellen, müſſen ſie in den Aufbewahrungslagern wohl verwahrt werden, auch viele Käfer, Schaben, Aſſeln u. ſ. w. nagen ſie an und verurſachen dadurch beginnende Fäulniß.

„Die Trüffeln ſind Gottheiten unſerer Zeit", ſchrieb Brillat-Savarin im Jahre 1825, „und ihre Anbetung macht uns vielleicht nicht einmal große Ehre." In der That waren ſie ſeit 1770, wo ſie zum erſten mal in den größern Verkehr traten, dermaßen im Anſehen geſtiegen, daß ſie unter der Reſtauration als das unerläßlichſte Merkmal einer feinen Küche galten und faſt mit Gold aufgewogen wurden. „Noch im Jahre 1780", erzählt der berühmte Verfaſſer der „Physiologie du goût", „waren die Trüffeln, obgleich im Süden längſt anerkannt, etwas ſehr Seltenes in Paris, man fand ſie nur, und zwar in ganz kleinen Quantitäten, in den beiden Hôtels des Amerieans und de Provenee; ein getrüffelter Truthahn war ein Luxusgegenſtand, den man nur auf den Tafeln der höchſten Herrſchaften oder der filles entretenues fand. Die Delieateſſenhändler bemächtigten ſich jedoch bald dieſes lohnenden Gegenſtandes, den ſie aus allen Theilen des Landes zu beziehen ſuchten; es gab damals beſondere «Trüffelkuriere», welche mit unterlegten Pferden reiſten, um zu dem beſtimmten Tage eines Gaſtmahls wenige Pfunde

Trüffeln aus großen Entfernungen herbeizuholen. Im Zeitpunkt, wo ich dies ſchreibe (1825), ſteht die Trüffel im Glanzpunkte ihres Ruhmes. Man darf nicht wagen, von einem Diner oder Souper nur zu ſprechen, wobei nicht wenigſtens eine getrüffelte Pièce vertreten geweſen wäre. Wie trefflich an und für ſich auch eine Entrée ſein mag, ſie präſentirt ſich doch nur ärmlich, wenn nicht Trüffeln dabei ſind. Wem iſt noch nicht das Waſſer im Munde zuſammengelaufen, wenn er von Truffes à la provençale ſprechen hörte? Ein Sauté von Trüffeln iſt ein Gericht, deſſen Honneurs zu machen die Frau des Hauſes ſich nicht nehmen läßt; mit Einem Worte, die Trüffel iſt der Diamant der Küche!" Uebrigens geſteht trotz ſeines Enthuſiasmus für ſie der erfahrene Philoſoph des Geſchmacks, daß der hohe Preis der Trüffeln wol dazu beitragen könne, ſie ſo ſehr geſchätzt zu machen; er erzählt dabei die Anekdote von der großen Dame, welche auf die Nachricht hin, daß man die prächtigſten Spitzen mit dem Webſtuhle zu fertigen erfunden habe, ausrief: „Aber mein Gott, wer wird ſich dann noch mit Spitzen behängen, ſobald ſie billig ſind?"

Man verſpeiſt die Trüffel friſch, in Waſſer, Bouillon oder Wein geſotten, außerdem in verſchiedenartiger Zubereitung. Zu den in beiden erſtern Flüſſigkeiten gedämpften Knollen ſervirt man öfters friſche Butter, wie zu Kartoffeln; der echte Gourmand betrachtet dies aber als eine Degradation. Welche Weine man zum Kochen verwenden ſoll, darüber ſind die Gelehrten nicht einig; die einen geben dem Champagner oder Madeira, die andern dem Xeres oder dem Collioure (franzöſiſcher Wein des Rouſſillon, Departement Pyrénées Orientales) den Vorzug; Savarin räth ſie hintereinander dreimal, zuerſt in Xeres, dann in Madeira, zuletzt in Collioure zu ſieden, um den höchſten, pikanteſten Wohlgeſchmack zu erzielen. In Italien werden ſie auch in Olivenöl abgeſotten verzehrt. Die durch ihr Knoblaucharom ausgezeichneten piemonteſiſchen Trüffeln werden, fein geſchält und geſchnitten, gern als Salat verſpeiſt; das Recept dazu hat Roſſini erfunden, der bekanntlich ein ebenſo großer Gourmand als Componiſt war; an der Tafel des Baron Rothſchild in Paris durften niemals die „Truffes de Piémont à la Rossini" fehlen. Am meiſten werden die Trüffeln verwendet als Zuthat zu Farcen, Saucen, auch einigen Suppen. Die Gänſeleberpaſteten von Lyon und Straßburg ſind ohne ſie gar nicht denkbar, ebenſo werden ſie den feinern Wurſtſorten, Stülzen u. ſ. w. in größerer oder geringerer Zerkleinerung und Menge beigegeben. Berühmt ſind die getrüffelten Truthühner, welche insbeſondere aus Lyon bezogen und mit 100—400 Frs. das Stück bezahlt werden. Zu Brillat-Savarin's Zeit waren ſie noch zu 20 Frs. zu haben und er behauptete, daß Paris um die Weihnachtszeit davon allein 36000 Stück verbrauche. Trotz des erhöhten Preiſes iſt die Conſumtion, an der ſich übrigens auch das Ausland ſtark betheiligt, ſeither auf das Doppelte geſtiegen. Die lyoner Neujahrstruthühner ſind oft auf das koſtbarſte und abenteuerlichſte aufgeputzt, um als Geſchenke zu paradiren; ſie rechtfertigen dann ſehr den komiſchen Reim von J. H. Voß:

Romantiſch ſiehſt du aus, o Puter,
Doch ſchmeckſt du claſſiſch, Seelenguter!

Außerdem ſind die getrüffelten Faſanen, Poularden und Schnepfen bedeutende Specialitäten der höhern Küche; auch Wachteln, Ortolane, Rebhühner erhalten die koſtbare Würze. Der Marquis de Cuſſy hielt für ſeine größte That die Erfindung der nach ihm benannten Zubereitung der „Poularde aux truffes", wobei eine gemäſtete Poularde von Mans, auch ein Coq vièrge von Houdan oder La Flèche, geſchlachtet, ausgenommen, und die Bauchhöhle des noch warmen, ungerupften Vogels mit gedämpften, gut gewürzten Trüffeln angefüllt, darauf geſchloſſen und die Pièce an einem friſchen Orte aufgehängt wird, um am nächſten Tage gerupft und geſengt, zugleich aber mit neuen Trüffeln gefüllt zu werden. Das ſoll dann die Krone aller Geflügelbraten abgeben; in der That

kann man das Raffinement und die Verschwendung in der Kochkunst kaum höher treiben. Auch in Ragouts, in Pasteten u. s. w. finden die Trüffeln vielfältige Verwendung. Eins der kostbarsten aus ihnen bereiteten Gerichte ist der „Pudding aux truffes", dessen Recept man in der „Physiologie du goût" findet. Zuweilen werden Trüffeln in Milch eingeweicht, um höhern Kochzwecken zu dienen; diese gerinnt dann leicht und nimmt den Geschmack der Pilze an, worauf sie zu „Trüffelkäse" verarbeitet wird. Die in den Handel gebrachten getrockneten Trüffelscheiben, welche ihres billigern Preises halber namentlich von der Hotelküche gern verwendet werden, haben den größten Theil ihres Aromas verloren und vermögen keinen Begriff von dem Wohlgeschmack der Trüffeln zu geben. Ebenso ersetzen die besten Conserven nicht die ganz eigenthümlichen Reize der frischen Pilzknollen. Uebrigens kann man mit ihrer Würze auch leicht des Guten zu viel thun, und es ist bekanntlich eine der ersten Regeln der höhern Kochkunst, eine Zuthat, sei sie auch noch so edel, nur dort zu verwenden, wo sie hingehört. So hält Savarin dafür, daß das allgemein übliche Trüffeln der Fasanen nicht an seinem Platze sei; der Vogel sei an und für sich zu trocken, um die Knolle mit Fett zu durchdringen, und das Fumet des einen mit dem Parfum des andern neutralisirten sich in der Vereinigung oder stimmten wenigstens nicht zusammen. Welche tiefe Studien, welche wissenschaftliche Kenntnisse und Erwägungen erfordert die Disciplin der Gastrosophie!

Es darf nicht wundern, wenn ein so hoch im Verkaufswerthe stehendes Product auf alle mögliche Weise zu verfälschen gesucht wird. Am leichtesten ist dies thunlich bei den in den Handel kommenden getrockneten Trüffelscheiben, die mit verschiedenen Wurzeln, am häufigsten aber mit dem unreifen Kugelbuffpilz, Lycoperdon bovista, verfälscht werden. Unter frische und conservirte Trüffeln mischen gewissenlose Händler den Feldstreuling, Scleroderma vulgaris, auch falsche Trüffel genannt, einen Pilz, welchen Lenz als zu den gesundheitsschädlichen gehörig bezeichnet. Er unterscheidet sich von der echten Trüffel leicht durch die feste, weiße, lederartige Schale, welche jedoch mit schwarzer Erde und Kohlenstaub leicht zu färben ist; sein Fleisch ist gleichförmig schwärzlich, nicht marmorirt, die Gestalt und Größe der Knollen entspricht denen der erstern; die Samen oder Sporen der wilden Trüffel sind einfach rundliche Körnchen, die frei und locker, nicht in Schläuchen, zwischen dem Fleischgeflecht des Pilzes eingebettet liegen. Göppert, welcher vor der durch diese Verfälschung nahe gerückten Gefahr warnt, sagt mit Bezug darauf: „Wenn man nicht öfter, als bisher, nachtheilige Wirkungen von dem Genuß dieses Pilzes verspürte, so ist dies wol nur der geringen genossenen Menge zuzuschreiben, da Trüffeln eben nicht, wie andere Pilze, als einziges Gericht verspeist zu werden pflegen. (?) Wer aber vermag die Grenze bis zum Eintritt der Vergiftung abzumessen? Und Pilzvergiftungen sind immer bedenklich. Bei ihrer Behandlung fällt dem Arzte eine überaus schwierige Aufgabe zu, da ihre Symptome erst längere Zeit nach dem Genusse eintreten und die Wahl der Heilmethode dann bei völligem Mangel an specifischen, das Pilzgift neutralisirenden Mitteln besondern Schwierigkeiten unterliegt. Brech- und Abführmittel sind entsprechend zu verwenden, desgleichen ist an Tannin und an den schon von Plinius empfohlenen Essig zu denken." Gerade in Deutschland, wo der Feldstreuling häufig gefunden wird und als wirkliche Trüffel zur Verwendung gelangt, ist besonders Bedacht auf diese Warnung zu nehmen.

Die echte Trüffel ist bisher diesseit des Rheins nirgends aufgefunden worden, obgleich unter deren Fundstellen Böhmen, Würtemberg, Baden, Tirol, Steiermark und Ungarn nicht selten aufgezählt werden. Wahrscheinlich wird sie öfters verwechselt mit einem andern genießbaren Fleischpilz, welcher unter dem Namen „weiße Trüffel" vielfach vorkommt. Seine botanische Bezeichnung ist Rhizopogon albus, weißer Wurzelbart, wegen des

häufigen Vorkommens auf Wurzeln. Am meisten verbreitet finden sich diese Pilze in Oberschlesien, in der Umgegend von Gleiwitz, Rybnik und Ratibor. Sie haben Größe, Aussehen und Farbe der Kartoffeln, sind aber unregelmäßiger gebildet. Professor Dr. Göppert in Breslau schildert sie als von außen nach innen von gleichförmig weißer, zarter Structur, durchzogen von gelblichen, netzförmigen, den Windungen des Gehirns vergleichbaren Adern, in welchen sich in Schläuchen die höchst zierlich gestalteten, freilich erst bei starker Vergrößerung erkennbaren Samen oder Sporen befinden. Der Geruch ist dem der echten schwarzen Trüffel verwandt, jedoch ungleich schwächer. Diese weiße Trüffel ist außer in Oberschlesien, Böhmen und Oberitalien wenig verbreitet, dort jedoch Gegenstand allgemeiner Benutzung. Als solcher wird sie sehr gerühmt, ja von Krombholz und Corda, denen Böhmen die Kenntniß seiner reichen Pilzflora verdankt, sogar der echten Trüffel wegen ihres feinern Geschmacks und der entsprechenden Verwendung zu culinarischen Zwecken vorgezogen. Corda bestätigt dies auch durch die Bezeichnung „Tuber Magnatum", welche er einer etwas abweichenden Form derselben beilegt. (Dies ist ein Irrthum, denn darunter ist die „echte weiße Trüffel" verstanden. S. o.) Da dieser Pilz in Oberschlesien so häufig vorkommt, so verdiente er wol, Gegenstand des Handels zu werden; es wäre aber sehr zu wünschen, daß er nicht etwa als Surrogat der französischen Trüffel, der Trüffel von Périgord, sondern nur mit seinem wahren deutschen Namen, als „weiße oberschlesische Trüffel" dem Verkehr übergeben würde. Sie wird sich gewiß wegen ihrer Vorzüglichkeit bald selbst Bahn brechen und im Stande sein, in Concurrenz mit der so unverhältnißmäßig kostbaren französischen Trüffel zu treten, sowie die obenbesprochene falsche Trüffel zu verdrängen.

Schon Antonius Anthus hat in seinen „Vorlesungen über Eßkunst" gesagt: „Gewöhnlich kann man die ersten male, wenn man gewisse berühmte Speisen ißt, z. B. Trüffeln, Austern, denselben keinen Geschmack abgewinnen; man entdeckt und unterscheidet erst nach wiederholtem Genusse die eigenthümlichen Qualitäten derselben." Dies ist ganz richtig und findet insbesondere auf die Trüffeln Anwendung, von welchen viele Menschen nichts wissen wollen, ebenso wie andere sich durch das Aussehen der Austern abgestoßen finden. Die erstern haben aber gewöhnlch ihre gastronomischen Erfahrungen auf diesem Gebiete an Tafeln gemacht, wo die getrockneten Trüffelscheiben als Luxuszuthaten paradiren, deren schwarze Saft- und Kraftlosigkeit allerdings auch den besten Willen der Anerkennung zurückzuschrecken vermag. Um die frischen Trüffeln vollauf zu würdigen, bedarf es schon eines herangebildeten Gaumens und einer südlichen — um nicht zu sagen „orientalischen" — Zunge; wer Knoblauch und Zwiebeln als Speisewürzen verschmäht, der wird sich auch niemals mit dem haut goût der Trüffel befreunden. Uebrigens kommt es dabei immer noch darauf an, welche Sorte ihm zum ersten mal geboten wird, denn, wie der Franzose zu sagen pflegt: „Il y a truffes et truffes, comme il y a fagots et fagots." Die besten Trüffeln kommen aus den Plätzen im Périgord und in der obern Provence, sie halten sich auch am längsten und bekommen erst im Januar ihr volles Aroma. Ebenso hoch, wenn nicht höher, schätzt man diejenigen von Bugey, sie haben aber leider den Fehler, daß sie nicht haltbar, daher schwer zu transportiren sind. In gleichem Range stehen die piemontesischen echten weißen Trüffeln mit ihrem leisen Knoblauchgeschmack, der aber um so weniger schadet, als er keineswegs, wie der Knoblauch selbst, nachwirkende Aeußerungen im Gefolge hat. In den untersten Rang der Qualität werden gestellt die Trüffeln aus Burgund und der Dauphiné, sie sind hart und mangeln des Aromas („ils manquent d'avoine"), finden daher in Frankreich keinerlei Absatz, weshalb sie denn vorzugsweise gerade ins Ausland verführt werden. Sobald daher über Geschmack und culinarischen Werth der Trüffeln abgeurtheilt werden soll, ist die Frage der Herkunft immer vorerst zu erledigen, denn es gibt gute und schlechte Trüffeln.

Die chemiſche Unterſuchung der koſtbaren Knollen weiſt einen ungemein reichen Stickſtoffgehalt nach, der ſie in Bezug auf Nahrungskraft faſt allen übrigen Pflanzenerzeugniſſen voranſtellt. Außerdem iſt nachgewieſen, daß ſie in der Schale und dem zunächſtliegenden Gewebe vielen Gerbſtoff, im Fleiſche aber beſonders Phosphorſäure und Eiſen enthalten; letzterm werden vorzugsweiſe die Conſiſtenz und der Wohlgeſchmack zugeſchrieben. Aus dem Vorhandenſein dieſer Beſtandtheile geht unzweifelhaft hervor, daß die Trüffeln ein Nahrungsmittel erſten Ranges ſind, welches dem Blute die zur Neubildung weſentlichſten Stoffe zuführt. Insbeſondere werden ſie daher Perſonen, welche an Blutarmuth leiden, ſehr zuträglich ſein, und dies erklärt auch, daß Frauen, die mit dieſem Uebel vorzugsweiſe behaftet zu ſein pflegen, eine beſondere Vorliebe für Trüffeln haben. Den Vorwurf der Unverdaulichkeit, der ihnen öfters gemacht wird, verdienen ſie nicht. In der That iſt nicht abzuſehen, warum ſie dieſen Fehler haben ſollten, da ſie eine vollkommen verdauungsgerechte Zuſammenſetzung beſitzen, nicht von allzu feſtem Gefüge und frei von den ſchwerer aſſimilirbaren Kohlenhydraten ſind. Brillat-Savarin vertheidigt daher auch mit Feuer ihre Unſchuld, und führt als Zeugen dafür den Doctor Malouet an, welcher, obgleich er Quantitäten zu ſich genommen, die einem Elefanten Bauchgrimmen verurſacht haben würden, dieſe Uebung doch ohne jeglichen Nachtheil bis ins 86. Jahr fortgeſetzt habe. Mit Recht weiſt er dagegen darauf hin, daß raſchen Eſſern, oder ſolchen, deren Kauwerkzeuge nicht mehr im vollkommenen Zuſtande ſind, häufig unzerkleinerte, größere Trüffelfragmente in die Speiſeröhre entſchlüpfen, welche dann allerdings üble Wirkungen hervorbringen können, wie ſie jedoch auch andere fremde feſte Körper im Magen zur Folge haben. Eine vollſtändige Maſtication iſt daher bei dem Genuß von Trüffeln immerhin geboten. Außer dem Wohlgeſchmack und der Nahrhaftigkeit ſchreibt man ihnen übrigens noch eine Eigenſchaft zu, welche nicht wenig dazu beigetragen haben ſoll, ſie im vorigen Jahrhundert en vogue zu bringen. Sie ſollen nämlich, übereinſtimmender Meinung nach, eine aphrodiſiakiſche Wirkung äußern, die vermöge ihrer chemiſchen Beſtandtheile einigermaßen begründet erſcheinen mag, obgleich ſie keineswegs größer ſein kann als diejenige anderer proteïn- und phosphorhaltiger Nahrungsmittel. Der mehr erwähnte Meiſter der Phyſiologie des Geſchmacks erzählt eine ganz hübſche Geſchichte hierüber, die mit der Moral ſchließt: „La truffe n'est point un aphrodisiaque positif, mais elle peut, en certains occasions, rendre les femmes plus tendres et les hommes plus aimables.“ Und dies Urtheil, welches im Grunde darauf hinausläuft, daß nach einem ſucculenten Mahle, wobei die Trüffeln nicht geſpart waren, die Sinne etwas erregter zu ſein pflegen als nach dürftiger Faſtenkoſt, dürfte wol das Rechte getroffen haben. Nichtsdeſtoweniger möge hier zum Schluſſe der erſte Vers eines Hymnus ſtehen, welcher in Frankreich Popularität erlangt hat:

Buvons à la truffe noire,
Et ne soyons point ingrats;
Elle assure la victoire,
Dans les plus charmants combats.
Au secours
Des amours,
Du plaisir la providence
Envoya cette substance:
Qu'on en serve tous les jours!

Gerade dieſe ihr zugeſchriebene Eigenſchaft ſtempelt aber die Trüffel zum veritabeln Luxusgericht.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

24. Februar 1875.

Der Deutsche Reichstag wurde am 30. Jan. durch den Präsidenten des Reichskanzleramts Delbrück geschlossen; wir kommen auf die wichtige Session desselben noch einmal in einem eingehendern Artikel zurück. Die Gesetzgebung hat alle auf das Bankwesen bezüglichen Fragen geordnet, eine Reichsbank errichtet und das Privatbankwesen regulirt, die einheitliche Regelung der Civilstandsgesetzgebung durchgeführt. Nicht minder wichtig waren die Ergänzungen der Militärgesetzgebung durch das Landsturmgesetz, die Bestimmungen über die Controle der Mannschaften des Beurlaubtenstandes, über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, sowie die erste Durchberathung des Militäretats. An schwunghaften oratorischen Leistungen hat die Session weniger geboten als manche frühern; desto reicher war sie an sachlich gediegenen Reden, welche zur Genüge darthaten, daß der Reichstag an Intelligenzen, auch wo es sich um Specialitäten handelt, sehr reich ist.

Der preußische Landtag ist am 16. Jan. eröffnet worden und hat seine gesetzgeberische Thätigkeit bisher mit großem Eifer fortgesetzt. Die wichtigsten Verhandlungen waren diejenigen über die neuen Verwaltungsgesetze und über die Ausdehnung der neuen Kreisordnung auf Rheinland und Westfalen, da dieselbe bisher nur für die östlichen Provinzen Geltung hatte. Die Verwaltungsreform war nach dieser Seite hin ins Stocken gerathen; es machten sich Gesichtspunkte geltend, welche in der Einführung der Kreisordnung in den rheinischen Provinzen eine mächtige Unterstützung für die ultramontanen Bestrebungen sahen, und der Reichskanzler selbst, der in der Bekämpfung der letztern den Schwerpunkt seiner jetzigen politischen Mission erblickt, schien wenig geneigt, jene Einführung der Kreisordnung zu beschleunigen. Die Nützlichkeitsrücksichten vom Standpunkte der praktischen Politik geriethen in Conflict mit einer principiell durchgreifenden Reformpolitik. Der Virchow'sche Antrag auf Ausdehnung der Kreisordnung auf die Rheinlande und Westfalen wurde mit der imposanten Majorität von 292 gegen 28 Stimmen vom Abgeordnetenhause am 11. Febr. angenommen. Es ging das Gerücht, Fürst Bismarck habe diese Abstimmung mit denselben Augen angesehen, wie die Abstimmung über den Majunke'schen Antrag. Als Hauptworkämpfer jener Einschränkung war bekanntlich Professor von Sybel aufgetreten, der in einer an den Reichskanzler gerichteten Denkschrift die Gefahren hervorhob, welche durch Einführung der Kreisordnung in den Rheinlanden und Westfalen drohten, indem die regierungsfeindliche Agitation dadurch gestärkt werde. Schon bei der Berathung über die Provinzialordnung am 10. Febr. ließ der Abgeordnete von Sybel das schwere Geschütz seiner Argumentationen auch im Abgeordnetenhause spielen. „Der Gesetzgeber", sagte er, „muß die Zustände und Bedürfnisse des Landes überlegen und für die Zukunft das Richtige zu treffen suchen. . . . Durch die Uebertragung der Selbstverwaltung auf die Bürger leistet der Staat einen gewissen Verzicht auf gewisse deutlich erkennbare Theile seiner Macht, und er kann sich wol fragen, ob es im Interesse des Gemeinwohles liegt, auf

eine derartige Regierungsmacht zu verzichten. In Frankreich hat dieser Verzicht, der 1791 gemacht wurde, zum Terrorismus, zum Despotismus, zur Tyrannei und schließlich zum Napoleonischen Kaiserreiche geführt. Was die Schwierigkeit der Uebertragung der Kreisordnung auf die westlichen Provinzen betrifft, so hieße es die Politik des Vogels Strauß nachahmen, wenn man die bedeutenden Schwierigkeiten nicht sehen wollte; es wäre kein kühner, sondern ein thörichter Schritt, wenn man Gesetze im raschen athemlosen Laufe machen wollte, ohne zu bedenken, daß sie sich in der Praxis als thöricht herausstellen würden. Ich kann nicht einmal zugeben, daß man binnen einem großen Zeitraume mit diesen Gesetzen vorgehen müßte; denn die Beseitigung dieser Hindernisse liegt weniger in unserm Willen, als vielmehr in den thatsächlichen Verhältnissen, und zu sagen, in einer bestimmten Frist müssen die Hindernisse beseitigt sein, kann ich nur Vermessenheit nennen." Sybel geht so weit, zu behaupten, daß, wenn man Posen und die Rheinprovinz vergleiche nach der Beziehung, in welcher Provinz die Regierung ein größeres Risico laufe, wenn sie auf die Verwaltung verzichte, die Möglichkeit des Verzichts in der Rheinprovinz zehnmal größer sei als in Posen. Er weist auf den Zustand der rheinischen Unterrichtsanstalten hin, welche hinter den altländischen entschieden zurückgeblieben seien, auf die Gefahren, Autonomie und Selbstverwaltung in die Hände der internationalen und ultramontanen Agitation zu legen; er räth, in einer Provinz, die voll von Fabriken, von Großindustrie, von gärenden Arbeitermassen sei, die Augen offen zu halten, in einer solchen Machtfrage die beiderseitige Stellung zu prüfen, erst nach bestimmter Erwägung aller denkbaren Folgen, auch aller europäischen Conjuncturen, mit der Verwaltungsreform vorzugehen. „Was mir als der wichtigste Kampf erscheint, der dem Deutschen Reiche und dem preußischen Staate heute obliegt, das kann ich nicht als ein kleines Hinderniß behandeln; dem muß ich Rechnung tragen bei jedem neuen Gesetze, bei jeder Verwaltungsreform bei Strafe der gefährlichsten Consequenzen für die Sicherheit des Staates, für das Wohl unserer Nation." Der Redner wiederholt am Schlusse, daß es in unserm Vaterlande leider viele Tausende gebe, denen durch Agitation mannichfacher Art der unbedingte Respect vor dem vaterländischen Gesetze, der die unerläßliche Grundbedingung des Selfgovernment ist, abhanden gekommen sei.

Trotz seiner peremtorischen Beredsamkeit vermochte Sybel das Abgeordnetenhaus, wie die Abstimmung über den Virchow'schen Antrag am nächsten Tage bewies, nicht zu überzeugen. Dasselbe stellte sich auf den Standpunkt, welchen Lasker tags vorher in zweistündiger Rede vertreten hatte; ihm war es unpolitisch erschienen, in einer Provinz die Reform ruhig weiter zu führen, in der andern es beim alten zu lassen, und als der schlimmste Uebelstand, wenn vor der Weiterführung der Reform eine Erschlaffung eintrete. Die Selbstverwaltung sei keine Machtfrage; gegen den Staat könne und dürfe sich dieselbe niemals auflehnen. Er hatte seine Rede mit den Worten geschlossen: „Gehen wir nicht mit kleinem Sinn an diese große Arbeit, sondern suchen wir uns immer ganz mit dem Geiste zu erfüllen, der allein solche Gesetze dictiren kann: das ist das starke Selbstbewußtsein, daß wir mit Bürgern zu rechnen haben, welche überall nur auf eine klare Anweisung des Gesetzes warten, um dieser zum Theil als Gehorchende, zum Theil als Mithelfende Folge zu geben." In diesem Sinne hatte das Abgeordnetenhaus sich für die Virchow'sche Resolution entschieden. In der That hieße es bei dem jetzigen Stande der Reformgesetzgebung einen Ausnahmezustand über die westlichen Provinzen verhängen, wenn man ihnen die Kreisordnung versagte. Es liegt im Wesen der gesetzgebenden Versammlungen, daß sie Neigung zu theoretischer Consequenz besitzen, während die praktischen Staatsmänner am liebsten freie Hand behalten und nicht selbst gesetzliche Verschanzungen errichten wollen, aus denen sie möglicherweise beschossen werden könnten. Doch hier lag auch das praktische Bedenken vor, ob nicht gerade durch die Vorenthaltung der Kreisordnung einer regierungsfeindlichen Agitation Nahrung gegeben werde.

Der Virchow'sche Antrag bildete eine Episode in den Verhandlungen über die großen Verwaltungsgesetze, durch welche die Berathungen des Landtages über den Etat unterbrochen wurden: die Provinzialordnung mit dem Gesetzentwurfe der Umwandlung der Commune Berlin in eine Provinz, die Dotation der Provinzen, eine Wegeordnung und ein Gesetz über den Waldschutz, wozu noch das Gesetz über die Verwaltung des Kirchenvermögens der katholischen Gemeinden folgt. Bei der ersten Lesung aller dieser Gesetze

handelte es sich um die allgemeinen Principienfragen. Die Provinzialordnung als Ausbau der Kreisordnung hielt an den Principien derselben streng fest, und die Ueberzeugung, welche auch der Minister Friedenthal ausgesprochen hatte, daß es sich hier um kein Parteigesetz handle, fand auch in der Haltung der Debatte (am 9., 10. und 11. Febr.) ihren Ausdruck. Der Hauptpunkt, der in der Provinzialordnung Bedenken erregte, war die Beibehaltung der bisherigen Bezirkseintheilung und der Regierungspräsidenten. Zu Gunsten derselben erklärten sich nur wenige Abgeordnete, darunter Gneist, der ebenso wenig aus dem Oberpräsidenten und dem Regierungspräsidenten zwei Instanzen gebildet, sondern in den letztern nur Delegirte des Oberpräsidenten sehen wollte, die allmählich auch in Wegfall kommen sollten; er will sie nur beibehalten sehen, weil man vorläufig sich an dieselben gewöhnt habe und es unweise wäre, das Personal und die Acten der Regierung kurzweg auf Wagen zu packen und nach der Provinzialhauptstadt zu führen. Dagegen sprachen die andern Redner der National-Liberalen, der Fortschrittspartei und der Freiconservativen entschieden gegen die unorganische Bezirkseintheilung.

Daß das Gesetz über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens durch die Gemeinden auf den lebhaftesten Widerspruch der Centrumspartei stoßen werde, war vorauszusehen; nur der Pfarrer Dantzenberg, obgleich er mit Stolz bekannte, daß er der ultramontanen Partei angehöre, war billig genug einzugestehen, daß sein Standpunkt dieser Vorlage gegenüber nicht ein unbedingt ablehnender sei, wie gegenüber den Maigesetzen, weil das innere Lebensgebiet der Kirche dadurch nicht betreten werde und es sich dabei nicht um Dogmen handle. Windthorst-Meppen erklärte dagegen, daß man mit diesem Gesetze tief in die innern Verhältnisse der katholischen Kirche eingreife; denn die hierarchische Verfassung derselben gehöre zu ihren innern Einrichtungen, das protestantenvereinliche Princip der Gemeindevertretung stehe mit derselben in directem Widerspruche. Reichensperger weist darauf hin, daß die Regierung nur den einen Zweck habe, die Kirchen- und Religionsgesellschaften in Preußen der unbedingten Staatsomnipotenz zu unterwerfen, sodaß auch die neue Vorlage nur eine innere, naturnothwendige Consequenz der Maigesetze sei. Die Verwaltung und Verwendung des kirchlichen Vermögens werde jetzt auf einer Grundlage geordnet, die eine völlige Säcularisirung und Demokratisirung des kirchlichen Vermögens in sich schließe. Freiherr von Schorlemer-Alst erweist sich wiederum als der Heißsporn des Centrums, der durch seine Ausfälle auf das jetzige Regierungssystem und die beabsichtigten Säcularisationen die Heiterkeit der Versammlung erregt, die er durch extreme und paradoxe Behauptungen herausfordert. Dagegen zeigt sich Cultusminister Falk in gediegener Vertheidigung der Regierungsvorlage seinen Gegnern vollkommen gewachsen, und die thatsächlichen Mittheilungen, die er von der unordentlichen Vermögensverwaltung der Bischöfe gibt, verfehlen nicht, auch bei dem Centrum selbst Aufsehen zu erregen. Der Abgeordnete Windthorst-Bieleseld hebt in einer treffenden Rede hervor, daß der vorliegende Entwurf auf dem einzig richtigen Grundsatz beruhe, indem er die Gemeinde für die Trägerin des Kirchenvermögens erkläre; ihm sind einige Bestimmungen des Gesetzes nicht consequent genug, so die Stellung des Pfarrers als geborenes Mitglied und Vorsitzender des Kirchenvorstandes, und einzelne bischöfliche Rechte, welche die Selbständigkeit der Vermögensverwaltung beeinflussen könnten. Andere Redner wandten sich gegen die doppelte Form der Verwaltungsbehörde, die aus einem Kirchenvorstande und aus einer Gemeindevertretung bestehen solle; es geschieht dies namentlich von Rednern des Centrums. Auf die einzelnen Punkte aller dieser Gesetzesvorlagen näher einzugehen, wird der Debatte bei der zweiten Lesung derselben vorbehalten bleiben.

Wenn Reichensperger die tiefe Zerrüttung beklagt, in welche der preußische Staat durch die Kirchengesetze gerathen sei, so thut der katholische Klerus nicht das Geringste, diese Zerrüttung zu mildern und einen erträglichen Verkehr zwischen Staat und Kirche anzubahnen; ja es wird erzählt, daß von Rom aus die Anfrage in Betreff eines modus vivendi mit dem Staate an die deutschen Bischöfe ergangen, daß aber diese Anfrage von dem Episkopat durchaus ablehnend beantwortet sei. Die pessimistische Tendenz, durch fortdauernden Widerstand gegen die Maigesetze eine allgemeine kirchliche Verödung zu erzeugen, dictirte die Antwort nach Rom, als deren Verfasser anfangs der geübteste Journalist unter der Mitra, der Heißsporn Ketteler von Mainz, bezeichnet wurde, während neuerdings dem Bischof von Paderborn die Autorschaft dieser Erklärung des

preußischen Episkopats zugeschrieben wird. Die Antwort darauf war die päpstliche Bulle vom 5. Febr., welche über die preußischen Kirchengesetze das entschiedenste Verdammungsurtheil des Vaticans ausspricht. Auch hat der Ton derselben offenbar die Absicht, für lange Zeit jede versöhnlichere Richtung auch von seiten eines Nachfolgers auf dem Throne Petri zu erschweren. Die Anknüpfung an die Circulardepesche des Fürsten Bismarck in Betreff der künftigen Papstwahl erscheint doch so verspätet, daß man an eine neuerdings ergangene Anfrage der Curie, die wir eben erwähnten, glauben muß. Die „Germania", welche dies in Abrede stellt, malt einen höchst romantischen modus vivendi aus, wie die in ihren Amtshandlungen behinderten Geistlichen in jeder Art von Verkleidung ihr geistliches Amt ausüben und den Mitgliedern ihres Kirchsprengels Trost bringen werden.

Inzwischen mehren sich die Gerüchte von dem beabsichtigten Rücktritt des Reichskanzlers, welchen ein alter Revolutionär jenseit des Oceans jüngst den „Pfaffenhammer" nannte. Fürst Bismarck soll nervös so erregt sein und besonders so an Schlaflosigkeit leiden, daß die Aerzte ihm dringend die größte Schonung anrathen und die längere Dauer seines Lebens von solcher Schonung abhängig machen. Die Bedeutung einer so eisernen Persönlichkeit, in welcher sich große Principien verkörpert haben, wird allgemein so tief empfunden, daß niemand an einen vollständigen Rücktritt des Fürsten glauben will. Man hat deshalb die verschiedensten Auswege erdacht, wie dem Fürsten eine fernere Oberleitung ermöglicht werden könne. Da soll ihm eine große Geschäftsbürde abgenommen werden, indem Fürst Hohenlohe oder Keudell, Männer, von denen man die vollkommen gleiche Gesinnung annehmen darf, mit dem preußischen Ministerpräsidium betraut werden, während Bismarck deutscher Reichskanzler bleibt und durch die eng befreundeten Staatsmänner nach wie vor Preußen regiert; dann wiederum wird ihm eine große parlamentarische Rolle zugedacht, er soll eine liberal-conservativ-nationale Partei bilden und dabei immer zur Hand sein, um in Augenblicken der Krisis stets wieder das Staatsruder ergreifen zu können. Daß eine solche parlamentarische Wirksamkeit besonders nervenstärkend sein dürfte, mag man mit Recht bezweifeln; der Reichskanzler würde dort die Frictionen nicht los werden, sondern nur von einer andern Seite in dieselben verwickelt werden. Die schwere Erkrankung des Abgeordneten Lasker, des unermüdlichsten Redners im Deutschen Reichstage und preußischen Landtage, steht jedenfalls mit den Ueberanstrengungen parlamentarischer Thätigkeit in Verbindung. Eine dritte Ansicht führt die Neigung des Reichskanzlers zum Rücktritt auf allerlei Reibungen in der Regierungssphäre selbst zurück, sodaß eine Beseitigung derselben, wie sie in der königlichen Verordnung liegt, daß in Zukunft alle von preußischen Ressortministern auszuarbeitenden Gesetzentwürfe zuerst vom Staatsministerium wegen ihrer allgemein politischen Opportunität geprüft werden sollen, noch am ehesten das Verbleiben Bismarck's an der Spitze der Geschäfte Preußens und Deutschlands zur Folge haben dürfte. Bis zum Sommer wird sich jedenfalls die Situation klären; die persönliche Rücksprache des Kaisers mit dem Reichskanzler, welche in jüngster Zeit mehrmals stattgefunden hat, wird gewiß wesentlich dazu beitragen, ihn zum Ausharren in seinem schwierigen Amte zu bestimmen.

Die Ereignisse in Frankreich kennzeichnen immer mehr die jetzige Epoche als die politisch unrühmlichste, welche dieser große Staat seit langer Zeit durchgemacht hat. Alle Parteien erscheinen nur darin einig, jede Anstrengung zu vereiteln, welche zu irgendeinem festen Resultat in Bezug auf dauernde Institutionen des öffentlichen Lebens führen könnte, und wenn das Staatsoberhaupt mit seinen Ministern noch am meisten bestrebt scheint, organische Gesetze einzubringen, so beziehen sich diese doch blos auf die Gestaltung des Septennats, und auch der Marschall huldigt dem Grundsatz: après nous le déluge. So herrscht in Frankreich das Provisorium, und zwar ein vollkommen rathloses Provisorium, welches nichts schaffen will und nichts schaffen kann. Das Septennat ist die große Sackgasse, in welche sich die französische Geschichte verlaufen hat, und das Hin- und Herrennen der Parteien in diesem anscheinend aussichtslosen Winkel ist eins der unerquicklichsten Schauspiele, welches die neueste Zeit den Blicken darbietet. Hierzu kommt die aller Logik Trotz bietende Annahme, daß das Septennat, obgleich eine nur durch die Zeitbestimmung charakterisirte und an eine bestimmte Persönlichkeit gebundene Form der Republik, eine wirklich neue Staatsform und eben nicht die Republik sei, und daß, während einzelne

Gesandte bei dem Präsidenten der Republik accredirt sind, in der französischen Nationalversammlung die Republik fast immer niedergestimmt wird. Die innere Unmöglichkeit dieser Zustände kommt natürlich bei jeder Gelegenheit auch äußerlich zu Tage; es gibt keine haltbare Majorität, es gibt kaum noch ein mögliches Ministerium in Frankreich; die Auflösung und der Staatsstreich schweben fortwährend in der Luft. Doch fehlt dieser dunstigen Atmosphäre selbst die Fähigkeit, ein luftreinigendes Gewitter zu bilden.

Die Abstimmungen über die organischen Gesetze und die verschiedenen Amendements, welche von seiten einzelner Deputirten aufgestellt wurden, nehmen die Thätigkeit der Assemblée in Anspruch — gewiß eine wichtige und tiefeingreifende Thätigkeit, wenn nur nicht die lauernde Parteitaktik sich darin gefiele, was sie heute bei der Abstimmung über einzelne Paragraphen zugestand, morgen bei der Abstimmung über das ganze Gesetz wieder zu Fall zu bringen. Die wichtigste Frage ist das Zweikammersystem für Frankreich. Der Präsident und die Regierung glauben, durch einen Senat eine staatsrechtliche Organisation zu gewinnen, welche im Besitze größerer Festigkeit, gegenüber den schwankenden Majoritäten der Deputirtenkammer, das ganze staatsrechtliche Gebäude zu stützen vermag. Die Senate, selbst der mit so großen Vorrechten ausgestattete des letzten Kaiserthums, haben sich für Frankreich niemals von dem Gewicht erwiesen wie das englische Oberhaus; sie waren meistens servile Körperschaften, welche sich in fortwährenden Huldigungsreden ergingen, und als die Straßenunruhen im September 1870 nach der Schlacht bei Sedan das Corps législatif des Kaiserreiches fortfegten, da hielt man es nicht einmal für nöthig, sich um den Senat zu bekümmern, welcher aus eigenem Antriebe schweigend von der Bühne abtrat.

Am 21. Jan. begann die Berathung über die sogenannten „constitutionellen Gesetze" und wurde am 22. fortgesetzt. Der erste Antrag war der von Ventavon über die Organisation und Transmission der Gewalten, gegen welchen sich die Rechte und die Linke gleichmäßig kehrten, während die Minister ihn vertheidigten. Die Debatte gibt den gegenseitigen Anschuldigungen der Parteien den weitesten Spielraum; alle traten nacheinander auf die Rednerbühne, und der Eifer, mit welchem sie ihre Prineipien verfochten, ließ zunächst wenig Aussicht auf eine Verständigung der Centren, die mehr ihre feindlichen Pole gegeneinanderkehrten. Am weitesten ließ sich vom Schwung seiner Beredsamkeit Jules Favre hinreißen, welcher die Regierung vom 4. September energisch vertheidigte und gegen die Monarchisten wie gegen das Kaiserthum die fulminantesten Anklagen schleuderte. Es war eine Philippika, welche die Monarchisten tödlich beleidigte. Wie die andern Redner greift auch Jules Favre bis in die erste Revolution zurück und erhebt die Anschuldigung gegen Ludwig XVI., beim Auslande Hülfe gesucht zu haben. „Das Königthum sei unmöglich geworden, weil es in dem Gepäckwagen des Landesfeindes zurückgekehrt sei"; Favre nennt die Monarchisten die Helfershelfer des Staatsstreiches vom 2. December. Der Orléanist Bocher hielt ebenfalls einen historischen Excurs, ist aber nicht glücklich in seinen Reminiscenzen an die französische Revolution, welche unwillkürlich die Erinnerung an Philippe Egalité wach rufen. Von dem Ventavon'schen Antrage, welcher die öffentlichen Gewalten durch die Nationalversammlung, durch ein noch zu bildendes Oberhaus und den Marschall-Präsidenten ausgeübt sehen und die Uebertragung der Executivgewalt an den Nachfolger Mac-Mahon's durch einen aus Nationalversammlung und Oberhaus gebildeten Congreß verlangt, entfernt man sich bei der Discussion soviel als irgend möglich, und es ist nicht mehr als billig, daß die Nationalversammlung mit 538 gegen 145 Stimmen beschließt, demnächst in die zweite Lesung der constitutionellen Gesetze einzutreten.

Dieselbe Rücksicht wurde am 25. Jan. dem Senatsgesetze der Dreißiger-Commission zutheil. Auch in dieser Debatte beschäftigte man sich nur mit den allgemeinen Prineipien und beschloß mit 512 gegen 188 Stimmen zu einer zweiten Lesung überzugehen.

Dies war die Introduction in Betreff der „organischen Gesetze"; der Zwiespalt der Parteien schien sich so energisch abzuzeichnen, daß an eine versöhnliche Lösung nicht zu denken war. Der Verlauf der Debatten und Abstimmungen sollte aber eine Zeit lang diese pessimistischen Anschauungen Lügen strafen; es zeigte sich plötzlich bei der zweiten Lesung eine unvermuthete Concordanz zu Gunsten der Republik, und schon verkündeten die Optimisten, daß Frankreich gerettet sei. Am 28. Jan. wurde die zweite Lesung der constitutionellen Gesetze eröffnet. Das Laboulaye'sche Amendement wollte durch eine Hinter-

thür die legale Existenz der Republik proclamiren; nach demselben sollte der Ventavon'sche Antrag dahin verbessert werden, daß er lautete: „Die Regierung der Republik besteht aus zwei Kammern und einem Präsidenten"; doch dieses Amendement wurde am 29. Jan. mit 359 gegen 335 Stimmen verworfen, wie seinerzeit der Périer'sche Antrag. Die Verhandlungen waren sehr erregt und erhielten einiges dramatische Interesse durch die Sonderstellung, welche Louis Blanc anfangs dem Antrage gegenüber im Namen der consequenten äußersten Linken einnahm, und durch den Widerspruch zwischen seiner Abstimmung und seiner Rede. In dieser bestritt er der Versammlung das Recht, die republikanische Regierungsform, die ohnehin durch ein eigenes höheres Recht bestehe, noch einmal zu sanctioniren. Als es indeß zur Abstimmung kam, ließen sich Louis Blanc und seine fünf gleichgesinnten Collegen doch bestimmen, den weißen Zettel zu Gunsten des Laboulaye'schen Amendements abzugeben; allgemeine Rührung und Umarmung der Linken und äußersten Linken, auf welche in den nächsten Journalen dann die unvermeidlichen Erklärungen und und Klopffechtereien folgten; war doch das Opfer Louis Blanc's und seiner Genossen ein vergebliches gewesen; sie erklärten darauf, dies Opfer nur deshalb gebracht zu haben, weil man ihnen gesagt hatte, dadurch werde der Sieg des Laboulaye'schen Antrags entschieden, und um des Friedens innerhalb der Partei willen. Eine Kriegserklärung Louis Blanc's gegen Gambetta war die Folge dieses Misverständnisses.

Was indeß Laboulaye zunächst nicht gelungen war, das sollte dem Abgeordneten Wallon bald darauf gelingen: die Einschmuggelung der Republik in die constitutionellen Gesetze; sein Zusatzantrag lautete: „Der Präsident der Republik wird mit Stimmenmehrheit von dem Senat und der Deputirtenkammer gewählt, die zu diesem Behufe zu einer Nationalversammlung zusammentreten. Er wird auf sieben Jahre gewählt und kann wiedergewählt werden."

Der rasche Temperaturwechsel fand namentlich im rechten Centrum statt. Das Schreiben des Marschalls Canrobert, in welchem er seinen Degen dem Bonapartismus ausdrücklich zu Gebote stellt, hatte besonders die Orléanisten des rechten Centrums stutzig gemacht, die Furcht vor einem bonapartistischen Staatsstreich sie den conservativen Republikanern des linken Centrums näher geführt. Ein Abgeordneter, der dieser Partei angehörte, konnte am 2. Febr. ausdrücklich erklären: „Die Republik besteht thatsächlich und ist eine Nothwendigkeit geworden. Ich gehöre von Hause aus der republikanischen Partei nicht an, bringe aber dem Lande meine persönlichen Neigungen zum Opfer und bitte mit meinen Freunden die conservativen Republikaner, uns an ihrer Seite arbeiten zu lassen. Es scheint uns dies der einzige Weg, eine Verfassung zu Stande zu bringen und der Ungewißheit des Landes ein Ziel zu setzen. Wir gehen dabei von der Ueberzeugung aus, daß in den Augen unserer neuen Bundesgenossen wie in den unserigen die Republik niemals die Regierung einer einzelnen Partei sein, sondern jedem, der es nur aufrichtig mit ihr meint, ihre Arme öffnen wird." Der donnernde Beifall der Linken begrüßte die erwünschte Allianz, ebenso wie später die Erklärung Dufaure's, daß die verwegensten Intriguen die Regierung jeden Tag bedrohten und die Gesellschaft in Gefahr brächten. Unter dieser Pression, welche die Furcht vor dem Bonapartismus ausübte, wurde das Wallon'sche Amendement und zwar mit einer allerdings winzigen Majorität von einer einzigen Stimme (353 gegen 352) angenommen. So hatte man also, vorbehaltlich der dritten Lesung, eine Republik, und es ertönten bereits die Triumphgesänge der republikanischen Blätter. Am 3. Febr. wurde die republikanische Stimmung noch allgemeiner; die Majorität war im Wachsen; der „Marschall-Präsident" wurde überall durch den „Präsidenten der Republik" beseitigt. Die übrigen Ventavon'schen Artikel über die Neuwahl des Präsidenten, die Revision der Verfassung wurden sämmtlich angenommen; auch beschloß die Versammlung nach wie vor ihre Sitzungen in Versailles zu halten.

Die Siegesfreudigkeit der Republikaner sollte indeß bald in unerwarteter Weise herabgestimmt werden; es kamen die Tage vom 11. und 12. Febr., Tage, in denen die Taktik der jetzigen französischen Parteien ihre ganz aparten Triumphe feierte. Die zweite Lesung des Senatsgesetzes erschien um so dringlicher, als das Gesetz über die öffentlichen Gewalten ja erst nach der Entscheidung des Senatsgesetzes publicirt werden sollte. Duprat hatte den Antrag gestellt, daß der Senat aus allgemeinen Wahlen hervorgehen und von denselben Wählern ernannt werden solle wie die Deputirtenversammlung. Duprat prote-

ſtirte gegen die Senatoren von Rechts wegen, eine durchaus monarchiſche Einrichtung, welche keinen Sinn habe in einem Lande, in welchem das Staatsoberhaupt auf ſieben Jahre gewählt worden ſei; er proteſtirte gegen die Ernennung der Senatoren durch das Staatsoberhaupt; dies ſei unthunlich, da der Senat ſelbſt in den Fall kommen könne, das Staatsoberhaupt zu ernennen, reſp. wiederzuwählen, ja über daſſelbe im Fall des Hochverraths zu Gericht zu ſitzen; den Cenſus aber erklärte Duprat für eine ſchlechte Grundlage, für einen Hohn gegen das allgemeine Stimmrecht. Trotz dieſer Motivirung vom Standpunkte der äußerſten Linken erhielt der Duprat'ſche Antrag eine Majorität von 322 gegen 310 Stimmen, ein Reſultat, welches das größte Aufſehen erregte. Dieſe Mehrheit beſtand aus 300 Abgeordneten der drei Fractionen der Linken und den 22 Bonapartiſten, welche die Gelegenheit nicht verſäumen wollten, dem allgemeinen Stimmrecht ihre Reverenz zu machen, mit dem ſtillen Nebengedanken, daß dieſer zum Ceremoniell der Partei gehörige Achtungsbeweis für die Sache ſelbſt ohne weitere Folgen bleiben müſſe. Tags darauf erklärte ſowol der Referent des Dreißiger-Ausſchuſſes wie der Miniſter von Ciſſey im Namen der Regierung, daß beide der Debatte fern bleiben müßten, da das angenommene Amendement allen ihren Anſchauungen zuwiderlaufe und die conſervativen Intereſſen gefährde. Gleichwol wird über die weitern Abſätze des erſten Artikels tapfer fortgeſtimmt und derſelbe als Ganzes ſogar mit 366 gegen 235 Stimmen angenommen. Ueber die übrigen Artikel ſtimmten nur die Fractionen der Linken ab; als es zur Abſtimmung über die ganze Vorlage kommt, wird der Uebergang zu einer dritten Leſung des Geſetzes mit 368 gegen 345 Stimmen abgelehnt. Die Bonapartiſten waren jetzt wieder mit den verſchiedenen Parteien der Rechten verbündet. So halfen ſie im entſcheidenden Augenblick das Gewebe der Penelope wieder auftrennen, das ſie ſelbſt vorher weben halfen.

Ein Sturm des Unwillens erhebt ſich auf den Bänken der Linken; Briſſon beantragt Auflöſung und Neuwahl der Verſammlung; Gambetta erklärt, daß mit dem heutigen Beſchluß die Verfaſſungsgeſetze aus dem Programm der Regierung geſtrichen, die einzige Gelegenheit verſäumt worden ſei, eine ehrliche und maßvolle Republik zu gründen; nur im linken Centrum, in welchem ſich die in Verfaſſungsexperimenten erfinderiſchen Köpfe befinden, wird von dem Abgeordneten Waddington ein neuer Vorſchlag angekündigt, dem zufolge der Senat zum größern Theile von den General- und Arrondiſſementsräthen gewählt werden, zum kleinern Theile aus Mitgliedern beſtehen ſolle, welche von dem Präſidenten der Republik, von den Colonien, der Nationalverſammlung und dem Inſtitut gewählt ſeien. Ein Mitglied der gemäßigten Linken, Bautrain, dagegen bringt ſeinerſeits den Antrag ein, daß der Senat aus indirecten Wahlen hervorgehe, ſo zwar, daß durchſchnittlich hundert Wähler von jeder Gemeinde ernannt würden, die dann je drei Senatoren pro Departement zu wählen hätten.

Mit dieſen Anträgen war wieder ein Faden gewonnen zur Weiterſpinnung der conſtitutionellen Debatte; doch konnten dieſelben keine Fraction der Rechten und auch die äußerſte Linke nicht für ſich gewinnen. Glücklicher ſcheint der Wallon'ſche Antrag eines Senatsgeſetzes zu ſein, dem zufolge die General- und Arrondiſſementsräthe, denen ein Mitglied jedes einzelnen Gemeinderathes beizugeben wäre, mit der Wahl des Senats betraut werden ſollten; außerdem ſolle die Nationalverſammlung 75 Mitglieder ernennen. Zu einem Compromiß zwiſchen den Centren mahnt wieder ſo dringlich wie einſt der Canrobert'ſche Brief die Entſcheidung in dem Proceß Caſſagnac-Wimpffen, welche von den Bonapartiſten als ein neuer Triumph betrachtet wird.

Dieſer Proceß, welcher in die traurige Epoche der impotenten Organiſationsverſuche der Aſſemblée fällt, gehört wie der Proceß Bazaine zu den ſchmachvollen Daten der neuern Geſchichtschronik einer Nation, welche den Nationalruhm zu retten glaubt, wenn ſie die hervorragendſten Generale des letzten Krieges, einen nach dem andern, vor Kriegs- und Geſchworenengerichten verurtheilt. Denn die Freiſprechung des Gascogners Caſſagnac, der als der Sturmbock der bonapartiſtiſchen Preſſe betrachtet werden kann (15. Febr.), war zugleich eine Verurtheilung des Generals Wimpffen, welchen der Preßſatrap von Chiſlehurſt wegen ſeines Verhaltens bei Sedan der Unfähigkeit ſowie des Verraths am Kaiſer beſchuldigt hatte. Wimpffen hatte in einer Broſchüre und verſchiedenen Journalartikeln ähnliche Anklagen gegen den Kaiſer gerichtet und dieſen

besonders der unbefugten Einmischung in die militärischen Operationen geziehen, auch andere Generale nicht gerade glimpflich behandelt. Diese rächten sich durch Zeugenaussagen in dem Proceß, welche, meistens gegen Wimpffen gerichtet, zur Freisprechung Cassagnac's wesentlich beitrugen. Das Beispiel dieser Zwistigkeiten zwischen den Generalen, durch welche alle militärische Kameradschaft so rücksichtslos verleugnet wird, kann auf das Heer keinen ermuthigenden Eindruck machen, während auf der andern Seite die imperialistische Gesinnung der meisten Generale bei diesem Proceß unverhüllt hervorgetreten ist. Die Bereicherung, welche die Kriegsgeschichte, überhaupt die Geschichte dabei erfahren hat, besteht in der Einsicht, daß Napoleon die weiße Fahne der Capitulation ganz aus eigenem Antriebe aufgesteckt hat, während er den Vorschlag Wimpffen's, sich an die Spitze der Truppen zu stellen und mit imposanten Massen einen Durchbruch zu versuchen, zurückwies. Ueber den möglichen Erfolg eines solchen Durchbruchs gehen die Ansichten der Generale auseinander. Cassagnac selbst datirt von dem Proceß Wimpffen eine neue Phase der Napoleonischen Legende; der melancholische Kaiser, dessen ernste große Gestalt sich von dem blutigen Schlachtfelde abhebt, der die Fahne der Humanität aufpflanzt, um das Leben der Seinen zu schonen, wird der pietätvollen Erinnerung seines Volkes empfohlen. Wenn Napoleon seine Sache für verloren gab, so werden ihm die deutschen militärischen Autoritäten gewiß recht geben; den Husarenmuth, sich durchzuschlagen und einen Todesritt zu versuchen, besaß der müde Cäsar nicht. Auf der andern Seite liegt aber auch in dem Rathe Wimpffen's weder Unfähigkeit noch Verrath, und wenn die Entscheidung der Jury sich zu seinen Ungunsten wandte, so hat das fast begeisterte Urtheil, welches Wimpffen in seiner Broschüre über den König Wilhelm und die deutschen Heerführer fällt, die Stimmung der Geschworenen ihm gegenüber ohne Zweifel beeinflußt. Für die Schuld von Metz, Sedan und Paris sind jetzt die Schuldigen gefunden, und die französische Nation jubelt auf, als wäre ein Alp von ihr genommen. Noch wagen sich die Anklagen nicht gegen das Staatsoberhaupt, und doch, wer bürgt auch dem General Mac-Mahon dafür, daß nach einer Wandlung der Dinge der Ostracismus, ein Scherbengericht, dem nach den Zertrümmerungen von 1870 die Scherben wahrlich nicht fehlen, sich auch gegen ihn richtet? Denn auch der loyalste Degen ist nicht sicher vor nachträglicher Verdächtigung, und es war schon die Art und Weise der französischen Revolutionäre, die Niederlagen zu Verbrechen zu stempeln. Wer später einmal zu beweisen suchte, daß Metz und Sedan ohne Wörth unmöglich gewesen wären, und daß keine Taktik das Heer vor Sedan erretten konnte, welches Mac-Mahon's Strategie in diese Caudinischen Pässe geführt hatte, würde, trotz aller berechtigten Vertheidigung des Marschalls, bei dem wandelbaren Volke der Franzosen gewiß Gehör finden.

Die Umwandlung in Spanien ist bisher auf keine Hindernisse gestoßen und hat sich friedlich vollzogen. Serrano ist schweigend vom Schauplatze abgetreten. Der Sieger von Alcolea besitzt den Muth der kriegerischen Initiative; aber nach jedem Anlauf erlahmt seine Kraft. Der Dictator nach dem Staatsstreiche des 2. Jan., an der Spitze einer Regierung, welche die Anerkennung der europäischen Mächte gefunden hatte, vermochte seiner Dictatur keine Lebensfähigkeit zu geben; sie schwebte über Spanien wie ein Schatten; da hatte der bürgerliche Dictator Castelar doch größere Energie. Das Einzige, was man von Serrano erwarten durfte, das Niederwerfen des karlistischen Aufstandes, vermochte er nicht auszuführen; sich an die Spitze der Alfonsisten zu stellen, zögerte er; so ließ ihn das Heer im Stich, und seine Dictatur nahm ein plötzliches, ruhmloses Ende.

Das blumengeschmückte Madrid, welches einst den Siegern von Alcolea zugejauchzt hatte, begrüßte jetzt mit Jubel den Sohn der damals vertriebenen Königin. In seinem Rundschreiben an die Mächte beruft sich König Alfons auf sein legitimes Recht und die Thronentsagung seiner Mutter. Mit dem ersten Bourbon, der als Revenant wieder einen europäischen Thron besteigt, droht sich eine Epoche der Restauration anzukündigen, nachdem das Princip der Legitimität doch aus der europäischen Geschichte durch unverlöschbare Thatsachen gestrichen ist. Sollte in der bereitwilligen diplomatischen Anerkennung, welche die Mächte dem jungen Könige bringen, mehr liegen als eine Anerkennung des fait accompli, so würde man diese Bereitwilligkeit nur beklagen können. König Alfons hat für den Augenblick kein anderes Recht auf den Thron, als Serrano auf seine

Dictatur hatte — das Pronunciamento des Heeres, oder vielmehr seiner Generale. Ohne die Anerkennung der gesetzlichen Vertreter des Volkes schwebt dies Thronrecht in der Luft. Die ersten Schritte der neuen Regierung, die Verbote des Vereins- und Versammlungsrechtes, tragen ganz den Charakter politischer Restaurationen, und wenn der junge König persönlich die Cultusfreiheit in sein politisches Credo aufgenommen hat, so wird man auch diesem Glaubensartikel gelegentlich die nöthigen einschränkenden Zusätze geben. Ein Preßdecret vom 29. Jan. erlaubte zwar eine Kritik der Staatsverwaltung und der ministeriellen Erlasse, verbot aber bei Strafe der Unterdrückung oder Suspension jeden Angriff auf den König und das Königthum, und als der radicale Deputirte Zorrilla gleichgesinnte Freunde zu einer Besprechung über die Haltung gegenüber der Restauration zu sich eingeladen hatte, wurde er polizeilich in seinem Hause gefangen gehalten und erhielt dann den Befehl, Spanien zu verlassen.

Es wäre erfreulich gewesen für die junge Monarchie, wenn sie im ersten Anlauf den Karlismus hätte zu Boden werfen können. Der Kampf mit dem letztern büßt indeß jetzt wieder seine principielle Bedeutung ein; es wird ein dynastischer Streit, der Kampf zweier Vettern um das Thronrecht. König Alfons hat in seiner Proclamation an die Bewohner der Baskenlande und Navarras vom 22. Jan. dies selbst so klar ausgesprochen, daß seine Worte keines Commentars bedürfen: „Wenn ihr die Waffen ergriffen, um dem monarchischen Glauben zu gehorchen, so seht ihr in mir den legitimen Vertreter einer Dynastie, welcher euere loyalen Herzen zu anderer Zeit eine ewige Treue geschworen und die so loyal wie möglich gegen euch bis zu ihrem vorübergehenden Sturze war. Ist es der religiöse Glaube, der euch die Waffen in die Hand drückte, so seht in mir einen wie seine Vorfahren katholischen König, in welchem die Cardinäle und die frömmsten Prälaten die Abhülfe gegen die Ungerechtigkeiten, die bisjetzt die Kirche betroffen, und eine ihrer festesten Stützen in der Zukunft erkennen." Das Waffenglück folgte aber dem jungen Könige nicht, obgleich derselbe am 3. Febr. die Feuertaufe erhielt. Ein kurzer Lichtblick für die Sache der Königlichen war die Zurückdrängung der Karlisten von Pamplona und der Einzug des Königs Alfons in diese Stadt nach fünfmonatlicher Belagerung. Das Bestreben dagegen, die von den Karlisten besetzten Höhen bei Estella zu forciren, scheiterte, und auf den Blutfeldern von Lacar und Lorca erlitten die Regierungstruppen eine vollständige Niederlage. König Alfons reiste über Burgos nach Madrid zurück, wo er diesmal kühler empfangen wurde. Die Situation auf dem Kriegsschauplatze ist dieselbe geblieben, von einer Entmuthigung der Karlisten merkt man nichts. In der Gustav-Affaire der deutschen Regierung die gewünschte Genugthuung zu geben, ist dem General Loma, trotz seiner Hin- und Herzüge vor Zarauz, noch immer nicht gelungen.

Die Eröffnung der englischen Parlamentssession fand in Abwesenheit der Königin am 5. Febr. durch die königliche Commission statt; die Thronrede betonte die friedliche Lage Europas, die freundschaftlichen Beziehungen Englands zu allen auswärtigen Mächten, die Ablehnung weiterer Verhandlungen in Betreff der Brüsseler Conferenz, die in Aussicht genommene Anerkennung des spanischen Königs, die Bemühungen zur Unterdrückung des ostafrikanischen Sklavenhandels, den Wohlstand und Fortschritt in allen Colonien, die befriedigende Lage der Finanzen. Wichtiger waren die Ankündigungen von Gesetzesvorlagen in Betreff innerer Reformen, über Verbesserung der Arbeiterwohnungen, öffentliche Gesundheitspflege, über die Genossenschaften zu gegenseitiger Unterstützung u. s. f. Von größter Bedeutung erscheint die Verbesserung des Gesetzes über Landpachtungen, welches indeß zunächst blos in Erwägung gezogen werden soll, und die Ankündigung der Aufhebung einiger irischer Ausnahmegesetze, wodurch D'Israeli die größere Sicherheit, die wieder auf der Grünen Insel eingekehrt ist, als eine Frucht seiner Verwaltungsmaßregeln in günstiges Licht zu stellen sucht. Zu lebhaften politischen Debatten und glänzenden Redeleistungen der Opposition wird die Session, wenn nicht unverhoffte Ereignisse eintreten, kaum Veranlassung geben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schelling und die Gegenwart.

Von

Eduard von Hartmann.

Am 27. Jan. 1875 hat Deutschland den hundertjährigen Geburtstag eines Denkers gefeiert, der in einem langen und reichen Leben zuerst vergötternde Ueberschätzung und dann verletzende Unterschätzung erfahren hat, und dessen Leistungen heute mehr als billig aus dem Andenken der Jetztlebenden entschwunden sind. Freilich bietet er nicht wie Fichte eine Seite dar, an deren Erinnerung das ganze deutsche Volk sich dankbar erwärmen könnte; freilich sind seine Wirkungen auf den Zeitgeist und die Entwickelung der einzelnen Wissenschaften nicht so tiefgehende und bis auf die Gegenwart lebendig fortdauernde gewesen wie die Hegel's; freilich sind seine Schriften nicht eine so unversiegliche Fundgrube blendenden Esprits wie diejenigen Schopenhauer's, und dennoch haben wir in Schelling nicht nur einen der größten Denker aller Zeiten zu verehren, sondern zugleich einen Philosophen, welcher zu zwei verschiedenen Zeiten eine eigenthümliche Stufe in dem Entwickelungsgange der deutschen Philosophie geschaffen hat, und welcher charakteristischer als irgendein anderer durch sein ruheloses, nie sich selbst genugthuendes Ringen und Forschen das Wesen der Philosophie im allgemeinen, und das der deutschen im besondern, in seiner Person veranschaulicht. Diejenigen, welche nur als gläubige Leser Schopenhauer's Kunde von Schelling erhalten haben, kennen ihn nur als unsinnigen, kopfverderbenden Philosophirer und unredlichen Charlatan; aber selbst unter denen, welche sich hüten, ein so ungerechtes und unwissenschaftliches Urtheil zu dem ihrigen zu machen, gibt es doch nicht viele, welche mehr von Schelling wissen, als das wenige, was sich aus einem Grundriß der Geschichte der Philosophie schöpfen läßt. Gehörte ein Mann wie Schelling der französischen oder englischen Nation an, so würde diese es sich nicht nehmen lassen, seinem Andenken die höchsten Ehren zu erweisen und sich seines Besitzes stolz zu rühmen; wir Deutsche aber sind zu reich an großen Männern, um jedem einzelnen einen solchen Cultus der Erinnerung zu widmen. Immerhin aber treiben wir auch auf der andern Seite die Gleichgültigkeit zu weit, mit welcher wir die bedeutendsten Leistungen seiner unverdient raschen Vergessenheit anheimfallen lassen, wenn dieselben nicht den wenigen auserkorenen Lieblingen der Nation angehören. Vielleicht gibt die gegenwärtige Säcularfeier einen Anstoß für die lebende Generation, um die dankbare Beachtung Schelling's nachzuholen, welche theilweise aus leichtbegreiflichen Gründen durch die Zeitumstände einige Decennien lang beiseitegedrängt war.

Schelling's Vater war Diakonus in dem würtembergischen Städtchen Leonberg (zugleich Kepler's Vaterstadt). Der Knabe besuchte von Ostern 1785 an die lateinische

Schule in Nurtingen, war aber seinen Mitschülern so weit voraus, daß sein Vater ihn im Herbst 1786 nach Bebenhausen zurückkommen ließ, um an dem Unterricht des theologischen Seminars theilzunehmen, an welchem er seit 1777 als Prediger und Professor fungirte. Im Jahre 1790 kam der funfzehnjährige Knabe nach Tübingen auf die Universität als Zögling des dortigen Stiftes zum Studium der Theologie, mit welchem er bald das der Philosophie verband. Nachdem er seine Prüfungen bestanden, kehrte er im Sommer 1795 ins älterliche Haus nach Schorndorf zurück, wohin sein Vater als Superintendent versetzt war. Im Frühlinge des folgenden Jahres nahm er eine Hofmeisterstelle bei zwei Baronen Riedesel an, welche ihm meistens in Leipzig Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Studien bot, außerdem aber ihn durch neue gesellschaftliche Beziehungen und durch verschiedene Reisen mehr von der Welt kennen lehrte. In den Jahren 1796 und 1797 verfaßte und veröffentlichte Schelling seine ersten philosophischen Schriften, in welchen sowol sein enger Anschluß an Fichte, als auch sein Streben, durch eine Naturphilosophie über dessen Standpunkt hinauszugelangen, im Umriß vorgezeichnet sind. Die erstere Seite gewann ihm Fichte, die letztere das Interesse Goethe's, und von Goethe's Hand erhielt er im Juli 1798 die Berufung nach Jena. Die folgenden fünf Jahre in Jena umfassen die Glanzperiode seines Ruhmes. Gleich bei seinem Auftreten stand ihm ein ungewöhnlicher Erfolg zur Seite, und vom Jahre 1799 an, wo Fichte wegen des Atheismusstreites Jena verließ, beherrschte er das Feld allein. Weder seine spätern Vorlesungen in Erlangen, noch die in München und Berlin haben ein solches Aufsehen gemacht und einen solchen Einfluß auf weitere Kreise geübt wie die in Jena, wo um die Wende des Jahrhunderts die Elite des geistigen Lebens von Deutschland sich concentrirte.

In die jenaer Periode fällt auch dasjenige Ereigniß, welches am meisten epochemachend in Schelling's Privatleben gewesen, die Bekanntschaft mit Karoline Schlegel, verwitwete Böhmer, geborene Michaelis, und mit der sechzehnjährigen Tochter derselben, Auguste Böhmer. Es entspann sich bald ein Doppelverhältniß mit Mutter und Tochter, das wol in einer Ehe mit der letztern seinen Abschluß gefunden haben würde, wenn nicht deren plötzlicher Tod im Sommer 1800 es verhindert hätte. Nunmehr nahm das Verhältniß zur Mutter eine um so entschiedenere Wendung. Im Jahre 1801 siedelte Wilhelm Schlegel nach Berlin über, seine Frau kehrte aber bald darauf nach Jena zurück. Ende 1802 trugen die Gatten gemeinsam auf Scheidung an, welche im Mai 1803 ausgesprochen wurde, und bald darauf führte Schelling die 12 Jahre ältere Frau in sein Aelterhaus, wo sein Vater den neuen Bund kirchlich einsegnete. Karolinens Charakter und Geist sind gerade neuerdings infolge der Veröffentlichung ihres Briefwechsels so vielfach Gegenstand der Erörterung gewesen, daß ich mich hier mit der Hindeutung auf den Einfluß begnügen kann, den eine so bedeutende Frau auf eine so anregungsbedürftige Natur wie Schelling haben mußte. Sie hatte nach stürmischen Irrfahrten endlich den Hafen gefunden, der ihrem Herzen und Geiste volle Befriedigung bot. Mit ihrem Tode im Jahre 1809 schien die Muse von Schelling's Seite gewichen, welche ihn zu frischem Schaffen angeregt und begeistert hatte, und die im Jahre 1812 geschlossene zweite Ehe mit Pauline Gotter vermochte in dieser Hinsicht nicht, die entstandene Lücke auszufüllen.*)

*) Diejenigen Leser, welche für Schelling's Leben ein eingehenderes Interesse hegen, verweise ich auf das erste Buch des sechsten Bandes von Kuno Fischer's „Geschichte der neuern Philosophie", enthaltend: „Schelling's Leben und Schriften", und ferner auf das von Plitt herausgegebene Werk: „Aus Schelling's Leben" (3 Bde., Leipzig 1869—70), welches ein die ersten 21 Lebensjahre umfassendes biographisches Fragment von der Hand seines Sohnes sowie einen reichhaltigen Briefwechsel enthält.

Für gewöhnlich verknüpft sich Schelling's Name mit demjenigen der Naturphilosophie, und es ist nicht zu leugnen, daß seine Leistungen in keiner Richtung eine ausgebreitetere und nachhaltigere Wirkung geübt haben als auf dem Gebiete der Naturphilosophie. Nachdem Schelling selbst sich andern Sphären zugewandt, fand die von ihm angebahnte Naturphilosophie geistvolle Vertreter, unter denen besonders Steffens und Oken hervorragen; eine Anzahl tüchtiger Physiologen und Mediciner, ich nenne nur Burdach, Johannes Müller, Jessen, ließen sich von dieser naturphilosophischen Weltanschauung durchdringen, und vertraten dieselbe unbeirrt sogar zu einer Zeit, als schon der nackte zersplitterte Empirismus und die Verhöhnung aller Philosophie in den Naturwissenschaften an der Tagesordnung waren; einzelne Samenkörner aber fielen aus zweiter oder dritter Hand bei einer neuen Generation auf fruchtbares Erdreich. So deutet z. B. die neue Glanzperiode der Naturphilosophie auf naturwissenschaftlicher Basis, welche Ernst Haeckel der Universität Jena heraufgeführt hat, durch das Mittelglied seines Lehrers Johannes Müller unverkennbar auf die ältere Naturphilosophie als befruchtenden Keim hin, wie große Gegensätze sonst auch zwischen beiden Richtungen bestehen mögen.

Vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie kann indessen die Schelling'sche Naturphilosophie als solche nicht die Bedeutung einer selbständigen metaphysischen Entwickelungsstufe in Anspruch nehmen, und es ist auch nie die Absicht ihres Urhebers gewesen, ihr eine solche beizumessen. Derselbe hat sie vielmehr immer nur als eine Ergänzung zu dem System des transscendentalen Idealismus betrachtet, welches Fichte auf Grundlage der Kantischen Erkenntnißtheorie errichtet hatte, und dessen Fortbildung und Vervollkommnung Schelling selbst sich beständig angelegen sein ließ. Er betrachtet von Anfang an jedes von beiden nur als Eine relativ wahre Seite der ihm vorschwebenden gesammten Darstellung der Philosophie; die volle Klarheit über das Verhältniß beider Seiten, über die Art ihrer Vereinigung und über das Wesen des beide zusammenschließenden Princips ist ihm jedoch erst im Jahre 1801 aufgegangen.*) Der wahre Titel für dieses Gesammtsystem ist „Identitätsphilosophie", und es wird daher unsere nächste Aufgabe sein, den Standpunkt, welchen Schelling's Identitätsphilosophie im philosophischen Entwickelungsgange einnimmt, zu erläutern.

„Die Philosophie hat höhere Forderungen zu erfüllen, und die Menschheit, die lange genug, es sei im Glauben oder im Unglauben, unwürdig und unbefriedigt gelebt hat, endlich ins Schauen einzuführen. Der Charakter der ganzen modernen Zeit ist idealistisch, der herrschende Geist das Zurückgehen nach innen. Die ideelle Welt drängt sich mächtig ans Licht, aber noch wird sie dadurch zurückgehalten, daß die Natur als Mysterium zurückgetreten ist. Die Geheimnisse selbst, welche in jener liegen, können nicht wahrhaft objectiv werden als in dem ausgesprochenen Mysterium der Natur. Die noch unbekannten Gottheiten, welche die ideelle Welt bereitet, können nicht als solche hervortreten, ehe sie von der Natur Besitz ergreifen können. Nachdem alle endlichen Formen zerschlagen sind und in der weiten Welt nichts mehr ist, was die Menschen als gemeinschaftliche Anschauung vereinigte, kann es nur die Anschauung der absoluten Identität in der vollkommensten objectiven Totalität sein, die sie aufs neue und in der letzten Ausbildung zur Religion auf ewig vereinigt."

Mit diesen Worten schließt Schelling die Einleitung in der zweiten Auflage (1802) der „Ideen zu einer Philosophie der Natur": sie deuten die Unbefriedigung mit dem Fichte'schen Standpunkte an und die Richtung, in welcher die Ergänzung desselben gesucht wurde.

*) Vgl. die „Darstellung meines Systems der Philosophie" („Sämmtliche Werke", Abthl. I, Bd. 4).

Wir haben gesehen, wie die gemeine Verstandesphilosophie vor Kant in Frankreich und Deutschland über die Dinge darauf losphilosophirte, als verstände sich ihre Realität von selbst; wir haben ferner gesehen, wie dieser naive, der dogmatische Realismus durch Kant's Kriticismus gebrochen wurde und erst Fichte ein neues positives System aufstellte, den subjectiven Idealismus. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Stufe der Entwickelung bald die heftigsten Anfechtungen erfahren mußte, da sie dem praktischen nach außen gerichteten Instinct des Menschen nicht Genüge that, und die Frage nach der Realität einer von mir unabhängigen Außenwelt als eine blos speculative darzustellen suchte. Wenn sie nun aber gar die sogenannte todte Natur, die nicht mehr in der Form beschränkten Ichs erscheint, ignoriren mußte, so konnte ihr diese Interesselosigkeit wol verziehen werden (und immer noch leichter als dem Materialismus die für die Welt des Geistes), aber sie mußte offenbar getadelt werden und zu einer Reaction führen, die der Natur ein vorwiegendes Interesse zuwandte. Diese Reaction zeigte sich in Schelling's 1797 erschienenen „Ideen zur Philosophie der Natur", einem Versuch, der in seiner ersten Gestalt durchaus noch kein klares Verhältniß zum Fichte'schen Idealismus zeigt. Erst nach und nach bildete sich im Rückblick auf den lange Zeit vergessenen Spinoza und wol nicht ohne wesentliche Einwirkung des ihm damals eng befreundeten Hegel, in Schelling das Doppelsystem heraus, als dessen eine Seite die im „Transscendentalen Idealismus" (1800) gegebene Bearbeitung des Fichte'schen Systems sich darstellt, während als seine andere Seite die Naturphilosophie in ihren verschiedenen Ueberarbeitungen und Gestalten*) Geltung behält. Beide Seiten gehören durchaus zusammen und repräsentiren gemeinsam eine einzige Stufe in der Entwickelung der philosophischen Idee, nämlich die „Identitätsphilosophie", deren philosophisches Princip schon bei Ausarbeitung der einzelnen Theile des Ganzen Schelling stets als Ziel vor Augen geschwebt hatte, wenn er auch sich selbst wie sein Publikum erst allmählich zu dessen klarer Durchdringung hinführte.

Der naive Realismus wie der subjective Idealismus hatten sich ein jeder für sich als einseitig erwiesen, und die Durchführung des Fichte'schen Systems hatte nur dazu gedient, den die Zeit beherrschenden Gegensatz des Idealen und Realen, des Subjectiven und Objectiven auf die äußerste Spitze zu treiben. War denn aber dieser Gegensatz wirklich so unversöhnlich, wie er schien, bedurfte es nicht blos eines kühnen Griffes, um den Gordischen Knoten zu zerhauen? Schon Fichte hatte ja die Sphäre des beschränkten Individuums bei seiner Betrachtung zerbrochen und war auf dem Standpunkte des absoluten Ich im reinen Selbstbewußtsein zu einer absoluten Identität des Subjects und Objects gelangt, nur daß diese Identität eine einseitige, d. h. blos von einseitigem, nämlich subjectivem Standpunkte gesehene, geblieben war, eine Identischsetzung, in welcher das unendliche Wesen — das Subject — sich als Object setzt, sich in einer endlichen Form anschaut. Man braucht nur einmal die Identität auch von der andern, nämlich objectiven Seite anzusehen — wie nämlich das Wesen sich aus der Form zurücknimmt, oder wie die Objectivität wieder zur Subjectivität, die Endlichkeit zur Unendlichkeit zurückkehrt — und dann diese beiden Identitäten als identisch anzuerkennen, so hat man die Einseitigkeit überwunden und nun erst wahrhaft die absolute Identität oder die Identität des Absoluten erreicht (das „Absolute" ist nämlich für Schelling nichts anderes als eben die ungetrennte Einheit dieser drei Identitäten, in welcher die relative Einseitigkeit des Subjectiven und Objectiven endgültig überwunden ist). So ist „die Philosophie Wissenschaft des Absoluten; aber wie das Absolute in seinem ewigen Handeln nothwendig zwei Seiten,

*) „Von der Weltseele" (1798); „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" (1799), verschiedene Abhandlungen in der „Zeitschrift für speculative Physik" in den folgenden Jahren und endlich das „System der gesammten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere" (1804).

eine reale und eine ideale, als Eins begreift, so hat die Philosophie, von seiten der Form angesehen, sich nach zwei Seiten zu theilen, obgleich ihr Wesen eben darin besteht, beide Seiten als Eins in dem absoluten Erkenntnißact zu sehen".

Es ist hier nur jene schon von Kant gegebene Andeutung ausführlich als Princip der Philosophie an die Spitze gestellt, daß nämlich das „Ding an sich" und das, was das Wesen des Subjects ausmacht, im Grunde eins und dasselbe sind. Wie es für Kant eigentlich nicht „Dinge an sich", sondern nur „Ding an sich" (im Singular) gibt, wie es bei Fichte nicht viele Ichs, sondern nur Ein absolutes Ich gibt, von dem die beschränkten Ichs bloße phänomenale Einschränkungen sind, so gibt es jetzt nur noch Ein Absolutes, ein „Subjectobject = Objectsubject", von dem die Dinge wie die beschränkten Ichs nur Erscheinungen in besondern Formen sind. Indem das Wesen sich zur Form gestaltet, das Unendliche sich in das Endliche einbildet, das Subject sich objectivirt, wird die natura naturans des Spinoza zur natura naturata. Indem das Endliche zum Unendlichen zurückstrebt, das Subject aus der Objectivation zu sich zurückkehrt, muß auch die reale Natur zum Idealen, zur Subjectivität zurückkehren, wie sie dies in ihren stufenweise höher und höher steigenden Producten (Krystall, Pflanze, Thier, Naturmensch, Culturmensch) deutlich zeigt. Aber nur so ist dieser Doppelproceß nicht vorzustellen, als ob eine lange Zeit nur die eine, und dann eine andere Zeit lang nur die andere Seite desselben spielte; sondern dieser Proceß ist ein ewiger ohne Vor und Nach, „da es zur Idee des Absoluten gehört, daß sein Wesen ihm auch Form und die Form das Wesen sei". So ist jeder herauszuhebende Moment des Processes eine Subject-objectivirung, nicht eine bloße Objectivirung oder Subjectivirung, oder mit andern Worten, es ist die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven, des Idealen und Realen, in qualitativer Hinsicht auf jeder Stufe festgehalten, und der einzige Unterschied besteht in dem quantitativen Gradverhältniß, in welchem die beiden Seiten der Identität in den endlichen Dingen zur Erscheinung kommen. Denn in den endlichen Dingen, in den beschränkten Producten der Offenbarungen des Absoluten zeigt sich allerdings ein gradweise verschiedenes Vorwiegen entweder der subjectiven oder der objectiven Seite, welches sich freilich im großen und ganzen wieder compensirt, sodaß im großen und ganzen der erscheinenden Welt dieselbe absolute Identität, auch in der Quantität der verschiedenen Seiten gewahrt bleibt, die überhaupt im Absoluten oder im unendlichen Wesen selbst nie gestört wird.

Dieses große Princip der ungetrennten Wechseldurchdringung und Wesenseinheit des Idealen und Realen, das Spinoza in naiver Größe in seiner Substanz ausgesprochen und Leibniz sich bemüht hatte, an der Monade, dem Individuum, nachzuweisen, dieses große Princip wird hier noch einmal an die Spitze der Philosophie gestellt, nachdem die Versuche, es nicht zu beachten, nur um so schärfer das Bedürfniß desselben als Grundlage jeder einheitlichen und widerspruchslosen Weltanschauung, als Bedingung jeder wahrhaften Philosophie im höchsten Sinne ans Licht gestellt hatten. Durch dieses Princip ist natürlich die Basis der Fichte'schen Philosophie, die Leugnung der transscendenten Realität der Außenwelt gestürzt, ebenso wie die Grundlage der Kantischen Philosophie, nach welcher Raum, Zeit und die Kategorien ausschließlich der Sphäre der Subjectivität, aber nicht der Sphäre des Dinges an sich zukommen; es ist vielmehr durch dasselbe die objective Welt der Dinge wieder unter dieselben Gesetze wie die subjective Welt des Denkens gestellt, da beide nur Producte desselben absoluten Subject-Objects sind; die Natur ist demnach zwar auch hier noch Erscheinung, aber objectiv gesetzte, oder „göttlich gesetzte" Erscheinung, nicht mehr wie bisher blos subjectiv gesetzte; sie ist eben ein directes, nicht ein durch mein Bewußtsein vermitteltes Product des Absoluten, und würde als solches auch dann noch unverändert fortexistiren (und zwar in den Formen von Raum und Zeit existiren), wenn sie von keinem Bewußtseinssubject mehr angeschaut würde.

Digitized by Google

Man würde den Sinn dieſer Lehre ſehr misverſtehen, wenn man ſie für einen bloßen Rückfall in den vorkantiſchen Dogmatismus erklären wollte; denn in dieſem empfängt das Denken die Formen ſeiner Anſchauung von außen, hier aber erzeugt es ſelbſtändig aus ſich die nämlichen Formen, in welchen das Sein da draußen ſich auch bewegt. Noch größeres Unrecht würde man Schelling thun, wenn man das reale Daſein als ein unſerm ſinnlichen Bilde von ihm durchweg entſprechendes auffaſſen wollte; von einer ſolchen Uebertragung der groben Sinnlichkeit auf das Sein kann natürlich keine Rede ſein.

Mit jenem Princip der Identität an der Spitze konnte nun, nachdem der Monismus durch Kant und Fichte neue Grundlagen erhalten hatte, Schelling mit Recht behaupten, daß bei ihm „es ſich nicht mehr von einer außer- oder übernatürlichen Sache handelt, ſondern von dem unmittelbar-Nahen, dem allein-Wirklichen, zu dem wir ſelbſt mitgehören und in dem wir ſind. Hier wird keine Schranke überſprungen, keine Grenze überflogen, weil es in der That keine ſolche gibt. Alles was man gegen eine Philoſophie die vom Göttlichen handelt, vorlängſt vorgebracht hat, iſt gegen uns völlig eitel; und wann wird endlich eingeſehen werden, daß gegen dieſe Wiſſenſchaft, welche wir lehren und deutlich erkennen, Immanenz und Transſcendenz gleich leere Worte ſind, da ſie eben ſelbſt dieſen Gegenſatz von Immanenz und Transſcendenz aufhebt, und in ihr alles zuſammenfließt zu Einer Gott-erfüllten Welt?"

Wenn nun dieſes Princip der abſoluten Identität das iſt, woran die ganze Philoſophie hängt, ſo muß es ſelbſt auch das Unerſchütterlichſte und Unzweifelhafteſte ſein. Es wird zunächſt nicht blos ein begriffliches Wiſſen ſein können, ſondern ein anſchauliches ſein müſſen; denn „nichts iſt für uns wirklich, als was uns ohne alle Vermittelung durch Begriffe unmittelbar gegeben iſt. Nichts aber gelangt unmittelbar zu uns anders als durch die Anſchauung, und deswegen iſt Anſchauung das Höchſte in unſerm Erkenntniß." Die Anſchauung, durch welche wir uns des Princips vergewiſſern, muß ſpeciell eine transſcendentale Anſchauung ſein, da ſie das Transſcendente ebenſowol wie das Immanente in ſich begreift, nämlich beide identificirt. Es iſt natürlich nicht eine Sinnesanſchauung, ſondern eine Vernunftanſchauung oder intellectuelle Anſchauung, ſowie die von mathematiſchen Grundſätzen, und mit ebenſo apodiktiſcher Gewißheit von der Nothwendigkeit und ewigen Wahrheit des Angeſchauten verſehen wie jene. Freilich läßt ſich dieſe Anſchauung ſo wenig wie dieſe Grundſätze deductiv demonſtriren, da ſie vielmehr als „Princip aller Demonſtration, als der Grund aller Evidenz nur ſich ſelbſt beweiſen kann", ſodaß ſie ebenſo wie unbeweisbare mathematiſche Grundſätze etwas Myſtiſches behält und nur für denjenigen überzeugend iſt, der ſie myſtiſch zu reproduciren vermag. Im Bewußtſein kann ſie nämlich gar nicht vorkommen, „da Bewußtſein Object vorausſetzt, intellectuale Anſchauung aber nur dadurch möglich iſt, daß ſie gar kein Object hat", vielmehr Identität von Subject und Object vor der Auseinanderlöſung beider iſt. Sie iſt das unentbehrliche Organ des transſcendentalen Philoſophirens, welches von ihr beſtändig begleitet ſein muß: „alles vorgebliche Nichtverſtehen jenes Philoſophirens hat ſeinen Grund nicht in ſeiner eigenen Unverſtändlichkeit, ſondern in dem Mangel des Organs, mit dem es aufgefaßt werden muß." Ich kann hierzu die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es keine gefährlichere Klippe für eine Philoſophie gibt, als die Inanſpruchnahme eines beſondern Organs oder Denkens, zumal für einen Act, deſſen Vorhandenſein ſie anderweitig nicht einmal erweiſen zu können eingeſtehen muß.

Wenn die Philoſophie die abſolute Wiſſenſchaft ſein ſoll, ſo kann ſie, „um auf abſolute Weiſe zu wiſſen', auch nur vom Abſoluten wiſſen", dann freilich „iſt klar, daß ſchon die erſte Idee der Philoſophie auf der ſtillſchweigend gemachten Vorausſetzung einer Indifferenz (Ununterſchiedenheit) des abſoluten Wiſſens mit dem Abſoluten ſelbſt, demnach darauf beruhe, daß das abſolut-Ideale das abſolut-Reale ſei". Aber leider beruht dieſe

Schlußfolgerung auf der unbewiesenen kühnen Voraussetzung, daß die Philosophie die absolute Wissenschaft sei; und sogar wenn dies feststände, so räumt doch Schelling selbst ein, daß mit derselben „noch keineswegs etwas für die Realität dieser Idee bewiesen sei". Freilich gibt er auch zu, daß dieselbe, wenn auch nicht direct, so doch indirecterweise beweisbar sein könne, d. h. hier: auf inductivem Wege; aber er verfolgt diesen Gedanken nicht weiter, und begnügt sich mit der unmittelbaren und absoluten Evidenz seines Princips, von welchem er dann in aprioriſcher deductiver Weise beide Seiten seiner Philosophie ableitet. Hätte er an jener Andeutung wenigstens für die Naturphilosophie festgehalten, so hätte diese für den damaligen Stand der Naturwissenschaften ein Musterwerk werden können, während sie in ihrer gegebenen Beschaffenheit trotz aller in ihr enthaltenen geistreichen Ideen für einen naturwissenschaftlich gebildeten Leser geradezu ungenießbar ist, weil sie die Mangelhaftigkeit der damaligen naturwissenschaftlichen Kenntnisse durch willkürliche Erdichtungen (sogenannte aprioriſche Constructionen) zu ersetzen sucht. Was in der philosophischen Sturm- und Drangperiode am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, in jener Zeit des Gärens der Naturwissenschaften, verzeihlich war, das erscheint widerlich abgeschmackt unter den Nachbetern dieser Richtung, welche dadurch, daß sie einen mit Worten spielenden Formalismus bis tief in dieses Jahrhundert hineinschleppten, die an und für sich richtige und geniale Idee einer Philosophie der Natur völlig zum Gespött machten.

Es ist ziemlich gleichgültig, ob dieselbe an oder nach dem transscendentalen Idealismus besprochen wird, da beide parallel laufen und von verschiedenen Seiten eine in ihrem Wesen identische Construction geben, indem „die Naturphilosophie das Objective zum Ersten macht, um das Subjective daraus abzuleiten", während der transscendentale Idealismus „vom Subjectiven, als vom Ersten und Absoluten auszugehen hat, und das Objective aus ihm entstehen zu lassen". Zwar ist begrifflich der Idealismus das Frühere, weil erst in ihm überhaupt das Objective und seine Wissenschaft vor dem Philosophen gerechtfertigt wird, weil aus ihm erst verstanden wird, wie man darauf kommen kann, aus der Voraussetzung einer absoluten Intelligenz die Naturkräfte als Stufen ihrer Subjectivirung construiren zu wollen, und weil aus ihm erst die Methode sich ergibt, „deren Princip ist, daß die frühere Stufe, oder was aus dieser sich erzeugt, stets der folgenden höhern zum Gegenstand (Object) wird", an dessen Gegensatz dann auch das Subject auf höherer Stufe hervorspringt. Dies alles sollte dazu führen, den Idealismus voranzustellen, aber andererseits ist nicht nur die Naturphilosophie historisch das frühere Product Schelling's, welches am Fichte'schen System bereits sein Relief hat, sondern ist auch der transscendentale Idealismus diejenige von beiden Gestalten, welche dem absoluten Erkenntnißact (jener absoluten Wechsel-Identification von Subject und Object, welche ebenso das absolute Wesen oder Sein als der absolute Gedanken oder Denken ist) näher steht, als die in ein anderes, das Reale, gewendete Seite der Natur, welche somit „auch unmittelbar zum Wesen der Dinge führt", und „nur Einen Schritt zu thun übrigläßt, um auf das in ihm ideal entworfene Gerüst das System der absoluten Philosophie in ihrer Totalität" (Hegel's absolnten Idealismus) „aufzutragen". Aus diesen Gründen scheint es sachgemäßer, mit der Naturphilosophie zu beginnen. Eine tiefer eindringende Behandlung ihres speciellen Inhalts würde schon aus den oben angeführten Erwägungen fruchtlos sein; ich unterlasse daher die Ausführung solcher werthlosen und unhaltbaren Schemata, wie:

Organiſche	Allgemeine	Anorganiſche Natur
Bildungstrieb	Licht	Chemiſcher Proceß
Irritabilität	Elektricität	Elektriſcher Proceß
Senſibilität	Urſache des Magnetismus?	Magnetismus?

und will nur einiges über Schelling's Auffaſſung der Materie und über ſeine Annahme des Waltens eines phyſiſchen Princips im materiellen Organismus der Welt ſagen.

„Keine Unterſuchung war für die Philoſophen jeder Zeit von ſo vielem Dunkel umgeben als die über das Weſen der Materie. Und dennoch iſt die Einſicht in dieſelbe nothwendig zur wahren Philoſophie.... Die Materie iſt das allgemeine Samenkorn des Univerſums, worin alles verhüllt iſt, was in den ſpätern Entwickelungen ſich entfaltet. Gebt mir einen Atom der Materie, könnte der Philoſoph und Phyſiker ſagen, und ich lehre euch das Univerſum daraus zu begreifen.“ Dieſes Urtheil über die Wichtigkeit des Gegenſtandes iſt nicht übertrieben, da von ſeiner Auffaſſung der ganze Charakter der Naturſeite einer Philoſophie abhängen wird. Kant hatte im Zuſammenhange mit ſeiner Leugnung der transſeendenten Realität des Raums die Materie aus Anziehung und Abſtoßung als allgemeinen Kräften ohne räumliche Feſſelung und Centraliſation derſelben zu conſtruiren geſucht, natürlich ein für die exacte Wiſſenſchaft ganz unbrauchbares Unternehmen, das außerdem an innern Widerſprüchen litt. Schelling behielt nun zwar mit Recht jene Kräfte bei, griff aber auf die „metaphyſiſchen Punkte“ oder Atom-Monaden des Leibniz zurück, deſſen Philoſophie überhaupt wiederherſtellen zu wollen er in der Einleitung zu den „Ideen zur Philoſophie“ offen erklärt. Er räumt der Naturwiſſenſchaft ein, daß für den Standpunkt der Empirie die Atomiſtik das einzige conſequente Syſtem ſei, und tadelt die Gedankenloſigkeit derjenigen Naturforſcher, welche ſich dieſer Einſicht verſchließen. Auf der andern Seite hält er Kant's dynamiſche Conſtruction der Materie aufrecht, aber er localiſirt die Kräfte in ganz beſtimmter Weiſe, indem er ihre Wirkungen auf mathematiſche Punkte bezieht, und gibt dadurch erſt ihren Wirkungsrichtungen diejenige Beſtimmtheit, ohne welche ſie weder in Rechnung zu ſtellen noch überhaupt in concreten Fällen exact zu benutzen ſind. Durch dieſe individuelle Centraliſation der Kräfte zu punktuellen Kraftmonaden wird nämlich der Dynamismus ſelbſt zur Atomiſtik — zu dem, was die Naturwiſſenſchaft braucht — und Schelling nennt ſeine Auffaſſung ausdrücklich dynamiſche Atomiſtik. Freilich ſind dieſe Kraftmonaden an und für ſich, oder ihrem Weſen nach, jenſeit des Raumes (extensione priores), aber dies iſt auch begrifflich nothwendig. Denn „was untheilbar iſt (das Atom), kann nicht Materie ſein, ſowie umgekehrt, es muß alſo jenſeit der Materie liegen; aber jenſeit der Materie iſt die Intenſität“, die an ſich mit dem Raume nichts mehr zu thun hat; es genügt vollſtändig, daß ihre Wirkungen räumlich oder im Raume ſind, denn nur auf dieſe kommt es in der Phyſik an. An einer ſolchen dynamiſchen Atomiſtik hat die Naturwiſſenſchaft aber auch in der That alle Anhaltspunkte, welche ſie braucht, und es iſt ein großer Irrthum, außer der Zuſammenſetzung der Materie aus ſolchen Kraftmonaden nun noch ein ſtoffliches Subſtrat zu ſuchen, das zu keiner phyſikaliſchen Erklärung Beihülfe gewähren kann, da dort immer nur Kräfte agiren. „Wer ſagt, daß er ſich kein Handeln (einer Kraft) ohne Subſtrat zu denken vermöge, geſteht eben dadurch, daß jenes vermeintliche Subſtrat des Denkens ſelbſt ein bloßes Product ſeiner Einbildungskraft, alſo wiederum nur ſein eigenes Denken ſei, das er auf dieſe Art ins Unendliche zurück als ſelbſtändig vorauszuſetzen gezwungen iſt. Es iſt eine bloße Täuſchung der Einbildungskraft, daß, nachdem man einem Object die einzigen Prädicate, die es hat, hinweggenommen hat, noch etwas, man weiß nicht was, von ihm zurückbleibe.“

So hat Schelling in der That die Aufgabe im Princip gelöſt, die Materie aus immateriellen, unſtofflichen Elementen in einer ſolchen Weiſe aufzubauen, daß die Natur-

wiſſenſchaft, die zu ſeiner Zeit noch ſehr getheilt darüber dachte, ſich nach und nach immer enger und enger dieſer Auffaſſung angeſchloſſen hat. Die Materie und die ganze aus ihr erbaute Welt iſt nun nicht mehr ein todter Niederſchlag (caput mortuum) eines, wer weiß wann, ſtattgehabten Schöpfungsactes, ſondern ſie iſt ein labiler, ſtets wechſelnder Gleichgewichtszuſtand in dem lebendigen Spiel von Kräften, d. h. von räumlichen Aeußerungen des unräumlichen Abſoluten. So exiſtirt die Natur eigentlich nie als Product, ſondern nur als beſtändiges Producirtwerden, ſie iſt nie, ſondern wird immerfort, und alle ihre einzelnen Producte ſind nur Scheinproducte, die bei näherm Zuſehen ſich in ein Widerſpiel von Thätigkeiten des Abſoluten auflöſen. Eine Hauptrolle bei dieſem Widerſpiel entgegengeſetzter Thätigkeiten ſpielt in Schelling's Naturphiloſophie der Begriff der Polarität, den er mit ganz beſonderer Vorliebe überall anzubringen ſucht, und der für das phyſikaliſche Gebiet dieſelbe Bedeutung hat, wie der der Entgegenſetzung für den Idealismus.

Nach Obigem wird man jetzt die Worte Schelling's verſtehen: „Die Kraft, die ſich in der Maſſe der Natur ergießt, iſt dem Weſen nach dieſelbe, welche ſich in der geiſtigen Welt darſtellt, nur daß ſie dort mit dem Uebergewicht des Reellen, wie hier mit dem des Ideellen zu kämpfen hat .... ein Gegenſatz aber nicht dem Weſen, ſondern nur der Potenz nach. Der ſogenannten todten Natur fehlt nur der letzte potenzirende Act, wodurch ihre Qualitäten in Empfindungen, ihre Materien in Anſchauungen verwandelt würden; und weil jeder folgende Moment den vorhergehenden, als den, auf welchem er ruht, feſthält, wie die Materie den Stoff, der Organismus die Materie feſſelt, ſo zieht auch die Vernunft wieder den Organismus nach ſich; und dies iſt der Grund, warum wir, obgleich auf der letzten Höhe, doch nicht reine Geiſter ſind. Nach unſerer Weiſe zu reden, können wir alſo ſagen: alle Quantitäten ſeien Empfindungen, alle Körper Anſchauungen der Natur, die Natur ſelbſt eine mit allen ihren Empfindungen und Anſchauungen gleichſam erſtarrte Intelligenz."

Ueber die Ausnahmsloſigkeit der Naturgeſetze und das Weſen beſtimmter Kräfte hat Schelling weit klarere Begriffe, als die Mehrzahl der Phyſiologen noch längere Zeit nach ihm hatte. So ſpricht er es ausdrücklich aus, daß es keine andern Naturkräfte in der organiſchen Natur als in der anorganiſchen gibt, daß der Begriff Lebenskraft ein völlig leerer Begriff iſt, und daß es nichts geben kann, was die Geſetze der anorganiſchen Naturkräfte in den Organismen zu verändern oder zu ſuspendiren im Stande wäre. Wohl aber iſt er ſich deſſen bewußt, daß Organiſation nur da iſt, wo im Beſchauer Ideen von Zweckmäßigkeit aufgeregt werden, daß die Natur aber ſolche Ideen nur dann aufregen kann, wenn ſie jene Kräfte in ein freies Spiel verſetzt. Das Princip aber, welches jene blinden Kräfte in jenes freie Spiel verſetzt, deſſen Reſultat das Leben iſt, das Princip, welches der geſetzmäßigen Wirkſamkeit jener Kräfte die beſtimmte Richtung zur zweckmäßigen Organiſation verleiht, dieſes Princip kann, da es Urſache des Lebens iſt, nicht wiederum Product des Lebens ſein, es kann nicht von außen in die organiſche Materie hineingekommen ſein, da es ſich im Gegentheil dieſelbe angebildet hat, und, indem es ihr Individualität verlieh, ſich mitindividualiſirte. In dieſes Princip, das für jedes äußere Auge ſich in ſein eigen Werk verhüllt, und nur nach innen dem individuellen Gefühl als immer reger Trieb ſich offenbart, in dieſem Princip, das „die Continuität der anorganiſchen und organiſchen Welt unterhält und die ganze Natur zu Einem allgemeinen Organismus verknüpft, erkennen wir aufs neue jenes Weſen, das die älteſte Philoſophie als die gemeinſchaftliche Seele der Natur ahnend begrüßte." Dieſer Auffaſſung der Natur als einen beſeelten Organismus, was nur ein populärer Ausdruck für die Identität des Subjectiven und Objectiven iſt, hat Schelling eine eigene Schrift: „Von der Weltſeele" (1798), gewidmet.

Auch den Grundſatz des Materialismus, daß nur durch die Affection des Organismus eine bewußte Vorſtellung, überhaupt Empfindung möglich werde, macht Schelling ſich zu eigen, aber er ſchränkt ihn wohlweislich auf bewußte Vorſtellung ein. Dies führt dazu, daß nur durch die Organiſation, überhaupt durch die Natur, das Bewußtſein möglich wird. „Soll das Abſolute ſich ſelbſt erſcheinen, ſo muß es ſich als von etwas Andern, etwas Fremdartigem abhängig erſcheinen"; dieſes Andere aber gewinnt es eben durch ſein Uebergehen in die Realität, indem es in der Natur das Andere ſeiner ſelbſt (das Reale als das Andere des Idealen) wird. So iſt denn nur „das Bewußtſein", nach welchem das Abſolute ringt, dasjenige, „um was es in der ganzen Schöpfung zu thun iſt"; der Transſcendentalphiloſophie, zu der wir jetzt übergehen, iſt „die Natur nichts anderes als Organ des Selbſtbewußtſeins, und alles in der Natur iſt ihr nur darum nothwendig, weil nur durch eine ſolche Natur das Selbſtbewußtſein vermittelt werden kann". Das Abſolute an ſich ſelbſt iſt nämlich bloße ſchlechthinnige Identität, und zu der Entgegenſetzung (d. h. eben ſchon Verendlichung), ohne welche kein Bewußtſein denkbar iſt, iſt in ihm kein Raum. Nur inſofern es ſich in den endlichen Organismus verſenkt und in dieſem ein endliches empiriſches Bewußtſein gewinnt, kann auch in Beziehung auf dieſes endliche Bewußtſein von einem Bewußtſein des Abſoluten geſprochen werden. So ſchlägt die reale Seite der Philoſophie durch das erſt in dem thieriſchen Organismus aufgehende Bewußtſein letzten Endes wieder völlig ins Ideale zurück. Das Reſultat der ganzen Naturphiloſophie läßt ſich dahin zuſammenfaſſen, daß die Natur nichts anderes als „gefrorenes Denken" iſt, „eine unreiſe Intelligenz", in deren unbewußtem Wirken der Charakter der Intelligenz ſchon vollſtändig ſichtbar iſt, wenn er auch noch nicht überall hat zum Bewußtſein durchbrechen können, weil bei ihr in der Identität des Subjectiven und Objectiven die ſubjective Seite noch von der objectiven überwuchert war.

Im transſcendentalen Idealismus will Schelling ſelbſt nichts anderes geben, als den von allen Schlacken gereinigten Geiſt der Fichte'ſchen Philoſophie; aber er gibt in der That mehr, denn er faßt die Probleme zugleich tiefer und bedeutender auf, und behandelt den Gegenſtand in einer freiern, mehr künſtleriſchen Weiſe, ganz abgeſehen von der wirklichen Erweiterung und Vermehrung des Stoffes und von den genialen Funken ſeines Geiſtes, die nach den verſchiedenſten Richtungen hin darin ausgeſtreut ſind. Der Grundunterſchied, wodurch ſein Syſtem ſich entſchieden über Fichte erhebt, iſt die Aufdeckung jenes Gegenſatzes von bewußter und unbewußter Thätigkeit des Ich, durch deſſen ſtillſchweigende Vorausſetzung Fichte's ſubjectiver Idealismus überhaupt erſt möglich wird. „Die Meinung deſſelben konnte nämlich nicht die ſein, daß das Ich die Dinge außer ſich frei und mit Wollen ſetzte; denn nur zu vieles iſt, das das Ich ganz anders wollte, wenn das äußere Sein von ihm (von ſeinem bewußten Wollen und Wünſchen) abhinge.... Um dies zeigte ſich aber Fichte unbekümmert.... Angewieſen nun, die Philoſophie da aufzunehmen, wo ſie Fichte hingeſtellt hatte, mußte ich vor allem ſehen, wie jene unleugbare und unabweisliche Nothwendigkeit (mit welcher die Vorſtellungen von der Außenwelt ſich ins Bewußtſein einführen), die Fichte gleichſam nur mit Worten wegzuſchelten ſucht, mit den Fichte'ſchen Begriffen ... ſich vereinigen ließe." Da in dem Moment, wo ich mir Meiner bewußt werde, ich auch die Außenwelt als ſchon für mich da-ſeiend vorfinde (eigentlich ſogar noch früher), ſo kann auf keinen Fall das ſchon bewußte Ich die Außenwelt ſich produciren. „Nichts verhinderte aber, mit dieſem jetzt in mir ſich-bewußten Ich auf einen Moment zurückzugehen, wo es ſeiner noch nicht bewußt war, eine Region jenſeit des jetzt vorhandenen Bewußtſeins anzunehmen, und eine Thätigkeit, die nicht mehr ſelbſt, ſondern nur durch ihr Reſultat in das Bewußtſein kommt." So kann man es als den großen Grundſatz des transſcendentalen Idealismus ausſprechen: es gibt keinen

Inhalt meines Bewußtſeins, der nicht ausſchließlich von mir ſelbſt geſetzt wäre, da eine Einwirkung von etwas Aeußerm auf mich unmöglich iſt; inſoweit aber dieſer Inhalt nicht von mir frei gewollt und mit Bewußtſein geſetzt iſt, ſondern inſoweit er ſich mir als objective Nothwendigkeit aufdringt, inſoweit iſt er von mir unbewußt geſetzt, d. h. durch eine Thätigkeit meines Ich, welche vor oder jenſeit des Bewußtſeins liegt. Nur aus dem Gefühl meiner Unfreiheit gegen einen Bewußtſeinsinhalt der letztern Art, nur aus dem Zwange, den Ich, als Subject des Bewußtſeins, mir gefallen laſſen muß, ohne ihn fortſchaffen oder ändern zu können, nur daraus und aus nichts anderm entſpringt das Gefühl der empiriſchen Realität, welches ſich mit ſolchem Bewußtſeinsinhalt verknüpft. Man kann ſich dies an dem Beiſpiel einer lebhaften Viſion vergegenwärtigen, welche mir gerade denſelben Eindruck der Realität macht wie eine ſinnliche Wahrnehmung, weil ich gegen ſie gerade ſo ohnmächtig bin wie gegen die letztere. Indem ich dem Bewußtſeinsinhalt die Macht zuerkennen muß, meine Freiheit zu beſchränken, muß ich ihm auch Realität zuſchreiben, und indem ich in meiner bewußten Geiſtesthätigkeit die Quelle jener Realität nicht finde, ſchreibe ich ihm äußere Realität zu, da ich an eine unbewußte Geiſtesthätigkeit von mir nicht denke, und auch in dem Moment der Anſchauung gar nicht denken kann, weil ich mich (in dem Producte jener unbewußten Thätigkeit) nicht gleichzeitig objectiv anſchauen und als anſchauend anſchauen kann. „Auf dieſer Unmöglichkeit im urſprünglichen Act des Selbſtbewußtſeins, zugleich ſich Object zu werden und ſich anzuſchauen als ſich Object werdend", beruht die Unzerſtörbarkeit der Realität aller Empfindung trotz des beſſern Wiſſens der Reflexion.

Dieſe Scheidung der unbewußten von der bewußten Thätigkeit des Ich macht es möglich, trotz des von Stufe zu Stufe (von der Empfindung zur Anſchauung, von dieſer zur Reflexion, von dieſer zur Handlung) ſich ſteigernden Inhalts des Bewußtſeins denſelben ſtets als ein Product des eigenen Ich und die Anſchauung des ſcheinbar Fremden und Aeußern (Empfundenes, Ding an ſich, Materie, ſinnliche Gegenſtand, That) als eine bloße Selbſtanſchauung zu erklären. Ja ſogar, „was uns als ein Handeln auf die Außenwelt erſcheint, iſt idealiſtiſch angeſehen nichts anderes als ein fortgeſetztes Anſchauen." Denn wenn die Außenwelt, auf welche ich mich als handelnd anſchaue, für mich nichts als meine Anſchauung iſt, ſo iſt auch mein ſcheinbares Handeln auf dieſelbe nichts als eine Aenderung in dieſer meiner Anſchauung von der Außenwelt. Auch daß wir dieſe völlig blinde Thätigkeit des ſcheinbaren Handelns, durch welche wir die Anſchauung unſerer Außenwelt verändern, für frei halten, „geſchieht völlig durch dieſelbe Täuſchung, durch welche uns auch die Welt überhaupt objectiv wird". Wenn wir in der Naturphiloſophie ſahen, daß nur durch die Affection des Organismus das Bewußtſein einer Vorſtellung möglich wird, ſo iſt dies jetzt, wo auch mein Organismus nur als eine meiner Selbſtanſchauungen von täuſchender Realität erkannt iſt, ſo zu verſtehen, daß im Bewußtſein die Affection des Organismus der Vorſtellung ſelbſt als nothwendige Bedingung vorangeht.

„In allem, auch dem gemeinſten und alltäglichſten Produciren wirkt mit der bewußten Thätigkeit eine bewußtloſe zuſammen." Hierdurch wird auch der Gegenſatz der Erkenntniß a priori und a posteriori aufgehoben. „Inſofern nämlich das Ich Alles aus ſich producirt, inſofern iſt Alles, nicht etwa nur dieſer oder jener Begriff, oder wol gar nur die Form des Denkens, ſondern das ganze Eine und untheilbare Wiſſen a priori. Aber inſofern wir uns dieſes Producirens nicht bewußt ſind, inſofern iſt uns nichts a priori, ſondern alles a posteriori", denn es tritt uns als ein ſchon Fertiges und empiriſch Gegebenes vors Bewußtſein. Hiermit tritt auch die bisherige Wichtigkeit der Kategorien in den Hintergrund, weil ſie ihre ausnahmsweiſe aprioriſche Stellung verloren haben und mit dem übrigen Wiſſen wieder in einen Rang und eine Ordnung ge-

treten ſind. Demgemäß nimmt auch die Deduction der Kategorien einen weit kleinern Raum als bei Fichte ein, und iſt der transſcendentale Idealismus Schelling's mehr zu einer aprioriſchen Conſtruction der Epochen in der von unten aufſteigenden Entwickelungsgeſchichte des Selbſtbewußtſeins, einer Phänomenologie des Geiſtes geworden. Ich kann auf eine Reproduction dieſes Gedankenganges ſchon des Raumes wegen nicht eingehen, ſondern muß mich damit begnügen, noch einige Hauptpunkte hervorzuheben, welche zum Verſtändniß des ganzen philoſophiſchen Standpunktes dienlich und charakteriſtiſch ſind. Auch muß ich bemerken, daß trotz der, Fichte weit überlegenen Darſtellung im transſcendentalen Idealismus dieſelbe immer noch ſolche Schwierigkeiten bietet, daß die Lektüre im ganzen wenig erquicklich iſt, was großentheils an der Methode des aprioriſchen Conſtruirens aus der Idealität des Selbſtbewußtſeins (Ich = Ich) als Princip liegt, da natürlich nur durch unvermerkte Hineintragungen aus der Fülle der empiriſchen Kenntniß die Folgerungen aus einem ſo völlig leeren Princip Fleiſch und Bein bekommen können, während doch durch allerlei Wortſchwall der Schein der reinen Deduction gewahrt werden ſoll.

Einer der wichtigſten Punkte iſt der, wie ſich Schelling das Verhältniß des individuellen Ich zur ſonſtigen Welt denkt. Wenn Fichte ſich damit begnügen kann, aus dem Rechtsprincip zu deduciren, warum Ich nothwendig andere freie Ichs als neben mir exiſtirend anſchauen muß, ſo acceptirt zwar Schelling dieſe Deduction, kann ſich aber mit derſelben nicht mehr begnügen, da die andere, reale Seite ſeiner Philoſophie fordert, daß dieſe andern freien Weſen nicht blos für mich, ſondern auch für ſich ganz abgeſehen von meiner Vorſtellung exiſtiren. Zunächſt ſteht ſo viel feſt, daß ich an der individuellen Einheit meines Bewußtſeins die Beſchränktheit und Endlichkeit meines Ich erkenne. Das Ich iſt aber an ſich nichts als abſolute Identität, nämlich Identität des ſich denkenden und des gedachten Ich, des Subjects und Objects im Act des Selbſtbewußtſeins, in welchem Acte es allein beſteht, und außer welchem es keine Exiſtenz hat. Indem aber das Ich abſolute Identität und nichts weiter iſt, iſt es auch in mir nichts anderes als in Dir und in Ihm, es iſt vielmehr das Ich immer nur Ich (abſolute Identität) und nichts weiter, es iſt alſo überall Eins und Daſſelbe, es fällt ſozuſagen die ganze Unendlichkeit. Nicht darin bin Ich von Dir verſchieden, daß ich Ich bin (denn Ich biſt Du ja auch), ſondern inſofern jeder von uns Ich iſt, ſind wir vielmehr gerade identiſch, und unſere Verſchiedenheit muß in etwas ganz anderm liegen. Das Ich an ſich iſt aber ferner auch als abſolute Identität ein Unendliches, während ich Individuum ein Endliches bin. In der Art und Weiſe dieſer Endlichkeit wird daher zu ſuchen ſein, was Mich von Dir unterſcheidet. Das abſolute Ich, ohne dieſe Beſchränkung zur Endlichkeit gedacht, iſt aber eigentlich noch nicht Ich, denn als rein Unendliches hat es ſich noch nicht als Object, es iſt alſo dort erſt noch das Abſolute ſchlechtweg zu nennen, welches ſeine Ichheit und damit ſein Bewußtſein erſt in ſeiner Verendlichung findet, indem es zugleich beſchränktes oder individuelles Ich wird. Wenn alſo von einer unendlichen Intelligenz die Rede iſt, ſo iſt dies nicht ſo zu verſtehen, „als ob die unendliche Intelligenz von der endlichen verſchieden und etwa außer der endlichen Intelligenz eine unendliche wäre. Denn nehme ich die beſondere Beſchränktheit der endlichen hinweg, ſo iſt ſie die abſolute Intelligenz ſelbſt. Setze ich dieſe Beſchränktheit, ſo iſt die abſolute ebendadurch als abſolute aufgehoben, und es iſt jetzt nur eine endliche Intelligenz". „Daß ich überhaupt begrenzt bin, folgt alſo unmittelbar aus der unendlichen Tendenz des Ichs, ſich Object zu werden; die Begrenztheit überhaupt iſt alſo erklärbar, aber die Begrenztheit überhaupt läßt die beſtimmte (die Art und Weiſe ihrer eigenthümlichen Beſonderheit) völlig frei, und doch entſtehen beide in einem und demſelben Act (keine kann von der andern getrennt gedacht werden)." Die concrete Art und Weiſe dieſer Beſtimmtheit, welche meine Individualität

ausmacht, und doch mit der Begrenztheit überhaupt zugleich gesetzt werden muß, macht „das Unbegreifliche und Unerklärliche der Philosophie" aus. Hier räumt Schelling die Unbegreiflichkeit und Unerklärlichkeit des Princips der Individuation ein, einen Stein des Anstoßes, den Hegel ebenso wenig wie er überwunden hat. Es geht aber so viel daraus hervor, daß ich, „insofern ich dieses Individuum bin, nicht das Producirende bin, sondern selbst zum Producirten gehöre". Wäre ich als dieses Individuum also nicht vorhanden, oder hörte meine Existenz plötzlich auf, so würde dadurch am Producirenden selbst nichts aufgehoben, nichts geändert. Gesetzt sogar, es gäbe überhaupt keine bestimmte Beschränktheit (d. h. nicht blos meine Existenz, sondern die aller Bewußtseinsindividuen hörte plötzlich auf), so würde zwar keine bewußte Intelligenz mehr, aber es würde immer noch ein Universum und ein Weltproceß sein. Daß aber gerade in mir eine solche ganz bestimmte Beschränktheit gesetzt ist, bedeutet nur, daß die Intelligenz in mir „das Universum gerade von diesem ganz bestimmten Punkte anschaut". Indem mit dieser Betrachtung jede individuelle Existenz, abgesehen von ihrer im Absoluten (All-Einen) enthaltenen Wesenheit, sich als eine ebenso flüchtige und atomistische Erscheinung im Universum erkannt hat, wie das Sonnenbild im Thautropfen, fällt jeder etwaige Hochmuth des Individuums als solchen, jede Selbstüberhebung der Persönlichkeit als nichtig in sich zusammen. Andererseits liegt es auf der Hand, daß das Absolute, welches nur in der Beschränktheit der Individuen sein Bewußtsein findet, sich in seiner Unendlichkeit nicht mit der Betrachtung des Universums gerade von meinem individuellen Standpunkt aus begnügen wird, sondern sich vielmehr in einer möglichst großen Mannichfaltigkeit von Standpunkten zur Selbstbeschauung entwickeln wird, sodaß schon von diesem Gesichtspunkt aus nicht an einer der meinigen gleichkommenden Realität anderer Personen zu zweifeln ist.

Es bleibt hierbei die Frage übrig', wie sich jene gleichsam prästabilirte Harmonie erklärt, vermöge deren jedes Individuum in seinen Anschauungen vom Universum immer gerade dieselben Veränderungen erfährt, wie sie sich im Universum wirklich begeben, ohne dabei doch irgendwie von außen afficirt zu werden oder wahrhaft nach außen wirken zu können. Denn dies beides ist ja nach den Grundsätzen des transscendentalen Idealismus unmöglich, da „die Monaden keine Fenster haben, durch welche die Dinge hinein- und herausstreigen", indem die Kategorie der Causalität nicht für Beziehungen zwischen dem Ding an sich und dem Ich an sich anwendbar sein soll. (Freilich ist dies ein sehr angreifbarer Punkt, da nach Aufhebung des Gegensatzes von Transscendenz und Immanenz und Uebertragung von Raum, Zeit und den Kategorien vom Reich des Denkens auch auf das Reich der Dinge an sich in der That nicht mehr einzusehen ist, warum die Causalität nicht auch zwischen dem Subject der Vorstellung und dem Ding an sich, d. h. zwischen den Monaden untereinander, vermitteln sollte. Ich kann hierin nur das inconsequente partielle Festhalten an dem principiell bereits überwundenen Standpunkt des einseitigen subjectiven Idealismus sehen.) Jene Harmonie wird aber, ohne daß wir wie Leibniz einen „Schöpfer und gleichförmigen Einrichter derselben (welches für uns völlig unverständliche Begriffe sind)" anzunehmen brauchen, nach Schelling schon dadurch begreiflich, daß die beschränkten Ichs oder Individuen nur Producirte sind, das Producirende in ihnen allen aber ein und dasselbe ist, sodaß also in der That nicht die Uebereinstimmung der Vorstellungen verschiedener Menschen über die Außenwelt der Erklärung bedarf, sondern im Gegentheil ihre Verschiedenheit das Wunderbare ist. Diese Verschiedenheit hängt freilich vom individuellen Standpunkt des Betrachtenden, also letzten Endes von dem für Schelling unbegreiflichen Princip der Individuation selbst ab, doch genügt es, um diese gleichsam umgekehrte Harmonie begreiflich zu finden, daß man sich Folgendes klar macht: die Individualität besteht darin, daß „in jedes Individuum etwas gesetzt wird, was eben dadurch von allen andern negirt wird, und was eben deswegen die an-

dern nicht als ihr Handeln, also nur als nicht-ihres, d. h. als das Handeln einer Intelligenz, außer ihnen anschauen können", sodaß dadurch „eine prästabilirte Harmonie negativer Art" entsteht. Man kann nun blos noch folgende Schwierigkeit einwenden: „Zugegeben, daß es durch meine Individualität schon bestimmt ist, daß ich die und die Handlung als die einer andern Intelligenz anschaue, so war es doch dadurch noch nicht bestimmt, daß sie gerade dieses bestimmte Individuum ausüben solle." Hierauf ist die Antwort einfach die: „Was ist denn dieses Individuum als eben dieses so und nicht anders handelnde, oder woraus ist dein Begriff von ihm zusammengesetzt als eben aus seiner Art zu handeln? Durch deine Individualität war für dich allerdings nur bestimmt, daß überhaupt ein anderer diese bestimmte Thätigkeit ausübe; aber eben dadurch, daß er sie ausübt, wird ein anderer dieser bestimmte, als welchen du ihn denkst." Zur Erläuterung dieser Denkweise muß man sich auch an die Auffassung der Zeit seit Kant erinnern, da durch diese die dem individuellen Bewußtsein erscheinende Aufeinanderfolge (Successionsreihe) der Begebenheiten für die absolute, d. h. von der bestimmten Beschränktheit des Individuums befreit gedachte Intelligenz nicht existirt. „Für diese nämlich hat nichts angefangen, noch wird etwas, denn für sie ist alles zugleich, oder vielmehr sie selbst ist alles. Der Grenzpunkt zwischen der absoluten, ihrer selbst als solcher unbewußten, und der bewußten (individualisirten) Intelligenz ist also blos die Zeit. Für die reine Vernunft gibt es keine Zeit, für sie ist alles und alles zugleich" (wie Spinoza es ausdrückt sub specie aeternitatis), „für die Vernunft, insofern sie empirisch ist, entsteht alles, und was ihr entsteht, alles nur successiv". Da nun, wenn man die individuelle Beschränktheit aufgehoben denkt, es keine Vergangenheit und keine Zukunft gibt, und doch in allen Individuen die unbewußt producirende Intelligenz dieselbe ist, so ist es auch kein Wunder, daß alle Individuen darüber einig sind, sich in dem nämlichen Punkte der ihnen als Successionsreihe erscheinenden Ewigkeit zu befinden.

Diese Andeutungen werden genügen, um auch den Uneingeweihten ahnen zu lassen, daß diese Philosophie ein sehr in sich geschlossenes System ist, an welcher die gewöhnlichen trivialen Einwendungen des gemeinen Verstandes machtlos abprallen, daß sie ein System ist, das zwar keineswegs ein letztes, und wol der Berichtigung und Vertiefung fähig und bedürftig, aber nichts weniger als von oben herab wie eine Verirrung zu verwerfen ist. Namentlich dann, wenn man sich die Causalität als in ideale Momente (z. B. gewollte logische Nothwendigkeit) auflösbar denkt (womit also auch die gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Monaden oder Individuen als eine der Causalität entsprechend ideal-vermittelte gedacht wird, eine Auffassungsweise, die mit der ewigen Bestimmtheit der Productionen der unbewußten Intelligenz ganz nahe zusammengrenzt), namentlich so verstanden, sage ich, werden die tiefen Ideen von Schelling's erstem Doppelsystem als eine wahrhafte Reproduction der Leibniz'schen Philosophie auf ungleich höherer Stufe, verschmolzen mit Spinoza's reinem Monismus und dem bleibenden Gewinn des Kantischen Kriticismus, eine unerschütterliche Geltung für alle Zeiten behalten, wenn auch dies die Nothwendigkeit nicht ausschließt, über sie hinauszugehen. Denjenigen aber, welche jenen Standpunkt hochmüthig belächeln, kann man Schelling's eigene Worte entgegenhalten: „Von jeher haben die alltäglichsten Menschen die größten Philosophen widerlegt, mit Dingen, die selbst Kindern und Unmündigen begreiflich sind. Man hört, liest und staunt, daß so großen Männern so gemeine Dinge unbekannt waren, und daß so anerkannt-kleine Menschen sie meistern konnten. Kein Mensch denkt daran, daß sie vielleicht all das auch gewußt haben; denn wie hätten sie sonst gegen den Strom von Evidenz schwimmen können? .... Was war es doch, fragt ihr, was alle diese Männer antrieb, die gemeinen Vorstellungen ihres Zeitalters zu verlassen und Systeme zu erfinden, die allem

entgegengesetzt sind, was die große Menge von jeher geglaubt und sich eingebildet hat? Es war ein freier Schwung, der sie in ein Gebiet erhob, wo ihr auch ihre Aufgaben nicht mehr versteht, sowie ihnen dagegen manches unbegreiflich wurde, was euch höchst einfach und begreiflich scheint."

Wenn irgendetwas von Schelling als populäre Lektüre von glänzender Geistesfülle empfohlen werden kann, so ist es der Schluß des „Transscendentalen Idealismus"*), welcher über das Wesen der Geschichte, die Teleologie und das Kunstproduct handelt. Alles dreies wird mit Hülfe des Gegensatzes von bewußter und unbewußter Thätigkeit aufgelöst. Schelling's Auffassung der Geschichte bildet die principielle Grundlage, auf welcher Hegel seine berühmten geschichtsphilosophischen Ansichten aufgebaut hat. Der Grundgedanke besteht darin, daß hinter der anscheinend freien Selbstbestimmung der einzelnen, eine unbewußte Vernunft waltet, welche als die Vernunft des Absoluten zugleich übermächtig den Willen des einzelnen lenkt, und zwar zu Zielen, welche von denen des Bewußtseins nur zu oft verschieden, wo nicht geradezu ihnen entgegengesetzt sind. So stellt das Absolute sich als eine geschichtliche Vorsehung dar, die doch dem Weltproceß immanent ist, nämlich in die Brust der handelnden Individuen herabsteigt und in ihnen als unbewußt vernünftiger Wille sich bethätigt.**)

In der Teleologie geht Schelling sehr kurz zu Werke und der Sache nach wenig über Kant hinaus; es ist nur zu verwundern, daß er es nicht unumwunden ausspricht, daß das Produciren der Natur eine unbewußte Zweckthätigkeit ist, denn einen andern Sinn kann ja doch jene Identität der bewußten und bewußtlosen Thätigkeit nicht haben, vermöge deren die bewußtlos entstandenen Naturproducte bis ins kleinste das unverkennbare Gepräge der Zweckmäßigkeit tragen. Ich schalte hier ein, daß Schelling auch die Sprache sich auf dieselbe Weise wie andere organische Naturproducte entstanden denkt, d. h. mit bewußtloser Zweckmäßigkeit, da mit der Sprache das menschliche Bewußtsein erst beginnt, also die Sprache nicht durch bewußte Ueberlegung geschaffen sein kann.

Am glänzendsten offenbart sich Schelling's Geist in der Auffassung des Kunstproducts. Hier ist die höchste Identität der bewußten und bewußtlosen Thätigkeit erreicht, weil ihr Widerspruch nicht wie im Naturproduct ein noch unentfesselter, sondern ein im Bewußtsein des Künstlers in seiner ganzen Unendlichkeit offenbarter ist, aus dessen vollendeter, objectiver, harmonischer Versöhnung in der Leistung des Genies jene Ekstase des künstlerischen Genusses entspringt, zu deren voller Erlangung nur begnadigte Naturen fähig sind. Die bewußte Thätigkeit bringt das im engern Sinne Kunst Genannte hinzu, was gelehrt, erlernt und geübt werden kann, und mit Bewußtsein, Ueberlegung und Reflexion ausgeübt wird; die bewußtlose Thätigkeit dagegen liefert dasjenige, was nicht gelernt, noch durch Uebung oder auf andere Art erworben werden, sondern allein durch freie Gunst der Natur angeboren sein kann, was wir die Erfindung, die Conception, die Poesie an der Kunst nennen können. Jeder Bestandtheil ist ohne den andern werthlos, nur beide zusammen können das Höchste hervorbringen. In dem Product, welches den Charakter des Kunstwerks nur heuchelt, liegen Absicht und Regel an der Oberfläche als der getreue Abdruck der bewußten Thätigkeit des Künstlers; das wahrhafte Kunstwerk dagegen ist einer unendlichen Auslegung fähig, als ob eine Unendlichkeit von Absichten darin wäre, ohne daß man darum sagen kann, daß alle diese im Künstler gelegen hätten. Dieses unendliche Unbewußte, was nur aus dem objectiven Producte widerstrahlt, ohne des Künstlers Bewußtsein durchschritten zu haben, ist für die Kunst dasselbe, was für die Geschichte das Schicksal oder die Vorsehung ist; wir nennen es Genie. Nur das, was

*) Vgl. „Schelling's Werke", Abthl. I, Bd. 3, S. 587—629.

**) Vgl. meine „Philosophie des Unbewußten", Kap. B, X.

die Kunst hervorbringt, ist allein und nur durch Genie möglich, was die Wissenschaft hervorbringt, kann allerdings durch Genie hervorgebracht sein, aber es kann auch auf rein wissenschaftlichem, d. h. bewußtem Wege geschaffen sein, und welches von beiden stattgefunden habe, ist im bestimmten Falle sehr schwer zu entscheiden; Merkmale sind, wenn das Ganze eines Systems vor seinen Theilen hervorgebracht ist, oder wenn jemandes Aussprüche weit mehr und tiefere Wahrheiten enthalten, als er seiner Zeit hineinlegen konnte.

Wenn das Wesen der ästhetischen Production überhaupt die volle Vereinigung der im Bewußtsein vorher getrennten Thätigkeit und des zwischen ihnen bestehenden Gegensatzes ist, so beruht speciell der Unterschied des schönen und erhabenen Kunstwerkes darauf, „daß, wo Schönheit ist, der unendliche Widerspruch im Object selbst aufgehoben ist, anstatt daß, wo Erhabenheit ist, der Widerspruch nicht im Object selbst vereinigt, sondern nur (durch die bewußtlose Production einer Größe, welche die bewußte Anschauung nicht fassen kann) bis zu einer Höhe gesteigert ist, bei welcher er in der Anschauung unwillkürlich sich aufhebt, welches alsdann ebenso viel ist, als ob er im Object aufgehoben wäre".

Wie hoch Schelling die Kunst stellte, mögen noch einige Stellen beweisen: „Aus der Unabhängigkeit von äußern Zwecken entspringt jene Heiligkeit und Reinheit der Kunst, welche so weit geht, daß sie nicht etwa nur die Verwandtschaft mit allem, was blos Sinnenvergnügen ist (welches von der Kunst zu verlangen der eigentliche Charakter der Barbarei ist), oder mit dem Nützlichen (welches von der Kunst zu fordern nur einem Zeitalter möglich ist, das die höchsten Anstrengungen des menschlichen Geistes in ökonomische Erfindungen setzt, und welches eben die Kunstindustrie oder das gemeine Kunstproduct vom ästhetischen unterscheidet), sondern selbst die Verwandtschaft mit allem, was zur Moralität gehört, ausschlägt, ja selbst die Wissenschaft, welche in Ansehung ihrer Uneigennützigkeit am nächsten an die Kunst grenzt, blos darum, weil sie immer auf einen Zweck außer sich geht, und zuletzt selbst nur als Mittel für das Höchste (die Kraft) dienen muß, weit hinter sich zurücklässt." Die ästhetische Anschauung ist nichts als die objectiv gewordene transscendentale oder intellectuelle Anschauung, das Organ des Philosophen. „Nehmt der Kunst die Objectivität, so hört sie auf, zu sein, was sie ist, und wird Philosophie; gebt der Philosophie die Objectivität, so hört sie auf, die Philosophie zu sein, und wird Kunst. Die Philosophie erreicht zwar das Höchste, aber sie bringt bis zu diesem Punkt gleichsam nur ein Bruchstück des Menschen (nur seine bewußte, subjective Seite). Die Kunst bringt den ganzen Menschen, wie er ist, dahin, nämlich zur Erkenntniß des Höchsten, und darauf beruht der ewige Unterschied und das Wunder der Kunst." — „Was wir Natur nennen ist ein Gedicht, das in geheimer wunderbarer Schrift verschlossen liegt. Doch könnte das Räthsel sich enthüllen, würden wir die Odyssee des Geistes darin erkennen, der, wunderbar getäuscht, sich selber suchend, sich selber flieht; denn durch die Sinnenwelt blickt nur wie durch Worte der Sinn, nur wie durch halb durchsichtigen Nebel das Land der Phantasie, nach dem wir trachten.... Die Kunst ist eben deswegen dem Philosophen das Höchste, weil sie ihm das Allerheiligste gleichsam öffnet, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung gleichsam in einer Flamme brennt, was in der Natur und Geschichte gesondert ist, und was im Leben und Handeln, ebenso wie im Denken ewig sich fliehen muß."

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß mir diese theoretische Zurücksetzung der Wissenschaft zu Gunsten der Kunst nur aus der eigenthümlich künstlerischen Veranlagung von Schelling's Geist erklärlich scheint, nicht aber aus seinen wissenschaftlichen Grundsätzen. Denn wenn es in der ganzen Schöpfung, im ganzen Weltproceß nur um das Bewußtsein, um die stufenweise fortschreitende Convertirung des Bewußtlosen in Bewußtes zu

thun iſt, und jeder Fortſchritt nach dem Maß der Steigerung des Bewußtſeins gemeſſen werden muß (was alles bei Schelling mehr oder minder deutlich ausgeſprochen iſt), ſo dürfte doch wol die Wiſſenſchaft, welche ſtets den höchſten in jedem Augenblick erreichten Grad des Bewußtſeins im Weltproceſſe repräſentirt, die oberſte Stufe einnehmen und die Kunſt mehr als ein der noch im Dunkel wandelnden Welt verliehener Troſt aufzufaſſen ſein, der auch in Augenblicken, wo das Denken an dem Ewigen anzweifeln will, uns immer neu mit ahnungsvoller Hoffnung des Göttlichen erfüllt. Dieſes Verhältniß zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft ſtellte Hegel wieder her, indem er zwiſchen beiden der Religion ihre Stelle anwies, deren Platz in Schelling's erſtem Syſtem ziemlich unklar iſt.

Blicken wir nun noch einmal zurück auf das ganze Doppelſyſtem, ſo zeigt ſich in demſelben trotz alles Reichthums an Ideen und trotz aller Tiefe und Erhabenheit derſelben ein Misverhältniß zwiſchen Wollen und Vollbringen. Schelling ſagt: „Beſtimmen wir die Philoſophie im ganzen nach dem, worin ſie alles anſchaut und darſtellt, dem abſoluten Erkenntnißact (d. h. der abſoluten Wechſelidentification des Subjectiven und Objectiven), von welchem auch die Natur nur wieder die eine Seite iſt, der Idee aller Ideen, ſo iſt ſie Idealismus. Idealismus iſt und bleibt daher alle Philoſophie, und nur unter ſich begreift dieſer wieder Realismus und Idealismus, nur daß jener erſte abſolute Idealismus nicht mit dieſem andern, welcher blos relativer Art iſt, verwechſelt werde.“ „Dieſes abſolut Ideale iſt nun an ſich weder etwas Subjectives noch etwas Objectives“, d. h. jener abſolute Erkenntnißact iſt weder mein „noch irgendeines Menſchen Denken, ſondern eben abſolutes Denken“. Ein ſolcher abſoluter Idealismus, der vom abſoluten Denken alles ableitet, iſt nun aber unſer Doppelſyſtem keineswegs, ſondern eben nur eine äußerliche Nebeneinanderſtellung eines relativen Idealismus und Realismus, eine Zerſpaltung der ewig Einen Wiſſenſchaft in einen unaufgelöſten Dualismus, von dem noch dazu keine der beiden Seiten in Wahrheit gründlich das leiſtet, was ſie leiſten ſoll, nämlich zuletzt in die andere mit klarer Beſtimmtheit hinüberzuführen. So bekommt der ganze Standpunkt den Charakter einer gewiſſen Unreife, der auch darin ſich äußerlich ausdrückt, daß die eine Seite ſich nur gleichſam als verbeſſerte Auflage eines ſchon Dageweſenen einführt, die andere Seite aber, ganz abgeſehen von der faſt ausnahmsloſen naturwiſſenſchaftlichen Unhaltbarkeit ihrer Ideen und Anſchauungen, niemals über die Geſtalt „des Verſuchs“ trotz mehrfach modificirter Bearbeitung hinwegkommt. Schelling fühlte ſelbſt am beſten das gleichſam Proviſoriſche ſeiner Philoſophie und verſprach von einer Gelegenheit zur andern eine vollendete Ausführung des Syſtems der Philoſophie, ohne in Wirklichkeit jemals über eine Darlegung des Princips hinauszugelangen, ſei es in ſelbſtändigen kleinern Abhandlungen („Darſtellung meines Syſtems der Philoſophie“, 1801; „Bruno, ein Geſpräch“, 1802; ferner „Darſtellungen aus dem Syſtem der Philoſophie“, 1802), ſei es in neuen Einleitungen zu neu aufgelegten Darſtellungen der Naturphiloſophie. Schon im Jahre 1801 acceptirte er von ſeinem Freunde Hegel die erweiterte Anwendung des Begriffes Vernunft, als des herrſchenden Princips und der realen Subſtanz in allem Exiſtirenden. Während der Verſtand ein Organ des ſelbſtbewußten Subjects, ein Mittel iſt, deſſen das Individuum ſich zur Erreichung ſeiner Zwecke bedient, eine Fertigkeit, die durch Uebung geſteigert werden kann, und deshalb „erſt mit den Jahren kommt“, iſt die Vernunft das ſchlechthin Allgemeine, welches ebenſo in der Natur wie im menſchlichen Individuum unumſchränkt waltet, und dieſes, ihm ſelbſt unbewußt, als Mittel zu ſeinen höhern Zwecken benutzt. Man könnte, dem ſubjectiven Verſtande gegenüber, die Vernunft das Objective nennen; aber auch dies wäre noch falſch, weil alles Objective ein Subject vorausſetzt, für welches es objectiv iſt, die Vernunft

aber über Subject und Object gleich erhoben, d. h. absolut, und eben der Indifferenzpunkt beider ist. Um die Vernunft zu denken, wird nichts erfordert, als daß man die Intelligenz denkt mit Abstraction vom denkenden Subject (also auch mit Abstraction vom Bewußtsein). So verstanden ist die Vernunft identisch mit der absoluten Idee oder dem absoluten Denken, welches in unserer unmittelbaren Erfahrung als intellectuale Anschauung vorkommt. Nunmehr werden folgende, den Standpunkt charakterisirende Sätze verständlich sein: „Außer der Vernunft ist nichts, und in ihr ist alles." „Alles, was ist, ist der Vernunft dem Wesen nach gleich und mit ihr Eins." „Die Vernunft ist schlechthin Eine, und schlechthin sich selbst gleich (Eine auch in sich selbst, nicht nur nach außen hin)." „Alle Einwendungen könnten nur daher rühren, daß man die Dinge nicht so, wie sie in der Vernunft sind, sondern so wie sie erscheinen, zu sehen gewohnt ist", und aus „dem Unvermögen, die oben geforderte Abstraction zu machen, und das Subjective (Absondernde, Individuelle) in sich selbst zu vergessen". Die besondern Dinge sind nicht in der vom All abgetrennten Besonderheit ihrer Erscheinung, sondern nur insofern sie mit dem All im Zusammenhang stehen, d. h. Ausdruck der Vernunft sind, wahrhaft reell.

Die so oft von Schelling versprochene und stets schuldig gebliebene allseitige Ausführung des absoluten Idealismus als einheitlichen Systems zu verwirklichen, dies war die Lebensaufgabe, welche seinem ältern Freunde Hegel aufbehalten war. Seine eigenen Anläufe zu solcher Darstellung blieben theils unvollendet (wie die 1801 geschriebene „Darstellung meines Systems der Philosophie"), theils lassen sie die begriffliche Klarheit und systematische Anlage vermissen (wie das ermüdend breit ausgesponnene Gespräch „Bruno" im Jahre 1802, zu dem die geplanten Fortsetzungen gleichfalls unterblieben), zum dritten Theil aber sind sie halbpopuläre Excursionen über anderweitige Fragen, bei denen nur gelegentlich auch sein philosophischer Standpunkt durchblickt (wie die im Jahre 1802 gehaltenen Vorlesungen „Ueber die Methode des akademischen Studiums").

Schelling war und blieb eine fragmentarische Natur, mehr dazu geschaffen, Gegebenes zu überwinden, in höherm Sinne zu verarbeiten, neue Standpunkte zu gewinnen und großartige Perspectiven zu eröffnen, als dazu, die fruchtbaren neuen Gesichtspunkte systematisch auszuführen und dadurch erst allseitig fruchtbar zu machen. Er fühlte die Nothwendigkeit systematischer Durchführung und in seinem hohen Selbstgefühl kargte er niemals mit Versprechungen in dieser Richtung; aber wie sehr er sich auch über das Maß seiner Leistungsfähigkeit täuschen mochte, so ist doch anzuerkennen, daß seinen eigenen Leistungen gegenüber ihn niemals der höchste kritische Maßstab verließ. Seine Schöpfungen genügten ihm selber niemals; als er noch jung war und erst in der Morgenröthe seines Ruhmes stand, da ließ er sich durch dieses Bewußtsein des Ungenügens nicht von der vorläufigen Veröffentlichung zurückhalten; als es aber galt, den erworbenen Ruhm zu behaupten, und zwar ihn gegen einen von der öffentlichen Meinung mehr und mehr bevorzugten Rivalen zu behaupten, da überkam ihn jenes Zögern, welches im Contrast mit seinen voreiligen Verheißungen ihm nur den Spott seiner Gegner eintragen konnte. Nur von einem einzigen Werke Schelling's kann man sagen, daß es architektonisch abgerundet und in der Composition geschlossen sei; es ist dies das „System des transscendentalen Idealismus", in welchem er wesentlich eine Zusammenstellung der drei Kantischen Kritiken (der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft) gibt, und diese wesentlich im Sinne des Fichte'schen Idealismus verbindet.

Nach seinem Fortgange von Jena hat er nur noch einmal eine Schrift von tieferer philosophischer Bedeutung selbst herausgegeben, nämlich die „Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit", welche im ersten (und einzigen) Bande seiner „Philosophischen Schriften" (Landshut 1809) erschien. Alle spätern Arbeiten von Bedeutung sind erst nach seinem Tode durch die Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" bekannt ge-

worden. Die im Meßkatalog von 1815 als erschienen angekündigten „Weltalter" wurden von ihm zurückgezogen und sind Bruchstück geblieben; im Jahre 1826 zog er in ähnlicher Weise die 16 schon gedruckten Bogen seiner „Vorlesungen über Mythologie" zurück, die im Meßkatalog als erschienen aufgeführt waren, und ebenso wurde von spätern öffentlichen Verheißungen nichts erfüllt.

Gewiß wird niemand solche Strenge gegen sich selbst tadeln, sondern nur das Fortdauern der Selbsttäuschung bedauern, welche ihn noch immer glauben ließ, daß es jeden Augenblick in seiner Macht stände, seinen hochgespannten Ansprüchen auf systematische Darstellung zu genügen. Diese Ueberspannung des Selbstgefühls steigerte sich wechselsweise mit dem Neid gegen seinen ihn überflügelnden Rivalen Hegel, dessen Philosophie er selbst nur als Ausführung der von ihm entliehenen Gedanken, und als eine vorübergehende Episode in dem Entwickelungsgange seiner Philosophie ansah. Gesetzt auch, diese Ansicht Schelling's über Hegel's Stellung in der Geschichte der Philosophie wäre erschöpfend, so hätte dieselbe ihn doch in keiner Weise an der Fortsetzung des von 1801—3 angeknüpften freundschaftlichen Verhältnisses zu hindern brauchen. Er hätte anerkennen können, daß Hegel gerade das Talent der allseitigen systematischen Durcharbeitung eines Grundgedankens in festbestimmten Grenzen, welches ihm selbst ersichtlich fehlte, in eminentem Grade besaß, und daß derselbe aus diesem Grunde eben die rechte Persönlichkeit war, um seine Arbeit zu ergänzen und den gemeinsamen Grundansichten erst den vollen Einfluß und die ausgebreitete Wirkung auf die Zeit zu sichern. Daß er nicht einmal dies vermochte, daß er sich schmollend von Hegel abwandte, als dieser selbständig seine Schwingen entfaltete: das wird stets als Vorwurf auf seinem Charakter haften bleiben, und selbst das Bewußtsein, den Hegel'schen Standpunkt positiv überwunden zu haben, kann für dieses Verhalten keine Entschuldigung gewähren.

Während Kant und Fichte sich wenig genug um Geschichte der Philosophie bekümmert hatten, und selbst Hegel in seinen Vorträgen über diesen Gegenstand ein eindringenderes Quellenstudium vermissen ließ, versenkte sich Schelling mit Ernst und Eifer in verschiedene Perioden der Vergangenheit und schöpfte aus denselben die wichtigsten Anregungen. So ging ihm die volle Klarheit über das Identitätsprincip, wie wir es oben geschildert haben, erst 1801 durch die Lektüre des Spinoza auf, und die hier gewonnene Auffassung des Absoluten verfeinerte er durch das Studium Plato's, von welchem das Gespräch „Bruno" (1802) ein sprechendes Zeugniß ablegt. Den Wendepunkt in seinem Leben bildet die durch Franz von Baader vermittelte Bekanntschaft mit Jakob Böhme's mystisch-theosophischen Schriften.

Es war zunächst Eschenmayer gewesen, welcher die Identitätsphilosophie durch den Einwand bekämpft hatte, daß sie unfähig sei, von ihren Voraussetzungen aus die Thatsache des religiösen Lebens zu begreifen und die Probleme des religiösen Bewußtseins zu lösen, und in der That mußte Schelling fühlen, daß seine bisherigen philosophischen Arbeiten in diesem Punkte eine klaffende Lücke zeigten. Andererseits legte die romantische Zeitstimmung nach der Naturschwärmerei die religiöse Erhebung des Geistes nahe genug, und Schelling war persönlich viel zu sehr Romantiker, um nicht selber einen tiefen Hang zur Versenkung in die Mysterien der Religion zu empfinden. Plato hatte ihm eine gute Vorbereitung gegeben, und es bedurfte nur noch des geeigneten äußern Anstoßes, um ihn das Gebiet der Religionsphilosophie mit voller Kraft ergreifen zu lassen. Den Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins suchte er in dem Problem der Freiheit, durch welches die Verschuldung, und vermittels dieser das Erlösungsbedürfniß erst möglich werden soll; er stellte es sich also als nächste Aufgabe, die individuelle Freiheit mit seinem pantheistischen Gottesbegriff zu vermitteln, und die letzten Wurzeln im Absoluten selber aufzu-

ſuchen, durch welche das Böſe, die Abkehr des Theils vom Ganzen, erſt möglich wird. Den Begriff der Freiheit entnahm er aus ſeinen Kant-Fichte'ſchen Antecedentien, nämlich aus Kant's Lehre vom intelligibeln Charakter; den abſoluten Urſprung des Böſen entlehnte er aus Jakob Böhme's Theoſophie, aus deſſen Annahme eines dunkeln Urgrundes in Gott, welcher Sehnſucht oder Wille iſt, und erſt als Grund der Exiſtenz Gottes zu faſſen ſei.

Kant's Lehre von der intelligibeln Freiheit des intelligibeln Charakters, welche mit ſeiner Lehre vom radical Böſen in der menſchlichen Natur eng zuſammenhängt, iſt nicht nur für Fichte und Schelling, ſondern auch für Schopenhauer ein Eckſtein der Metaphyſik geblieben, und gerade durch des letztern Umgeſtaltung weitern Kreiſen bekannt geworden. In der That aber dürfte dieſe Lehre weniger haltbar und in höherm Grade myſtiſch genannt zu werden verdienen, als die Unterſcheidung zwiſchen der Exiſtenz des Abſoluten und dem ihr zu Grunde Liegenden (Subſtiſtirenden), oder als die Einſicht, daß dieſer letzte und tiefſte Grund, das Urſein oder unvordenkliche Sein, Wille ſei. Die Oppoſition des creatürlichen Eigenwillens gegen den Univerſalwillen, aus welcher Schelling ganz richtig das concrete Böſe ableitet, iſt meines Erachtens auch ohne die Vorausſetzung einer intelligibeln Freiheit der Creatur zu verſtehen, und darum kann ich die bleibende Bedeutung der fraglichen Schrift nicht in den Speculationen über die Freiheit, ſondern vielmehr in der Ueberwindung des abſoluten Idealismus, d. h. des reinen Panlogismus oder metaphyſiſchen Rationalismus durch das realiſtiſche Element des Willens erkennen, welcher hier lange vor Schopenhauer für das höchſte und letzte metaphyſiſche Princip erklärt iſt. Während Schopenhauer ſeinen Willen bis zur Entſtehung des bewußten Individualgeiſtes blind und vernunftlos ſein und bleiben läßt, verknüpft Schelling in dem exiſtent gewordenen Gott das Moment des Willens mit demjenigen der abſoluten Vernunft ſeiner Identitätsphiloſophie, und gewinnt dadurch Schopenhauer gegenüber den Vortheil, das Abſolute als wahren Geiſt beſtimmen zu können, dem abſoluten Idealismus gegenüber aber den andern, einen wirklichen, realen Geiſt (nicht blos ein ideales Gedankending) an ihm zu beſitzen. Dieſe Geſichtspunkte ſind freilich in der Schrift über die Freiheit mehr angedeutet als ausgeführt, aber ſie ſind in embryoniſcher Geſtalt entſchieden vorhanden, und als der Keim zu bezeichnen, aus dem ſich ſpäter Schelling's poſitive Philoſophie entwickelte.

Leider mußte nun Schelling dieſen Fortſchritt über den abſoluten Idealismus hinaus zu einem metaphyſiſchen Realismus durch einen Rückfall vom reinen Pantheismus oder Monismus in einen pantheiſtiſch gefärbten Theismus erkaufen; es war dieſer Rückfall theils durch die Beſchaffenheit ſeines Führers (Jakob Böhme) bedingt, theils auch wol durch den Umſtand, daß man im Anfang unſers Jahrhunderts noch wenig von den indiſchen Religionen wußte, und deshalb gar nicht ernſtlich daran dachte, daß die Probleme des religiöſen Gefühls vielleicht auch auf anderer als auf theiſtiſcher Grundlage lösbar ſeien. Nur der perſönliche Gott ſchien dem religiöſen Bedürfniß zu genügen, und deshalb war es Schelling's Beſtreben, eine Syntheſe zu Stande zu bringen zwiſchen dem abſoluten Idealismus ſeiner Identitätsphiloſophie und dem perſönlichen Gott der occidentaliſchen Religionen. Dieſes Bemühen iſt aber ein in ſich widerſpruchsvolles, und wie ſehr man auch den Begriff der Perſönlichkeit auf einen immer dürftigern und dürftigern Inhalt einſchränke, es iſt und bleibt auch der letzte Reſt von ihm unverträglich mit dem Begriff des Alles ſeienden Einen. Auch die zahlreichen Nachfolger, welche Schelling in dem Beſtreben der Verſchmelzung von Theismus und Pantheismus gefunden (ich nenne nur Weiße, den jüngern Fichte und Carriere), ſind ſtets an derſelben, ihrer Natur nach unüberwindlichen Schwierigkeit geſcheitert, und heute ſind wir auf dem Punkt angelangt, daß die bedeutendſten chriſtlichen Theologen (Biedermann, H. Lang u. a. m.) die Noth-

wendigkeit der Elimination des Persönlichkeitsbegriffes aus dem Gottesbegriff zugestehen, und daß die philosophisch veranlagten jüdischen Theologen sich sogar auf das entschiedenste dagegen verwahren, daß der „lebendige" Gott Israels jemals als „persönlicher" Gott gemeint gewesen sei.

Für Schelling's Entwickelungsgang wurde in dieser Hinsicht der in München mit Franz von Baader gepflogene Umgang von verhängnißvollem Einfluß, der ihn durch seine imponirende und blendende Persönlichkeit immer tiefer und unrettbarer in die retrograde Richtung und in mittelalterliche Ideen verstrickte, wogegen es doch sehr fraglich ist, ob Schelling wirklich durch Baader, und nur durch diesen, auf das Studium Jakob Böhme's geführt worden ist. Um aber diesen Rückfall ganz zu verstehen, muß man sich der Zeitlage erinnern, muß man daran denken, wie nach den Orgien eines souveränen Rationalismus in politischer und philosophischer Hinsicht eine tiefe Enttäuschung, Ermüdung und Ruhebedürfniß über die Geister gekommen war, welches in der großen Masse der politischen und kirchlichen Reaction Vorschub leistete, in einzelnen hervorragenden Geistern aber mit um so mehr Wahrscheinlichkeit zur Versenkung in das Positive der Vergangenheit führte, je mehr eine romantische Veranlagung der Glorification des Mittelalterlichen entgegenkam. Hegel's schwerfällige Schwabennatur ging freilich in den von Anfang an eingeschlagenen Gleisen seiner eigenthümlichen Neoscholastik weiter, ohne sich durch romantische Velleitäten den Kopf verdrehen zu lassen, und der einzige Zoll, den er der Zeitströmung entrichtete, war der Verzicht auf jede fundamentale Kritik der Grundpfeiler der christlichen Dogmatik, sowie seine fast noch schlimmere Apotheose des bureaukratischen Polizeistaates seiner Zeit. Schelling dagegen war ein viel leichter beweglicher Geist, der ernstlich das Ungenügende des ihm früher mit Hegel gemeinsamen Standpunktes erkannt hatte, und der die Glanzperiode seines Lebens bereits hinter sich hatte zu einer Zeit, als sein um drei Jahre älterer Genosse erst seine Schwingen zu entfalten begann. Schelling hatte, wie dies so oft bei frühreifen Geistern vorkommt, seine beste Kraft in vorzeitigen Leistungen und früher Ueberanspannung verbraucht, und vermochte nun in seinen reifern Jahren den Erwartungen, die er als junger Mann erregt hatte, nicht Genüge zu thun; er selbst aber fühlte nichts von seiner Kräfteverminderung, sondern nur eine gewisse subjective Müdigkeit, welche ihn um so geneigter machen mußte, das Positive, das er als nothwendig erkannte, in der Ueberlieferung der Vergangenheit zu suchen.

Wie allen geschichtlichen Erscheinungen größern Stils, so lag auch der Reaction der Restaurationsperiode eine tiefere ideelle Wahrheit zu Grunde, nämlich die Erkenntniß, daß die ganze rationalistische Aufklärung des 18. Jahrhunderts sammt ihrer praktischen Consequenz, der Revolution, einen Fehler im Ansatz gehabt hatte, der das Facit der Rechnung verderben mußte, und daß dieser Grundfehler die Losschälung des Geistes von dem gegebenen Positiven, von den geschichtlichen Bedingungen seiner Entwickelung gewesen war. Aus abstracter Theorie wollte man alles neu und von vorn anfangen, nachdem man mit allem Vorgefundenem tabula rasa gemacht, und nun hatte sich gezeigt, daß die Voraussetzung für die Berechtigung dieses Verfahrens, die durchweg rationelle Natur der Menschen, eine irrthümliche gewesen war, daß der Mensch, wenn er eine Weile versucht hat, sich auf den Kopf zu stellen, doch über kurz oder lang umfallen und sich auf den Füßen neu erheben muß. So entsprang aus der Reactionszeit der geschichtliche Sinn des 19. Jahrhunderts im Gegensatz gegen die ungeschichtliche Aufklärung des 18., in welcher auch Schopenhauer noch mit Haut und Haaren stecken geblieben ist.

Die Sehnsucht des von seinen Irrfahrten auf eigene Hand schiffbrüchig heimkehrenden Verstandes nach einem Positiven spiegelt sich nirgends in solcher Schärfe wie in Schelling. Hegel hatte sich auf seine Weise mit dem Problem abgefunden, d. h. er hatte den Machtspruch gethan, daß, da die Vernunft das Absolute, also auch die absolute Macht der Ver-

wirklichung sei, auch alles Vernünftige wirklich, und folglich auch alles Wirkliche vernünftig sein müsse. Aber diese angebliche Reception aller Wirklichkeit durch den Panlogismus wurde doch schon durch die einfache Ueberlegung durchlöchert, daß vernünftigerweise nicht alles Vernünftige gleichzeitig wirklich sein könne, sondern nur jegliches zu seiner Zeit, und daß der erbitterte, grausame Kampf des werdenden Vernünftigen mit dem noch Wirklichen, aber eigentlich nicht mehr Vernünftigen, auf eine andere Wurzel der Realität als die Vernunft hindeute. Schelling nennt dieses Etwas an allen Dingen, was sich nicht in Vernunft auflösen läßt, den „irrationellen Rest" derselben, und sieht in diesem erst die eigentliche Wurzel ihrer Realität; er behauptet, die Vernunft könne nur erklären, „was und wie" die Dinge seien, aber nicht „daß" sie sind, und dieses „Daß" ist das eigentlich Positive an ihnen, nämlich der Wille, der sich in ihnen als Kraft des Widerstandes und der Selbstbehauptung offenbart. Erst durch diese Kraft des Widerstandes und der Selbstbehauptung wird ein realer historischer Proceß möglich, während der ideale Proceß der vernünftigen dialektischen Entwickelung ein schmerzloses und friedliches Spiel von Begriffen sein würde, wenn es dann überhaupt zu einem discursiven zeitlichen Auseinanderziehen der ewig sich durchdringenden Welt der reinen Idee kommen könnte.

So hängt der Fortgang Schelling's über den absoluten Idealismus hinaus zu einem metaphysischen Realismus aufs engste mit dem Aufschwunge zu einer historischen Betrachtungsweise der Welt zusammen. Bei Hegel bleibt die geschichtliche Entwickelung nur ein empirisch aufgenommenes Postulat, das aus dem Princip seines Systems nicht zu begründen ist; von Schopenhauer wird dieselbe geradezu und ausdrücklich perhorrescirt und als falscher Schein verworfen; Schelling ist der einzige unter den großen Nachfolgern Kant's, welcher die historische Weltanschauung wahrhaft mit seinen philosophischen Principien zu vereinigen weiß. In diesem Sinne bildet er eine philosophische Ergänzung zu der gleichzeitig auf andern Gebieten auftauchenden Erneuerung der Wissenschaften durch liebevolles Versenken in den positiven Boden der Geschichte als den Mutterschos unsers gesammten eigenen Daseins und Besitzes (Niebuhr, Savigny, Eichhorn, Grimm). Puchta war sein eifriger Zuhörer und befreundeter College in München; Savigny hat schon zu Ende der jenaer Periode Anregungen von ihm empfangen; Stahl nannte sich Schelling's echten Schüler, und wenngleich Schelling ihn wegen seines rückschrittlichen Orthodoxismus verleugnete, so wäre es doch unrecht, die wissenschaftliche Bedeutung der Stahl'schen Rechtsphilosophie und ihren engen Zusammenhang mit Schelling wegen ihrer einseitig reactionären Tendenz zu verkennen.

Obgleich Hegel mit dem historischen Princip nur eine Art Compromiß geschlossen hatte, und trotz der halb verstohlenen Aufnahme reichen empirischen Materials mit der Methode dialektischer Begriffsconstructionen fortarbeitete, so schuf er doch Leistungen auf den Gebieten der Rechtsphilosophie, Religionsphilosophie, Aesthetik, Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie, welche von historischem Sinn und vom Begriff der Entwickelung durchtränkt sind und bis heute für die Fortbildung dieser Disciplinen maßgebend geblieben sind. Schelling dagegen, obschon er das positive Princip in der Geschichte weit schärfer erfaßt hatte, versäumte es, dieses auf den concreten Gebieten der realen Wissenschaft durchzuführen. Seine frühern Leistungen auf dem Gebiete der Naturphilosophie hätten es ihm besonders nahe legen sollen, sich von den empirischen Naturwissenschaften nähere Belehrung über das factisch Gegebene in der Natur zu holen und das positive Element des historischen Werdens auch im Bereich der Naturgeschichte zu enthüllen, wo Hegel dasselbe noch in kurzsichtiger Weise geleugnet hatte. Aus einer solchen Zusammenfassung der Naturwissenschaften und der historischen Geisteswissenschaften hätte er eine wahrhaft zeitgemäße „positive Philosophie" auf inductivem Wege entwickeln können, was er ausdrücklich für möglich anerkennt. Dies alles aber verschlug er sich

dadurch, daß er ſich mehr und mehr in eine unfruchtbare myſtiſche Theoſophie einſpann, indem er das Poſitive allein in der Geſchichte des göttlichen Werdens ſuchte. Darauf lief ſchon ſeine Schrift hinaus, welche den Titel „Die Weltalter" führt, und noch deutlicher zeigte es ſich in ſeinen nachgelaſſenen Vorleſungen in ihrer vollkommenſten Geſtalt, wie er ſie zu Berlin gehalten hatte.

Dieſe ſetzten ſich zuſammen aus einer „Philoſophie der Mythologie" und einer „Philoſophie der Offenbarung", denen als Einleitung eine Darſtellung der rein-rationalen Philoſophie vorherging. Letztere iſt Schelling's ſpäteſte (unvollendete) Arbeit, und legt in der Hauptſache Zeugniß von ariſtoteliſchen Studien ab, welche zwar einen gewiſſen Beitrag zum Verſtändniß des letzten Schelling'ſchen Syſtems, aber keineswegs einen ſolchen zum Verſtändniß des Ariſtoteles liefern. Ebenſo wenig können die Vorleſungen über Mythologie heute noch einen Werth beanſpruchen, da ſie fern von der exacten Methode geſchichtlicher und linguiſtiſcher Behandlung ſind, mit welcher heute die Forſchungen über vergleichende Mythologie gehandhabt werden. Schelling's Abſicht iſt dabei auch eine ganz andere als die der modernen Wiſſenſchaft; er will eine Darſtellung des theogoniſchen Proceſſes im Menſchheitsbewußtſein geben, welcher ſich von den mythologiſchen Formen in die der offenbarten Gottheit fortſetzt, und dieſer ganze Gedankengang iſt mit ſpeculativen Reflexionen verwebt, welche auf die vorgefundenen Ueberlieferungen oft ſehr künſtlich aufgepfropft ſind. In der „Philoſophie der Offenbarung" iſt nur die Bemühung bemerkenswerth, die drei Perſonen der chriſtlichen Trinität als reelle Perſonen aufrecht zu erhalten (nicht wie Hegel verſuchte, als unſelbſtändige Momente des Abſoluten). Anſprechend iſt der Gedanke, daß nach dem petriniſchen Chriſtenthum des Katholicismus und dem pauliniſchen des Proteſtantismus, noch eine dritte johanneiſche Epoche deſſelben kommen müſſe. Gleichwol ſcheint dieſe Prophezeiung nach Schelling's Tode an Wahrſcheinlichkeit eher verloren als gewonnen zu haben, und das johanneiſche Chriſtenthum dürfte doch wol ſeine Zeit verpaßt haben.

Nach dieſen allgemeinen Andeutungen darf es nicht wundernehmen, wenn Schelling's akademiſche Thätigkeit von 1841—46 in Berlin eine um ſo größere Enttäuſchung hervorbrachte, mit je höher geſpannten Erwartungen man den von früher her berühmten Philoſophen aufgenommen hatte, der ſelber behauptete, im Beſitz einer über Hegel hinausgehenden, wahrhaft zeitgemäßen Philoſophie zu ſein. Dieſes Gefühl der Enttäuſchung klingt noch heute in den Urtheilen über Schelling's letztes Syſtem durch, und man kann ſagen, daß ſich über daſſelbe eigentlich noch gar kein entſchiedenes Urtheil herausgebildet hat. Die Stimmung ſeiner berliner Vorleſungen paßte in der That nur in die vormärzliche Periode unter dem letzten Romantiker auf dem Throne; in der darauffolgenden Reactionszeit war ſtatt Schelling's Stahl der Mann der Situation, und als einige Jahre nach Schelling's im Jahre 1854 erfolgtem Tode die zweite Abtheilung ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien, da wehte bereits eine andere Luft, da gärte eine oppoſitionelle, vorwärts drängende Stimmung in den Gemüthern, welche ſich von den Denkmälern der romantiſchen Periode der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts mit einer gewiſſen Beſchämung abwandte.

Wol nur ſehr wenige haben ſich die Mühe gegeben, die tiefen ſpeculativen Gedanken des alternden Schelling aus einer Reihe unerquicklicher Bände zuſammenzuleſen, und dieſe wenigen ſcheinen wiederum kein klares Bild über die poſitive Bedeutung dieſer Gedanken für die Entwickelung der Geſchichte der Philoſophie gewonnen zu haben. Die Darſtellung der Schelling'ſchen Philoſophie durch Kuno Fiſcher iſt noch nicht erſchienen, und es bleibt abzuwarten, ob derſelbe ſeinen Hegelianismus ſo weit zu verleugnen im Stande ſein wird, um die poſitive Ueberwindung des Hegelianismus durch Schelling anzuerkennen. Was ſich neuerdings Bahn gebrochen hat, iſt zunächſt nur die Erkenntniß

von der Bedeutung, welche die Wendung der Schelling'schen Philosophie nach der geschichtlichen Richtung hin beanspruchen darf, da gerade das Wachsthum der allgemeinen Einsicht in die Wichtigkeit der historischen Continuität mit dem Gegebenen als ein Hauptgewinn der verfehlten 1848er Revolution und der glänzenden Einrichtung des neuen Deutschen Reiches bezeichnet werden darf.

Aber die geschichtliche Richtung seiner Philosophie war doch nur eine der Consequenzen, welche aus seiner principiellen Ueberwindung des absoluten Idealismus durch einen metaphysischen Realismus herflossen, und deshalb fällt dieser principielle Fortschritt in der metaphysischen Speculation weit schwerer ins Gewicht. Man darf daher sagen, daß die höchste und letzte Bedeutung Schelling's noch des allgemeinern Verständnisses harrt, nämlich die Thatsache, daß seine positive Philosophie im Princip die höchste und letzte von der metaphysischen Speculation erreichte Stufe der Entwickelung ist, eine Thatsache, deren Werth weder dadurch abgeschwächt werden kann, daß er auch diese Stufe (wie seine frühern) nur im Princip ergriffen hat, noch dadurch, daß statt der mangelnden Ausführung eine erdrückende Masse von Schlacken und taubem Gestein um die gediegenen Goldkörner herumgelagert ist. Man muß sich nur ein für allemal mit dem Gedanken vertraut machen, daß die gesammte „Philosophie der Mythologie" und „Philosophie der Offenbarung" werthlose Residuen antiquirter Zeitströmungen sind, die der Bewunderung wie der erzürnten Abneigung heute in gleicher Weise entrückt sind, und daß es sich allein darum handeln kann, aus dieser mythologischen und theosophischen Spreu die sparsamen Weizenkörner herauszusuchen, welche es dem Eigensinn einer erschöpften und alternden Productionskraft in dieselben zu verstecken beliebt hat.

Den besten Wegweiser zur Lösung dieser nicht ganz leichten Aufgabe geben die nachgelassenen Manuscripte, welche im zehnten Bande der ersten Abtheilung der „Sämmtlichen Werke" abgedruckt sind, nämlich die „Darstellung des Naturprocesses" (1843—44), die Vorlesungen „Zur Geschichte der neuern Philosophie" (1827) und ganz besonders die „Darstellung des philosophischen Empirismus als Einleitung in die Philosophie" (1836).

Die erstgenannte Arbeit ist besonders dadurch wichtig, daß Schelling hier definitiv und unzweideutig sich von der Kantischen Erkenntnißtheorie lossagt, daß er die Kantische Lösung der im Begriff des Raumes liegenden Schwierigkeiten durch Annahme der bloßen Subjectivität des Raumes als verfehlt zurückweist und ihr gegenüber die reale Objectivität des Raumes behauptet. Hiermit ist der Standpunkt des transscendentalen Idealismus endgültig verlassen und an seiner Stelle ein transscendentaler Realismus gesetzt, eine Umgestaltung, deren Nothwendigkeit eigentlich schon mit dem Uebergange vom Fichte'schen subjectiven Idealismus zum objectiven Idealismus der Naturphilosophie implicite gegeben war, und damals nur nicht präcis und deutlich genug zum Bewußtsein und zur Aussprache gelangte. Auch Hegel und Schopenhauer hatten diese nothwendige Reform der Kantischen Erkenntnißtheorie versäumt, und Schelling ist ihnen beiden schon dadurch über den Kopf gewachsen; denn darin werden Kant und seine Schule immer recht behalten, daß jede metaphysische Speculation ein berechtigungsloses Unternehmen ist, solange die subjectivistische Erkenntnißtheorie Kant's als unbestrittene Voraussetzung gilt.*)

Die Vorlesungen „Zur Geschichte der neuern Philosophie" geben das deutlichste Bild, wie Schelling selbst seine Stellung in der Geschichte der Philosophie angesehen wissen wollte. Sehen wir von den ersten beiden Vorlesungen über Cartesius und über Spinoza und Leibniz ganz ab, so zeigt uns diejenige über den Kant-Fichte'schen Idealismus Schelling's Stellung zu seinem unmittelbaren Vorgänger. Aus dem Vortrage über die Naturphilosophie erfahren wir, wie seine eigene Jugendleistung sich später in seinem Kopfe

*) Vgl. meine „Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus" (2. Aufl., Berlin 1875).

ſpiegelte. Der letzte Vortrag wiederholt kürzer die ſchon früher in einer andern Schrift*) gegebene Auseinanderſetzung mit der Glaubensphiloſophie Jacobi's, deren Berechtigung gegenüber Fichte er anerkennt, welche er ſelbſt aber in ſeiner zweiten Entwickelungsſtufe poſitiv überwunden zu haben ſich bewußt iſt. Die wichtigſte der Vorleſungen iſt indeſſen diejenige über die Hegel'ſche Philoſophie.

Schelling hatte Hegel gegenüber eine ganz andere Stellung als andere Kritiker, welche theils unfähig ſind, das Princip des Hegelianismus zu begreifen, theils durch eine äußerliche negative Kritik daſſelbe todtmachen zu können wähnen. Schelling dagegen war ſich bei aller Ungerechtigkeit gegen den Werth der Hegel'ſchen Ausführungen über das Princip deſſelben vollkommen klar, denn er ſelbſt hatte es ihm (wennſchon gewiß nicht ohne den Einfluß des perſönlichen Wechſelverkehrs in Jena von 1801—3) geliefert. Er kennt die relative Wahrheit und Berechtigung dieſes panlogiſtiſchen Princips, er deckt aber auch ſeine Unzulänglichkeit und Ergänzungsbedürftigkeit auf, welche, wie er ſagt, zur „Monſtroſität" führt, wenn es die ganze Wahrheit zu umſpannen behauptet. Er thut aber noch mehr: er zeigt, nach welcher Richtung das Princip der Ergänzung bedarf und worin dieſelbe zu finden iſt (nämlich in dem realiſtiſchen Princip des Willens), und damit hat er den Hegelianismus im Princip poſitiv überwunden. Dieſe Leiſtung allein genügt, um ihm den letzten Platz in der Entwickelung unſerer Philoſophie zu ſichern; denn wie viele auch gegen den Hegelianismus proteſtirt und ihn kritiſch zu vernichten gemeint haben, Schelling iſt noch der einzige, der ihn überwunden hat, und ſeine Kritik Hegel's iſt nicht blos heute noch das Bedeutendſte, was über denſelben geſchrieben iſt, ſondern es wird auch für alle Zeiten principiell maßgebend bleiben. Er allein behandelt den Hegelianismus nicht als ein ſchlechthin verwerfliches und verkehrtes Princip (wie z. B. auch Schopenhauer, der deſſen relative Wahrheit völlig verkennt), ſondern als ein in dem höhern Princip aufzuhebendes Moment, das als ſolches für immer in der Entwickelung der Philoſophie ſeine Gültigkeit behalten muß.

Das neue Princip nun iſt am bündigſten und deutlichſten in der „Darſtellung des philoſophiſchen Empirismus" entwickelt, und zwar hier, gerade weil die Schrift nur den Charakter einer Einleitung in ſein letztes Syſtem haben ſoll, frei von aller mythologiſchen und theoſophiſchen Umhüllung.

Die Naturphiloſophie hatte gezeigt, daß das, „was außer dem Bewußtſein geſetzt iſt, dem Weſen nach daſſelbe iſt, was auch im Bewußtſein geſetzt iſt"; jetzt wird bewieſen, daß ſowol das Erkennbare wie das Erkennende erſt aus der Zuſammenwirkung zweier entgegengeſetzter Principien hervorgeht, nicht, wie der abſolute Idealismus meint, aus einem idealen Princip allein (der Idee der Vernunft), ſondern aus der Cooperation eines realen und eines idealen Princips. Das ideale Princip iſt das Maß und Geſtalt Gebende, aber das Sein ſelbſt, die Exiſtenz, das Daß der Dinge kommt von dem realen Princip, dem Willen, der als ſolcher blind und unvernünftig, daher auch maßlos und grenzenlos iſt (Plato's „Ageiron"). Dem abſoluten Idealismus gilt die Vernunft als das Abſolute; aber warum denn die Vernunft, warum nicht ebenſo gut das Gegentheil, die Unvernunft? Hat ſie nicht daſſelbe Recht zu ſein? Und ſie iſt wirklich. Sie iſt als der obenerwähnte irrationale Reſt in jedem einzelnen Dinge, ſie iſt als das allgemeine Factum des Seins, der Exiſtenz, das von keiner Vernunft, keinem Denken abzuleiten iſt. „Denn nicht weil es ein Denken gibt, gibt es ein Sein, ſondern weil es ein Sein gibt, gibt es ein Denken." Das Sein iſt darum „unvordenkliches Sein", und das

*) „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn F. H. Jacobi" (1811) („Sämmtliche Werke", Abthl. I, Bd. 8).

Realprincip des Willens ist daher nothwendig dasjenige, was den Anlaß zum Proceß gibt, während das Idealprincip seinen Inhalt und seine Beschaffenheit bestimmt.

Diese beiden Principien würden nur einen unverständlichen Dualismus geben, wenn nicht ein drittes da wäre, in welchem und von welchem getragen sie ihre realisirende, beziehungsweise ideal und teleologisch bestimmende Thätigkeit entfalten. Dieses dritte ist zunächst als einheitliche Substanz des Weltprocesses zu bestimmen, zu welcher sich mithin der unlogische Wille und die vernünftige Idee nur als Attribute verhalten. So ist die volle Einheit des Pantheismus gewahrt, und das Absolute zugleich als wahrer Geist bestimmt.

Wenn ich auf eine genauere Entwickelung schwieriger metaphysischer Probleme an dieser Stelle verzichten muß*), so dürfte doch schon so viel aus diesen Andeutungen erhellen, daß das Princip der All-Einen Geistessubstanz mit den Attributen (oder Functionen) des Willens und der vernünftigen Idee eine Synthese der Grundprincipien der Schopenhauer'schen und Hegel'schen Philosophie darstellt. Schopenhauer läßt nur den blinden Willen, Hegel nur die vernünftige Idee als alleiniges metaphysisches Princip gelten; aber ersterer schmuggelt (sowol in seiner teleologischen Naturphilosophie als auch ganz besonders bei seiner Aesthetik) doch wieder unvermerkt die Idee in den Willen ein, während letzterer namentlich bei dem Uebergange der absoluten Idee aus der Sphäre ihres ideellen Ansichseins in die des natürlichen Daseins den Willen (als Trieb oder Entschluß zur Entlassung) gar nicht entbehren kann. Die Kritik dieses Ueberganges ist daher auch ein Glanzpunkt in der Schelling'schen Erörterung des Hegelianismus.

Es ist sehr zu bedauern, daß Schelling nicht mit Schopenhauer's Philosophie bekannt geworden ist und sich darum nicht über dieselbe hat äußern können. Wenngleich beide, wie oben erwähnt, eine entgegengesetzte Stellung zu dem erkenntnißtheoretischen Problem sowie zu der geschichtlichen Weltanschauung einnehmen, so haben sie doch andererseits außer dem gemeinsamen metaphysischen Princip des Willens noch andere Berührungspunkte, zum Theil gleichfalls im gemeinsamen Gegensatz gegen Hegel.

In erster Reihe ist zu nennen die Auffassung der Idee als einer durch und durch concreten und intuitiven, während bei Hegel die Welt sich aus Begriffen erbaut, die im höchsten Grade einen allgemeinen und abstracten Charakter haben. Es resultirt hieraus zugleich eine nähere Verwandtschaft der ästhetischen Ansichten, die sich bei beiden als eine Synthese Kantischer psychologischer und Platonischer objectiv-idealistischer Elemente charakterisiren lassen, und in welcher Schelling, ebenso wie in der Willensmetaphysik, die zeitliche Priorität zuerkannt werden muß.

Fast noch auffallender ist die Uebereinstimmung in dem Pessimismus, welcher zwar bei Hegel keineswegs in dem Grade fehlt, wie man bisher anzunehmen geneigt war**), aber doch von dem alles überwuchernden Optimismus zurückgedrängt wird. Das Willensprincip führt aber die Consequenz des Pessimismus unvermeidlich mit sich; denn der Wille als erhobener, blind wollender ist eine unendliche, unersättliche Sucht, welche den Proceß gerade dadurch erst möglich macht, daß sie „das Nichtseinsollende" ist und zu ihrer Ueberwindung, zu ihrer Rückwendung ins Nichtwollen herausfordert. Wer die Welt unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, dem muß sie freilich eine ganz andere Physiognomie zeigen, als wer nur die Idee in ihrer Macht und Herrlichkeit darin erblickt, und so finden wir denn auch in Schelling eine Reihe von Aussprüchen, welche hinter dem Schopenhauer'schen Pessimismus an Tiefe und Schwere um nichts zurückbleiben, nur daß

*) Näheres findet man in meiner kleinen Broschüre: „Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer" (Berlin 1869).

**) Vgl. J. Volkelt, „Das Unbewußte und der Pessimismus" (Berlin 1873), S. 246—255.

Schelling es nicht der Mühe werth gehalten zu haben scheint, diese pessimistische Weltanschauung durch eine Durchführung im einzelnen zu begründen.

Ferner steht Schelling's positive Philosophie in ihren Ansichten über philosophische Methode immer noch näher an Schopenhauer als an Hegel, dessen Begriffsdialektik sie entschieden perhorrescirt. Die aprioriſche Construction wird nunmehr auf das Gebiet der rein-rationalen oder negativen Philosophie beschränkt, die uns höchstens lehren kann: „Wenn etwas ist, so muß es so und so sein", die aber nicht sagen kann, ob etwas derartiges sei oder nicht. Daß das Gebiet, welches Schelling von dieser rein-rationalen Philosophie umspannt sein läßt, etwas weiter ist als dasjenige, welches Schopenhauer dem aprioriſchen Erkennen zuweist, fällt dem Umstande gegenüber wenig ins Gewicht, daß Schelling selbst die rein-rationale Philosophie als eine inductive anerkennt, da ja die Thatsachen des reinen Denkens selbst auch nur Erfahrung seien. Er gibt sogar zu, daß ein nicht blos auf die innere Erfahrung des reinen Denkens beschränkter, sondern allumfassender inductiver Empirismus (wie der des Aristoteles) zum wirklich seienden Absoluten führen und den gesammten Inhalt der Philosophie erschöpfen müsse; er fühlt sich aber ersichtlich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, und glaubt deshalb noch immer, die positive Philosophie auch deductiv von dem höchsten seienden Princip aus ableiten zu können (für dessen Beschaffenheit die rein-rationale Philosophie die nöthigen Anhaltspunkte geben soll). Die Folge dieses methodologischen Irrthums ist freilich nur die Ohnmacht und Unfähigkeit, irgendetwas Brauchbares mit dem Princip anzufangen, die Selbstverurtheilung zu dem beständigen Stehenbleiben beim Anlauf zu einer positiven Philosophie.

Aber auch Schopenhauer ist sich keineswegs klar über die Nothwendigkeit der Induction, wennschon er das Anheben mit der Anschauung betont. Er bleibt in der Hauptsache in geistreichen Aperçus und einem unmethodischen Raisonnement über dieselben stecken, und läßt sich durch seine Scheu vor abstracten Begriffen und seine eigenthümliche schriftstellerische Veranlagung nur zu oft verführen, in Bildern statt in Gedanken zu denken, und sein unleugbares Talent zu speculativem Denken gewaltsam zurückzudrängen. Es war hierbei ersichtlich das abschreckende Beispiel von Fichte und Hegel von Einfluß, von denen besonders der letztere ein Heros im Jongliren mit den schwierigsten und abstractesten Begriffen ist, wobei er freilich nur zu oft sich allzu sehr von der Anschauung entfernt und dadurch den Boden verliert.

Schelling hält die richtige Mittelstraße ein; er weiß, daß die Philosophie schließlich ihre Resultate in Begriffen ausdrücken muß, und daß es fehlerhaft, weil irreleitend ist, in anschaulichen Bildern und Gleichnissen, anstatt in präcisen Begriffen zu denken; er weiß aber auch ebenso gut, daß alles Denken von Anschauungen ausgehen muß und den Faden der Anschauung nicht verlieren darf, und daß es deshalb nützlich ist, von Zeit zu Zeit die Begriffscombinationen durch Bilder und Gleichnisse zu erläutern. So hält auch sein Stil die Mitte zwischen dem abstoßend trockenen Hegel's, bei dessen Lektüre man ungefähr das Gefühl hat, auf einem Wagen ohne Federn über einen Sturzacker zu fahren, und zwischen dem genial-blendenden Schopenhauer's, der so leicht imponirt und überredet, weil er so selbstgewiß auftritt und unter lauter Bildern und Paradoxien den Mangel an begrifflicher Präcision und widerspruchslosem Zusammenhang versteckt. Um Hegel mit wahrem Gewinn und Genuß zu lesen, dazu gehört eine besondere angeborene Geistesanlage, die nur wenigen Menschen zutheil geworden; Schopenhauer's Lektüre spricht jeden mehr oder weniger an, weil seine Vorzüge an der Oberfläche liegen, und sich in so ostensibler Weise dem Leser aufdrängen; Schelling will zwar gesucht sein, aber wer ihn ernstlich sucht, dem bietet er auch ein reiches Maß von fesselnden gedanklichen und sprachlichen Schönheiten dar. Bei Hegel ist die Verwandtschaft mit dem bekannten Typus eines von der Welt abgezogenen Stubengelehrten und verschrobenen deutschen Professors, bei Schopen-

hauer die mit dem geiſtreichen, rückſichtsloſen und — ungezogenen modernen Literaten und Feuilletoniſten unverkennbar; Schelling iſt als Lehrer und Schriftſteller eine von ſolchen Extravaganzen völlig freie, durch und durch vornehme, edle, maßvolle und zur Harmonie der Geiſteskräfte geläuterte Natur, der freilich das zündende oratoriſche Pathos eines Fichte verſagt iſt, deren innere Wärme und verhaltene Begeiſterung man aber doch oft genug an dem poetiſchen Schwung der Diction hindurch fühlt. Wenn ein Vergleich mit unſerm großen Dichter geſtattet iſt, ſo möchte ich ſagen, daß Schelling die meiſte Verwandtſchaft mit Goethe hat, daß er ihm ſowol in ſeiner Weltanſchauung als auch in ſeiner Sprache von allen unſern großen Philoſophen am nächſten ſteht. In ſtiliſtiſcher Hinſicht muß ich ihn entſchieden von den neuern deutſchen Denkern als das nachahmenswertheſte Vorbild für junge Philoſophen hinſtellen*), und ſchon in dieſer Hinſicht allein verdient er größere Beachtung, als ihm bisher zutheil geworden; denn wenn auch für den Augenblick der effectvolle Stil größere Wirkungen erzielt, ſo ſind doch die des harmoniſchen, ariſtokratiſchen Stils immer die dauerndern, und ſcheint zugleich der letztere der Behandlung philoſophiſcher Gegenſtände, welche ſich durch völlige Gelaſſenheit und Affectloſigkeit auszeichnen ſoll, allein angemeſſen zu ſein.

Blicken wir auf das entrollte Bild zurück, ſo dürfen wir wol die vorangeſtellte Behauptung bewahrheitet finden, daß Schelling durch ein Zuſammenwirken zufälliger Umſtände noch keineswegs den Platz in der Schätzung der Gegenwart einnimmt, der ihm gebührt. Wie der Morgenſtern leuchtet er der aufgehenden Sonne Hegel's voran, und wie der Abendſtern ſtrahlt er fort, als jene untergegangen. Er iſt nicht der helliſte der Sterne, welche das philoſophiſche Dreigeſtirn des 19. Jahrhunderts bilden, aber er iſt ſchon dadurch merkwürdig, daß er näher beſehen ein Doppelſtern iſt, deſſen eines Glied im Gipfel des ganzen Sternbildes ſteht.

---

*) Vgl. beſonders die erſten Vorleſungen aus der „Philoſophie der Offenbarung" und aus ſeiner frühern Zeit diejenigen „Zur Methode des akademiſchen Studiums".

Der öſterreichiſche Reichsrath

und ſeine hervorragendſten Mitglieder.

Von

Sigmund Hahn.

Das Wort „Reichsrath" hatte in Oeſterreich nicht immer die Bedeutung, die ihm heute innewohnt; es iſt ein alter Name für eine junge Inſtitution und zeigte lange etwas ganz anderes an, als was heute unter ihm verſtanden wird. Lange ſchon, bevor ein Verfaſſungsleben in Oeſterreich erblühte, gab es in Oeſterreich einen Reichsrath, ja unter dem ärgſten Abſolutismus, unter Bach und Leo Thun, kommt dieſer Name vor. Man ſagte nicht Reichsrath ſchlechtweg, ſondern „ſtändiger Reichsrath"; die Mitglieder deſſelben, deren Zahl zwiſchen 12 und 16 variirte, waren durchwegs nicht durch Wahl der Bevölkerung berufen, ſondern von der Krone ernannt; ihr Wirkungskreis war ein Mittelding zwiſchen den Functionen des Napoleoniſchen Staatsrathes und der in Rußland jetzt noch ebenfalls unter dem Namen Reichsrath beſtehenden Körperſchaft. Dieſer „ſtändige Reichsrath" war im Jahre 1850 als Surrogat des aufgelöſten kremſierer Reichstages ins Leben gerufen worden, ungefähr ein Jahr vor der förmlichen Außerkraftſetzung der Verfaſſungsurkunde vom 4. März 1849. Er hatte einen lediglich conſultativen Charakter; die Mitglieder wurden, wenn es ſich um einen Act der Geſetzgebung handelte, zu Rathe gezogen oder, wie der amtliche Ausdruck lautete, „angehört", die abſolutiſtiſchen Miniſter machten dann ſchließlich doch was ſie wollten.

In dem Artikel „Oeſterreich ſeit dem Frieden von Villafranca"*) haben wir dieſen „ſtändigen Reichsrath" bereits charakteriſirt; es war dieſe „Kammer" auch nicht die Schattengeſtalt eines Parlaments, und ſo darf es auch niemand wundernehmen, wenn die Namen der Mitglieder, die als reine Beamte angeſehen werden konnten, nicht einmal dem Oeſterreicher mehr geläufig ſind. Bis zum Jahre 1861 erfreute ſich das Reich dieſer kraft- und machtloſen Körperſchaft, deren Vorſitz vom 5. Dec. 1850 bis 2. Febr. 1857 dem Freiherrn Karl von Kübeck, dann einem Mitgliede des Kaiſerhauſes, Erzherzog Rainer, anvertraut war. Am 5. März 1860 endlich — es war dies eine Errungenſchaft des italieniſchen Krieges — erweiterten ſich durch kaiſerliches Patent die Befugniſſe dieſes Reichsrathes. Es war noch immer keine Volksvertretung, die Oeſterreich gewährt wurde, ſondern nur ſo eine Art ägyptiſcher Notabelnverſammlung, aber immerhin war ein unleugbarer Fortſchritt vorhanden, inſofern, als von nun an doch wenigſtens freimüthiger debattirt und öffentliche Sitzung gehalten werden durfte. Der neue Reichsrath führte den Titel „verſtärkter Reichsrath". Er war zuſammengeſetzt aus dem frühern

*) Vgl. „Unſere Zeit", Neue Folge, I, 779.

ſtändigen Reichsrathe, der vorläufig noch beibehalten ward, und 58 ſogenannten „zeitlichen außerordentlichen Reichsräthen", die vom Kaiſer nicht auf lebenslang, ſondern nur auf einige Jahre ernannt und aus ſämmtlichen Kronländern ausgewählt waren.

Eine merkwürdigere Kammer als dieſen „verſtärkten Reichsrath" hat die Geſchichte nicht aufzuweiſen. Es gibt nichts Analoges. Die Vertretung war weder Fiſch noch Fleiſch, weder ein Staatsrath noch ein Parlament; am meiſten Aehnlichkeit hatte ſie noch mit einem Herrenhauſe, mit dem Unterſchiede jedoch, daß ihr kein freigewähltes Repräſentantenhaus zur Seite ſtand. Dennoch übertraf ſie die Erwartungen. Eine auf hiſtoriſches Recht pochende Majorität und eine centraliſtiſche Minorität, welche eine einheitliche Reichsverfaſſung für die geſammte Monarchie anſtrebte, platzten bald nach Eröffnung der Sitzungen aufeinander; ſo viel war wenigſtens gewonnen, daß der conſtitutionellen Aera wirkſam vorgearbeitet wurde.

Es kam der 26. Febr. 1861. Ein neues Bild, eine neue Metamorphoſe des Reichsrathes trat ein, aber noch nicht die letzte. Oeſterreich bekam eine wirkliche Verfaſſung und ein Zweikammerſyſtem. Der Name Reichsrath bedeutete jetzt den Inbegriff der beiden Kammern, Abgeordnetenhaus und Herrenhaus, und als Unterabtheilungen ſollte es einen „engern" und einen „weitern" Reichsrath geben, von welchen der erſtere die Angelegenheiten der „deutſch-ſlawiſchen Erbländer", der letztere die dem ganzen Reiche gemeinſamen Angelegenheiten entſcheiden ſollte. Bekanntlich ſind die Ungarn im Reichsrathe zu Wien nie erſchienen, es würde alſo ein „weiterer Reichsrath" gar nie zu Stande gebracht worden ſein, hätten ſich nicht ſiebenbürgiſche Abgeordnete vorübergehend in dem Hauſe vor dem Schottenthore eingefunden.

Die Fiction „engerer" und „weiterer" Reichsrath erhielt ſich bis zum Sturze Schmerling's im Sommer 1865. Von Belcredi war ein „außerordentlicher" Reichsrath, ein Reichsrath „ad hoc" geplant, der die föderaliſtiſche Umgeſtaltung des Reiches zum Zielpunkte hatte, aber glücklicherweiſe ein Embryo blieb; dann folgte wieder der „verfaſſungsmäßige Reichsrath" unter Beuſt, und ſeit der Wahlreform von 1873 exiſtirt als neueſte Bereicherung der Terminologie der „direct gewählte Reichsrath", bei dem es vorausſichtlich nun bleiben wird.

1) Das Abgeordnetenhaus.

Das gegenwärtige erſte direct gewählte Abgeordnetenhaus (ſo genannt im Gegenſatze zu den frühern indirect — das heißt aus den Landtagen — gewählten Häuſern) beſteht nach der Wahlordnung von 1873 aus 353 Mitgliedern, wovon 92 auf Böhmen, 63 auf Galizien, 37 auf Niederöſterreich, 36 auf Mähren, 23 auf Steiermark, 18 auf Tirol, 17 auf Oberöſterreich, je 10 auf Schleſien und Krain, je 9 auf Dalmatien, die Bukowina und Kärnten, 5 auf Salzburg, je 4 auf Görz, Iſtrien und Trieſt, endlich 3 auf Vorarlberg entfallen. Dieſe Zahl iſt aber infolge der von den Föderaliſten befolgten Taktik nie voll; es fehlen permanent 33 czechiſche Abgeordnete (30 Alt- und 3 Jungczechen), denen ihr „Staatsrecht" nicht geſtattet, „fremden" parlamentariſchen Boden zu betreten; mitunter abſentirt ſich auch die eine oder die andere oppoſitionelle Fraction. Im beſten Falle bleiben alſo im Abgeordnetenhauſe 320 Mitglieder zurück, von welchen 221 zu den verfaſſungsfreundlichen und nur 89 zu den die Verfaſſung bekämpfenden Parteien gehören. Zehn Abgeordnete (meiſtens Miniſter) ſind gar keiner Fraction beigetreten, ſtimmen aber ſämmtlich mit der Majorität. Es iſt alſo in dem dermaligen Abgeordnetenhauſe mehr als Zweidrittel-Mehrheit für die Decemberverfaſſung vorhanden.

Die alten Parteibenennungen, wie ſie in dem Schmerling'ſchen Reichsrathe von 1861—65 exiſtirten, ſind ſämmtlich verſchwunden und durch andere erſetzt worden. Es gab damals eine Partei der „Unioniſten", eine Partei der „Großöſterreicher", eine Partei der

„deutſchen Autonomiſten" und endlich eine „föderaliſtiſche Partei". Statt der Unioniſten gibt es jetzt den „Club des Centrums", ſtatt der Großöſterreicher den „Club der Linken", ſtatt der deutſchen Autonomiſten den „Fortſchrittsclub" und ſtatt der Föderaliſten die „Rechtspartei", den „Polenclub" und die Fraction der „mähriſchen Föderaliſten". Daneben findet man noch einen winzig kleinen „Demokratenclub" und eine „rutheniſche Fraction", welche in Verfaſſungsfragen mit der Majorität gehen.

Laſſen wir nun die einzelnen Parteien und ihre hervorragendſten Mitglieder Revue paſſiren.

Die zahlreichſte Partei des Abgeordnetenhauſes iſt die frühere großöſterreichiſche, jetzt Club der Linken genannt; 89 Deputirte gehören ihr an. Sie rekrutirt ſich hauptſächlich aus Deutſch-Böhmen, Mähren und Niederöſterreich; auch ſind ihr die liberalen ſüdtiroliſchen Abgeordneten bis auf einen und die wenigen in Galizien gewählten Verfaſſungstreuen beigetreten. Sie hat zwar nicht mehr den Glanz, den ſie als „großöſterreichiſche Partei" um ſich her verbreitete; Brinz iſt ins Ausland und Mühlfeld ins Jenſeits abgegangen, Schindler nicht wiedergewählt und Giskra ſeines Nimbus ſo ziemlich entkleidet; dennoch iſt dieſe Partei heute noch diejenige, welche nicht nur numeriſch am meiſten ins Gewicht fällt, ſondern auch mehr Capacitäten als jede andere Fraction aufzuweiſen hat. Man nennt ſie häufig auch „die Alten", im Gegenſatze zur Fortſchrittspartei, welche „die Jungen" titulirt zu werden pflegen.

Der unbeſtrittene Führer der Alten iſt Dr. Eduard Herbſt. Wer dieſen Redner je im böhmiſchen Landtage die czechiſchen Prätenſionen ſo unnachahmlich zerpflücken ſah, wer ihn gehört hat, wie er in den denkwürdigen Adreßdebatten der Landtagsſeſſion 1865 und 1866 den „hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten" zu Leibe rückte, dem hat Eduard Herbſt gewiß Reſpect eingeflößt. Dieſes Wiſſen, dieſes Gedächtniß, dieſe Dialektik hat ihm imponiren müſſen; er hat ſich ſagen müſſen, daß er einen ebenbürtigen Genoſſen der Gneiſt und Virchow, der Thiers und Gladſtone vor ſich habe. Am 9. Dec. 1820 geboren, hat Herbſt in ſeiner Vaterſtadt Wien die juridiſchen Studien abſolvirt und hierauf ſich ſchon in verhältnißmäßig jungen Jahren als Criminaliſt einen Namen gemacht. Sein in mehrern Auflagen verbreitetes „Handbuch des öſterreichiſchen Staatsrechts" (2 Bde., 1855) ſchaffte ihm bereits großen Ruf, lange bevor noch ſeine oratoriſche Begabung erkannt, ja geahnt wurde. Elf Jahre (1847—58) war er Profeſſor der Rechtsphiloſophie und des Strafrechts in Lemberg geweſen, ohne die politiſche Arena betreten zu haben. Wo hätte er auch unter dem Abſolutismus die Gelegenheit dazu gehabt? Da ſchob ihn die Proclamirung der Februarverfaſſung von 1861 in den Vordergrund. Er wurde in Böhmen (er war dahin 1859 als Profeſſor der prager Univerſität verſetzt worden) ſogleich bei den erſten Wahlen als Vertreter der Bezirke Hainspach und Schluckenau in den Landtag und von letzterm in das Abgeordnetenhaus gewählt, wo er durch ſein Genie ſich alsbald zum Parteiführer aufſchwang. Er betheiligte ſich, eine immenſe Arbeitskraft bethätigend, an allen wichtigern Verhandlungen, war Mitglied der meiſten Ausſchüſſe und ſchon in der erſten Reichsrathsſeſſion Berichterſtatter über zwei ſo wichtige Geſetze wie das Preßgeſetz und die Bankacte. Die öffentliche Stimme war bereits damals, nachdem er kaum ſein maiden-speech hinter ſich hatte, darüber einig, daß man es da mit einem der bedeutendſten Redner der Jetztzeit zu thun habe. Niemals hatte er es nur darauf angelegt, Bewunderung zu erregen; die Politik war für ihn nie blos ein Gegenſtand geiſtreicher Gedankenſpiele, das Recht nicht die Magd der Politik, ſondern umgekehrt, die Politik nur die Kunſt, das Recht in einer Weiſe durchzuführen, daß dabei die wohlbegründeten Intereſſen aller beſtehen können. Herbſt iſt alſo weder ein leidenſchaftlicher noch ein ſelbſtgefälliger Politiker, und er wird ſich ebenſo wenig durch Zu- oder Abneigung als durch Eitelkeit dazu bringen laſſen, jenen Ueberzeugungen in po-

litischen Dingen, welche er sich durch Erfahrung und Nachdenken erworben, untreu zu werden. Wie als Abgeordneter, hat er auch als Minister (er war Justizminister im sogenannten Bürgerministerium vom 30. Dec. 1867 bis zum 12. April 1870) die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, indem er mehrere wichtige Reformen im Justizwesen, so die Aufhebung der executiven Schuldhaft und die Einführung der Schwurgerichte für Preßdelicte, durchführte. Vergessen wir schließlich nicht, um das Porträt des Mannes vollständig zu zeichnen, darauf hinzuweisen, daß Herbst sich stets dem Treiben der Gründerwelt fern gehalten und alle ihm von Actiengesellschaften angetragenen Verwaltungsrathsstellen ausgeschlagen hat.

Leider läßt sich nicht dasselbe von Giskra sagen. Dr. Karl Giskra, geboren am 29. Jan. 1820 in Mährisch-Trübau, war einst der Stolz und Abgott der liberalen Partei. Wer sich noch erinnert, wie athemlos man seinen Reden gegen das Concordat lauschte, wie man seiner parlamentarischen Thätigkeit Beifall klatschte und die Stadt Wien es sich nicht nehmen ließ, bei den Neuwahlen von 1868 ihn, der früher Abgeordneter von Brünn gewesen war, zu ihrem Vertreter zu wählen: der findet es fast unglaublich, daß eine solche Popularität verscherzt werden konnte. Aus den schlichtesten Verhältnissen heraus hatte Giskra, blos durch die Macht seines Talentes, sich Einfluß, Ansehen und Berühmtheit zu erringen gewußt, er hatte sich aufgeschwungen bis an die Stufen des Thrones, aber er wollte mehr, er wollte auch Reichthum, und so ist er geworden, was er heute ist: ein politisch todter Mann. Skizziren wir kurz die Geschichte seines Lebens. Sohn eines Rothgerbermeisters, hatte Giskra an der Universität Wien 1840 die philosophische und drei Jahre später die juridische Doctorwürde erlangt. Er ging zunächst zum Lehrfache über. Erst war es die Lehrkanzel der Geschichte, Diplomatik und Heraldik, die er „supplirend" an der wiener Hochschule ausfüllte, dann (seit 1846) die Professur der Staatswissenschaften und der politischen Gesetzkunde, die er hier bekleidete. Aus diesem stillen Wirkungskreise riß ihn das Jahr 1848. Giskra zählte zu den Wortführern des Tages der Sturmpetition und sollte deshalb seines Lehramtes enthoben werden; bevor aber die Regierung diese Absicht ausführte, erfolgte in seiner Vaterstadt Trübau seine Wahl ins frankfurter Parlament, und Giskra legte nun seine Docentenstelle selbst nieder. In Frankfurt gehörte er zu den Mitgliedern der Fraction des „Wirtemberger Hofes" und nahm an den Verhandlungen bis zur Uebersiedelung des Parlaments nach Stuttgart lebhaften Antheil. Gegen Ende 1850 (einige Monate hatte er in Rußland zugebracht) kehrte er nach Oesterreich zurück; er fand als Concipient in der Advocatenkanzlei des Dr. Mühlfeld eine Unterkunft. Selbständiger Advocat durfte er in Anbetracht seiner liberalen Vergangenheit erst im Juli 1859 werden, und auch da zuerst nur mit der vom Ministerium decretirten Beschränkung, daß er sich nach einer Advocatenstelle „außerhalb Wiens" umzusehen habe. Er wählte Brünn. Diese Stadt ward seine zweite Heimat; sie war es, die ihn 1861 in den mährischen Landtag und durch diesen in den Reichsrath schickte; sie war es, die ihm 1873, nachdem Wien ihn fallen gelassen hatte, abermals ein Abgeordnetenmandat übertrug. Während des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 fungirte Giskra als Bürgermeister von Brünn, 1867 war er Präsident des Abgeordnetenhauses, 1868—70 Minister des Innern. Seit dem letztgenannten Jahre ist es mit ihm abwärts gegangen. Giskra that, was die Bevölkerung Wiens Schindler so sehr verargt hatte: er concentrirte seit seinem Rücktritte aus dem Ministerium seine Hauptthätigkeit auf das Gebiet der Gründungen, er betheiligte sich an der Umwandlung eines Hotels (Goldenes Lamm in Wien) in eine Actiengesellschaft (nebenbei gesagt, verlieren die Actionäre an diesem Unternehmen beträchtliches Geld), er ließ sich zum Präsidenten der Franco-Oesterreichischen Bank wählen, trat in den Verwaltungsrath der durch den Proceß Ofenheim viel genannten Lemberg-Czernowitz-Bahn, in den

Verwaltungsrath der Südnorddeutschen Verbindungsbahn und schließlich gar, als wenn er an diesen Verwaltungsrathsstellen noch nicht genug hätte, auch in jenen der Oesterreichischen Nordwestbahn. Reichliche Tantièmen hat das alles freilich abgeworfen, es ist aber auch das Grab geworden seiner politischen Bedeutung.

Der Verlust, den der Club der Linken durch den politischen Tod eines seiner vornehmsten Mitglieder erlitten, ist durch ein neugewonnenes Mitglied, Professor Dr. Sueß, ausgeglichen worden. Dr. Eduard Sueß, ordentlicher Professor an der wiener Universität, wurde am 20. Aug. 1831 in London geboren. Als Fachgelehrter machte er sich schon im Alter von 24 Jahren durch zwei Schriften über die Brachyopoden bemerkbar. Im Jahre 1862 ließ er das Buch „Der Boden der Stadt Wien" erscheinen und verfaßte mit andern Gelehrten den geologischen Theil der Reisebeschreibung der Fregatte Novara („Paläontologie von Neu-Seeland"). Von 1863—73 war er als wiener Gemeinderath und Referent der Wasserversorgungscommission, deren Aufgabe die Durchführung der neuen wiener Hochquellen-Wasserleitung war, thätig. Seit 1867 ist er wirkliches Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und seit 1873 endlich Abgeordneter des zweiten Bezirkes der Stadt Wien (Leopoldstadt) im Reichsrathe. Eine Rede, die er 1874 gegen den Ultramontanismus hielt, hat geradezu Sensation gemacht und ihn in die vorderste Reihe der Redner des Abgeordnetenhauses gestellt.

Hervorstechend durch seine catonische Gesinnung, auch als Redner nicht unbedeutend, wenngleich keineswegs ersten Ranges, ist der ehemalige Finanzminister des Bürgerministeriums, Dr. Rudolf Brestel. Am 16. Mai 1816 in Wien geboren, hat er das philosophische Doctorat erworben und 1836—40 die Stelle eines Assistenten an der wiener Sternwarte bekleidet. In den Jahren 1841 und 1842 war er supplirender Professor der Physik an der Universität in Olmütz, dann (1844—48) Professor der Elementarmathematik an der wiener Universität. Im Jahre 1848 ward er zum Mitgliede des österreichischen Reichstages gewählt, wo er eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Er beschäftigte sich hierauf (1850—53) mit Journalistik und war 1856—67 bei der Creditanstalt für Handel und Gewerbe als Secretär angestellt. Dem politischen Leben wendete er sich sofort nach Einführung der Februarverfassung wieder zu, indem er von den wiener Vorortbezirken Hietzing, Sechshaus und Mödling 1861 in den niederösterreichischen Landtag entsendet wurde, welcher ihn am 11. Mai 1864 auch in den Reichsrath wählte. Gegenwärtig vertritt er im Abgeordnetenhause die innere Stadt Wien. Das Finanzportefeuille ruhte länger als zwei Jahre (vom 31. Dec. 1867 bis 12. April 1870) in seinen Händen. Brestel galt in Verwaltung dieses Amtes gerade nicht als Genie, doch hieß er allgemein der „ehrliche Finanzminister" und seine Haupteigenschaft war strengste Sparsamkeit. Noch heute gilt Brestel als Typus eines Sparmeisters. Bei Finanzdebatten kann man regelmäßig Brestel sich erheben sehen und von seinem Standpunkte aus die Staatsverwaltung kritisiren hören.

Zu den erbgesessenen Abgeordneten, die eine gewisse Bedeutung erlangt haben, gehört auch Dr. Ignaz Kuranda. In den wiener Witzblättern ist Kuranda wegen seiner stark jüdischen Physiognomie eine stehende Figur, man macht ihn von dieser Seite bei jeder Gelegenheit lächerlich; gewiß mit Unrecht, denn Kuranda hat seine unleugbaren Verdienste und hat in den „Grenzboten" schon für die Freiheit gekämpft, als jedes freie Wort noch verpönt war und seine heutigen Angreifer noch in den Windeln lagen. Ignaz Kuranda wurde am 1. Mai 1811 in Prag geboren. Er begann 1835, nachdem er als Autodidakt sich ausgebildet hatte, literarisch thätig zu sein. Im Jahre 1836 übernahm er in Wien für den „Telegraph" die Hofburgtheater-Recensionen und vollendete ein Trauerspiel: „Die letzte weiße Rose", welches auf mehrern großen Bühnen, so in Stuttgart,

Wien und Berlin, beifällig aufgenommen wurde. In das Jahr 1841 fällt die Gründung ſeines politiſchen Wochenblattes „Die Grenzboten". Daſſelbe erſchien zuerſt in Brüſſel; dann (von 1842—48) wurde es von ihm in Leipzig redigirt. In Oeſterreich war dieſe Zeitſchrift, in welcher das Metternich'ſche Syſtem unbarmherzig gegeiſelt wurde, bis zur Märzrevolution verboten; nichtsdeſtoweniger gelangte ſie auf geheimen Wegen in Tauſenden von Exemplaren dahin und wurde gierig geleſen. Im April 1848 kehrte Kuranda nach Oeſterreich zurück, wurde in den Funfziger-Ausſchuß und von der Stadt Teplitz in die Deutſche Nationalverſammlung gewählt, doch begab er ſich von Frankfurt bereits im September 1848 wieder nach Wien, wo er ein großes politiſches Tageblatt, die „Oſtdeutſche Poſt", begründete, und bis zum Juli 1866 erſcheinen ließ. Seit 1861 vertritt Kuranda, wie Breſtel, die innere Stadt Wien im niederöſterreichiſchen Landtage und im Abgeordnetenhauſe. Er ergriff in frühern Jahren vorzugsweiſe über Fragen der auswärtigen Politik das Wort; ſeit aber durch den ungariſchen Ausgleich dieſes Gebiet der reichsräthlichen Competenz entzogen iſt, gibt er nur ſelten mehr ein Lebenszeichen von ſich; er zehrt gewiſſermaßen an ſeinem alten Ruhme.

Ein tüchtiger Fachmann iſt Dr. Karl van der Straß, Advocat in Brünn, geboren am 7. Mai 1817. In der Seſſion 1872 fiel ihm die wichtige Berichterſtattung über die neue Strafproceßordnung zu. Auch iſt er ein alter parlamentariſcher Kämpe. Er wurde bereits 1848 (von der Stadt Bielitz) zum Landtagsabgeordneten gewählt und in demſelben Jahre in das frankfurter Parlament entſendet, wo er den großöſterreichiſchen Standpunkt vertrat. Sein jüngerer College aus Mähren, Dr. Innocenz Zaillner, geboren am 24. Oct. 1828, hat die deutſche Sache ſtets entſchieden im Kampfe mit den mähriſch-ſlawiſchen Föderaliſten vertheidigt. Er iſt Advocat in der Stadt Proßnitz, wo er 1866 während der preußiſchen Occupation ein merkwürdiges Zwiegeſpräch mit dem General von Steinmetz hatte, welches ſeinerzeit die Zeitungen veröffentlichten. Ein ebenfalls renommirter Abgeordneter aus Mähren iſt Dr. Eduard Sturm. Am 8. Febr. 1830 in Brünn geboren, hat Sturm fünf Jahre (1856—61) als Advocat in Ungarn, und zwar in Peſth, gelebt, und während dieſer Zeit nicht nur die ungariſche Sprache, ſondern auch die ungariſchen Einrichtungen gründlich kennen gelernt. Deshalb fiel ihm auch bei der Berathung der ungariſchen Ausgleichsgeſetze im Reichsrathe (1867) eine hervorragende Rolle zu. Aus Peſth überſiedelte er 1861 als Advocat nach Brünn, von da in gleicher Eigenſchaft 1870 nach Wien. Er vertritt im Abgeordnetenhauſe die Stadt Iglau und gehört zu den beſſern Rednern der Kammer, hat ſich aber, wie Giskra, durch ſeine Betheiligung an dem Gründungstaumel und ſeine vielen Verwaltungsrathsſtellen, die er — z. B. bei der ſehr herabgekommenen Hypothekar-Rentenbank und bei der ſpäter bankrott gewordenen Commiſſionsbank — bekleidete, ſehr geſchadet.

Es iſt überhaupt ein Krebsſchaden Oeſterreichs, daß ſo viele Abgeordnete ſich auf finanzielle Unternehmungen warfen. Um wie viel größer wäre heute das Anſehen des Reichsrathes, wenn ſolche Vorkommniſſe ſich nicht ereignet hätten! Gegen das Concordat donnernde Reden zu halten oder gegen die „Fundamentalartikel" der Czechen zu Felde zu ziehen, das kann dem Volke nicht genügen; es müſſen neben der Freiheit auch ſeine materiellen Intereſſen gewahrt und vor Ausbeutung behütet werden.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung zum Club der Linken zurück, ſo finden wir noch einige Mitglieder deſſelben, die von ſich reden gemacht haben. Da ſind zuerſt zwei jüngere Abgeordnete, Joſeph Neuwirth und Plener jun. Joſeph Neuwirth, geboren am 6. Mai 1839 zu Trieſch in Mähren, iſt Publiciſt. Bei Kuranda's „Oſtdeutſcher Poſt" ſchulte er ſich in journaliſtiſcher Thätigkeit, bei der „Neuen Freien Preſſe" war er 1864—72 eins der erſten Redactionsmitglieder. Seine dort veröffentlichten „Budget-Studien" und ſeine finanziellen Artikel gegen das Syſtem Lariſch-Becke (während der „Siſtirungs-

ära") haben seinerzeit gerechtes Aufsehen gemacht, ebenso seine Artikel über die finanzielle Seite des ungarischen Ausgleichs. Auch seine in Cotta's „Deutscher Vierteljahrsschrift" erschienenen Monographien („Die Landtage in Oesterreich", „Ein Kapitel österreichisch-deutscher Politik" u. s. w.) sind durch ihre unbefangene Darstellung werthvolle Quellen für den spätern Geschichtschreiber des österreichischen Constitutionalismus. Sein Hauptwerk ist jedoch das bei Duncker u. Humblot in Leipzig erschienene Buch: „Bank und Valuta in Oesterreich-Ungarn" (2 Bde., 1873—74), welches zugleich die erste übersichtliche Geschichte der Börsenkatastrophe von 1873 enthält. Während der wiener Weltausstellung war Neuwirth Mitglied der kaiserlichen Ausstellungscommission; er fungirte in dieser als Referent im vorbereitenden Comité für den Patentcongreß, welcher im August 1873 zusammentrat. In engern Kreisen hat sich Neuwirth noch ein großes Verdienst durch das Zustandebringen des Pensionsfonds des wiener Journalisten- und Schriftstellervereins Concordia erworben. Er sitzt im Abgeordnetenhause als Vertreter der brünner Handelskammer und nimmt an allen finanziellen Debatten lebhaften Antheil.

Ebenso gehört Plener jun. zu denjenigen wenigen Abgeordneten, die sich hauptsächlich um volkswirthschaftliche Angelegenheiten bekümmern. Ernst Edler von Plener, geboren am 18. Oct. 1841 zu Eger in Böhmen, ist ein Sohn des frühern Finanz- und Handelsministers Ignaz von Plener. Er war nach erlangtem Doctorat der Rechte im diplomatischen Dienste thätig, indem er sich 1865 der österreichischen Botschaft in Paris attachiren ließ. Im Jahre 1867—73 war er Legationssecretär in London. Er benutzte diesen Aufenthalt im Inselreiche zu einem eingehenden Studium der englischen nationalökonomischen Verhältnisse, dessen Resultat er in zwei Werken: „Die englische Fabrikgesetzgebung" (Wien 1871) und „Englands Baugenossenschaften" (Wien 1873), niederlegte. Die Handelskammer seines Geburtsortes hat ihn, wie ehemals den Vater, in den Reichsrath gewählt.

Erwähnen wir aus der einflußreichen Abgeordnetengruppe der Linken noch zwei Persönlichkeiten: Dumba und Dr. Granitsch. Nikolaus Dumba, als Kunstmäcen bekannt, stammt aus einer von Griechenland nach Oesterreich eingewanderten Familie. Er wurde am 24. Juli 1830 in Döbling bei Wien geboren und hat sich nach absolvirten Gymnasial- und philosophischen Studien industriellen Unternehmungen sowie der Landwirthschaft zugewendet. Er ist ein reicher, unabhängiger Mann. In dem Kunstleben der Residenzstadt Wien spielte und spielt er noch eine bedeutende Rolle. Im Jahre 1856 übernahm er die Leitung des Oesterreichischen Kunstvereins, später das Vicepräsidium des Musikvereins und wurde daneben Curator des Museums für Kunst und Industrie, Mitglied der Akademie der bildenden Künste und zahlreicher Kunstvereine auch außerhalb Wiens. In das politische Leben trat er 1870 ein. Er zeigt viel Verständniß für finanzielle und landwirthschaftliche Fragen.

Dagegen greift Dr. Georg Granitsch mehr in Debatten rein politischer Natur ein. Am 1. Febr. 1833 in Wien geboren, betheiligte er sich 1848 als Student in der Akademischen Legion an den letzten Bewegungen der wiener Revolution. Später trat er in die Advocatenpraxis ein, während welcher er sich eifrig mit politisch-publicistischen Arbeiten beschäftigte. Nach Wiederbeginn der constitutionellen Aera in Oesterreich (1861) wendete sich seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit mit verstärkter Lebhaftigkeit den politischen Aufgaben zu. Groß-Oesterreicher und Centralist mit Ueberzeugung, war er ein Anhänger Schmerling's, für dessen Februar-Verfassungssystem er publicistisch wirkte. Nach dem Sturze Schmerling's bekämpfte er in Kuranda's „Ostdeutscher Post" das Sistirungssystem Belcredi's mit Energie; namentlich war es ein Artikel gegen die Rechtsgültigkeit eines ohne Zustimmung des Reichsrathes abgeschlossenen Staatsanlehens, welcher das

Cabinet empfindlich traf und zur Erhebung der Anklage wegen „Störung der öffentlichen Ruhe" von seiten der Staatsanwaltschaft führte, welcher Anklage jedoch das Gericht keine Folge gab. Nachdem die „Ostdeutsche Post" zu erscheinen aufgehört hatte, setzte Dr. Granitsch seine publicistische Thätigkeit ununterbrochen in der „Neuen Freien Presse" fort, für welche er noch heute als ständiger Mitarbeiter Leitartikel über innere politische Fragen schreibt. Im Jahre 1867 wurde er in den Gemeinderath der Stadt Wien gewählt, in welcher Körperschaft er sich durch den Antrag und die motivirende Rede auf Erlassung einer Adresse an den Kaiser zur Abwehr der von dem Erzbischof wegen Errichtung des wiener Pädagogiums erhobenen Anschuldigungen bemerkbar machte. Diese Adresse war der erste erfolgreiche Angriff auf das Concordat. Im niederösterreichischen Landtage, dessen Mitglied Dr. Granitsch seit 1868 ebenfalls war, regte er die Aufforderung an die Regierung an, die Verfassung im Sinne der Einführung directer Reichsrathswahlen umzugestalten. Der Landtag, welcher diesen Antrag acceptirte, war damit der erste Vertretungskörper, welcher sich für die directen Reichsrathswahlen aussprach. Zur Zeit des Ministeriums Hohenwart-Schäffle hielt Granitsch als dessen entschiedener Gegner die in den weitesten Kreisen bekannt gewordene Rede gegen die czechischen Fundamentalartikel; auch gelang es ihm während derselben Epoche, gegen das Ministerium Hohenwart den Spruch des Reichsgerichtes zu erwirken, die Regierung habe durch das Verbot der Wanderversammlungen die gewährleisteten politischen Rechte verletzt. Eine ungewöhnliche Rührigkeit ist, wie wir sehen, die Haupteigenschaft des Dr. Granitsch; auch thut es ihm in dieser Beziehung kein Abgeordneter zuvor.

Wir könnten uns nun von dem Club der Linken verabschieden, doch wollen wir noch die Minister anführen, welche zwar nicht formell — weil während ihrer Amtsführung „über den Parteien stehend" — aber doch factisch, nämlich ihrer Gesinnung nach, dieser Fraction angehören. Es sind dies: der Justizminister Dr. Glaser, der Handelsminister Dr. Banhans, der Minister des Innern Freiherr von Lasser, der Cultus- und Unterrichtsminister von Stremayr, der Finanzminister de Pretis und der Ackerbauminister Chlumetzky, sämmtlich Mitglieder des Abgeordnetenhauses.

Der begabteste von allen ist unstreitig der Justizminister Dr. Glaser; er ist ein Redner comme il faut und findet nur in Herbst seinen Rivalen. Dr. Julius Glaser wurde am 19. März 1831 zu Postelberg in Böhmen geboren, als Sohn israelitischer Aeltern, ist aber schon in den 1850er Jahren zum Christenthum übergetreten. Er ist doppelter Doctor; am 13. Oct. 1849 wurde er nämlich an der Universität Zürich zum Doctor der Philosophie und, nach Wien zurückgekehrt, dort am 27. März 1854 auch zum Doctor der Rechte graduirt. Kaum 20 Jahre alt, trat er schon mit einem Werke: „Das englisch-schottische Strafverfahren", hervor; im Alter von 23 Jahren habilitirte er sich bereits als Privatdocent (für österreichisches Strafrecht) an der wiener Universität. Im Jahre 1856 ward er außerordentlicher, 1860 ordentlicher Professor dieses Faches. Als solcher betheiligte er sich an den Arbeiten des Juristentages, an der Berathung über den Entwurf des Preßgesetzes und bemühte sich in erster Reihe für das Zustandekommen der neuen Strafproceßordnung. Seinen gegenwärtigen Posten eines Justizministers bekleidet er seit dem 25. Nov. 1871; in das Abgeordnetenhaus ist er wie Brestel und Kuranda als Vertreter der innern Stadt Wien entsendet worden. Er ist der prädestinirte Nachfolger Herbst's in der Führerschaft der Partei der Linken.

Der Handelsminister Dr. Anton Banhans ist wie Glaser aus Böhmen gebürtig; überhaupt wiegt das deutsch-böhmische Element in dem gegenwärtigen Cabinet vor. Banhans ist 50 Jahre alt; er wurde am 8. Nov. 1825 zu Micholup in Böhmen geboren, war längere Zeit Vicehoflehnrichter in Böhmen, dann Centralgüterdirector des Grafen

Waldstein. Unter dem Bürgerministerium wurde er 1868 Sectionschef im Ministerium des Innern, hierauf Ackerbauminister und bei Bildung des Cabinets Adolf Auersperg Handelsminister. Als solcher hat er eine große Entschiedenheit in Eisenbahnangelegenheiten an den Tag gelegt und indirect den sensationellen Proceß Ofenheim veranlaßt.

Der Minister des Innern Joseph Freiherr Lasser von Zollheim, geb. 30. Sept. 1815 zu Werfen im Herzogthum Salzburg, ist durch und durch Schmerlingianer. Er gehörte schon im kremsierer Reichstage (1848) zu den hervorragendsten und einflußreichsten Abgeordneten und wurde wiederholt zum Vicepräsidenten dieser parlamentarischen Körperschaft gewählt. Nach der Auflösung des kremsierer Reichstages (1849) trat er als Ministerialrath in das Ministerium des Innern ein und blieb gegen zehn Jahre in dieser Stellung, bis er im August 1860 zum Sectionschef im Staatsministerium befördert wurde. Am 20. Oct. 1860 erfolgte seine Ernennung zum Minister ohne Portefeuille und provisorischen Leiter des Justizministeriums; nach dem Eintritte Schmerling's in das Cabinet war er — vom 4. Febr. 1861 an — gleichsam dessen Stellvertreter als „Minister der politischen Verwaltung". Später fungirte er als Statthalter von Tirol und seit 25. Nov. 1871 ist er als Minister des Innern wieder Mitglied des Cabinets. Er ist ein sehr energischer Beamter und ist überhaupt seit 1849 immer mehr Beamter als Abgeordneter gewesen. Die liberale Partei braucht dessenungeachtet mit ihm nicht unzufrieden zu sein; in Tirol namentlich ist er als Statthalter dem Ultramontanismus stets kraftvoll entgegengetreten.

Die übrigen Minister-Abgeordneten sind von geringerer Bedeutung. Dem Unterrichtsminister Karl von Stremayr (geb. 30. Oct. 1823 in Graz) wirft die liberale Partei zu große Nachgiebigkeit gegen den Klerus vor, und der Finanzminister Sisinio Freiherr de Pretis hat sich beständig gegen Angriffe auf seine Finanzpolitik zu vertheidigen; vielfach wird ihm insbesondere vorgehalten, daß er die Börsenkatastrophe von 1873 nicht zu verhindern verstanden habe. Die beiden Letztgenannten haben überhaupt der öffentlichen Meinung gegenüber einen schweren Stand. Der erste, Stremayr, hat eine ungewöhnlich rasche Beamtencarrière gemacht. Vor sieben Jahren noch war er einfacher Staatsanwaltssubstitut in Graz, dann — von Giskra berufen — Ministerialrath im Ministerium des Innern. Gegenwärtig ist er bereits zum dritten mal Minister für Cultus und Unterricht. Das erste mal bekleidete er diese Stelle nur kurze Zeit (vom 1. Febr. 1870 bis 12. April 1870) in der zwölften Stunde des „Bürgerministeriums", dann — was ihm die liberale Partei nicht verzeiht — unter der Ministerpräsidentschaft des nicht ganz correct constitutionellen Grafen Alfred Potocki (Mai 1870 bis 1. Febr. 1871), und zum letzten mal ist er am 25. Nov. 1871 in das Cabinet eingetreten. Parlamentarisch thätig war er bereits 1848 in der frankfurter Nationalversammlung; er hielt dort am 26. Oct. 1848 eine längere Rede gegen jede Sonderstellung Oesterreichs mit seinen zum Deutschen Bunde gehörigen Ländern. De Pretis war von jeher nur Beamter. Er diente in frühern Jahren längere Zeit als Gubernialsecretär der Centralseebehörde in Triest, dann als Ministerialrath im Marineministerium, endlich als Statthalter in Triest, von wo er am 15. Jan. 1872 auf seinen gegenwärtigen Posten eines Finanzministers berufen wurde. Sein Name ist unauslöschlich verbunden mit der Geschichte des „großen Krachs". Von dem Ackerbauminister Johann Ritter von Chlumetzky endlich ist kaum mehr zu sagen, als daß er nicht mit dem mährischen Historiker Chlumetzky zu verwechseln ist. Er ist dem Lebensalter nach der jüngste der gegenwärtigen Minister, da er am 23. März 1834 geboren wurde. Er war in früherer Zeit als Staatsanwaltssubstitut in Brünn, dann als Statthaltereirath ebendaselbst im Staatsdienste. Als Besitzer zweier Güter in Mähren hat er auf landwirthschaftlichem Gebiete hinlänglich Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit gehabt.

Gehen wir nun zu der zweiten verfassungsfreundlichen Partei, dem sogenannten Fortschrittsclub, über. Das politische Programm dieser Partei ist in einem Elaborat des Deutsch-Oesterreichischen Parteitages von Sanct-Pölten niedergelegt. Bei den letzten Wahlen schrieb diese Partei die Parole der „reinen Hände" aus, das heißt, sie verlangte von jedem Candidaten, daß er sich an dem Gründungsschwindel nicht betheiligt habe. Sie unterscheidet sich von dem Club der Linken sonst noch in den zwei wesentlichen Punkten, daß sie weniger regierungsfreundlich ist — ohne übrigens an dem Bestande des Ministeriums zu rütteln — und daß sie mehr zu Deutschland hinneigt. Ganz ehrenwerthe Männer gehören dieser Partei an, doch hat sie eine minder große Zahl guter Redner und Capacitäten in ihrer Mitte. Die Hauptwerbbezirke dieser 59 Mann starken Fraction sind Steiermark und Oberösterreich, doch hat sie auch in Wien drei Sitze erobert; von den übrigen neun Abgeordneten Wiens gehören vier dem Club der Linken, fünf der Demokratenpartei an.

Die bedeutendsten Männer der Fortschrittspartei sind Dr. Joseph Kopp (ihr eigentlicher Führer) und Dr. Rechbauer, der derzeitige Präsident des Abgeordnetenhauses.

Dr. Joseph Kopp, geboren 1827 in Wien, ist ein ebenso tüchtiger Redner wie Jurist. Sohn eines Beamten, widmete er sich dem Advocatenstande und reiste 1861 eigens zu dem Zwecke nach Hannover, um den dortigen mündlichen Proceß zu studiren. Ueber die Resultate dieser Studien hat er nach seiner Rückkehr vielbesuchte Vorlesungen an der wiener Universität gehalten, die seinen Ruf als Rechtsgelehrter begründeten. Kopp ist der Gründer des Deutschen Volksvereins und steht seit dem Bestande des Deutschen Vereins in Wien auch an der Spitze der Leitung desselben. Die Parteitage der Jahre 1870, 1871 und 1873 fanden sämmtlich unter seinem Vorsitze statt, ebenso eine Abgeordnetenversammlung, die Kopp während der Hohenwart'schen Aera 1871 aus allen Kronländern zusammenberief.

Dr. Karl Rechbauer, seit 1873 Präsident des Abgeordnetenhauses, ist Advocat in Gratz, wo er am 6. Jan. 1815 geboren wurde. Er vertrat 1848 die gratzer Universität im steirischen Landtage, und in der neuen constitutionellen Aera hat er seit 1861 als Abgeordneter seiner Vaterstadt ununterbrochen dem Reichsrathe angehört. Mit Kaiserfeld, der jetzt ins Herrenhaus übergesiedelt ist, hatte er unter Schmerling die Führerschaft der dem ungarischen Ausgleiche freundlichen „deutschen Autonomistenpartei", die gegenwärtig vollständig in dem Fortschrittsclub aufgegangen ist.

Ein sehr rühriges Mitglied des Clubs ist der Abgeordnete Johann Fux, Gemeindesecretär in Znaim. Er ist unermüdlich in Stellung von liberalen Anträgen und hat im Januar 1875 durch die von ihm angeregte Resolution, betreffend die Aufhebung des Legalisirungszwanges, der Regierung eine Niederlage bereitet. Die von ihm (1874) gleichfalls beantragte Aufhebung des Zeitungsstempels konnte dagegen im Hause nicht die Majorität erlangen.

Einer gewissen Berühmtheit erfreut sich der tiroler liberale Abgeordnete Dr. Tobias Wildauer. Diese Berühmtheit datirt vom Juli 1862. Damals war Wildauer als Besucher des Deutschen Schützenfestes in Frankfurt und replicirte dort dem hessischen Abgeordneten Metz, welcher die Deutschen Oesterreichs Schmerzenskinder genannt hatte. Dies trug ihm bei seiner Rückkehr den (Anspruch auf den Adelsstand gebenden) Orden der Eisernen Krone ein, welche Decorirung in der amtlichen Zeitung ausdrücklich als „Anerkennung seines bei dem frankfurter Schützenfeste in mannhafter Rede bethätigten Patriotismus" bezeichnet war. Wildauer ist Professor der Philosophie an der Universität Innsbruck und wurde am 4. Sept. 1825 zu Fügen in Tirol geboren. Die Ultramontanen Tirols haben vor dem Manne gewaltigen Respect.

Weitere nennenswerthe Mitglieder des Fortschrittsclubs sind Dr. Karl Hoffer (geb.

1824 in Wien), einer der beliebtesten wiener Advocaten, welcher 1848 Präsident des Studentencomité und Mitglied des Sicherheitsausschusses gewesen ist und dafür 1849 sieben Monate im Kerker zubringen mußte; ferner Joseph Schöffel (geb. 1832 zu Przibram in Böhmen), der Retter des Wienerwaldes. In der Umgebung Wiens gibt es, ihm zu Ehren, eine sogenannte „Schöffelwarte", und auf dieser haben wiener Bürger einen Denkstein gesetzt mit der Inschrift: „Zur bleibenden Erinnerung an Joseph Schöffel, den muthigen und uneigennützigen Retter und Beschützer des Wienerwaldes." Das Nationalökonomische ist überhaupt das Hauptgebiet, auf welches Schöffel seine Thätigkeit verlegt.

Schließlich müssen wir aus der Fortschrittspartei noch Dr. Franz Groß nennen (geb. 1815 zu Hennersdorf in Schlesien, jetzt Notar in Wels), weil dieser die Stelle eines ersten Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses bekleidet, sodaß im Präsidium zwei Stellen von dreien in den Händen der „Jungdeutschen" ruhen.

Die dritte verfassungstreue Partei, der Club des Centrums, ist die Regierungspartei par excellence. Sie besteht fast durchwegs aus Vertretern der sogenannten Curie des Großgrundbesitzes, aus Grafen und Baronen, und ist nur liberal, wenn auch die Regierung es ist. Sie sorgt dafür, daß die Bäume des Liberalismus in Oesterreich nicht in den Himmel wachsen; darum haben sich auch ihr die meisten Beamten, die in den Reichsrath gewählt wurden, angeschlossen. Diese Fraction (53 Mitglieder zählend) hat wol einen Obmann, aber keinen Führer; ihr Führer ist eben die Regierung; eine Art Theokratie ersetzt bei ihr, was bei andern Fractionen geradezu unersetzlich ist. Außer den Baronen Hopfen und Tinti hat sich kein Abgeordneter dieser Gruppe besonders bemerklich gemacht. Franz Freiherr von Hopfen (geb. 1825) ist einer der Finanzmatadore Oesterreichs. Er steht dem riesigen Unternehmen der Südbahn als Präsident vor und ist Director der Oesterreichischen Bodencreditanstalt sowie des Wiener Bankvereins. Die Börsenkrisis von 1873 hat auch seinem Ansehen erheblich geschadet, indem die von ihm geleitete Bodencreditanstalt nur mit großen Anstrengungen und Opfern aufrecht zu erhalten war, und mehrere Institute, an deren Gründung sich Hr. von Hopfen, beziehungsweise der Bankverein, betheiligt hatte — so z. B. der Lombardverein — ein schmähliches Fiasco machten. In den Jahren 1870—73 war Hopfen Präsident des Abgeordnetenhauses gewesen; durch seine obenerwähnte Gründerthätigkeit aber wurde seine Wiederwahl unmöglich. Karl Freiherr von Tinti (geb. 19. Mai 1829 in Wien) spielte in den frühern Jahren gleichfalls eine bedeutendere Rolle als jetzt. Besondere Aufmerksamkeit erregte er unter Belcredi, als er im niederösterreichischen Landtage 1865 den Antrag einbrachte, es seien von einem Ausschusse „die besondern Rückwirkungen des Septemberpatents auf das Wohl des Landes" zu erwägen. Jetzt hört man selten mehr von ihm; sein Name ist fast nur noch in den Generalversammlungsberichten der Actiengesellschaften zu lesen, denn Tinti ist mehrfacher Verwaltungsrath und Präsident der Allgemeinen Depositenbank.

Der Zahl nach sehr gering, aber dessenungeachtet von nicht zu unterschätzender Bedeutung, ist im Abgeordnetenhause die Demokratenpartei. Dieselbe besteht im ganzen aus fünf Mann, aber sie repräsentirt fünf Zwölftel der Stadt Wien und fünf Achtel der wiener Vorstädte. Von den acht Vorstadtwahlbezirken Wiens haben nämlich die Demokraten fünf vollständig in ihrer Gewalt, und in zweiten hat die Fortschrittspartei nur mit ihrer Hülfe siegen können. Wie ehemals im pariser Corps législatif die „Fünferopposition", sind auch die fünf Demokraten des österreichischen Reichsrathes insgesammt von der Haupt- und Residenzstadt gewählt; damit endet aber auch der Vergleich. Schrank

ist kein Jules Favre, Kronawetter kein Ernst Picard, Steudel kein Emile Ollivier. In das Abgeordnetenhaus gelangten alle fünf erst nach Einführung der directen Reichsrathswahlen, vorher hatten sie nur einige Sitze in der Provinzialvertretung.

Dr. Johann Ferdinand Schrank, der Generalstabschef dieser Abgeordnetengruppe, 1830 in Wien geboren, bekleidet die Stelle eines Professors der Nationalökonomie an der kaufmännischen Hochschule und findet daneben Muße genug, im Gemeinderathe, im Landtage, im Landesausschusse und in der wiener Demokratischen Gesellschaft, deren Obmann er ist, für seine Partei zu wirken. Auch gibt er ein Wochenblatt, die „Demokratische Zeitung", heraus, deren Radicalismus übrigens kein gefährlicher ist. Dr. Ferdinand Kronawetter (geb. 1833 in Wien) wird scherzweise der Robespierre seiner Partei genannt. Er hat eine Anstellung beim wiener Magistrat und war vor seiner Wahl schon als Redner in den demokratischen Versammlungen bekannt. Seine Reden zeichnen sich durch den „reinsten" wiener Dialekt aus. Johann Heinrich Steudel (geb. 31. März 1825 in Wien) ist ein reicher wiener Bürger. Früher Gastwirth, lebt er jetzt ganz der Politik und den Gemeindeinteressen und hat als Obmann der äußersten Linken im Gemeinderathe sich solches Ansehen zu erwerben gewußt, daß er bei der letzten wiener Bürgermeisterwahl (November 1874) als Gegencandidat aufgestellt wurde.

Die übrigen zwei Demokraten sind Dr. Dittes, ein Sachse, und noch ein Gemeinderath, Namens Umlauft. Dr. Friedrich Dittes ist Schulmann. Am 23. Sept. 1829 zu Irfersgrün bei Zwickau geboren, vollendete er seine Studien an der Universität Leipzig, wurde Doctor der Philosophie, später Director des Lehrerseminars in Gotha und gleichzeitig Schulrath. Sein Ruf als Pädagog drang weit über die Grenzen seiner sächsischen Heimat, und als die Stadt Wien 1868 ein Pädagogium errichtete, wurde Dittes als Director desselben berufen. Hiermit hat er auch die österreichische Staatsbürgerschaft erworben. Seine zahlreichen Schriften haben ihn zu einem sehr beachteten pädagogischen Schriftsteller gemacht. Er veröffentlichte unter anderm: „Das Aesthetische nach seinem eigentlichen Grundwesen und seiner pädagogischen Bedeutung" (Leipzig 1854) und „Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre" (Leipzig 1868). Außerdem hat er schon einmal in höherm Grade die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; der große Deutsche Lehrertag in Wien nämlich erreichte in Dittes' Rede seinen Höhepunkt. Von dem letzten der fünf, Johann Umlauft, erwähnen wir nur, daß er 1807 in Prag geboren wurde, früher als Censor im Staatsdienste stand, 1848 dem Sicherheitsausschusse sowie dem damaligen Reichstage angehörte und nach dem gewaltsamen Auseinandertreiben der Deputirten in Kremsier sich in einen Proceß verwickelt sah. Den Wienern ist er hauptsächlich durch seine funfzehnjährige Thätigkeit in der Gemeindevertretung bekannt.

Es bleibt von den verfassungstreuen Fractionen nur noch die eine nichtdeutsche, nämlich die 15 Mann starke ruthenische Fraction zu besprechen übrig. Was sie zu Alliirten der Constitutionell-Deutschen und zu Gegnern der Föderalisten gemacht hat, ist nicht so sehr eigene Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Verfassung als die Furcht vor den Polonisirungstendenzen ihrer galizischen Mitbürger. Es trennt sie von den Polen Sprache und Religion; die Polen sind römisch-, die Ruthenen griechisch-katholisch. Schon unter Schmerling schlossen sie sich daher der Centralistenpartei an und fanden an ihrem Erzbischof Spiridion Litwinowicz einen tüchtigen Führer. Seit der letztere todt ist, erkennen sie Theophil Pawlikow (griechisch-katholischen Pfarrer in Lemberg und Präsidenten der Rada ruska) als ihr Haupt an.

Wir wenden uns nun den Föderalisten zu. Da nehmen naturgemäß durch ihre Anzahl (43) die Polen die erste Stelle ein. Oft schon haben sie dem Reichsrathe den

Rücken gekehrt, dann sind sie wiedergekommen, und bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit drohen sie von neuem mit ihrem Rücktritte. Wie die Czechen auf ihre „Declaration", pochen sie immer und immer wieder auf ihre Resolution, die sogenannte „galizische Resolution" vom 24. Sept. 1868, in welcher die Forderung auf eine fast unbeschränkte Autonomie des Königreiches ausgesprochen ist. Die Hauptführer dieser Resolutionistenpartei sind Smolka und Grocholski; Zyblikiewicz hat sich zurückgezogen.

Franz Smolka hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Im Jahre 1810 zu Kalusz in Galizien geboren und seit 1840 als Advocat in Lemberg thätig, wurde er 1844 wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, dann zwar amnestirt, jedoch des Doctorgrades und der Advocatur verlustig erklärt. Im Jahre 1848 stellte er sich an die Spitze der national-politischen Bewegung der Polen und spielte eine bedeutende Rolle auf dem constituirenden österreichischen Reichstage, zu dessen Präsidenten er am 12. Oct. 1848 gewählt wurde. Im Jahre 1863 machte er, melancholisch geworden, einen Selbstmordversuch, der ihn mehrere Jahre vom politischen Leben fern hielt. Er ist jedenfalls unter den heutigen österreichischen Polen die bedeutendste Persönlichkeit.

Kasimir Ritter von Grocholski (geb. 1815), seines Zeichens Gutsbesitzer zu Rozyska in Galizien, ist der eigentliche Urheber der obenerwähnten galizischen Resolution, die er als Antrag auch im Reichsrathe einbrachte. Vom 11. April 1871 bis 30. Oct. desselben Jahres war er Minister ohne Portefeuille im Cabinet Hohenwart. Ueberhaupt ist seit Antritt des „Bürgerministeriums" noch kein österreichisches Ministerium gebildet worden, in dem nicht auch ein Pole Sitz und Stimme erhalten hätte. Erst war es Graf Alfred Potocki, dann derselbe als Ministerpräsident, hierauf Grocholski und schließlich Ziemialkowski.

Der gegenwärtige polnische Minister Dr. Florian Ziemialkowski ist selbstverständlich gemäßigter als Smolka und Grocholski, denn sonst hätte er doch gewiß in einem Ministerium Auersperg nicht Aufnahme finden können; aber seine Verfassungstreue geht nicht so weit, ganz zu vergessen, daß er Pole ist. Seine Vergangenheit ist noch bewegter, stürmischer als Smolka's. Am 27. Dec. 1817 zu Berezowica im östlichen Galizien geboren, erfreute er sich kaum erst ein Jahr des Besitzes der juridischen Doctorwürde, als er (1841) unter der Anklage des Hochverraths verhaftet wurde. Dreiundeinhalb Jahre schmachtete er in Untersuchungshaft, dann verlas man ihm ein Todesurtheil, dessen Vollstreckung nur durch „Gnade" abgewendet wurde. Das Jahr 1848 fand ihn als Abgeordneten Lembergs im constituirenden Reichstage. Ziemialkowski gehörte dort als Mitglied des Constitutionsausschusses zu den Autoren des kremsierer Verfassungsentwurfes, was ihm bei Einbruch der Reactionsperiode eine zehnmonatliche Internirung in Tirol zuzog. Auch durfte er nicht, obwol er 1850 die Befähigung zum Advocaten erlangt hatte, die Advocatur wirklich ausüben; er nahm deshalb eine Stelle als Rechtsconsulent der lemberger Filiale der Creditanstalt an und bekleidete dieselbe bis unmittelbar vor seinem Eintritte ins Ministerium. In den Jahren 1863—66 saß er abermals im Kerker; er war wegen Verdachts, den polnischen Aufstand unterstützt zu haben, von einem Kriegsgerichte zu dreijähriger Festungsstrafe verurtheilt worden. Hiermit nahm sein politisches Martyrium ein Ende; es begann jetzt für ihn die Aera der Entschädigung für seine Leiden, die Aera des Glanzes. Das Abgeordnetenhaus wählte ihn zu seinem zweiten Vicepräsidenten (Mai 1867) und am 21. April 1873 erfolgte, was ihm an seiner Wiege wol niemand vorgesungen hätte, seine Erhebung zum Minister, wenn auch ohne Portefeuille. Ziemialkowski hat einen großen Anhang im Lande; ein Beweis dafür ist, daß ihn bei den directen Reichsrathswahlen im October 1873 nicht blos die Stadt Lemberg, sondern auch der Landgemeindebezirk Biala-Saybusch in das Abgeordnetenhaus wählte.

Neben den Polen iſt die Rechtspartei (aus 27 Mitgliedern beſtehend) der Hauptbeſtandtheil der derzeitigen Oppoſition. Die „Rechtspartei" ſollte eigentlich „Kirchenrechtspartei" heißen, denn ſie iſt noch mehr klerikal als föderaliſtiſch. Ihr Führer iſt Graf Hohenwart, der nämliche, nach dem die Hohenwart'ſche Aera benannt wird.

Graf Karl Hohenwart (geb. 12. Febr. 1824) gehörte keinem der beiden Häuſer des Reichsrathes an, als er am 7. Febr. 1871 zum Miniſterpräſidenten Oeſterreichs ernannt wurde; er war als Beamter berufen worden wie die Miniſter der vorconſtitutionellen Epoche. Sohn eines Hofrathes, widmete er ſich frühzeitig dem Staatsdienſte. Im Jahre 1857 finden wir ihn als Comitatsvorſtand in Fiume, hierauf als Kreisvorſteher in Trient. Im October 1860 wurde er als Statthaltereirath und Landespräſident nach Laibach verſetzt, von wo er nach kurzer Zeit als Hofrath und Unterſtatthalter nach Trient zurückkehrte. Miniſter Giskra ernannte ihn zum Statthalter von Oberöſterreich, und auf dieſem Poſten war Hohenwart bis zu dem Augenblicke, wo ihn der Auftrag zur Bildung eines neuen Miniſteriums traf. Seine „Thätigkeit" am Staatsruder iſt bekannt genug und noch in zu friſcher Erinnerung, als daß wir nöthig hätten, viele Worte darüber zu machen; es genüge, zu ſagen, daß Graf Hohenwart in den neun Monaten ſeiner Regierung bald das Kunſtſtück zu Wege gebracht hätte, Oeſterreich vollſtändig aus den Fugen gehen zu machen. Die rechtzeitige Erkenntniß des Hofes, daß der von Hohenwart betretene Weg zu einer Kataſtrophe führen müßte, rettete das Reich vor weitern föderaliſtiſchen Experimenten. Seit dieſer Zeit lebte Hohenwart als Privatmann, bis es ihm im October 1873 gelang, von einem krainiſchen Bauernwahlbezirke in den Reichsrath gewählt zu werden. Er iſt das officielle Oberhaupt der Rechtspartei, doch ſpielen neben ihm auch die tiroler Gleichgeſinnten, Giovanelli und Greuter, ſowie der Ex-Staatsanwalt Lienbacher und der geweſene Legationsrath Weiß von Starkenfels eine Rolle.

Der Concordatsmann Ignaz Freiherr von Giovanelli (geb. 1815 in Bozen) iſt ein Enkel des bekannten tiroler Landesvertheidigers gleichen Namens. Er gehört dem Richterſtande an, indem er bei dem Oberlandesgerichte in Innsbruck als Rath fungirt. Seine Reden ſind faſt immer „zum Fenſter hinaus" gehalten; er weiß, daß er damit im Hauſe nicht durchdringt, aber er hat ſie auch gar nicht für das „gottloſe" und vom Teufel beſeſſene Haus berechnet, ſie ſind für die katholiſchen Wähler da draußen. Joſeph Greuter iſt ſo eine Art Kapuziner, wie er in Schiller's „Wallenſtein's Lager" gezeichnet iſt. Er ſpricht derb und ſaftig, kann mitunter kerngrob werden. Sein „Pfui" im Reichsrathe iſt zu einem ebenſo geflügelten Worte geworden wie Belcredi's „freie Bahn". Greuter wurde im Jahre 1817 im Oberinnthal geboren, iſt ſeit 1850 Weltgeiſtlicher und bekleidet daneben die Stelle eines Profeſſors an dem Staatsobergymnaſium in Innsbruck. Georg Lienbacher, jetzt Oberlandesgerichtsrath, hat in ſeiner frühern Stellung als Staatsanwalt bei dem wiener Landesgerichte das ſogenannte „objective Strafverfahren" erfunden, worunter man in Oeſterreich die Confiscation einer Zeitung ohne nachfolgenden Preßproceß gegen den Verfaſſer des beanſtandeten Artikels verſteht. Die Staatsbehörde hielt ſich gewiſſermaßen nur an das vorliegende Object, das verbrecheriſche Zeitungsblatt, und richtete alle ihre Geſchoſſe nur gegen dieſes, ohne nach dem Autor ſich weiter umzuſehen, gleichſam als ſei die Zeitung der eigentliche Verbrecher und die Perſon des Schreibers gleichgiltig. Viele Regierungsſyſteme ſind ſeitdem, ſeit der erſten Anwendung dieſes Verfahrens, in Oeſterreich einander gefolgt, liberale und antiliberale, aber die Lienbacher'ſche Erfindung fanden ſie noch alle als ein köſtliches Mittel, als eine Handhabe, mit der es ſich ſehr gut und ſehr bequem regieren laſſe, und ſo beſteht das „objective Strafverfahren" in Oeſterreich heute noch. Lienbacher aber, der vergeſſen hat, ſich ein Patent auf dieſe Erfindung geben zu laſſen und ſie nun von andern ausgeübt ſieht, geizt nach neuen Lorbern. Darum hat er ſich in neueſter Zeit auf

die Analyse des Gründungsschwindels geworfen und das neue Actiengesetz vom rein strafrechtlichen Standpunkte aus mit berathen helfen. Dieser seiner jetzigen Aufgabe und Thätigkeit könnten wir eher Beifall klatschen — denn die Gründerwelt Oesterreichs hat in der That unendlich viel auf ihrem Gewissen — aber sie müßte dann doch mit mehr Ernst und weniger Parteileidenschaft angefaßt werden. Lienbacher ist auch durch zwei juristische Werke bekannt geworden: „Anklagegrundsatz und Anklageform" (Pesth 1857) und „Historisch-genetische Erläuterungen des österreichischen Preßgesetzes" (Wien 1863). Victor Weiß von Starkenfels endlich, früher im diplomatischen Dienst, hat seiner Partei als Publicist zu nützen gesucht, indem er einige Flugschriften unter dem Collectivtitel „Die Rechtspartei" (Wien 1873), sowie auch einen „Katechismus der Rechtspartei" verfaßte. Mit dem Grafen Heinrich Brandis hat er in Oberösterreich den katholischen Volksverein gegründet.

Außer der Rechtspartei und den Polen sind alle übrigen föderalistischen Fractionen im Abgeordnetenhause ohne Belang. Die Czechen aus Böhmen erscheinen, wie schon erwähnt, gar nicht im Hause; von den Czechen aus Mähren erscheinen 10, denn zahlreicher ist diese Gruppe nicht. Führer derselben ist Dr. Alois Prazák, Advocat in Brünn (geb. am 21. Febr. 1820 zu Ungarisch-Hradisch in Mähren). Aus den übrigen slawischen Ländern gibt es im ganzen noch 10 föderalistische Abgeordnete im Hause, darunter Baron Alexander Petrino, gewesener Ackerbauminister im Cabinet Potocki, bekannt durch seinen merkwürdigen Antrag, die galizische Resolution auf alle im Reichsrathe vertretenen Länder auszudehnen; ferner die beiden Slowenenführer Razlag und Vošnjak. Letzterer, Dr. Joseph Vošnjak (geb. 4. Jan. 1834 bei Cilli in Steiermark) ist der Urheber des famosen Projects, daß aus den jetzt zu verschiedenen Provinzen gehörigen slowenischen Bezirken ein eigenes Kronland mit der Hauptstadt Laibach gebildet werde. Er sowie Dr. Jakob Razlag (Advocat in Laibach) sind die Häupter der sogenannten jungslowenischen Partei, welche in freiheitlichen Fragen gewöhnlich mit der Verfassungspartei stimmt und nur in nationalen Dingen sich von ihr trennt, während der Abgeordnete Michael Hermann (Bezirksrichter in Steiermark) die altslowenische Partei vertritt, die ganz im Schlepptau des Grafen Hohenwart einherwandelt.

Es gibt also in Oesterreich Alte und Junge unter den Verfassungstreuen, Alte und Junge unter den Czechen und Alte und Junge sogar im Schoße der kleinen Nation der Slowenen, deren gesammte Literatur, wie Anastasius Grün einst zeigte, sich bequem unter dem Arm forttragen läßt.

2) Das Herrenhaus.

Worauf Oesterreich mit Recht stolz sein darf, das ist sein Herrenhaus. Das Abgeordnetenhaus steht ihm, was Zahl und Gewicht der Capacitäten oder Notabilitäten betrifft, weit nach, und selten wird auch ein Oberhaus liberaler gewesen sein als dieses. Die Mitglieder wurden stets mit großer Sorgfalt ausgewählt; Friedrich Halm, Grillparzer, Anastasius Grün waren, bis der Tod die beiden ersten abberief, das Dichter-Kleeblatt des Hauses; Gelehrte aller Fächer, wie der Anatom Rokitansky, der Historiker Arneth, der Romanist Arndts gehören ihm an; nahezu alle hervorragenden Staatsmänner, die Oesterreich in den letzten zwei Decennien regiert, haben sich darin ein Rendezvous gegeben, und auf Kosten des Abgeordnetenhauses, das dadurch eine merkliche Einbuße erlitt, wurden sehr oft Koryphäen des letztern, wie Kaiserfeld und Hasner, in das Herrenhaus transferirt. Die Debatten der österreichischen Pairskammer sind daher in der Regel interessanter als die des Abgeordnetenhauses, oft auch sachgemäßer.

Das Haus der österreichischen Lords besteht aus viererlei Mitgliedern. Die erste

Kategorie bilden die großjährigen Erzherzoge, die zweite die erblichen Herrenhausmitglieder (1 Herzog, 25 Fürsten und 29 Grafen), die dritte die auf lebenslang ernannten und die vierte die geistlichen Hochwürdenträger (die Erzbischöfe und Fürstbischöfe). Parteien gibt es dort eigentlich nur zwei: die liberale (verfassungstreue) und die feudale (verfassungsfeindliche, klerikale).

Es würde den Rahmen dieses Artikels weit überschreiten, wollten wir, wie beim Abgeordnetenhause, alle irgendwie hervorragenden Mitglieder dieser Kammer biographisch behandeln. Wir glauben, uns bei allen denen, die dem Publikum hinlänglich bekannt sind, wie etwa Schmerling, kurz fassen zu dürfen*); nur derjenigen, deren Antecedentien außerhalb der Reichsgrenzen weniger bekannt sind, soll hier eingehender gedacht werden.

Präsident des Hauses und zugleich der Führer der liberalen Adelspartei ist Fürst Carlos Auersperg, der „erste Cavalier des Reiches", Bruder des gegenwärtigen Ministerpräsidenten und selber früher Vorsitzender des Cabinets. Am 1. Mai 1814 geboren, war er schon unter Schmerling 1861—65 Präsident des Herrenhauses, dann (vom 30. Dec. 1867 bis 26. Dec. 1868) Präsident des Bürgerministeriums; seit Ende 1869 leitet er wieder die Verhandlungen des Herrenhauses. Er ist ein ungemein taktvoller, weltkundiger Vorsitzender, der Conflicte zu vermeiden, unangenehmen Scenen vorzubeugen versteht. Fürst Adolf Auersperg, jüngerer Bruder des Vorhergenannten, Dragonermajor a. D., kann sich einer raschen Carrière im politischen Leben rühmen. Am 21. Juli 1821 geboren, war er bis 1867 nichts als pensionirter Offizier; da wählte ihn der böhmische Großgrundbesitz in den Landtag. Wenige Monate später ward er schon Oberstlandmarschall von Böhmen, am 20. Jan. 1869 Mitglied des Herrenhauses, im März 1870 Landespräsident von Salzburg und am 25. Nov. 1871 gar Ministerpräsident von Oesterreich, welchen Posten er bis auf den heutigen Tag innehat. Ein dritter Auersperg im österreichischen Oberhause ist Graf Anton Auersperg (geb. 11. April 1806), der unter dem Namen Anastasius Grün berühmte Dichter. Mit Recht hat man gesagt, daß einen bessern Mann der österreichische Adel nicht aufzuweisen hat. Anton Auersperg gehört zu den wackersten Pionnieren der fortschrittlichen Ideen; er trat in die Reihen der Freiheitskämpfer schon zu einer Zeit, in der viel mehr Muth als heute dazu gehörte, sich offen zu den modernen Grundsätzen zu bekennen, Muth insbesondere für einen Aristokraten, der mit solchem Bekenntnisse den Kreis seiner Standesgenossen verließ. Und seither, Decennien hindurch, hat er in Schrift und Wort der freiheitlichen Entwickelung Oesterreichs gedient; was er im Herrenhause geleistet, ist in aller Gedächtniß; er setzte dort immer die Fülle seiner Beredsamkeit, die Macht seiner Gedanken ein, um der liberalen Partei zum Siege zu verhelfen.

Schmerling dagegen, der „Lord-Oberrichter", hat sich seit 1865 so ziemlich zur Ruhe gesetzt. Außer einer gelegentlichen Philippika gegen die Börse oder dergleichen läßt er wenig mehr von sich hören. Er nimmt nicht einmal das Wort, um seine eigenen Schöpfungen, die Reichsraths- und Landtagswahlordnungen von 1861, zu vertheidigen. Der Erfinder der „Interessenvertretungen" muß sich wol heute selbst darüber klar sein, daß seine complicirte Combination nur ein faux-pas war; es hat auch Mühe genug gekostet, bevor es gelang, die Schmerling'schen Wahlordnungen so weit zu reformiren, daß die Unabhängigkeit des Reichsrathes von den Provinzialvertretungen gesichert erschien. Anton Ritter von Schmerling wird am 23. Aug. 1875 70 Jahre alt. Der ehemalige

*) Eine ausführliche Biographie der sämmtlichen Mitglieder beider Häuser des Reichsrathes findet man in dem vom Verfasser dieses Aufsatzes herausgegebenen „Reichsrathsalmanach" (Wien).

deutsche Reichsminister ruht auf seinen alten Lorbern aus, er mischt sich wenig mehr in hohe Politik, er lebt jetzt ganz seinem Amte, der Präsidentschaft des Obersten Gerichts- und Cassationshofes.

Von seinen ehemaligen Collegen in der Regierung lenken im Herrenhause die Aufmerksamkeit noch zeitweise auf sich: Thaddäus Peithner Freiherr von Lichtenfels, ein alter Herr (geb. 6. Mai 1798 in Wien), unter Schmerling Präsident des Staatsrathes, vorher (1860) Mitglied des verstärkten Reichsrathes und zweiter Präsident des Obersten Gerichtshofes. Er spricht mit jugendlicher Verve, und sein Name ist mit der Verfassungsgeschichte Oesterreichs auf das innigste verknüpft. Im März 1868 war Lichtenfels Berichterstatter über das neue Ehegesetz; sein damaliges Referat sichert ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte des österreichischen Concordatskampfes. Franz Freiherr von Hein (geb. 28. Juni 1808 in Olmütz), Schmerling's Justizminister von 1862—65, jetzt Präsident des Oberlandesgerichtes in Wien, hat eine glanzvolle parlamentarische Vergangenheit hinter sich. Schon 1848 war er Reichstagsdeputirter. Im Jahre 1860 — er war damals Advocat und Vicebürgermeister in Troppau — in den „verstärkten Reichsrath" berufen, machte er sich dort zum Führer der Centralistenpartei; seine Thätigkeit gipfelte in dem sogenannten „Minoritätsantrage" für die Organisation des Reiches, welcher im Gegensatze zum ungarischen „Majoritätsantrage" ein einiges Gesammtösterreich anstrebte. Hein (damals noch nicht in den Adelstand erhoben) ist auch der erste Präsident des Abgeordnetenhauses gewesen. Hein ergreift gegenwärtig nur noch das Wort, wenn es sich um juristische Angelegenheiten, um Fragen der Gesetzgebung handelt.

An hervorragenden Juristen außer ihm besitzt das Haus noch: Hye und Unger. Anton Freiherr von Hye-Glunek (geb. 26. Mai 1807 zu Glunek in Oberösterreich) ist durch mehrere juridische Schriften bekannt. Er war mehrere Jahre Professor des Natur- und Criminalrechts am Theresianum, jenem Institut, in welchem später König Alfons von Spanien seine Erziehung erhielt, dann Professor derselben Fächer an der wiener Universität. Im Jahre 1848 erfolgte seine Ernennung zum Generalsecretär des Justizministeriums. Als solcher befürwortete er im Ministerrathe die Auflösung der Studentenlegion, weshalb er von dem „Volks-Sicherheitsausschusse" einige Tage in Haft gehalten wurde. Im Justizministerium blieb Hye nun volle 20 Jahre als Beamter und hat als solcher thätigen Antheil an der Ausarbeitung des Strafgesetzbuches vom 27. Mai 1852 genommen. Im Jahre 1867 fungirte er selber sechs Monate als Justizminister. Dr. Joseph Unger, gegenwärtig Mitglied des Cabinets, ist als Jurist noch bekannter. Seinen Ruf als Rechtsgelehrter begründete sein „System des österreichischen Privatrechtes" (Leipzig 1856—64), welches zu den bedeutendsten Erscheinungen in der juristischen Literatur zählt und in dem Entwickelungsgange der österreichischen Civiljurisprudenz den Beginn einer neuen Periode bezeichnete. Unger wurde am 2. Juli 1828 in Wien geboren, absolvirte dort seine juridischen Studien und habilitirte sich 1852 als Privatdocent. Während der Jahre 1853—57 wirkte er als außerordentlicher Professor des Civilrechts an der prager Universität, 1857—71 in derselben Eigenschaft an der wiener Hochschule. Die Einladung, in das Cabinet Potocki zu treten (1870), wies er entschieden zurück, dagegen nahm er in dem vom Fürsten Adolf Auersperg gebildeten Cabinet (25. Nov. 1871) einen Ministerposten ohne Portefeuille an und bewies sich in Vertretung der Regierung stets als ein so ausgezeichneter Redner, daß er allgemein der „Sprechminister" genannt wird.*)

Ueberhaupt hat die verfassungstreue Partei des Herrenhauses an Rednern keinen

*) Es ist dies ein in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreiche erfundener Ausdruck. Billault war Napoleon's III. Sprechminister.

Mangel. Wir nennen noch zwei: Hasner und Kaiſerfeld. Leopold Hasner Ritter von Artha (geb. 15. März 1818 in Prag) war einſt in Oeſterreich eine gefeierte Perſönlichkeit. Vom Redacteur der „Prager Zeitung" und Profeſſor der Nationalökonomie an der dortigen Univerſität hatte er ſich bis zum Miniſterpräſidenten emporgeſchwungen. Den Uebergang zu dieſer Stelle bildeten folgende Ehrenämter: 1861—62 war Hasner erſter Vicepräſident des Abgeordnetenhauſes, 1863—65 Präſident deſſelben und zugleich Präſident des Unterrichtsrathes, 1865—67 Profeſſor der politiſchen Wiſſenſchaften an der wiener Univerſität, vom 30. Dec. 1867 bis 2. Febr. 1870 Unterrichtsminiſter. Nach dem Rücktritte des Fürſten Carlos Auersperg vom Miniſterrathspräſidium wurde Hasner bis zum 4. April 1870 ſein Nachfolger. Er hat ſich unleugbare Verdienſte erworben, denn in die Zeit ſeiner Wirkſamkeit als Unterrichts- und Cultusminiſter fällt das Zuſtandekommen dreier ſehr liberaler Geſetze: des Ehegeſetzes, des Schulgeſetzes und des Geſetzes über die Regelung der interconfeſſionellen Verhältniſſe. Dennoch iſt Hasner keine beliebte Perſönlichkeit mehr und als nochmaliger Miniſter ganz unmöglich; ſeine Theilnahme an den Gründungsorgien hat ſeinem politiſchen Ruf geſchadet. Er, der in dem Miniſterrathe den Vorſitz geführt hatte, durfte nicht näher ſich mit dem Präſidium einer Baugeſellſchaft, die in dem Schwindel (Gründung der berüchtigten Bergbahn- und der Union-Baumaterialien-Geſellſchaft) das Höchſte geleiſtet hat, befaſſen; der ehemalige Miniſterpräſident durfte ſich ebenſo wenig in den Präſidenten einer Geſellſchaft, wie die zu Grunde gegangene Wiener Commerzialbank war, verwandeln.

Moritz Edler von Kaiſerfeld (geb. 24. Jan. 1811 zu Pettau in Steiermark) ſpielt im Herrenhauſe nicht die Rolle mehr, die er einſt im Abgeordnetenhauſe geſpielt hat. Seit der ungariſche Ausgleich, zu deſſen intellectuellen Urhebern Kaiſerfeld ſich zählen darf, zu Stande gekommen, iſt er gewiſſermaßen in freiwilligen Ruheſtand getreten. Kaiſerfeld hat in ſeinem Leben nicht viele Reden gehalten, aber was er ſprach, war ſtets epochemachend. Seine Reden aus dem Jahre 1865, in welchen er ſich vom dualiſtiſchen Standpunkte aus über die ungariſche Frage äußerte, ſind beſtimmend geweſen für die weitere Entwickelung der Dinge in beiden Reichshälften. In den Jahren 1868—70 fungirte Kaiſerfeld als Präſident des Abgeordnetenhauſes (Giskra's Nachfolger in dieſer Würde). Von Haus aus iſt er Juriſt, doch hat er die Advocatur nie ausgeübt, ſondern die landwirthſchaftliche Beſchäftigung auf ſeinem ſteieriſchen Gute Birkenſtein derſelben vorgezogen.

Hervorzuheben ſind noch aus der Gruppe der liberalen Herrenhausmitglieder: Ritter von Arneth, Profeſſor Rokitanſky, Plener sen. und Winterſtein.

Alfred Ritter von Arneth, Director des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, wurde am 10. Juli 1819 geboren. Er iſt ein Sohn des verſtorbenen bekannten Directors des wiener Münz- und Antikencabinets Joſeph Calaſanz Ritter von Arneth und hat ſich auf dem Gebiete der vaterländiſchen Geſchichtſchreibung einen Namen gemacht. Seine Hauptwerke ſind: „Prinz Eugen von Savoyen" (3 Bde., Wien 1859), „Maria Thereſia's erſte Regierungsjahre" (3 Bde., Wien 1863—65), „Beaumarchais und Sonnenfels" (1868) und „Joſeph II. und Katharina von Rußland" (1869). Im Herrenhauſe vertritt er bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit und mit großer Redegewandtheit die liberalen Principien. Profeſſor Dr. Karl Freiherr von Rokitanſky (geb. 19. Febr. 1804 zu Königgrätz in Böhmen) iſt durch ſein „Handbuch der pathologiſchen Anatomie" (5 Bde. in mehrern Auflagen) berühmt. Im politiſchen Leben haben ihn ſeine freiſinnigen Reden über das Schulgeſetz und das interconfeſſionelle Geſetz (1868) nicht minder bekannt gemacht. Ignaz Edler von Plener (geb. 21. Mai 1810 in Wien) wurde nach einer vierundzwanzigjährigen Beamtencarrière im Jahre 1860 Bruck's Nachfolger als Finanzminiſter von Oeſterreich und blieb auf dieſem Poſten bis

zum Rücktritte Schmerling's im Jahre 1865. In den Jahren 1868—70 war er als Handelsminister Mitglied des ersten parlamentarischen Cabinets. Er ist ein tüchtiger Redner, freilich nicht ersten Ranges, und hat namentlich bei den Adreßdebatten des böhmischen Landtages in den Jahren 1865 und 1866 seinen verfassungstreuen Gesinnungen Ausdruck gegeben.

Simon Winterstein endlich ist eine nur durch die parlamentarische Aera emporgekommene Persönlichkeit. Vorher war Winterstein (geb. 16. Dec. 1819 in Prag) ein einfacher Kaufmann und Spediteur in Wien, der höchstens in der Handels- und Gewerbekammer von sich reden machte. Jetzt ist er Pair und Baron; er kann sich überdies rühmen, seit Anselm Rothschild's Tode das einzige jüdische Mitglied des Herrenhauses zu sein. Maßgebend für seine Berufung war seine nicht gewöhnliche Kenntniß aller Finanz- und Verkehrsverhältnisse.

Die feudale Partei des Herrenhauses hat zu ihrem Führer den Grafen Leo Thun (geb. 7. April 1811). Mehr als zehn Jahre, die ganze absolutistische Zeit hindurch, waren diesem verbissenen Gegner der Verfassung die Cultus- und Unterrichtsangelegenheiten des Reiches anvertraut gewesen, und Leo Thun hat diese Zeit nicht unbenutzt gelassen, indem er es war, der mit Cardinal Rauscher das Concordat zu Stande brachte. Solange er (28. Juli 1849 bis 20. Oct. 1860) Mitglied des Cabinets war, hat er die Germanisirungstendenzen an allen österreichischen Schulen gefördert und massenhaft Professoren aus Deutschland nach Oesterreich berufen; jetzt ist er antideutsch und steht mit den Czechen im Bunde. Freilich ist er auch der Schwager von Clam-Martinitz, dem Häuptling der „historischen" Adelspartei. Er erscheint nur höchst selten im Herrenhause; wie die Czechen, treibt er Abstinenzpolitik.

Zu den Hauptkampfhähnen der Feudalen gehört Gustav Graf Blome, eine auch in Deutschland sehr bekannte Persönlichkeit. Am 18. Mai 1829 geboren, stammt er von protestantischen (lutherischen) Aeltern ab, die in Dänemark begütert waren, wurde aber 1856 dem Glauben seiner Väter untreu und ging zum Katholicismus über. Wie alle Renegaten, ist er fanatisch in Glaubenssachen. Auf der Rechtsakademie in Lüneburg und der Rechtsfacultät in Bonn erzogen, trat er 1848 in die Armee der Herzogthümer Schleswig und Holstein, verließ aber 1849 diesen Dienst und wandte sich nach Oesterreich, dort eine diplomatische Anstellung suchend. Man schickte ihn als Attaché der kaiserlichen Gesandtschaft nach Petersburg, 1856 als Secretär der österreichischen Botschaft nach Paris. In den Jahren 1861—63 war Blome außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei den Hansestädten (in Hamburg); am 5. Jan. 1864 kam er in gleicher Eigenschaft an den bairischen Hof. Vielgenannt wurde sein Name im August 1865, in welchem Monat er die Convention von Gastein (welche seine und Bismarck's Unterschrift trägt) zum Abschlusse brachte. Seit 1866 hat er dem diplomatischen Dienste Valet gesagt. Dafür suchte er im Herrenhause, wohin ihn der Kaiser am 1. April 1867 berufen hatte, Entschädigung. In der denkwürdigen Debatte über das Ehe- und Schulgesetz, welche vier Tage, vom 18. bis 21. März 1868, dauerte, vertrat Blome mit einer Entschiedenheit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, den Antrag der concordatsfreundlichen Minorität und gab durch seine Angriffe gegen Kaiser Joseph II. den Anstoß zu der Ovation, die letzterm vor dessen ehernem Standbilde am 21. März 1868 in Wien dargebracht wurde.

Wenn wir noch den Professor des Römischen Rechts Ludwig Arndts Ritter von Arnesburg nennen (geb. 19. Aug. 1805 in Westfalen), welcher seit 1855 in Oesterreich docirt und im Herrenhause sich auf die ultramontane Seite stellt; dann den Grafen Anton Brandis (geb. 24. Aug. 1832), welcher sehr rührig außerhalb des Hauses

agitirt und ſich an der Föderaliſtenconferenz von 1867 betheiligte, ſo haben wir alle Capacitäten der Feudal-Klerikalen aus dem Laienſtande erſchöpft.

Von den im Hauſe ſitzenden geiſtlichen Würdenträgern hat nur Cardinal Rauſcher, der Erzbiſchof von Wien, Anſpruch auf Beachtung. Rauſcher (geb. 1797) geht übrigens mit der Partei Leo Thun nicht durch dick und dünn; im Gegentheil, er hat eine eigene Fraction gebildet, deren Organ der „Volksfreund" iſt, während Leo Thun und Hohenwart das „Vaterland" zum Sprachrohr haben. Dieſe Fractionen ſind allerdings beide klerikal, aber in einem weſentlichen Punkte gehen ſie auseinander: Leo Thun perhorreſcirt die Verfaſſung um jeden Preis, Cardinal Rauſcher kann ſich zuweilen — inſoweit ſie nicht „kirchliche Rechte" antaſtet — mit ihr befreunden; der Belcredi'ſchen Wirthſchaft hat er im niederöſterreichiſchen Landtage ſo gut Oppoſition gemacht wie nur irgendein Centraliſt.

Cardinal Rauſcher ſteht in dieſem ſeinen Vorgehen unter den Biſchofsmützen im Herrenhauſe ganz iſolirt da; alle andern, und es ſind deren 16, müſſen ſchon als Infallibiliſten die Verfaſſungsgeſetze (um mit dem Papſte zu reden) als „unſaglich verabſcheuenswerth" anſehen. Die Februarverfaſſung Schmerling's hatte außer der krauſen Wahlordnung auch den leider heute noch unbeſeitigten Fehler, daß ſie dem geiſtlichen Elemente zu viel Spielraum ließ, ſich in den geſetzgebenden Körperſchaften breit zu machen. Sie ging darin viel weiter als ſelbſt das second empire in Frankreich, über welches ſich doch Rom wahrlich nicht zu beklagen gehabt hatte. Während Napoleon III. im Senat nur den Cardinälen Virilſtimmen eingeräumt hatte, während alle andern Erzbiſchöfe Frankreichs, ſolange ihnen der Cardinalshut nicht verliehen war, außen bleiben mußten, während alſo ſelten mehr als vier geiſtliche Würdenträger sénateurs de droit waren, ſind im öſterreichiſchen Herrenhauſe viermal ſoviel „vermöge hoher Kirchenwürde" Mitglieder von Rechts wegen. Es ſind nicht nur alle Erzbiſchöfe, auch ſolche, die nicht Cardinäle ſind, ſondern ſogar alle ſogenannten Fürſtbiſchöfe nach der Verfaſſung berechtigt, an allen Verhandlungen des Herrenhauſes und überdies der Landtage theilzunehmen, ſie haben an beiden Orten Virilſtimmen, während die Univerſitäten nur in den Landtagen (Provinzialvertretungen) Sitz und Stimme haben*), im Herrenhauſe aber nicht mitzuſprechen berechtigt ſind. Vergebens hat man ſchon oft darauf hingewieſen, daß im Hauſe der engliſchen Lords, im preußiſchen Herrenhauſe u. ſ. w. die Univerſitäten ihre wohlberechtigten Vertretungen haben; bisher blieb es in dieſer Beziehung in Oeſterreich beim alten: die Wiſſenſchaft iſt noch nicht gleichberechtigt mit dem Glauben. Auch gegen eine ſpätere Verſchiebung der Majorität im Herrenhauſe ſichert Oeſterreich gar nichts. Wenn heute ein klerikales Miniſterium ans Ruder käme, ſo iſt ihm nichts leichter, als aus der liberalen Majorität des Herrenhauſes im Handumdrehen eine Minorität zu machen, indem es einfach das Mittel des Pairsſchubes in Anwendung bringt. Es iſt in der Verfaſſung vergeſſen worden, die Anzahl der Herrenhausmitglieder zu fixiren, und ſo kann es ſchon einmal, wenn ein ſchlauerer Hohenwart die Verfaſſung auf „ſtreng verfaſſungsmäßige" Weiſe wird ſtürzen wollen, geſchehen, daß Oeſterreich auf ſein Herrenhaus weniger ſtolz ſein wird.

*) Das Miniſterium Hohenwart wollte ihnen ſelbſt das entziehen, die geiſtlichen Virilſtimmen aber beibehalten.

Die internationale Poſtreform.

Von

G. Tybuſch.

Zwei bedeutſame Factoren ſind es, welche die geſchichtliche Entwickelung der großen tonangebenden Völkerfamilien der Gegenwart vorzugsweiſe beeinfluſſen und ſo gewiſſermaßen den Charakter der modernen Cultur beſtimmen: auf der einen Seite die ſich mehr und mehr verſchärfende Ausprägung der Nationalitäten zu beſtimmten Typen, auf der andern Seite die verbindende Kraft der Verkehrsmittel, welche als heilſames Gegengewicht gegen den zerſetzenden Proceß der Raſſenſcheidung zu erachten iſt. Der letztere Factor, die gewaltige Ausbildung des Verkehrsweſens, ſcheint uns vorzugsweiſe den Unterſchied zwiſchen Alterthum und Neuzeit zu begründen; denn im Alterthume galt der Grundſatz: Nachbarſchaft iſt Feindſchaft. Offenbar mußte bei den Alten die Verwerfung des Princips der Gleichberechtigung der Nationen den Verkehr niederhalten; denn das zur Hegemonie gelangte Volk hatte kein Intereſſe daran, die beſiegten Stämme durch innigere Verkehrsbeziehungen zu einer höhern Culturgemeinſchaft heranzubilden. Noch weniger aber wurden Verbindungen mit den „Barbaren“ gepflogen, ſoweit nicht ihre Ausbeutung nöthig war, um die eigenen Kaſſen oder Vorrathskammern zu füllen. Der ſcheinbar großſinnige Ausſpruch des Römers: „Pacta servanda sunt“, war daher mehr ein verſtändlicher Appell an die Vertragstreue der bezwungenen Bundesgenoſſen, als ein Grundſatz des jus gentium, der für alle gelten ſollte.

So ſehen wir denn, wie bedeutend der Verkehr im Alterthume auch war, doch auf den antiken Straßen nicht den mächtigen Austauſch internationaler Güter ſich vollziehen, der heute die Weltverkehrswege belebt. Wol zogen die internationalen Vereinigungspunkte, wie Korinth, Olympia oder Eleuſis, berühmte Wallfahrtsorte, wie Delphi, Epheſos und Bubaſtis, das bei den Aegyptern die Stelle Mekkas vertrat, oder Weltmärkte, wie Pantikapäum, Alexandria und das Sklaven liefernde Delos, oder endlich die weltbeherrſchende Roma zahlreiche Reiſende an; die Perſonen- und Güterfrequenz der heutigen Handelsemporien und Weltverkehrspunkte aber überragt jenen antiken Verkehr erheblich; fehlte doch in letzterm z. B. der gewaltige Factor Amerika vollſtändig. Noch weniger war der Briefverkehr im Alterthume ausgebildet. Die perſiſchen Kuriere (Angaroi) waren nur zu Staatszwecken beſtimmt; Griechenland entbehrte der Poſten gänzlich, und wie unſicher und wenig geordnet noch zu Cicero's Zeit das Nachrichtenbeförderungsweſen war, beweiſen die vielfachen Klagen dieſes Staatsmannes, welcher zur Abſendung ſeiner Correſpondenz ſich unzuverläſſiger liburniſcher Boten (tabellarii) bedienen mußte. Erſt in der Zeit des Auguſtus werden die Staatskurierpoſten (der cursus publicus) nach perſiſchem Vorbilde ein-

gerichtet; der Privatmann aber entbehrte faſt überall der Mittel zur Pflege eines Verkehrs, der uns heute unentbehrlich iſt. Zur Ausbildung dieſer breiten allgemeinen Verkehrsſtrömung fehlte dem Alterthum die Gemeinſamkeit der Culturbeſtrebungen, der Ideenzuſammenhang, wie er unter den modernen Nationen beſteht. Ob der heutige Germane, Romane oder Slawe unter der Bewahrung beſonderer Stammestraditionen ſich eigenartig entwickelt, iſt für den Beſtand der Civiliſation gegenwärtig nicht mehr gefahrbringend.

Unter den Vermittlern dieſes geiſtigen Zuſammenhanges, dieſer lebendigen Wechſelwirkung zwiſchen den Völkern, kann das Poſtweſen vermöge ſeines alle Lebensgebiete durchdringenden, alſo am weiteſten reichenden Einfluſſes als das umfaſſendſte und wirkſamſte Medium des Verkehrs angeſehen werden. Aus der wichtigen Culturaufgabe, die ihm zufällt, ergibt ſich offenbar das Poſtulat: daß die Einrichtung des Poſtweſens den Bedürfniſſen des geiſtigen und materiellen Güteraustauſches nach allen Richtungen hin Genüge leiſten, und daß es nicht blos innerhalb der Grenzen eines einzelnen Landes, ſondern auch im friedlichen Weltverkehr überall den Umlauf der Blutkörperchen — der wirthſchaftlichen Elemente von Handel und Wandel — vermitteln und fördern muß.

Dieſe längſt anerkannten Fundamentalſätze der freien Verkehrsbewegung ſind aber erſt in der allerneueſten Zeit im Poſtweſen zur Wirkſamkeit gelangt, und es wird nicht ohne Intereſſe ſein, hier die Phaſen der geſchichtlichen Entwickelung zu beleuchten, welche dieſe der Wohlfahrt der Völker gewidmete Anſtalt durchzumachen hatte, ehe es ihr gelang, auf eine Stufe der Vervollkommnung zu gelangen, der ebenſo ihrem wahren Charakter wie den Anforderungen der Humanität entſpricht. Ein derartiger geſchichtlicher Rückblick kann des politiſchen Hintergrundes nicht entbehren, da nur bei Berückſichtigung dieſes Moments die Einzelerſcheinungen genügend klar zu legen ſind.

Die Poſtverhältniſſe im Mittelalter ſeit Begründung der Poſten durch Ludwig XI. von Frankreich (1464), Iwan III. von Rußland (1506) und durch Franz von Taxis (1517) bieten, namentlich in Deutſchland, das Bild eines fortwährenden Kampfes dar, welcher hauptſächlich die Auseinanderſetzung über den Begriff und die Tragweite des Reſervatrechts der Poſt zum Gegenſtande hatte. Die Belehnung der Thurn und Taxis'ſchen Familie mit dem General-Erbpoſtmeiſteramt im Heiligen Römiſchen Reiche deutſcher Nation war der Ausgangspunkt dieſes Kampfes, in dem das Recht jedenfalls auf ſeiten der Reichsſtände, denen die territoriale Poſthoheit für ihr Gebiet zuſtand, der Sieg aber auf ſeiten des Stärkern war. Es iſt hier nicht der Ort, auf dieſen durch Poſſelt, Pütter, Klüber, Häberlin, Stephan u. a. genügend geſchilderten Rechtsſtreit, der aus den Kanzleien ſich auf die Poſtſtraßen verpflanzte und an das Thucydideiſche: „Seid ihr Kaufleute oder Seeräuber?“ erinnert, näher einzugehen. Für den vorliegenden Zweck genügt es, hervorzuheben, daß auch nach dem Zuſammenſturze des Deutſchen Reiches die Thurn- und Taxis'ſche Lehnspoſt im Frieden zu Luneville (9. Febr. 1801) ſowie durch den Reichsdeputationshauptſchluß (1803) als zu Recht beſtehend anerkannt und demnach, in ihrem Beſitzthume ſtaatsrechtlich geſchützt, in die neuere Zeit hinübergenommen wurde. Wenn diejenigen, welche behaupten, daß die Thurn und Taxis'ſche Poſt bei der politiſchen Zerklüftung Deutſchlands ſich durch Centraliſation des Verkehrsweſens erhebliche Verdienſte um den Verkehr erworben habe, inſofern nicht im Unrecht ſind, als Taxis in dem damaligen wirthſchaftlichen Leben der Nation faſt das einzige Bindemittel war, ſo kann doch andererſeits vom Standpunkte der geſchichtlichen Wahrheit nicht geleugnet werden, daß die Conſervirung dieſes feudalen Reſtes der Vergangenheit im 19. Jahrhundert ein nationales Unglück, eine Quelle der ſchreiendſten Misſtände für das Verkehrsweſen Deutſchlands wurde. Denn die Taxis'ſche Poſt trat bei dem Princip, die Kaſſen des Poſtfürſten zu füllen, mit hartnäckiger Conſequenz dem Andringen neuer Ideen entgegen; ſie wies

jede Mitwirkung bei Vornahme von Verkehrserleichterungen in Deutschland beharrlich van der Hand und hat demnach nicht blos die zweckmäßige Umgestaltung der deutschen Posteinrichtungen aufgehalten, sondern auch mittelbar den bessern Ausbau der internationalen Verkehrsbeziehungen lange Zeit verhindert. Dieselbe Rolle eines in das Herz Deutschlands hineingeschobenen Keils behielt Taxis selbst dann noch bei, als der Deutsch-Oesterreichische Postverein (1850) im Vertragswege eine mehr einheitliche Gestaltung des deutschen Postwesens anbahnte. Nur gezwungen beigetreten, hemmte Taxis auf den zur Fortbildung dieser Institution zusammenberufenen Postconferenzen jeden entschiedenen Fortschritt und verschuldet also bis in unsere Tage hinein jene confusio divinitus constituta im Postwesen, an deren Beseitigung das Mittelalter vergeblich gearbeitet hatte. Die Wirkungen dieser Canstellation traten noch schärfer auf internationalem Gebiete hervor. Als im Jahre 1863 auf Veranlassung des Cabinets von Washington, insbesondere des Staatssecretärs H. Seward und des Generalpostmeisters der Vereinigten Staaten, M. Blair, eine internationale Postconferenz (der erste Versuch dieser Art) zusammengetreten war, um hinsichtlich der Behandlung der Correspondenz natürlichere Grundlagen festzustellen, welche durch Einführung in den Verkehr größerer Völkergruppen das Postwesen einfacher gestalten, es van fiscalischen Hemmnissen befreien und zu einer die Cultur fördernden Institution emporheben sollten, glänzte Thurn und Taxis durch seine Abwesenheit. Nicht minder aber war auch der Deutsche Postverein unvertreten; beide freilich aus verschiedenen Gründen. Taxis kannte kein Interesse daran haben, Verkehrserleichterungen zu discutiren, welche offenbar eine Verminderung seines Finanzertrags zur Folge haben mußten. Der Deutsche Postverein aber, als Repräsentant des geographischen Begriffs „Deutschland" mit seinen zahlreichen Unterabtheilungen, würde bei seinem Erscheinen lediglich das Gespött der politischen Welt herausgefordert haben, der diese Art der berechtigten Eigenthümlichkeit, die nur in Deutschland gedieh, ein unverständlicher Mythus war. So betheiligten sich denn Preußen und Oesterreich nur als Glieder des europäischen Staatensystems an den Verhandlungen der Conferenz. Leider aber blieb diese selbst resultatlos; ihre Mitglieder beschränkten sich lediglich auf einen Austausch theoretischer Erörterungen und kamen daher nicht zu bestimmten praktischen Resultaten, zumal jedem Staate überlassen blieb, sein Postwesen nach wie vor in den alten Formen zu handhaben. Offenbar fehlte es an einem Krystallisationspunkte, um welchen sich die verschiedenen, oft sehr divergirenden Anschauungen hätten gruppiren und vereinigen können. Die traditionelle Mannichfaltigkeit in den internationalen Postbeziehungen, die Buntscheckigkeit der Tarife, der technischen Normen u. s. w. blieb also vorerst bestehen. Es ergab sich hieraus das negative Ergebniß, daß Rowland Hill's geniale Postreform allein die zweckmäßige Regelung der Weltpostfrage nicht herbeiführen konnte, weil sie in ihren Wirkungen vorwiegend auf das isolirte Gebiet Großbritanniens beschränkt blieb, daß vielmehr andere Factoren hinzutreten mußten, um diesen Lebensnerv der menschlichen Cultur in volle Wirksamkeit zu setzen. Auf dem Continent war nur Deutschland im Stande, den Mittelpunkt für die Vereinigung der Verkehrsinteressen des Westens und des Ostens zu bilden, die Gegensätze auszugleichen und so die Einheit in den Verkehrsformen für große Gebiete herzustellen. Hierzu bedurfte es aber der politischen Neugestaltung Deutschlands; die Lösung der Postfrage lag mithin auf politischem Gebiete.

Aus den folgenreichen Ereignissen des Jahres 1866, welche mit unwiderstehlicher Gewalt den Zug der deutschen Nation nach Einheit zur Reife brachten, sollte auch im Postwesen der Impuls zu großen Umwälzungen entstehen. Die Occupirung Frankfurts durch preußische Truppen war zunächst der Prolog zur Beseitigung der Taxis'schen Lehnspostherrlichkeit. Die preußische Regierung ließ mit rühmenswerther Einsicht und Schnelligkeit durch den damaligen Geheimrath Stephan auf sämmtliche Rechnungen und Acten

von Taxis in Frankfurt a/M. Beschlag legen. Dadurch wurde es möglich, das Saisbild des Taxis'schen Budgets zu entschleiern und eine mäßige Abfindungssumme festzustellen, für welche die Thurn und Taxis'sche Post mittels Staatsvertrags vom 28. Jan. 1867 an die Krone Preußen überging. Die alten Wappen des Poststürsten, welche jahrhundertelang zum Hohne Deutschlands eine in der Geschichte beispiellose Zwingburg des Feudalismus auf dem Verkehrsgebiete beschützt hatten, sanken endlich am 30. Juni 1867 für immer ins Grab. Es folgten dann mit überraschender Schnelligkeit wichtige staatsrechtliche Umgestaltungen in Deutschland: im Jahre 1868 der Norddeutsche Bund und schon 1871 das auf den Schlachtfeldern in Frankreich errichtete Deutsche Reich, welches die Verwirklichung des Einheitsgedankens der Nation in einer Form ermöglichte, der alle wahren Vaterlandsfreunde zujauchzten. Auf dem Gebiete des Postwesens aber vollzog sich gemäß der Reichsverfassung die Begründung der Deutschen Reichspost, von der sich nur Baiern und Würtemberg ausschlossen, sodaß ihre Territorial-Postinstitute als monumentale Reste der Vergangenheit in die neue Zeit hineinragen. Nunmehr war der Weg zu zweckmäßiger Reform des Postwesens geebnet; zum Glück fehlte es Deutschland nicht an den Männern, welche nöthig waren, um die alten Augiasställe zu reinigen. Stephan, welcher inzwischen als Generalpostdirector an die Spitze des Deutschen Postwesens getreten war, sah es sogleich für seine wichtigste Aufgabe an, dem wirthschaftlichen Aufschwunge der deutschen Nation durch eine Reihe von Verkehrserleichterungen im Postwesen Genüge zu leisten. Die gesetzliche Regelung der postalischen Rechtsverhältnisse für ganz Deutschland, mit der eine wohlthätige Einschränkung des Monopols der Post verbunden war; die Reform des Posttarifs im Sinne der Verkehrsfreiheit, die Vermehrung der Postanlagen und andere organisatorische Maßregeln befreiten die deutsche Reichspost endlich von jenem Drucke fiscalischer Finanzpolitik, deren hippokratisches Gesicht alle Vaterlandsfreunde so lange geängstigt hatte. Nach Durchführung der Reform im Innern aber unternahm Stephan, dem die Grenzpfähle des eigenen Landes den Blick nicht versperrten, den großen Plan: auch die internationalen Postbeziehungen von den Fesseln der Vergangenheit zu befreien, den Schematismus der bisherigen Postverträge mit neuem Leben zu durchdringen und so das Postwesen zu einer wahrhaft kosmopolitischen Verkehrsanstalt zu machen. Der erste Entwurf zu diesem Plane wurde 1870 im Amtsblatt der Deutschen Postverwaltung, unter der Form einer Denkschrift über den allgemeinen Postcongreß, veröffentlicht; das inter arma silent leges verhinderte aber damals die Verfolgung des Gedankens, und nöthigte die deutsche Regierung, die Ausführung auf spätere Zeit hinauszuschieben. Inzwischen wurde die Vereinfachung der Grundsätze des internationalen Postverkehrs von Stephan bei den Postunterhandlungen mit fremden Staaten soweit als möglich angestrebt; insbesondere wurden die internationalen Portosätze erheblich ermäßigt, und es wurde so allmählich das Terrain für allseitige Vereinigung großer Ländergruppen zu einer postalischen Union geebnet.

Unter diesen völkerrechtlichen Abmachungen verdient der Postvertrag zwischen Deutschland und Frankreich vom 12. Febr. 1872 besondere Erwähnung, weil er eine wichtige Etappe auf dem Wege der Weltpostreform bildet. Bis zum Jahre 1870 hatte Frankreich seine „prépondérance légitime" nicht blos in der Sphäre der großen Politik, sondern auch in den commerziellen und ökonomischen Fragen aufrecht zu erhalten gewußt. Daher kam es, daß die Bilanz aus den postalischen Contos mit andern Ländern stets zu Gunsten des französischen Staatsschatzes ausfiel. Frankreich befolgte im internationalen Postverkehr unverändert zwei Grundsätze: erstens führte es das Princip durch, daß das Porto für einen internationalen Brief ihm mindestens so viel einbringen mußte, als ein Brief innerhalb Frankreichs selbst abwarf, zweitens regelte es die Vertheilung der internationalen Portobeträge in der Weise, daß Frankreich den Löwenantheil empfing. Bei-

des sind offenbar Grundsätze, welche weder die völkerrechtliche Gleichheit und Reciprocität wahren, noch das richtige Verhältniß zwischen Leistung und Entgelt festhalten. Die andern Staaten aber, von dem französischen Prestige umnebelt, ließen sich mit der weit hergeholten Einrede abfertigen, daß die französische Post mit ihren ausgedehnten Betriebsstellen und ihrem bedeutenden Briefträgerpersonal größere Leistungen und Vortheile für das Publikum biete als die übrigen Postanstalten. In welcher Art Frankreich dieses künstlich hergestellte Verhältniß ausbeutete, ist aus einer auf amtlichen Grundlagen beruhenden Zusammenstellung zu entnehmen, welche in den Bericht der Commission von Deputirten, die zur Berathung des Postvertrages mit Deutschland von der französischen Nationalversammlung eingesetzt war, aufgenommen ist und als ein Document von historischem Werthe angesehen werden muß.

Nach demselben bezog Frankreich bis 1870

im Verkehr	mit	Großbritannien	5/8	des	internationalen	Portos	für	die	betreffende	Correspondenz
„	„	„ Belgien	2/3	„	„	„	„	„	„	„
„	„	„ der Schweiz	2/3	„	„	„	„	„	„	„
„	„	„ Baden	3/3	„	„	„	„	„	„	„
„	„	„ Baiern	6/10	„	„	„	„	„	„	„
„	„	„ Italien	2/3	„	„	„	„	„	„	„
„	„	„ Preußen	1/2	für Localcorrespondenz,						
			2/3	für die übrige Correspondenz.						

Die Einnahme an Porto, welche aus dem Schuldconto der auswärtigen Postverwaltungen in den französischen Tresor floß, betrug 1869 5,380227 Frs.

Eine weitere ergiebige Einnahmequelle Frankreichs entsprang aus dem Bezuge der Transitgebühren für Briefe, welche in geschlossenen Briefpacketen über französisches Gebiet befördert wurden. Frankreich hatte es durchzusetzen gewußt, daß ihm für Besorgung dieses Transits in den Postverträgen ganz außergewöhnlich hohe Vergütungen stipulirt waren; beispielsweise sei erwähnt, daß die Gebühren für jedes Kilogramm Briefe betrugen: aus Großbritannien 20 Frs. 1 C., Belgien 17 Frs. 96 C., Italien 22 Frs. 89 C., der Schweiz 32 Frs. 9 C., und in ähnlicher Weise bei den übrigen Ländern — Transitzölle von so exorbitanter Höhe, daß dadurch naturgemäß das internationale Porto in einer dem Verkehr überaus ungünstigen Weise beeinflußt wurde. Frankreich bezog allein aus dem Posttransit 1869 3,045381 Frs. Einnahme. Wie wenig dasselbe trotz dieser Einnahme den Verkehrsinteressen Rechnung trug, bekundet die Thatsache, daß das wichtige britisch-indische Mail bei dem Transit durch Frankreich in Paris ein längeres Stilllager erleiden mußte. Diese unnatürlichen Verhältnisse erheischten dringend eine Aenderung, da bei ihrem Fortbestehen eine Reform des Weltpostverkehrs unthunlich war. Beim Beginn der Postunterhandlungen mit Deutschland zeigten die französischen Bevollmächtigten sich keineswegs geneigt, von den alten Traditionen einer Posthegemonie Frankreichs abzugehen. Erst die energische Betonung der allgemeinen Verkehrsinteressen und die Drohung von seiten Stephan's, äußerstenfalls die directen postalischen Beziehungen mit Frankreich gänzlich abzubrechen, erzwang von letzterm die Anerkennung des Princips voller Gleichberechtigung für jede der contrahirenden Mächte hinsichts der Portotheilung, sodaß ein halbscheidlicher Antheil an dem internationalen Portos für Deutschland erreicht wurde. Im weitern erlangte Stephan die Ermäßigung des französischen Transitzolls auf 6 Frs. für jedes Kilogramm Briefe, ein Zugeständniß, welches bei der deutsch-französischen Correspondenz thatsächlich die Unentgeltlichkeit des Transits, wenigstens für das Publikum, zur Folge hatte; denn dieser mäßige Satz konnte auf die Höhe des deutsch-französischen Portos keinen nachtheiligen Einfluß mehr ausüben. Nicht minder wichtig war die gegenseitig garantirte Verpflichtung zur Transitleistung, da Frankreich durch Uebernahme dieser Verpflichtung an etwaiger Absperrung seines Gebiets für den Postverkehr verhindert wurde. Endlich fand

eine wesentliche Vereinfachung des Abrechnungswesens statt. Das finanzielle Ergebniß dieser Transaction bezifferte sich auf jährlich 409643 Frs. Einbuße für Frankreich, nämlich auf 226350 Frs. bei dem internationalen Porto und 183293 Frs. bei den Transitgebühren. Weit erheblicher aber war der moralische Erfolg, den Deutschland errungen: mit einem mal hörte die Alleinherrschaft Frankreichs in den postalischen Verhältnissen auf; dasselbe vermochte seine fiscalische Finanzpolitik nicht mehr wie sonst zum Nachtheile des Verkehrs geltend zu machen, und die unmittelbare Folge dieses friedlichen deutschen Sieges war, daß ganz Europa jene neuen Principien freierer Verkehrsbewegung sich aneignete und bei den spätern Postunterhandlungen allseitig zur Geltung brachte.

Nachdem dieses Resultat erreicht war, schritt Stephan auf dem eingeschlagenen Wege weiter. Schon im Jahre 1873 war sein Entwurf zu einem Normalpostvertrage, welcher alle civilisirten Völker zu einer großen Postverkehrsgemeinschaft verbinden sollte, durch Vermittelung der schweizerischen Postverwaltung zur Kenntniß aller Regierungen Europas und derjenigen der Vereinigten Staaten von Amerika, sowie Aegyptens gebracht worden. Die Regierung der Eidgenossenschaft hatte Anfang 1873 mit großem Entgegenkommen die Vertreter aller Staaten nach Bern eingeladen, um die Vorlagen Stephan's zu berathen, und schon schien das Zusammentreten des allgemeinen Postcongresses zum Herbste des Jahres 1873 gesichert, als Rußland und Frankreich erklären ließen, daß sie noch nicht genügend vorbereitet seien, den Congreß zu beschicken. Infolge dessen wurde der Congreß für das nächste Jahr in Aussicht genommen, und trat endlich am 15. Sept. 1874 zu Bern, im Saale der frühern Tagsatzung des Ständehauses, an jener geschichtlich denkwürdigen Stätte zusammen, wo einst der Sonderbundskrieg beschlossen worden war. Bei Eröffnung der Sitzungen, welche der Chef der schweizerischen Postverwaltung, Bundesrath Borel, mit großem Geschick leitete, waren die Vertreter von zwanzig Staaten zugegen, nämlich von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Aegypten, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Griechenland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Niederlande, Portugal, Rumänien, Rußland, Serbien, Schweden, Schweiz und Türkei. Die Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten von Amerika waren noch nicht eingetroffen. Gleich nach dem Beginn der Berathungen, zu deren Förderung eine allgemeine Commission für vorbereitende Prüfung der wichtigsten Fragen unter dem Vorsitze Stephan's eingesetzt wurde, stellte sich heraus, daß die auf der Conferenz vertretenen Mächte sich in zwei große Gruppen schieden, und zwar in solche, welche von vornherein geneigt waren, an den Beschlüssen des Congresses sich zu betheiligen, und in solche, die für eine lediglich abwartende Stellung sich entschieden hatten. Zu der erstern Gruppe gehörten nächst Deutschland und Oesterreich-Ungarn die meisten Staaten an der Peripherie Europas, die zweite Gruppe bestand vorwiegend aus Großbritannien und Frankreich. Allerdings läßt sich nicht behaupten, daß die beiden letztern sich vorher darüber verständigt hatten, durch Fernhaltung von den Debatten die Congreßberathungen resultatlos zu machen; vielmehr schien die anfängliche Zurückhaltung Englands mehr auf Grundsätzen jener allgemeinen Politik des laissez aller zu beruhen, welche dieses Land neuerdings in den großen internationalen Fragen dem Continente gegenüber beobachtet; indessen war diese Cooperation der beiden großen Westmächte immerhin ein Moment, welches bei dem Gange der Verhandlungen in Rechnung gezogen werden mußte. Anders war es mit Frankreich. Während nämlich der britische Bevollmächtigte, Hr. Page, eine den großen Zielen des Congresses durchaus freundliche Haltung beobachtete, verrieth sich aus den vielfachen Versuchen Frankreichs, die Bestimmungen des Stephan'schen Entwurfes zum Normalpostvertrage durch Vermittelung Belgiens so zu modificiren, daß sie finanziell günstiger für die Posteinnahmen ausfielen, eine negative Haltung gegenüber den einschneidenden Maßregeln, denen der Congreß seine Sanction geben sollte.

Eine vielversprechende Aenderung in jener Gruppirung der Mächte trat ein, als die nordamerikanischen Vertreter erschienen und den entschiedenen Willen der washingtoner Regierung, dem allgemeinen Postvertrage unter allen Umständen beizutreten, in unzweidentiger Weise bekundeten. War es die Befürchtung, daß Nordamerika alle Correspondenz von den britischen Routen auf deutsche und amerikanische Linien überleiten werde, oder eine veränderte ligne de conduite des Cabinets von Saint-James: der Bevollmächtigte Englands begann alsbald eine den britischen Traditionen im Postwesen mehr entsprechende, mithin sich von Frankreich entfernende Haltung anzunehmen; im Einklange damit stand die in der englischen Presse, namentlich von der „Hour" (Nr. 468 vom 19. Sept. 1874) vertretene Anschauung, daß Großbritannien einem großen Culturwerke, wie der Begründung der Weltpostunion, seine Mitwirkung nicht versagen dürfe, und schon Ende September 1874 ließ England seinen Beitritt zum allgemeinen Postvertrage in Bern officiell erklären. So war denn Frankreich mit seinen Anschauungen zur Isolirung verurtheilt, und, was noch wichtiger, in die Unmöglichkeit versetzt, die Congreßverhandlungen zu paralysiren, die nunmehr schnellen Fortgang nahmen.

Als die wichtigste Frage, welche von dem Congreß zu ordnen war, muß die Regelung der Transitverhältnisse bezeichnet werden. Von Deutschland wurde die Feststellung zweier, für den Weltverkehr überaus wichtiger Principien erstrebt: die Freiheit des Transits, d. h. das Recht eines jeden Staates, über das Gebiet eines andern Staates in den directen Austausch von Briefpacketen mit einem dritten Lande zu treten, sodann die gänzliche Unentgeltlichkeit des Transits. Der erstere Grundsatz gehört ausschließlich der völkerrechtlichen Sphäre an; der zweite hat insofern besondere Wichtigkeit, als Transittaxen in der bisher üblich gewesenen Höhe auf die internationalen Portosätze ungünstig einwirken, außerdem aber einen complicirten und kostspieligen Apparat für die Ermittelung der Einzelantheile und für die Abrechnung erforderlich machen, welcher beim Abschlusse von Postverträgen jederzeit erhebliche Schwierigkeiten darbietet. Volle Freiheit der Verkehrsbewegung ist nur dann zu erzielen, wenn diejenigen Staaten, welche einem allgemeinen Postvereine beitreten, sich das Recht des freien Transits gegenseitig gewährleisten, mithin auf den Bezug von Transitgebühren für Briefe, Drucksachen u. s. w. insoweit verzichten, als es sich nicht um den Ersatz besonderer Beförderungskosten handelt, wie sie z. B. für den Transport des umfangreichen, oft aus Briefsäcken im Gewichte von zusammen 100 Ctr. bestehenden britisch-indischen Mails oder der australisch-britischen Colonialpost (auf den Routen Panama-Colon und San-Francisco-Neuyork) aufgewendet werden müssen. Für Seewege von größerer Länge (mehr als 300 Seemeilen) würde ebenfalls der Bezug einer Transitvergütung für gerechtfertigt zu erachten sein. In allen andern Beziehungen muß die Unentgeltlichkeit des Transits die Regel bilden. Deshalb war selbst die verhältnißmäßig geringe Transittaxe von 6 Frs. für ein Kilogramm Briefe, welche dem deutsch-französischen Postvertrage von 1872 zum Grunde liegt, für den Weltpostverein nicht anwendbar; denn sie hätte, da nach einem durch die Erfahrung festgestellten Gesetze der Briefbewegung auf den einzelnen Brief so viel Centimes Transitporto zu rechnen sind, als Francs für das Kilogramm, die Einführung eines mäßigen einheitlichen Weltportosatzes, etwa von 20—25 C., schon deshalb unmöglich gemacht, weil dabei allein der Transitantheil eines jeden Staates sich auf 6 C. gestellt haben würde — eine für den großen Verkehr ganz unannehmbare Quote; es mußte also eine andere Basis für die Transittaxe gefunden werden, und zwar in der Richtung, daß dieselbe auf die Feststellung des Weltportosatzes überhaupt nicht wesentlich influiren konnte.

Goethe sagt an einer Stelle in den „Xenien", daß in jeder großen Idee etwas Tyrannisches liege. Dieses Wort bewahrheitete sich auch bei Verwirklichung des Gedankens der

Weltpoſteinigung; er konnte nur dadurch ins Leben gerufen werden, daß einzelne Glieder des Vereins ihr eigenes Wohl den allgemeinen Intereſſen opfermuthig unterordneten. In dieſer Lage befand ſich Belgien. Inmitten des reichſten, bevölkertſten und induſtriell am meiſten entwickelten Theiles von Europa gelegen, bildet dieſes Land, wie die belgiſchen Delegirten, Hr. Faſſiaux und Hr. Giſe, hervorhoben, zur Zeit gewiſſermaßen „le carrefour des grandes voies postales du continent". Hier ſtrömen die britiſchen Poſten nach dem centralen und öſtlichen Theile des Continents zuſammen; hier vereinigen ſich die zahlreichen Poſtfelleiſen vom Continent für Albion. Bis zur Begründung des allgemeinen Poſtvereins betrug die Reineinnahme Belgiens für den Poſttranſit jährlich etwa 946235 Frs.; dabei war gleichwol die Tranſitvergütung, welche Belgien vertragsmäßig zu fordern hatte, ſehr niedrig normirt, im Durchſchnitt etwa auf 13 C. für 30 Gramm Briefe. Wie bedeutend die Leiſtungen Belgiens im Tranſitdienſte ſind, beweiſt die amtlich bekundete Thatſache, daß es täglich etwa 2500 Kilogramm Briefe in 286 geſchloſſenen Briefpacketen (dépêches) über ſein Gebiet befördert. Die Einnahme für dieſe Leiſtungen fließt, da die Eiſenbahnen in Belgien Staatseigenthum ſind, dem belgiſchen Staatsſchatze zu. Im Laufe zahlreicher Commiſſionsberathungen ſtellte ſich bald heraus, daß die Unentgeltlichkeit des Tranſits in Bern keine Ausſicht auf Annahme haben konnte; denn Belgien insbeſondere war nicht im Stande, jenen Ertrag an Tranſitzöllen völlig aufzugeben, ohne ſein Budget ins Schwanken zu bringen. Ebenſo fand das Princip der Entſchädigung Belgiens auf Koſten der Geſammtheit der pactirenden Staaten keine genügende Unterſtützung; es blieb daher nur übrig, die Tranſitvergütungen beizubehalten und die Ziffer des Tranſitportoſatzes möglichſt niedrig zu bemeſſen. Die Stimmen ſchwankten zwiſchen 1 Fr., 1 Fr. 50 C. und 2 Frs. Taxe für das Kilogramm (etwa 140 Briefe), und das endliche Ergebniß der Debatten war die Feſtſtellung eines Satzes von 2 Frs. pro Kilogramm Briefe (und 25 C. pro Kilogramm bei Druckſachen), ſodaß Belgien — wollte es anders nicht die Schuld am Scheitern des großen Projects auf ſich nehmen — genöthigt war, auf mehr als die Hälfte ſeiner Einnahmen vom Tranſit zu verzichten. Belgien gebührt wegen dieſer Verzichtleiſtung ein hohes Verdienſt am Zuſtandekommen des Weltpoſtvereins. Es war nunmehr der Weg für Annahme des Einheitsportos in letzterm geſichert; allerdings wurde auch dieſer, urſprünglich auf 25 C. projectirte Satz im Princip auf 30 C. (3 Pence, $2^1/_2$ Groſchen) für den einfachen Brief von 15 Gramm Gewicht erhöht, um namentlich England und Frankreich den Beitritt zu erleichtern; indeſſen kam der erſtere Einheitsſatz inſofern wieder zur Geltung, als den einzelnen Staaten geſtattet wurde, ſich bei Erhebung des internationalen Portos nach den Erforderniſſen des jedesmaligen Münzfußes zwiſchen dem Mindeſtſatze von 20 C. und dem Maximalbetrage von 30 C. nach freiem Ermeſſen zu bewegen. Dieſe Beſtimmung geſtattet zugleich die Beibehaltung niedrigerer Portoſätze zwiſchen verſchiedenen Völkergruppen, wie z. B. Deutſchland und Oeſterreich, welche die Vortheile beſonderer poſtaliſcher Abmachungen auch ferner dem Publikum zu gewähren im Stande ſein werden. Von Intereſſe iſt es, zu conſtatiren, daß der Weltportoſatz in der Sitzung des Congreſſes vom 21. Sept. 1874 mit Einſtimmigkeit angenommen wurde.

Die Stellung Frankreichs blieb nach wie vor eine abwartende. Allerdings drückte der franzöſiſche Delegirte, Hr. Besnier, namens ſeiner Regierung dem Congreß den Dank dafür aus, daß zum Sitze des nächſten allgemeinen Poſtcongreſſes Paris gewählt worden war, acceptirte auch dieſe Wahl „comme un témoignage de sympathie à l'égard de la France", gab aber in den Sitzungen vom 30. Sept. und vom 9. Oct. die Erklärung ab, daß das franzöſiſche Gouvernement „aus finanziellen Gründen" die Zuſtimmung zu dem Vertrage nicht ohne weiteres ausſprechen könne, vielmehr zunächſt ein Votum der ſouveränen Nationalverſammlung einholen müſſe. So fand denn, nachdem

der Congreß in einer Reihe mühevoller Sitzungen den geſammten Inhalt des Vertragsentwurfes feſtgeſtellt, auch zur Regelung der poſttechniſchen Normen im Gebiete des Vereins ein Règlement d'ordre vereinbart hatte, in der Schlußſitzung am 9. Oct. 1874 die Unterzeichnung des Allgemeinen Poſtvertrages ohne Theilnahme Frankreichs ſtatt, und ſeine Unterſchrift fehlt bisjetzt unter dem völkerrechtlichen Acte, welcher die große Poſtverkehrsgemeinſchaft aller civiliſirten Nationen rechtlich und thatſächlich begründet hat.

Ohne in das Detail aller Beſtimmungen des Vertrages einzugehen, heben wir hervor, daß der Allgemeine Poſtverband (nach dem Originaltexte des Vertrages Union générale des Postes) alle Staaten Europas, mit Ausnahme von Frankreich, ſodann Island, die Färöer, Malta und die Azoren, ferner in Aſien das aſiatiſche Rußland und die aſiatiſche Türkei, in Afrika Aegypten mit Nubien und dem Sudán, Tunis, Marokko, Madeira und die Canariſchen Inſeln, endlich die Vereinigten Staaten von Amerika umfaßt. Dieſes ungeheuere Gebiet hat eine Bevölkerung von 350 Mill. Seelen und begreift 37 Mill. Quadratkilometer in ſich; in demſelben bewegen ſich jährlich etwa 3100 Mill. Briefpoſtgegenſtände, von denen 450 Mill. dem internationalen Verkehr angehören mögen. Alle dieſe Briefe, Geſchäftspapiere, Zeitungen, Druckſachen jeder Art und Waarenmuſter werden in dem Gebiete der Union diejenigen Erleichterungen genießen, die aus mäßigen Einheitsſätzen für die Beförderungsgebühren und aus der Freiheit des Durchgangsportos erwachſen; der techniſche Poſtdienſt im internationalen Verkehr wird einer gleichmäßigen Norm und Vereinfachung unterliegen, die ſchwerfälligen Portoabrechnungen werden beſeitigt; endlich wird den noch nicht beigetretenen Staaten der Anſchluß an den Verein, deſſen Fortbildung durch periodiſche Conferenzen gefördert werden ſoll, in jeder Weiſe erleichtert werden. Der Beginn des Vertrages iſt auf den 1. Juli 1875 feſtgeſetzt; als gemeinſames Organ der Mitglieder des Poſtverbandes ſoll ein internationales Bureau zu Bern in Wirkſamkeit treten, dem insbeſondere auch die Vorbereitung der auf den weitern Ausbau des Vereins bezüglichen Vorlagen ſowie die Gründung eines Journals übertragen werden ſoll. Etwa vorkommende Differenzen werden durch ein internationales Schiedsgericht beſeitigt, über deſſen Zuſammenſetzung im Vertrage Beſtimmung getroffen iſt.

Dies ſind die Grundzüge der Reform, welche im Gegenſatze zu ſo vielen internationalen Tractaten von vergänglichem Werthe eine völkerrechtliche Inſtitution von dauernder Bedeutung hergeſtellt hat. Sie wird in den Verkehrsbeziehungen der Völker fortan eine bedeutſame Rolle ſpielen und ähnlich jenen Centralkörpern, welche durch die Schwerkraft ein Syſtem planetariſcher Globen zu einer lebendigen Einheit verbinden, alle übrigen civiliſirten Nationen zu der großen Gemeinſchaft heranziehen, welche zugleich eine Bürgſchaft des Völkerfriedens in ſich ſchließt. Der Einfluß der Verkehrsmittel auf die moderne Cultur iſt von uns oben in großen Umriſſen angedeutet worden. Noch fehlt es aber an einer eingehenden Würdigung dieſes wichtigen Culturelements, welche darzuthun hätte, wie unſer heutiges Leben in tauſend Fäden mit den Verkehrsmitteln innig zuſammenhängt und von ihnen vielfach ſein beſtimmtes Gepräge empfängt. Der künftige Geſchichtſchreiber wird dieſen charakteriſtiſchen Zügen nachzuforſchen haben und mit ihrer Hülfe ein getreues Bild unſerer heutigen Culturbewegung conſtruiren können, in der die Weltpoſtunion ein vielverſprechendes Pfropfreis bildet.

Unſere Zeit kann mit Recht ſtolz darauf ſein, ein ſolches Werk in ihre Annalen eingezeichnet zu haben; es iſt zugleich ein Beweis ſeltener Einmüthigkeit der Regierungen aller Culturſtaaten, mithin ein eminent politiſches Ereigniß. Das Hauptverdienſt aber an dieſem hochbedeutſamen Culturfortſchritte wird die Geſchichte an den Namen Heinrich Stephan's knüpfen, dem es gelungen iſt, durch die Waffen des Gedankens eine neue Bahn nach den wahren Zielen der Humanität zu eröffnen.

Zur

Regelung der deutſchen Rechtſchreibung.

Von

Daniel Sanders.

In unſerer Zeit macht ſich offen und unverkennbar das Streben geltend, das Gemeinſame, Einheitliche und Einigende im Leben und Verkehr der Völker hervorzuheben und zu befördern. In einer ſolchen Zeit darf man, auch ohne Gefahr, ſich von vornherein der Verſpottung und Verhöhnung auszuſetzen, es wagen, Gedanken auszuſprechen und anzuregen, deren völkervereinigende Verwirklichung, wenn ſie überhaupt jemals eintreten wird, jedenfalls erſt einer fernern Zukunft angehört. Ein ſolcher Gedanke iſt der an eine gemeinſame Lautſchrift, wenn nicht ſämmtlicher Sprachen der Welt, ſo doch derjenigen, die in die Geſchichte und Bildung der Menſchheit thätig eingegriffen haben und eingreifen. Wenn nun je im Laufe der Zeit bei ſämmtlichen Bildungsvölkern der Gedanke Wurzel faßte, keimte und reifte, eine möglichſt vollkommene gemeinſame Lautſchrift einzuführen, ſo hätte man zuvörderſt ſein Augen- oder Ohrenmerk auf die genaue, ſorgfältige und umfaſſende Erkenntniß ſämmtlicher in allen Sprachen vorkommenden verſchiedenen Laute, wie auch aller unterſcheidenden Betonungsverhältniſſe der verſchiedenen Silben zu richten und dann für jeden Laut ein entſprechendes einfaches Lautzeichen zu finden, wie auch eine genügende Anzahl von Tonzeichen, um nicht nur von den unbetonten Silben die betonten zu unterſcheiden, ſondern bei dieſen zugleich auch die verſchiedene Art der Betonung bezeichnend hervorzuheben. Daß es freilich ſolcher Ton- und namentlich Lautzeichen eine ſehr große Menge geben wird und muß, wird jeder leicht begreifen, der mit leiſe und fein hörendem Ohr auch nur in der eigenen Sprache alle verſchiedenen einfachen Laute und Lautabſtufungen zu erkennen und zu bezeichnen verſucht. Mit der allſeitig anerkannten Feſtſtellung der ſämmtlichen Laut- und Tonzeichen aber wäre im großen die Aufgabe gelöſt, ſodaß, wer dieſe Zeichen nach ihrer Bedeutung und in ihrem Werthe vollſtändig kennt und ſicher innehat, vollkommen im Stande wäre, mit denſelben auch in einer ihm unbekannten Sprache alles richtig Gehörte richtig niederzuſchreiben und alles ſo Geſchriebene auch richtig zu leſen und vorzutragen. Die Vollkommenheit einer ſolchen allgemeinen Lautſchrift wäre einerſeits in ihrer Vollſtändigkeit begründet, andererſeits aber nicht minder in ihrer weiſen Beſchränkung auf das wirklich Nothwendige, indem hier in der That für alles durch die Schrift zu Bezeichnende auch wirklich ein Zeichen vorhanden wäre, aber eben auch nur Ein Zeichen, bei deſſen Anwendung alſo keine Willkür und kein Schwanken ſtatthaben könnte. Für die einzelnen Sprachen würde dieſe allgemeine Lautſchrift ſich inſofern vereinfachen, als für die in denſelben nicht vorkommenden Laute und Betonungsarten die entſprechenden Zeichen fortfielen. Wir wollen verſuchen, hier

wenigstens in allgemeinen Umrissen anzudeuten, welche wesentlichen Umgestaltungen die deutsche Rechtschreibung zu erfahren hätte, wenn jemals jener Gedanke einer gemeinsamen Lautschrift verwirklicht werden sollte:

1) wären mehrere Tonzeichen einzuführen für die in unserer Schrift bisher ganz unberücksichtigt und unbezeichnet gebliebenen Betonungsverhältnisse;

2) wären für manche Laute, für die wir in unserer bisherigen Schrift die Zusammenstellung mehrerer Buchstaben verwenden, einfache Lautzeichen einzuführen, z. B. für die sogenannten Diphthonge oder Doppellauter, statt au, eu, ei u. s. w.; ferner für den Nasallaut ng (z. B. in Klang u. s. w.), für den Zischlaut statt sch und statt ch (s. 3) sowol für den Gaumen- wie für den Kehllaut;

3) wären für jedes Lautzeichen, das nicht einen einzigen bestimmten Laut, sondern verschiedene Lautabschattungen bezeichnet, so viele einfache Zeichen einzuführen, wie verschiedene Lautabstufungen zu bezeichnen sind, vergleiche z. B. a als geschärften Selbstlauter in hart und als gedehnten in zart und Entsprechendes für alle Selbstlauter, wozu z. B. beim e noch andere Lautabstufungen kommen; vergleiche ferner (s. 2) ch als Gaumenlaut z. B. in Frauchen und als Kehllaut in rauchen u. s. w.;

4) wäre ein eigenes Lautzeichen einzuführen für das j oder g in aufgenommenen französischen Wörtern, z. B. in Journal, Logis u. s. w.;

5) wären dagegen, wo für einen und denselben Laut mehrere Bezeichnungsweisen vorkommen, alle bis auf eine ohne weiteres und vollständig über Bord zu werfen, so z. B. sämmtliche sogenannte große Buchstaben neben den kleinen, vergleiche ferner als Bezeichnungen genau desselben Lautes f, v und ph; eu und äu, ei und ai; t und th, zum Theil auch dt; oft auch i und y; chs, gs, ks, cks und x; ä und e, v und w, k und c; in manchen Fällen auch c, z und t (z. B. Certioration) u. ähnl. m.

Bei einer so durchgreifenden Umgestaltung würde unsere deutsche Rechtschreibung ein sehr verändertes Ansehen gewinnen und in noch erhöhtem Maße würde dies z. B. für die französische und für die englische Sprache der Fall sein. Die Wörter würden dem Auge des Lesers, statt in ihrer wohlbekannten und durch lange Gewöhnung vertrauten Gestalt, vielmehr in einem ganz fremden und befremdenden Gewande sich darstellen, in welchem er, wie auf einem Mummenschanz, erst das Altbekannte herauszufinden und zu erkennen sich bemühen müßte, und so würde bis zur durchgedrungenen Gewöhnung an die Wortbilder der neuen Schrift diese das Lesen und das Verständniß zunächst hemmen und erschweren, statt es zu fördern und zu erleichtern. Und bei allen Völkern mit einem durch Jahrhunderte entwickelten Schriftthum wird so dieser, mit einer ganz veränderten Schreibweise unvermeidlich verknüpfte Uebelstand immer der Ein- und Durchführung einer gemeinsamen Lautschrift hindernd im Wege stehen, und zwar um so mehr, je weiter bei einem Volke seine Orthographie bis dahin von der rein phonetischen Schrift entfernt war.

Ob der großartige, in der Ausführung aber bei den verschiedenen Völkern sicherlich auf die allergrößten Schwierigkeiten stoßende Gedanke einer gemeinsamen Lautschrift sich jemals wird verwirklichen lassen: wer will es voraussagen? Läge nun aber die Verwirklichung nicht so entweder ganz im Bereiche der Träume oder doch günstigstenfalls im Schoße einer dunkeln, fernen Zukunft, so dürfte wol und müßte selbst die Rede sein von einer Ueberführung unserer deutschen Rechtschreibung in jene reine vollkommene Lautschrift, mittels deren alle damit Vertraute auch ohne jede Kenntniß der deutschen Sprache doch alles in derselben richtig Gehörte auf gleiche Weise schreiben und alles so Geschriebene auf gleiche Weise aussprechen und lesen würden. So aber liegt, wie gesagt, die Sache nicht, und, wie unsere Rechtschreibung, so setzen auch alle Aenderungs- und Verbesserungsvorschläge bei Schreibenden und Lesenden die Bekanntschaft mit der deutschen Sprache voraus.

„Auf eine einheitliche Rechtschreibung für Alldeutschland war schon seit lange das Sehnen und Streben aller Vaterlandsfreunde gerichtet, die dem theuern Hort unserer wundervollen Muttersprache die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet, mit dem lebendigen Bewußtsein, daß in der Sprache nichts für klein und kleinlich geachtet werden darf, was auf die Bildung des gesammten Volkes von Einfluß ist.

„Aber in frühern Zeiten konnte auch auf diesem Gebiete das Einheitsstreben nirgends seinen vollen entsprechenden Ausdruck finden. . . . Mit der neubegründeten Einheit des Deutschen Reiches aber ist nun nicht blos die Möglichkeit gegeben, auch auf dem Gebiete der Rechtschreibung die Einheit sich verkörpern zu sehen, sondern es scheint — um ein Goethe'sches Bild zu gebrauchen — eben nur des rechten Anstoßes zu bedürfen, damit feste Form gewinne, was schon ohnehin auf dem Punkte der Krystallbildung begriffen ist."

Mit diesen Worten eröffnete ich das erste Heft meiner „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner".

Inzwischen ist nun von dem preußischen Cultusminister dem Professor Rudolf von Raumer der Auftrag ertheilt worden zur Ausarbeitung einer grundlegenden Schrift für eine zunächst in die höhern Schulen einzuführende einheitliche Rechtschreibung. Gleichzeitig hat der Pädagogische Verein in Görlitz einen „Aufruf an Deutschlands Schulmänner zur Einigung in der Rechtschreibung" erlassen, aus welchem Aufruf wir wenigstens die folgende Stelle anführen zu müssen glauben:

„An Deutschlands Schulmänner tritt die Aufgabe heran, Stellung zur Reformfrage zu nehmen. Nur dadurch, daß die Lehrerschaft schlüssig darüber wird, welche Anforderungen die Schule an eine Neugestaltung der Rechtschreibung zu stellen hat, ist eine Lösung der Frage «vom grünen Tisch her» zu verhindern. Die Schule ist bei einer Reform so stark betheiligt, daß es die Pflicht ihrer Lehrer und Leiter ist, bei zeiten die orthographische Angelegenheit in ernstliche Erwägung zu ziehen. Allerdings kann der Schule nicht gestattet werden, eigene Reformprincipien aufzustellen und dadurch die Forschung zu beeinträchtigen. Nimmer aber darf sie sich das Recht entziehen lassen, an die von der Wissenschaft aufgestellten Grundsätze den Maßstab ihrer eigenthümlichen Bedürfnisse zu legen. Dazu wird ja auch sie unserer Ueberzeugung nach die neue Schreibung ins Volk einführen müssen. . . . Wenn erst die deutsche Schule eine neue Orthographie lehrt, d. h. sie dem künftigen Geschlechte ins Leben mitgibt, dann wird sicher auch die Presse sich bequemen, dieselbe anzunehmen" u. s. w.

Dann verlautet in der neuesten Zeit auch von Berathungen, welche bedeutende Buchdruckereien, Verlagsbuchhandlungen und Redactionen von Zeitungen und Zeitschriften über eine einheitliche deutsche Rechtschreibung gepflogen haben oder vielmehr noch pflegen. Ueberblickt man dabei zugleich die große Zahl von Schriften und Abhandlungen, welche in der jüngsten Zeit sich mit der Regelung und Feststellung der deutschen Rechtschreibung beschäftigt*), so ersieht man wol, daß die in frühern Jahren mannichfach stockende Frage

*) Wir machen hier in der Anmerkung mehrere namhaft, wobei wir jedoch mit guter Absicht auch einige ältere grundlegende Abhandlungen und Schriften nicht übergehen, namentlich als Vertreter der verschiedenen Anschauungen, die sich bei der Regelung und Neugestaltung unserer Rechtschreibung geltend zu machen suchten und suchen: Dr. K. G. Andresen, „Ueber deutsche Orthographie" (Mainz 1855); Dr. Konrad Duden, „Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichniß mit etymologischen Angaben. Für die obern Klassen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete" (Leipzig 1872); H. Erdmann, „Zur orthographischen Frage" (Hamburg 1874); Dr. F. W. Fricke, „Grundlagen zur Anbahnung einer einheitlichen Orthographie" (in Herrig's „Archiv für das Studium der neuern Sprachen u. s. w.", Bd. 52, Heft 3 und 4); Jakob Grimm im Vorwort zu seinem „Deutschen Wörterbuch", Bd. 1, S. LII fg.; Dr. K. Klaunig, „Ueber deutsche Rechtschreibung vom wissenschaftlich praktischen Standpunkte,

jetzt gehörig in Fluß gekommen, und darf hoffen, daß durch möglichst allseitige Erörterung sie sich schnell klären und zu dem lange und heiß ersehnten Ergebniß einer wirklich für die nächste Zukunft fest begründeten einheitlichen deutschen Rechtschreibung führen wird.

Unsere deutsche Rechtschreibung ist, wie naturgemäß jede Buchstabenschrift, aus einer Lautschrift hervorgegangen; aber diese war, wie bereits angedeutet, von dem oben aufgestellten Musterbilde einer vollkommenen Lautschrift entfernt. Dem Mangel an einer genügenden Anzahl einfacher Lautzeichen für alle in der Sprache vorkommenden Laute und Lautabstufungen suchte man thunlichst abzuhelfen durch Zusammenstellung mehrerer einfachen Zeichen und überließ die Ergänzung der auch auf diese Weise noch nicht zur Genüge bezeichneten Laut- und Betonungsverhältnisse für die Aussprache dem lebendigen Verständniß, das der Leser dem Geschriebenen entgegenzubringen hat. Den Ueberfluß aber an mehrfachen Zeichen für ein und denselben Laut und ebenso manche Abweichungen von den knappsten Lautbezeichnungen suchte man für die Verdeutlichung der Schrift zu verwerthen, und zwar nach verschiedenen Beziehungen, namentlich um ein Wort von gleichlautenden zu unterscheiden, ferner um seine grammatische Stellung zu bezeichnen und seine grammatische oder etymologische Zusammengehörigkeit mit andern Wörtern erkennen zu lassen. Eine möglichst entsprechende Lautbezeichnung einerseits und jenes Verdeutlichungsbestreben andererseits sind die beiden Richtungen, aus denen im ganzen und großen sich unsere deutsche Rechtschreibung zusammengesetzt hat. Dagegen ist in derselben das namentlich im Französischen und Englischen so gewichtig hervortretende Streben, in der heutigen Schreibweise trotz des eingetretenen Lautwechsels doch noch die frühere Lautbezeichnung fortzubewahren, nicht oder kaum vorhanden. Wir wollen versuchen, das Ge-

---

das Ergebniß der Einigung zwischen den Lehrern der allgemeinen Bürger- und städtischen Realschule zu Leipzig u. s. w." (Leipzig 1857); Dr. G. Michaelis, „Vorschläge zur Regelung und Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung" (Berlin 1874); derselbe, „Zeitschrift für Stenographie und Orthographie" (Berlin 1853—74), und daraus in besondern Abdrücken z. B. „Das Th in der deutschen Rechtschreibung"; „Ueber Jakob Grimm's Rechtschreibung"; „Ueber die berliner Gymnasialorthographie"; „Ueber den Uebergang zur lateinischen Schrift" u. s. w.; Rudolf von Raumer, „Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften" (Frankfurt a. M. 1863); R. Rißmann, „Vorschläge zur Neugestaltung unserer Rechtschreibung. Im Auftrage des Pädagogischen Vereins zu Görlitz bearbeitet" (Leipzig 1875) (im Anschluß an den obenerwähnten Aufruf des Pädagogischen Vereins); Dr. Daniel Sanders, „Katechismus der deutschen Orthographie" (3. verb. Aufl., Leipzig 1873); derselbe, „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner" (Heft 1 und 2, Berlin 1873 und 1874); derselbe, „Orthographisches Wörterbuch für Alldeutschland oder alphabetisches Verzeichniß aller deutschen oder im Deutschen vorkommenden Wörter mit irgendwie schwieriger oder bisher fraglicher Schreibweise in endgültiger Feststellung" (unter der Presse); derselbe, „Orthographisches Wörterbuch für Alldeutschlands Volksschulen" (unter der Presse); K. J. Schröer, „Die deutsche Rechtschreibung in der Schule und deren Stellung zur Schreibung der Zukunft. Mit einem Verzeichnisse zweifelhafter Wörter" (Leipzig 1870); Ed. Wetzel und Fr. Wetzel, „Handbuch der Orthographie zum Gebrauche für Lehrer. Nach methodischen Grundsätzen bearbeitet" (4. verb. und verm. Aufl., Berlin 1873).

Dazu kommen noch Schriften, die zunächst für Schulen einzelner Städte oder Gaue bestimmt waren; vgl. außer den bereits erwähnten für leipziger Schulen und die berliner Gymnasien (Klaunig und Michaelis) namentlich: „Regeln und Wörterverzeichniß für deutsche Rechtschreibung. Gedruckt auf Veranstaltung des königlichen Ober-Schulcollegiums zu Hannover" (Klausthal 1855) und, zum Theil davon abweichend: „Anleitung zur deutschen Rechtschreibung. Ausgabe für Elementarklassen der höhern Schulen und für Mittel- und Volksschulen. Zusammengestellt im Auftrage des vormaligen königlichen Ober-Schulcollegiums zu Hannover und nunmehr aufs neue herausgegeben von Dr. G. H. Seffer und Dr. H. Dieckmann" (3. Aufl., Hannover 1868) u. ähnl. m., wie ferner sogenannte Hausorthographien größerer Druckereien, z. B. „Orthographisches Hülfsbuch zum Gebrauche der Schriftsetzer und Correctoren in der Officin von F. A. Brockhaus in Leipzig. Zweiter durchgesehener Abdruck. (Als Handschrift gedruckt.) 1864".

ſagte durch einige Beiſpiele zu erläutern. Die engliſchen Wörter daughter, night, knight entſprechen den deutſchen Tochter, Nacht, Knecht und namentlich alſo das gh unſerm ch, aber nur noch in der Schrift, denn als Lautzeichen ſind ſie jetzt bedeutungslos oder, wie man ſich ausdrückt, ſtumm, man ſpricht das erſte Wort dâter und die beiden letzten neit, woraus alſo erhellt, daß auch das k in knight nicht mehr ein Laut-, ſondern nur noch ein bloßes ſtummes Schriftzeichen iſt, und ähnliches im Franzöſiſchen. Vergleichen wir dagegen für das Deutſche z. B. die beiden zunächſt auf zehn folgenden Zahlwörter elf und zwölf. Fitr das erſtere ſchrieb man noch zur Zeit Adelung's*) eilf, weil man im edeln Stil noch ſo ſprach und die urſprünglich aus dem Niederdeutſchen eindringende oder eingedrungene heutige Ausſprache als die nur im gemeinen Leben geltende und zu duldende anſah. Als ſie aber auch für die gebildete Sprache durchgedrungen, mußte nach dem Grundſatz der deutſchen Rechtſchreibung auch die entſprechende Lautbezeichnung platzgreifen, und wer nun etwa elf ſprechen, aber trotzdem eilf ſchreiben wollte, dürfte am allerwenigſten eine ſolche, die geſchichtliche Fortentwickelung verleugnende und an die Stelle des Lebenden und Organiſchen das Abgeſtorbene und Todte ſetzende Schreibweiſe, wie es geſchehen, mit den Namen einer hiſtoriſchen oder organiſchen Schreibung beſchönigen wollen, während ſie im Gegentheil geradezu eine ungeſchichtliche und unorganiſche iſt, hervorgegangen aus dem dünkelvollen Wahne, daß die Sprache ſich nur ſo entwickeln dürfe, wie es in das vorgeſchriebene „Syſtem" paßt. Und ebenſo wäre es keine geſchichtliche, ſondern eine rückſchrittliche Schreibweiſe, wenn jemand jetzt in dem Zahlwort zwölf ſtatt des in der Ausſprache durchgedrungenen ö das ältere e ſetzen und ähnlich etwa für Hölle, Löffel, Löwe, Schöpfer, ſchwören u. ſ. w. z. B. Helle, Leffel, Lewe, Schepfer, ſchweren u. ſ. w. ſchreiben wollte. Und ganz ſo ſteht es z. B. auch mit der Forderung, das Verhältniß zwiſchen ſſ und ß und ferner das ſogenannte Dehnungs-h nicht nach der Geltung und dem Werthe zu beurtheilen, welche dieſe Lautzeichen für die heutige Ausſprache haben, ſondern nach der Bedeutung, welche ſie — oder an ihrer Stelle auch andere, nämlich j und w ſtatt des h — fitr eine ältere, längſt nicht mehr geltende Ausſprache hatten. Doch hierüber kann es bei dem Geſagten ſein Bewenden haben, da der fälſchlich ſogenannte hiſtoriſche, richtiger vielmehr rückſchrittliche Standpunkt glücklicherweiſe von dem phonetiſchen itberwunden iſt, wonach unſere deutſche Rechtſchreibung nicht eine frühere Ausſprache, ſondern einzig und allein die jetzige zu bezeichnen hat.

Aber, wie geſagt, neben dem phonetiſchen Princip macht ſich in unſerer Orthographie auch noch entſchieden ein Verdeutlichungsſtreben geltend, und zwar um ſo berechtigter und nothwendiger, als für eine vollkommen genaue, deutliche und unzweideutige Bezeichnung der Ausſprache unſere unvollſtändigen und mangelhaften Lautzeichen in ihrer knappſten Anwendung allein nicht ausreichen. So z. B. beſitzen wir in unſerm Alphabet keine beſondern Zeichen für die geſchärften und fitr die gedehnten Selbſtlauter und demgemäß entſpricht ein und daſſelbe Zeichen a bald dem gedehnten, bald dem geſchärften Laute. Würde dagegen für den erſten Laut etwa das Zeichen a gelten und hätte man fitr den zweiten ein anderes Zeichen, etwa α, ſo könnte man vollkommen der Ausſprache gemäß unterſcheiden: dα und da; jα und ja; nα und na, z. B. in den Sätzen: Willſt du mir das Geld geben? „Ja. Dα! nimm es!" Es iſt jα keins da. Nα, nun bin ich dem Ziel na u. ſ. w. Da aber in unſerm Alphabet ſolche Unterſcheidung fehlt, ſo ſchreiben wir, ohne den in der Ausſprache hervortretenden Unterſchied in der Schrift bemerklich zu machen, beidemal da und ja, die richtige Ausſprache mit geſchärftem oder mit gedehntem a einzig und allein dem lebendigen Sprachgefühl des Leſers überlaſſend;

*) Vgl. deſſen „Wörterbuch" und vgl. gothiſch áinlif, althochdeutſch und mittelhochdeutſch einlif u. ſ. w.

dagegen unterſcheiden wir in der Schrift die Interjection na! (mit kurz hervorgeſtoßenem, geſchärftem a) von dem Adjectiv nah durch das Dehnungs-h. Dieſer Buchſtabe iſt allerdings, wie man ſagt, lautlos oder ſtumm, aber doch nicht, wie das gh in den oben angeführten engliſchen Wörtern daughter, night, knight für die heutige Ausſprache bedeutungslos, indem er vielmehr, bei dem Mangel eines eigenen Zeichens für den gedehnten Vocal in unſerer Schrift, die Dehnung des vorhergehenden a und zugleich auch namentlich, dem erwähnten Verdeutlichungsſtreben gemäß, die Zuſammengehörigkeit mit einem in der heutigen Ausſprache lautenden, und alſo auch vom phonetiſchen Standpunkt aus, vollberechtigten h in Fortbildungen (wie nahe, nahen, Nähe, näher, nähern) bezeichnet. Wir ſchreiben ferner z. B. nicht das Subſtantiv: ſtar und das Adjectiv: ſtar, ſondern unterſcheiden erſtens, dem mehrerwähnten Verdeutlichungsſtreben gemäß, die Subſtantiva von den andern Redetheilen durch die großen Anfangsbuchſtaben und bezeichnen zweitens, da uns eigene Lautzeichen für das gedehnte und das geſchärfte a fehlen, hier die Dehnung durch Verdoppelung des Vocals und die Schärfung durch Verdoppelung des darauf folgenden Conſonanten, ſchreiben alſo: Staar und ſtarr, ebenſo: Haar und harren. In andern Fällen aber bezeichnen wir die Dehnung auch durch ein beigefügtes h, z. B. in fahren, Gefahr, Jahr, wahr, und endlich laſſen wir ſie auch unbezeichnet, z. B. in bar, gar, war, waren u. ſ. w. Dieſe verſchiedene Weiſe unſerer Schrift für den gedehnten Vocal ermangelt freilich, wie überhaupt manches in unſerer Orthographie, der ſtrengen Folgerichtigkeit; aber ſie bietet dabei dem mehrerwähnten Verdeutlichungsſtreben zur Unterſcheidung gleichlautender Wörter, die freilich auch wieder nicht vollſtändig durchgeführt iſt, manche willkommene Handhabe. Vgl. z. B. die Waaren, wir waren und — wahren, ſowol als Verbum wie als Adjectiv (die wahren Freunde u. ſ. w.). Dieſe und andere nicht abzuleugnende Folgewidrigkeiten ſind aber ein ganz naturgemäßes Ergebniß davon, daß unſere Orthographie nicht aus einer vollkommenen Lautſchrift hervorgegangen iſt und namentlich mit zur Abhülfe der ihr dadurch anhaftenden Mängel und Unvollkommenheiten ein ſich in verſchiedener Weiſe geltend machendes Verdeutlichungsſtreben in ſich entwickelt hat. Die unumwundene Anerkennung dieſes Verdeutlichungsſtrebens als eines berechtigten Moments in unſerer Orthographie bildet den eigentlichen Unterſchied für meinen Standpunkt von dem Raumer's und der Raumer'ſchen Schule. Aus meinem oben näher angedeuteten Geſichtspunkte erſcheint unſere Rechtſchreibung freilich, mit dem Maßſtabe der vollkommenen Lautſchrift gemeſſen, als eine unvollkommene und mangelhafte, aber doch als eine aus unvollkommenem phonetiſchem Urſprunge in geſchichtlicher Entwickelung gewordene und höchſt zweckmäßige. Und ſo habe ich denn an die Spitze meiner „Vorſchläge" den Grundſatz geſtellt:

„Im ganzen und großen ſteht der Schreibgebrauch für ganz Deutſchland bereits feſt. Es kann und darf nicht die Rede davon ſein, an das glücklicherweiſe ſchon Feſtſtehende irgendwie die rüttelnde Hand zu legen und das in geſchichtlicher Entwickelung Gewordene nach einem andern «Syſtem» machen zu wollen. Vielmehr werden neue Feſtſtellungen nur da am Orte ſein, wo es ſich um Ausfüllung einer Lücke oder um Beſeitigung eines Schwankens handelt, und auch hier werden die künftig als Norm zu beobachtenden Beſtimmungen jedenfalls ſo zu treffen ſein, daß ſie nicht als etwas von dem bereits Feſtſtehenden weſentlich Abweichendes, ſondern im Gegentheil im engſten Anſchluß daran nur als ein ganz in demſelben Geiſte weiter geführter Fortbau ſich bekunden."

Somit lege ich, wie man ſieht, den Hauptnachdruck auf die Feſtſtellung einer einheitlichen Rechtſchreibung, Raumer und ſeine Schule dagegen auf eine allmählich immer weiter gehende Durchführung des phonetiſchen Princips. Denn daß die ſofortige vollſtändige eine praktiſche Unmöglichkeit iſt, verkennen ſie keinen Augenblick. Hören wir, wie z. B. Duden ſich darüber ausſpricht:

„Iſt nun, wie niemand bezweifelt, der oberſte Zweck aller Schrift, die Gedanken der Schreibenden in möglichſt leicht verſtändlicher und unzweideutiger Weiſe für den Leſenden darzuſtellen, ſo beſteht die Forderung zu Recht, daß nicht an die Stelle bekannter Wortbilder fremde treten, welche das Verſtändniß erſchweren. Wie aber iſt denn eine Verbeſſerung überhaupt möglich? Dadurch, daß erſtens in allen ſchwankenden Fällen das Richtige vorgezogen und zweitens durch die Schulen die Erkenntniß deſſen, was, obgleich noch allgemein üblich, doch nicht zu billigen iſt, in immer weitere Kreiſe verbreitet wird. So gewöhnt ſich das Auge allmählich zunächſt an einzelne noch ungewohnte Wortbilder, die inmitten von lauter bekannten von dieſen ihr Licht empfangen und das Verſtändniß nicht beeinträchtigen; allmählich wird ein Wort nach dem andern in das Bereich des Schwankenden hineingezogen und demnächſt ſeine richtige Schreibung feſtgeſtellt und je mehr ſich dabei die Einſicht in das Richtige verbreitet, um ſo unangenehmer wird die von der Uebergangsperiode unzertrennliche Inconſequenz empfunden und um ſo mehr die Durchführung der Verbeſſerung in allen gleichartigen Fällen beſchleunigt werden.“

Hier iſt alſo in der Theorie eigentlich ſchnurſtracks das Gegentheil von dem, was ich erſtrebe. Während ich nämlich dem leidigen Schwanken durch Feſtſtellung ein Ende zu machen wünſche und ſtrebe, ſoll hier auch allmählich das Feſtſtehende, falls es ſich nicht ohne weiteres dem phonetiſchen Syſtem bequemt, in das Bereich des Schwankenden geſtellt werden. Doch gebe ich trotzdem für die Praxis die Hoffnung auf Vereinigung wenigſtens mit Raumer ſelbſt nicht auf, der die für alle Aenderungs- und Verbeſſerungsvorſchläge nicht genug zu beherzigenden Worte ausgeſprochen: „Auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutſchland darin übereinſtimmt, iſt einer vollkommenern vorzuziehen, wenn dieſe vollkommenere auf einen Theil Deutſchlands beſchränkt bleibt und dadurch eine, keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft.“ Und dazu kommt, daß unſere beſtehende Orthographie, wenn nur die jetzt ſich darin noch findenden Schwankungen beſeitigt und die vorhandenen Lücken im Sinn und Geiſt des Feſtſtehenden ausgefüllt werden, daß, ſage ich, unſere ſo geregelte und ergänzte Orthographie mit ihrem Verdeutlichungsſtreben neben dem phonetiſchen Princip in der That eine vollkommenere iſt als die von Raumer und ſeinen Anhängern ins Auge gefaßte, in der ſie auf Koſten des nicht zur Genüge gewürdigten Verdeutlichungsſtrebens einſeitig das phonetiſche Princip mehr zur Geltung bringen wollen, ohne ſich doch zur vollen Durchführung deſſelben, d. h. zu der mehrfach erwähnten vollkommenen reinen Lautſchrift entſchließen zu können und zu wollen. Dies aber wird für jeden Unbefangenen ſich leicht nachweiſen laſſen.

Gehen wir zu dieſem Zwecke zunächſt auf einige der obigen Beiſpiele zurück, in welchen die Dehnung des Lautes a auf verſchiedene Weiſe in unſerer Orthographie bezeichnet iſt: war, Haar, Jahr. Bei dieſen Wörtern könnte, an und für ſich betrachtet, die dem war entſprechende Schreibweiſe Har und Jar allerdings auf den erſten Blick manchem als die empfehlenswerthere erſcheinen; aber man muß eben mit dieſen Wörtern zugleich auch die zuſammengehörigen ins Auge faſſen, und da wird doch gewiß vielen für behaart und bejahrt die Schreibweiſe behart und bejart auch vom phonetiſchen Standpunkte aus als befremdend und bedenklich erſcheinen, wenn ſie z. B. an die geſchärfte Ausſprache des a in hart denken, dem ſich freilich wieder zart mit gedehntem a gegenüberſtellen läßt. Beſäße unſere Schrift zwei verſchiedene Zeichen (a und α) für den gedehnten und den geſchärften Laut, ſo ließe ſich durch die Schrift die Ausſprache vollkommen bezeichnen: Har, behart, hart, zart. Aber ſo weit will niemand gehen; der geiſtreiche Fricke gelangt mit einer gewiſſen Folgerichtigkeit zu den Schreibweiſen (für die er ſchwerlich auf Nachfolger wird rechnen können): Jaar, bejaart; Haar, behaart; zaart; hart. Jedenfalls aber ſind die Schreibweiſen behaart und hart der Ausſprache und dem phonetiſchen Princip gemäßer als: behart mit gedehntem und hart mit geſchärftem a, und ſo gelangt man denn rück-

schließend auch von Raumer's Standpunkte aus dahin, von den beiden Schreibweisen Haar und Har nicht mit Raumer die zweite, sondern die allgemein übliche erste als die vorzüglichere anerkennen zu müssen. Duden behauptet sogar wiederholt: „Wir lesen und sprechen harrt wie hart. Hier steht ein Doppelconsonant ohne phonetischen Grund"; und diesen Phonetiker würde also vielleicht allmählich sein Princip dahin bringen, für die in der jetzigen Schreibweise wie in der Aussprache deutlich geschiedenen Formen behaart, hart, beharrt in gleichmäßiger Weise zu schreiben: behart, hart, behart. Allerdings beruht die Behauptung Duden's von der phonetischen Bedeutungslosigkeit der Doppelconsonanten in Formen wie harrt auf einem Irrthum, denn eine gute Aussprache unterscheidet sehr deutlich harrt von hart; gurrt von Gurt; hallt von halt; schallt von schalt (Imperfect von schelten); wallt von Wald, das wie die Endsilbe von Gewalt gesprochen, aber gegen das phonetische Princip, dem Verdeutlichungsstreben gemäß statt mit t am Schluß mit d geschrieben wird, um in dem Wortbilde die Zusammengehörigkeit mit Formen wie des Waldes, Wälder, waldig verdeutlichend zu bewahren. Die Schreibweise keren für kehren mag an und für sich vom rein phonetischen Standpunkt aus als eine Vereinfachung bezeichnet werden; aber daß man für Verkehr, verkehrst, verkehrt dann auch Verker, verkerst, verkert schreiben müßte, wonach die Wortbilder sich dem Auge als Reime zu Kerker, kerkerst, kerkert darstellen, ist auch vom rein phonetischen Standpunkt aus keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung u. ähnl. m. Wenn man ferner z. B. in Waaren und wahren, leeren und lehren, leerer nnd Lehrer, geleert und gelehrt, Meer und mehr, Moor und Mohr die Dehnungsbuchstaben tilgt, so erspart durch diese phonetische Vereinfachung der Schreiber einige Buchstaben, aber für den Leser wird durch diese Ersparung das Verständniß und die Deutlichkeit ungemein verdunkelt und erschwert. Da die Raumer'sche Schule das phonetische Princip schließlich doch nicht ganz und rein durchführen kann und will, so hat man um so sorgfältiger zu erwägen, welchen Gewinn einerseits die von ihr angestrebte Erweiterung des phonetischen Princips und welche Nachtheile andererseits das dadurch bedingte Einschränken oder Aufgeben des Verdeutlichungsstrebens hat. Der Gewinn besteht fast ausschließlich in der Ersparung einiger Buchstaben für den Schreibenden; die Nachtheile aber sind: manche Misstände, die sich selbst vom phonetischen Standpunkt aus als Folgen der vereinfachten Schreibweise ergeben; das Auftreten fremdartiger und befremdender Wortbilder und überhaupt erhöhte Schwierigkeit für das Lesen; ferner Verdunkelung des Verständnisses und zuletzt, aber nicht als letztes, der Uebelstand, daß unsere Orthographie, statt befestigt zu werden, immer weiter in das Bereich des Schwankens gezogen wird. Eine unbefangene allseitige Erwägung muß nach meiner innigsten Ueberzeugung schließlich zu dem Ergebniß führen, daß nur auf dem durch die Geschichte unserer Orthographie selbst vorgezeichneten Wege, der Berücksichtigung nämlich des Verdeutlichungsstrebens neben dem phonetischen Princip, die praktische Lösung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland möglich ist. Wie dabei, ohne daß die Wortbilder ein wesentlich verändertes Aussehen annehmen, in vielen Fällen für den Leser die Aussprache noch bestimmter, genauer und unzweideutiger bezeichnet, dem leichtern Verständniß zu Hülfe gekommen und Misverständnissen vorgebeugt werden kann, wie ferner in einer nicht unbedeutenden Anzahl von Fragen, welche in den bisherigen Schriften über deutsche Rechtschreibung kaum oder nur obenhin berührt worden sind, sich eine endgültige gleichmäßige Feststellung wird treffen lassen, darüber muß ich an diesem Orte für alles Einzelne auf die beiden Hefte meiner „Vorschläge" verweisen, die ich zur Prüfung und allseitigen Erörterung, wie schon auf dem Titelblatt, auch hier am Schlusse dieses Aufsatzes „dem deutschen Volke, Deutschlands Vertretern und Schulmännern" aufs angelegentlichste empfehlen möchte.

Chronik der Gegenwart.

Todtenschau.

Die Todtenliste der jüngsten Zeit weist zunächst namhafte Staatsmänner und thätige Politiker auf.

Wie der Name des großen Friedrich Karl von Savigny mit der Rechtswissenschaft, so ist der Name seines am 11. Febr. 1875 in Frankfurt a. M. verstorbenen Sohnes Karl Friedrich von Savigny mit der Geschichte des 1866er Krieges untrennbar verknüpft. Ihm war in diesen thatenreichen Tagen eine sehr wichtige Rolle beschieden: das letzte Wort des Friedens und das erste des Krieges hatte er zu sprechen, er hatte gleichsam das Stichwort auszutheilen, auf welches hin die Diplomaten sich von der Schaubühne zurückzogen und die Männer vom Schwert auf die Scene traten. Ein zweiter Fabius, trug er in der ewig denkwürdigen Bundestagssitzung vom 14. Juni 1866 Krieg und Frieden in seiner Toga.

Am 19. Sept. 1814 in Berlin geboren, wohin sein Vater vier Jahre vorher mit andern Koryphäen der Wissenschaft als Professor an die eben neugegründete Universität berufen worden, war er förmlich dazu prädestinirt, kein Dutzendmensch zu werden. Er hatte das Glück, nicht blos einen Savigny zum Vater zu haben; durch seine Mutter (Kunigunde, geborene Brentano, seit 1804 mit Savigny vermählt) war er auch der Neffe Clemens Brentano's und Bettina's von Arnim. Der Großvater mütterlicherseits war Peter Anton Brentano, kurtrierscher Rath und Resident bei der Freien Stadt Frankfurt, die Großmutter Maximiliane Brentano, eine Tochter der berühmten Sophie Laroche. Große Männer haben oft ihre Schwächen, und so hatte Savigny der Vater die Marotte, seinem Sohne eine klerikale Erziehung zu geben, wozu wol das Freundschaftsband, welches ihn an den ehrwürdigen Bischof Johann Michael Sailer knüpfte, nicht wenig beigetragen haben mag. Ueberhaupt war Savigny ein religiöser Mann. „Das Christenthum", schrieb er in einem seiner Werke, „ist nicht nur von uns als Regel des Lebens anzuerkennen, sondern es hat auch in der That die Welt umgewandelt, sodaß alle unsere Gedanken, so fremd, ja feindlich sie demselben scheinen mögen, dennoch von ihm beherrscht, ja durchdrungen sind."

Der junge Savigny, der Sohn, erhielt demgemäß in streng katholischen Anstalten seine erste Ausbildung. Von dem Französischen Gymnasium in Berlin, auf welchem er nur ein Jahr zubrachte, ging er in das Collegio romano zu Rom, dann in das Collegio San-Sebastiano in Neapel über. Seine Universitätsstudien machte er in Paris, Berlin und München. Im Jahre 1836 trat er in den preußischen Staatsdienst ein, um sich zuerst der gerichtlichen Praxis, dann von 1838 ab dauernd der Diplomatie zu widmen. Im Jahre 1839 finden wir ihn bereits als Legationssecretär in London; von dort wurde er nach Dresden, dann nach Lissabon, Paris und Haag versetzt. Das Jahr 1848 bot ihm nach keiner Richtung hin Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen; Savigny war in dieser ganzen Sturm- und Drangperiode der Gesandtschaft am stillen niederländischen Hofe beigegeben.

Im Jahre 1849 kehrte er nach Deutschland zurück. In Kassel, wohin er als Geschäftsträger berufen wurde, war sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer; auch im Mini-

sterium des Auswärtigen in Berlin, welchem er bald darauf (im Cabinet Brandenburg-Manteuffel) als vortragender Rath angehörte, war seines Bleibens nicht lange, es wurde ihm eine wichtigere Mission anvertraut. Als nämlich in Baden durch die bewaffnete Intervention der Preußen die Regierung des Großherzogs wiederhergestellt war, erhielt Savigny seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am großherzoglichen Hofe zu Karlsruhe und wurde als solcher am 3. Dec. 1849 dort accreditirt.

Sein Wanderleben hatte damit für längere Zeit ein Ende erreicht. Beinahe zehn Jahre (bis zum April 1859) verbrachte Savigny in dieser Stellung. Er hat als Gesandter in Karlsruhe mit glücklichem Erfolge die großherzogliche Regierung, welche nach dem Rücktritte des Ministeriums Klüber sich bedenklich Oesterreich zu nähern anfing, für die preußische Politik zu gewinnen gesucht, und 1856 kam die Vermählung des gegenwärtigen Großherzogs von Baden mit der einzigen Tochter des damaligen Prinz-Regenten, jetzigen Kaisers Wilhelm zu Stande. Weniger befriedigte Savigny's Verhalten dem badischen Kirchenstreite gegenüber. Im Jahre 1854 zeigte die karlsruher Regierung vorübergehend Energie, indem sie den freiburger Erzbischof in Anklagezustand versetzte, aber dem Einflusse und den Rathschlägen Savigny's soll es zuzuschreiben sein, daß man hierin wieder nachließ und mit Rom in Unterhandlungen trat, welche im Jahre 1859 ein badisches Concordat zur Folge hatten.

Kurz vor dem Ausbruche des italienischen Krieges von 1859 fanden in der preußischen Diplomatie große Veränderungen statt. Auch Karl Friedrich von Savigny erhielt einen andern Wirkungskreis. Man ersetzte ihn in Karlsruhe durch den Grafen Flemming und schickte ihn (April 1859) als Gesandten nach Dresden, wo ein Enkel Goethe's, der Kammerherr Wolfgang Maximilian von Goethe, ihm als erster Legationssecretär zur Seite stand. Es fanden damals sehr lebhafte diplomatische Unterhandlungen statt, ob der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich localisirt bleiben oder unter Umständen der Deutsche Bund sich an demselben betheiligen solle. Graf Beust, der zu dieser Zeit noch Sachsens Premier war, ergriff lebhaft für Oesterreich Partei. Er sandte, sechs Wochen nach Savigny's Ankunft, eine Note an den Fürsten Gortschakow, in welcher er die russische Auffassungsweise von dem ausschließlich defensiven Charakter des Deutschen Bundes bekämpfte und auf einen Beschluß des Deutschen Bundes vom Jahre 1854 hinwies, wonach jeder Angriff auf die nichtdeutschen Besitzungen Oesterreichs und Preußens einem Angriff gegen das Bundesgebiet gleichgeachtet werden solle. Auf Andrängen Savigny's erhielt aber diese Note noch den abschwächenden Zusatz: „Deutschland verlange nur die Freiheit für Erfüllung seiner Bundespflichten." Sonst vermochte Savigny nur sehr wenig Einfluß auf die sächsische Politik zu gewinnen, namentlich konnte er es nicht hindern, daß Sachsen sich den sogenannten Würzburger Regierungen anschloß. Glücklicher war er auf handelspolitischem Gebiete. Obwol nämlich Oesterreich durch eine geharnischte Note des Grafen Rechberg vom 7. Mai 1862 sich alle Mühe gab, den angebahnten preußisch-französischen Handelsvertrag zu hintertreiben, weil dieser Vertrag eine „Störung und Hintansetzung des zwischen Oesterreich und dem Zollverein durch den Vertrag vom 19. Febr. 1853 begründeten Rechtsverhältnisses" enthalte, obwol das wiener Cabinet in Dresden alle Hebel ansetzte, die sächsische Regierung zu bestimmen, daß sie diesen Handelsvertrag nicht auch zu dem ihrigen mache, wurde doch vom Könige Johann eine außerordentliche Session des Landtags behufs Zustimmung zum Handelsvertrage ausgeschrieben und in einer Denkschrift der sächsischen Regierung vom 27. Mai 1862 der Vertrag sogar als der „einzig sichere Weg" bezeichnet, auf welchem die an sich nothwendige und auf die Dauer nicht zu vermeidende Tarifrevision durchgeführt werden könnte. Dieser, unter dem Régime Beust geradezu ungewohnte Umstand, Sachsen auf Preußens Seite statt auf der Seite Oesterreichs zu erblicken, erregte damals viel Aufsehen.

Savigny hatte, während er am sächsischen Hofe accreditirt war, auch den diplomatischen Verkehr Preußens mit den kleinen sächsischen Herzogthümern zu vermitteln, und da war es ihm gegönnt, eine Abmachung zu Stande zu bringen, welche als der erste Schritt zur militärischen Einigung Deutschlands, als der Vorläufer der nachmals mit den süddeutschen Staaten geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse angesehen werden kann. Es war dies die Militärconvention mit Sachsen-Koburg-Gotha, infolge deren, „um die-

Wehrhaftigkeit Deutschlands durch praktische militärische Einrichtungen möglichst gesteigert zu sehen", die Truppen des Herzogthums ganz in der preußischen Armee aufgingen.

Im März 1863 vertauschte Savigny, der inzwischen die Würde eines Wirklichen Geheimraths erhalten hatte, den Gesandtschaftsposten in Dresden mit jenem in Brüssel. Er hatte die Aufgabe, namens der preußischen Regierung mit Belgien einen Schiffahrtsvertrag sowie eine Convention zum gegenseitigen Schutz der Rechte an literarischem Eigenthum und Werken der Kunst, endlich auch einen Handelsvertrag und eine Uebereinkunft betreffs der Ablösung des Scheldezolles abzuschließen. Am 20. Juni 1863 konnten bereits die Ratificationen ausgewechselt werden; Belgien verpflichtete sich unter anderm, dem Handel Preußens und des Zollvereins dieselben Begünstigungen zu gewähren, welche England infolge des belgisch-englischen Handelsvertrages genießt.

Vom 14. April 1864 ab datirt Savigny's Thätigkeit als Bundestagsgesandter in Frankfurt. Es waren weltgeschichtliche Momente, als er am 9. April 1866 in Bismarck's Auftrage den Antrag auf Bundesreform bei der Bundesversammlung einbrachte, als er am 1. Juni sich zu der Erklärung erhob, daß der Bund „in seiner gegenwärtigen Gestalt seiner Aufgabe nicht gewachsen sei und seine obersten Zwecke nicht erfülle", als er am 14. Juni endlich, nach Annahme des österreichischen, gegen Preußen gerichteten Mobilisirungsantrages seitens des Bundestages, den Deutschen Bund für aufgelöst erklärte und den Sitzungssaal in der Eschenheimer Gasse verließ. Es war dies die wichtigste Thatsache, die seit einem halben Jahrhundert in Deutschland sich zugetragen hatte.*) Damals hielt man Savigny, den Mann des Tages, für geeignet, einst die Leitung der deutschen Politik übernehmen zu können, und betrachtete ihn schon als den eventuellen Nachfolger Bismarck's; er selbst zog es jedoch vor, seine damalige That zu verurtheilen, indem er sich später an die Spitze derjenigen Partei stellte, welche noch heute den Krieg von 1866 als einen Rechtsbruch von seiten Preußens bezeichnet, und sich, statt die bedeutende Rolle eines deutschen Staatsmannes durchzuführen, mit der Stellung eines Chorführers der Centrumspartei begnügte.

Bevor er aber diese ihm nicht zum Ruhme gereichende Schwenkung machte, waren ihm noch einige wichtige Arbeiten vorbehalten. Er wurde von Bismarck nach glücklich beendetem Kriege zu den Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Staaten (Baden ausgenommen) zugezogen; die Schutz- und Trutzbündnisse mit Baiern, Würtemberg, Hessen-Darmstadt tragen sämmtlich Savigny's Unterschrift. Fast zu derselben Zeit (August 1866) leitete er in Berlin die Regierungsconferenzen für den Norddeutschen Bund, und während des ersten (constituirenden) Reichstages im Jahre 1867 vertrat er als preußischer Bundescommissar einigemal den Grafen Bismarck. In manchen Kreisen glaubte man damals, daß den Posten eines Kanzlers für den Norddeutschen Bund Savigny erhalten, Bismarck aber blos preußischer Ministerpräsident bleiben würde. Savigny selbst scheint diese Erwartung getheilt zu haben, und die aus dieser Selbsttäuschung hervorgegangene Misstimmung ist wol auch die Ursache seines im Frühjahre 1867 erfolgten Rücktritts aus dem Staatsdienste gewesen.

Savigny widmete sich fortan ausschließlich der parlamentarischen Wirksamkeit, indem er sich, grollend und schmollend, erinnerte, daß er eigentlich Katholik sei. Von dem Wahlbezirke Koblenz-Sanct-Goar in den Reichstag und später (1870) für Malmedy-Montjoie im Regierungsbezirk Aachen auch in den preußischen Landtag gewählt, bediente er sich der ultramontanen Centrumsfraction — die ihn zu ihrem Vorsitzenden gemacht hat — als eines Instruments, um seine gekränkte Eitelkeit an Bismarck zu rächen. Er desavouirte so seinen Vorfahren Paul von Savigny, welcher 1630 der protestantischen Religion wegen aus Metz nach Deutschland geflohen war und hierdurch die ursprünglich französische Familie dauernd auf deutschen Boden verpflanzt hat.

Savigny hat in seiner langen diplomatischen Laufbahn ohne Zweifel einen großen Fonds von Erfahrungen gesammelt, schwerlich aber besaß er auch die an Bismarck so bewunderte schöpferische Initiative, die Selbständigkeit des Geistes, die Energie des Charak-

*) Den Wortlaut der Erklärungen Savigny's findet man in dem Artikel „Politische Vorgeschichte des deutschen Krieges von 1866" („Unsere Zeit", Neue Folge, II, 2., 920 fg.).

ters, die für einen Staatsmann erforderlich, welcher ein so großes Reich wie Deutschland in seinen neuen Bahnen zu leiten hat.

Karl von Savigny war ein Schwager des durch seinen Proceß vor dem berliner Stadtgerichte bekannten ehemaligen Botschafters Grafen Harry Arnim; er war nämlich mit einer ältern Schwester der Gräfin Arnim vermählt, und ist seine Gemahlin, während alle ihre sieben Geschwister sich zur evangelischen Religion bekennen, ihm zu Liebe zum Katholicismus übergegangen.

Mehemed-Ruschdi-Pascha-Schirvani-Sade, der am 23. Sept. 1874 zu Taïf als Gouverneur der türkischen Provinz Hedschas (in Arabien) verstorbene ehemalige Großvezir, ist gegen 50 Jahre alt geworden. Den Beinamen Schirvani führt er von seinem Geburtsort Schirvan in Transkaukasien, wo sein Vater ein sehr geachteter Scheikh war. Die Familie wendete sich wol infolge des russisch-türkischen Krieges von 1828—29 nach Amassia in Kleinasien, und hier war es, wo der junge Mehemed, ein aufgeweckter Knabe, seine ersten Kinderjahre verlebte. Indeß war der Vater früh darauf bedacht, ihn für eine höhere Carrière vorzubereiten. Da Amassia hierzu nicht die nothwendigen Mittel darbot, wurde der Sohn im 11. Lebensjahre nach Konstantinopel gesendet, wo er in die Medresse (Erziehungsanstalt) der Dschami (Moschee) Sultan Mehemed's eintrat. Hier war er entschieden bald einer der ausgezeichnetern Schüler geworden. Namentlich legte er in dieser Zeit den Grund zu dem tiefer gehenden Wissen im Bereich orientalischer Sprachen und türkischer Gesetzeskunde, welches ihm später so viel Ansehen erwarb. Unmittelbar nach seinem Ausscheiden aus der Medresse wurde er der Körperschaft der Ulemas einverleibt, und rückte hier nach und nach, von Stufe zu Stufe, bis zu dem Range eines Mufti auf, den er noch in jüngern Jahren erreichte. Zu Ausgang der funfziger Jahre scheint es gewesen zu sein, wo Mehemed-Ruschdi-Schirvani-Sade die Bekanntschaft von Fuad-Pascha machte. Dieser Staatsmann erkannte alsbald seine bedeutenden Fähigkeiten, und namentlich entging ihm nicht, daß der junge Mufti sich zu einem gefügigen Werkzeuge für seine eigenen Zwecke werde machen lassen. Als im Sommer 1860 die Metzeleien in Damascus zu einer der bedenklichsten Krisen für die Pforte führten und Fuad-Pascha, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, es selbst auf sich nahm, als Commissar der Hohen Pforte nach Syrien zu gehen, um die Untersuchung der schrecklichen Vorgänge einzuleiten, die Hauptschuldigen auszumitteln und zu bestrafen, war es schnell für ihn entschieden, daß er als Rechtskundigen nicht füglich einen befähigtern Mann wie Mehemed-Ruschdi-Schirvani-Sade mit sich nehmen könne. Hier liegt der Wendepunkt für die Laufbahn des letztern. Derselbe trat nun sofort in größere Beziehungen und Verhältnisse ein. Es war nicht leicht für den an und für sich wenig volksbeliebten Haridsche-Nasiri (Fuad-Pascha), Richter über türkische Fanatiker zu werden. Gleichwol mußte ein strenges und sofortiges Strafgericht erfolgen, wenn anders man sich nicht zu den demüthigendsten Zugeständnissen an die Großmächte bequemen wollte. Die Hauptschwierigkeit lag darin, daß der eigentliche Rädelsführer bei den vorgekommenen Unordnungen und der Christenermordung der Muschir oder commandirende General des syrischen (5.) Armeecorps, Achmed-Pascha, selbst war. Dieser Mann hatte infolge seines unverantwortlichen Benehmens unter allen Umständen und auf Grund jedweder Gesetzgebung das Leben verwirkt. Auch war seine Hinrichtung eine zwischen Fuad- und dem damaligen Großvezir Aali-Pascha schon gleich nach Einleitung der Untersuchung unumstößlich festgestellte Sache, deren Ausführung indeß nicht so leicht erschien, als man in Europa anzunehmen geneigt war. Um einen solchen Würdenträger zum Tode zu führen, bedurfte es eines diesen Act sanctionirenden Fetwas, welcher nur von dem höchsten Geistlichen und Richter (beide Aemter sind in der Türkei stets in Einer Person vereinigt) ausgestellt werden konnte. In der richtigen Voraussicht dieser Schwierigkeit hatte Fuad-Pascha seinen Begleiter Mehemed-Ruschdi gleich anfänglich in den bezüglichen Posten, d. h. denjenigen eines Mufti von Damascus eingesetzt. Auch gelang es ihm, obgleich, wie man sich in Konstantinopel erzählte, nicht ohne große Schwierigkeiten, denselben im entscheidenden Augenblicke zur Unterzeichnung des Fetwas zu bestimmen. Der Mufti hatte damit einen für seine weitere Laufbahn abermals viel entscheidenden Schritt gethan. Er war fortan mit den beiden liberalen, d. h. dem Alttürkenthum verhaßten Ministern Fuad-

und Aali-Pascha auf das engste verbunden und diente ihnen von nun an als mächtiges und ergebenes Werkzeug in der Corporation der Ulemas. Es ist anzunehmen, daß Mehemed-Ruschdi-Schirvani-Sade als Preis für die Unterzeichnung des Fetwas durch seinen Freund und Gönner sehr bedeutende Versprechungen gemacht worden waren. Unmittelbar nachdem derselbe aus Syrien nach Konstantinopel zurückgekehrt (Neujahr 1862), wo ihn die Erhebung zum Großvezir erwartete, erinnerte er sich getreulich seines gegebenen Wortes und trug bei dem damaligen Scheikh-ul-Islam, Saad-Eddin-Efendi, auf die Erhebung des Mufti Mehemed-Ruschdi zum Kasi-Asker an. Indeß war der Chef der türkischen Geistlichkeit, der in dieser Angelegenheit außerdem sich nicht frei bewegte und unter dem Einfluß der durch die Hinrichtung des Muschir Achmed-Pascha erbitterten Alttürken stand, keineswegs gewillt, diesem Ansinnen Folge zu leisten. Er machte Ausflüchte, und als Fuad drängte, gab er ihm eine bestimmte Zusage, freilich schon im voraus in der Absicht, sie unerfüllt zu lassen. Da riß dem neuen und energischen Großvezir (Fuad) die Geduld. Er überredete seinen Günstling zum Austritt aus dem Corps der Ulemas und ernannte ihn unmittelbar darauf zum Generalgouverneur (Waly) von Syrien. Damit war der seitherige Mufti in die Civilcarrière übergetreten. Indeß verblieb er nur während einiger Monate noch in Damascus. Fuad, der im eigenen Cabinet auf manchen Widerstand stieß, fand es in seinem persönlichen Interesse gelegen, den erprobten Mann näher an sich heranzuziehen, und ernannte ihn, um Ausgang 1862, zum Minister des Evkaf oder der geistlichen Stiftungen (Kirchengüter, in welche der Wakuf, das aus liegenden Gründen und sonstigen Immobilien bestehende Kirchenvermögen mit einbegriffen ist). Es scheint, daß der ehemalige Oberpriester in dieser neuen Stellung, namentlich auf Grund seiner tiefgehenden Gesetzeskunde, sich sehr nützlich erwiesen habe. Einige kleinere Reformen, die damals ins Werk traten, waren von ihm ausgearbeitet und durchgeführt worden. Es war die Zeit, wo man anfing, eine spätere Säcularisirung des türkischen Kirchenvermögens Wakuf (die heute noch immer auf sich warten läßt) in Erwägung zu ziehen. Auch durfte Fuad-Pascha im voraus gewiß sein, daß, wenn es ihm beschieden wäre, diese Maßregel in Angriff zu nehmen, er dabei in Mehemed-Ruschdi-Schirvani-Sade den entschlossensten Gehülfen finden werde. Dergleichen Erwägungen befestigten die zwischen dem einflußreichen Minister und jenem bestehende Freundschaft mehr und mehr. Bei Gelegenheit einer Ressortveränderung, in deren Folge die Civilliste der Verwaltung des Malich (Finanzministeriums) unterstellt wurde, gelangte auch dieses letztere Porteseuille (neben dem des schon vorher besessenen Evkaf) in die Hände des Mustis von ehedem. Ansehen und Einfluß des hier in Rede stehenden Mannes steigerten sich damit bedeutend. Wenn er auch noch nicht in die erste Linie türkischer Staatsmänner, die sich damals Fuad- und Aali-Pascha allein und ausschließlich reservirt hielten, aufgenommen worden war, wurde er dennoch fortan in der zweiten als einer der bedeutendsten angesehen, dem es beschieden sein werde, dermaleinst die politische Erbschaft von jenen beiden Hauptgrößen anzutreten.

Bemerkenswerth in der Entwickelung der türkischen Administration ist die Mitte des letztvergangenen Jahrzehnts. Damals wurde auf Antrieb Fuad- und Aali-Pascha's ein Ministerium des Innern (Daghilé) geschaffen nach europäischem Vorbilde, und namentlich behufs Ueberwachung der Provinzialverwaltungen. Sehr ehrenvoll für Mehemed-Ruschdi, der, seit er das Finanzministerium zu administriren gehabt, den Titel Pascha bekommen, war seine Erwählung zum Chef der neuen und wichtigen Hauptbehörde. Die wie für ihn ausdrücklich geschaffene sehr einflußreiche Stellung gab ihm aufs neue reiche Gelegenheit, sein bedeutendes administratives Talent zu bewähren, allerdings mehr im türkischen Sinne als in irgendeinem andern. Seine Feinde warfen ihm vor, daß er die sich, wie schon früher im Finanzministerium, auch jetzt wiederum darbietenden Gelegenheit benutzt habe, um sich auf unrechtlichem Wege zu bereichern. Nur etwa ein Jahr lang verblieb er Minister des Innern. Die Schwierigkeiten, mit denen die türkische Finanzverwaltung mehr und mehr zu Ausgang der sechziger Jahre zu kämpfen hatte, veranlaßten es, daß man den fähigen und umsichtigen Mann aufs neue mit diesem Porteseuille betraute. Darüber, was er auf dem betreffenden Posten geleistet, gehen die Meinungen allerdings auseinander. Unbekannt mit den europäischen Sprachen, namentlich des wichtigen Französisch durchaus unkundig, fehlte ihm eine Haupteigenschaft, um die bedeutendsten Unterhandlungen seines Ressorts persönlich leiten und namentlich auch unmittelbar überwachen

zu können. Er mußte sich viel auf die immerhin zweifelhafte Treue anderer verlassen. Außer aller Frage steht es, daß seine Administration der Finanzen als keine glückliche bezeichnet werden kann. Allein es ist zweifelhaft, ob ihm dafür die volle Verantwortlichkeit zufällt. Die Civilliste war damals vom Finanzministerium getrennt und einer besondern Verwaltung unterstellt worden.

Bis dahin hatte Mehemed-Ruschdi-Pascha-Schirvani-Sade im vollen Strome des Glückes geschwommen, namentlich hatte der Tod Fuad-Pascha's (Februar 1863) seine Stellung wider alles damalige Erwarten nicht erschüttert. Er war inzwischen vollkommen selbständig geworden, konnte den ehemaligen Gönner entbehren und verschmerzen und stand allem Anschein nach fest und sicher auf eigenen Füßen. Dies alles um so mehr, als der damalige Großvezir und maßgebende Staatsmann Aali-Pascha, Fuad's aufrichtiger Freund, auch der seinige war. Allein die Gesundheitsverhältnisse des osmanischen Premier verschlechterten sich seit Frühjahr 1871 zusehends, und am 6. Sept. desselben Jahres verstarb er. Der Sultan berief Mahmud-Nedim-Pascha an die Spitze des Cabinets und beauftragte den neuernannten Großvezir zugleich damit, ein neues Ministerium zu bilden. Damit hatte ein Feind Mehemed-Ruschdi-Pascha-Schirvani-Sade's die Zügel der Gewalt in die Hand genommen, und dieser letztere mußte sich sofort auf das Alleräußerste gefaßt machen. In der That wurde auch über ihn die Absetzung sehr bald ausgesprochen und er nach Amassia, seinem Heimatsorte, exilirt. Als Mahmud-Nedim-Pascha am 31. Juli 1872 fiel und Midhat-Pascha Großvezir an seiner Stelle ward, rief dieser den Verbannten aus Amassia zurück und ernannte ihn zum Minister eines neuen Verwaltungskreises, desjenigen der Bergwerke und Staatswaldungen. Es war dies sozusagen abermals ein für Mehemed-Ruschdi-Pascha ad hoc geschaffenes Portefeuille. Allein die Finanzen hatten damals wie auch heute noch Hauptwichtigkeit, und Midhat's eigenes Interesse verlangte es, den so befähigten Mann auf den Posten zu stellen, der seinen Talenten einen weiten Spielraum darbot. So geschah es, daß er aufs neue die Verwaltung des Malich (d. h. zum dritten mal) übernahm. In einer ausnehmend schwierigen Zeit behauptete er sich glücklich auf seinem Posten. Kein Minister war damals auf längere Zeit seiner Stellung sicher. Es wurden Großvezire und Kriegsminister sozusagen nur für Monatsfrist ernannt. Dessenungeachtet wußte Mehemed-Ruschdi-Pascha sich dem damals jedem Großbeamten drohenden Geschick einer Entsetzung mit viel Feinheit und Kunst zu entziehen. Endlich war der Augenblick herangekommen, der ihn an die Spitze der Geschäfte führte. Im Frühjahr 1873, nach dem Sturze Essad-Pascha's, wurde er zum Großvezir ernannt, und anfangs empfing man den Eindruck, als ob er sich in dieser Stellung für geraume Zeit behaupten werde. Die wichtigen und schwierigen Angelegenheiten wußte er mit einer besondern Vorsicht anzufassen. Charakteristisch für seine nach außen gewendete Politik ist es, daß er, Aegypten gegenüber, wie auch schon Mahmud-Nedim-Pascha als Großvezir gethan, eine von derjenigen des verstorbenen Aali-Pascha wesentlich abweichende Richtung einschlug. Dem Vicekönige (Khedive) gelang es, durch Mehemed-Ruschdi's Einfluß sich einen neuen Ferman zu erwirken, in welchem ihm ganz außerordentliche Zugeständnisse gemacht wurden, ohne daß die ihm auferlegten Gegenleistungen denselben entsprochen hätten. Auf dieser Angelegenheit ruhen dunkle Schatten, die kaum jemals aufgehellt werden dürften. Die Feinde Mehemed-Ruschdi-Pascha's haben sie zum Hauptstützpunkt ihrer Anklagen wider ihn gemacht, allein mit wenig Glück, da dieser den Sultan für seine Anschauungen in der fraglichen Sache ganz und durchaus zuvor gewonnen hatte. Dennoch waren es schließlich die für jeden Großvezir im Serail gelegenen Klippen, an denen auch der ehemalige Mufti scheiterte. Es handelte sich um einen Verstoß gegen die Etikette oder das Herkommen, dessen der französische Botschafter, Marquis de Vogué, wie man sagt aus Anlaß des Großvezirs, sich selber schuldig gemacht hatte, indem ihn dieser zur directen Einreichung eines Beschwerdebriefes an den Sultan aufgemuntert hatte, welchen zu empfangen der osmanische Souverän mit seiner Würde nicht als vereinbar erachtete. Die unmittelbare Folge davon war, daß Mehemed-Ruschdi-Pascha sofort das große Staatssiegel abverlangt wurde, welches in die Hände von Hussein-Awni-Pascha überging. Der abgesetzte Großvezir war zugleich damit in tiefe Ungnade gefallen. Es geschah dies Ende Januar 1874. Mehrere Monate verblieb er außer Amt. Dann gab man ihm den unbedeutenden Posten eines Waly (Generalgouverneurs) von Aleppo

und schließlich wurde er zum Statthalter der arabischen Provinz Hedschas ernannt (Juli 1874). Vor seiner Abreise dahin besuchte er noch einige Städte in Syrien. Unheimliche Ahnungen scheinen ihn nach seinem neuen Bestimmungsort begleitet zu haben. Von seinen Freunden hörte man die Besorgniß äußern, daß er das dortige Klima schwerlich ertragen werde. Bei seiner starken Beleibtheit sei er apoplektischen Zufällen unterworfen, und nichts sei wahrscheinlicher, als daß ihn ein plötzlicher Tod hinwegraffen werde. Diese Vorhersagungen sollten sich alsbald, wenn auch nicht ganz in der vermutheten Art, erfüllen. Ungeachtet aller Vorsicht — der ehemalige Großvezir hielt sich nicht lange im heißen Küstenstrich auf, sondern begab sich sogleich nach dem sehr hoch gelegenen und eben darum sich durch eine gemäßigtere Temperatur auszeichnenden Taif — wurde er, um Mitte September, dort vom Typhus befallen und erlag dieser Krankheit am 23. desselben Monats.

Mehemed-Ruschdi-Pascha-Schirvani-Sade (nicht zu verwechseln mit Mehemed-Ruschdi-Pascha-Muterdjim, der, auch vordem Großvezir, mehrmals Kriegsminister war, und jetzt außer Amt in Zurückgezogenheit auf seinem Landsitze zu Bebek bei Konstantinopel lebt) war eine behäbige Erscheinung, von starkem Embonpoint, während seiner Premierschaft noch im Besitz der vollen Gesundheit und Körperkraft, schwarzhaarig und von intelligenten Gesichtszügen. Man kann ihn den am weitesten vorgeschrittenen türkischen Geistlichen nennen; weniger aus Ueberzeugung als vielmehr weil es sein eigener Vortheil und die Situation erheischten, war er einer Auffassung der Dinge im liberalen Sinne geneigt. Ueberhaupt wird man sich zu hüten haben, ihn mit moralischem Maßstabe zu messen. Man hat ihn bestechlich genannt, und der Beweis für das Gegentheil ist durch seine Freunde nicht erbracht worden. Er hinterläßt keine Leibeserben. Sein Sohn, Hakki-Bei, starb im vergangenen Jahre. Unter solchen Umständen ist sein ebenfalls der Corporation der Ulemas angehöriger Bruder, Achmed-Schulussi-Esendi, ehemals Mufti der Dar-i-Schura (des Kriegsdepartementsrathes) und seit dem Sturze Schirvani-Sade's abgesetzt, Universalerbe des hinterlassenen sehr bedeutenden Vermögens geworden.

Immerhin muß man dem Verstorbenen eine seltene Intelligenz zuerkennen. Ohne eine europäische Sprache zu verstehen, hatte er sich dennoch schnell eine richtige Vorstellung von den europäischen Verhältnissen und Beziehungen zur Türkei zu verschaffen verstanden. Zum Ersatz für das, was ihn in jener Hinsicht fehlte, war er ein Meister im Arabischen und Persischen und hatte in seinen jüngern Jahren, als er noch einfacher Khodja (Lehrer) war, in verschiedenen Unterrichtsanstalten als Sprachlehrer fungirt. Seine reifere Jugend war dem gründlichen Studium der muselmanischen Jurisprudenz und Theologie gewidmet. Außer aller Frage stand seine Ueberlegenheit in der türkischen Gesetzeskunde. Was indeß noch mehr Anerkennung verdienen dürfte, ist die Leichtigkeit, mit welcher er sich in die Leitung der verwickelten Finanzverwaltung des Reiches hineinfand. Es soll hier nicht behauptet werden, daß er dabei glücklich gewesen sei. Allein er hat mindestens ebenso viel auf diesem schwierigen Posten geleistet wie seine Vorgänger und Nachfolger.

Am 28. Dec. 1874 verstarb zu Neuyork nach nur dreitägiger Krankheit Gerrit Smith, einer der Hauptkämpfer für die Emancipation der Sklaven in Nordamerika und bekannt durch seinen überaus wohlthätigen Sinn, den er unabläßig in der glänzendsten Weise bethätigte.

Gerrit Smith entstammt einer holländischen Familie und wurde am 6. März 1797 zu Utica im Staate Neuyork geboren. Sein Vater, Peter Smith, welcher anfänglich mit John Jakob Astor associirt war und ursprünglich über nur geringe Mittel disponirte, hatte sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch Fleiß, Ausdauer und glückliche Speculationen ein kolossales Vermögen erworben, sodaß er als einer der größten Landbesitzer der Union bezeichnet wurde und seinen Grundbesitz nach Quadratmeilen messen konnte. So erwarb er z. B. im County Oneida (im westlichen Theile des Staates Neuyork) von den Indianern eine Fläche Landes von 80000 Acres; einmal verfügte er sogar über 800000 Acres, sodaß er mehr Land besaß als der Staat selbst. Gerrit Smith wurde im Hamilton College zu Clinton im Staate Neuyork erzogen und zeichnete sich als Schüler durch seinen Fleiß und seine oratorischen Gaben aus; im Alter von 21 Jahren wurde er mit den höchsten akademischen Würden bekleidet. Nach seiner Mündigsprechung schenkte ihm sein Vater die ganze Stadt Florence, welche gegenwärtig im County Oneida gelegen

ist. Seine erste Gattin, die Tochter des Präsidenten von Hamilton College, Hrn. Backus, mit der er sich kurze Zeit nach seiner Graduirung vermählte, wurde ihm bereits nach einem Jahre durch den Tod entrissen. Später verheirathete er sich zum zweiten male, und zwar mit einer Tochter des Obersten Fitzhugh aus Maryland, welcher auch im politischen Leben eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Von seiner zweiten Frau, welche ihn überlebt, hat Gerrit Smith zwei Kinder: Greene Smith, welcher während der Rebellion in der Bundesarmee diente, und Elizabeth Smith, die Gattin des Obersten Miller in Geneva. Nach beendeter Studienzeit übernahm Gerrit Smith, obgleich seine Studien eigentlich für eine juristische Carrière berechnet waren, einen Theil der ausgedehnten Geschäfte seines Vaters, in deren Führung er sich bald eine solche Tüchtigkeit erwarb, daß sich sein Vater schließlich ganz davon zurückziehen und ihm dieselben allein überlassen konnte. Als ein Beweis der Umsicht des noch jungen Mannes ist zu erwähnen, daß er im Jahre 1828 in Oswego eine Fläche Landes für 14000 Doll. erwarb, welche gegenwärtig eine jährliche Einnahme von nicht weniger als 70000 Doll. bringt. Nach dem Tode Peter Smith's wurde das bedeutende Besitzthum zu gleichen Theilen unter seine drei Kinder, Peter, Gerrit und Cornelia, getheilt und Gerrit auf des Vaters Wunsch mit der Vollstreckung des Letzten Willens betraut, wobei er in nähere Verbindung mit dem frühern Theilnehmer seines Vaters, John Jakob Astor, trat, der ihm später, im Jahre 1837, als eine allgemeine Geschäftskrise eintrat, in großmüthiger Weise vor dem drohenden Bankrott rettete. Von da ab störte ihn das Schicksal nicht mehr in dem ruhigen Besitze seiner so reichen Glücksgüter, von welchen er aber auch mit seltenem Edelmuthe Gebrauch machte, wie Tausende weißer und farbiger Männer, denen er aus der Noth und zu einer sichern Existenz verhalf, bezeugen können. Kein Bittender, wer es auch sein mochte, wurde von ihm abgewiesen, obgleich man hin und wieder seine Güte zu misbrauchen versuchte.

Seine eigentliche politische Thätigkeit war keine besonders hervorragende. Im Jahre 1824 war er Mitglied der Oppositionsconvention, welche vornehmlich durch ihre Wirksamkeit in der Kanalfrage bekannt ist, und wohnte in Gemeinschaft mit Lafayette und dem Gouverneur Clinton, welchen die genannte Partei stützte, der Eröffnung des Eriekanals bei. Im Jahre 1828 wirkte er als Mitglied der Staatsconvention für die Wahl John Quincy Adams zum Präsidenten; 1830 wurde er von seiner Partei zum Staatssecretär vorgeschlagen, unterlag aber im Kampfe gegen seinen Gegencandidaten Stebbins von Cazenovia. Dies entmuthigte ihn, er zog sich von der politischen Laufbahn zurück, welche er nur vorübergehend wieder betrat, so im Jahre 1852, wo er in den Congreß gewählt wurde.

Seine Liebe zu den farbigen Männern haben wir schon oben angedeutet. Er war noch nicht 30 Jahre alt, als er der Colonisationsgesellschaft beitrat und auf seinen Besitzungen Colonien freier Sklaven bildete; besonders nahm er sich der in Freiheit gesetzten und entlaufenen Sklaven an und beförderte wol auch die Flucht der armen Schwarzen, welche ihn wie einen Vater verehrten. Bezeichnend sind in dieser Beziehung folgende Worte, welche Gerrit Smith im Juni 1848 gelegentlich einer Versammlung der Freiheitsliga in Buffalo aussprach: „Auf der ganzen Welt gibt es keinen ehrendern Grabstein als den, auf welchen ein Sklavenhalter schreiben würde: Hier ruht ein Sklavenstehler." Peterboro, Gerrit Smith's prächtiges Heim, war nicht nur das Stelldichein der eleganten Welt, welche oft und gern von der weithin bekannten Gastfreundschaft Gerrit Smith's Gebrauch machte, sondern auch der Sammelplatz flüchtiger Sklaven, welche hier aufgenommen und für deren Fortkommen mehr als hinreichend Sorge getragen wurde; Peterboro war die Hauptstation an der sogenannten „unterirdischen Eisenbahn". Bald kam Gerrit Smith zu der Ueberzeugung, daß die Colonisationsgesellschaften ihren humanitären Aufgaben nicht gewachsen sein konnten und die Mittel, welche diesen Gesellschaften zu Gebote standen, von einzelnen Mitgliedern geradezu gemisbraucht wurden. Es bildeten sich Antisklavereigesellschaften, welchen er jedoch nicht gleich beitrat. Als im Jahre 1835 die Antisklavereigesellschaft für den Staat Neuyork eine Versammlung, zu welcher etwa 600 Delegirte erschienen waren, in Utica abhalten wollte, aber durch einen Volkshaufen, an dessen Spitze ein demokratisches Mitglied des Congresses, Samuel Beardsley, und Richter Charles Hayden standen, gesprengt wurde, bot ihr Ger-

Digitized by Google

rit Smith in Peterboro ein sicheres Asyl an, wo sie unbehelligt berathen konnten; er selbst trat bei und von jener Zeit an verwendete er seinen ganzen Einfluß zu Gunsten der Abolitionisten; unter seiner Leitung gewannen dieselben sogar eine bedeutende politische Geltung. Aber auch in engern Kreisen wirkte er für seine farbigen Schützlinge. Unter anderm gelang es ihm, seinen Schwiegervater Oberst Fitzhugh von Maryland dazu zu bewegen, seine Sklaven in Freiheit zu setzen; dieselben wurden sammt und sonders in Peterboro aufgenommen, desgleichen die Sklaven eines Sklavenhalters in Louisiana, welcher in seinem Letzten Willen die Freilassung seiner Sklaven verfügt hatte.

Sein Wohlthätigkeitssinn ist mit dem Gesagten zur Genüge charakterisirt. Unter andern wohlthätigen Anstalten und Stiftungen gründete er das Waisenhaus zu Oswego, welches er reichlich mit Mitteln ausstattete. Große Summen verwendete er auf die Agitationen, die entweder von ihm ausgingen oder an denen er theilnahm. In der Politik verfocht er das republikanische Princip im amerikanischen Sinne. Er agitirte gegen Kriegführung im allgemeinen, eiferte für die sogenannte Landreform, wirkte für Frauenstimmrecht und propagirte für Temperanz u. s. w. Seinem offenen, ehrlichen Charakter waren geheime Gesellschaften nicht sympathisch, und aus diesem Grunde hatte er sich in den frühern Jahren an den gegen die Freimaurer gerichteten Bestrebungen betheiligt und sich dadurch nicht wenig Feinde zugezogen. Als Jurist hat er einigemal nicht unbedeutende Erfolge erzielt; so gelang es unter anderm einmal seiner Beredsamkeit, einen armen Deutschen, welcher dringend des Mordes verdächtig war, von diesem Verdachte zu reinigen und seine Freisprechung herbeizuführen. Ein gewisses Dunkel schwebt über dem Verhältniß Gerrit Smith's zu John Brown, der es mit 10 Mann unternahm, den Süden aufzuwiegeln, jedoch gefangen genommen und hingerichtet wurde. Infolge dieser Affaire war Gerrit Smith's Geist auf einige Zeit umnachtet, sodaß er in das Irrenhaus zu Utica gebracht werden mußte. Jedenfalls darf angenommen werden, daß, wenn Gerrit Smith um den Plan John Brown's gewußt, er denselben als Mitglied der Amerikanischen Friedensgesellschaft doch keineswegs gebilligt hat.

Gerrit Smith ist der Verfasser zahlreicher Schriften socialen und politischen Inhalts; seine im Congreß gehaltenen Reden sind in Buchform erschienen; selbst einige theologische Abhandlungen sind seiner Feder entflossen.

Am 19. Jan. 1875 starb zu Offenburg der Rechtsanwalt Max Werner; derselbe war 1815 zu Appenweiler geboren und hat somit kaum sein sechzigstes Lebensjahr erreicht. Schon in der Schule zeichnete er sich durch einen scharfen Verstand und rasche Fassungskraft aus; er absolvirte unter den glänzendsten Aussichten das Lyceum in Rastadt und seine juristischen Studien in Freiburg. Im Jahre 1848 war er Mitglied des deutschen Parlaments in Frankfurt a. M. und zählte zu der entschiedenen Linken. Später nahm er hervorragenden Antheil an der badischen Revolution und begab sich nach deren Unterdrückung zunächst nach der Schweiz, von da nach Amerika. Mit geläuterten politischen Ansichten kehrte er von dort 1867 in die Heimat zurück und gewann bald wieder das vollste Zutrauen seiner Mitbürger, sodaß ihm im vorigen Jahre das Reichstagsmandat für den Kreis Offenburg angeboten wurde. Die katholische Reformbewegung wurde von ihm freudig begrüßt; er gehörte mit zu den Männern, welche den altkatholischen Verein in Offenburg gründeten, und war bis zu seinem Tode Mitglied des Vorstandes desselben. Als Anwalt hatte sich Werner in kurzer Zeit eine ausgedehnte Praxis erworben. Seine Freunde schätzten ihn als einen edeln, biedern Charakter und allgemein war die Trauer bei seinem zu frühen Hinscheiden. Auf die Weigerung des römisch-katholischen Pfarramts zu Offenburg, das Geläut der Stadtpfarrkirche zu Werner's Beerdigung zu bewilligen, beschloß der dortige Gemeinderath, daß ein für allemal bei Beerdigung jedes Katholiken in Offenburg das Geläut der Stadtpfarrkirche nicht versagt werden dürfe. Eine Beschwerde des römisch-katholischen Stiftungsvorstandes gegen den Gemeinderath beim großherzoglich badischen Bezirksamte wurde von letzterm unter Hinweis auf einen kürzlich erschienenen Ministerialerlaß abgewiesen.

Die Söhne des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, haben in Oesterreich immer hohes Ansehen und großen Einfluß besessen. Erzherzog Albrecht, der älteste, führte den Oberbefehl in dem italienischen Kriege von 1866 und in der Schlacht bei

Custozza; Erzherzog Wilhelm, der jüngste, ist Großmeister des Deutschen Ordens in Oesterreich, sogenannter „Hoch- und Deutschmeister", und daneben Generalinspector der gesammten österreichischen Artillerie. Der mittlere von den Söhnen des Erzherzogs Karl, der am 20. Nov. 1874 verstorbene Erzherzog Karl Ferdinand, hat zwar weniger von sich reden gemacht, aber desto mehr im stillen die Macht seines Einflusses erprobt. Am 29. Juli 1818 geboren, hatte der Prinz, wie seine Brüder und wie überhaupt alle Erzherzoge in Oesterreich, sich dem Militärdienste gewidmet und — es ist in dieser Beziehung im Kaiserstaate heute noch nicht anders — gleich mit einem Commando angefangen. Es ist am wiener Hofe nicht Sitte, die Mitglieder des Kaiserhauses von der untersten Offizierscharge aus avanciren zu lassen wie in Preußen, wo sämmtliche Prinzen an ihrem zehnten Geburtstage als Secondelieutenants einem Garderegimente eingereiht werden; man gibt ihnen sogleich mit einem Oberstenpatente die „Inhaber"-Stelle eines Regiments und läßt sie bald darauf in die Generalität eintreten. So sehen wir denn den Erzherzog Karl Ferdinand schon im Alter von 15 Jahren (1833) als Oberst; erst war er „zweiter" in einem Infanterieregiment, dann Commandeur eines Cavalerie- und zwar jenes Ulanenregiments, welches für „ewige Zeiten" den Namen seines Vaters, des Erzherzogs Karl, trägt. Im Jahre 1850 begegnen wir ihm schon als Feldmarschallieutenant und Divisionär in Prag; am 13. Jan. 1852 wurde ihm ein Corpscommando und zwar bei den Occupationstruppen in Mittelitalien, an dem befreundeten und verwandten großherzoglichen Hofe in Toscana gegeben. Den italienischen Krieg von 1859 machte der Prinz nicht mit, denn er war kurz vorher an die Spitze des nicht für den Kriegsschauplatz bestimmten 4. Corps nach Lemberg berufen worden. Die Jahre 1860—66 verbrachte er dann, inzwischen zum General der Cavalerie vorrückend, als Landes-Generalcommandant in Brünn. Die kritischste Zeit des Jahres 1866 über war er in Wien; er hatte die Aufgabe, die Residenzstadt, in welcher sich bedenkliche Gärung zeigte, im Zaume zu halten, den „innern Feind" — und als solchen betrachtete man damals sogar den biedern Bürgermeister Zelinka — niederzudrücken, und während die preußische Armee vor den Thoren stand, den Belagerungszustand zu handhaben. Damals machte sich der Erzherzog recht unpopulär, so unpopulär, daß er es vorzog, fast unmittelbar nach dem Friedensschlusse, am 13. Sept. 1866, aus der activen Armee für immer auszutreten und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Seitdem hat er seine Tage auf dem von seinem reichen Bruder Erzherzog Albrecht ihm überlassenen Schlosse Seelowitz in Mähren verbracht, nur sich und seiner Familie lebend. Eine schwere, mit Schlaflosigkeit verbundene Krankheit vergällte ihm die letzten Jahre. Er hinterläßt drei Söhne (Friedrich, Karl Stephan und Eugen) und eine bereits siebzehnjährige Tochter. Seine Witwe, die Erzherzogin Elisabeth, ist eine Schwester der gegenwärtigen Königin von Belgien.

Das deutsche Theater hat in jüngster Zeit mehrfache schwere Verluste zu beklagen. Zu den Sterbefällen, welche zunächst im praktischen Bühnenleben werden schmerzlich empfunden werden, gehört der des Volksdramatikers Friedrich Kaiser. Dieser talentvolle, aber durch widrige Schicksale mannichfach gekuechtete Schriftsteller hat am 7. Nov. 1874 in Wien seine dornenvolle Lebensbahn geschlossen. Am 3. April 1814 als Sohn eines österreichischen Offiziers in Biberach in Würtemberg geboren, absolvirte Kaiser nach beendetem Gymnasialcursus seine philosophischen Studien und zwar, soviel uns bekannt, auf verschiedenen Universitäten. Auf Wunsch seines Vaters sollte er sich der Theologie und der Seelsorge zuwenden. Hiergegen sträubte sich sein ganzer innerer Mensch, und so trat er als Hofkriegsrathspraktikant in den Staatsdienst ein. Neben seiner amtlichen Thätigkeit beschäftigte er sich indessen mit der Abfassung von kleinen Stücken, welche auf verschiedenen Bühnen günstige Aufnahme fanden. Er gab nun seine Beamtencarrière auf und widmete sich außer der Schriftstellerei auch der Malerei und zwar unter der einsichtsvollen Leitung Waldmüller's. Später gab er aber auch die Malerei auf und blieb allein der Feder getreu. Im Bewegungsjahre 1848 trat er als eifriger Politiker auf, hatte die Stellung eines Hauptmanns bei der wiener Akademischen Legion inne und kämpfte am 6. Oct. bei der Taborbrücke mit. Eine Zeit des Elends und des Leidens begann für ihn, als er später als Dramaturg des Carl-Theaters eine mühevolle und sehr undankbare Thätigkeit begann. Für ein Monatsgeld von 24 Fl. und ein Honorar

von 48 Fl. für jedes Stück sollte er jährlich sechs Stücke für das genannte Theater liefern, aber sonst für keine Bühne arbeiten — eine Tyrannei, welche sein ganzes Schaffen in die Bahnen handwerksmäßiger Production hineindrängen mußte. Als er den Versuch machte, sich von dem Director Carl loszumachen und mit Pokorny ein für ihn günstigeres Verhältniß eingehen wollte, stellte Carl einen Proceß gegen ihn an. Kaiser verlor denselben und wurde zu 64000 Fl. Strafe verurtheilt. Carl erließ ihm diese Summe, nöthigte ihn aber zum Abschluß eines neuen Contracts. Unter den Stücken Kaiser's nennen wir als die bekanntesten „Mönch und Soldat" und „Stadt und Land".

Einen schweren Verlust hat die Bühnenwelt ferner durch den am 30. Dec. 1874 eingetretenen Tod Ludwig Dessoir's erlitten. Aber dieser Tod erlöste einen durch jahrelange Leiden schwer Geprüften. Ein quälendes Nervenleiden hat ihn vom Jahre 1867 an seiner Kunst immer mehr entfremdet und in die Schranken eines siechen Lebens bannt. Ein Herzschlag machte seinen Leiden ein Ende. Er wurde im Jahre 1810 zu Posen von jüdischen Aeltern geboren. In den Talmudschulen seiner Heimat erhielt er den ersten Unterricht und wurde dann an dem dortigen Theater als Rollenabschreiber, Diener und Billeteur, aber auch als Darsteller kleiner Rollen verwandt. Von Posen ging er zum Director Krausnick nach Spandau, wo er die Partien eines Liebhabers, Helden und Intriguanten spielte. Von hier aus machte er auf dem Thespiskarren vagabundirender Truppen Jahre hindurch Streifzüge durch Sachsen, Pommern und Schlesien, In Lübeck war er einen Winter lang in festem Engagement. Seit dem Jahre 1831 gehörte er dem Personal des wiesbadener Theaters unter dem Director Haake an. Von hier ging er, nachdem er im Rollenfache der jugendlichen Liebhaber und Helden sich noch mehr befestigt hatte, im Jahre 1834 nach Leipzig, wo er es bald zu einer gewissen Berühmtheit brachte. Hier vermählte er sich auch mit der Schauspielerin Therese Reimann, die als Heldin Bedeutendes leistete. Breslau, wohin beide sich von Leipzig aus wandten, wurde der nächste Schauplatz ihres künstlerischen Wirkens. Allein die so glücklich begonnene Ehe endete schon nach zwei Jahren durch Trennung und darauffolgende Scheidung. Nunmehr lebte Dessoir wieder auf der Wanderung, bis er in Pesth ein Engagement fand. Der Stern seines Ruhmes ging indessen erst auf, als er im Jahre 1839 in Karlsruhe engagirt wurde. Zehn Jahre hindurch hat er an dem dortigen Hoftheater als Charakterdarsteller gewirkt und von hier aus seinen Ruf vorbereitet. Nach Auflösung des karlsruher Theaters folgte er einer Einladung nach Berlin an das dortige Hoftheater, dem er bis an sein Ende angehört hat. Die classischen Rollen eines Shakspeare, Lessing, Schiller und Goethe spielte er mit einer Kraft der Leidenschaft, mit einer Tiefe der Auffassung, welche alles mit sich hinriß. Im Jahre 1855 gastirte er unter großem Beifall in England, namentlich als Othello. Zu seinen hervorragendsten Leistungen gehörte auch der „Narciß" in dem gleichnamigen Stücke Brachvogel's. Im Jahre 1844 hatte er sich zum zweiten male verheirathet und zwar mit Helene Pfeffer. Dieselbe verfiel leider bei dem Tode ihres einzigen Kindes in Wahnsinn. Er hinterläßt außer ihr einen Sohn, den talentvollen sächsischen Hofschauspieler Ferdinand Dessoir, der eine Zeit hindurch ebenfalls Mitglied der berliner Hofbühne war.

Auch Dr. Ferdinand Ludwig Stolte ist zu den Todten gegangen. Er wurde geboren zu Wegeleben im Jahre 1809, und ist gestorben in Hamburg am 28. Nov. 1874. Er war der Sohn des Lehrers Stolte, welcher hochgeachtet und geschätzt in seinem 75. Lebensjahre starb. Schon als Knabe verrieth Ferdinand Stolte einen äußerst lebhaften Geist. Aus seiner Kindheit erzählt man, daß er als dreijähriges Bürschchen eines Sonntags, als seine Aeltern in der Kirche waren, zu Fuße eine Stunde Weges nach Halberstadt gelaufen war, immer dem Thurme nach, um den dort auf dem Marktplatze stehenden großen steinernen Roland zu sehen. Stundenlang stand er bewundernd davor, bis ein Wegelebener ihn sah und ihn seinen angsterfüllten Aeltern zurückbrachte. In seinem zehnten Jahre kam er nach Halberstadt, wo er gemeinsam mit seinem ältern Bruder das Gymnasium besuchte. Schon damals schrieb er Gedichte und declamirte so schön, daß die Lehrer erklärten, aus dem Ferdinand werde einmal etwas Bedeutendes und gewiß ein Schauspieler. Dann besuchte er das Carolineum in Braunschweig und später, als sein Vater endlich auf vieles Bitten seinem Wunsche nachgab, trat er als Volontär am Theater zu Magdeburg ein, wo damals auch Emil Devrient

engagirt war. Er spielte im ersten Jahre nur den Kosinsky in den „Räubern" und einige kleinere Rollen und kam auf Verwendung des Grafen Ungern-Sternberg in das Haus des berühmten Ludwig Tieck. Dieser wurde sein Lehrer. Seine Mitschülerin war die nachmals so gefeierte Julie Rettich. Er hörte Tieck's wunderbare dramatische Vorlesungen, die wöchentlich stattfanden, und als er Tieck verließ, da fühlte er sich fähig, selbst große Rollen zu spielen. Der berühmte Seydelmann stellte ihn dem Intendanten Grafen Leutrum mit den Worten vor: „Engagiren Sie diesen jungen Mann; er ist das größte Talent, das ich kenne." Leutrum erwiderte: „Hrn. Seydelmann's Ausspruch genügt mir." Nach Seydelmann's Tode spielte Stolte viele von dessen Rollen am darmstädter Hoftheater. Da die Natur ihm eine schöne Stimme verliehen hatte, ging er später zum Gesang über und wurde in Kassel engagirt. Um sich aber in Tenor und höhere Baritonlagen einzusingen, war er ein ganzes Jahr in Nürnberg mit 25 Thlr. engagirt und spielte nebenbei noch im Schauspiel mit. In Aachen engagirt, sang er mit dem berühmten Wilt den Jago im „Othello" (später den Othello selbst). Wilt brachte ihn an das kaiserliche Hoftheater in Wien, wo er drei Jahre verweilte. Auch an den Hoftheatern zu Stuttgart und Karlsruhe war Stolte engagirt und in Stettin unter Director Gerlach der Abgott des Publikums. Gerlach, um ihn zu fesseln, hielt ihm auf eigene Kosten ein Reitpferd, doch schloß Stolte einen brillanten Contract nach Petersburg ab und machte den Versuch, sich durch die Flucht seinen stettiner Verpflichtungen zu entziehen. Er wurde aber in Swinemünde gerichtlich eingeholt und kehrte so zu Gerlach zurück. Sein unermüdlicher Forschens- und Wissensdrang ließ ihm keine Ruhe und trieb ihn zu einem höchst excentrischen Schritte: er ward Mönch. Nach drei Jahren des größten Ringens und Unbefriedigtseins in einem uns unbekannten Kloster floh er nachts aus seiner Zelle, ging zu Fuß nach Lemberg, wo er einige Tage später den Don Juan sang, kam nach diesem Gastspiel nach Ratibor, trat daselbst als Gast auf und wurde in die ersten Cirkel geladen, so auch in das Haus des Dr. Weidemann, dessen Tochter später seine Frau wurde. Ein Jahr darauf wurde Pauline Stolte, geb. Weidemann, am dresdener Hoftheater als erste Liebhaberin engagirt, und Dr. Stolte, immer von einem Extrem zum andern schweifend, gründete in der Nähe Dresdens eine Wasserheilanstalt, miethete dazu mehrere Häuser und rief so seine nach Schroth und Prießnitz an Ort und Stelle gründlich studirte Curmethode ins Leben, wegen der er aber viel mit den Gerichten zu kämpfen hatte. Deshalb verließ er, nachdem er drei Jahre in dieser Weise thätig gewesen war und Kranke von nah und fern zu ihm gebracht wurden, Dresden und siedelte nach Braunschweig über. Von dort begleitete er seine Frau zweimal nach London, wo sie mit Emil Devrient, Dessoir, Lina Fuhr u. s. w. gastirte. Dr. Stolte lieferte die Kritiken jenes großartigen künstlerischen Unternehmens des Hrn. Mitchell. Seine Ehe war nicht glücklich. Nach neun Jahren trennte er sich von seiner ersten Frau und verheirathete sich im Jahre 1858 mit Marie Stolte-Stern, mit der er sehr glücklich lebte. Er verfaßte jetzt seine große Dichtung „Faust", an welcher er mit Unterbrechungen elf Jahre geschrieben hat. Er las dieselbe in Berlin öffentlich vor, und zwar mit glänzendem Erfolge. Professor Rötscher sprach sehr rühmlich davon. Dann hielt er in allen deutschen Städten und Universitäten sowie in Paris dramatische Vorlesungen. Die Kaiserin Augusta, der Kaiser Wilhelm und der Herzog von Koburg, wie viele andere hohe Personen ließen Stolte eigenhändige Anerkennungsschreiben zugehen. Der König von Hannover berief ihn als Vorleser zu sich. Er lebte drei Monate bei Schloß Herrenhausen in täglichem Verkehr mit dem Könige. Vier Jahre hindurch war Stolte Director der Theater zu Basel, Luzern, Sanct-Gallen, Schaffhausen und Konstanz. Doch Stolte wurde der Directionen überdrüßig und gründete im Jahre 1867 gemeinsam mit seiner Gattin eine Theaterschule in Hamburg. Hier waren beide bisher rastlos thätig und die jungen Talente strömten ihnen von nah und fern zu. Unermüdlich schaffend schrieb Dr. Stolte 1871 ein neues Werk, das er in 37 fertigen Druckbogen und noch neun Manuscriptbogen zurückgelassen. Noch die letzte Nacht vor seiner Erkrankung schrieb er daran bis morgens 3 Uhr; am Morgen des 22. Nov. gegen 11 Uhr traf ihn ein Gehirnschlag, und nach sieben Tagen erlag er trotz der treuesten, zärtlichsten Pflege seiner Gattin den Folgen desselben. Am 28. Nov. früh 4½ Uhr schlief er sanft ein. Sein „Faust" erschien bei Hoffmann u. Campe in Hamburg; es ist ein Werk, welches reich ist an glück-

lichen Würfen der Compoſition und des Gedankens, in der Ausführung aber aller dichteriſchen Oekonomie ſpottet, bogenlange Reden und Disputationen, und neben wahrhaft glänzenden und auch dramatiſch packenden Situationen und dichteriſchen Schönheiten auch viel des Unerquicklichen und Geſchmackloſen enthält. Einige Gedanken, wie derjenige, den Fauſt mit Gutenberg in Beziehung zu bringen und ferner ihm eine geiſtig ebenbürtige Schönheit, eine Fauſtine an die Seite zu ſtellen, ſind durchaus genial zu nennen. Sein nachgelaſſenes Werk betitelt ſich: „Die Theologie muß umkehren!“ Es behandelt die religiöſe Frage als die wichtigſte aller Zeiten und die brennendſte der Gegenwart.

In Ferdinand Stolte iſt ein zweifellos genialer Künſtler, beides, in der Dichtkunſt wie in der dramatiſchen Kunſt, zu Grabe gegangen, ein im Leben romantiſch, in der Kunſt idealiſtiſch, im Denken analytiſch-ſkeptiſch angelegter Geiſt von bedeutſamem Gepräge, ein Original in des Wortes beſter Bedeutung. Unter ſeinen dichteriſchen Werken bleibt der „Fauſt“, dem er durch den muſtergültigen Vortrag, den er ihm auf ſeinen Reiſen zu leihen wußte, ein großes Publikum erwarb, das hervorragendſte.

Ein ſehr fruchtbarer dramatiſcher Schriftſteller iſt in dem am 24. Jan. 1875 in Paris verſtorbenen Schwager Victor Hugo's, Paul Foucher, der franzöſiſchen Bühne entriſſen worden. Paul Henri Foucher, geb. am 21. April 1810 in Paris, war einige Jahre Beamter in einem Miniſterium, bevor er ſich ausſchließlich der Literatur in die Arme warf. Sein Erſtlingswerk war ein vieractiges dramatiſches Gedicht „Yseult Raimbauld“ (1830). Der Erfolg dieſer Jugendarbeit muß ihn nicht ſehr befriedigt haben, denn er ſchrieb vier Jahre lang nichts mehr für die Bühne, ſondern ließ es an einigen Erzählungen: „Saynètes“ (1831), „La misère dans l'amour“ (1832), „Les passions dans le monde“ (1833) und „Tout ou rien“ (1834) genug ſein. Der Einfluß Victor Hugo's und der Romantiſchen Schule überhaupt war in allen dieſen Arbeiten nicht zu verkennen. Das Theater zog ihn bald wieder an. Theils allein, theils in Gemeinſchaft mit Charles Desnoyer, Alexandre de Lavergne, A. Dennery, Pierre Aubry, Edouard Alboize, Jaime, Bourgeois u. a. ſchrieb er 1834—74 gegen ſiebzig Dramen, die an den verſchiedenſten pariſer Bühnen mit mehr oder minder Erfolg zur Aufführung gelangten. Wir heben nur hervor: „Caravage“ (1834), „Les chevaux du carrousel“ (5 Acte, 1840), „Le comte de Mansfeld“ (1841), „Les deux perles“ (1844), „Red-gauntlet“ (1844), „Les étouffeurs de Londres“ (1847), „Notre-Dame de Paris“ (1850, nach Victor Hugo's gleichnamigem Roman), „La bonne aventure“ (1854), „La Joconde“ (1856), „Maurice de Saxe“ (1859) und „Delphine Gerbet ou les comptes de jeunesse“ (1862). Für Adolphe Adam, den Componiſten des „Poſtillon von Longjumeau“, ſchrieb er den Operntext „Richard en Palestine“ (1844) und für Dietſch den Operntext „Le vaisseau-fantôme“ (1842). Auch die Handlung zu einem Ballet iſt von ihm: „L'étoile de Messine“ (Muſik vom Grafen Gabrielli). Seit 1848 war er ſtändiger politiſcher Correſpondent der „Indépendance belge.“

Nach den Schauſpielern und Dichtern gedenken wir der Künſtler, und zwar zunächſt des erſt jüngſt zu den Todten gegangenen engliſchen Bildhauers John Henry Foley, welcher Ende Auguſt 1874 in London geſtorben iſt. Er erblickte am 24. Mai 1818 in Dublin das Licht der Welt und empfing auf der dortigen königlichen Anſtalt ſeine Vorbildung. Im Jahre 1834 wurde er Schüler der londoner Akademie. Fünf Jahre darauf ſtellte er zuerſt einige ſeiner Bildhauerwerke öffentlich aus. Anerkennung in weitern Kreiſen fand er im Jahre 1840 mit einer vorzüglichen Marmorgruppe, Ino und Bacchus darſtellend, welche ſpäter in den Beſitz des Earl von Ellesmere überging. Man rühmt dieſem Werke Maß und ſeltene Schönheit, Gedankentiefe und Wärme der Empfindung nach und bewundert namentlich, daß die Gefahr, ins Sentimentale und Weichliche zu verfallen, welche hier ſo nahe lag, von dem Künſtler ſo glücklich vermieden wurde. Wie dieſe Marmorgruppe, ſo iſt auch die Statue der Egeria nach dem Muſter der Antike geſchaffen; beide Werke gehören zu den vortrefflichſten unſers Künſtlers. Waren dieſe vorwiegend ein Beweis für Foley's Talent, den weiblichen Körper ſchön darzuſtellen, ſo bewährte er ſich in der künſtleriſchen Wiedergabe männlicher Kraftfülle namentlich durch ſeine Marmorgruppe des Caractacus. Für die Stadt Dublin lieferte er mehrere monumentale Werke, ſo das Modell zu der Bronzeſtatue des Oliver Goldſmith für den Garten von

Trinity College. Die Auffassung der Statue wird als eine vortreffliche gerühmt. Sie stellt den Dichter, in einem Buche lesend und mit dem Stift in der Hand, dar. Für London hat Foley unter anderm die Marmorstatue Sir Charles Barry's, des Erbauers der Parlamentshäuser, angefertigt. Barry ist sitzend im akademischen Ornat dargestellt. Sie fand ihren Platz am Fuße der Treppe, die zu den Ausschußzimmern der Gemeinen führt. Auch Indien hat Werke unsers Künstlers aufzuweisen. In Kalkutta erregt die Kolossal-Reiterstatue des Viscount Hardinge Bewunderung, während die des Generals Outram ebendaselbst, obwol nicht weniger künstlerisch bedeutend, sich nicht ganz so allgemeinen Beifalls erfreut. In neuerer Zeit hat Foley noch eine Reihe von werthvollen Arbeiten vollendet, unter denen wir hier nur die Statue des Prinzen Albert für Birmingham nennen. Seit dem Jahre 1858 Mitglied der königlichen Akademie in London, hat unser Künstler, welcher in der Kunstgeschichte aller Länder eine hervorragende Stellung einnimmt, sich auch außerdem mancher Auszeichnungen zu erfreuen gehabt.

Am 16. Nov. 1874 starb der als Genremaler in weiten Kreisen rühmlich bekannte Karl Heß, ein Todesfall, der in künstlerischen Kreisen schmerzlich empfunden wird. Er wurde im Jahre 1801 zu Düsseldorf als Sohn des Kupferstechers Karl Ernst Christoph Heß geboren. Seine beiden Brüder Peter und Heinrich sind ebenfalls auf dem Gebiete der Malerei zu hohem Ansehen gelangt, ersterer besonders als Schlachten-, letzterer als Historien- und Frescomaler. Karl Heß widmete sich nach genossenem Jugendunterricht auf Wunsch seines Vaters und unter dessen Anleitung der Kunst des Kupferstechens und Radirens. Der geldzählende Bauer ist eine nach dem Original von Ostade ausgeführte Radirung des kleinen Karl, welche viel Fleiß und Talent verräth. Sein erster Versuch im Zeichnen war eine Darstellung des Cheruskerbundes gegen die Römer, welcher wol ein Haupthebel war, mit dem der junge Künstler den Vater zu der Erlaubniß bewog, daß er, seiner Neigung folgend, sich ganz der Malerei widmen dürfe. Er legte sich nunmehr mit Vorliebe auf das Genre ländlichen Stillebens und der Idylle im weitern Sinne. Hierin strebte er seinem talentvollen Bruder Peter und dem bekannten Wagenbauer nach. Wie diese beiden Meister, so leistete auch Karl Heß in hohem Grade Hervorragendes in der Wiedergabe des Gebirgslebens. Seine Landschafts- und Genrebilder sind von einer Seelenfreudigkeit, einer Duftfrische durchhaucht, die man nur selten bei andern Naturmalern wiederfindet. Zu seinen vorzüglichsten Leistungen rechnet man ein Thierstück: Kühe, Ziegen und Schafe auf der Höhe des Starnbergersees, welches ebensowol durch einfache Naturwahrheit und schöne Mannichfaltigkeit der Darstellung, wie durch kunstvollendete Technik und frische Originalität der Auffassung wirkt.

Sterndale Bennett, der gefeierte englische Tonkünstler, ist zu Anfang Februar 1875 in London gestorben. Geboren am 13. April 1816 zu Sheffield, früh verwaist und von seinem Großvater zu Cambridge erzogen, wurde er schon im zarten Alter von acht Jahren in der Kapelle des Kings-College als Musiker angestellt. Später sandte ihn sein Großvater auf die königliche Akademie der Musik, wo Holmes, Potter und Crotch seine Lehrer wurden. Auf dem Musikfeste zu Düsseldorf, das er besuchte, fand er Mendelssohn's Beifall, der seine Leistungen auf dem Pianoforte lobte. Im Februar 1838 ernannte ihn die Royal Society of Music zu ihrem Mitgliede. Im Jahre 1856 wurde er Professor der Musik zu Cambridge. Sterndale Bennett hat vieles für das Pianoforte und für Streichmusik componirt und zeigt in seiner Richtung viel Aehnlichkeit mit Mendelssohn. England wird seinen Verlust beklagen.

Von verstorbenen Gelehrten erwähnen wir die beiden folgenden:

In der Nacht vom 1. zum 2. Jan. 1875 erlag seinen Leiden Karl Nipperdey, Hofrath und Professor der classischen Philologie an der Universität Jena. Er gehörte zu den scharfsinnigsten und feinsten Kennern der lateinischen Sprache und Literatur. Seine kritische größere Ausgabe des „Julius Cäsar" erschien in Leipzig 1847. Diese seine erste umfassendere Arbeit bekundete einen großen Scharfsinn und zeugte überall von tüchtigen Studien und großem Geschick in Behandlung der Sache. Schon 1849 folgte eine Bearbeitung des „Cornelius Nepos". Auch in dieser neuen Ausgabe, die überall mit Beifall aufgenommen wurde, traten die glänzenden Eigenschaften des trefflichen Mannes hervor, wenn auch das Büchlein den Schülern der Gymnasien, für die es nach dem Zwecke

der in dem Weidmann'schen Verlage unter der Leitung von Haupt und Sauppe angelegten Sammlung von Schriftstellern zunächst bestimmt war, nicht in der Weise nützen konnte, wie man es bei solchen Ausgaben wünschen mußte. Jedenfalls leistet diese Arbeit Nipperdey's allen, welchen daran liegt die Art kennen zu lernen, wie Cornelius Nepos seine Biographien geschrieben hat, unvergleichliche Dienste. Mehr für Schüler berechnet war die kleinere Ausgabe dieses Schriftstellers, welche in der Haupt-Sauppe'sche Sammlung erschienen ist und schon in vielen Auflagen Verbreitung gefunden hat. Für die Kritik des Cornelius Nepos ist auch die 1850 erschienene Schrift: „Caroli Nipperdeii in Cornelio Nepote specilegium criticum" von großer Wichtigkeit. Sehr große Verdienste hat sich der Verstorbene um die Schriften des Tacitus erworben. Seine Ausgabe der Annalen des Tacitus ist eine in jeder Beziehung vorzügliche Arbeit, welche das Verständniß des großen Geschichtschreibers erheblich gefördert hat. Kurz vor seinem Tode erschien auch die Ausgabe der „Historiae" des Tacitus. Außerdem hat Nipperdey in Abhandlungen, die in philologischen Zeitschriften und in Programmen gedruckt vorliegen, glänzende Proben seiner umfassenden Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der lateinischen Philologie gegeben, sodaß seine Leistungen immer eine Zierde deutscher Wissenschaft bleiben werden.

Karl Ludwig Nipperdey wurde am 13. Sept. 1821 zu Schwerin geboren; er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das sich unter der Leitung des ebenfalls um die Wissenschaft verdienten Dr. Wex (gest. am 8. Aug. 1865) eines guten Rufes erfreute. Mit guten Kenntnissen ausgerüstet, bezog er die Universität Leipzig, wo er unter G. Hermann und Moritz Haupt sich den philologischen Studien widmete. Auch nach Berlin begab er sich, um dort besonders unter K. Lachmann seine wissenschaftliche Ausbildung fortzusetzen. Er kehrte nach Leipzig zurück, um sich an der Universität zu habilitiren. Seit 1850 war er Privatdocent. Im Jahre 1852 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Jena. Schon 1855 wurde er an der berühmten Hochschule ordentlicher Professor der classischen Philologie. Seine Vorlesungen erstreckten sich besonders auf das römische Alterthum, er las über römische Antiquitäten, über lateinische Grammatik, über Sallustius, Tacitus u. s. w. Schon seit mehrern Jahren war er, wol infolge früherer großer Anstrengung, leidend, sodaß seine Wirksamkeit als akademischer Docent durch seine Kränklichkeit beeinträchtigt wurde. Haupt pflegte von ihm zu sagen, daß er der beste Kenner der lateinischen Prosa sei. Die Alterthumswissenschaft wird die Verdienste eines so scharfsinnigen Gelehrten nie vergessen.

In Erlangen ist am 24. Jan. 1875 eine Stütze der heutigen Theologie, Professor Gottfried Thomasius, zu den Todten gegangen. Seiner theologischen Richtung nach muß Thomasius ein Vertreter der lutherischen Orthodoxie genannt werden, aber er war frei von der Engherzigkeit und Strenge jener Schule, welche eine Fortbildung des Dogmas und somit des gesunden Denkens überhaupt bekämpft. Er war mit Hofmann einer der hervorragendsten Träger der Erlanger Schule. Im Jahre 1802 zu Egenhausen in Franken geboren, wurde er zum geistlichen Stande schon früh bestimmt. Sein Vater war Pfarrer. Thomasius empfing seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Ansbach. Während der Jahre 1821—26 besuchte er nacheinander die Universitäten von Erlangen, Halle und Berlin und nahm im Jahre 1829 eine Pfarrstelle in Nürnberg an, zuerst an der Heiligengeistkirche, dann an Sanct-Lorenz. Auch gab er an dem dortigen Gymnasium den Religionsunterricht. Das Jahr 1842 fand ihn als ordentlichen Professor der Dogmatik und Universitätsprediger in Erlangen, wo er von da aus bis an sein Ende gewirkt hat. Seine Schriften sind vorwiegend dogmatischen und dogmengeschichtlichen Inhalts. Die hauptsächlichsten sind: „Origines. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des dritten Jahrhunderts" (Nürnberg 1837), „Beiträge zur kirchlichen Christologie" (Nürnberg 1845), „Das Bekenntniß der evangelisch-lutherischen Kirche in der Consequenz seines Princips" (Nürnberg 1848), „Das Bekenntniß der lutherischen Kirche von der Versöhnung" (Erlangen 1857), „Christi Person und Werk", „Darstellung der lutherischen Dogmatik vom Mittelpunkte der Christologie aus" (3 Thle., 1856) u. a.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Guizot,

franzöſiſcher Staatsmann und Schriftſteller.

Für die grau gewordene Generation, der im Jahre 1830 das Herz zu pochen und der Kopf zu glühen anfing von den ſanguiniſchen Hoffnungen, welche die Julirevolution verwirklichen ſollte, iſt eigenthümlich wehmüthig zu erleben, wie das damals ſo hochgefeierte und beneidete Frankreich ſeitdem, bei der hauptſächlich von ihm hervorgerufenen Bewegung des europäiſchen Völkerlebens, in ſeiner Nationalentwickelung ſtehen geblieben und gegen geringſchätzig angeſehene Nachbarländer zurückgekommen iſt. Wenige Begebenheiten der neuern Geſchichte wurden weit und breit ſo freudig begrüßt und hinterließen eine ſo lange leuchtende Spur als die Julirevolution von 1830. Selbſt diejenigen, welchen ſie nur eine Erinnerung aus der Knabenzeit iſt, behielten davon einen unauslöſchlichen Eindruck. So groß war damals, unter der Herrſchaft des beſchränkteſten Stimmrechts, die Stärke des franzöſiſchen Staatslebens, daß die höchſten Volksintereſſen in den niedrigſten Familienkreiſen gefühlt und beſprochen wurden. Aus den liberalen pariſer Salons bis in die Bauer- und Handwerkerſtuben, in die Schenken und Kaſernen der entlegenſten franzöſiſchen Provinzen hinab, ja ſogar über die Landesgrenzen hinüber, beſtand gleichſam eine elektriſche Mittheilung. Den am Tage der Kataſtrophe verſchwindenden Hof- und Regierungsanhang ausgenommen, harmonirten alle Gemüther; ein und daſſelbe Gefühl durchdrang die große Mehrzahl — ein argloſes, naives, hochherziges Gefühl. Die Parteiverſchiedenheiten bedeuteten wenig: es exiſtirte eigentlich nur Eine Partei, die antibourboniſche und antiklerikaliſche, und dieſe Partei war faſt die ganze Nation. Die heftigen Conflicte, welche ſeitdem das Innere der Familien ſelbſt entzweiten und ſo viele Exiſtenzen im Staats- und Privatleben erſchütterten und gefährdeten, befanden ſich noch im latenten Zuſtande. Von „ſocialen Schichten" wurde eben nicht geredet. Nur zwei Fahnen ſtanden ſich einander gegenüber: die weiße und die dreifarbige; von den nachher hinzugekommenen waren die weiße mit der dreifarbigen Binde und die dreifarbige mit den eingeſtickten Lilien noch ungeboren, und hatte die rothe noch auf keiner Barrikade, auf keiner Kirche, auf keinem Staatsgebäude in Paris geflattert. Eine liberale Meinung und Geſinnung, verſöhnlich und opferwillig geſtimmt, aber etwas zu ſelbſtgefällig und zu unbekannt mit künftigen Problemen oder zu unbekümmert darum, riß alles in ihre gewaltige Strömung hinein. Der Sieg war ungetrübtes Entzücken; man hatte für Recht und Freiheit geſtritten und glaubte im Hafen angelangt zu ſein. Der neue mit „republikaniſchen Inſtitutionen" umgebene Königsthron wurde einſtimmig bejubelt, und die Franzoſen waren überzeugt, ihre Revolution von 1688 und ihren Wilhelm von Oranien zu beſitzen und eine faſt unabſehbare Laufbahn friedlicher und geregelter Entwickelung vor ſich zu haben.

Dieſe Erwartungen und Verheißungen einer ſchönen, auf Ordnung und Freiheit ruhenden Zukunft gingen nicht in Erfüllung. Frankreich ſollte neue Prüfungen, neue Umwälzungen

erleiden, die wir in Hinsicht auf die Gegenwart nur beklagen können, weil sie die Begriffe verkehrt, die Gemüther erhitzt, die Meinung getrübt und das Vertrauen zerstört haben. In keiner Partei herrscht heutzutage die enthusiastische Gemüthsstimmung, die jugendkräftige Zuversicht, welche die Liberalen von 1830, alte Leute mit eingeschlossen, beseelte. Unter den Jetztlebenden sind wenige, denen für Freiheit und Verfassung warm ums Herz ist, und welche darin das schönste Gut des Bürgers, das Angeld aller Veredlung und Nationalgröße ehren; die meisten, erschreckt und irregemacht durch die Stürme, welche von allerlei Lehren erregt, sich stets von neuem gegen alles, was Bestand gewinnen möchte, erheben, glauben nicht mehr an politische Theorien und Principien; sie stehen tief unter den Hoffnungen, die auch sie sich einst machten, und haben für die Angelegenheiten des Volkes und der Welt, die ehemals jeder Franzose von Paris mit zu besorgen meinte, wieder die kleinen Angelegenheiten des Herzens, Vergnügungen, Schauspiele, böses Nachreden und Tagesgeschwätz übernommen. Die Flut der Ereignisse hat sie von jener Epoche weit hinweggetrieben; die neue Generation bekümmert sich um die Julimonarchie nicht mehr als um die Restauration oder das erste Kaiserreich. In der entsetzlichen Entfernung, wo ein langer Zeitraum erschütternder Bürgerkriege und Staatsverwirrungen sie hingestellt hat, bilden alle diese Regierungen in ihrem Kopfe nur eine verwitterte Ruinenmasse auf Einer Gesichtsfläche. Die damaligen Menschen und Dinge sind ihr so fremd geworden, daß sie beinahe schon wie die Legenden und Phänomene grauer Vorzeit eines erklärenden Commentars bedürfen. Man hat nicht blos angefangen, die Wirksamkeit des Revolutionirens zu bezweifeln, was nichts Schlimmes ist, weil eine Revolution für ein Volk immer eins der bösartigsten Fieber ist, in welches gärende Staaten fallen können, und dessen habituelle Anfälle unfehlbar ins Verderben stürzen: auch Männer von ernster und solider Denkungsart und Bildung sind, dem Verlaufe der Zeiten und dem Zusammenhange der Dinge nachgehend, dahin gekommen, Bedenklichkeiten und Gewissensscrupel zu empfinden über die Revolution von 1830, ohne welche, meinen sie, Frankreich weder die Februarrevolution, noch das viel zu frühzeitige Hereinbrechen des allgemeinen Stimmrechts, noch das zweite Kaiserreich, noch alles Nachfolgende erlebt haben würde.

Diese Anschauungsweise hat freilich etwas Wahres, aber etwas Wahres von der Art, welches die Engländer truism nennen. Unstreitig wäre es besser gewesen, daß die alte Dynastie der Bourbons sich mit dem modernen Frankreich und seinen damals sehr gemäßigten Anforderungen hätte vertragen können; aber indem man dieses zugibt, ist man einerlei Meinung mit den Haupturhebern der Revolution von 1830, die fast alle eine nur irgendwie angehende Ausgleichung lieber gesehen hätten als einen nothgedrungenen Bruch. Wenn keine Ausgleichung zu Stande kam, so liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an Karl X. Im Jahre 1787 besprachen sich Katharina II. nnd Joseph II. über den damaligen politischen Stand der Dinge. „Ich", äußerte die Kaiserin, „hätte mir lieber eine Kugel vor den Kopf geschossen, als mich wie mein Bruder Georg dazu verstanden, die Losreißung der dreizehn Provinzen (Nordamerika) zu unterzeichnen." „Und ich", sagte der Kaiser, „ich weiß nicht, zu welchem Aeußersten ich mich lieber entschlossen haben würde, als daß ich wie mein Bruder und Schwager abgedankt und die Nation zusammenberufen hätte, um von Abstellung der Misbräuche zu reden." Damals führten alle gekrönten Häupter Europas dieselbe Sprache; doch drückten sich die größten an Geist und Macht am gelindesten in Worten aus. Katharina, vielleicht auch Joseph meinten, sie hätten sich selbst erschossen, Karl X. dagegen meinte, man könne die Nation erschießen lassen. Der Begriff des Gottesgnadenrechts hatte in seinem Kopfe eine solche Schroffheit und Ueberspanntheit angenommen, daß selbst Ludwig XIV., erzdespotischen Andenkens, sich vielleicht nicht ohne Milderung dazu bekannt haben würde. Karl X. war absolutistischer als seine Vorfahren; der Graf von Chambord ist es wahrscheinlich noch mehr als Karl X.;

Pius IX. macht größere Ansprüche als Gregor VII. und Innocenz III. So will es die Logik immanent absoluter Ideen und das verhängnißvolle Gesetz ihrer Ausbildung und Auslebung.

Wenn aber auch Karl X. direct und persönlich für den gewaltsamen Zusammenstoß der Krone und der Kammer verantwortlich ist, so verlangt doch die Billigkeit, hinzuzusetzen, daß aus dem moralischen Gesichtspunkte, der ein ganz anderer ist als der politische, diese Verantwortlichkeit sehr verringert wird. Der König benahm sich, wie es menschlicherweise von ihm zu erwarten war. Er konnte sich nicht in die parlamentarische Regierung hineinfinden, die allen seinen Gefühlen und Begriffen, seiner ganzen Erziehung und Angewöhnung, allen Verhältnissen, in denen er gelebt, aufs grellste widersprach. Er hatte die redlichsten Absichten, denn er hielt sich wirklich für den „Vater" seines Volkes, und beanspruchte die schrankenlose Gewalt nur, um seine Kinder in seiner Weise zu beglücken. Was die liberalen Deputirten der Kammer anbelangt, so waren sie, nach seiner Meinung, nicht blos politische Gegner und Abtrünnige, sondern in der ganzen Kraft des Wortes Verderbenstifter und Missethäter, welche Frankreich dem Teufel in die Hände spielen würden, wenn man ihnen freien Willen ließe. Dazu kam noch, daß ihm das Andenken Ludwig's XVI. beständig vorschwebte; dieser hatte das Königthum durch seine Schwäche und Unschlüssigkeit zu Falle gebracht; Karl X. war die Ehre und Pflicht vorbehalten, es durch seinen festen und starken Willen wieder aufzurichten. Nach der Wiederernennung der 221 Unterzeichner einer „treubrüchigen" Adresse, welche die Majorität der Wähler auf solche Weise mit unterschrieben hatte, fühlte sich der König unwiderstehlich zu einem Unternehmen hingedrängt, dessen Gelingen der Himmel zu befördern nicht ermangeln werde, weil die Hölle dabei aufs Haupt geschlagen werden sollte. Auch hatte Polignac den König vollends in seinem Vorhaben bestärkt durch die Mittheilung, ein Traum habe ihm geoffenbart, daß man sich ganz gewiß auf das eigene und hülfreiche Einschreiten der Jungfrau Maria verlassen könne. Daß Karl X. so dachte, daß seine ganze Sinnesart mit dem Geiste der Zeit in absolutem Gegensatze und Widerspruche stand, darin lag eben die unglückliche Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit der Julirevolution. Diese Revolution ist nicht für sich und, ich glaube, auch nicht für die spätern verantwortlich; mit andern Worten: hätte auch der siegreiche Liberalismus nach 1830 die Kraft, Einsicht und Besonnenheit des kämpfenden Liberalismus der Restauration behalten, so wären die Angst- und Schreckenstage von 1848 und 1871 doch nicht ausgeblieben.

Wollte man die im Juli 1830 durchgedrungene und im Februar 1848 überwundene Sache oder Idee personificiren, so hätte man einen tragischen Helden im classischen Verstande des Wortes, eine Person, die, nachdem sie wacker gestritten und den Sieg errungen, später durch eigene Schuld unterliegt und deren Fall bedauernswerth, aber nicht unverdient erscheint. Ich will damit die Julimonarchie durchaus nicht herabsetzen. Von allen Regierungen, die seit 1789 in Frankreich aufeinander folgten, war sie die beste; aber ich denke hier nicht an das, was sie that, sondern an das, was ihren Umsturz herbeiführte. Zu ihrem Unglücke hatte sie nicht den gehörigen Weit- und Tiefblick, was man ihr nicht übermäßig zum Vorwurf machen darf. Jede Generation empfängt gewöhnlich von der vorhergehenden die für ihr zu vollbringendes Werk geeigneten Ideen, Vorurtheile und Leidenschaften. Der Liberalismus der Restauration, gut gerüstet gegen Rückschritte und Rückschrittsgelüste des alten Königsregiments und wachsam auf der Hut gegen Anmaßungen und Eingriffe des Adels und Klerus, dachte weit mehr daran, die lebendig gebliebenen Errungenschaften der Revolution zu bewahren, als seine Gesichtskreise zu erweitern und auf eine demokratische Zukunft hinzuarbeiten, die in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von schwärmerischen Köpfen dunkel geahnt und angedeutet, unter Ludwig XVIII. und Karl X. ins Reich der Chimären und Tollheiten verbannt schien. Was man damals unter Freiheit verstand, war die Abschaffung des doppelten Abstimmens, die

Beibehaltung des Steuerbetrags von 200 Frs. für das Wahlrecht, die gesetzlich eingeschränkte Preßfreiheit ohne Censur und das Aufhören der Congregationsherrschaft, d. h. die 1830 durchgesetzten und in der „wahren Charte", nämlich in der von den 221 Oppositionsdeputirten rasch abgeänderten und verbesserten Charte von 1814 verbürgten Dinge. Die politisch wie gesellschaftlich ans Ruder gelangte Bourgeoisie personificirte sich in einem nach ihrem Bilde geschaffenen Könige, in einer bürgerlichen Dynastie, die ganz vortrefflich die Vorzüge und Mängel des französischen Mittelstandes vertrat; die Familientugenden Sittsamkeit, persönliche Ehrenhaftigkeit, Ordnungsliebe, Wirthschaftlichkeit, Mäßigungs- und Bewahrungsgeist, aber auch eine gewisse Kurzsichtigkeit, Schüchternheit, Engherzigkeit und Kleinkrämerei, die vollkommen mit dem beschränkten Horizonte der officiellen Politik übereinstimmten. Es fehlte diesem Bürgerkönigthume nicht an hervorragenden Talenten und Charakteren; aber grundkleinlich angelegt und schwach eingewurzelt, fiel es von einem Sturme, der zwar insofern bedenklich war, als er sich aus den Reihen seiner gewöhnlichen Anhänger und Vertheidiger erhoben hatte, es jedoch nicht umgeworfen haben würde, wenn eine politisch intelligente und monarchisch-gesinnte Kammermajorität aus eigenem Antriebe oder gouvernementalem Anstoße eine conservativ fortschreitende Richtung eingeschlagen hätte. Das unkluge und eigensinnige Festhalten an einem völlig ausgearteten und ins Stocken gerathenen Regierungssystem war der unselige Fehler der herrschenden Dynastie und Bourgeoisie; er ist dem Bürgerkönige und den von ihm abwechselnd ins Ministerium berufenen Staatsmännern gemeinsam, aber den meisten Antheil daran hat der unlängst vom Schauplatze der Geschichte abgetretene Premierminister, mit dessen Namen unser Artikel überschrieben ist. Ehe wir versuchen, diesen in mehrfacher Rücksicht berühmt gewordenen Mann in seinen verschiedenen Wirkungskreisen zu charakterisiren, soll von seinen Lebensumständen und von seiner Person eine Skizze vorangehen, die theils allgemein bekannte Thatsachen, theils eigene Erinnerungen oder uns von andern glaubwürdigen Leuten gemachte Mittheilungen zur Grundlage hat.

François Pierre Guillaume Guizot wurde am 4. Oct. 1787 von protestantischen Aeltern geboren. Sein Vater, ein angesehener Advocat in Nismes, ergriff in der stürmischen Revolutionszeit die Girondistenpartei und endete unglücklich auf dem politischen Blutgerüste am 8. April 1794, drei Tage nach Robespierre's traurigem Siege über Danton und Camille Desmoulins. Die Witwe, eine tugendsame, charakterfeste Frau, begab sich mit ihren zwei Kindern nach Genf, um daselbst bei ihrer Familie Trost zu suchen und ihren Söhnen eine bessere und solidere Erziehung zu verschaffen, als sie bei dem damals gänzlich zerrütteten Unterrichtswesen in Frankreich möglich war. Der junge Guizot empfing seine Schulbildung auf dem genfer Gymnasium, wo alte und neue Sprachen, Länder- und Völkerkunde in Verbindung mit Moral und Religion Gegenstand eines sorgfältigen Unterrichts waren, und die eigenthümlichen Naturgaben des gescheiten Knaben unter dem Einflusse des engen, strengen und dogmatischen Geistes, der mit Calvin's Schriften über Necker's Heimat schwebt, sich ungemein glücklich entwickelten. Neunzehn Jahre alt, ging er nach Paris, um Rechtswissenschaft zu studiren. Aber die alte, so lange und so hoch berühmte Universität bestand hier nicht mehr; sie war im Jahre 1793 mit den königlichen Akademien und allen sonstigen wissenschaftlichen und künstlerischen Instituten aufgehoben, und die Stelle der juristischen Facultät vertraten in sehr ungenügender Weise mehrere unter dem Directorium und Consulat errichtete Privatanstalten. Zudem leisteten die Zeitumstände den friedlichen Rechtsstudien eben keinen Vorschub. Die Studenten, größtentheils von militärischem Schwindel ergriffen, ließen die Pandekten liegen und liefen zu den großen Schloßparaden in den Tuilerien, um den neuen Kaiser der Franzosen mit dem Aufzuge seines Generalstabes und Mamlukengefolges als das Maximum menschlicher

Größe und Herrlichkeit anzustaunen. Guizot, der in reifern Jahren den Krieg als ein „blutiges Spiel roher Gewalt und sinnlosen Zufalls" bezeichnete, theilte vermuthlich schon als junger Mann nicht die hohe, enthusiastische Meinung, welche den Soldatenstand für das Hauptmittel zum Glücke und Glücklichmachen hielt. Er kannte keine andere Leidenschaft als den bürgerlichen Ehrgeiz, der schon in einem Alter, wo sich das Gemüth des Menschen nur den zarten, innigen Empfindungen zu öffnen pflegt, sein ganzes Leben erfüllte, alle Kräfte seines Geistes anspannte und die Gewalt jedes andern Triebes zurückdrängte. Wenn man bei der Geburt keinen berühmten Namen mitbringt, muß man lernen und wissen, wie man sich einen solchen macht. Einsam und arbeitsam verlebte Guizot in seiner Studirstube zwei akademische Jahre, wo er vielleicht unzufrieden mit dem dürftigen Unterricht in seiner Fachwissenschaft, oder auch angetrieben von einer plötzlich in ihm aufgegangenen Neigung, sich nicht sowol mit Rechtsgelehrsamkeit als mit Literatur, Philologie, Aesthetik und Kritik nachdrücklich und eifrig beschäftigt zu haben scheint. Im Jahre 1807 übernahm er die Hauslehrerstelle bei den Kindern des Hrn. Stapfer aus Bern, der, ursprünglich Theologe, dann helvetischer Gesandter bei der französischen Republik, später in Frankreich naturalisirt und in Paris ansässig, als Diplomat und Gelehrter allgemeine Achtung genoß, und fand in dem Hause dieses verdienten Mannes, außer der liebreichen, herzlichen Aufnahme von seiten aller Dazugehörigen, eine sehr geeignete und willkommene Gelegenheit für die Beförderung und Erweiterung seiner geistigen Entwickelung durch die Gesellschaft fremder und einheimischer Gelehrten, die sich hier zu versammeln pflegte. Von seinem Wirth und Gönner bei dem bekannten Literaten und Akademiker Suard eingeführt, der seit einigen Jahren von seiner langen Emigration aus Deutschland zurückgekehrt war und damals das Journal „Le Publiciste" redigirte, lernte Guizot hier die namhaftern Tagesschriftsteller kennen, und darunter auch die Frau, die seine Gattin wurde und ihm mit ihrer innigen Anhänglichkeit und rüstigen Werkthätigkeit die Schwierigkeiten seiner ersten Lebensperiode getreulich erleichterte und glücklich überwinden half. Der etwas romanhafte Umstand, der seine Heirath herbeiführte, ist zwar schon öfter erzählt worden; doch für die damit Unbekannten will ich ihn hier noch einmal wiedererzählen, besonders weil sich darin ein Zug von tiefem Zartgefühl kundgibt, dem ich aus seinem Leben kein anderes Beispiel an die Seite zu stellen wüßte.

Mlle. Pauline de Meulan gehörte zu den damals in Paris ziemlich oft vorkommenden Personen, welchen eine reiche, glänzende Existenz wie durch ein plötzliches Erdbeben untergegangen war, und die man nur mit Wehmuth ansehen konnte, ungewiß, ob ihr erhaltenes verstörtes Dasein erfreulich oder bedauernswerth sei. Von vornehmer, aber in der Revolution verarmter Familie, hatte sie in den Kenntnissen, die sie einem vielseitigen Jugendunterrichte verdankte, Hülfsmittel gefunden, und lebte von ihren Journalbeiträgen mit einem zwar nicht reichlichen, doch für sie und die Ihrigen eben zureichenden Auskommen. Sie war Mitarbeiterin an dem obengenannten „Publiciste", als sie in folge übermäßiger Geistesanstrengung schwer erkrankte und die für den Bedarf ihrer Familie so unentbehrlichen literarischen Beschäftigungen einstellen mußte; ihr längeres Krankbleiben erschöpfte bald den kleinen Vorrath ihrer pecuniären Habe und drohte sie in Noth und Schulden zu bringen. Trostlos über eine so traurige Aussicht, empfängt sie eines Tages einen anonymen Brief, worin man sie bittet, sich zu beruhigen, und ihr anbietet, solange sie krank wäre, ihre Journalarbeit zu besorgen. Diesen Brief begleitete ein Artikel, der trefflich abgefaßt und mit einem auf die Spitze getriebenen Zartsinn in Ideen und Stil ihrer Denk- und Schreibart getreu angepaßt war; sie nahm den Aufsatz an, unterzeichnete denselben und erhielt regelmäßig bis zu ihrer völligen Genesung einen ähnlichen zugeschickt. Tief gerührt von einem solchen Benehmen, ermangelte Mlle. de Meulan nicht, im Salon von Suard ihr Abenteuer zu erzählen, und dachte bei ihrem vielen

Nachfragen gar nicht an einen blassen und ernsten jungen Mann, welchen sie kaum kannte, und der, mit ihr sprechend, sehr gesetzt und ohne eine Miene zu verziehen, ihre Conjecturen anhörte. Durch eine Anzeige im „Publiciste" wiederholt und dringend gebeten, sich zu erkennen zu geben, ging endlich der gutherzige Anonymus in eigener Person hin, den wohlverdienten Dank zu holen, und zu ihrem nicht geringen Erstaunen sah Mlle. de Meulan denselben jungen Mann erscheinen, mit dem sie sich mehrmals über den unbekannten helfenden Freund berathen und in Vermuthungen ergangen hatte. Er war 20 Jahre alt; sie hatte deren 34; trotz dieser Altersungleichheit verabredeten sie ihre eheliche Verbindung, die im April 1812 stattfand.

Inzwischen begann Guizot an verschiedenen Blättern zu arbeiten und veröffentlichte mehrere zur Zeit ihres Erscheinens bemerkte, aber seitdem verschollene Werke. Im Jahre 1812 ernannte ihn der Marquis von Fontanes, damaliger Senator und Großmeister der neuen kaiserlichen Universität, d. h. Vorsteher des neuorganisirten Schulwesens in Frankreich, zum Gehülfen des Geschichtsprofessors und bald nachher zum Professor der modernen Geschichte an der schönwissenschaftlichen Facultät zu Paris. Dieser erste Abschnitt des Guizot'schen Lebens war ausschließlich literarisch. Man hat freilich versucht, schon zu jener Zeit aus ihm einen eifrigen Legitimisten zu machen, der im Interesse der Bourbons und ihrer schleunigern Rückkehr geheime Intriguen und Cabalen angesponnen habe; aber auf unserer Umschau nach verschiedenen Seiten hin ist uns nichts begegnet, was jene Behauptung bestätigt. Durch seine Frau, seine literarischen Verbindungen, seine persönlichen Neigungen und Principien befand sich Guizot allerdings in vertrautem Zusammenhange mit gewissen Gesellschaftskreisen, die unter dem auf seine Umgangsformen und Geistesgenüsse wenig Werth legenden ersten Kaiserreich den guten Ton und Geschmack der altfranzösischen Aristokratie und damit den ihr eigenen schönen Sinn und Eifer für Kunst, Literatur und Wissenschaft beibehalten hatten. Die von den tollen Stürmen und Erschütterungen der Revolution gewaltsam zurückgedrängte gesellschaftliche Strömung war noch nicht ganz wieder in ihren gewohnten und geregelten Lauf hineingekommen; als aber die wilden Wogen sich etwas senkten und eine verhältnißmäßige Ruhe wieder eintrat, richteten sich die niedergeworfenen und überschwemmten Ideen theilweise wieder empor, aber blos entkräftet, wankend und gleichsam noch betäubt von dem fürchterlichen Schlage, der sie getroffen. Einige sehr gebildete Männer, meistens Mitglieder der wiederhergestellten Akademien und frei vom Zwange wichtiger Amtsgeschäfte, bemühten sich bereits, der aus ihren Trümmern sich wiedererhebenden Gesellschaft eine neue Richtung anzubahnen, und hatten damals an dem Salon von Suard in Paris und an dem Hause von Destutt de Tracy in Auteuil zwei angenehme Vereinigungspunkte. Napoleon I. witterte hier Oppositionsconventikel und äußerte seinen Aerger darüber, indem er die dort sich versammelnden Gelehrten und Literaten „Ideologen" nannte, womit er hauptsächlich die speculativen Politiker, nebenbei auch alle, die sich noch mit raisonnirendem Denken, Sprechen und Schreiben abgaben, meinte. In jenen kleinen vertraulichen Cirkeln hatte man freilich keine besondere Sympathie mit dem kaiserlichen Reichsregiment, unterhielt sich aber gewöhnlich nur von Philosophie, Poesie, Moral, wenig oder gar nicht von Politik, und bekanntlich mußte Châteaubriand die ganze Macht seiner glänzenden und begeisternden Feder aufbieten, um das beinahe ausgestorbene Andenken des alten französischen Königshauses im Herzen eines Geschlechts, das seinen Sturz nur von Hörensagen kannte, neu zu beleben.

Bei der ersten Restauration wurde Guizot von dem ihm sehr befreundeten akademischen Collegen Royer-Collard, dem Abbé de Montesquiou, damaligem Minister des Innern, so angelegentlich empfohlen, daß dieser den jungen Professor zu seinem Generalsecretär wählte. Dies war Guizot's erster Schritt in der politischen Laufbahn. Obschon auf einen untergeordneten Posten gestellt, beeinflußte er jedoch vermöge seines unbestreitbaren

Talents die damaligen Verwaltungsmaßregeln, und die Liberalen von der alten Observanz haben ihm niemals vergeben, daß er 1814, gemeinschaftlich mit Royer-Collard, damaligem Oberaufseher des gesammten Druckereiwesens, das in den Kammern vorgelegte strenge Preßgesetz ausgearbeitet und an der Seite des durch seine heftigen Ausfälle auf die liberalen Ideen allbekannten Bischofs Frayssinons im Censurausschusse gesessen, während andererseits die Ultraroyalisten sich ungehalten darüber bezeigten, daß ein neben einem altadeligen Abbé zu den Geschäften hinzugezogener geringer bürgerlicher, und obendrein protestantischer „Schulmeister" sich erdreiste, bisweilen von nöthigem Gleichgewichte der Staatsgewalten, von wünschenswerther Ausgleichung der alten monarchischen Ideen mit den aus der Revolution hervorgegangenen Interessen und Principien zu sprechen. Für die einen that er zu wenig, für die andern zu viel; die Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba machte dieser mislichen Stellung ein Ende. Feindselig gesinnte Schriftsteller haben oft behauptet und behaupten noch jetzt, daß Guizot sich mit den Bourbons nach Gent geflüchtet und hier an dem officiellen Hofblatte der neuen Emigration, dem berüchtigten „Moniteur de Gand", mitgearbeitet habe. Seine Freunde sagen dagegen: nach dem 20. März blieb Guizot in Paris und verrichtete seine Amtspflichten an der dortigen Facultät; erst zwei Monate später, als man wußte, daß die verbündeten Mächte nicht mehr mit Napoleon unterhandeln wollten und sein abermaliger Sturz sich ziemlich gewiß voraussehen ließ, übernahm Guizot, auf den Wunsch mehrerer constitutionell gesinnter Royalisten, den Auftrag nach Gent zu gehen und Ludwig XVIII. einleuchtend zu machen, daß es schlechterdings nothwendig sei, seinen Günstling, den Haus- und Staatsminister Herzog von Blacas, das vermeintliche Haupt der absolutistischen Hofpartei, aus den Geschäften zu entfernen und die Principien von 1789 bis zu einem gewissen Grade gelten zu lassen. So scheint sich die Sache wirklich zu verhalten, da Ludwig XVIII., einen Monat nach seiner Zurückkunft in Frankreich, seinen Liebling wegschickte und die Proclamation von Cambrai neue Garantien zur Charte hinzufügte. Beim Eintritt der zweiten Restauration zum Staatsrath und Generalsecretär im Justizministerium ernannt, zog sich Guizot, infolge der im südlichen Frankreich ungestraft begangenen Mordthaten, zugleich mit dem Minister Barbé-Marbois zurück, behielt aber seine Stelle im Staatsrathe.

Um seine schwierige und wunderliche Lage zu begreifen, muß man sich in dem Moment der Erbitterung nach den Hundert Tagen zurückversetzen. In der aus schroff heterogenen Elementen bestehenden Kammer von 1815 hielten vier Parteien das Feld. Die Ultraroyalisten wollten den König ohne Charte, die amerikanisch-demokratischen Liberalen die Charte ohne den König, die Imperialisten weder König noch Charte, die englisch-constitutionellen Monarchisten König und Charte. Obgleich mit seinen Sympathien und Gesinnungen dieser letztern Partei angehörend, diente er anfangs unter den Fahnen der hitzigsten Thron- und Altarverfechter, und machte ihnen, in der Hoffnung ihre Gemüther nachgiebiger und gelehriger für seine constitutionellen Ideen zu stimmen, mehr Zugeständnisse als billig; daher die ihm später so häufig vorgeworfenen Inconsequenzen, das bunte Allerlei der Grundsätze und Ansichten in den damals aus seiner Feder geflossenen politischen Flugschriften, womit er sich zu der parlamentarischen Fraction gesellte, welche in der Kammer von 1816 zwar die Minister unterstützte, aber sich manchmal auch von ihnen trennte, und deren Anhänger den seitdem weit und breit berühmt gewordenen Namen „Doctrinäre" erhielten. Man kann dieses Wort nicht gut verdeutschen. Wenn wir es mit Schulmeister, Magister, Lehrvater geben, so sagen wir zu viel oder zu wenig. Die beiden ersten Ausdrücke sind dafür zu schnöde, der letzte besagt nur, wie es gelegentlich auf die Welt gekommen ist, läßt aber dabei den Doppelsinn unübersetzt; denn es verdankt seine Entstehung einem wortspielenden Witze. Vor 1789 bestand in Frankreich ein dem Jugendunterrichte gewidmeter Orden, dessen Mitglieder sich Doctrinäre oder christliche

Lehrväter nannten. Royer-Collard, das anerkannte Oberhaupt der ebenerwähnten Kammerfraction, in einem Collége ſolcher Doctrinäre erzogen, pflegte bei den parlamentariſchen Verhandlungen die beſprochenen Gegenſtände in gedrängter Form zuſammenzufaſſen, ihr gemeinſchaftliches Princip hervorzuheben und mit einem daraus hergeleiteten Axiom oder Theorem zu ſchließen; bei ſolchen Gelegenheiten kam das Wort „Doctrin" häufig auf ſeine Lippen, ſodaß einmal ein witziger Deputirter der royaliſtiſchen Majorität ausrief: „Voilà bien les Doctrinaires!" (Das iſt ſo recht die Art der Doctrinäre!) Man fand den Witz treffend, und verband ſeitdem mit dem alten Worte einen neuen Sinn, in welchem es in die politiſche Sprache übergegangen und jetzt beinahe allein gebräuchlich iſt. Das Wörterbuch der Franzöſiſchen Akademie hat es in dieſem Sinne noch nicht aufgenommen, vielleicht weil es keine recht genaue Definition davon zu geben wußte, und kennt, vermuthlich aus demſelben Grunde, auch die damit zuſammenhängenden Wörter Doctrine und Doctrinarisme nur im alten, nicht im neuen Verſtande, der weiter unten erläutert werden ſoll. In der heutigen Tagesſprache gebraucht man das Wort „Doctrinäre" gewöhnlich im übeln Sinne und verſteht darunter pedantiſche Politiker mit ſpröden, engherzigen, in Wolken und Spitzfindigkeiten eingehüllten Doctrinen; bei ſeinem Aufkommen bezeichnete es die Liberalen der neuen engliſchen Schule, in deren politiſchem Glaubensſyſteme die legitime Monarchie auf billig und vernünftig conſtitutionellen Grundlagen der Hauptartikel war. Nach der Auflöſung der unauffindbaren Kammer am 5. Sept. 1816 und beim Antritt des Miniſteriums Decazes erlangte dieſe Partei beträchtlichen Einfluß; ſie bekleidete hohe Stellen der Staatsverwaltung, und hatte in der Kammer einen der Ihrigen, de Serre, auf dem Präſidentenſtuhle und 60 Stimmen im linken Centrum, während die ſich mehr zu den amerikaniſchen Principien hinneigende liberale Linke nur über 40 verfügte. Guizot, damals (1819) im Miniſterium des Innern beſchäftigt, nahm weſentlichen Antheil an wichtigen Geſetzentwürfen jener Zeit: an dem Preßgeſetz, welches die Cenſur aufhob und die Preßproceſſe den Geſchworenen überwies; an dem verbeſſerten Wahlgeſetze, welches dem bürgerlichen Mittelſtande das politiſche Uebergewicht ertheilte; an dem Communal- und Departementalgeſetze, welches in der Verwaltung localer Angelegenheiten die übertriebene Straffheit des Centraliſationsſyſtems zum Vortheil der Gemeinden und Departements lockerte. Als infolge der Ermordung des Herzogs von Berri (1820) eine neue ultraroyaliſtiſche Reactionsrichtung eintrat, fielen mit dem Miniſterium Decazes die feſteſten Stützen der doctrinären Partei: Royer-Collard, Camille Jordan, Barante wurden aus den Geſchäften entfernt; auch Guizot verlor ſeine Stelle im Staatsrathe und ſeine Profeſſur an der Sorbonne (1825). Ins Privatleben zurückgeworfen und für den Erwerb ſeiner Exiſtenzmittel auf ſeine Feder angewieſen, ließ er die Erörterung brennender Tagesfragen beiſeite und unternahm die erſte Reihenfolge der großen hiſtoriſchen Arbeiten, womit er die feſteſte Grundlage ſeines Nachruhmes ſicherte. Damals erſchienen die auf engliſche und franzöſiſche Geſchichte bezüglichen Memoirenſammlungen, 56 Bände, mit Anmerkungen und Einleitungen begleitet; die erſte Abtheilung der engliſchen Revolutionsgeſchichte; der Verſuch über die Geſchichte von Frankreich; die Geſchichte des Repräſentativſyſtems und der Staatseinrichtungen in Europa ſeit dem Sturze des Römiſchen Reichs bis zum 15. Jahrhundert u. ſ. w. Guizot's kleinbürgerliche Häuslichkeit war auf ſolche Art eine große Wiſſenſchaftswerkſtätte geworden, als 1827 der Tod ihm ſeine treue Lebens- und Arbeitsgefährtin entriß, die katholiſch getauft und gefirmelt, aber nicht geſonnen, in der Ewigkeit von ihrem Gatten getrennt zu ſein, ihm auf ihrem Sterbebette die höchſte Anhänglichkeit, welche das Herz einflößen kann, bezeigte, indem ſie ihre Religion mit dem Proteſtantismus vertauſchte. Die Zeit zwiſchen dem Sturze des Villèle'ſchen Miniſteriums und der Julirevolution iſt als die Glanzepoche in Guizot's Leben anzuſehen. Von dem Miniſterium Martignac in ſeinen Lehrſtuhl wieder

eingesetzt, bildete er damals mit Cousin und Villemain das gefeierte Lehrertriumvirat der schönwissenschaftlichen Facultät in Paris. Wegen der glänzenden Aufnahme, welche sie fanden, wegen der vortrefflichen Bücher, die als Denkmale davon übriggeblieben sind, und wegen der politischen Strenge, womit dagegen eingeschritten wurde, erscheinen uns die berühmten Vorlesungen an der Sorbonne als die Spitze von Guizot's politisch-literarischer Wirksamkeit in den letzten Jahren der Restauration. Außerdem von den Wählern in Lisieux zum Abgeordneten ernannt, saß er in der Kammer unter den Mitgliedern des linken Centrums und stimmte für die von Royer-Collard veranlaßte Adresse der Zweihunderteinundzwanzig, indem er zu seinem Votum folgende strenge Worte hinzufügte: „Die Wahrheit an sich hat schon große Mühe ins Cabinet der Könige hineinzudringen; schicken wir sie nicht schwach und bleich dahin; es sei ebenso unmöglich sie zu verkennen, als sich über die Redlichkeit unserer Gesinnungen zu irren."

Im ersten Enthusiasmus gebildet, dauerte das erste Juliministerium, wozu auch Guizot gehörte, nicht länger als der Aufschwung der drei Tage. Die anfangs durch das großartige Ereigniß und gemeinschaftliche Interesse verwischten Meinungsverschiedenheiten traten stärker hervor, als es darauf ankam, das so rasch vollbrachte Werk festzustellen. Besonnene und verständige Männer mit bestimmten politischen Ansichten, wie Molé, Broglie oder Guizot, für welche jede Revolution ein unglücklicher Zufall war, den man so schnell als möglich in Ordnung bringen müsse, erstrebten nichts Geringeres, als den übergetretenen Strom sofort wieder in sein altes Bett zurückzudrängen — eine in Anbetracht der Zeiten und Menschen sehr schwierige und momentan unmögliche Sache. Der gemäßigtere und mithin unpopulärere Theil des Ministeriums mußte abtreten; seine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Guizot selbst berichtet uns in seinen „Memoiren", daß er schon damals an die später von ihm ins Werk gesetzte Rückgangs- und Widerstandspolitik dachte, aber ihre sofortige Anwendung für bedenklich und voreilig hielt. „Wir verließen die Geschäfte, fest überzeugt einerseits, daß Laffitte und seine Freunde sich glücklicher aus der gefährlichen Klemme des Ministerprocesses herausziehen würden; andererseits, daß die Politik des Nachgebens und Gehenlassens thatsächlich auf die Probe gestellt und nicht durch unser alleiniges Einreden, sondern auch durch ihre eigene Erfahrung als untauglich verworfen werden müsse." Erst nach der Auflösung des Laffitte'schen Cabinets erhob sich das zurückgeschobene conservative Element mit Macht in der Person des neuen Premierministers Casimir Périer, und gestaltete sich unter seinem Impuls zu einer compacten, schlagfertigen Majorität, wobei Guizot den rechten Flügel commandirte. Als auf das Ministerium vom 13. März 1831 das Cabinet vom 11. Oct. 1832 folgte, wurde Guizot Minister des öffentlichen Unterrichts, war aber nicht der Mann, sich in sein specielles Verwaltungsfach einzuschließen. Mit seiner kräftigen Sprache im Ministerrath und seiner durchdringenden Beredsamkeit in der Deputirtenkammer übte er vier Jahre lang bedeutenden Einfluß auf alle die Preßfreiheit, das Associationsrecht und die übertrieben demokratischen Principien einschränkenden oder unterdrückenden Regierungsmaßregeln, knüpfte jedoch auch seinen Namen an einen der besten und rühmlichsten Staatsacte jener Zeit, nämlich an das Gesetz vom 28. Juni 1833 über den Primärunterricht, welches er selbst ausarbeitete, in der Kammer durchsetzte und theilweise in Ausführung brachte. Dies war mehr als eine Verbesserung, mehr als ein Fortschritt; es war eine wirkliche Schöpfung und totale Neuerung, wodurch die Julimonarchie ein schmähliches und klägliches Vergessen des ersten Kaiserreiches und der Restauration wieder gut machte und 11000 Gemeinden die ersten öffentlichen Volksschulen in Frankreich erhielten.

Nicht so löblich war Guizot's Theilnahme an dem parlamentarischen Feldzuge gegen das Ministerium vom 15. April 1837, der unter dem Namen „Coalition" berüchtigt und eine

der folgenschweren Staatsangelegenheiten unter Ludwig Philipp's Regierung ist. Bekanntlich lag diesem Intriguenknäuel nur ein Portefeuillekrieg zu Grunde. Da Guizot, Thiers und Odilon Barrot sich nicht darein ergeben konnten, ein Ministerium zu unterstützen, an welchem keiner von ihnen Antheil hatte, so verbündeten sie sich mit ihren respectiven Streitkräften zum Umsturz desselben, mit dem Vorbehalt, nach dem Siege sich wieder zu trennen und neue Verbindungen einzugehen. Die von ihnen gemeinschaftlich bekämpfte Politik wird von Guizot sehr streng beurtheilt und geschildert als „eine Politik ohne Principien und ohne Fahne, bestehend in bloßen Ausflüchten und Scheinbarkeiten, immer hin- und herschwankend und sich nach allen Seiten anlehnend, nach keinem festen Ziel hinstrebend, und die Gemüthsunschlüssigkeit, die Herzensmattigkeit, Ungläubigkeit, Unbeständigkeit, Unbeharrlichkeit und Unkräftigkeit, welche das Misbehagen des Landes und die Schwäche der Staatsgewalt verschulden, ausbeutend, befördernd und verschlimmernd." Die ministeriellen Blätter erhoben gewaltiges Geschrei über diese unpolitische und unmoralische Tripleallianz, weil sie in der That lediglich eine Liga herrschbegieriger Persönlichkeiten war, die sich offenkundig nicht untereinander vertragen und ausstehen konnten. Guizot wurde besonders schwer davon getroffen, indem er dadurch seinen Grundsätzen untreu zu werden schien und in die gouvernementale Partei, als deren vermeintliches Haupt er sich ansah, einen Zersetzungsproceß hineinbrachte. Wie dem auch sein mag, der parlamentarische Bundesstreich war tödlich für das Molé'sche Ministerium, und zwei Monate lang rissen sich die doctrinäre Rechte und die dynastische Linke um das ministerielle Scepter, versuchten alle möglichen und unmöglichen Verbindungen und erschöpften sich in ebenso schnell verunglückten als ausgedehnten Combinationen. Guizot wurde nicht in das neue Ministerium, welches der König außerhalb der Coalition zu bilden versuchte, berufen, aber am 9. Febr. 1840, an der Stelle des Marschalls Sébastiani, zum Gesandten in London ernannt. Von dem Ministerium des 1. März auf diesem Posten beibehalten und mit der Behütung der französischen Interessen in der orientalischen Frage beauftragt, war er hier unter den günstigsten Auspicien aufgetreten. Die Berühmtheit seines Namens, die ernste und schlichte Würde seiner Person, seine genaue Kenntniß der englischen Sitte, Sprache und Literatur, alles, selbst seine Eigenschaft als Protestant, hatte dazu beigetragen, ihm das wohlwollendste Entgegenkommen der stolzesten und prunksüchtigsten aller Aristokratien zu verschaffen. In den Salons von Westend stritt man sich um Guizot, und seit Châteaubriand hatte kein französischer Gesandter in England ein solches Glück und Aufsehen gemacht. Auch im Foreign-Office schienen sich die diplomatischen Mishelligkeiten zu heben, und noch am 14. Juli 1840 schickte Guizot Depeschen mit Hoffnungen und Versicherungen eines friedlichen und vortheilhaften Ausganges nach Paris, d. h. in demselben Moment, als sich die orientalische Frage gegen Frankreichs Günstling Mehemed-Ali entschied durch den Vertrag, welchen die vier Großmächte am 15. Juli in London unterzeichneten, ohne daß der dortige französische Gesandte zugezogen wurde und irgendeine Ahnung hatte von dem gewichtigen Staatsact, der sein Vaterland auf die verletzendste Weise aus dem „europäischen Concert" ausschloß. Einer so furchtbaren Coalition gegenüber, welche die französische Regierung in einem Anfall unglücklicher Liebe für die sehr bestreitbare, jedenfalls höchst uninteressante ägyptische Nationalität hervorgerufen hatte, war der König ebenso wenig als die Mehrzahl der Minister für den Krieg, und mußte Thiers seine Stelle an Guizot abtreten, der, wenn auch nur mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, unter der nominellen Präsidentschaft des Marschalls Soult, factisch die oberste Leitung des neuen Ministeriums erhielt. Von allen Ministerien Ludwig Philipp's hatte dieses die längste Dauer; es bestand vom 29. Oct. 1840 bis zum 24. Febr. 1848, und hatte zum Princip: nach innen energisches Ablehnen politischer Reformen und ausschließliches Begünstigen materieller Interessen; nach außen sorgsames Bedachtsein auf

das Vermeiden jedes Conflicts und allmähliches Wiederherstellen des französisch-englischen Bündnisses, selbst mit einiger Aufopferung nationaler Eigenliebe und Empfindlichkeit.

Die Bildung der ersten großen Commanditgesellschaften auf Actien für Eisenbahnen und andere industrielle Unternehmungen erzeugte einen skandalösen Börsenschwindel, woran die meisten keinen Anstoß, sondern mehr oder weniger Antheil nahmen, als wäre weder bei der Veranlassung noch bei der Wirkung desselben etwas Bedenkliches und Außerordentliches zu bemerken gewesen. Dem schärfern Blick konnte jedoch nicht entgehen, daß dieses kolossale Hazardspiel mit öffentlichen Fonds verderblichen Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit und einen Verlust an moralischer Kraft zur Folge hatte, welchen die Siege der französischen Armee in Afrika nur schwach ersetzten. Die Denkungsart in Bezug auf Schlachtenruhm und Militärmacht veränderte sich wesentlich gegen früher, und die algierischen Kriegsereignisse berührten die Pariser gar nicht oder nur auf eine leichte, entfernte Weise. Die gefeiertsten Tageshelden, die „Löwen", wie die Engländer sagen, waren nicht die Sieger von Tedekempt, Saida und Tlemsen, sondern der Tenor, der seine Bravourarien am hinreißendsten sang, und die Tänzerin, die sich am geschwindesten auf den Zehenspitzen im Kreise herumdrehte. Die Operationspläne der afrikanischen Generale, durch unaufhörliche Streifzüge und Gefechte die möglichst vollständige Unterwerfung der aufrührerischen Araberstämme zu erreichen, der Wetteifer der gemeinen Soldaten, zum Ruhme ihres Vaterlandes und mit Selbstaufopferung sich an die gefährlichsten Plätze in der Schlacht zu drängen und die größten Strapazen auf dem Marsche zu ertragen: das alles hatte bei weitem kein so lebhaftes Interesse, wie die feine, verwickelte Taktik, durch die man zum allgemeinen Besten für sein eigenes Bestes sorgte, und in den Kammern oder Journalen seine Talente im schönsten Lichte oder in der furchtbarsten Haltung zeigte, um die Regierung zu einem kräftigen Versuch auf dieselben zu ermuntern. Zu erfahren, ob Lamoricière den Abd-el-Kader einfangen werde und die Umstimmung der Beduinen und Kabylen in Aussicht stehe, daran lag viel weniger, als zu wissen, ob Lugarto die Mathilde in seine Gewalt bekomme, oder ob der Chourineur und die Goualeuse, d. h. der gemeine Mörder und die Bordelldirne, durch tausend rührende Katastrophen hindurch, das erbauliche Werk ihrer sittlichen Besserung und Reinigung vollbringen würden. Die Wahlen von 1846, wobei nicht blos gute Worte und Schmeicheleien, sondern auch reelle Dinge, Stellenvortheile und dergleichen „unwiderstehliche Argumente" angewendet wurden, um diejenigen zu Deputirten zu bekommen, welchen die Regierung die meiste Anhänglichkeit und Ergebenheit zutraute, bevölkerten die Kammer mit einer Majorität, die gelehrig in alles einging, was man im Ministerium haben wollte. Arbeitseinstellungen in großen Fabrikstädten, der Hungeraufstand in Buzançais, die Criminalprocesse der Exminister Teste und Cubières wegen hoher Amtsverbrechen, die Mordthat des Herzogs von Praslin und andere beklagenswerthe Ereignisse in den letzten Jahren der Julimonarchie erleuchteten wol den Abgrund, über den man sich immer tiefer hinüberbeugte; aber die Bequemlichkeit mochte der unheimlichen Warnung nicht achten, und die stolze Zuversicht spottete darüber. Guizot, in seiner schnöden, geringschätzigen Weise, verletzte aufs empfindlichste eine conservativ, aber dabei progressiv gesinnte parlamentarische Gruppe, deren Unzufriedenheit Emile de Girardin rastlos anstachelte, sodaß der dazu gehörende Deputirte Desmousseaux de Givré eines Tages auf der Rednerbühne seinen Aerger folgendermaßen ausließ: „Was hat man seit sieben Jahren gethan? Nichts, Nichts, Nichts!" Diese Worte entsprachen ganz den Umständen; sie wurden sehr belacht und beklatscht; Girardin's Journal „La Presse" setzte sie jeden Morgen als ironisches Motto an die Spitze seiner leitenden Artikel, und das Guizot'sche Ministerium erhielt davon den Spottnamen des „Ministère Rien-Rien-Rien". Eine wahrhaft klägliche Erinnerung, zumal wenn man sie mit dem

Nachfolgenden zusammenhält und andererseits an die zu derselben Zeit von den Engländern bewerkstelligten politischen und socialen Reformen denkt, ist es, daß Frankreichs innere Politik sich 18 Jahre lang um die Hinzufügung der „Capacitäten", d. h. der wissenschaftlich oder literarisch gebildeten Männer auf den Wahllisten herumgedreht, ohne damit zu Ende kommen zu können, sodaß diese so winzige Frage ein Vorwand und sogar eine Ursache der Revolution von 1848 wurde. Die gemäßigten Freunde der Regierung wünschten eine so unschädliche Wahlreform; sie glaubten, daß dieselbe dem Staatsgebäude einen frischen, jederzeit wohlgefälligen Anstrich und dem Gemeingeiste einen neuen, verstärkten Schwung geben würde. Guizot dagegen sah in dieser bescheidenen Anforderung nur den unruhigen Geist wilder Demagogen, die einen Vorwand zum Sturz der Dynastie suchten, und alle Aeußerungen der Art schienen ihm ein Greuel des Jakobinismus. Wäre er ein Staatsmann gewesen wie die von ihm so sehr bewunderten englischen Minister, so hätte er begriffen, daß jenes Verlangen der dynastischen Opposition für die Julimonarchie ein glücklicher Zufall, ihr Rettungsanker war. Diese Monarchie, die weder das Gottesgnadenrecht noch das souveräne Volksrecht zur Unterlage hatte, war unvermeidlich gezwungen, mit Ausflucht- und Palliativmitteln zu regieren. Nachdem sie mit der Organisation des „gesetzlichen Landes" 18 Jahre mühsam bestanden, hätte sie bereitwilligst die Stange ergreifen sollen, die ihr Odilon Barrot und seine Freunde reichten, indem sie das Eintrittsrecht in jenes verschlossene Land für eine kleine und sehr annehmbare Anzahl Individuen forderten; aber Guizot widerstand hartnäckig und mit aller Macht seiner Beredsamkeit. Bei der letzten Debatte über die Wahlreform betheuerte er laut und feierlich: „Für das allgemeine Stimmrecht gibt es keinen Tag!" Und zwei Monate nachher sollte er diesen Tag erleben!

Ein anderer wäre davon wie betäubt gewesen. Guizot blieb überzeugt, daß nicht er, sondern die brutale Thatsache unrecht hatte. Einige Tage nach dem 24. Febr. schrieb er aus London: „Am 23. verließ ich das Ministerium, am 24. verließ der König die Tuilerien." Er begriff nicht, daß in dem Moment, wo er aus dem Ministerium trat, die Revolution schon fertig war. Auch suchte er, nach seiner Rückkehr aus England, sich von neuem bei der Politik zu bethätigen, und verschmähte nicht, sich zu diesem Behuf an das kurz vorher von ihm für aberwitzig und ganz unmöglich erklärte allgemeine Stimmrecht zu wenden: er meldete sich als Candidat des antirepublikanischen Wählervereins bei den Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung, fiel aber durch, und gesellte sich sodann zu den monarchischen Parteiführern, welche die sogenannte „Fusion", d. h. die Vereinigung der beiden auseinandergerissenen Linien des bourbonischen Königshauses ins Werk zu setzen suchten, aber damit nicht zu Stande kamen. Nebenher beschäftigte er sich mit dem Wiederauflegen und Ergänzen seiner großen historischen Arbeiten, mit der Abfassung seines letzten, unvollendet*) gebliebenen Geschichtswerkes: „Histoire de la France, racontée à mes petits enfants", und mit der Veröffentlichung politischer Flugschriften, in welchen er gegen die zweite Republik heftig polemisirt und seine monarchische Fusionspolitik zu rechtfertigen sucht. Diese Streitschriften eines erbitterten Mannes, welcher die Illusionen und den Groll seines öffentlichen Lebens in die Literatur hineinbringt und sich auf solche Weise für vermeintlich erlittene Unbill geheime Genugthuung

*) Seitdem habe ich gelesen, daß dieses Werk sich vollständig in Guizot's literarischem Nachlaß vorfindet. Der vierte Band erschien vor einigen Monaten; der fünfte und letzte soll im Laufe des Jahres die Presse verlassen. Es vereinigt die Hauptvorzüge und wesentlichen Mängel, welche die Persönlichkeit des Verfassers ausmachen, unterscheidet sich aber dabei durch eine Gemüthlichkeit, die man in seinen andern historischen Schriften nicht antrifft. Beim Sprechen mit seinen Enkeln stimmte der doctrinäre Docent seinen gravitätischen Ernst und Starrsinn herab, und machte sich zugänglich, leutselig, mit Einem Wort zum Großvater.

verschafft, sind ihm sehr verdacht worden; aber billig konnte man weder erwarten noch verlangen, daß er darin alles, was ihm lieb, löblich, zweckmäßig und bedauernswerth war, verleugnen werde. Mit mehr Recht möchte ihm zu verargen sein, daß er, als Napoleon III. eine ernstlich constitutionelle Richtung einschlagen zu wollen schien und den republikanischen Renegaten Emile Ollivier zum Premierminister ernannte, sich bewegen ließ, bei einer Studiencommission das Präsidium zu führen und bei Gelegenheit des Plebiscits im Mai 1870 einen Brief herauszugeben, worin er das affirmative Votum entschieden anrieth. Er bedauerte zwar, daß die Regierung die constitutionelle Frage von neuem angeregt und einem Volksbeschluß anheimgestellt habe, weil sie gewissermaßen „sich noch einmal salben lassen" wolle, was Guizot für unnöthig und bedenklich hielt, freute sich aber insofern, als das sicherlich zu hoffende Resultat der allgemeinen Abstimmung für das zweite Kaiserreich „ein Kraftprincip und eine Bürgschaft der Nationalsympathie" sein werde. Guizot schien demnach mit der Napoleonischen Dynastie völlig ausgesöhnt. Offenbar ließ er sich nicht träumen, daß seine Aufforderung zum Jasagen eine Kriegserklärung an Preußen war, und als er im October 1870 an die „Times" schrieb, um zu erklären, daß Frankreich den Krieg nicht gewollt habe, beabsichtigte er seinen Mangel an politischem Blick zu beschönigen. Uebrigens behielt er nach wie vor das feste Vertrauen zu sich und zu seinen Ideen. Man sah es deutlich, als, nach dem Bruderkuß der verfeindeten Prinzen in Wien am 5. Aug. 1873, auch zu Paris Schritte geschahen, um die Versöhnung zwischen den Legitimisten und Orléanisten in Versailles herbeizuführen. Beide Parteien kamen überein, die Streitsache vor einen hohen Richterstuhl zu bringen, und Guizot wurde zum Schiedsrichter gewählt. Der Staatsmann, welcher den Bürgerkönig verleitete, bei stürmischem Wetter sich vor einer Sandbank vor Anker zu legen, erhielt den Auftrag, das gestrandete Staatsschiff für den legitimen König wieder flott zu machen. Er entschied in letzter Instanz über die Fahnenfrage, über die gesetzmäßig votirte oder allergnädigst octroyirte Charte; aber nach diesem Urtheilsspruch des alten Steuermanns von Val-Richer blieb die Sache wie vorher, und scheiterte die monarchische Fusion unter der dritten wie unter der zweiten Republik.

Auf solche Art behielt Guizot, vom Schauplatz der Größe und Macht entfernt, in der Zurückgezogenheit, in der er seine Tage beschloß, einen ab- und zurathenden, keineswegs einflußlosen Antheil an dem Gange der Staatsangelegenheiten. Aus allen seinen verunglückten Unternehmungen und mislungenen Versuchen rettete er das unerschütterliche Gefühl seiner Unfehlbarkeit. Dieses Gefühl verließ ihn ebenso wenig als der natürlich davon herstammende herrschsüchtige Geist. Als er den Staat nicht mehr gängeln konnte, gängelte er das Nationalinstitut, wo er drei Klassen, der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften und der Académie française, als Mitglied angehörte. Er stand hier an der Spitze einer mächtigen Coterie, die sich eifrigst angelegen sein ließ, jedem, der in philosophischen und religiösen Dingen nicht ganz schulgerecht und conservativ orthodox dachte, den Eintritt zu verwehren, und jedesmal, wenn ein Candidat sich vorstellte, erkundigte man sich zu allererst nach dem, was Guizot dazu meinte. Bei diesen akademischen Scharmützeln zeigte er ebenso viel Starrsinn als bei den parlamentarischen Kämpfen, und mancher Candidat mußte jahrelang an der Schwelle des Instituts stehen und auf seine Zulassung warten, weil er für Guizot keine persona grata war. Aber noch mehr als das Nationalinstitut litt von seiner Herrschsucht die kleine Kirche, worin er geboren war, und die mit Stolz auf ihn blickte: die französische reformirte Kirche, in deren dogmatische Zwistigkeiten er sich mit der ganzen Schwere seines Ansehens hineinmischte. Die Vertreter einer intoleranten Orthodoxie, welche den Lehrbegriff auf die veraltete Confession von La Rochelle zurück-

zuführen suchten, hatten an Guizot ihre festeste Stütze, und die von ihm im Consistorium hervorgerufenen Verfolgungen gegen die Prediger, welche den Glauben von den Forderungen der neuen theologischen Wissenschaft abhängig machen wollten, veranlaßten unter seinen Religionsverwandten eine beklagenswerthe Spaltung, sodaß er für den freisinnigen Protestantismus und für den liberalen Royalismus in Frankreich gleich verderblich wurde. In einem gewissen Sinne, aber nicht im besten, kann man sagen, daß Guizot sich bis ans Ende seines Lebens entwickelte. Er wurde immer doctrinärer, herrischer, starrsinniger, unduldsamer. Seine geringschätzige Gleichgültigkeit gegen alle Erfahrung betonte und steigerte sich mit den Jahren, mit der hohen Achtung und Meinung, welche er von sich hatte, und deren unverhohlener, argloser Ausdruck seine „Memoiren" sind. Die Lehre, welche er aus den wechselnden Schicksalen seines Lebens gezogen, diese Lehre — unglaublich! — ist, daß man das, was das Unglück herbeigeführt, doppelt und dreifach wiederholen müsse, um es in Zukunft zu vermeiden! Wenn die Maßregeln der Beschränkung und Unterdrückung das Gegentheil von dem bewirkten, was er wollte, so glaubte er, sie seien nicht streng, nicht gründlich genug gewesen. In dieser Ueberzeugung starb er am 12. Sept. 1874 auf seinem Landgut Val-Richer in der Normandie.

Guizot war ein hagerer, bleicher Mann von mittlerer Größe, der in seinem Aeußern eine gewisse ausgezeichnete Würdigkeit behauptete; aber man würde sehr ungerecht sein, wenn man diese mit dem leeren Dünkel verwechseln wollte, der manche verdienstlose Excellenz in seinem Vaterlande aufbläht. Bei allen Individuen, die sich durch das Fest- und Heilighalten gewisser Ideen im gleichförmigen Gange erhalten, ist der Ernst tief in den Charakter verwebt und kein blos zufälliger Temperamentszug, sondern aus ihren Lebensansichten entsprungen. So bei Guizot. Die Gravität, die ihn nie verließ, war nicht gespielt wie eine Rolle, sondern augenscheinlich zu dem gewohnten Gehaben und Benehmen der Person gehörig. Dachte man bei seiner äußern Erscheinung an die großen Verdienste des Mannes um die Wissenschaft und an seine hohen Vorzüge als Schriftsteller, Geschichtschreiber und Staatsmann, so erfüllte dieser Gedanke mit Ehrfurcht; aber in seinem Gesichte fand man nichts, was Zutrauen und Zuneigung erweckte. Kalt, höflich, fein verschlossen, wie alle Menschen, die lange und viel in der großen Welt lebten und große Plane und Geschäfte hatten, ließ er dem aufmerksamsten Blicke nicht sichtbar werden, ob er die Menschen liebte, oder ob er nur für sie arbeitete, weil er das Bedürfniß des Strebens und Wirkens hatte, welches man oft bei kräftigen Naturen findet, die ihr Wesen nicht aufs Kleinliche wenden mögen, die nur vom Schweren ergriffen werden und für die Menschen arbeiten, nicht aus Liebe zu ihnen, sondern nur um ihr Leben zu fühlen und hinzubringen im größern Spiel der Kräfte. Man sah in seinem Blick, in seiner Haltung, in seinem Sprechen das Gefühl der Sicherheit und der ihm selbst bekannten und von andern anerkannten Geistesüberlegenheit. Sein von Paul Delaroche gemaltes Bildniß, gestochen von Calamatta, gleicht sehr; der Maler hat darin mit absichtlicher Härte und Trockenheit der Zeichnung und Ausführung die herbe, kalte, spröde und steife Festigkeit seines Urbildes wiedergegeben. In gewissen Umständen zeigte Guizot eine außerordentliche Charakterstärke. Als 1836 sein ältester Sohn François Guizot fast plötzlich starb, bestieg er, unbehindert von einem so schmerzlichen Ereigniß, noch an demselben Tage die Rednerbühne in der Deputirtenkammer und vertheidigte ebenso kraftvoll wie gewöhnlich sein äußerst bedrohtes Ministerportefeuille, welches er in der That ein paar Tage später verlor. Diejenigen, welche Guizot näher kannten und in einem kleinern vertraulichen Cirkel mit ihm zu verkehren Gelegenheit hatten, sprechen von ihm mit großer Zufriedenheit und rühmen seine Dienstfertigkeit, Zuverlässigkeit und Treue in der Freundschaft. Seine Häuslichkeit hatte einen puritanisch strengen Anstrich. Er lebte einsiedler-

hast mäßig und nüchtern. Als er Conseilpräsident war, pflegte er in zehn Minuten das frugalste Frühstück abzumachen. Eines Morgens, da er sich auf wichtige Debatten vorbereitete, die an demselben Tage in der Kammer stattfinden sollten, hatte er vergessen, dem Magen seinen Ballast zu geben, und war von Hause gegangen, einzig und allein an den bevorstehenden parlamentarischen Kampf denkend. Erst bei der Ankunft in der Kammer mahnten ihn wiederholte Anfälle von Gähnen, daß er noch nüchtern war. Er begab sich nach der Deputirtenschenke und trank schnell eine Tasse Fleischbrühe, ehe er die Rednerbühne betrat, wo Guizot gewöhnlich blos Zuckerwasser, Berryer dagegen Bouillon und Thiers Kaffee zu sich nahm. Guizot schlief äußerst wenig und hatte eine für sein Temperament sehr glückliche Eigenschaft, nach Belieben schlafen zu können, wie Napoleon I. und angeblich auch Thiers. In der letzten Zeit seines Lebens bewohnte er regelmäßig sein Landgut Val-Richer. Das Einkommen, das er von dem Ertrage seiner großen literarischen Arbeiten erspart hatte, war mäßig, und die hohen Staatsämter, die er verwaltete, ließen ihn nichts erübrigen. Unverdächtige und angesehene Männer, die mit Guizot Umgang hatten und ihn genau beobachten konnten, ohne übrigens Freunde oder auch nur gelinde Beurtheiler dieses stolzen Staatsmannes zu sein, versichern, er sei niemals vermögender aus dem Ministerium gegangen, als er hineingekommen war, und bestätigen die allgemeine Meinung von seinem redlichen und unbestechlichen Charakter. Seine Seele wußte nichts von dem gemeinen Eigennutz, und nie hat der geringste Verdacht der Art seinen Ruhm befleckt. Dies war seine unverwundbare Seite, an der selbst die schärfsten und spitzigsten Pfeile der Verleumdung ihre Kraft verloren.

Guizot blieb bis an sein Ende das Haupt seiner Partei und behauptete durch seine großen Talente und durch seine hohe Geistesüberlegenheit diesen Vorrang ohne Nebenbuhler. Mit ihm verschwindet der vornehmste Repräsentant der Gedankenrichtung, welche sich als politischer und historischer „Doctrinarismus" in Frankreich Ansehen verschafft hat, und mit ihren Anhängern seit 60 Jahren, je nachdem die Ereignisse sie ans Staatsruder bringen oder davon entfernen, einen größern oder geringern, aber beständigen Einfluß auf die Lenkung der Staatsangelegenheiten übt. Obwol erst unter der Restauration getauft, war diese Schule jedoch schon zu Anfang des ersten Kaiserreiches auf die Welt gekommen. Den frühesten Ansatz dazu gaben die jüngern Leute, die aus Ueberzeugung und Ueberlegung die alte Monarchie wünschten, aber für sie eine Convenienzheirath, d. h. eine vernünftige Verbindung mit der Revolution im Sinne hatten, und daher das Bedürfniß fühlten, ihre Ansicht vor der Vernunft zu rechtfertigen und theoretisch zu begründen. Auch war der sogenannte Doctrinarismus in der ersten Zeit der Restauration nicht sowol eine Partei als eine politische Schule, wozu sich eine kleine Anzahl unterrichteter und persönlich geachteter Männer bekannte. Die in der Revolution und unter dem Kaiserreiche durchgesetzten Ideen, Lehren und Institutionen staatsbürgerlicher Gleichheit wollten sich mit den aus der altfranzösischen Königszeit herstammenden und aus der Emigration zurückgebrachten Vorstellungen und Principien des Standesunterschiedes und Geburtsrechtes nicht vertragen; hier war daher der Punkt, wo sich die Ansichten in zwei Extreme schieden, von welchen das eine nicht energisch genug auf der Beibehaltung und Weiterentwickelung des Neuen bestehen konnte, und das andere in seiner Anhänglichkeit an das Alte weit genug ging, um eine Wiederherstellung desselben zu wünschen und zu verlangen. Die Versöhnung zwischen diesen Extremen, von welchen das eine wie das andere seine Ansprüche übertrieb, setzte sich der Doctrinarismus zum Ziel. Sein System war katholischerseits ein gemilderter Jansenismus, protestantischerseits ein gedämpfter Calvinismus, d. h. Offenbarungsglaube mit einem mäßigen Zusatz von Rationalismus; in philosophischer Beziehung etwas schottische Philosophie, wie sie von Reid und Dugald Stewart ausgebildet worden, und ein wenig französischer Sensualismus; in politischer

Hinsicht ein Compromiß und Mittelding zwischen Monarchie, Aristokratie und Demokratie, ein monarchisches Staatswesen auf constitutionellen Grundlagen. Das Ganze, von einer tüchtigen moralischen Gesinnung zusammengehalten und in allem Wesentlichen conservativ, d. h. auf etwas Positives, Herkömmliches, Historisches gestützt, war, wenn man will, ein Mixtum compositum, aber etwas sehr Achtbares und bei allen Mängeln in damaligen Zeiten etwas sehr Zulässiges und Paßliches. Der dabei zu Grunde liegende Hauptgedanke, der Gedanke der Versöhnung und Ausgleichung absolut entgegengesetzter Principien und Parteien, entsprach einem vielseitig gefühlten Zeit- und Volksbedürfniß, und das Hauptverdienst der doctrinären Schule war, daß sie eine neue Gedankenbewegung einleitete. Die heutigen jungen Pariser, die ihren Tag damit hinbringen, daß sie vormittags auf dem Boulevard die „letzten Nachrichten" der Morgenblätter durchlaufen und in witzelndem Gespött über sich und andere — blaguer ist der unakademische Kunstausdruck für solche modische Conversation — eine halbe Stunde verlieren, sodann einen Gang an die Börse machen, um sich nach dem Wohl- oder Uebelbefinden der spanischen oder türkischen Staatspapiere zu erkundigen, später in ihrem Cirkel eine Partie Biribi oder Baccarat spielen, und zuletzt bei einer rothhaarigen „Cocotte" ihrer Bekanntschaft eine Havanacigarre rauchen — diese jungen Pariser würden gewiß ungläubig lächeln, wenn man ihnen erzählen wollte, daß in den letzten Jahren der Restauration nicht blos unter ihresgleichen, sondern auch unter den vornehmen und gebildeten Klassen überhaupt ein lebhaftes Interesse für historische, ja sogar für metaphysische Fragen und Erörterungen herrschte, und daß außer Theater, Tagesmode, Lästerchronik und Börsencurs die Vorlesungen der schönwissenschaftlichen Facultät Gegenstand des Tagesgespräches der Pariser, selbst der Pariserinnen waren. Der gute Ton nöthigte damals selbst die Weltleute, die hohle Leerheit aus ihrem Kreise zu verbannen, und wenn es ihnen an gediegenem Golde fehlte, wenigstens mit einer Folie zu glänzen, wozu ihnen die Berichte verhalfen, welche die politischen und literarischen Tagesblätter und Zeitschriften regelmäßig über jene Vorlesungen mittheilten. Andere scheuten nicht den weiten Weg vom Boulevard und aus der Chaussée d'Antin nach dem engen, finstern und schmuzigen Schulviertel, wo die Vorlesungen gehalten wurden. Trat man hier in einen der geräumigen und dunkelschwarzen Hörsäle der alten Sorbonne, so war man sicher, den Saal mit einem gemischten, aus ältern und jüngern, ja sogar alten Leuten bestehenden Publikum angefüllt zu treffen. Da sich jeder laut mit seinem Nachbar unterhielt, so wurde man anfangs durch das Geräusch der Anwesenden nicht wenig überrascht; doch sobald der Professor das Katheder betrat, verbreitete sich über die Versammlung eine ganz außerordentliche Stille, die bei den ansprechendsten Stellen des Vortrags durch starkes und anhaltendes Händeklatschen unterbrochen wurde, das für einen Deutschen eine ebenso unerwartete Erscheinung war. Unter den drei pariser Universitätslehrern, welche mit so außerordentlichem Beifall und Zulauf einen neuen Geist und Aufschwung in die von ihnen behandelten Wissenschaften hineinbrachten: Cousin, Villemain und Guizot, hatte letzterer bei seinen Vorträgen über moderne Geschichte vielleicht nicht die zahlreichsten, aber gewiß die aufmerksamsten Zuhörer, deren gespannte Gesichtszüge deutlich verkündigten, daß ihnen ein neues Licht aufging. Guizot las nicht nach deutscher Professorsitte sein Collegium, sondern sprach frei, und besonders angenehm an ihm war seine Oekonomie der Sprache. Man glaubte, dasjenige, was man hörte, sei nicht Darstellung vorbereiteter Redekunst, sondern freier Erguß des Gemüths. Seine Stimme und sein Ausdruck erhoben sich über den gewöhnlichen Katheder- und Conversationston, blieben ihm aber nahe, und der Mensch und der Redner, die meistens noch verschiedener sind als der Mensch und der Schriftsteller, waren offenbar aus Einem Stück.

Guizot's Verdienst um die Neugestaltung der historischen Studien in Frankreich ist

nicht hoch genug zu schätzen und kann in seinem ganzen Umfange nur von denjenigen gewürdigt werden, welche die ältern französischen Geschichtswerke von Mézeray, Velly, Mally, Raynat u. a. kennen. Er gehört mit Augustin Thierry und Michelet zu den Geschichtschreibern der neuen Schule, von welchen ihre Landsleute gelernt haben, wie man sich die Anfänge der französischen Nationalgeschichte, die Bildung des fränkischen Staates, vorstellen müsse, und was für Könige eigentlich die Merovinger und Karolinger gewesen. Als Pragmatiker erklärt sich Guizot sehr bestimmt gegen das Philosophiren in der Geschichte und sagt gelegentlich mit etwas spöttischer Bescheidenheit, daß er nicht die Ehre gehabt, in Gottes Rath zu sitzen und daher auch nicht die dort gefaßten Rathschlüsse wissen und ihre Verwirklichung in der Weltgeschichte nachweisen könne. In der That versteht er sich meisterhaft auf die Kunst, eine Epoche zu definiren, ihre Einzelheiten zu erforschen und daraus die Wirklichkeit zu erklären, ein Factum in seinem Zusammenhange mit andern aufzufassen, seine Bedeutung und Wirkung für die Mit- und Nachwelt hervorzuheben; aber man stößt auch in seinen Geschichtsbüchern häufig auf eine zu große Vorliebe für das Generalisiren, für das Unterschieben willkürlicher Gesetze unter eine Reihe von Thatsachen und die wohlgefällige Entwickelung und Hervorhebung von Rollen und Bestimmungen, die von der Vorsehung, vom Schicksal und Verhängniß gewissen Völkerrassen und Nationalitäten auferlegt sein sollen, und worüber er viel genauer unterrichtet scheint als gewöhnliche Historiker. Ueberhaupt ist seine teleologisch-pragmatische Art und Methode, die Geschichte zu schreiben, nahe verwandt mit Bossuet's theologisch-philosophischer Geschichtsbehandlung, hat aber vor dieser die großen Vorzüge einer gründlichern Gelehrsamkeit, einer tiefern Sachdenklichkeit und weitherzigern Weltanschauung. Als historisches System war der Doctrinarismus eine Reaction gegen den rationalistischen Geist des 18. Jahrhunderts, der sein freies Denken und beliebiges Meinen bei der Geschichtschreibung geltend gemacht und damit der Revolution wesentlichen Vorschub gethan hatte. Die Ueberzeugung, daß alle Religionen ohne Unterschied eine Erfindung schlauer Köpfe und habsüchtiger Priester seien, leitete die Feder der damaligen Geschichtschreiber bei ihren Angriffen gegen Kirche und Klerisei. Den Staat betrachtete man nicht aus dem Gesichtspunkte der historischen Entwickelung, sondern in Vergleichung mit idealen, von aller Wirklichkeit abstrahirenden Vorstellungen, nach welchen die königliche Gewalt für eine auf rohe Militärmacht gegründete Unterdrückung der Nation, der Unterschied der Stände für ein unnatürliches Verhältniß, jeder Staatsbürger für gleichberechtigt und das Volk als solches für den Souverän erklärt, dessen erster Diener und Beamter der Fürst sei. Im Gegensatz zu solchen schnöden und widersinnigen historischen Ansichten suchte die doctrinäre Geschichtsbetrachtung die ehemaligen Formen und Einrichtungen des Kirchen- und Staatswesens in ihrer wahren, vernünftigen und ehrwürdigen Beschaffenheit darzustellen und glaubte auf solche Art den revolutionär-liberalen Theorien am kräftigsten entgegenzuarbeiten. Guizot selbst berichtet uns in seinen „Memoiren", daß ihn diese Absicht zu seinen historischen Arbeiten angetrieben und dabei geleitet habe. In der Wiege der europäischen Civilisation sich umzusehen nach den ersten Ansätzen aller politischen Ordnung und Cultur, die sich gestalten will, und nach den plastischen Kräften, die in wirksamer Arbeit die chaotische Masse durchbohrend, immer unverhüllter mit ihren Werken ans Licht treten: diese Aufgabe stellte sich Guizot in der aus den Vorstudien für seinen akademischen Lehrcursus hervorgegangenen „Histoire générale de la civilisation en Europe et en France" (8. Aufl., 5 Bde., 1859—60). Nach der Ansicht des Verfassers existiren immer und überall vier nicht weiter aufzulösende Ur- und Grundelemente, welche die Substanz der modernen Civilisation bilden: das römische oder demokratische, das germanische oder aristokratische, das theokratische oder moralische, und das monarchische oder juridische. Diese Elemente, anfänglich wild durcheinandergehend und wie in einem Gä-

rungsproceß begriffen, suchen nach Ausstoßung der ihrer Entwickelung hinderlichen rohen Kräfte sich immer mehr zu klären und einem festen, gesitteten Zustande zu nähern. Der Kampf gegen die hemmenden und störenden Einflüsse bringt Bewegung in die Weltgeschichte und bewirkt die Stadien der Culturentwickelung. Bei ihrer Ausbildung und Begründung stellen sich die verschiedenen socialen Elemente in einer Art Dualismus, als zwei politische Wesenheiten gegenüber: einerseits als Klerus, Adel und Tiers-Etat; andererseits als Königthum und Regierung. In der antiken Civilisation kommen die vier politischen Grundbestandtheile zu keinem Gleichgewicht, sondern immer überwiegt eins und zertritt die andern. Guizot sagt uns nicht warum, hält es aber für einen auszeichnenden Charakter und für einen von der Vorsehung gegönnten glücklichen Umstand, daß jene Elemente in der modernen Civilisation sich von Anfang an in beinahe gleichen Dosen vorfinden. Das Christenthum brachte ihr das theokratische Element in Gestalt der katholischen Kirche, welche für das Handeln und Denken ein maßgebendes Princip aufrecht erhielt, und gleichzeitig vererbte die altrömische Civilisation auf die neuere Zeit das demokratische Element, das aus den Municipien die Communen entstehen ließ. Ist die Demokratie in doctrinärem Sinne, d. h. die Bourgeoisie, die Tochter der römischen Municipalverfassung, so ist die Aristokratie auf dem Wege der Eroberung aus den deutschen Urwäldern gekommen. Der Freiheitsliebe und Vasallentreue, welche die Barbaren mitbrachten, verdankten Lehnswesen und Königthum ihre Entstehung. Das monarchische Element, welches die drei andern Elemente in der Schwebe hielt und jedem derselben seine berechtigte Existenz sicherte, erlangte als autokratisches Königthum die allgemeinste Autorität und Verbreitung, sodaß die Fortschritte der absoluten Monarchie die Fortschritte der modernen Civilisation sind, die in dem gleichzeitigen Bestehen und Kämpfen verschiedenartiger Doctrinen und Parteien, in dem Neben- nnd Nacheinandertreten allmählich sich abstumpfender und ausgleichender Gegensätze ihr Fortschritts- und Bewegungsprincip besitzt. Dieses Guizot'sche Geschichtswerk zeichnet sich durch tiefe Einsichten und durch Zusammenhang der Auffassung und Darstellung aus. Der Stil ist getadelt worden; es fehlt ihm in der That an Wärme, Leichtigkeit, Glanz und Anmuth. Seine Einförmigkeit ermüdet, und weil er auch da, wo der Gegenstand eine lebendigere Behandlung erfordert, unverändert in demselben Takt bleibt, so erscheint er oft steif, kalt und gezwungen; doch athmet durch das Ganze ein harmonischer Geist, der alles, was er berührt, mit gleicher Kräftigkeit bewegt. Die Form, welche den Gedanken einhüllt, ist manchmal etwas dunkel, aber der Gedanke so hell, daß er stets hindurchschimmert.

Wenn sich Guizot in seiner „Geschichte der europäischen und französischen Civilisation" aus dem historischen Stoff ein Schachbret zurechtschneidet und darauf die vorausgewonnene Partie seines doctrinären Systems spielt, so trifft dieser Vorwurf keineswegs die „Geschichte der englischen Revolution" (6 Bde., mehrmals aufgelegt), von allen seinen Geschichtswerken gewiß dasjenige, welches ihm als Schriftsteller wie als Denker die meiste Ehre macht und zugleich als eins der schönsten Denkmale der neuern französischen Literatur angesehen werden darf. Das Werk ist in drei Theile abgetheilt: „Geschichte Karl's I. von seiner Thronbesteigung bis zu seinem Tode (1625—49)", 2 Bde.; „Geschichte der englischen Republik und Cromwell's (1649—58)", 2 Bde.; „Geschichte des Protectorats von Richard Cromwell und der Wiedereinsetzung der Stuarts (1659—60)", 2 Bde., wozu noch eine „Rede" über die Geschichte der englischen Revolution (1850) und ein Band über Monk (1854) hinzukommen. Ehe Guizot dieses wichtige Werk ausarbeitete, hatte er mehrere Jahre seines Lebens damit zugebracht, das nöthige Material zu sammeln und sogar schon theilweise bekannt zu machen. Die vornehmsten auf die englische Revolution bezüglichen Originalmemoiren, von ihm in einer Sammlung vereinigt und unter seiner Aufsicht übersetzt, waren 1823—25 in 25 Bänden erschienen mit Notizen

und biographischen Skizzen über die Verfasser jener Memoiren, die beinahe alle einen mehr oder minder bedeutenden Antheil an den von ihnen erzählten Begebenheiten genommen hatten. Die Erzählung ihres Lebens war bereits Geschichte der englischen Revolution, aber nicht so bearbeitet, wie es Guizot im Sinne hatte, sondern in Form von Schilderung particulärer Kleinigkeiten der Zeit und hervorspringender Charakterzüge einzelner handelnder Personen. So vorbereitet und im vollen Besitz des Thatbestandes, ließ Guizot 1826 die zwei ersten Bände seines abschließenden Werkes erscheinen. Der Erfolg war glänzend, unbestritten. Nachher verflossen 30 Jahre, ohne daß der Verfasser seine unterbrochene Arbeit wieder vornahm. Vielleicht nie wurde ein Werk begonnen, fortgesetzt und beendigt in so langen Zwischenräumen, in so entgegengesetzten Zeiten, unter so verschiedenen Umständen, Eindrücken und Einflüssen, und vor einem so ungleichen Publikum. Zufolge einer Art von Familienverwandtschaft und parallelen Entwickelung zwischen seinem Gegenstande und seinem Jahrhundert, hatte Guizot 1826, gerade im Moment, wo die in Frankreich heranwachsende Generation bei ihrem Streit mit der zurückgekehrten Dynastie der Bourbons, das Programm ihrer Politik jenseit des Kanals aufsuchte und jede Episode von 1649 und 1688 sich wie eine Lehre, ein Vorgefühl oder ein Beispiel anließ, die zunehmende und siegreiche Phase der englischen Revolution zu schildern, und gelangte 1856 zur Beschreibung der parlamentarischen Sonnenfinsterniß mit den Mattigkeiten der Freiheit, mit den Erschlaffungen der Charaktere, mit den Schwächen souveräner Nationalversammlungen und dem steigenden Ansehen des Helden, welcher das anarchische Zerstören mit der eisernen Festigkeit seines Willens hemmte und aus den sich gegenseitig bekämpfenden, neutralisirenden und aufreibenden Elementen das Element seiner eigenen Gewalt schuf. Gab es je eine Erklärung und gültige Entschuldigung für die Umänderung des Tones der Darstellung und für Verschiedenartigkeit der Auffassung, so war es bei der zwischen jenen zwei Daten zurückgelegten weiten Wegstrecke. Aber dort wie hier wußte Guizot zu vermeiden, was sein Gegenstand, seine Person und seine Zeit unbedingt zu fordern schien. Wie er unter der Restauration, trotz der Strömung der damaligen Meinung, trotz des leichten Beifalls der Anspielungen und Randglossen, ein unparteiisches Werk geliefert hatte, wobei die Pflichten des Geschichtschreibers gegen die vorgefaßten Meinungen des liberalen Doctrinärs niemals zurückgesetzt sind, so lieferte er unter dem zweiten Kaiserreiche, ungeachtet der zur Vergangenheit zurückgekehrten und von parlamentarischem Wesen abgewendeten Gegenwart, schließlich ein noch unparteiischeres Werk, in welchem nichts den gestürzten oder verstimmten Staatsmann verräth und keine Spur, kein unwillkürlicher Reflex von den inzwischen eingetretenen zahlreichen und wichtigen politischen Veränderungen sichtbar wird. Kein Contrast, kein Mißklang, kein Strich scheidet die vier letzten Bände von den zwei ersten; das Talent des Verfassers hat stark zugenommen, das ist der einzige Unterschied. In Vergleich mit Guizot's andern Geschichtswerken ist dieses nicht blos besser geschrieben, es ist anders, in einem rein objectiven Stil geschrieben wie ein Kunstwerk. Nirgends hat Guizot so streng als hier den rein politischen Gesichtspunkt festgehalten, der ganz der Gesichtspunkt der Kunst ist; denn auch die Kunst betrachtet nicht die Mittel, sondern das Resultat, nicht die Absichten, sondern die Wirkungen. Die Ideen verkörpern sich hier, man fühlt das Leben in jeder Phrase; die Verwandlung ist vollständig. Mit seltener Willenskraft und Selbstüberwindung ist dem Verfasser geglückt, die großen Vorzüge des Stils, Breite, Glanz, Bewegung und Rundung, zu erreichen, kurz sich zum Schriftsteller ersten Ranges zu erheben. Und doch vermeidet er sorgfältig das Mittel des Effectmachens mit Prunk- und Bravourporträts, in welchen eine brillante Feder sich wohlgefällig bewegt, und deren sich wenige gleichzeitige französische Geschichtschreiber enthalten. Guizot's Verdienst in dieser Beziehung ist um so größer, als hier das Porträtiren so nahe lag. Er ließ sich nicht einmal verleiten, den großen Mann,

in welchem ſich die engliſche Revolution perſonificirte, abzuconterfeien. Cromwell iſt die Seele ſeines Buches; er füllt jedes Blatt davon; man trifft, man ſieht ihn allenthalben; aber nirgends bleibt der Geſchichtſchreiber ſtehen und nimmt den Leſer beiſeite, um ihm die Geſichtszüge ſeines Helden und andere Kleinigkeiten ſeiner Individualität zu beſchreiben. Cromwell zeichnet und ſchildert ſich durch ſein Handeln; nicht die Vorſätzlichkeit des Geſchichtſchreibers, ſondern die Gewalt der Dinge, der Gang der Erzählung läßt ihn allmählich aus dem Dunkel in helles Licht hervortreten. Jedes Ereigniß, jeder Mitſpieler, jede Rede fügt im Vorübergehen einen Strich zu der Geſtalt hinzu, bis ſie ſich lebendig und vollſtändig in unſerm Gedächtniß aufrichtet und feſtſtellt. Hat man Guizot's Buch geleſen, ſo kennt man Cromwell, wie man Leute kennt, die man ſelbſt beobachtet hat. Man behält in Gedanken und vor Augen ein wirkliches, lebendes Weſen, voller Widerſprüche, aber ebenfalls lebensvoller Widerſprüche. Wenn Guizot ſich das Porträtiren unterſagte, ſo verbannte er jedoch nicht das Malen aus ſeinem Werke, das im Gegentheil reich iſt an bewundernswürdigen Meiſterſtücken der Hiſtorienmalerei. Die ſchauerliche Scene der Hinrichtung Karl's I., deren zugleich enthaltſame und umſtändliche Erzählung durch die einfache und ernſte Auseinanderſetzung der Thatſachen in die Seele dringt; die Schilderung des glühenden, düſtern, ſelbſtſüchtigen, aber tiefengliſchen Gemüths von Cromwell, von welchem ihm kein Zug entſchlüpft; die Toll- und Starrköpfigkeit der ſchwärmeriſchen Sektirer, die Leichtſinnigkeit der immer beſiegten, aber immer zuverſichtlichen Royaliſten, die ängſtliche Behutſamkeit und Klugheit der ehemaligen Independenten, die nur noch an Glück und Macht glauben und dem Protector alle Treue und Anhänglichkeit, die ſie für einen zeitweiligen Herrn haben konnten, bezeigen, die Reſignirtheit der müden Volksmaſſe, der engliſche Patriotismus, der ſich aus den Zerwürfniſſen des Bürgerkrieges, aus dem Wüthen fanatiſcher Sekten, aus dem Jammer revolutionären Treibens auf die See zu Blake's ſiegreicher Flotte flüchtet, dieſes ganze Gemälde des zahm gewordenen und aller Zwiſtigkeiten überdrüßigen, obſchon immer noch revolutionär geſinnten Englands iſt von Guizot meiſterhaft ausgeführt und läßt in Beziehung auf Anſchaulichkeit der Darſtellung und Lebendigkeit der Erzählung nichts zu wünſchen übrig. Obgleich Guizot zufolge einer Verkehrtheit, die bei Männern, welche in politiſchen Angelegenheiten eine bedeutende Rolle ſpielten, nicht ſelten iſt, mehr Wichtigkeit zu legen ſcheint auf die Acte ſeiner politiſchen Laufbahn als auf ſeine literariſchen Arbeiten, kann man dennoch mit Sicherheit annehmen, daß an ihm der Schriftſteller und Gelehrte ſtets höher und einſtimmiger geſchätzt und gerühmt ſein wird als der Staatsmann und Miniſter, die uns noch zu betrachten übrigbleiben.

Die frühzeitige Reife, die in Guizot's erſten politiſchen Schriften auffällt und unter gewöhnlichen Umſtänden ſich vielleicht wie Altklugheit anlaſſen könnte, erklärt und rechtfertigt ſich weniger aus der Strenge des genfer Unterrichts als aus dem erſchütternden Eindrucke des ſchrecklichen Schickſals, das ſeine Familie traf und welches, in dem Geiſte und Gemüthe des Knaben glückliche und fruchtbare Keime antreffend, dieſelben ſchneller entwickelte. Auch mochte jenes Schickſal weſentlich dazu beizutragen, die Kraft und Wirkſamkeit ſeiner Intelligenz zu ſteigern und ihr mitzutheilen, was ſie ſonſt vielleicht nicht erlangt hätte, nämlich Einheit und Stetigkeit. Man hat Guizot freilich immer vorgeworfen, daß er in ſeiner politiſchen Laufbahn ſehr oft die Richtung verändert, daß er bei ſeinem Eintritt ins öffentliche Leben mit den Ultraroyaliſten, wenn auch nicht gemeinſchaftliche Sache gemacht, doch zuſammen gearbeitet, ſodann ſich zum Liberalismus hingewendet, und nachher ſich abwechſelnd zur Oppoſition und Reaction gehalten habe. Ich vermag nicht die einzelnen Fälle zu richten, weswegen man ihn mit dieſem Vorwurfe der häufigen Sinnesänderung belaſtet; aber wer dagegen mit Billigkeit die Schwierigkeit der

persönlichen Lage eines Mannes betrachtet, der mit strenger Gewissenhaftigkeit und unbestechlicher Uneigennützigkeit hohe Staatsämter verwaltete, der wird nicht einzelne Fälle, sondern das Ganze zum Maßstabe seines Urtheils über diesen Mann nehmen. Es ist möglich, ja sogar thatsächlich, daß theils die Gewalt der Ereignisse, theils die Einsicht der Erfahrung ihn bald mehr zur Opposition, bald mehr nach der Seite der Regierung hingedrängt haben; aber nichtsdestoweniger ist er sich in seinem politischen Leben durchweg gleich geblieben. Da Frankreich während eines halben Jahrhunderts mehrmals von einem Extrem ins andere übersprang und die siegende oder unterliegende Demokratie über die Grenzen vernünftiger Freiheit zu weit voran-, oder zu weit zurückging, so konnte nicht ausbleiben, daß Guizot wegen seines Festhaltens an dem doctrinären Ideal eines freien Parlaments mit einem constitutionell beschränkten Könige sich bei vielen Leuten verdächtig und gehässig machte; daß er bei dem aufeinanderfolgenden Wechseln und Umschlagen des socialen Zustandes, bei der in fünf Decennien sich fünfmal verändernden officiellen oder populären Witterung eben wegen seines Sichgleichbleibens für wetterwendisch erklärt und ihm als Unbeständigkeit und Wankelmüthigkeit angerechnet wurde, was gerade ein Zeichen von Beständigkeit und Festigkeit, beinahe nur eine auf verschiedene oder entgegengesetzte Lagen und Verhältnisse angewandte fixe Idee war. Seine erste politische Broschüre: „Du gouvernement représentatif et de l'état actuel de la France" (1816), darf in gewissem Sinne als das Manifest der damals im Aufkommen begriffenen doctrinären Schule betrachtet werden. Die etwas spätere Flugschrift: „Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France" (1821) gibt eine Auseinandersetzung seines politischen Programms. Merkwürdig dabei ist, wie Guizot zuläßt, daß die beiden von der Revolution auf die Gegenwart vererbten Principien „Volkssouveränetät" und „Gleichheit" beinahe zu Axiomen geworden sind und jede Staatsgewalt, die Dauer und Bestand gewinnen will, sich mehr oder weniger darauf stützen muß; und wie er alsdann, jene zwei Principien vornehmend, dieselben dreht und wendet, zersetzt, zerlegt und durch das Reck- und Streckwerk einer so spitzfindigen Logik hindurchzieht, daß er ihnen das Aengstliche und Bedenkliche abstreift, und sie so harmlos und blöde macht, daß man sehr argwöhnisch und ungesittet sein müßte, um sie nicht mit freundlichem Gruße und Lächeln willkommen zu heißen. Sämmtliche Oppositionsschriften aus Guizot's erster Zeit sind bemerkenswerth als Ausdruck der politischen Gruppe, wozu der Verfasser gehörte. Vieles ist darin veraltet; aber sie enthalten gute Gedanken und verdienen noch gelesen zu werden. Besonderes Interesse gewähren sie durch ihre sprachlichen und polemischen Eigenheiten. Man trifft darin Worte wie parlementarisme, constitutionnalisme, incommutabilité, gouvernementabilité, welche den vorerwähnten französischen Lesern unleidlich lang und unaussprechlich barbarisch lauten mußten, um so mehr, als sie von dem, was sie bedeuteten, niemals gehört hatten, und es wäre lehrreich, die Aenderungen nachzuweisen, welche Guizot und seine Schule in die politische Sprache der Franzosen hineinbrachten; wenn die Doctrinäre eigentlich keine neuen Ideen hatten, so erfanden sie viele Worte, meistens englischen Ursprungs, die in die Schrift- und Umgangssprache eindringend, mit der Zeit natürliche, mehr oder weniger legitimirte Kinder des französischen Wörterbuchs geworden sind. In diesem Punkte war Guizot ein wahrhafter Neuerer, und nebenbei gesagt, wurden auch die meisten politisch figürlichen Redensarten, die in den französischen Kammerreden und ministeriellen Journalen der verschiedenen Regierungsepochen unserer Zeit eine so große Rolle spielten, von Guizot aufgebracht und in Umlauf gesetzt. Guizot's Lobredner haben seine musterhafte, methodische Art zu opponiren gerühmt, daß er sich dabei als Staatsmann benommen, welcher die Regierung nicht tief verwunden, sondern blos von einer vermeintlich schlimmen Bahn abbringen wollte. Seine politische Polemik ist allerdings nicht von der gewöhnlichen Art, d. h. rein negativ, zersetzend, son-

dern davon verschieden durch eine ihm eigenthümliche Taktik, vermittels welcher er das Autoritätsprincip sorgfältig aufrecht hält und gegen die Regierung, von der es compromittirt werde, herumdreht und dieselbe nicht sowol zu bestreiten als zu berathen und zu warnen scheint; nie legt er den Finger auf die wunde Stelle, ohne anzugeben, was er für das beste Heilmittel hält, aber natürlich ist darunter mit verstanden, wer der beste Arzt dafür ist. Am Ende der Restauration sehen wir Guizot tief verwickelt in die damaligen Oppositionskämpfe, ebenso sehr in den politischen Streit für die Eroberung der constitutionell-monarchischen Freiheit als in den wissenschaftlichen Kampf für die Entwickelung einer neuen Studien- und Gedankenrichtung. Zwar hatte ihn schon damals die doctrinäre Guade etwas zu stark gerührt; aber seine Ansichten waren zeitgemäß und seine Wirksamkeit nach der rechten Seite hin gerichtet. Er gehörte zu denen, welche die Restauration hätten retten wollen, indem sie dieselbe mit der modernen Gesellschaft versöhnten. Die Absicht war löblich und das Unternehmen konnte damals nicht chimärisch scheinen. Die Revolution, obschon legitim in mehrern ihrer Resultate, ist dennoch, nach Guizot's Meinung, durchaus illegitim in den übertriebenen Consequenzen ihrer Principien, insofern als sie Staatseinrichtungen, die sich aus dem Schose der Nation entwickelt hatten, mit einem Federstrich vernichtete, um andere an die Stelle zu setzen, die ohne Zusammenhang, ja sogar in directem Widerspruch mit dem frühern Nationalzustande aus blendenden Ideen hervorgingen, welche sich der Köpfe einiger hochgestellten und tonangebenden Männer bemächtigt hatten. Guizot sieht in der Französischen Revolution, außer der Abschaffung einer liederlichen Staatsverwaltung und Maitressenwirthschaft, nicht viel mehr als einen Kampf des Tiers-Etat gegen den Adel und Klerus, aus welchem Kampfe der Bürgerstand als Sieger hervorging, und auf ihn muß sich in der modernen Gesellschaft die Monarchie hauptsächlich stützen. Er gibt der constitutionellen Monarchie keine theoretische, sondern eine historische Grundlage. In jeder wohlgeordneten und wohlgewogenen monarchischen Verfassung ist der Fürst als der erste Beweger selbst unbewegt zu betrachten. Ihn hat die historische Ab- und Anstammung mit einer Naturnothwendigkeit in die Mitte des Volkes an seinen Ort gebracht und hält ihn dort fest, daß er nicht ab- und antreten kann, je nach dem Wechsel der Schicksale und der Ueberzeugungen. Nun ist er aber doch mitsammt dem Volke in die wechselnde Strömung menschlicher Schicksale hineingerissen: um daher die geforderte Stetigkeit der Idee mit der Wandelbarkeit irdischer Dinge auszugleichen, ist es als nothwendige Fiction in die Verfassung aufgenommen, daß, sowie das Bleibende der Majestät an sie angeknüpft, so das Wandelbare als an ihren Organen haftend betrachtet wird, auf denen alle jene Bewegungen, vor- und rückschreitende, beschleunigte oder verzögerte, bejahende und verneinende, ausschwenken, und gebrochen in den Begriffen, vor der Idee sich in Harmonie verbinden. Das Wandelbare kämpft in diesen Organen, indem die Gegensätze gleichzeitig in eine Opposition im Antagonismus der Ansichten sich verbreiten, oder fließt im Nacheinander, indem entgegengesetzte Grundsätze in wechselnden Trägern einander folgen; in beiden Fällen temperirt der Monarch in der Mitte dort jene Gegensätze, und wechseln hier in den Würdenträgern die streitenden Ansichten, die wechselnd sein mögen, während er selbst unwandelbar immer derselbe bleibt. Guizot bekennt sich weniger zu der französischen Maxime: „der König herrscht und regiert nicht", als zu der englischen gewissermaßen mystischen Formel: „der König kann nichts Schlimmes thun"; er will, daß der König mit seinen Ministern gemeinschaftlich herrsche und regiere. In seinen „Memoiren" äußert er sich hierüber folgendermaßen: „Der Thron ist kein Armsessel, woran man ein Schloß angebracht hat, damit sich niemand daraufsetzen kann, und einzig und allein um Usurpation zu verhüten. Auf diesem Stuhle sitzt eine intelligente und freie Person, die ihre Ideen, Gefühle, Wünsche, Willensmeinungen hat. Die Pflicht dieser königlichen Person, denn es bestehen Pflichten für alle, gleich hohe und

gleich heilige Pflichten für alle, ihre Pflicht sage ich, und ihr Beruf erheischt, nur in Uebereinstimmung mit den andern von der Verfassung angeordneten großen Staatsgewalten, mit ihrer Einwilligung und ihrem Beitritt zu regieren. Wenn constitutionelle Royalisten meinen, daß die königliche Unverletzlichkeit die königliche Nichtigkeit nach sich zieht, so vergessen sie seltsamerweise die Würde wie die moralische Freiheit der menschlichen Person, selbst derjenigen, welche auf einen Thron gesetzt und von bestimmten für ihre Handlungen verantwortlichen Ministern umgeben ist. Was man auch sagen mag, in der Praxis und Wirklichkeit wird der herrschende König immer mehr oder weniger beim Regieren sich betheiligen. So eingeschränkt er auch in seinen Rechten ist, die Minister werden immer mit ihm sprechen und verhandeln müssen, um von ihm die Genehmigung der vorgelegten Ansichten und Beschlüsse zu erhalten, wie sie mit den Kammern sprechen und verhandeln müssen, um darin die Majorität zu bekommen." Für Guizot haben auch die Rechte des Individuums, der Freiheit, ebenso wenig als die Rechte des Staates, der Autorität, einen abstracten, absoluten Charakter; beide entstehen, entwickeln, setzen und begründen sich infolge historischer Bewegung und Nothwendigkeit. Auch dem Menschen als Staatsbürger werden von ihm keine a priori aus dem Verstande abgeleiteten Rechte eingeräumt; sein Rechtsbegriff ist rein historisch, der Begriff von verfassungsmäßig bestätigtem Rechte. Das Wahlrecht ist demnach kein vor der Charte existirendes und von ihr anerkanntes Naturrecht, sondern ein von ihr verliehenes Privilegium, eine Verrichtung, die sie denjenigen überträgt, von welchen sich annehmen läßt, daß sie dieselbe mit Sachkenntniß, Selbständigkeit und Gewissenhaftigkeit besorgen werden.

In diesen Punkten, wie auch in andern Beziehungen, unterscheidet sich Royer-Collard's und Guizot's doctrinärer Liberalismus gründlich und wesentlich von Benjamin Constant's und Thiers' revolutionärem Liberalismus, mit welchem er oft unter der gemeinschaftlichen Benennung „Constitutionalismus" verwechselt wird. Beide sind Kinder Einer Mutter, aber von verschiedenem Sinn und Charakter. Indessen unter der Restauration, wo die royalistische Contrerevolution mächtig war, schlossen sich beide liberale Parteien fest aneinander und handelten gemeinschaftlich als Eine Partei, so sehr auch ihre Ansichten über die praktische Anwendung und Verwirklichung der Principien von 1789 untereinander abwichen. Solange die Restauration dauerte, war unter den Liberalen beider Farben nie ein Parteienkrieg ausgebrochen, und darum hatte sich der große Contrast ihrer politischen Denkart nicht verwirklichen können. Die Julirevolution gab dazu Veranlassung. Die Liberalen mit amerikanisch-demokratischen Tendenzen fanden ihre politischen Ideen in der neuen Ordnung der Dinge keineswegs dargestellt, und verlangten die versprochene „von republikanischen Institutionen umgebene Monarchie". Die doctrinären Liberalen hatten sich die Ereignisse gefallen*) lassen, als Karl X. und seine Minister sie hervorgerufen; aber das erste, was sie thaten, war, die neue Regierung auf den alten Fuß zu bringen und zu einer Art Quasilegitimität zu machen. Guizot erblickte in der Julimonarchie nicht einmal einen Dynastiewechsel, sondern nichts weiter als eine Fortsetzung der Restauration, mit den drei Farben anstatt der weißen Lilienfahne, wie sein dem Dupin'schen „quoique Bourbon" entgegengesetztes „parceque Bourbon" beweist. Die ehemals compacte liberale Opposition zerfiel in verschiedene Gruppen mit mancherlei Abstufungen und Schattirungen, die sich in und außerhalb der Kammer befehdeten. Guizot mit den meisten doctrinären Liberalen trennte sich von seinen alten Bundesgenossen und verstärkte die Seite der Regierung. Seit dieser Zeit bis zur Februarrevolution war sein politisches Leben ein un-

*) In seinen „Memoiren", trotz der gewaltigen Befangenheit, die ihn zum eifrigen Lobredner und Bewunderer aller Handlungen seines Lebens macht, bedauert Guizot jedoch einigermaßen seine damalige Opposition.

abläſſiges Ankämpfen gegen die dynaſtiſche, republikaniſche und legitimiſtiſche Oppoſition, wovon die erſte das Bürgerthum in eine demokratiſche Monarchie umbilden, die beiden andern die neue Dynaſtie zum Vortheil einer zweiten Republik oder einer dritten Reſtauration ſtürzen wollten. Dieſe abwechſelnd angreifende oder abwehrende Politik ließ ihn in gewiſſen Fällen von ſeinen frühern liberalen Grundſätzen abgehen, die er als Doctrinär bei gleichen Gelegenheiten unter der Reſtauration vertheidigt hatte. Wer Guizot hierin conſequent und tadellos finden wollte, müßte der Geſchichte jener Zeit Schweigen gebieten und ſeinen Namen ausſtreichen unter den Miniſtern, welche die als „Septembergeſetze" übel berühmten Preßgeſetze und ſonſtige Special- und Ausnahmegeſetze in den Kammern vorlegten und durchſetzten. Wir müſſen jedoch bedenken, daß die Julimonarchie eine Schöpfung der Bourgeoiſie war, die, ſo oft ihre Herrſchaft unter der Aegide Ludwig Philipp's in Gefahr kam, zu den Waffen griff, um die Emeuten in den Straßen zu bekämpfen, und daher auch den Miniſtern ihres Königs zur Pflicht machte, mit aller Strenge und Energie und auf jede Art einzuſchreiten gegen diejenigen, welche offen oder verſteckt, in Clubs oder Journalen, oder in geheimen Verbindungen den Krieg führten. In dieſem Umſtande liegt bis zu einem gewiſſen Grade Guizot's Entſchuldigung: im Schlachtgetümmel gilt es ſeinen Platz zu behaupten, und dazu ſcheinen alle Mittel gut. Er hatte ſein Staatsideal, das manche koſtbare Rechte und Befugniſſe in ſich begriff, vergaß aber beim Realiſiren deſſelben, daß nicht jedermann Guizot hieß und ſich ein anonymes Regierungsprogramm vorſetzen konnte, in welches die Elemente der Autorität und Freiheit in gleichen und genau bemeſſenen Quantitäten hineingingen. Eine überſpannte, eigenſinnige Meinung von der Macht der Doctrinen bei der Weltregierung, von der metaphyſiſchen Seite der Politik und der möglichen Zuthat des individuellen Talents war die ſchwärmeriſche Neigung und geheime Schwäche Guizot's und der politiſchen Schule, woraus er hervorgegangen war, und die ihn als ihren liebſten und glorreichſten Repräſentanten feierte. Auch als Miniſter hatte er vorzüglich das Charakteriſtiſche, daß er in ſeiner Meinung über eine Sache, wenn er ſie nach ſeiner Einſicht und nach ſeinem Sinne gefaßt hatte, feſt beharrte und ſelbſt auf die Gefahr, hart, unbiegſam, eigenſinnig zu erſcheinen, alle erlaubten und unerlaubten Kunſtgriffe verſchmähte, durch die ein franzöſiſcher Miniſter die Volksgunſt zu erlangen oder zu behalten hoffen darf. Darum iſt auch wol nie ein Miniſter in Frankreich ſo unpopulär geweſen als Guizot. Man muß jedoch in ſeinem Miniſterleben zwei Perioden oder Abſchnitte unterſcheiden, bei welchen derjenige, woraus er den meiſten Ruhm zu eruten meinte, eben nicht der erfreulichſte iſt.

Unter allen Miniſtern der Julimonarchie war Guizot gewiß der ſtärkſte Arbeiter. Aus ſeiner raſtlos fleißigen Profeſſor- und Schriftſtellerzeit brachte er bei ſeinem Eintritt ins active Staatsleben intellectuelle Energie und rüſtige Werkmeiſterſchaft zu den Geſchäften mit. Nur ununterbrochene Thätigkeit war ſeine Freude und ſein Genuß, welchem der Schlaf nur wenige Stunden entzog. Man darf die Reſultate dieſer ungemeinen Thätigkeit verſchiedenartig beurtheilen; aber die Thätigkeit ſelbſt iſt nicht zu beſtreiten, und ebenſo ausgemacht iſt, daß Guizot als Unterrichtsminiſter eine wahrhafte Competenz und eminente Tüchtigkeit hatte. Er ſchien vor allen berufen, die glücklichſten Verbeſſerungen in dem ſo lange vernachläſſigten franzöſiſchen Unterrichtsweſen zu bewirken. Die oberſte Leitung deſſelben wurde ihm mehrmals übertragen, und ſein Geſetz in Betreff des Volksunterrichts vom 28. Juli 1833 berechtigte zu den größten Erwartungen. Man kann ganze Bände anfüllen mit allen bei dieſer Gelegenheit an die Präfecten, Rectoren, Maires und Prüfungscommiſſionen erlaſſenen Inſtructionen, die, wenn auch theilweiſe von Guizot's Unterarbeitern, den Bureau- und Diviſionschefs, aufgeſetzt, doch ſämmtlich von ihm durchgeſehen und überarbeitet, und größtentheils von ihm ſelbſt mit gewohnter Gewiſſenhaftigkeit abgefaßt und Muſter von Klarheit und Beſtimmtheit ſind. Eine herrliche Arbeit

dieser letztern Art ist unstreitig sein Rundschreiben an alle Dorfschullehrer in Frankreich, das auf wenigen Seiten eine Fülle eindringlicher Beredsamkeit enthält. Mit rührender Zutraulichkeit reicht der Minister dem armen und obscuren Magister die Hand und hebt ihn in den Augen aller und vorzüglich in seinen eigenen Augen. Dringend legt er ihm die Wichtigkeit seines Berufs ans Herz, wird beinahe sein Freund, sein Amtsbruder, sein Standesgenosse, weil beide, jeder in seiner Sphäre, dem Lande Ruhm und Ruhe zu sichern streben. Das einfache Bild, welches Guizot von dem schweren Stande des Dorfschulmeisters und von der Art, wie er sich trösten soll, entwirft, ist ebenso anziehend wie ein poetisches Kleingemälde von Jean Paul: „Bei den mühseligen Pflichten, welche der Dorfschullehrer erfüllt, ist kein Glanz, kein Reichthum zu erwerben. Aus freiem Antriebe oder vom Schicksal bestimmt, sein Leben in einförmiger, ermüdender Anstrengung hinzubringen, manchmal sogar um sich herum dem schnöden Unrecht und Undank der Unwissenheit zu begegnen, würde er sich oft grämen und vielleicht unterliegen, wenn er nicht anderswo als in der Aussicht eines unmittelbaren und rein persönlichen Vortheils seine Kraft und Ermuthigung schöpfte. Die tiefe Ueberzeugung von der hohen Wichtigkeit seines Wirkens soll ihn stärken und beseelen, und die ernste Freude, den Menschen genützt und im Verborgenen das allgemeine Wohl befördert zu haben, muß die würdige Belohnung sein, die ihm sein Bewußtsein allein ertheilt. Sein Ruhm ist, über die schuldigen Gebührlichkeiten seines unscheinbaren Standes, über den nöthigen Bedarf seiner kleinen Häuslichkeit hinaus keine Ansprüche zu machen, sich in Anstrengungen und Aufopferungen, die von denen, welchen sie zugute kommen, kaum angerechnet werden, zu erschöpfen, kurz für die Menschen zu arbeiten und seinen Lohn von Gott zu hoffen." Mit väterlicher Fürsorge und unbefangenem Gemüth bedeutet er dem Dorfschullehrer die Einzelheiten seiner obligaten Beziehungen zu den Kindern und Aeltern, zum Maire und Pfarrer: „Kein Sekten- und Parteigeist in euerer Schule, über die vergänglichen Streitigkeiten der Parteien und Confessionen muß sich der Lehrer hinwegsetzen. Glaube an die Vorsehung, Heiligkeit der Pflicht, Unterwürfigkeit unter die väterliche Autorität, Ehrfurcht und Achtung vor den Gesetzen, vor dem Landesfürsten und vor den gemeinsamen Rechten — diese Gesinnungen muß er einzuflößen trachten." Leider ging es mit diesem Gesetze wegen Volkserziehung wie mit vielen andern Dingen, welche decretirt, aber darum noch nicht ausgeführt sind. Ueberall ist wol nichts schwerer und dorniger, nichts, das, wenn es zur Ausführung kommt, mehr Hindernisse und Widersprüche zeigt als die öffentliche Erziehung. Man kann wol die vorigen Geschlechter tadeln und unwissend schelten; allein damit ist das Neue noch nicht gemacht, wie es im metaphysischen Gehirn oder im gutmeinenden Herzen steht. Nach der Julirevolution hatte die französische Mittelklasse, in welcher hauptsächlich das Leben des neuen Frankreichs schlug und die Ideen des Bewahrens mit den Ideen des Fortschreitens gepaart waren, wenn auch keine klare Erkenntniß, doch eine lebhafte Ahnung der Landesbedürfnisse und legte entschlossen Hand an das Werk der Volksbildung. Unterstützt von einer liberalen Regierung und dieselbe ihrerseits unterstützend, errichtete sie auf ihre Kosten oder unterhielt mit ihrem Beistande Normalschulen für beide Geschlechter, Gewerb- und Handelsschulen, und brachte zu diesem Zweck Opfer an Geld, Bequemlichkeit und Zeit. Auch ließ das Guizot'sche Gesetz von 1833, trotz des unwillfährigen Benehmens der Municipalitäten und Geistlichen, auf dem Lande viele Volksschulen entstehen, wo es nicht immer schön aussah und die Klasse manchmal im ärmlichsten Local, in einer jedem Wind und Wetter ausgesetzten Scheune gehalten wurde, aber mit Hülfe wackerer Schullehrer sich ein lernbegieriges Frankreich heranbildete. Es war eine glänzende, vielversprechende Morgenröthe, die leider zu schnell verblich und worauf kein Tag folgte. Ein so löblicher Eifer dauerte nicht einmal so lange als das constitutionelle Regierungssystem, und wie die damaligen politischen Häupter,

Minister oder Publicisten, dem Bürgerstande seine geringe Theilnahme an großen Tagesfragen zum Vorwurf machten, so hätten sie ihm auch in den letzten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's mit gleichem Recht die Gleichgültigkeit über einen Gegenstand, von dem, wie nur zu bald die Erfahrung bestätigte, die Existenz der von ihm gegründeten Monarchie abhing, vorhalten können. Die spätern Regierungen fügten zu dem Unterrichtsgesetz von 1833 so viel Fremdartiges hinzu oder zogen davon so viel ab, daß fast nichts übrigblieb. Nach fünfundzwanzigjährigem allgemeinem Stimmrecht und vierzigjährigem Dorfschulenbestand befindet sich der französische Volksunterricht noch in der unanfänglichsten Beschaffenheit. Man kann jetzt freilich über den Mangel an Schulen in Frankreich nicht klagen; allenthalben existiren welche, weltliche und geistliche, und alle Kinder werden darin zugelassen, die armen unentgeltlich; aber im zwanzigsten Jahre stellt sich heraus, daß die Hälfte der Militärpflichtigen nicht lesen, noch weniger schreiben kann. Was soll man von den Frauen sagen, und was hätte die Statistik von Männern in vorgerücktem Alter nicht an den Tag zu bringen? Man kann sich dies nur dadurch erklären, daß über diesen Punkt in den höhern, lenkenden Klassen die gröbsten politischen Irrthümer obwalten, und daß vielleicht selbst Guizot später dem Wahne folgte, die niedere Volksklasse lasse sich nur in der Finsterniß, wo ihr die edeln Kräfte des Geistes unbekannt bleiben, regieren. Es ist unendlich zu bedauern und als ein großes Unglück für Frankreich zu betrachten, daß dieser berühmte Mann seine lange ministerielle Thätigkeit nicht auf die Leitung und Begründung des französischen Volksunterrichts beschränkte. Die ungemeine Festigkeit, die anhaltende Emsigkeit in der Ausführung seiner Entwürfe, die beim Eintritt in die ministerielle Laufbahn seine ersten Schritte bezeichneten, würden in Verbindung mit seinen gründlichen Fachkenntnissen ein solches Unternehmen erleichtert haben, und er durfte versichert sein, auf diese Art seinem Vaterlande das wirksamste Heilmittel gegen revolutionären und Napoleonischen Schwindel zu hinterlassen und sich selbst das ruhmvollste Andenken zu stiften. Leider verschmähte er diese unscheinbare patriotische Reformatorrolle. Der Ehrgeiz täuschte ihn und ließ ihn für sein Wirken ein glanzvolleres, aber gefährlicheres Ministerium wünschen, wo seine ganze politische Rolle in einer Katastrophe aufging.

Zum Premierminister wie zum Diplomaten fehlten Guizot die wesentlichsten Eigenschaften: die Biegsamkeit und Nachgiebigkeit, die umfassende Geschäftskenntniß und Vertrautheit mit dem Detail der innern und äußern Staatsverhältnisse, die Klugheit und Voraussicht, die immer Herrin der Ereignisse bleibt, weil sie dieselben kommen sieht oder vorbereitet und in allen Fällen zu ihrem Vortheil zu leiten und zu wenden versteht. Ohne ungerecht zu sein, kann man wol behaupten, daß seine Einsichten nicht hinreichten, das erste Amt im Cabinet eines großen Staates mit Geschicklichkeit zu verwalten, und schwerlich werden ihm künftige Geschichtschreiber eine andere Stelle anweisen als unter den Premierministern, die mit einer unbestreitbaren Fülle von Talenten und Elementen nichts gegründet und nur die krachende Erschütterung eines Einsturzes hinter sich zurückgelassen haben. Vom echten Staatsmann hatte er nur die äußern repräsentirenden, imponirenden und pomphaften Eigenschaften, miteinbegriffen die außerordentliche Beredsamkeit, die seine Freunde und sogar seine Feinde in gleichem Grade bewunderten. Die Natur hatte in äußerer Hinsicht wenig für ihn gethan; er war klein und schwächlich von Wuchs, unscheinbar und gewöhnlich von Ansehen; aber davon blieb bei diesem großen und starken Talent, über welches man die Kleinheit und Zierlichkeit der Gestalt vergessen muß, auch keine Spur. Kaum hatte er die Rednerbühne betreten, so wurde er durch die hohe Wichtigkeit seines Themas auch schon verwandelt und gehoben. Er wurde augenblicklich größer und beseelter, und ein anderer Geist schien in ihm zu walten, der, wie die Minerva einst den Odysseus, ihn stattlicher und herrlicher machte, und wie ein Gott anzusehen. Er besaß die starke, klangvolle Stimme, die so gewaltig auf die versammelte Menge wirkt.

Zwar mangelte ihm Zierlichkeit und Anmuth, auch war er nicht darauf bedacht, die Gemüther seiner Zuhörer durch eine gefällige Grazie einzunehmen; aber desto sicherer wußte er sie durch eine eigenthümliche Stärke des Ausdrucks, durch eine Leidenschaftlichkeit, die aus innigem Interesse für den Gegenstand zu entspringen schien, gleichsam im Sturm zu erobern. Er sprach mit vieler Leichtigkeit, führte die Waffen einer feinen Dialektik mit ausnehmender Geschicklichkeit und pflegte sich durch die Macht großer Ideen auf einem hohen Standpunkte zu halten. Er hatte wol seine Tage aufbrausender Hitze, wie am 11. Aug. 1831, in seinem grimmigen Ausfall auf die Republikaner, „die große Rotte, die aus dem Abhub und Auswurfe aller Schulen und Parteien zusammengeflossen, das Caput mortuum von allem, was die Französische Revolution geistig mitgemacht und auf 1793 sitzen geblieben; das unsaubere Ungethüm, das sein schauderhaftes Angesicht auf die Gassen hinausschleppt und daselbst den Unflat seiner Seele zur Schau stellt". In der Regel behielt er mehr Geschmack und Besonnenheit, eine feinere und reinere Ausdrucksart. Seine Rede, anfangs kalt, erwärmte sich allmählich und erreichte in gewissen Momenten die höchsten Gipfel der Beredsamkeit. Er hatte nicht Berryer's mächtigen Schwung und Aufflug, erhob sich aber manchmal ebenso hoch als dieser mit mehrern Ansätzen nacheinander. Acht Jahre lang, vom 29. Oct. 1840 bis zum 24. Febr. 1848, hielt er die Majorität der Deputirtenkammer unter dem Joch seiner Worte, die außerhalb des gesetzgebenden Umkreises wenig Anklang fanden und mit dem Geist und Leben des Volkes in keiner Wechselwirkung standen. Mit der reichen Draperie großer Redensarten, die er seiner politischen Armuth umhing, täuschte er stets sich selbst und seine Majorität, oft auch viele andere. Keiner sprach prächtiger von der Staatsgewalt und gebrauchte sie unergiebiger. Seine Politik war durchschnittlich nur eine Haltung, welche dem Auslande gegenüber den Franzosen demüthig erschien und sich gegen die inländischen Oppositionsparteien immer trotzig und aufreizend, dabei zugleich unwirksam bewies.

Was die auswärtige Politik betrifft, so ist eben nicht alles, was ihm die Opposition zur Last gelegt, ein Staatsvergehen. Mehrere Vorfälle seiner Regierung, z. B. die Pritchard'sche Angelegenheit, deren Erledigung auf keine Weise die Ehre Frankreichs beeinträchtigte, wurden ihm mit Unrecht und im Uebermaß vorgeworfen; aber der große und fast alleinige diplomatische Act seines langen Ministeriums, die spanischen Heirathen, war eine falsche und altmodische Combination, die übrigens sehr bald von den Ereignissen gerichtet werden sollte. Auch beging Guizot einen schweren Fehler, indem er zuerst die seitdem so stark ausgebeutete unselige Staatsmaxime aufstellte, daß Frankreich die katholischen Interessen in der Welt beschützen müsse. Obschon Protestant oder vielleicht gerade deshalb, hielt er Willfährigkeit und Herablassung gegen die alte französische Staatsreligion für guten Ton und diplomatisches Decorum. Im Innern war seine Politik einseitig conservativ und beabsichtigte, Frankreich mehr zum Stehen als ins Gehen zu bringen. Die Ausschweifungen des Zeitgeistes hatten ihn erschreckt; er hielt es für nothwendig, diesen Verirrungen Einhalt zu thun. Die französische Nation fand an ihm mehr einen Censor als einen Rathgeber, einen Vormund, aber keinen Führer; er zeigte viel Herbheit, aber wenig Vertrauen, und wurde dabei nicht von bösem Willen, sondern gerade von der besten Absicht geleitet. Gewiß liebte er sein Land und sein Volk, aber man muß gestehen, daß es nicht immer so aussah. Er gab sich einen schlimmen Anschein: er sprach, verordnete und verwaltete, als ob er sich in einem festen Lager, nicht in einer friedlichen Stadt befinde und feindliche Heeresmassen oder anstürmende Barbarenschwärme sich gegenüberstehen habe. Immer argwöhnisch und abwehrend, war er überzeugt, die Vernunft für sich zu haben, und sagte gelegentlich seinen Gegnern gerade ins Gesicht, daß es ihnen wie dem Lande überhaupt an politischem Verstande fehle; aber abgesehen davon, daß eine solche Ueberzeugung täuschen kann, muß der Staatsmann selbst das Un-

vernünftige, wenn es viele Anhänger hat, berücksichtigen, solange er es nicht vernünftig machen kann. Freilich hatte Guizot außer seiner eigenen Ueberzeugung auch die Zustimmung der parlamentarischen Majorität für sich, die in seinem Regierungssystem den entscheidendsten Ausschlag gab, sodaß er sich um jeden Preis dieses Uebergewicht in der Deputirtenkammer sichern zu müssen glaubte. Die Ehrenhaftigkeit und Makellosigkeit seines Privatlebens wurden, wie schon gesagt, niemals verdächtigt; allein geschah es aus Verachtung des Menschengeschlechts oder aus der Meinung von der Unentbehrlichkeit der mephistophelischen Umtriebe für die große Politik, daß er ungeachtet des kalten Stolzes, welchen er in seinem äußern Betragen stets bewahrte und der jede schmeichlerische Zudringlichkeit, jede schamlose Zumuthung zu verwehren schien, dennoch die Intriguanten an sich kommen ließ, und eben nicht bedächtig in der Wahl seiner Werkzeuge und Verführungsmittel war. Austheilung von Geld, Tabacksbureaux, Einnehmerstellen, Stipendien, Ehrenkreuzen u. s. w., Versorgung der Söhne und Neffen in der Staatsverwaltung und in Civillistenämtern, nichts wurde gespart, um die Kammermajorität mit einer Stimme zu verstärken. In dieser wie in anderer Beziehung kann die Julimonarchie für die Vorrede, für den ersten Ansatz zum zweiten Kaiserreiche gelten; billigerweise muß man aber hinzufügen, daß die unter Ludwig Philipp's Regierung betriebene und so heftig angeklagte Bestechung ein Kinderspiel zu nennen ist gegen das, was man später in Frankreich practicirte und erlebte. Am allerschlimmsten dabei war, daß Guizot, nachdem es ihm gelungen, in die Kammer eine Majorität von Deputirten hineinzubringen, die wie er dachten und ihn nach seinem Gutdünken schalten und walten ließen, nichts Rechtes damit anzufangen wußte und sich weder zum Voran- noch zum Zurückgehen entschließen konnte, woraus eine Stockung des allgemeinen Staatslebens hervorging, die einen Schlagfluß zur Folge haben mußte. Als er in vollem Maße die öffentliche Meinung erbittert und seine treuesten Anhänger ermüdet, außer Fassung gebracht und irregeführt hatte, fiel er gleichsam von selbst und riß in seinen Sturz die Dynastie, die er beschirmen sollte, und die constitutionelle Monarchie, als deren unumgänglich nothwendigen Vertheidiger er sich betrachtete, welche er aber längst zu einer leeren Spiegelfechterei herabgewürdigt hatte.

Fragt man schließlich, ob Guizot zu den großen Gestalten unserer Zeit gehört, so antworte ich mit Ja und Nein. Ja, insofern er sich in seinem politischen und unpolitischen Leben unerschütterlich gleichgeblieben. Männer aus Einem Stück und Guß, die auf ihrem Wege durch ein Jahrhundert beständiger Erschütterungen, blutiger Zerreißungen und schmählicher Sinnesänderungen während eines langen Lebens ihren Ausgangspunkt im Auge behalten und wenig oder gar nicht von der einmal vorgezeichneten Linie abgegangen, solche Männer sind in jeder und zumal in unserer Zeit zu selten, als daß wir uns nicht von tiefer Ehrfurcht durchdrungen fühlen an einem Grabe, wo sich unlängst, ohne eine Klage verlauten zu lassen, ein Mann gebettet, der große Fehler beging und schwere Verantwortlichkeiten auf sich nahm, aber die Ehre des Privatmanns, die Würde und Rechtschaffenheit des Schriftstellers fleckenlos bewahrte und einen hellen Glanz über sein Vaterland verbreitete. Nein, insofern als er seine starke Geistes- und Willenskraft darauf verwendet hat, die große Revolutionsströmung in den engen Kanal klein- und spießbürgerlicher Begehrlichkeiten einzuzwängen, das gesetzliche Privilegium einer Klasse auf der Grundlage staatsbürgerlicher Gleichheit zu errichten, den politischen Werth des Menschen nach dem veränderlichen Maßstabe der Glücks- und Vermögensumstände zu bestimmen, und den stufenweisen Fortschritt, welchen die Massen seit einem halben Jahrhundert in ganz Europa und vorzüglich bemerkbar in Frankreich nehmen, zu hemmen. Nicht bedauert von der Menge, läßt sein Tod eine große Lücke in der französischen intellectuellen Welt.

Die neueſte Geſchichte Spaniens.

Von

Wilhelm Lauſer.

VII.

Unſere Aufgabe gegenüber der Geſchichte der hohenzollernſchen Candidatur, welche von Frankreich in leichtfertigſter Weiſe als Vorwand zur Kriegserklärung an Deutſchland benutzt und für unſer Vaterland zum Anſtoß wurde, ſich zu ungeahnter Machtentfaltung zu einigen und durch Herſtellung des Deutſchen Kaiſerreiches die allgemeinen europäiſchen Verhältniſſe von Grund aus umzugeſtalten, muß ſich natürlich darauf beſchränken, die Dinge vom Geſichtspunkte Spaniens ins Auge zu faſſen und die weltgeſchichtlichen Ereigniſſe des Deutſch-Franzöſiſchen Krieges nur inſoweit hereinzuziehen, als ſie auf die Entwickelung der Pyrenäenhalbinſel zurückwirkten. Es wird ſich übrigens auch in dieſem engbegrenzten Rahmen mancher Zug entdecken laſſen, der als Ergänzung zu dem Bilde jener großen Zeit beachtet zu werden verdient. Es iſt bekannt, daß von der hohenzollernſchen Candidatur zum erſten mal die Rede geweſen war im Monat März 1869, und zwar am kaiſerlichen Hofe zu Paris. Eine hochgeſtellte Perſönlichkeit, weder ſpaniſcher noch deutſcher Herkunft, machte in den Tuilerien den Vorſchlag der Candidatur des Erbprinzen von Hohenzollern, und zwar nicht auf Veranlaſſung der ſpaniſchen oder preußiſchen Regierung, ſondern eines Mitgliedes der kaiſerlichen Familie ſelbſt. Die Angaben in den Depeſchen des franzöſiſchen Geſandten in Berlin, Hrn. Benedetti, aus welchen hervorgehen ſoll, die madrider Regierung habe dieſen Vorſchlag veranlaßt oder auch nur um denſelben gewußt, ſind unrichtig. Was die preußiſche Regierung anbelangt, ſo hat nach einer Depeſche Benedetti's aus Berlin vom 31. März 1869 an Miniſter Lavalette der Unterſtaatsſecretär von Thile dem franzöſiſchen Geſandten die Verſicherung gegeben, er habe keinen Augenblick Kenntniß von einem Anzeichen gehabt, nach welchem den Gerüchten über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern einige Bedeutung beigemeſſen werden müßte. Und wir wiſſen aus dem Munde des ſpaniſchen Diplomaten, Hrn. Arturo de Marcoartu, daß derſelbe erſt im Juli 1870, nachdem eben die hohenzollernſche Candidatur zurückgezogen war, die Herren Prim, Serrano und Sagaſta zum erſten mal von dem Vorgange in den Tuilerien in Kenntniß ſetzte. Wie es ſcheint, hatte ſich Napoleon III. ſelbſt dem Vorſchlage gegenüber ziemlich gleichgültig verhalten; um ſo nachdrücklicherm Widerſtande aber war derſelbe bei der Kaiſerin und Hrn. Rouher begegnet. Dieſer Widerſtand hatte ſeinen Grund nicht ſowol in der lächerlichen Furcht vor der Wiederherſtellung der Weltmonarchie Karl's V., als in einer ganz perſönlichen Gereiztheit der Kaiſerin Eugenie gegen die Familie Hohenzollern. Sie trug derſelben nach, daß ein gewiſſes Heirathsproject, für das ſie ſich intereſſirte, trotz ihrer warmen Fürſprache ab-

gewieſen worden war. Noch einen zweiten Prinzen aus dieſem Hauſe mit einem Throne zu beſchenken, nachdem die Familie, wie ſie meinte, ſich bereits ſo wenig dankbar bewieſen, ſchien ihr unerträglich. Unſere Annahme wird ſehr beſtärkt durch den bekannten Bericht des preußiſchen Botſchafters in Paris, Hrn. von Werther, an König Wilhelm über eine Unterredung mit dem Herzog von Gramont, welche den Zweck hatte, Hrn. von Werther zu einem Vorſchlage an den König zu beſtimmen, dieſer möchte einen verſöhnlichen Brief an den Kaiſer der Franzoſen richten, um zu erklären, er ſchließe ſich der Entſagung des Prinzen von Hohenzollern an. „Doch möchte er", fügte Hr. von Werther bei, „befürworten, daß von den verwandtſchaftlichen Beziehungen des Prinzen Hohenzollern zum Kaiſer nicht die Rede ſei; dieſes Argument verletze hier eigenthümlicherweiſe." Noch mehr aber wurde die Thatſache, daß in den Tuilerien die verwandtſchaftlichen Rückſichten gegen die hohenzollernſche Familie ſich in Haß verkehrt hatten, durch das Auftreten franzöſiſcher Agenten in Bukareſt bezeugt, welche zu Anfang des Deutſch-Franzöſiſchen Krieges die herrſchende Anfregung benutzten, um die Bevölkerung und die Kammeropposition gegen den Fürſten Karl aufzuhetzen.

Ohne Zuſammenhang mit den im März 1869 in den Tuilerien gethanen Schritten, ja in völliger Unkenntniß derſelben, faßte der Abgeordnete Salazar y Mazarredo, nachdem er im Anfange deſſelben Jahres erfolglos für die Candidatur Dom Fernando's von Portugal gewirkt hatte, ſelbſtändig den Plan, nach Sigmaringen zu gehen, um die Anſichten des ihm perſönlich bekannten Fürſten Anton für den Fall auszuforſchen, daß ſeinem Sohne Leopold die ſpaniſche Krone angetragen würde. Er hatte in einem fliegenden Blatte zu Madrid, das allerdings nur wenig Beachtung fand, dieſe Löſung öffentlich empfohlen; er konnte aber Prim aus Sigmaringen nur eine abſchlägige Antwort zurückbringen. Als ſich aber immer kein anderer Candidat einſtellen wollte, war Prim ſelbſt darauf verfallen, dieſen Verſuch zu erneuern; und er ſchickte Hrn. Salazar mit einem Empfehlungsſchreiben an den Grafen Bismarck nach Berlin, um dieſem die Sache vorzutragen und ſeine Mitwirkung zu erlangen. Hr. Salazar konnte Bismark nicht perſönlich ſehen, hinterließ ihm aber jenes Schreiben, auf welches endlich drei Monate ſpäter, im März 1870, die Antwort an Prim kam, des Inhalts, man könnte ſich vielleicht verſtändigen, wenn Prim immer noch an die Frage denke, welche den Hauptgegenſtand ſeines Briefes gebildet habe. Darauf machte ſich Hr. Salazar mit einem neuen Schreiben Prim's auf den Weg nach Berlin und hatte eine längere Unterredung mit Bismarck, in welcher man ganz einig geworden zu ſein ſcheint. Hierauf dürfte ſich die Angabe in dem Rundſchreiben Bismarck's an die Geſandten des Norddeutſchen Bundes vom 18. Juli beziehen, er habe gelegentlich durch eine bei den Unterhandlungen betheiligte Privatperſon vertraulich Kenntniß von dem ſpaniſchen Anerbieten an den Prinzen von Hohenzollern erhalten. Salazar wurde jetzt von Prim mit einem eigenhändigen, ſehr dringenden Schreiben an den Fürſten Anton abgeſandt. Wie er in einer öffentlichen Erklärung über ſeine Unterhandlungen mit dem Prinzen Hohenzollern ſagte, hatte Salazar es für ſeine erſte Pflicht gehalten, Prim aufmerkſam zu machen, daß Prinz Leopold bis zu einem gewiſſen Punkte der franzöſiſchen Regierung wenig angenehm wäre. Prim ſoll ihm aber geantwortet haben: „Haben wir die Krone zuerſt einem preußiſchen Prinzen angeboten? Was hat nicht alles die franzöſiſche Preſſe geſagt, als die ſeitherigen Throncandidaturen ſcheiterten? Nun denn, wenn wir mit jenen Unterhandlungen kein Glück gehabt haben, und es offenbar iſt, daß Napoleon ſein Veto auch gegen den Herzog von Montpenſier und die Republik erheben würde, ſoll das Werk des Septembers zu einem ewigen Interim verurtheilt ſein? Was kann Frankreich von einem preußiſchen Prinzen auf dem Throne Spaniens fürchten?" Doch empfahl er ſeinem Unterhändler das tiefſte Stillſchweigen. Er ſelber verſäumte nichts, um ſein Spiel beſtens zu ver-

bergen. Seine letzte Rede in den Cortes war ja die mit einer ſtarken Beimiſchung von Ironie gewürzte Erzählung von den geſcheiterten Verſuchen, einen auswärtigen Fürſten zu gewinnen, und die Verſicherung geweſen, daß die Freiheit bei ſeiner Wachſamkeit auch unter dem fortdauernden Interim nicht gefährdet ſei. Am 25. Juni zog er ſich in die Einſamkeit auf ſein Jagdſchlößchen in den Bergen von Toleda zurück. Er hatte tags zuvor van Hrn. Salazar die Nachricht erhalten, daß derſelbe bald zurückkehren werde. Er hatte noch an demſelben Tage Caſtelar zu einer Privatunterredung eingeladen; er fragte denſelben, was er von der gegenwärtigen Lage halte, warauf er die Antwort erhielt: „Ich halte die Lage für ſehr gut, wenn Sie darauf verzichten wollen, uns der Monarchie entgegenzuführen, und für ſehr ſchlecht, wenn dies nicht der Fall iſt.“ „Nun denn“, antwartete Prim, „Sie können ſa ruhig ſein wie ich ſelbſt; eine raſche Löſung hat ſich offenbar als unmöglich erwieſen; unſere Aufgabe beſteht jetzt lediglich darin, die Lage und die Errungenſchaften der Revolution zu befeſtigen; das Einzige, was wir vielleicht thun werden, iſt die Uebertragung der königlichen Befugniſſe auf den Regenten für eine beſtimmte Friſt.“ Prim ſchrieb gleichzeitig an den ſpaniſchen Botſchafter in Paris, Hrn. Olázaga, er werde demnächſt unter dem Vorwande, Geſchäftsangelegenheiten zu ordnen, nach Paris kommen, um in Wirklichkeit mit ihm Maßregeln für eine ſehr wichtige Angelegenheit zu treffen und Kaiſer Napoleon zu ſprechen. Prim's ganze Berechnung beruhte darauf, daß das Geheimniß bewahrt bleibe, bis er die Billigung des Kaiſers, die er ſicher hoffte, erlangt habe.

Ein paar Tage, nachdem Prim Madrid verlaſſen, kehrte Hr. Salazar dahin zurück, und zwar mit der ſchriftlichen Zuſage des Prinzen Leopald. In ſeiner Genugthuung über den Erfolg ſeiner Sendung konnte er Prim's Rückkehr nicht ſchweigend abwarten. Er weihte Miniſter Topete in das Geheimniß ein; dieſer begab ſich nach der Granja und theilte es Serrana und dann Zorrilla mit. Ganz Madrid und durch den Telegraphen die ganze Welt erfuhr die Sache zu gleicher Zeit wie Prim. Dieſer kehrte in aller Eile nach Madrid zurück. Hier ſah er bald, daß die Gerüchte nicht mehr zu erſticken ſeien. Nur eine ſchleunige Entſcheidung konnte noch retten. Er ſandte einen Geſandten nach Sigmaringen und ſchrieb gleichzeitig einen Brief an Olózaga, in welchem er dieſem die Sachlage auseinanderſetzte und ihn um ſeine Vermittelung in den Tuilerien anging. Allein Olózaga, ſchwer gekränkt, daß man ihn bisher über eine ſo wichtige Angelegenheit in Unkenntniß gelaſſen und ihn gegenüber Napoleon, auf deſſen Wohlwollen ihm mehr als alles ankam, bloßgeſtellt, antwartete mit dem freilich auch diesmal nicht ernſthaft gemeinten Geſuch um Entlaſſung und mit der Ankündigung, er werde in den Cortes die hahenzollernſche Candidatur bekämpfen. Inzwiſchen beſchloß der Miniſterrath am 2. Juni, officiell mit der Throncandidatur Leopold's van Hohenzollern hervorzutreten; am 4. fand unter dem Vorſitze des Regenten in der Granja abermals Miniſterrath über den neuen Throncandidaten ſtatt, der allen Mitgliedern als annehmbar erſchien. Die Cortes ſollten am 20. Juli wieder zuſammenberufen werden, um nach den durch das Geſetz für die Manarchiewahl vargeſchriebenen Zwiſchenräumen von acht Tagen die königliche Apanage feſtzuſetzen und darüber abzuſtimmen, ob Erbprinz Leopold von Hohenzollern die Krane Ferdinand's des Katholiſchen und Karl's V. tragen falle. Es waren allerdings Ausſichten varhanden, daß die Unioniſten, wenigſtens zu ihrem größten Theil, getreu der Zuſage van Rios Roſas, ſeine Partei werde ſich jeden Candidaten der Mehrheit gefallen laſſen, und dem Beiſpiel ihres Parteigenaſſen, des Regenten Serrana falgend, daß die von Prim unbedingt beherrſchten Progreſſiſten mit Einſchluß der Eſparteriſten, daß ſchließlich die ihrem Führer Rivera allezeit geharſamen Demokraten, das heißt im ganzen jedenfalls 200 Cartesmitglieder mit Ja ſtimmen würden. Inzwiſchen wurde die Discuſſion der Candidatur in den öffentlichen Blättern eine äußerſt lebhafte. Die alfanſiſti-

schen Blätter, wie die ohnedies unbedingt franzosenfreundliche „Epoca", meinten, Preußen dehne jetzt seine Annexionsgelüste bis über die Pyrenäen aus; die montpensieristischen warfen dem neuen Candidaten den fremden Ursprung vor, wie wenn Montpensier ein Vollbluthidalgo wäre; die karlistischen wiederholten, die Zukunft könne nur Don Carlos gehören, wie wenn nicht das traurige Ende des Karlistenputsches im vorhergehenden Jahre die Ohnmacht dieser Partei, und die an Karlisten in Madrid, welche ihre Freude über die Geburt des Erbprinzen Jaime äußerten, vom Volke begangenen Thaten der Lynchjustiz die Unbeliebtheit derselben unzweideutig genug dargethan hätten; die republikanischen benteten namentlich den Fremdenhaß gegen diesen Candidaten aus. Hr. Salazar selbst suchte durch eine öffentliche Erklärung diese und noch andere Einwände zu entkräften. Gegenüber der Befürchtung, daß Prinz Leopold wegen seiner preußischen Herkunft Spanien in Streit mit Frankreich verwickeln könnte, führte er aus, derselbe gehöre der katholischen Linie Preußens an, die sich schon seit Jahrhunderten weit von der evangelischen, in Berlin herrschenden, entfernt habe; ja er erinnerte daran, daß der officielle Candidat Spaniens heute der Erbe der preußischen Krone wäre, wenn seine Ahnen, die das Recht der Erstgeburt hatten, die katholische Religion mit der protestantischen vertauscht hätten. Ein parlamentarischer König könne überhaupt nicht sein Land in einen auswärtigen Krieg verwickeln. Hänge Brasilien von Portugal ab, weil Mitglieder derselben Familie die beiden Throne besetzten? Was habe 1866 dem entthronten Könige von Hannover seine Verwandtschaft mit der Königin Victoria genützt? Der nämliche Philipp V., der sich so sehr um die Krone Carlos' II. bemühte, sei Frankreich nicht sehr angenehm gewesen, und es sei überflüssig, an Bernadotte zu erinnern, den Erbprinzen von Schweden, und an Murat, der 1814 gegen seinen frühern Meister und Beschützer Napoleon I. gekämpft. Die Dankbarkeit in der Politik sei ein leeres Wort; was verdanke übrigens Prinz Leopold Preußen? Durchaus nichts; er verdanke alles dem Willen der spanischen Cortes. Die preußische Regierung habe sich in die Unterhandlungen nicht gemischt; und der König von Preußen sei überrascht gewesen, als der Prinz, welcher mündig sei, ihm aus Höflichkeit seinen endgültigen Entschluß in Ems mitgetheilt habe. Uebrigens habe ihm der Prinz selber mehr als einmal gesagt: „Ich kenne nicht die Meinung in Spanien, aber hier in Deutschland glaubt jedermann, der sich mit auswärtiger Politik beschäftigt, daß die Iberische Halbinsel durch ihre geographische Lage und durch ihre besondern Bedingungen mit der Betheiligung an den europäischen Verwickelungen nichts gewinnen, aber viel verlieren kann. Der Leitstern seiner Politik müßte eine strenge Neutralität sein." Die Heirathen von 1846 seien ein beredtes Beispiel dessen, was die Nationen verlieren können, wenn sie im gegebenen Augenblick nicht auf der Höhe der Situation stehen. Spanien wäre heute vielleicht glücklich unter der Herrschaft Isabella's II., wenn nicht eine kindische Furcht vor England die Verheirathung Isabella's mit dem Herzoge von Montpensier verhindert hätte. Wenn man jede Art von Abgeschmacktheiten erfinde, um einen Candidaten herabzusetzen, der die mit dem Rufe: „Nieder mit den Bourbonen!" begonnene Septemberrevolution darstellen könnte, sei dieser vielmehr unter den katholischen Fürsten der einzige, in dessen Adern kein bourbonisches Blut fließe und der überdies noch mit einer Infantin von Portugal verheirathet sei.

Daß bei der Candidatur des mit den meisten regierenden Häusern verwandten, aber doch nirgends zur Thronfolge berechtigten Prinzen Leopold jeder Gedanke der Feindseligkeit gegen irgendeine Macht ausgeschlossen, daß die spanische Regierung ohne den geringsten Einfluß eines auswärtigen Cabinets verfahren sei, dies hob der Minister des Auswärtigen, Sagasta, in einem Rundschreiben vom 7. Juli an die spanischen Vertretungen im Auslande mit größtem Nachdrucke hervor. Und an demselben Tage wies er die Beschwerden des französischen Gesandten in Madrid, Hrn. Mercier de Lostende, aufs ent-

Digitized by Google

schiedenste zurück. Daß dieser sich völlig überrascht durch die Candidatur anstellte, erregte viel Spott bei seinen Collegen im diplomatischen Corps. Mir selbst sagte damals z. B. der italienische Gesandte, Hr. Cerruti: „Ich kann mir alles gefallen lassen, was man gegen diese Candidatur sagen mag, aber ich muß mit aller Kraft dagegen protestiren, daß wir durch dieselbe überrascht worden seien." Als nun Hr. Mercier dem auswärtigen Minister sein Erstaunen ausdrückte, daß die spanische Regierung ihre Blicke auf einen preußischen Prinzen gerichtet und nicht zuvor ihn selbst oder seine Regierung in Paris hiervon in Kenntniß gesetzt habe, und ihm unumwunden zu verstehen gab, das Tuileriencabinet werde niemals in eine solche Lösung willigen, antwortete Sagasta, die spanische Regierung bedauere, nicht der französischen zu Willen sein zu können, die gegen alle seitherigen Combinationen gewirkt und ausschließlich die bourbonische Restauration beschützt habe. „Frankreich", sagte er, „oder besser, Napoleon will ein Unmögliches, eine Beleidigung für die Spanier, eine Erniedrigung für die revolutionäre Regierung, eine Sache, die, wenn sie heute leicht und möglich wäre, morgen sich in ein großes Unglück für dieses Volk verwandeln würde. Napoleon will blos die Restauration Don Alfonso's, und dies ist in jeder Beziehung absurd, dies wird nie zugegeben werden. Wenn die Regierung des Kaisers einen Augenblick die wiederholten Beweise der Loyalität und Sympathie Spaniens vergißt, so wird sich Spanien nur noch um das kümmern, was gerecht ist, und trotz des Bedauerns über die Empfindlichkeit seines Freundes und Verbündeten die Plane ausführen, die ihm angemessen scheinen, ohne daß das Streben nach Frieden und Eintracht dasselbe seine Würde und das Recht vergessen läßt, das es besitzt, sich mit völliger Unabhängigkeit zu organisiren und zu constituiren." Diese Erklärungen Sagasta's entsprachen nur den Beschlüssen des tags zuvor abgehaltenen Ministerrathes, die Candidatur Hohenzollern's unter allen Umständen aufrecht zu halten. Ein ähnlicher Geist waltete auch in dem ständigen Kammerausschusse, der sich während der Nacht berathen hatte. In demselben wurde zunächst ein Schreiben verlesen des Inhalts: „Auf Weisung Sr. Hoheit des Regenten wird der Ausschuß ersucht, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, damit die Cortes am 20. d. M. zusammentreten können." Hiergegen protestirte nun der Republikaner Pi y Margall zwar als gegen einen Eingriff in die Rechte der Cortes, die ausschließlich über ihre Wiedervereinigung zu entscheiden hätten. Aber Rivero bat, indem er zugab, daß die Form des Schreibens nicht die passendste sei, man möge sich nicht bei einer bloßen Formfrage aufhalten, und der ganze Ausschuß beruhigte sich, als der Kammerpräsident erzählte, der letzte Ministerrath in der Granja habe bis morgens 6 Uhr gedauert, und man habe dann einfach einem Secretär die Abfassung des Schreibens überlassen. Martos und Pi y Margall verlangten sodann nähere Aufklärungen über die Unterhandlungen, die sich die Regierung jedoch im Hinblick auf den augenblicklichen Stand der Dinge zu geben weigerte. Martos erklärte es nun für eine patriotische Pflicht, alles zu thun, damit die Cortes am 20. Juli sich vereinigen könnten.

Inzwischen hatte Frankreich bereits sein unumwundenes Veto gegen die hohenzollernsche Candidatur eingelegt. Am 6. Juli gab der Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, auf die Anfrage einiger Abgeordneten über diese Candidatur im Gesetzgebenden Körper die Antwort, Marschall Prim habe dem Prinzen von Hohenzollern die spanische Krone angeboten, diese sei angenommen; die französische Regierung werde nicht dulden, daß eine deutsche Macht einen ihrer Söhne auf den spanischen Thron setze; sie vertraue der Einsicht des deutschen Volkes und der Freundschaft des spanischen; sollte jedoch ihre Erwartung nicht erfüllt werden, so werde sie ihre Pflicht thun. Diese herausfordernde, das Ehrgefühl der Spanier schwer verletzende Sprache Frankreichs erregte die Volksleidenschaft dermaßen, daß die Regierung wol wagen durfte, an der Candidatur trotz aller Gefahren festzuhalten. Selbst für die Republikaner war es fast unmöglich geworden,

Oppoſition gegen dieſe Candidatur zu machen, die mit einem mal zu einer nationalen Angelegenheit geworden war.

Man faßte in der Regierung bereits die Nothwendigkeit ins Auge, das Recht Spaniens im Kriege zu vertheidigen. Admiral Polo, ſpäter Geſandter in Waſhington, wurde dem Prinzen Leopold zur Verfügung geſtellt und verſchiedene Vertrauensmänner der Regierung an die auswärtigen Höfe geſandt, um die allgemeine Stimmung und Lage zu erforſchen. Unter dieſen Vertrauensmännern befand ſich das Cortesmitglied A. von Marcoartu. Dieſer hatte früher im Verein mit Olózaga, Prim, Sagaſta und Zorrilla für die Iberiſche Union gewirkt und war bemüht geweſen, jede andere Candidatur als diejenige Dom Fernando's, beſonders aber diejenige des Herzogs von Montpenſier und des Herzogs von Genua zu vereiteln. Auf der Durchreiſe in Liſſabon empfahl er jetzt wieder auf eigene Fauſt die Annahme der ſpaniſchen Königskrone ſeitens Fernando's als beſte Löſung, um den europäiſchen Krieg und die Verwickelungen zu vermeiden, welche derſelbe nicht blos für Spanien, ſondern auch für Portugal herbeiführen mußte. Viele portugieſiſche Staatsmänner billigten dieſen Gedanken; aber die Bemühungen Marcoartu's und ſeines Geſinnungsgenoſſen, des ſpaniſchen Geſandten Fernandez de los Rios, ſcheiterten zu Anfang an der Thatenunluſt des alten Saldanha, der ſich nicht überreden ließ, neue Cortes zu berufen. Doch überreichte derſelbe wenigſtens in einem Rathe der königlichen Familie und des Cabinets Dom Fernando einen an ihn gerichteten Brief Marcoartu's, in welchem auf die Gefahren eines allgemeinen Brandes für die Halbinſel aufmerkſam gemacht und bemerkt war, daß dieſelben alſobald verſchwinden würden, wenn Fernando nach Spanien ginge. Zugleich trug Saldanha ein eigenes Expoſé über die politiſche Lage Portugals vor, in welchem er ausführte, daß es für den Beſtand der Dynaſtie wichtig ſei, die Conflicte des Krieges zu vermeiden. Dom Fernando ſchwankte; er hegte die alten Bedenken gegen die Annahme des ſpaniſchen Thrones, er fürchtete ſich andererſeits vor ſeiner Verantwortlichkeit, wenn der Krieg ausbreche. Doch nahm er das Schreiben Marcoartu's und das Expoſé Saldanha's entgegen und ſagte nur zu dieſem: „Jedenfalls wird es ſchon zu ſpät ſein.“ Zum Marquis von Ajeuja, Verwandten Saldanha's und Miniſter der öffentlichen Arbeiten, bemerkte er: „Was würde das Volk von Liſſabon ſagen?“ Hierauf begab er ſich mit dem Marquis von Ajeuja nach Cintra; dort widerſetzte ſich zunächſt ſeine Gemahlin, daß er die Krone annehme. Sie war noch gereizt durch die Verunglimpfungen, die ihr der Herzog von Montpenſier, als ihres Gatten Candidatur zum erſten mal auf die Tagesordnung geſetzt war, in gewiſſen madrider Blättern hatte zufügen laſſen; auch befürchtete ſie, am madrider Hofe nicht die von ihr begehrte geſellſchaftliche Stellung zu erlangen. Wie es ſcheint, wurde ſie hierüber doch noch beruhigt. Denn kaum war Hr. Marcoartu nach Madrid zurückgereiſt, ſo traf ein Telegramm aus Liſſabon ein, welches ankündigte, daß Fernando doch wahrſcheinlich noch annehmen werde. Allein gleich darauf langte auch die Nachricht an, daß Fürſt Anton von Hohenzollern im Namen ſeines Sohnes auf die Thronandidatur verzichte. Hr. Marcoartu hatte recht, auf dieſe Kunde den Anhängern der Iberiſchen Union zu ſagen: „Wir haben alles verloren; Dom Fernando wird nicht annehmen, nachdem die Urſache des Krieges beſeitigt iſt.“ Denn unmittelbar darauf traf auch die endgültige und letzte Nachricht ein, daß Dom Fernando ſich entſchiedener als jemals weigere, die ſpaniſche Krone anzunehmen.

Die Verzichtleiſtung des Fürſten Anton war weſentlich bewirkt worden durch Schritte, welche ein anderer ſpaniſcher Diplomat, Olózaga, nicht weniger eigenmächtig als Marcoartu unternommen hatte. Statt nämlich die Aufträge ſeiner Regierung beim Tuilerienhofe auszuführen und für die hohenzollernſche Candidatur ein gutes Wort einzulegen, erlaubte ſich Olózaga, unmittelbar einen dringenden Brief an den Fürſten Anton von Hohenzollern zu ſchicken, in welchem er dieſem alle Gefahren und Nachtheile der Candidatur

seines Sohnes vorstellte und ihn beschwor, Spanien, Frankreich und Deutschland nicht in eine Schwierigkeit zu stürzen, welche keinen Ausgang habe. Er muß sich außerordentlich glücklich gefühlt haben, als er bereits am 12. Juli dem französischen Minister Gramont die tags zuvor erfolgte Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern amtlich mittheilen konnte. Der Biedermann ahnte nicht, daß jetzt die französische Regierung, wie der Herzog von Gramont dem Lord Lyons an dem nämlichen Tage gestand, in großer Verlegenheit war, weil man die öffentliche Meinung in Frankreich bereits so aufgeregt hatte, daß das Ministerium seinen Sturz befürchten mußte, wenn es in der Kammer die Angelegenheit als erledigt ankündigte, ohne vollständigere Genugthuung von Preußen erlangt zu haben. Es war ihm trotz seiner Vertrautheit in den Tuilerien, die ihm zu Madrid den Spottnamen „Kammerdiener Napoleon's" zugezogen hatte, entgangen, daß die kaiserliche Regierung, die entweder den Krieg mit Deutschland oder eine schmähliche Demüthigung desselben brauchte, sich der spanischen Angelegenheit lediglich als eines Vorwandes bediente. Olózaga berichtete voll Selbstgefühls nach Madrid, daß dank seinen Bemühungen durch den Rücktritt des Prinzen Leopold die ursprüngliche Ursache des Streites beseitigt und Spanien aus der Frage ganz herausgetreten sei. In Madrid selber war man am Ende auch zu froh, mit guter Art davongekommen zu sein, als daß man sich aufgelegt gefühlt hätte, Olózaga wegen seines eigenmächtigen Eingreifens Vorwürfe zu machen. Am 13. Juli theilte die Regierung den Mächten mit, daß sie den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern angenommen habe; zwei Tage darauf machte der Kammerpräsident bekannt, daß die zur Königswahl berufene Versammlung der Cortes vertagt sei, und am 26. schließlich erklärte die Regierung ihre Neutralität in dem Deutsch-Französischen Kriege. In der Einleitung zu dem auf die Neutralität Spaniens bezüglichen, am 31. Juli im Amtsblatte veröffentlichten Decret sagte Sagasta: „Als die Erhebung des Prinzen Leopold auf den Thron Spaniens zu schweren Verwickelungen in Europa Anlaß zu geben schien, beeilte sich die Regierung Ihrer Hoheit, allen Mächten die aufrichtigsten Erklärungen über ihr Verhalten in dieser Sache und über die Bedeutung der hohenzollernschen Candidatur zu geben, in dem Wunsche, diese möchte nicht als Ursache der Spannung in den Beziehungen zwischen gewissen Staaten angeführt werden können, die uns in einen allgemeinen Krieg zu verwickeln schien. Aber obwol von allen die Richtigkeit ihrer Auseinandersetzung und die Loyalität ihrer Absichten anerkannt wurde, so hatte sie doch nicht das Glück, daß ihre Stimme die entgegengesetzten Interessen versöhnte und die erweckten Empfindlichkeiten beruhigte. Die Regierung Ihrer Hoheit ließ sich hierdurch nicht entmuthigen; sie fuhr in ihrer Aufgabe mit größerer Hoffnung fort, obwol leider nicht mit besonderm Erfolge, als sie, nachdem Prinz Leopold die Genehmigung, ihn als Candidaten vorzuschlagen, zurückgenommen, jeden Beweggrund zu Beschwerden zwischen Frankreich und Preußen erloschen glaubte. Die Bemühungen der spanischen Regierung sind vergeblich gewesen, vergeblich auch die edle Absicht anderer großer Nationen, welche mit größerm Einfluß, wenn auch nicht mit bessern Wünschen und mehr Entschiedenheit als Spanien, einen Conflict von unberechenbaren Folgen zu vermeiden sich bemühten. Spanien, das kein internationales Interesse in dem Streit hat, das von allen Staaten sein vollkommenes Recht, sich zu constituiren, anerkannt sah und die Sicherheiten erhielt, daß seine Grenzen, seine Unabhängigkeit und Würde geachtet werde, muß auch dieselbe neutrale Haltung einnehmen, welche die übrigen Mächte Europas zu beobachten beschlossen haben." Es wird dann noch bemerkt, daß hiermit alle politischen Parteien und alle Schichten der Gesellschaft einverstanden seien.

In der unabhängigen Presse klang zwar noch geraume Zeit der Groll darüber nach, daß Napoleon bei diesen letzten Verwickelungen Spanien eine so gar traurige Rolle hatte spielen lassen. Besonders das Organ der Demokratie, der „Imparcial", hob nachdrücklich

hervor, die ganze europäiſche Preſſe tadele Frankreichs leichtfertiges Drängen zum Kriege, und Spanien ſei nach dem Auftreten Napoleon's dieſem nicht zu Dank und Freundſchaft dafür verpflichtet, daß er ſich ſeiner blos als eines Vorwandes zum Kriege bedient habe. Als die Nachricht einlief, daß hier und dort im Süden Frankreichs die ſpaniſchen Conſulate beſchimpft worden ſeien, hatte die Regierung alle Mühe, die franzöſiſche Geſandtſchaft vor Gewaltthätigkeiten des Volkes zu ſchützen. Der franzöſiſche Geſandte freilich beeilte ſich, die Vorgänge in ſeiner Heimat auf Misverſtändniſſe zurückzuführen. Auch floß Olózaga in ſeinen Berichten über vom Lobe der freundſchaftlichen Geſinnungen des Kaiſers der Franzoſen für Spanien. Aber er war ein ſehr verdächtiger Zeuge, da er eben jetzt, zur Beſchämung aller Spanier, die noch ein Gefühl für nationale Würde hatten, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion annahm. Die liberale Preſſe forderte die Regierung zur Wachſamkeit über Olózaga auf, dem mehr oder weniger deutlich vorgeworfen wurde, er ſpinne allerlei Ränke, um ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Frankreich und Spanien zu Stande zu bringen. Inzwiſchen hatte Olózaga nicht verhindern können, daß der Herzog von Gramont in ſeinem Rundſchreiben an die diplomatiſchen Vertreter Frankreichs vom 21. Juli der ſpaniſchen Regierung wiederum in einer nichts weniger als ehrenvollen Weiſe erwähnte. Es war hier die Rede von einem „Plan, insgeheim die Sache auf den Punkt zu führen, wo die Candidatur eines preußiſchen Prinzen plötzlich den Cortes verkündigt würde; Europa ſollte einer vollendeten Thatſache gegenüberſtehen"; ſchon im März 1869 habe Benedetti in Berlin erklärt, „daß wir es nicht zulaſſen könnten, daß ein preußiſcher Prinz jenſeit der Pyrenäen regiere". Es waren alſo hier die conſtituirenden Cortes mit einer wahrhaft ſouveränen Geringſchätzung behandelt, und Spanien als Theilnehmer an einer gegen Frankreich gerichteten Intrigue hingeſtellt. Eine in würdigem und feſtem Tone abgefaßte Note Sagaſta's verlangte Erklärungen über dieſe für Spanien ſo verletzenden Aeußerungen, obwol der franzöſiſche Geſandte ſich alle Mühe gab, die madrider Regierung von dieſem Schritte abzuhalten, indem er verſprach, das Tuileriencabinet werde die gewünſchten Erklärungen freiwillig geben. Offenbar ſpielte Frankreich ein täglich verdächtigeres Spiel gegen Spanien. Einerſeits verſicherte man die madrider Regierung ſeiner Sympathien, andererſeits ſtellte man ſich in öffentlichen Urkunden an, von Spanien hintergangen worden zu ſein. Man wollte ſich offenbar, wenn der Krieg mit Deutſchland glücklich für Frankreich ausfiel, eine Hinterthür zur Einmiſchung in die ſpaniſchen Angelegenheiten ſichern. Solche Abſichten konnten durch niemand beſſer gefördert werden als durch Hrn. Olózaga, der alsbald von Paris die Verſicherung der freundſchaftlichen Geſinnungen Napoleon's überſchickte, aber nichts davon meldete, daß der Herzog von Gramont ſeine ehrenrührigen Ausdrücke zurückgenommen habe. Noch während des ganzen Verlaufes des Deutſch-Franzöſiſchen Krieges ſchien ſich Olózaga mehr als einen Diener der Tuilerien, beziehungsweiſe Frankreichs denn ſeines Vaterlandes zu betrachten. Bis in die Mitte Auguſt hinein theilte er ſeiner Regierung, ohne bei irgendjemand Glauben zu finden, fortwährend mit, daß die Kaiſerin Eugenie in den Straßen von Paris immer noch mit Jubel begrüßt werde, daß die ſeither gelieferten Schlachten keine große Bedeutung hätten und daß die Bevölkerungen Frankreichs von dem beſten Geiſte beſeelt ſeien. Ganz anders beurtheilte man in Madrid ſelbſt die Lage und den Einfluß der Kriegsereigniſſe auf die Geſchicke Spaniens. Tief entmuthigt waren die Anhänger der bourboniſchen Reſtauration, die alle ihre Hoffnungen auf franzöſiſche Siege geſetzt hatten. Die Karliſten zwar mochten Napoleon wol anfangs eine gewiſſe Demüthigung gönnen, weil er ſo ſtolz den ihm angebotenen Beiſtand von Don Carlos zurückgewieſen; aber nun war auch ihre Hoffnung auf lange verloren gegangen, unter Napoleoniſchem Schutze einen neuen Aufſtand in Nordſpanien verſuchen zu können. Die Anhänger Iſabella's, die, wie die Sprache ihres Blattes, „Epoca", zeigte, durchaus

das Parteiinteresse über die Ehre des Vaterlandes stellten, bereuten jetzt bereits, daß sie das Tuilerieneabinet gegen ihre eigene Regierung aufgehetzt hatten, indem sie dieser die Befugniß absprachen, im Namen des Landes aufzutreten und Gramont's Herausforderungen zurückzuweisen. Es verdient wol der Geschichte überliefert zu werden, daß in jener kritischen Zeit, am 25. Juli, die „Epoca" den Muth gehabt hatte, wörtlich zu schreiben: „Die kaiserliche Regierung darf die Sache Isabella's und ihres Sohnes nicht opfern, und wenn Napoleon sich zwischen der spanischen Regierung und den Interessen von Donna Isabella von Bourbon zu entscheiden hat, so muß er sich entschlossen auf die Seite dieser letztern stellen." Dagegen machten die Progressisten und Demokraten jetzt gar kein Geheimniß mehr aus ihren Sympathien für Deutschland. Und die Republikaner, welche gleich zu Beginn des Krieges durch ihr größtes Organ, die „Republica Iberica", erklärt hatten: „Als Angehörige der lateinischen Rasse sollten wir den Triumph der französischen Waffen wünschen; aber als civilisirte Menschen wünschen wir den Sieg des rationalistischen Volkes über das katholische; als Liberale wünschen wir den Sieg der individualistischen Rasse über die autoritative und centralistische" — die Republikaner jubelten jetzt darüber, daß „mit der Niederlage der Franzosen, welche diesmal auf die Sympathien aller Reactionäre der Erde zählten, das Kaiserreich und das Papstthum eine tödliche Wunde erhalten habe".

In der ersten Woche des August bereits, da niemand mehr zweifelte, daß das zweite Kaiserreich verloren sei, erklärten sich die republikanischen Clubs und Casinos in Permanenz. Die Führer knüpften Unterhandlungen mit Ledru-Rollin und Mazzini an, welche eine gleichzeitige Schilderhebung der Republikaner in den lateinischen Ländern bezweckten. Uebrigens gab ihnen der Demokrat Rivero, der sich denselben wie seine Parteigenossen Martos und Moret nun auf einmal wieder näherte, den vernünftigen Rath, ihr Hoffen nicht auf gewaltsame Erhebungen und nicht auf eine Ueberrumpelung der öffentlichen Meinung zu setzen; die Republik in Spanien dürfe nicht das Werk bloßer Nachäffung französischer Vorgänge, sondern nur das Ergebniß des freien Volkswillens sein, wie sich derselbe durch seine verfassungsmäßigen Organe ausspreche. Auch begriff wenigstens Castelar die Nothwendigkeit, vor allem mit Prim zu rechnen, der seinerseits sich anstellte, als willige er in das Verlangen der Republikaner nach alsbaldiger Einberufung der Cortes, sowie in die ihm schon vor einem Jahre gestellten Bedingungen: Trennung zwischen Staat und Kirche, Abschaffung der Conscription, Verwandlung des Heeres in eine nationale Miliz. Ehrlicher als Prim, machte Sagasta kein Geheimniß aus seinem Verdruß über die Fortschritte des Republikanismus; er klagte offen über die schlechten Monarchisten, die sich von einem Tage zum andern in Republikaner verwandelten, während doch die Republik nichts anderes bringen könnte als Unordnung. Er erhob den Ruf, alle monarchisch Gesinnten müßten sich jetzt vereinigen, um den Republikanern die Stirn zu bieten, und überzeugte wenigstens die Conservativen von der Nothwendigkeit, jedes republikanische Pronunciamento unverzüglich mit aller Macht zu unterdrücken. So hatte denn das Directorium der republikanischen Partei, das sich nach dem Sturze des Kaiserreiches am 4. Sept. auch in Permanenz erklärt hatte, guten Grund, die Parteigenossen fortwährend zur Ruhe und Mäßigung zu mahnen. An Stelle ernsthafter Thaten sind jetzt auch wieder nur ziemlich bedeutungslose Kundgebungen und Manifeste der Partei zu verzeichnen. Es sprach übrigens nicht gerade zu Gunsten der Urtheilsfähigkeit der letztern, daß sie, die bis zum 4. Sept. Deutschland als den Vorkämpfer der europäischen Freiheit gepriesen hatte, jetzt auf einmal, weil die deutschen Heere nicht vor dem Namen der französischen Republik die Flucht ergriffen, die Deutschen als Barbaren beschimpfte, und daß selbst ein Castelar zu Aeußerungen sich verleiten ließ, es werde den begeisterten

Republikanern ein Leichtes sein, die deutschen Horden über den Rhein zurückzutreiben, um alsdann die allgemeine Republik zu begründen. Das Directorium der republikanischen Partei begrüßte die neue Regierung Frankreichs mit folgender Zuschrift: „Die republikanische Minderheit der spanischen Cortes begrüßt in euch den Sieg des Rechtes und den Beginn einer neuen Aera der Freiheit und des Friedens in ganz Europa. Seid versichert, daß im Namen der Republik aller von den Königen ausgesäete Haß verschwinden, daß künftig das ganze europäische Festland ein einziges Volk, und daß alle Nationen eine einzige Familie bilden werden. Gruß und Brüderschaft." Uebrigens gelang es nur schlecht, die eingewurzelte Abneigung der Volksmassen gegen die Franzosen zu überwinden. Aufzüge mit französischen Fahnen, Phrygischen Mützen, dem Absingen der Marseillaise ließen die Bevölkerung ganz kalt. Und es mußte die Begeisterung des republikanischen Directoriums vollends abkühlen, als ein Abgesandter der Republikaner seinen Gesinnungsgenossen nach einer Unterredung mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Jules Favre, mittheilte, dieser rathe ganz entschieden ab, jetzt die Republik in Spanien auszurufen; derselbe setze seine Hoffnung mehr auf die Freundschaftsdienste der neutralen Mächte als auf die moralische oder materielle Unterstützung der lateinischen Zukunftsrepubliken. Dies war freilich ganz und gar nicht nach dem Sinne der eigentlichen Actionspartei, welche den Mitgliedern des Directoriums, Figueras, Pi y Margall und Castelar bereits vorzuwerfen anfing, sie hätten durch ihre Ermahnungen zur Mäßigung den guten Augenblick versäumt, und damit drohte, auf eigene Kraft sich zu erheben.

Um die Ungeduld dieser Dränger einigermaßen zu beschwichtigen, gab das Directorium am 25. Sept. ein zweites Manifest aus, das freilich im Grunde nur die Wiederholung des ersten war, wenn man von einigen unnützen Redensarten absieht, wie: „Der Absolutismus des Nordens liegt im Kampfe mit der Freiheit des Südens", „die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern ist ein Ausfluß der machiavellistischen Politik Preußens", „der königliche Sieger will mit seinem von lateinischem Blute triefenden Degen die Karte Europas ändern" u. s. w. Es wurde hier überdies aufs neue dringend der Zusammentritt der Cortes verlangt als Bürgschaft der ungeschmälerten Souveränetät des Volkes, und zum Schluß als Ideal aufgestellt die föderalistische iberische Republik, der Kern der künftigen lateinischen Republiken. Von geringer Bescheidenheit zeugten die Behauptungen, daß von der spanischen Rednerbühne schon so viel Anregung über Europa ausgegangen und daß die Septemberrevolution der Beginn der allgemeinen Bewegung Europas gewesen sei.

Inzwischen suchte der unternehmende Patriarch der republikanischen Partei, Orense, den thatendurstigen Actionsmännern eine Bahn zu eröffnen, indem er in Südfrankreich die Bildung einer spanischen Legion für die französische Republik unternahm, mit der es freilich lange Zeit nicht recht vorwärts gehen wollte. Während der alte Orense fortfuhr, sich den seltsamsten Täuschungen hinzugeben und von einer Million Streiter im Süden Frankreichs zu faseln, die demnächst den Deutschen vor Paris den Garaus machen werden, meldete der sonst sehr exaltirte xereser Abgeordnete Paul y Angulo nach Madrid, daß für die Spanier weder Geld noch Waffen in Tours vorhanden seien. Auch durch den zufälligen Umstand, daß um diese Zeit Barcelona, der Hauptherd der republikanischen Agitation, infolge des Gelben Fiebers ganz entvölkert war und die Furcht vor dem nämlichen unheimlichen Gaste in allen größern Hafenstädten: Valencia, Malaga, Sevilla, Cadix, herrschte, sah sich die Actionspartei augenblicklich ganz gelähmt.

Wie die Republikaner, so schöpften auch die Anhänger des Herzogs von Montpensier noch einmal Hoffnung aus dem Scheitern der hohenzollernschen Candidatur und aus den Gefahren und Verlegenheiten, welche Prim mit derselben über Spanien gebracht. Sie verlangten schleunigen Zusammentritt der Cortes, in welchen sie aufregende und die Re-

gierung bloßſtellende Verhandlungen über die letzten Ereigniſſe veranlaſſen wollten, und richteten, als ihrem Verlangen beharrlicher Widerſtand entgegengeſetzt wurde, ihre Vorwürfe noch mehr als gegen die progreſſiſtiſchen Miniſter gegen Serrano, der unthätig in den reizenden Gärten der Granja luſtwandle, während das Vaterland in Gefahr ſei. Prim ſelbſt nahm in der Sitzung des ſtändigen Kammerausſchuſſes am 9. Aug. die offene Kriegserklärung an, welche von Rios Roſas im Namen der Unioniſten abgegeben wurde. Letzterer führte aus, die Regierung müſſe über die Unterhandlungen bezüglich der hohenzollernſchen Candidatur Rede ſtehen; das Interim könne unmöglich fortdauern; zudem ſei denkbar, daß Spanien durch die europäiſchen Verwickelungen aus ſeiner Neutralität hinausgedrängt werde. Den Unioniſten wurde von den Freunden Prim's entgegengehalten, ſie hätten es nur darauf abgeſehen, die gegenwärtige Regierung vor dem Lande empfindlich bloßzuſtellen; die Beendigung des Interims wäre für ſie natürlich identiſch mit der Thronerhebung Montpenſier's. Der Antrag auf Einberufung der Cortes wurde denn auch mit neun gegen fünf Stimmen verworfen; und auch ſpäter begnügte ſich die Mehrheit mit dem Antrage des Kammerpräſidenten Ruiz Zorrilla, der Ausſchuß ſolle ſich wöchentlich einmal verſammeln, um über den Gang der Politik zu berathen und die Frage immer aufs neue zu erwägen, ob die Cortes einzuberufen ſeien. Allein die Montpenſieriſten gaben ſich mit ihrer Niederlage im Kammerausſchuſſe nicht zufrieden. Sie ließen in den letzten Tagen des September ein Manifeſt an das ſpaniſche Volk vom Stapel. Daſſelbe war von Lorenzana ſehr geſchickt verfaßt, und außer von den Unioniſten Rios Roſas, Topete, Izquierdo noch von zwei Progreſſiſten und einem frühern Republikaner unterzeichnet. Zwar etwas maßvoller als das republikaniſche, war dieſes Manifeſt im Grunde doch eine nicht weniger ſchwere Anklage der Regierung und beſonders Prim's, der ſich in allem lediglich durch perſönliche Abſichten leiten laſſe. Es wurde hier den Progreſſiſten vorgeworfen, daß ſie jetzt, ohne Rückſicht auf die Ehre Spaniens, ihre Hoffnung auf einen europäiſchen Congreß ſetzten, der für den Thron Spaniens ſorgen ſolle. Der angebliche Zweck des Manifeſtes war, den Zuſammentritt der Cortes zu veranlaſſen, der geheime, eine eigentliche montpenſieriſtiſche Partei im Lande zu bilden. Außerdem wuchs die Befürchtung, die Montpenſieriſten würden ſich nicht darauf beſchränken, ihre Sache im Congreßſaale zu verfechten. Schon ſeit einiger Zeit hatten ſie Heer und Flotte bearbeitet. Der unternehmendſte Anhänger Montpenſier's, General Izquierdo, hatte Prim in öffentlichen Blättern den Fehdehandſchuh hingeworfen, und der eigentliche militäriſche Führer der Unioniſten, Caballero de Rodas, den Prim als Generalkapitän in Cuba hatte unſchädlich machen wollen, erklärte, er bleibe nicht mehr auf ſeinem Poſten, weil er „weder mit der Politik in Cuba noch mit derjenigen im Mutterlande einverſtanden ſei".

Um dem Andrängen ſowol der Montpenſieriſten als der Republikaner bis zum feſtgeſetzten Termin des Wiederzuſammentrittes der Cortes widerſtehen und zugleich die internationalen Pflichten erfüllen zu können, welche ſie mit der Erklärung der Neutralität Spaniens im Deutſch-Franzöſiſchen Kriege übernommen hatte, mußte die Regierung Prim's mehr Gewandtheit, Wachſamkeit und Thatkraft entwickeln als jemals. Im Anfange hatte man ſich mit der Hoffnung getragen, ſich mit Portugal über eine ſogenannte „Peninſularpolitik" vereinbaren zu können; allein die Schwankungen des Cabinets Saldanha ließen von dieſer Seite keine ernſthafte Unterſtützung Spaniens erwarten. Um ſo mehr machte man ſich die äußerſte Zurückhaltung gegenüber den allgemein europäiſchen Ereigniſſen zum Geſetz. Man wurde hierin nicht erſchüttert durch die dithyrambiſchen Telegramme Olózaga's, der, nachdem er bisjetzt den willfährigen Diener in den Tuilerien gemacht, eine Stunde nach der Flucht der Kaiſerin Eugenie aus Paris ſeiner Regierung meldete, nunmehr, ſeit dem Sturze des Kaiſerreiches, ſeien die Franzoſen unüberwindlich. Im ſtändigen Kammerausſchuſſe gab Sagaſta die Erklärung ab, daß Spanien die fran-

zösische Republik vorläufig nicht anerkannt habe, obwol es sich in seinem Verhältniß zu derselben durch seine freisinnigen Ueberzeugungen leiten lassen werde, und daß Hr. Olózaga bei derselben zunächst nur das Amt eines officiösen Agenten bekleide. Letzterer aber kümmerte sich wenig um die unzweideutigen Erklärungen und Weisungen seines Vorgesetzten. Wie er während des hohenzollernschen Handels sich herausgenommen hatte, ohne Vorwissen seiner Regierung an den Fürsten Anton zu schreiben und ihn zur Abdankung namens seines Sohnes zu drängen, wie er, beauftragt von seiner Regierung, über die Kriegsvorgänge zu berichten, sich trotz seiner Eigenschaft als Vertreter einer neutralen Macht nicht gescheut hatte, alles Schlimme über das deutsche Heer zu sagen und zuerst das Lob der kaiserlichen, dann der republikanischen Regierung zu singen, so benachrichtigte er jetzt aus eigener Machtvollkommenheit den französischen Minister des Auswärtigen, Jules Favre, er habe Auftrag von seiner Regierung, in amtliche Beziehungen zur Regierung der französischen Republik zu treten; und nach Madrid theilte er kurzweg mit, er werde Paris verlassen, um, wie die übrigen Mitglieder des diplomatischen Corps, sich nach Tours zu begeben, wo er wünsche, für den Frieden zu wirken. Dies war denn doch ein zu unerhörtes und die Ehre des Landes zu sehr bloßstellendes Vorgehen, als daß die Regierung dasselbe nicht hätte strafen müssen. In einem ministeriellen Blatte wurde gesagt: „Wenn Hr. Olózaga, dessen Ruf als Diplomat während seiner Geschäftsführung in Paris eben nicht sehr hoch gestiegen ist, wenn Hr. Olózaga, seinen Charakter und sein Amt als Vertreter beiseitesetzend, sich in seinen Mittheilungen über den Feldzug parteiisch zeigte; wenn Hr. Olózaga, der dem Kaiserreiche schmeichelte, solange dasselbe bestand, und der jetzt in seiner amtlichen Eigenschaft der Revolution schmeichelte, nachdem die Republik ausgerufen wurde, indem er in seinem Telegramm anzeigte, daß die Begeisterung neu erwacht und Frankreich gerettet sei; wenn Hr. Olózaga, der dem Vernehmen nach mit Absicht die Ueberreichung der Note des spanischen Cabinets an das französische über das Gramont'sche Rundschreiben verzögerte und die nationale Ehre schädigte; wenn Hr. Olózaga nach dieser Reihe von Ungeschicklichkeiten seinen Misgriffen die Krone in der gedachten Weise aufgesetzt hat, dann verdient er noch etwas mehr als einfache Absetzung." Diese wurde im Ministerrathe von Sagasta selbst beantragt; doch beschloß man auf den Vorschlag Prim's, Olózaga wenigstens noch vorher zu hören. Olózaga glaubte wieder mit seiner gewohnten Dreistigkeit durchzukommen; er gab dem Ministerium unumwunden zu, daß er mit vollem Bewußtsein, seinen Weisungen entgegen, die Regierung der französischen Republik anerkannt habe; er habe eben auf Grund seiner Beobachtungen in Paris selbst eine andere Ansicht von der Lage der Dinge gewonnen als die madrider Staatsmänner. Allein die Regierung konnte doch nicht umhin, ihm seine Entlassung als Gesandter in Frankreich zu geben, unter Anerkennung des von ihm bewiesenen „Eifers" und „Patriotismus". Am 7. Oct. war der ständige Kammerausschuß in der Lage, nochmals ausdrücklich die von der Regierung im Deutsch-Französischen Kriege bisher beobachtete Haltung zu billigen, nachdem Sagasta die interessante Mittheilung gemacht, die provisorische Regierung Frankreichs habe an die spanische das Ansinnen gestellt, unmittelbar bei Preußen im Sinne des Friedens zu vermitteln, die letztere habe aber angesichts ihres Verhältnisses zu den andern Mächten eine solche Verantwortung nicht auf sich nehmen können.

Die Rüstungen, welche man, wenn auch nur in bescheidenem Maße, zu Anfang der spanisch-deutsch-französischen Verwickelung im Heere vorgenommen hatte, kamen der Regierung Prim's immerhin zu statten, um während der ganzen schwierigen Zeit bis zum Wiederzusammentritt der Cortes den innern Gefahren die Stirn zu bieten. Socialistische Kundgebungen in Madrid in den ersten Augusttagen, offenbar veranstaltet vom Herzog von Montpensier, der die Losung ausgegeben, man müsse dem Interim ein Ende machen,

da das Volk Hunger habe, hörten alsbald auf, als Prim 15000 Mann, unter dem Vorwande der Gefahr eines Karlistenaufstandes, zur Verstärkung des Heeres einberief, die Besatzung der Stadt Madrid zum größern Theile der gefürchteten Guardia civil übertrug, und auch sonst alle Vorkehrungen traf, um Ruhestörungen im Keime zu ersticken. Entschieden in seinem Auftreten gegen die Montpensieristen, und namentlich entschlossen, dem Verlangen derselben nach einer außerordentlichen Cortessession zu widerstehen, machte er sonst nach allen Seiten Versprechungen und suchte alle über seine wirklichen Absichten irrezuführen. In der zweiten Hälfte des September, als Prim sowol die republikanische Actionspartei wie die Montpensieristen durch eine in Madrid abgehaltene Musterung über mehr als 30000 Mann Linie und Miliz geschreckt hatte, verbreiteten sich, offenbar auf seine Veranstaltung, Gerüchte von geheimen Planen, die auf die Herstellung der Iberischen Union abzielten. Auch in Portugal hieß es, der frühere Premierminister Saldanha, der, statt sich unmittelbar von Lissabon nach London auf seinen neuen Gesandtschaftsposten zu begeben, in Spanien einige Wochen verweilte und mit Prim und Olózaga Besprechungen hatte, habe sich mit Prim zur Herstellung der Iberischen Union verschworen. Es war bald in allen politischen Kreisen ernstlich die Rede davon, entweder werde diese Iberische Union eine republikanische Verfassung zur Grundlage haben, oder es solle Dom Fernando in Madrid, Dom Luis in Lissabon den Thron einnehmen. Und die Republikaner wetteiferten mit den Montpensieristen, diese letztere Lösung zu bekämpfen. Wenn die Republikaner in ihrem Eifer Ferdinand hauptsächlich deswegen für unmöglich erklärten, weil er eine Bürgerliche zur Frau habe, so nahm sich dies freilich nicht weniger sonderbar aus, als wenn sie Montpenster für unmöglich erklärten, weil er Franzose sei, während sie doch nicht aufhörten, die Franzosen ihre Brüder zu nennen. Auch der alte Plan, den Regenten mit den königlichen Attributen auszustatten, tauchte wieder auf, und es drängten sich überhaupt die Gerüchte über eine von Prim gefundene Lösung mit immer fieberhafterer Eile, je näher der Wiederzusammentritt der Cortes rückte. Aber nur das Gerücht sollte sich bewähren, das, in der letzten Woche des October, wieder den Herzog von Aosta als den Throncandidaten Prim's nannte.

Gewitzigt durch den Miserfolg der hohenzollernschen Candidatur, hatte Prim und seine Unterhändler diesmal das Geheimniß aufs sorgfältigste bewahrt. Schon unmittelbar nachdem der Deutsch-Französische Krieg erklärt und Spanien durch den Verzicht des Fürsten Anton von Hohenzollern aus der Verwickelung befreit worden war, schon vor dem 14. Juli war in dem vertrauten Kreise der Progressisten um Prim der Gedanke durchgedrungen, es müsse, bevor das Los des Krieges entschieden sei, für den Thron Spaniens gesorgt werden; und so war man wieder auf die Candidatur des Herzogs von Aosta verfallen, welche jetzt die meisten Anhänger Espartero's und der portugiesischen Candidatur ehrlich zu unterstützen versprachen. Hr. Marcoartu z. B., der unermüdliche Vertheidiger der letztern, der unter der Hand viel zum Scheitern der Candidatur des Herzogs von Genua beigetragen hatte, machte in England die erfolgreichsten Anstrengungen zu Gunsten dieser Lösung, und zwar so ganz im geheimen, daß selbst Hr. Rances, damals spanischer Gesandter in London, früher Moderado und dann Unionist, nichts von den Planen der progressistischen Regierung erfuhr. Als er mit Gladstone über die Angelegenheit sprach, antwortete ihm dieser: „Ich glaube, diese Wahl ist gut; der Herzog von Aosta ist ein freisinniger Mann, und es ist wirklich schwer, einen Freisinnigern auf dem Königsmarkte zu finden."

Kaum war die neue Throncandidatur in Madrid bekannt geworden, so stimmte die ganze, der Regierung zugängliche Presse begeisterte Loblieder auf den dem Volke ganz unbekannten Prinzen an. Dieselben Blätter, welche den Hohenzoller, den ernsten Deutschen,

Digitized by Google

als den rechten Mann geprieſen hatten, begrüßten nunmehr den unter dem ewig blauen Himmel Italiens geborenen Prinzen als Meſſias. Aber in den Cortes, die eben jetzt wieder zuſammengetreten waren, galt es, nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden. Eine Beſprechung der Cortesmehrheit am 2. Nov. lieferte kein beſtimmtes Ergebniß. Topete beklagte, daß man von der einzig vernünftigen Candidatur, derjenigen Montpenſier's, nichts wiſſen wolle, erklärte jedoch, er werde ſich fügen, wenn die Cortes den Herzog von Aoſta erwählten, mit andern Worten, er werde zwar nicht für denſelben ſtimmen, aber auch kein Pronunciamento gegen ihn machen. Madoz theilte mit, daß die Eſparteriſten zwar noch an ihrem Candidaten feſthielten, aber bei der zweiten Abſtimmung, wenn ſich die Mehrheit für den Herzog von Aoſta erkläre, auch für dieſen ſtimmen würden. Santa-Cruz erklärte im Namen der Unioniſten, daß dieſe Partei noch keinen beſtimmten Beſchluß gefaßt habe, ſie müſſe zuvor die amtlichen Urkunden prüfen. Dieſes Zögern der Liberalen Union war ſehr bedenklich. In der That machten auch die Führer der ſtrengern Fraction derſelben, Rios Roſas und Vega de Armijo, die ſchon den ganzen Sommer hindurch Prim's Politik bekämpft hatten, in der Cortesſitzung vom 3. Nov., in welcher Prim Rechenſchaft über ſeine Unterhandlungen bezüglich der Candidatur Hohenzollern's und derjenigen des Herzogs Aoſta ablegte, offene Oppoſition, indem ſie darauf beſtanden, daß man über die neue Candidatur verhandle und die amtlichen Urkunden über dieſelbe prüfe. Ihr Antrag wurde jedoch mit 101 gegen 55 Stimmen verworfen, und man beſchloß, daß am 16. Nov. die Königswahl ſtattfinden ſolle. Zuvor war mit ähnlichem Stimmenverhältniß ein von republikaniſcher Seite eingebrachtes Tadelsvotum gegen die Regierung verworfen worden, das Caſtelar in einer glänzenden Rede vertheidigte, in welcher er Prim leidenſchaftlich angriff, ihn des Mangels an allem politiſchen Scharfblick, an allem Gefühl für die Ehre ſeines Landes anklagte und die Candidatur Aoſta's als die am wenigſten berechtigte von allen darſtellte. Don Carlos vertrete wenigſtens das Princip des Abſolutismus, Alfonſo ſei von der Anhänglichkeit an alte dynaſtiſche Ueberlieferungen unterſtützt, Montpenſier ſei der Mann der Mittelklaſſen, Eſpartero ſei mit der Aureole ſeiner Siege geſchmückt, während Aoſta nichts aufweiſen könne als die Namen Liſſa und Cuſtozza und die Erinnerung an die machiavelliſtiſche Politik ſeines Hauſes. Dieſe republikaniſche Kriegserklärung gegen die Candidatur Aoſta's erwiderte Prim mit der Verſicherung, daß Amadeo als tapferer Soldat ſich nicht durch die Drohungen der Republikaner einſchüchtern laſſe.

Aus der Sammlung der auf die Unterhandlungen über die Candidatur des Herzogs von Aoſta bezüglichen Urkunden, welche in geheimer Sitzung der Cortes vorgelegt wurden, geht hervor, daß die officiellen Unterhandlungen Prim's mit Florenz in den letzten zehn Tagen des Auguſt begannen. Am 26. d. M. ſchrieb Prim an den ſpaniſchen Geſandten in Florenz, Montemar, es ſei bedauerlich, daß ſeine ſeitherigen Candidaturen geſcheitert ſeien; Victor Emanuel habe ſich ſtets geneigt bewieſen, Spanien einen König zu geben; der Herzog von Aoſta laſſe ſich wol noch beſtimmen, Montemar ſolle ihn bearbeiten. Aber dieſem war es bis zum 11. Oct. noch nicht gelungen, eine Unterredung mit Victor Emanuel über den Gegenſtand zu erlangen; und als die Unterhandlungen einmal im Gange waren, ſcheint ſich der Scharfſinn des florentiner Hofes noch längere Zeit in Auffindung aller denkbaren Schwierigkeiten erſchöpft zu haben, die ſich der Candidatur entgegenſtellen könnten. Prim muß wiederholt fragen, wie die Unterhandlungen ſtehen, und zum Abſchluß drängen; worauf Montemar nur antworten kann, er ruhe weder Tag noch Nacht und laſſe kein Mittel unverſucht. Je mehr Prim zur Entſcheidung drängt, deſto größere Vorſicht empfiehlt man ihm im Palazzo Pitti für die Unterhandlung mit dem Prinzen Amadeo ſelbſt. Dieſer antwortet lange Zeit ausweichend. Endlich läßt ihn der König nach Florenz kommen unter dem Vorwande eines Familienrathes mit den Prinzen Ca-

rignan und Humbert wegen des römischen Plebiscits. Humbert enthüllt seinem Bruder, um was es sich handelt; dieser widersteht; nun bringt auch sein Vater in ihn, und er wird schließlich entschieden durch einen Brief seiner Gemahlin, der Prinzessin Cisterna; jetzt spricht auch der Ministerrath, der lange gezögert hatte, seine Genehmigung aus; Montemar telegraphirt an Prim: „Sieg auf der ganzen Linie!" Er konnte am 2. Nov. folgende Erklärung des Herzogs von Aosta nach Madrid schicken: „Mit Zustimmung des Königs, meines Vaters, ermächtige ich Sie, Marschall Prim zu antworten, daß er meine Candidatur vorlegen kann, wenn er glaubt, daß mein Name die Freunde der Freiheit, Ordnung und constitutionellen Regierungsform vereinigen könne. Ich werde die Krone annehmen, wenn die Abstimmung der Cortes mir beweist, daß dieselbe der Wille des spanischen Volkes ist." Noch die Fassung dieser Erklärung war übrigens derart, daß die einfache, von dem Gesetze vorgeschriebene Stimmenmehrheit (176) in Florenz als nicht genügend zurückgewiesen werden konnte, ja daß selbst für den Fall, daß die Mehrheit, wie die Monarchisten hofften, bis auf 200 stiege, Amadeo die Freiheit gewahrt blieb, zu beurtheilen, ob dieselbe wirklich der Wille des spanischen Volkes sei. Unter allerlei Umschweifen gab Montemar in seinem letzten Telegramm an Prim zu verstehen, der Herzog von Aosta verlange, daß seine Wahl in den Cortes durch eine Abstimmung der Nation bestätigt werde, gemäß den Ueberlieferungen seiner Familie und dem Gebrauche freier Völker. Die Forderung eines Plebiscits hätte die Candidatur Aosta's in der letzten Stunde noch aufs äußerste gefährden können; denn Plebiscite ließen sich, wenigstens damals, in Spanien nicht so leicht machen wie in Italien; zum Glück ließ sich aber Aosta noch bestimmen, in einem eigenhändigen Schreiben kundzugeben, daß er schon die Abstimmung der Cortes als den echten Ausdruck des Volkswillens in Spanien anerkenne.

Auch eine Sammlung der Noten der auswärtigen Regierungen über die Candidatur Aosta's wurde den Cortes vorgelegt. Die vorsichtige Regierung von Florenz hatte darauf gedrungen, noch ehe sie ihr letztes Wort in der Sache spreche, über die Stellung der fremden Mächte zu der Frage aufgeklärt zu werden. Die meisten Regierungen nun sprachen sich dahin aus, daß sie eine vom übrigen Europa mit Beifall aufgenommene Candidatur begrüßten und aufrichtige Wünsche für das Gelingen derselben hegten. Nicht ganz konnte die provisorische Regierung von Tours in ihrer Erklärung vom 26. Oct. den Unmuth darüber unterdrücken, daß das monarchische Princip in dem Nachbarlande auf solche Weise gestärkt werden solle. Dieselbe lautete: „Die Regierung der Landesvertheidigung kann inmitten ihrer gegenwärtigen Schwierigkeiten und infolge ihrer Beziehungen zu den andern Staaten keine bestimmte Entscheidung bezüglich der an sie gerichteten Frage fassen. Doch ist die Candidatur des Herzogs von Aosta unter allen, die vom monarchischen Standpunkte gestellt werden konnten, die uns angenehmste. Aber getreu dem Bewußtsein ihres Ursprunges und dem Grundsatze des Volkswillens erkennt die Regierung der Landesvertheidigung die Entscheidung des Landes an, das gegenwärtig durch die Cortes vertreten ist." Die preußische Note vom 28. Oct. enttäuschte alle jene seltsamen Politiker sehr, welche noch immer von geheimen Einverständnissen zwischen Bismarck und Prim geschwatzt, Leopold von Hohenzollern für den immer noch bereit gehaltenen Candidaten ausgegeben und überhaupt die Einmischung Preußens in die Angelegenheiten sämmtlicher Völker in Aussicht gestellt hatten. Bismarck erklärte nämlich: „Wir sind die ersten gewesen, die (in einer Thronrede) das Recht anerkannten, das Spanien hat, selbst über seine Zukunft zu entscheiden. Wir werden uns heute von diesem Grundsatze nicht trennen und nicht das Beispiel nachahmen, das Frankreich vor dem Kriege gegeben hat, indem es sich in die innern Angelegenheiten Spaniens mischte und die Lösung derselben von der Zustimmung Frankreichs abhängig machte. Wir warten die Entschließungen ab, die Spanien in seinen eigenen Angelegenheiten faßt, und werden das

Ergebniß anerkennen, indem wir die aufrichtigsten Wünsche für sein Glück hegen." Selbst der Papst, der noch in diesem Frühjahre den Prinzen Alfonso confirmirt und Don Carlos immer seine Sympathien zu erkennen gegeben hatte, versprach, als ihn der spanische Geschäftsträger von der Candidatur des Sohnes des von ihm mit den Bann belegten Victor Emanuel in Kenntniß gesetzt hatte, am 5. Nov.: „er wolle inbrünstig Gott bitten, daß Spanien bei der Wahl eines Königs Ruhe und Wohlstand auf den festesten Grundlagen begründe, zum Heil des Landes und zur Förderung der Religion".

Die kurze Frist bis zum Tage der Königswahl benutzte Prim, hierin namentlich von dem Kammerpräsidenten Ruiz Zorrilla thatkräftig unterstützt, um die Gegner unter sich zu entzweien und möglichst viele für die neue Lösung zu gewinnen. Zu statten kam ihm hierbei, daß unter den Unionisten eben eine tiefgehende Spaltung eintrat, indem die jüngere Schule derselben, der es nur um die Rettung des monarchischen Princips im allgemeinen zu thun war, den Alten Rios Rosas, Vega de Armijo u. a., nicht in der unbedingten Verwerfung der italienischen Throncandidatur folgten. Prim durfte bald hoffen, etwa 20 Mitglieder dieser Partei zu sich herüberzuziehen, während die andern ihre Stimmen auf Don Alfonso oder Herzog Montpensier zersplitterten. Die Anhänger des letztern schüchterte Prim überdies durch die Drohung ein, die Verbannung Montpensier's gehöre nicht zu den Unmöglichkeiten. Die republikanischen Blätter, die freilich eine maßlos heftige Sprache führten, maßregelte er unerbittlich; und gegen Handstreiche der Actionspartei sicherte er sich, indem er nicht blos die Miliz und das Offiziercorps des Heeres durch Rundschreiben für die Candidatur Aosta's in Pflicht nahm, sondern auch auf allen Punkten, wo er der Bevölkerung nicht ganz sicher zu sein glaubte, die Besatzung verstärkte und Vorkehrungen traf, die einem förmlichen Belagerungszustande ziemlich nahe kamen. Von den übrigen Parteien brauchte er so gut als nichts mehr zu fürchten. Was machte es ihm aus, daß noch ein paar unverbesserliche Esparteristen an ihrem Candidaten festhielten, nachdem Espartero selbst seine Anhänger gebeten hatte, ihm nicht ihre Stimmen zu geben? Vor den Karlisten, die nicht minder als die republikanischen Actionsmänner bereit schienen, die Waffen zu ergreifen, brauchte er nicht zu zittern, da er über ihre Plane genau unterrichtet und vollkommen im Stande war, sie beim ersten Aufstandsversuche zu erdrücken. Schließlich konnte er über das Unterfangen des Führers der Neukatholiken, Nocedal, lachen, einen Protest der „Katholiken" gegen den Sohn des tyrannischen Eindringlings in Rom zu erlassen; denn wer kümmerte sich noch im Lande um diese Partei, die im September vor zwei Jahren so schmählichen Schiffbruch erlitten? Und was sollte ein Protest dieser Katholiken gegen den Fürsten bedeuten, für den, nach dem Bericht des spanischen Geschäftsträgers in Rom, der Papst selbst inbrünstig zu beten versprochen hatte?

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß das Ergebniß der Königswahl fast noch günstiger ausfiel, als man anfangs selbst im Prim'schen Lager gehofft hatte. Von 311 Abgeordneten — 347 waren im ganzen zur Wahl berechtigt — erhielt der Herzog von Aosta am 16. Nov. 191 Stimmen, der Herzog von Montpensier 27, die Herzogin von Montpensier 1, der Herzog von Vittoria 8, Don Alfonso 2; 60 Stimmen fielen auf die föderative, 2 auf die unitarische Republik; 19 unbeschriebene Zettel wurden abgegeben. Der Herzog von Aosta hatte 18 Stimmen mehr erhalten, als das Gesetz über die Königswahl vorschrieb. Es verdient bemerkt zu werden, daß seinerzeit der Art. 33 der Verfassung, welcher die monarchische Staatsform festsetzt, mit 214 Stimmen beschlossen worden war. Jene 8 Esparteristen aber, die gegen Aosta gestimmt, und die beiläufig 9 Moderados, die mit den Karlisten zusammen die 19 weißen Zettel geliefert hatten, konnten nicht als entschiedene Gegner betrachtet werden. Nach vollzogener Königswahl wurde ein Ausschuß aus 24 Mitgliedern nebst dem Präsidenten und den

4 Secretären des Hauſes ernannt, um dem Prinzen Amadeo das frohe Ergebniß zu überbringen, und der Präſident vertagte nach einer Rede, in welcher er das Land beglückwünſchte, endlich die Löſung ſeiner ſchwierigſten politiſchen Frage gefunden zu haben, und die extremen Parteien zur Verſöhnung und Geſetzlichkeit ermahnte, die Cortes bis zur Rückkehr jenes Ausſchuſſes. Topete, den Ruiz Zorrilla neben Rios Roſas und Canovas del Caſtillo namentlich aufgefordert hatte, zur Befeſtigung und Vertheidigung des eben erwählten Monarchen beizutragen, ſprach beim Verlaſſen des Sitzungsſaales mit ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit die prophetiſchen Worte: „Niemand wird dem neuen Monarchen treuer ſein als ich; aber wolle Gott, daß diejenigen, welche ihn uns bringen, es nicht zu bereuen haben.“

Für den Augenblick hatte in der Regierungspartei niemand Luſt, auf Unglückspropheten zu hören. In der Kammer war trotz der ungeheuern Aufregung, welche namentlich in den republikaniſchen Reihen herrſchte, alles, dank der Energie des Präſidenten, gut abgelaufen. Ruiz Zorrilla wußte namentlich die Abſicht der Republikaner, die Zeit der Abſtimmung möglichſt hinauszuſchieben, zu durchkreuzen, und die Majorität ſtand ihm hierin getreulich bei. Es waren auch allerdings ziemlich ſeltſame Mittel, zu denen die Republikaner griffen. Der eine verlangte, man ſolle den Artikel der Verfaſſung vorleſen, nach welchem kein Fremder, der nicht naturaliſirt worden, ein Amt in Spanien bekleiden kann; ein anderer las die Namen derjenigen vor, die 1854 für die Thronerhebung Iſabella's II. geſtimmt, ein dritter die Namen derjenigen, welche damals für die Republik geſtimmt hatten. Figueras und Caſtelar beſtanden auf dem Recht, zu discutiren, was ihnen zunächſt der Präſident und dann durch Abſtimmung die Mehrheit abſchlug; während ein paar Stunden hatte ein furchtbarer Lärm geherrſcht, nur einmal durch homeriſches Gelächter unterbrochen, als der Karliſt Vinader verlangte, man ſolle die päpſtliche Bulle vorleſen, durch welche Victor Emanuel in den Kirchenbann gethan worden. Außerhalb des Congreſſes hatte Prim geſorgt, daß die allgemeine Befürchtung vor Ruheſtörungen ſich nicht verwirkliche. An den Mauerecken in Madrid hatten Anſchläge des Statthalters vor aufrühreriſchen Rufen und Bildung von Gruppen in den Straßen gewarnt; im Prado, in der Nähe des Congreßgebäudes waren den ganzen Tag Truppen aller Waffengattungen aufgeſtellt; die übrige Beſatzung blieb in den Kaſernen eingeſchloſſen; reitende Streifpoſten durchzogen die ganze Stadt.

Je mehr es Prim darauf ankommen mußte, daß kein Zwiſchenfall eine Störung bringe, deſto willkommener war ihm, als endlich, in der Nacht vom 21. Nov., die amtliche Nachricht von der Annahme der Krone ſeitens des Herzogs von Aoſta aus Florenz eintraf. Seine Gegner hatten ſich allzu früh gefreut, indem ſie das lange Ausbleiben dieſer Antwort als ein Zeichen nahmen, daß der Herzog im letzten Augenblicke noch ſich eines andern beſonnen habe. Sie hatten aber ihre Rechnung namentlich ohne die ehrgeizige Gemahlin des Herzogs von Aoſta, die Prinzeſſin von Ciſterna, gemacht. Victor Emanuel drückte in einer Audienz dem ſpaniſchen Geſandten Montemar den Dank für die ſeinem Sohne durch die Wahl der Cortes erwieſene Ehre aus, und der italieniſche Miniſterrath nahm mit beſonderer Befriedigung von der Rede Kenntniß, in welcher der Kammerpräſident nach der Königswahl die extremen Parteien zur Verſöhnung und Geſetzlichkeit ermahnt hatte. Montemar meldete, der Cortesausſchuß könne nun kommen, wenn er wolle; er habe bereits allen conſtitutionellen Förmlichkeiten genügt, ſich des Willens des Königs und des Prinzen Amadeo ſelbſt ſowie der Zuſtimmung des Miniſterpräſidenten verſichert; der König habe verfügt, daß der Ausſchuß mit allen einem Souverän zu erweiſenden Ehren empfangen werde. In der Nacht vom 24. Nov. reiſte der Ausſchuß von Madrid ab. Prim empfahl, den König gleich mitzubringen. „Wenn er kommt“, ſagte er beim Abſchiede zu einem Mitgliede, „ſo wird alles ins Reine kommen; wenn er hier iſt, wehe

dem, der ſich ihm gegenüber etwas zu Schulden kommen läßt! Es lebe der König!" Zum erſten mal vernahm man jetzt den Ruf: „Es lebe der Herzog von Aoſta, König von Spanien!" In Cartagena freilich, wo der Ausſchuß tags darauf ſich einſchiffte, grüßte ihn die Bevölkerung mit dem von den Republikanern ausgegebenen Rufe: „Er" (der König) „wird nicht kommen!"

Ruiz Zorrilla, der durch das Vertrauen Prim's und durch die Thatkraft, womit er in den Cortes die Sache der Throncandidatur durchgeführt hatte, ganz der Mann der Lage geworden war, benutzte das Abſchiedsſeſſen an Bord der Villa de Madrid zu einer Kundgebung, die für Freund und Feind gleich überraſchend war. Er deckte nämlich in einer langen Rede mit ſeiner gewohnten Rückſichtsloſigkeit die Schäden der Lage, die Fehler der am Staatsruder befindlichen Männer und die Unterlaſſungsſünden derjenigen auf, die mit dem cadixer Pronunciamento das Paradies in Spanien hergeſtellt zu haben wähnten. Nochmals, wie in der letzten Rede, die er in den Cortes gehalten, ermahnte er alle Parteien ohne Unterſchied, die Erfüllung ihres Ideals nicht mehr von dem Bürgerkriege, ſondern von der friedlichen Ausbreitung ihrer Ideen zu erwarten und demgemäß ſich ſtreng in den Schranken der Geſetzlichkeit zu halten, widrigenfalls, wie er drohend hinzufügte, „wir bereit ſind, dieſelben zu bekämpfen, ja, wenn es nöthig ſein ſollte, ſogar auszurotten". Dann erklärte er, die Löſung der ökonomiſchen Frage laſſe ſich nicht länger aufſchieben, da ſonſt die Errichtung einer neuen Dynaſtie durchaus unmöglich wäre; löſen könne man aber die ökonomiſche Frage nur durch die Herſtellung des Gleichgewichts im Budget. Hiermit verurtheilte Zorrilla zugleich das kurzſichtige Schuldenmachen ſeines Parteigenoſſen, des Finanzminiſters Figuerola, wie das von ſeinem Parteiführer Prim vorgelegte mehr als ſtattliche Militärbudget. Mit beſonderm Nachdrucke aber ſprach Zorrilla von der Nothwendigkeit, den Krebsſchaden der ſpaniſchen Geſellſchaft, die Immoralität, auszurotten. In Verwaltung und in Rechtſprechung dürfen nicht länger politiſche Intereſſen oder die Gunſt Hochgeſtellter, ſondern ausſchließlich der Nutzen des Volkes und die Gerechtigkeit maßgebend ſein. Die Corruption im madrider Beamtenſtande und Journalismus müſſe unverzüglich ein Ende nehmen. Dies alles klang freilich etwas anders als die ſeitherigen Lobreden, womit die Männer der Septemberrevolution ſich ſelbſt beräucherten; und manche von den Zuhörern Zorrilla's befürchteten, das Bild, das er von den öffentlichen Zuſtänden Spaniens entwarf, könnte noch in der letzten Stunde den Herzog von Aoſta in ſeinen Entſchlüſſen erſchüttern. Die Liberale Union, und zwar auch derjenige Theil derſelben, der ſich für Amadeo hatte gewinnen laſſen, fühlte ſich durch Zorrilla's Anſpielungen und Drohungen beunruhigt; und in der eigenen Partei Zorrilla's wurde der Verdacht laut, derſelbe ſtrebe danach, ſogar über die Perſon Prim's hinweg eine alles beherrſchende Stellung zu erringen.

Am 4. Dec. wurde der Cortesausſchuß, dem man von ſeiner Landung in Genua an allenthalben auf italieniſchem Boden fürſtliche Ehren erwieſen, zu Florenz im Palazzo Pitti, in Anweſenheit des Königs, der königlichen Prinzen, des Miniſterrathes, der Würdenträger des Hofes, der Abgeordneten der Kammern, der Gemeindebehörde von Florenz, der Generale des Heeres und der Flotte und der Geſandten der fremden Mächte empfangen. Ruiz Zorrilla bat zunächſt in einer Anrede an Victor Emanuel, derſelbe möge als Haupt der königlichen Familie dem Ausſchuſſe geſtatten, die Krone Spaniens dem Herzoge von Aoſta anzubieten, und er dankte ihm für die wohlwollende Aufnahme des Ausſchuſſes. Der König gab in ſeiner Antwort die erbetene Zuſtimmung und ſprach das Vertrauen aus, daß ſein Sohn ſeine erhabene Miſſion zum Wohl und zur Größe Spaniens erfüllen werde. Da ein republikaniſches Blatt zu Madrid Ruiz Zorrilla den übeln Streich geſpielt hatte, die von ihm zur Begrüßung Amadeo's vorbereitete Rede noch vor ſeiner Abreiſe zu veröffentlichen, ſo hatte unterwegs eine neue abgefaßt werden müſſen,

und zwar waren hiermit, zum Staunen und Aerger der Progreſſiſten, zwei Unioniſten, Navarro und Romero Robledo, beauftragt worden. Uebrigens war der einzige Satz von politiſcher Bedeutung in derſelben der folgende: „Das monarchiſche Gefühl der ſpaniſchen Nation, das durch eine ununterbrochene Ueberlieferung von Jahrhunderten in das Herz der verſchiedenen Geſellſchaftsſchichten eingegraben und heute mit dem Geiſt des modernen Rechtes eng verknüpft iſt, verlangt, daß die Monarchie, welche unſern Ruhm darſtellt und unſere Vergangenheit ausfüllt, dauere und ſich fortpflanze in der nationalen Souveränetät durch die Mitwirkung aller, ſtark in dem unanfechtbaren Recht ihres Urſprungs.“ Der Herzog von Aoſta erwiderte hierauf unter anderm: „Ich bin noch allzu jung, noch zu wenig ſind die Thaten meines Lebens bekannt, als daß ich meinen Verdienſten die Wahl zuſchreiben könnte, welche die edle ſpaniſche Nation getroffen. Ich hege die Zuverſicht, daß Sie geglaubt haben, die Vorſehung habe meiner Jugend die nützlichſte und fruchtbarſte Lehre gewährt: den Anblick eines Volkes, das ſeine Einheit und Unabhängigkeit wiedererobert, dank der innigen Eintracht mit ſeinem Könige und der treuen Anwendung der freien Inſtitutionen; Sie wollen, daß Ihr Land, an welches die Natur alle ihre Gaben und die Geſchichte allen ihren Ruhm verſchwendet, gleichfalls dieſe glückliche Eintracht genieße, welche das Volk Italiens geſchaffen hat und, wie ich hoffe, immer bewahren wird. Dem Ruhme meines Vaters, dem Glücke meines Landes verdanke ich alſo Ihre Wahl und, um mich derſelben würdig zu machen, kann ich nur das Beiſpiel der conſtitutionellen Ueberlieferungen ehrlich befolgen, in denen ich erzogen bin. Soldat im Heere, werde ich der erſte Bürger vor den Vertretern der Nation ſein.“ Dieſe Rede und der aufrichtige Ton, in dem dieſelbe geſprochen war, ſowie ſein ganzes ernſtes Weſen gewannen dem Prinzen vollends alle Herzen. Und da derſelbe erklärte, er ſei bereit, unverzüglich nach Spanien abzureiſen, ſo wurde ausgemacht, derſelbe ſolle am 18. Dec. in Geſellſchaft von ſieben bis acht Abgeordneten reiſen, die ſolange in Italien blieben, während Zorrilla mit den übrigen unverzüglich die Rückfahrt antrat, um in den Cortes noch ohne Zeitverluſt vor Ankunft des Königs die nöthigen Geſetze zu erledigen.

Kaum waren jedoch die Feſtlichkeiten vorüber, ſo zeigten ſich wieder gar manche dunkle Punkte am Horizont. Die Ausſchußmitglieder erfuhren, daß man ſelbſt in der Umgebung Victor Emanuel's ſehr wenig günſtige Anſchauungen von der Lage Spaniens hege, als ob das Land in völliger Anarchie ſich befände und dem Herzoge von Aoſta das Los Maximilian's von Mexico drohte. Von Prim ſelbſt herrſchte vielfach noch die ſchlimme Meinung, daß er doppeltes Spiel ſpiele und mit Italien nur in Unterhandlung getreten ſei, um ſeine eigenen ehrgeizigen Plane zu verhüllen. Von verſchiedenen Seiten wurde darauf hingearbeitet, der Herzog von Aoſta ſolle ſeine Abreiſe noch um einige Zeit verſchieben, bis ſeine Gemahlin, die guter Hoffnung war, ihre Niederkunft gehalten, und bis in Spanien die Leidenſchaften ſich etwas beruhigt hätten. Der florentiner Hof wurde um dieſe Zeit auch mit Caricaturen und Schmähſchriften aller Art aus Madrid überſchwemmt, und es trafen von dort unheilverkündende Nachrichten über die Haltung Serrano's und Topete's ein, die ſich von der großen monarchiſtiſchen Partei trennen wollten. Dieſe ſchlimmen Eindrücke, welche Zorrilla noch vor ſeiner Abreiſe und die zurückgebliebene Commiſſion während ihres längern Aufenthaltes kräftig zu bekämpfen ſuchten, wurden noch geſteigert, als plötzlich, am 14. Dec., ein Telegramm Prim's ohne weitere Angabe von Gründen meldete, man ſolle die Abreiſe noch um etwas verſchieben. Die Lage der Commiſſion wurde dadurch eine ziemlich ſchwierige, da der Herzog von Aoſta die Geduld zu verlieren begann und anonyme Zuſchriften aus Madrid immer beunruhigendere Gerüchte verbreiteten. Am 19. Dec. endlich traf die Depeſche der Regierung ein, welche den 1. Jan. für die Ankunft des Königs in Madrid, und ſtatt Barcelona als Landungs-

platz Cartagena festsetzte, wo Prim, der Präsident und die Ausschüsse der Cortes den König erwarten sollten.

Am 27. Dec. endlich, bei sehr stürmischem Wetter, schiffte sich der Herzog von Aosta mit dem Ausschusse in Spezia nach Spanien ein. Gewiß, hätte er noch erfahren können, was an demselben Tage sich zu Madrid ereignete, er würde noch im letzten Augenblicke seine Schritte zurückgelenkt haben. Die Stimmung, in welcher man Italien verließ, finden wir wiedergegeben in dem Tagebuche, das der Dichter Balaguer, ein Mitglied des Ausschusses, über die ganze Reise führte: „Wir waren ausgezogen, einen jungen, edeln, tapfern Fürsten zu suchen, und haben ihn, vielleicht gegen seinen eigenen Willen, den Armen seiner Familie entrissen, um ihn in ein unbekanntes und von dem Sturme der Leidenschaften heimgesuchtes Land zu führen. Eine ungeheuere Verantwortung ruht auf uns. Welcher Ruhm, wenn die Versöhnung unser Werk krönt! Aber andererseits, welche große Trauer und welcher ewige Schmerz, wenn die politischen Stürme, die schlechten Leidenschaften oder unsere eigene Unfähigkeit uns hindern, das Ziel aller unserer Anstrengungen zu erreichen!"

In der Heimat hatte seit der Abreise der Krondeputation Prim einen doppelt schweren Stand gehabt, die Opposition gegen den eben gewählten König zu bekämpfen. Die Hauptwaffe in den Händen der letztern war der fanatische Haß des spanischen Volks gegen alle Fremde. In diesem Hasse ist der bigote Karlist Navarras einig mit dem republikanischen Andalusier; und dieser Haß war auch diesmal nicht zu entwaffnen durch die vom Regenten und vom Ministerpräsidenten zur Feier der Königswahl erlassene Amnestie für die beim letzten karlistischen Aufstande Betheiligten. Die Stimmung im Lande blieb eine ungünstige; in den Provinzstädten, besonders in den Universitätsstädten Salamanca, Sevilla, Valladolid wurden Kundgebungen gegen den Herzog von Aosta veranstaltet; in Valladolid kam es zu einem blutigen Zusammenstoße; in Cadix befürchtete man eine Erhebung. In Madrid selbst protestirte ein großer Theil der Grandezza gegen den fremden König, und die Studenten verhöhnten die Professoren, die für Aosta gestimmt, brachten dem italienischen Consul eine Katzenmusik und veranlaßten Straßentumulte. Die Regierung war genöthigt, sehr nachdrücklich gegen solchen Unfug einzuschreiten. Leider bedienten sich die Anhänger des neuen Königthums auch ungesetzlicher Mittel, um den Widerstand der Bevölkerung zu brechen. Eine „Partida de la porra", eine Prügelbande, ähnlich den berüchtigten „Gourdins réunis" Frankreichs, verbreitete Wochen hindurch Schrecken in der Hauptstadt, indem sie auf den Straßen, in den Schauspielhäusern und Zeitungsredactionen alle mishandelten, die sich misliebig über den neuen König äußerten.

Angesichts der unter der Bevölkerung und im Congreß wachsenden Leidenschaftlichkeit der Opposition beschloß die Regierung einen großen parlamentarischen Staatsstreich, indem sie den Antrag stellte, die Cortes als constituirende sollten sich am 30. Dec. auflösen, nachdem sie rasch noch die dringendsten Gesetze über die Finanzen, über die Civilliste, über die Eintheilung der Wahlbezirke, die Unverträglichkeit des Abgeordnetenmandats mit einem Staatsamte und über das Ceremoniell beim Empfange und bei der Eidesleistung des Königs erledigt; was noch im Rückstande blieb, sollte den neuen gewöhnlichen Cortes vorbehalten sein. Gegen diesen Antrag rückten die Republikaner mit maßloser Heftigkeit zu Felde. Es mußte denn doch auch ihre monarchistischen Bundesgenossen in der Opposition gegen Amadeo erschrecken, wenn der Republikaner Diaz Quintero den König einen Affen, und sein Parteigenosse, Paul y Angulo, alles, was die Cortes beschließen, einfach Possen nannte. Uebrigens waren nicht sowol die Republikaner als die Anhänger Montpensier's und Alfonso's die Vordermänner im Angriffe gegen die Regierung. Der conservative Rios Rosas, der 1856 die Cortes mit Kanonen auseinandergejagt, und der

Anhänger der bourbonischen Restauration, Canovas del Castillo, vertheidigten jetzt das Ansehen und die Unabhängigkeit der constituirenden Versammlung gegen den von der Mehrheit beabsichtigten parlamentarischen Staatsstreich. Uebrigens schienen diese letztern in der Schule der republikanischen Opposition nicht wenig gelernt zu haben, denn Rios Rosas verwandelte gewisse vorsichtige Andeutungen des Republikaners Figueras in die unmittelbare Anklage, daß die Regierung die Schuld an dem von den Mördern der Prügelbande während der letzten Zeit in Madrid vergossenen Blute trage; und, obwol der Regierungsantrag schließlich mit der erforderlichen Stimmenzahl angenommen wurde, erlebte die Regierung und insbesondere Prim persönlich nicht zu vermeidende moralische Niederlagen. Nachdem die Conservativen in glänzenden Reden das gewaltthätige Vorgehen der Majorität nachgewiesen, der Karlist Vinader und der Republikaner Figueras im Namen ihrer Parteien die Erklärung abgegeben hatten, daß sie die unter solchen Umständen auszuführenden Gesetze, Anleihen und sonstigen Regierungsmaßregeln nicht als gültig anerkennen und sich im Rechte glauben, sogar mit den Waffen gegen die Regierung aufzutreten, rückte der Republikaner Pi y Margall dem allmächtigen Ministerpräsidenten Prim selbst auf den Leib, indem er dessen unaufhörliche Wandlungen und die Beweggründe derselben beleuchtete. Schon früh habe sich Prim voll Inconsequenz gezeigt; er habe das Haupt seiner Partei, Espartero, zunächst unterstützt, dann bekämpft, sich gegen General Narvaez verschworen, von dem er zum Generalkapitän auf Portorico ernannt worden; er habe General O'Donnell und dann Donna Isabella von Bourbon verrathen, der er zuerst ritterliche Eide geleistet, um dann zu ihrem Sturze mitzuwirken. Wie um das Gegenstück zu dem Bilde eines solchen Abenteurers zu liefern, gab nunmehr der biedere Topete folgende Erklärungen: Er glaube, die constituirende Aufgabe der Revolution sei an ihrem Ziele angelangt, als die Verfassung unterzeichnet und beschworen wurde, und er sei der Ansicht, daß alles, was man gegen die Bestimmungen der Verfassung beschließen wolle, einen Angriff gegen die Legalität der Revolution enthalte. Nach seinem Manifest von Cadix könne er nicht für die von der Regierung verlangten Vollmachten stimmen; denn wenn er hiermit gegen die Verfassung stimmte, so würde er zu einem gemeinen Verschwörer herabsinken. Für die Freiheit und die Rechte des Parlaments habe er sich erhoben und die militärische Disciplin verletzt; er habe sich damals gelobt, nicht im Heere zu bleiben, und er beharre auf seinem Vorsatze, damit nicht die vertriebenen Fürsten noch sonst jemand sagen könne, er habe mit der Revolution sein Glück begründet. So werde er denn seine Entlassung als Brigadier und als Abgeordneter nehmen, um, wenn nicht innerhalb, so doch außerhalb der Kammer den Geist der Revolution zu vertreten.

Diese Erklärung machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Kammer, und sie bestärkte die Opposition, namentlich die republikanische Actionspartei, daß sie das Recht habe, mit der Gewalt der Regierung zu widerstehen. Tagtäglich predigten, trotz aller gerichtlichen Verfolgungen, die republikanischen Blätter den Aufruhr, und sie priesen namentlich Rios Rosas als ihren Bundesgenossen gegen Prim's Willkürherrschaft. So schrieb „El Combate": „Die constituirenden Septembercortes gebaren einen spanischen Brutus. Dieser Brutus ist der wackere Rios Rosas. Einem Cäsar ein Brutus. Es lebe der spanische Brutus Rios Rosas!" In der „Esperanza" hieß es: „Der Kampf beginnt. Fort in die Schlacht; Krieg dem Fremden, Krieg dem Unwürdigen, Krieg dem Feigen, Krieg dem Tyrannen!" Und wenn selbst ein sonst gemäßigtes Blatt wie die „Epoca" sich folgendermaßen vernehmen ließ: „In der Politik Anarchie, in den Finanzen der Bankrott; Prim aber lebt noch, gibt Geld aus und triumphirt", so darf man sich nicht wundern, daß das Losungswort in den radicalen Blättern und Clubs wurde, man bedürfe, um die Republik in Spanien zu begründen, „nur einen Brutus oder vier Männer von Muth".

Dieſe „Männer von Muth" fanden ſich. Am 27. Dec., abends um ½8 Uhr, hatte Prim den Congreß verlaſſen, um ſich in ſeinem Wagen mit ſeinen beiden Adjutanten nach dem Kriegsminiſterium zu begeben. Als er in die Seitenſtraße Del Tureo einbog, fand ſein Wagen bei der Ecke der Alcalaſtraße den Weg durch zwei andere Wagen verſperrt. Einer der Adjutanten ſah zum Fenſter hinaus, um ſich nach der Urſache des Aufenthalts zu erkundigen, und erblickte drei Männer mit Büchſen und Trabucos, welche in den Wagen hineinzielten. Kaum hatte er Zeit gehabt, auszurufen: „Bücken Sie ſich, General, ſie ſchießen auf uns!" ſo fielen drei Schüſſe auf der linken und einige andere auf der rechten Seite, und zwar ſo nahe, daß die Pulverkörner General Prim ins Geſicht ſpritzten. Prim's Kutſcher theilte Peitſchenhiebe auf die Mörder aus und trieb ſeine Pferde an, ſodaß ſein Wagen die beiden den Weg verſperrenden auf die Seite warf. Bei der Ankunft im nahen Gebäude des Kriegsminiſteriums fand ſich, daß Prim im ganzen durch acht Projectile, namentlich in der linken Schulter, verwundet war. Die Mörder waren auf Pferden entflohen, die man im Prado für ſie bereit gehalten. Bei der That hatte ſich, trotz der ohnedies aufgeregten Zeit, weit und breit keine Sicherheitsbehörde ſehen laſſen. Wie man erzählte, hatte wol die Polizei verdächtiges Treiben von Männern in jener Gaſſe bemerkt, ſich aber entfernt, in dem Glauben, es handle ſich um einen Anſchlag jener „Partida de la porra", die man im Solde Prim's glaubte. Ohne Zweifel hat ein außergewöhnlicher Schneefall an jenem Abend und das raſch ausgebreitete Gerücht, Prim ſei nur leicht verwundet, den Plan eines Straßenaufſtandes in Madrid vereitelt. Prim erlag ſeinen Wunden am 30. Dec. Seine letzten Worte ſollen geweſen ſein: „Ich ſterbe, aber der König kommt. Es lebe der König!"

Das Kaiſerthum Braſilien

und ſeine jüngſte Entwickelung.

Von

Friedrich von Hellwald.

III.

Sklavenemancipation und Coloniſation.

Eins jener ehernen, unwiderruflichen Geſetze, denen die Culturentwickelung der Völker ebenſo unterworfen iſt wie das einzelne Individuum, macht das Wachsthum der Geſittung von der zunehmenden Verdichtung der Menſchen abhängig. Dieſes Geſetz duldet keine Ausnahme, keinen Widerſpruch; wohin wir auch blicken, wir finden es überall wirkſam, überall beſtätigt. Auf der tiefſten Stufe bewegen ſich die planlos umherſchweifenden Jäger, welche ausgedehnter Einöden zu ihrem Wohnbezirke bedürfen. Viele Indianerhorden Braſiliens gehören in dieſe Kategorie. Von dieſer unterſten Staffel bis zu uns, d. h. den höchſtgeſtiegenen Nationen des europäiſchen Weſtens, gibt es eine ununterbrochene, lange Reihe von Culturabſtufungen, deren jede durch eins der heutigen Völker der Erde dargeſtellt wird. Immer jedoch hängt dieſe Stufe mit dem jeweiligen Stande der Volksverdichtung zuſammen. Alle jene Entwickelungsſtadien, welchen, wenn auch von der Civiliſation Europas himmelweit verſchieden, wir doch die Bezeichnung einer Cultur nicht verſagen können, treten nur dort auf, wo die Kopfzahl zu einer anſehnlichern Höhe geſchwollen iſt. So war es im alten China, ſpäter in Japan, im voreolumbiſchen Anahuac und Peru, ſo iſt es heute noch in Indien und den Malaienländern. Die Beiſpiele ließen ſich ins Unzählige vermehren. Ich beeile mich jedoch hinzuzufügen, um vor Misverſtändniſſen zu warnen, daß im Vergleiche der Völker untereinander die Kopfzahl als Merkmal der Geſittung keine Rolle ſpielt. Kein irrigerer Schluß als etwa der, daß ein zahlreicheres, ein größeres Volk dadurch einem minder zahlreichen, kleinen an Geſittung überlegen ſein müſſe. Der Augenſchein lehrt, daß oft das Gegentheil der Fall iſt. Die faſt 40 Mill. Nordamerikaner können nicht mit der Hand voll Belgier oder Holländer, das große Rußland nicht mit dem unendlich kleinern Deutſchland an Geſittung concurriren; ja in Deutſchland ſelbſt iſt der Lüneburger Heide weniger Cultur zugemeſſen als dem gleichen Flächenraume z. B. in Sachſen. Es handelt ſich mit Einem Worte nicht um die abſolute, ſondern um die relative Volksmenge, um das Verhältniß zwiſchen der Kopfzahl und der räumlichen Ausdehnung des bewohnten Bodens. Dieſes Verhältniß iſt allerdings geeignet, einen untrüglichen Maßſtab für die Höhe der Geſittung abzugeben, und darf man getroſt den Satz aufſtellen: je dichter bevölkert ein Land, deſto civiliſirter.

Dieſe Worte mögen vielen eine überaus banale Wahrheit dünken, und ich bin weit entfernt, dies zu leugnen. Nothwendig iſt es jedoch, ſie an die Spitze dieſer Abhandlung zu ſtellen, weil von der Berückſichtigung dieſes Geſetzes eine gerechte Beurtheilung der

herrschenden Zustände in Brasilien abhängt. Wir werden uns jetzt sagen, daß das Anlegen des uns geläufigen Maßstabes an derartige ferne Länder, wie es gemeiniglich geschieht, keinen Sinn hat, kurz daß sich ungleichartige Größen nicht vergleichen lassen. Indem wir erfahren, daß Brasilien auf einem Flächenraum von mehr denn 150000 deutschen Quadratmeilen eine Bevölkerung trägt, die zwischen 8—12 Mill. Köpfen schwankt, also etwa 53—80 Menschen auf der Quadratmeile, wissen wir von vornherein, daß dieses Land in keinem Falle mit solchen concurriren kann, wo sich die Volksverdichtung bis zu 6000 und 7000 Köpfen auf dem gleichen Raum erhebt. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß Brasilien hinter den europäischen Staaten an Cultur bedeutend zurücksteht und zurückstehen muß, solange die besprochenen Ziffern nicht eine gleiche Höhe erreicht haben. Eine Folge dieser Verhältnisse ist es, daß unsere Begriffe und Anschauungen zu den jenseitigen Zuständen nicht passen, weil dort noch die Meinungen und Bedürfnisse einer uns unverständlich gewordenen Epoche herrschen. Wundern wir uns deshalb nicht, in Brasilien noch dem abscheulichen Institut der Sklaverei zu begegnen, welches die europäische Civilisation längst überwunden hat.

Ehe ich fortfahre, auf die Sklavenfrage in Brasilien näher einzugehen, ist es noch nöthig, zu betonen, daß der im lateinischen Amerika allgemeine Mangel an Gesittung, bedingt durch die Dünne der über weite Räume zerstreuten Bevölkerung, nur sehr uneigentlich den betreffenden Staaten zum Vorwurfe gemacht werden kann. Es hängt nicht vom Belieben, von der Willkür eines Volkes ab, selbst dann, wenn es zur Einsicht dessen, was noththut, gekommen, sich zu einer bestimmten numerischen Stärke zu erheben. Die Nationen gehorchen hierin Gesetzen, denen gegenüber sie vollkommen ohnmächtig sind. Ist einerseits die Fruchtbarkeit eine Rasseneigenschaft, an der nicht alle den gleichen Antheil haben, so tritt auch andererseits die äußere, den Menschen umfangende Natur in dieser Frage geradezu als Dictator auf. Klima und Bodengestaltung, dann die hiervon abhängende Thier- und Pflanzenwelt weisen den Völkern ihren Pfad, den sie im großen und ganzen nimmer verlassen können. Wol verleiht die wachsende Cultur dem Menschen die Macht, in manchen Fällen der Natur siegreich entgegenzutreten, sie zu bezwingen; doch die Triumphe der Menschen über die Natur bewundern wir nur dort, wo die Natur es gern geschehen läßt, ja wo sie ihm zuerst die Mittel zu ihrer eigenen Besiegung gewährt hat. Viel ist schon darüber geschrieben worden, wie staunenswerth diese Unterwerfung der Naturkräfte unter die Herrschaft des menschlichen Geistes sei, weniger aber darüber, wie mächtig trotzdem diese ihr Scepter schwingen. Auch übersieht man gern, daß es sich stets nur um einzelne Momente handelt, für welche es gelingt, die Natur zu beugen, diese einzelnen Momente aber die Gesammtheit der äußern Einflüsse im wesentlichen nicht alteriren. Ein Beispiel soll dies klarer machen. Niemand kann leugnen, daß die dichten Urwälder Brasiliens der zu höherer Gesittung erforderlichen Verdichtung des Volkes jetzt noch eine absolut hinderliche Schranke setzen. Es liegt demnach ein natürlicher Factor — beileibe nicht der einzige — vor, welcher der Volksverdichtung und dem Culturfortschritte in jenem Lande feindlich entgegenwirkt. Urwälder lassen sich indeß durch Ausrottung bekämpfen und man kann es als eine Hauptaufgabe betrachten, das gedachte Hemmniß mit der Zeit hinwegzuräumen. Daß dies in der Theorie möglich ist, lehrt das Beispiel Europas, welches dereinst mit dichten Waldungen bedeckt war. Vor der sich vermehrenden Menschheit schwanden sie bis auf geringe Reste dahin, ein Phänomen, welches mit dem Fortschritte der Civilisation eng verknüpft ist. In Italien hat die römische Republik den ganzen Apennin entwaldet, d. h. die Physiognomie des Landes total und damit sogar die klimatischen Verhältnisse verderblich umgestaltet. Die Malaria der römischen Campagna ist ein Vermächtniß jener Epoche. Was aber die Italiener nicht vermochten, war, den unbequemen Apennin selbst hinwegzuräumen, ihren Himmel mit

jenem nördlich der Alpen oder südlich vom Mittelmeere zu vertauschen. Sie änderten Ein Moment in der sie umgebenden und beeinflussenden Natur, die andern wirkten fort. Wenn Brasilien nun wirklich seine Urwälder zu lichten vermöchte, so wäre nur dieser Eine, die Volksverdichtung hemmende Factor beseitigt, alle übrigen, die z. B. aus der tropischen Lage des Landes entspringen, bleiben in Thätigkeit. Um aber an die Beseitigung dieses einen Hemmnisses gehen zu können, muß die Civilisation und die Volksmenge selbst schon eine gewisse Höhe erreicht haben, welche ihr die Inangriffnahme dieses Werkes als ein dringendes Bedürfniß erscheinen läßt; denn nur in der Befriedigung der gesteigerten Bedürfnisse concentrirt sich aller menschliche Fortschritt. Nach diesen Auseinandersetzungen begreift der Leser, welch hohes Interesse Brasilien an dem allgemeinen Colonisationswerke und an der Steigerung seiner Volksmenge, nöthigenfalls durch Heranziehung fremder Ansiedler besitzen muß. Die Regierung in Rio-de-Janeiro ist sich darüber auch vollkommen klar und erkennt mit Recht in dem Gedeihen der Colonisation geradezu eine Lebensfrage für die Zukunft des Landes.

Inniger verbunden mit dieser, als manche es meinen, ist die Frage der Sklavenemancipation. Will man die Dinge im Lichte der europäischen Anschauungen betrachten, so dünkt uns allerdings das Bestehen der Sklaverei in Brasilien ein entsetzlicher Schandfleck, und dürfen die auf die Emancipation der Schwarzen abzielenden Strebungen unserer lebhaften Sympathie versichert sein. Ja man darf getrost weiter gehen und es aussprechen, daß die Sklaverei mit den Anforderungen der Civilisation absolut unverträglich sei. In unserer Gesittung spielt das Wort Humanität eine wichtige Rolle, und vom Standpunkte dieser Humanität kann Sklaverei unmöglich geduldet werden. Daß wir der Humanität eine solche maßgebende Stellung einräumen, darf in der That unser Herz mit gerechtem Stolze erfüllen und bekundet unsere Ueberlegenheit über jene hochgefeierten classischen Alten, denen der Begriff „human" in unserm Sinne völlig fremd war; irren würden wir nur darin, wenn wir meinten, daß dieser Begriff seine Rechte früher geltend machte, als das, was er brandmarkte, aufhörte nothwendig zu sein. Der Völkerkundige, welcher, wo immer er sein Auge hinwendet, in der einen oder der andern Form die Sklaverei in Uebung sieht, der Geschichtsforscher, welcher sie als die Grundlage der classischen Civilisation erblickt, sie urtheilen anders als der einen Parteistandpunkt verfechtende Politiker; sie haben längst die trostlose Wahrheit ausgesprochen, daß die Sklaverei eine wirthschaftliche Nothwendigkeit war und bei vielen ungesitteten Stämmen noch ist. Unsern geläuterten Ideen gelten freilich alle unnöthigen Opfer der Civilisation für inhuman, wir vergessen nur, daß jedes Culturstadium gewisse Opfer erheischt, die zu bringen dann nie für inhuman gilt. Wir erklären nicht für inhuman z. B. die Opfer an Menschenleben und an Gesundheit, welche unsere heutige Industrie erfordert, einfach weil diese Industrie uns nothwendig ist; mit vollstem Rechte erheben wir aber den Vorwurf der Inhumanität gegen die Sklaverei, weil sie für unsere Entwickelung überflüssig geworden, ja kraft eines für alle menschlichen Satzungen, die sich überlebten, geltenden Gesetzes sogar schädlich wirken würde. Finden wir nun, daß in einem Lande, wie in Brasilien, für allgemein zulässig gilt, was uns im höchsten Grade der Humanität widerstreitend dünkt, daß mit andern Worten der Begriff der Humanität dort nicht in derselben Strenge gefaßt und verstanden wird wie bei uns, so dürfen wir mit Sicherheit auf ein weit niedrigeres Culturniveau schließen. Damit verlieren wir aber zugleich das Recht, den uns geläufigen Begriff der Humanität in diese Verhältnisse einer tiefern Gesittungsstufe hineinzutragen und im Namen dieses dort nicht passenden Begriffes eine Veränderung in unserm Sinne zu verlangen. Wir müssen uns begnügen, zu constatiren, daß das Vorhandensein der Sklavenwirthschaft einen unzweifelhaft niedrigern Culturgrad bezeuge, und dürfen hinzufügen, daß, um den Völkern Europas sich an die Seite zu stellen, es unter anderm unbedingt nöthig

sei, die Sklaverei zu beseitigen. Weder aber möchte die Sklavenemancipation allein Brasilien uns ebenbürtig machen, sowenig als dies mit den Vereinigten Staaten geschah, noch läßt sich ohne vorhergegangene genaue Prüfung darüber entscheiden, ob die Sklaverei in Brasilien wirklich schon überflüssig, entbehrlich geworden sei. Die nachstehende Untersuchung wird sich also zuerst damit beschäftigen müssen, zu erforschen, inwieweit die Möglichkeit der zum Fortschritte auf der Culturbahn erforderlichen Sklavenemancipation gegeben ist, dann erst, welche Mittel zur ungefährdeten Erreichung dieses Zieles voraussichtlich führen können.

Beim heutigen Zustande der Wissenschaft ist es vergebliches Beginnen, sich gegen die Erkenntniß zu sperren, daß der Mensch nicht, wie man lange gelehrt, ein Kosmopolit sei, daß besonders der weiße Europäer sich in gewissen Erdstrichen von einem gedeihlichen Fortkommen absolut ausgeschlossen sehe. Solche Himmelsstriche sind in erster Linie die Tropenländer. Theils hört dort die Fortpflanzungskraft der Weißen in kurzer Zeit auf, sodaß sie es ohne stetigen Nachschub aus der Heimat nie zu einem Anschwellen ihrer Menge bringen können, theils verbietet ihnen, bei Strafe des leiblichen Unterganges, das Klima, jene Arbeit zu verrichten, welche zur Ausbeutung der Bodenschätze, d. h. zu ihrem Lebensunterhalt nothwendig ist. Ueberall, wohin die Europäer in dem großen Zeitalter der Entdeckungen drangen, überall, wo sie Colonien gründeten, zogen sie deshalb zunächst die einheimische Bevölkerung zur Verrichtung der schweren Feldarbeiten heran. Den naiven Einwurf, die Europäer hätten eben Gebiete meiden sollen, die ihnen von Natur aus verschlossen sind, lasse ich selbstredend unerörtert; es genügt zu erinnern, daß die Nothwendigkeit, das Verlangen zu leben, die Weißen, nachdem sie einmal jenseit des Oceans waren, bald veranlaßte, mit Gewalt zu erzwingen, was freiwillig ihnen nicht gewährt ward. Denn gar bald wurden sie gewahr, daß die indianischen Ureinwohner selbst die Arbeit auf die Befriedigung der allerbescheidensten Bedürfnisse beschränkten und zu einem Mehr nur durch äußerste Strenge angehalten werden konnten. Heute wissen wir, daß es überhaupt kein Naturvolk gibt, welches freiwillig arbeitet, keins, welches das Minimum der Leistung überschreitet, das die Natur von ihm gebieterisch erheischt, solange es nicht der Sporn der Noth und Gefahr dazu drängt. Dem Wilden erscheint, wie Moritz Wagner sagt, die Arbeit wie eine Qual, und erst mit der Gewöhnung an dieselbe versöhnt er sich mit ihr, wenn dies überhaupt gelingt, denn, so seltsam und unfaßlich es dem Laien auch klingen möge, es ist feststehende Thatsache, daß der sogenannte wilde Mensch das Leben in der Freiheit allen Vorzügen und Bequemlichkeiten der Gesittung, zu der nur die Arbeit leiten kann, vorzieht. Diese sind ihm nicht die Mühe des Bückens werth, wir müssen also schließen, daß das physische Wohlbehagen auf der niedersten Gesittungsstufe viel größer, der Schätzungswerth des Lebens viel geringer sei als in unserer Civilisation. Die Gewöhnung der Naturmenschen an die Arbeit kann daher nie anders als zwangsweise, d. h. in einer Form geschehen, welche der Sklaverei mehr oder minder nahe kommt.

In Brasilien wie überall im lateinischen Amerika bemächtigten sich die Colonisten zuerst der eingeborenen Indianer, die sie zur schweren Feldarbeit anhielten. Wir würden uns sehr täuschen, wenn wir vermeinten, daß dieses ursprüngliche Verhältniß besser gewesen sei als die darauf folgende Negersklaverei. Die Vorfahren der heutigen Brasilianer haben sich vielmehr an den Eingeborenen schwer, ja in noch höherm Grade versündigt als die Spanier an denjenigen ihrer amerikanischen Colonien, und sie als Sache betrachtet, die willkürlich benutzt und vernichtet werden kann. Bald jedoch merkte man, daß selbst dem rothen Manne die physischen Kräfte mangelten, um zu leisten, was von ihm verlangt ward. Wie überall in Amerika, so ist auch in Brasilien die Kirche die einzige Beschützerin der Indianer gewesen, und wir müssen es gestehen, auch nur die

katholische Kirche, insofern in dieser allein mächtige Corporationen (religiöse Orden) auch der weltlichen Gewalt gegenüber die Kraft hatten, die in Schutz genommenen Indianer gegen die brutale Habgier und Ausbeutungslust der weißen Eroberer und Colonisten mit Erfolg zu vertheidigen. Man weiß, daß es reines Mitleiden für die schwächlichen Indianer war, welches den Bischof Las Casas veranlaßte, die Einführung der kräftigern Neger aus Afrika vorzuschlagen und auf solche Art die heute noch nicht völlig überwundene Negersklaverei in Amerika zu begründen. Diese Vertauschung der Neger gegen die Indianer war selbst vom humanitären Gesichtspunkte aus nicht ganz verdammenswerth, insofern unzweifelhaft feststeht, daß der Neger der kräftigste Tropenmensch ist, der bei menschlicher Behandlung in keiner Weise unter der Arbeit leidet, sodaß seine Arbeitskraft und Arbeitsthätigkeit in heißen Ländern sich seit langer Zeit bewährt hat. Zu diesem Urtheile gelangte unser verdienstvoller Anthropologe Theodor Waitz, der sein großes Werk über die Naturvölker meistentheils im Interesse der Negeremancipation verfaßt hat.

Die Verbreitung der Neger in Amerika war eine sehr ungleiche; am geringsten fanden sie Eingang in den spanischen Colonien, weshalb auch hier die seit lange schon erfolgte Aufhebung der Sklaverei ohne merkliche sociale Erschütterung vor sich gehen konnte; anders in den Vereinigten Staaten und in Brasilien, wo nicht nur die Einfuhr der Schwarzen, also der Sklavenhandel kolossale Dimensionen annahm, sondern auch deren systematisch betriebene Züchtung sie auf 4 Mill. in dem erstgenannten, auf 2—2½ Mill. Köpfe im letztern Lande anwachsen ließ. Genaues über die Anzahl der Sklaven in Brasilien wissen wir zwar nicht, man schätzt indeß die schwarzen Sklaven auf 2 Mill., zu welchen noch etwa 600000 gemischte Sklaven hinzuzurechnen sind. Wir dürfen daher an der Ziffer von 2½ Mill. für die durch die Sklaverei beigestellten Arbeitskräfte wol festhalten.

Auf der Landwirthschaft beruht fast ausschließlich der Nationalwohlstand Brasiliens; Klima und Bodenbeschaffenheit begünstigen sie in gleichem Maße, doch kommen auch große Gegensätze vor. Durchgängig sehr fruchtbar ist die Region der Wälder, ungünstig dagegen für die Cultur die ausgedehnte Camposregion, die zum Theil kaum je im Stande sein wird, die für eine dichtere Bevölkerung nothwendigen Subsistenzmittel zu gewähren. Diesen natürlichen Verhältnissen gemäß ist in den Campos mehr die Viehzucht von Bedeutung geworden, während der Ackerbau auch nur in der Waldregion eine größere Entwickelung gefunden hat. Er ist es, welcher das Hauptgewerbe der Bevölkerung bildet und dessen Ausbreitung auch der namhafte Fortschritt Brasiliens in der materiellen Cultur zu verdanken ist. Trotzdem steht der Landbau noch immer auf tiefer Stufe und erhebt sich kaum über das Niveau des Raubbaues, was freilich bei der Unermeßlichkeit des noch urbar zu machenden Terrains wenig in Betracht kommt. Zu neuen Culturen wird nämlich Waldboden genommen. Der Wald wird gefällt und abgebrannt, und in dem so gewonnenen Boden, der gewöhnlich von außerordentlicher Fruchtbarkeit ist, die Cultur so lange fortgesetzt, bis sie nicht mehr hinreichend lohnende Erträge abwirft. Dann wird der Boden wieder sich selbst überlassen, bis auf ihm sich wieder genügend neuer Waldanflug gebildet hat, um nach abermaligem Abbrennen desselben wieder in Cultur genommen werden zu können. Für die wichtigste brasilianische Cultur, jene des Kaffeebaumes, pflegt man aber immer nur neuen Waldboden zu nehmen, dessen Productivität je nach den Localitäten sehr verschieden ist. Für Brasilien ist nun der Bau der sogenannten Colonialproducte, namentlich von Kaffee, Zuckerrohr und Baumwolle, noch weit wichtiger als jener der Nahrungsfrüchte. Die Erzeugung dieser Producte geschieht überwiegend im Großen auf ausgedehnten Oekonomiegütern (Fazendas) durch Sklavenarbeit, sodaß für Brasilien die sogenannte Plantagenwirthschaft noch durchaus die vorherrschende ist. Sie findet fast überall in heißen Ländern statt, weil nur in diesen die gewünschten Colonial-

producte gedeihen, und charakterisirt sich dadurch, daß der Pflanzer nicht selbst, wie in der Ackerbaucolonie, arbeitet, sondern mehr als Unternehmer, als Kapitalist zu betrachten ist, der zur Bearbeitung seiner Plantage fremder Arbeitskräfte bedarf, der Hände eines Menschenschlages, der in tropischen Ländern einheimisch und der Arbeit in diesem Klima fähig ist, welche der Europäer nicht aushalten kann. Die Aufhebung der Sklaverei hat dies fast allerorten in das hellste Licht gestellt, indem man allgemein zur Einführung von ostindischen oder chinesischen Kulis, also wieder von Menschen aus einem wärmern Himmelsstriche schreiten und dergestalt die absolute Arbeitsunfähigkeit des Europäers zwischen den Wendekreisen eingestehen mußte. In Brasilien geschieht auch der Bau der Nahrungsgewächse auf großen Oekonomiegittern, doch nicht in der Ausdehnung, wie volkswirthschaftlich wünschenswerth wäre. Mehr Bodenfrüchte werden verhältnißmäßig auf den kleinen Gütern erzeugt, deren Bewirthschaftungsweise übrigens jenen ähnlich ist, indem auch hier Sklavenarbeit benutzt wird. Freie ländliche Arbeiter und Wirthschaften, die unsern Bauerwirthschaften entsprechen, gibt es in Brasilien ebenso wenig wie eigentliche Dörfer, d. h. Ortschaften, die ganz oder fast ausschließlich durch das Zusammenwohnen kleinerer Grundbesitzer gebildet werden, welche mit Hülfe ihrer Familien und einer größern oder geringern Zahl von freien Arbeitern, Knechten oder Tagelöhnern ihre in einer gemeinsamen Feldmark liegenden Ländereien selbst bewirthschaften. Nur in den südbrasilianischen deutschen Colonien fängt ein solcher Stand kleiner, selbständiger ländlicher Wirthe an sich zu bilden, doch hängt auch hier die Entwickelung dieser wichtigsten Klasse der Bevölkerung noch von der jetzt im Flusse befindlichen definitiven Gestaltung der Arbeiterverhältnisse in Brasilien ab. Der Leser ahnt hiermit wieder, welch hohe Bedeutung diesen deutschen Colonien zukommt.

Unter den geschilderten Umständen ist, dies drängt sich bei tieferm Studium immer mehr auf, die Sklaverei leider noch eine Nothwendigkeit für Brasilien, solange kein genügender Ersatz für die Sklavenarbeit vorhanden ist. Wenn wir erwähnen, daß die Sklaven ein volles Drittel der Bevölkerung des Landes bilden, ein anderes Drittel auf freie Farbige und Indianer, somit auf Elemente entfällt, welche dermalen wenigstens dem Landbau sich nicht zuwenden, daß somit nur noch das letzte Drittel, die weiße Bevölkerung, erübrigt, um die für ihre Kräfte zu schwere Arbeit zu leisten, so wird es uns nicht mehr zweifelhaft erscheinen, daß die Emancipation der Sklaven eine Maßnahme von der einschneidendsten Bedeutung für Brasilien ist, welche, wenn ungenügend gelöst, die Zukunft des Landes in ernstliche Frage stellen kann. Schon verkündet uns die Geschichte das unerbittliche Gesetz, daß im Gegensatze zu den Ackerbaucolonien, wo die freie Arbeit ihre höchsten Triumphe feiert, in den Plantagenländern die Emancipation überall das staatliche Sinken zur Folge hat. Deutlich zeigen sich diese Contraste zwischen den Vereinigten Staaten und der Republik Haïti. Die englischen Colonien entgingen dem gleichen Schicksale nur durch die erwähnte Einfuhr von Kulis, nämlich durch den Ersatz einer Sklaverei durch die andere. Das neueste Beispiel endlich ist der durch die Sklavenemancipation bewirkte ökonomische Ruin der amerikanischen Südstaaten, welchen Cuba zu folgen berufen scheint. In Brasilien existirt heute noch die Sklaverei, weil sie einstweilen noch ein Gebot der Nothwendigkeit ist, weil sie, wie alle menschlichen Institutionen, noch aus den Interessen der Gesellschaft hervorwächst. Sie allein sind es, welche die socialen Einrichtungen hervorrufen und über die Entwickelungsgeschichte der Völker entscheiden; die Gewalt ist ebenso unfähig sie einzusetzen, als die Regeln der Vernunft sie zu schaffen. Alleinigen Ausschlag geben, wie gesagt, die Interessen. Wohl besteht auch in Brasilien unter den Staatsmännern wenig Zweifel darüber, daß auch dort die Emancipation der Sklaven nur noch eine Frage der Zeit sei, und ebenso wenig erleidet es einen Zweifel, daß viele Brasilianer gern je eher je lieber diese eigenthümliche Institution ihres Landes

los werden möchten, wenn sie nur wüßten wie. „Dennoch aber würde die Annahme, daß die Emancipation nun auch schon demnächst bevorstehe, eine sehr irrige sein. Denn wie die Verhältnisse des Landes einmal liegen, ist gegenwärtig die Sklaverei für Brasilien noch eine Nothwendigkeit und deshalb werden auch die Brasilianer noch solange wie möglich an der Aufrechterhaltung derselben festhalten, möge auch die Ueberzeugung unter ihnen, daß die Sklaverei volkswirthschaftlich wie sittlich zu verdammen sei, sich immer mehr Bahn brechen. Es steht dabei für Brasilien zu viel auf dem Spiele, nämlich nichts Geringeres als die Existenz des Staates selbst, und weil damit zugleich auch die Existenz der gegenwärtigen Sklavenbevölkerung selbst bedroht ist, so können nur blöder Unverstand, heuchlerische Philanthropie oder heimliche Feindschaft an Brasilien die Aufforderung richten, die Emancipation der Sklavenbevölkerung unverzüglich auszuführen."

Diesem Urtheile des gewiegten Wappäus pflichten denn auch alle vorurtheilslosen Kenner Brasiliens bei, obenan der scharf- und freisinnige J. J. von Tschudi. Alle betrachten die plötzliche Aufhebung der Sklaverei als das größtdenkbare Unglück für Brasilien, und es zeugt von einem einsichtigen Verständnisse seiner Staatsmänner, daß die später zu besprechende Sklavenacte vom 28. Sept. 1871, womit der Anfang zur Emancipation gemacht ist, sich in den Schranken einer weisen Mäßigkeit bewegt.

Alle Völkerkundigen sind mit der Thatsache vertraut und alle Kenner sind darin einig, daß alle Sklavenarbeit schlecht sei und mit freier Arbeit keinen Vergleich aushalten könne. Ebenso sicher ist aber, daß freie Arbeit, selbst wo sie möglich ist, neben Sklavenarbeit nicht lohnt, nicht bestehen kann. Die schlechte Sklavenarbeit ist aber doch noch besser als gar keine Arbeit, und ob ihr Ersatz durch freie Arbeit möglich, muß erst das Experiment lehren. Dieses bleibt unter allen Umständen ein problematisches und deshalb gefährliches, so sehr unsere Culturansprüche auf der Beseitigung der Sklaverei aus sittlichen Rücksichten bestehen müssen. Denn unter allen gegen die Sklaverei erhobenen Anklagen wiegt in unsern Augen wol keine schwerer als jene, welche gerade vom großen Publikum, von den Humanisten und Negerfreunden am wenigsten gewürdigt wird. Es sind dies die schrecklichen Folgen der Negersklaverei für die herrschende weiße Rasse selbst durch die Schaffung von halbschlächtigen Menschentypen und der damit unwiderruflich verknüpften Verschlechterung des Blutes, die gepaart geht mit sittlicher und moralischer Verkommenheit der Weißen und Farbigen. Die hispano-amerikanischen Republiken, dann Westindien, endlich, wenn auch am wenigsten, der Süden der Vereinigten Staaten, sind hierfür wahrhaft abschreckende Beispiele.

Es ziemt mir wol hier nicht auf eine Untersuchung über den sittlichen und volkswirthschaftlichen Charakter der principiell zu verurtheilenden Sklaverei einzugehen. Allein ebenso verwerflich, als die Sklaverei selbst, ja vielleicht noch verwerflicher wäre eine sofortige unbedingte Freilassung der Sklaven in Brasilien gewesen. Denn eine solche plötzliche Befreiung der Neger richtet nicht blos die Weißen, sondern auch die Schwarzen selbst zu Grunde. Am schrecklichsten zeigt sich dies in unsern Tagen an dem Triumph der abolitionistischen Ideen in den Vereinigten Staaten, wo die Aufhebung der Sklaverei freilich nicht um der Menschlichkeit willen und mit möglichster Schonung der bestehenden Verhältnisse durchgeführt, sondern wie ein letzter politischer Trumpf zum beabsichtigten Verderben der secessionistischen Südstaaten ausgespielt wurde. So sehr diese Ereignisse geeignet sind, das Herz des Menschenfreundes mit Wonne zu erfüllen, so betrübend stellen sie sich in ihren Folgen den Blicken des nüchtern prüfenden Forschers dar. Zu allen Zeiten sind nämlich die Humanisten herzlich schlechte Ethnologen gewesen, wie das Beispiel des sehr edeln, aber ethnologisch kurzsichtigen Senators Sumner beweist. Das Maximum, was sich eben Menschen im allgemeinen zugestehen läßt, ist eine Anlage zur Freiheit, und diese Anlage will entwickelt, jedes Volk zur Freiheit erzogen werden. Ueber die

traurigen sittlichen Folgen der plötzlichen Emancipation der englischen und amerikanischen Negersklaven bestehen in Fachkreisen wol keine Zweifel mehr, und wen es gelüstet, sich darüber umständlicher zu belehren, der lese die darauf bezüglichen Stellen in Waitz' trefflicher „Anthropologie der Naturvölker" nach, wo dieser hervorragende Ethnologe in dürren Worten ausspricht: die englische Negeremancipation wird zu allen Zeiten als eine der großartigsten moralischen, nationalökonomischen und politischen Thorheiten dastehen, welche die Culturgeschichte aufzuweisen hat. Es war diesem ausgezeichneten Forscher nicht mehr vergönnt, uns seine Ansicht über die in der Gegenwart zu Tage tretenden Folgen des gleichen Experiments in den Unionsstaaten zu hinterlassen. Eine anerkannte und unbestrittene Thatsache ist es nämlich, daß die Sterblichkeit unter den Negern seit ihrer Befreiung auf eine erschreckende Weise zugenommen hat, und, wenn da keine Aenderung eintritt, die Unionsregierung der Sorge um ihre „schwarzen Brüder" enthoben sein wird, ehe viele Jahre vergehen; nebenbei bemerkt: das für Amerika günstigste, wenn auch von der humanistischen Schule am allerwenigsten erwartete und angestrebte Resultat dieses ethnologischen Experiments.

Werfen wir nun einen Blick auf die Geschichte der Emancipationsbestrebungen in Brasilien bis auf die neueste Epoche. Schon im Jahre 1826 war die brasilianische Regierung der britischen Convention über die Abschaffung des Sklavenhandels beigetreten. Trotzdem blieb die heimliche Einfuhr von Sklaven immer noch sehr bedeutend; das Bedürfniß war eben stärker als das Gesetz, ein Fall, der sich ja überall wiederholt. Lehrreich sind in dieser Hinsicht die von und durch England jüngst ergriffenen Maßnahmen zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Ostafrika und Aegypten, welche mit einem schmerzlichen Fiasco endeten und nichts weiter bezweckten, als den Menschenhandel in andere Bahnen zu lenken. Solange eben die Nachfrage nach einem Artikel vorhanden, wird sich stets auch das Angebot dafür finden. Wundern wir uns daher nicht, zu vernehmen, daß man die Zahl der heimlich alle Jahre nach Brasilien eingeschmuggelten Schwarzen auf 27—28000, nach andern Angaben auf 80000 bis zum Jahre 1847 schätzt. Trotz der Pression Englands und dessen ziemlich brutalen maritimen Gewaltthätigkeiten gegen Brasilien, hätte wol noch für lange Zeit eine hinreichende Zufuhr von Sklaven nach Brasilien stattgefunden, wenn man sich nicht dort selbst zu energischem Vorgehen gegen den Menschenhandel entschlossen hätte. Die Ehre des Landes verlangte zuerst freilich die Zurückweisung der britischen Anmaßung, durch die englischen Kreuzer Sklavenfahrer in brasilianischen Gewässern und Häfen aufbringen zu lassen; kaum aber war von Lord Malmesbury die Suspendirung der Maßregel erlangt worden, so wandte die brasilianische Regierung der Hintanhaltung des Sklavenhandels ihr unverwandtes Augenmerk zu. Am 14. Sept. 1851 proclamirte der durch Mündigkeitserklärung zur Regierung gelangte Kaiser Dom Pedro II. in seiner Thronrede feierlich, daß er denselben mit den kräftigsten Mitteln unterdrücken werde, ein Versprechen, welches ehrlich gehalten ward. Seit jener Zeit hat die Sklaveneinfuhr nach Brasilien fast gänzlich aufgehört, und seit 1855 sind wahrscheinlich nicht mehr Sklaven heimlich eingeführt worden, als dies in derselben Frist nach den Vereinigten Staaten geschehen ist. Vielleicht daß in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, seitdem viele Pflanzer aus den Südstaaten der Union sich nach Brasilien wandten, eine kleine Steigerung dieses Handels eingetreten ist.

Jedenfalls war der von Brasilien eingeschlagene Weg, zuerst den Handel mit Sklaven zu unterdrücken, ehe an die Aufhebung der Sklaverei selbst gedacht werden dürfe, der im großen und ganzen richtige. War ja doch die Verhinderung der Sklaveneinfuhr an sich eine Maßregel, welche nicht verfehlen konnte, einen tiefen ökonomischen Umschwung zu erzeugen, und daß dieser Umschwung sich thatsächlich fühlbar machte, ist der schlagendste

Beweis für die gewiſſenhafte Durchführung der gedachten Maßnahmen. Daß dieſer Sieg der Menſchlichkeit nur um den Preis ſchwerer Schädigung des Volkes in ſeinen materiellen Intereſſen möglich, daß der eintretende Umſchwung nicht zum Vortheile des Staates war, bedarf für den Völkerkundigen keiner weitern Erklärung; es iſt ſelbſtverſtändlich. Die Sklaveneinfuhr hatte nämlich dem Lande nicht allein die abſolut nothwendigen Arbeitskräfte, ſondern auch die Bedingung zur Vermehrung eines auch numeriſch wichtigen Theiles der Geſammtbevölkerung gewährt. Den Bedürfniſſen entſprechend waren durchſchnittlich gegen drei Perſonen männlichen eine Perſon weiblichen Geſchlechts eingeführt worden; als nun der Zufluß von außen aufhörte, vermochte das unter den Schwarzen obwaltende Misverhältniß der beiden Geſchlechter nicht durch innern Zuwachs die erlittene Einbuße zu erſetzen. Die Schwarzen können alſo nicht nur nicht durch etwaigen Ueberſchuß der Geburten über die Todesfälle ſich vermehren, ſondern ſie nehmen an Zahl ab, und zwar ſchätzt man dieſe Abnahme auf 2 Proc. per Jahr im Durchſchnitt. So ſehr nun in ſittlicher Hinſicht das allmähliche, aber ſichere Verſchwinden der Farbigen der größte Gewinn iſt, den alle einſtigen Sklavenländer aus dem Abolitionsprincip ziehen können, ſo bedenklich geſtaltete ſich die Lage in volkswirthſchaftlicher Hinſicht. Wenn nämlich die bisherige Zuwachsrate der Geſammtbevölkerung des Reiches nur auf gleicher Höhe erhalten werden ſollte, ſo mußten die 2 Proc. Abnahme unter den Sklaven durch den natürlichen Zuwachs unter der freien einheimiſchen Bevölkerung gedeckt werden. Dieſe natürliche Vermehrung beträgt jedoch in Braſilien keine 2 Proc., und es ſtellte ſich alsbald ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften heraus, die man nunmehr durch die Einwanderung von Freien zu erſetzen ſuchte. Leider ward man deſſen, wie es übrigens in der Natur der Sache liegt, erſt inne, als das wachſende Bedürfniß nach neuen Arbeitskräften ſich allenthalben geltend machte, und ſo kommt es, daß die Arbeiterfrage für die Zukunft Braſiliens geradezu eine brennende geworden. Iſt ſie dies ſchon zu einer Zeit, wo die Sklaverei noch beſteht, ſo ahnt man leicht, um wie viel mehr dies dann der Fall ſein muß, wenn einmal die nothwendig zum Verſchwinden verurtheilte Inſtitution thatſächlich beſeitigt und die ehemaligen Sklavenindividuen damit auf den Ausſterbeetat geſetzt ſind. Die innige Verkettung zwiſchen der Sklavenemancipations- und der Coloniſationsfrage ſpringt wol ſattſam in die Augen.

Ob die braſilianiſchen Staatsmänner ſich darüber klar ſind, daß jede Aufhebung der Sklaverei unfehlbar früher oder ſpäter den Untergang der ſchwarzen Raſſe zur Folge haben muß, iſt ſchwer zu ſagen; gewiß iſt jedoch, daß ſie ſeit lange die Abſchaffung des Inſtituts als eine unumgängliche Nothwendigkeit ins Auge zu faſſen ſich gewöhnt haben. Schon unter dem 26. Sept. 1864 ward die Emancipation aller freien afrikaniſchen Neger gewährleiſtet, welche auf dem Gebiete des Kaiſerreiches leben; unter freien Negern verſtand man alle jene, welche die braſilianiſchen Kreuzer am Bord von Sklavenfahrern geſunden hatten, die dann von den braſilianiſchen Geſetzen als frei erklärt wurden und zu Privatleuten in die Lehre gegeben worden waren. Am 6. Nov. 1866 befahl ferner der Kaiſer, daß alle zum Militärdienſt tauglichen Staatsſklaven befreit würden gegen das Verſprechen, daß ſie in die Armee treten. Die Befreiung erſtreckte ſich auch auf die Weiber der Verheiratheten. Anfang 1866 zählte man auf den Staatsgütern (fazendas da nação) 1427 Sklaven, wovon 723 weibliche und 704 männliche. Zieht man Greiſe und Kinder hiervon ab, ſo traf die Befreiung wol nur etwa 500 Menſchen; ein Anfang war aber immerhin gemacht. Nehme man ein beliebiges Zeitungsblatt Braſiliens aus jener Epoche zur Hand, obenan den einflußreichen „Correo mercantil", ſo wird man ſtets Variationen des Themas begegnen, daß die Emancipation der Sklaven die nothwendige Folge der Unterdrückung des Sklavenhandels ſein müſſe. Dies ſpricht ſogar mit dieſen

Worten der Minister des Aeußern, Martin Francisco Ribeiro de Andrada, in einem Schreiben vom 22. Aug. 1866 an das Comité für Abschaffung der Sklaverei aus.

In eigentlichen Fluß gerieth die wichtige Frage erst im Jahre 1871. Die Regierung legte einen diesbezüglichen Gesetzentwurf vor, der in der Kammer jedoch auf starken Widerstand stieß. Nach seinen Bestimmungen sollten die als Eigenthum oder zur Nutznießung dem Staate und den Klöstern gehörigen Sklaven binnen sieben Jahren ihre Freiheit erhalten; für die Befreiung der im Privatbesitze befindlichen Sklaven sollte der Staat eine Entschädigung zahlen, welche sich bis auf achtjährige Kinder hinab erstreckt. Der Staat sollte ferner für die fortschreitende Emancipation eine jährliche Summe aussetzen. Die ganze Session des Jahres 1871 ward mit den Verhandlungen der Abgeordnetenkammer über diesen Gesetzentwurf ausgefüllt; endlich nach langen und erregten Debatten kam ein Gesetz zu Stande, das von beiden Kammern beschlossen und am 28. Sept. 1871 von der Prinzessin-Regentin im Namen des damals in Europa weilenden Kaisers bestätigt wurde. Diese Sklavenacte, womit die Aufhebung der Sklaverei decretirt ist, umfaßt folgende 10 Artikel:

Art. 1. Alle von Sklavinnen im Kaiserreiche geborenen Kinder sind von dem Tage des Erlasses dieses Gesetzes an frei.

Art. 2. Die Regierung hat die Befugniß, alle diejenigen Sklavenkinder, welche seit dem Erlaß dieses Gesetzes geboren, von ihrem Herrn verlassen oder abgetreten, oder wegen schlechter Behandlung der Gewalt ihrer Herren entzogen werden, an dazu ermächtigte Gesellschaften zu übergeben.

Art. 3. In jeder Provinz des Kaiserreiches sollen jährlich so viel Sklaven losgekauft werden, als die jährlich verfügbare Summe aus dem für die Sklavenemancipation zu gründenden Fonds (folgen die Paragraphen darüber) erlaubt.

Art. 4. Dem Sklaven ist gestattet, aus Schenkungen, Vermächtnissen und Hinterlassenschaften, die ihm gemacht werden, sowie aus dem, was er mit Bewilligung seines Herrn durch Arbeit und Ersparnisse erwirbt, sich ein Eigenthum zu gründen. Die Regierung wird durch Statuten für die Unterbringung und die Sicherheit des besagten Eigenthums Sorge tragen.

Art. 5. Die schon organisirten und die später sich bildenden Emancipationsgesellschaften sind der Aufsicht des Waisengerichts unterworfen.

Art. 6 bezeichnet die freizulassenden Sklaven.

Art. 7 das Rechtsverfahren bei der Freilassung.

Art. 8. Die Regierung wird die specielle Registrirung aller im Reiche lebenden Sklaven mit Bezeichnung des Namens, des Geschlechts, des Gesundheitszustandes, der Arbeitstüchtigkeit und der Verwandtschaft eines jeden, wenn sie bekannt, anordnen.

Art. 9. Die Regierung hat die Befugniß, in allen Fällen der Sklavenbefreiung bis zu 100 Reis oder Gefängnißstrafen bis zu einem Jahre zu verhängen.

Art. 10. Alle diesem Gesetze entgegenstehenden Bestimmungen sind aufgehoben.

Es kann hier meine Aufgabe nicht sein, das vorliegende Decret, womit die Emancipationsfrage zum Abschluß gebracht ist, einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Nur einige kurze Bemerkungen seien gestattet. Gewiegte Ethnologen, wie z. B. Wappäus, halten eine Uebergangsperiode, eine Zwischenstufe zwischen der Sklaverei und der vollen persönlichen und bürgerlichen Freiheit für die dermalige Sklavenbevölkerung, die Umwandlung der Sklaverei in eine Art von Grundhörigkeit, bei welcher dem jetzigen Sklaven wenigstens die Rechte der menschlichen Persönlichkeit gewahrt sind, für durchaus nothwendig. Denn die größte Schwierigkeit besteht nicht eigentlich darin, die Sklaven als Arbeiterbevölkerung entbehrlich zu machen, sondern darin, was mit dem frei gewordenen Sklaven zu beginnen, damit er, sich selbst überlassen, nicht ein absolut faules Glied der

Gesellschaft und als solches zu einem Hemmniß für die Cultur würde und schließlich selbst doch nicht zu Grunde gehe. Unzweifelhaft haben die Brasilianer sich die Lehren vor Augen gehalten, welche das Beispiel der Vereinigten Staaten in so augenfälliger Weise predigt. Dort wurde ad oculos gezeigt, wie man diese heikle Frage nicht anfassen dürfe, und sind die seither eingetretenen Ereignisse von Sachverständigen schon vor 15 Jahren mit Genauigkeit vorhergesagt worden. Brasilien hat sich nun diese Misachtung der Wissenschaft, den Wahn, mit dem Geklingel bestechenden, prunkenden Phrasenschwalls den Bann der ewigen Naturgesetze brechen zu können, nicht zu Schulden kommen lassen, es hat vielleicht weniger human, als manchen europäischen Heißspornen lieb ist, jedenfalls aber klüger, staatsmännischer gehandelt. Dennoch möchte sich wol kein Ethnologe für den Erfolg dieses neuen Experiments, denn ein solches bleibt die Emancipation der Schwarzen, man fasse sie wie man wolle, völlig verbürgen. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Brasilien, dank seiner weisern Maßnahmen, von den schweren ethnischen und socialen Uebeln verschont bleiben werde, welche kaum ein Jahrzehnt nach Ende des Secessionskrieges die Union neuerdings an den Rand des Abgrundes treiben, Uebel, deren Quell die philanthropische Kurzsichtigkeit eines Sumner und seiner Anhänger hartnäckig in andern als in der allein wahren Ursache, der durchaus verfehlten Lösung der Sklavenfrage, suchen will. Möglich, daß der eigene Vortheil und abermals der Hinblick auf das abschreckende Beispiel der nördlichen Freistaaten, die Brasilianer zur Einsicht bringen werde, wie die Gesellschaft die Pflicht habe, sich der Negerrasse auch nach ihrer Emancipation anzunehmen und zwar als einer Gesellschaft von Unmündigen, wie sie dies im Verhältnisse zu der jetzigen civilisirten Gesellschaft, die auf der Jahrhunderte alten Culturarbeit der Vorfahren beruht, in der That auch ist. Ob es aber trotz alledem gelingen werde, dem allmählichen Untergange der schwarzen Rasse vorzubeugen, scheint mehr als zweifelhaft. Gewiß ist der Neger civilisationsfähig, wie ja die sehr wohlorganisirten Negerreiche im Innern Afrikas beweisen; es scheint aber nicht, daß er unserer Civilisation fähig sei. Die seinige nimmt, wenn sie sich selbst überlassen bleibt, eine ihr eigenthümliche Richtung, der unserigen erliegt sie und auch endlich der Mensch selbst. Nur in dem von dem Hauche jeder fremden Culturberührung verschonten Centralafrika, an den Gestaden des Tschadsees, erreicht der Neger seine höchste Reife; wo er mit andern, namentlich weißen Rassen lebt, verschwindet der freie Neger theils durch Vermischung mit ihnen, theils, wie in den Vereinigten Staaten, durch Zunahme der Sterblichkeit unter der unvermischten Rasse. Brasilien muß jedenfalls darauf gefaßt sein, im Laufe der Zeit das Negerthum von seinem Boden verschwinden zu sehen.

Wenn dieser Moment eintritt, wird Brasilien übrigens den dadurch erwachsenden Abgang an Arbeitskräften nicht mehr zu betrauern haben; dieser tritt schon weit früher, und zwar mit der Abschaffung der Sklaverei selbst ein. Der freie Neger arbeitet nämlich nicht. Wodurch würde er denn frei sein, wenn er nach wie vor arbeiten müßte? Wie alle Wilden, erblicken sie im Nichtsthun die einzige Freiheit; Arbeit ist entwürdigend. „White fellows work, not black fellow; black fellow gentleman", sagten die Australier zu dem Amerikaner Horatio Hale. Die Neger der Südstaaten huldigen so ziemlich derselben Anschauung, und in Brasilien geht es nicht besser. Es liegt mir die von Richard Matthes in Rio-de-Janeiro herausgegebene „Allgemeine Deutsche Zeitung für Brasilien" vom 18. Febr. 1874 vor, welcher ich folgenden, die Lage charakterisirenden Passus entnehme:

„Wir zweifeln nicht, daß viele große Grundbesitzer sich der Hoffnung hingeben, die Sklavenbevölkerung werde gegen entsprechenden Arbeitslohn zu jeder Zeit wie heute zu ihrer Verfügung stehen. Um diese Illusion zu zerstören, genügt es auf Jamaica hinzuweisen, während der Herrschaft der Zwangsarbeit, also solange die Sklaverei bestand,

seines reichen Ertrags wegen so berühmt. Die englische Regierung hob in ihrer Humanität die Sklaverei auf und erwartete, daß schon der eigenen Erhaltung wegen die Sklaven sich zu bezahlter Arbeit bequemen würden; der allergrößte Theil derselben aber lief nach geschehener Freilassung in die Wälder und war durch keine Mittel und für keinen Preis zu bewegen, zu irgendeiner Art von Arbeit zurückzukehren. Mit den Thieren zusammen und ähnlich wie diese lebten sie von dem, was der gesegnete Boden wild erzeugte, bauten sich zum großen Theile nicht einmal Hütten und starben wie das Thier, eine Beute der Urubus. Fast die gesammte Bodencultur Jamaicas ging zu Grunde, und die englische Regierung griff zwar nicht wieder zur Negersklaverei, aber zu einem noch weit scheußlichern Arbeitssystem, der Anwerbung chinesischer Kulis. Der Unterschied zwischen beiden Zwangsarbeitssystemen ist der, daß der Eigenthümer eines Schwarzen diesen wenigstens so weit schont, als es sein eigener Vortheil erheischt, während die Kulis meist zu Tode geschunden werden, noch ehe ihre Lehrzeit zu Ende geht.

„Einen fernern eigenthümlichen Beweis für die übrigens längst feststehende Thatsache der allgemeinen Arbeitsscheu der Schwarzen liefern die freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten, die sämmtlich zu einer höhern Species als die Feldsklaven gehören. Niemand wird einen solchen bei schwerer Arbeit antreffen, sollte es auch halb zum Verhungern gehen, und während der Deutsche und Irländer gern seinen Unterhalt mit Eisenbahn- und Kanalarbeiten, Holzhacken und Backsteintragen verdient, ist der feine Schwarze Barbier, Aufwärter und Bedienter, oder auch nur der Mann seiner Frau, welche ihn als Wäscherin ernährt.... Der Schwarze arbeitet einmal nicht ohne physischen Zwang, und sobald die Zeit hier in Brasilien kommt, daß es ihm freisteht zu arbeiten oder nicht, wird alle Bodencultur, soweit sie auf schwarzer Arbeitskraft beruht hatte, vollständig aufhören."

Wie man sieht, ist es höchste Zeit, daß in kürzester Frist ein Ersatz für die bisherige Sklavenarbeit herbeigeschafft werde, soll nicht der Wohlstand des ganzen Volkes aufs ärgste gefährdet werden. Ein solcher Ersatz ist nur durch Heranziehen neuer Kräfte möglich, und kann derselbe auf verschiedene Weise geschehen:

1) Durch Einführung von Kulis. Diesen Ausweg wollen wir aber nicht näher ins Auge fassen, weil es den Teufel mit Beelzebub austreiben hieße, und wir vielmehr hoffen wollen, daß Brasilien davon verschont bleiben werde, zu diesem letzten Nothanker zu greifen.

2) Durch Civilisirung der Indianer. Die in der That überaus ansehnlichen Resultate, welche seinerzeit die Jesuiten in der Civilisirung der Eingeborenen erreicht hatten, haben mehrern Kennern Brasiliens, wie Woldemar Schultz und Wappäus, den Gedanken nahe gelegt, die Indianer zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranzuziehen. Im Princip duldet dieser Vorschlag wol auch keinen Widerspruch, wenn sich die behauptete Civilisationsfähigkeit des Indianers bewahrheitet. Allein der Staat wird für die nächste Zukunft selbst dann nicht auf einen Ersatz von dieser Seite rechnen dürfen, wenn das Civilisationswerk mit der allergrößten Energie aufgenommen und in die Hände der Jesuiten gelegt würde, welche auf diesem Felde eine unerreichte Meisterschaft behaupten. Aus anderweitigen politischen Gründen ist aber hierfür keine Aussicht; jedenfalls bedürfte es jedoch ungemessener Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte, um den Indianer auf die Stufe eines freien europäischen Arbeiters zu heben. Endlich schätzt man die Gesammtzahl der freien Indianer Brasiliens nur auf 500000, welche also kaum das Viertel des durch die Negeremancipation veranlaßten Arbeitsausfalles decken.

3) Durch Heranziehung der europäischen Einwanderung verbunden mit der Colonisation des Landes. Dieser Punkt ist es, der von allen die meiste und gründlichste Erwägung erheischt.

Bekanntlich ist in allerjüngster Zeit die Frage der Auswanderung nach Brasilien der Gegenstand äußerst lebhafter, ja erregter Debatten in Deutschland gewesen. Eine wahre Flut von Flugschriften hat die Frage in günstigem und ungünstigem Sinne erörtert, wobei freilich nicht immer die lautersten Motive die Feder lenkten. Im allgemeinen hat die öffentliche Meinung, unter dem Drucke der Tagesblätter, sich gegen die Betheiligung an dem Colonisationswerke in Brasilien erklärt und fand sich sogar die deutsche Regierung bewogen, eine gegen Brasilien gerichtete Flugschrift zu möglichst weiter Verbreitung zu empfehlen. Es verlohnt sich also wol der Mühe, den Dingen auf den Grund zu sehen.

Eine unbestreitbare Thatsache ist es zunächst, daß in Brasilien selbst eine systematische Agitation gegen jede Einwanderung in Scene gesetzt wird, die allerdings nicht von den leitenden Regierungskreisen ausgeht, welche vielmehr die eminente Wichtigkeit der europäischen Einwanderung vollkommen begreift und bestissen ist, dieselbe nach Kräften heranzuziehen und zu unterstützen. Jenes nativistische Element, welches sich gegen jeden Zuzug von Europäern sperrt, fand seinen stärksten, und wie sich nicht leugnen läßt, geschicktesten Ausdruck in einer 1873 zu London erschienenen Schrift: „Brazilian Colonization from a European point of view", als deren Verfasser sich ein Hr. Jacaré-Assu, offenbar ein Pseudonym, bekennt. Da, wie erwähnt, die 132 Seiten lange Schrift durch ihre ganze Fassung sowie durch die gründlichen Kenntnisse, welche ihr Autor augenscheinlich von dem brasilianischen Colonisationswesen besitzt, sich weit über das Niveau der übrigen Pamphletliteratur erhebt, so kann sie am besten dazu dienen, uns die Uebelstände, die Schwierigkeiten und die Einwände, welche dem Gelingen des Unternehmens entgegenstehen, kennen zu lehren.

Anhebend mit dem ersten, seitens der brasilianischen Regierung im Jahre 1819 unternommenen Versuche, auf der Serra do Mar, im Nordwesten von Rio-de-Janeiro (Serra do Marro Queimado) eine Ackerbaucolonie zu gründen, welcher das heutige Nova-Friburgo seine Entstehung verdankt, geht Jacaré-Assu die ganze Reihe der seitdem bis auf den heutigen Tag folgenden Colonisationsversuche durch, und gibt dann kurz und entschieden sein Verdict ab, welches für jede Colonie auf „im höchsten Grade mislungen" lautet. Es wäre hier wol nicht am Platze, den geneigten Leser mit einer historischen Aufzählung dieser Versuche zu ermüden, über die wir das Wissenswertheste ohnehin noch erfahren werden; es genügt hier in kurzem die Resultate zu skizziren, zu welchen der durch Krokodilsthränen (er nennt sich selbst Jacaré-Assu) lächelnde Verfasser gelangt ist. Derselbe argumentirt folgendermaßen:

Wenn europäische Auswanderer nach Brasilien kommen, unkundig der Sprache, unkundig der Sitten und Gebräuche des Landes, so stehen sie recht- und schutzlos da, eine Beute jeglicher schwindelhaften und betrügerischen Speculation gewissenloser Agenten und deren Auftraggeber, die ohne alle Ausnahme Leute ohne Treu und Glauben sind und in deren Hände sie sich selbst gewöhnlich gegeben, indem sie unklugerweise drüben (d. i. in Europa) einen ihnen völlig unverständlichen Contract unterzeichneten, einen Contract, dessen Tragweite sie gar nicht ahnen konnten, der das gerade Gegentheil von dem ist, was man ihnen lügenhaft vorgeschwindelt hatte, und der endlich seinerzeit als Document gegen die Auswanderer gebraucht wird. Gelingt es ihnen im günstigsten Falle, ihr Contractsverhältniß zu lösen, so müssen sie dies mit solchen Opfern an Zeit, Geld und Lebenskraft erkaufen, daß sie völlig ruinirt und zu keiner Arbeit und Anstrengung mehr fähig sind.

Kommen die Colonisten nach einer an Mühsalen und Entbehrungen aller Art reichen Ueberfahrt elend, kummervoll, halb gebrochen und krank am Ziele ihrer Reise an, so finden sie nicht die geringsten Vorkehrungen zu ihrer Aufnahme und Unterkunft getroffen. Vergebens sehen sie sich nach Wohnungen um, man pfercht sie in elende, erstickende Lager-

räume, mitten in Sümpfen oder unter freiem Himmel, man verabreicht ihnen höchst ungesunde, oft ungenießbare Nahrungsmittel, die man ihnen zu hohen Preisen anrechnet; sie müssen warten, immer warten, oft vom Hunger gezwungen, ihr Brot auf den Straßen zu betteln, wenn sie sich nämlich an einem bewohnten Orte befinden; dazu das Klima des Landes, welches unter allen Umständen ein verderbenbringendes ist, — daher es denn nicht wundernehmen darf, daß Krankheiten und Epidemien unter ihnen ausbrechen, welche sie scharenweise dahinraffen.

Man hat den Auswanderern drüben fruchtbare Ländereien versprochen, — reiner Schwindel, denn in ganz Brasilien gibt es kein fruchtbares Land, wenige Plätze ausgenommen. Statt fruchtbaren Landes gibt man ihnen also schlechtes, sei es in sumpfigen Niederungen oder in ausgedorrtem Boden; statt dichter Wälder und Holzreichthums finden sie dürre Felskegel, auf denen nichts gedeihen kann. Außerdem finden sie dieses elende Land nicht einmal vermessen vor und es muß erst nach langem, endlosem Warten zu einer vorläufigen Vertheilung und Vermessung geschritten werden. Hat endlich der Colonist seine Besitzung nach unerhörten Arbeiten und Anstrengungen urbar gemacht, und fängt er an etwas zu produciren, und sieht er sich nach Absatzmitteln um, so findet er keine Straßen, keinen Verkehr, keinen erreichbaren Markt.

Um das Maß voll zu machen und die Colonie irgend möglich zu ruiniren, gibt man ihr einen unfähigen Director, welcher die Sprache der Colonisten weder zu reden noch zu verstehen im Stande ist, welcher mit allen Launen und aller Tyrannei eines türkischen Paschas gerade die ordentlichen Ansiedler quält und mishandelt, sich in nichts um das Wohl seiner Colonie kümmert, alle noch so gerechten Beschwerden abweist und außerdem schwer ahndet, der in allem und jedem nach reiner brutaler Willkür verfährt. Unterdessen unterläßt der betreffende Director nicht, glänzende Berichte über seine Thätigkeit und die fortschreitende Entwickelung der Colonie zu schreiben und schreiben zu lassen und Geldunterstützungen zu beantragen, die leider nie an die rechte Adresse gelangen.

Auf das Parceriewesen insbesondere übergehend, verurtheilt unser Verfasser dasselbe ganz entschieden, und weist unter anderm darauf hin, wie die Colonisten sich damit in ein Abhängigkeitssklavenverhältniß begeben, aus dem sie ihrer Schulden wegen zeitlebens nicht herauskommen können, da sie nicht mit rechtschaffenen Leuten, sondern mit einer gewissenlosen Menschenklasse zu thun haben, die ihnen gegenüber nichts als Lüge, Betrug, Schwindel und Perfidie in Anwendung bringt, ohne die geringste Aussicht für den betrogenen Ansiedler auf Besserung seiner Verhältnisse, nicht einmal auf dem Wege gerichtlicher Klagen und Beschwerden, da in Brasilien keine geordneten Rechtszustände bestehen, und ein Proceß, auch der gerechteste, gegen einen reichen und mächtigen Besitzer nie auf Erfolg rechnen kann.

Dies sind so ziemlich die wesentlichsten Punkte, welche Jacaré-Assu gegen die brasilianischen Zustände formulirt und die ihn zu dem Schlusse bestimmten: „So sehen wir denn, daß eine Colonisation in Brasilien ein Ding der reinen Unmöglichkeit, geradezu ein Unding ist." Damit ist nun unzweifelhaft Hr. Jacaré-Assu bedeutend über das Ziel hinausgeschossen. Man kann nicht daran zweifeln, daß vieles sich in der That so verhält, wie es Jacaré in düstern Farben geschildert hat, allein jeder nur einigermaßen in der Colonisirungsgeschichte der Vereinigten Staaten Bewanderte erkennt sofort die auffallende Aehnlichkeit der Vorgänge und Verhältnisse, welche indeß in Brasilien ebenso wenig die Unmöglichkeit der Colonisirung begründen, als sie dies in Nordamerika thaten. Die große Mehrzahl der aufgeführten Mängel und Uebelstände erschwert sicherlich, solange sie obwaltet, das Gedeihen des Unternehmens und verscheucht auch den Zuzug europäischer Ansiedler, nichts beweist aber, daß die Missstände sein müssen, daß sie nicht bessern Verhältnissen weichen können. Soweit sie sich auf menschliche Einrichtungen beziehen, sind

sie zuverlässig einer Verbesserung fähig, die ja auch in vielen Fällen thatsächlich schon eingetreten ist. Der Behauptung des Hrn. Jacaré-Assu, daß es bis auf den heutigen Tag noch nicht gelungen sei, eine einzige nennenswerthe Ansiedelung in Brasilien zu gründen, widerspricht jedoch der Zustand der deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien. Dies gibt der Brasilianer selber zu, indem er meint: „Die deutschen Colonien in Brasilien freilich sind ein Phänomen von nicht zu unterschätzender Tragweite und von historischer Bedeutung." Da indeß auch über diese sehr verschiedene Meinungen im Umlaufe sind, so ist es durchaus nöthig, daß wir uns mit denselben eingehender befassen. Wer mit der reichen, über dieses Thema vorhandenen Literatur vertraut ist, wird mir beipflichten, wenn ich zu diesem Behufe hauptsächlich die ausführlichen Schilderungen J. J. von Tschudi's benutze, der sich durch seine scharfe Auffassung der Verhältnisse auszeichnet. Doch sei nicht verschwiegen, daß sich der genannte schweizer Gelehrte einige grobe Unwahrheiten über den kaum minder verdienstvollen Brasiliareisenden Dr. Robert Avé-Lallemant hat zu Schulden kommen lassen, welche diesen zu einer öffentlichen Widerlegung veranlaßten.

Schon im Jahre 1861 besuchte J. J. von Tschudi die Provinz Rio-Grande do Sul, wo gerade die am meisten blühenden Ansiedelungen der Deutschen liegen. Der Hafenplatz Porto-Alegre wird uns als die freundlichste und angenehmste von allen Hauptstädten brasilianischer Provinzen gepriesen. Unter seinen 20000 Einwohnern befanden sich zum dritten Theile Fremde, jedoch nur 500 Deutsche. Trotzdem wird dort eine deutsche Zeitung herausgegeben, deren Einnahmen die Ausgaben eines Redactionshonorars von 1423 Milreïs decken. Die Deutschen werden jedoch von den Ultranativisten in Porto-Alegre wie in den Colonien gründlich gehaßt, glücklicherweise gibt es aber auch verständige Brasilianer, die sie zu würdigen verstehen. Der deutsche Hauptort in Rio-Grande ist Villa São-Leopoldo; die Besiedelung der Colonie gleichen Namens begann 1824 mit 126 Köpfen, aber schon 1830 betrug die Zahl der Ankömmlinge 4865, während in den nächstfolgenden Jahren bis 1844 kein weiterer Zuzug wegen der ausgebrochenen Unruhen stattfand. Unter den ersten Ansiedlern gab es viel verworfenes Gesindel, unter andern auch Sträflinge aus einem mecklenburger Zuchthause, daher es auch nicht auffallen kann, daß im Jahre 1832 nicht weniger als neun Kirchendiebstähle verübt wurden. In den ersten Zeiten waren noch die Bugres oder wilden Indianer zu fürchten, welche die Ansiedelungen überfielen, die Erwachsenen mordeten und die Kinder raubten; aber seit 1852 wurde die Colonie São-Leopoldo nicht mehr von ihnen beunruhigt. Die Anfänge waren wie bei allen ersten Besiedelungen sehr schwierig, und die Zahl der Colonisten, die 1835 schon 5223 Köpfe betragen hatte, war im Jahre 1844 wieder auf 5208 gesunken. Nun trat aber eine rasche Wendung zum Bessern ein, und zum Theil durch neue Zuzüge vermehrt, stieg die Bevölkerung auf 12500 Einwohner, die bereits 11 katholische Kirchen und Kapellen und 14 protestantische Kirchen und Bethäuser gegründet haben. Das Klima ist gesund und würde dem italienischen und spanischen entsprechen, wenn es nicht viel feuchter wäre. Dieses Urtheil von Tschudi's stimmt also jedenfalls nicht mit jenem Jacaré-Assu's überein, der ja das Klima des Landes unter allen Umständen ein verderbenbringendes nennt. Allein auch Adalbert Jahn, welcher den neuesten und gründlichsten Beitrag zur Colonisationsfrage („Wichtige Beiträge zur Einwanderung und Colonisation in Brasilien", Berlin 1874) geliefert hat, spricht von dem vortrefflichen Klima der Provinz, welches sich in einem Temperaturunterschiede zwischen 6—24° R. bewegt, und sagt von der Provinz Santa-Catharina, daß deren klimatische und landwirthschaftliche Verhältnisse im allgemeinen mit denen des Nordens von Rio-Grande ziemlich übereinstimmen, und der deutsche Einwanderer und Colonist kaum nöthig hat, sich erst zu acclimatisiren. Die Hauptfeldfrüchte in São-Leopoldo sind Mais, die beliebten schwarzen Bohnen und Kar-

toffeln, außerdem werden aber auch Mandioca, Taback, Flachs, Hanf, Reis, Erbsen, Linsen, Erdmandeln, etwas Weizen und sporadisch Zuckerrohr und Kaffee gebaut, in neuerer Zeit mit ganz ungewöhnlichem Erfolge auch Wein. Mehrere der ältesten Colonisten besaßen zur Zeit des Tschudi'schen Besuches Sklaven, die deutsch redeten. Ueberall um São-Leopoldo fand Hr. von Tschudi Zeichen eines soliden Wohlstandes, sodaß durch die günstigen Eindrücke seine Erwartungen weit übertroffen wurden. Armuth und Elend waren nirgends sichtbar, und die Feinde der Auswanderung nach Brasilien werden von ihm herausgefordert, bei den Colonisten nachzufragen, ob sie ihr gegenwärtiges Los mit dem frühern in Deutschland wol vertauschen möchten. Dazu gesellt sich noch die rasche Ausbreitung über das Land, denn aus São-Leopoldo sind immer wieder junge Colonien Deutscher weiter binnenwärts ausgeschwärmt. Die deutsche Sprache, die anderwärts rasch durch portugiesische Ausdrücke verunreinigt wird, erhält sich in Rio-Grande noch unverfälscht. Von den Nativisten werden die Deutschen allerdings verfolgt und unterdrückt, allein daran sind sie selbst schuld, weil, wenn sie sich nicht durch Zänkereien entzweiten, sondern geschlossen als Deutsche aufträten, örtlich ihnen alle politische Gewalt zufallen müßte. Der confessionelle Friede blieb lange ungestört, bis zur Ankunft des österreichischen Jesuiten Pater Bonifacius Klüber, der jedoch, von dem Präsidenten verwarnt, im Jahre 1864 sich freiwillig entfernte.

Die Villa São-Leopoldo besitzt ein höchst einträgliches Gewerbe, nämlich Verarbeitung von Häuten zu Leder, sowie des Leders zu Schuh- und Sattelwerk, an welches letztere sich zur Ausschmückung wieder Silberarbeiten anschließen. Die Ausfuhr der gesammten Colonie hat sich auch in der Zeit von 1843—60 von 300000 auf 3 Mill. Milreis gehoben.

Minder günstig lautet das Urtheil über die Colonie Nova-Petropolis, von deren 1140 Landloosen aber erst 143 vertheilt worden waren, und die zu Tschudi's Anwesenheit aus 497 Köpfen, darunter 339 Deutschen, bestand, aber auch immer den Angriffen der Wilden ausgesetzt war. Entschieden ungünstig äußert sich der Reisende über die Ansiedelung Conventos am rechten Ufer des Taquary, die von Privatunternehmern gegründet worden ist; um so wärmer empfiehlt Hr. von Tschudi die Ansiedelung Teutonia, an dem nämlichen Flusse gelegen und gegründet von höchst ehrenwerthen deutschen Kaufleuten in Porto-Alegre. In blühendem Zustande befand sich bereits die Colonie Santa-Cruz am Rio-Pardinho, gegründet 1849 und gewachsen auf 688 Feuerstellen mit 3197 Einwohnern, darunter 2300 Deutsche und 700 (meist Deutsch-)Brasilianer, die im Jahre 1866 schon 36173 Milreis Steuern zahlten. Der Boden ist dort ein fruchtbares Waldland, die Straßen befanden sich aber in kläglichem Zustande, und der Schulunterricht im Zustande der Straßen. Für die Zukunft der Provinz Rio-Grande do Sul ist es unendlich wichtig, daß dort ein ausgedehntes Steinkohlenlager entdeckt worden ist. Der Brennstoff ist eine Kohle von günstiger Beschaffenheit, die bei der zu Tage tretenden Schicht eine Mächtigkeit von 65 Fuß erreichen soll. Dies wäre ein größerer Reichthum als alle Gold- und Diamantenwäschen des Kaiserreiches.

In den Schlußworten, welche Hr. von Tschudi der Auswanderung nach Brasilien widmet, erklärt er, daß bei den seit 40 Jahren stattfindenden Colonisationsversuchen des Staats stets die nämlichen Fehler begangen worden sind, und gegenwärtig, d. h. 1866, nicht mehr als 6000 Einwanderer auf den neun Regierungscolonien noch festsitzen. Sie wollen nicht blühen und üben daher auch keine Anziehungskraft auf die frischen Ankömmlinge aus. Insoweit erhält also Jacaré-Assu eine Bestätigung. Dagegen sind jene Ansiedelungen gelungen, die von Provinzialregierungen gegründet wurden; doch schreibt Hr. von Tschudi ihr Gedeihen nicht verständigern Maßnahmen, sondern einzig dem Umstande zu, daß sie in Rio-Grande do Sul liegen. Diese Colonien erfreuen sich eines guten Rufes,

und daher fällt ihnen beinahe der gesammte Auswanderungszuzug zu. Was die Auswanderung nach Brasilien bei uns in solchen Verruf gebracht hat, waren die Anwerbungen durch Actiengesellschaften und durch Privatunternehmer. Aber alle diese Versuche haben den Betheiligten Verlust und Bankrott zugezogen, und nur eine einzige ist gediehen, nämlich São-Lourenzo an der Küste von Lagoa dos Patos, einem Hrn. J. Rheingantz gehörig. In der ersten Hälfte der sechziger Jahre haben sich, wie Hr. von Tschudi behauptet, die brasilianischen Colonisationsverhältnisse gebessert, und er nimmt keinen Anstand, den deutschen Auswanderern zu rathen, Brasilien den Vereinigten Staaten vorzuziehen. Vom nationalen Standpunkte kann man ihm nur beipflichten, immer jedoch mit Einschränkung auf Südbrasilien, denn dort erhält sich das deutsche Wesen viel zäher als in den Vereinigten Staaten, wo es rasch in das Yankeethum übergeht.

Es wird nicht überflüssig sein, da gerade seit dem Erscheinen des Tschudi'schen Werkes die Auswanderungsfrage nach Brasilien wieder in lebhaften Fluß gerathen und die nativistische Strömung in Brasilien an Stärke gewonnen hat, neuere Berichte über die Lage der deutschen Colonien zu Rathe zu ziehen. Einen solchen finden wir 1873 „Im neuen Reich", und hebe ich daraus die wichtigsten Stellen aus. Danach beträgt die Zahl der deutschen Ansiedler in Rio-Grande do Sul jetzt etwa 70000, die aus der Rheinprovinz, dem Fürstenthume Birkenfeld, sowie aus Pommern und Westfalen eingewandert sind. In der Hafenstadt Rio-Grande erfreut der Anblick vieler deutscher Flaggen und zahlreicher deutscher Namen auf den Firmenschildern das Auge des Deutschen. Von dort führt der Weg über die rein deutsche Colonie São-Lourenzo, welche bereits mehr als 3000 Bewohner zählt und prächtig gedeiht, nach Porto-Alegre, der Hauptstadt der Provinz. Unter ihren 30000 Einwohnern nehmen die höchstens 2000 Deutschen im Handel und Gewerbe eine bedeutende Stelle ein. Tschudi nennt für diese Stadt noch 20000 Einwohner, darunter blos 500 Deutsche, die Vermehrung betrug demnach in den wenigen Jahren 33 Proc., jene der Deutschen vervierfachte sich. Eine Eisenbahn über São-Leopoldo nach Hamburger Berg, einem bereits bedeutenden Verkehrsplatz, ist im Bau. Von der fast rein deutschen Stadt São-Leopoldo mit 3000 Einwohnern beginnt das landesübliche Reisen zu Pferde, das im Zustande der Wege begründet ist. Denn bei der gewaltigen Ausdehnung der Provinz (so groß wie ganz Deutschland) können Hauptstraßen und Nebenwege erst allmählich hergestellt werden. São-Leopoldo ist von einer Anzahl deutscher Ortschaften umgeben. In den zusammengebauten finden wir Kirche, Schule, Handwerker, zur Aufnahme von Reisenden eingerichtete Krämereien, welche zum Theil sehr ansehnliche Umsätze machen. An den Seiten der durch den immer grünen Urwald gehauenen Landstraßen sitzen die eigentlichen Ackerbauer, jeder inmitten seines zusammenhängenden, wohlabgerundeten Besitzes, nicht zu entfernt von den Nachbarn. Ein Ritt durch diese deutschen Niederlassungen ist ein wahres Vergnügen. Wohin das Auge blickt, eine südliche Ueppigkeit der Vegetation — haben doch die meisten Kornarten, als Mais, Weizen u. s. w., jährlich zwei Ernten — dabei landschaftlich reizende Umgebungen und bei den Urwaldstrecken und abgeholzten Stellen abwechselnde Ansiedelungen, allenthalben das Bild des Fleißes und Wohlstandes. Hier sehen wir hinter dem umzäunten Felde alt und jung beschäftigt mit dem Ausputzen des Unkrauts, das die Nutzpflanzungen an Ueppigkeit noch übertrifft; dort spielen blondhaarige, blauäugige Kinder die uns wohlbekannten heimischen Kinderspiele und antworten auf unsere Begrüßung im reinsten Hundsrückdeutsch; hier passiren wir eine Strecke, wo der Boden mit schwarz verkohlten Aesten und den bis zu halber Mannshöhe stehen gebliebenen Baumstümpfen bedeckt ist; dort erblicken wir hinter stattlichen Orangenbäumen das wohlbeschattete freundliche Wohnhaus, das uns zur Einkehr einladet. „In Europa", erzählt der Hausherr, „wäre ich ein armer Tagelöhner geblieben, hier habe ich jetzt ein nettes, schuldenfreies Anwesen, Pferde, Maulthiere, Vieh

und auch noch etwas Geld." Daß es den Deutschen durchweg hier gut, ja recht gut geht, davon kann man sich auch durch Beobachtung ihrer Zusammenkünfte in den Städten und Städtchen bei feierlichen Gelegenheiten hinlänglich überzeugen. Der Berichterstatter schließt seine Schilderung mit der Versicherung, alles das seien untrügliche Beweise dafür, daß hier ein gesundes, lebenskräftiges und schon seit 1866, namentlich aber seit 1870 selbstbewußtes deutsches Leben pulsirt, das im Verein mit den deutschen Colonien dem neuen Reiche in der Provinz Rio-Grande do Sul auf friedlichem Wege ein Neu-Deutschland zu erobern den Willen und die Kraft haben wird, wenn im alten Vaterlande der Wahn schwindet, als gingen die Deutschen in Südbrasilien der Sklaverei und einem unglücklichen Lose entgegen, und wenn nach Aufhebung der den Auswanderern in Preußen bisher entgegengesetzten Hindernisse die Zahl der hier lebenden Deutschen und damit auch der Handelsverkehr mit Deutschland steigen wird. Was die Gefühle der Einheimischen den eingewanderten Deutschen gegenüber betrifft, so sind sie getheilter Natur. Zwar achtet der Brasilianer die Thatkraft, welche die deutschen Einwanderer fast durchaus zum Wohlstande gelangen läßt. Auf der andern Seite aber merkt er auch, daß sein eigener Wohlstand wegen seiner Indolenz und der seit 1871 aufgehobenen Sklaverei nicht in solchem Verhältnisse wachse, und daß Grund und Boden mehr und mehr ins Eigenthum der Deutschen übergehe. Daher befällt ihn ein gewisses Gefühl der Bitterkeit, welches durch den überall bestehenden Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Rasse nicht vermindert wird. Aeußert sich nun auch dieser nationale Gegensatz wol einmal, so sind doch die Beziehungen im ganzen freundlich und friedlich.

Diese Darlegungen genügen wol vollkommen, um die Behauptung Jaearé-Assu's zu widerlegen, daß es in ganz Brasilien keine einzige gelungene Colonie gebe. Wir werden vielmehr, ungeachtet des auch in Deutschland häufig genug verbreiteten Geredes, erkennen müssen, daß gerade die deutsche Colonisation in Südbrasilien, insbesondere in der Provinz Rio-Grande do Sul, glänzende Erfolge errungen. Nur zu begreiflich finden wir es daher, daß die „Allgemeine Deutsche Zeitung für Brasilien", welche der Widerlegung der Jaearé'schen Schrift eine Reihe von bemerkenswerthen Artikeln widmete, rundweg erklärt: was Brasilien allein frommen kann, ist die deutsche Einwanderung, und es muß mit allen Kräften dahin gearbeitet werden, dieselbe ins Land hereinzuziehen. Eine nähere Betrachtung der drei Elemente, welche in jeder Colonie mehr oder weniger vertreten sind, ergibt nämlich, daß diese hauptsächlich zugleich drei verschiedene Nationalitäten repräsentiren:

1) Gründer der Colonie: ausschließlich Deutsche; in späterer Periode Zuzug von Arbeitern und Handwerkern deutscher und damit concurrirender portugiesischer Nationalität.

2) Handeltreibende Bevölkerung: Deutsche und theilweise Portugiesen.

3) Luxusbevölkerung: hauptsächlich Franzosen.

Schon Hr. Jaearé hat richtig herausgefunden, daß zu dem Werke der eigentlichen Colonisation aus dem Urwalde heraus die romanischen Nationalitäten ungeeignet und unfähig seien, daß einzig und allein die deutschen Colonisten im Stande sind, eine solche mit Erfolg ins Werk zu setzen. Der anonyme Verfasser der gedachten Aufsätze in der „Allgemeinen Deutschen Zeitung für Brasilien" bemüht sich, zu beweisen, daß dieser Vorzug der Deutschen in ihrer moralischen Kraft, in ihrer sittlich-religiösen Erziehung begründet sei, woran gewiß nicht zu zweifeln ist; er hätte hinzufügen dürfen, daß eine größere körperliche Rüstigkeit das Ihrige zu diesem Resultat mitwirkt. Wie dem auch sei, im Interesse Brasiliens kann man ihm nur beipflichten, wenn er die Heranziehung deutscher Colonisten empfiehlt, zugleich aber die Ansicht zu begründen sucht, daß einem Lande wie Brasilien nicht mit einzelnen kleinen Auswandererhäuflein, die sich im Ganzen verlieren und ohne System hierhin und dorthin zerstreut werden, sondern nur mit Masseneinwanderung gedient sein kann.

Ueberhaupt zeichnen sich die erwähnten Aufsätze durch eine nüchterne, klare, durchaus staatsmännische Auffassung der Verhältnisse aus und bilden zuverlässig das Beste, was im engen Rahmen über die verwickelte Frage geschrieben wurde. Sie sind zugleich ein ehrenvolles Zeugniß für die Bildungsstufe der deutsch-brasilianischen Presse und ihres Publikums, welche jene des deutschen Elements in Nordamerika ansehnlich überragt. Können wir auch nicht in allen Punkten den Ansichten zustimmen, die jedenfalls durch gründliche Studien unterstützt werden, so sind sie doch sicher an dieser Stelle der Mittheilung werth, zumal unsere abweichende Meinung sich leicht dabei zur Sprache bringen läßt.

Jacaré-Assu's Gegner beginnt damit, das Decret vom 28. Sept. 1871, die Aufhebung der Sklaverei betreffend, weil vollständig unreif und verfrüht, als einen politischen Misgriff zu bezeichnen. Diese trockene, nüchterne, realistische Auffassung der Dinge ist um so anerkennenswerther in einem Lande, wo die Phrase eine fast ausschließliche Herrschaft übt, wo die Redensart sich eingenistet hat, jetzt erst sei Brasilien würdig, „zu dem Bankett der civilisirten Nationen zugelassen zu werden". Der innige Zusammenhang zwischen der Sklavenemancipation und der Colonisirungsfrage geht recht deutlich aus den acht Fragen hervor, welche zu beantworten sind, will man die ganze Bedeutung und Tragweite der neugeschaffenen Situation ermessen. Die Fragen formulirt unser Autor wie folgt:

1) Kann Brasilien ohne die Arbeitskraft seiner 2 Mill. Sklaven als Staat fortexistiren?

2) Wird Brasilien genöthigt sein, sich nach einer Deckung dieses Ausfalls an Arbeitskraft umzusehen?

3) Wird diese Deckung theilweise in der mittlerweile sich bildenden freien, schwarzen Bevölkerung gesucht werden können?

4) Welche Stellung nimmt in dieser Hinsicht die vorhandene einheimische, unabhängige, indianische Bevölkerung ein?

5) Welchen Einfluß wird das freigelassene schwarze Element auf die Mischungsverhältnisse der Bevölkerung üben?

6) Wird Brasilien sich für europäische Masseneinwanderung entscheiden, und in welcher Weise ließe sich dieselbe bewerkstelligen?

7) Wird es sich für Brasilien empfehlen, einer bestimmten Nationalität den Vorzug zu geben, und in welcher Weise wäre dann die Colonisation mit Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse zu organisiren, oder ist für Brasilien eine gemischte Colonialbevölkerung vortheilhafter?

8) Wird die europäische Einwanderung Brasilien zu Modificationen in der Gesetzgebung zwingen oder nicht, eventuell, worin werden diese Modificationen zu bestehen haben?

Es ist nicht meine Absicht, den Verfasser in den umfassenden Erörterungen, die er zur Beantwortung dieser Fragen anstellt, Schritt für Schritt zu folgen, vielmehr sei das Nachfolgende auf den Kern seiner Antworten beschränkt.

Die erste Frage wird, wie natürlich, entschieden verneint. Brasilien kann die Arbeitskraft seiner heutigen Sklavenbevölkerung nicht entbehren. Man könnte nun vielleicht denken, was also bei diesem Stande der Dinge zu thun obliege, bestehe einzig und allein darin, an Stelle der mit der Zeit wegfallenden Sklaven, die gleiche Anzahl freier Arbeiter heranzuziehen und so das frühere Verhältniß wiederherzustellen. Allein das wäre eine arge Täuschung, denn die $1\frac{1}{2}$—2 Mill. Sklaven repräsentiren gut die doppelte und dreifache Anzahl freier Arbeiter; und selbst bei solcher Betriebskraft wäre der Reingewinn noch immer weit entfernt, derselbe wie früher zu sein, d. h. für die betreffenden Gutsbesitzer.

Der Unterschied zwischen dem Sklaven und dem freien Arbeiter fällt nämlich für den Grundbesitzer schwer ins Gewicht, da der freie Arbeiter einen Theil des Gewinnes be-

anspruchte, d. h. bezahlt sein will. Nehmen wir zur Deckung der Sklavenbevölkerung auch nur die gleiche Anzahl freier Arbeiter zu 500 Reïs Arbeitslohn per Kopf und Tag an, so würde dieser Arbeitslohn allein eine größere Summe verschlingen als das ganze der Sklavenarbeit verdankte reine Gewinnkapital von 140000 Contos de Reïs. Auch würde es keinen Unterschied machen, wenn man den Tagelohn theilweise in Landentschädigung abzahlen wollte, indem dadurch für den Grundbesitzer der Nachtheil erwächst, in seinem Grund und Boden mehr und mehr eingeschränkt zu werden, immer weniger Auswahl und Abwechselung im Anbaulande zu haben und sich schließlich auf einen abgegrenzten Complex angewiesen zu sehen, bei dem er nur bei rationeller Ackerwirthschaft es überhaupt noch zu einem Ertrag und Gewinn bringen könnte. Will also der Fazendeiro nicht auf den ihm bisher aus der Sklavenarbeit erwachsenen Gewinn ganz und gar verzichten, so bleibt ihm nichts übrig, als an Stelle jedes ausgefallenen Sklaven drei freie Arbeiter einzustellen. Nun aber handelt es sich für die Ansiedelung der letztern um Districte, in welchen die eigentlichen Colonialproducte erzeugt werden, also um Ansiedelung in dem tropischen Theile von Brasilien, in einem Klima, welches der europäischen Ansiedelung nicht günstig ist. Sehr richtig wird hervorgehoben, daß, selbst wenn es gelänge, 10—12 Mill. europäischer Einwanderer in den sich hierfür besonders empfehlenden Provinzen Südbrasiliens anzusiedeln, damit doch noch kein Schritt vorwärts gethan wäre, denn diese würden noch lange nicht mit all ihrer Milho-, Bohnen-, Mandioca-, und selbst Reisproduction den Ertrag der 2 Mill. Sklavenhände mit ihrer Kaffee-, Baumwolle- und Zuckerproduction ersetzen. Das also ist der Knotenpunkt der Frage, daß es sich hier um eine Colonisation in den tropischen Gegenden Brasiliens handelt, da nur eine solche als wirklicher Ersatz für die ausfallende Sklavenarbeit angesehen werden kann.

Soweuig bisher Grund zum Widerspruche mit den Aufstellungen unsers Verfassers gegeben, sowenig vermögen wir ihm in der nun weiter entwickelten Meinung zu folgen, daß die europäische Colonisation in der Tropenzone möglich sei. Jacaré-Assu hat das tropische Klima als ein absolutes Hinderniß für die Arbeit weißer Colonisten dargestellt, und nach den bisherigen Erfahrungen wol mit Recht. Sein Gegner räumt allerdings ein, daß eine solche Colonisation immerhin große Schwierigkeiten bieten würde, meint aber, daß das deutsche Element fähig sei, sie zu bewältigen. Dem muß nun gegenübergehalten werden, daß die Völkerkunde uns auch nicht mit einem einzigen Beispiele versteht, wo es den Germanen gelungen wäre, in der Tropenzone Colonien in gedachtem Sinne zu stiften. Die Engländer in Vorderindien, die Holländer im Malaiischen Archipel sind schlagende Beweise hierfür. Wenn einer von den beiden, Germane oder Romane, sich mehr für die Tropenzone eignet, so ist es entschieden der letztere. Zwar bringt er es nirgends zur Bearbeitung des Bodens mit eigenen Händen, vermag aber wenigstens als Herr sich im Lande zu erhalten und seine Rasse fortzupflanzen; der Germane geht einfach zu Grunde und bringt es fast nirgends bis zur dritten Generation; ja, oft müssen schon die Kinder im zarten Alter die Reise nach Europa antreten, um überhaupt lebensfähig zu bleiben. Eine Bestedelung der Tropenzone Brasiliens durch Europäer, die sich unser anonymer Führer unter Anlehnung an die bestehenden und gegebenen Verhältnisse denkt, halten wir, offen gesagt, für ein Ding der Unmöglichkeit. Deshalb wollen wir auch nicht näher bei der Prüfung der von ihm vorgeschlagenen Rückkehr zu dem System des Pareerieweseus verweilen, welches nach seinen bisherigen Erfolgen in Brasilien ziemlich allgemein als verurtheilt gilt, von dem er jedoch behauptet, daß es im Princip untadelhaft sei und daß es sich nur darum handle, dieses System mit sichern, gesetzlichen Garantien gegen einseitige Ausbeutung der Contrahenten zu umgeben.

Wenn wir nun die europäische Colonisation im tropischen Brasilien für unzulässig erklären, so stimmen wir natürlich um so mehr der Ansicht bei, daß eine Ausführung

des Gesetzes vom 28. Sept. 1871 ohne Ersatz der Sklavenbevölkerung Ruin für den Fazendeiro und Ruin für den heutigen Staat Brasilien bedeute, dessen Lebenselement jetzt noch immer der Grundbesitzer ist. Fast alles fruchtbare Areal des Landes ist ihr Eigenthum, und sie gewannen daraus vermittels der Sklavenarbeit immense Summen, sodaß, wie die Verhältnisse heute liegen, der ganze Besitz in ihren Händen sich concentrirt, der ganze Wohlstand des Reiches auf ihnen beruht und von ihnen aus sich über das ganze Land ergießt. Sie, die Fazendeiros, die Landbarone, die Patricier Brasiliens, bilden somit eine privilegirte Kaste, die den Gesammtgrundbesitz, den Reichthum und damit natürlich auch die politische Macht des Landes repräsentiren. Macht, Reichthum und Ansehen dieser Kaste ist aber gebrochen, wenn die Quelle dieser Macht, dieses Reichthums, dieses Ansehens, die Sklaverei, versiegt ist. Es ist also positiv, daß die erste Frage, ob das heutige Brasilien nach Wegfall der Sklaverei noch bestehen könne, verneint werden müsse. Anders liegt natürlich die Sache bei der Frage, ob das Land mit seiner Zukunftsbevölkerung auch ohne die 2 Mill. Sklaven fortexistiren könne. Hier lautet die Antwort natürlich bejahend, wobei es freilich dahingestellt bleibt, ob die schließliche Zukunftsbevölkerung auch wirklich eine schöne hoffnungsvolle Zukunft für das Land anzubahnen und einzuleiten verstehen wird.

Nach Erledigung dieser Grundfrage fällt uns die Uebereinstimmung mit unserm deutsch-brasilianischen Autor in der Beantwortung der übrigen Punkte nicht mehr schwer. Ob Brasilien genöthigt sein wird, sich nach einer Deckung des Ausfalles an Arbeitskraft umzusehen, kann nicht mehr zweifelhaft sein. Daß diese Deckung jedoch theilweise in der mittlerweile sich bildenden freien schwarzen Bevölkerung gesucht werden könne, müssen wir nach allen bisherigen ethnologischen Erfahrungen gleichfalls mit einem entschiedenen Nein beantworten. Unsere Ansicht über die etwaige Verwerthung der eingeborenen Indianer für Colonisationszwecke haben wir schon oben dargelegt; in der nächsten Zukuft ist daran gar nicht zu denken, und unser Autor geht sogar noch weiter, indem er behauptet, daß Brasilien heutzutage, weil es ihm an den geeigneten Personen für eine solche Missionsthätigkeit fehlt, gar nicht in der Lage sei, eine Civilisirung dieser Indianer mit Aussicht auf nur einigermaßen allgemeinen und deshalb bedeutenden Erfolg zu unternehmen. Daß der ethnische Einfluß der freigelassenen schwarzen Rasse auf die ohnehin schon genug trüben Mischungsverhältnisse in Brasilien nur vom allerungünstigsten Einflusse sein könne, bedarf in den Augen von Kennern keiner besondern Versicherung. Das freigelassene afrikanische Element wird sich größtentheils nach den Städten ziehen und dort eine bedrohlich überwiegende schwarze Bevölkerung schaffen, falls nicht rechtzeitig Maßregeln dagegen ergriffen werden, die indeß einem Staate auf demokratischer Grundlage schlecht anstehen würden.

Die letzten drei, auf die europäische Einwanderung bezüglichen Fragen beantwortet unser Deutsch-Brasilianer dahin, daß eine Masseneinwanderung nothwendig sei, daß diese jedoch keine gemischte, sondern lediglich eine deutsche sein, daß endlich in solchem Falle die Gesetzgebung sich zu Modificationen entschließen müsse, um durch politische Gleichberechtigung eine Verschmelzung des deutschen und des altbrasilianischen Elements anzubahnen. Doch dies sind Fragen der Zukunft, die uns hier kaum zu beschäftigen haben. Mir lag es daran, die bisherige Gestaltung der Dinge in Brasilien bis auf die Gegenwart zu verfolgen und dem Leser Thatsachen vorzulegen, welche ihn befähigen, sich selbst ein Urtheil zu bilden.

Mit der Abschaffung der Sklaverei hat Brasilien unstreitig einen mächtigen Schritt vorwärts gethan auf jener Bahn, welche unsere geläuterten Begriffe von Humanität allein zur Culturbahn stempeln; die Geschichte wird lehren, ob das der Humanitätsidee gebrachte Opfer nicht im Grunde ein sehr inhumanes gewesen, ob die dem schwarzen Bruder er-

Digitized by Google

wieſene Wohlthat von ihm als ſolche begriffen und gewürdigt wird, ob der bevorſtehende Ruin der heutigen Culturträger aufgewogen wird durch die Befriedigung, dem Neger die Sklavenketten abgeſtreift zu haben, ob endlich — und dies iſt der Kern der Frage — die Cultur, die wahre, ins innere Weſen dringende Civiliſation bei dieſem Proceſſe verloren oder gewonnen hat. Die Geſchichte wird, wie geſagt, einſt darüber ihr Urtheil fällen, der Völkerkundige wird ſich aber einſtweilen ſtiller, banger Zweifel kaum erwehren können. So ſehr er das maſſenhafte Einſtrömen europäiſchen, insbeſondere deutſchen Blutes in den Süden des Reiches gutheißen mag, ſo ſehr muß er es doch lediglich auf dieſen äußerſten Süden begrenzt wünſchen. Schon die Provinz Santa-Catharina iſt in ihren klimatiſchen Verhältniſſen dem deutſchen Einwanderer als zu heiß kaum mehr zu empfehlen. Der nüchtern denkende Ethnograph kommt daher zu dem Schluſſe, daß auch die deutſche Einwanderung kein Erſatz für die Sklavenarbeit werden könne, daß ein ſolcher Erſatz erſt noch gefunden werden müſſe. Wird man ihn finden? Gibt es einen ſolchen überhaupt? Das ſind Fragen, zu heikel, um uns an ihnen zu verſuchen. Schließen will ich mit den ebenſo ernſten als wahren Worten unſers Autors in der „Allgemeinen Deutſchen Zeitung für Braſilien“, und ihm beipflichten, wenn er ſagt: „So ergibt ſich alſo aus der einfachen Darlegung der Thatſachen bis zur Evidenz das Endreſultat, daß für Braſilien eine Zeit der Kriſis herannaht, eine Kataſtrophe bevorſteht, welche den Ausgangspunkt zu neuem blühenden Leben und Gedeihen, aber auch Tod und Ruin der ſtaatlichen Selbſtändigkeit bedeuten kann.“

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

22. März 1875.

Der preußische Landtag gewinnt dadurch an wachsender Bedeutung, daß die Initiative in Betreff der neuen Regierungsgesetze, welche die Herausforderungen der Curie nöthig machen, zunächst an ihn herantritt. Alle Etatberathungen werden durch diese Conflictstimmung gefärbt, und nur selten schlüpfen neutrale Verhandlungen, wie diejenigen über die landwirthschaftlichen Akademien, die Akademie der Künste, über den Uebergang der Preußischen Bank in die Reichsbank u. s. f. hindurch, ohne in den Kampf hineingezogen zu werden. Vor dem ernstern Kampf nach den Iden des Märzes war es besonders der „Reptilienfonds", der die Eloquenz des Centrums waffnete. Am schärfsten zog der Abgeordnete von Schorlemer-Alst gegen denselben ins Feld am 22. Febr., als es sich um die zweite Berathung des Etats des Ministeriums des Innern handelte. „Wir haben Maßregeln gegen den Coloradokäfer", sagte er, „ein Reichsgesetz gegen die Rebläuse, jedenfalls viel nothwendiger wäre ein Gesetz gegen die Reptile in der Presse, die das Denken der Nation fälschen, das Denunciantenthum fördern und die Lüge an die Stelle der Wahrheit setzen." Bei den Berathungen über den Etat des Justizministeriums griffen Mitglieder des Centrums den Minister heftig wegen jener Erlasse an, welche dem Staatsanwalt eine strengere Handhabung der Gesetze gegenüber den Ausschreitungen der ultramontanen Presse zur Pflicht machten. Der Justizminister war nicht in der Lage, auf diese Interpellationen sogleich zu antworten; er wünschte überhaupt eine vorausgehende Ankündigung derselben, um sich instruiren zu können; doch das Recht solcher Interpellationen zu jeder Zeit durfte er nicht in Frage stellen. Wie man auch über die kleinen taktischen Kunstgriffe des Centrums denken mag, und wie sehr auch die Ausschreitungen einer erhitzten Partei die Regierung zu Ausnahmemaßregeln nöthigen mögen, es bleibt immerhin anzuerkennen, daß in diesem erbitterten Kampf zwischen Staat und Kirche mit dem Bewußtsein des Ausnahmezustandes zugleich auch die Beständigkeit jener großen Principien, welche die Axiome des Liberalismus sind, der Rechtsgleichheit und Preßfreiheit immer von neuem betont wird, mag dies auch von seiten einer Partei geschehen, welche sie in Zeiten ihres eigenen Uebergewichts niemals anerkannt hat.

Wenn man bisher glauben durfte, daß die kirchenpolitischen Gesetze Preußens den Höhepunkt des sogenannten Culturkampfes bezeichneten, so war dies ein Irrthum, da der Kampf neuerdings durch die Encyclica vom 5. Febr. und durch die Antwort der preußischen Regierung auf dieselbe abermals eine Steigerung erfahren hat. Jene Encyclica erklärt geradezu die kirchenpolitischen Gesetze Preußens für ungiltig, da sie der göttlichen Einrichtung ganz und gar widerstrebten, hebt den alten Spruch hervor, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, und betont, daß die Gläubigen, wenn sie dem Kaiser zu geben verweigerten, was Gottes ist, der königlichen Autorität kein Unrecht zufügten und ihr nichts entzögen, und bedroht diejenigen, welche sich diesen Gesetzen fügen würden, mit der großen Excommunication. Niemals war von seiten des Vaticans eine so offene Kriegserklärung gegen die Majestätsrechte geschleudert worden, und bei aller Heiligkeit dieses die Rebellion ankündigenden Actenstückes, dessen unfehlbarer Autor ja nicht in Frage gestellt werden konnte, scheinen doch die Würdenträger des Episkopats dasselbe

mit einer zögernden Scheu aufzunehmen, da sie wohl wußten, daß ihre Lage durch dasselbe verschlimmert werde und daß es eine Menge neuer Conflicte in seinem Schoße trage. Eine Verkündigung desselben in den Kirchen hat daher nicht stattgefunden; es fand aber seinen Weg in die Presse, durch die gewünschte oder unerwünschte Indiscretion eines westfälischen Redacteurs, und forderte den Staat heraus, den neuen Angriff der Curie zu pariren. Schon am 4. März wurde im preußischen Abgeordnetenhause ein Gesetzentwurf eingebracht, der die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Bisthümer und Geistliche verfügt. Diese Leistungen sollen so lange eingestellt werden, bis die betreffenden Erzbischöfe, Bischöfe und Geistliche die förmliche Erklärung abgeben, daß sie den Gesetzen des Staates den schuldigen Gehorsam leisten wollen, beziehentlich dies durch zweifellose Handlungen darzuthun. Das Gesetz macht außerdem einen Unterschied zwischen den einzelnen Empfangsberechtigten, zwischen den Obern des Sprengels und den ihnen unterstehenden Geistlichen. Diesen sollten, wenn sie für ihre Person die geforderte Erklärung abgeben, ihre Competenzen wieder ausgezahlt werden; umgekehrt aber auch sollen, wenn für den Umfang eines Sprengels die Leistungen aus Staatsmitteln wieder aufgenommen worden sind und einzelne Empfangsberechtigte den Gehorsam verweigern, die für diese bestimmten Leistungen wieder eingestellt werden. Wer von den Geistlichen die übernommene Verpflichtung widerruft oder später thatsächlich die obrigkeitlichen Anordnungen verletzt, soll mit Amtsentsetzung und bei späterer Vornahme von Amtshandlungen mit beträchtlichen Geldbußen bestraft werden. Die Motive zu diesem Gesetze gehen auf die päpstliche Bulle „De salute animarum" vom 23. Aug. 1823 zurück, welche die königliche Bewilligung und Sanction vermöge der Majestätsrechte, aber mit dem Zusatz: „diesen Rechten unbeschadet", enthielt. Die schwere Schädigung und Verletzung dieser Majestätsrechte durch die Encyclica des Papstes zwingt den Staat, auch die damaligen Zugeständnisse an die Kirche wieder zurückzuziehen oder zu suspendiren, bis diese zur Achtung vor den Majestätsrechten zurückgekehrt ist.

Von seiten der katholischen Blätter wird dieser Gesetzentwurf als ein neues schwächliches Experiment des Staates hingestellt, der Kirche durch eine Art von Geldstrafen beizukommen; aber auch von seiten der liberalen Zeitungen werden mancherlei weiter gehende Vorschläge gemacht, wie die Wiedereinführung des königlichen placet regium, für welche z. B. die „Grenzboten" plaidiren, während die „Schlesische Zeitung" energisch gegen jeden Schritt protestirt, der zur Wiederherstellung oder Neubegründung eines Staatskirchenthums, zur Verquickung zwischen staatlicher und kirchlicher Gewalt führen könne.

Die Centrumspartei führte bei den Berathungen des Gesetzes am 16. und 18. März einen erbitterten Kampf gegen dasselbe. Einzelne Redner, wie gleich am 16. der erste Redner des Centrums, Reichensperger, welcher sonst das parlamentarische Maß zu wahren versteht, diesmal aber sich einen Ordnungsruf von seiten des Präsidenten zuzog, gaben dieser innersten Verbitterung heftigen Ausdruck; sprach doch Reichensperger von einem Gesetze der Rache, von einem Gesetze, welches mit Bewußtsein Unrecht zufügen wolle. Der greise Gerlach sprach von Kirchenverfolgung, und von einer solchen, die noch grausamer wäre als alle frühern, weil sie nicht einmal den Zweck hätte dem Verfolgten seinen Glauben aufzudrängen. Mit großer Beredsamkeit vertheidigte der Cultusminister das Gesetz, ebenso der Abgeordnete von Sybel in einer mit allerlei Pointen, Anekdoten und literarischen Glossen ausgerüsteten Rede. Er erwähnte, daß der ultramontane Romanschriftsteller Konrad von Bolanden einen Roman verfaßt habe, welcher die Diocletianische Christenverfolgung schildere, und daß in demselben ein Rathgeber des Kaisers, Marcus, der immer Mark genannt werde, vorkomme; die persönliche Beschreibung ließ keinen Zweifel übrig, wer durch diese dichterische Photographie sich getroffen fühlen sollte. Da trat Fürst Bismarck in den Saal, von stürmischem Zuruf und Händeklatschen begrüßt, dessen Veranlassung ihm zunächst unverständlich war, bis seine Umgebung ihn darüber aufgeklärt hatte. Der Fürst ergriff selbst nach dem Abgeordneten Gerlach das Wort, in einer jener Reden, die sich aus einer gewissen Gebundenheit der Improvisation allmählich zu jenem Lapidarstil emporarbeiten, der den Höhepunkt der Situation mit großen Frescozügen und durchgreifender Energie zu zeichnen weiß. Er verurtheilte zunächst die misbräuchliche Anwendung des Ausspruches, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, wies dann darauf hin, daß die Maigesetze nicht so weit gingen wie die Bestimmungen

des Landrechts, wandte sich gegen den Einwurf der Erfolglosigkeit der neuen Gesetze mit dem schönen Bekenntniß, er und der Cultusminister seien einig nicht in dem Streben nach Erfolg, sondern in der Pflichterfüllung, und schloß mit den Worten: „Auf den Erfolg kommt es nicht an, auch dieses Gesetz wird keine nennenswerthen Erfolge haben. Der Papst und zehnmal mehr der Jesuitenorden sind viel zu reich, als das es ihnen auf diese Summe ankommen könnte; ich sage nicht ohne Bedacht: der Jesuitenorden zehnmal mehr als der Papst. Außerdem können sie ihre Besteuerungsmodalität, die ihnen bisher gute Dienste geleistet hat, verwenden. Ich erwarte also keinen großen Erfolg, aber wir thun einfach unsere Pflicht, indem wir die Unabhängigkeit des Staates und der Nation gegen diese äußern Einwirkungen schützen, indem wir die Geistesfreiheit der deutschen Nation gegen die Ränke des römischen Jesuitenordens und des Papstes vertreten; das thun wir mit Gott für König und Vaterland!" Der wiederholte stürmische Beifall auf der Linken, der dieser Rede folgte, übertönte das lebhafte Zischen des Centrums. Noch stürmischer ging es am Gedenktage der Märzrevolution im Abgeordnetenhause her. Der Abgeordnete Freiherr von Wendt bestand darauf, die Encyclica ihrem Wortlaut nach vorzulesen, weil ihm dies für seinen weitern Vortrag unentbehrlich sei. Trotz der hundertstimmigen Proteste ließ sich der Redner davon nicht abbringen; der Präsident von Bennigsen hielt sich nicht für befugt, die Verlesung der Encyclica zu verbieten, ersuchte den Redner aber dringend und wiederholt, davon abzustehen, und fügte später die Bemerkung hinzu, daß der Zweck der Verlesung, damit die Verkündigung durch die Bischöfe zu ersetzen, nicht erreicht worden sei. In der That war der Lärm im Saale so groß, daß kein Wort der Bulle verstanden wurde. Für die ultramontane Taktik bleibt es aber immerhin charakteristisch, daß sie sich der weltlichsten Hülfsmittel, der parlamentarischen Rednerbühne wie der Presse zu bedienen sucht, wo ihr die Kanzel nicht zu Gebote steht. Abgeordneter von Wendt behauptete in der Rede, die er an seine Vorlesung knüpfte, das Gesetz stehe im Widerspruche mit den Versprechungen bei der Säcularisation im Jahre 1803, mit den Verheißungen der Occupationstheorie von 1815, es sei eine Rückkehr zur constitutio criminalis carolinensis, zur Hungerfolter. Abgeordneter Windthorst, der über alle seine Sarkasmen mit großer Geläufigkeit verfügte, protestirte gegen den omnipotenten Staatsgott, den echten Extract der Hegel'schen Philosophie, sowie gegen die Aeußerung Bismarck's, der Papst und die Jesuiten hätten unendlich viel Geld; im Gegentheil, die Landesunterthanen würden den Ausfall aufbringen müssen; er meint, der Staat sei zu den Leistungen, welche jetzt der Kirche entzogen würden, rechtlich verpflichtet; unterblieben sie, so läge ein Vertragsbruch vor. Für die Vorlage sprach Gneist in längerer, an treffenden Bemerkungen und interessanten historischen Rückblicken reichen Rede. Fürst Bismarck selbst trat noch einmal in die Schranken mit einigen Bemerkungen, die speciell gegen Windthorst gerichtet waren und gegen die jungen ehrgeizigen Streber der katholischen Kirche, die nicht nur Hetzkapläne bleiben, nicht nur blos Zeitungen schreiben, sondern später auch befriedigt sein und Bischöfe werden wollen; er hob hervor, daß die Parteien sich allmählich immer schärfer in eine staatsfeindliche und staatsfreundliche sondern, daß die von der äußersten Rechten moderner geworden, die von der äußersten Linken die Nothwendigkeit des Staates, die Fundamente des Hauses, indem alle wohnen, anerkennen; er ließ sich über das Vermögen der Jesuiten näher aus, das er auf eine Milliarde Francs schätzte, und erkannte als die höchste Pflicht der Majestät den Rechtsschutz an. „Die Majestät", schloß er seine Rede, „darf Gelder auf Kosten der Steuerpflichtigen aus dem Staatssäckel dann überhaupt nicht zahlen, sobald sie wesentlich dazu dienen, die Kräfte zu erhalten und zu vermehren, die einstweilen zur Unterhöhlung, demnächst vielleicht zum Umsturze und zum offenen Angriffe gegen die Fundamente des Staates und des bürgerlichen Friedens benutzt werden können."

Das energische Eingreifen des Reichskanzlers in diese Debatte bewies einerseits die Bedeutsamkeit derselben, andererseits den ungebrochenen Kampfesmuth, mit welchem der Fürst für die übernommene Aufgabe nach wie vor in die Schranken trat, sodaß die Gerüchte der letzten Zeit, die ihn als Politiker auf „Halbsold" setzen wollten, in seinem Auftreten eine thatsächliche Widerlegung fanden.

Bei der Durchberathung der einzelnen Paragraphen des Gesetzes, die am 19. März geschlossen wurde, kam es noch zu kleinen Plänkeleien unter den Parteien; der Percy

Heißsporn der Ultramontanen, von Schorlemer-Alst, zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch die Heftigkeit seiner Angriffe aus.

Nicht minder heftig als bei dieser dreitägigen Berathung waren die Geister schon am 10. März auseinandergeplatzt, als der vom Abgeordneten Petri eingebrachte Gesetzentwurf betreffend die Rechte der altkatholischen Kirchengemeinden an dem Kirchenvermögen auf der Tagesordnung stand. Petri selbst vertheidigte diese Rechte in einer längern gründlichen und geistvollen Rede, gegen welche Reichensperger und Schorlemer-Alst vergeblich ihre theils die Bedeutung der Encyclica abschwächenden, theils die Altkatholiken heftig angreifenden Argumente ins Treffen führten. Wehrenpfennig, Virchow, Windthorst-Bielefeld, also zwei Mitglieder der Fortschrittspartei, nahmen diesmal den Kampf mit dem Centrum auf, und die Anschauung Virchow's, welcher das Gesetz „als eine Etappe auf dem Wege der Gewissensfreiheit" bezeichnete, beherrschte die Majorität des Abgeordnetenhauses, welche die Vorlage der Commission für die kirchliche Vermögensverwaltung überwies.

Nicht blos diese erhitzten Kammerverhandlungen waren ein Symptom der gesteigerten Heftigkeit, mit welcher der staatskirchliche Streit entbrannt war; der Vatican und das Episkopat zeigten eine erhöhte Regsamkeit. Der Papst ließ seiner Encyclica am 2. März ein Breve folgen, welches die Antwort des Papstes auf die Collectiverklärung der deutschen Bischöfe in Betreff der bekannten Circulardepesche des Fürsten Bismarck ist und die freie Wahl des Oberhauptes der Kirche im Sinne des Episkopats aufrecht erhält. Das Breve kämpft dabei gegen die Irrthümer an, „welche der uralte Feind Gottes unter den Menschen aussäet, um alles in Verwirrung zu stürzen, und denen jener schwere Sturm" beizumessen sei, von welchem die Kirche, die Lehrerin der Weisheit, überall bedrängt und der ganze Erdkreis erschüttert werde. Das preußische Episkopat aber hat einen vom Erzbischof von Köln vom 10. März unterzeichneten Protest an das Abgeordnetenhaus eingesendet, in welchem es erklärt, daß durch das im Entwurf vorliegende Gesetz in mehrfacher Beziehung wesentliche und unveräußerliche Rechte der katholischen Kirche verletzt würden und daß dasselbe gewissermaßen eine allgemeine Säcularisation des betreffenden kirchlichen Vermögens in sich schließe, indem das letztere als Eigenthum der bezüglichen Kirchengemeinden dargestellt werde, während es nicht diesen, sondern den Kirchen selbst zustehe. Der Protest einzelner katholischer Mitglieder des Abgeordnetenhauses gegen die Encyclica hat bei den Altkatholiken böses Blut gemacht, und Geheimrath Schulte gab in einer Rede vor einer rheinischen Altkatholikenversammlung seiner Misstimmung hierüber Ausdruck. Es wird als eine Inconsequenz bezeichnet, nicht gegen die entscheidenden Beschlüsse des Vaticans, sondern nur gegen eine Meinungsäußerung des Papstes zu protestiren, welche ja nur Folge und Ausfluß jener Beschlüsse ist. Diese Abgeordneten mußten sich in die päpstliche Encyclica fügen, oder sich dem allgemeinen Protest der Altkatholiken gegen den römischen Neukatholicismus anschließen.

Doch auch weiter reichende Folgen hat die Encyclica des Papstes gehabt; Preußen hat nicht blos die legislativen Gewalten, sondern auch seine Diplomatie gegen die Uebergriffe der Curie mobil gemacht. Der deutsche Gesandte bei der italienischen Regierung, Hr. von Keudell, hat mehrere Conferenzen mit dem Minister des Innern, Visconti-Venosta, gehabt, in welchen das letzte päpstliche Rundschreiben den Gegenstand der Verhandlungen bildete. Der Reichskanzler ließ die italienische Regierung ersuchen, endlich Stellung zu nehmen und zu erklären, ob sie die päpstliche oder die deutsche Regierung unterstützen und Hülfe zur Unterdrückung der rebellischen Elemente im Vatican gewähren wolle. Den Aeußerungen der florentiner „Nazione" zufolge, welche officielle Correspondenzen aus Rom bringt, ist die Regierung zu solcher Hülfe geneigt; obgleich sie dem Papstthum Immunität zugesichert habe, so sei sie doch nicht Schildträger desselben und habe ein Recht, gegen seine Ausschreitungen zum Nachtheile des einen oder des andern Staates anzukämpfen. Deutschland werde in der italienischen Regierung eine loyale Stütze finden, und diese werde zu verhindern suchen, daß von Rom aus sich die Funken des Brandes weiter verbreiteten, die in seinem Innern glühen. Ueber die Art und Weise, wie diese Hülfe gewährt und die Encycliken des Papstes gleichsam im Keime erstickt werden sollen, erhalten wir zunächst keine Auskunft. An dem guten Willen der italienischen Regierung zu zweifeln ist indeß keine Veranlassung; sie zeichnet den Vertreter Deutschlands in jeder Hinsicht aus, Hr. von Keudell ritt bei der letzten Revue zur rechten Seite

des Königs. Die nur aus Gesundheitsrücksichten hinausgeschobene Reise des Deutschen Kaisers nach Italien wird jedenfalls dazu beitragen, die Beziehungen zwischen diesen beiden Staaten, welche das lange ersehnte große Werk ihrer Einigung in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts mit Blut und Eisen und der Hülfe einer genialen Diplomatie durchgeführt haben, noch inniger zu machen.

Die bevorstehende Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph mit Victor Emanuel in Venedig ist ein Beweis für die erfreuliche Annäherung auch Oesterreichs an Italien, und es mag immerhin als ein Act der Resignation von seiten des österreichischen Kaisers betrachtet werden, daß er die Lagunenstadt, welche Jahrzehnte hindurch seine schwarz-gelben Fahnen trug, zum Orte seiner Begegnung mit dem Könige von Italien ausersehen hat. Es ist dies ein Beweis dafür, daß Oesterreich den Verlust der Lombardei und Venetiens verschmerzt und in dem festern Zusammenhalt der andern Staaten der Monarchie Entschädigung dafür gefunden hat.

Daß in den ersten Märztagen die Cabinetskrisis in Ungarn, welche fast einen Monat dauerte, ihr Ende gefunden hat, mag dem Kaiser ebenfalls als die augenblickliche Lösung einer politischen Schwierigkeit eine Reise nach Italien erleichtern. Das neue ungarische Cabinet gebietet über eine Majorität von mehr als hundert Stimmen, sodaß die Etatberathungen fast ohne Anstoß von statten gehen. Ob aber in der Allianz der Deák-Partei und der Partei des linken Centrums alle Elemente früherer Feindseligkeit getilgt sind, ob dies Cabinet die Bürgschaft längerer Dauer in sich trägt, das ist eine Frage, welche nicht nach den ersten Resultaten beurtheilt werden darf. In dem Cabinet Wenckheim-Tisza ist Tisza, der das Ministerium des Innern bekleidet, die Seele; die Deákisten, welche ein Portefeuille erhalten haben, gehören nicht zu den namhaftesten Führern der Partei; nur der neue Finanzminister R. Szell ist ein treuer Anhänger des frühern Ghyczy und einer der talentvollsten unter den Deákisten. Die Finanzfrage ist aber die wichtigste in Ungarn. Tisza verdankt seine Popularität möglicherweise dem Umstande, daß er die Ghyczy'schen Steuervorlagen eifrig bekämpft hat; er kann seine neue ministerielle Stellung nicht dadurch gefährden, daß er selbst mit neuen Steuervorlagen auftritt. Man will daher das Defizit durch eine Anleihe decken und mit den neuen Steuergesetzen ein Jahr lang warten. Daß sie an die Reihe kommen, dafür sorgt der Deák'sche Finanzminister und die Nöthigung der Finanzlage; denn trotz der beabsichtigten Creditoperation wird das Defizit im Laufe des Jahres sich von neuem zu bedenklicher Höhe steigern. Daß Tisza den jahrelang bekämpften Ausgleich mit Oesterreich anerkannt hat, darauf beruht die Haupterrungenschaft, welche durch das Ministerium Wenckheim-Tisza vertreten ist; darauf die Versöhnung der Parteien und die neue große Regierungsmajorität des ungarischen Parlaments.

In Wien hat der Reichsrath sich mit einem Gesetze über die Altkatholiken und einem Incomptabilitätsgesetz beschäftigt, welches letztere die Unabhängigkeit der Abgeordneten zu sichern sucht und die Unvereinbarkeit einer beträchtlichen Zahl von Aemtern mit der Stellung eines Abgeordneten proclamirt. Die Stellung der Altkatholiken in Oesterreich nach dem neuen Gesetze wird zu Vergleichen herausfordern mit derjenigen, die sie in Preußen einnehmen. Auf die Grundlage der altkatholischen Dogmatik, wenn man die Theorie ihrer Führer so bezeichnen darf, auf den Protest gegen den vaticanischen Katholicismus und die Behauptung, den echten alten katholischen Glauben zu vertreten und deshalb ein Recht auf das katholische Kirchenvermögen zu besitzen, nimmt das Gesetz, in der abgeschwächten Gestalt, in welcher es am 17. März nach drei Lesungen acceptirt wurde, keine Rücksicht. Den Altkatholiken wird einfach die Berechtigung zuerkannt, einzelne den bisherigen kirchlichen Obern nicht unterstehende Kirchengemeinden innerhalb der bestehenden Pfarrsprengel oder auch solche, die sich über mehrere derselben erstrecken, zu bilden. Der Besitz hinreichender Mittel, um die nöthigen gottesdienstlichen Anstalten, die Erhaltung des ordentlichen Seelsorgers und die Ertheilung eines geregelten Unterrichts zu sichern, muß nachgewiesen werden.

Daß es außer den stets hervorgehobenen Ultramontanen und Socialdemokraten in Deutschland noch andere centrifugale Elemente gibt, das beweisen die mecklenburgischen

Junker, welche durchaus die spröde Eigenartigkeit ihres ständischen Wesens und ihre ritterschaftlichen Vorrechte nicht dem neuen Reiche zum Opfer bringen wollen. Wenn irgendein Particularismus unberechtigt ist, so ist es dieser, der gänzlich unmodern an Ueberlieferungen festhält, welche nicht vom neuen Reiche, sondern überhaupt von der neuen Zeit längst gerichtet sind. Auf dem Landtage zu Malchin gingen wunderbare Dinge vor sich, vorsündflutliche Verhandlungen, welche in der Gegenwart einen befremdlichen Eindruck machen. Die reichsfreundliche Regierungsvorlage wurde am 24. Febr. durch eine andere Verfassungsvorlage der Commission des Landtages erwidert, deren Grundzüge die folgenden sind: Fortbestand von Ritter- und Landschaft in ihrer ganzen innern und äußern Organisation; für die Berathungen von Ritter- und Landschaft bleibt das Virilstimmrecht und die itio in partes; die Zustimmung von Ritter- und Landschaft ist erforderlich bei der Steuergesetzgebung und den Verfassungsänderungen. Außerdem besteht für die gesammte Gesetzgebung ein Abgeordnetenhaus aus Abgeordneten der Ritterschaft, der Landschaft, der Stadtvertretungen und der Landgemeinden, und zwar aus 117 schweriner und 21 strelitzer Mitgliedern; die landschaftlichen Mitglieder der Commission lehnten die Berathung über diese Vorlage ab; dasselbe geschah in der Sitzung des Landtages am 26. Febr. von der gesammten Landschaft. Doch die Ritterschaft ließ sich weder dadurch noch durch die Mahnungen der Regierung, den Ernst der Lage nicht zu verkennen und auf ihre Vorschläge zur Modification der Verfassung einzugehen, in ihrem hartnäckigen Festhalten an den nicht mehr lebensfähigen ständischen Einrichtungen irremachen. Sie nahm in der Sitzung vom 10. März den Antrag des Abgeordneten von Maltzahn an, commissarisch-deputatische Verhandlungen über eine Abänderung der Verfassung, eventuell auf Grundlage neuer Regierungsvorlagen einzuleiten, sowie den Antrag des Hrn. von der Kettenburg, an den Landesherrn das Ersuchen zu richten, dem Versuche einer durch die Reichsverfassung nicht gerechtfertigten Einwirkung des Reiches auf die Verfassungssache mit Bestimmtheit entgegenzutreten. Die Landschaft dagegen erklärte am 12. März, daß, da sie sich in reichstreuer Gesinnung mit den Landesherren und der großen Mehrheit der Bevölkerung in Uebereinstimmung wisse, sie nicht in der Lage sei, den Antrag auch nur in Erwägung zu ziehen; sie hege das Vertrauen, daß die Landesherren aus eigenem Antriebe die Landesinteressen wahren und geeignete Wege zur Durchführung der Verfassungsreform auf Basis der Vorlage von 1874 finden und einschlagen würden.

Dieser Sturm in einem Glase Wasser hat doch sein besonderes Interesse; er zeigt uns die Zähigkeit, mit welcher der Particularismus einzelner Stände an Einrichtungen festhält, die nicht nur eine schreiende Anomalie mit den Einrichtungen des Deutschen Reiches bilden, sondern auch mit der Organisation der großen preußischen Provinzen, die den mecklenburgischen Ritterstaat einschließen, mit den durch die neue Kreisordnung geschaffenen Zuständen in stärkstem Widerspruch stehen; er verlangt eine Verfassung, welche neben dem alten Dualismus von Ritterschaft und Landschaft noch einen neuen schafft: ein Abgeordnetenhaus neben den alten Ständen, denen aber die Entscheidung über die wichtigsten Fragen, die den Geldbeutel des Landes berühren, vorbehalten bleibt. Und dies Abgeordnetenhaus soll wieder auf der Grundlage ständischer Unterschiede aufgebaut sein. Diese monströse Ausgeburt einer ritterschaftlichen Phantasie, wie sie nur an den Ufern der Peene das Licht der Welt erblicken konnte, hat natürlich nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung; sie beweist nur, welchen politischen Theorien die Erbweisheit der mecklenburgischen Ritter huldigt. Jedenfalls wird das Reich ihnen gegenüber seine Souveränetät etabliren wie einen rocher de bronze.

In Frankreich haben inzwischen die Zustände an Festigkeit gewonnen; die Logik der Thatsachen war mächtiger als die Sophistik der Parteien; die Republik ist jetzt auch als die verfassungsmäßige Staatsform anerkannt. Eine Allianz der Orléanisten mit den Republikanern, hervorgerufen durch die wachsende Furcht vor den bonapartistischen Umtrieben, hat diese Wendung in den französischen Verfassungskämpfen zur Folge gehabt. An dem ominösen Jahrestage der französischen Februarrepublik, am 24. Febr., ist diese neue Republik über die Taufe gehoben worden; die Wallon'sche Vorlage wurde mit 448 gegen 241 Stimmen angenommen. Die Erinnerung an den Untergang der Februarrepublik durch einen Präsidenten, welcher einer dynastischen Familie angehörte, konnte in-

deß die Nationalversammlung nicht bestimmen, dem Colombet'schen Amendement, welches verlangte, daß kein Mitglied von Herrscherfamilien Frankreichs Präsident der Republik werden könne, die Zustimmung zu geben. Einmal von dem organisatorischen Eifer erfaßt, nahm die Versammlung noch das Gesetz über die Organisation der öffentlichen Gewalten am 26. und 27. Febr. an. „Der Präsident ist auf sieben Jahre ernannt und von neuem wählbar" — dieser zweite Artikel des Gesetzes fand eine Mehrheit von 433 gegen 262 Stimmen. Frankreich hat also jetzt eine allerdings nach der Ansicht aller Parteien der Revision bedürftige Verfassung mit einem Präsidenten, einem Senat und einer Deputirtenkammer. Der Parteienkampf ist damit natürlich nicht abgeschlossen; aber der Boden dieses Kampfes ist ein festerer geworden, während er bisher stets ins Schwanken gerieth, wenn die eine oder die andere Partei energischer aufzutreten sich gedrungen fühlte. Den Legitimisten, den prineipiellen Gegnern der Republik, bleibt natürlich nur der Protest gegen dieselbe übrig, wie ihn auch der Deputirte Raoul de la Rochelle im Sinne seiner Partei abgegeben hat. „Wir sind überzeugt", erklärte er, „daß Sie das Land zu Grunde richten, indem Sie nicht den König an die Spitze Frankreichs stellen und daß wir den schrecklichsten Kämpfen zwischen den radicalen und den sogenannten conservativen Republikanern beiwohnen werden. In den Revolutionen fällt der Sieg immer denjenigen zu, welche am gewaltthätigsten vorgehen. Wir bleiben Gegner jeder republikanischen Institution und wir überlassen Ihnen die schwere Verantwortlichkeit, welche mit voller Wucht auf Sie drücken wird. Unsere alte französische Monarchie, die heute das Heil sein würde, wird später einmal Ihre Befreiung sein. Die Monarchie ist die Ehre, das Leben und das Glück Frankreichs." Den heftigen Vorausverkündigungen und Anklagen dieses Legitimisten gegenüber, muß man den radicalen französischen Republikanern das Zeugniß geben, daß sie diesmal mit großer Selbstverleugnung alle weiter gehenden Tendenzen geopfert haben, um der französischen Republik, die bisher wie ein schattenhaftes Wesen in den Lüften schwebte, ihren Namen und überhaupt eine feste Gestalt zu retten. So begrüßte dieselbe unter ihren Taufpathen auch den Dictator von Tours, der gewiß mit einem Senat, überhaupt mit einem Zweikammersystem und einer siebenjährigen Präsidentschaft nur geringe Sympathien hat und dem der Nationalconvent der ersten Revolution vielleicht als die entsprechendste Verfassungsform für Frankreich erscheinen möchte, wo die Executive den Ausschüssen, besonders einem Wohlfahrtsausschuß, zukommt. War doch auch die Linke damit einverstanden, daß Versailles und nicht Paris zum Sitz der Regierung und der beiden Kammern erwählt wurde. Weniger gefügig als der Exdictator des großen Krieges war der Expräsident der Republik. Thiers stimmte gegen den Wallon'schen Antrag. Der Marschall selbst suchte in einer Note des „Journal officiel" sein Gewissen mit der Erklärung zu beschwichtigen, daß die Einführung der definitiv republikanischen Verfassung auf die Prineipien der innern Politik nicht den mindesten Einfluß haben und seine bisherige Haltung in keiner Hinsicht alteriren werde. Inwieweit die neue republikanische Aera eine Wahrheit werden sollte, das kam wesentlich auf den Verlauf der chronischen Ministerkrisis an, welche während der ganzen Gebnrtswehen der neuen conservativen Republik fortdauerte. Am 11. März war das Ministerium neu constituirt. Das wichtigste Portefeuille des Innern hatte Buffet inne, Dufaure das der Justiz, Léon Say die Finanzen, Wallon, der Schöpfer der neuen politischen Situation durch seine geschickt formulirten Vermittelungsvorschläge, das Unterrichtsministerium, Meaux den Handel; die übrigen Minister bleiben. Buffet ist der Sohn eines bonapartistischen Offiziers und zweimal Napoleonischer Minister gewesen; einmal unter der Präsidentschaft Louis Napoleon's und im Jahre 1870 in dem Ministerium Ollivier. Doch hat er gegen den Staatsstreich früher ebenso protestirt wie gegen den deutschen Krieg, und kann daher nicht zu den Bonapartisten gerechnet werden. Das Programm, welches der neue Minister am 18. März in der Nationalversammlung verkündete, erschien mehr darauf berechnet, die Misstimmung der Rechten zu dämpfen, als einen entschiedenen Prineipienwechsel und eine aufrichtige Anerkennung der Republik als der jetzt alleinberechtigten Staatsform zu verkünden. Vermied doch der frühere Präsident der Nationalversammlung das Wort Republik mit solcher Aengstlichkeit, wie ihm der Präsident der Republik selbst aus dem Wege zu gehen sucht. Buffet hob den entschieden conservativen Charakter der Politik des neuen Cabinets hervor und betonte, „man müsse in jeder Gemeinde Frankreichs die Ueberzeugung verbreiten, daß die ehrliche,

friedliche, arbeitsame, durch ihre Gesittung und das Interesse der Ordnung anhängliche Bevölkerung die Regierung auf ihrer Seite habe und auf sie zählen könne als Schutz gegen die umstürzenden Angriffe und Leidenschaften". Die Bewahrung der Ordnung war der fortwährende Refrain der Rede, die von der Linken sehr kalt aufgenommen wurde. Nur einmal fand sie die Zustimmung derselben, als Buffet erklärte, die Regierung habe die Pflicht, den von der Nationalversammlung angenommenen constitutionellen Gesetzen den Gehorsam und die Achtung aller zu sichern. Buffet kündigte Veränderung der bestehenden Preßgesetze an, die Beibehaltung des Belagerungszustandes in einer Zahl französischer Departements und für eine bestimmte Zeit die Fortdauer der bekanntlich sehr missliebigen Gesetze, welche die Ernennung der Maires betreffen, die indeß soviel als möglich aus der Mitte der Municipalräthe gewählt werden sollen. An Buffet's Stelle wurde übrigens der Herzog von Audiffret-Pasquier zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt. Er verdankt diese Wahl übrigens seinem bekannten Hasse gegen den Bonapartismus, der ja die Signatur der jüngsten Krisis ist. Die Minderheit am Ruder und die Mehrheit in der Opposition — so faßte Girardin den Eindruck der Buffet'schen Antrittsrede zusammen. Die Blätter der Linken nennen die Rede Buffet's einen politischen Fehler, sprechen aber zugleich die Versicherung aus, daß sie in Anbetracht früher eingegangener Verbindlichkeiten der Cabinetsmitglieder das Ministerium Buffet unterstützen würden, wenn nur seine Thaten den Erwartungen der öffentlichen Meinung entsprächen. Das neuliche Programm könnten sie nur als eine jener vielen Vorreden betrachten, die weniger taugte als das Buch, dem sie als Einleitung diente.

Die politische Lage in Spanien ist noch unverändert, und wenn es dem jungen Könige nicht bald gelingt, den karlistischen Aufstand zu unterdrücken, so wird der schwache Glanz, der sich an den Einzug des bourbonischen Monarchen knüpfte, bald verblassen. Zwar können die diplomatischen Beziehungen nach allen Seiten hin als günstige gelten; man beeilt sich mit der Anerkennung des jungen Monarchen, obgleich dessen auf einem bestrittenen Erbrecht und einem Pronunciamiento der Truppen beruhende Thronbesteigung noch jeder Sanction durch das neue Staatsrecht, durch die gesetzlichen Vertreter des spanischen Volkes entbehrt; die spanischen Gesandten halten überall ihre Antrittsreden und erhalten Glückwünsche für den Frieden und das Gedeihen Spaniens, wie sie auch der Präsident Mac-Mahon am 27. Febr. in der Audienz aussprach, die er dem spanischen Gesandten, Marquis de Molin, gewährte. Selbst mit Rumänien knüpfte Spanien diplomatische Beziehungen an, und das Entzücken des türkischen Schutzstaates hierüber, seine Bereitwilligkeit, diese Beziehungen selbständig zu pflegen, war so groß, daß er von der Pforte zur Ordnung gerufen werden mußte. Doch das sonst regelrecht verlaufende diplomatische Ceremoniell kann den neuen spanischen Thron nicht befestigen. Daß die Karlisten kampflustiger sind als je, beweist ihr Vorgehen gegen Bilbao und der Sturm, den sie am 28. Febr. mit sieben Bataillonen und 12 Geschützen gegen die Positionen der Regierungstruppen am rechten Ufer des Nervion bei Puente wieder unternahmen. Der Kampf war hartnäckig, die Entscheidung schwankte hin und her, zuletzt behaupteten sich die Königlichen, nachdem sie dreimal ihre Stellung aufgegeben hatten. Ob der Wechsel im Oberbefehl eine bessere Lage für die Regierungstruppen herbeiführen wird, ist fraglich; die Thatsache, daß lauter neue Generale das Commando übernommen haben, beweist zur Genüge, daß es nicht gut steht mit der Sache der Regierung. General Moriones hat am 1. März seine Entlassung genommen; an seine Stelle ist General Bassols getreten. Schon früher ist Laserna zum Flügeladjutanten des Königs ernannt, Quesada zum Oberstcommandirenden der Nordarmee, Echague zum Oberbefehlshaber der Armee des Centrums; die Truppenbewegungen und Kämpfe im Laufe dieses Monats beziehen sich meistens auf Angriffe und Sicherung der Positionen bei Bilbao. In Catalonien haben die Regierungstruppen neuerdings durch Eroberung von Olot einen Erfolg errungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die dritte Republik in Frankreich.

Von

H. Bartling.

Erſter Abſchnitt.

Vom Fall des zweiten Kaiſerreiches bis zur Präſidentſchaft Thiers'.

I.

Einleitung. Der 4. September.

Als wir unmittelbar nach der Kataſtrophe von Sedan, nach dem Sturze des zweiten Kaiſerreiches, an gleicher Stelle dazu berufen waren, die biographiſchen Skizzen der Männer zu entwerfen, die das Steuerruder des dem Scheitern nahen franzöſiſchen Staatsſchiffes an ſich geriſſen hatten*), da contraſtirten wir die im blutigen Kampfe errungene goldene Frucht der deutſchen Einheit mit der innern Zerriſſenheit unſerer Nachbarn. Und jetzt, da wir die Geſchichte der Ereigniſſe entwerfen wollen, welche ſich in Frankreich ſeit dem verhängnißvollen 4. September 1870 zugetragen haben, drängt ſich uns unwiderſtehlich ein ähnlicher Vergleich auf. Auf der einen Seite die ſtetig und unaufhaltſam ſich vollziehende Conſolidirung der Einheit und das Fortſchreiten der geſetzgeberiſchen Umwandlung Deutſchlands, dieſe unſtreitig bedeutendſte Evolution der neuen Geſchichte; auf der andern ein geradezu ermüdendes Hin- und Herſchwanken, ein Taſten und Probiren ohne dauernde Reſultate: kurz ein buntſcheckiges und dennoch eintöniges Gemälde von Zerriſſenheit, Zank und Streit.

Mannichfaltig und ſubtil ſind die Theorien, welche aufgeſtellt wurden, um dieſe Uebel, die wie ein unheilbarer Krebsſchaden am Mark des franzöſiſchen Volkes zu freſſen ſcheinen, zu erklären. Sie bilden einen Gegenſtand, der wol dazu geeignet iſt, unſer Nachdenken in Anſpruch zu nehmen und unſer moraliſches Gefühl in Mitleidenſchaft zu ziehen, und zwar ſo, daß ein jeder ſeine eigene Erklärung für dieſe Zuſtände hat, je nach ſeinen politiſchen Anſichten, ſeinen Gewohnheiten, ſeinen Glaubensmeinungen. Demokratie, Despotismus, Pilgerfahrten, Voltaire, Abſynth, Malthus oder Maskenbälle — das ſind ſo die Lieblingstheorien. Unſerer Anſicht nach aber gibt es eine ebenſo einfache und viel vollſtändigere Erklärung. Wenn dieſelbe häufig überſehen ward, ſo kam das daher, weil ſie uns zu geläufig iſt, und ſo bekannt, daß wir ſie leicht vergeſſen. Die große Urſache aller Uebel Frankreichs iſt einfach die Revolution, die ſich noch immer in dem langen Laufe ihrer Agonie befindet. Wie wir ſo häufig den Wald vor Bäumen nicht ſehen, ſo ſahen wir auch ſehr häufig die Revolution vor den Dingen nicht, welche nur das Geſtrüpp der Revolution ſind. Um die Lage Frankreichs recht beurtheilen zu können, muß

*) Vgl. „Die proviſoriſche Regierung in Frankreich von 1870" („Unſere Zeit", Neue Folge, VI, 2., 577 fg., 641 fg. und 792 fg.).

man zuvörderſt inne werden, daß es ſich noch immer in der Kriſis organiſcher Revolution befindet. Und dieſe Revolution iſt die Mutter des extremen und heterogenen Charakters der politiſchen Principien, zu denen ſich die zwei großen Parteien bekennen, in welche Frankreich hauptſächlich geſpalten iſt. Hierin liegt die tödliche Gefahr, die das Land umringt, dies iſt der Fluch, der auf ihm gelaſtet hat, ſeit es ſich zum erſten mal in die Revolution ſtürzte. Dieſe zwei gewaltigen Sectionen des franzöſiſchen Volkes ſind zudem noch die Exponenten religiöſer Gefühle, welche diametral entgegengeſetzten Richtungen zulaufen: die eine iſt faſt ganz und gar bigot und abergläubiſch und folgt auf ihrem politiſchen wie religiöſen Wege größtentheils der prieſterlichen Leitung; die Maſſe der andern Section ſind Freidenker im ausgedehnteſten Sinne: mit einer ganz beſondern Neigung des Meiſters Rath auszuführen: „Ecrasez l'infame" (die katholiſche Kirche). Und wie ſehr auch dieſe gewaltigen Maſſen in ihren politiſchen und religiöſen Principien voneinander abweichen mögen, ſo ſind ſie doch local noch merkbarer voneinander geſchieden: die eine Section wird durch die ſtädtiſche, die andere durch die ländliche Bevölkerung repräſentirt. Solchen Elementen des Widerſtandes gegenüber iſt die numeriſch unbedeutende gemäßigte Partei machtlos. Und doch kann man weder in den Städten noch auf dem Lande häufige Spuren einer conſequenten Cohäſion finden. Obgleich die Parteien enthuſiaſtiſch, ja fanatiſch gewiſſen ſocialen und politiſchen Dogmen anhängen, kann doch von keiner dieſer beiden geſagt werden, daß ſie irgendein klar definirtes, herrſchendes Princip beſitzen, von dem, wie von einem leuchtenden Mittelpunkte aus, Lichtſtrahlen ausgingen, um die Einzelheiten einer compacten und entſchiedenen Politik erkennbar zu machen. Keine Partei kann ſich beglaubigter Führer rühmen; mit ſtaatsmänniſchem Genie, oder ſelbſt mit ausnahmsweiſem politiſchem Ruf oder politiſcher Erfahrung begabte Männer ſind nirgends vorhanden. Unwiſſenheit überſchattet — es mag ſein mit etwas ungleicher Dichtigkeit, aber mit gleich verderblichen Folgen — die Maſſe jeder Partei und verhärtet ihre Halsſtarrigkeit. In den großen volklichen Mittelpunkten nehmen wir rohe, transſeendentale Theorien wahr, die, während ſie manches enthalten, das wegen ſeiner wohlthätigen, menſchenfreundlichen Abſichten, wegen der Erhabenheit und Reinheit des Zieles auf Achtung Anſpruch machen kann, doch auf zerſtörende und ungezügelte Leidenſchaften gegründet ſind. In den durch die zerſtreute Landbevölkerung dargeſtellten Ueberzeugungen und Tendenzen erkennen wir vieles, das bewunderungswürdig conſervativ iſt, aber dies iſt mit einer Unwiſſenheit vereint, die ſich auf die allerſchlimmſten Formen der Bigoterie und des Aberglaubens gründet, und deshalb iſt es auch von unbeugſamem und hartnäckigem Charakter. Die höhern Elemente in den Principien einer jeden Partei ſind ohne Zweifel bewunderungswürdig und könnten, unter vorſichtiger Cultur und tüchtiger Handhabung, die Rettung Frankreichs bewerkſtelligen; doch ſie traten durch die Beimiſchung wilder Utopien und ungezügelter Leidenſchaften, durch die Hartnäckigkeit alberner religiöſer und politiſcher Vorurtheile ſich feindlich und verderblich gegenüber.

Dieſer auffallende Mangel aller Homogeneität im franzöſiſchen Volke, dieſe tiefe moraliſche und intellectuelle Scheidung zwiſchen Stadt und Land, ſcheint ein ewiges Hin- und Herſchwanken zwiſchen Anarchie und Despotismus zu erzeugen. Für viele Franzoſen bietet dies den bündigen Beweis, daß es für ihr Land nur eine einzige Alternative gibt, nämlich: entweder zur Alleinherrſchaft des Kaiſerreiches, zur alten Monarchie zurückzukehren, oder zur Unterwerfung unter die Tyrannei einer demokratiſchen Republik, und daß in der That die nationale Wiedergeburt der Errichtung einer feſten und gemäßigten Regierung voraufgehen müſſe. So einladend auch dieſer Schluß ſein mag, ſo gibt es doch noch einen dritten Weg, der, mit vernünftigen Ausſichten auf Erfüllung, auch Uebereinſtimmung und zukünftige Einheit verſpricht, und dieſen Weg ſcheint, wir ſagen, ſcheint, Frankreich ganz kürzlich, vielleicht wider Willen, betreten zu haben. Während ſeiner

jetzigen Krise ist das Land von allen fremden Vorschriften und selbst von einem bemerkbaren äußern Meinungsdruck vollständig frei. Die begrenzte Welt der politischen Beispiele sowie das unbegrenzte Weltall politischer Theorien, beide liegen vor ihm, und aus ihnen kann es jetzt die Principien seiner Regierung wählen. Dieser Freiheit der Action aber drängen sich jüngsterstandene Einflüsse und Erinnerungen auf, welche thatsächlich dahin streben, die gefährlichen Regionen zu beschränken, denen entgegen des Landes natürlicher Hang zu politischen Extremen drängen würde. Einmal ist es kaum anzunehmen, daß Frankreich sein Heil in der Annahme politischer Illusionen suchen wird, welche Vorbildern abstracter Vollkommenheit, blos zur Anarchie führenden Chimären, entlehnt sind. Das andere mal ist es kaum glaublich, daß es sich wieder bereden lassen wird, die Gesellschaft vermittels politischen Schlafes zu stützen, der auf intellectueller Entsagung ruht. Die Ausschreitungen der Commune haben aus der politischen Arena, vorderhand wenigstens, die Kämpen einer demokratischen Republik verbannt. Napoleonischer Imperialismus ward durch das deutsche Schwert bei Sedan vernichtet. Seine verführerische Anziehungskraft, das Lebensprincip seines Daseins, war kriegerischer Ruhm, und deshalb waren für das zweite Kaiserreich Niederlage und Untergang gleichbedeutend. Zwischen diesen beiden Extremen tritt die orleanistische Partei wie ein unbeständiger Schatten, ohne bestimmten Lauf der Action, ohne lebenskräftige Politik, umgeben von dem trüben Gewölk einer Unentschlossenheit, welche aus der Illegitimität ihres Anspruchs und der sich von ihr abwendenden Gleichgültigkeit der Nation entspringt: und da schwebt sie nun zwischen Himmel und Erde, ohne Form und als ein Nichts. In ihrer Substanz bedeutsamer, mit greifbarern Ansprüchen ausgerüstet und sich einer ausgedehntern, wenn auch lauwarmen Anerkennung bei der Nation erfreuend, hat die legitimistische Partei, die scheinbar nach der Niederwerfung der Commune auf kurze Zeit Herrin der politischen Situation war, allen Muth verloren und ist allem Anschein nach durch die unpolitische Taktik ihres Hauptes auch gänzlich in Miscredit gerathen. Der Graf Chambord ist der Erbe einer hartnäckigen Ehrerbietung vor überlebten Vorurtheilen und einer eigensinnigen Blindheit gegen die Zeichen der Zeit. Lange Abwesenheit von seinem Vaterlande bewirkte an ihm keine Veränderung, ließ ihn nichts erlernen, nichts vergessen; die 40 Jahre seiner Verbannung scheinen ausschließlich dem Nachdenken über verrottete Formeln des ancien régime gewidmet gewesen zu sein. Sicherlich, er ist ein würdiger Nachkomme Karl's X.; seine Auslassungen während der letzten Jahre legen dies offen und klar an den Tag. Die Aussichten der constitutionellen Monarchie sind deshalb, namentlich nach den jüngsten Beschlüssen in der Nationalversammlung, sehr schwach.

Der Strom politischer und socialer Ereignisse hat augenblicklich die Chancen einer conservativen Republik außerordentlich vermehrt. Ob nun aber der Republikanismus in irgendeiner Form bei einem Volke praktisch zur Anwendung kommen kann, dem so alle Selbstbeherrschung fehlt wie dem französischen, das ist eine schwer zu entscheidende Frage. Nichtsdestoweniger aber ist es eine Frage, deren Lösung für die zukünftige Geschichte Frankreichs von großer Wichtigkeit ist. Niemals haben die Ereignisse der Republik eine gleiche Leichtigkeit zu ihrer Befestigung dargeboten. Augenblicklich sind alle extremen Parteien geschwächt. Vorurtheile und versteckter Widerstand, das sind jetzt die bedeutendsten Hindernisse gegen den Triumph der Republik. Von den Erzfeinden aller Mäßigung, den Rothen und den Imperialisten, befreit, niedergedrückt durch Niederlagen und Bürgerkrieg, ist der Geist des Volkes gerade jetzt in einer besonders günstigen Fassung, vernünftigen und gemäßigten Rathschlägen ein williges Ohr zu leihen.

Doch greifen wir mit dieser kurzen, einleitenden Betrachtung dem Gange der Ereignisse nicht vor und kehren wir zurück nach Paris, dem Herzen Frankreichs, wo sich in den ersten Tagen des September gewaltige, erschütternde Ereignisse vorbereiten.

Die Schlacht von Sedan war geschlagen, der Kaiser gefangen, und dunkle, wehmüthige Gerüchte über diesen furchtbaren Schlag hatten sich in Paris verbreitet. Hören wir hierüber den einzigen während jener denkwürdigen Zeit in Paris anwesenden deutschen Publicisten, den trefflichen Dr. G. Schneider, Correspondenten der „Neuen Hannoverischen Zeitung". Er erzählt uns in seinem jüngst veröffentlichten Buche*) Folgendes: „Das Eintreffen der Nachrichten von Sedan hatte natürlich einen heftigen Eindruck verursacht, nicht nur in der Kammer, wo Palikao und Hr. Schneider nahe daran waren, zu weinen, und der gewaltige Favre Gelegenheit fand, seinem kleinlichen Haß durch gewöhnliches Bramarbasiren Rechnung zu tragen; nicht nur in der empfindsamen und patriotischen Kammer, sage ich, sondern auch im Publikum zeigte sich eine Bestürzung und tiefer Schmerz wurde sichtbar; doch währte es, wie immer, nicht lange. Schon um 9 Uhr, Sonnabend abends (3. Sept.), veränderte sich die Physiognomie. Die französische Nation, welche doch alle und jede Verantwortung für ihr Gouvernement um so mehr trägt, als dasselbe durch suffrage universel getragen und als die Kriegserklärung durch Zustimmung der meisten ihrer Repräsentanten gutgeheißen wurde, diese Nation schämt sich jetzt nicht, die Regierung zum alleinigen Sündenbocke zu machen, und möchte, wenn es möglich wäre, sie einzig entgelten lassen, was sie selbst mit verschuldet hat, und nur zu schwach und eitel ist, um es ehrlich einzugestehen. Natürlich waren die Herren von der Linken, vor allen der einsichtsvolle Hr. Gambetta, gleich bei der Hand, diesen Zeitpunkt zu ergreifen, um die moderne politische Komödie weiter zu führen und den Schlußact wahrscheinlich mit gehörigem Applomb in Scene zu setzen.

„Der Ausstoßung vieler arbeitsloser Personen, sowie auch dem Umstande, daß viele in die Uniform gesteckt sind, darf man es wol zuschreiben, daß Unruhen der bedauerlichsten Art während der Sonnabends- und Sountagsnacht ausgeblieben sind. Die ganze Sache ging mehr carnevalartig vor sich, besonders am gestrigen Tage. Das liebe französische Volk will sich eben um jeden Preis amusiren, sucht nach irgendeinem Object, selbst der unpassendsten Art, und ist für einige Zeit zufrieden.

„Die Nachricht von der Niederlage Mac-Mahon's verbreitete sich am Abend des 3. mit Blitzesschnelle bis in die entlegensten Stadttheile, und aus allen kam man auf die Boulevards, um genauere Nachrichten zu erhalten; letztere waren überfüllt von Menschen. Auf der ganzen Madeleinelinie waren die Kioske der Zeitungshändler belagert, man las mit lauter Stimme die Abendnachrichten, und die Exaltirtesten verlangten nach Waffen. Allgemeines Aufgebot! schrie man an manchen Stellen, los auf den Feind! Auf der linken Seite des Boulevard Bonne Nouvelle, der Menge gegenüber, die von der Gefahr des Vaterlandes in Aufregung gebracht war, dehnte sich eine schwarze Masse aus, es waren Sergeants-de-Ville, die auf Befehle zu warten schienen. In dem großen Saale der Kammer fanden sich zahlreiche Deputirte und sprachen eifrig über die Lage und wie das lecke Schiff des Empire wieder flott zu machen sei. Man verabredete eine Sitzung auf Mitternacht, aber zu dieser fand sich nicht die nöthige Zahl von Abgeordneten ein, und nun stritten die Anwesenden sich bis $1\frac{1}{4}$ Uhr, ob man eine geheime oder öffentliche Sitzung halten wollte, bis man erkannte, daß das Reglement nur ein geheimes Comité gestatte, wenn dasselbe in öffentlicher Sitzung beschlossen sei. Man entschloß sich daher zu einer öffentlichen Sitzung, welche um $1\frac{1}{2}$ Uhr begann, aber zu nichts führte."

Dr. Schneider hat ganz recht, wenn er sagt, daß diese nächtliche, nur 20 Minuten dauernde Sitzung zu keinem praktischen Resultat führte, doch ist sie insofern wichtig, weil in derselben zum ersten mal ein formulirter Antrag auf die Absetzung des Kaisers eingebracht wurde. Nachdem nämlich Graf Palikao, als Ministerpräsident, von der Tribüne

*) „Pariser Briefe" (Leipzig 1872).

herab mit wenigen Worten erklärt hatte, daß die ganze Armee bei Sedan capitulirt habe und der Kaiser gefangen sei, und dabei zugleich beantragte, die Kammer möge sich bis 1½ Uhr nachmittags vertagen, erhob sich Jules Favre und redete die Kammer mit folgenden Worten an: „Wenn die Kammer der Ansicht ist, daß sie vernunftigerweise ihre Berathungen, in der schmerzlichen und ernsten Lage, in der wir uns befinden, bis zum Mittag aufschieben kann, so habe ich keinen Beweggrund, mich dem entgegenzusetzen; doch da wir in ihrem Namen einen höchst wichtigen Antrag einzubringen haben, so lege ich denselben, ohne für den Augenblick irgendeine Bemerkung hinzuzufügen, auf ihrem Tische nieder. Wir bitten die Kammer, folgenden Antrag in Betracht ziehen zu wollen: Art. 1. Louis Napoleon Bonaparte und seine Dynastie sind hierdurch der Macht entkleidet, welche ihnen die Verfassung übertragen hat. Art. 2. Durch den Gesetzgebenden Körper wird eine aus einer durch die Majorität zu bestimmenden Anzahl von Mitgliedern bestehende Commission eingesetzt, welche, mit vollkommener Regierungsgewalt bekleidet, den ausdrücklichen Auftrag hat, sich der Invasion bis aufs äußerste zu widersetzen und den Feind aus dem Lande zu jagen. Art. 3. Der General Trochu behält seine Functionen als Generalgouverneur der Stadt Paris."

Die Kammer hörte die Vorlesung dieses Antrages mit tiefem Stillschweigen an, und nur ein einziger Abgeordneter, Pinard, rief: „Wir können provisorische Maßregeln ergreifen; wir können die Absetzung nicht decretiren." Beim Auseinandergehen wurden die Abgeordneten trotz aller polizeilichen Vorkehrungen überall mit dem Rufe „Absetzung! Es lebe Trochu!" empfangen. Dieser, schon lange mit der Kaiserin-Regentin auf gespanntem Fuße und dem Grafen Palikao verdächtig, brach an demselben Abend mit der Regierung vollständig und zwar durch eine Rede, in welcher er das Volk davon unterrichtete, wie Graf Palikao die Vertheidigung der Stadt betreibe. Etwa 2000 Personen hatten sich vor seinem Hotel eingefunden, um Kriegsnachrichten zu erfahren. Trochu erschien und erklärte, keine Nachrichten zu haben, forderte zur Ordnung auf und bemerkte schließlich, man habe ihm die Zahl der im Arsenal vorhandenen Gewehre auf 2 Millionen angegeben; nachdem er aber genauere Nachforschung gehalten, müsse er mit Bedauern erklären, daß er nur 30000 Stück vorgefunden habe. Die Zuhörer wußten nun, daß Trochu und die Linke einig seien, und nun zogen die „Zweitausend", bedeutend vermehrt, vor Gambetta's Haus. Dieser hielt, als Antwort auf das Geschrei: „Es lebe die Republik!", an die Menge folgende Ansprache: „Bürger! die Regierung, deren Namen ihr soeben ausspracht, ist diejenige, nach welcher ich mich von ganzem Herzen sehne, doch wir müssen uns ihrer würdig erzeigen! Sie darf weder verantwortlich noch die Erbin des Unglücks sein, das soeben über unser Vaterland hereingebrochen ist! Zählt auf mich, zählt auf uns, und wir versprechen euch, daß in den ernsten Umständen, in denen wir uns befinden, niemand von uns seiner Pflicht vergessen wird. Und jetzt, wo das Staatsoberhaupt in Gefangenschaft ist, wollen wir durch unsere Würde beweisen, daß alle Beschuldigungen, die man unserer Partei machte, nur elende Verleumdungen waren. Jetzt kann nur noch vom Volke die Rede sein, aber es ist auch Pflicht des Volkes, sich zu erheben und den siegestrunkenen Fremden zu vertreiben. Zeigen wir Europa, der Welt, daß Revolution und Patriotismus stets zwei solidarische Ausdrücke sind. Paris hat jetzt nicht nur das Heil des Landes, sondern auch das der französischen Revolution in der Hand." Man schrie: „Es lebe die Republik!" und Gambetta rief dazwischen: „Es lebe Frankreich! sage ich euch." Nun zog die Menge nach dem Eintrachtsplatze und traf dort auf den Wagen Thiers', in welchem auch Jules Favre saß. Man schrie: „Halt! Halt! schlagt das Pferd nieder!" und stürzte sich damit auf den Wagen. Als man jedoch Thiers' und Favre erkannte, schlugen die Schreier einen andern Ton an: „Rettet uns! rettet uns! Absetzung!" Thiers antwortete, die Absetzung sei nahe und man werde sie

erlangen, doch dürfe man ſich nicht in Schrecken jagen laſſen. Damit ließ ſich die Menge etwas beruhigen, und der Wagen vermochte, wenngleich noch immer verfolgt, ſich in raſchem Laufe zu entfernen. „Jules Favre", ſo ſagt Thiers, „dachte ebenſo wenig wie ich daran, eine Revolution zu beginnen."

Nun brach der 4. Sept. an, ein warmer, ſchöner Sonntag, der die geſammte Bevölkerung von Paris aus ihren Wohnungen auf die Straßen zog. Während der Morgenſtunden war alles ruhig und die Stadt hatte ganz ihr gewöhnliches Ausſehen. Gegen 11 Uhr aber, ſo berichtet wenigſtens der General Soumain, Platzcommandant von Paris, ing die Avantgarde der Emeute an ſich zu zeigen. Die Hefe des Volkes, die Tagediebe, Faulenzer, Geſindel aller Art, begannen zu ſchreien: „Abſetzung! Abſetzung!" „Dieſe Banden", ſo ſagt Soumain weiter, „die man ſo häufig an der Spitze oder am Ende der Regimenter ſieht, wenn ſie zum Manövriren ausziehen, beunruhigten mich ſehr wenig. Gegen 12½ Uhr aber ſah ich Herren im Oberrock, mit Käppis auf dem Kopfe, gefolgt von Nationalgarden in Uniform, zuerſt ohne, dann aber mit Waffen, in guter Ordnung, mit ihren Offizieren an der Spitze einherziehen; jetzt glaubte ich an eine Manifeſtation. Hinter ihnen kamen bewaffnete Bataillone, die lautlos und in guter Ordnung dem Eintrachtsplatze zumarſchirten. Jetzt begann ich, an eine Revolution zu glauben." Und der General hatte recht; eine Revolution, aber diesmal ohne Blutvergießen, ſollte ſich in wenigen Stunden vollziehen.

Daß ſchon am 4. Sept. die rothen Aufwiegler und Demokraten, die ſieben Monate ſpäter die Commune errichteten, emſig am Werke waren, die Macht an ſich zu reißen, darüber kann gar kein Zweifel obwalten. Denn wie ſollte man ſich ſonſt die Anweſenheit bewaffneter Bataillone der Nationalgarde erklären; wie erklären, daß, als die neue Regierung der Nationalvertheidigung ſich am Nachmittage nach dem Stadthauſe begab, dies ſchon in den Händen der Blanqui, Delescluze und Pyat war? Doch die Gefahr, die im März 1871 durch dieſe Verbrecher über Paris gebracht wurde, ward damals durch einen reinen Glückszufall abgewendet.

Graf Palikao, und nicht Trochu, wie ſo oft behauptet worden iſt, hatte nach beſten Kräften umfaſſende Maßregeln zum Schutz des Geſetzgebenden Körpers getroffen. Er wußte ſehr wohl, daß er den Pariſern nicht trauen durfte, und ſchon zur frühen Stunde hatte er die Umgegend des Sitzungsgebäudes durch ſtarke Abtheilungen berittener und Fußgensdarmerie beſetzen laſſen. Im Ehrenhofe ſtand ein Bataillon Infanterie mit geladenem Gewehr. Die Eintrachtsbrücke ſowie der Kai waren abgeſperrt. Um die Mittagszeit war der Eintrachtsplatz mit einer dichten Menſchenmaſſe beſetzt, und aus der Menge erſchallten dieſelben Rufe wie am Abend zuvor auf den Boulevards und vor den Häuſern Trochu's und Gambetta's. Die Marſeillaiſe war in aller Munde. Die Menge begrüßte freundlich die Mobilgarden, ließ Francstireurs hoch leben, ſchrie den Zuaven Bravos entgegen und ſuchte mit der Linie zu fraterniſiren. Während dies draußen vorging, verſuchten die in den Bureaux verſammelten Abgeordneten ſich miteinander zu verſtändigen und zu einem Entſchluſſe zu gelangen. Thiers ſeinerſeits brachte viele unter ihnen dahin, einem Antrage zuzuſtimmen, der möglicherweiſe auf eine Majorität in der Kammer hoffen konnte. Zur ſelben Zeit fand eine Conferenz in den Salons des Kammerpräſidenten Schneider ſtatt. Um 1¼ Uhr ward endlich die Sitzung eröffnet, welche ſchon um Mittag ihren Anfang nehmen ſollte. Sie begann mit heftigen Anklagen von ſeiten de Kératry's. Aufgebracht über die Entfaltung von Streitkräften in und um den Geſetzgebenden Körper, erklärte er im Namen der Oppoſition, daß es die Würde der Kammer, der einzigen noch aufrecht gebliebenen Staatsgewalt, erfordere, ſich nicht durch Linientruppen oder Poliziſten bewachen zu laſſen, und ſich dann dem Grafen Palikao zuwendend, klagte er dieſen an, Befehle ertheilt zu haben, die denen des Generals Trochu

entgegen seien. „Der Kriegsminister", so rief er aus, „hat seine Pflicht gebrochen." Der Graf Palikao antwortete, daß der General Trochu sämmtliche zur Vertheidigung von Paris bestimmte Truppen unter seinem Befehle habe, daß sich aber in der Hauptstadt noch andere Regimenter befänden, die ihre Befehle direct vom Kriegsminister empfingen, und daß derselbe über sie hätte verfügen können, ohne die Machtbefugnisse des Gouverneurs von Paris zu beeinträchtigen. „Ueber was beklagen Sie sich denn eigentlich?", so fügte er in seiner Soldatensprache hinzu. „Mache ich Ihnen nicht ein ganz vorzügliches Geschenk, bin ich Ihnen nicht zu Willen? Ich umgebe den Gesetzgebenden Körper mit einer Anzahl von Truppen, die genügend ist, die volle Freiheit Ihrer Berathungen zu sichern, und Sie beklagen sich? Wenn ich aber diese Vorsichtsmaßregeln nicht getroffen hätte, dann würden Sie sich vielleicht darüber beklagen, daß ich die Kammer einem äußern Drucke aussetze." Unmittelbar hierauf kündigte Graf Palikao an, daß in der schmerzlichen Lage, in welcher das Land sich befinde, und welche unglücklicherweise in der Zukunft sich noch verschlimmern könne, der Ministerrath es für seine Pflicht gehalten habe, gewisse Modificationen mit der bestehenden Regierung vorzunehmen; er legte infolge dessen folgenden Gesetzentwurf vor: „Art. 1. Es wird ein Regierungs- und Vertheidigungsrath des Landes eingesetzt. Dieser Rath besteht aus fünf Mitgliedern. Jedes Mitglied dieses Raths wird durch die absolute Majorität der Kammer ernannt. Art. 2. Die Minister werden unter Gegenzeichnung der Mitglieder dieses Rathes ernannt. Art. 3. Der General Graf Palikao ist zum Generalstatthalter dieses Rathes ernannt. Gegeben im Ministerrathe am 4. Sept. 1870. Für den Kaiser und kraft der uns übertragenen Machtvollkommenheiten: Eugenie." Graf Palikao beantragte Schleunigkeit. Nun erhob sich Jules Favre und beantragte seinerseits gleichfalls die Dringlichkeit des Vorrechts für den Gesetzentwurf, den er in der vorhergehenden Nachtsitzung eingebracht hatte. Thiers forderte nicht minder Dringlichkeit für einen dritten Gesetzentwurf, der von 46 Abgeordneten aller Parteien unterzeichnet und folgendermaßen abgefaßt war: „In Anbetracht der Umstände ernennt die Kammer eine Commission zur Regierung und Vertheidigung des Landes. Sobald als es die Umstände erlauben, wird eine constituirende Versammlung berufen." Thiers gestand, daß er das Project der Absetzung vorgezogen haben würde, weil dies die Frage klarer stelle; „aber", so fügte er hinzu, „ich setzte alle Zeit über meine persönlichen Meinungen das große Interesse der nationalen Einigkeit, welche allein unsere Lage verbessern und uns angesichts des heranrückenden Feindes die Haltung verleihen kann, welche uns geziemt". Graf Palikao begriff sehr wohl die Tragweite des Thiers'schen Antrags, und beeilte sich, deshalb zu erklären, „daß die Regierung vollständig damit einverstanden sei, das Land zu befragen, sobald man aus der Krisis sei, welche nur durch die Vereinigung aller Anstrengungen überwunden werden könne". Ueber die drei Anträge sowie über deren collective Verweisung an einen durch die Bureaux zu ernennenden Ausschuß von neun Mitgliedern ward die Dringlichkeit ausgesprochen. Die Kammer beschloß, sich sofort in ihre Bureaux zur Ernennung des Ausschusses zurückzuziehen, und die Sitzung wurde aufgehoben bis zu dem Augenblicke, da der Ausschuß seine Beschlüsse formulirt haben würde. Inzwischen war es 1 Uhr 40 Minuten geworden. Sehen wir uns während der Unterbrechung der Kammersitzung um, was draußen geschah.

Von 12 Uhr an trafen, inmitten der gewaltigen auf dem Eintrachtsplatze versammelten Menge, Abtheilungen der neugebildeten Nationalgarde in Uniform, aber ohne Waffen ein. Das Gerücht verbreitete sich, Nationalgarden seien von berittenen Gensdarmen, welche den Eingang zur Brücke auf der Seite des Platzes bewachten, niedergehauen worden. Die Abtheilungen der Nationalgarde weichen zurück; sie holen sich ihre Gewehre und kehren mit andern gleichfalls bewaffneten Abtheilungen wieder. Um 1 Uhr fangen

ſie an, mit den Gensdarmen zu parlamentiren. Ein Gedränge entſteht, und während deſſelben gewinnen ſie die Brücke und befinden ſich ſehr bald am andern Ende, der Garde von Paris gegenüber, die hier ein doppeltes Spalier bildet. Auf allen Geſichtern kann man deutlich die Frage leſen: wird die Garde von Paris Widerſtand leiſten? Einer ihrer Offiziere tritt aus den Reihen, um ſich Befehle aus dem Innern des Sitzungsgebäudes zu holen; doch noch ehe er zurückgekehrt war, hatte ein neues Gedränge die Reihen der Garde durchbrochen. Die Nationalgardiſten, gefolgt von einer dichten Volksmaſſe, dringen vor, man bricht in den Hof des Gebäudes, die Menge bedeckt alle Stufen der großen Treppe, und nun erhebt ſich das endloſe Geſchrei: „Es lebe die Republik!“ Das auf dem Eintrachtsplatze zuſammengedrängte Volk antwortet mit tauſendſtimmigem Echo dieſem Schrei der Verzweiflung und der Rache; einzelne Elſäſſer, die mit Blumen und Bändern die Statue zieren, welche auf dem Platze die Stadt Straßburg vorſtellt, werden mit Jubel begrüßt; zur ſelben Zeit aber dringt die Menge in faſt alle Räume des Sitzungspalaſtes unter fortwährendem Geſchrei: „Es lebe Frankreich! Abſetzung! Die Republik!“ Vergebens ſuchen Abgeordnete aller Parteien die Menſchen draußen zurückzuhalten; vergebens ſind alle ihre Ueberredungskünſte, vergebens ihre Verſöhnungsverſuche; die Menge hat für nichts mehr Ohr; die erſten Reihen werden durch die dahinterſtehenden dichtgedrängten Maſſen vorwärts gedrängt, um in den Sitzungsſaal zu kommen. Die Marſeillaiſe, das Lied der Girondins und der „Chant du départ“ erſchallen in den Hallen des Palaſtes Bourbon, vermiſcht mit den häufigen Rufen: „Abſetzung! Die Republik! Es lebe Frankreich! Hoch Rochefort! Auf zu Rochefort!“ Aufwiegler der rothen Partei ſuchen ſich während dieſer Zeit zu verſtändigen, indem ſie mit Bleiſtift Liſten ſchreiben, die von Hand zu Hand wandern und auf denen die Namen der Männer aufgeſchrieben ſind, die man für die neue Regierung bezeichnet.

Jetzt war es 2 Uhr geworden. Die Menge hatte ſich des Sitzungsſaales bemächtigt. Der Präſident Schneider beſteigt ſeinen Stuhl; er bleibt aufrecht ſtehen und wartet auf die Ankunft der Abgeordneten, die theils noch in ihren Bureaux verſammelt waren, theils mit dem Volke draußen parlamentirten. Im Saale befanden ſich augenblicklich kaum 15 Mitglieder. Doch hier müſſen wir in unſerer Erzählung anhalten und den Bericht über die letzte Sitzung ſprechen laſſen, welche das zweite Kaiſerreich begrub. Derſelbe ſagt wörtlich: „Die Tribünen ſind von einer gärenden, geräuſchvollen Menge beſetzt. Auf einer derſelben wird eine Tricolore hin- und hergeſchwenkt. Auf den Ruf der Huiſſiers ſind nur ein Dutzend Abgeordnete in den Saal getreten, alle andern verweigern jegliche Berathung inmitten dieſer Aufregung. Der Präſident Schneider hält ſich vor ſeinem Sitze aufrecht. Crémieux zeigt ſich auf der Rednertribüne und verſucht inmitten des Lärms, zur Eintracht und zur Ordnung aufzufordern. Gambetta wendet ſich an das Publikum auf den Tribünen und ſagt: «Bürger! Sie können ein großes Schauſpiel geben, das eines in Ordnung und Freiheit ſich vereinenden Volkes. (Ja, ja! Beifallsgeſchrei.) Nun wohl, wenn Sie es wollen, ſo bitte, ſo beſchwöre ich Sie, daß auf jeder Tribüne ſich eine Gruppe damit beſchäftige, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Und dann warten Sie in Stillſchweigen. Die Linke hat ſich der Kammer gegenüber verpflichtet, der Freiheit ihrer Berathungen Achtung zu verſchaffen.» (Neues Beifallsgeſchrei. Die Ruhe wird auf einige Augenblicke hergeſtellt; eine gewiſſe Anzahl anderer Abgeordneter treten in den Saal.) Der Präſident wendet ſich gleichfalls mit folgenden Worten an das Publikum auf den Tribünen: «Sie haben ſoeben eine patriotiſche Stimme gehört, die niemand unter Ihnen beargwöhnen kann. Hr. Gambetta ſprach zu Ihnen im Namen der Freiheit, der Sicherheit des Landes Worte, denen ich mich nur anſchließen kann. Glauben Sie mir: die Kammer iſt in dieſem Augenblicke berufen, im Geiſte abſoluter Hingebung an das Land über die ſchwerſte aller Lagen zu berathen. Sie haben den

ehrenwerthen Hrn. Gambetta gehört. Auch ich glaube dem Vaterlande, der Freiheit, genugsame Bürgschaften gegeben zu haben um mit vollem Rechte von diesem Platze an Sie dieselben Empfehlungen zu richten. Gleich ihm, mache auch ich einen Appell an die Einigkeit, an die Freiheit; doch es gibt keine wahre Freiheit als die, welche von der Ordnung begleitet ist.» (Beifallsgeschrei auf verschiedenen Tribünen, Rufe und Geräusch auf andern. Die meisten der Deputirten, die in den Saal getreten waren, verlassen denselben in diesem Augenblicke.) Glais-Bizoin erscheint auf der Tribüne und versucht, sich Gehör zu verschaffen. «Mitbürger», sagt er, «die Kammer wird ungesäumt die Absetzung aussprechen; warten Sie gütigst, bis der Ausschuß sich in den Stand setzt, dieselbe zu beantragen.» Girault: «Bürger! Auch ich mache einen Appell an Ihren Patriotismus, damit das Land und die Kammer nur Eins ausmachen gegen den anrückenden Feind....» (Die Sitzung bleibt thatsächlich inmitten der Agitation unterbrochen.) Gambetta, indem er wieder auf der Tribüne erscheint: «Bürger! Bitte, hören Sie mich noch einmal. Es ist nothwendig, daß alle in den Gängen und den Bureaux anwesenden Abgeordneten, wo sie über unsern Antrag auf Absetzung berathen, zuerst auf ihren Platz zurückkehren, damit die Kammer über diese Erklärung abstimmen könne. Sie müssen dieselben mit Mäßigung und Würde erwarten. Sie werden sogleich kommen. (Beifall.) Sie haben begriffen und ich danke Ihnen dafür, daß die Ordnung die stärkste aller Gewalten ist. Bewahren Sie deshalb, ich beschwöre Sie, die Ruhe, das feierliche Stillschweigen, das den Bewohnern dieser großen, bedrohten Stadt geziemt. Sie werden sofort das Resultat der Berathungen der Kammern proclamiren hören, das selbstverständlich ganz in dem Sinne sein wird, den Sie wünschen....» (Zustimmung. Geräusch.) Um 3 Uhr bricht plötzlich eine Menge durch die Thür in den Saal, welche der Rednertribüne gegenüberliegt. Die noch anwesenden Abgeordneten erheben sich und versuchen sich dieser Invasion zu widersetzen; doch ihre Anstrengungen, welche die Menge auf einen Augenblick aufhalten, werden bald ohnmächtig, und der Saal füllt sich mit einer tobenden Volksmasse. Rufe: «Es lebe die Republik!» lassen sich hören. Der Präsident: «Da alle und jede Berathung unter diesen Umständen unmöglich geworden ist, so erkläre ich die Sitzung für aufgehoben.»

„Es schlägt drei. Der Präsident verläßt seinen Sitz: die Menge drängt nach dem Tische des Hauses zu, steigt auf die Tribüne und füllt den Saal von einem Ende bis zum andern."

Man hat den Mitgliedern des Gesetzgebenden Körpers vielfach den Vorwurf gemacht, an diesem entscheidenden Tage einen gewaltigen Fehler begangen zu haben. Sie hätten, so heißt es, sich alle in den Saal begeben und alle Sitze einnehmen sollen, um auf diese Weise die Besitznahme desselben durch das Volk zu verhindern. Und indem sie die Beschlußfassungen beschleunigten, konnten sie den Antrag der Linken abwenden und den von Thiers eingebrachten annehmen, welcher den Vortheil darbot, alles zu versöhnen, indem man dem Volke eine Genugthuung darbot, welche noch radicalere Maßnahmen in Aussicht stellte. Sicherlich würde die Kammer mehr Würde gezeigt haben, wenn sie sich in der Stunde der Gefahr vollständig vereinigt, wenn sie mit Energie dem Drucke von außen widerstanden hätte, indem sie im Namen des Volkes, dessen gesetzliche Vertreterin sie war, ihren Willen oder ihr Votum den Wünschen einer in ihrer Mitte sich befindenden Minderheit und denjenigen einiger tausend Individuen ohne Mandat entgegenstellte. Sehr zweifelhaft ist es jedoch, ob eine solche Haltung für den thatsächlichen Verlauf der Ereignisse irgendein Resultat hervorgerufen haben würde. Das Volk war, nachdem es den Sitzungspalast einmal in Besitz genommen hatte, vollständig Meister, und diejenigen, welche die Bewegung lenkten, waren nicht gewillt, sich auf halbem Wege aufhalten zu lassen.

Wenn die Majorität sich nicht zur Höhe ihrer Mission zu erheben wußte, so sollte

auch die Linke ihren Antrag auf Absetzung theuer bezahlen. Sie wurde zu dem Lose verdammt, oder vielmehr sie verdammte sich selbst dazu, auf ihre Schultern eine zerschmetternde Bürde zu laden. Das Kaiserreich war thatsächlich gestürzt; doch würde es nicht, wie Thiers es angerathen hatte, besser gewesen sein, ein Provisorium zu bilden und die endgültige Entscheidung dem Volke zu überlassen? Ein Antrag wie der seine schien allen Anforderungen und Bedürfnissen des Augenblicks zu entsprechen; er schützte die Interessen des Landes im Innern wie nach außen, während die Erklärung der Republik einen überaus schädlichen Einfluß auf den ganzen Gang der Ereignisse sowie auf die Meinung der übrigen Mächte Europas ausüben mußte. Die einzige wahrhaft vernünftige Politik befand sich am 4. Sept. auf seiten Thiers' und nicht auf seiten der Linken. Doch kann man zur Rechtfertigung der letztern anführen, daß es nicht mehr in ihren Kräften stand, sich auf der abschüssigen Bahn aufzuhalten, welche sie selbst geschaffen hatte. Das Volk mußte in seiner Logik, nachdem einmal die Frage der Absetzung gestellt war, bis ans äußerste Ende gehen, ohne sich weiter um den von Thiers vorgeschlagenen Mittelweg zu kümmern.

Nachdem die Mitglieder der Majorität mit dem Präsidenten Schneider den Saal verlassen hatten, blieben nur die Mitglieder der Linken mit der eingedrungenen Volksmenge in demselben zurück. Die Absetzung des Kaisers und der Regentschaft wurde verkündigt, und unter Toben und Beifallsgeschrei die Republik ausgerufen. Und nun zog man nach dem Stadthause, denn dort, im Palast des Volkes, sollte die Republik decretirt werden.

Während ein Theil der im Gesetzgebenden Körper versammelten Menge die Abgeordneten für Paris nach dem Stadthause begleitete, marschirte der andere über die Brücke nach den Tuilerien. Der Garten und der Palast waren jedoch bereits besetzt. Das Volk, mit neugebildeten Nationalgarden und Mobilen an der Spitze, war in dieselben gedrungen, indem es das große, von einer Abtheilung Zuaven bewachte Gitter des Eintrachtplatzes durchbrochen hatte. Die Vertheidigung des Palastes war dem General Mellinet anvertraut, der erklärte, er sei bereit denselben zu verlassen, unter der Bedingung, daß man seine Soldaten (Gardevoltigeurs) respectire und den Palast unter den Schutz der dort Dienst thuenden Nationalgarde stelle. Nachdem diese Bedingungen angenommen waren, zog er ab; man ließ die Fahne nieder, welche noch immer auf dem Pavillon de l'Horloge wehte, und die Menge fing an zwischen den Mobilen und Nationalgarden im Tuileriengarten, d. h. in dem für die kaiserliche Familie reservirten Garten, auf- und abzuwogen. Bewaffnete Personen, Damen, Herren und Kinder, in bunter Mischung, drängten sich herbei, um sich zum Andenken irgendein Blümchen oder einen kleinen Busch für das Knopfloch, den Hut oder das Gewehr zu pflücken, doch nirgends nahm man mehr, als wol entschuldigt werden durfte.

Der General Mellinet hatte sich ohne Gewissensscrupel zurückziehen können; der Palast war leer, die Kaiserin geflohen. Machen wir uns zu ihren Begleitern während ihrer letzten Augenblicke in der Hauptstadt und begeben wir uns gegen 9 Uhr morgens in den Pavillon Marsan. Dort befindet sich die Kaiserin, allein, gedankenschwer, und wartet, daß man ihre Toilette beginne, damit sie sich zur Hochmesse nach der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois begeben könne. Sie wartet längere Zeit und geräth in große Ungeduld, daß zu ihrem großen Erstaunen niemand den von ihr gegebenen Befehlen gehorcht. Endlich zeigte sich Mad. Lebreton, ihre ergebene Freundin, und entwirft ihr von dem Zustande von Paris ein düsteres Gemälde. Das Volk fordere unter lautem Geschrei die Absetzung des Kaisers; es protestire in gleicher Weise gegen die Regentschaft; nur nach der Republik stehe sein Verlangen. Ueberall bildeten sich drohende Gruppen, und vielleicht wür-

den ſie auch bald in die Tuilerien brechen. Mit Thränen in den Augen und Todesangſt in dem Herzen beſchwört Mad. Lebreton die Kaiſerin, die Flucht zu ergreifen, ſolange es noch Zeit ſei. Die Kaiſerin, wenngleich tief aufgeregt, verſucht ſie zu beruhigen, ihr die Verſicherung gebend, daß Trochu über ſie wache, daß er ihr verſprochen habe, ſie zu ſchützen; daß er ein Mann von Ehre ſei, daß ſie ſeinem Worte vertraue, und daß er es gewiß nicht unterlaſſen würde, ihr wenigſtens, wenn Gefahr im Verzuge wäre, einen Boten zu ſenden, um ſie benachrichtigen zu laſſen über das, was er zu thun für nothwendig halte. In der Zwiſchenzeit trat die Revolution immer deutlicher hervor; die Menge erhitzte ſich, wurde größer und größer, und Rufe „Es lebe die Republik!" drangen bis ans Ohr der Kaiſerin und ihrer treuen Kammerfrau. Jetzt erneuerte Mad. Lebreton ihre Bitten. Ihre Herrin blieb unerſchütterlich. „Ich habe Vertrauen zu Trochu", wiederholte ſie unaufhörlich. „Er iſt Soldat, er wird mich nicht verlaſſen." Erſt gegen 1 Uhr, als der Platz des Carrouſel ſich mit einer dichten Maſſe füllte, welche gegen die kaiſerliche Regierung und die Regentſchaft zu toben anfing, da überzeugte ſich die Kaiſerin von der Gefahr und, wie ſie ſelbſt häufig verſichert hat, von dem Abfall Trochu's; jetzt hörte ſie auf die Bitten ihrer Kammerfrau. Sie klingelte nach ihren Frauen, ſie wiederholte dies öfters; keine kam. Mad. Lebreton, aufs höchſte beunruhigt, durchlief alle anſtoßenden Zimmer. Niemand! Alles, was ſie wahrnahm, waren umgeſtürzte Möbel, offene Schubläden und Schränke. Jetzt fühlte die Kaiſerin ihre Kraft ſchwinden; ſie fing an zu ſchluchzen. Alle Welt hatte ſie verlaſſen; keiner der Großen und der Günſtlinge des Kaiſerreiches war da, um ihr in der Stunde höchſter Gefahr beizuſtehen. Die verlaſſene Frau, denn in dieſem Augenblicke war ſie nichts als eine hülfloſe Frau, entfloh allein in Begleitung ihrer Freundin. Eine ganze Stunde lang gebrauchten ſie, um die langen Galerien, die zahlloſen Cabinete, die endloſen Gänge des gewaltigen Palaſtes zu durchwandern. Endlich kamen ſie erſchöpft in der Colonnade des Louvre, der großen Treppe gegenüber, an. Jetzt erſt denken ſie daran, ſich gegenſeitig anzublicken, und ein Schrei des Entſetzens entfährt ihnen: in ihrer Haſt und Angſt hatten ſie ganz und gar vergeſſen ſich anzukleiden; ſie befanden ſich in einem Anzuge, in dem ſie nicht zehn Schritte auf der Straße machen konnten, ohne bemerkt zu werden. Die Kaiſerin war im Pudermantel und hatte nur ein dünnes Gazenetz auf dem Kopfe. In dem Augenblicke, noch ehe ſie die erſte Stufe der Treppe herabgeſtiegen waren, erſcholl dicht neben ihnen der Ruf: „Die Kaiſerin!" Die Kaiſerin erbleichte und rief: „Wir ſind verloren!" Mad. Lebreton jedoch, die ihre Kaltblütigkeit bewahrte, wendete ſich demjenigen zu, der den Ruf ausgeſtoßen hatte. Dieſer war ein feingekleideter Herr. Sie ſah ihn mit bittendem Blick an, der Herr verſtand dies und that als ob er nichts geſehen habe. Am Fuße der Treppe hielt eine Droſchke; hinablaufen und hineinſpringen war das Werk eines Augenblicks. Der erſtaunte und vielleicht auch argwöhniſche Kutſcher warf einen prüfenden Blick auf die beiden Frauen. Die Kaiſerin, ihre Furcht und ihren Schrecken bemeiſternd, rief demſelben in befehlendem Tone zu: „Boulevard Haußmann, Nr. 30!" Die Droſchke fuhr ab. Unterwegs, als ſich die beiden Frauen ſoeben ein wenig von ihrem Schrecken erholt hatten, fragte Mad. Lebreton ihre Herrin plötzlich, ob ſie Geld bei ſich habe. „Mein Gott! daran habe ich nicht gedacht", antwortete die Kaiſerin. Mad. Lebreton unterſuchte ihre Taſchen. Ein kalter Schweiß bedeckte die Stirn beider Frauen. „Gerettet!" rief Mad. Lebreton. Sie hatte zwei Fünffrancsſtücke gefunden. Der Wagen hielt am gegebenen Orte. In dieſem Augenblicke kam eine andere Droſchke langſamen Schritts herangefahren. Der Kutſcher empfing ſeine fünf Francs; man ließ ihn abfahren und rief den andern. „Avenue de l'Impératrice, Nr. 47", befahl abermals die Kaiſerin. Dort befanden ſie ſich vor der Thür des Hofzahnarztes Evans. Um den erſten Kutſcher von der rechten Fährte abzuleiten, hatte ſich die Kaiſerin zuerſt nach dem Boulevard Haußmann

mann fahren laſſen. Sie ſchellten bei Evans; ein Bedienter öffnete die Thür. „Hr. Evans iſt nicht zu Hauſe.... Was wünſchen die Damen?“ Und der Bediente ſchien nicht übel Luſt zu haben, vor den Damen die Thür zuzuſchlagen, als die Kaiſerin ihm dadurch imponirte, daß ſie ihm mit feſter Stimme ſagte: „Wir ſind zwei Amerikanerinnen, und Hr. Evans hat uns um 2 Uhr zu ſich beſtellt.“

Hr. Evans, ein reicher Yankee, ein hervorragender Sportsman, hatte ſich durch ſeinen offenen und originellen Charakter eine intime Bekanntſchaft in den Tuilerien verſchafft. Die Damen wurden in ein Cabinet geführt, wo ſie eine ganze Stunde warten mußten. Endlich kehrte Hr. Evans zurück. Der Bediente kündigte zwei Amerikanerinnen an. Evans, der von den Tuilerien kam, wo er die Kaiſerin vergebens geſucht hatte, ahnte, was dieſer Beſuch bedeute. Er fertigte ſeinen Bedienten ſchnell ab und trat ins Cabinet. Evans, ein Mann von Entſchiedenheit und ſchnellem Entſchluß, trieb die beiden Frauen zur Eile an. „Meine Frau iſt in Dieppe“, ſagte er, „und deshalb können Sie ſich alle die Ihnen nöthigen Garderobegegenſtände ſelbſt auswählen. Unterdeſſen werde ich meine beſten Pferde anſpannen laſſen, und in einer halben Stunde fahren wir nach Trouville ab.“ Er führte die Damen ins Toilettenzimmer ſeiner Frau; doch Frau Evans hatte als vorſichtige Amerikanerin ihre ganze Garderobe mit ſich genommen. Man hätte nun wol noch nach den Tuilerien ſenden können, um das Nöthige zu holen, doch hiervon wollte Hr. Evans nichts wiſſen; die Reiſe ſollte ſofort angetreten werden. Die Damen erfriſchten ſich daher ſchnell ein wenig, wickelten ſich in große Plaids und beſtiegen den Wagen, der, nachdem er außerhalb der Stadt war, in ſauſendem Galop davonjagte, bis die Pferde ſtürzten. Hr. Evans hatte durch den Telegraphen überall Relais beſtellt, und ſo kam man endlich, nachdem man zu Evreux und andern Orten einen kurzen Halt gemacht hatte, zu Trouville an. Die Kaiſerin und ihre Begleiterin wurden ins Hotel geführt. Hr. Evans begab ſich ſofort nach dem Hafen. Hier lagen zwei Jachten. Er wandte ſich gleich an die größere der beiden und bat um eine ſofortige Abfahrt nach England; doch erhielt er eine kurze, unhöfliche, abſchlägige Antwort. Er wendete ſich an die zweite, deren Beſitzer der bekannte engliſche Ingenieur, General und Freund Napoleon's, Sir John Bourgoyne, war. Auch dieſer weigerte ſich, ſofort abzufahren, und nun ſah ſich Hr. Evans genöthigt, demſelben das ganze Geheimniß anzuvertrauen. Dies änderte die ganze Sache: in wenigen Stunden lichtete die Jacht ihre Anker, und kurze Zeit darauf landete die Kaiſerin an der Inſel Wight.*)

Doch kehren wir zurück nach Paris, nach dem Stadthauſe, „dem Palaſt des Volkes“. Ueber die Ereigniſſe, welche ſich hier an dem denkwürdigen 4. September abſpannen, müſſen wir wieder einen Augenzeugen ſprechen laſſen, und zwar den ſchon oben erwähnten Landsmann Dr. Schneider. „Gegen die Eiſengitter“, ſo erzählt er uns, „drängt ſich die Menge des Volks, doch die Eingänge ſind verſchloſſen. Dennoch aber ſind ſchon zuvor Haufen eingedrungen, die ſich jetzt im Innern des weitläufigen Gebäudes verbreiten. Die erſten Abgeordneten, die vom Palais Bourbon eingetroffen, ſind Emanuel Arago, Glais-Bizoin und Gambetta. Ein wirres Gedränge herrſcht in den obern Sälen. Mehrere Bürger ſind bemüht, im Hauptſaale das große Porträt Napoleon's III. herabzunehmen. Gambetta tritt ein, er befürchtet, der koloſſale Rahmen des Gemäldes möge herabſtürzend Unglück anrichten, und bittet die Menge, es vorläufig an ſeinem Platze zu belaſſen. Im Nebenſaale haben ſich inzwiſchen etwa acht Perſonen hinter einen Tiſch gruppirt, um die

*) Dieſer Bericht über die Flucht der Kaiſerin gründet ſich auf die von Evans dem amerikaniſchen Geſandten Bancroft zu Berlin gemachten Mittheilungen und auf die Sir John Bourgoyne's in den engliſchen Zeitungen.

neue Regierung zu bilden. «Rochefort! Rochefort!» ſchreit die Menge. Etienne Arago erwidert hierauf: «Man holt ihn ſchon, er wird ſogleich kommen!» Bürger Reveillon nimmt das Wort und verlangt, daß zwei oder drei der berühmten Verbannten: Ledru-Rollin, Louis Blanc oder Victor Hugo, theil an der Regierung haben, mindeſtens aber müſſe das revolutionäre Element durch Delescluze repräſentirt werden. «Die Regierung», ſagt ein anderer, «wird die Mitwirkung aller Republikaner fordern, doch muß ſie ſich heute ganz allein aus Abgeordneten von Paris zuſammenſetzen!» — «Rochefort! Delescluze!» ruft die Menge abwechſelnd. «Rochefort est avec nous!» lautet die abermalige Entgegnung der Deputirten, worauf ſie ſich des Tumults wegen in einen andern Saal zurückziehen.

„Währenddeſſen hatte ein Haufen Volks die Gefangenen wegen Preßvergehen, die im Pavillon des Princes im Gefängniß Saint-Pelagie ſaßen, befreit. Es waren ihrer zehn, unter denen die bekannteſten Rochefort, Vermorel, Arthur de Fonvielle und Clément waren. Rochefort beſteigt einen offenen Wagen, Paſchal Grouſſet und Fonvielle ſetzen ſich neben ihn, und man beabſichtigt nach dem Geſetzgebenden Körper zu fahren. Die Menge, welche in dem abgelegenen Gefängnißquartier etwa 500 Perſonen gezählt haben mochte, ſchwoll jetzt lavinenartig an, überall Acclamation und laute Rufe: «Vive Rochefort!»*)

„Auf der Brücke Saint-Michel konnte der Wagen der Menge des Volkes halber nicht vorwärts; gleichzeitig erfuhr man, daß die Republik erklärt ſei und daß die proviſoriſche Regierung im Stadthauſe Sitzung halte. Dieſe Nachricht machte die Fahrt zum Palais Bourbon unnöthig und man lenkte nun zum Stadthauſe. Angelangt auf dem geräumigen Platze, wurde der Abgeordnete Bellevilles von den Tauſenden der neugierig daſelbſt zuſammengeſtrömten Bürger mit großem Enthuſiasmus empfangen.

„Das äußere Gitterthor öffnete ſich, die Soldaten laſſen Rochefort und ſeine Gefährten paſſiren. Im innern Hofe jedoch fand man die Treppenaufgänge verſchloſſen, aber die Soldaten, die der zuletzt eingedrungenen Menge gefolgt waren, ſchlugen die Pforten ein, um Bahn zu gewinnen. Kaum betrat der befreite Repräſentant den erſten Saal, als er gewaltſam zum Reden genöthigt wurde. Er ſtieg auf einen Tiſch und erklärte in wenigen Worten, daß man neben der proviſoriſchen Regierung auch eine Municipalität erwählen müſſe. Schon wurden Namen genannt, als Jules Ferry und Arago, die ihnen drohende Gefahr gleichſam witternd, eindrangen, ſich Rochefort's faſt gewaltſam bemächtigten, um ihn in den Saal, wo die Mitglieder der neuen Regierung bereits feierlich deliberirten, herüberzuziehen. Sicherlich hatten die Betreffenden nicht daran gedacht, Rochefort aus dem Gefängniſſe holen zu laſſen, viel weniger noch ihn in ihrer Mitte als Collegen zuzulaſſen, aber ſeine ſo unerwartete Ankunft, die Sympathie, welche man ihm zollte, vor allem aber die Furcht vor dem Entſtehen einer Concurrenzregierung bewirkte, daß die Gefühle und Entſchlüſſe der Herren ſich ſchnell änderten. Viele Bürger baten Rochefort dringend zu bleiben und allein zu wirken, da aber trat Gambetta ein und gab den Ausſchlag.

„Im Nebenſaale nahm man Rochefort, an den man vor fünf Minuten nicht gedacht hatte, anſcheinend freudig auf. Gambetta zog ihn auf den Balkon, der auf den Platz führte, hinaus, umarmte ihn daſelbſt angeſichts der Menge und ſtellte ihn als Mitglied der neuen proviſoriſchen Regierung vor. Dieſe Erklärung wirkte verſöhnend auf die bereits unruhig werdende Menge und wurde mit endloſem Applaus aufgenommen.

---

*) Ueber die meiſten dieſer rothen Helden geben die Artikel: „Die Commune von Paris im Jahre 1871" („Unſere Zeit", Neue Folge, VII, 2., 289 fg., 392 fg. und 513 fg.) und „Der Proceß der Commune von Paris" (ebend. VIII, 1., 180 fg. und 244 fg.), nähern Aufſchluß.

„Rochefort inmitten von Advocaten, die sich die Gewalt angeeignet hatten, constituirte diesen gleichsam die Garantie der Arbeiter. Jetzt trat auch Trochu, der sich bis dahin zur Seite gehalten hatte, vor, begrüßte ebenfalls den neuen Collegen, behauptete stracks, er habe dessen «Lanterne» vormals mit vielem Vergnügen gelesen, und versicherte, daß er eine tiefe Achtung vor Rochefort's Charakter und Talent habe; aber, fügte er alsdann hinzu: «Je crains que votre nom en bas des proclamations du gouvernement, ne soit un epouvantail pour la population.» Rochefort ist natürlich, sowie besonders im Hinblick auf Paris, entgegengesetzter Meinung. Trochu hält seine Ansicht aufrecht, er weist auf die bevorstehende Cernirung der Stadt hin, sowie, daß sich das Ganze der militärischen Autorität unterwerfen müsse, damit Frankreich gerettet werde, und behauptet, Rochefort's Popularität könne dem Einflusse seiner Collegen schaden, ja selbst einen Bürgerkrieg heraufbeschwören. Rochefort versicherte dem General, daß er unter solchen Umständen lieber seine Dimission gebe, und daß er nicht zugeben werde, daß wegen seiner französisches Blut fließe. Jetzt legte sich wiederum Gambetta ins Mittel und übernahm großmüthig die Garantie für den Freund. Was die andern Herren anbetraf, so waren sie höchst wahrscheinlich alle der klugen Ansicht des Hrn. Favre, der da meinte, es ist viel besser, ihn im Innern gebunden, als draußen frei zu sehen."

Die im Stadthause versammelten Mitglieder der Linken hatten beschlossen, daß die von ihnen gebildete neue Regierung sich hauptsächlich mit der Vertheidigung der Hauptstadt beschäftigen solle; man gelangte auf diese Weise dahin, ihr eine Sanction zu geben, und um allem persönlichen Ehrgeiz zu begegnen, der gar häufig und vielfach compromittirend auftrat, kam man ferner dahin überein, die neue Regierung nur aus den von der pariser Bevölkerung gewählten Abgeordneten zusammenzusetzen. Man that deshalb auch sofort bei Thiers Schritte, um ihn zur Annahme dieses neuen Mandats einzuladen; Thiers schlug das ihm gemachte Anerbieten rundweg aus. Außerdem hatte man beschlossen, daß Trochu, unter Beibehaltung seiner hohen Functionen als Gouverneur von Paris und Höchstcommandirender der Vertheidigung, mit der Präsidentschaft der provisorischen Regierung bekleidet werde, der er sich angeschlossen hatte. Gegen 5 Uhr nachmittags erschien Jules Favre mit Gambetta, Jules Ferry und Emannel Arago an den Fenstern des Stadthauses und verkündigte dem Volke die soeben gefaßte Entscheidung.

Die provisorische Regierung, die den Namen einer Regierung der nationalen Vertheidigung annahm, war folgendermaßen zusammengesetzt: General Trochu, Präsident; Jules Favre, Vicepräsident; Jules Ferry, Secretär; Jules Simon, Ernest Picard, Pelletan, Crémieux, Glais-Bizoin, Rochefort, Gambetta, Emanuel Arago und Garnier-Pagès.

Eigenthümlich war die Stellung dieser neuen Regierung. Ganz unzweifelhaft ist es, daß die Acte einer de facto-Regierung gültig sind, möge sie nun eine von Rechts wegen bestehende Regierung sein oder nicht. Deshalb war auch nicht zu befürchten, daß die soeben vollzogene Revolution in Frankreich auf irgendwelche praktische Schwierigkeiten stieß. Doch die Lage der Republik war eine ausnahmsweise und vom legalen Gesichtspunkte aus eine ganz besondere. Wenige Monate zuvor hatten 7,500000 Franzosen für das Kaiserreich gestimmt. Der Gesetzgebende Körper war gemäß dem Verfassungsgesetze gewählt worden, und die provisorische Regierung hatte ihn noch anerkannt, da sie Rochefort zu ihrem Mitgliede machte, weil er Abgeordneter war. Die Kammer war überwiegend imperialistisch, und doch gewahren wir, daß eine unbedeutende Minorität eine Republik proclamirte und eine provisorische Regierung einsetzte. Daß die Republik vom Lande angenommen werden würde, das war wol so ziemlich sicher, doch bestimmt wußte man nicht, ob die 7,500000 Wähler, die für das Kaiserreich sich erklärt, ihre Meinung gewechselt hatten, und außerdem protestirte, wie wir sogleich sehen werden, die Mehrheit des Gesetzgebenden Körpers gegen den republikanischen Staatsstreich. In dem Augenblicke,

da Favre, Gambetta und Genoſſen ſich ſelbſt zu Herrſchern des Landes aufwarfen, war der Kaiſer die rechtmäßige Regierung im Lande und blieb es ſo lange, bis die Republik durch eine vom Volke erwählte Kammer angenommen worden war. Auch konnte in jenem Augenblicke nicht einmal geſagt werden, ob die proviſoriſche Regierung eine de facto-Regierung war; denn es konnte nicht angenommen werden, daß einige zwanzig Politiker in Paris das Recht hatten, das Votum von 7 Mill. Franzoſen aufzuheben. Aus dieſen Gründen, welche klar zeigen, daß die neue proviſoriſche Regierung in den erſten Tagen ihres Beſtehens weder eine Regierung de facto noch eine de jure war, läßt ſich auch die große Zurückhaltung erklären, welche der lenkende Staatsmann Deutſchlands derſelben gegenüber bewahrte.

Während die ſoeben geſchilderten Ereigniſſe ſich im Stadthauſe vollzogen, hatten ſich die Mitglieder des Geſetzgebenden Körpers gegen 4 Uhr im Speiſeſaale des Präſidentſchaftshotels verſammelt. Da der Präſident Schneider beim Verlaſſen des Sitzungsgebäudes vom Volke mishandelt worden war, ſo übernahm der Abgeordnete Alfred Leroux den Vorſitz. Garnier-Pagès forderte die Kammer auf, ſich mit der im Stadthauſe inſtallirten proviſoriſchen Regierung zu vereinigen; Hr. Buffet proteſtirte energiſch gegen die Gewaltthätigkeit, welcher die nationale Vertretung ausgeſetzt geweſen ſei, und der Abgeordnete Martel verlas die Beſchlüſſe, welche die Prüfungscommiſſion mit Bezug auf die reſpectiven Anträge von Jules Favre, Graf Palikao und Thiers gefaßt hatte. Die Commiſſion hatte dem Thiers'ſchen Antrage den Vorzug gegeben, jedoch einige Veränderungen mit demſelben vorgenommen, ſodaß ſeine Faſſung jetzt folgende war: „In Anbetracht des Mangels einer Staatsgewalt ernennt die Kammer einen Ausſchuß für die Regierung und die Vertheidigung des Landes. Dieſer Ausſchuß ſetzt ſich aus fünf vom Geſetzgebenden Körper erwählten Mitgliedern zuſammen. Derſelbe ernennt die Miniſter. Sobald es die Umſtände erlauben, ſoll das Volk aufgefordert werden, ſich durch eine conſtituirende Verſammlung über die Form ſeiner Regierung auszuſprechen." Dieſe Faſſung ward von der Kammer angenommen, welche ſofort Delegirte abſandte, um ſich mit denen ihrer Mitglieder zu verſtändigen, die im Stadthauſe tagten. Garnier-Pagès, Leſèvre-Pontalis, Martel, Grévy, de Guiraud, Cochery, Johnſon und Barthélemy Saint-Hilaire wurden gewählt, um dieſe wichtige Miſſion auszuführen. Um eine Verſtändigung zu erleichtern, kam man dahin überein, daß die auf fünf feſtgeſetzte Zahl der Mitglieder nur eine vorläufige ſein ſolle und vermehrt werden könne.

Dieſer Verſöhnungsverſuch hatte keine Ausſicht auf Erfolg. Die Republik war verkündigt worden; überall hatte man ſie mit Freuden begrüßt; das Volk war nicht im mindeſten gewillt, das wieder fahren zu laſſen, was es errungen hatte, und der Verſuch, ihm nach dem, was vorgegangen war, den durch die Kammer revidirten Antrag Thiers' aufzuzwingen, würde in Paris, in dem Augenblicke, da Einigkeit von der höchſten Nothwendigkeit war, einen Bürgerkrieg entzündet haben. Für die Mitglieder der Linken war deshalb ein Zögern, ein Schwanken unmöglich. Sie mußten, wollten ſie nicht erdrückt werden, vorangehen und auf ihre eigene Gefahr hin die Revolution leiten, deren eifrigſte Förderer ſie geweſen waren. Man hätte ohne Zweifel einen Appell ans Volk machen müſſen, das allein die letzte Entſcheidung geben konnte; mit dieſem Gedanken gelangte die neue Regierung zur Gewalt; ſie hat davon einen Beweis abgelegt; doch indem ſie die Löſung vorausſah, mußte ſie der Bevölkerung von Paris gehorchen und auf ihre Fahne, gleichſam als das Siegel der Revolution vom 4. September, das Wort Republik ſchreiben. Die Delegirten der Kammer fanden deshalb auch keine Ermuthigung im Stadthauſe. Sie kamen übrigens auch zu ſpät; die proviſoriſche Regierung der Republik war ſoeben conſtituirt worden, und ohne den Delegirten irgendeine beſtimmte Antwort zu

geben, verſprach die neue Regierung den ihr zugeſandten Antrag berathen und um 9 Uhr dem Geſetzgebenden Körper ihre Antwort übermitteln zu wollen.

Die Verſammlung hatte ſich kaum gegen 8 Uhr im Präſidentſchaftshotel verſammelt, als auch bereits, vor der feſtgeſetzten Stunde, Jules Favre in Begleitung von Jules Simon eintraf. Er nahm Thiers, der den Vorſitz führte, gegenüber Platz und erklärte, nachdem er der Kammer für den Verſuch, den ſie gemacht, ſeinen Dank ausgeſprochen hatte, etwa Folgendes: „In dieſem Augenblicke gibt es nur vollendete Thatſachen, eine aus Umſtänden, die wir nicht vorherſehen konnten, hervorgegangene Regierung, deren Diener wir geworden ſind. Wir ſind an dieſelbe durch eine höhere Bewegung gefeſſelt worden, welche, das geſtehe ich, dem innerſten Gefühl meiner Seele entſpricht. Heute brauche ich mich nicht über die Fehler des Kaiſerreiches auszulaſſen. Unſere Pflicht iſt, Paris und Frankreich zu vertheidigen. Wenn es ſich darum handelt, ein ſo theueres Ziel zu erreichen, ſo iſt es ſicherlich nicht gleichgültig, ſich in denſelben Gefühlen mit dem Geſetzgebenden Körper zu begegnen. Im übrigen jedoch können wir an dem, was geſchehen iſt, nichts ändern. Wenn Sie hierzu freundlich ihre Zuſtimmung geben wollen, ſo werden wir dankbar dafür ſein. Wenn Sie aber im Gegentheil dieſelbe verweigern ſollten, dann werden wir die Entſcheidungen Ihres Gewiſſens achten, aber wir werden uns die ganze Freiheit des unſerigen wahren. Dies habe ich Ihnen im Namen der proviſoriſchen Regierung der Republik mitzutheilen, deren Präſidentſchaft dem General Trochu angetragen worden iſt, der ſie auch angenommen hat. Sie kennen ohne Zweifel die andern Namen. Unſer berühmter College, der hier den Vorſitz führt, gehört nicht dazu, weil er geglaubt hat, das ihm gemachte Anerbieten nicht annehmen zu dürfen. Was uns Männer der Ordnung und der Freiheit anbetrifft, wir haben durch die Annahme eine patriotiſche Pflicht zu erfüllen geglaubt.“*)

Jules Favre, der in ſeinem Buche über die „Regierung der nationalen Vertheidigung“ den Text dieſer Rede nicht gibt, verſucht daſelbſt in einem Commentar zu derſelben ſeine und ſeiner Collegen Haltung zu rechtfertigen. Er ſagt unter anderm: „Wenn irgendetwas mich in Erſtaunen ſetzt, ſo iſt es, daß ſolch eine Combination (nämlich wie ſie die Kammer der neuen Regierung vorgeſchlagen hatte) jemals vernünftig ſchien. Der Geſetzgebende Körper hatte Gelegenheit zum Handeln, ſolange er noch die ihm übertragene Macht beſaß; er weigerte ſich und verkroch ſich hinter dem Eide, den er auf die Verfaſſung geſchworen hatte. Noch an demſelben Morgen verwarf er, obgleich durch die ſchreckliche Lehre des Unglücks halb beſiegt, die Formel, welche das Aufhören der Gewalt des Kaiſerreiches ausdrückte. Gab er dieſen Scrupel einige Stunden ſpäter auf? Was war vorgegangen? Ein Act der Gewaltthätigkeit, der, anſtatt ſeine Entſchlüſſe zu erſchüttern, dieſelben noch hätte befeſtigen ſollen. Dieſer Act war entweder ein verbrecheriſcher oder ein geſetzlicher. Wenn ein verbrecheriſcher, dann konnte ſich der Geſetzgebende Körper demſelben unmöglich anſchließen; wenn ein geſetzlicher, dann mußte er ihn annehmen. Sie mit demſelben zu vereinigen, als es zu ſpät war, und auf die Gefahr hin, die ſoeben beruhigten Leidenſchaften wieder wach zu rufen, war eine gar nicht zu entſchuldigende Unvorſichtigkeit; wir würden uns ſchon über den bloßen Verſuch Vorwürfe gemacht haben; wir würden auf dieſe Weiſe alle diejenigen gegen uns aufgebracht haben, welche über die Unpopularität des Geſetzgebenden Körpers tief erzürnt waren. Hätten wir nur unſer perſönliches Intereſſe zu Rathe gezogen, ſo würden wir mit Freuden andern Händen als den unſern jene Macht anvertraut haben, welche wir ja verſchiedenemal denen angeboten hatten, die ſie von ſich wieſen. Gezwungen, ſie im Sturm zu erfaſſen, konnten wir ſie

*) Vgl. Jules Simon, „Souvenirs du 4 Septembre“, I, 429.

nicht ohne Wahnsinn den unausbleiblichen Angriffen aussetzen, welche durch den Anschluß unserer Collegen und durch die Beibehaltung des Gesetzgebenden Körpers hervorgerufen werden mußten. Der Feind stand vor den Thoren; wir hatten keine Zeit, ein Aufgeben unserer Macht zu wagen; ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, waren wir verpflichtet, uns der Vertheidigung von Paris zu widmen."

Auf die von Jules Favre gehaltene Rede antwortete Thiers mit der ihm eigenen Schlauheit, aber auch mit Würde. Vor allem constatirte er, daß nur die Geschichte allein die Ereignisse, die sich soeben vollzogen hatten, unparteiisch und gerecht beurtheilen könne. Darauf erklärte er, daß seine Collegen ihm keinen Auftrag gegeben hätten, Jules Favre zu sagen, ob sie den Ereignissen des Tages ihre Ratification geben wollten oder nicht, weshalb er nur in seinem eigenen Namen sprechen könne. „Sie haben", so fügte er alsdann hinzu, „eine große Verantwortlichkeit auf sich geladen. Unserer aller Pflicht ist, Ihnen von Herzen zu wünschen, daß Ihre Anstrengungen zur Vertheidigung von Paris gelingen mögen, und zu beten, daß wir nicht mehr lange das herzzerreißende Schauspiel der Gegenwart des Feindes vor Augen haben. Diese heißen Wünsche hegen wir alle aus Vaterlandsliebe, weil unser Erfolg auch der des Vaterlandes sein wird."

Jules Simon erklärte hierauf, warum die Abgeordneten für Paris allein dazu auserwählt seien, die Regierung der Vertheidigung der Hauptstadt zu bilden. Jules Favre dankte Thiers für die von ihm ausgesprochenen Wünsche, und da der Abgeordnete Le Hon fragte, welches denn eigentlich die Stellung des Gesetzgebenden Körpers gegenüber der provisorischen Regierung sei, so antwortete Jules Favre: „Darüber haben wir noch nicht berathen." ... „Ich habe", so warf Thiers sofort ein, „noch keine Frage über das Los des Gesetzgebenden Körpers an meine Collegen gestellt, weil es mir scheint, daß, wenn wir uns über diese Stellung etwas mitzutheilen haben, wir warten müssen, bis diese Herren sich zurückgezogen haben." Diesen sehr deutlichen Wink verstanden Jules Favre und Jules Simon, und sie zogen sich deshalb auch sofort zurück, und Thiers, der verstanden hatte, die Würde des Gesetzgebenden Körpers zu wahren, ohne die Regierung der Republik zu verletzen, sagte zu seinen Collegen: „Nur noch wenige Augenblicke können wir hier vereinigt bleiben. Mein Motiv, an die Herren Favre und Simon keine Frage zu richten, war, daß, wenn ich eine solche gestellt, ich die Regierung anerkannt hätte, welche ihr Dasein den Umständen zu verdanken hat. Ehe man sie anerkennt, muß man thatsächliche und Principienfragen lösen, deren Behandlung uns augenblicklich nicht geziemt. Sie heute zu bekämpfen, würde eine unpatriotische That sein. Jenen Männern muß die Unterstützung aller Bürger gegen den Feind gegeben werden. Wir müssen für sie beten und wir können sie augenblicklich nicht durch einen innern Kampf hindern. Möge Gott ihnen beistehen! Richten wir uns nicht untereinander! Die Gegenwart ist eine zu bittere, zu schmerzliche." Dann bekämpfte Thiers den von verschiedenen Abgeordneten ausgesprochenen Wunsch, einen Protest gegen die der Kammer angethane Gewaltthätigkeit aufzusetzen. „Fühlen Sie denn nicht", bemerkte er ihnen, „daß, wenn Sie protestiren, dieser Protest das Andenken an die einer andern Versammlung angethane Gewaltthätigkeit wach rufen wird?" Nichtsdestoweniger erklärten die Abgeordneten Buquet, Pinard, de Saint-Germain, Girault und einige andere, daß sie protestirten. „Auch ich", so rief Thiers aus, „protestire gegen die Gewaltthätigkeit, die wir heute erdulden mußten, und gegen die zu allen Zeiten gegen unsere Versammlungen gerichteten Gewaltthätigkeiten; doch der jetzige Augenblick ist nicht dazu geeignet, solchen Gefühlen Ausdruck zu geben. In Gegenwart des Feindes, der bald unter den Mauern von Paris sein wird, glaube ich, bleibt uns nur Eins zu thun übrig: uns mit Würde zurückzuziehen." Die tiefe Aufregung Thiers' erfaßte auch die ganze Versammlung, und die Sitzung ward aufgehoben. Es war 10 Uhr abends. Der Gesetzgebende Körper, der es in seiner Servilität und

in seinem Chauvinismus nicht gewagt hatte, sich der Erklärung des Krieges zu widersetzen, hatte damit, gleich dem Kaiserreiche, seine unwürdige Rolle ausgespielt.

Bevor wir den Vorhang über die Ereignisse des 4. September fallen lassen, müssen wir uns noch auf einige Augenblicke dem Senat zuwenden, den wir bisjetzt gänzlich unbeachtet gelassen haben. Derselbe fristete seit einiger Zeit sein werthloses Dasein unter beständiger Furcht, Verblüffung und Rathlosigkeit, welche um so größer waren, als er sich zu einer demüthigenden Ohnmacht verurtheilt sah, indem er alle gegen das Kaiserreich geführten Schläge empfangen mußte, ohne doch die Kraft zu haben, sie pariren zu können. Am Tage des 4. September hatte er, um $12^1/_2$ Uhr mittags, unter dem Vorsitze von Rouher eine Sitzung gehalten. Er protestirte energisch gegen den von der Linken beim Gesetzgebenden Körper eingebrachten Antrag auf Absetzung, und anstatt den Kaiser wegen seiner Niederlagen zu verurtheilen, sprach er offen seine Treue und Ergebenheit aus. In tödlicher Erwartung der großen Debatte, welche in der andern Kammer jetzt geführt werden sollte, hatte er sich in Permanenz erklärt, jedoch die Sitzung bis zu dem Augenblicke aufgehoben, da Nachrichten von der erstern eintreffen würden, welche ihn in den Stand setzen könnten, darüber in Berathung zu treten. Um $10^3/_4$ Uhr abends hatte der Präsident die erwarteten Mittheilungen erhalten; die Sitzung ward wieder aufgenommen, und Rouher verkündigte mit bewegter Stimme die Sprengung der Zweiten Kammer durch das Volk. Der Senat protestirte; doch welche Haltung sollte er annehmen? Sollte sich die Versammlung in Permanenz erklären? Doch wozu konnte diese Permanenz dienen? Vom Gesetzgebenden Körper, von der Regierung war nichts mehr zu erwarten; der Senat konnte nicht einmal hoffen, daß auch der Luxembourg von einer Volksmenge in Besitz genommen werde, wie es im Palais Bourbon und im Stadthause geschehen war. Der Senat ging deshalb auseinander, um nicht in einer vollständigen Leere, in einer vollständigen Vergessenheit zu tagen. Der Baum des Kaiserreiches war gefällt, und der Senat fiel mit ihm, wie ein welker Zweig, ohne daß es auch nur im geringsten nothwendig gewesen wäre, die Hand an ihn zu legen. Die Regierung im Stadthause allein blieb aufrecht. Sie hielt Paris in ihren Händen. Spät am Abend des 4. September ernannte sie ihr Ministerium, das aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt war: Ernest Picard, Finanzen; Crémieux, Justiz; Gambetta, Inneres; Leflô, Krieg; Admiral Fourichon, Marine; Jules Simon, öffentlicher Unterricht; Jules Favre, Auswärtiges; Dorian, öffentliche Arbeiten, und Magnin, Handel und Ackerbau; fünf Mitglieder der Regierung, Trochu, Garnier-Pagès, Pelletan, Emanuel Arago und Rochefort, erhielten kein bestimmtes Amt. Diese Maßregeln waren nur mit Ausnahme des Ministeriums des Innern ohne Debatte angenommen worden; über letzteres wurde abgestimmt. Gambetta erhielt eine Majorität von zwei Stimmen über Picard. Zu gleicher Zeit verkündigte die Regierung ihren Amtsantritt durch drei kurze, an das Volk gerichtete Proclamationen:

„Franzosen! Die Nation hat der Kammer vorgegriffen, welche zögerte. Um das Vaterland aus der Gefahr zu retten, hat es die Republik gefordert. Es hat seine Vertreter nicht in die Macht, sondern in die Gefahr eingesetzt. Die Republik war es, die 1792 das Land von der Invasion befreite. Die Republik ist verkündigt. Die Revolution hat sich im Namen der öffentlichen Sicherheit vollzogen. Bürger, wacht über die Stadt, welche euch anvertraut ist; morgen werdet ihr, vereint mit dem Heere, die Rächer des Vaterlandes sein."

Die folgende Proclamation ward an Paris gerichtet:

„Bürger von Paris — die Republik ist verkündigt. Durch ein einstimmiges Votum ist eine Regierung eingesetzt worden. Sie ist aus folgenden Bürgern zusammengesetzt. (Folgen die Namen.) General Trochu ist mit voller Militärgewalt für die nationale Vertheidigung bekleidet. Er ist zum Präsidenten der Regierung ernannt worden. Die

Regierung fordert alle auf, ſich ruhig zu verhalten. Das Volk wird nicht vergeſſen, daß es ſich angeſichts des Feindes befindet. Die Regierung iſt vor allem eine Regierung der nationalen Vertheidigung."

Eine dritte Proclamation wandte ſich an die Nationalgarde:

„Jene, welche euerer Vaterlandsliebe die gewaltige Pflicht auferlegt haben, das Land zu vertheidigen, danken euch von Herzen für euere muthige Hingabe. Euerer muthigen Entſchloſſenheit iſt der bürgerliche Sieg zu verdanken, der Frankreich die Freiheit zurückgegeben hat. Euch iſt es zuzuſchreiben, daß dieſer Sieg nicht einen Tropfen Blut gekoſtet hat. Die perſönliche Gewalt beſteht nicht länger. Wiederum ergreift die geſammte Nation ihre Freiheit und ihre Waffen. Sie hat ſich erhoben, bereit, für die Vertheidigung unſers Landes zu ſterben. Ihr habt ihr das Leben zurückgegeben, das der Despotismus erſtickt hatte. Mit Strenge werdet ihr die Ausführung der Geſetze überwachen, und im Wetteifer mit unſerm edeln Heere den Weg zum Siege zeigen."

Etienne Arago wurde zum Maire von Paris ernannt und Emile de Kératry zum Polizeipräfecten. Mit dieſen beiden Ernennungen endete der 4. September, endete der Tag, an welchem die ſelbſternannte „proviſoriſche Regierung der nationalen Vertheidigung" die öffentliche Gewalt ergriff: wir werden ſie nun am Werke ſehen.

Aus John Stuart Mill's Nachlaß.

II.

Nature, the Utility of Religion, and Theism. By John Stuart Mill (London 1874).*)

In unſerer erſten Abhandlung, welche ſich mit Mill's Eſſay über die „Natur" beſchäftigte, haben wir gezeigt, daß es dem Autor um den Nachweis zu thun war, die Natur ſei eher eine Feindin als eine Freundin des Menſchen; das Böſe und nicht das Gute wiege in ihr vor, und deshalb habe man auch keinen Beweis für das Vorhandenſein eines allmächtigen und moraliſchen Weſens, ſondern eher einen Beweis für ein in ſeiner Macht beſchränktes, von böſen Elementargeiſtern umringtes Weſen, welches im Kampfe gegen dieſelben ſogar auf die Mithülfe der von ihm ſelbſt geſchaffenen Menſchheit angewieſen ſei! Da hätten wir denn gegenüber dem „guten Princip", das ſich aber nicht durchweg Geltung verſchaffen kann, eine Art Satan, einen Lenker des Uebels, oder wie ihn die Bibel wol nennt, einen „Fürſten dieſer Welt".

Man ſollte kaum glauben, daß Mill, der Verfaſſer der „Logik", ſolche gegen alle Vernunft verſtoßende Anſichten hegen und zu Papier bringen konnte. Nicht blos das Gewiſſen der Menſchheit, ſondern auch die Stimme der Philoſophie und der Religion verwerfen mit gleichem Abſcheu Mill's alternative Löſung, daß der Schöpfer der Welt entweder der Urheber des Böſen oder deſſen Sklave ſei.

Mill in ſeinem Vertrauen auf die Kraft der Logik, mit welcher er geglaubt zu haben ſcheint, ein Weltall erklären zu können, hat offenbar nicht bedacht, daß die Ausdrücke „Allmacht" und „Allwiſſenheit" unergründlich ſind, wenn ſie einen andern Begriff in ſich faſſen als eine Behauptung unbegrenzter Macht und univerſellen Wiſſens, denn wir können eine Grenze der Allmacht entdecken inſofern, als ein Ding nicht im Widerſpruch mit ſeinen eigenen Exiſtenzbedingungen exiſtiren oder zu ein und derſelben Zeit ſein und nicht ſein kann; und das Attribut des Allwiſſens oder Vorherwiſſens Gottes (Praescientia dei) kann nicht in Einklang gebracht werden mit dem, was wir über die Freiheit des Menſchen wiſſen. Dieſe und manche andere uns gleichfalls unverſtändliche Sätze ſind für unſere logiſchen Syſteme ebenſo unlösbar wie die Exiſtenz des Böſen in einer durch ein gerechtes und allmächtiges Weſen geſchaffenen Welt.

Nach den Proben, welche uns Mill in ſeinem Eſſay über die „Natur" ablegte, dürfte man ſich kaum wundern, wenn er im Manichäerthum noch weiter ginge und keinen eigentlichen Sohn Gottes, wohl aber einen von dem Lichtweſen ausgeſandten Sonnengeiſt

*) Eine Ueberſetzung der „Nachgelaſſenen Schriften" von John Stuart Mill von E. Lehmann wird demnächſt in dem Franz Duncker'ſchen Verlage in Berlin erſcheinen.

annähme oder wenigſtens als möglich dächte — einen Sonnengeiſt, an dem ſich die Menſchheit aufrichten könne. Wir kommen hierauf ſpäter zurück, im Laufe unſere Analyſe der beiden Eſſays über den „Nutzen der Religion" und über den „Theismus", welche in einer Zeit wie der unſerigen, einer Zeit voll religiöſer Gärung, ein hohes Intereſſe erwecken müſſen. Von vornherein müſſen wir erklären, daß ſowol die Schlüſſe, zu denen Mill gelangt, und was wichtiger, daß der Geiſt dieſer Schlüſſe uns eine gewaltige Ueberraſchung bereitet hat. Dagegen geben wir gern zu, daß die Behandlung des Themas im ganzen eine intereſſante und anziehende iſt. Die Schlußfolgerungen mögen uns an vielen Stellen hinkend vorkommen; wir mögen vielfach auf unhaltbare Argumente ſtoßen, wir mögen das thatſächliche Aufbauſchen nackter und willkürlicher Möglichkeiten an Stelle vernünftiger Wahrſcheinlichkeiten bedauern, doch es würde eine reine Ueberhebung ſein, wollte man nicht, ſelbſt an den Stellen, welche am wenigſten überzeugend ſind, eine gewiſſe Breite gedankenvoller Aufrichtigkeit, eine wohlwollende Sorgfalt für zarte Gewiſſen, eine ſorgliche Rückſicht auf die Verſchiedenheit geiſtiger Thätigkeit und geiſtigen Temperaments einräumen. Wir finden in den Mill'ſchen Eſſays eine gedankenvolle Einfachheit des Tons, welche uns berührt, als hätten wir den Reden eines Selbſtgeſpräches gelauſcht. Doch alles das kann uns nicht hindern, unſere tiefgehende, nein gänzliche Meinungsverſchiedenheit mit Mill zu documentiren. In ſeinem Eſſay über den „Nutzen der Religion" geht Mill ziemlich ſkeptiſch zu Werke, und dieſer Theil dürfte den Orthodoxen am wenigſten gefallen. In demſelben verſucht er drei Fragen zu beantworten. Iſt Religion von directem Nutzen für die zeitlichen Intereſſen, iſt ſie ein directes Werkzeug für das geſellſchaftliche Gute? Dient ſie zur Verbeſſerung und Veredlung der menſchlichen Natur? Und wenn ihr Nutzen in den beiden gedachten Fällen zugegeben wird, muß dann die Form der Religion eine übernatürliche ſein, eine, welche eine Reiſe jenſeit der Grenzen der von uns bewohnten Erde involvirt, über all und jedes Ding hinaus, das uns durch die Idealiſirung unſers irdiſchen Lebens an die Hand gegeben werden kann?

Die große Wichtigkeit einer Discuſſion dieſer beſondern Streitfragen im jetzigen Augenblick iſt unleugbar. In dem Maße, wie gewöhnliche Menſchen die Ueberzeugung des „alten Glaubens" verlieren, klammern ſie ſich an die Idee, daß ſolch ein Glaube für die Geſellſchaft unumgänglich nothwendig iſt. Sie erlaubt es ihnen, ihre vielfältigen Bequemlichkeiten mit der Befriedigung ihrer geiſtigen Eitelkeit durch privaten Unglauben in Einklang zu bringen. Die jüngſten Controverſen auf religiöſem Felde zeichnen ſich durch ihre Winkelzüge, ihre Ausflüchte, ihre Verdrehungen der Streitfragen aus. Dieſe höchſt unangenehmen Züge der Discuſſion ſind bei der beſſern Klaſſe der Streitenden die Folge einer Ungewißheit, ob nicht in der Sphäre der Religion die Aufdeckung der Wahrheit einen unheilbaren ſittlichen Schaden, ſowol der menſchlichen Natur wie der organiſirten Geſellſchaft bereiten würde. Die große Franzöſiſche Revolution machte den Gedanken an die geſellſchaftliche Gefährlichkeit der Wahrheit zuerſt zu einem wichtigen Element in der Denkweiſe Europas. Die Ausſchreitungen der Commune zu Paris im Jahre 1871 wirkten ſtark in derſelben Richtung unter uns. Sie brachten ſelbſt Freidenker der „niedern Art" dahin, Wahrheit keineswegs unter allen Umſtänden als im Einklang mit geſellſchaftlicher Wohlfahrt anzuſehen, und Aberglauben als ein keineswegs unbeträchtliches Element in der Erhaltung geſellſchaftlicher Stabilität.

Indem er dieſen von uns berührten geſellſchaftlichen Nutzen unberührt läßt, ſagt Mill: „Manche Menſchen haben, weil ſie erhabene Gefühle bei andern beobachteten, oder in ſich ſelber verſpürten — Gefühle, welche nach ihrer Anſicht aus keiner andern Quelle als aus der der Religion entſpringen können — einen aufrichtigen Widerwillen gegen alles, was nach ihrer Anſicht dazu beitragen könnte, den Springquell dieſer Gefühle ver-

ſiegen zu machen. Deshalb haſſen oder verachten ſie alle Philoſophie, oder überlaſſen ſich mit untolerantem Eifer jenen Formen derſelben, in denen die Intuition den Platz der Evidenz einnimmt, und in denen inneres Gefühl zum Prüfſtein objectiver Wahrheit gemacht wird. Die geſammte im gegenwärtigen Jahrhundert herrſchende Metaphyſik iſt ein Gewebe zu Gunſten der Religion, oft nur zu Gunſten des Deismus allein, ein Gewebe beſtochener Evidenz; doch in jedem Falle liegt ihr eine falſche Anwendung edler Impulſe und ſpeculativer Fähigkeiten zu Grunde und eine bedauerliche Vergeudung menſchlicher Gaben, welche in uns die Verwunderung erregen, daß genug übriggeblieben iſt, um die Menſchheit, wenn auch im langſamſten Tempo, im Fortſchritt zu erhalten. Es iſt an der Zeit, unparteilicher und deshalb bedachtſamer, als es gewöhnlich geſchieht, darüber nachzudenken, ob alle dieſe Anſtrengungen zur Stützung von Glaubensmeinungen, welche eine ſo große Verausgabung geiſtiger Arbeit und geiſtigen Scharfſinns erfordern, um ſie aufrecht zu erhalten, irgendeine genügende Rückerſtattung menſchlicher Wohlfahrt gewähren, und ob jenen Zwecken nicht beſſer gedient ſein würde durch eine offene Anerkennung, daß gewiſſe Dinge unzugänglich ſind, für unſere Fähigkeiten, und durch die Anwendung derſelben geiſtigen Kräfte zur Stärkung und Erweiterung jener Quellen der Tugend und der Glückſeligkeit, welche keine Unterſtützung oder Beſtätigung durch übernatürlichen Glauben oder Antrieb nöthig haben."

Iſt religiöſer Glaube ein Förderungsmittel geſellſchaftlicher Wohlfahrt? Das iſt die erſte Frage. Als einer Ergänzung der menſchlichen Geſetze, als eines „Bundesgenoſſen des Diebsfängers und Nachrichters" könnte man ſich nach Mill's Anſicht deſſelben entſchlagen. Der Einfluß, welcher der Religion in dieſer Hinſicht gewöhnlich beigemeſſen wird, iſt in Wirklichkeit eine Folge von Bedingungen, welche ein jedes ſittliche Syſtem, ſelbſt ein aller religiöſen Beſtätigung oder Aſſociation bares Syſtem, im gleichgroßen Maße wirkſam machen würden. Solche Bedingungen ſind etwa die folgenden: 1) Die Religion wird durch das ganze Gewicht der geſellſchaftlichen Autorität unterſtützt und dieſe geſellſchaftliche Autorität wirkt mächtig auf die unfreiwilligen Neigungen der Menſchen ein. 2) Die ganze Energie der Eindrücke der Jugenderziehung ſteht auf ſeiten des religiöſen Glaubens. 3) Die Macht der öffentlichen Meinung wirkt direct auf die freiwilligen Gefühle zu Gunſten des religiöſen Glaubens, den ſie begünſtigt, ob des Menſchen unfreiwillige Gefühle durch ſie beeinflußt werden oder nicht. Daher kommt es denn auch, daß, wenn wir von dem der Religion beigemeſſenen geſellſchaftlichen Einfluß das abziehen, was er nicht aus direct religiöſer, ſondern aus geſellſchaftlicher Autorität entnahm, aus der Wirkung der Jugenderziehung und aus der Macht der öffentlichen Meinung, daß dann die innerliche Kraft der Religion als ein Abſchreckungsmittel kaum irgendeinen Werth hat. Wo die Macht der öffentlichen Meinung auf der einen Seite ſtand und auf der andern nur religiöſe Verpflichtungen, da ſiegte allemal die erſtere. Hierbei beruft ſich Mill auf Bentham. Er ſagt: „Bentham führt verſchiedene Fälle zu dem Nachweiſe an, daß religiöſe Verpflichtung, wenn nicht durch die öffentliche Meinung erzwungen, kaum eine Wirkung auf das Betragen hervorruft. Sein erſtes Beiſpiel iſt das der Eide. Die in den Gerichtshöfen abgelegten Eide und einige andere, welche wegen ihrer offenkundigen Wichtigkeit für die Geſellſchaft von der öffentlichen Meinung ſtreng überwacht werden, gelten für wirkliche und bindende Verpflichtungen. Doch Univerſitätseide und Zollhauseide, obgleich in religiöſer Hinſicht in gleicher Weiſe bindend, werden in der Praxis ganz und gar hintangeſetzt, ſelbſt von Männern, die in anderer Hinſicht ehrenwerth ſind. Der Univerſitätseid zum Gehorſam gegen die Statuten iſt ſeit Jahrhunderten mit allgemeiner Einwilligung gebrochen worden, und ganz und gar falſche Angaben werden (oder wurden) täglich in den Zollhäuſern von Perſonen beſchworen, die ebenſo aufmerkſam wie andere Leute den gewöhnlichen Verpflichtungen des Lebens nachkommen.

Die Erklärung davon ist, daß Wahrhaftigkeit in diesen Fällen nicht von der öffentlichen Meinung erzwungen wurde. Der zweite von Bentham angeführte Fall betrifft das Duell, eine jetzt in diesem Lande in Verfall gerathene Praxis, während es noch in vollem Schwunge in verschiedenen andern christlichen Ländern steht. Dasselbe wird als Sünde angesehen und zugestanden von fast allen denen, die nichtsdestoweniger im Gehorsam gegen die öffentliche Meinung und nur um einer persönlichen Demüthigung zu entgehen sich derselben schuldig machen. Der dritte Fall ist der des unerlaubten geschlechtlichen Umganges, welcher bei beiden Geschlechtern als eine große religiöse Sünde angesehen wird, obschon das männliche Geschlecht ohne große Scrupel sich desselben schuldig macht, da sich die öffentliche Meinung nicht sehr tadelnd dagegen ausspricht, während bei den Frauen, wenngleich die religiöse Verpflichtung nicht größer ist, die öffentliche Meinung, die sie mit vollem Ernst unterstützt, sich gewöhnlich wirksam erzeigt." Mill würde jedenfalls in der Anführung der Institution der Sklaverei ein besseres und gewichtigeres Beispiel gegeben haben. „Weder die Doctrinen des Christenthums", so sagt Finlay in seinem Werke über die englischen Landgesetze, „noch das Gefühl der Menschlichkeit vermochten es jemals, die Sklaverei zu unterdrücken, wo der Grund und Boden mit Gewinn durch Sklavenarbeit angebaut werden konnte. Keine christliche Gemeinschaft von Sklavenhaltern hat die Sklaverei freiwillig abgeschafft. In keinem Lande, wo sie herrschte, hat die ländliche Sklaverei eher aufgehört, als bis der Preis der durch Sklavenarbeit hervorgebrachten Producte so tief gesunken war, daß er dem Sklavenhalter keinen Gewinn mehr übrigließ." Das heißt mit andern Worten, die religiösen Beweggründe wurden mehr als aufgewogen durch die Gunst der öffentlichen Meinung, welche durch materielle Interessen hervorgerufen war.

Sicherlich würde es für Mill's Absicht genügend gewesen sein, bei der Behauptung stehen zu bleiben, daß die Religion mächtig dazu beitrug, gewisse große Wirkungen auf die menschliche Handlungsweise hervorzurufen, „nicht etwa durch ihre innerste Kraft, sondern weil sie die hinzutretende größere Macht der öffentlichen Meinung handhabte. Doch an einer Stelle scheint er die höchst fragliche Ansicht zu begünstigen, daß religiöse Sanctionen nicht das wirksamste Agens sind:

„Lohn und Strafe, welche bis in jene Zeit (nämlich bis nach dem Tode) aufgehoben und niemals von unsern Augen gesehen werden, sind, selbst wenn unbegrenzt und ewig, nicht dazu angethan, auf gewöhnliche Geister eine sehr bedeutende Wirkung gegenüber großer Versuchung hervorzubringen. Ihr Fernliegen allein thut ihrer Wirksamkeit schon einen gewaltigen Abbruch bei solchen Geistern, die der Zügelung durch Strafe am meisten bedürfen. Eine noch größere Schwächung ist ihre Ungewißheit, welche ihnen infolge ihrer innersten Natur anhaftet; denn nach dem Tode zuerkannte Belohnungen und Bestrafungen müssen sich nicht speciell auf besondere Handlungen beziehen, sondern auf das Gesammtleben des Menschen; und gar leicht überredet sich dieser, daß, welches auch seine Fehltritte gewesen sein mögen, sich doch zuletzt noch eine Bilanz zu seinen Gunsten herausstellen werde. Alle positiven Religionen unterstützen diese Selbsttäuschung. Schlechte Religionen lehren, daß man göttliche Rache durch Opfer oder persönliche Demüthigung abkaufen könne; die bessern Religionen bestehen, um die Sünder nicht in Verzweiflung zu treiben, so sehr auf der göttlichen Gnade, daß sich kaum jemand gedrungen fühlt, an seine unwiderrufliche Verdammung zu denken. Die einzige Beschaffenheit dieser Strafen, welche dazu angethan scheint, sie wirksam zu machen, nämlich ihre erdrückende Gewaltigkeit, ist an sich selbst ein Grund, warum niemand (ausgenommen hier und da ein Hypochonder) jemals wirklich glaubt, daß er sich in einer sehr ernsten Gefahr befinde. Selbst dem größten Uebelthäter ist es kaum möglich, zu denken, daß irgendein von ihm begangenes Verbrechen eine Tortur verdiene, welche eine Ewigkeit währt. Infolge dessen werden religiöse Schriftsteller und

Prediger niemals müde, ſich zu beklagen, daß religiöſe Beweggründe eine ſo geringe Wirkung auf das Leben und die Handlungsweiſe der Menſchen haben, ungeachtet der angedrohten furchtbaren Strafen."

Hierin liegt viel Wahres. Ohne Frage ſind religiöſe Motive unendlich viel weniger wirkſam, als gewöhnlich die Prediger in ihrem Streit mit Skeptikern behaupten. Doch Mill ſcheint hier mehr zu behaupten, als nöthig iſt. Wir glauben, es würde doch ſchwer halten, den Beweis zu führen, daß religiöſe Beweggründe, aus welcher Quelle und in welcher Form ſie auch kommen mögen, im allgemeinen nur eine geringe Wirkung haben. Auch hat dies gar nichts mit dem innern Weſen der Frage zu thun. Die Frage iſt vielmehr, ob von aller Religion getrennte Beweggründe, welche in Betreff ihrer Kraft allein von geſellſchaftlicher Autorität, von Jugenderziehung und öffentlicher Meinung abhängen, genügend ſein würden, ebenſo wirkſam — mag dies nun wenig oder viel ſein — eine gute Führung zu bewirken, wie Beweggründe, welche nicht auf dieſe Weiſe von der Religion getrennt ſind.

Mill geht dann zu der Frage über: ob nicht die Religion, ſo wie ſie gegenwärtig vorhanden iſt, durch die beharrliche, ſyſtematiſche Ausbildung anderer Gefühle zu erſetzen wäre?

Hier erwähnt er der Vaterlandsliebe als eines Cultus, den man wol an die Stelle des bisherigen Glaubensſyſtems ſetzen könne. Er weiſt auf die griechiſchen und römiſchen Gemeinweſen des Alterthums (auf Cicero's „De Officiis") hin, um es wahrſcheinlich zu machen, daß in der Richtung der Menſchheit auf den Staat ein Erſatz gefunden werden könnte, für den Verluſt anderer idealer Anſchauungen. Die Pflege eines ſolchen, zu jedem Opfer ſtärkenden politiſchen Bewußtſeins glaubt er nicht unter den einfachen Begriff der Sittlichkeit ſtellen, ſondern als eine „wirkliche Religion" bezeichnen zu ſollen. Eine Religion der Humanität im höhern ſtaatlichen Sinne erſcheint alſo hier als ſein Ziel. Dazu bemerkt er: „Dieſe erhabene Sittlichkeit würde wegen ihres Einfluſſes nicht von irgendeiner Hoffnung auf Belohnung abhängen; doch die Belohnung, welche man erwarten könnte, und deren Gedanke ein Troſt in Leiden und eine Stütze in Augenblicken der Schwäche ſein würde, würde nicht ein problematiſches, zukünftiges Leben ſein, ſondern die Billigung deſſelben von jenen, welche wir achten, und ideal von allen denen, todt oder lebend, welche wir bewundern und verehren. Denn der Gedanke, daß unſere todten Aeltern und Freunde unſere Führung gebilligt haben würden, iſt ein kaum weniger mächtiger Beweggrund als das Bewußtſein, daß unſere Lebenden es billigen: und die Idee, daß Sokrates, oder Howard, oder Waſhington, oder der heilige Antonius oder Chriſtus mit uns ſympathiſirt haben würden, oder daß wir verſuchen, unſere Rolle in dem Geiſte zu ſpielen, in welchem ſie die ihrige ausfüllten, hat auf die beſten Geiſter als ein ſtarkes Reizmittel gewirkt, ihren höchſten Gefühlen und Ueberzeugungen gemäß zu handeln." Wir meinen, daß die hier von Mill gemachte Zuſammenſtellung ebenſo geſchmacklos, wie zum größern Theil unhaltbar iſt. Einen Vortheil, ſo ſagt Mill weiter, habe die übernatürliche Religion allerdings gegenüber der mehr auf das irdiſche Leben berechneten Religion der Humanität. Es ſei dies der Unſterblichkeitsglaube, „die phantaſievolle Hoffnung auf ein zukünftiges Leben, deſſen Vorhandenſein, wenn es ſich auch nicht beweiſen laſſe, doch ebenſo wenig durch unſere Kenntniß und Erfahrung widerlegt werden könne. Dann fügt er hinzu, die Geſchichte, ſoweit ſie uns bekannt ſei, beſtätige die Anſicht, daß die Menſchheit ſich ſehr gut ohne einen Glauben an einen Himmel behelfen könne.

Die zweite und die dritte Frage des Eſſay wird von Mill in bejahender Weiſe beantwortet. Die Religion iſt für das Individuum von Werth, weil ſie des Menſchen Natur verbeſſert und befriedigt, abgeſondert von ihrem Einfluſſe auf die Geſellſchaft als ein Ganzes. Und zweitens können dieſe Wohlthaten der Religion erreicht werden, ohne über die Grenzen des menſchlichen Lebens hinauszuſchreiten.

Der Hauptfehler, der diesem Essay anhaftet, ist, daß er uns ganz und gar über das wahre Wesen der Religion im Dunkeln läßt. Mill hält die Religion für den Ausdruck eines Sehnens und Verlangens, das demjenigen gleiche, welches die Poesie in der menschlichen Brust wach ruft: nämlich „ein Sehnen und Verlangen nach größern und schönern idealen Conceptionen als die, welche wir in der Prosa des menschlichen Lebens verwirklicht sehen". Der Unterschied zwischen Poesie und Religion liegt aber darin, daß die Religion das Product des Sehnens ist, zu wissen, „ob diese Eingebungen der Phantasie Wirklichkeiten in sich bergen, welche ihnen in irgendeiner andern Welt als der unserigen entsprechen". Unmöglich ist es, aus den Stellen, in welchen diese Bemerkungen vorkommen, irgendeine klare und bestimmte Idee herauszuschälen, was der Autor denn eigentlich für das innerste Wesen der Religion hält.

Wir gelangen nun zu dem Hauptessay des Buches, dem über den „Theismus". In ihm finden wir den deutlichsten Beweis von Mill's Mangel an speculativer Kraft und Einsicht, ungeachtet er uns bei dem Betreten des Bodens des Uebernatürlichen mit einer auffallenden, geradezu verletzenden Sicherheit entgegentritt. Sagt er doch wörtlich im Schlußkapitel des Essay an einer Stelle: „Der Gedanke an eine Vorsehung, kraft deren ein allmächtiges Wesen zum Wohle seiner Geschöpfe regiert, muß ganz und gar aufgegeben werden. Daß jedoch dies Wesen, welches nicht allmächtig ist, eine Maschinerie hervorgebracht haben könne, welche seinen Ansichten nicht ganz entspricht, und deshalb eines gelegentlichen neuen Eingreifens durch die Hand des Schöpfers bedarf, ist eine an sich keineswegs unvernünftige und unmögliche Annahme, obwol in keinem der Fälle, in welchen man ein solches Eingreifen bemerkt haben will, der darüber erbrachte Beweis vollgültig ist. Es bleibt eine einfache Möglichkeit, und diejenigen, welche Trost darin finden, mögen deshalb fortfahren, zu glauben, daß ein Segen, den die gewöhnliche Menschenkraft zu erreichen unfähig ist, nicht von außergewöhnlicher menschlicher Macht, sondern von der Güte eines Geistes herrührt, der jenseit der Menschheit weilt und fortwährend für sie Sorge trägt. Die Möglichkeit eines Lebens nach dem Tode ruht auf derselben Grundlage; es erscheint als eine Wohlthat, welche dieses mit Macht versehene, dem Menschen freundliche Wesen zu gewähren vielleicht im Stande ist; eine Wohlthat, die, wenn die angeblich von ihm gesandte Botschaft wirklich erfolgte, in der That durch ihn der Menschheit zugesagt worden ist. Das ganze Gebiet des Uebernatürlichen ist auf diese Weise aus der Region des Glaubens in das der einfachsten Hoffnung gerückt; und in dieser Region wird es, soweit wir sehen können, wahrscheinlich stets verbleiben."

Doch wir müssen, um dem Leser einen richtigen Einblick in den Essay über „Theismus" (oder Gottesglauben) zu geben, systematisch verfahren und es vermeiden, einzelne Stellen aus dem Zusammenhange zu reißen. Mill theilt denselben in fünf Theile, von denen der erste wieder in sieben Unterabtheilungen zerfällt; nämlich: Einleitung; Theismus; Beweise des Theismus; ein Argument für einen Urgrund; Argument aus der allgemeinen Zustimmung der Menschheit; das Argument aus dem Bewußtsein; das Argument aus Anzeichen eines Planes in der Natur. Die übrigen vier Theile tragen die Ueberschriften: Attribute, Unsterblichkeit, Offenbarung, Allgemeine Resultate.

Nachdem Mill in seiner Einleitung hervorgehoben hat, daß die Tendenz der zeitgenössischen Speculation dahin gehe, die menschlichen Meinungen vorwiegend von einem historischen Standpunkt aus zu betrachten, als Thatsachen, welche ihren eigenen Gesetzen gehorchen und gleich andern beobachteten Thatsachen einer historischen oder einer wissenschaftlichen Erklärung bedürfen, und nachdem er hervorgehoben, daß diese Tendenz eine durchaus nicht zu tadelnde, sondern eine löbliche sei, geht er zu einer Untersuchung des Theismus über. Diese Untersuchung müsse, so sagt er, natürlicherweise mit der natür-

lichen Religion beginnen, welche „die Lehre von dem Daſein und den Attributen Gottes ſei". Dann fährt er fort: „Obgleich ich das Problem der natürlichen Theologie dahin erklärt habe, daß es die Exiſtenz Gottes, oder eines Gottes, vielmehr als von Göttern ſei, ſo ſind doch hinlängliche Beweiſe vorhanden, daß der Glaube an mehrere Götter dem menſchlichen Geiſte unendlich natürlicher iſt als der Glaube an einen Urheber und Lenker der Natur; und daß dieſer höhere Glaube, verglichen mit dem erſtern, ein künſtliches Product iſt, welches (ausgenommen er ſei durch die Jugenderziehung dem Geiſte eingeimpft) eine beträchtliche Menge geiſtiger Cultur bedarf, ehe es erreicht werden kann." Wir meinen, dieſe von Mill hier aufgeſtellte Anſicht über den Gottesglauben ſei von unſerm großen deutſchen Peſſimiſten Schopenhauer lange zuvor viel tiefer, gründlicher und erſchöpfender dargelegt worden, namentlich mit Bezug auf die Quellen, aus denen er entſpringt, und die Gefühle, auf die er ſich ſtützt. Er erklärt ihn als im Egoismus wurzelnd. „Er iſt", ſo ſagt er, „kein Erzeugniß der Erkenntniß, ſondern des Willens. Wenn er urſprünglich theoretiſch wäre, wie könnten denn alle ſeine Beweiſe ſo unhaltbar ſein? Die Noth, das beſtändige Fürchten und Hoffen, bringt den Menſchen dahin, daß er die Hypoſtaſe perſönlicher Weſen macht, zu denen er betet. Sind anfangs der Götter mehrere, ſo werden ſie ſpäter durch das Bedürfniß, Conſequenz, Ordnung und Einheit in die Erkenntniß zu bringen, Einem unterworfen, oder gar auf Einen reducirt. Das Weſentliche jedoch iſt der Drang des geängſteten Menſchen, ſich niederzuwerfen und Hülfe anzuflehen. Damit alſo ſein Herz (Wille) die Erleichterung des Betens und den Troſt des Hoffens habe, muß ſein Intellect ihm einen Gott ſchaffen; nicht aber umgekehrt, weil ſein Intellect auf einen Gott logiſch richtig geſchloſſen hat. Daß Menſchen in ihrer Herzensnoth ſich überall Weſen erdacht haben, welche die Naturkräfte und ihren Lauf beherrſchen, um ſolche anrufen zu können, iſt ſehr natürlich. Und wie nun der Polytheismus die Perſonification einzelner Theile und Kräfte der Natur iſt, ſo iſt der Monotheismus die der ganzen Natur — mit Einem Schlage."

Was nun die Beweiſe des Theismus angeht, ſo erſcheint uns die Tendenz des Kapitels über das „Argument für einen Urgrund" rein materialiſtiſch, und im theologiſchen Sinne durchaus negativ. Seine Schlußfolgerungen über dieſen Punkt können in wenigen Sätzen zuſammengefaßt werden. Zuvörderſt vermeinte er, daß die Erſcheinung der Cauſalität in der Natur uns zu dem Gedanken berechtige, daß all und jedes eine Urſache haben, und daß deshalb ein Urgrund für alles vorhanden ſein müſſe. Er gibt zu, daß „Veränderungen" oder „Phänomene" verurſacht wurden, doch er ſcheint dabei an das gedacht zu haben, was man einen abſtracten Urſtoff nennen kann, welcher weder vermehrt noch vermindert werden kann, und an eine abſtracte Urkraft mit ähnlichen Eigenſchaften. Dieſe haben ſeiner Anſicht nach keine Urſache, und bilden deshalb ein geradezu unüberſteigliches Hinderniß gegen die Theorie der Nothwendigkeit einer Urſache. Eine ſolche Schlußfolgerung muß offenbar die Kritik herausfordern. Selbſt wenn ſie durch Mill's beliebte Methode a posteriori zu ſchließen erprobt wird, kann ſie nicht Beſtand haben, einfach, weil wir nicht wiſſen und höchſt wahrſcheinlich nicht wiſſen können, daß der Stoff unveränderlich iſt, oder daß die Kraft eine wirkliche objective Exiſtenz hat. Wenn wir auch die Theorie von den „Atomen" für richtig annehmen, ſo können wir doch niemals ſicher ſein, ob ſie keine Veränderungen waren, das Reſultat früherer Veränderungen, und daß ſie deshalb mit mehr bekannten und mehr bemerkbaren Phänomenen in eine und dieſelbe Klaſſe gehören. Und daſſelbe kann von der Kraft geſagt werden. Alles was wir wahrnehmen können, weiſt auf das Univerſelle der Cauſalität hin, obgleich es möglich ſein kann, daß ſie nichts mehr als eine Verbindung der einen Zerſetzung iſt; und deshalb würden wir doch, wenn wir uns auch noch ſo ſehr auf bloße Beobachtungen beſchränkten, zu dem Glauben verleitet werden, daß irgendwo ein Urgrund exiſtirte. Doch ein noch

ernſterer Mangel in dem Argument iſt, daß es die Frage einer aprioriſtiſchen Wahrſcheinlichkeit ganz außer Acht läßt. Dies wird noch klarer durch eine andere Stelle, wo Mill behauptet: „Eins iſt mit Bezug auf Gottes Regierung der Welt ſicher, nämlich, daß er uns nicht alles, was wir wünſchen, gewähren konnte oder wollte. Wir wünſchen Leben, und er gewährt uns nur etwas Leben. Daß wir, oder daß einige unter uns, eine grenzenloſe Ausdehnung des Lebens wünſchen, und daß eine ſolche nicht gewährt wird, iſt keine Ausnahme von der gewöhnlichen Art und Weiſe ſeiner Regierung. Gar mancher möchte ein Kröſus oder ein Kaiſer Auguſtus ſein, doch ſeine Wünſche werden nur bis zu der beſcheidenen Ausdehnung eines Pfund Sterling pro Woche oder einer Secretärſchaft bei einem Handwerkerverein befriedigt. Die Gründe der natürlichen Religion geben uns deshalb auch ganz und gar keine Vergewiſſerung eines Lebens nach dem Tode."

Die Antwort auf Mill's ganzes Argument iſt, daß Denkbarkeit und Wahrſcheinlichkeit niemals ganz voneinander getrennt werden können, und daß man von zwei Schwierigkeiten immer die am wenigſten undenkbare wählen muß. Nun aber iſt der abſolut ewige Geiſt weniger undenkbar als abſolut ewiger Stoff und Kraft, weil wir wiſſen, daß ſich, in einem gewiſſen Sinne wenigſtens, Stoff und Kraft unter Controle finden, da wir wahrnehmen, daß wir die Form des Stoffes und die Richtung der Kraft ändern können. Sehr analog dieſem iſt das Argument gegen Mill's Theorie eines theilweiſe mächtigen Gottes, der uns, wie wir ſchon in unſerm erſten Artikel bemerkten, an die alte Lehre von Aeonen erinnert. Ein theilweiſe mächtiger Gott oder Demiurgus ruft in uns ſofort die Idee eines allmächtigen Schöpfers wach, der ihn geſchaffen, weil ein theilweiſe mächtiger Gott in verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtehen würde, und weil das Abſolute einer erſten Urſache, eines Urgrundes eine Nothwendigkeit für die menſchliche Auffaſſung iſt. Doch eine untergeordnete Gottheit, die ihren Zweck verfehlte, würde dem Argument gegen die Allmacht ihrer erſten Urſache in gleichgroßem Maße dienen wie ein Menſch, der ſtirbt oder der ſündigt.

Die aus der allgemeinen Zuſtimmung der Menſchheit (general consent of mankind) und aus dem Bewußtſein hergeleiteten Beweiſe für den Theismus werden von Mill in zwei voneinander geſonderten Abſchnitten behandelt. Der Gottesglaube entſtand, ſo erklärt er, unter gebildeten Menſchen aus den in der Natur angenommenen Anzeichen eines erfinderiſchen Intellects. In civiliſirten Ländern empfängt der Unwiſſende ſeine Meinungen von den Gebildeten. Wenn bei Wilden die Beweiſe für ungenügend gehalten werden, ſo iſt es auch ihr Glaube. Denn die Religion der Wilden iſt Fetiſchismus der gröbſten Art, der individuellen Objecten Leben und Willen beimißt und ihnen zu dienen ſucht durch Gebet und Opfer. Nach und nach wird dieſer Fetiſchismus durch ein unſichtbares Weſen erſetzt, von dem angenommen wird, daß es über eine Klaſſe von Objecten herrſcht, in dem es gewöhnlich Attribute hat. Mit dieſem Irrthum primitiver Unwiſſenheit iſt es kaum möglich die directe Mittheilung einer inſtinctiven Kenntniß von ihrem Daſein durch die Gottheit zu verwechſeln. Und Mill ſchließt alsdann dieſen Abſchnitt mit den Worten: „Die allgemeine Zuſtimmung der Menſchheit bietet deshalb, ſelbſt als Hypotheſe, keinen Grund dar für die Annahme des Urſprungs, gemäß einem dem menſchlichen Geiſte angeborenen Geſetze, einer Thatſache, für welche anderweitig mehr als genügende, ſo vielfältige Gründe angegeben werden." Das carteſianiſche Argument, welches die Glaubwürdigkeit des Bewußtſeins behauptet und folgert, daß die Idee eines allmächtigen, allweiſen und allgütigen Gottes, weil ſie eine klare und beſtimmte ſei, auch ein Etwas haben müſſe, das ihr objectiv entſpräche, wird nur durch die Vereinigung eines unſerer bekannteſten und werthvollſten Attribute möglich gemacht, nämlich durch die Vereinigung der Idealiſirung oder der Conſtruction einer vollkommenern Auffaſſung, als ſie die Erfahrung darbietet, aus Materialien, welche uns die Erfahrung an

die Hand gegeben hat. Kant gab das Falſche dieſer Schlußfolgerung zu, doch während er die Idee der Gottheit einem geiſtigen Proceß und nicht äußern Eindrücken zuſchrieb, weigerte er ſich anzuerkennen, daß das Daſein einer entſprechenden Realität ſich nicht logiſch beweiſen, oder durch directe Vorſtellung wahrnehmen laſſe. Bei Kant war, was Schopenhauer tadelt, die Gottheit eine nothwendige Annahme, welche uns durch die Wirklichkeit des ſittlichen Geſetzes aufgezwungen wird. Die Verpflichtung der Pflicht — ſelbſt wenn ſie ein rein geiſtiges Erzeugniß bleibt — wird nach Kant von vielen praktiſch gefühlt, die keinen poſitiven Gottesglauben haben. Und dieſe moraliſche Verpflichtung ſchließt eher den Glauben an einen göttlichen Geſetzgeber aus, als daß ſie uns denſelben aufdrängt; denn wenn derſelbe ſpontan entſpränge, dann wäre kein äußerer Zwang nöthig, um in Uebereinſtimmung mit ihm zu handeln.

Wir gelangen nun zum zweiten Hauptabſchnitt des Mill'ſchen Eſſays, zu dem, der von den Attributen der Gottheit handelt: zu dieſem bildet die Unterabtheilung mit dem Titel „Anzeichen eines Plans in der Natur" nur eine Art Einführung.

In den angegebenen Auseinanderſetzungen ſcheint der Autor zuweilen ganz überſehen zu haben, daß die Nothwendigkeit, unter Bedingungen zu wirken, der Schöpfung eigen war, wenn es überhaupt eine Schöpfung gab. „Es iſt nicht zu viel geſagt", ſo bemerkt er, „daß ein jedes Anzeichen eines Plans im Kosmos ebenſo viel Evidenz gegen die Allmacht des Urhebers iſt. Denn was verſteht man eigentlich unter Plan? Erfindſamkeit nebſt zweckentſprechenden Mitteln! Indeſſen iſt die Nothwendigkeit der Erfindſamkeit — das Bedürfniß zur Anwendung von Mitteln — eine Conſequenz der Begrenzung der Macht. Wer würde wol zu Mitteln greifen, wenn zur Erreichung ſeines Zwecks ſein bloßes Wort genügte?" Das würde, ſo meinen wir, vom Bedürfniß abhängen. Wenn die Mittel der einzige mögliche Modus wären, infolge der Beſchaffenheit dieſes Zweckes ſelbſt, dann wird die Anwendung von Mitteln der einzig richtige Weg ſein. Die abſtracte Idee der Allmacht, welche Mill ſo gewaltig beunruhigte, kann gar nicht gedacht werden: das Weſen, über das er ſpeculirte, war ähnlich dem Abſoluten Hegel's, das zugleich alles und nichts iſt. Wenn Gott nur vermittels ſeines Vermögens, Gutes zu thun, allmächtig ſein kann — was ſich ſelbſt widerſprechend iſt — dann wird er ſelbſt nicht von der Theologie für allmächtig gehalten. Mill's Idee der Allmacht ſchließt all und jede Schöpfung aus; denn wie könnte das Unendliche irgendwie des Endlichen bedürfen, oder ihm irgendwelchen Raum erlauben? Natürlicherweiſe wird den Schwierigkeiten dieſes Falles durchaus nicht durch den Hinweis auf die Thatſache der Schöpfung entſprochen. Auffallend jedoch iſt es, daß Mill gar nicht gewahr wurde, daß ſich ſeine Argumente in gleichem Maße gegen all und jede mögliche Welt anwenden laſſen, da keine, als nur das Abſolute ſelbſt, vollkommen ſein kann. Noch auffallender aber iſt es, daß er in ſeinem Gedankengange dieſelbe Idee des Abſoluten reproducirte, die er bei Hegel und Hamilton als ein undenkbares Bündel von Widerſprüchen hinſtellte.

Ueber dies Abſolute, das Mill, wie wir ſchon ſagten, über alle Begriffe beunruhigte, drückt ſich Fiſcher in ſeiner Schrift über die „Idee der Gottheit" ganz richtig aus, wenn er ſagt: „Iſt nun das Abſolute nicht nur als Reſultat des philoſophiſchen Syſtems, ſondern an und für ſich in ſeiner ewigen Wirklichkeit und Wahrheit Urgeiſt, ſo iſt es als ſolches ſich ſelbſt begründendes Urweſen. Denn es folgt aus dem Begriffe des abſoluten Geiſtes, daß er im Unterſchiede von den ſelbſtloſen Objecten oder Dingen, welche da ſind, ohne ſich ſelbſt zu beſtimmen, ſich ſelbſt begründendes, und daß er im Unterſchiede von den relativen Geiſtern vorausſetzungsloſes Princip ſeines Seins ſei. — Wäre Gott nicht vorausſetzungsloſes Princip ſeiner Exiſtenz, ſo wäre er nicht abſolutes, ſondern relatives Weſen, welches den Grund ſeines Daſeins nicht in ſich ſelbſt, ſondern in

einem andern hat. Die negative Beſtimmung, daß Gott anfangsloſes Princip ſeiner Exiſtenz ſei, findet in dem Gedanken, daß er von ſich ſelbſt ausgehendes Princip ſeines Seins iſt, ihren poſitiven Ausdruck, indem dadurch die Einheit Gottes als Seienden mit ſich ſelbſt als Grund ſeines Seins in der Form eines in ſich geſchloſſenen Verhältniſſes erkannt wird."

Indeſſen ſolchen Argumenten gegenüber, wie Mill ſie uns fortwährend in ſeinem Buche vorführt, gibt es ein ganz vorzügliches Abfertigungsmittel. In ſeinem Werke „De l'esprit géométrique" macht Pascal die tiefe Bemerkung, daß, wenn auch der Menſch beſtändig geneigt ſei, das Unbegreifliche zu verneinen, doch nur jene Dinge als gewiß bewieſen ſeien, bei denen der umgekehrte Satz falſch ſei. Wenn daher ein Satz unbegreiflich iſt, ſo muß man ihn deshalb nicht gleich verurtheilen und verwerfen, ſondern das Gegentheil prüfen, und wenn das offenbar falſch iſt, dann darf man behaupten, daß der erſte Satz, wenn auch unbegreiflich, wahr iſt. Pascal wendete dieſe Methode der Folgerung auf einige der abſtruſeſten und unbegreiflichſten Sätze der Geometrie an, ſolche, wie z. B. die unendliche Theilbarkeit der Materie; und thatſächlich verfährt man bei mathematiſchen Beweiſen auf analoge Weiſe. Man beweiſt die Richtigkeit eines Satzes durch den Beweis, daß der umgekehrte Satz falſch iſt. Dies iſt eine Probe, welche manche der von Mill aufgeſtellten Sätze nicht ertragen werden; ſie laufen alle auf das Abſurde hinaus. Und wie ſchwierig es auch ſein mag, auf bejahende Weiſe Einwürfen zu begegnen, die tief in der Natur der jenſeit des menſchlichen Wiſſens liegenden Dinge wurzeln, ſo iſt es doch leichter zu zeigen, daß Mill uns mit dieſen Einwürfen keine rationelle Löſung liefert, ſondern im Gegentheil eine abſurde vorbringt und annimmt. Schon vor 150 Jahren läßt Montesquieu den perſiſchen Weiſen in ſeinen „Lettres Persanes" ſagen: „S'il y a un dieu, mon cher Rhédi, il faut nécessairement qu'il soit juste; car s'il ne l'était pas, il serait le plus mauvais et le plus imparfait de tous les êtres." Mill dreht dieſen Satz um, und da er dieſe Welt, ſo wie er ſie uns darſtellt, für einen Schauplatz barbariſcher Grauſamkeit, Unordnung und Ungerechtigkeit hält, ſo ſchließt er daraus, daß ſie nicht das Werk eines gütigen, gerechten und allmächtigen Weſens ſein könne. Ganz ausdrücklich behauptet er: „In der Natur iſt kein Beweis für göttliche Gerechtigkeit vorhanden, welch einen Maßſtab der Gerechtigkeit wir immer auch unſern ethiſchen Anſichten gemäß annehmen mögen. Nicht ein Schatten von Gerechtigkeit iſt in der ganzen Anordnung der Natur vorhanden, und was ſie in irgendeiner Geſellſchaft an unvollkommener Verwirklichung (eine bisjetzt noch ſehr unvollkommene Verwirklichung) erreicht, iſt das eigene Werk des Menſchen, der, gegen ungeheuere natürliche Schwierigkeiten ankämpfend, ſich zur Civiliſation aufſchwingt, und für ſich ſelbſt eine zweite Natur ſchafft, die viel beſſer und viel weniger ſelbſtſüchtig iſt als die, mit der er geſchaffen ward." Und dann fährt er fort: „Wenn der Menſch nicht das Vermögen beſäße, durch eigene Kraftanſtrengung zur Verbeſſerung ſeiner ſelbſt und ſeiner äußern Umſtände für ſich und andere Geſchöpfe unendlich mehr zu thun, als Gott für ihn in erſter Linie that, dann würde das Weſen, das ihn ins Leben rief, etwas ganz anderes verdienen als ſeinen Dank." An einer andern Stelle heißt es: „Die Abſichten hätten vielleicht im höhern Maße erfüllt werden können, doch der Schöpfer wußte nicht, wie er es anfangen ſollte."

Wie begrenzt auch, nach Mill's Anſichten, die Macht des Schöpfers ſein mag, Eins wird er kaum verneinen können — nämlich daß die Macht, welche das Weltall ſchuf, die Erde, welche wir bewohnen, mit lebenden Weſen füllte und jenen Intellect des Menſchen hervorrief, der mit allen ſeinen Unvollkommenheiten fähig iſt, im, wie auch immer, geringen Grade die Attribute ſeines Urhebers zu begreifen und zu lieben, eine Macht ſehr hoher Ordnung iſt; und etwas unglaublich Abſurdes liegt in der Auffaſſung, daß es die Pflicht des Menſchen ſei, die Mängel des Weſens zu erſetzen, das ihn mit allen ſei-

nen Fähigkeiten ſchuf. „Doch", ſo ſagt Mill weiter, „mir iſt es unbegreiflich, daß der Schöpfer zugleich gerecht und allmächtig ſein ſollte." Dies iſt das alte Argument Voltaire's, das er in ſeinem 29. Dialog dem Callicrates in den Mund legt: entweder konnte Gott das Böſe nicht vertreiben, und iſt er in dieſem Falle allmächtig? oder er konnte es und that es nicht, iſt er alsdann gerecht? Die Antwort darauf ſcheint uns die bereits oben angeführte Montesquieu's zu ſein: Wenn es einen Gott gibt, dann muß er gerecht ſein, denn ihn anders auffaſſen, hieße ihn als das ſchlechteſte und unvollkommenſte Weſen auffaſſen — was unmöglich iſt. Und weiter meint Mill, „der Plan in der Natur ſei kein Beweis für irgendwelche moraliſche Attribute, noch ſei der Zweck in irgendeiner Hinſicht ein moraliſcher". Thatſächlich kann man in dem ganzen Werke Mill's auch nicht eine Spur von jenen feinern Erkenntniſſen moraliſcher Evidenz finden, welche in Wirklichkeit unſere Gedanken und Motive lenken. Die einzige Auffaſſung eines moraliſchen Zwecks unſers Weſens ſcheint bei Mill die Hoffnung zu ſein, daß in einigen tauſend Jahren die Welt durch die erleuchteten Kraftanſtrengungen der menſchlichen Raſſe ein wenig erträglicher werde als jetzt. Solchen Sätzen gegenüber noch viel Worte zu verlieren, wäre, ſo meinen wir, reine Zeitverſchwendung. Statt Kritik auszuüben, iſt es am beſten, Stellen aus Mill's Buch anzuführen, denn dieſe bilden die ſchlagendſten Argumente für deſſen Abſurdität. „Ich verſtehe nicht", ſo ſagt der Autor an einer Stelle, „daß die Macht und die Güte des höchſten Weſens verträglich ſind mit dem, was ich um mich ſehe. Deshalb greife ich zu umgekehrten Sätzen und gelange zu dem Schluſſe, daß, wenn es eine Gottheit gebe, ſie ein Weſen von begrenzter Kraft oder übelwollender Anlage ſein muß", oder „ein einzelner Schöpfer mit getheilten Abſichten". Hierauf kann man antworten: der umgekehrte Satz iſt offenbar abſurd und gänzlich unverträglich mit dem Daſein Gottes oder irgendeines rationellen Plans in der Natur. Ganz richtig bemerkt ein engliſcher Philoſoph, daß der Ausdruck „blindwirkende Kraft" eine contradictio in adjecto ſei, denn eine wirkende Kraft, um den Namen zu verdienen, müſſe Intelligenz und Willen haben. Indeſſen die Idee eines ohnmächtigen und übelwollenden Gottes iſt ein noch viel abgeſchmackterer Widerſpruch, wenn Gott das Ens summe perfectum et absolute infinitum iſt. Deshalb ſagen wir, indem wir Pascal's Probe anwenden: viel leichter kann man glauben, daß auf irgendeine unſerm endlichen Verſtande unbekannte Weiſe die Macht und Güte Gottes verträglich ſind mit dem Daſein des Böſen, als daß die Welt das Werk eines untergeordneten Demiurgus oder eines Dämons ſei.

Wir müſſen offen geſtehen, daß uns die Raiſonnements der Teleologen viel lieber ſind als die monſtröſen Paradoxen Mill's; denn erſtere können doch wenigſtens aus den Werken der Natur unendliche Weisheit, Güte und Macht nachweiſen, wenn auch nicht in ſolcher Fülle, um den Geiſt zu befriedigen. Man leſe nur einmal den anziehenden Aufſatz, den Hermann Maſius im Jahre 1859 in den „Weſtermann'ſchen Monatsheften" über die menſchliche Hand veröffentlichte, und man ſage, ob es möglich iſt, ihm durch die dort nachgewieſenen Feinheiten und Schönheiten der Zweckmäßigkeit zu folgen, ohne zu der Anerkennung einer unbegreiflichen Menge ſinnreicher Erfindung und wohlwollenden Plans zu gelangen.

Mill gibt zu, daß das „Argument aus den Anzeichen eines Plans in der Natur" eins der wichtigſten Beweiſe der höhern Intelligenz der Schöpfung ſei. Doch bei dieſer Gelegenheit faßt er das wohlbekannte Beiſpiel der Paley'ſchen Uhr entweder falſch auf, oder er führt es verkehrt an. Er ſagt: „Wenn ich auf einer ſcheinbar unbewohnten Inſel eine Uhr fände, ſo würde ich daraus jedenfalls folgern, daß ſie dort durch ein menſchliches Weſen zurückgelaſſen wurde; doch die Folgerung würde ſich nicht aus Anzeichen eines Plans ergeben, ſondern daraus, daß ich bereits aus directer Erfahrung wußte, daß Menſchen Uhren machen." Und er fügt hinzu, daß er dieſelbe Folgerung

mit gleichem Vertrauen aus einer Fußspur ziehen würde, wie Geologen das ehemalige Dasein von Thieren aus einem Koprolithen folgern. Paley jedoch kam es gar nicht in den Sinn, dies Beispiel zu dem Zweck anzuführen, um die einstmalige Anwesenheit eines Menschen zu beweisen. Er schließt aus einer Untersuchung der Uhr, daß ihre Theile zu einer Absicht entworfen und zusammengesetzt sind: nämlich der, die Zeit mit größerer mechanischer Genauigkeit zu messen, und daß sie folglich einen Verfertiger hatte, der ihre Construction verstand und ihren Gebrauch plante. Mill's Beispiel, die Fußspur, veranlaßt uns zu einer solchen Folgerung nicht: sie beweist nichts mehr und nichts minder als ein bloßes Vorübergehen eines Menschen oder eines Thiers. In demselben Kapitel handhabt Mill mit einem gleichen Mangel an Aufrichtigkeit oder an Intelligenz das aus dem Sehvermögen abgeleitete Argument. Der Bau des Auges und die Combination der organischen Elemente, welche ein Thier zum Sehen befähigen, sind ohne Zweifel das Resultat einer gemeinsamen Ursache, obgleich Mill nicht abgeneigt ist, die Darwin'sche Theorie zu begünstigen, daß das Gesicht und die Sehorgane nur das Resultat des „Ueberlebens des Geeignetsten" sind, das infolge stufenweiser Entwickelung zu der außerordentlichen Vervollkommnung des Baues und der Functionen geführt hat, welche im Auge des Menschen und der wichtigern Thiergattungen vorhanden sind. Mill äußert sich über diese Theorie, daß sie durchaus nicht so absurd sei, wie sie aussehe. Doch wenn er und Darwin durch diesen Proceß das Thier mit einem Auge ausgestattet haben, dann sind sie vom Sehvermögen noch ebenso weit entfernt wie vorher. Dasselbe besteht nicht blos aus der besondern Structur des Sehnervs und all der wunderbaren Theile des lebenden Instruments, sondern darin, daß dieses Organ dem Einflusse des Lichts angepaßt ist, das aus Quellen strömt, die Millionen von Meilen von unserm Planeten entfernt sind. „Das Vermögen der Retina, sich den Lichtströmen zu accommodiren, ist", so sagt Ulrici, „eine der staunenswerthesten Thatsachen, welche in die Sphäre unserer Beobachtung fallen. Das Auge ist ein sehr complicirter Apparat, dessen einzelne Theile höchst sinnreich mit staunenswerther Geschicklichkeit und Erfindungskraft dem Zwecke des Ganzen gemäß gebildet erscheinen. . . . Der Sehnerv ist speciell dazu bestimmt, nur zur Erzeugung der Licht- und Farbenempfindungen mitzuwirken. Diese ausschließliche Bestimmung, kraft deren er die Vermittelung irgendwelcher andern Empfindungen entschieden verweigert, kann nur den Sinn und Zweck haben, der Seele die so wichtige Lichtempfindung oder die Anregung dazu in vollster Bestimmtheit und damit in größtmöglicher Schärfe und Klarheit zuzuführen. Denn wäre der Sehnerv noch anderer Empfindungen fähig, so würden diese mit der Lichtempfindung sich combiniren und somit die Schärfe und Bestimmtheit derselben beeinträchtigen. Um diese Bestimmtheit, die Deutlichkeit des Sehens zu ermöglichen, sind außerdem noch besondere Vorrichtungen am Sehapparat getroffen. Das strahlenbrechende System des Auges, in einem bestimmten Zustande unveränderlich gedacht, vermag nur von denjenigen Leuchtpunkten Bilder auf der Retina zu entwerfen, welche sich in einer ganz bestimmten Entfernung vom Auge befinden, weil nur Strahlen von ganz bestimmter Convergenz, oder was dasselbe sagt, nur leuchtende Punkte, die in ganz bestimmter Entfernung vom Auge liegen, auf der Retina vereinigt werden können. Sollten also Gegenstände von verschiedener Entfernung nur auf der Netzhaut abgebildet, deutlich gesehen werden können, so mußte das brechende System in der Art construirt werden, daß es, in sich selbst durch gewisse Vorkehrungen veränderbar, der verschiedenen Convergenz der Strahlen, der größern oder geringern Entfernung der Gegenstände, sich anzupassen vermochte. Ein solches «Accommodationsvermögen» — beruhend auf einem besondern Mechanismus, der die Flächen der Linse bald mehr, bald weniger krümmt, und der sich von selbst in Bewegung setzt, wenn wir das Auge von einem nähern auf einen entferntern Gegenstand oder umgekehrt richten — besitzt nur in der That das Auge."

Das Argument des Plans ist nicht eher völlig aufgestellt, als bis gezeigt worden ist, daß die allerentlegensten Theile der Schöpfung unzertrennlich einander angepaßt sind. Lichtstrahlen, welche mit unbegreiflicher Schnelle Tausende von Jahren durch den Raum dahineilten, ehe sie von den fernen Sternen bis zur Erde gelangten, werden von dem Auge jeder lebenden Creatur aufgefangen und üben selbst einen geheimnißvollen Einfluß über das Pflanzen- und das Mineralreich aus. Kann man sich einen directern Beweis dafür denken, daß er, der sagte: „Es werde Licht", auch die Organe und Functionen schuf, denen dieses Lichtmeer die zahllosen Eindrücke des Sehens und Lebens bringen sollte? Das Argument liegt weit über ein bloßes Argument der Analogie hinaus; es ist das Argument der Causalität durch Intelligenz und Willen, welche in eine gemeinsame Absicht die allerentlegensten Dinge einschließt. Und in der That, es schließt alle Dinge in eine gemeinsame Absicht ein. Mill spricht von den feinen und verwickelten Combinationen des Pflanzen- und Thierlebens, und dies Argument erscheint von beträchtlichem Gewicht. Doch dies ist eine sehr beschränkte Ansicht von der Theorie des Plans. Nicht genug ist es, in den Combinationen des Thier- und Pflanzenlebens die Combinationen nachzuweisen, welche dem Dasein des Individuums oder der Arten förderlich sind. Jedes Individuum und jede Art steht in jedem Act und jedem Zufall ihres Daseins in einer gewissen nothwendigen Beziehung zu allem andern, das im Weltall existirt. „Nach der Doctrin der unbegrenzten Theilbarkeit", sagt Bischof Berkeley, „muß es einen Rosengeruch in einer unendlichen Entfernung von der Rose geben." Und diese Combinationen sind unendlich in Zahl und Ausdehnung. Die Harmonie und Accommodation dieser zahllosen Elemente ist das größte Wunder der Schöpfung: jedes geschaffene Ding hat seine Function und seinen Platz mit Beziehung auf jedes andere noch sehr entfernte Ding. „Der sogenannte Stoff, den wir alle annehmen, ist an sich nichts von der Kraft Verschiedenes, sondern im Gegentheil nur die Aeußerung (Erscheinung) der einigenden Central- und Widerstandskraft, welche damit gegeben ist, daß die Kraft in der Natur nicht als ein unterschiedliches Allgemeines (Unbeschränktes-Unbedingtes), sondern nur in vielen unterschiedlichen (beschränkten und bedingten) Krafteentris wirkt, in denen mannichfaltige Kräfte von Einer Kraft zusammengehalten und zugleich in ihrem Bestande erhalten werden", so drückt sich W. Ulrici in seinem Buche über „Gott und der Mensch" aus, und der Herzog von Argyll sagt in seinem kürzlich veröffentlichten Werke: „Die Herrschaft des Gesetzes": „Alle natürlichen Consequenzen begegnen einander und passen sich einander an in endlosen Cirkeln von Harmonien und Absicht." Und dies kann nur durch die Thatsache erklärt werden, daß das, was wir natürliche Consequenzen nennen, nur die vereinte Wirkung einer unendlichen Anzahl elementarer Kräfte ist, deren Action und Reaction sich unter der Lenkung des Willens befinden, von dem wir sehen, daß ihm Gehorsam geleistet wird, und der Absichten, von denen wir sehen, daß sie erreicht werden! Die Reduction der unendlichen Mannichfaltigkeit der Ursachen und Resultate, die wechselseitig voneinander abhängen, zu einer Einheit der Absicht in einem großen Ganzen, oder wie Ulrici sagt, zu einer einigenden Central- und Widerstandskraft, ist die directe Evidenz der Allwissenheit und Allmacht, zu der wir gelangen können, weil es undenkbar ist, daß eine andere als eine unendlich intelligente und mit einem unendlichen Willen begabte Macht eine unendliche Mannichfaltigkeit von Wirkungen umfassen und lenken könne, von denen eine jede mehr oder weniger von all den übrigen abhängt. Die Regierung des materiellen und moralischen Weltalls durch feststehende Gesetze, oder mit andern Worten die Substitution eines Kosmos für ein Chaos ist der allerangenscheinlichste Beweis für die gewaltige Kraft und Weisheit, welche alle Phänomene lenkt. Wenn Gesetze da sind, so können sie auch nicht ungestraft gebrochen werden. Die Wirkung eines Bruchs derselben ist Zerstörung. Daher werden gerade die Gesetze, welche

zum Wohl der fühlenden Wesen gegeben, und welche zu ihrem Dasein nöthig sind, wenn sie verletzt werden, zu einer Ursache von Leiden und Tod: die Evidenz eines höchsten Willens ist in dem einen wie dem andern Falle gleich stark.

Mill gibt, kühl bis ans Herz, zu, daß ein großes Uebergewicht von Wahrscheinlichkeit zu Gunsten einer Schöpfung durch Intelligenz vorhanden sei. Wir behaupten, daß die Schöpfung, und mehr noch die Harmonie der unendlichen Mannichfaltigkeit im Weltall, absolut unbegreiflich ohne sie ist. Denn gerade hier ist eine göttliche Kraft von nöthen, um als Quelle ordnungsmäßiger Kraft zu dienen und Gewebe von Gesetzen durch ihre Gegenwart verständlich zu machen. Wenn dies von den materiellen Bedingungen des Weltalls wahr ist, dann gilt dies noch mehr von den moralischen Zwecken, für welche das Weltall, soweit wir dieselben erkennen können, besteht. Mill verneint, daß die Natur irgendeine Evidenz für einen moralischen Zweck in der Schöpfung darbiete: wir meinen im Gegentheil, daß die Schöpfung nur zu moralischem Zwecke da ist, und daß alles materielle Leben und Weben nur der Mechanismus ist, der jener moralischen Absicht diente, und daß die moralischen Absichten Gottes das Weltende überdauern werden.

Wir wenden uns zu Mill's Abhandlung über die „Unsterblichkeit der Seele", ein Kapitel, das in nicht geringerm Maße als die andern zur Kritik herausfordert. Der Schluß, zu dem er hier gelangt, ist, daß, wenn wir die Anordnung der Welt als das Werk eines intelligenten Geistes annehmen, der zuweilen die Glückseligkeit der menschlichen Geschöpfe wünscht, kein Grund vorhanden sei, warum nicht dieselbe Intelligenz die Absicht haben solle, das menschliche Bewußtsein nach der Auflösung des Körpers zu verlängern. Für jemand, der die behauptete Evidenz einer Schöpfung, oder der angenommenen Folgerungen aus dem Wohlwollen des Demiurgus, verneint, hat natürlich diese Kette von Schlußfolgerungen, so unzusammenstimmend sie an sich sein mögen, keinen Bestand. Ein Autor, der über die Unsterblichkeit der Seele sprechen will, hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn er das Dasein geistiger Fähigkeiten und einer geistigen Natur im Menschen bezweifelt. „Diejenigen", sagt Mill, „welche die Unsterblichkeit der Seele aus der eigenen Natur der Seele ableiten wollen, müssen zuerst beweisen, daß die in Frage kommenden Attribute nicht Attribute des Körpers, sondern die einer körperlichen Substanz sind." Die Vergänglichkeit des Körpers ist gewiß; folglich, wenn wir annehmen, „daß alle Gedanken und Gefühle irgendeine Thätigkeit des körperlichen Organismus zu ihrem unmittelbaren Vorläufer und zum Begleiter haben", und daß „unser Sinn alles ist, auf das wir uns verlassen können" (Mill stellt diese beiden Sätze auf), dann ist nicht leicht einzusehen, wie aus diesem rein stofflichen Gebäude ein unsterbliches und geistiges Wesen entspringen kann. Doch hier stoßen wir auf einen jener eigenthümlichen Widersprüche Mill's, welche bei einer Vergleichung seiner Werke zu Tage treten. Obgleich er an einzelnen Stellen das Dasein des Geistes im Körper zu verneinen scheint, so ist es doch in Wirklichkeit der Stoff und die materielle Gewißheit, welche er für unbeweislich hält. So sagt er z. B. in seiner Antwort an Sir William Hamilton: „Gefühle und Gedanken sind von dem, was wir leblosen Stoff nennen, nicht blos verschieden, sondern sie sind der entgegengesetzte Pol des Daseins, und analoge Folgerungen von dem einen auf das andere haben wenig oder gar keine Gültigkeit. Gefühle und Gedanken sind viel realer als alles übrige; sie sind die einzigen Dinge, von denen wir direct wissen, daß sie real sind, wogegen alle andern Dinge nur die unbekannten Bedingungen sind, von denen diese in unserm gegenwärtigen Existenzzustande, oder in irgendeiner andern abhängen. Aller von den Empfindungen fühlender Wesen abgesonderte Stoff hat nur ein hypothetisches und unsubstantielles Dasein; er ist ein bloßes Postulat, um von unsern Empfindungen Rechenschaft abzulegen; ihn selbst nehmen wir nicht wahr; wir

ſind uns ſeiner nicht bewußt, ſondern nur der Empfindungen, von denen es heißt, wir empfingen ſie von ihm: in Wirklichkeit iſt er nur ein bloßer Name für unſere Erwartungen von Empfindungen oder für unſern Glauben, daß wir gewiſſe Empfindungen haben können, wenn gewiſſe andere Empfindungen eine Andeutung von ihnen geben. Weil nun dieſe zuſammenfallenden Möglichkeiten des Gefühls früher oder ſpäter ein Ende nehmen und andern Platz machen, folgt daraus etwa, daß die Reihe unſerer Empfindungen ſelbſt unterbrochen ſein muß? Das hieße nicht von einer Art ſelbſtändiger Realität auf eine andere ſchließen, ſondern aus einem Etwas, das keine Realität hat, ausgenommen in Bezug auf etwas anderes, Schlüſſe ziehen, welche nur auf das anwendbar ſind, was die einzige ſelbſtändige Realität iſt. Der Geiſt (oder was für einen Namen wir auch dem beilegen mögen, was aus dem Bewußtſein einer fortdauernden Serie von Gefühlen gefolgert wird) iſt vom philoſophiſchen Geſichtspunkte aus die einzige Realität, von der wir eine Evidenz haben, und zwiſchen ihm und andern Realitäten kann weder eine Analogie erkannt noch ein Vergleich gemacht werden, weil es eben keine andern erkannten Realitäten zum Vergleichen mit ihm gibt. Dies iſt völlig vereinbar mit ſeiner Vergänglichkeit; doch die Frage, ob dem ſo iſt oder nicht, das iſt res integra, unberührt durch irgendeins der Reſultate des menſchlichen Wiſſens und der menſchlichen Erfahrung. Der Fall iſt einer jener ſeltenen Fälle, bei denen auf beiden Seiten alle und jede Evidenz fehlt, und bei denen das Fehlen der Evidenz für das Affirmative nicht wie bei andern Fällen eine ſtarke Präſumtion zu Gunſten der Negation hervorruft."

Dieſe metaphyſiſchen Beweiſe haben jedoch ein ebenſo geringes Gewicht wie die Argumente, welche Platon aus der Zuſammenſetzung der Seele für die Unſterblichkeit des Menſchen zog. Zugegeben muß allerdings werden, daß die natürliche Religion und ſelbſt die Philoſophie keine bündigen Beweiſe für dieſelbe liefern. Mill ſagt ganz paſſend, daß, beim Lichte der Natur beſehen, ſich eigentlich mehr für als gegen unſere unſterbliche Natur vorbringen ließe. Wir gehen noch einen Schritt weiter und behaupten: der aus der Kürze und Unvollkommenheit des menſchlichen Lebens zu ziehende Schluß ſcheint uns den Glauben zu beſtätigen, daß daſſelbe nur eine Phaſe des Daſeins iſt und daß die größte Realität jenſeit deſſelben liege, weil es augenſcheinlich iſt, daß nur ein künftiger Exiſtenzzuſtand unſere Begriffe von Gerechtigkeit und moraliſcher Verantwortung erfüllen kann. Dieſe verwirft Mill peremtoriſch mit folgenden Worten: „Nichts ſtreitet ſo ſehr gegen alle Wahrſcheinlichkeit als die gewöhnliche Vorſtellung des zukünftigen Lebens, als eines Zuſtandes von Belohnung und Strafe, in einem andern Sinne als: die Folgen unſerer Thaten auf unſern eigenen Charakter und unſere eigenen Empfindungen werden uns in die Zukunft folgen, wie ſie es in der Vergangenheit und Gegenwart gethan haben."

Das heißt mit andern Worten, wenn wir den Autor recht verſtehen, keine menſchliche That hat andere Folgen als jene, welche ſie auf unſern eigenen Charakter hervorbringen kann, und folglich ſind die Vorſtellungen einer vergeltenden Gerechtigkeit eitel Täuſchung. Dieſe Meinung iſt, wenn ſie aufrecht erhalten würde, die Verneinung jeder moraliſchen Regierung des Weltalls, und das iſt der logiſche Schluß, zu dem ein Denker wie Mill geräth, wenn er das weſentlichſte der göttlichen Attribute und die Unſterblichkeit der Seele beſtreitet, denn, wie von ſeinem Freunde John Auſtin, der ein Anhänger des Utilitarismus war, nachgewieſen wurde, iſt das erſte Princip der Ethik und der Jurisprudenz, daß es kein ſolch Ding wie ein Geſetz geben kann, ohne einen Souverän und ohne eine Sanction. Mill vernichtet die Souveränetät der Gottheit, indem er die Vorſtellung derſelben auf ein Weſen mit begrenzter Macht reducirt, und er vernichtet die Sanction des Geſetzes, indem er das Syſtem vergeltender Gerechtigkeit verneint. Sein Begriff des Böſen, der Reſultate des Verbrechens, ſchien ein rein ſubjectiver zu ſein, d. h. er meint, die Folgen unſerer böſen Thaten könnten möglicherweiſe unſern Charakter auf unange-

nehme Weiſe afficiren. Solch eine Theorie würde alle ſchlimmen Leidenſchaften der Menſchen entfeſſeln.

Doch Mill bleibt bei ſeinem Argument, die Unſterblichkeit der Seele könne aus ihrer eigenen Natur nicht bewieſen werden, keineswegs ſtehen. Sich fortwährend in ſeinem „vicioſen Cirkel" herumdrehend, kommt er immer wieder auf die Verneinung eines allgütigen und allmächtigen Weſens zurück, und ſucht auch aus ihr die Unmöglichkeit der Unſterblichkeit der Seele nachzuweiſen. Nochmals erklärt er aufs beſtimmteſte und aus ſeiner innerſten Anſicht heraus, daß die Annahme eines zugleich allmächtigen und allgütigen Weſens nicht ſtatthaft ſei; daß dies Weſen vielmehr das, was wir wünſchen müßten, entweder nicht habe gewähren können oder nicht habe gewähren wollen. „Alle Wahrſcheinlichkeit weiſt auf das Daſein eines Weſens hin, das große Macht über uns hat — die ganze Macht nämlich, die in der Erſchaffung des Kosmos, oder wenigſtens ſeiner organiſchen Geſchöpfe liegt, und von deſſen Güte wir wol einen Beweis haben, aber keineswegs den Beweis, daß Güte ſein vorherrſchendes Merkmal iſt. Und da wir weder die Grenzen ſeiner Macht, noch ſeiner Güte genau kennen, ſo iſt die Hoffnung erlaubt, daß ſowol die eine wie die andere ſo weit reiche, um uns dieſe Wohlthat (der Unſterblichkeit) zu gewähren — vorausgeſetzt, daß uns dies wirklich zuträglich iſt."

Mill hat, indem er die Güte Gottes verneint, ganz recht, wenn er auch von einer Unſterblichkeit der Seele nichts wiſſen will, denn gerade aus der Idee des Guten läßt ſich letztere vor allem folgern. Und doch hätte er, wenn er die von ihm in ſeiner Logik gelehrten Principien ſelbſt befolgt hätte, leicht den Beweis für die Güte Gottes finden können.

Ganz und gar vermag ſich Mill doch nicht von dem Glauben an eine „mögliche" Unſterblichkeit loszureißen, wie dies in den folgenden Worten liegt: „Dieſelben Gründe, welche uns eine Hoffnung auf Unſterblichkeit geſtatten, berechtigen uns auch zu der Erwartung, daß, wenn es ein künftiges Leben gibt, es mindeſtens ebenſo gut ſein wird, wie das gegenwärtige, und nicht des beſten Theiles unſers gegenwärtigen Lebens ermangeln wird, nämlich der Verbeſſerlichkeit mittels unſerer eigenen Bemühungen. ... Der Gedanke, ein Wunder würde beim Eintritt des Todes geſchehen, indem Gott jedem, den er unter ſeine Auserwählten aufnehmen will, Vollkommenheit verlieh, könnte nur durch eine ausdrückliche, gehörig beglaubigte Offenbarung gerechtfertigt werden, läuft jedoch jeder aus den Zuſtänden der Natur ſich ergebenen Muthmaßung zuwider."

Welch ein lächerlich materielles Paradies malt uns hier der Verfaſſer der inductiven Logik vor! Auch „Verbeſſerungen" ſind in demſelben möglich. Wir müſſen uns daher ſogar drüben — vorausgeſetzt, ſagt Mill, daß es ein Drüben gibt — nach Kräften abmühen. Nur wenn uns durch eine beglaubigte Offenbarung berichtet würde, daß wir nach unſerm Tode in einen Zuſtand der Vollkommenheit verſetzt werden ſollen, und nur dann könnten wir glauben, daß es dieſer weitern Bemühungen im Jenſeits nicht mehr bedürfte!

Auf Mill laſſen ſich Goethe's Worte anwenden, welche in den Verſen vorkommen, in denen er ſeinen Glauben an die Unſterblichkeit ausſpricht:

Wenn der alte Menſch zerſtäubt,
Wird der neue wach.
Und ſo lang' du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und Werde! —
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunkeln Erde.

Und in Wahrheit: Mill war alle Zeit ein „recht trüber Gaſt" auf der Erde! Das hat er uns in ſeiner Selbſtbiographie gezeigt, und ſeine Eſſays über „Natur" und „Religion" legen davon einen neuen deutlichen Beweis ab.

In seinem Kapitel über „Offenbarung" geräth Mill, sicherlich zur höchsten Verwunderung der meisten seiner Leser, mit einem mal in ganz orthodox-dogmatisches Fahrwasser. Er behauptet, die Geheimnisse des Lebens und der Religion seien mit Hülfe der Natur gänzlich undurchdringlich, woraus er den Folgesatz ableitet, daß sie, wenn überhaupt lösbar, nur durch das gelöst werden könnten, was die Theologen „Gnadengaben" nennen. Wenn dem wirklich so ist, und wenn es unmöglich ist, die ersten Elemente religiöser Wahrheit durch irgendeine aus der Natur abgeleitete Evidenz, oder durch irgendeine Anerkennung der menschlichen Vernunft zu erlangen oder zu beweisen, dann wird die Wahrscheinlichkeit, daß Gott durch übernatürliche Mittel seinen Geschöpfen eine gewisse Kenntniß von seinem Dasein, seinen Attributen und seinem moralischen Gesetze verliehen habe, noch außerordentlich vermehrt. Dies scheint Mill auch völlig zuzugeben; ja er fügt hinzu: die christliche Religion ist weder moralischen noch intellectuellen Einwürfen ausgesetzt, welche sich nicht gleichfalls gegen die gewöhnliche Theorie des „Deismus" anwenden lassen. Dies ist eine sehr weit reichende Concession; denn sie geht fast ebenso weit wie die römisch-katholischen Theologen, die behaupten, daß es logisch zwischen ihrer dogmatischen Theologie und dem Atheismus keinen Haltepunkt gebe. Mill erkennt dann an, daß die einzige zu erörternde Frage die der Evidenz sei. Kann irgendeine Evidenz eine göttliche Offenbarung beweisen? Gibt es eine Evidenz als Stütze für die Offenbarung, welche von den Christen als eine völlig göttliche angesehen wird? Mill verwirft, wie zu erwarten stand, alle durch Wunder bewirkte Evidenz der Offenbarung, doch die historische Evidenz zu Gunsten des Christenthums wird von ihm in gewisser Hinsicht anerkannt. Es ist unmöglich, die Evidenz des Christenthums zu verneinen — zu verneinen, daß es 18 Jahrhunderte bestanden hat, daß es das Aussehen der menschlichen Gesellschaft veränderte, daß, wie er sich ausdrückt, „die Religion, seit der Geburt des Christenthums, den Glauben hervorgerufen hat, daß unsere höchsten Begriffe von combinirter Weisheit und Güte concret in einem lebenden Wesen existiren, das über uns wacht und für unser Wohl sorgt. In den dunkelsten und verderbtesten Perioden hat das Christenthum diese Fackel hoch gehalten, hat es dies Object der Verehrung und der Nachahmung dem Menschen stets vor Augen geführt. ... Der über alles werthvollste Theil der Einwirkung auf den Charakter, welche das Christenthum durch die Aufstellung einer Norm für die Vorzüglichkeit und eines Vorbildes für Nachahmung in einer göttlichen Person hervorrief, ist selbst den absolut Ungläubigsten zugänglich und kann der Humanität niemals verloren gehen. Denn es ist eher Christus als Gott, der das Christenthum den Gläubigen als Muster der Vollkommenheit für Humanität vorhält."

Ueber Christus oder den Propheten von Nazareth, wie er ihn auch wol nennt, gibt uns Mill eine ebenso confuse wie aller vergleichenden Religionswissenschaft fern liegende Erörterung. Obwol das Neue Testament nicht als streng geschichtlich auffassend, erklärt er: die Gestalt des „größten Sittenreformators und Märtyrers", welche aus der Schrift hervortrete, sei derart, daß die Religion sicherlich keine schlechte Wahl getroffen habe, als sie in dieser Persönlichkeit einen „idealen Vertreter und Führer der Menschheit" hinstellte. „Setzen wir hinzu", heißt es weiter, „daß nach der Auffassung rationalistischer Skeptiker es eine Möglichkeit bleibt, daß Christus wirklich das war, wofür er sich ausgab — nicht Gott selbst, denn auf diesen Charakter machte er keinen Anspruch und hätte einen solchen Anspruch wahrscheinlich für eine ebensolche Lästerung gehalten, wie es diejenigen thaten, welche ihn richteten — wohl aber ein Mann, betraut mit besonderm, ausdrücklichem und noch nie dagewesenem Auftrage Gottes, die Menschheit auf die Bahn der Tugend zu führen, so dürfen wir wol den Schluß daraus ziehen, daß der Einfluß der Religion auf den menschlichen Charakter (ein Einfluß, der bleiben wird, auch wenn die rationalistische Politik ihr Aeußerstes gegen die Beweisführung der Religion gethan hat) wol

des Erhaltens werth ist, und daß, was dieser Einfluß an unmittelbarer Kraft, im Vergleiche zu einem festern Glauben entbehrt, mehr als zur Genüge aufgewogen wird durch die größere Wahrheit und Redlichkeit der Moralität, welche durch ihn geheiligt wird." Was soll man zu einem solchen endlos gewundenen Satze, zu einer solchen mechanischen Auffassung der Stellung des Erlösers sagen?

In seinem Schlußkapitel belehrt uns Mill, daß das ganze Reich des Uebernatürlichen aus der Region des Glaubens in die der einfachen Hoffnung versetzt worden sei; doch er gibt zu, daß die Einbildung des Menschen „eine weitere Ausdehnung, eine größere Höhe, als sie das menschliche Leben darbiete", für den Menschen selbst und seine Bestimmung außerordentlich nöthig habe. Andere Schriftsteller derselben Schule haben anerkannt, daß, wie unverträglich auch der religiöse Glaube mit allen wissenschaftlichen Folgerungen sei, er doch wesentlich dazu beitrage, die menschlichen Gefühle zu reinigen und zu erheben. Die schwache Huldigung der Macht, welche sie zu entfernen suchen, kann unser Urtheil über die Unhaltbarkeit ihres Systems nicht ändern. Die Grundbedingung religiösen Glaubens ist die Wahrheit der Gegenstände, auf den er gerichtet ist. Diese Wahrheit bildet die Grundlage aller andern Wahrheiten, und ohne sie gibt es ganz und gar keine Wahrheit und Gewißheit. Einen Traum der Phantasie oder eine Gefühlswallung an die Stelle dessen zu setzen, was, wenn es überhaupt existirt, die Grundlage allen Seins und Wissens bildet, scheint uns nur ein schwacher Versuch, die Trübseligkeit dieser Philosophie der Verzweiflung zu verscheuchen.

Und hiermit nehmen wir von Mill's Buch, offen gestanden, mit Freuden Abschied, wobei wir ganz der Ansicht sind, welche er kurz vor seinem Tode ausgesprochen haben soll, daß dasselbe eine Kritik hervorrufen werde, die seinen Ruf zu Grunde richten dürfte.

Die Reichskaſſenſcheine

nach dem Geſetz vom 30. April 1874.

Von

Julius Frühauf.

Reichstagsvorlagen und Stenographiſche Protokolle der Frühjahrsſeſſion von 1874.

A. Wagner, Staatspapiergeld, Reichskaſſenſcheine und Banknoten. Kritiſche Bemerkungen und Vorſchläge zu der Vorlage im Reichstage, betreffend die Ausgabe von Reichskaſſenſcheinen (Berlin 1874).

Derſelbe, Syſtem der deutſchen Zettelbankgeſetzgebung, unter Vergleichung mit der ausländiſchen. Zugleich ein Handbuch des Zettelbankweſens (Freiburg 1870—74).

A. Soetbeer, Deutſche Münzverfaſſung (Erlangen 1874).

Wenn irgendeine alte, lange Klage des deutſchen Volkes über innere Misſtände des allgemeinen Verkehrs ihre volle Berechtigung hatte, ſo war es die über die Miſère des vielgeſtaltigen ſtaatlichen Papiergeldes, das nicht nur eine dauernde Beläſtigung im alltäglichen Handel und Wandel war, ſondern auch zugleich eine fortwährende Beſchädigung im Tauſchverkehr von Land zu Land, ſomit eine willkürliche Beſteuerung wurde.

Auch auf dieſem Gebiete ſollte uns erſt das wieder auferſtandene Reich die lange erſehnte Abhülfe bringen. Ob die Art der Hülfe nicht beſſer auch noch anders zu ſchaffen war, wird an ſeinem Ort von uns beſprochen werden. Der dem Reichstage ſeinerzeit vorgelegte Entwurf proponirte ein Reichspapiergeld an Stelle der bunten Menge bundesſtaatlicher Scheine; der Entwurf iſt zum Geſetz erhoben worden. Halten wir uns zunächſt an die Thatſache, deren gerechter Würdigung wir uns im übrigen ſicher nicht verſchließen. Die Schaffung eines einheitlichen, eines Reichspapiergeldes iſt an ſich für unſern geſammten wirthſchaftlichen Verkehr ein ſo hochbedeutſamer Fortſchritt, ja wir dürfen geradezu ſagen, ein geſchichtliches Ereigniß von ſolcher Tragweite, daß wir volle Veranlaſſung haben, darauf ausführlicher einzugehen. Auch in politiſcher Beziehung iſt dieſem Ereigniß eine große Wichtigkeit ſicher nicht abzuſprechen. In den weiteſten Kreiſen wird die Beſeitigung der bunten Mannichfaltigkeit von Scheinen, die man ſchließlich nach der Menge des ihnen anklebenden Schmuzes und nach der größern oder geringern Zahl an abgeriſſenen Stücken claſſificiren konnte, willkommen geheißen und der Tag froh begrüßt werden, an welchem in Deutſchland nur noch ein einheitliches Papiergeld circulirt und wir nicht mehr zu erröthen haben über den Spott, den uns im Verkehr mit Ausländern unſere buntſcheckige unſaubere Zettelmenge eintrug. Eine ganz andere Sache und Frage, die wir ſchon oben andeuteten, iſt die, ob man überhaupt, wenn man die große Reform einmal unternahm, ein Reichs-, d. h. alſo abermals ein ſtaatliches Papiergeld hätte ſchaffen, oder ob man nicht lieber der zu errichtenden Reichsbank die ganze Umlaufsmittelregulirung hätte übergeben ſollen.

Die Papiergeldfrage hat den trügeriſchen Schein großer Einfachheit für die große Menge; in Wahrheit und Wirklichkeit aber iſt ſie eine der verwickeltſten wirthſchaftlichen Angelegenheiten. Schon der enge Zuſammenhang der Papiergeldcirculation und des Curs-ſtandes mit den politiſchen Schickſalen der Staaten, ferner die große Verſchiedenheit der Papiergeldſyſteme und die mannichfachen finanziellen Experimente ſowol wie die traurigen Kataſtrophen, bei denen eine Entwerthung des Papiergeldes eintrat und das Volk jeder-zeit den Verluſt von vielen Millionen zu tragen hatte, erweiſen die hohe Bedeutung und Schwierigkeit der Frage.

Das Papiergeld iſt weit älter, als wol die meiſten glauben mögen, es iſt außerdem keine europäiſche Erfindung. In China wurden ſchon im Jahre 119 vor unſerer Zeit-rechnung Zahlungen vermittelt durch kleine quadratförmige Pergamentſtücke. Im 10. Jahr-hundert unſerer Zeitrechnung wurde dort von der Regierung ſchon eine Art von Schatz-ſcheinen ausgegeben, wodurch, wie ausdrücklich geſagt wurde, „der Handel erleichtert und befördert werden ſollte“. Dieſe Schatzſcheine trugen den Stempel der Regierung und waren im ganzen Umfange des chineſiſchen Reiches gültig. Im 13. Jahrhundert fand Marco Polo im Reiche der Mitte überall Papiergeld, welches mit dem Silbergelde gleiche Geltung hatte. Es circulirte in der Form von quadratförmigen Coupons aus einer feſten Subſtanz. Dieſelben trugen die Unterſchrift des Kaiſers und ſämmtlicher Mandarinen. Die Fälſchung dieſes Geldes ward mit den grauſamſten Strafen geahndet. Wie in vielen Stücken der abendländiſchen Cultur vorauseilend, ſo haben alſo die Chi-neſen auch das Bedürfniß nach einem Gelde frühzeitig empfunden, welchem nicht die Sub-ſtanz, ſondern der Credit der Ausgeber ſeine Geltung verleiht. Allein auch bei andern Völkern tritt ein ähnliches Geld ſchon frühzeitig auf. Dyonis von Syrakus führte ein-mal in Zeiten des Geldmangels ein Zinngeld mit Zwangscurs ein. Die Karthager ge-brauchten ein aus einem unbekannten Stoffe gefertigtes Creditgeld, welches in Leder ein-gewickelt geführt wurde. Mit Hülfe ſolchen Geldes konnten die Geldgeſchäfte bei großen Zahlungen und weitern Verſendungen mit großer Zeit- und Koſtenerſparniß ausgeführt werden. Die Subſtanz iſt weit weniger koſtbar als die des Metallgeldes, und die Koſten der Fabrikation und der Abnutzung am Stoff ſind weit geringer. Mit ſehr mäßigem Aufwande kann daher eine ſehr große Menge edler Metalle zu auswärtigen Zahlungen oder zu zinstragender Anlage im Auslande erübrigt werden, ohne daß dem Geldbedarf im Innern Eintrag geſchieht. Daß ein Geld, welches dieſe Vortheile gewährt, faſt bei allen Culturvölkern Eingang fand, ſobald namentlich der Binnenhandel an Ausdehnung und Lebhaftigkeit gewann und der öffentliche Credit unter dem Schutze geſicherter Rechts-zuſtände zunahm, erſcheint erklärlich. Ihrem Weſen nach ſind die Papiergeldſtücke unver-zinsliche, auf den Inhaber lautende Schuldſcheine. Die Geltung beruht, wie geſagt, ledig-lich auf dem Credit des darauf benannten Schuldners, während die Geltung des Edel-metallgeldes größtentheils in der Geltung des Stoffes ihren Grund hat, aus welchem es bereitet wird, und von dem Credit des Ausgebenden keineswegs abhängig iſt. Die Geltung des Papiergeldes verſchwindet ſofort mit dem Credit des Ausgebers. Der Stoff dieſes Geldes iſt für die Geltung, für den Preis deſſelben ganz gleichgültig. Er wurde nicht wegen ſeines hohen Preiſes, ſondern wegen anderer Eigenſchaften, wegen beſonderer Hand-lichkeit, weil er geeignet iſt, ſchwer nachzuahmende Zeichen aufzunehmen u. ſ. w., gewählt; ja man hat ihn vielleicht gewählt, weil er der wohlfeilſte unter den Stoffen iſt, die ſonſt etwa ähnliche, für ein Creditgeldzeichen unerläßliche Eigenſchaften beſitzen. Der Name „Papiergeld“ bezeichnet keineswegs das wahre Weſen, ſondern nur eine zufällige Neben-eigenſchaft dieſes Geldes. Bezeichnender würde es ſein, das letztere „Creditgeld“ zu nen-nen. Das Creditgeld kann keineswegs dieſelben Functionen überhaupt oder beſſer ver-

richten als das Metallgeld. Es iſt kein Geldſurrogat, wie man es wol zu bezeichnen beliebt hat.

Das Papiergeld kann verſchiedene Rollen ſpielen. Ein finanziell ſchlecht ſituirtes Land kann mit der Zeit zu ausſchließlich papierenem Geldſtande, zur Papierwährung gelangen, ſodaß das Papier allmählich ganz an die Stelle des Metalls tritt. Das Papiergeld hat dann Zwangscurs und iſt uneinlösbar. In unſerm Nachbarſtaate Oeſterreich haben wir dieſe Zuſtände mehrfach ſchon erlebt mit allen ihren Folgen der entwertheten und ſchwankenden Valuta, der Preisſteigerung aller Waaren und der Vertreibung des Metallgeldes. Gewöhnlich gingen ſolchen Misſtänden große politiſche Erſchütterungen voraus; die Nothlage zwang die Staaten, die Papiermühle und die Druckerpreſſe für ſich in Thätigkeit zu ſetzen, beziehungsweiſe die Bank zur Hergabe von großen Anleihen zu nöthigen. Wir brauchen nur an die Aſſignaten der franzöſiſchen Revolutionszeit, an Oeſterreich in den Jahren 1849—54 und 1866 fg., an Amerika im Jahre 1862 fg., an Rußland ſeit 1854, an Italien ſeit 1866 erinnern. Solche Papiergeldwirthſchaft führt immer zuletzt zu einem lange nachſchleppenden Zuſtande wirthſchaftlicher Verwüſtung. Sehr richtig hat A. Wagner in ſeinem ausgezeichneten Schriftchen: „Staatspapiergeld" (Berlin 1874) darauf hingewieſen, daß nicht ſowol die Staatspapiergeldwirthſchaft an ſich jene traurigen Zuſtände herbeiführt, ſondern daß vielmehr hereinbrechende finanzielle und politiſche Nothlagen des Staates es ſind, die ſtets zu dem „Noth kennt kein Gebot" führen. Wohl aber haben die Erfahrungen gezeigt, daß die Rückkehr aus der Zerrüttung zur Ordnung raſcher vor ſich geht, wo nicht der Staat ſelbſt direct der Ausgeber der Scheine iſt, ſondern eine Bank die Emiſſion und Umlaufsregulirung der Scheine (Noten) beſorgt. Man blicke auf Frankreich.

Von jenen traurigen Geldzuſtänden, wie ſie zeitweiſe über die Staaten hereinbrechen, iſt auch England nicht verſchont geblieben (1809—16), was gegenüber der noch vielbeliebten Gewohnheit der Glorification alles deſſen, was „engliſch" heißt, angeführt werden muß.

Die politiſchen Schickſale Deutſchlands ſind nach menſchlicher Berechnung ſeit der Wiederaufrichtung des Reiches in ſeine eigene Hand gelegt, für alle Zukunft verbürgt ſind ſie uns aber doch nicht. Bricht einſtmals ein großes Unglück über unſer Vaterland herein, ſo iſt die Möglichkeit auch bei uns nicht ausgeſchloſſen, daß man genöthigt wird, zur Druckerpreſſe zu greifen und das Land mit Papiermaſſen zu überſchwemmen. Dann aber iſt es, man mag ſagen was man will, ein großer Unterſchied, ob Deutſchland eine im Verhältniß zu ſeiner Bevölkerung noch angemeſſene, oder eine ſchon zu große Menge Papiergeld beſitzt, ſo richtig es ſonſt ſein mag, daß 40 oder 60 Mill. Thlr. Papiergeld bei ruhigen geſicherten Zeiten wenig Unterſchied machen; dann iſt es von tiefeinſchneidender Bedeutung, ob wir bis zu einem ſolchen Zeitpunkte die Einlösbarkeit wahrten und ob wir bis dahin keinen Zwangscurs hatten, alſo nicht ſchon zur Papierwährung und Metallvertreibung gelangt waren! In normalen Zeiten haben auch die Zettelbanken bei weitem nicht die Gefahren und Nachtheile, die man gewöhnlich anführt, und die oft gehörte Behauptung, daß die Preisſteigerung der Waaren in Deutſchland mit der Menge ſeines Papiergeldes und der Privatbanknoten zuſammenhänge, iſt ſicher doch nicht genügend zu beweiſen. Die Urſachen dieſer ſeit einigen Jahren ſo raſch aufwärts ſteigenden Preisbewegung liegen in andern Factoren, von welchen die rapid geſtiegenen Löhne im Vordergrunde ſtehen. Das hier treibende Element war hauptſächlich die ſociale Bewegung auf der einen Seite, während andererſeits unſere ganze Zeit dahin neigt, den Arbeiterforderungen, wo nur möglich, gerecht zu werden. In politiſchen Kreiſen bringen aber allerdings die Zettelbanken die Gefahr mit ſich, wenn nicht die Geſetzgebung die Schranken für die Zettelemiſſion rechtzeitig weiſe und ſtreng gezogen hat, die Papiermaſſe erheblich zu vermehren und ſo die allgemeine Calamität weſentlich zu ſteigern.

Für das Eintreten der Ueberſchwemmung durch zuletzt uneinlösbares, mit Zwangscurs ausgeſtattetes Staatspapiergeld (neben den Zetteln der Privatbanken, Communen, Corporationen) iſt es gleichgültig, ob dann eine reine Staatsbank, alſo eine dem Staate gehörende und von ihm verwaltete, vorhanden iſt, oder eine privilegirte Centralbank oder Monopolbank in der Form der Actiengeſellſchaft. In normalen Zeiten geht es eben bei allen Arten normal her, in politiſchen Nothlagen verfallen die Banken jederzeit der Ausbeutung durch die Staatsgewalt. Das hat die Geſchichte überall, ſelbſt England nicht ausgenommen, bewieſen; ja ſelbſt die decentraliſirten nordamerikaniſchen Zettelbanken ſind dieſem Schickſale nicht entgangen, indem ſie genöthigt waren, ihr Bankkapital in Staatsſchuldſcheinen feſtzulegen. Und überdies haben ſich die Staaten, auch wo eine private Centralbank beſtand, gewöhnlich gar nicht abhalten laſſen, neben den ſchon vorhandenen Noten derſelben auch noch Papiergeld zu machen, um ſich um jeden Preis Mittel zu verſchaffen. Dieſes Stück hat bekanntlich in Nordamerika und in Oeſterreich geſpielt.

Die Hauptgefahr, welche allen papierenen Geldumlauf mit Verwirrung und Zerrüttung bedroht, ſind alſo politiſche Kriſen, Revolutionen, Kriege. Aus dieſen ſind die zwangsmäßigen Anleihen des Staates bei den Banken hervorgegangen, d. h. die Entziehung ihrer Kapitalien, welche die Baſis des Notenumlaufs waren, aus dieſen die maſſenhaften Emiſſionen von Staatspapiergeld entſprungen, welche bald eine allgemeine Entwerthung der Scheine, eine Steigerung der Waarenpreiſe, das Verſchwinden des Metalls, den Ruin des Credits, vielleicht den Staatsbankrott herbeiführten (ſo in Rußland, Oeſterreich, Spanien). Schutzwehren in friedlichen Zeiten ziehen zu wollen gegen derartige Gewaltſchritte in der Noth, wäre ebenſo müßig, als ſich gegen Stürme bei ruhigem Wetter wehren zu wollen. Das ſchließt ſelbſtverſtändlich die ernſte Pflicht für den Staat und die Geſetzgebung nicht aus, in normalen Zeiten das Papiergeld- und Bankweſen ſo zu regeln, daß Kriſen mit ihren unberechenbaren Eventualitäten theils nicht ſchon ungeſunde Verhältniſſe vorfinden, theils ohne zu große, lange anhaltende wirthſchaftliche Verheerung überwunden werden können, ohne zu dem heilloſen Syſtem der Papierwährung zu führen.

Aus dieſer Papierwährung, d. h. alſo dem Zuſtande, wo ſchließlich das Papiergeld ganz an die Stelle des Geldes getreten, wo es nicht mehr Anweiſung auf Metall, ſondern wirkliches Geld iſt, kommen Staaten immer ſchwer wieder heraus, und die zerrüttenden Folgen dehnen ſich aus über lange Zeiten! Der abſchüſſigen Wege zu dieſem Zuſtande gibt es viele; ſei es, daß der in Noth gerathene Staat gleich anfangs, um Zwangsanleihen und Steuererhöhungen zu umgehen, uneinlösbares Papiergeld maſſenhaft ausgibt, wie Frankreich während der großen Revolution (1793) und Nordamerika im Seceſſionskriege (1862), oder daß er die bisherige Einlösbarkeit aufhob und den Zwangscurs decretirte (Oeſterreich 1797, Rußland 1854), oder daß er von der Bank die Noten entnahm, die Baarzahlung aufhob und Zwangscurs gewährte (England 1797, Frankreich 1848 und 1870, Oeſterreich 1848 und 1859, Italien 1866). In ſolcher kritiſchen Lage hat es ſich nach den geſchichtlichen Erfahrungen ſtets als beſſer bewährt, wenn kein Staatspapiergeld beſtand, ſondern nur Noten einer großen Bank vorhanden waren. Oeſterreich, Frankreich und Italien bezeugen das, vor allem aber England. Hier war die Baarzahlung der Bank von 1797—1819 ſuspendirt (nachdem der Staat übermäßige Darlehne aus der Bank entnommen); die Noten erfuhren auch hier, wie nicht anders zu erwarten, eine Entwerthung, aber das Papiergeldweſen Englands hielt ſich im Vergleiche mit andern Ländern doch ſehr gut. Der Grund hiervon liegt eben in der raſchen Rückſtrömung der Noten zur Bank; dies iſt das den Umlauf regulirende Element! Solche Noten bleiben eben trotz ihrer zeitweiligen Uneinlösbarkeit zum Theil bankmäßig gedeckt, da die Banken ihre berufsmäßigen Geſchäfte (Discontirung, Lombardirung und Depoſitengeſchäft) fortbetreiben. Der Gegenſatz zum entwertheten ſtaatlichen oder reinen Papiergelde braucht

nicht näher ausgeführt zu werden, da dieſes ſchließlich nur noch durch die Exiſtenz des Staates gedeckt iſt, der auch bankrott werden oder untergehen kann.

Der Art. 18 des Münzgeſetzes vom 9. Juli 1873 ſetzte die Einziehung des einzelſtaatlichen Papiergeldes bis auf den 1. Jan. 1876 hinaus feſt, und ſtellte an deſſen Statt ſchon ein Reichspapiergeld in Ausſicht. Der dem Reichstage vorgelegte Entwurf entſchied ſich denn auch demgemäß definitiv für die Schaffung von Reichspapiergeld, ſtatt gleichzeitiger Errichtung einer Bank und Uebertragung der Notenemiſſion an dieſelbe, oder, was manche für die beſte Verwendung eines Theiles der franzöſiſchen Contribution angeſehen haben würden, Tilgung des geſammten deutſchen Staatspapiergeldes und Ausſtattung einer Reichsbank mit genügender Metalldeckung für die Noten. An Anregungen hierzu aus der Mitte des Reichstages hat es ſchon während der Verhandlungen über das Münzgeſetz nicht gefehlt. Indeſſen ſcheint dieſer Operation von faſt allen Einzelſtaaten heftiger Widerſtand entgegengeſetzt worden zu ſein, wie die Motive zum Geſetz durchblicken ließen. Man war, wie einzelnen Abgeordneten auch officiös mitgetheilt wurde, mühſelig und erſt nach langen Verhandlungen mit den kleinen Staaten, die ſich ihr Leben gar nicht ohne unverzinsliche Anleihe (Papiergeld) denken können, endlich dahin gelangt, zunächſt ebenſo viel Reichspapiergeld auszugeben, als das einzelſtaatliche Papiergeld beträgt, eine Onote (3 Mark) per Kopf der Bevölkerung feſtzuſetzen, ſodaß demnach definitiv ſpäter 120 Mill. Mark circuliren werden.

Der Standpunkt der Reichsregierung zur Papiergeldfrage war nach den Erklärungen im Reichstage ſeitens des Präſidenten des Reichskanzleramtes, Staatsminiſters Delbrück, und des Finanzminiſters folgender: Der Entwurf ſei das Endergebniß langer Verhandlungen und eines ſchließlichen Compromiſſes zwiſchen den Regierungen, der, obwol er vielfach nicht befriedigen werde, ſo doch im ganzen beſſere Zuſtände herbeizuführen geeignet erſcheine. Bei der Frage, ob das ſtaatliche Papiergeld beizubehalten ſei, hätten die Regierungen ſich einſtimmig bejahend geäußert. Insbeſondere ſei von der ſächſiſchen Regierung hervorgehoben worden, daß man im Verkehr des Papiergeldes gar nicht werde entrathen können. Hiernach ſei die Aufgabe eine gegebene geweſen, Reichspapiergeld an Stelle des particularen Papiergeldes zu ſetzen. Ein Reichspapiergeld innerhalb mäßiger Schranken erſcheine nicht als eine Verkehrtheit, ſondern als ein ſehr zweckmäßiges Mittel, die Koſten der Geldcirculation zu Gunſten des Gemeinweſens zu vermindern und nebenbei einigen Gewöhnungen des Publikums, die nicht gerade mit dem harten Ausdrucke „ſchlechte Eigenſchaften" zu bezeichnen ſeien, zu entſprechen. Die Bankfrage ſei noch völlig unvorbereitet, noch keine einzige Regierung habe ihre Anſicht zu dieſer Frage geäußert, ſie werde alſo mindeſtens bis zur nächſten Seſſion warten müſſen, da dieſe Angelegenheit ohnehin äußerſt ſchwierig ſei und eines Studiums der beſtehenden thatſächlichen und rechtlichen Verhältniſſe bedürfe, einer eindringenden Kenntniß der Sache nicht allein, ſondern auch einer eingehenden Beachtung deſſen, was Deutſchland in dieſer Hinſicht am meiſten zuträglich ſein werde, einer gründlichen Prüfung der Frage, wie die verſchiedenen Rechtsverhältniſſe abgewogen und geordnet werden ſollen. Wolle man ſofort an die Bankfrage herantreten, ſo ſeien zuvor ernſte Schwierigkeiten zu überwinden, da man ſo mancherlei Rechtsverhältniſſe zu reſpectiren habe. Wenn nun die Bankfrage zwar ſchwierig genannt werden müſſe, unmöglich ſei ihre Löſung dennoch nicht, nur müſſe ſie einer ſpätern Seſſion vorbehalten bleiben.

Es war bei der großen präjudizirenden Wichtigkeit der Frage: „Staatspapiergeld oder an deſſen Stelle Noten einer Reichsbank", die natürliche Folge, daß die Verſtimmung im Reichstage ſich Luft machte und gegen Creirung des ſtaatlichen Papiergeldes laut wurde. Wir können die eingehenden Debatten über die Principienfrage in folgende Sätze zuſammenfaſſen: die Regierung will jetzt, nach Empfang der 5-Milliarden-Contribution, noch das ſtaatliche

Papiergeld conſerviren, eine unverzinsliche Schuld, ererbt aus ärmern Zeiten, ein Mittel, zu dem ein Land nur in der Noth greifen ſoll, während papierenes Geld zu andern Zeiten ungerechtfertigt und von den berühmteſten Nationalökonomen als ein leicht gefahrvolles Element des Verkehrs bezeichnet worden iſt. Wo immer Staatspapiergeld ausgegeben worden iſt, galt doch als erſter Grundſatz einer guten Finanzwirthſchaft, daß es wieder eingelöſt wurde, ſobald die Mittel des Landes es erlaubten. Wir haben dies in allerneueſter Zeit auch in Preußen geſehen. Nur der preußiſche Finanzminiſter iſt der eigenthümlichen Anſicht, daß diejenigen Staaten zurückſtehen, welche kein Papiergeld ausgaben; daß die engliſche Geldcirculation eine ſehr viel geſündere ſein würde, wenn der engliſche Staat mäßiges Papiergeld geſchaffen hätte, als bei der Einrichtung der Bank, wo er immerhin zugelaſſen hat, daß 14 Mill. Pfd. St. ungedeckt bleiben.

Aus den Motiven dieſes Geſetzentwurfes gehen keine ſachlichen Gründe hervor, welche das Papiergeld empfehlen. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben während des Bürgerkrieges, während des Seceſſionskrieges, eine Menge von Papiergeld ausgegeben, und obwol der Krieg lange beendet iſt, leidet das Land noch heute unter dem Einfluſſe dieſes Papiergeldes, die Finanzen ſind vollſtändig in Unordnung gerathen, und eine richtige Berechnung kann niemals aufgeſtellt werden, der nächſte Tagescurs ſtößt ſie um. Solange das Papiergeld von einem Tage zum andern, von einer Woche zu der andern mehrere Procent auf- und niederſteigt, herrſcht finanzielle Unſicherheit. Wie anders in Frankreich! Niemals wol iſt eine Nation ſo gründlich niedergeworfen worden, niemals iſt ein ſo großes Unglück ſo raſch über ein Volk gekommen in ſo wenigen Tagen, wie das in Frankreich der Fall geweſen iſt. Was aber ſehen wir in Frankreich, welche Erſcheinungen hinſichtlich ſeiner Finanzen? Die dortige Finanzwirthſchaft iſt ein leuchtendes Beiſpiel und die Franzoſen können in Wahrheit ſtolz darauf ſein. Trotz der furchtbaren Kriegscontribution, die ſie gezahlt haben, trotz der Suspenſion der Baarzahlung, ſtehen heute die franzöſiſchen Banknoten pari in Paris. Es muß heute in Berlin ein Aufgeld für eine franzöſiſche Banknote gezahlt werden, wenn man auch franzöſiſches Gold dafür ausgeben will, man muß etwas hinzulegen, um nur eine Banknote zu erhalten. Hätte Frankreich Papiergeld ausgegeben, ſo würde in dieſem Augenblicke ein finanzielles Sodom und Gomorrha vorhanden ſein, wie es bei frühern Gelegenheiten war, als es dieſe Maßregel ergriffen hat. Man erinnere ſich der Aſſignaten und an die Zeit, wo Papiergeld in Maſſe in Frankreich circulirte. Und England? In den Jahren 1809—25 mußten in England in der Zeit der Noth die Bankgeſetze ſuspendirt werden, England befand ſich alſo in einem Zuſtande der Noth, wo man es allenfalls hätte verantworten können, wenn man Papiergeld ausgegeben hätte. Es hat dies nicht gethan, es hat ganz einfach die Noth über ſich ergehen laſſen und ſich zu helfen geſucht ohne Papiergeld. Was iſt die Folge geweſen? Es hat die Geldverhältniſſe, ſeine Währung rein erhalten und die Preiſe aller der Gegenſtände, welche man für Geld und Geldzeichen kauft, ſind nicht im mindeſten geſtiegen. Hätte es Papiergeld ausgegeben, ſo wären ſchon damals in England die Preiſe der Lebensmittel und aller andern Gegenſtände ſehr bedeutend in die Höhe gegangen.

Auch der Deutſche Handelstag hat namens ſämmtlicher deutſcher Handelskammern in einer Denkſchrift an den Reichskanzler erklärt, es möge im künftigen Geſetzentwurfe die ſucceſſive, aber mit thunlichſter Beſchleunigung zu beſchaffende definitive Einziehung des Staatspapiergeldes in ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten angeordnet und zugleich den mit der Befugniß zur Notenausgabe verſehenen Banken aufgegeben werden, innerhalb beſtimmter Friſt die von ihnen in Umlauf geſetzten Noten in Appoints von 1, 5, 10 und 25 Thlr. und von 1, 2, 5, 10 und 25 Fl. und 20 Reichsmark ſucceſſive einzuziehen

und in Zukunft keine Noten unter dem Betrage von 100 Mark Reichsmünze auszugeben.

Alſo auch die Vertretung des deutſchen Handelsſtandes war entſchieden der Meinung, daß das Papiergeld einzuziehen ſei und die Banknoten reducirt werden müßten auf den niedrigſten Betrag von 100 Mark.

Man erſetzte eben ein altes Uebel, das aus der Contribution ſo leicht zu beſeitigen war, das kleinſtaatliche Papiergeld, durch ein neues Reichspapiergeld, und das zu einer Zeit, wo eine Anleihe zur Dotirung einer Bank ſo leicht war. Vierzig Millionen Papiergeld machen allerdings eine Zinſenerſparniß von 1,600000 Thlrn. zu 4 Proc. oder 2 Mill. zu 5 Proc. Aber eine Erſparniß, welche auf Koſten der Sicherheit des Geldverkehrs, alſo zum Nachtheil des Ganzen gemacht wird, iſt und bleibt doch immer verwerflich. Je weniger baares Geld oder Geldzeichen eine Nation gebraucht, um ihren Austauſch vorzunehmen, auf einer um ſo höhern Stufe ſteht ihr Creditweſen, alſo ihre wirthſchaftliche Bildung. In Deutſchland iſt das Creditweſen in den verſchiedenen Theilen ſehr verſchieden ausgebildet. Am wenigſten iſt es ausgebildet in Süddeutſchland, beſonders gering in Würtemberg und in Baiern.

Zu der in unſerm Verkehr circulirenden Maſſe von 500 Mill. Thlrn. Papiergeld und Banknoten und zu einem ganz ausreichenden Betrage von Silber- und Goldmünzen ſind, ſeitdem die franzöſiſche Kriegsentſchädigung von uns einkaſſirt iſt, hinzugetreten, wie die Vorlage betreffs Ausführung des Münzgeſetzes gezeigt hat, eine Milliarde und 21 Mill. Mark an verfügbaren Reichsgoldmünzen. Was war nach der Vorlage dagegen herausgezogen worden gegen dieſe Milliarde: nur 7,700000 Thlr. Gold und 22 Mill. Thlr. Silber. Aber von dem Silber ſind wieder in Mark- und Nickelſtücken ausgeprägt 12 Mill. Mark, ſodaß ſich die ganze Summe, welche aus dem Verkehr herausgezogen iſt, reducirt auf 25 Mill. Thlr. Was iſt nun, ſagte man, die Folge, wenn das Volk mit Umſatzmitteln mehr und mehr überſchwemmt wird? Die Vermehrung der Umſatzmittel wirkt, wie es bei uns zu ſehen, ſehr weſentlich auf die Preiſe aller Gegenſtände, und wenn damit fortgefahren wird, auf dieſe Weiſe die Preiſe der Lebensmittel zu ſteigern, ſo kommen Zuſtände, die noch unerträglicher ſind als die jetzigen.

Neben dieſen in den Debatten mehr oder minder ſchroff hingeſtellten Principien wurde von anderer Seite daran erinnert, daß wir uns in Deutſchland dabei beſcheiden müßten, Schritt vor Schritt vorwärts zu kommen, daß man überdies die ausdrückliche Zuſage des Bundesrathes beſitze, das Bankgeſetz ſolle in der nächſten Seſſion zur Berathung kommen. Die Creirung von Reichspapiergeld ſei nicht von der Reichsregierung, ſondern aus der Initiative des Reichstages hervorgegangen. Dieſes Moment ſchließe nun auch in ſich die Verpflichtung, mit Creirung des Reichspapiergeldes ſich jetzt zu beſchäftigen. Die Thatſache der nicht geringen unverzinslichen Schuldenlaſt der Particularſtaaten, die nicht mit Einem Schlage zu tilgen ſei, ſowie die Thatſache der langen Gewöhnung des Volkes an das bequeme Papiergeld ſei in Rechnung zu ziehen. Außerdem ſei nicht ſicher, daß das Bankgeſetz ſo raſch zu Stande komme, und es werde, wolle man das Papiergeld vorher beſeitigen, der Zettelemiſſion der Privatbanken freie Bahn gelaſſen, deren Folgen bedenklich ſein könnten. Die Theoretiker, welche Vollbedeckung der Scheine oder nur Metall wollten, ſeien Fanatiker. In mäßigem Umfange ſei Papiergeld nothwendig, es wandere als Anweiſung von den Staatskaſſen unter die Steuerzahler, von dieſen in die Staatskaſſen. Ueber Zuvielemiſſion entſcheide ſtets die Noth, gleichviel, ob ſchon Staatspapiergeld vorhanden ſei oder nicht. Baiern habe bis 1866 jungfräulich gelebt, nämlich gar kein Papiergeld beſeſſen, dann aber doch plötzlich ſolches gemacht.

Wir haben mit Abſicht bei dieſer hervorragenden Principienfrage etwas verweilt, weil

ſie ſeit den Zeiten des Schotten Law alle Geſchlechter, alle Nationalökonomen beſchäftigt hat und auch hier natürlich wieder auftauchen mußte.*)

Wie ſchon aus obigem kurzem Referat hervorging, befand ſich der Reichstag dieſer Prineipienfrage gegenüber in einer Zwangsſtellung, mit andern Worten: er hatte ſich ſelbſt gewiſſermaßen präjudizirt. Der Art. 18 des Münzgeſetzes vom 9. Juli 1873 enthielt folgende Beſtimmung: „Das von den einzelnen Bundesſtaaten ausgegebene Papiergeld iſt ſpäteſtens bis zum 1. Jan. 1876 einzuziehen und ſpäteſtens ſechs Monate vor dieſem Termine öffentlich aufzurufen. Dagegen wird nach Maßgabe eines zu erlaſſenden Reichsgeſetzes eine Ausgabe von Reichspapiergeld ſtattfinden. Das Reichsgeſetz wird über die Ausgabe und den Umlauf des Reichspapiergeldes ſowie über die den einzelnen Bundesſtaaten zum Zweck der Einziehung ihres Papiergeldes zu gewährenden Erleichterungen die nähern Beſtimmungen treffen."

Dieſer Paſſus, welcher das Reichspapiergeld einführt, iſt nicht vom Bundesrathe, ſondern, wie angedeutet, vom Reichstage ausgegangen und zwar noch zuletzt in der Schlußberathung (vom Abgeordneten Bamberger) beantragt worden, nur um das Münzgeſetz zu Stande zu bringen, allerdings mit der Bemerkung, daß man in geſunden Staaten noch nie auf den Gedanken gekommen ſei, papierene Werthzeichen zu machen (in der Regel nur ein Expediens für Staaten, die in Geldverlegenheit kommen), und daß das Deutſche Reich in dieſem Moment gewiß nicht in der Lage ſich befinde, ſich auf dieſes Fundament zu ſtützen. Der Antrag ſollte freilich zugleich einen Zwang ausüben, auf daß gleichzeitig mit einem Papiergeldgeſetze ein Bankgeſetz vorgelegt werde, aus dem Grunde, weil die Bank- und die Staatspapiergeldgeſetzgebung innerlich auch mit dem Münzgeſetze ſo in ihrem Nervengewebe verbunden ſind, daß ſie nicht getrennt werden können. Der Abgeordnete Bamberger hat ſpäter in Conſequenz ſeines frühern Vorgehens ſich auch dahin geäußert, man müſſe die nach Inhalt des betreffenden Paragraphen zwiſchen Reichstag und Reichsregierung einmal getroffene Vereinbarung ſtreng und loyal interpretiren und die Reichspapiergeldvorlage trotz des engen Zuſammenhanges der beiden Materien in Berathung ziehen, um von Etappe zu Etappe zu gelangen, zunächſt ſich beſcheidend bei der regierungsſeits gemachten Zuſage der Vorlegung eines Bankgeſetzes in nächſter Seſſion. Die Regierung wiederholte mehrfach, daß der Entwurf ein ſchwer erreichtes Compromiß ſei, das Aenderungen nicht vertrage, und auch die Motive ſagen an dem betreffenden Orte: „Der vorliegende Entwurf eines Geſetzes über die Ausgabe von Reichskaſſenſcheinen ſoll die in der vorſtehenden Beſtimmung enthaltene Zuſage verwirklichen. Dieſe Beſtimmung hat die Frage: ob Reichspapiergeld auszugeben ſei, bereits bejahend entſchieden, es bedarf daher der Entwurf nach dieſer Seite hin keiner weitern Begründung."

Damit hätten wir den Gang der großen Debatte über die Grundlagen des Geſetzes in den Hauptzügen ſkizzirt.

Der Entwurf hat verſchiedene Aenderungen erfahren; derſelbe hatte noch Abſchnitte zu 5, 25 und 30 Mark und anderes proponirt. Die Beſtimmungen des definitiven Geſetzes lauten jetzt:

§. 1. Der Reichskanzler wird ermächtigt, Reichskaſſenſcheine zum Geſammtbetrage von 120 Mill. Mark in Abſchnitten zu 5, 20 und 50 Mark ausfertigen zu laſſen und unter die Bundesſtaaten nach dem Maßſtabe ihrer durch die Zählung vom 1. Dec. 1871 feſtgeſtellten Bevölkerung zu vertheilen.

Ueber die Vertheilung des Geſammtbetrages auf die einzelnen Abſchnitte beſchließt der Bundesrath.

*) Wenn der Leſer ſie ausführlicher behandelt zu ſehen wünſcht, ſo verweiſen wir ihn auf die Generaldebatte des Reichstages in den „Stenographiſchen Berichten".

§. 2. Jeder Bundesſtaat hat das von ihm ſeither ausgegebene Staatspapiergeld ſpäteſtens bis zum 1. Juli 1875 zur Einlöſung öffentlich aufzurufen und thunlichſt ſchnell einzuziehen.

Zur Annahme von Staatspapiergeld ſind vom 1. Jan. 1876 an nur die Kaſſen desjenigen Staates verpflichtet, welcher das Papiergeld ausgegeben hat.

§. 3. Denjenigen Staaten, deren Papiergeld den ihnen nach §. 1 zu überweiſenden Betrag von Reichskaſſenſcheinen überſteigt, werden zwei Drittheile des überſchießenden Betrages aus der Reichskaſſe als ein Vorſchuß überwieſen und zwar, ſoweit die Beſtände der letztern es geſtatten, in baarem Gelde, ſoweit ſie es nicht geſtatten, in Reichskaſſenſcheinen.

Der Reichskanzler wird zu dieſem Zweck ermächtigt, Reichskaſſenſcheine über den im §. 1 feſtgeſetzten Betrag hinaus bis auf Höhe des zu leiſtenden Vorſchuſſes anfertigen zu laſſen, und ſo weit als nöthig in Umlauf zu ſetzen. Ueber die Art der Tilgung dieſes Vorſchuſſes wird gleichzeitig mit der Ordnung des Zettelbankweſens Beſtimmung getroffen. In Ermangelung einer ſolchen Beſtimmung hat die Rückzahlung des Vorſchuſſes innerhalb 15 Jahren, vom 1. Jan. 1876 an gerechnet, in gleichen Jahresraten zu erfolgen.

Die auf den Vorſchuß eingehenden Rückzahlungen ſind zunächſt zur Einziehung der nach vorſtehenden Beſtimmungen ausgefertigten Reichskaſſenſcheine zu verwenden.

§. 4. Diejenigen Bundesſtaaten, welche Papiergeld ausgegeben haben, werden die ihnen ausgefolgten Reichskaſſenſcheine (§§. 1 und 3), ſoweit der Betrag der letztern den Betrag des ausgegebenen Staatspapiergeldes nicht überſteigt, nur in dem Maße in Umlauf ſetzen, als Staatspapiergeld zur Einziehung gelangt.

§. 5. Die Reichskaſſenſcheine werden bei allen Kaſſen des Reiches und ſämmtlichen Bundesſtaaten nach ihrem Nennwerthe in Zahlung angenommen und von der Reichshauptkaſſe für Rechnung des Reiches jederzeit auf Erfordern gegen baares Geld eingelöſt.

Im Privatverkehr findet ein Zwang zu ihrer Annahme nicht ſtatt.

§. 6. Die Ausfertigung der Reichskaſſenſcheine wird der preußiſchen Hauptverwaltung der Staatsſchulden unter der Benennung „Reichs-Schuldenverwaltung" übertragen.

Die Reichs-Schuldenverwaltung hat für beſchädigte oder unbrauchbar gewordene Exemplare für Rechnung des Reiches Erſatz zu leiſten, wenn das vorgelegte Stück zu einem echten Reichskaſſenſcheine gehört und mehr als die Hälfte eines ſolchen beträgt. Ob in andern Fällen ausnahmsweiſe ein Erſatz geleiſtet werden kann, bleibt ihrem pflichtmäßigen Ermeſſen überlaſſen.

§. 7. Vor der Ausgabe der Reichskaſſenſcheine iſt eine genaue Beſchreibung derſelben öffentlich bekannt zu machen.

Die Controle über die Ausfertigung und Ausgabe der Reichskaſſenſcheine übt die Reichs-Schuldencommiſſion.

§. 8. Von den Bundesſtaaten darf auch ferner nur auf Grund eines Reichsgeſetzes Papiergeld ausgegeben oder deſſen Ausgabe geſtattet werden.

Urkundlich unter unſerer höchſteigenhändigen Unterſchrift und beigedrucktem kaiſerlichen Inſiegel.

Gegeben Berlin, den 30. April 1874. Wilhelm.

(L. S.) Fürſt von Bismarck.

Die hauptſächlichſten Erwägungen der Regierung bei der vielbeſtrittenen Geſetzvorlage und den einzelnen Beſtimmungen laſſen ſich dahin zuſammenfaſſen:

Da die Einziehung des alten Papiergeldes ſpäteſtens bis zum 1. Jan. 1876 geſchieht, und da ferner den Regierungen weſentliche Erleichterungen geboten werden in einer für das Finanz- wie für das Verkehrsintereſſe gleich zuſagenden Weiſe, ſo iſt zu erwarten, daß die Ausgabe des Reichspapiergeldes im Laufe des Jahres 1875 ebenſo ſehr der Abſicht des Münzgeſetzes als der Natur der Sache entſpricht. Dies erforderte aber eine Beſchleunigung der Geſetzvorlage, denn die Vorbereitungen zur Anfertigung dieſer Werthzeichen ſowie die Anfertigung ſelbſt erfordern, wenn etwas Tüchtiges geleiſtet werden ſoll, einen ſehr beträchtlichen Zeitaufwand.

Die Ausgabe von Papiergeld iſt keine durch finanzielle Bedürfniſſe des Reiches geforderte Maßregel. Sie iſt begründet in der Nothwendigkeit, die Einziehung des Staatspapiergeldes für die einzelnen Bundesſtaaten durchführbar und für den Verkehr erträglich zu machen. Das Reichspapiergeld iſt daher nicht für unmittelbare Zwecke des Reiches zu verwenden, ſondern den einzelnen Bundesſtaaten zu überweiſen. Daß dieſe Ueberweiſung

nach demjenigen Maßstabe erfolgen muß, nach welchem die Bundesstaaten die Lasten des Reiches zu tragen haben, ergibt sich, wenn die rechtliche Natur des Papiergeldes, als einer unverzinslichen Schuld des Reiches, ins Auge gefaßt wird, von selbst. Nicht minder von selbst ergibt sich eine Bedingung, an welche diese Ueberweisung zu knüpfen ist, daß nämlich diejenigen Bundesstaaten, welche Staatspapiergeld ausgegeben haben, das ihnen überwiesene Reichspapiergeld nur in dem Maße ausgeben, wie sie ihr eigenes Papiergeld einziehen.

Das Gesetz nimmt den Betrag des Reichspapiergeldes mit 120 Mill. Mark an als völlig ungefährlich für die Sicherung der metallischen Währung, abgesehen von dem Credit des Reiches. (Hierbei wird auf den baaren Kriegsschatz in gleicher Höhe hingewiesen als eine Deckung, freilich unserer Meinung nach eine ziemlich unberechenbare Sicherheit.)

Die Vertheilung dieses Betrages unter die einzelnen Bundesstaaten nach dem Maßstabe der Bevölkerung würde jedoch nicht genügt haben, um allen Bundesstaaten, welche Staatspapiergeld ausgegeben haben, die Einziehung des letztern in ausreichendem Maße zu erleichtern. In den meisten Bundesstaaten übersteigt der Betrag des bis zum 1. Jan. 1876 einzuziehenden Papiergeldes den Antheil dieser Staaten an dem Reichspapiergelde so erheblich, daß die Einziehung dieses Ueberschusses aus Landesmitteln nicht ohne Schädigung der Landesinteressen würde erfolgen können. Dies wird am klarsten aus folgender Uebersicht hervorgehen:

Papieremissionen der Staaten des Deutschen Reiches.

1. Preußen.			
Kassenanweisungen von 1856, und zwar:			
in Appoints zu 5 Thlr.	Thlr. 8,000000		
„ „ „ 1 „	„ 7,842347		Thlr. 15,842347
Kassenanweisungen von 1868, und zwar:			
in Appoints zu 5 Thlr.	Thlr. 2,400000		
„ „ „ 1 „	„ 7653		„ 2,407653
Nothstands-Darlehnskassenscheine von 1866:			
Darlehnskassenscheine zu 1, 5 und 10 Thlr.	Thlr. 1,228000		
neue Darlehnskassenscheine zu 5 Thlr.	„ 1,000000		„ 2,228000
welche vom 1. Jan. 1874 an aus dem Umlauf behufs der Vernichtung zurückzuziehen sind.			
			Summa Thlr. 20,478000
2. Baiern.			
Kassenanweisungen von 1866	Fl. 15,000000		
„ „ 1870	6,000000		
Summa Fl. 21,000000		=	„ 12,000000
Es sind im Umlauf in Stücken à 50 Fl.	11,998000		
„ „ „ „ „ „ à 5 „	7,355000		
„ „ „ „ „ „ à 2 „	1,647000		
Sind obige Fl.	21,000000		
3. Sachsen.			
Kassenbillets von 1867 und 1868, und zwar:			
in Appoints zu 1 Thlr. (Ltr. A.) .	Thlr. 5,000000		
„ „ „ 5 „ (Ltr. B.) .	„ 4,000000		
„ „ „ 10 „ (Ltr. C.) .	„ 3,000000		„ 12,000000
4. Würtemberg.			
Papiergeld (Zehnguldenscheine) von 1858	Fl. 3,000000		
„ „ „ 1871	„ 3,000000		
Summa Fl.	6,000000	=	„ 3,428571
			Latus Thlr. 47,906571

Transport Thlr. 47,906571

5. Baden.

Papiergeld von 1849 und 1854, und zwar:

in Appoints zu 2 Fl.		500000		
„ „ „ 10 „		1,500000		
„ „ „ 50 „		1,000000		
	Summa Fl.	3,000000		
Papiergeld von 1868	„	3,500000		
	Summa Fl.	6,500000	=	„ 3,714286

6. Hessen.

Papiergeld in Appoints von 1, 5, 10 und 50 Fl. von 1864 . . . . . Fl. 4,300000 = „ 2,457143

Es sind ausgegeben:

in Appoints zu 50 Fl. . . .	Fl.	400000		
„ „ „ 10 „ . . .	„	1,900000		
„ „ „ 5 „ . . .	„	1,500000		
„ „ „ 1 „ . . .	„	500000		
Sind obige Fl.		4,300000		

7. Mecklenburg-Schwerin.

Rentereikassenscheine von 1870 und zwar:

in Appoints zu 10 Thlr.	Thlr.	400000		
„ „ „ 25 „	„	300000		
„ „ „ 50 „	„	300000	„	1,000000

8. Sachsen-Weimar.

Kassenanweisungen von 1847, 1859 und 1870, und zwar:

in Appoints zu 1 Thlr. (Ser. A.) .	Thlr.	360000		
„ „ „ 5 „ (Ser. B.) .	„	240000	„	600000

9. Mecklenburg-Strelitz.

Renteikassenscheine von 1866, und zwar:

in Appoints zu 5 Thlr.	Thlr.	100000		
„ „ „ 10 „	„	300000		
„ „ „ 25 „	„	100000	=	500000

Renteikassenscheine von 1869, und zwar:

in Appoints zu 5 Thlr.	Thlr.	50000		
„ „ „ 10 „	„	50000		
„ „ „ 25 „	„	200000	=	300000 „ 800000

10. Oldenburg.

Das auf Grund des Gesetzes vom 12. Aug. 1869 ausgegebene Papiergeld von 2 Mill. Thlr. hat die Natur von Banknoten.

11. Braunschweig.

Leihhauskassenscheine (der herzoglichen Leihhausanstalt zu Braunschweig) von 1842, 1858 und 1867 in Appoints zu 1 und 10 Thlr. „ 1,000000

12. Sachsen-Meiningen.

Kassenanweisungen von 1849 und 1856 „ 600000

Es sind im Umlauf:

Kassenanweisungen zu 1 Thlr.	Thlr.	466000		
„ „ 10 „	„	134000		
Sind obige Thlr.		600000		

Latus Thlr. 58,078000

		Transport Thlr.	58,078000
13. Sachsen-Altenburg.			
Kassenscheine von 1848 und 1858, und zwar:			
Kassenscheine à 1 Thlr.	Thlr. 121000		
„ à 10 „	„ 364600	„	485600
14. Sachsen-Koburg-Gotha.			
a) Herzogthum Koburg: Kassenanweisungen von 1849 und 1870 in Appoints zu 1 Thlr.		„	200000
b) Herzogthum Gotha: Kassenanweisungen von 1847 und 1860, und zwar:			
zu 1 Thlr.	Thlr. 240000		
zu 5 „	„ 160000	„	400000
15. Anhalt.			
Anhalt-Dessauische Staatskassenscheine von 1849 und 1861 in Stücken zu 1 Thlr.	Thlr. 500000		
Anhaltische Staatskassenscheine von 1866 zu 1 Thlr.	„ 200000		
Anhalt-Bernburgische Kassenanweisungen zu 1 Thlr. von 1859 und 1867 . .	„ 250000	„	950000
16. Schwarzburg-Sondershausen.			
Kassenanweisungen zu 1 Thlr. von 1859 und 1866		„	150000
17. Schwarzburg-Rudolstadt.			
Kassenbillets zu 1 und 10 Thlr. von 1848, 1851 und 1856		„	200000
18. Waldeck.			
Kassenscheine von 1854	Thlr. 150000		
„ „ 1866	„ 60000	„	210000
19. Reuß älterer Linie.		„	130000
20. Reuß jüngerer Linie.			
Kassenscheine von 1849, 1860 und 1870 zu 1 Thlr.		„	320000
21. Schaumburg-Lippe.			
Kassenanweisungen zu 10 Thlr. von 1857. 1872 waren im Umlauf.		„	251000
		Summa Thlr.	61,374600

Lippe-Detmold, Lauenburg, Lübeck, Bremen, Hamburg, Elsaß-Lothringen haben kein Papiergeld emittirt. Obige Zahlen sind Mittheilungen der Bundesregierungen vom October 1872; sie geben einen klaren Einblick in den Papiergeldumlauf der einzelnen Bundesstaaten.

Wir schließen hieran eine Uebersicht der nach dem Gesetzentwurfe betreffend Ausgabe von Reichskassenscheinen auf die einzelnen Bundesstaaten entfallenden Beträge:

Nummer.	1. Es entfallen bei einer Gesammtausgabe von definitiv 40 Mill. Thlr. (120 Mill. Mark) auf	Thlr.	2. Betrag des Landespapiergeldes nach umstehender Zusammenstellung. Thlr.	3. Vorschuß in Höhe von ½ des Ueberschusses des Landespapiergeldumlaufs über den Antheil an den Reichskassenscheinen. Thlr.	4. Also empfangen die einzelnen Staaten im ganzen (Summa der Spalte 1 und 3). Thlr.
1.	Preußen	23,998392	20,478000	—	23,998392
2.	Lauenburg	48326	—	—	48326
3.	Baiern	4,732530	12,000000	4,844980	9,577510
4.	Sachsen	2,493288	12,000000	6,337808	8,831096
5.	Würtemberg	1,773752	3,428571	1,103212⅔	2,876964⅔
6.	Baden	1,425566	3,714286	1,525813½	2,951379½
7.	Hessen	831889	2,457143	1,083502⅔	1,915391⅔
8.	Mecklenburg-Schwerin	544157	1,000000	303895⅓	848052⅓
9.	Sachsen-Weimar	279135	600000	213910	493045
10.	Mecklenburg-Strelitz	94594	800000	470270⅔	564864⅔
11.	Oldenburg	307025	—	—	307025
12.	Braunschweig	304086	1,000000	463942⅔	768028⅔
13.	Sachsen-Meiningen	183328	600000	277781⅓	461109⅓
14.	Sachsen-Altenburg	138622	485600	231319½	369941⅓
15.	Sachsen-Kobnrg-Gotha	170045	600000	286636⅔	456681⅔
16.	Anhalt	198427	950000	501048⅔	699475⅔
17.	Schwarzburg-Sondershausen	65536	150000	56309⅓	121845⅓
18.	Schwarzburg-Rudolstadt	73663	200000	84224⅔	157887⅔
19.	Waldeck	54839	210000	103440½	158279⅔
20.	Reuß ältere Linie	43983	130000	57344⅔	101327⅔
21.	Reuß jüngere Linie	86837	320000	155442	242279
22.	Schaumburg-Lippe	31269	251000	146487⅓	177756⅓
23.	Lippe	108398	—	—	108398
24.	Lübeck	50874	—	—	50874
25.	Bremen	119388	—	—	119388
26.	Hamburg	330626	—	—	330626
27.	Elsaß-Lothringen	1,511425	—	—	1,511425
	Summa	40,000000	61,374600	18,247370	58,247370

Bei Vertheilung der Beträge in Spalte 1 ist davon ausgegangen, daß die ortsanwesende (factische) Bevölkerung der einzelnen Staaten nach der Zählung vom 1. Dec. 1871 zu Grunde gelegt wurde. Die betreffenden Bevölkerungszahlen bedürfen noch der definitiven Feststellung.

Die Staaten unter Nr. 2, 11 und 23—27 der vorstehenden Uebersicht haben kein Papiergeld ausgegeben; das in Oldenburg (Nr. 11) auf Grund des Gesetzes vom 12. Aug. 1869 ausgegebene Papiergeld im Betrage von 2 Mill. Thlr. ist dem oldenburgischen Landesbanken-Betriebsfonds überlassen und ist daher nach §. 5 des Bundesgesetzes vom 27. März 1870 den Banknoten gleichzuachten.

Aus der Tabelle ergibt sich, daß 19 Bundesstaaten über 27 Mill. Thlr. im Laufe des Jahres 1875 aus Landesmitteln einzulösen haben. Es werden daher diesen Staaten zwei Drittheile dieses Betrages in Reichskassenscheinen als ein, in spätestens 15 Jahren zu tilgender Vorschuß überwiesen und um den Betrag dieses Vorschusses wird der normale Betrag des Reichspapiergeldes vorübergehend erhöht.

Die spätere Regelung des Bankwesens wird für die Erleichterung der manchem Landesbudget etwas schwierigen Rückzahlung des Vorschusses Modalitäten finden lassen. Die Bestimmungen über die Controle bei der Ausgabe der Reichskassenscheine, sowie über den Umtausch beschädigter Scheine sind den entsprechenden, durch die Erfahrung bewährten Vorschriften der preußischen Gesetzgebung nachgebildet.

Das definitive Gesetz bestimmt also 120 Mill. Mark Reichskassenscheine (in Ab-

ſchnitten zu 5, 20 und 50 Mark), demnach in einer Menge von 1 Thlr. pro Kopf der Bevölkerung des Deutſchen Reiches.

Vom Abgeordneten Tellkampf ward die Reduction der auszugebenden Summe von Reichskaſſenſcheinen auf 60 Mill. Mark beantragt. Der Reichstag lehnte dieſen Antrag ab und ebenſo den Vorſchlag des Abgeordneten Sonnemann, Reichspapiergeld nur in Abſchnitten nicht unter 50 Mark auszugeben. Dagegen wurde, unter Zuſtimmung des Vertreters der Regierungen, ein Amendement genehmigt, den im Entwurfe vorgeſchlagenen Abſchnitten zu 25 Mark, im Anſchluſſe an das Decimalſyſtem, Abſchnitte zu 20 Mark zu ſubſtituiren. Der Präſident des Reichskanzleramtes bemerkte hierüber: „Die Regierungen ſind zum Abſchnitt von 25 Mark einfach durch die Erwägung gekommen, daß ſie gewünſcht haben, dem Gold-20-Markſtück nicht eine directe Concurrenz durch das Papier-20-Markſtück zu machen. Findet das Haus dieſe Erwägung nicht durchgreifend, und im Hinblick auf die Erfahrungen, die in andern Ländern gemacht ſind, es für richtiger, an die Stelle des 25-Markappoint ein 20-Markappoint zu ſetzen, ſo tragen die verbündeten Regierungen kein Bedenken, einem ſolchen Beſchluſſe ihrerſeits zuzuſtimmen."

In der Höhe der Emiſſionsſumme können wir, wenn man einmal Staatspapiergeld gelten laſſen will, eine Gefahr für die Goldwährung nicht erblicken. Die Hinweiſung auf den Kriegsſchatz als „Deckung" iſt aber nicht haltbar, wenn, wie geſagt, dieſer Schatz eine wirkliche Deckung ſein ſollte. Dagegen gewinnt dieſer im übrigen höchſt heilſame Fonds, über den nur radicale Doctrinäre eifern können, einen Vortheil durch die Ausgabe einer ſolchen Summe Reichspapiergeldes, indem der häufigſte Einwand gegen ihn, daß er nämlich Zinſen koſte, dadurch an Kraft verliert. (So auch Wagner). Was die nicht unwichtige Stückelungsfrage anlangt, ſo wünſchte der Reichstag eine möglichſte Beſchränkung der Appoints zu 50 Mark, womit ſich die Regierungen einverſtanden erklärten. Das alte Papiergeld war ja meiſt in kleinen Appoints emittirt. Nach den oben mitgetheilten Zahlen über den Papiergeldumlauf der deutſchen Staaten beſtanden 15,651000 Thlr. aus 1-Thaler-, 15,950000 Thlr. aus 5-Thaler-, 4,499600 Thlr. aus 10-Thaler-, 1,228000 Thlr. aus 1-, 5- und 10-Thaler-, 1,410000 Thlr. aus 1- und 10-Thaler-, 600000 Thlr. aus 25-Thaler- und 300000 Thlr. aus 50-Thalerſcheinen, für 130000 Thlr. fehlt jede Angabe. Die Guldenſcheine der vier ſüddeutſchen Staaten vertheilten ſich mit 500000 Fl. auf 1-Gulden-, 2,147000 Fl. auf 2-Gulden-, 8,855000 Fl. auf 5-Gulden-, 9,400000 Fl. auf 10-Gulden-, und 13,398000 Fl. auf 50-Guldenſcheine, für 3½ Mill. Fl. fehlen Angaben. Hiernach beſteht alſo der bei weitem größte Theil der Scheine aus Stücken von und unter 5 Thlr. bez. 10 Fl.

Die bisher geltende Silberwährung brachte kleine Abſchnitte von ſelbſt mit ſich. Sie haben aber im Umlauf die Eigenſchaft, tief und breit ſich in den Verkehr, namentlich auch der unteren Volksſchichten, der kleinern Städte und des platten Landes feſtzuſetzen und bei Kriſen nicht ſo leicht zurückzuſtrömen. Wollte man in 50-Markſcheinen eine größere Emiſſion vornehmen, ſo wäre das ein nicht gefahrloſes Beginnen, ungleich gefährlicher als kleine Stücke, und auch in höherm Maße bei dem allgemein cursfähigen, im großen Verkehr mit umlaufendem Reichspapiergelde als dem bisherigen Landespapiergelde (außer dem preußiſchen).

Die urſprünglich von dem Entwurfe vorgeſchlagenen 25-Markſcheine hat der Reichstag alſo beſeitigt und dafür den 20-Markſchein geſetzt; es iſt ſo eine ſehr zweckmäßige Uebereinſtimmung mit der Hauptgoldmünze hergeſtellt, zweckmäßig auch nach den neueſten franzöſiſchen Erfahrungen, denen gemäß das 20-Francsbillet das 25-Francsbillet wieder verdrängt hat. Hätte man es mit Notenappoints (einer Reichsbank) zu thun, ſo würden alle kleinen Stücke zu verwerfen ſein. Hier aber, wo es ſich um Reichskaſſenſcheine handelt, alſo nicht das wirthſchafts-, ſondern das finanzpolitiſche Intereſſe entſcheidet, ſind

die kleinern Stücke praktiſcher, weil ſie ſich ohne baare Einlöſung rein durch die „Steuerfundation" und gebunden durch das Verkehrsbedürfniß im Curſe halten. Mit dem traditionellen preußiſchen Takte in ſolchen Dingen ſcheinbar untergeordneter Art, auf welche man anderswo oft kaum Rückſicht nimmt, hat man, wie Wagner ſehr richtig bemerkt, in der neuern Zeit in Preußen nur 1- und 5-Thalerſcheine gehabt.*) Im Jahre 1856 blieben die Stücke von 10 Thlr. aufwärts mit Recht den Banknoten vorbehalten.

Umgekehrt ſtrömen die großen Scheine, die dann meiſt im Großhandel fungiren, in kritiſchen Zeiten leicht raſch zurück zur Baareinlöſung und verurſachen Verlegenheiten, reſp. fallen bald im Curſe. Denn nach den Erfahrungen aller Länder beginnen die großen Appoints mit dem Disagio. Vielleicht wäre das 50-Markſtück beſſer ganz weggeblieben. Auch der Präſident des Reichskanzleramtes legte großen Werth auf die Stückelungsfrage, indem er bei Gelegenheit der Berathung des §. 3 des Geſetzes erklärte: „Die kleinen Appoints des Staatspapiergeldes haben im Verkehr eine ganz andere Rolle zu ſpielen als die richtigerweiſe nur in großen Appoints auszugebenden Banknoten. Bekanntlich ſei dieſe wichtige Theorie keineswegs ſchon durchgeführt; ſie ſei aber im Geſetze vom 1. Jan. 1876 an feſtgeſtellt. Zur Zeit ſei die Circulation von kleinen Abſchnitten der Banknoten eine ganz außerordentlich bedeutende. An Noten unter 50 Mark circulirten etwa 95½ Mill. Thlr., an Noten zwiſchen 50 und 100 Mark etwa 82 Mill., zuſammen 177½ Mill. Thlr. Dieſe Circulationsmittel würden mit der Durchführung des Art. 18 des Münzgeſetzes vom 1. Jan. 1876 an aus dem Verkehre ausſcheiden. Die Rolle, welche dieſe kleinern Abſchnitte im Verkehr geſpielt hätten, könnten die großen Abſchnitte nur zum kleinern Theile vertreten. Rechne man nun zu den 177½ Mill. Thlrn. den jetzigen Papiergeldumlauf von 61,400000 Thlrn. hinzu, ſo ergebe ſich jetzt eine Circulation kleiner Abſchnitte von 238,900000 Thlr. An Stelle dieſes Umlaufes wolle die Vorlage eine Circulation von 58 Mill. Thlrn. ſetzen, welche ohnehin nicht nur von Jahr zu Jahr ſich vermindern, welche auch in dieſem Umfange ſchwerlich jemals circuliren werde, weil es ſchwerlich nöthig ſein würde, dieſen ganzen Betrag überhaupt auszugeben."

Die ſpäteſtens bis zum 1. Juli 1875 zur Einlöſung öffentlich aufzurufende Totalſumme beträgt alſo 61,374600 Thlr. einſchließlich der in ihrer Eigenſchaft als „Papiergeld" doch ſtreitigen preußiſchen Nothſtands-Darlehnskaſſenſcheine in der Höhe von 2,228000 Thlrn. Die Regierung vertheidigte aber dieſe Eigenſchaft durch Staatsminiſter Delbrück in einer Erklärung, die principiell wichtig erſcheint, zugleich bedeutſam für Corporationspapiergeld, ausgegeben auf Grund beſonderer Privilegien (wie z. B. das Papiergeld der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn). Die Erklärung lautete: „Wir haben theils durch Geſetze des Norddeutſchen Bundes, die auf das Deutſche Reich übergegangen ſind, theils durch das Münzgeſetz ſelbſt Beſtimmungen getroffen: erſtens über Staatspapiergeld, zweitens über Papiergeld, welches von Corporationen ausgegeben iſt, und drittens über Banknoten. Ich (Präſident Delbrück) für meinen Theil habe geglaubt, daß mit dieſen drei Kategorien der Kreis der papierenen Geldzeichen abgeſchloſſen ſei, daß keine Lücke mehr ſtattfinde. Wenn ich, der ausgeſprochenen Anſicht folgend, die Darlehnskaſſenſcheine nicht als Staatspapiergeld anſähe, ſo würde ich anerkennen müſſen, daß in unſerer Geſetzgebung in Bezug auf die Papierzeichen eine große und ſehr verhängnißvolle Lücke vorhanden ſei. Denn während wir beſtimmt haben, daß Staatspapiergeld nicht ausgegeben werden darf ohne Reichsgeſetz — und dieſe Beſtimmung ſoll ja hier nach einem bisher nicht angefochtenen Paragraphen wiederholt werden —, während wir ferner Beſtimmungen getroffen haben über die von Corporationen ausgegebenen Scheine, welche (es iſt im ganzen ſehr wenig davon bisher ausgegeben) auf einen gewiſſen Betrag, mindeſtens auf 100 Mark,

*) Ueber die frühere Stückelung vgl. Wagner's „Syſtem", S. 677.

lauten ſollen und welche nach dem für das Reich geltenden frühern norddeutſchen Geſetze nicht ohne Reichsgeſetz neu ausgegeben werden dürfen, wenn wir endlich die Emiſſionsbefugniſſe der Banken fixirt haben auf den Zuſtand, wie er im Jahre 1870 war, ſo würde, wenn man die Darlehnskaſſenſcheine nicht zum Papiergeld rechnete, jeder Bundesſtaat fernerhin befugt ſein, in der Form und natürlich auch mit dem Zwecke der Darlehnskaſſenſcheine papierene Werthzeichen zu ſchaffen, ſoviel es ihm eben wieder für den durch die Darlehnskaſſenſcheine zu erfüllenden Zweck conveniren würde. Ich würde dieſe Lücke meinerſeits für höchſt verhängnißvoll anſehen. Im Intereſſe der Geſammtheit unſerer münzpolitiſchen Geſetzgebung allein und ganz abgeſehen von allen übrigen Rückſichten, muß ich nach wie vor mit Beſtimmtheit den Satz vertheidigen, daß die Darlehnskaſſenſcheine nichts anderes ſind als Staatspapiergeld."

Zur Annahme von Staatspapiergeld ſind vom 1. Jan. 1876 an die Kaſſen nur desjenigen Staates verpflichtet, welcher das Papiergeld ausgegeben hat.

Die Faſſung dieſer Geſetzbeſtimmung iſt nicht glücklich; es ſieht aus, als ob die Landeskaſſen ihr Papiergeld auch nach Ablauf der zu ſetzenden Präcluſivfriſten einlöſen müßten. Es wurde deshalb bei der Verhandlung beantragt, dieſer Beſtimmung folgende Faſſung zu geben: „Zur Annahme von Staatspapiergeld ſind vom 1. Jan. 1876 an, nach Maßgabe der landesgeſetzlichen Beſtimmungen, nur die Kaſſen desjenigen Staates verpflichtet, welcher das Papiergeld ausgegeben hat."

Der Präſident des Reichskanzleramtes bemerkte hiergegen: „Auch im Schoſe des Bundesrathes ſei eine ähnliche Beſtimmung in Frage gekommen, man habe es aber vorgezogen, die Frage ſo zu laſſen, wie ſie nach Maßgabe der Regierungsvorlage ſtehe. Es werde ohne jeden Zweifel im Intereſſe des Publikums im höchſten Grade wünſchenswerth erſcheinen, daß von den ganz gewiß überall in den Landesgeſetzen den Regierungen zuſtehenden Befugniſſen zur Feſtſetzung von Präcluſivfriſten doch nur ein äußerſt ſchonender Gebrauch gemacht werde. Es ſeien wiederholt Klagen darüber laut geworden, daß nicht immer ein ſolcher ſchonender Gebrauch gemacht worden, wenn es ſich darum handelte, eine Emiſſion von Papiergeld durch eine andere zu erſetzen. ... Obſchon es ſeine Meinung nicht ſei, daß durch die Vorlage die Landesgeſetze außer Kraft geſetzt werden, möchte er doch nicht wünſchen, daß man ſie hier allzu ſehr accentuire."

Der Antrag wurde hierauf zurückgezogen und ausgeſprochen, daß es dem billigen Ermeſſen der Regierungen überlaſſen bleibe, ob ſie bei dieſer Gelegenheit präcludirtes älteres Papiergeld nachträglich noch mit zur Einlöſung bringen wollten.

Denjenigen Staaten, deren Papiergeld den ihnen nach §. 1 zu überweiſenden Betrag von Reichskaſſenſcheinen überſteigt, werden, wie erwähnt, zwei Drittheile des überſchießenden Betrages aus der Reichskaſſe als ein Vorſchuß überwieſen und zwar, ſoweit die Beſtände der letztern es geſtatten, in baarem Gelde, ſoweit ſie es nicht geſtatten, in Reichskaſſenſcheinen. Der Reichskanzler wird zu dieſem Zwecke ermächtigt, Reichskaſſenſcheine über den im §. 1 feſtgeſetzten Betrag hinaus bis auf Höhe des zu leiſtenden Vorſchuſſes anfertigen zu laſſen und ſoweit als nöthig in Umlauf zu ſetzen. Ueber die Art der Tilgung dieſes Vorſchuſſes wird gleichzeitig mit der Ordnung des Zettelbankweſens Beſtimmung getroffen. In Ermangelung einer ſolchen Beſtimmung hat die Rückzahlung des Vorſchuſſes innerhalb 15 Jahren, vom 1. Jan. 1876 an gerechnet, in gleichen Jahresraten zu erfolgen. Die auf den Vorſchuß eingehenden Rückzahlungen ſind zunächſt zur Einziehung der nach vorſtehenden Beſtimmungen ausgefertigten Reichskaſſenſcheine zu verwenden. (§. 3.)

Dieſer Paragraph erlangte im Reichstage nur ſchwer Annahme. Man wandte ein, daß die Milliardencontribution, beziehentlich die ſtarke Vermehrung der Umlaufsmittel die Preiſe und Löhne geſteigert habe. Hierzu trete die ſtark vermehrte Emiſſion von ungedeck-

ten Noten und die neuen Goldausmünzungen, alſo Hunderte neuer Millionen; hierin liege eine ernſte Gefahr. Ueber 40 Mill. Thlr. Reichskaſſenſcheine dürfe man nicht hinausgehen, während hier mehr als 58 Mill. Thlr. beſtimmt ſeien. Dieſe Bedenken und verſchiedene aus ihnen hervorgehende Anträge wurden vom Präſidenten des Reichskanzleramtes bekämpft, indem er anführte, daß in Betreff der Frage, ob Deutſchland jetzt wirklich infolge der Ausmünzung von Gold einen Ueberſchuß an Circulationsmitteln habe oder nicht, ein ſtricter, zahlenmäßiger, unwiderleglicher Beweis weder für noch gegen die Bejahung zu führen ſei. Die mitunter vorgebrachten Schätzungen über die Höhe des gegenwärtigen Geldumlaufs ſeien meiſtens ſehr übertrieben. Wenn man den Betrag der geſammten Banknotencirculation rechne, ſo dürfe man natürlich den zur Deckung derſelben hinterlegten Vorrath an gemünztem Gelde nicht noch daneben in Rechnung bringen, um nicht dieſelben Sachen doppelt zu zählen. Die dem Reichstage vorgelegten Ueberſichten der bisherigen Ausprägungen und Münzeinziehungen ſeien richtig; ſie wieſen nach: ſo und ſoviel iſt ausgeprägt, und ſo und ſoviel iſt von den Regierungen wieder eingezogen. Was aber in dem langen Zeitraume, über den die Nachweiſung ſich erſtrecke, auf anderm Wege aus dem Verkehre gezogen ſei, durch den ganz koloſſalen Verbrauch von Silber für die große und kleine Induſtrie, welches namentlich von der kleinen Induſtrie lediglich aus den Münzen genommen werde, das entziehe ſich jeder Berechnung.

Miniſter Delbrück betonte hierbei nochmals die Wichtigkeit der Stückelungsfrage, von der wir oben bereits geſprochen. Der Umlauf der Reichskaſſenſcheine ſtellt ſich künftig alſo folgendermaßen:

Gegenwärtiger Umlauf der alten Scheine		Thlr. 61,374600
Neuer Normalbetrag	Thlr. 40,000000	
Eventuelle Mehrausgabe als Vorſchuß in Höhe von zwei Dritteln des Ueberſchuſſes des Landespapiergeldumlaufes über den Antheil an den Reichskaſſenſcheinen	„ 18,247370	
Maximalbetrag der Reichskaſſenſcheine		„ 58,247370
Minimalverminderung des Papiergeldumlaufes im Jahre 1876		Thlr. 3,127230

Die Circulation würde von 1877—91 durch jährliche Rückzahlung von ein Funfzehntel des Vorſchuſſes ſich jedes Jahr um 1,216491⅓ Thlr. vermindern, und im Jahre 1892 ſich auf den Normalbetrag von 40 Mill. Thlrn. ſtellen.

Der angeführte Normalbetrag wird aber vielleicht nicht überſchritten, da der obige §. 3 des Geſetzes die Beſtimmung enthält, daß der Vorſchuß „von zwei Dritteln des überſchießenden Betrages" ſoweit möglich in baarem Gelde ſtattfinden ſoll und zugleich die weitere Regelung der Reichsbank vorbehalten bleibt.

Der Austauſch des alten gegen neues Papiergeld muß Zug um Zug geſchehen. Die Reichskaſſenſcheine werden bei allen Kaſſen des Reiches und ſämmtlicher Bundesſtaaten nach ihrem Nennwerthe in Zahlung angenommen und von der Reichshauptkaſſe für Rechnung des Reiches jederzeit auf Erfordern gegen baares Geld eingelöſt.

Im Privatverkehr findet ein Zwang zu ihrer Annahme nicht ſtatt.

Es wurde gegenüber dieſer Beſtimmung in der Debatte angeführt, daß bei Mangel eines Einlöſungsfonds dieſer Einlösbarkeit der wirkliche praktiſche Ernſt fehle und deshalb die Einlöſungspflicht der Reichshauptkaſſe in der Luft ſchwebe. In guten Zeiten werde ſie an ſich einlöſen, in Unglückszeiten aber es nicht vermögen. Die Debatte im Reichstage kam auch hier wieder auf den Unterſchied zwiſchen ſtaatlichem Papiergeld und Noten einer Centralbank zurück. Nur bei Noten ſei Sicherheit der Einlöſung vorhanden, weil bei den Banken die Sicherheitsmittel der Einlöſung in dem täglichen Wechſelverkehre lägen, der ihren Schuldforderungen an Private zur Deckung ihre Papierzettel übergebe.

Von ſeiten der Regierung wurde geltend gemacht, daß die Uneinlösbarkeit der Reichskaſſenſcheine auszuſprechen ſo viel heiße, ſie im voraus zu discreditiren. Ein ernſter Zweifel darüber, ob das Deutſche Reich zu jeder Zeit 58 Mill. Thlr. Papiergeld einzulöſen im Stande ſein werde, könne kaum entſtehen, es müßten denn Zeiten kommen, wo weder die ausgeſprochene Einlösbarkeit noch die Uneinlösbarkeit überhaupt irgendwelchen Einfluß auf die Curſe und den Verkehr des Papiergeldes hätten.

Wir halten, da bei der Bewahrung der Vollwerthigkeit des Papiergeldes das Vertrauen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, die Feſtſetzung der Einlösbarkeit für durchaus wichtig; einmal gegen unten, wo ſie für eine feſte Zuſicherung, eine Fundirung gilt, die als Regel bei plötzlichen Unglücksfällen des Staates wie alle Regeln wol einmal eine Ausnahme erfahren kann; ſodann nach oben, wo ſie als eine Erinnerung daran gelten muß, daß einlösbares Papiergeld einer ſchwebenden Schuld gleicht, die man auch einmal wieder zu tilgen hat, was manchen Staaten ganz entfallen war.

Alle andern Kaſſen, alſo Communal- u. ſ. w. Kaſſen brauchen die Scheine nicht zu nehmen, ebenſo wenig Private. Hieraus könnte vielleicht ein Conflict entſtehen, falls öffentliche Kaſſen zu Zahlungen ihren Vorrath von Scheinen verwenden wollten, wenn nicht im Verkehr Geld, auch Papiergeld, ſich die Annahme erzwänge. Man denke nur an die wilden Scheine. Dieſe Thatſache gilt auch gegenüber den Kaſſen, welche das Reichspapiergeld nicht anzunehmen brauchen, ſo gegenüber allen Kaſſen der Zettelbanken. Es würde ja ſonſt auch erhebliche Schwierigkeiten für den Verkehr mit ſich bringen. Indeſſen wird die Preußiſche Bank, und ſpäter die Reichsbank, natürlich keinen Augenblick daran denken, die Annahme der Kaſſenſcheine zu verweigern. Ohne alle Bedenken iſt freilich auch hier das Staatspapiergeld nicht, beſonders bei den großen Scheinen. Die Preußiſche Bank hatte 166 Filialen, ſie fungirte als Hauptreſervoir des baaren Geldes unſerer Volkswirthſchaft. Es werden ihr alſo ſchon gewöhnlich große Mengen Kaſſenſcheine zuſtrömen, beſonders aber wird in kritiſchen Zeiten und bei einem erheblichen Metallbedarf für das Ausland u. ſ. w. baares Geld von ihr für die Scheine begehrt werden. „In Oeſterreich", ſagt Wagner, „das ja allerdings für uns nicht unbedingt maßgebend iſt, hat man ſogar trotz der Uneinlösbarkeit der Noten der Nationalbank und des Staatspapiergeldes 1849 fg. wahrgenommen, daß in kritiſchen Zeiten mehr Staatspapiergeld als Noten in die Bank ſtrömte bei der Abzahlung der Bankcredite, weil erſteres geringeres Vertrauen genoß. In Deutſchland würde nun z. B. bei der Preußiſchen Bank die Folge ſein, daß die Wechſel u. ſ. w. beim Verfall, ſtatt in Noten oder Münze, in ſtärkern Poſten auch in Kaſſenſcheinen, beſonders der größern Stücke, abgezahlt werden. Dann bleiben alſo mehr Noten im Umlauf, es erhöht ſich der Metallvorrath nicht, oder mit andern Worten: Das Verhältniß zwiſchen beiden, die Metalldeckung, verſchlechtert ſich, da eben das Staatspapiergeld, welches nicht oder nicht genügend einlösbar iſt, wenigſtens in kritiſchen Zeiten und bei einem Stande der auswärtigen Wechſelcurſe, welcher einen Abfluß von Metall ins Ausland bewirkt, nicht zur Metalldeckung gerechnet werden darf. Wie mir ſcheint, haben ſich ſchon bisher mitunter Spuren eines nachtheiligen Einfluſſes der preußiſchen Kaſſenſcheine, der Darlehnskaſſenſcheine auf die Lage der Preußiſchen Bank gezeigt. Jetzt, bei einer größern Papiergeldmenge — hier eben kommt die Unification des Papiergeldes als Nachtheil in Betracht —, bei höhern Papiergeldagiopoints und, was auch ſehr ins Gewicht fällt, bei Goldwährung kann die Sache für dieſe Bank in gewiſſen Zeiten in der That kritiſch werden."

Es wird dann kaum etwas anderes übrigbleiben, ſo eigenthümlich die Sache ausſähe, weil eben für keinen genügenden Einlöſungsfonds des Papiergeldes geſorgt wird, noch werden kann, als die Preußiſche oder Deutſche Reichsbank ausdrücklich von der Annahme der Kaſſenſcheine auszuſchließen.

Auch hier drängen die nicht abzuleugnenden Bedenken auf gelegentliche Wiederbeſeitigung des Reichspapiergeldes hin. Man hatte damals im Reichstage nun einmal Reichspapiergeld vor ſich, und ſo entſchied ſich ſchließlich die Mehrheit für Beibehaltung der im Entwurfe vorgeſchlagenen Beſtimmung über die Einlöſungspflicht der Reichskaſſe.

Die Ausfertigung der Reichskaſſenſcheine wird der preußiſchen Hauptverwaltung der Staatsſchulden unter der Benennung „Reichs-Schuldenverwaltung“ übertragen. Die Reichs-Schuldenverwaltung hat für beſchädigte oder unbrauchbar gewordene Exemplare für Rechnung des Reiches Erſatz zu leiſten, wenn das vorgelegte Stück zu einem echten Reichskaſſenſcheine gehört und mehr als die Hälfte eines ſolchen beträgt. Ob in andern Fällen ausnahmsweiſe ein Erſatz geleiſtet werden kann, bleibt ihrem pflichtmäßigen Ermeſſen überlaſſen.

Bei der Bank von England beſteht die Einrichtung, daß die in die Bank zurückſtrömenden Noten ſtets wieder durch neue erſetzt werden. Deshalb beantragte ein Reichstagsmitglied, daß die Reichs-Schuldenverwaltung die bei ihr eingegangenen Scheine ſtets gegen neue umtauſche. Man erreicht dadurch reine Scheine, eine Sicherheit gegen Nachmachung und eine genauere Controle. Die Koſten können wol nicht ſo bedeutend ſein, und das Deutſche Reich iſt jedenfalls fitr reich genug zu halten, um ſich den Luxus der Reinlichkeit zu erlauben. Von anderer Seite wurde ein zweites Amendement beantragt: Der Kaſſenſchein ſei anzunehmen, wenn „durch Anweſenheit der Nummer die Individualität des Schuldſcheines feſtgeſtellt werden kann“, anſtatt der Worte: „mehr als die Hälfte eines ſolchen beträgt“.

Von ſeiten der Regierung wurde hierauf Folgendes entgegnet: 1) Betreffs des Umtauſches. Dieſe Abſicht werde auch von der Reichsregierung getheilt; man wünſche, daß nur möglichſt reine und unbeſchädigte Exemplare von Reichskaſſenſcheinen im Verkehre blieben. Dieſe Abſicht aber würde durch die Annahme jenes Amendements einestheils nicht ſicher erreicht, und andererſeits würde durch die Annahme des Amendements über die ihm zu Grunde liegende Abſicht hinausgegangen werden. Würden alle Kaſſenſcheine, die bei den Reichs- und Staatskaſſen eingingen, nicht wieder ausgegeben, ſo würden dadurch auch ſehr viele, die ganz rein und unverſehrt bei dieſen Kaſſen eingingen, unnöthigerweiſe vernichtet. Der Zweck werde deswegen aber auch nicht vollſtändig erreicht, weil nicht alle Reichskaſſenſcheine wieder in die Reichs- oder Staatskaſſen gelangten, ſondern im Privatverkehre blieben und dadurch ſich der Einziehung entzögen. Das einzige praktiſche Mittel ſei, daß die Reichs- und Staatskaſſen angewieſen würden, alle beſchädigten oder irgendwie unbrauchbar gewordenen Exemplare, und dazu werden natürlich auch die beſchmuzten gerechnet, nicht wieder auszugeben, ſondern an die Reichshauptkaſſe zur Vernichtung abzuliefern. Dieſes Verfahren ſei bisher in Preußen beobachtet worden und hat ſich dort bewährt. Daß trotzdem viele preußiſche Kaſſenanweiſungen in ſehr ſchlechtem Zuſtande ſich befänden, ſei richtig; aber das liege daran, daß ſie nicht zu den Staatskaſſen zurückgekommen ſeien. 2) Betreffs des zweiten Antrags wurde regierungsſeitig bemerkt: „Es iſt nicht von praktiſchem Nutzen, die Individualität bei den einzelnen Kaſſenſcheinen feſtzuhalten — ihrer großen Menge wegen, die namentlich dann entſteht, wenn ſie in kleinen Appoints ausgegeben werden, wie es ja allſeitiger Wunſch iſt. Es iſt nicht möglich, ſie einzeln zu verfolgen, ſie können nicht einzeln in den Stammbüchern verſetzt und dort nach erfolgter Einziehung geſtrichen werden. Der Zweck geht doch im weſentlichen dahin, demjenigen Erſatz zu leiſten, welcher in dem guten Glauben, daß er einen gültigen Reichskaſſenſchein beſitzt, ein Stück angenommen hat, von dem etwas fehlt. Dieſen guten Glauben kann nur derjenige haben, der den größern Theil eines Kaſſenſcheines beſitzt. Es iſt eine reine Zufälligkeit, ob auf dieſem größern Stücke oder auf dem abgeriſſenen, ſehr viel kleinern Stücke die Nummer ſteht, und es würde nicht zweck-

mäßig ſein, demjenigen, der das Stück mit der Nummer beſitzt, Erſatz zu leiſten, demjenigen aber, der das große Stück ohne die Nummer beſitzt, und welcher glaubte, denſelben als zweifellos gültig annehmen zu können, den Erſatz zu verſagen. Gegen irgendeine Beeinträchtigung ſchützt dann immer noch der Schlußſatz des Paragraphen der Vorlage, wonach es in Ausnahmefällen dem pflichtmäßigen Ermeſſen der Behörde überlaſſen bleibt, auch für andere Stücke, die weniger als die Hälfte des Ganzen betragen, Erſatz zu leiſten."

Nach dieſer Erklärung wurden beide Amendements vom Reichstage abgelehnt.

Die übrigen Paragraphen des Geſetzes bedürfen als klar und einfach keiner weitern erklärenden Zuſätze.

Wir haben bereits an verſchiedenen Punkten unſerer Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß wir die Creirung eines Reichspapiergeldes nur als ein Uebergangsſtadium anſehen, als eine Etappe, um ſo bald wie möglich auch das neugeſchaffene Papiergeld wieder zu beſeitigen und durch Banknoten zu erſetzen. Denn wie ſicher immer der Friede angeſehen, wie hoch auch der Credit des Reiches geſchätzt werden mag, das Eine iſt und bleibt unbeſtritten, weil unbeſtreitbar, daß Staatspapiergeld ohne ſichere Fundirung als ein ungeſundes und nicht für alle Zeiten ungefährliches Element unſerer Volkswirthſchaft erachtet werden muß.

Wir hatten, der Silberwährung gemäß, bisher kleine Papiergeldappoints, die namentlich für die Verſendung ſehr bequem waren. Auf dieſes Moment beruft man ſich gewöhnlich. So kleine Banknotenappoints haben vorſichtigere Regierungen mit Recht nie zugelaſſen. Heute haben wir die Goldwährung eingeführt, die Poſt hat die Zahlungsſendungen in verſchiedener Weiſe erleichtert. Das Gold bietet dieſelbe Bequemlichkeit und erfreut ſich univerſeller Beliebtheit bei allen Menſchen. Unſere Goldwährung iſt zwar durch das Reichspapiergeld nicht in ſo hohem Maße gefährdet, als manche glauben, indeſſen bleibt es ohne reale Baſis, gerade in kritiſchen Zeiten verſagt der Sicherheitsapparat. Das Papiergeld verſieht allerdings auch dieſelben Dienſte in der Creditwirthſchaft, ein Maximum von Umſätzen mit einem Minimum von Metallgeld zu bewerkſtelligen, aber es hat keine reale Fundirung, wie Banknoten, Checks und andere Zahlmittel und -Formen der Creditwirthſchaft.

Das Papiergeld datirt aus frühern armen Zeiten chroniſcher Finanznoth aller Staaten; es wurden mit gütiger, ſehr billiger und ſtets bereiter Mithülfe der Papiermühle unverzinsliche Anleihen beim Metallgeldſonds der Volkswirthſchaft gemacht. Für Deutſchland wenigſtens iſt dieſe arme Zeit vorbei, es ſollte nach ſtrenger Ordnung nun auch auf dieſe Zinſenerſparniß fernerhin verzichtet werden. Das iſt bisher nicht nur nicht geſchehen, im Gegentheil, es haben mehrere mittel- und ſüddeutſche Staaten 1849, 1866 fg. ihr Papiergeld vermehrt oder ſolches erſt geſchaffen. Ein ſtreng verwalteter Staat mit geordneten Finanzen wird eine ſolche Staatspapiergeldausgabe doch als eine ſchwebende Schuld betrachten, welche baldmöglichſt oder wenigſtens in günſtigen Zeiten durch Steuern oder außerordentliche Einnahmen getilgt oder mindeſtens durch eigentliche Anleihen fundirt wird. In einer Finanzlage wie die gegenwärtige, nach dem Empfang der franzöſiſchen Contribution, wäre es nicht zu viel verlangt geweſen, wenn die Staaten ihre Papiergeldſchuld einfach getilgt hätten.

Das immer und immer wieder gegen eine Beſeitigung des Papiergeldes vorgeſchobene „Finanzintereſſe" läßt ſich bei der Erſetzung durch Noten auch verfolgen. Preußen convertirte 1856 die Hälfte ſeines damaligen Staatspapiergeldes ohne Schaden.

Man würde alſo, da an eine völlige ſofortige Tilgung der unverzinslichen Papierſchuld nicht zu denken iſt, bei der Converſion kleinere Noten an Stelle des Staatspapiergeldes

zu ſetzen haben. Das fiscaliſche Intereſſe wäre dann, ſoweit möglich, gewahrt, und das Papiergeld, dieſes ſtets bedenkliche Element des Geld- und Creditweſens, aus der Welt geſchafft. Im Jahre 1856 ſcheinen doch der erwähnten Converſion ähnliche Gedanken untergelegen zu haben.

Ueber die definitive Löſung der Frage ſagt das Reichskaſſenſcheingeſetz nichts, es beſtimmt nur, daß für den Vorſchuß, welcher vom Reiche den bisher in größerm Maße Papiergeld ausgebenden Staaten gemacht wird, ein Tilgungsmodus bei Ordnung des Zettelbankweſens gefunden werden ſoll. Anſtatt dieſer ziemlich vage hingeworfenen Perſpective wäre die beſtimmt in Ausſicht geſtellte ſpätere Converſion ſicher von allen Seiten mit Freuden begrüßt worden.

Wir ſind durch den ungeheuern Ruck, den die deutſche Geſchichtsentwickelung 1866 ſo plötzlich erhalten hat, wir ſind durch die mit äußerſter Kraft arbeitende Maſchine der Reichsgeſetzgebung in eine Aufregung und Ungeduld gerathen, daß wir heute in ebenſo viel Monaten das durchgeführt ſehen wollen, was wir ſeit ebenſo viel Jahren, wenn nicht gar Jahrzehnten, erhofften. Gerade die unerwartet raſche, gewaltige Wendung der Dinge läßt uns heute ſchon ganz vergeſſen, welche Zuſtände noch vor ſehr wenig Jahren herrſchten, läßt uns überſehen, daß wir kein voller Einheitsſtaat ſind, daß wir mit particulariſtiſchen Gegenſtrömungen zu thun, und, wohl oder übel, zu rechnen haben, welche bei einem „Bundesſtaate", namentlich aber nach einem gemeinſam geführten großen Kriege, nicht gewaltſam gebrochen werden können. Unſere Ziele werden nur Schritt für Schritt erreicht, langſam, aber ſicher. So auch hier.

Für ſich betrachtet iſt die Unification der buntſcheckigen Muſterkarte deutſcher Geldſcheine, iſt die Schaffung eines einheitlichen Reichspapiergeldes ein großer Fortſchritt, und einer der beſten Kenner unſers Credit- und Bankweſens ſagt ſehr richtig, daß eine Verzögerung der definitiven Regulirung des Papiergeldes um einige Jahre, nachdem wir die alten Zuſtände ſo lange ohne große Gefährdung unſerer Volkswirthſchaft ertragen, als kein großes Unglück angeſehen werden könne, ſo wünſchenswerth auch die Beſchleunigung ſei.

Wir erinnern, in der Hoffnung einer nicht fernen definitiven Regelung, zum Schluß an das kaiſerliche Wort in der Thronrede: „Die Ordnung des Papiergeldumlaufes in Deutſchland fand große Schwierigkeiten in dem von der Vergangenheit überkommenen Ergebniß einer vielgeſtaltigen Entwickelung. Unter Ihrer Mitwirkung iſt es gelungen, durch bundesfreundliche Ausgleichung der Verſchiedenheiten eine Regelung herbeizuführen, welche durch Herſtellung eines einheitlichen Papiergeldes innerhalb der durch die Rückſichten ſtrengſter Vorſicht gebotenen Grenzen, ſowie durch Beſeitigung der mit der Natur des Landespapiergeldes verbundenen Hemmungen allen Verkehrskreiſen zur Befriedigung gereichen wird."

Rußland im Jahre 1874.

Rußland hat durch die umfaſſenden Reformen, welche ſich während der Regierung des Kaiſers Alexander II. vollzogen haben, eine vollſtändig veränderte Geſtalt gewonnen. Daß die Vorſtellungen, die man ſich früher von demſelben machte, heute nicht mehr zutreffend ſind, weiß wol jeder einigermaßen Unterrichtete. Hieraus aber entſpringt der allgemeine Wunſch, ſich mit dem koloſſalen Reiche im Oſten, das 94381 Quadratmeilen des europäiſchen und 281978 Quadratmeilen des aſiatiſchen Continents mit ſeinen Rieſenarmen umfaßt, beinahe 82 Mill. Bewohner zählt und deſſen Armee eine Kriegsſtärke von mehr als einer Million hat, näher bekannt zu machen.

Da die materielle Lage der Länder mit Recht als die Grundlage ihrer geiſtigen Entwickelung betrachtet wird, ſei mit Darſtellung derſelben der Anfang gemacht.

Die natürlichen Reichthümer Rußlands haben durch die in verſchiedenen Theilen des Reiches neu entdeckten Steinkohlenlager einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Außerdem ſcheint es feſtgeſtellt zu ſein, daß Braunkohlenlager ſich von der Oſtſee bis zur Mündung des Dnjepr ausdehnen. Torf iſt mit Ausnahme der Steppengegenden überall reichlich vorhanden. In dem wälderreichen Norden haben die foſſilen Reichthümer des Bodens noch wenig Beachtung gefunden; aber in dem holzarmen Süden gewinnt der Kohlenbau eine immer größere Ausdehnung. Und wenn erſt die Eiſenbahnen vollendet ſein werden, welche die kohlenreichen Gegenden in verſchiedenen Richtungen durchſchneiden ſollen, wird wahrſcheinlich die Dampfſchiffahrt auf den orientaliſchen Gewäſſern ausſchließlich zur ruſſiſchen Kohle Zuflucht nehmen. Im Süden von Moskau bilden ausgedehnte Kohlenlager den Untergrund der mittlern und bevölkertſten Provinzen des Reiches, für welche die Steinkohle eine um ſo größere Bedeutung hat, als ſie arm an Holz ſind. Die daſelbſt gewonnene Kohle eignet ſich zwar nicht zum Ausſchmelzen der Eiſenerze, deren Lager in dieſen Theilen des Reiches überall die der Kohle begleiten; aber man kann ſie ſehr wohl zur weitern Bearbeitung des Eiſens verwenden, nachdem man ſich zum Schmelzen der Holzkohle oder der Steinkohle des Donezbaſſins bedient hat. Dieſes letztere iſt eins der reichſten Lager der Welt und enthält alle Arten foſſilen Brennmaterials, von der newcaſtler Kohle bis zum reinſten Anthracit, alles untermiſcht mit Schichten von Eiſenerzen. Ebenſo kann man große Hoffnungen auf die Ausbeutung der Kohlen auf beiden Abhängen des Uralgebirges ſetzen, beſonders ſeitdem der Bau einer Eiſenbahn in Angriff genommen iſt, welche dieſe Lager mit den reichen Minen, aus denen Rußland ſein berühmtes Eiſen zieht, in Verbindung ſetzen ſoll. Gegenwärtig befindet ſich die Eiſenproduction dieſer Gegenden in vollſtändiger Abhängigkeit von der Nähe und Ausdehnung der Wälder, welcher Umſtand

ſie in ziemlich engen Grenzen hält. Man hofft mit Recht, daß die Hüttenwerke des Urals infolge der Verwendung der Kohle einen bedeutenden Aufſchwung nehmen werden.

Bei der in ſo hohem Grade verderblichen Ausrottung der Wälder, die beſonders ſeit Freiwerdung der Bauern eine ſchreckenerregende Ausdehnung genommen hat und welcher die Regierung aus Mangel an Energie nicht Einhalt zu thun vermag, muß die bisher ſehr vernachläſſigte Steinkohle eine immenſe Bedeutung gewinnen; denn ihr wird es zu danken ſein, daß Rußland überhaupt noch bewohnbar bleiben wird. Aber wenn auch die Steinkohle das Holz als Brennmaterial zu erſetzen vermag, muß die Ausrottung der Wälder dennoch tief beklagt werden, weil ſie die Urſache einer immer zunehmenden Trockenheit des Klimas iſt. Infolge derſelben werden die Quellen verſiegen und die Flüſſe austrocknen, was über den ganzen Süden Rußlands eine vollſtändige Unfruchtbarkeit verhängen würde. Auch wäre alsdann die Ueberrieſelung der Steppen, mit der man ſich ernſtlich zu beſchäftigen angefangen hat, gänzlich unmöglich.

Vor einiger Zeit theilte noch die ruſſiſche Zeitung „Golos" einen Alarmruf aus dem ſüdweſtlichen Rußland mit, wo die Waldvertilgung am ruchloſeſten betrieben wird. Es iſt dies theils dem Mangel an rationeller Forſtwirthſchaft, theils aber auch dem rieſigen Steigen des Verbrauchs von Brennmaterial zuzuſchreiben. Vom Jahre 1865 bis jetzt hat die Regierung 39 auf Actien gegründete Fabrikunternehmungen in den Gouvernements Kiew, Volhynien und Podolien beſtätigt, und mehrere andere ſollen binnen kurzem noch beſtätigt werden. Alle dieſe induſtriellen Unternehmungen conſumiren mit den ſeit lange beſtehenden Zuckerfabriken zuſammen jährlich Zehntauſende von Kubikfaden*) Holz in Gegenden, die keineswegs reich an Holz ſind, zum Theil ſogar ſchon Mangel an demſelben leiden. Der Graf Branicky, einer der bedeutendſten Zuckerfabrikanten jener Gegend, hatte zwar angefangen, Torf als Heizmittel zu benutzen, dieſes vortreffliche Beiſpiel hat aber nur wenig Nachahmung gefunden. Wenn der Waldvertilgung nicht ſchleunigſt durch legislatoriſche Maßnahmen Einhalt gethan wird, fügt das genannte Blatt hinzu, ſo werden die fruchtbaren Fluren in den Gouvernements Kiew und Podolien bald den kahlen, waſſerloſen Steppen der nördlichen Krim gleichen.

Man hat vor kurzem noch im Sſamaraſchen die traurige Erfahrung gemacht, welches Unglück Miſsernten unter einer unbedachtſamen Bevölkerung, wie es die ruſſiſche einmal iſt, zur Folge haben können. Eine vom Miniſterium der Reichsdomänen mit großer Sorgfalt geführte Unterſuchung hat erwieſen, daß der Ackerbau ſich im allgemeinen in einem beklagenswerthen Zuſtande befindet und durch die Bauernemancipation, von der man ſo viel erwartet, poſitiv nichts gewonnen hat. Die großen Wirthſchaften, die ehemals durch die adelichen Gutsbeſitzer vermittels der Frondienſte der Bauern betrieben wurden, haben ſich bedeutend vermindert, und den kleinen Beſitzern und Pächtern, die an ihre Stelle getreten ſind, fehlt es an Kapital und den Kenntniſſen, die zur Einführung einer rationellen Wirthſchaftsmethode erforderlich ſind. Leider hat nun auch das Geſetz über die allgemeine Wehrpflicht eine ziemlich bedeutende Anzahl deutſcher Coloniſten, deren Wirthſchaften den ruſſiſchen Landwirthen zum Vorbilde dienen, zur Auswanderung aus Rußland veranlaßt. Dieſe Gefahr ſchien ſo groß, daß der Generaladjutant von Todleben**) entſendet wurde, um die noch vorhandenen Mennoniten von der Molotſchna durch gewiſſe Conceſſionen zum Bleiben zu bewegen. Dieſe Miſſion wird als vollkommen gelungen bezeichnet und hat auch einen ſehr guten Einfluß auf die andern deutſchen Coloniſten gehabt. Die bereits Ausgewanderten ſind dem Lande freilich verloren, was ſehr zu bekla-

*) Ein Kubikfaden = 9,7 Kubikmeter.

**) Der berühmte Vertheidiger Sewaſtopols im Krimkriege.

gen iſt, weil ein Sinken der Production ſowol wie der Landpreiſe im ſüdlichen Rußland die Folge davon ſein wird.

Der große Landbeſitz iſt in dieſem Augenblicke von einer neuen Gefahr bedroht. Da die Grundcreditbanken mit gegenſeitiger Garantie der Schulden den allgemein tief verſchuldeten Beſitzern nicht einen ſehr ausgedehnten und leichten Credit bewilligen, hat die Regierung vor einigen Jahren die Schwäche gehabt, die Errichtung von Grundcreditbanken auf Actien zu genehmigen. Derartige Inſtitutionen entſprechen aber keineswegs den Grundſätzen einer geſunden politiſchen Oekonomie. Denn da dieſe Banken ausſchließlich hohen Dividenden nachjagen, haben ſie den Grundbeſitzern unverhältnißmäßigen Credit, der oft ſogar den Werth der verpfändeten Ländereien überſteigt, bewilligt. Die unausbleibliche Folge davon wird zunächſt der Verkauf vieler Güter ſein, die übrigens nur in dem Falle Käufer finden werden, daß man ſie gehörig parcellirt; dann wird der Ruin der Banken ſelbſt und ſchließlich ein beträchtliches Sinken des Werthes der emittirten Pfandbriefe eintreten müſſen.

Der größte Theil der ruſſiſchen Landwirthe erſchöpft ſyſtematiſch den Boden, ohne ihm durch Düngung die Kraft wiederzugeben, welche ihm die Ernte entzogen hat. Der Viehbeſtand vermindert ſich überall, theils infolge des Schwindens der Weideplätze, welche zu Ackerland umgeſtaltet werden, theils durch die Epizootien, die in demſelben Maße an Intenſität zu wachſen ſcheinen, als die größere Leichtigkeit des Verkehrs ihnen ſich auszudehnen geſtattet. Infolge deſſen hat die Ausfuhr von thieriſchen Producten merklich abgenommen, während der Getreidehandel eine außerordentliche Entwickelung gewonnen hat. Letztere Thatſache ſcheint im Widerſpruche mit dem angeführten Sinken des Ackerbaues zu ſtehen; ſie wird aber leicht dadurch erklärt, daß die Eröffnung immer neuer Eiſenbahnſtrecken in Gegenden, die bisher jeder Verbindung mit dem Auslande entbehrten, und das ungemeine Steigen der Getreidepreiſe zur Bebauung weiter Landſtrecken, die bis dahin brach gelegen, aufgefordert haben. Da aber die Beſtellungsmethode dieſelbe bleibt und die natürlichen Kräfte des Bodens erſchöpft, droht dem Lande, wenn nicht Abhülfe eintritt, ein ſicheres Verderben, von dem die Hungersnoth in Sſamara und andern ſüdlichen Strichen des Reiches nur ein warnender Vorläufer iſt.

Eine der hauptſächlichſten Urſachen des troſtloſen Zuſtandes des Ackerbaues bei den Bauern liegt in dem Gemeindebeſitz und in der Verantwortlichkeit der Gemeinden für das Eingehen der Steuern. Aus erſterm folgt, daß niemand ſicher iſt, den Boden, den er mit ſeinem Schweiße bebaut, zu behalten, da derſelbe bei der nächſten Theilung, die in mehr oder minder kurzen Zwiſchenräumen ſtattfindet, ihm genommen werden und einem andern zufallen kann. Die Haftbarkeit der Gemeinden für die Steuerzahlung hat zur Folge, daß die betriebſamen und ordentlichen Bauern die Abgaben für die faulen und liederlichen zahlen müſſen und ſomit auch nichts erübrigen können. Woher ſoll unter ſolchen Umſtänden der Bauer den Antrieb zu fleißiger, auf die Zukunft gerichteter Arbeit hernehmen?

Außerdem beſteht ein großer, den Wirthſchaftsverhältniſſen der Bauern anhaftender Fehler darin, daß ihre Felder gewöhnlich entfernt vom Hofe liegen und keinen einheitlichen Wirthſchaftscomplex bilden. Ein ſachkundiger Autor hat im „Golos" einen Artikel veröffentlicht, in welchem er auf Grundlage von Thatſachen nachweiſt, daß der Ertrag der Deßjatine*) eines rings um den Hof belegenen Bauergutes durchſchnittlich mit 50 Rubel, der einer Deßjatine, die, wie es gewöhnlich der Fall iſt, drei bis fünf Werſt vom Hofe entfernt iſt, nur mit $15^2/_3$ Rubel jährlich zu berechnen iſt, was bei einer bäuerlichen Wirthſchaft von 10 Deßjatinen einen Unterſchied von $343^1/_3$ Rubel in der Jahresein-

*) Eine Deßjatine iſt gleich 4,27 preußiſchen Morgen oder 1,09 Hektaren.

nahme ergibt. Es wird dabei behauptet, daß dieſe Berechnung auch in denjenigen Gegenden, die reinen Humusboden haben und jetzt noch jedes Jahr gute Weizenernten liefern, ihre Richtigkeit haben wird, da die Productionsfähigkeit des Bodens daſelbſt mit jedem Jahre abnimmt, alſo auch nicht mehr lange dauern kann. Dazu kommen nun noch die bedeutenden Verluſte an Zeit und Arbeitskräften, welche durch die Entfernung des Landes vom Hofe bedingt werden, ſodaß man annehmen muß, daß 70 Proc. der bäuerlichen Einnahmen überhaupt verloren gehen.

Mit dem Sinken der landwirthſchaftlichen Production hängt naturgemäß das Steigen der Preiſe der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zuſammen. Die auf den kaiſerlichen Befehl vom 26. März 1872 unter dem Vorſitze des Domänenminiſters eingeſetzte Commiſſion zur Unterſuchung des gegenwärtigen Zuſtandes der Landwirthſchaft und der landwirthſchaftlichen Production hat bis zur Evidenz nachgewieſen, daß die Production, trotz des erleichterten Verkehrs, trotz der Fülle von Land mit ſo reichen Humusſchichten, wie ſie ähnlich nur noch Ungarn aufzuweiſen hat, durchaus nicht gleichen Schritt mit der ohnehin nicht einmal bedeutenden Zunahme der Bevölkerung hält. So hat die Getreideproduction in den vierziger Jahren 240 Mill. Tſchetwert*), in den erſten ſiebziger Jahren 270 Mill. Tſchetwert betragen, iſt alſo nur um 50 Mill. Tſchetwert oder 16—17 Proc. geſtiegen; die Bevölkerung iſt aber um mehr als 20 Proc. gewachſen. Auf den Kopf kamen 1840—47 noch 3,9 und 1870—71 nur 3,5 Tſchetwert Getreide. Unter ſolchen Umſtänden, zu denen noch ein durch die hohen Preiſe herbeigeführter übermäßiger Export tritt, wird das bedeutende Steigen der Brotpreiſe leicht erklärlich.

Aehnlich verhält es ſich mit dem Fleiſche. Von 1851—71 hat der Zuwachs an Rindvieh 3, an Schweinen 9½ und an Schafen 28 Proc. betragen. Wird die Zunahme der Bevölkerung nur mit ¾ Proc. jährlich berechnet, ſo ergibt dies für 20 Jahre 15 Proc. Der Zuwachs von Rindvieh iſt demnach um 12 Proc., der von Schweinen um 5½ Proc. zurückgeblieben, und nur der von Schafvieh um 13 Proc. über die Bevölkerungszunahme hinausgegangen. Letzterer Zuwachs gleicht aber den Ausfall an Rindvieh keineswegs aus, da Schafe ein acht- bis zehnfach geringeres Gewicht haben als Rindvieh.

Man erwartet jetzt ſogar die Ankunft ganzer Schiffsladungen auſtraliſchen Schaffleiſches, welches den Ausfall decken ſoll. Für ein Land, das bis dahin für den Rohproductenproducenten par excellence gegolten, iſt dies freilich kein troſtreiches Factum.

Dem Verfall der landwirthſchaftlichen Induſtrie gegenüber hat ſich die Fabrikthätigkeit ſehr gehoben. Dies ergibt ſich aus dem bedeutend verſtärkten Import ſolcher Rohſtoffe, die der Fabrikarbeit unentbehrlich ſind. Man iſt jedoch berechtigt anzunehmen, daß die Fabriken in Rußland noch lange Zeit hindurch nicht ſo billig arbeiten werden wie im übrigen Europa. Zunächſt verlangt das rauhe Klima maſſivere und koſtſpieligere Baulichkeiten, dann aber reducirt die große Zahl von Kirchenfeſten und Geburts- und Namenstagen der Mitglieder der kaiſerlichen Familie die Zahl der Arbeitstage auf 240 im Jahre, was im Vergleich mit den andern europäiſchen Ländern einen Verluſt von 20 Proc. ausmacht, der nothwendigerweiſe durch die Waarenpreiſe eingebracht werden muß. Endlich ſind disponible Kapitalien in Rußland weniger reichlich vorhanden und demnach theuerer als anderswo, obgleich ſie ſich in letzter Zeit bedeutend vermehrt haben und die neuerdings erfolgte Gründung vieler Banken die Circulation des Geldes um vieles erleichtert hat.

Trotz aller erwähnten wirthſchaftlichen Schwächen und trotz der geringen Sparſam-

*) Ein Tſchetwert iſt gleich 3,82 preußiſchen Scheffeln oder 2,09 Hektoliter.

keit des ruſſiſchen Volkes müſſen die Erſparniſſe deſſelben doch nicht unbedeutend ſein, wie dies die Werthe aller Art beweiſen, die auf den ruſſiſchen Märkten ein Placement finden. Außerdem ſtrömt Geld den Banken zu, welche bei laufender Rechnung ihren Clienten 4—5 Proc. Zinſen zahlen; die öffentlichen Fonds geben 5½—6 Proc.; jedes andere Placement auf lange Termine iſt nur unter viel läſtigern Bedingungen zu haben.

Der wachſende Einfluß von Kapitalien und Werthen hat in den hauptſächlichſten Handelscentren bereits ein Börſenſpiel erzeugt, das oft in zügelloſer Weiſe betrieben wird. Die Bankhäuſer finden ein an andern Orten faſt unbekanntes Speculationselement in den großen Schwankungen des Curſes, welche durch den Zwangscurs des Papiergeldes hervorgerufen werden. Dieſe Schwankungen ſind zwar in letzter Zeit theils durch die Anleihen, welche jährlich im Auslande zu Eiſenbahnbauten gemacht werden, theils durch das Gold und Silber, welches die Bank ſeit 1867 zu feſten Preiſen im Auslande ankauft, ſchwächer geworden; da die erwähnten Ankäufe aber durch neue Emiſſionen von Papiergeld bewerkſtelligt werden, iſt die Gefahr einer Geldkriſis eben nur als vertagt zu betrachten.

Der große Hebel der wirthſchaftlichen Bewegung in Rußland ſind die Eiſenbahnen. Zu dem jetzt im Betriebe befindlichen Eiſenbahnnetz, welches bereits 15500 Werſt überſchritten hat, kommen jährlich 1500—2000 Werſt hinzu, die vorzugsweiſe für ausländiſche Kapitalien erbaut werden. Das Zuſtrömen dieſes Geldes, welches zum größten Theil im Lande ausgegeben wird, vermehrt deſſen Reichthum, ſchafft lohnende Arbeit und ruft neue Induſtrien hervor. Dank den ausländiſchen Anleihen hat ſich der Werth des Papiergeldes trotz neuer Emiſſionen erhalten, und die directen Steuern gehen, wenn man die in letzter Zeit von Nothſtänden heimgeſuchten Provinzen ausnimmt, ziemlich pünktlich ein, während die indirecten in fortwährendem Steigen begriffen ſind. Solange Rußland durch dieſe Anleihen von Europa die Mittel erhalten wird, die Zinſen ſeiner frühern Schulden zu bezahlen, wird dieſer Schein der Wohlfahrt fortdauern. Wenn aber die Hülfsquellen der Anleihen verſiegen ſollten, dann wäre es ſehr ſtark zu bezweifeln, daß Rußland aus ſeinen eigenen Mitteln die Lücken würde ausfüllen können; denn bisjetzt wenigſtens haben weder die Eiſenbahnen, noch die zahlreichen und großartigen Reformen der gegenwärtigen Regierung der Production des Landes einen ſo hohen Aufſchwung verliehen, daß durch die Ausfuhr ruſſiſcher Producte der Import aus dem Auslande, die Zinſen der in Europa contrahirten Schulden und die ſehr beträchtlichen Ausgaben der ruſſiſchen Reiſenden im Auslande gedeckt werden können. Indeſſen würde die geringſte Zögerung in der Zahlung dieſer Summen das Sinken des Papiergeldes zur Folge haben, was eine Störung in dem ganzen wirthſchaftlichen und finanziellen Syſtem nach ſich ziehen müßte. Der metalliſche Reſervefonds, den die Reichsbank aufgehäuft hat, würde, obgleich er die Höhe von 200 Mill. Rubel bereits überſtiegen hat, bald hingeſchmolzen ſein, wie er denn auch im Jahre 1863 verſchwand, als man den unglücklichen Verſuch machte, den Curs des Papiergeldes zu fixiren.

Jeder Krieg mit einer europäiſchen Macht würde dieſelbe Wirkung auf die Geldcirculation ausüben. Auch betrachten denkende Männer die Lage keineswegs als vollſtändig beruhigend. Mit Bedauern ſehen dieſelben die Verſchleuderung des öffentlichen Vermögens, welche die übermäßigen Ausgaben für das Kriegsminiſterium und die in allen Zweigen der Verwaltung eingewurzelten Misbräuche verurſachen.

Was übrigens noch die ernſten Beſorgniſſe für die Zukunft Rußlands ſteigert, iſt der allgemeine Verfall der Sitten, der abſchreckende Fortſchritte gemacht hat. Die Größe dieſes Uebels in der Hauptſtadt und in den höhern Geſellſchaftskreiſen iſt leicht zu conſtatiren. Petersburg zeigt ſich in dieſer Hinſicht ſeines Vorbildes Paris vollkommen

würdig. Jede Scham iſt verſchwunden, und die Demi-Monde iſt ebenſo mächtig in Petersburg wie in Paris. Nach dem, was die Zeitungen berichten, iſt die große Maſſe des Volkes nicht weniger corrumpirt als die beſſere Geſellſchaft. Trunkſucht und Faulheit haben eine bisher nicht gekannte Ausdehnung gewonnen. Die Zahl der Verbrecher ſteigt infolge einer beinahe vollſtändigen Strafloſigkeit. Zur Zeit der Leibeigenſchaft wurde die Landpolizei von den Gutsbeſitzern gehandhabt; in den Bauerfamilien waren Theilung und Zerſplitterung nur ſchwer geſtattet, und das Familienoberhaupt übte in denſelben eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus. Die an die Scholle geſeſſelten Bauern wanderten wenig umher, die Veranlaſſung zu Exceſſen war alſo geringer, und jede Geſetzesübertretung wurde durch körperliche, oft barbariſche Strafen geahndet. Alles das iſt mit einem mal beſeitigt, ohne daß ausreichende Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit vorangegangen oder an die Stelle getreten wären. Der Adel, der ſeinen localen Einfluß eingebüßt hat, flüchtete ſich in die Städte und überließ ſeine Ländereien Verwaltern oder Pächtern. Die Bauerfamilien zerſplittern ſich um ſo leichter, als bei dem Syſtem des Gemeindebeſitzes jeder Bauer Anſpruch auf einen Landantheil hat. Die Regierungspolizei iſt nicht zahlreich und mächtig genug, um die frühere Autorität des Gutsbeſitzers und des Familienoberhauptes zu erſetzen, und zwar um ſo weniger, als das Emancipationsgeſetz den Bauern vollſtändige Freizügigkeit gewährt. Das Gefängniß, welches die Körperſtrafe erſetzt, hat nichts Schreckliches für Menſchen, deren größter Genuß eben im Nichtsthun beſteht, und die Correctionshäuſer ſind ſchlecht organiſirt. Die Verbannung nach Sibirien endlich hat, ſeitdem die ſie begleitenden Körperſtrafe fortgefallen iſt, nur noch die Unbequemlichkeit einer weiten und unfreiwilligen Reiſe. Nach alledem iſt es begreiflich, daß das Volk bei der Unthätigkeit der Regierung zuweilen zur Lynchjuſtiz ſeine Zuflucht nimmt, wie dies namentlich häufig im Süden von Rußland den zahlreichen Pferdedieben gegenüber der Fall geweſen iſt. Nicht ſelten mehr hört man jetzt die Regierung des Kaiſers Nikolaus zurückwünſchen, obgleich es wol anerkannt wird, daß Rußland unter demſelben eine höchſt traurige Zeit, eine Epoche allgemeiner Stagnation durchlebt hat. Die Autorität, ſagt man, ſei damals nicht ſo geſunken geweſen als jetzt; ein ſo ſorgloſes und ungebildetes Volk wie das ruſſiſche, das außer der Kirche und der Allgewalt des Zaren nichts hat, was ſeine Leidenſchaften zügele, bedürfe mehr als jedes andere einer ſtarken Hand, die es führt. Es ſind dies, abgeſehen von den immer noch zahlreichen erklärten Anhängern der alten Zeit, die eben nur auf den Ausſterbeetat zu ſetzen ſind, namentlich auch die Stimmen derjenigen Sanguiniker, denen die Früchte der neueſten Reformen nicht ſchnell genug reifen und welche das jeder Uebergangszeit anhaftende Unbehagen nicht durch die ſichere Ausſicht auf beſſere Zuſtände zu mildern verſtehen.

Der hervorſtechendſte Zug im Charakter des Kaiſers Alexander iſt eine unerſchöpfliche Güte und nie ſich verleugnende Menſchlichkeit. Er verbindet damit einen vollkommenen Takt, viel Klugheit und Ueberlegtheit und eine große Beharrlichkeit. Man ſagt ihm Mangel an Initiative nach; aber die zahlreichen Reformen, welche ſeine Regierung verherrlicht haben, beweiſen das Gegentheil. Und wenn auch die erſte Idee einiger dieſer Neuerungen nicht von ihm ausgegangen iſt, ſo hat er ſie ſich doch anzueignen gewußt. Noch im Vollgefühl ſeiner Macht als unumſchränkter Herrſcher und in ſeinem reinen Willen die Bürgſchaft für das Glück ſeines Volkes erblickend, glaubt er ſich nicht durch die von ihm ſelbſt gegebenen Geſetze gebunden. Niemals hat ein Monarch weniger Gewicht auf die Anſichten ſeiner officiellen Räthe gelegt, und wenn der Willkür nicht ſeine Weisheit und ſtets rege Herzensgüte das Gegengewicht hielte, würde ſeine Regierung kaum weniger despotiſch ſein als die des Kaiſers Nikolaus. Durch ſeine Stellung von den im praktiſchen Leben ſich bewegenden Menſchen geſchieden, ſcheint der Kaiſer auch nicht einmal den Wunſch zu haben, ſich aufzuklären. Hieraus folgt, daß die Anſichten,

die ihm aus seiner nächsten, ihm befreundeten Umgebung kommen, selten oder nie eine Widerlegung finden. Die tiefgemüthliche und leichtempfängliche Natur des Kaisers fesselt ihn besonders stark an die Menschen, mit denen ihn das Band alter Gewohnheit vereinigt und denen er ein fast unbedingtes Vertrauen schenkt, was freilich mitunter unrichtige Urtheile über Menschen und Dinge aufkommen und beklagenswerthe Folgen hervorgehen läßt.

Der einflußreichste Mann aus der nähern Umgebung des Kaisers ist der Graf Peter Andrejewitsch Schuwalow, der bis vor kurzem Chef der dritten Abtheilung der eigenen Kanzlei des Kaisers — der geheimen Polizei — war, und wie es scheint, der wahre und nächste Vertraute seines Herrn ist. Im Augenblick bekleidet er den Posten des russischen Botschafters in London. Vielleicht erfreut sich der Graf Alexander Wladimirowitsch von Adlerberg, Minister des kaiserlichen Hofes, einer noch größern Intimität; da derselbe sich aber nur in die Angelegenheiten seines Ressorts mischt, kommt er hier weniger in Betracht.

Graf Schuwalow ist ein Mann von seltenen Geistesgaben, sehr energisch, thätig und wohlwollend; da er aber seine Ausbildung in einem Militärinstitut erhalten hat, ist er zu der hervorragenden Rolle, zu der er berufen worden, nicht allseitig genug vorbereitet. Es ist vielleicht das hierdurch erzeugte Mistrauen gegen sich selbst, das ihn, um sich in seiner Stellung zu befestigen, zuweilen veranlaßt hat, Personen, die sich seinem Willen nicht unterwerfen wollten, vom Kaiser zu entfernen.

Angesichts der Schwäche der Verwaltung und der gefährlichen destructiven Ideen, die sich in einigen Klassen der Bevölkerung zu verbreiten anfangen, hat Graf Schuwalow vielleicht geglaubt, dieses Uebel durch eine Rückkehr zu den Irrthümern der Vergangenheit heilen zu können. Diese fruchtlosen Versuche führten jedoch nur zu Reibungen, welche den Fortschritt auf dem seit dem Beginne der gegenwärtigen Regierung eingeschlagenen Wege zwar hemmen, aber nichts Neues schaffen konnten. Die unvermeidliche Folge dieses sogenannten conservativen Systems, zu welchem sich Graf Schuwalow bekennt, ist denn auch die Entfernung aller derjenigen gewesen, welche in der ersten Zeit der Regierung des Kaisers Alexander die Triebfedern der hauptsächlichsten Reformen waren. Der einzige Vorwurf, den diese Männer verdienen, wäre vielleicht der, daß sie sich dem Doctrinarismus zuneigten; das ist jedoch ein Fehler, der gewöhnlich durch Lebens- und Geschäftserfahrung beseitigt wird. Gleichzeitig waren diese Männer, die unter anderm auch an dem Werke der Bauernemancipation thätigen Antheil genommen haben, Gegenstand des Grolles der ehemaligen Herren, deren Interessen die Freilassung der Bauern verletzt hatte und die immer noch eine mächtige Partei bilden. Die Schonung, welche der Kaiser gegen diese Partei beobachtet, trat deutlich durch die Entfernung Nikolai Alexejewitsch Miljutin's, die am Tage der Publication des Gesetzes über die Freilassung der Bauern erfolgte, zu Tage. Denn der Energie dieses Mannes ist die Durchführung des erwähnten großen Werkes vorzugsweise zu danken, und daher concentrirte sich auf ihn der Haß aller Widersacher der Reform. Miljutin wurde zurückberufen, als man seiner bedurfte, um das Königreich Polen nach dem Aufstande von 1863 zu reorganisiren, und bei dieser Gelegenheit wurde er denn auch mit Ehren überhäuft. Ein frühzeitiger Tod entriß ihn dem Vaterlande, dem er noch die nützlichsten Dienste hätte leisten können.

Miljutin war unbestreitbar der bedeutendste Staatsmann dieser Regierung; er war mit einer Energie begabt, die keine Hindernisse kannte, hatte dabei einen freien, weiten Blick, umfassende Kenntnisse und eine über jeden Verdacht erhabene Rechtlichkeit. Die Reihe der Reformen, welche er bei der Reorganisation Polens ausführte, machte ihm abermals viele Feinde nicht nur in Polen, sondern auch in Rußland, weil diese Reformen alle einen demokratischen Anstrich hatten. Aber seitdem die russische Regierung in ihren

Verſuchen, mit den höhern polniſchen Klaſſen zu unterhandeln, vollſtändig geſcheitert war, blieb ihr am Ende nichts anderes übrig, als ſich auf die Maſſe des Volkes zu ſtützen.

Ein gewiſſer Vorzug der autokratiſchen Regierungen beſteht ohne Zweifel darin, daß die Miniſterporteſeuilles von keiner oft ſehr kurzſichtigen Kammermajorität abhängen und ſomit lange Zeit in denſelben Händen bleiben können. So iſt der jetzige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Fürſt Gortſchakow, faſt ſeit dem Beginne der Regierung des Kaiſers Alexander im Amte; die Miniſter der Finanzen und des Krieges, die Herren von Reutern und Dmitri Alexejewitſch Miljutin, haben ihre Portefeuilles bereits über zwölf Jahre.

Die auswärtige Politik Rußlands erfreut ſich einer gerechten Achtung. Der Reichskanzler Fürſt Gortſchakow hält ſich ſtreng innerhalb der Schranken ſeines Reſſorts und miſcht ſich nie in die Angelegenheiten der innern Verwaltung. Die Herren von Reutern und Miljutin vermeiden es gleichfalls, aus ihrer betreffenden Specialität herauszutreten. Sie haben außerdem den Vortheil, ſich durch den älteſten Bruder des Kaiſers, den Großfürſten Konſtantin, kräftig unterſtützt zu ſehen. Auf ſeiner Stelle als Präſident des Reichsrathes leiſtet der Großfürſt durch ſeinen unermüdlichen Eifer, der mit leichter Auffaſſung und einer ſeltenen Fülle von Kenntniſſen verbunden iſt, weſentliche Dienſte. Trotzdem iſt er wegen der Ungleichheit ſeiner Laune nicht gerade ſehr beliebt beim Publikum.

Die Miniſter der Finanzen und des Krieges genießen eine allgemeine Achtung, die ſie durch ihre Geradheit und Loyalität auch wohl verdient haben. Jeder Intrigue und perſönlichen Rückſicht fremd, widmen ſie ſich ausſchließlich dem Wohl des Staates. Das Vertrauen, welches ihnen der Monarch trotz aller Angriffe ihrer Feinde ſchenkt, legt Zeugniß dafür ab, daß er ſie zu ſchätzen weiß. So iſt z. B. die Wahl der beiden letzten Reichscontroleure, der Herren Abaſa und Greigh, Hrn. von Reutern überlaſſen worden, obgleich die Beſtimmung des Reichscontroleurs eben die Controle des Finanzminiſters iſt. Es iſt dies eine Vertrauensſeligkeit, die, ſo gerechtfertigt ſie auch in dieſem Falle ſein mag, doch etwas weit geht, aber eben im Gemüthe des Kaiſers ihren Grund hat. Den Kriegsminiſter hatte vor etwas mehr als einem Jahre eine mächtige Coterie unter Führung des Feldmarſchalls Fürſten Baratinski zu ſtürzen geſucht; aber alle ihre Verſuche ſcheiterten an dem unerſchütterlichen Vertrauen des Kaiſers.

Das Hauptziel, welches Miljutin ſich vorgeſetzt und während ſeiner langjährigen Leitung der Geſchäfte des Kriegsminiſteriums auch unabläſſig verfolgt hat, iſt die Hebung des Militärdienſtes. Es iſt ihm auch ohne Zweifel gelungen, die Härte des Lebens des ruſſiſchen Soldaten ſehr weſentlich zu mildern. Die Dauer der Dienſtzeit, die früher volle 25 Jahre betrug, und ſpäter nur für die Garde auf 20 Jahre herabgeſetzt wurde, iſt allmählich verkürzt worden, ſodaß die ausgehobenen Mannſchaften zuletzt nur 10 Jahre bei der Fahne und 5 Jahre in der Reſerve zu dienen hatten. Der Soldat wird jetzt viel beſſer ernährt und behandelt; körperliche Züchtigung kommt nur noch bei den unverbeſſerlichen Subjecten einer beſondern Klaſſe des Soldatenſtandes in Anwendung, und jeder Willkür iſt eine genügende Schranke geſetzt. Das neue Geſetz über die Militärpflicht, welches den Dienſt für alle Klaſſen der Bevölkerung obligatoriſch macht und die Dauer deſſelben für die Landarmee auf 15 Jahre (5 bei der Fahne und 10 in der Reſerve) und für die Flotte auf 10 Jahre (7 im activen Dienſt und 3 in der Reſerve) feſtſetzt, iſt vorzugsweiſe der Initiative des Hrn. Miljutin zu danken und wird eine weſentlich civiliſatoriſche Bedeutung haben, weil es allen denjenigen, die irgendeine Bildung nachweiſen können, ſehr beträchtliche Vortheile gewährt und dieſe in ein richtiges Verhältniß zu dem höhern oder geringern Grade der nachgewieſenen Bildung ſetzt.

Die Anstrengungen, welche der Minister zur Verbesserung der materiellen Lage des Soldaten und zur Vermehrung und Vervollkommnung des Kriegsmaterials macht, halten gleichen Schritt mit seinen Bemühungen zur Hebung des moralischen Elements der Truppe. Trotzdem ist er in der Armee nicht sehr populär. Man wirft ihm vor, daß er mehr Theoretiker im Cabinet als praktischer Organisator sei und die ganze Verwaltung zu complicirt gestaltet habe. Die Militärs der alten Schule können es ihm nicht verzeihen, daß er die Gewalt, welche sie früher über ihre Untergebenen besaßen, sehr eingeschränkt hat. Das Formenwesen und die überall zu beobachtende Gesetzlichkeit geniren sie. Die Aufhebung der Armeecorps hatte alle Generale, die zu alt sind, um als Divisionscommandeure verwendet zu werden, jedes Feldes einer angemessenen Thätigkeit beraubt, und die jüngern Offiziere beklagen sich über die Vorzüge, welche den Zöglingen der Militärakademie gewährt werden. Abgesehen von den laudatores temporis acti um jeden Preis, wird sich die neue Generation wol aus dem Wirrsal der Uebergangszeit herausfinden, und den verdienten ältern Generalen wird durch die bereits angeordnete theilweise Wiedereinführung der Armeecorps ein angemessener Wirkungskreis eröffnet werden.

Wenn die eben angeführten Ausstellungen der Unzufriedenen aber auch zum Theil begründet wären, würden die in der Verwaltung begangenen Fehler nie so verderbliche Folgen haben wie die Leidenschaft des Ministers, die Armee ohne alle Rücksicht auf die finanzielle Lage des Landes immer noch zu vergrößern. Mehr als ein Drittel der Staatseinnahmen wird bereits durch das Budget des Kriegsministeriums verschlungen, ohne einerseits die Unterhaltung der irregulären Reiterei mit einzurechnen, die von Provinzen gestellt wird, welche dafür von jeder Abgabe befreit sind. Andererseits hat auch die Marine ihr eigenes Budget. Allerdings hat Rußland bei der Ausdehnung seines Territoriums in seinem Innern, besonders in einigen seiner Grenzdistricte eine bedeutende bewaffnete Macht nöthig; aber es hat dafür auch zugleich den Vortheil, weit weniger als ein anderer Staat einen übermüthigen Angriff von außen fürchten zu müssen. Und was seine Stellung im Rathe der europäischen Mächte betrifft, so wird dieselbe entschieden achtunggebietender, wenn es sich durch beharrliches Fortschreiten auf dem Wege industrieller und finanzieller Entwickelung kräftigt, als wenn es seine Hülfsmittel erschöpft und seine Kräfte zersplittert.

Man sagt dem Finanzminister nach, daß er sich zu leicht den Anforderungen seines Collegen vom Kriegsressort füge; dieser Vorwurf entbehrt jedoch vollständig der Begründung, weil unter einer absoluten Regierung, wie es die russische doch noch ist, alles dem Willen des Herrn sich fügen muß, der nicht selten über die Mittel des Landes verfügt, ohne den Finanzminister oder den Reichsrath, der das Budget zu prüfen hat, weiter zu befragen.

Uebrigens ist man aber berechtigt, den Finanzminister in gewisser Hinsicht für die Verschleuderung der Geldmittel des Staates in allen Zweigen der Verwaltung durch die immer erhöhten Ausgaben mit verantwortlich zu machen. Statt das Budget durch Verminderung der Ausgaben ins Gleichgewicht zu setzen, hat er sich nur bemüht, die Einnahmen zu vermehren, wobei ihm der Aufschwung, welchen der Bau der Eisenbahnen der Handelsbewegung in Rußland gegeben, zu Hülfe kam. Die Einnahmen sind nun zwar in einem alles Erwarten übertreffenden Maße gewachsen, nichtsdestoweniger übersteigen die Ausgaben immer noch die Voranschläge, und ohne die Elasticität der Einnahmen würde Rußland immer noch vor einem mehr oder minder beträchtlichen Deficit stehen, dessen Beseitigung gerade als eins der größten Verdienste des jetzigen Finanzministers betrachtet wird. Die geringste Katastrophe kann es aber wieder in seiner ganzen Nacktheit hervortreten lassen, und da die Saiten der Besteuerung schon zu stark gespannt sind, könnte ein neuer Appell an das Land auch wol ohne Erfolg bleiben.

Das hervorragendste Verdienst des Hrn. von Reutern besteht unstreitig darin, den

Nutzen der Eisenbahnen erkannt und kein Mittel gespart zu haben, um die Erbauung derselben zu beschleunigen. Dieses Verdienst ist um so größer, als er von den verschiedenen Ministerien der öffentlichen Bauten nur schwach unterstützt worden ist, da dieses Ressort das Unglück gehabt hat, beständig Personen anheimzufallen, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren.

In den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Nikolaus befand sich an der Spitze des erwähnten Ressorts General Graf Kleinmichel, ein Mann ohne die geringste Cultur, der seine Verwaltung nach der Trommel führen zu können glaubte, wie er ehemals seine Soldaten geführt haben mochte. Sein Nachfolger, der General Tschewkin, verband mit vielem Geist reiche Kenntnisse und eine unvergleichliche Arbeitslust. Aber trotzdem rückte unter seiner Hand nichts vor, weil er aus zu ängstlicher Gewissenhaftigkeit alles selbst sehen und prüfen wollte und das Detail ihm zuletzt über den Kopf wuchs. Er übergab das Ressort einem ausgezeichneten Ingenieur, Hrn. Melnikow, dessen Indolenz jedoch jedes Unternehmen lähmte. Seine Umgebung benutzte diese Sorglosigkeit, und die Unterschleife, die in diesem Verwaltungszweige schon früher ziemlich festgewurzelt waren, nahmen eine bis dahin unbekannte Ausdehnung an. Es ging daraus unter anderm ein Contract hervor, der sich als so unvortheilhaft für die Regierung herausstellte, daß diese glücklich war, ihn durch das Opfer von $5^1/_2$ Mill. Rub. lösen zu können. Der Herzensgüte des Kaisers hatte es Hr. Melnikow zu danken, daß er sein Portefeuille unter Wahrung der Kriegsehren in andere Hände geben konnte. Nach der traurigen Erfahrung, die man mit einem Manne von Fach gemacht hatte, war es kein Wunder, daß die Wahl seines Nachfolgers auf einen Nichtspecialisten fiel. Es war dies der Generalmajor der Suite des Kaisers, Graf Wladimir Bobrinski, im wahren Sinne des Wortes ein Ritter ohne Furcht und Tadel; aber leider so wenig für die Lösung der ihm auferlegten Aufgabe vorbereitet, daß er bald unter der Last erlag. Im letzten Augenblicke noch erwies er jedoch dem Lande keinen besondern Dienst, daß er seinen Vetter, den Grafen Alexej Bobrinski, gleichfalls Generalmajor der Suite, zu seinem Nachfolger empfahl. Derselbe führte das Ministerium zwei Jahre lang in der Art eines türkischen Paschas. An Thätigkeit hat er es zwar nicht im geringsten fehlen lassen, aber der Mangel an aller sachlichen Vorbildung und an Folgerichtigkeit in seinen Ideen ließ nichts Ersprießliches aufkommen. Im verflossenen Sommer endlich ist ihm in der Person des Generaladjutanten Viceadmirals Possiet, eines in jeder Beziehung achtbaren und ehrenwerthen Mannes, ein Nachfolger gegeben; ob derselbe aber, nachdem er in seiner Carrière als Seemann sich die höchsten Auszeichnungen erworben, ein guter Minister für Landcommunicationen sein wird, muß die Folge lehren.

Bis 1870 wurden die Eisenbahnbauten denjenigen übertragen, die beim öffentlichen Ausgebot den niedrigsten Preis angegeben hatten. Es ergab sich daraus ein beträchtliches Ersparniß für den Fiscus, und der einzige Nachtheil des Systems war ein so unverhältnißmäßiges Sinken des Preises, daß die Regierung mehrfach den Unternehmern zu Hülfe kommen mußte, damit dieselben nur den Bau beendigen konnten. Dieser Uebelstand erschien groß genuß, um von dem System der öffentlichen Concurrenz zu dem der Concession an diejenigen, welche die größte moralische Garantie zu bieten schienen, überzugehen. Dieser Modus mußte jedoch den verschiedensten Misbräuchen Thür und Thor öffnen und wurde denn auch vor etwas mehr als einem Jahre beseitigt. Nach dem von dem Minister der öffentlichen Bauten vorgeschlagenen System sollte nun die Regierung die Linien, welche zu erbauen wären, anzeigen, die Tracés und die Anschläge entwerfen, diese dem Publikum vorlegen und hierauf eine Subscription auf die Actien der Gesellschaft eröffnen, die schließlich den Bau auszuführen haben würde. Die Ungereimtheit einer solchen Combination ist augenfällig. Wie sollte denn ein Haufen aus allen Ecken

und Enden zuſammengelaufener Actionäre, die keine Verbindung unter ſich haben, zur Verſtändigung über die Leitung eines ſo complicirten Unternehmens, wie es der Eiſenbahnbau iſt, und über die Wahl der zur Ausführung deſſelben geeigneten Perſonen gelangen? Es iſt klar, daß ohne Gründer keine Actiengeſellſchaft gebildet werden kann. Kaum war es indeſſen bekannt geworden, daß die Regierung beabſichtigte, auf der eben dargelegten Grundlage die Conceſſion zu vier wichtigen Linien zu ertheilen, als ſich auch viele Conſortien bildeten, die alle bereit waren, auf dem Kampfplatze zu erſcheinen. Natürlich! Je trüber das Waſſer, deſto mehr Ausbeute kann der intelligente Angler erwarten. Unter den gegebenen Bedingungen war man eines doppelten Gewinnes ſicher, und zwar zunächſt auf den Anſchlag der Regierungsingenieure, die immer einen Rabatt von 10—15 Proc. geſtatten mußten; dann in Form von Ergänzungen zu den von der Regierung genehmigten Bedingungen, denen der Miniſter bei der Mangelhaftigkeit ſeines Tracé, das dem Unternehmen zu Grunde gelegt war, ſchwerlich entgehen konnte. Da der erhoffte Gewinn aber nur den Erbauern dieſer Bahnen zufiel, kam es den Conſortien darauf an, ſich einer hinlänglichen Zahl von Actien zu bemächtigen, um ſich an die Spitze der zu bildenden Geſellſchaften ſetzen zu laſſen. Es leuchtet ein, daß auf dieſe Weiſe die Actien dieſer Geſellſchaften keine Bedeutung mehr für Kapitalanlage haben konnten, daß das ganze Intereſſe an dem Unternehmen auf dem Gewinn beruhte, welchen die Erbauung und nicht der Betrieb der Bahnen abwerfen würde, daß unter dieſen Umſtänden die großen Kapitalien mehr denn je die kleinen abſorbiren mußten, und daß endlich die Idee des Grafen Bobrinski, die Eiſenbahnunternehmungen zu demokratiſiren, ihrem vollſtändigen Fiasco nicht entgehen konnte.

Da der Finanzminiſter dieſes Reſultat theilweiſe wenigſtens vorausſah, entſchloß er ſich, ſeine Waare, die vom Fiscus garantirten Actien, ſo theuer als möglich, d. h. höher als alle andern öffentlichen Fonds, zu verkaufen. Dies verminderte jedoch keineswegs den Zudrang der Subſcribenten, und die geforderten Summen wurden 15—20 mal überzeichnet, als die Reichsbank im März und April die Subſcription auf dieſe Linien eröffnete. Die Rivalität der verſchiedenen Gruppen von Kapitaliſten, die ihren Erfolg nur durch die Mehrheit der Stimmen in ihren Geſellſchaften ſicherſtellen konnten, zwang zu den ſchwerſten Opfern, um die möglich größte Zahl der Actien zu erwerben. Die Speculanten ſuchten den beſten Gewinn daraus zu ziehen. Sie ſtürzten ſich auf die Bank, um nur einige Actien in der Abſicht zu erwiſchen, ſie ſpäter zu unerhörten Preiſen an die künftigen Erbauer zu verkaufen. Um die Speculationswuth einigermaßen zu dämpfen, beſchloß die Reichsbank, daß die Sicherheitszahlung von 10 Proc., welche bei der Zeichnung zu leiſten war, nur in baarem Gelde und nicht in Werthpapieren angenommen werden ſollte. Es entſtand daraus eine gefährliche Finanzkriſis. Alle Einlagen wurden aus den Banken zurückgezogen, was dieſe letztern nöthigte, ihre Operationen einzuſtellen. Um ſich das nöthige Geld zu verſchaffen, zahlten die Speculanten 2—3 Proc. für acht Tage.

Schließlich gelangten drei dieſer Eiſenbahnen in die Hände von drei verſchiedenen Unternehmern; aber im Schoſe der vierten Geſellſchaft gehört eine ſtarke Stimmenminorität einem gewichtigen Concurrenten, der aus Groll gegen ſeinen glücklichern Nebenbuhler ſeine Actien nicht abtreten will. Man ſchätzt die in einigen Tagen als Prämien und Zinſen verausgabten Summen auf 3—4 Millionen, und es wird der Fiscus ſein, der ſchließlich die Unternehmer ſchadlos halten wird.

Selten hat eine Regierung einen handgreiflichern Beweis geringer Befähigung an den Tag gelegt als die ruſſiſche in dieſer Angelegenheit; denn der ganze Wirrwarr wurde allein durch eine Reihe der unzweckmäßigſten Maßregeln und durch die offen hervortretende Gegnerſchaft der Miniſter der Finanzen und der öffentlichen Arbeiten verurſacht.

Mit wenigen Ausnahmen sind alle russischen Eisenbahnen mit Geldunterstützung von seiten der Regierung erbaut worden. Die Einnahmen der meisten Bahnen genügen noch nicht, die laufenden Zinsen der zu ihrem Bau emittirten Actien und Obligationen zu decken, geschweige denn die Rückzahlungen der den Gesellschaften vom Fiscus gemachten Vorschüsse zu effectuiren. Da es vorauszusehen ist, daß die Nebenlinien, welche das Netz vervollständigen sollen, noch weniger einträglich sein werden als die bereits beendigten Hauptlinien, ist es sehr wahrscheinlich, daß das Budget noch größere Lasten zu tragen haben wird. Da jedoch alle Bahnen nach achtzigjährigem Bestehen, d. h. nach der allmählichen Tilgung des Gründungskapitals, Eigenthum des Staates werden, hat dieser die Hoffnung, sich einst für die von ihm gebrachten Opfer zu entschädigen. Es scheint jedoch, daß die indirecten Vortheile, welche das Land von den Eisenbahnen hat, sich weniger fühlbar machen, als man zu erwarten berechtigt war. Es ist dies besonders dem kläglichen Zustande des Ackerbaues und den traurigen Bedingungen, unter denen die Arbeiterklasse steht, zuzuschreiben.

Eine vollständige Reform des bestehenden Steuersystems, das dem Bauern gerade fast unerschwingliche Lasten auferlegt, ist jetzt in Angriff genommen. Es ist dies eine der großen Aufgaben, welche dem jetzigen Finanzminister zufallen. Wenn es demselben noch gelänge, dem Geldsystem eine solidere Grundlage zu geben, würde das Maß seiner Verdienste um das Land übervoll werden; es ist aber schwer zu glauben, daß Hr. von Reutern diese schwierige Frage erheben werde, nachdem er 1863 bei dem Versuche, den Werth des Rubels zu fixiren, so vollständig gescheitert ist.

Der rührigste Minister ist unstreitig der der Reichsdomänen, des Ackerbaues und der Minen, Peter Alexandrowitsch Walujew, einst Minister des Innern. Derselbe hat seinen Wiedereintritt ins Ministerium durch eine sehr gewissenhafte Erforschung der Lage des Ackerbaues in Rußland inaugurirt. Die Ergebnisse derselben haben nun den Minister auch veranlaßt, eine Reihe von Maßregeln zu beantragen, die zum Theil wenigstens den offenbar gewordenen Mißständen abhelfen könnten. Es scheint indessen, daß der Ministerrath seinen Planen keine besondere Wärme entgegengetragen hat, zum Theil vielleicht, weil die Festigkeit seiner Ueberzeugungen und die Begründung seiner Ansichten nicht das hinreichende Vertrauen eingeflößt haben. Wahrscheinlich fand man, daß alles auf das Beste in Rußland bestellt sei, daß das Volk, welches glaubt mit Steuern überbürdet zu sein, noch zu viel besitze, weil es Mittel findet, jährlich gegen 300 Mill. Rub. für Branntwein auszugeben, daß der Verbrauch dieses volkswirthschaftlichen Giftes trotzdem in Rußland weniger bedeutend sei als in andern Ländern u. dgl. m. Die Nothwendigkeit, die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu regeln, erschien den Herren Ministern jedoch zu dringlich, als daß sie nicht hätte discutirt werden sollen. Es ist denn auch zu diesem Behufe eine Specialcommission aus Vertretern der Regierung und der Provinziallandtage gebildet worden.

Der Optimismus der Herren Minister ist übrigens sehr bezeichnend. Er zeigt deutlich, welcher Geist in den hohen administrativen Regionen herrscht. Männer wie die Herren Timaschew, Greigh, Fürst Urussow, Abasa haben eben keinen andern Wunsch als den, sich der hohen Stellung, die sie einnehmen, auch in Ruhe zu erfreuen. Dieser Mangel eines edeln Ehrgeizes ist aber um so mehr zu beklagen, als mehrere von ihnen eine hohe Intelligenz und große Arbeitskraft, alle aber einen sehr ehrenwerthen Charakter haben. Es läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß fortan keine große reformatorische Maßregel durchgehen wird, wenn nicht der Kaiser selbst die Initiative ergreift oder einen kräftigen Nachdruck gibt, wie er dies bei der Reform des Militärdienstes gethan. Aber wenn man die moralische Ermüdung berücksichtigt, welche die natürliche Folge einer

achtzehnjährigen Regierung sein muß, die bereits so große Thaten aufzuweisen hat, ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Kaiser auch vorzugsweise nach Ruhe verlangt.

Alles das ist kein gutes Vorzeichen für die noch ausstehenden, sehr dringlichen Reformen. So hat der Justizminister dem Reichsrathe ein neues Hypothekengesetz, dessen Nothwendigkeit allgemein anerkannt wird, eingereicht; aber es scheint wol, daß im Schose des Reichsrathes von der conservativen Opposition Einwendungen gegen dasselbe erhoben sind. Der Justizminister Graf von der Pahlen, jung und voll Eifer, wie er ist, würde sicher den Kampf gegen eine Menge veralteter Institutionen aufnehmen, wenn er überzeugt wäre, die Passivität des Reichsrathes überwinden zu können. Die Civil-, Criminal- und Handelsgesetzbücher sind so mangelhaft, daß die Gerichte jeden Augenblick auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Das neue Gerichtsverfahren, das vor nunmehr 10 Jahren eingeführt worden, besonders aber das Cassationsprincip, das man aus Frankreich herübergenommen, dem man aber in Rußland eine übermäßige Ausdehnung gegeben hat, bedürfen gleichfalls einer gründlichen Revision. Da man aber die reactionäre Stimmung an hoher Stelle kennt, klammert sich der ganze Richterstand an das Bestehende, wie unvollkommen es auch sein mag, weil er fürchtet, daß man das ganze Gebäude zum Einsturz bringen würde, wenn man an einem Theile desselben rührte.

Einzelne Minister haben jedoch auch Einfluß genug, um sich nicht durch die Opposition in Schach halten zu lassen. So hat der Graf Tolstoi, Unterrichtsminister und Procurator des Synods der griechischen Kirche, verschiedene Reformen von höchster Wichtigkeit durchgesetzt.

Früher bildete die russische Geistlichkeit eine Kaste, aus welcher nicht einmal die Töchter der Priester ohne specielle Erlaubniß austreten durften. Diese geistliche Kaste besteht nicht mehr. Jetzt scheint der Graf Tolstoi damit umzugehen, die Rechte der Bischöfe, welche ihre Diöcesen ganz despotisch leiten und eine unbedingte Gewalt über die Geistlichen üben, zu beschränken. Die erste Bresche in diese Macht wurde dadurch gelegt, daß die Wahl zu gewissen Kirchenämtern, welche bis dahin ausschließlich von den Bischöfen besetzt wurden, in die Hände der Geistlichkeit selbst gegeben wurde. Der Einfluß der Bischöfe wird aber noch ganz anders durch die projectirte Reform der Episkopalgerichte herabgestimmt werden. Auch widersetzen sich die Bischöfe derselben mit aller Kraft; Graf Tolstoi ist aber nicht der Mann, der vor ihnen die Segel streichen sollte. So wird er nicht nur diese, sondern auch noch manche andere nützliche Reform durchsetzen. Die Bischofssitze werden jetzt allein durch Mönche oder verwitwete Priester, die das Mönchsgelübde abgelegt haben, besetzt. Hierdurch sind würdige Weltgeistliche ganz unzweckmäßigerweise von den höchsten kirchlichen Würden ausgeschlossen. Man beabsichtigt jetzt, dieselben gesetzlich auch an Weltgeistliche vergeben zu können. Ferner hat Graf Tolstoi Hand an die Beseitigung eines der schmählichsten Flecken der russischen Gesetzgebung gelegt, nämlich des Bannes, der auf den 10—12 Millionen zählenden russischen Sektirern lastet. Die große Mehrzahl derselben bilden die sogenannten Altgläubigen, die in ihrem Glauben nur in sehr unwesentlichen äußerlichen Punkten von dem der orthodoxen Griechen abweichen. Trotzdem sind nicht einmal ihre Ehen durch das Gesetz anerkannt. Zunächst soll den in der Sekte Geborenen — nicht den später aus der orthodoxen Kirche Uebergetretenen — das Recht, eine gesetzlich gültige Civilehe einzugehen, gewährt und der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche eine weitere Grenze gesteckt werden. Im Hinblick auf dieses sichtlich hervortretende Streben, die Ueberreste einer barbarischen Gesetzgebung zu beseitigen, darf man sich wol auch der Hoffnung hingeben, daß die entehrenden Strafen, welche diejenigen, die aus der orthodoxen Kirche in eine andere übertreten, und in noch höherm Grade die Verleiter zu einem solchen Uebertritte bedrohen, aus dem Criminalcodex verschwinden werden, wie man denn auch bereits Schritte gethan

hat, um die Legitimation natürlicher Kinder der höhern Stände, die früher nur ausnahmsweiſe auf dem Wege kaiſerlicher Gnade zu erlangen war, weſentlich zu erleichtern. Endlich wäre noch zu bemerken, daß auch die Formalitäten, die eine dritte Eheſchließung erſchwerten, beſeitigt worden ſind.

Nicht geringere Energie hat Graf Tolſtoi in dem zweiten von ihm geleiteten Reſſort, dem des öffentlichen Unterrichts, bewieſen. Die von ihm gegen das Majoritätsvotum des Reichsraths durchgeſetzte Einführung der alten Sprachen als Hauptgrundlage des Gymnaſialunterrichts hat jedoch eine allgemeine Oppoſition gegen ihn hervorgerufen. Die Zeitgemäßheit dieſer Maßregel iſt mindeſtens zweifelhaft. Man kann freilich einerſeits unmöglich den Einfluß leugnen wollen, welchen das Studium des Lateiniſchen und Griechiſchen auf den Fortſchritt der Civiliſation in Europa geübt hat; es kann ſelbſt zugegeben werden, daß die claſſiſchen Studien gerade ihrer Schwierigkeit wegen für die am Nationalcharakter participirende leichtfertige Jugend in Rußland ein durch nichts anderes zu erſetzendes Mittel geiſtiger Gymnaſtik hergeben und demnach in Rußland noch nützlicher ſein werden als anderswo. Andererſeits begreift man aber auch leicht, wie ſchwer es bei der realiſtiſchen Richtung der Zeit halten muß, einer aus Slawen, Tataren, Finnen, Georgiern, Armeniern u. ſ. w. gemiſchten Bevölkerung die Ueberzeugung beizubringen, das einzige Heil ihrer Kinder beſtehe darin, daß ſie ſich den Kopf zerbrechen, um einſt Aufſätze und Verſe in Idiomen machen zu können, die längſt niemand mehr ſpricht und deren Aneignung keinen directen praktiſchen Nutzen gewähren kann. Dazu kommt, daß es in Rußland durchaus an tüchtigen Lehrern der alten Sprachen fehlt. Alles das zuſammen erklärt den allgemeinen Angſtruf, welchen die Maßnahmen des Grafen Tolſtoi erweckt haben, und den ungeheuern Zudrang zu den Realſchulen, deren Zahl nirgends genügen will. Es iſt wirklich zu bedauern, daß der Miniſter ſeine Energie an ein Werk verſchwendet hat, das ihn nicht überdauern wird, und zwar um ſo mehr, als das Studium der höhern Wiſſenſchaften in Rußland, beſonders aber im Staatsdienſt nur wenig Ermuthigung findet. Selten werden von einem Beamten ſpecielle Kenntniſſe verlangt. Wenn jemand nur einige Intelligenz beſitzt, wird er für fähig gehalten, alles machen zu können. Zum Beweiſe dienen die zum Theil in Cadettencorps gebildeten Generale, welche an der Spitze vieler Civilbranchen, ſogar an der der höchſten Bildungsanſtalten des Reiches, des Alexander-Lyceums und der Rechtsſchule, ſtehen. Es folgt daraus, daß das allgemeine Bildungsniveau ſelbſt in höhern Aemtern ſehr niedrig iſt, was zum Theil die Fehler erklärt, welche ſelbſt Männer von einem ſonſt unbeſtreitbaren Verdienſte begehen. Ob die Vermeidung derſelben beſſer durch das Studium der claſſiſchen oder der realen Disciplinen zu erreichen ſein wird, iſt und bleibt wol noch eine offene Frage.

Der Unterrichtsminiſter hat ſich neuerdings zu einer Combination ſeiner Partei, der ariſtokratiſchen, hergeben müſſen, die im andern Lager große Heiterkeit erregt hat. Infolge des Mangels an Lehrern und Geldmitteln befinden ſich die Volks-Elementarſchulen im allgemeinen in keinem beneidenswerthen Zuſtande. Die Provinziallandſtände wären allein im Stande geweſen, den Uebeln derſelben abzuhelfen, und viele von ihnen haben zu dieſem Zwecke auch bedeutende Opfer gebracht. Der Miniſter hat ſeinerſeits dieſe Schulen heben zu können geglaubt, indem er ein ganzes Heer von Inſpectoren ernannte. Aber die an ihren alten Privilegien feſt hängenden Vertreter des Adels vermeinten, daß der wenig befriedigende Zuſtand der Volksſchulen eine vortreffliche Gelegenheit böte, einen Theil des Einfluſſes, welchen ſie durch die Reformen der jetzigen Regierung eingebüßt, wiederzugewinnen. Sie fanden es demgemäß zweckmäßig, daß die Sorge für die Elementarſchulen des platten Landes ausſchließlich dem örtlichen Adel anvertraut wurde. Man verlor jedoch, als man dieſe Maßregel vorſchlug, vollſtändig aus dem Auge, daß der Adel keine politiſche Corporation mehr bildet, daß er alſo auch über keine Geldmittel mehr gebietet,

und daß die Disposition über diese letztern sowol wie der Einfluß überhaupt auf die Provinziallandstände übergegangen sind. Auf diese Weise hat die Camarilla die Interessen des Volksunterrichts einzig in der Absicht geopfert, die Regierung zu einem ganz unfruchtbaren Vorgehen zu Gunsten der erloschenen Adelsvorrechte zu veranlassen. Diese ganze Angelegenheit, die so unbedachtsam ins Werk gesetzt worden und aus der man sich, nachdem einmal das Interesse des Kaisers dafür gewonnen ist, nicht herauszuziehen weiß, beweist abermals die Unfähigkeit der reactionären Hofcoterie, deren wachsender Einfluß überhaupt kaum andere als beklagenswerthe Folgen haben kann. Daß der Kaiser sich für diesen Plan hat gewinnen lassen, darf nicht wundernehmen, denn sein edles Herz war nur zu leicht bereit, dem Adel, dem er sein opferfreudiges Entgegenkommen bei seinen Reformen nicht vergessen hat, einen neuen Beweis seines unbedingten Vertrauens zu geben.

Die Frage der Volks-Elementarschulen beschäftigt die Männer in Rußland, welche sich das Wohl ihres Landes angelegen sein lassen, in sehr hervorragender Weise. Und doch gibt es nur Einen Weg, diese Frage zu lösen. Man hat eben nur das Budget des Unterrichtsministeriums derartig zu erhöhen, daß eine genügende Anzahl von gutorganisirten Lehrerseminarien errichtet werden und der Staat den darin gebildeten Lehrern eine sorgenfreie und ehrenvolle Stellung geben könne. Täglich fast werden in der russischen Presse Klagen über die unzulängliche Dotirung der Volksschullehrer laut. So wurde noch unlängst der russischen „Sanct-Petersburger Zeitung" geschrieben, daß von den Lehrern im Kreise Charkow 17: 1 — 200 Rub., 19 je 100 Rub. und die andern weniger als 100 Rub., davon einer 15 und ein anderer 13 Rub. im Jahre erhielten. So darf man sich denn auch nicht wundern, wenn unter vielen ähnlichen Fällen gemeldet wird, daß der Küster, der im Dorfe Udi bei Charkow das Lehreramt innehatte und dafür 20 Rub. jährlich erhielt, seine Zöglinge am Morgen unter Schloß und Riegel setzte und dann seinen anderweitigen Beschäftigungen nachging. Viele andere Misstände, die jetzt unüberwindlich scheinen, würden mit einer genügenden Vermehrung gründlich gebildeter Volksschullehrer allmählich verschwinden; denn der Volksunterricht hat seinen Hauptnutzen weniger darin, daß die Leute lesen, schreiben und rechnen lernen, als vielmehr darin, daß ihnen gesunde Ideen, die sie die Nothwendigkeit der Mitwirkung jedes einzelnen zum Gedeihen des Staatsganzen erkennen lassen, beigebracht und sie hierdurch auf richtige Bahnen gelenkt werden. Der russische Bauer wird aber bei allen ihm von der Natur verliehenen Fähigkeiten keineswegs durch eine richtige Erkenntniß seiner Lebensaufgabe geleitet, was zum Theil freilich mit durch den ganzen Gang der Entwickelung des russischen Volkes bedingt wird. So wirft man dem russischen Bauern vor, daß er trotz seiner Befreiung aus der Leibeigenschaft nicht den Ackerbau liebe, und dieser Vorwurf ist allerdings begründet. Aber wodurch? Einfach dadurch, daß der Bauer bei dem noch bestehenden Gemeindebesitz keine Liebe zur Landwirthschaft haben *kann*. Ist er erst der volle Herr seines Landes, weiß er, daß seine Arbeit ausschließlich ihm und seinen Kindern zugute kommt, dann wird er auch die Landarbeit lieben. Dann wird auch ein zweiter, theilweise ebenso begründeter Vorwurf, der nämlich, daß er seine Kinder nicht gern zur Schule schicke, seine Berechtigung verlieren, weil er dann erst den Werth und die Nothwendigkeit der sein Gedeihen fördernden Kenntnisse wird schätzen lernen. Augenblicklich scheitern noch die besten Absichten an dem nur zu leicht erklärlichen Unverstande der Bauern und der Macht der einmal gegebenen Verhältnisse. So hat das Kreislandamt, die Permanenzcommission des Kreislandtages von Konotop (Gouvernement Tschernigow) in der besten Absicht von der Welt Schritte zur Einführung des obligatorischen Schulunterrichts gethan. Diese Bemühungen werden aber wol erfolglos bleiben, weil, abgesehen von dem Widerwillen der Bauern, ihre Kinder zur Schule zu schicken, wegen Mangels an Lehrkräften

nicht Schulen genug gestiftet werden können, um bei der großen Entfernung der Dörfer in Rußland den Schulbesuch für alle Kinder überhaupt nur möglich zu machen.

Wie complicirt die Frage also auch zu sein scheint, ihre Lösung ist einfach auf die Nothwendigkeit, für eine genügende Anzahl tüchtiger und gut gestellter Lehrer zu sorgen, zurückzuführen.

Man muß der russischen Presse das Verdienst lassen, daß sie in dieser Angelegenheit vollständig ihre Pflicht gethan hat und immer wieder auf ihre Forderung, die Lehrkräfte zu verbessern und zu vermehren, zurückgekommen ist.

Ueberhaupt ist die Presse jetzt eine der mächtigsten Triebfedern der Civilisation in Rußland geworden. Sie hat seit der Aufhebung der Präventivcensur für die in den beiden Hauptstädten Petersburg und Moskau erscheinenden periodischen Schriften einen großen Aufschwung genommen, und Zeitschriften sind über das ganze Land verbreitet. Die Redactionen beklagen sich zwar noch oft genug über die gegen sie ergriffenen Maßregeln, und diese sind auch vielleicht nicht immer hinreichend motivirt; man muß jedoch anerkennen, daß die Regierung dem Publikum dadurch einen großen Dienst geleistet hat, daß sie den Chauvinismus der einflußreichsten Blätter im Zaume hielt und den Angriffen derselben gegen alles, was nicht russisch war, entgegentrat. Diese Blätter nährten durch ihr Verhalten den Haß zwischen den verschiedenen auf russischem Boden lebenden Nationalitäten und verhinderten dadurch gerade die Verschmelzung, deren Nothwendigkeit sie selbst so eifrig predigten. Im Gefühle der neuerwachten nationalen Lebenskraft hatten sie es übersehen, daß eine solche Operation nur durch Mittel der Milde und durch billige Rücksicht auf die factisch bestehenden Verhältnisse, niemals aber durch leidenschaftliches, mehr auf Unterdrückung abgesehenes Vorgehen zu ermöglichen ist. In letzter Zeit hat sich der Ton der öffentlichen Blätter vollständig geändert, was nächst der bessern Einsicht wol auch der auf die edelsten Ziele gerichteten Annäherung zwischen den europäischen Höfen zuzuschreiben ist.

Außerdem hat die größere Freiheit der Presse in Rußland einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Unterdrückung von Misbräuchen geübt, für welche die russische Verwaltung früher allgemein berüchtigt war. Und wenn diese Misbräuche auch noch nicht alle verschwunden sein können, so sind sie doch viel seltener geworden.

Die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens hat den auf Grundlage der Gesetze von 1864 organisirten Gerichten sehr bald das vollste Vertrauen des Publikums gewonnen. Man lobt auch die Zuvorkommenheit und Rechtlichkeit der Beamten der Centraladministration. Als ein großer Misbrauch ist jedoch hervorzuheben, daß den Beamten gestattet wird, Functionen von Directoren industrieller Gesellschaften zu übernehmen. Besonders unstatthaft dürfte dies bei Beamten des Finanzministeriums sein, von welchem letztern diese Gesellschaften abhängen. Es geht dies zuweilen so weit, daß sehr einflußreiche Mitglieder des Reichsrathes das Amt von Präsidenten bei Privatbanken annehmen, ohne ihrer officiellen Stellung zu entsagen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß in Rußland nach dem Vorbilde Preußens die Unverträglichkeit des Staatsdienstes mit dem Dienste bei industriellen Privatgesellschaften gesetzlich anerkannt würde.

Bei der großen Centralisation der Gewalt in Rußland ist die Bureaukratie sehr mächtig, und die richterliche Gewalt ist der Administration gegenüber noch nicht sicher genug etablirt, um ihr nöthigenfalls mit Erfolg Schranken setzen zu können. Oft dient freilich die Rivalität der verschiedenen Minister untereinander als Garantie gegen die Verletzung der Interessen, und so verderblich in vieler Hinsicht auch die Uneinigkeit der Verwaltungschefs sein mag, ihre Solidarität würde ohne Zweifel einen unerträglichen Despotismus herbeiführen. Gegenwärtig besitzt fast jedes Ministerium besondere Organe in den Pro-

vinzen, sodaß Rußland ganz bequem in eine große Zahl unabhängiger Staaten, die nichts Gemeinsames unter sich haben, zertheilt werden könnte.

Die Minister sind so eifersüchtig auf ihre Macht, daß sie sogar auf der Beseitigung der Generalgouverneure bestehen, welchen die Leitung mehrerer zu bestimmten Gruppen vereinigten Provinzen anvertraut ist, und die berufen sind, die Interessen dieser Provinzen bei der höchsten Autorität zu vertreten. Da die Generalgouverneure sehr hoch in der Beamtenhierarchie stehen, sind sie störend für das willkürliche Schalten der Minister; wenn sie aber unterdrückt werden, verschwindet das einzige Organ, welches befähigt ist, energisch die localen Interessen zu vertreten, die in einem Reiche, welches aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist wie Rußland, selbstverständlich sehr mannichfaltig sein müssen. Man hat sich vielleicht der Ansicht hingegeben, daß die localen Landtage, welche vor zehn Jahren in den eigentlich russischen Provinzen eingeführt worden sind, Selbständigkeit genug gewinnen würden, um nicht nur die ihnen zuständigen Geschäfte führen, sondern auch die Vertretung der örtlichen Interessen der Centralgewalt gegenüber übernehmen zu können. Es stellt sich jedoch heraus, daß das Selfgovernment, welches man den Provinzen zu übertragen geneigt war, mehr Schein als Wirklichkeit ist. In der That sind die Repräsentanten der Kreise und Gouvernements, welche alle drei Jahre zu Landtagen zusammentreten, ermächtigt und beauftragt, die ökonomischen Interessen ihrer Committenten zu verhandeln und sich die nöthigen Geldmittel durch Besteuerung derselben zu verschaffen. In der Zwischenzeit führen die Landämter die Geschäfte. Aber weder die Landtage noch die Landämter haben eine executive Gewalt. Um ihre Beschlüsse auszuführen, müssen sie sich an die Organe der Regierung wenden, was sie von dieser vollständig abhängig macht. Die Provinzialverwaltung, wie sie die Kaiserin Katharina II. geschaffen hatte, war von den Vertretern der Centralgewalt viel weniger abhängig als die jetzigen Provinziallandtage, weil ehemals die Polizeigewalt durch Beamte ausgeübt wurde, welche die Versammlungen selbst erwählt hatten. Allerdings bestanden diese letztern ausschließlich aus Mitgliedern des landbesitzenden Adels, während jetzt alle Klassen der Bevölkerung zur Vertretung berufen werden. Die alte Ordnung hatte aber auch noch den Vortheil, daß sie die größern Grundbesitzer an ihre Heimat fesselte, während jetzt jeder, der nur irgend die Mittel dazu hat, das Land mit der Stadt vertauscht und so jenem das bedeutendste civilisirte und civilisatorische Element entzieht.

Diesen Uebelstand hat die Regierung wohl erkannt; aber zwischen den aristokratischen Bestrebungen und den bureaukratischen Einflüssen hin- und hergeworfen, hat sie nicht die Kraft, Institutionen zu schaffen, die den großen Grundbesitzern eine Stellung geben könnten, welche dieselben an ihren Herd zurückführten.

Es scheint übrigens, daß man hohen Ortes der Idee, Rußland eine Repräsentativverfassung zu bewilligen, nicht gerade unzugänglich wäre; man hält aber diesen Plan so lange für unausführbar, als der Antagonismus zwischen Polen und Russen noch nicht verschwunden ist. Es ist gewiß, daß unter den bestehenden Verhältnissen die Vereinigung so widerstrebender Elemente zu Einer Kammer endlose Mishelligkeiten herbeiführen müßte. Das Beispiel der Provinz Posen beweist hinlänglich, daß eine Repräsentativverfassung allein nicht im Stande ist, den nationalen Antagonismus zu bannen.

Sollte indessen das Staatsoberhaupt einst wirklich finden, daß die ungeheuere Verantwortlichkeit, welche auf ihm lastet, zu schwer zu tragen ist, so wären sicher Mittel genug bei der Hand, sie ihm zu erleichtern, indem entweder den Provinzen eine größere Selbständigkeit verliehen oder der Reichsrath so weit umgestaltet würde, daß er der wirkliche Repräsentant der das Reich bildenden Bestandtheile wäre.

Chronik der Gegenwart.

Todtenſchau.

Unter den Männern der Wiſſenſchaft hat der Tod in jüngſter Zeit wieder eine reiche Ernte gehalten. Wir beſchränken uns heute darauf, nur auf die folgenden hinzuweiſen:

Der bekannte Reiſende und Geograph Charles Tilſtone Beke iſt am 31. Juli 1874 geſtorben. In ihm verliert die geographiſche Wiſſenſchaft einen hervorragenden Repräſentanten, der ebenſo ſehr durch umfangreiches Wiſſen wie durch alle perſönlichen Vorzüge eines Reiſenden ausgezeichnet war. Geboren wurde Beke am 10. Oct. 1800 zu London. Anfänglich für den Handelsſtand beſtimmt, lag er dieſem Berufe zu London, Genua und Neapel ob, wandte ſich aber dann nach Lincolns-Inn und ſtudirte dort die Rechte. Auch dieſe Laufbahn verließ er nach kurzem, unternahm eine Reiſe nach der Inſel Mauritius und widmete ſich nunmehr hiſtoriſchen, ethnographiſchen und philologiſchen Studien. Die „Origines biblicae, or researches in primeval history" (Bd. 1, London 1834) ſind eine Frucht ſolcher Studien. Dieſes Werk fand vielen Widerſpruch, namentlich auch in Deutſchland ſeitens der liberalen Wiſſenſchaft; denn es war von einem durchaus orthodoxen Standpunkte aus abgefaßt. Die Univerſität Tübingen creirte den Verfaſſer übrigens auf Grund dieſes Werkes zum Doctor. Im Jahre 1836 finden wir den ſo auch in die deutſche Wiſſenſchaft Eingeführten in Leipzig, wo er längere Zeit hindurch mit dem engliſchen Conſulat betraut war und ſeine „Vertheidigung gegen Dr. Paulus" (Leipzig 1836) ſchrieb. Er machte der engliſchen Regierung mehrere Vorſchläge in Betreff Abyſſiniens, deſſen große Wichtigkeit für den Verkehr mit Centralafrika er eingeſehen hatte, ohne indeß das Intereſſe für dieſes Land und ſeine Erſchließung für den europäiſchen Handel höchſten Ortes wecken zu können. So faßte er denn den Entſchluß, auf eigene Hand und unter Beihülfe einiger Privatleute nach Abyſſinien zu gehen. Er ſchloß ſich, dort angekommen, der Expedition des Majors Harris an und erforſchte Godſcham und die ſüdlicher gelegenen Länder mit großem Erfolge, ſodaß er ſich um die Erſchließung dieſer Regionen erhebliche Verdienſte erwarb. In dem „Journal of the Geographical Society", dem „Bulletin de la Société de géographie" und der Schrift „Abyssinia. A statement of facts" (2. Aufl., London 1846) machte er höchſt intereſſante und lehrreiche Mittheilungen über die Ergebniſſe ſeiner abyſſiniſchen Studien. Zurückgekehrt, publicirte er eine ganze Reihe wiſſenſchaftlicher Arbeiten, z. B. „Essay on the Nile and its tributaries" (London 1847), „On the sources of the Nile in the Mountains of the Moon" (London 1848), „On the sources of the Nile" (London 1849) und ſein „Mémoire justificatif en réhabilitation des pères Paez et Lobo" (Paris 1848). Einen Streit, welcher großes Aufſehen machte, führte er mit A. d'Abbadie in den Schriften „A letter to M. Daussy" (London 1849) und „An inquiry into A. d'Abbadie's journey to Kaffa" (London 1850). Er ſuchte in dieſen Broſchüren den Beweis zu führen, daß der genannte Reiſende niemals die Nilquellen geſehen habe, obwol er

deren Entdeckung für sich in Anspruch nahm. Aus der Reihe der übrigen geographischen, ethnographischen und linguistischen Arbeiten des verdienstvollen Gelehrten sind hier noch zu erwähnen seine Werke „On the geographical distribution of languages in Abyssinia" (Edinburgh 1849) und „Sources of the Nile with the History of Nilotic discovery" (London 1860). Letzteres Werk ist als eine Zusammenstellung seiner langjährigen Studien über diesen Gegenstand zu betrachten. Während der Jahre 1849—53 war er bei der National association for the protection of British industry and capital als Secretär thätig. Später lebte er jahrelang als Kaufmann auf der Insel Mauritius.

Der schwedische Naturforscher Johann Wilhelm Zetterstedt ist am 23. Dec. 1874 aus diesem Leben geschieden. Geboren am 20. Mai 1785 in Oestergothland auf einem Landgute, wo sein Vater Geometer war, zeigte er schon als Knabe eine seltene Liebe zur Botanik und gab sich dieser Wissenschaft wie den verwandten Disciplinen mit Eifer hin. Er besuchte das Gymnasium zu Linköping und bezog im Jahre 1805 die Universität Lund. Drei Jahre darauf wurde er Doctor der Philosophie, bald darauf Docent der Botanik und Adjunct in der Naturgeschichte. Einen Umschwung in seiner wissenschaftlichen Richtung brachte seine Freundschaft mit dem Entomologen Fallén zu Stande. Bisher eifriger Botaniker, wurde er nunmehr vorzugsweise Zoolog. Besonders beschäftigte er sich mit dem Studium der Insekten. In den Jahren 1811 und 1817 machte er eine Reise nach Oeland, ebenso 1819 nach Gothland, welches er auch im Jahre 1841 noch einmal besuchte. Gemeinsam mit Fries ging er 1821 nach dem äußersten Norden Schwedens und Norwegens, wie er denn überhaupt fast alle Theile der Skandinavischen Halbinsel zu wissenschaftlichen Zwecken bereist hat. Im Jahre 1839 wurde er Professor der Botanik und Oekonomie zu Lund. Unter seinen Schriften mögen hier die folgenden genannt werden: „De plantis cibariis Romanorum" (Lund 1808), „Dissertatio de foecundatione plantarum" (3 Bde., Lund 1810—12), „Orthoptera Sueciae" (Lund 1821), „Fauna insectorum Lapponica" (Bd. 1, Hamm 1828), „Monographia scatophagarum Scandinaviae" (Paris 1835), „Insecta Lapponica" (Leipzig 1838—40), „Diptera Scandinaviae" (Lund 1842—60). Ohne öffentliche Thätigkeit lebte Zetterstedt seit 1853, sich des wohlverdienten Ruhestandes erfreuend.

Karl Friedrich August Koppe, Professor und Oberlehrer am königlichen Gymnasium zu Soest, dessen Tod unterm 17. Nov. 1874 durch die Zeitungen gemeldet ist, war zu Johannisburg in Ostpreußen 1803 geboren, woselbst sein Vater Regimentsquartiermeister bei der dortigen Garnison war. Seine Mutter stammte aus Schlesien, wohin sie nach des Gatten Tode mit ihrem einzigen Sohne ging, um sich mit fürsorglicher Liebe der Erziehung desselben zu widmen. Nach fleißiger Vorbildung auf einem breslauer Gymnasium bezog Koppe zuerst die Universität Breslau, wo er einer der eifrigsten Schüler von Brandes war, dann Berlin, wo hauptsächlich Ohm, Turte und Hermbstädt ihn anzogen. Wie die Vorrede zu seiner „Mathematischen Geographie" und der „Lehre vom Weltgebäude" bekundet, welche er noch als Greis 1872 bei Bädeker in Essen herausgegeben hat, stand er in Breslau mit Grabs von Haugsdorf in wahrem Freundschaftsbunde, und widmete diesem daher auch seine letzte Schrift. Nach rühmlichst überstandenem Oberlehrerexamen wurde er zuerst beim Gymnasium in Brieg angestellt, und kam am 30. Oct. 1826 an das Gymnasium zu Marienwerder, woselbst er als Oberlehrer der Mathematik und Physik wirkte. Alle seine Schüler werden voll innigster Dankbarkeit seiner klaren, auch dem weniger Begabten verständlichen Unterrichtsweise und der freundlichen, sowie echt pädagogischen Erziehungsmethode gedenken. Den mathematischen Unterricht ertheilte er von der Quinta aufwärts, den physikalischen von der Tertia ab wie wol selten ein Gymnasiallehrer vor ihm und nur wenige nach ihm. Die Grundzüge davon hatte er in einem Hefte dargelegt, aus dessen späterer, immer den neuesten Standpunkt der Wissenschaft hinzufügenden Bearbeitung sein vortreffliches Lehrbuch der Physik hervorgegangen ist. Zu den lehrreichen Vorträgen machte er nach Abschluß eines wichtigen Abschnittes jedesmal wohlgelungene Experimente, für welche er sich an den freien Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen auf dem physikalischen Cabinet des alten Gymnasiums einübte. Da der vorhandene physikalische Apparat nicht ausreichte, bemühte er sich, denselben zu vervollständigen, und hatte die große Freude, daß das königliche Ministerium 343 Thlr. dazu bewilligte, wofür von den

Mechanikern Gebrüder Müller zu Berlin ganz vorzüglich angefertigte Instrumente im Jahre 1828 geliefert wurden. Hierdurch wurde Koppe's Liebe für seine Unterrichtsgegenstände in so hohem Maße gesteigert, daß er seinen Tertianern schon in zwei wöchentlichen physikalischen Stunden einen Ueberblick über das gesammte Gebiet der Physik innerhalb zweier Jahre gab. Einmal im Sommer und einmal im Winter führte er sie an sternenhellem Abende auf freie Plätze, um ihnen so einfach und nach leichten Gedächtnißhülfen wieder auffindlich die Sternbilder am Himmel zu zeigen, wie er es auch in seinem letzten Werke gethan hat. Durch die ausgezeichneten Lehrbücher der Arithmetik, Planimetrie, Trigonometrie, Stereometrie und Physik, welche Deutschlands Lehrer durch Einführung in den Gymnasien und Realschulen am besten gewürdigt haben, ist Karl Koppe's Name in weiten Kreisen bekannt geworden.

Am 3. Jan. 1875 starb in Bamberg der dortige Erzbischoff Michael Ignaz von Deinlein, seinerzeit Redacteur des „Wöchentlichen Anzeiger für die katholische Christenheit". Wie man von den französischen Soldaten sagt, daß jeder von ihnen den Marschallsstab in seinem Tornister trage, so kann man von den katholischen Landleuten Baierns behaupten, daß ihre Jungen die Bischofsmütze in der Schultasche tragen. Deinlein's ganze Laufbahn legt hierfür Zeugniß ab. Wenn er sich auch nicht wie Sixtus V. vom Sauhirten zum Papste emporschwang, so hat er doch immerhin aus einer Bauerstube heraus sich den Weg zur höchsten kirchlichen Würde seiner oberfränkischen Heimat gebahnt. Am 26. Oct. 1800 im Dorfe Hetzles bei Erlangen geboren, war er der Sohn armer Bauersleute, die ihn zuerst in die Dorfschule schickten. Im Jahre 1813 kam er in die lateinische Vorbereitungsschule nach Bamberg, erhielt am Ende seiner Gymnasialstudien als der Erste in der Klasse eine geistliche Stiftung und war so dahin gebracht, das Priesterhaus zu betreten, in welchem er 1821—22 seine theologischen Studien kostenfrei absolvirte. Die Priesterweihe wurde ihm am 18. Nov. 1824 zutheil. Deinlein erhielt sofort eine Stelle als Kaplan an der Metropolitankirche in Bamberg und fungirte 1827 zur Aushülfe in Koburg, dann vier Jahre als Pfarrer zu Volsbach im Ahornthale. Von 1831 an finden wir ihn als Subregens im erzbischöflichen Priesterhause mit der Erziehung der jungen Kleriker beschäftigt, später (1834—37) zugleich als Religionslehrer am bamberger Gymnasium in Thätigkeit. Die weitere Zeit bis zur Erklimmung höherer Stufen in der Hierarchie füllte er mit dem Lehramte der Moral- und Pastoraltheologie am Lyceum, hierauf (1841—44) mit dem Pfarramte an der Metropolitankirche aus. Im Jahre 1844 wurde er Generalvicar des Erzbischofs Bonifaz von Urban und Official des Ehegerichts erster Instanz. Der Erzbischof war erblindet, zur Versehung seiner geistlichen Funetionen ganz unfähig, deshalb stieg Deinlein alsbald eine Stufe weiter: der Papst ernannte ihn zu Bonifaz' Stellvertreter, zum Weihbischof und Bischof von Adrammyttum in partibus. Am 20. Nov. 1853 ward er als solcher im Dome zu Speier feierlich conseerirt. In den Jahren 1856—58 war Michael Deinlein Bischof von Augsburg; die Erzdiöcese Bamberg wurde ihm vom Könige Maximilian II. im Juni 1858 verliehen. Sechzehn Jahre hat er das Erzbisthum verwaltet; nicht im freisinnigen Geiste, wie sich das bei einem bairischen Prälaten fast von selbst versteht, aber doch weniger intolerant, weniger fanatisch als der Bischof von Passau und der Bischof Senestrey von Regensburg. Die Infallibilität des Papstes und die daraus entspringenden Conflicte schienen ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen, desto mehr aber wandte er in allerletzter Zeit seine Aufmerksamkeit der Civilehe zu und schien nicht übel Lust zu haben, in Erinnerung an seine Vorgänger, die kriegerischen Bischöfe von Bamberg, es angesichts der Einführung dieses Instituts zu einem vollständigen Bruche mit der Regierung kommen zu lassen, als der Tod dem altersschwachen Greise die Feder, sein Schwert, aus der Hand nahm.

Am 14. Jan. 1875 starb ganz unerwartet an den Folgen eines Herzschlages in Stralsund Professor Johannes von Gruber. Seit 44 Jahren wirkte er segensreich an dem Gymnasium von Stralsund und suchte auf jede Weise nicht blos das Wohl der Schule, sondern auch die Interessen der Stadt zu fördern. Ueberall half er denen, die seine Hülfe beanspruchten, überall war er in Versammlungen auf dem Platze, wo es galt gemeinnützige Dinge zu besprechen und sie wirksam ins Leben einzuführen. Er war ein eifriges Mitglied des neugegründeten Vereins der Gymnasiallehrer der Provinz Pommern,

und war eifrig bemüht, die äußere Stellung der Lehrer fördern zu helfen, verschloß sich aber andererseits auch nicht der Einsicht, daß man bei veränderter Zeitlage und bei veränderter Stellung der Gymnasien der Gegenwart an eine, wenn auch in schonender Weise vorzunehmende Umgestaltung der Unterrichtsweise denken müsse. Trotz der Rührigkeit, die er im öffentlichen Leben kundgab, versäumte er doch nicht die Pflege gelehrter Studien. Er erfreute sich einer so trefflichen Gesundheit, daß er seinem Körper schon etwas zumuthen konnte, insbesondere waren ihm die Morgenstunden zu Studien erwünscht. Von seiner gelehrten Thätigkeit zeugt die in der Teubner'schen Buchhandlung in mehrern Auflagen erschienene Ausgabe der Schrift des Cicero: „De officiis". Außerdem hat er durch eine aus der Praxis der Schule herausgewachsene lateinische Grammatik und durch seine Uebungsbücher der Schule wesentliche Dienste geleistet, ganz abgesehen davon, daß er selbst es in hohem Grade verstand, klar und faßlich zu unterrichten und die Schüler zu fördern. Er hatte sich in seine Klasse so hineingelebt, daß er nie das Ordinariat einer andern übernehmen mochte.

Johannes von Gruber wurde geboren am 23. April 1807 in Oedenburg; seine Schulbildung erhielt er zuerst in Preßburg, dann in Wittenberg. Dieses Gymnasium stand damals unter der Leitung des so tüchtigen Philologen Franz Spitzner in besonderm Ansehen. Nachdem er das Abiturientenexamen absolvirt hatte, bezog er die Universität Greifswald, um Philologie zu studiren, er hörte vor andern Schömann. Von Greifswald ging er nach Berlin, um seine Studien vornehmlich unter Böckh fortzusetzen. Nach bestandener Staatsprüfung übernahm er 1832 eine Lehrerstelle am Grauen Kloster in Berlin, und 1834 folgte er einem Rufe an das Gymnasium nach Stralsund. Hier hat er eine erfolgreiche Wirksamkeit geübt, sodaß in der Schule und in der Stadt seine Verdienste nicht vergessen werden.

Professor Ferdinand Hitzig, unter den Kritikern des Alten Testaments einer der hervorragendsten, ist am 22. Jan. 1875 zu Heidelberg gestorben. Er erblickte das Licht der Welt zu Haningen in Baden am 23. Juni 1807 als Sohn des dortigen Pfarrers. Auf dem Pädagogium zu Lörrach erhielt er seine erste Bildung, dann, seit dem Herbst 1822, war er Schüler des Lyceums zu Karlsruhe, bezog zwei Jahre später die Universität Heidelberg, wo er sich dem Studium der Theologie widmete, und im nächsten Jahre die zu Halle, wo er bis Ostern 1827 verweilte. Sein Lieblingslehrer war hier Gesenius, ein Einfluß, der für seine spätern gelehrten Bestrebungen maßgebend wurde. Um Ostern des Jahres 1828 finden wir Hitzig in Göttingen, wo er im nächsten Jahre promovirte. Alsdann habilitirte er sich zu Heidelberg in der theologischen Facultät. Schon im Jahre 1833 ging er, einem Rufe folgend, nach Zürich als ordentlicher Professor der Theologie, um seit dem Jahre 1861 wieder als Professor in Heidelberg zu wirken. Er gehörte daselbst zu den vielseitigsten Lehrern; denn nicht nur das Alte und Neue Testament, sondern auch die orientalischen Sprachen, besonders die semitischen, bildeten den Gegenstand seiner Vorlesungen. Neben Ewald und Tuch hat er die Exegese und Kritik des Alten Testaments von allen Lehrern der heutigen Theologie wol am meisten und erfolgreichsten gepflegt. Die Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten ist eine überaus große. Zuerst machte seine „Uebersetzung und Auslegung des Propheten Jesaias" (Heidelberg 1833) Aufsehen, während vorher die Schriften „Der Begriff der Kritik am Alten Testament praktisch erörtert" (Heidelberg 1831) und „Des Propheten Jonas' Orakel über Moab" (Heidelberg 1831) weniger bekannt wurden. Außerdem schrieb er eine Uebersetzung und einen historisch-kritischen Commentar über die „Psalmen" (2 Thle., Heidelberg 1835—36), „Die zwölf kleinen Propheten" (Leipzig 1838), „Der Prophet Jeremias" (Leipzig 1841), „Der Prophet Ezechiel" (Leipzig 1847), „Der Prophet Daniel" (Leipzig 1850), „Das Hohe Lied" (Leipzig 1855), „Die Sprüche Salomonis" (Zürich 1858), „Die Erfindung des Alphabets" (Zürich 1840), „Ueber Johannes Markus und seine Schriften" (Zürich 1843), „Urgeschichte und Mythologie der Philistäer" (Leipzig 1845), „Die Grabschrift des Eschmunazar" (Leipzig 1855) und andere. In wissenschaftlichen Zeitschriften hat Hitzig außerdem zahlreiche Aufsätze veröffentlicht, so in Zeller's „Theologischen Jahrbüchern", der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" u. a. m. Das Wirken dieses glänzenden Gelehrten wird noch lange segensreiche Früchte tragen.

Neben diesen jüngst dahingegangenen Gelehrten von Ruf möge hier noch ein Staatsmann von Bedeutung Erwähnung finden, welcher in der politischen Geschichte unsers Jahrhunderts eine nicht gewöhnliche Rolle gespielt hat.

Zu Kötschenbroda bei Dresden starb am 9. Aug. 1874 der königlich sächsische Minister Albert von Carlowitz. Geboren wurde er am 1. April 1802 zu Freiberg in Sachsen als Sohn des Amtshauptmanns Hans Georg von Carlowitz. Seine erste Schulbildung empfing er im älterlichen Hause, dann, seit dem Jahre 1817, finden wir ihn auf den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma. Mit 18 Jahren bezog er die Universität Leipzig, wo er sich juristischen Studien widmete. Nach beendetem akademischem Cursus begann er seine Staatscarrière. Im Jahre 1828 wurde er Regierungsreferendarius. Bei der Berathung der neuen Verfassung für das Königreich Sachsen auf dem Landtage vom Jahre 1830 stand er als Mitdirector der meißnischen allgemeinen Ritterschaft auf seiten der Krone und des Adels. Dies machte ihn in seinem engern Vaterlande nichts weniger als volksbeliebt, und er zog es daher vor, dem allgemeinen Unwillen durch den Uebertritt in herzoglich gothaische Dienste aus dem Wege zu gehen. Dies geschah im Jahre 1831. Er wurde in Gotha Regierungsrath. Seine Thätigkeit auf dem constitutionellen Landtage des Königreichs Sachsen vom Jahre 1833, dem er als Abgeordneter des Hauses Schönburg angehörte, bestand abermals in einer Vertheidigung der Interessen der Aristokratie und des Thrones. Im Herbste des kommenden Jahres nahm er seinen Abschied in Gotha und wurde im Jahre 1836 als Regierungsrath bei der Kreisdirection zu Zwickau angestellt. Schon um Ostern des nächsten Jahres schied er aus dieser Stellung und war nun wieder als Abgeordneter für Schönburg thätig. Auf den Sessionen von 1839 und 1842 that er sich besonders durch seinen Eifer für die Interessen des Adels hervor, wie er ja dies auch auf den frühern Landtagen stets gethan hatte. Mit der Uebernahme des väterlichen Gutes Schönau erhielt er die Eintrittsfähigkeit in die sächsische Erste Kammer; sofort wurde er zum Vicepräsidenten derselben ernannt. Er erwarb sich in dieser Stellung das Verdienst, für die Versöhnung der stark miteinander überworfenen beiden Kammern einzutreten, wo er irgend konnte. Gegen den Bundestag nahm er oft eine feindliche Stellung ein, und auch gegen das Ministerium kämpfte er mehrmals, so namentlich für die Einführung einer auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beruhenden Strafproceßordnung. Nachdem das Ministerium Könneritz seine Endschaft erreicht hatte, wurde im Jahre 1846 Carlowitz Justizminister. Die Revolution des Jahres 1848 zwang ihn mit dem Gesammtministerium zum Rücktritt, und so blieb sein Werk, der Entwurf einer neuen Strafproceßordnung für das Königreich Sachsen, unvollendet. Nunmehr hoffte von Carlowitz zur zeitgemäßen Umgestaltung der deutschen Verhältnisse nichts mehr von Sachsen, aber alles von Preußen. Er kaufte daher im August 1848 die Rittergüter Altscherbitz und Schkeuditz in der preußischen Provinz Sachsen, um in Preußen Einfluß zu gewinnen. Dennoch wurde er von der Stadt Dresden in den Landtag vom Jahre 1849 gewählt; er leistete diesem Rufe Folge und nahm hier eine Mittelstellung zwischen der Linken und der Regierung ein, da er von der letztern sich immer mehr losgesagt hatte. Als er mit seiner Ansicht nicht durchdringen konnte, trat er aus der Kammer aus und kam nun dem Auftrage nach, neben Radowitz die preußische Regierung im Verwaltungsrathe der preußischen Union zu vertreten; auch erhielt er einen Ruf als Commissarius der verbündeten Regierungen beim Reichstage zu Erfurt. Nach dem Schlusse des Reichstages finden wir ihn in Altscherbitz, dann in Ebersbach bei Görlitz. Im Jahre 1852 wurde er in die preußische Zweite Kammer gewählt, in welcher er mit Energie und Einsicht das Werk der Verfassung förderte. Zum zweiten mal wurde er im Jahre 1859 in die Kammer gewählt und blieb trotz der dreimal erfolgten Auflösung derselben seinem Mandat getreu. Ohne Frage gehörte Albert von Carlowitz zu den bedeutendsten sächsischen Staatsmännern der jüngsten Zeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ledru-Rollin.

Die Revolution von 1789 mit ihren außerordentlichen Begebenheiten seit der Einnahme der Bastille bis zum Sturze Napoleon's I. ist die erstaunlichste unter allen uns bekannten Staatsumwälzungen, und bildet unstreitig einen in seiner Art einzigen Abschnitt der Weltgeschichte. Aehnliches war freilich früher schon geschehen, aber nicht Gleiches, nicht in so betäubender Schnelligkeit und in solchem Umfange. Auch wurden die französischen Gemüther so gewaltig davon ergriffen, daß zwei politische Religionsparteien daraus entstanden, die ganz besonders merkwürdig sind durch ihren anhaltenden Einfluß und ihren zunehmenden Anwuchs in einem Lande, wo gewöhnlich ein Schwindel der Köpfe ebenso leicht vorübergeht, als er erregt wird. Ich meine die Imperialisten und Jakobiner oder, wie man gegenwärtig sagt, die Bonapartisten und die Radicalen. In Frankreich gab es seitdem keine andern Parteien, gibt es augenblicklich und wird es auch zukünftig noch lange keine andern geben, als diese beiden, wenn man nämlich wirklich kämpfende Parteien darunter versteht; die übrigen sind nur Zeugen und Richter des Kampfes, beerben aber schließlich die Ueberwundenen und die Ueberwinder. Beide können alles, was Gesetz, Grundsatz, Verfassung heißt, nicht leiden, und wollen, so sehr sie auch sich einander entgegengesetzt zu sein glauben, doch im Grunde dasselbe, nämlich den Despotismus. Als die Revolution alles niedergerissen, die ganze Vergangenheit aufgeräumt, jede geschichtliche Spur getilgt hatte, und nun auf dem zugeschütteten und geebneten Grunde des alten gothischen Staatsgebäudes ein moderner Neubau nach dem idealen Riß, den man im Kopfe hatte, aufgeführt werden sollte, gestaltete sich zuerst fest und dauernd etwas ganz Unerwartetes und Unverheißenes: ein Weltreich wie das weiland Römische Reich, nicht wie das Römische Reich des Cäsar und Augustus, nicht einmal wie das von Trajan und Marc Aurel, sondern wie das ganz mechanische und hierarchisch gegliederte Römische Reich der Verfallzeit, das Reich des Valentinian und Honorius mit Kammerherren, Ceremonienmeistern und Schleppenträgern, wie es die Barbaren kannten und über den Haufen warfen. Nach einem schönen Traume, der, wenn er nur halb eintraf, jede Regierung überflüssig machte, erwachte Frankreich dermaßen verstrickt in den Banden des byzantinischen Verwaltungswesens, daß es dieselben seitdem nicht wieder abzustreifen vermochte; die Regierungen wechselten, ließen aber die von Napoleon I. eingerichtete Staatsmaschine in ihrem Zustande, und von 1815—52 blieb Frankreich, unter einer constitutionell-royalistisch oder republikanisch bemalten Maske, immer nur ein verkapptes Kaiserthum, d. h. ein administrativer Mechanismus, der 1852—70 wieder seinen rechten Namen und Anstrich hatte. Auch war unter der Restauration wie unter der Julimonarchie der Imperialismus, d. h. der Cultus des Kaisers, die eigentliche französische Nationalregierung, und obgleich derselbe durch das Misgeschick der kaiserlichen Waffen im letzten Deutsch-Französischen

Kriege einen schweren Stoß erlitt, so behält er dennoch im Lande starke Wurzeln und in der Staatsverwaltung eine feste Handhabe, woran er sich um so eher wieder aufrichten kann, als jene Verwaltung einstimmig als Gewähr nationaler Macht, Größe und Einheit gefeiert und gepriesen wird. Der Jakobinismus oder Radicalismus fand keinen so zahlreichen Anhang, gewann aber ein furchtbareres Ansehen durch die rothe Glaubensglut, die in angebrannten Gehirnen zu lichterloher Schwärmerei ausschlug. Nicht weil sie manches Faule und Schlimme zu Boden sinken ließ, manches Kräftige und Gute aufrüttelte und der Nation einen solchen Schwung gab, daß das vereinte Europa sie nicht bezwingen konnte, sondern wegen der entsetzlichen Krisen und Krämpfe, wegen des kannibalischen Rasens und Blutvergießens erscheint solchen Schwärmern die Revolution bewunderns- und verehrungswürdig; sie vergöttern den Terrorismus um seiner selbst willen, und sehen die Schreckenszeit, die man mit Nacht und Graus bedeckt glaubte, nicht anders als im lieblichsten Rosenlicht. Marat, Danton, Robespierre heißen ihnen Märtyrer der Freiheit, und der 21. Januar, der 12. August, die Septembertage sind mit rothen Buchstaben in ihren Kalender geschrieben. Schon unter der Restauration bestand diese fanatische Sekte mit ihrem Cultus, ihren Priestern, ihren Ceremonien und Mysterien, und während der Julimonarchie lieferte sie das stärkste Contingent bei den Zusammenläufen und Rottirungen auf den Gassen, den höchsten Vorstand der geheimen Verbindungen und Verschwörungen, die größten Schreier in den Clubs und Volksgesellschaften, die keckſten Barrikadenschützen an den Emeuten- und Aufruhrtagen. Obwol nicht ohne Freunde, Nachahmer und Geistesverwandte in andern Ländern (der Mazzinismus ist nur eine Abart des Jakobinismus), übte sie dennoch außerhalb Frankreichs nur geringen Einfluß und hatte freilich damals schon einen socialistischen Anflug, aber noch nicht den communistischen Charakter, den sie seit ihrer Verschmelzung mit den Sekten der Internationale angenommen. Ihr Feldherr war Barbès, ihr Mystagog Blanqui, ihr Dogmatiker Delescluze, ihr Tribun Ledru-Rollin, der am letzten Tage des Jahres 1874 für immer still und stumm geworden.

Am 2. Febr. 1808 zu Paris geboren und schon 1830 Advocat, bewies sich Ledru-Rollin in den von ihm geführten Proceßsachen als ein Mann von Kopf, Kenntnissen, Klugheit und Emsigkeit, und erwarb schnell eine vortheilhafte Kundschaft. Ein Rechtsgutachten gegen den im Juni 1832 erklärten Belagerungszustand der Hauptstadt bezeichnete seinen Eintritt ins politische Leben, und während der ganzen Regierungsperiode Ludwig Philipp's kämpfte er seitdem ununterbrochen als Gerichts-, Parlaments- und Volksredner gegen das Bürgerkönigthum. Seine kraftvolle, uneigennützige, aus wahrer Sympathie für den Gegenstand entspringende Beredsamkeit bei den Processen der Oppositionsjournalisten und politischen Angeklagten vor den Assisen und dem Pairskammergericht hatte ihm frühzeitig in der demokratischen Partei eine große Popularität verschafft, und schon 1839 wäre er im Sommedepartement zum Deputirten gewählt worden, wenn er eingewilligt hätte, den antimonarchischen Ton seines politischen Glaubensbekenntnisses herabzustimmen. Ihm war aber darum zu thun, in der Kammer sich nicht blos von der dynastischen Linken, sondern auch von den gemäßigten Kryptorepublikanern zu unterscheiden und zu diesem Behufe eine andere Gelegenheit abzuwarten, die sich nicht lange nachher darbot, als ihn 1841 die Wähler des zweiten Wahlcollegiums in Le Mans fast einstimmig, an Garnier-Pagès' Stelle, dahin schickten. In der Bekanntmachung seiner politischen Grundsätze hatte sich der neue Abgeordnete unverhohlen als Republikaner ausgesprochen und die Fragen der socialen Verbesserungen, des Arbeitslohnes, der Steuerrevision u. s. w. in solcher Weise berührt, daß er wegen seines Programms gerichtlich belangt und von der Jury in Angers zu viermonatlichem Gefängniß und 3000 Frs.

Geldstrafe verurtheilt, aber schließlich vom Oberappellationsgericht von der Instanz entbunden wurde. In der Deputirtenkammer hatte Ledru-Rollin alle Parteien gegen sich, von der legitimistischen Rechten an bis zur dynastischen und gemäßigt republikanischen Linken. Für seine Angriffe auf die Politik der Juliregierung fand er Bundesgenossen, aber als Vertheidiger und Lobredner republikanischer Ideen blieb er allein. In dieser schwierigen Stellung rettete er sich durch seine Verwegenheit und verblüffte manchmal die Kammer durch eine kühne, dem Jakobinismus sich annähernde Sprache. Bei den Debatten über den auf die legitimistischen Pilger von Belgrave Square bezüglichen Paragraphen in der Antwort auf die Thronrede, über die Abschaffung der Sklaverei in den französischen Colonien, über die Bewaffnung der pariser Festungswerke, über den ministeriellen Misbrauch der Staatseinkünfte und Staatsämter zum Erkauf der Stimmen im Parlament, über die Ausdehnung des Wahlrechts u. s. w. (1844—46), erhob er sich bisweilen zu hoher Beredsamkeit, die aber wirkungslos verhallte. In der Presse erging es ihm nicht besser. Nicht blos die liberalen Oppositionsblätter, der „Constitutionnel" und der „Siècle", verbanden sich oft mit den ministeriellen Journalen zu polemischen Ausfällen gegen ihn; auch das einzige republikanische Blatt, der „National", der gleich anfangs seine Candidatur in Le Mans bekämpft hatte, weit entfernt, ihn später als sein Organ oder als sein Oberhaupt anzuerkennen, untergrub im stillen seinen Einfluß und verweigerte besonders, sich an der Darlegung seiner Sympathien für die Sache der Proletarier zu betheiligen. Feldherr ohne Truppen, wie die dynastische Linke ihn spöttisch nannte, und von allen Seiten angegriffen, sah sich Ledru-Rollin außerhalb der geltenden politischen Parteien nach Beistand um und gewann eine Hülfsmacht an dem neuen radicalen Journal „La Réforme", das er mit seiner Feder, seiner Rede und seiner Börse unterstützte, und worin er gegen die Repräsentativmonarchie und gegen die Juste-Milieu-Republik die Offensive ergriff. Neben seinen politischen Ansichten entwickelten sich hier auch seine socialistischen Theorien oder vielmehr Tendenzen und seine Hindeutungen auf die neuen Pflichten der Regierung gegen die verschiedenen Staatsbürgerklassen.

Als der Feldzug der Reformbankete anging, trennte sich Ledru-Rollin schroffer als je von der dynastischen Linken, indem er keinen Antheil nehmen wollte an den Banketen, wo das Trinken auf die Gesundheit des Königs zur Bedingung gemacht war, beehrte dagegen, allein von allen Deputirten, mit seiner Gegenwart die Bankete in Lille, Châlons an der Saône, Dijon, deren Festordner die dynastischen Toaste ausdrücklich verpönt hatten, und hielt daselbst socialistisch-republikanische Reden, die wie Programme der nächsten Revolution lauteten. Am 24. Febr. 1848 verhinderte er, gemeinschaftlich mit Lamartine, die Regentschaft der Herzogin von Orléans und veranlaßte die Ausrufung der Republik, die seit langen Jahren für die Masse eine Art mystischer, mit Zauberkräften geschmückter Talisman war, und deren sehnlichst gewünschte Errichtung die Eifrigsten nach den Barrikaden hingetrieben hatte. Die provisorische Regierung, die nun eingesetzt wurde, resumirte sich in zwei Männern: Ledru-Rollin und Lamartine. Letzterer mit seinen Antecedentien als Edelmann und Dichter, als Parlamentsredner und Diplomat, als Monarchist und Progressist, und mit seinen Aussichten auf den künftigen Präsidentenposten, glaubte am sichersten dahin zu gelangen, indem er jedem und allen die Hände drückte, mit den Clubbemagogen etwas Jakobinismus, mit den Nationalgarden etwas conservativen Republikanismus, mit den Arbeiterdeputationen etwas dilettantenhaften Socialismus trieb, und erreichte durch ein so vielseitiges leutseliges Benehmen wirklich einen hohen Grad von Popularität, zumal bei dem wohlhabenden Bürgerstande, der in ihm einen Retter und Befreier aus der drohenden Gefahr einer communistischen Schreckensherrschaft erblickte. Ledru-Rollin hatte sich mit seiner vorhergehenden Politik in eine eigenthümlich schlimme Lage hineingespielt, und fühlte nur zu bald die ungeheuere Wucht der ihm zugefallenen

Aufgabe. Anscheinend Haupturheber einer Revolution, deren Charakter er mehr instinctmäßig geahnt, als mit ihren Consequenzen vorausgesehen hatte, war er in den Augen der Arbeiterklasse vorzüglich der Mann, der ihr Sachwalter werden mußte; sie verlangte von ihm die Realisirung der gesellschaftlichen Verbesserungsideen, die er als wirksame Waffe gegen die Julimonarchie gebraucht hatte, und erbot sich mit willigem Herzen, „drei Monate Jammer und Elend" auszuhalten, welche für die Durchsetzung der nach ihrer Meinung von der Republik unzertrennlichen socialen Reformen ausreichen müßten. Es gereicht ihm zum Ruhme, daß er alle durch volksthümliche Manifestationen an ihn ergehenden Zumuthungen, die Dictatur an sich zu reißen, zurückwies und mit seinen Regierungscollegen übereinkam, sich gegenseitig alle im Interesse der allgemeinen Ruhe und Ordnung nothwendigen Zugeständnisse zu machen. Er blieb dieser eingegangenen Verbindlichkeit getreu und übernahm die ganze Mitverantwortlichkeit für ihre sämmtlichen Acte, selbst für diejenigen, welche er am stärksten gemisbilligt hatte, gerieth aber dadurch in solche Widersprüche und Inconsequenzen, daß er schnell beim Volke unpopulär und für die Bourgeoisie ein Gegenstand des Hasses und Schreckens wurde.

Als Minister des Innern schien Ledru-Rollin in der That sich nur angelegen sein zu lassen, den öffentlichen Frieden zu beeinträchtigen durch einen Geist von Gewaltsamkeit, dessen Auslassung der „Moniteur" und Lamartine's Einschreiten vergebens zu verheimlichen und zu vertuschen suchten. Die mit „unumschränkter Vollmacht" ausgerüsteten außerordentlichen Commissare, welche an der Stelle der Präfecten Ludwig Philipp's in die Departements abgeschickt wurden, und noch mehr das an diese Commissare als Leitfaden beim Gebrauche ihrer proconsularischen Amtsgewalt gerichtete Rundschreiben, das zwischen den „Siegern und Besiegten des Februar", zwischen den „vorherigen und nachherigen Republikanern" einen bedenklichen Unterschied aufstellte, verursachte im Lande große Aufregung und Entrüstung. Ebenso böses Blut machten die „Bulletins de la République", die vom 1. März bis zum 6. Mai 1848 alle zwei Tage erschienen und allerdings zu Ledru-Rollin's Verantwortlichkeit gehörten, aber nicht von ihm selbst, sondern von dem ultrademokratischen Eifer einiger Freunde seiner Umgebung herrührten. Ledru-Rollin besaß persönlich zu wenig Energie, um aus eigenem Antriebe und ohne Erbleichen den Abgründen zu trotzen, auf welche seine Verwaltung die ganze Gesellschaft und ihn selbst hinzustoßen schien. Das berüchtigte sechzehnte Bulletin wie das obenerwähnte verrufene Circular wird gewöhnlich dem Jules Favre, damaligem Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, zugeschrieben; er selbst hat sich nie als Autor dazu bekannt, aber auch der Angabe nicht ausdrücklich widersprochen. Bei den Bulletins hatte er im allgemeinen nur die Aufsicht: denn ein provisorischer Regierungsbeschluß vom 15. März ertheilte dem Ministerium des Innern die Vollmacht, George Sand als Mitarbeiter dabei anzunehmen. In welchem Maße dieses Mitarbeiten geschah, können wir nicht genau nachweisen; aber gewiß ist, daß man die Idee und den Stil dieses großen Schriftstellers an mehr als einer Stelle erkennt, namentlich im zwölften Bulletin. Die socialistische Romanpolitik und Schulrhetorik mit ihren leeren Allgemeinheiten, ihren gemüthlichen Vorschlägen und Forderungen einer bessern Vertheilung der Glücksgüter, obwol an und für sich gehaltlos und phantastisch, hatte jedoch den großen Uebelstand, daß sie in einem ministeriellen Blatte gepredigt wurde und bei den damaligen Umständen in Paris eine schlimme Wendung nehmen konnte. In der Provinz war davon nichts zu befürchten. Man hätte meinen sollen, jene pariser Republikaner wären ganz andere Planetenkinder als ihre übrigen Landsleute; eine so falsche Vorstellung machten sie sich von der im Innern Frankreichs herrschenden Stimmung und Gemüthstemperatur. Wie allbekannt, war die große Majorität der Nation lau und ohne Enthusiasmus für die Republik. Als man ihr dieselbe aufdrang, spielte man mit ihr Schwarzen Peter, und man brauchte kein Prophet

zu ſein, um vorauszuſagen, daß ſie ihren proviſoriſchen Regenten eine ſolche moraliſche Fopperei und Gewaltanthuerei bei der nächſten Gelegenheit entgelten laſſen werde.

Ledru-Rollin gab ihr dazu das paſſende Mittel in die Hand, nämlich das allgemeine Stimmrecht, deſſen Einführung der Traum ſeines Lebens war und hauptſächlich auf ſeine Rechnung zu ſetzen iſt. Bei den Wahlen zur conſtituirenden Nationalverſammlung war es jedoch weder für ihn noch für ſeine Partei ſehr günſtig. Im Sarthedepartement, wo er vorher faſt alle Stimmen ſeines Wahlcollegiums für ſich gehabt hatte, wurde er gar nicht wiedergewählt, und in Paris ging er von allen proviſoriſchen Regierungsmännern nur mit der kleinſten Stimmenmehrheit durch. Algier und das Saône- und Loiredepartement ernannten ihn freilich zum Abgeordneten; aber Lamartine, der Repräſentant der gemäßigten Politik, wurde in zehn Departements gewählt. Ein die damalige Situation charakteriſtiſch erläuterndes und erhellendes Zeichen! Als Ledru-Rollin in der conſtituirenden Nationalverſammlung von ſeiner zweimonatlichen Amtsführung Rechenſchaft ablegte, fand er eine kühle Aufnahme, die gegen den enthuſiaſtiſchen Applaus, welchen andere proviſoriſche Regierungsmitglieder geſpendet erhielten, ſehr grell abſtach. Auf der Liſte der fünf Mitglieder der Executivcommiſſion wurde er zu allerletzt ernannt, was er nur noch der Fürſprache Lamartine's zu verdanken hatte, und blieb der Majorität ſtets verdächtig und gehäſſig. Nach dem Juniaufſtande, der ihn von der Staatsgewalt ſtürzte, wurde er wieder Oppoſitionsmann und erlangte als Redner des neuen Berges friſches Anſehen, ſodaß er bei den Wahlen zur Geſetzgebenden Verſammlung von fünf Departements zugleich zum Repräſentanten gewählt wurde, verſchwand aber bald nachher vom politiſchen Schauplatze, weil er die Anführerrolle bei dem Aufſtande am 13. Juni 1849 übernahm, in welchen er ſich blos aus Gefälligkeit, oder richtiger Unterwürfigkeit gegen ſeine Partei eingelaſſen hatte. Seitdem Flüchtling in London, durfte er erſt 1870, unter dem Miniſterium Ollivier, nach Frankreich zurückkehren und lebte ziemlich zurückgezogen auf ſeinem Landgute bei Paris, von der dortigen politiſchen Welt zwar perſönlich geſchieden, aber mit ihr noch in mittelbarer Berührung; denn er hatte nicht genug Charakter, um den Einflüſterungen ſeiner ehemaligen ultrademokratiſchen Freunde und Anhänger widerſtehen zu können. Während der Belagerung war von ihm ein paarmal wieder die Rede; im Jakobinerclub der Reine Blanche trug er darauf an, daß man von der Regierung verlange, ſie ſolle mehr Nachdruck in die Vertheidigung hineinbringen und die Municipalwahlen vornehmen, d. h. die Commune einſetzen, und bei der Meuterei am 31. Oct. 1870 figurirte, wahrſcheinlich ohne ſein Wiſſen und Wollen, ſein Name mit den Namen von Delescluze, Blanqui, Flourens und andern auf der Mitgliederliſte des projectirten öffentlichen Wohlfahrtsausſchuſſes. Im Februar 1871 wurde er zugleich von den Wählern der Seine, der Rhônemündungen und das Var für die Nationalverſammlung in Bordeaux abgeordnet, gab aber ſeine Entlaſſung infolge der Annahme des Friedenstractats, und ſchien fortan keine politiſche Rolle mehr ſpielen zu wollen, indem er mehrmals die ihm angetragenen Candidaturen ablehnte, ließ ſich jedoch wie gewöhnlich durch dringendes Zureden ſeiner alten Freunde von ſeinem Entſchluſſe abbringen. Er kehrte 1874 als Deputirter von Vaucluſe zur Verſammlung in Verſailles zurück, wo er noch den rechten Stimmton ſuchte und die Sprache ſtudirte, die man zu den heutigen franzöſiſchen Repräſentanten reden muß, als der Tod ihn verſtummen machte. Er ſtarb am 31. Dec. 1874 in ſeinem Landhauſe in Fontenay-aux-Roſes bei Paris.

Man darf wol ſagen, daß ſeit mehr als 20 Jahren Ledru-Rollin ſchon der Geſchichte angehört. Er gilt ziemlich einſtimmig, wenn auch für keinen Begründer einer neuen politiſchen Geſinnung und Richtung, wenigſtens für eine hervorragende Perſönlichkeit in der parlamentariſchen Juliregierungsperiode und zur Zeit der Februarrevolution. In ſeinem Privatleben war Ledru-Rollin ein einfacher Mann von den beſten Abſichten und dem

redlichſten Willen. Mit ſeinen überſpannten politiſchen Ideen verband er viel äußern Takt, angenehme Umgänglichkeit und humane Duldſamkeit ſelbſt der größten Verſchiedenheit von Meinungen und Grundſätzen. In ſeinem Hauſe herrſchte die Einfachheit und der vertrauliche Ton anſpruchsloſer Sitte und Bildung. Er liebte die Wiſſenſchaften, unterſtützte angehende Künſtler und genoß in ſeinem juriſtiſchen Fache als Schriftſteller beträchtliches Anſehen. Seine Dienſtfertigkeit und Sorge für Freunde war unermüdlich. Er beſaß ein zu ſeiner Zeit bedeutendes Vermögen und opferte große Summen für die demokratiſche Parteiſache, freilich nicht immer am zweckmäßigſten, da mehrere demagogiſche Taugenichtſe und Tagediebe ſeine Herzensgüte misbrauchten und auf ſeine Koſten lebten. Er war abſolut uneigennützig, das können ſelbſt ſeine größten Feinde nicht leugnen, und im ganzen genommen ein gutmüthiger, aber charakterſchwacher und deshalb gefährlicher Schwärmer.

Abgeſehen von aller politiſchen Doctrin- und Parteifrage, machte Ledru-Rollin der franzöſiſchen Rednerbühne immerhin Ehre. Von Natur ſtarkleibig, mit herculiſcher Bruſt und ſchallender Stimme, eignete er ſich vollkommen zum Redner der äußerſten Linken. Er ſprach mit vieler Leichtigkeit, und der Strom ſeiner Rede floß in beträchtlicher, überfließender Breite, hatte jedoch keine beſondere Tiefe. Feurig, kühn, leidenſchaftlich, manchmal zu hochtrabend, paßte ſeine Beredſamkeit mehr für tumultuariſche Verſammlungen, die von rhetoriſchem Prunk und dramatiſchem Effect leichter verblendet und entflammt werden, als für ruhig berathende Parlamente, wo enthuſiaſtiſche Phraſen und glänzende Phantaſien gewöhnlich nur den ſchnell vorübergehenden Eindruck eines Feuerwerkes machen. Seine ſtärkſten Reden ſtehen nur in geringer oder in gar keiner Beziehung mit der heutigen Gedankenſtrömung und erſcheinen als claſſiſch-revolutionäre Ergießungen, wo man auf Augenblicke Mirabeau'ſche Blitze zucken ſieht und Danton'ſche Donner rollen hört. Seine Beredſamkeit war wie ſein Vorbild eine Reminiſcenz der griechiſch-lateiniſchen Formen, die einen ſo beklagenswerthen Einfluß auf die franzöſiſche Generation von 1789 ausübten, welche, literariſch in der Tragödie auferzogen, politiſch daran zu Grunde ging, daß ſie Tragödie ſpielen wollte.

In politiſcher Hinſicht konnte man aus Ledru-Rollin leicht einen Knecht Ruprecht oder Schreckensmann machen. In ſeinem Aeußern, in ſeiner Haltung, in ſeiner Sprache, ſogar in ſeinem Talent und an gewiſſen Tagen, gab alles Anlaß und Grund dazu; aber ſo verhielt es ſich wahrlich nicht mit dem berühmten Volkstribun, obwol er ſelbſt oft aus bloßer, in Frankreich leider häufig vorkommender Großſprecherei den Lügen- und Verleumdungsſtoff auf ſeine Rechnung lieferte. In Wirklichkeit war Ledru-Rollin ein Gemiſch von Gutem und Schlimmem, wobei je nach dem wehenden Winde und der zuflüſternden Umgebung das Schlimme überwog, aber alles möglich war, auch das Gute. Dieſe doppelte Naturanlage, wenn ſie ſich in zu plötzlichem oder zu häufigem Wechſel äußert, iſt das gewöhnliche Zeichen von Schwachheit und Unſchlüſſigkeit. Ledru-Rollin, der von ſich ſehr oft die Vorſtellung eines furchtbaren und durchgreifenden Mannes gab, war in der That nur nachgiebig und ſchwach. Das iſt freilich in Revolutionszeiten ein ſchlimmer Fehler und ganz hinreichend, um ſchrecklich zu werden. Seine Partei wie alle revolutionäre Parteien in jedem Gebiete des Wiſſens und Wollens hat ihren Schweif, der bisweilen nützlich, meiſtens aber ſehr hinderlich und verderblich iſt wegen der ſolchen Schweifen gemeiniglich anhaftenden Sucht, den Kopf lenken zu wollen; ſie beſtehen durchſchnittlich aus den Ueberſpannten, Unbrauchbaren, Unbedingten und Intranſigenten der Partei, die um ſo hitziger und tollköpfiger ſind, als ſie nicht recht wiſſen, was ſie wollen, und deshalb mit unüberwindlichem Starrſinn auf äußere Kundgebungen ihres Raptus erpicht ſind. Unter einem ſolchen Anhange mußte Ledru-Rollin mit den beſten Abſichten ein Sündenbock werden und ſein ehrliches Gemüth nur dazu dienen, die

Sünden seiner Gehülfen und Spießgesellen zu decken. Schwäche ist in solchen Umständen ärger als Bosheit. Unter Tiberius hatte das römische Volk eine glückliche Periode, und der Böse hielt die Bösen im Zaum; unter dem schwachen Claudius herrschten die Schlechten.

Hauptsächlich bleibt Ledru-Rollin's Name in historischer Verbindung mit einem großen Ereigniß, nämlich mit der Einführung des allgemeinen Stimmrechts, die in politischer Hinsicht jedenfalls eine der wichtigsten Thatsachen unsers Jahrhunderts ist, obschon wir noch nicht sagen können, in welchem Verhältniß Nutzen und Schaden bei diesem gewaltigen Factum stehen, und ob daraus schließlich im französischen Volksleben Heil oder Verderben entspringen wird. Unstreitig war das allgemeine Stimmrecht bei seinem Aufkommen ein Glück für Frankreich, weil die Massen der Landbevölkerung, wogegen die Menge der städtischen Fabrikarbeiter nur wenig zählt, durch das außerordentliche Uebergewicht, das sie in die Wagschale der Ruhe- und Ordnungliebenden legten, die gemäßigte republikanische und conservativ-monarchische Partei in Vortheil gegen die ultrademokratische und socialistische setzten; aber ebenso ausgemacht ist, daß jene Landbevölkerung das allgemeine Stimmrecht, von dem sie beim ersten mal einen so löblichen Gebrauch machte, damals nicht begehrte und ebenso wenig darauf vorbereitet war, als sie es noch gegenwärtig ist. Wir wissen jetzt, daß die stimmberechtigte Masse in Frankreich 9 Mill. Wähler beträgt, können uns auch beim Nachsehen der Verzeichnisse des öffentlichen Unterrichtsministeriums überzeugen, daß ein Drittel weder lesen noch schreiben kann, und daß ein anderes Drittel nicht eben wissenschaftlich gebildet sein muß, und dürfen endlich ohne Furcht vor übertriebener Verrechnung wol vermuthen, daß bei den übrigen nicht mehr als ein Drittel, d. h. nicht mehr als eine Million ist, die sich mit Staatsangelegenheiten befaßt und die Sprache derselben einigermaßen versteht. Schon unter der Julimonarchie, wo die Wähler ausschließlich aus den wohlhabenden Ständen genommen wurden, deren Kinder die Gymnasien und höhern Unterrichtsanstalten besuchen, klagte man über die Unwissenheit der meisten privilegirten Stimmherren; was ließe sich sagen, seitdem sie allen Klassen ohne Unterschied angehören, die mit einbegriffen, welche ihre Kinder nicht einmal in die Schule schicken? Wenn man bedenkt, daß das allgemeine Stimmrecht dem wackern General, welchem Frankreich verdankte, daß seine Hauptstadt nicht schon im Jahre 1848 das Schicksal von Münster hatte und neuen Wiedertäufern in die Hände fiel wie im März 1871, den höchsten Staatsposten verweigerte und einem Prinzen anvertraute, der sich dafür durch nichts anderes empfahl als durch seinen berühmten Namen und seinen weltkundigen Unternehmungsgeist der abenteuerlichsten Art; wenn man noch hinzunimmt, daß Paris, Lyon, Marseille, die Centralpunkte der Civilisation und Luxusindustrie, durch socialistische und communistische Demokraten in der Nationalversammlung vertreten sind und daß die Wähler des platten Landes die Ueberzahl der mehr oder weniger klerikalisch und royalistisch gesinnten Repräsentanten dahin schicken, so sollte man meinen, daß dergleichen Experimente und Resultate von dem Glauben an die Unfehlbarkeit des Volkes in Staatssachen abbringen müßten. Wer aber 50 Jahre und halb so viele Illusionen zurückgelegt hat, der glaubt nicht mehr an die Macht der Vernunft und Erfahrung; ihre Lehren sind für die Regierungen sowol als für die Nationen verloren, und man muß sich höchlichst verwundern und begnügen, wenn in einer ganzen Generation hundert Menschen sind, welche der Gang irdischer Schicksale wirklich belehrt und zur Besinnung bringt.

Oeſterreich ſeit der Wahlreform von 1873.

Von

Walter Rogge.

I.

Weltausſtellung und Börſenſturz.

Um das Terrain ausſchließlich für die Weltausſtellung freizubekommen und die politiſche Action bis zum Spätherbſte ſiſtiren zu können, hatte die Regierung ſchon drei Wochen vor Schluß der Reichsrathsſeſſion gleichzeitig mit Sanctionirung der Wahlreform am 2. April 1873 in Wien die ſiebente Seſſion der Delegationen zur Votirung des Geſammtſtaatsetats für 1874 eröffnet. Entſprechend den Wünſchen für die Ausſtellung und der wirklichen Lage der Dinge, betonten beide Präſidenten, Ritter von Schmerling wie Graf Mailáth, in ihren Antrittsreden die friedliche Situation in ganz Europa. Deſſenungeachtet zeigte das gegen das vorjährige um mehr als 7 Mill. erhöhte Budget den Entſchluß des Hofes, durch Ausnützung der gehobenen Stimmung, welche die Wahlreform und der von der Weltausſtellung erwartete Danaëregen in Cisleithanien hervorgerufen, zu Gunſten des Präliminare für die bewaffnete Macht einen tüchtigen Schritt vorwärts zu thun. Für die Armee freilich ließ ſich im Moment nichts thun, da mußte man, wenigſtens vorläufig, bei den 98 Mill. unbedeckten Erforderniſſes ſtehen bleiben, die man das Jahr zuvor bei der Einführung der dreijährigen Dienſtzeit ſo feierlich als unüberſchreitbares Normalbudget hingeſtellt. Dagegen war der Bedarf für die Flotte um circa 25 Proc., von 10 auf $12^1/_2$ Mill., in die Höhe geſchnellt. Der Augenblick ſchien gut gewählt, denn unter dem erwähnten Doppeleindrucke war die erbländiſche Vertretung bereit, mit allen Traditionen des famoſen Streichquartetts zu brechen. Dagegen war umgekehrt in der ungariſchen Delegation, die gerade keine Forderungen bei Hofe durchzuſetzen hatte, jener Enthuſiasmus erloſchen, mit dem ſie ſonſt jedes noch ſo weit gehende Begehren der Militärpartei, 70 Proc. aus den Taſchen der Deutſch-Oeſterreicher, zu votiren pflegte. Andráſſy's zweites Rothbuch war nicht geeignet, die Temperatur der politiſchen Atmoſphäre zu erwärmen. Mit ſeinen 64 Actenſtücken, von denen 43 ſich auf die Laurion-(Bergwerks-)Frage in Griechenland und 12 auf die k. k. Miſſion in Perſien bezogen, der Reſt von 9 die Ausführung des Handelsvertrages mit Frankreich betraf, lieferte es eben nur den Beweis, daß es darauf abgeſehen war, die ganze Schöpfung Beuſt's lächerlich zu machen, bis ſie der allgemeinen Apathie ſcheinbar von ſelbſt zum Opfer fiel. Bereits am 19. April ſtrich die ungariſche Delegation am Budget für die bewaffnete Macht $4^2/_3$ Mill., ſowie die für Erhöhung der Beamtengehalte in den gemeinſamen Miniſterien angeſetzte Summe. Sie war diesmal mit ihren Berathungen bereits fertig, als die erbländiſche erſt im Plenum ernſtlich an die Arbeit ging und am 28. April von ſeiten des Grafen Andráſſy eine ziemlich eingehende Darſtellung ſeiner auswärtigen Politik im Finanz-

ausſchuſſe entgegennahm. Der Referent hatte die Annahme des Budgets für das Auswärtige Amt beantragt, mit Hinzufügung einer Reſolution, die dem Miniſter die Befriedigung der Delegation über ſeine Politik ausſprach. Der Miniſter dankte für dieſen Act des Vertrauens. In einer Discuſſion, die ſich über den nichtsſagenden Charakter des Rothbuches entſpann, bemerkte Graf Andráſſy zur Beruhigung, daß ja in einem wahrhaft conſtitutionellen Staate der Rathgeber der Krone ohnehin ſtets nur eine Politik anempfehlen könne, die von den berechtigten conſtitutionellen Factoren unterſtützt und getragen werde. Eine Interpellation Rechbauer's wegen der noch nicht erfolgten Anerkennung der ſpaniſchen Republik beantwortete Andráſſy dahin: daß man mit dem formellen Anerkennungsacte warten müſſe, bis die von der madrider Regierung einberufenen conſtituirenden Cortes den Willen der Nation über die zukünftige Regierungsform des Landes ausgeſprochen haben würden. Eine weitere Anfrage, wie Oeſterreich ſich eventuell bei der nächſten Papſtwahl verhalten und ob es eventuell das ihm dabei zuſtehende Recht der Excluſive geltend machen werde, erledigte der Miniſter mit dem Hinweiſe auf die Inopportunität einer ſolchen Discuſſion, da der Geſundheitszuſtand des Heiligen Vaters zu keinerlei Beſorgniſſen Anlaß gebe. Dieſer ausweichenden Erklärung aber fügt er die ſehr präciſe Antwort hinzu: „daß er der Krone niemals anrathen werde, auf irgendein Recht, welches ſie beſitze, zu verzichten". Einſtimmig nahm der Ausſchuß darauf das Budget wie die Reſolution an: „daß die Delegation die gegenwärtigen guten Beziehungen der Geſammtmonarchie zu den übrigen europäiſchen Mächten mit Befriedigung begrüße und in der conſequenten Durchführung der von dem Miniſterium des Auswärtigen ſeit dem letzten Kriege eingeſchlagenen Politik die zuverſichtliche Gewähr für den Fortbeſtand derſelben (d. i. der guten Beziehungen) erblicke." Schlecht ſtiliſirt, war die Kundgebung doch herzlich gut gemeint, und Andráſſy ſah, wie der liebe Gott, nur aufs Herz. Er hatte recht. Eine glänzendere Vertrauenskundgebung hatte ſelbſt Beuſt in der Fülle ſeiner Macht nicht erlebt, als das ſtumme, kritikloſe Votum, mittels deſſen am 2. Mai, dem Tage nach Eröffnung der Weltausſtellung, das Plenum der erbländiſchen Delegation in Zeit von einer Viertelſtunde ohne jede Discuſſion das Präliminare für das Miniſterium des Auswärtigen, einſchließlich des geheimen Dispoſitionsfonds, in der geforderten Höhe von 4½ Mill. einſtimmig bewilligte und die Reſolution annahm.

Zur „conſequenten Durchführung der ſeit dem letzten Kriege eingeſchlagenen Politik" energiſch zu mahnen, hatte aber die Delegation vollauf Grund, da um die Jahreswende eine Epiſode geſpielt hatte, die recht klar bewies, mit welchem Widerwillen Beuſt dieſe Politik nach der Proclamirung des Deutſchen Kaiſerreiches in Verſailles unter dem Hochdrucke der Ereigniſſe eingeſchlagen, und da jeder Verſtändige ſich von ſelber ſagen mußte, daß er im Sommer 1870 ſchon viel zu tief im Apogäum ſeines Einfluſſes ſtand, um jene intenſiv deutſchfeindliche Stellung, die ihm durch die neueſten Enthüllungen Gramont's nachgewieſen wurde, ohne Andráſſy's volle Zuſtimmung einzunehmen. Vor der Enquêtecommiſſion, welche die verſailler Nationalverſammlung zur Prüfung der Ereigniſſe des 4. September eingeſetzt, hatte Thiers die Behauptung, daß Preußen den Krieg provocirt, eine „Lüge" genannt und erklärt, daß Beuſt wie Andráſſy ihm in Wien verſichert, ſie hätten Gramont aufs eindringlichſte vor der Illuſion gewarnt, als ob Oeſterreich zu den Waffen greifen würde. Darauf hatte nun der Duc de Gramont um Weihnachten an den Grafen Daru, Präſidenten der Enquêtecommiſſion, einen Brief gerichtet, dem zufolge die zur Veröffentlichung beſtimmte Depeſche Beuſt's am 20. Juli 1870 mit der Neutralitätserklärung von einer zweiten geheimen begleitet geweſen, worin Oeſterreich verſprochen hätte, „die Sache Frankreichs als die ſeinige anzuſehen und zum Erfolge ſeiner Waffen innerhalb der Grenzen des Möglichen beizutragen". Gleich nach Neujahr

erwiderten Andráſſy und Beuſt auf dieſe Provocation. Der Miniſter beſtätigte in einem Schreiben an dem Grafen Apponyi, k. k. Botſchafter in Paris, daß Thiers die volle Wahrheit geſagt: Gramont wiſſe das ſehr gut, da er auf ſeine erſte Andeutung über eine öſterreichiſche Cooperation als Geſandter in Wien von dem ungariſchen Miniſterpräſidenten eine Antwort empfangen habe, die ihn veranlaßte, fortan „forglich" jedem politiſchen Geſpräche mit dieſem letztern auszuweichen. Beuſt begnügte ſich zu erklären, es ſei „abſolut nichts unterzeichnet worden" — blos „académiquement" hätten er und der Botſchafter Napoleon's von dem Kriege ſich unterhalten. Zum Beweiſe war eine Depeſche Beuſt's an Metternich in Paris vom 11. Juli 1870 beigelegt, worin Frankreich vorgeworfen wurde, es habe ſich gegen Preußen ſo benommen, als wolle es den Krieg um jeden Preis provociren, und worin es gewarnt wird, ſich nicht einzubilden, daß es Oeſterreich nach ſeinem Belieben mit fortreißen könne. Die Antwort Gramont's ließ nur vier Tage, bis zum 8. Jan., auf ſich warten und gab mit meiſterhafter Ironie zu verſtehen, die Depeſche vom 11. Juli, von welcher der Briefſchreiber nie ein Sterbenswörtchen gehört, werde wol erſt post festum geſchmiedet ſein. Dagegen wartete Gramont mit weitern Citaten aus der Depeſche vom 20. Juli auf, die am 24. in Paris übergeben worden ſei und auf Grund deren Gramont, Metternich und Graf Bitzthum — ein ſächſiſcher Diplomat, den Beuſt als ſeinen perſönlichen Vertrauten in den öſterreichiſchen Staatsdienſt gezogen und zu allerlei Specialmiſſionen verwendete — noch an demſelben Abend die Artikel aufgeſetzt hätten für die allmähliche Umwandlung der bewaffneten Neutralität Oeſterreichs bis Anfang September in eine Cooperation zu Gunſten Frankreichs. Damit war die officielle Correſpondenz abgebrochen, in der Oeſterreich wol entſchieden den kürzern gezogen, da es doch herzlich komiſch klingt, wenn die kaiſerliche Regierung immer — gegenüber der Berufung Gramont's auf eine Depeſche vom 20. Juli — eine Depeſche vom 11. Juli citirte, in der das alles *nicht* ſtände; freilich als Anfang April 1874 der pariſer „Temps" dieſe geheime Depeſche vom 20. Juli 1870 abdruckte, da ſah man, daß Beuſt und Andráſſy ihre vollwichtigen Gründe gehabt, mit jenem Schriftſtücke nicht an die Oeffentlichkeit zu treten. Daſſelbe beſagte noch viel mehr, als Gramont behauptet. Es ſei jetzt — das iſt der Kern des Documents — jede Möglichkeit eines Misverſtändniſſes beſeitigt, zu welchem das Unvermuthete dieſes plötzlichen Krieges hätte Anlaß geben können. Oeſterreich werde daher, getreu den Beſprechungen, wie dieſelben in den im vergangenen Jahre zwiſchen den beiden Souveränen ausgetauſchten Briefen niedergelegt ſeien, die Sache Frankreichs als die ſeinige betrachten, und zu dem Erfolge ſeiner Waffen innerhalb der Grenzen des Möglichen beitragen. Dieſe Grenzen würden durch politiſche Erwägungen von höchſter Wichtigkeit und durch innere Schwierigkeiten beſtimmt. Einmal ſei die Einmiſchung Rußlands ſicher, ſobald Oeſterreich ins Feld rücke; es komme daher alles darauf an, daſſelbe hinzuziehen, bis es der vorgerückten Jahreszeit wegen nicht mehr an Truppenconcentrirungen denken könne. Für den Augenblick müſſe das oſtenſible Ziel der öſterreichiſchen Politik ſein, alles zu vermeiden, was Rußland einen Vorwand zur Einmiſchung bieten könne; denn Rußlands Neutralität hänge von der Oeſterreichs ab — je mehr *jene* Neutralität ſich wohlwollend für Preußen zeige, deſto ſympathiſcher würde diejenige Oeſterreichs für Frankreich auftreten können. Andererſeits dürfe die wiener Regierung nie vergeſſen, weder daß die 10 Mill. Deutſch-Oeſterreichs in dem Duell zwiſchen Frankreich und Preußen den Anfang eines nationalen Kampfes erblicken, noch daß die Ungarn — zu den größten Opfern bereit, um den Kaiſerſtaat gegen Rußland zu vertheidigen — ſich zurückhaltender mit den Opfern an Geld und Blut zeigen würden, um Oeſterreich ſeine Stellung in Deutſchland zurückzuerobern. Dieſes Document verurtheilt ebenſo ſehr den grenzenloſen Leichtſinn Napoleon's, nach ſolchen Aufſchlüſſen noch an die Möglichkeit einer öſterreichiſchen Allianz zu glauben, ehe nicht Frankreich etwa

einen zermalmenden Schlag gegen Preußen geführt, und den freundschaftlichen Wink bezüglich Rußlands unbeachtet zu lassen, wie die kolossale Zweideutigkeit, mit der Graf Beust es so herrlich weit gebracht. War Napoleon mit Blindheit geschlagen, so war Beust ein in seinen eigenen Netzen gefangener Intriguant. Wem aber wollte man einreden, daß er sich so weit vorgewagt ohne Andrássy's Zustimmung? Um so erfreulicher war es, aus der Haltung der preußischen Blätter zu entnehmen, daß diese Enthüllungen Gramont's wenigstens den Einen Zweck gründlich verfehlt hatten, Mistrauen zwischen Deutschland und Oesterreich zu säen. Ob er seinen andern Zweck erreicht, im Auftrage des chiselhurster Hofes den Franzosen weiszumachen, daß Frankreich der Unterstützung Europas sicher gewesen wäre, wenn nur nicht die Septemberrevolution des Empire über den Haufen geworfen hätte, das war verhältnißmäßig gleichgültig. In Berlin aber weigerten selbst die, Oesterreich sonst am meisten aufsässigen officiösen Blätter sich ganz entschieden, auf die Untersuchung der Frage einzugehen, bis zu welchem Punkte Andrássy für die damalige Politik seines Vorgängers verantwortlich zu machen sei. Ja, da Beust als Reichskanzler einmal abgethan war, gestanden sie selbst großmüthigst zu, daß auch ihn kein Vorwurf treffe, wenn er als österreichischer Minister darauf Bedacht genommen, das Staatsschiff zwischen allen Klippen hindurchzuführen. „Der ganze Briefwechsel habe mitsammt den Publicationen, die sich daran knüpften, absolut nur einen historischen Werth, und sei durchaus nicht geeignet, das seit 1870 zwischen Oesterreich und Deutschland bestehende freundschaftliche Verhältniß irgendwie zu stören" — bemerkte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung". So wurde durch diese Episode das Einverständniß, das im September 1872 die Drei-Kaiser-Conferenz in Berlin angebahnt, nicht im mindesten gestört, und das Votum der Delegation besiegelte dasselbe aufs neue. Graf Andrássy hatte wahrlich allen Grund, mit der Vertretung der Erblande zufrieden zu sein, die ihm ungleich begeisterter entgegenkam als die Delegation der ungarischen Reichshälfte.

Eine ähnliche Temperatur herrschte in der reichsräthlichen Delegation, als das Plenum am 3. Mai das Heeresbudget in Einer Sitzung erledigte. Während die ungarische Vertretung, wie gesagt, gegen 5 Mill. gestrichen, trug der Budgetausschuß der erbländischen Delegation nur auf die Absetzung von $3^1/_3$ Mill. an, von welcher Reduction das Plenum aber $^2/_3$ Mill. wiederherstellte, sodaß im ganzen nur $2^2/_3$ Mill. von dem Präliminare des Kriegsministers gestrichen wurden. Auf der Basis des ungefähren Mitteldurchschnittes zwischen diesen Abzügen erfolgte dann auch die Einigung beider Körperschaften. Die Ungarn mußten zuletzt nachgiebig sein, weil sie doch noch ein großes Desiderium auf dem Herzen hatten, dem sie denn auch in einer Resolution Ausdruck gaben, wonach der Kriegsminister ersucht ward, die Lieferungsverträge mit Skene zu lösen. Dieser mährische Fabrikant und Großindustrielle hatte ein Consortium gebildet und großartige Etablissements bei Wien errichtet, welche die Armee mit Monturen, Stiefeln u. s. w. zur vollsten Zufriedenheit des Kriegsministers versorgten. Die Ungarn aber drangen schon seit Jahren auf die Kündigung des Contracts, den das Aerar mit Skene abgeschlossen, angeblich um dem Kleingewerbe im Associationswege einen Theil des Verdienstes zu sichern; in Wahrheit, weil einer der ungarischen Delegirten, ein vom Tandler zum „Bankier" avancirter Israelit, sich, selbstverständlich zur größten Schädigung der Staatsinteressen, an Skene's Stelle zu setzen wünschte. Es verging auch nur ein kurzes Jahr noch, bis dieser Herr sein Ziel erreichte. Nur über zwei Posten des Etats war eine Verständigung im Wege der Nuntien unmöglich gewesen. Für die Anschaffung von Werndl-Hinterladern hatten die Erblande die vollen Kosten für 75000 Gewehre bewilligt; die Ungarn waren bei 50000 Gewehren stehen geblieben. Sodann hatte die transleithanische Delegation gewissen Etatsüberschreitungen unter dem Titel „Militärgrenze 1870/71" ihre Zustimmung ertheilt, welche die reichsräthliche Vertretung verweigerte. Die Cislei-

thanier verlangten, daß der Posten aus dem gemeinsamen Budget abgesetzt und in das ungarische verwiesen werde, da ja die Grenze jetzt zur Stephanskrone gehöre. Die Ungarn hinwiederum beriefen sich darauf, daß die Ausgaben noch aus der Zeit des Provisoriums datirten. Am 10. ergab die gemeinsame Abstimmung beider Körperschaften Stimmengleichheit, sodaß einerseits die Votirung der Kosten für die 25000 streitigen Gewehre, andererseits auch die Indemnität abgelehnt erschien. Tags darauf wurde die Session geschlossen mit einem Budget von 116⅓ Mill. für das Jahr 1874, wovon gegen 6 Mill. eigene Einnahmen der verschiedenen Ministerien und 17½ Mill. Zölle abgingen. Durch Matricularbeiträge blieben also wenig über 93 Mill. zu decken; davon entfielen auf die Erblande fast 64, auf Ungarn etwas über 29 Mill. Der Flottenetat war auf nicht ganz 11 Mill. herabgemindert; das Budget der Landarmee hatte die Delegation auf 99 Mill. im ganzen reducirt, wovon nach Abzug von 5 Mill. eigener Einnahmen des Kriegsministeriums nun etwa 94 Mill. unbedeckten Erfordernisses durch Staatszuschuß zu begleichen blieben. Der gesammte eiserne Etat für Heer und Marine belief sich demgemäß, nach Abzug der eigenen Revenuen, auf 105 Mill. wie im Vorjahre.

Jetzt war das Terrain ganz frei für die Weltausstellung, die, abgesehen von ihrer culturhistorischen Bedeutung, durch die sich daran knüpfenden Fürstenbesuche auch zu einem hochpolitischen Factor allerersten Ranges erhoben ward. Ihr gelang es, die Allianz mit Deutschland fester zu knüpfen durch die Besuche des Kronprinzen und der Kronprinzessin des Deutschen Reiches, dann der Kaiserin Augusta und des Kaisers Wilhelm. Sie bahnte ein freundliches Verhältniß zu Rußland an, indem die Visite des Zaren den Gegenbesuch Franz Joseph's in Petersburg veranlaßte. Sie zog Italien von Frankreich ab und zu den Ostmächten hinüber, indem sie die Reise Victor Emanuel's nach Wien und Berlin zu Stande brachte. Sie inaugurirte endlich auch eine neue Politik Oesterreichs im Orient, da die Aufnahme, welche die europäischen Vasallenfürsten des Sultans in Wien fanden, den Sultan von dem Besuche der Exposition abhielt. Im Mai 1870 beschlossen, hatte die Weltausstellung unter dem 29. Sept. 1871 das Organisationsstatut erhalten, laut dessen ihr Generaldirector Baron Schwarz-Senborn dem Handelsminister verantwortlich dafür erklärt ward, daß der bewilligte Credit von 6 Mill. auch wirklich eingehalten werde. Statt dessen arbeitete Baron Schwarz ohne festumgrenzten Plan völlig ins Maß- und Schrankenlose hinein und machte schließlich alle, auch nur annähernden Berechnungen zu Schanden durch die Erbauung der Rotunde, die als „achtes Weltwunder" den ungeheuer weit sich hinstreckenden Anlagen zum nicht minder kolossalen Mittelpunkte diente. Mit dieser imposanten, wenn auch nicht gerade geschmackvollen Eisenbauconstruction in den riesigsten Dimensionen war allem finanziellen Calcul der Boden unter den Füßen fortgezogen. Schon am 17. Dec. 1872 wurden weitere 7 Mill. vom Reichsrathe verlangt, und bereits damals war es klar, daß man auch damit weitaus nicht ausreichen werde. Am 14. März 1873 votirte das Abgeordnetenhaus statt der verlangten 7 netto 9¾ Mill. — freilich unter Hinzufügung einer Resolution, welche die verfassungsmäßigen Rechte und Pflichten des Reichsrathes wahrte. Wie viel das nützte, bewies der Umstand, daß bei Eröffnung der Ausstellung bereits 17 Mill. verausgabt waren. Indessen läßt sich auch nicht leugnen, daß die wiener Weltausstellung allen vier frühern in mehr als Einer Beziehung den Rang ablief. Zunächst die prachtvolle Scenerie: an der großen, regulirten Donau mit dem Rücken lehnend, war sie mitten in den großartigen Naturpark des Praters hineingezaubert, dessen Wiesen und Bäume sie decorativ so prächtig verwendete, daß Urwald und Gartenanlagen miteinander abwechselten und die Ausstellungsannexe, die Restaurationen, die Bierhallen unterbrachen. Daß damit ein großer Theil des Praters für ewige Zeiten wüstgelegt ward, war am Ende

nur Sache der Wiener. Aber auch in Betreff der Ausstellungsobjecte: wol zeigten England, Frankreich und besonders Amerika eine gewisse Ausstellungsunlust und Müdigkeit in der Beschickung; dafür war der Orient, namentlich aber Mittel- und Hinterasien, vor allen Dingen Japan, China und Britisch-Indien in einer so reichen und vollständigen Collection vertreten, wie man noch niemals etwas Aehnliches gesehen. In der Geschichte der Gewinnung Japans für abendländische Cultur wird entschieden die wiener Exposition eine der hervorragendsten Rollen spielen. Die immense Maschinenhalle erregte die Bewunderung von Besuchern, die von dem Fuße des Urals herkamen und mit dem Ergebnisse ihrer Reise äußerst zufrieden fortgingen. War hier etwas einzuwenden, so war es, daß die massenweise, dem Zufalle überlassene Anhäufung der Annexe und die grätenartige Anordnung des Hauptgebäudes den Ueberblick erschwerte, ja die Vergleichung geradezu unmöglich machte. Immerhin zeigt der Besuch von 7¼ Mill. Menschen, daß der eigentliche Erfolg der Ausstellung wenig zu wünschen übrigließ. Wenn es allerdings um die finanziellen Ergebnisse ganz anders steht, so trugen die Schuld davon, außer den utopistischen Berechnungen des Generaldirectors, die wahrhaft kolossale Prellerei, mit der man die Fremden zu rupfen gedachte und die von allen Zeitungen gerügt und ausposaunt ward; das entsetzliche Wetter während des ganzen Mai, das den Prater mitsammt der Ausstellung in einen unwegsamen Sumpf zu verwandeln drohte; die viel zu frühe Eröffnung, da es bis Anfang Juni dauerte, ehe das Chaos in den meisten Galerien und in der Rotunde selbst nur aus dem Groben herausgearbeitet, und bis Ende Juni, ehe wirklich alles ganz in Ordnung war. Als nun aber das große Werk omnibus numeris absolutum dastand, als die herrlichste Witterung es begünstigte und die Wiener, durch Erfahrung gewitzigt, mit den Preisen einlenkten, da hatten die vielen verstimmt Zurückreisenden schon im Auslande die Lust zur Reise nach Wien gehemmt, und die Cholera, die jetzt ausbrach, that das übrige. Was aber erst eigentlich alle die goldenen Hoffnungen knickte, die alle Welt an die Ausstellung geknüpft, was den glänzenden Flitter und Staub in alle Winde blies, womit eine geschäftige Phantasie das große Ereigniß im voraus geschmückt, das war der „große Krach". Da nicht nur die Franzosen den „Craque" adoptirt, sondern selbst die sonst so puristischen Ungarn ihm als „a nagy Krach" das Bürgerrecht vergönnt haben, wollen auch wir das Wort um seiner onomatopoetischen Bedeutung willen beibehalten. Denn es hat seinen historischen Werth, da man auswärts, als die erste Depesche vom „Krach" anlangte, vielfach an den Einsturz des „achten Wunders", der Rotunde dachte. Der „große Krach" war's, der den einen die Kauflust, den andern die Reiselust vertrieb: er vergällte allen gründlich jene Stimmung des Wohlbehagens, die zu solchen Genüssen so unbedingt nothwendig ist. Acht Tage, nachdem der Kaiser die Weltausstellung in Gegenwart der Kronprinzen von Deutschland, England, Belgien und Dänemark, sowie vieler andern fürstlichen Persönlichkeiten, unter denen sich auch die Kronprinzessin von Deutschland befand, am 1. Mai eröffnet hatte, brach der vielgerühmte „volkswirthschaftliche Aufschwung" so vollständig zusammen, daß die Börse an Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem mahnte.

Wol hatten auch in den letzten Monaten schon so mancherlei Symptome das heranziehende Ungewitter angekündigt. Am 7. Nov. 1872 hatte Giskra es für nöthig gefunden, eine Versammlung seiner Wähler aus der innern Stadt von Wien im Börsensaale einzuberufen; er wollte, so sagte er, „reinen Tisch machen" zwischen sich und seinen Committenten — mit andern Worten, er fühlte, daß er durch sein zweideutiges Verhalten als Verwaltungsrath der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn als Politiker sehr compromittirt sei und daß er seinem Ruf wieder etwas aufzuhelfen suchen müsse, zumal die Sequestration der Bahn soeben diese Angelegenheit in den Vordergrund des Tagesgespräches gedrängt hatte. Uebrigens hatte Giskra es lediglich auf eine Foppere abgesehen. Die

Einladung war allerdings an die Wähler ergangen: es war indessen dafür gesorgt worden, daß niemand erschien, als Börsianer und Commis der verschiedenen Banken, um den Abgeordneten, der soeben seine Stelle als Verwaltungsrath der Czernowitzer Bahn niedergelegt, genau so zu interpelliren, wie ihm das genehm war. Hier ward denn freilich Giskra unter dem Jubelgeschrei: „Recht hat er gehabt! nit hätt' er's thun sollen?" gleich einem Triumphator gefeiert. Indessen ward er nicht wieder in die Delegation gewählt, wenn er gleich unerschrocken genug war, seinen Platz im Finanzausschusse zu behalten, der doch auch mit der Affaire der subventionirten Bahn zu thun hatte. Als es sich um die Neuwahlen handelte, erklärte ihm das verfassungstreue Wahlcomité für Wien rundheraus, er möge nicht wagen, seine Candidatur wieder aufzustellen; mit Ach und Krach erwarb er für den ersten Reichsrath, der aus directen Wahlen hervorging, ein Mandat in Brünn, wo er früher Bürgermeister gewesen. In den letzten Januartagen 1873 waren bereits drei Verwaltungsräthe des Centralbauvereins verhaftet worden, darunter einige Cavaliere vom hohen Adel, wenn auch persönlich verbummelt; im Sommer wurden sie zu mehrjähriger schwerer Kerkerstrafe wegen Betrugs verurtheilt. Endlich hatte am 4. April 1873 Schmerling, in Nacheiferung Lasker's, der eben im berliner Abgeordnetenhause seine berühmte Rede gegen Wagener gehalten, bei Gelegenheit der Debatte über die Erhöhung der Beamtengehalte im Herrenhause, eine Philippika gegen den Börsenschwindel angestimmt. Ihn trieb auch der Stachel persönlicher Empörung, und der Chefpräsident des Obersten Gerichtshofes hatte gewiß Grund aufgebracht zu sein, wenn ein beliebiger Börsenjude ihn aus seiner Wohnung im ersten Stock nach dem zweiten hinaufsteigern durfte! Doch um den „großen wiener Krach" in seinen eigentlichen Ursachen und Folgen, die heute schon bis ins dritte Jahr hinaus die gesammte politische und wirthschaftliche Constellation in Oesterreich beherrschen, zu begreifen, müssen wir um ein gutes Jahr, mindestens bis in den Fasching von 1872 zurückgehen. Wir folgen dabei den Arbeiten von Schäffle, Wirth und Neuwirth, die sich indessen alle drei in der Hauptsache an die Darstellungen im „Oekonomist" — einer Wochenschrift, die ein Norddeutscher in Wien herausgab — in der „Deutschen Zeitung" und im frankfurter „Actionär" anlehnen. Indessen hat selbstverständlich niemand diese Zeit wüster Orgien und noch wüstern Katzenjammers in Wien mit durchgemacht, ohne reiche Erlebnisse gesammelt zu haben, die er zu den Erfahrungen anderer fügen kann. Die Hausse war um die Neujahrswende von 1871/72 schon in wildester Furie entfesselt. Schon damals mußten von den Bankinstituten, die gleich Pilzen aus der Erde emporschossen, Provisionen ausgesetzt werden für die Auftreibung halbwegs präsentabler Commis, die sich zu „Directoren" pressen ließen. Schon damals definirte man kurzweg: „Eine Bank ist eine unmoralische Person!" Schon damals konnte man tagtäglich „an der Börs'" Scenen erleben, wie die mit jenem kleinen Börsenjuden, der — wieder einmal ausgeblieben — mit dem Statthaltereirathe, der als Börsencommissar fungirte, wie ein Wahnsinniger um die Erlaubniß zum Wiedereintritt kämpfte. „Aber ich muß herein an der Börs'! ich hab' sieben Kinder zu Hause!" schrie er endlich gleich einem Rasenden auf, als wäre da drinnen der Boden mit Gold gepflastert. „So arbeiten Sie!" Voll tiefster sittlicher Entrüstung gab jener zurück: „Nein, arbeiten können Sie! Sie haben keine sieben Kinder!" Durch das Regulativ vom 1. März 1872, welches eine Reihe von Normativbedingungen über die Einzahlungen, die Ausgabe von jungen Actien, die Cotirung neuer Effecten an der Börse aufstellte, suchte Depretis den Schwindel einigermaßen zu zügeln — umsonst! Alle diese Bestimmungen erwiesen sich theils unwirksam, theils wurden sie umgangen; durften z. B. die Institute mit nicht voll eingezahlten Actien keine „Jungen" emittiren, so gründeten sie „Cartellbanken", und wenn die letztern jetzt nicht von der Börse notirt werden durften, so trug den Schaden am Ende nur das kaufende Publikum, das so erst recht jedes Maßstabes

für den wahren Werth der Papiere entbehrte und doch oft genug die neuen Actien der Cartellbank nehmen mußte, weil darin die Dividenden der ältern Bank ausgezahlt wurden und bei diesen unter der Hand sofort ein Agio zu erzielen war. Beschränkte endlich die Regierung die Verleihung von Concessionen, so kauften die Gründer alte verlegene, unbenutzt gebliebene Concessionen um Riesenpreise auf, was natürlich nur frischer Vorschub für den Schwindel war. Lasser wollte anfangs nur eine Concession täglich in der „Wiener Zeitung" veröffentlichen lassen: allein die Gründer bestürmten das Ministerium so lange, bis es die Bewilligung ertheilte, daß das Amtsblatt täglich zwei neue Bankconcessionen bringen könne. Schon Mitte April 1872 kam der erste Rückschlag: „Alle eingeheimsten Gewinste sind in den Wind zerstreut", schreibt man dem frankfurter „Actionär" aus Wien. „Ausgebrannt ist die Stätte; die Gründer haben die Fettaugen abgenommen und theilten den unredlichen Gewinst, das Publikum wurde gebrandschatzt." Wol bricht im August der Haussejubel aufs neue durch; allein in den ersten Septembertagen ist das sauve qui peut die Tagesparole geworden; alle Welt beeilt sich, den Ballast abzuwerfen und das Fahrzeug der Speculation für die Zukunft flott zu erhalten. Die Sequestrirung der Lemberg-Czernowitzer Bahn ist der Tropfen, der den Becher zum Ueberfließen bringt und der Contremine zur Oberhand verhilft. Aber nochmals gelingt es, den Sturm zu beschwören; ja die Coulisse gibt sich dem Cultus der Phantasiewerthe immer rasender hin; erst im December erreicht der Baubankenschwindel seinen Zenith, worin er mit kaninchenhafter Fruchtbarkeit immer neue „Realitäten"-Institute gebiert. Von dem Um und Auf eines solchen Realitäteninstitutes brachte „Figaro" ein getreues Abbild: ein wüstes Feld mit einigem Steingerölle darauf, mit einem völlig verfallenen Schuppen, in dem ein paar halbzerbrochene Karren standen, und mit mehrern alten Kalkfässern, von denen die Dauben losgingen. Dergleichen Enthüllungen schadeten gar nichts: im Gegentheil, je mehr der Werth der Actien lediglich auf der Einbildungskraft beruhte, um so beliebter war das darauf basirte Spielpapier, weil es dadurch selber zum Phantasiewerthe wurde und folglich die meisten Chancen zu hohen Cursdifferenzen bot — und das Spiel war eben die Beschäftigung aller in Oesterreich geworden. Tausendmal konnte man von Aerzten und Advocaten die Phrase hören: „Wozu soll ich mich plagen, einen Krankenbesuch oder eine Klagschrift zu machen? während ich dabei einen armseligen Fünfer verdiene, hab' ich an der Börse meinen Hunderter im Sacke!" Im Herbste 1872 spielten schlechthin alle in Oesterreich, vom Dienstmann und Hausknecht bis zum Pair des Reiches, bis zur Theaterprinzessin, bis zum Erzherzog. Wer jene Zeit nicht miterlebt hat, kann sich von der Widerlichkeit ihrer socialen Verhältnisse keinen Begriff machen. Junge zarte Damen wählten in seinen Gesellschaften den Curszettel zum beliebtesten Unterhaltungsstoffe; es war eine feine und hochgestellte Frau, der gegenüber einst Schreiber dieser Zeilen auf die eifrig-geschäftliche Anfrage, wie es mit den Syndikatsbrief der X.-Gesellschaft stehe, beschämt bekennen mußte, keine klare Vorstellung davon zu besitzen, was ein Syndikatsbrief sei. Es war eine Epoche, deren Scheußlichkeit jedem Zeitgenossen ewig unvergeßlich bleiben wird. Der ehrliche Gentleman, der sich nicht zum Börsenjuden erniedrigen wollte, kämpfte einen verzweiflungsvollen Kampf ums Dasein und mußte sich dabei von der ungeheuern Majorität der Gauner und Gründer als ein Trottel verhöhnen lassen, der zum Stehlen zu dumm sei. Aus der Wohnung herausgesteigert durch die Banken, die immer neue und neue Fluchten von Appartements zu ihren Bureaux brauchten, mußte er nicht nur auf alle Genüsse, die das Leben verschönern, verzichten, sondern die größten Anstrengungen machen, um nur die einfachsten Bedürfnisse zu befriedigen. Der Lohnkutscher, der Kellner bediente ihn sicherlich nicht, ohne ihn seine ganze Verachtung fühlen zu lassen, weil er nicht mit Fünfern und Zehnern als Trinkgeldern um sich warf. Es war eine vollständige gesellschaftliche Revolution; für einen Sitz zu Patti wurden nicht

nur 1—200, ja 500 Fl. geboten; man saß auch im Parket des Theaters an der Wien bei einer solchen Patti-Vorstellung inmitten einer Gesellschaft, der man es deutlich ansah und anhörte, wie wenig sie sich in den feinen Kleidern heimisch fühlte, weil die Mehrzahl davon noch gestern am Salzgries mit Koschergänsen ausgestanden. Bekannt ist der Spruch jenes Börsianers: „Ist mir gestern gekommen der Vers von der Ziegler auf 5 Fl. Münz', aber Gott soll mich strafen, wenn es mich reut!" Nirgends und niemals vielleicht ist das ungebildetste Protzenthum in einer so rohen, gemeinen, zugleich lächerlichen und ekelhaften Manier aufgetreten wie Ende 1872 in Wien. Mit Recht sprach Meißner von einem „Cäsarenwahnsinn des Geldsackes", und die nichtswürdige Atmosphäre, welche dies schäbige Parvenuthum rundum verbreitete, trug selbst nach dem Krache noch reichlich das Ihrige bei, um den Besuchern der Weltausstellung den Aufenthalt in Wien zu verleiden. Das Infamste aber war, daß die Schurken sich berechtigt hielten, die Ehrlichkeit auf offenem Markte zu verhöhnen. So erzählt Schäffle, daß dem Freunde eines kaiserlichen Ministers, dem keine Bestechlichkeit nachgesagt werden konnte, in einem Salon von Geldkönigen bemerkt ward: „Ihr Bekannter ist entweder ein Esel, der an der Krippe steht und nicht frißt, oder ein so abgeseimter Betrüger, daß es selbst die Börse nicht merkt." Das einfache Dritte, jene selbstverständliche Ehrlichkeit in den Sachen von Mein und Dein, deren Mangel sonst ins Zuchthaus führt, gilt eben in diesen Kreisen „gescheiter" Leute für undenkbar. Das war die Strömung, in der sich Charaktere bildeten, wie die jener Bankdirectoren, die in dem Processe Ofenheim dritthalb Jahre später laut erklärten, die Börs' könne sich an das Staatsgesetz nicht binden! in der ein Giskra sich stählte, bis er sich zur Höhe jenes glühenden Hymnus aufschwang, den er als Entlastungszeuge für Ofenheim im Januar 1875 zu Ehren der Trinkgelder improvisirte. Es mag paradox erscheinen und ist doch vollkommen wahr, daß die maßlose Spielwuth als Diagonale der Kräfte aus zwei entgegengesetzten Factoren resultirte, die aber in jener Zeit zügelloser Leidenschaften in der Brust jedes einzelnen abwechselnd um die Herrschaft rangen: die unerhörteste Leichtgläubigkeit bezüglich des sogenannten „wirthschaftlichen Aufschwunges", der im Stande sein sollte, im Wege der Papiergeldemissionen aus dem Nichts Geldhaufen zu schaffen, und die ganz klare Ueberzeugung, daß der Schwindel zwar zusammenbrechen müsse, verbunden aber mit der festen Zuversicht, daß man sich selber noch salviren könne und erst der Hintermann Schwarzer Peter sein werde. Auch wer nicht spielen wollte, ward fast dazu gezwungen; denn da der Gründerschwindel und die Vorbereitungen zur Weltausstellung alle Preise schwindelnd in die Höhe trieben, verarmte mit dem rapid sinkenden Geldwerthe, wer nicht seine Einkünfte in der Börsenroulette zu steigern verstand.

Ein prächtigeres Stück Heuchelei kennt die Weltgeschichte nicht, als die Prüderie, die sich großthut mit der Aufhebung der paar harmlosen Spielbanken in den Bädern, wo ehrlich gespielt und niemand unfreiwillig ins Mitleid gezogen wird, während in jeder Stadt ein Börsentempel offen stand, an dem die falschen Würfel rollten und dessen verderbliche Wirkungen sich auch der Fernstehende nicht zu entziehen vermochte! Die wiener Zeitungsredactionen wissen etwas zu erzählen von den verzweifelten Anfragen, die nach dem Krach nicht nur aus den Provinzen, nein, aus kleinen Nestern Würtembergs und Braunschweigs bei ihnen einliefen über das Schicksal der Maklerbank, Commissionsbank und ähnlicher Lumpenpapiere! Blühende Industriezweige wurden ruinirt, indem die betreffenden Geschäfte „finanzirt" wurden; denn den Gründern und Verwaltungsräthen waren die Actien der Gesellschaften, in die man jene Privatunternehmungen verwandelt, lediglich ein Gegenstand des Börsenspiels. Der Gang des Geschäfts selbst war ihnen das gleichgültigste Ding von der Welt. Ging das Unternehmen nicht zu Grunde, so kamen doch die Actionäre um jeden Kreuzer, wie bei der „Finanzirung" der Wertheim'schen Kassenfabrik durch das kolossale Schwindelinstitut der Hypothekarrentenbank; hier sind die Actionäre die Ge-

prellten, während nach vollständiger Entwerthung der Actien der ursprüngliche Besitzer um ein Butterbrot wieder in den Actienbesitz seiner Fabrik eiserner Kassen gelangt und den Riesenkaufschilling im Sacke hat. In einer Generalversammlung über dieses Vergehen interpellirt, ließ Baron Wertheim seinen Lippen jenes geflügelte Wort entschlüpfen, das man über die ganze Gründerwirthschaft als Motto schreiben sollte: „Die Moral steht hier nicht auf der Tagesordnung!" Es ist geradezu unbeschreiblich, welchen moralischen Abschaum die Gründerepoche aus der Tiefe auf die Höhen der Gesellschaft emporwirbelte. Aber auch für den Arbeiterstand, wo es sich um wirkliche ernste Erhöhung der Löhne handelte, hieß es: „Wie gewonnen, so zerronnen." Nicht um 25—30 Proc., wie Wirth angibt, um 3—500 Proc. waren die Tage- und Handwerkerlöhne im Jahre 1872, wenigstens in Wien, gestiegen, und doch kannte der Uebermuth, der sich in Arbeitseinstellungen Luft machte, so wenig ein Ziel, daß die wiener Fiaker gerade zur Eröffnung der Weltausstellung strikten. Aber alles ward verjubelt. Ein „socialistischer" Führer, welcher die allgemeine Verlotterung in ein System brachte, wie es den Massen paßte, erklärte, nicht durch Ersparungen, sondern indem man das Niveau des Standard of life für den ganzen Stand hebe, Champagner trinke und in Equipagen herumkutschire, verbessere man die Lage. So war nicht einmal ein Sparpfennig für die Noth nach dem Krach vorhanden; die sittliche Verlumpung und die furchtbare Preissteigerung, die namentlich in den Baugewerken durch immense Vertheuerung der Neubauten und die daraus folgende Steigerung der Wohnungsmiethen gleich von vornherein ein gut Theil der Lohnerhöhungen wett gemacht, blieben als einziges Ergebniß.

Als der erste direct gewählte Reichsrath im November 1873 zusammentrat, setzte er auf Lienbacher's Antrag ein Comité nieder, um die Ursachen und Folgen der Krisis zu erforschen. Ein Theil des Berichts konnte im März 1875 der Oeffentlichkeit übergeben werden: da dem Ausschusse in sehr reichlicher Fülle Material von der Regierung zugegangen war, enthält dies Document die zuverlässigsten Aufschlüsse über die Gründungen. Von Neujahr 1867 bis Neujahr 1874, d. h. also während der gesammten Gründerära des Grafen Beust, des Bürgerministeriums und des Cabinets Auersperg, sind 1005 Concessionen zu Errichtung von Actiengesellschaften ausgegeben worden, von denen 682 wirklich ins Leben traten — darunter 443 Banken, 63 Baugesellschaften, 38 Industrie- und 29 Eisenbahnunternehmungen. Die Hauptmasse der Gründungen aber vertheilt sich auf die Jahre 1871 und 1872, sowie auf die vier ersten Monate von 1873, fällt also in die Amtsperiode des gegenwärtigen Ministeriums. Sie umfaßt 7000 Concessionäre; der Kapitalbetrag erreicht die Summe von 4 Milliarden, und selbst für die wirklich ins Leben gerufenen Gesellschaften immerhin noch über $2^1/_2$ Milliarden. In den Jahren 1867 und 1868 nahmen die Gründungen 79 und 88 Mill. in Anspruch: 1871 wurden 175 Actiengesellschaften mit 361 Mill., 1872 schon 376 Gesellschaften mit einem Nominalkapital von 1783 Mill. und in den Monaten Januar bis April 1873 gar 154 Gesellschaften mit 1003 Mill. Kapital concessionirt. Effectiv stellen sich die Ziffern für die ganze Periode von 1867—73 auf 390 Mill. für Banken, 1319 Mill. für Eisenbahnen, 515 Mill. für Industriegesellschaften — mit andern Worten, in einem guten Lustrum sind in den Erblanden allein 2224 Mill. effectiv in Actienunternehmungen angelegt worden. In den Jahren des Ueberschusses erzielten die Banken einen Reingewinn von durchschnittlich 14—22 Proc. ihres Kapitals: es gab Banken, welche 60—80 Proc. an Dividenden vertheilten, oft genug auch aus dem Kapital. Die Tantièmen der Verwaltungsräthe stiegen von 1,8 Mill. im Jahre 1871 auf 5,8 Mill. im folgenden Jahre; dabei verdoppelten sich die Einnahmen des Staats an Steuern, Stempeln und Gebühren von den Banken. Die Summe der in Kassenscheinen angelegten Gelder erreichte die kolossale Höhe von 180 Mill. Fl. Aber die Banken machten fast nur Speculationsgeschäfte,

viel weniger eigentliche Bankgeſchäfte. Eins der Hauptrenteninſtitute, das es recht eigentlich darauf abgeſehen, den Parlamentarismus mit der Gründerei zu verquicken und in deren Intereſſe auszubeuten, die Hypothekarrentenbank, die eine Menge fallirter Töchterinſtitute ins Leben rief und eine große Anzahl von Induſtriegeſellſchaften in der obenbezeichneten Weiſe „finanzirte", gab bei 3 Mill. Kapital für 21 Mill. Schuldtitres, nämlich für 6 Mill. Kaſſenſcheine und für 15 Mill. Pfandbriefe aus. Wie die Banken ſich nicht mit Bankgeſchäften abgaben, ſo arbeiteten auch die Baugeſellſchaften, in denen nominell 471 Mill. Kapital angelegt waren, viel weniger in Bauten als in Speculation mit Grundſtücken. Das „Tageblatt" berechnete ſchon im Februar 1873, daß zur Durchführung der Bauſpeculationen nach dem Maßſtabe, wie ſie activirt worden waren, 2 Milliarden, 40 Jahre und eine Steigerung der Einwohner Wiens von $^3/_4$ auf $2^1/_2$ Mill. nothwendig ſeien. Der Bericht ſagt: auf den Gründen, welchen die Baugeſellſchaften erworben, müſſen 100000 Häuſer zu 150 Quadratklaftern aufgeführt werden. Wien aber zählt 10756, mit allen ſeinen 21 Vororten 16676 Häuſer; nie wurden in Wien mehr als 250 Häuſer in einem Jahre gebaut, und alle Baugeſellſchaften zuſammen haben in guten drei Jahren noch keine 200 Häuſer gebaut. Der Curszettel wies dafür auch um die Jahreswende von 1874/75 neben 13 Baugeſellſchaften und 12 mit den Baugewerken zuſammenhängenden Induſtriegeſellſchaften „in Liquidation", noch 27 Baugeſellſchaften auf, von denen etwa 2 oder 3 die Hälfte des eingezahlten Actienbetrags als Curswerth behaupteten, während der ganze Reſt nur noch ein Scheindaſein im Curszettel führte, ſei es mit den ominöſen Strichen, ſei es mit einer Notiz von 5—10 Proc. des wirklichen Koſtenpreiſes der Actien; 13 Baubanken konnten im Sommer und Herbſte 1873 nicht Eine Million aufbringen, die ſie der Donauregulirung ſchuldeten, und mußten bei Pontius und Pilatus um Stornirung des Geſchäfts betteln gehen! Namentlich betheiligte ſich Baron Schey in unerhörteſter Weiſe an dem Realitätenſchwindel, ſodaß er in den Krachtagen an der Börſe auch gehörig durchgeprügelt wurde. Hintereinander gründete er drei Banken und drei Baugeſellſchaften, die nun an der Börſe die wildeſte Agiotage und die tollſte Baugrundſpeculation förderten. Am Stephansplatze ward die Quadratklafter um 700 Fl. verkauft; ein Garten, den der Beſitzer vor einigen Jahren um 10000 Fl. erſtanden, ward für 145000 Fl. angekauft. Ein Haus am Graben, das die Wiener Baugeſellſchaft unſinnig theuer um 400000 Fl. erworben, halſte ſie, da es ſich ihr um dieſen Preis nur zu $2^1/_2$ Proc. verzinſte, dem Wiener Bauverein nach einem vollen Jahre um 550000 Fl. auf, und dieſer beſchenkte ſofort ſein Tochterinſtitut, die Militärbaubank, um 700000 Fl. damit. Bald aber ließen die Steigerungen, welche die Schey'ſchen und andere Baubanken, in den Baugrund- und Häuſerpreiſen hervorriefen, ſelbſt ſolche Kunſtſtücke als mesquin erſcheinen; Häuſer, die 300000 Fl. gekoſtet, wurden für anderthalb Millionen verkauft. Hatte irgendeine Baugeſellſchaft an irgendeinem unzugänglichen Punkte in der Umgebung Wiens ein paar tauſend Quadratklaftern Sandwüſte zu fabelhaftem Preiſe erworben, ſo wurde flugs ein Tochterbauverein gegründet und deſſen Actionären die Stelle um das Doppelte und Dreifache octroyirt. Hatte eine Baugeſellſchaft überflüſſige Baumaterialien, alte Ziegel und verdorbenen Kalk, ſo war im Umſehen eine Baumaterialiengeſellſchaft fertig. In gleicher Weiſe und mit wildeſter Haſt wurden Bank- und Induſtriegeſellſchaften ins Leben gerufen; der Mangel an Conceſſionen gebar vollends einen Conceſſionsſchacher, neben dem Hollands Tulpenzwiebelhandel ſich als wahre Lappalie ausnimmt.

Der erwähnte Parlamentsbericht conſtatirt, daß die Einzahlung oft eine Fiction war, nichts als ein Buchauszug der Gründungsbank. Fachmänner ſchildern in der „Deutſchen Zeitung" und im „Actionär" den Vorgang und ſeine Folgen in nachſtehender Weiſe: Jüngere Banken machen es ſich förmlich zum Geſchäfte, ungeleiſtete Einzahlungen zu be-

stätigen, damit die Constituirung einer neuen Gesellschaft ermöglicht werde. Im Hauptbuche wird ein Folio für die ungeborene Gesellschaft eröffnet und darauf die nicht erfolgte Einzahlung eingetragen. Sträubt sich der Buchhalter, so erklärt man ihm protzig und höhnisch, der Verwaltungsrath trage die Verantwortung und sei sich seiner Pflicht wohl bewußt; der Beamte habe zu gehorchen. Aus dem Hauptbuche kommt diese Creditpost ins Saldoconto, ein Auszug daraus wird notariell als mit den Büchern übereinstimmend beglaubigt, und nun ist die Basis fertig, auf der „gegründet" werden kann. Diese Methode ward indeß bald aufgegeben, weil die falsche Buchung einen Betrug im Sinne des Strafgesetzes involvirt und von einem Buchhalter leicht eruirt werden kann, da für die fingirte Post der Einzahlung die Gegenpost in der betreffenden Tageskasse fehlt. Man zieht daher ein anderes Manöver vor, dessen Tendenz zwar auch für den Laien bei dem ersten Blicke erkenntlich ist, aber keine falsche Buchung in sich begreift und daher von dem bestehenden Strafgesetze nicht erreicht, auch überhaupt nur schwer in den Bereich der Criminaljustiz einbezogen werden kann. Die Bank belastet die Concessionäre der neuen Gesellschaft für die der letztern gutgeschriebene Einzahlung und stellt dann, nach Constituirung der Gesellschaft, das angeblich eingezahlte Kapital den Concessionären wieder „zur Verfügung", d. h. die neue Gesellschaft wird, wie früher für die fictive Einzahlung erkannt, so jetzt für die Rückerstattung der Einzahlung an die Concessionäre belastet. Das Rührendste von dem neuen Handwerke ist die Komödie der Constituirung. Ein paar Dutzend Gründer von Geblüt mit ihren Helfershelfern bilden die Acteurs, der Notar und sein Schreiber das Publikum, vor dem sich die Scene abspielt. Das Merkwürdigste ist, daß die Gesellen es vermeiden können, sich ins Gesicht zu lachen. Der Vorsitzende weiß, daß er lügt, indem er die Einzahlung des Kapitals constatirt, und die andern wissen, daß er sie anlügt — sie wissen, daß sie nicht Eine Actie gezeichnet, aber sie geberden sich trotzdem als Actionäre, wählen und lassen sich wählen, wie es abgekartet ist. Der Notar und sein, für diese Farce speciell abgerichteter Schreiber, wissen, daß man ihnen ein X für ein U vormacht, aber niemand lacht. Der Schreiber nicht, weil er es nicht wagt; der Notar nicht, weil sein Ansehen darunter leiden würde; die Actionäre nicht, weil ihnen als Schauspielern das Lachen auf der Bühne streng verboten ist bei Strafe, die einmal dadurch verscherzte Achtung ihrer Brüder im Gründen nie wieder zurückzugewinnen. In einer Stunde ist die Posse beendet; wieder sind ein Dutzend Verwaltungsräthe mehr auf der Welt; der Notar, ein für geheime Gründerkrankheiten bekannter Specialist, berechnet schmunzelnd, wie viel Hunderte an Honorar er für die schwere Mühe seiner Intervention, ohne allzu große Unbescheidenheit beanspruchen darf. Den wilden Gründungen entsprach die Stimmung der Börse, wo es leicht war, jedem beliebigen Phantasiepapier ein wildes Agio von 100, von 300, von 400, ja von 500 und noch mehr Procent zu verschaffen. Die Cliquen, die an der wiener Börse das große Wort führten, waren ausschließlich aus Hazardspielern zusammengesetzt, an deren Spitze einer von den jungen Millionären als Oberhazardirer fungirte. Diese Cliquen wägen nicht, rechnen nicht, messen nicht, sie wählen irgendein Effect zum Ausgangspunkte ihrer Operationen, die sie noch mit falschen Telegrammen unterstützen, und stürzen blind darauf los wie der Stier auf den rothen Lappen. Ehe die Börse der Grundlosigkeit der, zur Erklärung des wilden Steigens verbreiteten Gerüchte auf die Spur kommt, ist die wilde Jagd bereits vorbei, der Gewinn eingeheimst und wer dabei der Schwarze Peter geblieben, dem geschieht recht, warum war er auch so dumm? Die Cliquen lachen sich dann in die Faust, als hätten sie einen Meisterstreich vollführt, während sie thatsächlich durch Vernichtung des Vertrauens im Publikum die Henne geschlachtet haben, welche die goldenen Eier legte, und das geregelte Börsengeschäft in eine Gaunerroulette verwandeln! Das Verhältniß zwischen dem „Schranken" und der „Coulisse" charakterisirt am besten diese

entsittlichte Sphäre der Volkswirthschaft, wo die Devise herrscht: „Der Große frißt den Kleinen, der Größte frißt den Großen." Die Schranke ist der Standort für die Vertreter der großen Börsenfirmen, für das Großkapital; die Coulisse bilden die tobenden, lärmenden, schreienden Gruppen der Speculanten zweiten, dritten, vierten Ranges. Fünfsache Millionäre waren in der Höhe der Schwindelzeit auch unter diesen Dii minorum gentium gar keine allzu große Seltenheit; „jeder Schnorrer, der sich ein paar lumpige Millionen zusammengegaunert, nennt sich heutzutage gleich einen Millionär", sagte der alte Königswarter mit bitterm Sarkasmus. Aber für die Börsenbeherrscher war die ganze Coulisse mit ihren Schleien wie mit ihren Hechten doch nur ein großer Fischzug, der in der trüben Börsenflut in den offenen Walfischrachen der ruhig lauernden Schrankenmillionäre schwamm. Die Schwindelzeit vor dem Krach kennzeichnete die fabelhafte Aufgeblasenheit, die Prostration nach dem Krach die vollständige Vernichtung und Zerschmetterung der Coulisse. „Bringt der Kerl mein Geld durch", witzelte Baron Königswarter, so oft er einen Coulissier sah, der sich in Zeiten der Hausse ein besonders kostspieliges Vergnügen in einer Loge ersten Ranges mit einer theuern Maitresse oder sonstwo anthat, so vollständig anticipirte er im Geist immer schon die Zeit, wo der Schranken die vollgesogenen Schwämme der Coulisse ausdrücken würde. Der Schranken selbst ließ unter den Karpfen der Coulisse einige rührige Hechte herumschwimmen, um das Publikum zur massenhaften Betheiligung am Börsenspiel mit seinen letzten Groschen zu animiren. Nur so war es möglich, immer mehr zu gründen und zu emittiren. Die Eigenthumsform eines Actienantheils als bequeme Spielmarke gestattete, die niedrigsten Phantasiewerthe allmählich der Coulisse anzuhängen: Lombard und Report, in Wien Kost genannt, fütterten nach und nach ein zahlreiches und verwegenes Spielerpublikum auf. Die Leithammel der Coulisse poussirten unablässig die abenteuerlichsten Gründungen und Emissionen: sie nahmen auf ihre Namen, was die Schrankenmächte nicht offen selbst emittiren wollten, damit die „Respectabilität" nicht verloren gehe. Die großen leitenden Banken gründeten Töchterinstitute, patronisirten oder stifteten jede ihre eigene Makler- und Baubank, die als Feigenblatt die Blöße des stillen Mitspielens der Großen deckte. Schäffle irrt, wenn er meint, gegen Rothschild liege keine den Ruf des Hauses antastende Beschuldigung vor. Gerade Rothschild poussirte eine Baubank, in der viele Leute ihr Geld verloren haben, und erklärte mit seiner Namensunterschrift in den Zeitungen nach dem Krache, daß die Papiere des Instituts einen bedeutend höhern innern Werth hätten, als der Curswerth war. Sobald die auf seine Signatur hin eröffnete Hausse ihm zur Abstoßung seiner eigenen Actien verholfen, brach die volle Devalvirung herein. Die Leithammel der Coulisse wissen natürlich immer schon lange vor dem jedesmaligen Zusammenkrache, daß die spielende Masse Blei und blauen Dunst für ihr blankes Silber kauft. Ist dann die Zeit des Fischzuges gekommen, so erfolgt der Rückzug durch Abstoßen der Depots; die großen Firmen behalten die Papiere nicht länger in Kost, lassen die Curse fallen und fordern auf Grund der Baisse von Tag zu Tag riesige Nachschüsse, bis alles verkaufen muß und die Panique ausbricht. Wenn die Nationalbank ihre Kasse der Effectenbelehnung verschloß, so verzinste dafür das Publikum das Privatkapital massenweise im Report an der Börse; anderthalb Dutzend Maklerbanken hatten blos das Kostnehmen zur Ausbeute, wobei sie den zehnfachen Betrag ihres Actienfonds in belehnten Effecten vergruben. Zu den schmachvollsten Thatsachen der Krisis gehörte der Umstand, daß die solidesten aller Börsen- und Versicherungsinstitute ihre flüssigen Gelder millionenweise im Kostgeschäfte verwendeten. Drei Wochen nach dem Krache mußte der Verwaltungsrath der Westbahn der Generalversammlung bekennen, daß er $3\frac{1}{2}$ Mill. im Kostgeschäfte stecken habe, und daß nur die Hälfte davon gedeckt sei. Hier war dem Banditenthume Thür und Thor geöffnet, denn wer konnte die Verwaltungsräthe hindern, mit den flüssi-

gen Geldern der betreffenden Gesellschaften im Report zu speculiren und den Gewinn in ihre eigene Tasche zu stecken, den Verlust aber für das Institut zu verbuchen? wer eruiren, ob sie nicht die die von ihnen selbst belehnten Effecten der Unternehmungen in Depot gaben, sobald die Papiere faul wurden?

Doch freilich, wen hätte man dann nicht vor Gericht stellen müssen! Ein Schrei des Entsetzens ging durch Wien, als sogar die k. k. Ferdinands-Nordbahn (und die Nordbahn, das ist in letzter Instanz Rothschild) belehnte Effecten, die sie in Depot genommen, nach dem Krach an der Börse executiren ließ! Der Reportwucher der großen Gesellschaften war es, der im Herbst 1872 den letzten Hochdruck für den Schwindel abgab. „Die Actienüberschüsse der vornehmsten Eisenbahnen, die Kassenbestände aller industriellen Unternehmungen wurden in Contribution gesetzt", schreibt der „Actionär". Die Verwaltungsräthe dieser Compagnien leiteten mit höchsteigenen Händen die höchste Fructificirung der vorhandenen Gelder. Alle Transportanstalten, alle Baubanken, alle Local-Industriegesellschaften waren Kostnehmer an der Börse. Die Elisabeth-, die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, die Staatsbahn, die Allgemeine Oesterreichische Baugesellschaft, die Tramwaycompagnie, alles bezog Papiere jedes Kalibers und jeder Farbe. Sie alle, die ehedem ihre Ueberschüsse bei der Creditanstalt und bei der Niederösterreichischen Escompteanstalt hinterlegt hatten, trugen direct ihr Scherflein herbei, der Geldnoth der Maklerbanken abzuhelfen und die Cursentwickelung der Papiere zu fördern. Solchen riesigen Anstrengungen vereinter Kräfte mußte endlich doch das Unmögliche gelingen, und der Curszettel des Vorfrühlings von 1873 bewahrt der Nachwelt die denkwürdigen Resultate dieses unvergleichlichen Zusammenwirkens. Januar und Februar stellten infolge der neuen Hochquellengeldzuleitung einen befriedigenden Zustand her, der mit aller Eile und allem Nachdrucke ausgebeutet werden sollte — denn daß es mit der Springflut bald zu Ende sein werde, das fühlten die lechzenden, an unstillbarem Gelddurste leidenden Seelen nur zu sehr voraus. Mit Fieberhast ging man an das Werk der Kapitalsvermehrung durch Cartellverträge: jede der kleinen und mittlern Banken und Baugesellschaften schuf eine fictive neue Gesellschaft, schloß einen fingirten Vertrag auf Gewinnbruchtheile ab, räumte ihren Actionären das Recht ein, die Actien der eingebildeten neuen Unternehmung gegen ein Agio von ein paar Dutzend Gulden zu beziehen ... und hatte das Werk der Kapitalsvermehrung vollzogen, nebenbei aber einen mächtigen Syndikatsgewinn eingestrichen. Schon lief mehrern diesen Banken das Wasser derart in den Hals, daß sie sich nicht mit Einem Cartellvertrage begnügten. Waren doch dieselben Verwaltungsräthe, die dem unerhörten Schwindel des Kostgeschäftes das Privatgeld aus den Eisenbahn-Betriebseinnahmen zuführten, zugleich Gründer und Verwaltungsräthe von Banken und Baugesellschaften, von Maklerinstituten und Realitätenverkehrsanstalten, die alle unterbringungsbedürftige Papiere in Masse auf dem Rücken hatten. Also hing alle Welt zähe und ausdauernd fest an dem Grundsatze mit vereinten Kräften bis zum letzten Augenblicke. Monatelang hatte im Herbst 1872 der Schwindel mit der Todesgefahr gerungen. Vierzig Procent war der gewohnte Zins für verpfändete Papiere; aber man zahlte ihn fort und fort, man vertheidigte Gulden um Gulden des Curses, man agitirte mit allen Hebeln der Tagespresse zu Gunsten einer erneuerten Aera der Hausse. Man siegte unter Beihülfe aller Ueberredungs- und Verführungsmittel; man zog mittels des hohen Zinses das Geld des großen Publikums heran und machte bald auch die Fortspinnung des Fadens möglich, woraus der Strick gedreht ward, der drei Monate darauf allen zusammen ein blutiges Ende bereitete". Die nackte ungeschminkte Gaunerei und Jobberei feierte am hellen Tage ihre Bacchanalien. Ein einziger Sensal hatte 20 ihm anvertraute Millionen für den Report in Händen. Es war, sagt Schäffle mit Recht, „das förmliche Abdeckergewerbe, die wohlüberlegte Methode, die kleinen Vermögen mittels

organisirter Spielkuppelei durch das große Börsenkapital zu vernichten". Wesentlich erhöht wurde die Spielwuth durch den prickelnden Reiz des täglichen Arrangements; alle Versuche der Börsenkammer, schon im September 1872, diesem Modus die vierzehntägige Liquidation zu substituiren, scheiterten daran, daß damit die weitere Cursentwickelung, die alle Welt haben wollte, d. h. die Agiotage ins Endlose ernstlich gefährdet worden wäre. Sollte die Speculation so fortgehen, so mußte man eben auch die Coulisse in ihrer ganzen Unsauberkeit und Unverläßlichkeit fortbestehen lassen, womit die vierzehntägige Liquidation unvereinbar war. So blieb denn das tägliche Arrangement mit all seiner wachsenden Unordnung und Stockung. Die Folge war, daß allmählich Zustände eintraten, die mit dem ersten Geldmarkte eines Rechtsstaates schlechthin unverträglich erschienen. Ein Angeben „falscher Hände" ward fast zur Regel, um eine Galgenfrist durch den falschen Schlußzettel zu erkaufen; seit Monaten verwickelte sich die Abwickelung mehr und mehr — am 9. Mai 1873 endlich stand der Mechanismus der Börsenabwickelung einfach von selber still, nachdem die Coulisse bereits durch Hunderte von Insolvenzen gelichtet war. Das an jenem Tage eintretende Moratorium war, als Ergebniß früherer „Coulance" gegen den Schwindel, nun die Krönung dessen, was die Börsenpolizei lange hatte stillschweigend dulden müssen.

Nur ein Zusammentreffen besonderer Umstände macht es, wie wir gesehen haben, erklärlich, daß es vom Vorkrach im Herbste 1872 noch ein halbes Jahr andauern konnte, ehe der Hauptkrach ausbrach: die Erhitzung des localen wiener Speculationsgeistes durch die bevorstehende Weltausstellung, die Anspannung aller Börsenkünste durch die Maklerbanken, die maßlose Ausdehnung des Kostwuchers, die Unordnung im Börsenarrangement. Bei alledem folgten sich seit Neujahr 1873 immer rascher in immer kürzern convulsivischen Schwingungen die Vorstöße der Hausse und die Rückstöße der Déroute; denn die Creditanstalt und andere große Banken kündigten Depots sonder Erbarmen. „Die Kupfer", schreibt Schäffle, „suchten sich zu salviren und die endgültig Gerupften spielten immer mehr mit localen und leichten Werthen, wie der Börsenjargon sie nennt." Das Schicksal des wiener Schwindels war definitiv besiegelt, als die Creditanstalt — auf pariser Nachrichten, welche für den Fall des Sieges von Barodet und Ranc bei den Wahlen eine vollständige Börsenpanique in Aussicht stellten — die Woche vom 20. bis 27. April, wo die Wahlen stattfanden, benutzte, um 20 Mill. Effecten abzustoßen. Diese sollten nun anderwärts untergebracht werden in einer Zeit, wo alle Welt, durch das Vorgehen der Creditanstalt vollends alarmirt, nur darauf dachte, abzuschieben. So erzählt Schäffle: „Die Woche vom 27. April bis zum 5. Mai war die Zeit der stillen Gärung, des Brodelns und Kochens in den Eingeweiden der Börse; die in ihrer Existenz bedrohten großen Häuser und kleinern Banken kämpften mit verbissener Verzweiselung, die Todesgefahr den allgemeinen Blicken zu verbergen. Noch am 1. Mai hatte die «Neue Freie Presse» sich sehr vom hohen Rosse herab gegen die «Polterer wider Schwindel und Corruption» ausgelassen und die Welt wie nach einem Venusberge eingeladen, nach «der Stadt der bequemen Sitte, der schönen Frauen und der heitern Gesänge». Am 5. erzitterte der Boden der Börse wie von einem Erdbeben. Aus Pesth traf die Hiobspost ein, daß die Franco-Ungarische Bank, deren Generalversammlung vor kaum 14 Tagen eine Superdividende von 12½ Proc. für den 1. Juli zur Auszahlung angesetzt, eine Einzahlung auf ihre Actien ausschrieb. Gleichzeitig stellte eins der angesehensten wiener Bankhäuser seine Zahlungen ein. «Das ist der Anfang des Endes», lautete der Abschied, besagte der Händedruck erfahrener Börsenleute; und als das Glockenzeichen den Schluß dieses verhängnißvollen Geschäftstages verkündete, schwebte auf aller Lippen die Frage: «Wie werden wir uns wiedersehen?» Statt nun aber in dem Augenblicke, wo die erste Insolvenz eines Bankhauses eintrat und der erste Bankschwindel demaskirt ward, die

Zügel doppelt fest anzuziehen und die Aufrechthaltung der Hausordnung mit allem Nachdrucke zu wahren, verlor die Börsenleitung vollends den Kopf. So ward der 6. Mai zum entscheidenden Tage, weil die absolute Unentschlossenheit der Börsenleitung die vollständige Zuchtlosigkeit und Felonie der ohnehin schon ganz entarteten Speculation zur Folge hatte. Eine Insolvenzmeldung kam um die andere." „Schon lief es wie ein Laufeuer durch alle Kreise, flog es mit Blitzesschnelle durch die Provinzen, daß es höchste Zeit sei, sich der Papiere um jeden Preis zu entledigen" — schreibt der „Actionär". „Von allen Seiten stürmte es heran. Alles kündigte, alles wollte losschlagen, alles drang auf Uebernahme der verpfändeten Stücke. Angstklopfenden Herzens erwartete man das Resultat des 7. Mai. Er entsprach den Voraussetzungen. Das Sterbeglöckchen hörte nicht mehr auf zu läuten. Banken, Häuser, Faiseurs, Agenten, Millionäre, Galopins, Würdenträger und Schleppenträger, alles war unvermögend, die Stücke zu übernehmen. Die Insolvenzerklärung der Börsen-Creditbank, der Bankrott der Commissionsbank machten eine ganz unverdiente Sensation; denn jeder vernünftige Mensch mußte von vornherein wissen, daß diese beiden Filialgründungen des Hauptschwindelinstitutes der Hypothekenrentenbank die pure Gaunerei waren, obschon im Februar die Actien der Commissionsbank bei 80 Fl. Einzahlung mit 140 notirt gewesen waren. Aber für das Publikum, für die öffentliche Meinung, für den Nimbus war es der Todesstoß: eine Bank bankrott! und nun gar zwei auf einmal." Funfzehn Banken traten zusammen, um zu berathen, wie der weitern Auflösung Einhalt zu thun sei. Aber mit der Verwirrung stieg die Rathlosigkeit der Börsenkammer. Statt mit eiserner Strenge an dem Satze festzuhalten: wer nicht zahlt, ist insolvent, bewilligte sie gegen alle Rechtsgrundsätze und gegen die gesunde Vernunft erst ein achttägiges Moratorium für die Zahlung der Differenzen; dann am 10. Mai proclamirte sie den officiellen Börsenbankrott, die Sistirung der Differenz- und Zinsenzahlungen, die Suspendirung des Geschäftes. Am 8. Mai hatten sich die Vorboten des eigentlichen Sturmes gezeigt; an hundert Insolvenzen waren ausgeläutet; schon berechnete man die Cursverluste auf 300 Mill. Jetzt war kein Halten mehr. „Am 9. Mai", schreibt Wirth, „trat die Katastrophe des Zusammenbruchs für das ganze Kartenhaus der Speculation mit einer Heftigkeit auf, die in der Größe und Furchtbarkeit des Unglücks alle frühern Krisen in Schatten stellte. Das Börsengeschäft wurde gänzlich eingestellt, es herrschte das vollständige Chaos. Die Verzweiflung bemächtigte sich der Speculanten. Am Tage des großen Krachs faßten so manche von der Coulisse große Herren vom Schranken an der Gurgel und forderten mit dem Schrei der Todesangst ihr Hab und Gut, um das die Gründer sie gebracht. Andern umnebelte der Gedanke ihres entsetzlichen Ruins das Gehirn, daß sie der Pein durch Selbstmord ein Ende machten. Bei keiner der frühern Krisen kamen so viel Unterschleife, Diebstähle und Betrügereien ans Licht — mit der Höhe der Leidenschaft waren die Verbrechen gestiegen." Ebenso schreibt Neuwirth: „In den Tagen des 8. und 9. Mai stand die wiener Börse förmlich unter der Herrschaft des Schreckens. Die tumultuarischen Scenen, die sich da abspielten, hatten fast revolutionären Charakter, die leidenschaftlichen Wuthausbrüche der Betroffenen spotten aller Beschreibung. Die Signatur dieser Tage war die rapide, unaufhaltsame Entwerthung der überwiegenden Mehrzahl aller an der wiener Börse notirten Effecten." Dem frankfurter „Actionär" schreibt sein wiener Correspondent über die drei ersten Krachtage: „Binnen wenigen Stunden waren Millionen von Agio mit dem Schwamme von der Tafel fortgewischt; binnen der nächsten 24 Stunden verzeichneten die Curse eine Einbuße von Hunderten von Millionen; und am dritten Tage waren die besten und beglaubigtsten Papierwerthe in starre Immobilien verwandelt." Der Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" endlich schildert den 9. Mai wie folgt: „Die Börse war außer Rand und Band. Der Generalsecretär der Börse sah sich angesichts der

drohenden Haltung des Publikums veranlaßt, das Arrangement zu sistiren, und eilte, dem Vorstande der Börsenkammer Bericht zu erstatten. Im Saale sammelten sich Gruppen, welche die Situation in der aufgeregtesten Weise besprachen; einzelne bestiegen die Tische und hielten Anreden an die Coulisse. Die Massen wogten im Saale auf und nieder und füllten den Schranken, sodaß die Sensale mit Gewalt abgehalten wurden, ein Geschäft abzuschließen. Während dieser erzwungenen Enthaltung gingen einzelne herum und haranguirten gegen die Firmen, die sich im Gründen hervorgethan und nun ihre Schöpfungen lautlos im Stiche ließen. Die erhitzte Menge sammelte sich vor den Vertretern dieser Häuser, insultirte sie nicht nur, sondern zwang sie zum Verlassen des Börsensaales. Die Unruhe, die Drohungen wurden bedenklich, bis endlich der landesfürstliche Commissar erschien und Gehör fand, als er gütlich zur Räumung des Börsensaales aufforderte, der das Bild der greulichsten Unordnung darbot." Das Moratorium vollendete dann den Wirrwarr und öffnete dem Diebstahl Thür und Thor. Von 500 Insolventen betraten, nach dem „Actionär", in Wien nur 106 den Weg des Ausgleiches und nur bei 38 kamen Ausgleiche zu Stande, noch dazu schmählichster Art: 10 Proc. sogleich, 10 Proc. in drei, 10 Proc. in sechs Monaten waren noch die besten Arrangements. Das Moratorium ward als offene Prämie benutzt. Als die Börsenglocke vom Morgen bis zum Abend ertönte, um immer neue Ausgebliebene anzukündigen, häufte sich das Executionsmaterial so, daß an einen Verkauf nicht zu denken war. Natürlich behaupteten die Gläubiger immer, zum tiefsten Curse verkauft zu haben, während die Schuldner nur den Curs vom Tage des Ausbleibens anerkennen wollten. So schuldete in 14 Tagen über eine Million, wer am 9. Mai nur mit 100000 Fl. passiv gewesen war. Daß die Börsenkammer für die Liquidation „Compensationscurse" publicirte, da der Curszettel fast immer die ominösen Striche (— —) aufwies, ging in dem allgemeinen Sturz fast unbeachtet vorüber.

Die Woche vom 10. bis zum 17. Mai war, trotz aller Furchtbarkeit der Katastrophe, immer noch dem Vertuschen und Verschieben gewidmet; nur wer der Gefahr entrückt war, sah die Hoffnungslosigkeit unverschleiert. Die mit dem Tode ringenden Banken meinten, die Krisis wenigstens noch einem sanften Verlaufe zuführen zu können; alle in Drangsal Befindlichen hofften, dem Publikum wenigstens noch einen Theil ihrer Effecten zu erträglichen Cursen anschwindeln zu können. Am Abende des 10. Mai hielten die Börsen- und die Maklerbank ihre Generalversammlungen ab und beschlossen frischweg, auf 80 Fl. Einzahlung für den 1. Juli eine Superdividende von 36 Fl. zu geben ... ein paar Tage noch, und die Actien beider Institute selber waren zu 10 Fl. pro Stück nicht mehr anzubringen! Am 17. Mai gaben sogar die Sommitäten der Finanzwelt, Rothschild an der Spitze, die Parole aus, die Krisis sei auf ihrem Höhepunkt angelangt, alles kehre zu günstigerer Wendung zurück. So viel ist gewiß, die pariser Verhältnisse wirkten damals sehr günstig auf den Verlauf der Dinge in Wien ein. Man befürchtete in Frankreich alles Ernstes von den Schwankungen des Hrn. Thiers eine Wiederkehr der „Commune légale": in den 14 Tagen, die den wiener Krach von dem Sturze Thiers' trennten, liefen in Wien bei der Bodencreditanstalt — und gewiß auch bei andern großen Geldinstituten — Nachfragen ein, unter welchen Bedingungen man geneigt sei, sehr große Depots französischen Geldes zu übernehmen. Dann wieder hatte Thiers' Fall am 24. Mai, Mac-Mahon's Antrittsrede und der Sieg der conservativen Kammermajorität einen ebenso günstigen Einfluß wie seinerzeit der Staatsstreich vom 2. December. Erst als in der letzten Maiwoche und im Juni sämmtliche Maklerbanken zusammenbrachen, erkannte man die Lage wieder in ihrer ganzen Schrecklichkeit und ließ ab von den so eiteln wie trostlosen Versuchen, die Curse künstlich zu heben. Denn die bisherigen Maßregeln der Börsenkammer waren, neben dem Moratorium für Differenzzahlungen bis zum 15. Mai und

der spätern Feststellung des Compensationscurses, auf die Gründung des ersten sogenannten Aushülfscomité hinausgelaufen; ein Garantiefonds von 20 Mill., den die großen Häuser gezeichnet, sollte zur Belehnung von Speculationspapieren dienen, die bei der Nationalbank und andern soliden Creditinstituten keine Annahme fanden. Diese Aushülfe war, gleich dem Tropfen auf dem heißen Stein, absolut resultatlos geblieben, nur daß den beitragenden Häusern und Instituten ein paarmal hunderttausend Gulden verloren gingen. Am 11. Mai begab sich eine Deputation der österreichischen Banken zu dem Ministerpräsidenten, und am 12. unterstützten die versammelten Directionen der Bangesellschaften das Ersuchen um Regierungsmaßregeln mit der versteckten Drohung, sie wollten berathen, wie der Einstellung der Arbeiten vorzubeugen sein werde. Denn wie klar es auch dalag, daß der Krach nichts anderes war als eine scharf ausgeprägte Actienspeculationskrisis — die Börsenstrolche schrien, als das tausendmal verdiente Schicksal sie endlich fest im Nacken packte, in rasendem Zetermordio: „Handel und Industrie sind in Todesgefahr, die Börse kann man nicht von der Volkswirthschaft trennen; der Staat muß um des Handels und der Industrie willen der Börse helfen." Von der einen Seite hieß es: „Der Staat muß einschreiten unter Zuziehung der großen Geldinstitute: mit 100 Mill. ist dem Markte geholfen" — von der andern rief man den leitenden Banken zu: „Belebt das Kostgeschäft, schafft eine Coulisse, sonst könnt ihr die alten Dividenden nicht mehr geben!" Nun, um die war es wol ohnehin geschehen; sehr richtig bemerkt Schäffle, daß sich eine Coulisse nicht improvisiren ließ, da dieselben Gimpel immer nur einmal verspeist werden konnten. Methode war übrigens in dem Wahnsinn der Jobber schon. Gelang es ihnen nun, den Druckerschwengel der Nationalbank in ungehemmte Thätigkeit zu setzen und den Geldmarkt mit ungezählten Notenmassen zu überschwemmen, unter dem Vorwande, daß Handel und Wandel sonst zu Grunde gingen, dann wollten sie für das Weitere schon selber sorgen. Sie hätten an der Börsenroulette den letzten Groschen der Steuerpflichtigen so gut wie den Credit und die Ehre des Staates durchgebracht. Ganz richtig entgegnete Depretis auf ihr Andringen: es gebe nur Ein Mittel, den Anforderungen der Schwindler zu genügen — er müsse jedem eine Anweisung auf die Landeshauptkasse zur Begleichung seiner Börsendifferenzen ausstellen! Lange zögerte er mit vollem Rechte, mit Staatsmitteln für die Sünden der Speculation einzutreten; erst als die Gefahr in die höchsten Kreise hinaufzüngelte, publicirte er, nach telegraphischer Einholung der Zustimmung des pesther Ministeriums, am 13. Mai die in einem Cabinetsconseil vom Kaiser sanctionirte Verordnung, welche den §. 14 der Bankacte suspendirte. Der ungarische Consens war leicht zu haben: denn die Getreideexporteure der transleithanischen Reichshälfte sind der Erhöhung des Agios durch vermehrten Papiergeldumlauf stets geneigt, damit der harte Thaler, den sie draußen empfangen, im Inlande um so mehr werth ist. Wol traf die Rechnung diesmal nicht in ihrem vollen Umfange zu; denn zu allem Unglücke hatte Ungarn, nun schon das dritte Jahr hintereinander, wieder eine Misernte; allein Geldüberfluß um jeden Preis lag gerade im Jahre 1873 um so mehr in Ungarns Wunsche, als von dort aus, trotz der knappen Verhältnisse, eine wahre Völkerwanderung nach der Weltausstellung stattfand. Der suspendirte §. 14 der Bankacte hielt die Nationalbank an, für jede Note über 200 Mill. hinaus volle Baardeckung zu haben. Wenn aber die Börsenjobber jetzt am Ziele ihrer Wünsche angelangt zu sein und 2—300 Mill. Noten zur „Cursentwickelung" ihrer Papiersetzen zu erhalten glaubten, so hatten sie die Rechnung ohne den Generalsecretär der Bank, von Lucam, gemacht, der — wie sie in ihrer Wuth zeterten — „die Suspension der Bankacte suspendirte". Mit vollem Rechte sagt Schäffle von diesem Manne: „Muthig und ausdauernd hat er jahrelang die Grundsätze solider Bankführung mitten im Haussetaumel gegen alle Verdächtigungen der Presse und gegen alle Attentate der Börsenspeculation aufrecht erhalten und dann in der unerhörten Krisis

den vollen Beutel dem Hülfswürdigen ebenso geöffnet, wie er ihn der verschmachtenden Windspeculation verschlossen hielt. Ihm mehr als irgendeiner andern Persönlichkeit verdankt Oesterreich die Stabilität der Valuta und des Staatscredits mitten im heillosen Zusammenbruch der Börse." Einen tüchtigen Rückhalt hatte übrigens Lucam an Depretis, der in seiner Note an die Bankdirection den Zweck der Maßregel dahin definirte: „zu verhindern, daß die Krisis, die sich bisher ausschließlich auf die Börse beschränkt, sich nicht zu einer nachhaltigen Gefährdung des Handels und der Industrie steigere ... der Erschütterung des Vertrauens in die zahlungs- und creditfähigen Kreisen vorzubeugen und größere Calamitäten abzuwenden." Die Regierung hege daher „die sichere Erwartung", daß die Bank „von dem ihr eingeräumten außerordentlichen und selbstverständlich nur auf die Dauer der äußersten Nothwendigkeit beschränkten Rechte nur insoweit Gebrauch machen werde, als es sich darum handle, ernstern Verwickelungen vorzubeugen". Factisch war die Bankacte kaum außer Wirkung. Wenn auch die Notencirculation in den ersten zehn Tagen um 23 Mill. emporschnellte, kamen doch auf 344 Mill. Noten noch immer 148 Mill. Baarvorrath und Devisen. Von da ab ging die Notencirculation wieder zurück; erst der furchtbare „Nachkrach" im Spätherbste, der bis heute den Culminationspunkt der Krisis bezeichnet hat, schnellte Mitte November den Notenumlauf auf 373 Mill. oder auf 224 Mill. über den damaligen Baarschatz und Devisenvorrath von 149 Mill., also um 24 Mill. höher, als nach §. 14 der Bankacte zulässig gewesen wäre, empor. Zu Neujahr waren diese 24 Mill. bereits wieder auf 8 Mill. gesunken und im März 1874 ließ die Bank wieder, statt der auch ohne Suspension vollberechtigten 200, blos 177 Mill. Noten circuliren. Dennoch hatte sie bei dem Nachkrach ausgiebigst geholfen, um der Ausartung der Börsen- in eine Handels- und Industriekrisis vorzubeugen. Daß Gewerbe und Verkehr bei einer Katastrophe, deren Folgen jetzt zwei Jahre in vollem Umfange wüthen, nicht unberührt bleiben konnten, ist selbstverständlich; aber verhältnißmäßig waren der Bankrotte in diesem Bereiche nur sehr wenige — und diese wenigen hingen mindestens ebenso sehr mit den phantastischen Chimären, welche man auf die Weltausstellung gebaut, als mit dem Krach direct zusammen. Neue Hotels und Restaurationen schossen gleich Pilzen aus der Erde, als sollte die ganze Menschheit sich in Wien Rendezvous geben; prachtvolle Gewölbe, namentlich Confectionsgeschäfte wurden in solchen Unmassen angelegt, als erwarte man die Fremden nackt ankommen zu sehen; für Verkaufsläden und Waaren wurden Zinsen und Preise bewilligt und demgemäß auch Preise begehrt, als habe jeder Ankömmling gleich dem Wiener in den Tagen des tollsten Schwindels nur die Eine Sorge, möglichst viel Geld zum Fenster hinauszuwerfen. Bei Unternehmungen dieser Art war denn allerdings die Börse ziemlich unschuldig daran, wenn es nach Schluß der Exposition zur signatura temporis gehörte, daß am Schottenring und in der innern Stadt in den Börsenbureaux bankrotter Banken bankrotte Modegeschäfte ihren Ausverkauf abhielten, weil jene Appartementsflnchten länger leer standen als die Geschäftslocale; daß die neugegründeten Theater den Weg alles Fleisches gegangen sind oder mit dem Tode ringen; die Hotels fort und fort ihre Möbel und Weinvorräthe ausverkaufen und sich in Chambres-garnis, in Amtslocalitäten, in Privathäuser verwandeln. Die relative Festigkeit des Staatscredits, der Staatseinnahmen, des Agios, des Geldstandes, des Handels und der Gewerbe, das constante Steigen des Rentencurses zeigt eben deutlich, daß das Ganze nichts war als der Ausgang eines Rouletteſpiels, wogegen alle rheinischen Bäder als ein harmloses Amusement um Nüsse und Aepfel erscheinen. Die relative Festigkeit, die der Curs der reinen Handelsbank- und der alten Transportanstalt-Actien behauptete, bildet das dritte und letzte Argument für den ausschließlichen Speculationscharakter der Krisis. Wir sagen hier absichtlich „alte" Transportanstalten, denn allerdings datirt aus der Zeit des Schwindels auch eine hübsche Zahl nothleidender Eisen-

bahnen. Wie man Realitäten gleich den Actien verschacherte, ohne die mindeste Rücksicht auf das Erträgniß, blos in der Hoffnung sie noch rechtzeitig mit Profit losschlagen zu können, so baute man auch Bahnen ohne alle Rücksicht auf das Verkehrsbedürfniß, nur weil die Gründer an der Concession und hinterdrein als Verwaltungsräthe verdienen wollten. Ein paar Ziffern mögen illustriren, wie alte solide Bahn- und Bankpapiere, wie Agio und Renten, wie die bestfundirten unter den Speculationspapieren die Krisis überstanden. Silberrente schwankte während der schlimmsten Zeit kaum um 2 Proc. im Curse; im ganzen stieg sie stetig von $71\frac{1}{2}$ auf fast 76, ihre Notirung im April 1875. Die Valuta, die zu Neujahr 1873 nur $6\frac{3}{4}$ Proc. Agio markirte, sah dies Agio nach dem Krach allerdings auf 8, ja bis auf $12\frac{1}{2}$ Proc. steigen, allein Ende August war es schon wieder auf $6\frac{3}{4}$ Proc. gesunken; der Nachkrach des Herbstes und die Aussicht auf Vermehrung des Papiergeldes durch das Abgeordnetenhaus trieb es im November auf 10 Proc. — sobald das Nothstandsanlehen geordnet und allem Schwindel bezüglich eines etwaigen Misbrauches vorgebeugt war, sank es abermals auf und unter 6 Proc. Nationalbank ward vor dem Krach mit 947, nach demselben mit 930 notirt, stieg dann bis 967, um selbst im October bei dem Nachkrach nur auf 952 zu fallen. Nordbahn standen vor dem Krach 2250, nach demselben 2175, Mitte October 2010. Lloyd vor dem Krach 575, nachher 537, im Spätherbst 460; nicht größer waren die Schwankungen von Südbahn, Staatsbahn, Donaudampfschiffahrt. Damit vergleiche man nun die folgenden Ziffern, die sich auf Spielpapiere beziehen. Creditactien (160 eingezahlt) notirten als höchsten Curs 353, der nach dem Krach auf 273, bei dem Nachkrach auf 193 hinabstieg, und die Creditactien sind eben nur als Lieblingseffect der Börse Spielpapier; denn die Creditanstalt selbst ist das denkbar solideste Bankinstitut. In höherm Grade repräsentirt Anglobank den Charakter der unternehmenden Speculationsgesellschaft; die mit 120 Fl. eingezahlten Actien wurden daher von 372 im Mai auf 262, im October auf 112 gestürzt. Das waren Actien alter und bestaccreditirter Institute; von denjenigen, die erst während der Schwindelzeit gegründet waren, erwähnen wir nur den Bankverein, die Maklerbank der Internationalen Bodencreditanstalt (Crédit foncier). Mit 80 Fl. eingezahlt, war die Actie bis auf 380 haussirt und hatte im März 1873 noch 64 Fl. Dividende gezahlt. Der Krach drückte den Curs auf 260, der Nachkrach vernichtete das Agio, sodaß die Bankvereinsactie 92 und Ende October 43 notirte. Und wohlgemerkt, das sind lauter Banken, die sich in den Händen von politischen und Finanzcapacitäten ersten Ranges befinden: Männer, die für ihren Ruf Sorge tragen, stehen an der Spitze dieser Unternehmungen. Von den Gaunerinstituten, die — wie Hypothekarrenten-, Makler-, Wechslerbank und andere — von vornherein nur als Hebel, das Publikum auszuziehen, von dunkeln Ehrenmännern projectirt waren, ist hier gar nicht die Rede.

Die eine Seite der Krisis faßte Graf Andrássy ganz richtig in dem geflügelten Worte zusammen: „Da wird weiter was sein, wenn ein paar hundert Börsenjobber ehrsam mit ihren Frauen zu Abend essen müssen, anstatt bei ihren Maitressen zu soupiren!" In ähnlichem Sinne schrieb man dem „Actionär" aus Wien: „Die jungen Millionäre, welche die elegantesten Maitressen und die schönsten Equipagen besaßen, stets eine offene Hand für die Kunst und besonders für die Künstlerinnen hatten, sind fast alle verarmt." Ueber 200 „unnumerirte" Fiaker, die der finanziellen Halbwelt als Herrschaftswagen gedient, kehrten wieder auf die Standplätze der numerirten Lohnfuhrwerke zurück. Wochenlang kamen nun Tag für Tag Selbstmorde verzweifelter Spieler und betrogener Bankkunden vor; in keiner der frühern Krisen griff diese Epidemie auch nur annähernd ähnlich unter allen Ständen um sich. An dem Punkte einer Donaukanalbrücke, wo sich im Mai und Juni fast allnächtlich eine oder zwei Personen ins Wasser stürzten, legte der Coulissier Modern seine Kleider nieder, um glauben zu machen, die allgemeine Ersäufungsmanie

habe auch ihn gepackt — später griff man ihn unter falschem Namen in Ungarn auf. Seitdem war also auch der Selbstmord ein neuer Schwindelmodus geworden; man sprach von „modern-en Banditen". Noch im Januar 1874 schoß sich General Gablenz in Zürich eine Kugel ins Herz; im Herbst 1874 mußte der Feldmarschallieutenant Graf Bellegarde seinen Abschied als Generaladjutant Sr. Majestät nehmen, weil er zu arg „verkracht" war; Ende 1874 mußte das Herrenhaus seine Einwilligung ertheilen zur strafgerichtlichen Verfolgung seines Mitgliedes, des Exministers Grafen Wickenburg, der mit 78 Jahren sich als Verwaltungsrath der Elementarversicherungsbank wegen Betrugs zu verantworten haben wird. Ein Dienstmann, der es bis zur Equipage gebracht, nahm ruhig seinen Standplatz an der Straßenecke wieder ein, und Wirth hat einen frühern Millionär im nächsten Winter im dünnen Sommerrock durch die Gassen wandern sehen, die gekreuzten Arme in ein buntes Baumwolltaschentuch gezwängt, um sich der Kälte zu erwehren. Hatte schon der Sturz der Commissionsbank viele kleine Leute ins Elend gestürzt, so breitete noch am Ende Mai das Falliment des Plachtschen Börsencomptoirs den Jammer in immer weitere Kreise aus. Placht, ein entlassener Offizier, hatte die Leute eingeladen, ihm Geld fürs Börsenspiel unter der Controle von Vertrauensmännern, welche die Einlegenden selbst ernannten, „zur höchsten Fructificirung" zu übergeben, auch glücklich aus diesen Fonds 40 Proc. Zinsen gezahlt. Als die Polizei sich, in Voraussicht der unabwendbaren Katastrophe, bei ihm anmeldete, um Einsicht in seine Bücher zu nehmen, und ohne Resultat abzog, war er so frech, sich bei dem Minister Lasser für die ihm gemachte Reclame persönlich zu bedanken. Jetzt hatten 1600 Leute zusammen 3 Mill. verloren; denn von Activen war keine Rede — ihre einzige Genugthuung war die Verurtheilung Plachts zu sechs Jahren Zuchthaus. Aus Wien und ganz Niederösterreich kamen die Opfer des Betrügers, auf welche die Nachricht wie ein Blitzschlag gewirkt, bei dem Massenverwalter zusammen und machten ihren Schmerzen in Thränen und Wehklagen, in Verwünschungen und Drohungen Luft — einzelne waren einer Ohnmacht nahe. Frauen bildeten das Hauptcontingent: neben Köchinnen, Stubenmädchen und Bürgersfrauen erschienen Gräfinnen und Baronimen. Aber auch ein Feldmarschallieutenant hatte 20000 Fl. verloren; ein zum Krüppel geschossener Offizier seinen letzten Sparpfennig von 1300 Fl. eingebüßt; ein siebzigjähriger Briefträger mit 600 Fl. die Ersparnisse seines ganzen Lebens zugesetzt; ein Bauer aus Wiener-Neustadt war mitsammt seinen Enkeln, drei unmündigen armen Waisen, total verarmt, da er sein eigenes Vermögen im Betrage von 10000 Fl. und für jedes seiner Mündel 500 Fl. eingezahlt; eine Wäscherin, die eben heirathen wollte, war um ihre Ausstattung von 150 Fl. gekommen. Das Elend war grenzenlos, der Jammer unbeschreiblich; im kleinen wiederholte sich das trostlose Schauspiel, als im August eine Firma Rothschild mit Hinterlassung eines Activprocents Bankrott machte, nachdem ihm Tausende kleiner Leute Raten gezahlt, in der Meinung, sie hätten ihr Geld bei dem Welthause Rothschild angelegt. Rothschild hatte nämlich eine jener Raten- und Rentenbanken betrieben, die unter dem raffinirten Vorwande der Theilnahme an einer Spielgesellschaft dem Publikum das Geld ratenweise, angeblich zum Ankaufe von Losen, aus der Tasche lockten. Zu den Unglücklichen kamen nun noch die im Spiel engagirten Kassirer, die jetzt einen Griff in die ihnen anvertrauten Kassen thaten; selbst der Creditanstalt ging Anfang Juni ein Kassirer Pokorny, der 17 Jahre ihr vollstes Vertrauen genossen, mit einem Deficit von 430000 Fl. durch. Die Börse kannte nur noch Baargeschäft, denn über Nacht war sie eine Gesellschaft geworden, bei der „jeder Begriff von Ehre und Moral verloren gegangen und welche nur durch einen vernichtenden Schwefelregen gereinigt werden konnte". Immerhin schmeichelten sich Anfang Juni selbst Sachkundige wieder mit der eiteln Hoffnung, der Hauptsturm sei überstanden, da brach am 9. Juni die Wechslerbank zusammen, deren Concurs viele andere Bankrotte nach sich zog und bis Berlin und Breslau hin

ungeheuere Verluste und Falliments hervorrief. Nunmehr hatte die Verwirrung ihren Gipfel erreicht, um so mehr, als die Wechslerbank genau acht Tage vor ihrem Sturze in ihrer sogenannten „Rohbilanz" ein Activsaldo von 400000 Fl. ausgewiesen hatte und nun doch alles verloren war.

Damit hatte sich eine Präventivmaßregel, von der die Regierung sich viel versprochen, als geradezu schädlich erwiesen. Der Finanzminister hatte den Gesellschaften aufgegeben, zur Beruhigung des Publikums „Rohbilanzen" unter behördlicher Controle zu veröffentlichen. Inmitten eines solchen Sturmes und in aller Hast gemacht, konnten solche Rohbilanzen natürlich nicht den geringsten Anspruch auf Authenticität erheben; während sie aber von Irrthümern und absichtlichen Vertuschungen wimmeln mochten, verlieh ihnen die Autorität der staatlichen Ueberwachung einen fälschlichen Nimbus, der ganz geeignet war, das Publikum sehr zur unrechten Zeit einzuschläfern. Die Katastrophe der Wechslerbank wurde indessen der Anlaß, daß am 10. Juni zum ersten male sieben Banken das Princip der Verschmelzung mit Reduction des Nominalkapitals aufstellten, weil eben der Umstand, daß der Kapitalvorrath der Höhe der Unternehmungen nicht entsprach, zu den Haupturſachen der Krisis gehörte. Auch bildete sich in Wien das zweite Aushülfscomité mit unbegrenzten Fonds, welches bald zahlreiche Nachahmungen in Ungarn und den Provinzen hervorrief, und zu dessen Kapital die Nationalbank allein eine Million zeichnete. Die Creditanstalt und andere Firmen ersten Ranges subscribirten gleichfalls, sodaß in Wien allein 8 Mill. zusammenkamen. Diese Aushülfscomités in Wien, Pesth, Temesvar, Brünn, Prag, Gratz und an andern Orten haben im Wege der Effectenbelehnung viel zur Ueberwindung des ersten dringendsten Geldmangels, als selbst auf Bank- und Nordbahnactien kaum Geld zu erhalten war, beigetragen. Die große Klippe des Effectenankaufs hatten sie glücklich umgangen: sie würden damit den Veitstanz der Speculation nur aufs neue eröffnet haben. Depretis nahm sich der Sache so energisch an, daß der Entwurf zur Organisation dieser Hülfscomités schon am 24. Juni an die Chefs aller politischen Landesbehörden — mit Ausnahme von Niederösterreich, wo ja die Centralregierung die Sache leitete, sowie von Tirol, Vorarlberg und Dalmatien als „ungerachten" Provinzen — abgehen konnte. Als den Zweck der Aushülfscomités erklärte das Circular: „dem theils durch die Devalvation vieler Werthe gerechtfertigten, zum Theil aber auch künstlich genährten Mistrauen, das bei längerer Fortdauer den für Handel und Gewerbe unentbehrlichen Credit erschüttern müsse, dadurch abzuhelfen, daß die gesunden Elemente aus allen Verkehrskreisen sich vereinen, um die gerechtfertigte Creditgewährung zu ermöglichen, für welche die Mittel hinlänglich vorhanden sind." Der Organisationsentwurf besagte, daß die Institute und Privatfirmen eines Platzes den geographischen Bezirk eines Garantiefonds bilden sollen, nach dessen Größe sich die Summe bemißt, die ihm der Aushülfsverein zur Verfügung stellt. Die beigetretenen Institute und Firmen haften solidarisch und die Deckung dafür bildet in dem Falle eintretender Verluste der Garantiefonds. Wo Filialen der Nationalbank bestehen, haben die sich bildenden Associationen sich an diese, sonst direct im Wege des wiener Aushülfscomité an die Nationalbank zu wenden. Dieses Comité hat ungemein viel zur Linderung der Krisis beigetragen, und das ohne eigene Verluste; als sich Ende März 1875 das ungarische Aushülfscomité auflöste, zeigte sich, daß es nur in Oedenburg und Temesvar Einbußen erlitten. Die Theilhaber an dem pesther Garantiefonds erhielten außer der fünfprocentigen Verzinsung ihres Geldes sogar noch eine kleine Dividende. Heilsam hätte auch die Verordnung vom 21. Juni wirken können, welche die Liquidirung oder Fusionirung unhaltbarer Actiengesellschaften begünstigte, indem sie den Termin, wo die Vertheilung, resp. Verschmelzung der Vermögen erfolgen könne, von einem ganzen auf ein Vierteljahr nach Befriedigung der Gläubiger herabsetzte, und zugleich im Falle der Fusion eine

Ermäßigung der fiscaliſchen Gebühren, im Falle der Auflöſung vor halbjährigem Beſtande deren ganze oder theilweiſe Zurückgabe in Ausſicht ſtellte. Nur hätte hier die Juſtiz viel kräftiger eingreifen müſſen, als geſchehen; da die Gerichte ſich nirgends rührten, fanden die Verwaltungsräthe es ungleich vortheilhafter, die Reſte des Geſellſchaftsvermögens in die eigene Taſche hineinzuadminiſtriren, als den Actionären durch ehrlich durchgeführte Liquidationen und Fuſionirungen zu retten. Vollends einen traurigen Anblick machte es, daß der am 13. Juli zuſammentretende Delegirtentag der öſterreichiſchen Handelskammern gar keine andern Deſiderien aufzuſtellen wußte, als eine recht ausgiebige, ohne Vermehrung des Papiergeldes gar nicht denkbare Thätigkeit der Nationalbank in der Belehnung von Effecten nach möglichſt laxen Grundſätzen.

Weit ärgern Jammer noch als ſelbſt das Falliment Placht erregte in der zweiten Hälfte des Juni der Krach der Gewerbebank Fels in Wien, die 4 Mill. anvertrautes Vermögen kleiner Leute verſchwindelt hatte. Gleich darauf folgte der Sturz der Linzer Commerzialbank, von welcher das oberöſterreichiſche Publikum allein für $1\frac{1}{2}$ Mill. Kaſſenſcheine in Händen hatte — daſſelbe Publikum, das namentlich auf dem flachen Lande eben erſt durch die klerikalen Dachauer Banken der Adele Spitzeder gründlich betrogen worden war. In den Generalverſammlungen der Börſenſpielbanken ſpielten jetzt unnennbare Scenen: „Räuber! Spitzbuben! gebt den Raub heraus!“ fliegt es, unterſtützt durch geballte Fäuſte, hinüber an den Tiſch der ſchlotternden Verwaltungsräthe, ſelbſt wenn ein Graf oder ein Herrenhausmitglied Präſident der ſaubern Sippſchaft war. In der verödeten Halle der Börſe aber ſchwingt das Baargeſchäft ſein Scepter auf dem creditloſen Terrain, ſo ſchildert Schäffle nach dem „Actionär“ am 26. Juni die Situation. Im Auguſt und September ſchien eine Beſſerung eintreten zu wollen, da krachte im Herbſte das Kartenhaus der Baubankſpeculationen zuſammen; in Gratz fallirte, ohne einen Kreuzer für die Actionäre zu hinterlaſſen, die ſteiriſche Creditbank, kaum daß die Gläubiger 10 Proc. erhalten! „Der Sturz dieſer Bank“, ſchrieb man der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ aus Gratz, wo man nächſt Wien am tollſten hazardirt hatte, „wurde nicht ſowol durch die wiener Börſenverhältniſſe herbeigeführt, als durch die heilloſe Wirthſchaft, die hier herrſchte, zumal da die Direction der Geſellſchaft die ungezügelte Spielwuth ihrer Clienten noch anfachte; ſogar die Beamten der Bank ſpielten, natürlich ohne Depot. Obſchon dem Präſidenten ſchon im Winter ziffermäßig der unvermeidliche Ruin des Inſtituts nachgewieſen wurde, geſchah doch nichts, um die Kataſtrophe abzuwenden.“ Dennoch ſollte das Schlimmſte erſt im October kommen, wo der furchtbare Curſsturz der Bankverein- und Bodencreditactien einer miteinander verfilzten Maklerbank und Pfandbriefanſtalt auch die leitenden Papiere, wie Credit und Anglo, ernſtlich in Mitleidenſchaft zog. Durch die entwertheten Depots des Bankvereins war das erſte Bodencreditinſtitut der Monarchie, das dazu einen internationalen Charakter hatte, dermaßen geſchädigt, daß die pariſer „Semaine financière“ bereits am 4. Oct. beim Crédit foncier einen Verluſt von 7 Mill. Frs. conſtatirte. Wenn indeſſen die Leiter der Bodencreditanſtalt ſchwer gefehlt hatten, zugleich als Directoren des Bankvereins zu fungiren, ſo hoben ſie ſich doch wie weiße Raben von den übrigen Gründern ab, indem die Verwaltungsräthe dieſer beiden Geſellſchaften aus ihren eigenen Taſchen einen Garantiefonds von 10 Mill. Fl. zuſammenſchoſſen, und ſo, unter Beihülfe der Creditanſtalt, die Bodencreditanſtalt wie den Bankverein glücklich über Waſſer hielten. Ende October bezifferte der „Actionär“ die Curseinbuße auf mehr als 700 Mill. — Wirth zählte in einer keineswegs erſchöpfenden Liſte 23 bankrotte und 17 ſo gut wie fallite Banken auf, wozu 27 Induſtriegeſellſchaften kommen, die dem Zuſammenbruche ſehr nahe ſind. Ohne Banken, Prioritäten und Pfandbriefe in ſeinen Katalog einzubeziehen, berechnet er, daß an $10\frac{1}{2}$ Mill. Actien, die mit 1663 Mill. Fl. eingezahlt waren, 608 Mill. Cursdifferenz verloren gegangen

waren. „Es gibt" — schrieb am 28. Oct. die „Neue Freie Presse" — „keine leitenden, es gibt nur noch leidende Werthpapiere; es gibt kein Effect mehr, sondern nur noch Defect — mit diesem Galgenhumor will sich die Börse über die beispiellos traurige Lage hinweghelfen. Auf dem ganzen Effectenmarkte ist nur noch weniges vorhanden, dem man einen Werth beilegt. Pfandbriefe und Prioritäten sind nur unter den drückendsten Bedingungen an den Mann zu bringen; Escomptebank-, Nationalbank-, Bodencreditactien fallen in einer Weise, die auf vollständige Auflösung schließen läßt; für Bahnpapiere ist buchstäblich kein Geld aufzutreiben. Von der Vernichtung der Speculationspapiere, von der Baubankmisère reden wir nicht."

Dabei konnte die Regierung nur sehr wenig machen; unbegreiflich aber ist, daß absolut nichts, gar nichts geschah, um den Räubereien jener Speculationshyänen Einhalt zu thun, die sich jetzt inmitten des allgemeinen Zusammenbruches durch Leichenraub auf dem Todtenfelde der wiener Börse ihre Taschen füllten. Da im Wege der Gründerei nichts mehr zu ergaunern war, so wurden jetzt tausendfache Mittel erfonnen, um die Actionäre auch noch um den Rest ihres Geldes zu prellen. Von den Verwaltungsräthen benutzten die einen, deren Gesellschaften mit dem Krach kaum etwas zu thun gehabt, die gute Gelegenheit, um alle ihre eigenen faulen Papiere dem Unternehmen, als angeblich von diesem in Kost genommen, aufzuhalsen; der Anlaß, im Trüben zu fischen, war zu prächtig, als daß man ihn nicht ergreifen sollte, um mindestens keine Zinsen und Dividenden zu zahlen, auf die ja ohnedies niemand mehr rechnete, oder auch das Kapital selber zu verputzen. Die andern schreckten, da die meisten Phantasiewerthe nur mit 40 Proc. eingezahlt sind, die verarmten Actionäre mit Gerüchten von Einberufung der Restbeträge; viele warfen ihre Actien um ein Butterbrot fort; stellte sich dann das Gerücht als falsch heraus, so waren die Abwerfenden abermals gerupft. Noch andere treiben es mit Gewalt zur Liquidation, um dann als Liquidatoren — der Börsenjargon sagt: als Einbrecher oder Todtengräber — vollends ohne jede Controle mit dem Gelde der Gesellschaft reinlich aufräumen zu können; denn sobald die Generalversammlung den Beschluß der Liquidation gefaßt hat, hört selbst die Ueberwachung durch den Regierungscommissar auf! So kämpft der k. k. Truchseß und Inhaber ungezählter Orden, Baron Wertheim, einen Kampf auf Tod und Leben mit den Actionären der schon erwähnten Ersten wiener Kassenfabrikgesellschaft, die er durch alle erfinnlichen Manöver zur Einwilligung in die Liquidirung treiben will, damit er seine Kassenfabrik umsonst zurückbekommt und den ganzen Kaufschilling, mit dem die Hypothekarrentenbank das Geschäft financirte, im Sack behält. Derselbe Baron und k. k. Truchseß gerieth aber außer sich, als der neuernannte Gouverneur der Bodencreditanstalt, Moser, ihn ersuchte, sofort sein Conto zu bereinigen; war es doch einfach Gefälligkeitssache, daß die Verwaltungsräthe der verschiedenen Banken sich gegenseitig bei ihren Instituten ohne Depots und Deckung spielen ließen: etwaige Verluste zu tragen, dafür waren ja die Actionäre da. Daß Moser ein verwirthschaftetes Pfandbriefinstitut, mit dem Oesterreichs europäischer Credit zusammenhing, vor dem Bankrott erretten sollte, wog in Wertheim's Augen noch lange nicht so schwer, daß man deshalb berechtigt war, einen Geldmann seines Ranges zu incommodiren. Es war die Zeit, die sich Anfang 1875 im Processe Ofenheim ohne Feigenblatt präsentirte, die Zeit, wo die Finanzaristokratie sich, genau so wie der Klerus, über Recht und Gesetz erhaben dünkte. Mit Recht sagt Schäffle: „Die Liquidatoren benutzten ihre Stellung zum Leichenraube; es fehlten die abscheulichsten Proceduren des börsianischen Abdeckergewerbes dem corpus vile der hingeschlachteten Coulisse nicht." Unglaubliches leistete auch in diesem Punkte die Hypothekarrentenbank, die zu 80 Fl. zweimal Nachzahlungen à 40 Fl. ausschrieb und jedesmal die Freude hatte, mehrere tausend Actien für ungültig erklären zu können; heute stehen die mit 160 Fl. eingezahlten Stücke volle fünf Gulden, wenn der Curszettel sie

überhaupt notirt! Geradezu unverständlich aber ist es, daß Justizminister Glaser dieses freche Banditenthum ringsum sich entfalten und den letzten Rest von Vertrauen zerstören ließ, ohne auch nur den Versuch eines Einschreitens, sei es auf Grund der alten, sei es durch Vorlegung neuer Gesetze zu machen. Excellenz hatte offenbar keine Ahnung davon, was man wollte, und worauf es ankam. In dem nur zu gerechtfertigten Begehren der Gesellschaft, zu zeigen, daß der Staat nicht machtlos sei, sie gegen die größte Räuberbande, welche die Welt noch gesehen, zu schützen, und so nicht jede Spur von Credit hinschwinden zu lassen, in dem Nothschrei, eine Umkehr zu ermöglichen, damit nicht durch die Alleinherrschaft der Betrüger alles dem Chaos verfallen scheine: erblickte Oesterreichs Großsiegelbewahrer nichts als einen frivolen Ruf „ad bestias" der Gerupften! Wie sollte das Vertrauen wiederhergestellt werden, wenn dieselben Gauner, die den Jammer geschaffen, sich frech als Herren der Situation proclamirten; und wenn Se. Excellenz sie frei gewähren ließ, als ob ein Spieler vogelfrei sei und keinen Anspruch mehr auf den Beistand der Justiz gegen Einbrecher habe! Nicht minder charakteristisch aber war's, daß das gesammte Börsengeschmeiß wüthend über Depretis herfiel, während es gar niemand in den Sinn kam, Glaser's verhängnißvolle Unthätigkeit zu rügen. Ordnung gemacht wollte niemand haben. Nur mehr Papiergeld verlangte man, um lustig weiter hazardiren zu können, bis neben dem Vermögen der Individuen auch noch das Geld der Steuerträger, der Credit und die Ehre Oesterreichs am Grünen Tische verschwunden gewesen wäre. So kam es, daß der mehrcitirte parlamentarische Bericht constatiren mußte: es seien bis zum Herbste 1874 nicht weniger als 166 Actiengesellschaften, von denen 125 unter dem Ministerium Auersperg gegründet worden, mit einem eingezahlten Kapital von 360 Mill., der Liquidation, dem Concurse und der Fusion verfallen. Fusionirt sind übrigens nur 6 Gesellschaften mit 17 Mill. Kapital; in Concurs geriethen 37 mit 26 Mill. Dagegen liquidiren 123 Gesellschaften mit 316 Mill. Fast alle Liquidationen aber befinden sich noch im Zuge, d. h. die Liquidatoren halten noch ein Kapital von 300 Mill. in der Schwebe, bis sie damit zu Stande gekommen, auch den letzten Groschen davon aus den Gesellschafts- in ihre eigenen Kassen zu prakticiren.

Für die politische Fortentwickelung Oesterreichs war das ominöseste Moment die innige Verquickung des Börsenschwindels mit der Verfassungspartei. „Sie hat", schreibt man der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ohne Uebertreibung, „im Parlament Börsengeschäfte, an der Börse Politik getrieben, Börse und Politik so vermengt und verflochten, daß für das geübteste Auge die Grenze zwischen beiden nicht zu erkennen war. Die Politiker bauten Eisenbahnen, die Börsenmänner gründeten Banken, gegenseitig halfen und betheiligten sie sich an den Geschäften; bald brauchte die herrschende Partei die Hülfe der Financiers, bald bedurften diese der Unterstützung des Reichsrathes. Das Abgeordnetenhaus bestand schließlich nur noch aus Verwaltungsräthen verschiedener Banken und Eisenbahnen. Die Koryphäen hatten sich mit wenigen Ausnahmen bereichert. Dazu das Verhalten der sogenannten verfassungstreuen Presse, die zu einer Art von Reclamenbureaux für alle möglichen Geldgeschäfte geworden war, die weder das Staatsinteresse wahrnahm, wenn man der Regierung mit Eisenbahnconcessionen zu Leibe ging, noch das Publikum warnte, wenn gewissenlose Financiers es beschwindelten." Im Gegentheil! Wie viele Hunderte von Tausendern sind an die Blätter und die sogenannten „volkswirthschaftlichen" (!!!) Redacteure bezahlt worden, nur damit die betreffenden Journale während der drei Tage „schwiegen", wo die Subscription auf irgendein unhaltbares Schwindelunternehmen vor sich ging. „Was Sie Volkswirthschaft nennen, nenne ich Gaunerwirthschaft", meinte ein Altpreuße, der den ökonomischen Theil eines Journals redigirte, so oft sich ein solcher Sendbote mit „Schweiggeldern", durch den Titel getäuscht, zu ihm verirrte, „in jenem Zimmer

dort finden Sie den Herausgeber. . . ." Der letztere war ein Märker, der die Hypothekarrentenbank gegründet; damit ist wol alles gesagt. Ebenso schreibt der „Oekonomist", den gleichfalls ein Altpreuße redigirte: „Die Lavine des Krachs setzte sich aus drei Schneegeröllen zusammen, die sich zu unglückseliger Stunde vereinigten, um den Wohlstand und die Moral Oesterreichs zu zertrümmern: die agiotirende Gründerei, die satisfaits des Parlaments und die Erpressung durch Wegelagerei-equites vor dem Schottenthore, Ringstraßenritter und Stegreifritter. Im Abgeordnetenhause vor dem Schottenthore wurden die Concessionen erbettelt, erschlichen, als Trinkgelder verabreicht; auf der Börse schöpfte man den Rahm des Agio davon ab; in der Presse mußte frei Geleit gezahlt werden — la bourse ou la vie. Was dann noch übrigblieb, der os de jouissance, wie die französischen Metzger sagen, das mußte das Publikum als Beefsteak bezahlen. . . . Mit der Zeit wurde die Zahlung nach Zeilen oder per Seite, 1—4000 Fl., bei sehr faulen Sachen auch mehr, zum Nebengeschäfte für die Journale; selbst der Modus der Betheiligung durch Actien, die gegen das Agio des Emissionscurses wieder begeben werden, erschien bald zu weitläufig; man zahlte in den Redactionen das Agio selber ein per Syndikatsrechnung, mit der Fiction: gestern emittirten wir die . . . Actien mit 20 Fl. Agio, jedenfalls hätten Sie ohne Bedenken 1000 Stück gezeichnet, macht 20000 Fl., die wir hiermit übersenden. Nur wo Störenfriede die süße Harmonie zwischen Reichsrath und Börse zu beeinträchtigen drohten, wo sich das Princip der Ehrenhaftigkeit und der gewissenhaften Ueberzeugung meldete: da stießen die Jobbertrompeter schrille Töne hervor. Was wollten diese Eindringlinge? war Oesterreich nicht in «festen Händen»? war es nicht das Eigenthum der parlamentarisch-finanziellen-journalistischen Clique, schnitt sich diese Clique nicht die schönsten Pfeifen aus dem Rohre des Nationalvermögens und Nationalcredits?" Leider war das die reine Wahrheit. Die „Neue Freie Presse", eins von den Hauptorganen der Verfassungspartei — völlig „gekracht" durch die Kosten ihrer Ausstellungszeitung und ihres Weltausstellungspavillons — vermochte sich nur dadurch über Wasser zu halten, daß das Aushülfscomité ihr gegen Verpfändung ihrer Actien im Laufe des Sommers über eine halbe Million auf Weisung der Regierung vorschießen mußte. In dem alten Abgeordnetenhause waren drei Viertel so viel großer Erwerbunternehmungen vertreten, als dasselbe effective Mitglieder zählte. Das Haus enthielt nämlich, abgesehen von den Absentirungen, 167 Deputirte, von denen 46 nicht weniger als 125 Verwaltungsrathsstellen bekleideten; auf die 18 Delegirten des niederösterreichischen Landtages entfielen 12 Verwaltungsräthe, die 38 solche Sinecuren innehatten! Mit den zahlreichen Pairs des Herrenhauses, die in derselben Branche arbeiteten, saßen 86 Verwaltungsräthe im Parlament. Was aber schlimmer, kaum Eine der größern Banken kam zu Falle, bei der nicht sehr hervorragende Führer der Verfassungspartei als Gründer und Directoren betheiligt gewesen wären.

So gehörte Graf Hartig vom Herrenhause zu den Verwaltungsräthen der Wechslerbank. Die Seele der Steierischen Bank war Kaiserfeld, Herrenhausmitglied und Landeshauptmann von Steiermark, früherer Präsident der Abgeordnetenkammer; ihm zur Seite hatte als Verwaltungsrath der Abgeordnete Syz von der Verfassungspartei gestanden. Den Wiener Bankverein auf die Bodencreditanstalt hatte Baron Hopfen, der Vorsitzende des Abgeordnetenhauses, gepfropft; freilich hatte er auch, ein weißer Rabe, den Irrthum mit seinem Gelde gutgemacht. An nichts dergleichen dachten weder seine steirischen noch seine oberösterreichischen Collegen im Reichsrathe, die Groß und Genossen, die das Vermögen ihrer Landsleute unter den Trümmern der Linzer Commerzialbank begraben hatten. Banhans, damals freilich noch nicht Minister, hatte die Hypothekarrentenbank mit gründen helfen, und wenn er auch als Minister gleich formell austrat, zögerte er mit der officiellen Löschung seines Namens doch bis nach Neujahr 1875, als der Skandal in dem

Proceß Ofenheim ihn dazu zwang! Der Mährer Dr. Sturm spielte die erste Violine bei der Hypothekarrentenbank und allen ihren verkrachten Tochtergründungen, namentlich bei der Commissionsbank; er meinte: das Volksvertreten als Geschäft rentire sich viel besser und sei mühelofer als die einträglichste Advocatur. Pairs, wie Exminister Hasner, einst auch Präsident der Zweiten Kammer, ja wie die wissenschaftliche Autorität Rokitansky. . . . Doch wer nennt hier alle Namen! Ein Herbst, ein Brestel, und ein paar andere Verfassungstreue waren wirklich rari nantes in gurgite vasto. Alle diese verkrachten Gründer aber schickte die Bevölkerung zum November wieder in den neuen, direct gewählten Reichsrath, und das Abgeordnetenhaus, als wäre alles mit ihnen in schönster Ordnung, wählte sie in seine wichtigsten Commissionen: Giskra in den Finanz-, Sturm in den confessionellen Ausschuß! Das ist denn doch wirklich schon „gemüthlich" über die maßen, zumal wenn man bedenkt, daß gleichzeitig die Ungarn bereits an ihrem Incompatibilitätsgesetze arbeiteten, das allen Verwaltungsräthen die Thür des Parlaments verschließt!

Von hoher politischer Bedeutung war inzwischen die Weltausstellung zunächst durch die Befestigung der Freundschaft mit Deutschland gewesen, womit selbstverständlich auch eine weitere Annäherung an Rußland hatte Hand in Hand gehen müssen. Kaiser Alexander hatte vom 1. bis 7. Juni, in Begleitung des Großfürsten-Thronfolgers und des Fürsten Gortschakow, in Wien geweilt; indessen hatte dieser Besuch eben nicht den sympathischsten Eindruck hinterlassen. Der Zar war finster, zurückhaltend, abgespannt; er zeigte in jeder Weise, daß er sich widerwillig einer Corvée füge, deren Ende er mit Ungeduld erwarte. Es schien, als könne er die Erinnerung an die pariser Ausstellung und das Attentat Berezowski's nicht los werden. So oft er ausfuhr, war die gesammte Polizei auf den Beinen; ja, was die Wiener unerhört fanden, sogar Schönbrunn war während der dortigen Festlichkeiten für das Publikum abgesperrt. Ein Pfingstfest (denn es war gerade die Pfingstwoche) ohne die schönbrunner Menagerie, ohne die „Viecher", wie der Wiener sagt! Auch die zu Ehren des Zaren abgehaltene Revue mußte auf seinen Wunsch abgebrochen werden, ehe die große Cavalerieattake ausgeführt werden konnte. Polizeidirector Lemonnier war durch die übermenschlichen Anstrengungen, welche dieser Besuch ihm auferlegte, dermaßen erschöpft, daß er sich gleich nach der Abreise des Kaisers hinlegte und starb. Indessen hinderte das alles nicht, daß die Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich doch im Fortschreiten begriffen war; am 22. Juli begab sich Erzherzog Albrecht nach Warschau, um dort den Zaren bei Abhaltung von Truppenmanövern zu begrüßen. Um so herzlicher gestalteten sich die Begegnungen mit den Mitgliedern des deutschen Kaiserhauses. Schon bei Eröffnung der Ausstellung hatte die männliche Schönheit des Kronprinzen einen sehr starken Eindruck auf die Herzen aller Wienerinnen gemacht; auch wollte das Publikum einen besonders intimen Verkehr zwischen seinem ältesten Sohne und dem nur ein paar Monate ältern österreichischen Kronprinzen Rudolf (beide standen im 15. Lebensjahre) bemerken. Dem Kaiser von Deutschland untersagten für jetzt die Aerzte die Reise nach Wien; statt seiner traf einstweilen die Kaiserin Augusta am 25. Juni auf eine Woche zum Besuche dort ein, wo sie durch glänzende Hoffeste geehrt und gefeiert wurde. Bei dem Galadiner lautete Franz Joseph's Toast: „Da mir zu meinem innigsten Bedauern der Besuch meines theuern Bruders, des Kaisers Wilhelm, vorläufig versagt bleibt, trinke ich auf das Wohl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers mit dem Ausdrucke der herzlichsten Dankbarkeit für den unvergeßlichen Besuch Ihrer Maj. der Kaiserin Augusta. Beide Majestäten leben hoch!" Die Kaiserin erwiderte: „Ew. Majestät wissen, wie schmerzlich der Kaiser bedauert, gegenwärtig nicht hier sein zu können. Ew. Majestät wissen aber auch, daß es mein ehrenvoller Auftrag ist, seine jetzige Abwesenheit zu entschuldigen, und daß derselbe zugleich jener Freundschaft

gewidmet ist, die in treuen Wünschen für das Wohl beider Majestäten, für das Wohl ihrer Völker und Länder herzlichen Ausdruck findet."

Endlich, nachdem er sich in Gastein gestärkt, traf am 16. Oct. doch noch Kaiser Wilhelm, in Begleitung des Fürsten Bismarck, in Wien ein, wo er eine volle Woche, bis zum 23., verweilte, und gleich seinem Kanzler mit Bezeigungen ehrerbietiger Popularität förmlich überschüttet wurde. Franz Joseph toastirte auf seinen Gast mit folgenden Worten: „Nachdem mein innigster Wunsch, meinen lieben Freund und Bruder noch während der Weltausstellung in Wien willkommen heißen zu können, in Erfüllung gegangen ist, so erhebe ich mit freudigem Herzen und bestem Danke das Glas auf das Wohl unsers lieben Gastes, Se. Maj. der Deutsche Kaiser und König von Preußen lebe hoch!" Wilhelm I. entgegnete: „Erlauben mir Ew. Majestät, daß ich auf die ebengehörten erhebenden Worte meinen herzlichsten und freundschaftlichsten Dank ausspreche. An diesen Dank reihe ich den für die freundschaftliche und gastliche Aufnahme, welche die Kaiserin, meine Gemahlin, und meine Kinder hier gefunden haben. Es ist mir eine besondere Genugthuung, daß ich den freundlichen Besuch, den Ew. Majestät im Verlauf mit Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland im vorigen Jahre in Berlin machten, noch während der Weltausstellung habe erwidern können. Die damals unter uns ausgetauschten freundschaftlichen Gesinnungen, die ich jetzt hier in vollem Maße wiedergefunden habe, sind eine Bürgschaft des europäischen Friedens und der Wohlfahrt unserer Völker. Ich trinke auf das Wohl Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn, meines erhabenen Freundes und Bruders." Während Kaiser Wilhelm's Aufenthalt in Wien traf dort auch im strengsten Incognito der Kronprinz von Dänemark ein und ward erst von dem österreichischen, dann von dem deutschen Kaiser empfangen. Die damals von den officiösen berliner Zeitungen nur sehr lau und unbestimmt dementirten Gerüchte über die Anknüpfung neuer Verhandlungen bezüglich der nordschleswigschen Frage haben sich zwar nicht bestätigt. Allein eine Ausgleichung mit den skandinavischen Ländern inaugurirte damals Deutschland wol jedenfalls, und zum Theil unter den Auspicien Oesterreichs, der einzigen Macht, der Bismarck das Recht zuerkannt hatte, sich unter Berufung auf den Prager Frieden um die erwähnte Angelegenheit zu kümmern. Denn im August war der deutsche Kronprinz längere Zeit in Schweden und Norwegen gewesen; infolge der äußerst sympathischen Aufnahme, die er dort überall gefunden, hatte auch Christian IV. es für gut befunden, ihn durch den Kronprinzen auf seiner Rückreise in Malmö zu einem Besuche Kopenhagens einladen zu lassen, welchem Wunsche der deutsche Kronprinz auch Folge geleistet hatte.

Alle officiösen und liberalen Blätter auf beiden Seiten der Leitha waren in ihrer lauten Sympathie für den Besuch des Kaisers von Deutschland ebenso einig wie die Ultramontanen in Ausdrücken ihres Hasses. Die halbamtliche „Wiener Abendpost" sagte: „In jener Visite erhalte einen leuchtenden und gewissermaßen symbolischen Ausdruck, was sich zwischen den Völkern der beiden Nachbarstaaten selber vollzogen. Nicht leicht sei eine Völkerverbindung auf edlern Grundlagen vollzogen, nicht leicht habe sie edlern Zwecken gedient. Sie brach mit lebendigen Traditionen der Geschichte, mit populären Leidenschaften, die noch den mitlebenden Geschlechtern schwere Opfer auferlegt. Als Bürgschaft des Friedens ist das neue Verhältniß zwischen beiden Reichen zugleich mit jener Anziehungskraft für die benachbarten Staaten erfüllt worden, welche der europäischen Lage heute größere Sicherheit gewährt als seit langer Zeit. Mögen politische Zwecke auch außerhalb der unmittelbaren Motive des Kaiserbesuches liegen, politische Consequenzen sind naturgemäß mit denselben verknüpft." Die unabhängigen Blätter Ungarns sprachen sich aufs entschiedenste für das Zusammengehen mit Deutschland aus, auch in kirchlichen Fragen, soweit es die Verschiedenheit beider Reiche nur irgend erlaube. Namentlich trat ein von Andrássy inspirirter Artikel des „Pesti Naplo" direct an diese brennendste Frage

heran, wobei man ſich erinnern muß, daß damals eben die vom 3. Sept. datirte Antwort Kaiſer Wilhelm's auf den Brief Pio Nono's vom 7. Aug. veröffentlicht worden war. „Wenn auch ein überwiegend katholiſcher Staat zu der klerikalen Bewegung eine andere Stellung einnehmen müſſe als ein überwiegend proteſtantiſcher, und wenn auch demgemäß Franz Joſeph I. nicht ſo mit dem Heiligen Vater reden könne wie Wilhelm I., müßten doch die Principien des königlichen Schreibens gebilligt werden", hieß es in dem Artikel des „Naplo". Die entſcheidenden Schlußſätze, die eben heute wieder von recht acuter Bedeutung geworden ſind, lauten: „Wenn die Regierung des Kaiſers Wilhelm die Abſicht hegen ſollte, die kirchlichen Fragen mit den großen politiſchen Fragen zu verbinden, wenn ſie die Angelegenheiten des Conclave und der Papſtwahl mit in die politiſchen Erörterungen ziehen wollte: ſo ſind Standpunkte denkbar, die Oeſterreich-Ungarn eine gewiſſe Zurückhaltung auferlegen könnten. Allein es iſt ſchlechthin kein Geſichtspunkt denkbar, von dem aus die Haltung Preußens in ſeinen innern kirchlichen Fragen misbilligt werden könnte. Oeſterreich-Ungarn hat dieſelben Intereſſen an der abſoluten Wahrung der Autorität des Staates und an deſſen Befreiung von einem dominium eminens des Papſtthums. Je weniger Zweifel hierüber Preußen auch bei Gelegenheit des gegenwärtigen Beſuches übriggelaſſen werden, für deſto fruchtbringender und erfreulicher werden wir deſſen Ergebniſſe halten."

Eine noch bedeutſamere Epiſode aber war der vom 17. bis 22. Sept. dauernde Beſuch Victor Emanuel's in Wien, dem unmittelbar darauf bis zum 26. Sept. die Viſite in Berlin folgte — zwei Reiſen, die gerade in ihrer gegenſeitigen Ergänzung das friedfertige Bild der europäiſchen Situation um einen hochcharakteriſtiſchen Zug bereicherten. Wäre der König nur nach Wien gegangen, man hätte noch zweifeln können, ob es ſich nicht vielleicht darum handle, Oeſterreich für eine Allianz mit Frankreich zu captiviren. Die Fortſetzung der Reiſe bis Berlin ließ kein derartiges Bedenken aufkommen: nicht paralyſiren, ſondern vervollſtändigen ſollte der Beſuch Victor Emanuel's denjenigen Wilhelm's I. in Wien. Nicht auf eine Störung der Allianz zwiſchen den drei Oſtmächten war es abgeſehen geweſen, nein, auf eine Conſolidirung dieſes Bündniſſes durch den Beitritt Italiens. Das aber war ein Ereigniß von um ſo gewaltigerer Tragweite, je thätiger ultramontane und romaniſche Raſſeſympathien in der Umgebung Victor Emanuel's waren, um Italien auf die Seite Frankreichs hinüberzuziehen und je näher ſie ſich ihrem Ziele glauben dürften. So wie die Dinge lagen, gehörte die ganze Unvernunft und Brutalität, welche in Verſailles das gouvernement du combat nach Thiers' Sturz im Dienſte der Jeſuiten entwickelte, dazu, Italien zur Flucht unter die ſchützenden Fittiche der Oſtmächte zu zwingen. Nach der Kataſtrophe des 24. Mai in Frankreich hatte man es im Quirinal zunächſt verſucht, den Zorn des Vaticans durch Entgegenkommen zu beruhigen; das Anfang Juli eingeſetzte Cabinet Minghetti, deſſen Chef einſt päpſtlicher Miniſter in der ſchlimmſten Reactionsperiode geweſen, debutirte mit entſchieden klerikalen Allüren. Erſt Ende Auguſt, als der große Wallfahrtsſchwindel, der die Wiederherſtellung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes und die Regeneration Frankreichs identificirte, in vollem Gange war; als die franzöſiſchen Biſchöfe in ihren Hirtenbriefen die beleidigendſten Ausdrücke gegen den „Räuberſtaat" Italien und den „Räuberkönig" Victor Emanuel ungeahndet gebrauchten; als die Organe Heinrich's V., deſſen Reſtauration vor der Thür zu ſtehen ſchien, offen erklärten, daß ſeine Inthroniſation gleichbedeutend mit dem Kriege gegen Italien wäre; als die „Kampfesregierung" dieſem Tollhaustreiben ruhig zuſah, ja, die Nergeleien über die Fregatte Orénoque, die in Civita-Vecchia ankerte, ſo weit trieb, daß es zu einem förmlichen diplomatiſchen Bruche zwiſchen beiden Ländern kam, indem das Miniſterium Broglie den franzöſiſchen Geſandten abberief und nicht wieder erſetzte, weshalb im Herbſte, allerdings nach der Königsreiſe infolge der veränderten Politik, auch

Nigra auf unbestimmte Zeit aus Paris Urlaub nahm: da erst ward der Plan des Doppelbesuches festgesetzt. Das Ministerium Minghetti befestigte dadurch ganz entschieden seine Stellung in der öffentlichen Meinung und den Kammern gegenüber. Die Ultramontanen, außer sich, ließen als Gegenmine des alten Lamarmora, der sich so gern wegen der bei Custozza erhaltenen Schläge für die üble Meinung der Preußen über seine Kriegskunst rächen wollte, äußerst indiscrete Enthüllungen: „Etwas mehr Licht über die Ereignisse von 1866", erscheinen. Der klare Zweck dieser Enthüllungen war, neuerdings Unkraut zwischen Deutschland und Italien, auch wol zwischen Deutschland und Oesterreich zu säen, damit die Schwenkung Victor Emanuel's zu den Gegnern Frankreichs und der Jesuiten unmöglich gemacht werde. Allein die Situation war zu zwingender Natur, und Lamarmora's Absicht lag gar zu offen dar; am Hofe Victor Emanuel's merkte man die Absicht und ward verstimmt, aber nicht gegen Deutschland, sondern gegen Lamarmora, der denn doch verhindert wurde, einen verheißenen zweiten Theil dem ersten folgen zu lassen, und gegen dessen Gesinnungsgenossen. Jetzt erst recht ward die Reise zu einem Ereignisse von größter Tragweite emporgeschraubt. In allen Städten des Landes, die der König auf dem Wege nach Oesterreich passirte, legte die öffentliche Meinung ihre Befriedigung über die Verständigung mit dem Kaiserreiche durch alle erdenklichen Demonstrationen an den Tag. Die Blätter und die Bevölkerungen ganz Italiens begleiteten die Reise Victor Emanuel's mit der lebhaftesten Theilnahme; als die Nachrichten über den herzlichen und glänzenden Empfang des Königs in Wien anlangten, illuminirten Rom und Venedig, wo auf dem Markusplatze zum ersten mal seit sieben Jahren wieder die österreichische Volkshymne ertönte. Vor den Hotels der österreichischen und der deutschen Gesandtschaft in Rom fanden jubelnde Kundgebungen statt; den ultramontanen Franzosenfreunden wurden gemalte französische Soldaten an die Hausthüren geklebt. Bis nach Palermo wurden sympathische Kundgebungen für Oesterreich und Deutschland arrangirt; aus allen Theilen des Königreiches wurden in dem Gemeinderathe zu Wien Dankestelegramme für die enthusiastische Aufnahme Victor Emanuel's verlesen. Die Bedeutung der Reise trat auch äußerlich darin hervor, daß der Monarch von einem glänzenden Gefolge begleitet war, in dem sich außer vielen höhern Offizieren auch der Ministerpräsident Minghetti und der Minister des Aeußern Visconti-Venosta befanden. Bei dem Galadiner bezeichnete Franz Joseph in seinem Trinkspruche den Gast als „Sa Majesté le roi d'Italie, notre illustre hôte, frère et ami". Die österreichischen Klerikal-Feudalen waren geradezu aus Rand und Band: sie erreichten jedoch durch ihre Wuthausbrüche nichts als eine recht ausgiebige Blamage. Die Michaelsbruderschaft forderte in Straßenplakaten auf, an dem Gedenktage des 20. Sept. eine Messe für die Soldaten des Papstes abzuhalten, die bei der Vertheidigung der Porta-Pia gefallen waren. Allein die Polizei riß die Affichen frühzeitig ab, verbot die Messe, und nun ward gerade am 20. die große Truppenrevue vor Victor Emanuel abgehalten — eine Feier des Einzuges der Piemontesen in Rom, welche die Herren vom „Vaterland" vollends toll machte und die Verblüffung im Vatican ebenso auf den Gipfel steigerte wie den Jubel der Italiener in allen Landestheilen. „Der König von Italien", meinten politische Witzbolde, „ist nach Wien gegangen, um den Kaiser von Oesterreich gegenüber dem Papste, nach Berlin, um sich selbst gegenüber Frankreich zu compromittiren."

Auch auf Oesterreichs orientalische Politik war die Weltausstellung mit ihren Fürstenbesuchen von Einfluß. Zwar die Ankunft des Schahs von Persien am 30. Juli blieb eine bloße Curiosität. Aber die Anwesenheit der Vasallenfürsten von Montenegro, Rumänien und Serbien wurde von dem Grafen Andrássy benutzt, um zu markiren, daß Oesterreich bezüglich der Türkei geneigt sei, wenigstens theilweise zu der Haltung zurückzukehren, die es in den Tagen Eugen's von Savoyen angenommen. Es wollte zwar nicht

die Großmachtsgelüste der Rajahs unterstützen, aber auch nicht den Launen des Sultans freien Lauf lassen, die im letzten Jahre durch den ewigen Vezirats-wechsel und die maßloseste Verschwendung geradezu unerträglich geworden waren. Wenn Oesterreich bei dem Divan kein Gehör fand und dennoch, den christlichen Unterthanen des Padischahs gegenüber, für jeden Willküract desselben eintreten sollte, so hieß das, sich mit einer verlorenen Sache solidarisch erklären und die Slawen der Balkanhalbinsel Rußland muthwillig in die Arme jagen. Die Rajahs sollte wissen und fühlen, daß dasselbe Oesterreich, das die Chauvinisten unter ihnen im Zaume zu halten verstand, wenn sie sich in revolutionären Utopien wiegten, auch stark genug und willens war, in Konstantinopel ein Ausschlag gebendes Wort dreinzureden, wenn der Divan sich solchen Forderungen der Vasallenstaaten widersetzte, welche für deren gesunde materielle Fortentwickelung unerläßlich waren. In gutem Deutsch hieß das: die bereits von Beust im Orient angebahnte Politik, den Dynasten in Belgrad und Cettinje, desgleichen den Rothen in Bukarest, aber auch dem Nachfolger des Propheten den Kopf zurechtzusetzen, nur mit etwas mehr praktischem Nachdrucke, während Beust diese Methode blos „akademisch" aufgestellt hatte. So präsentirte denn Andrássy Ende Mai den Wladika aus Cettinje und Ende Juni den Fürsten von Rumänien direct und persönlich, ohne Vermittelung des türkischen Botschafters, dem Kaiser. Es war das ein nicht mißzuverstehender Wink, daß die österreichische Diplomatie jene Fürsten fortan als mehr unabhängige Herrscher zu behandeln gedenke; denn es war noch nicht lange her, daß die Pforte heftig reclamirt hatte, als ein paar Tunesen in Paris mit Umgehung des türkischen Gesandten bei Hofe vorgestellt worden war. Als daher am 26. Aug. Fürst Milan von Serbien nach Wien kam, räumte der türkische Botschafter demonstrativ das Feld und verreiste, ehe Andrássy auch diesen Dynasten dem Kaiser präsentirte. Die gereizte Stimmung, die sich aus dem allen ergab und die Abd-ul-Asis von einem Besuche der Ausstellung abhielt, führte Mitte September zu einem Conflict, worin Andrássy sein System einer glücklichen Feuerprobe unterzog. Der Pascha von Bosnien erlaubte sich gegen eine Reihe angesehener Einwohner von Gradiska Gewaltthätigkeiten, infolge deren viele von ihnen auf österreichisches Gebiet flüchteten und in einer Denkschrift den Schutz der Mächte anriefen. Unter dem 11. Oct. antwortete die Pforte darauf mit einem Memorandum, worin sie den österreichischen Generalconsul in Sarajewo, einen ungarischen Südslawen Theodorowitsch, aufs heftigste angriff und nationaler Umtriebe beschuldigte. Andrássy nahm diese unmanierliche Herausforderung sehr ernst und verlangte eclatante Genugthuung. Sobald der Divan sah, daß die Zeit vorüber war, wo die wiener Regierung ihm bei jeder Ungezogenheit durch die Finger sah, um nur nicht durch Schwächung der türkischen Autorität Rußland in die Hände zu arbeiten, gab er nach. Am 2. Nov. ward der Valy (Statthalter) von Bosnien abberufen und den Flüchtlingen aus Gradiska die unbehelligte Rückkehr in ihre Heimat gestattet; Kabuli-Pascha aber, der türkische Botschafter in Wien, überreichte am 10. Nov. eine Entschuldigungsnote seiner Regierung.

Auch im Innern trug die Weltausstellung manches zur Consolidirung der Situation und des Cabinets Auersperg bei. Die Minister Lasser, Banhans, Glaser, Unger erhielten im Juni, ihre Collegen Horst und Chlumecky im October den Orden der Eisernen Krone erster Klasse als Zeichen der Zufriedenheit des Monarchen; der Generaldirector Baron Schwarz war im Juli Großkreuz des Franz-Josephordens geworden, dies allerdings als Trost dafür, daß man sich, um nicht in finanzieller Beziehung vollends das Opfer seiner Illusionen und seiner Willkür zu werden, genöthigt gesehen, seine Vollmachten beträchtlich zu beschneiden und ihn dem Handelsminister streng unterzuordnen. Am 18. Aug. erfolgte in der Winterreitschule die Preisvertheilung durch den Protector des Unternehmens, den Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl Ludwig; am 2. Nov. der ziem-

lich formloſe Schluß. Dadurch, daß gegen Ende Juli die Stadtrepräſentanz von Peſth die Jury dorthin eingeladen, erwies ſich zuletzt auch noch Ungarn dem Unternehmen entgegenkommend. Einen wichtigen Schritt vorwärts hatte auch die dringendſte der Aedilitätsaufgaben gemacht, in deren Löſung die Commune von Wien begriffen iſt. Die Donauregulirung war gewaltig gefördert, da das neue Strombette theilweiſe ſchon die Rückendeckung der Expoſition bildete. Die Hochquellenleitung, die das Alpenwaſſer aus 12 Meilen Entfernung nach Wien führt, war in groben Umriſſen vollendet, als der Kaiſer am 24. Oct. den Hochſtrahlbrunnen am Schwarzenbergplatze einweihte. Allerdings wies das Budget Wiens für 1874 auch das koloſſale Deficit von über 8 Mill. auf, bei mehr als 13 Mill. Ausgaben und nicht ganz 5 Mill. Einnahmen. Endlich hatte der Kaiſer ſchon am 15. Juni bei der Grundſteinlegung des neuen Rathhauſes am Paradeplatze — deſſen Verbauung durch Gemeindehaus, Parlament und Univerſität überhaupt ſchon eine ungeheuere Conceſſion der Militärpartei war — die bedeutſamen Worte geſprochen: „Bald wird ſich in der Nähe dieſer, den Trägern des Gemeindewohls gewidmeten Stätte noch ein anderer Prachtbau für die Vertreter weiter greifender Intereſſen erheben; möge ein jeder innerhalb der Grenzen ſeines Kreiſes nutzbringend wirken.“

Die neueſte Geſchichte Spaniens.

Von

Wilhelm Lauſer.

VIII.

Als ein gewöhnlicher Abenteurer, als der Typus eines ſpaniſchen Verſchwörers von Handwerk hatte Prim ſeine Laufbahn begonnen. Allein was auch ſeine Gegner über die zahlreichen Verräthereien und den häufigen Geſinnungswechſel ſeines Vorlebens, über die Eigennützigkeit ſeiner Beſtrebungen vorbringen konnten, Thatſache bleibt doch, daß dieſer Mann allein von allen Führern der Septemberrevolution ſeine Ziele, gleichviel mit welchen Mitteln, thatkräftig zu verfolgen und ſchließlich ganz in ſeinem Sinne die Entwickelung der Revolution zu leiten wußte. Nach dem Schaukelſyſtem, das er vom Beginne einhielt, ſtand er bald über allen Parteien, bald mit allen Parteien, bald gegen alle Parteien. Er verſtand es, die Parteien zu gewinnen, nicht mit bindenden Verſprechungen, denn hierfür war er zu vorſichtig, nicht mit Worten, denn hierfür war er zu zurückhaltend, nicht mit Handlungen, denn hierfür war er zu diplomatiſch, ſondern mit dem Räthſel, dem Geheimniß ſeiner Politik. Er brachte es dahin, daß alle vor ihm ſchwiegen, alle nur noch auf ihn ſahen und hörten, weil alle von ihm etwas hofften oder befürchteten. Die Anhänger der Reſtauration hofften bis zuletzt, Prim warte nur, bis der Prinz von Aſturien herangewachſen ſei; manche unter den Montpenſieriſten glaubten lange, Prim warte nur, bis in ſeiner Partei und namentlich bei Ruiz Zorrilla die Abneigung gegen den Herzog von Montpenſier geſchwunden ſei; und wir haben mehr als einmal geſehen, welche Hoffnungen die Republikaner immer wieder auf Prim ſetzten und wie ſie denſelben erſt ernſtlich zu bekämpfen wagten, nachdem mit der Berufung des Königs jede Täuſchung gefallen war.

Mit nicht geringerer Meiſterſchaft als die Parteien hatte Prim auch die hervorragendſten Parteiführer, die ſeinem ſouveränen Willen etwa im Wege ſtehen konnten, in einen Zuſtand völliger Ohnmacht zu verſetzen gewußt, den Vertreter der Liberalen Union, den Sieger von Alcolea, General Serrano, dem nach dem Pronunciamento die ganze Macht des Landes zur Verfügung geſtanden, und den Vertreter der demokratiſchen Partei, Rivero, der als Vorſitzender der conſtituirenden Cortes, als Alcalde von Madrid und als Befehlshaber der hauptſtädtiſchen Miliz über einen ſo außerordentlichen Einfluß geboten. Den letztern hatte er lahm gelegt, indem er ihn beſtimmte, das Porteſeuille des Innern zu übernehmen, das ihn zwang, ſtatt mit weitausſehenden politiſchen Plänen ſich mit den täglichen kleinen politiſchen Bedürfniſſen zu beſchäftigen, und das ihm bei der nächſten beſten Kriſis aus den Händen gleiten konnte. Den Sieger von Alcolea hatte er zu faſt königlichem Range erhoben, aber nur um ihn durch die Wolke von Weihrauch,

in die er ihn hüllte, vergessen zu lassen, daß er jede wirkliche Macht verloren. Die Verdächtigung, daß er alle um sich her erniedrige, um sich über allen die höchste Stelle zu sichern, mußte nun zwar verstummen, als Prim's Absicht, den spanischen Thron mit einem geeigneten Monarchen zu besetzen, durch die Thatsache sich bestätigte. Aber ein Zweifel konnte kaum aufkommen, daß dieser König nichts anderes sein sollte als das Geschöpf und das Werkzeug Prim's.

Hatten die Mörder Prim's durch ihre That die Losung der Republikaner: „Der König wird nicht kommen", zur Wahrheit zu machen gedacht, so traten jetzt die gerade entgegengesetzten Folgen ein. Noch auf seinem Todtenbette, zu welchem Serrano und Topete eilten, hatte Prim die Vorkehrungen treffen können, um einen Aufstand der Republikaner zu verhindern und die Ankunft des Königs zu ermöglichen. Nicht umsonst berief er sich auf Serrano's und Topete's Selbstverleugnung und Vaterlandsliebe. Mit einer Entschlossenheit, die man ihm längst nicht mehr zugetraut hätte, ergriff der erstere die Zügel und bildete zunächst ein neues Ministerium, zu dessen Präsidenten er Topete ernannte. Die Berufung Ayala's zum Posten des Ultramarministers war den Progressisten ein deutliches Zeichen, daß es mit ihrem Traum ein Ende habe, die Unionisten ganz von der Regierung ausschließen zu können. Die Sitzung und die Beschlüsse der Cortes am Tage nach der Mordthat, am 28. Dec., waren ein getreues Spiegelbild des Eindruckes, welchen diese auf alle Schichten der Gesellschaft gemacht hatte. Zunächst erklärte Topete, er habe am Lager des verwundeten Generals Prim die Freiheit seines Vaterlandes, die nationale Ehre, die Revolution selbst verwundet gesehen. Er komme nun, um eine Ehrenpflicht, um den Willen der Kammer zu erfüllen. „So werde ich denn gehen und den von Ihnen erwählten König einholen. Trotzdem daß ich ihm meine Stimme nicht gegeben habe, versichere ich Ihnen, daß meine Brust sein Schild sein wird, und bis er den Mann auswählt, der auf diesem meinem Posten die Regierung bilden soll, bürge ich mit meinem Leben für sein Leben." Nach ihm ergriff ein Führer der der Candidatur Aosta's feindlich gebliebenen Fraction der Liberalen Union, Vega de Armijo, das Wort, um den Abscheu vor dem begangenen Verbrechen auszudrücken und der Regierung Beistand für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu versprechen. Figueras erklärte im Namen der republikanischen Minderheit, diese verurtheile als die Partei der Gesetzlichkeit und Sittlichkeit den politischen Mord; und der Karlist Vinader sprach „nicht im Namen der angegriffenen Revolution, sondern im Namen der beleidigten Gerechtigkeit" das Verdammungsurtheil aus. Schließlich sprach der Präsident der Cortes, Ruiz Zorrilla, zu den Bänken der Republikaner gewendet, folgende Sätze, in welchen ein allgemein gehegter Verdacht ziemlich deutlich durchschimmerte: „Eine That, wie die gestrige, wird nicht in einem Augenblick vorbereitet; es müssen zuvor Aufreizungen, Herausforderungen, geheime Versammlungen stattgefunden haben, Mittel, zu welchen man greift, um eine Handlung dieser Art zu begehen, in Augenblicken, unter Umständen und auf eine Weise, wie eben diese Handlung begangen worden. Ich ziele nicht auf eine bestimmte Persönlichkeit, solange ich keine Beweise habe. Was ich glaube, mußte ich dem Lande sagen, und ich werde es jetzt wiederholen, damit man nicht glaube, es sei gleichgültig, diese oder jene Lehren zu predigen, es sei gleichgültig, ein Blatt zu lesen, welches die Auflösung der Gesellschaft und den Mord predigt, gewisse Blätter und Veröffentlichungen der Clubs zu lesen, Predigten, welche zu dem führen, was wir am gestrigen Tage erlebt." Es wurde sodann mit 201 Stimmen der erste Theil eines Antrages, welcher den tiefen Abscheu der Cortes gegen das begangene Attentat ausdrückte, und mit 140 gegen 3 Stimmen der zweite Theil desselben angenommen, in welchem die Cortes, vertrauend auf die Vaterlandsliebe des Regenten, des Ministerpräsidenten und der Regierung, ihre Bereitwilligkeit erklärten: „ihre ganze Unterstützung der Vertheidigung der Interessen der Revolution und der Gesellschaft zu

widmen". An demſelben Tage legte das neue Miniſterium auch, mit Genehmigung des Regenten, einen Geſetzentwurf vor, in deſſen Begründung unter anderm geſagt war: „Wenn die Freiheit und Duldſamkeit bis zu einem Grade ausgedehnt wurde, der bei keiner Nation der Welt ſich vorfindet; wenn die Gewiſſenhaftigkeit in der Beobachtung des Geſetzes ſo weit ging, daß unter dem Schutze der Verfaſſungsfreiheiten diejenigen, welche zum Aergerniß der ganzen Welt den Aufruhr, Mord und Königsmord als erlaubte Parteiwaffen darſtellten, unbehelligt bleiben; wenn einige Verworfene die Freiheit in ſolcher Weiſe gebrauchen, indem ſie das politiſche Banner beflecken, durch welches ſie ſich decken wollen, ſo iſt man berechtigt, zu glauben, daß der Zweck, den man mit ſo unwürdigen Mitteln erreichen will, kein anderer iſt, als zu verhindern, daß die neuen Einrichtungen ſich befeſtigen und das Land zu der ihm nöthigen Ruhe gelange; und ſo darf man zugleich überzeugt ſein, daß man in der Perſon des Miniſterpräſidenten nur die Freiheit des Vaterlandes ſelbſt tödten wollte." Uebrigens ſtand die Regierung beſonders auf die Vorſtellungen der Demokraten von der Annahme dieſes Geſetzentwurfes wieder ab, weil bisher die Einmüthigkeit der Kammer, der Schrecken der Republikaner und die Haltung der Bevölkerung eine hinreichende moraliſche Stütze ſchien, und ſie andererſeits befürchten mußte, dem Anſehen des neuen Königthums zu ſchaden, wenn daſſelbe unter Ausnahmsgeſetzen ſeinen Einzug hielt.

Die Drohungen, welche in dem urſprünglich beabſichtigten Geſetzentwurfe der Regierung lagen, in eine mildere Form zu kleiden, war Olózaga berufen, der in der Begründung eines von ihm und einigen Geſinnungsgenoſſen eingebrachten Antrages auf ein Dankesvotum für den ſeitherigen Regenten unter anderm ſagte: „Ich wünſche, daß alle Parteien Freiheit jeder Art genießen, um ihre Lehren auf geſetzliche Weiſe zu vertheidigen. Aber wehe der ſpaniſchen Regierung, wehe unſerm armen Vaterlande, wenn bei gewaltthätigen Angriffen nicht jeder Feind der Verfaſſung von 1869 und der Monarchie und Dynaſtie Amadeo's I. geſtraft oder ausgerottet würde." Und in einem feurigen Appell an die verſchiedenen Parteien, namentlich an die extremen, von jetzt ab nur noch die große Partei der Wiedergeburt des Vaterlandes zu bilden, erklärte Sagaſta den Entſchluß der Regierung, „den Freiheiten die Thore ſo weit zu öffnen, daß die radicalſten Parteien innerhalb der Revolution ſich nicht zu fürchten brauchen, die Thore aber hermetiſch für die Zügelloſigkeit zu verſchließen, daß die conſervativſten Klaſſen innerhalb der Freiheit nicht abgeſchreckt würden". In der Nachtſitzung der Cortes vom 30. Dec. theilte Finanzminiſter Moret y Prendergaſt den ſoeben eingetretenen Tod des Generals Prim mit und lud die Verſammlung ein, zunächſt ihren Gefühlen hierüber Ausdruck zu geben und dann der Regierung ein unter dieſen ſchwierigen Umſtänden unentbehrliches Vertrauensvotum auszuſtellen. Es wurde denn auch mit Einſtimmigkeit der folgende Antrag angenommen: „Die Verſammlung erklärt, daß ſie mit dem größten Schmerze den furchtbaren Tod des Generals Prim erfahren hat. Sie erklärt, General Prim habe ſich wohl verdient um das Vaterland gemacht. General Prim wird ewig im Gedächtniß der guten Bürger leben, und ſeine erlauchte und unglückliche Familie und Nachkommenſchaft wird alle die Vorrechte, Ehren und die geſellſchaftliche Stellung genießen, wie wenn der edle Marquis de los Caſtillejos noch lebte. Das Vaterland iſt in Trauer. Der Name des Generals Prim wird auf einem der Denkſteine des Sitzungsſaales des Congreſſes eingetragen werden. Seine Witwe und ſeine Söhne bleiben unter dem Schutze der Nation. Die ſouveränen Cortes erklären, daß ſie das vollſtändigſte Vertrauen in die Regierung des Regenten ſetzen, und derſelben ihre ganze Unterſtützung anbieten, um die Ordnung, die Freiheit, die Einrichtungen zu retten."

Am Morgen deſſelben Tages war die Numancia, mit dem Könige und Ausſchuß an Bord, im Hafen von Cartagena angelangt. Man hatte zwar die königliche Flagge aufgezogen, aber kein Kanonenſchuß aus den Forts begrüßte dieſelbe, und niemand auf

der Numancia wußte ſich zu erklären, warum der Dampfer nicht komme, mit welchem Prim dem Könige entgegenfahren ſollte. Nicht einmal ein Lootſe kam heraus; und die Todesſtille am Lande deutete darauf hin, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen ſein müſſe. Die Unruhe an Bord wuchs, als endlich der Lootſe erſchien und auf die Frage, wo Prim ſei, antwortete, er wiſſe es nicht; es ſei nur anweſend der Miniſterpräſident Topete, General Cordoba (alſo zwei entſchiedene Montpenſieriſten) und General Concha, der ſich ſeit der Revolution zurückgezogen hatte. Endlich brachte man aus dem Manne die Wahrheit heraus, daß Prim verwundet und ein neues Miniſterium in Madrid gebildet ſei. Eine halbe Stunde nachher erſchien Topete mit dem Handelsminiſter Echegaray und mehrern Generalen und ſtellte ſich dem Könige zur Verfügung, indem er alles Vorgefallene berichtete. Amadeo, der keinen Augenblick Geiſtesgegenwart und Muth verlor, machte in Geſellſchaft Topete's einen kurzen Beſuch am Lande, wo ſeine jugendliche Erſcheinung, ſein Muth und Vertrauen ihm die Neigung des Volkes dermaßen gewann, daß daſſelbe ihn mit lebhaften Hochrufen begrüßte, obwol es ſeinerzeit den zur Einholung des Königs durchreiſenden Ausſchuß mit dem republikaniſchen Rufe verhöhnt hatte: „Er (der König) wird nicht kommen.“ Zu gleicher Zeit lief auch ein madrider Telegramm ein, das eine Beſſerung im Befinden Prim's meldete. Allein in der Nacht noch wurde die ganze ſchreckliche Wahrheit gemeldet; der Abgeordnete Ulloa und der Marineminiſter theilten dieſelbe in der Frühe dem Könige mit, indem ſie ihm nicht verhehlten, daß die größten Gefahren bevorſtehen könnten. Dieſer jedoch blieb jetzt unerſchütterlich bei ſeinem Entſchluſſe, nach Madrid zu gehen. Als er um 7 Uhr des Morgens dem Lande ſich näherte, fand er dort eine Gruppe von Generalen, meiſt ſeitherigen Gegnern ſeiner Candidatur. Alles hing von dieſem Augenblicke ab. Da trat einer aus der Mitte derſelben, Topete, und ſchwenkte ſeinen Hut mit dem Rufe: „Es lebe der König von Spanien!“ und alle übrigen Generale ſchloſſen ſich dieſer Huldigung an. Am 2. Jan. mittags traf Amadeo in Madrid ein. Sein erſter Gang war nach der Kirche von Atocha, um an der Bahre des Generals Prim zu beten. Dann begab er ſich zu der ſogenannten „Königsſitzung“ in den Congreß; der Präſident hatte um 2 Uhr die Sitzung „zur Eidesleiſtung des Königs“ eröffnet; es wurde zunächſt das Protokoll der Sitzung vom 16. Nov., in welcher der König gewählt worden war, dann die Urkunde über die Annahme der Krone von ſeiten des Herzogs von Aoſta verleſen, und dann ein Ausſchuß von 24 Mitgliedern abgeſandt, um den König einzuführen. Derſelbe kehrte alsbald wieder zurück; es wurde gemeldet: „Herren Abgeordnete, der König!“ Beim Erſcheinen des letztern erſcholl der einſtimmige und begeiſterte Ruf: „Es lebe der König!“ Alle Abgeordneten, mit Ausnahme des Präſidenten, hatten ſich erhoben; zur Rechten des letztern nahm der König, zu ſeiner Linken der Regent Platz. Auf die Aufforderung des Präſidenten an den Regenten, ſeine Vollmachten an die Verſammlung zurückzugeben, gedachte dieſer in einer Anſprache zunächſt des Verfaſſungswerkes, durch welches die conſtituirenden Cortes die demokratiſchen Principien unter den Schutz der monarchiſchen Regierungsform geſtellt haben. Er erinnerte ſodann daran, daß er als Regent mit der Kammer die Verantwortlichkeit für die nunmehr abgeſchloſſene Periode getheilt habe, und drückte ſchließlich den innigen Wunſch aus, das Werk der Cortes möge ſich zum Wohle des Vaterlandes, unter der Herrſchaft, die heute ihren Anfang nehme, entwickeln. Nachdem hierauf ein Secretär der Kammer die Urkunde der Staatsverfaſſung verleſen hatte, erhoben ſich alle Anweſenden, und der Präſident wandte ſich an den König mit der Frage: „Nehmt Ihr die Verfaſſung der ſpaniſchen Monarchie von 1869, die man Euch ſoeben vorgeleſen hat, an, und ſchwöret Ihr, dieſelbe zu achten und ihr Achtung zu verſchaffen?“ Der König antwortete, die Rechte auf die Evangelien haltend, mit kräftiger Stimme: „Ja, ich ſchwöre.“ Der Präſident: „Schwöret Ihr, die Geſetze des Königreiches zu achten und ihnen Achtung zu verſchaffen?“

Der König antwortete nochmals mit lauter Stimme: „Ja, ich schwöre; ich nehme die Verfassung an und schwöre, die Verfassung und die Gesetze zu achten und ihnen Achtung zu verschaffen." Der Präsident schloß hierauf mit den Worten: „Wenn Ihr so handeln werdet, möge Euch Gott dafür lohnen, und wenn nicht, Euch zur Rechenschaft dafür ziehen. Die Cortes waren anwesend und hörten die Annahme und den Schwur, den der König eben auf die Verfassung der spanischen Nation und auf die Gesetze geleistet hat. Es ist als König von Spanien ausgerufen: Amadeo I. Constituirende Cortes, Spanier: Es lebe der König!" Begeisterte Hochrufe auf den König, General Serrano, den Kammerpräsidenten, die Königin Maria Victoria, die Freiheit erschollen, bis der König und der Regent den Saal verlassen hatten.

Während der Präsident Ruiz Zorrilla noch mit einer kurzen Ansprache die constituirenden Cortes schloß, begab sich der König zunächst zu der Witwe Prim's, um sie mit einigen Worten des Trostes und der Theilnahme aufzurichten, und ritt sodann zwischen den Spalieren der Soldaten, mit Würde nach rechts und links grüßend, durch die meist schweigende Volksmenge, der sein Muth übrigens sichtlich Achtung abgewann, nach dem königlichen Schlosse. Die hauptstädtische Bevölkerung war zunächst weniger neugierig, welche Regierungshandlungen der neue König vornehme, als welche persönliche Haltung er beobachten werde, und sie verfolgte ihn mit Aufmerksamkeit auf Schritt und Tritt. Schon äußerlich als demokratischer König aufzutreten, war offenbar das Bestreben, wenn nicht die angeborene Neigung Amadeo's. Gewisse, aus der habsburgischen und bourbonischen Zeit überlieferte Gebräuche im königlichen Schlosse, wie das Duzen der Unterthanen, Handkuß und Kniebeugen hörten auf; dem gemeinen Manne gefiel es wohl, daß der König in seinem Hause nicht von seiner Frau und seinen Kindern getrennt leben wollte, sondern eine Reihe von Gemächern schließen ließ, die zur besondern Wohnung der Königin und der Infanten dienen sollten. Eine vollkommene Umwälzung in den madrider Gewohnheiten war es, daß der König um Mitternacht die Thore des Schlosses sperren ließ, sich früh zu Bett verfügte und morgens um 7 Uhr bereits sich an die Arbeit machte. Da die Ministerien des Auswärtigen und der Colonien sich im Schlosse befanden, so mußten auch diese um Mitternacht geschlossen werden, während sonst um diese Zeit daselbst das Leben erst recht begonnen hatte. Auch der tägliche Bericht des Amtsblattes über das Befinden des Königs wurde abgeschafft. Dem Volke zeigte sich der König ohne allen Prunk, in bürgerlicher Kleidung, entweder zu Fuß gehend oder im einfachen zweispännigen Wagen fahrend. Er besuchte eifrig die Kasernen, die Spitäler, die Wohlthätigkeitsanstalten und zum Verdruß der Ultramontanen auch die Kirche.

Allein diese einfachen Sitten, so gut sie dem ganzen Geiste der neuen Monarchie entsprachen und so einverstanden die liberalen Anhänger der letztern damit waren, standen doch vielleicht in einem zu grellen Gegensatze zu allen Vorstellungen, die man in Spanien von königlicher Majestät hatte, und namentlich der alte Adel fühlte sich durch dieselben zu theilweise recht kindischen und unartigen Kundgebungen herausgefordert. Damit der König keinen Hofstaat aus alten Namen bilden könne, hatte sich die sogenannte Junta der Grandezza aufgelöst, unter Betheuerungen der Anhänglichkeit an die bourbonische Dynastie, von der sie freilich in den Tagen der Gefahren nur sehr bescheidene Proben abgelegt hatte. Wo der König sich zeigte, entfernten sich die Adelichen oder bezeigten durch Nichtgrüßen ihre Gesinnungstüchtigkeit. Verschiedene Sprößlinge der angesehensten Familien, die im Heere dienten, weigerten sich, den Eid auf den König zu leisten; nachdem man dieselben in einem madrider Gefängnisse untergebracht, wallfahrtete die männliche und weibliche Grandezza dorthin, um den Märtyrern die gebührenden Ehren zu erweisen und die Regierung zu ärgern. Noch empfindlicher als für den König selbst mußte für die ehrgeizige Königin der Abgang eines Hofstaates sein, da die Frauen des Adels sie auf

jede Weise fühlen ließen, wie hoch herab sie auf die Emporkömmlinge schauten, welche die königliche Umgebung bildeten. Je weniger anmuthend unter solchen Umständen die gesellschaftlichen Verhältnisse an dem neuen Hofe sich gestalteten, desto eifriger bemühte sich Amadeo, seines Amtes als constitutioneller König zu walten. Gleich am Tage nach seiner Ankunft berief er ein neues Ministerium. Und zwar beauftragte er mit der Bildung desselben nicht etwa Zorrilla, der sich seit der Krondeputation hierzu für unentbehrlich halten mochte, sondern Serrano sowol als seitherigen Ministerpräsidenten wie als Führer derjenigen Partei, auf welche sich vorzugsweise zu stützen man ihm schon in Florenz gerathen hatte, wo der Radicalismus Zorrilla's keine sehr günstigen Eindrücke hinterlassen und als natürliche Berather Amadeo's Männer wie Cialdini sich empfohlen hatten, die seinerzeit in spanischen Diensten gestanden und in ihren Anschauungen über die Verhältnisse Spaniens nicht gleichen Schritt mit den neuern Parteientwickelungen gehalten hatten. Uebrigens muß Serrano nachgerühmt werden, daß er die durch Prim's Tod plötzlich erlangte Freiheit nicht misbrauchte, sondern für seine Partei eben nur die gleiche Zahl von Portefeuilles wie für die Progressisten beanspruchte und auch zwei derselben der demokratischen Partei zugestand. Er selbst allerdings vereinigte, wie bis daher Prim, die beiden einflußreichsten Stellungen des Ministerpräsidenten und Kriegsministers; und dieses Uebergewicht wurde für die Progressisten um so empfindlicher, als zwischen den beiden Männern, die sich jetzt in ihre Führerschaft theilten, Sagasta und Zorrilla, nicht die beste Eintracht herrschte. Die Schwierigkeiten, welche während des ganzen ersten Monats durch die Vertheilung der Staatsämter unter die drei Parteien entstanden, die in diesem sogenannten Versöhnungsministerium vertreten waren, mußten dem Könige den ersten bittern Vorgeschmack von dem Parteileben in seinem Lande geben und ihn darüber aufklären, daß die Schlagworte der Parteien oft lediglich dazu dienten, den gewöhnlichsten selbstsüchtigen Beweggründen ein gefälliges Mäntelchen umzuhängen.

Das erste Lebenszeichen des neuen Cabinets war am Ende des Monats Januar ein ziemlich liberal gehaltenes Rundschreiben des Ministers des Auswärtigen, Martos, an die auswärtigen Vertreter. Es wurde hier zunächst des von den constituirenden Cortes vollendeten Verfassungswerkes gedacht, das sämmtlichen Parteien gestatte, in voller Freiheit auf dem gesetzlichen Boden Propaganda für ihre Ideen zu machen. Was die auswärtige Politik betrifft, so drückte der Minister den Wunsch aus, Spanien möchte bald seine Beziehungen zu allen Mächten wieder im alten Gange sehen; es wünsche mit allen im Frieden zu leben und hoffe, daß der thatsächliche Friede mit den südamerikanischen Republiken bald durch einen förmlichen Vertrag besiegelt werde. In Betreff Roms wurde bemerkt, der Heilige Stuhl werde um so weniger zögern, seine Beziehungen zu dem neuconstituirten Spanien aufzunehmen, als derselbe auch zu andern Staaten, in welchen das Verhältniß zwischen Staat und Kirche ähnlich geordnet sei wie hierzulande, freundliche Beziehungen unterhalte. Unter den Schreiben, in welchen Amadeo „durch Gottes Gnade und den Willen der Nation König von Spanien", wie jetzt die Formel lautete, den fremden Höfen seine Thronbesteigung anzeigte, verdient besondere Erwähnung dasjenige an den Papst, in welchem er denselben um seinen heiligen apostolischen Segen bat. Ueberhaupt versäumte Amadeo keine Gelegenheit, dem Papste seine Ergebenheit auszudrücken, und seine Regierung gab sich alle erdenkliche Mühe, die Geistlichkeit des Landes für das neue Königthum zu gewinnen und mit den durch die Verfassung festgesetzten Verhältnissen zwischen Staat und Kirche auszusöhnen. Allein obwol namentlich auch die Auszahlung der rückständigen Besoldungen den Geistlichen zugesagt wurde, so verharrten sie doch meistens in ihrer schroff ablehnenden Haltung. Nur einzelne höhere Geistliche, wie die Bischöfe von Almeria und Orihuela, stellten sich freundlicher zur Regierung und ermahn-

ten ihre untergebenen Geistlichen, sich der Einführung der Civilehe zu fügen und, wie die Verfassung vorschrieb, die Civilregister zu führen, sowie ihr Ansehen nicht durch Theilnahme an den leidenschaftlichen Wahlkämpfen bloßzustellen.

Wie natürlich, mußte die neue Regierung ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Wahlen richten, bei welchen sie zum ersten male ihre Kraft zu erproben hatte. Und zwar handelte es sich zunächst um die Wahlen für die Landtage oder Generalräthe, die von besonderer Wichtigkeit waren, weil es jetzt galt, das erstarrte und in Verwirrung gerathene Provinzialleben neu zu erwecken und weil aus den Landtagen nach der neuen Verfassung der Senat hervorgehen sollte. Es war denn ein nicht unbeträchtlicher Erfolg für die Regierung, daß sie bei diesen Wahlen beiläufig mit einer Majorität von zwei Dritteln siegte. Mit um so besserm Muthe konnte sie den auf den 8. März ausgeschriebenen Cortes- und Senatswahlen entgegensehen. In ihrem Wahlmanifest erinnerte sie zunächst daran, die Septemberrevolution sei längst vor ihrem wirklichen Ausbruche in den Gemüthern vorbereitet gewesen, und das spanische Volk habe das volle Bewußtsein gehabt, daß der Sturz der bourbonischen Dynastie nicht gleichbedeutend sei mit dem Untergange der monarchischen Staatsform; das wahre und einzige Ziel habe darin bestanden, dem Volke wieder den ihm gebührenden Antheil an der Regierung des Landes einzuräumen und den echten Parlamentarismus wiederherzustellen. Diese Aufgabe hätten die constituirenden Cortes, gewählt mit vollster Betheiligung des Volkes aus allen Ständen und Parteien, denn auch gelöst, indem sie die monarchische Regierungsform beschlossen, die demokratischen Grundsätze durch die Verfassung sanctionirten und schließlich den neuen König einsetzten. Jetzt sei es an den verfassungstreuen Parteien, ebenso einig zusammenzuhalten, wie dies von seiten der die Regierung bildenden Elemente geschehe. Mit besondern Nachdrucke und weislicher Berechnung wurde des Strebens gedacht, zwischen Spanien und Rom wieder ein besseres Verhältniß herzustellen, und in üblicher Weise eine Reihe von Reformen für Finanzen und Justizverwaltung versprochen. Gegen den Schluß wurde sehr verständlich angedeutet, daß die Coalition der Karlisten und Republikaner, wenn es ihr beikommen sollte, wieder zu den Waffen zu greifen, von seiten der königlichen Regierung, die des Beistandes der Flotte und des Heeres sicher sei, ein sehr thatkräftiges Auftreten zu erwarten habe.

Zur Zeit der Ankunft des Königs war wieder mehr als je von Vorbereitungen der Karlisten für einen Aufstand die Rede gewesen; doch beruhigte man sich allgemein bei dem Gedanken, daß dieselben jedenfalls noch bis zur bessern Jahreszeit warten müßten und sich keinerlei Erfolg versprechen könnten ohne ein Bündniß mit den Republikanern, an dessen Möglichkeit zu glauben man sich sträubte. Immerhin hielt es die königliche Regierung für gut, dem Rathe des in den baskischen Provinzen befehligenden Generals Allende zu folgen und vorläufig noch nicht den Belagerungszustand aufzuheben, der seit dem letzten Karlistenaufstande über denselben schwebte. Inzwischen erfuhr man weniger durch Eingeständnisse der Karlisten als durch die Auflehnung einzelner republikanischer Ausschüsse gegen das Gebot ihres Parteidirectoriums, daß das ungeheuerliche Bündniß zwischen den Anhängern des Absolutismus und den Republikanern doch Thatsache geworden sei. In einem übrigens von geringer Hoffnungsfreudigkeit zeugenden Wahlmanifest erklärten die Karlistenführer, oder wie sie sich nannten, die katholisch-monarchische Centraljunta, die Wahlen seien zwar überhaupt nur eine Quelle der Zwietracht und Verwirrung; da aber einmal die Gegner der monarchischen Katholiken den Kampfplatz angewiesen hätten, so dürften diese nicht wegbleiben; der Zweck ihres Erscheinens könne nur sein, dem fremden Könige zu zeigen, daß Spanien den Spaniern gehören wolle. Einen Monat darauf, nachdem der Ausfall der Landtagswahlen erwiesen, daß sie zwar hier und dort als Bundesgenossen den Republikanern zu einem Erfolge verhelfen, für sich selber aber keine

nennenswerthen Vortheile erringen konnten, erließen die hervorragendsten Mitglieder der Partei einen Aufruf an die Navarresen, in welchem sie erklärten, daß die gegenwärtigen Umstände sie zum Rückzuge in das Privatleben zwängen; dabei war übrigens die Rede von den Hoffnungen auf den endlichen Sieg der guten Sache und der wahrhaft „lebendigen Kräfte" des Landes. Dieser Wechsel in der Parteitaktik wurde allgemein auf den Zwiespalt zurückgeführt, der zwischen den Fanatikern, die wie Cruz Ochoa unbedingt der Losung des Don Carlos folgten, und denjenigen herrschte, denen die karlistische Fahne nichts war als das Symbol und Werkzeug der Gegenrevolution.

Fast ebenso wenig als von dieser Seite hatte das junge Königthum von der republikanischen Partei zu befürchten. Nach dem Eindrucke, den Prim's Ermordung allenthalben hervorgebracht, konnten die einigermaßen zurechnungsfähigen Republikaner weniger als je daran denken, den Weg der Gewalt zu betreten. Ein rasch unterdrückter Aufstandsversuch in Baza, Provinz Granada, durfte nicht der Partei als solcher, sondern nur einigen tollen Köpfen zur Last gelegt werden, und erfolglose Mordanschläge gegen General Caballero de Rodas, den mächtigen Unterdrücker der republikanischen Aufstände in Andalusien, und gegen Ruiz Zorrilla waren wol hauptsächlich nur als Handlungen der Privatrache aufzufassen. Was aber die gesetzliche Agitation betrifft, so erkannten die Führer der Partei wohl, daß es sich für sie jetzt um Sein und Nichtsein handle, und sie entwickelten eine große Rührigkeit, weniger in der Hauptstadt, wo sie ihren Einfluß und ihre bedeutendern Preßorgane verloren hatten, als in der Provinz. Das Directorium erließ ein Manifest, in welchem abgemahnt wurde, sich der Wahl zu enthalten; diese seien womöglich noch wichtiger als seinerzeit die Wahlen für die constituirenden Cortes; denn wenn sie gegen die Regierung ausfielen, so sei mit einem solchen Plebiscit die Königswahl der Cortes vernichtet und Amadeo bleibe nichts übrig als die Abdankung. Allein die Parteizucht der Republikaner war sehr erschüttert; die Actionsmänner wollten sich nicht mehr von dem doctrinären Directorium befehligen lassen; der Bund mit den Karlisten sagte nur einem geringen Theile der Parteigenossen zu; die unitarischen Republikaner hielten es lieber mit den Progressisten und Demokraten; und an vielen Orten ließen sich die Republikaner gar nicht zur Betheiligung an den Wahlen bewegen. Schließlich wirkten die Nachrichten über den Ausfall der Wahlen für die constituirende Versammlung in Frankreich auf die Republikaner um so niederschlagender, als sie noch ihre besten Hoffnungen auf den Sieg der republikanischen Sache daselbst und auf die von dort zu unternehmende republikanische Propaganda gesetzt hatten. Und nachdem sie bei den Landtags- (Generalraths-) Wahlen noch hier und dort Erfolg davongetragen, schwand jetzt ihre Aussicht ganz zusammen, bei den Cortes- und Senatswahlen eine hinreichende Zahl der Ihrigen durchzubringen, um eine Verfassungsrevision im republikanischen Sinne verlangen zu können.

Längere Zeit hindurch hatte die Regierung sich der Hoffnung hingeben können, diejenigen Unionisten, die seither gegen die neue Dynastie gewesen, wie Rios Rosas, würden sich auf Grund der Anerkennung der vollendeten Thatsachen zu einer conservativen Partei zusammenschließen, der auch die Staatsmänner von der Farbe Canovas' del Castillo beitreten könnten. Es wurden auch zwischen Rios Rosas und Canovas lange Unterhandlungen über ein gemeinschaftliches Wahlmanifest gepflogen, aber dem erstern scheint es allzu schwer gefallen zu sein, die seiner persönlichen Neigung zusagende Sonderstellung gegenüber seinen frühern Parteigenossen aufzugeben, dem letztern, mit der Anerkennung des gegenwärtigen Bestandes der Dinge die Plane einer bourbonischen Restauration ein für allemal einzusargen, an denen er nunmehr schon so lange gearbeitet. So kam es zu keiner Einigung, zu keinem ernsthaften Auftreten der Anhänger der alten Dynastie. Sie brachten kein ganzes Dutzend ihrer Parteigenossen bei den Corteswahlen durch; auch

die Fraction Rios Rosas, die man immer noch kurzweg als Montpensieristen bezeichnete, erlangte nicht mehr als 10 Sitze; die Republikaner sanken auf 48 herab, die Karlisten stiegen auf 62, während die Majorität der Ministeriellen 237 Stimmen betrug. Dieses Stimmenverhältniß war ein ziemlich entsprechendes Spiegelbild der Lage, und man durfte sagen, daß die Aussichten des Königthums für diese seine erste Cortessession durchaus keine ungünstigen waren. Es kam eben alles darauf an, daß die Parteien, wie der König in seiner Thronrede am 3. April sagte, wirklich alle ihre Aufmerksamkeit und Kraft auf die innere Entwickelung des Landes concentrirten, und daß die Verschmelzung der dynastischen und nationalen Interessen zur Thatsache wurde.

Einigkeit und Thatkraft thaten den drei im Versöhnungsministerium vertretenen Parteien um so mehr noth, als bei den Verhandlungen über die Antwortsadresse und über das vor allem wichtige Heeresgesetz Karlisten und Republikaner, wie zuvor bei den Wahlen, zusammenhielten und jede Gelegenheit benutzten, um die Mehrheit zu überrumpeln. Wenn sich diese beiden Gegner der neuen Dynastie auf rein principiellem Gebiete hielten, dann mochte der Anblick ihrer innern Widersprüche genügen, um den Regierungsstandpunkt zu rechtfertigen. Der Hauptredner der Karlisten, Graf Canga-Arguelles, behauptete, seit 1858 habe sich die Lage Spaniens in nichts geändert; Castelar, die Lage sei heute noch die nämliche wie in den letzten Jahren Isabella's; Canga erkannte die Kammer nicht als echte Vertretung des Landes an, weil die Wahlen nicht karlistisch, und Castelar nicht, weil sie nicht republikanisch ausgefallen waren, und während Canga die Regierung Amadeo's wegen der Glaubensfreiheit angriff, machte ihr Castelar den Proceß wegen der Duldung der kirchlichen Anmaßungen. Solche und ähnliche Angriffe waren allerdings leicht durch den Hinweis zu erledigen, daß Amadeo's Regierung selbst den Karlisten und Republikanern statt Gefängniß und Verbannung, wie dies unter Isabella war, alle bürgerlichen Freiheiten gewährte. Es wurde denn auch der regierungsfreundliche Adreßentwurf mit einer Mehrheit von 164 gegen 98 Stimmen angenommen. Aber eine bedenkliche Thatsache war, daß schon bei dem Heeresgesetz, an dessen Zustandekommen dem neuen Königsthrone alles liegen mußte, Karlisten und Republikaner mehrmals durch plötzliche gemeinsame Entfernung das Haus beschlußunfähig machen konnten: ein Beweis, daß der Mehrheit eine stramme Leitung und Zucht abging.

Wie in der Kammermehrheit, so begann auch in der Regierung selbst der Geist der Versöhnung, in dem man sich unmittelbar nach Prim's Tode und in den ersten Stunden des neuen Königthums zusammengefunden hatte, theils persönlichen Eifersüchteleien, theils grundsätzlichen Streitigkeiten zu weichen. Ruiz Zorrilla konnte es auf die Dauer nicht verwinden, daß er, der sich doch das Hauptverdienst um die Gründung des Königthums zuschrieb, die Macht mit andern theilen sollte. Und obwol er selbst zuvor den Plan gehegt hatte, nach Amadeo's Einzug ein conservatives Ministerium zu bilden, und zu demselben womöglich auch frühere Anhänger Montpensier's aus der bourbonischen Restauration heranzuziehen, so fand er jetzt, das Land würde in einen faulen Stillstand gerathen, wenn man nicht die Revolution weiter entwickele und durch weitgehende freisinnige Zugeständnisse die Republikaner gewinne. Während für seine Amtsgenossen unionistischen Ursprungs, wie Serrano, und sogar für seinen seitherigen Parteigenossen Sagasta die demokratische Verfassung von 1869 als das letzte Wort der Revolution, ihre Anwendung in möglichst conservativem Sinne als unabweisbare Nothwendigkeit galt, bezeichnete man in Zorrilla's Lager die Verfassung lediglich als Ausgangspunkt zu neuen Entwickelungen, und suchte man sich hier statt an die regierungsfähigen Elemente aus den alten Parteien, vielmehr an die demokratische und republikanische Partei anzulehnen. Zufällige Umstände, Ruhestörungen, die zu Madrid aus Anlaß der päpstlichen Jubelfeier stattfanden, Interpellationen in der Kammer, Angriffe der Presse auf die Geschäftsführung

des Finanzministers Moret hatten es dahin gebracht, daß bereits seit Anfang Juni die Ministerkrisis vorhanden war und Serrano endlich in dem nämlichen Augenblicke, da die Kammer durch Annahme der Antwortsadresse der Regierung ihr Vertrauen ausdrückte, den König um die Entlassung des Ministeriums bat. Amadeo, der sich nicht um die geheimen Vorgänge in den Mehrheitsparteien kümmern mochte, erklärte das Vorgehen seiner Minister für nicht parlamentarisch, da dieselben eben erst ein Vertrauensvotum erhalten hätten; und als die Minister, obwol die beiden Kammerpräsidenten dem Könige beipflichteten, auf ihrer Entlassung bestanden, verlangte Amadeo, das Ministerium solle sein Programm von neuem vor dem Congreß entwickeln und sich dessen Billigung oder Misbilligung unterwerfen. Leider fruchtete die Lection, die der junge König seinen Rathgebern im Constitutionalismus gab, nicht sehr viel. Die vereinigten Majoritäten des Senats und Congresses gelangten zu keinem bestimmten Ergebniß, und der innere Zwiespalt trat deutlich zu Tage, da jede Fraction sich sorgfältig auf der Defensive hielt. Die Beschwörungen Serrano's, an der Versöhnung festzuhalten, da sonst alle gesellschaftlichen Einrichtungen gefährdet würden, machten schließlich doch einigen Eindruck, theils weil man auf keiner Seite noch über eine andere Lösung schlüssig war, theils weil die Gefahr sehr ernstlich drohte, daß jede, jetzt von der Regierung ausgeschlossene Partei sich zur antidynastischen Opposition schlagen würde. Auch konnte man hoffen, die immer beunruhigendern Nachrichten über Vorbereitungen zu einem neuen Karlistenaufstande in den Nordprovinzen sowie über die Versöhnung zwischen dem Herzog von Montpensier und seiner Schwägerin Isabella werde die drei monarchischen Regierungsparteien zur Eintracht mahnen. Allein eben als wieder einmal die Kammermehrheit dem Ministerium ein Vertrauensvotum ausgestellt hatte und die Cabinetsfrage auf unbestimmte Zeit vertagt schien, erfolgte aus der demokratischen Partei der Kammer und aus der demokratischen Presse ein äußerst leidenschaftlicher Angriff gegen das Versöhnungsministerium, an dem man nur noch aus Furcht festhalte, während es doch offenbar keine fruchtbare Politik mehr treiben und namentlich nicht die finanziellen Schwierigkeiten lösen könne. Besonders eigenthümlich war, daß als einziges Rettungsmittel eben jetzt ein radicales Ministerium empfohlen wurde, da das Cabinet nur dadurch für erschüttert gelten konnte, daß der demokratische Finanzminister Moret sein Portefeuille abgeben mußte, weil, im Widerspruch zu den glänzenden Versprechungen bei seinem Amtsantritte, es sollten nämlich durch strenge Aufsicht und Wachsamkeit in allen Verwaltungszweigen verjährter Unfug beseitigt und große Ersparungen eingeführt werden, eben in seinem Departement bedeutende Unterschlagungen, an denen er allerdings persönlich unschuldig war, entdeckt worden waren. Auch konnte man von conservativer Seite die radicalen Dränger mit Fug an jene kräftige Rede erinnern, in welcher Ruiz Zorrilla vor der Abfahrt nach Italien am Bord der Villa de Madrid Moralität als den Gesammtinhalt des Zukunftsprogramms der Regierung bezeichnet hatte.

Man wird wol kaum mit der Vermuthung irregehen, daß Ruiz Zorrilla den Unmuth der Demokraten darüber, daß sie ein Portefeuille abgeben mußten, auszubeuten und diese Partei als Sturmbock gegen das Cabinet zu benutzen verstand. Als die Angriffe der Demokraten allein nicht zu dem gewünschten Ziele führten, gab er endlich, die Maske abwerfend, selbst auch am 15. Juli seine Entlassung. Der König stand nun vor der Wahl zwischen Serrano und Zorrilla, zwischen einem Programm, das eine möglichst kräftige Politik in allen auf die öffentliche Ordnung bezüglichen Fragen verlangte, und einem Programm, das in den zwei Forderungen gipfelte: freisinnigste Durchführung der demokratischen Verfassung, Organisation einer Bürgermiliz von 400000 Mann. Amadeo entschied sich für das erstere, und Serrano suchte nunmehr ein wesentlich conservatives

Ministerium zu bilden; aber er scheiterte hiermit an dem Widerstande Sagasta's, dem das Ministerium des Innern zugedacht war. Dieser dachte wol allmählich, nicht aber mit einem Sprunge den Uebergang aus dem Lager der Progressisten in dasjenige der Unionisten zu vollziehen. So mußte denn der König Zorrilla mit der Bildung des neuen Cabinets beauftragen, das, ganz aus der alten Progressistenpartei gebildet, am 25. Juli vor die Cortes trat. Daß diese seinerzeit lediglich durch ein Schreiben Serrano's von der Cabinetskrisis in Kenntniß gesetzt worden waren und dieselbe somit nicht zum Gegenstand ihrer Verhandlungen machen konnten, sowie daß die Mehrheit unmittelbar, nachdem das Cabinet gebildet war, die Sitzungen des Senats und Congresses bis zum 1. Oct. vertagte, rief bei den Republikanern die Beschwerde hervor, daß Ministerwechsel wie unter der launenhaften Regierung Isabella's, so jetzt auch unter dem constitutionellen Musterkönige lediglich als Palastangelegenheiten behandelt würden; andererseits diente ihnen das willenlose Schwanken Amadeo's zwischen den verschiedenen Programmen und Ministercombinationen als Beweis, daß eben nach der demokratischen Verfassung ein König nicht mehr sein könne als das fünfte Rad am Wagen.

Die Rede, in welcher Ruiz Zorrilla den Cortes die Geschichte der Ministerkrisis und das neue Regierungsprogramm entwickelte, bestätigte zunächst, daß er durch Aufnahme der demokratischen Führer seinem Ministerium einen möglichst radicalen Charakter hatte geben wollen. Allein Rivero hatte abgelehnt, weil er ein rein progressistisches Ministerium unter Serrano's Vorsitz als bestes Mittel, den Frieden zwischen Unionisten und Demokraten zu erhalten, empfohlen hatte, Martos, wie man ihn wol mit Grund verdächtigte, um verschiedene seiner Freunde und Parteigenossen, die ihn in der letzten Zeit wegen seiner politischen Haltung belästigt hatten, moralisch zu verhindern, ein Portefeuille anzunehmen. In Beziehung auf die innere Politik wiederholte Ruiz Zorrilla im wesentlichen, was er seinerzeit am Bord der Villa de Madrid gesagt hatte. Nachdem er sich über die Nothwendigkeit verbreitet, die Gerichtsorganisation durch Einführung der Schwurgerichte zu vervollständigen, ging er auf den Punkt über, der den Kern seiner Politik bilden sollte, auf das Verhältniß des Staates zur katholischen Geistlichkeit. Er verwahrte zwar sich und seine Partei gegen den Vorwurf einer systematischen Feindschaft gegen die Kirche, erklärte aber mit Nachdruck, daß die Regierung auf keine Errungenschaft der Septemberrevolution, wie Glaubensfreiheit, Civilehe, bürgerliche Standesbuchführung verzichten, und daß sie sich auch bei der fernern Gesetzgebung ausschließlich durch politische Beweggründe leiten lassen werde. Die öffentliche Ordnung würde sich das Ministerium bemühen lediglich durch gesetzliche Mittel zu sichern; sollten durch außergewöhnliche Störungen außerordentliche Mittel unerläßlich werden, so werde er dies entweder andern Händen überlassen oder von der Kammer eine Indemnitätsbill einholen. Ueber das Beamtenwesen sprach sich Zorrilla schließlich wieder mit der gewohnten Strenge aus; der Nutzen der Nation müsse über den Rücksichten für die allzu zahlreiche Beamtenschaft stehen; die Verwaltung dürfe nicht den Parteien, sondern nur dem Staate dienen und müsse von allen untüchtigen und unmoralischen Bestandtheilen gesäubert werden. Ein Rundschreiben des neuen Finanzministers Ruiz Gomez war ganz im Geiste Zorrilla's gehalten, indem es zunächst kundgab, daß künftig rein politische Beweggründe nicht mehr für die Entlassung von Beamten maßgebend sein, sondern daß deren Stellung lediglich von ihrer Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit abhängen solle. Massenverabschiedungen von Beamten sollten also bei diesem Regierungswechsel zum ersten mal nicht stattfinden. Was aber eine wahre Umwälzung in den politischen Ueberlieferungen des Landes bedeutete, war die Erklärung des neuen Kriegsministers General Cordova, er könne die von vielen höhern Offizieren eingereichte Entlassung nicht genehmigen; das Heer dürfe nicht ein Werkzeug der Parteien sein, und die Offiziere seien lediglich Diener der Nation. Nicht minder

guten Eindruck machte seine Ankündigung, er werde in seinen beiden Ministerien, des Aeußern und des Krieges, Ersparnisse von 20 Millionen durchsetzen.

Die Liberalen der verschiedenen Farben schienen aufgelegt, diesem neuen Ministerium ihre Unterstützung zu leihen, oder wenigstens keine unmittelbare Opposition zu machen. Serrano zwar verbarg seinen Unmuth über den Bruch der Versöhnung nicht, um so weniger, da nach seiner nicht unbegründeten Ansicht die heutige Liberale Union freisinniger sei als die Gründer der Progressistenpartei, Arguelles und Calatrava, die Progressisten also, ohne ihren Grundsätzen etwas zu vergeben, mit den Unionisten zusammenhalten konnten. Topete erklärte mit seinem bekannten Freimuthe, daß er sein Vertrauen eher dem conservativern Sagasta als dem radicalen Ruiz Zorrilla schenke; daß die beiden aber, der so wenig thatkräftige Serrano und der ehrliche Topete, insgeheim an einer montpensieristischen Verschwörung arbeiten, war eine ganz grundlose Ausstreuung der Progressisten. Es war hieran um so weniger zu denken, als eben jetzt Montpensier sich mit den Unionisten überworfen hatte, da er, ohne Männer wie Rios Rosas, Romero Ortiz, Escosura um Rath zu fragen, durch Maria Christina die Versöhnung mit seiner Schwägerin Isabella II. hatte vollziehen lassen. Es war hierüber offener Zwiespalt zwischen den seitherigen Anhängern Montpensier's in der Liberalen Union und den Parteigängern der isabellinischen Restauration ausgebrochen. Die letztern verhöhnten den Herzog von Montpensier und verwarfen unbedingt die bourbonischen Allianzen. Die erstern erklärten, in dem Augenblicke, da das Bündniß zwischen Isabella und Montpensier zu Stande käme, würden viele Anhänger der Sache des Herzogs von Montpensier diese unverzüglich verlassen, weil der Herzog seine Fahne gewechselt habe und nicht mehr der Freiheit diene, oder, wie das Hauptblatt, das seither der Politik Montpensier's gedient, „Las Novedades", sagte, weil er nicht mehr der echte Vertreter der Septemberrevolution sei. Was die Fraction Sagasta's in der Progressistenpartei selbst betrifft, die bisher nicht weniger entschieden als Serrano für die Erhaltung eines Versöhnungsministeriums gewirkt hatte, so fügte dieselbe sich zwar jetzt den Beschlüssen der Gesammtpartei und berief sich für diese ihre Wandlung auf das Beispiel von Prim, der auch gegen seine Ueberzeugung im Jahre 1864 sich Calvo Asensio gefügt und mit der Partei vom parlamentarischen Leben zurückgezogen habe. Aber wenn Sagasta und seine Freunde jetzt auch gute Miene zu dem gewagten Spiele ihrer fortgeschrittenen Parteigenossen machten, so war es doch um ihre Bundesgenossenschaft in dem Augenblicke geschehen, da Ruiz Zorrilla sich noch weiter nach links ziehen ließ als bisjetzt.

Die Republikaner, die versprochen hatten, gegenüber einem radicalen Ministerium eine wohlwollende Haltung anzunehmen, ließen demgemäß zunächst, wie Zorrilla wünschte, in den Cortes die Discussion über die letzte Ministerkrisis fallen. Zwar ihr äußerster Flügel wollte werkthätige Unterstützung dem Ministerium nur dann leihen, wenn es sich als ein wahrhaft radicales erweise, statt die Monarchie zu stützen, die republikanische Staatsform anbahne, in den Colonien mit Einem Schlage die Sklaven abschaffe und statt der Censur das allgemeine Stimmrecht einführe, die päpstliche Nuntiatur in Madrid, die spanische Gesandtschaft beim Vatican unterdrücke und die Trennung von Staat und Kirche durchsetze, die Conscription, das stehende Heer, das Tabacksmonopol abschaffe und die Wiederherstellung der Verzehrungssteuer hindere. Der Preis für die Bundesgenossenschaft der äußersten Republikaner schien denn doch Zorrilla etwas zu hoch, und er begnügte sich mit der versprochenen wohlwollenden Haltung der gemäßigten Republikaner. Das Directorium der letztern gab durch ein Manifest am Anfang des August den Parteigenossen Aufklärung über die unter der neuen Regierung zu beobachtende Haltung. Dasselbe sprach sich gegen die am Ruder befindliche Partei der Progressisten nicht feindlich aus, sondern machte sie nur für die Erfüllung ihrer Versprechungen verantwortlich. Unumwunden

gestand das Directorium ein, daß die Republikaner im Lande in der Minderheit seien; es äußerte nur die Hoffnung, daß die von dieser Minderheit vertretenen neuen Ideen Herr über die Mehrheit würden. Dem ganzen Manifest war übrigens eine gewisse Melancholie aufgeprägt, obgleich es daselbst hieß: in einem Lande, wo die Freiheit noch mächtige Feinde zähle, die, statt ihr Haupt unter die Herrschaft der Gesetze zu beugen, den Erfolg ihrer Sache von der bloßen Gewalt der Waffen hoffen; in einem Lande, das eine neue Dynastie ohne Wurzeln und drei oder vier Kronprätendenten habe, könne der Friede und die Ordnung nicht lange herrschen, noch die Republik zögern, sich auf den durch die Zwistigkeiten der Monarchisten aufgehäuften Ruinen zu erheben. Wahrhaft prophetische Worte, nur daß auf diesen Ruinen eben auch der Republik keine lange Dauer beschieden war!

Die demokratische und progressistische Presse erkannte an, daß die republikanische Partei im großen und ganzen eine patriotische und würdige Haltung beobachte; sie stellte nur das Ansinnen an dieselbe, in selbstthätiger und fruchtbarer Weise die demokratische Politik der Regierung zu unterstützen und sich den constituirten Gewalten zur Seite zu stellen, um gemeinsam gegen die Reactionäre zu kämpfen. Wenn sie es halten würden, wie die Republikaner von den Canarischen Inseln, welche der Regierung ihren Beistand für die Durchführung der Reformen angeboten hatten, so würden sie ihren Grundsätzen nicht untreu, und die Conservativen könnten sich ohne Furcht auf die Bundesgenossenschaft mit ihnen einlassen. Den Conservativen war hier allerdings ein Zeugniß größerer Duldsamkeit ausgestellt, als den thatsächlichen Verhältnissen entsprach. Das gute Einvernehmen zwischen der Regierung und der republikanischen Partei wurde denselben vielmehr in dem Maße verdächtig und bedenklich, als unter dieser letztern die socialistische Propaganda um sich griff. Die Frage der Internationale beschäftigte die Presse und Regierung besonders lebhaft, seit die Mitglieder der spanischen Abtheilung derselben dem Ministerium eine Eingabe über ihre Bestrebungen überreicht hatten. In der Regierung herrschte der Gedanke vor, daß niemand ein Recht habe, die Internationale in ihrem Ziele, der Hebung des Proletariats, zu stören, daß der Staat ihr aber den Schutz seiner Gesetze allerdings nur so lange gewähren könne, als die Mittel, die sie hierzu anwende, auch gesetzlich seien; die maßgebenden demokratischen Blätter verlangten nachdrücklich die unbedingte Duldung der Internationale. Die Conservativen dagegen machten der Regierung sehr ernste Vorwürfe, daß sie in dieser Richtung ihre Politik von derjenigen der andern europäischen Staaten trennen wolle; und ihr Mismuth steigerte sich zu offener Opposition, als Zorrilla den Republikanern noch das weitere große Zugeständniß machte, mit ihren Führern über eine zu erlassende allgemeine Amnestie und besonders auch über die Freilassung des nunmehr seit zwei Jahren ohne Verhör im Gefängniß befindlichen Generals Pierrad und des der Mitschuld an Prim's Ermordung angeklagten republikanischen Abgeordneten Barcia zu unterhandeln. Zorrilla aber zeigte ein so unerschütterliches Vertrauen auf die Stärke seiner Regierung und glaubte so zuversichtlich an die Möglichkeit, die Republikaner allmählich moralisch zu entwaffnen, daß er in einem Rundschreiben die Statthalter aufforderte, hier und dort widerrechtlich abgesetzte Gemeinderäthe wieder in ihr Amt einzusetzen. An Ermahnungen an die Republikaner in diesem Sinne ließ es die ihm ergebene Presse allerdings auch nicht fehlen; namentlich die demokratischen Blätter betonten mit immer wachsendem Nachdruck, daß das radicale Ministerium lediglich ihr eigenes Programm durchführe, daß die constituirende Periode in Spanien jetzt entschieden geschlossen sei, und daß die Freiheitsliebe und der Patriotismus der Republikaner sich nur noch durch die wirksame Unterstützung der gegenwärtigen Regierung bethätigen könne. Ein besonders großes Selbstvertrauen flößte den Radicalen noch der glänzende Erfolg der neuen Anleihe ein, mit welcher das Ministerium am 21. Aug. an den spanischen Patriotismus und an den Credit des Auslandes sich wandte. Spanien, jubelte man im

radicalen Lager, tritt jetzt wieder in Eine Reihe mit den übrigen europäischen Staaten, wir werden jetzt im Sparen ebenso radical sein, wie wir es in unsern Grundsätzen sind, wir werden den Ruhm erlangen, das Gleichgewicht im Budget des Landes herzustellen Unverkennbar machten allerdings die namhaften Ersparnisse, die das progressistische Ministerium, seinem Versprechen getreu, durchführte, einen sehr guten Eindruck auf die öffentliche Meinung und die Geschäftswelt. Und die Herstellung des Gleichgewichts mochte als etwas mehr denn ein schöner Traum erscheinen, als die Regierung die Gesammtsumme der Ersparnisse der verschiedenen Fächer auf 400 Mill. Realen angab.

Ein Widerschein von der bei den Massen wachsenden Beliebtheit des Ministeriums fiel auch auf das Leben an dem königlichen Hofe, das in den ersten Monaten recht farblos und trübselig sich zu gestalten drohte. In der zweiten Hälfte des März, nachdem der Ausfall der Corteswahlen die guten Aussichten für die Dynastie befestigt hatte, war die Königin Maria Victoria bei ihrem Gemahl eingetroffen, von der Bevölkerung Madrids mit größerer Wärme aufgenommen als zuvor Amadeo. Die Grandezza zwar für den neuen Hof zu gewinnen, diesen ehrgeizigen Traum mußte sie bald fahren lassen, da dieselbe in ihr nur eine fremde Emporkömmlingin sah. Ebenso wenig gelang es ihr, durch fromme Handlungen und Stiftungen die Geistlichkeit zu versöhnen, die vielmehr eine noch trotzigere Haltung annahm, als das neue Ministerium mit der Einführung der Civilehe und mit der Säcularisation der Friedhöfe Ernst machte. Aber man richtete sich eben an dem neuen Hofe ein, so gut es ging, ohne den gesellschaftlichen Apparat und Glanz des Bourbonenhofes. An Umtrieben und Ränken fehlte es freilich auch in diesem engern Kreise nicht. Das königliche Paar fügte sich nicht so unbedingt, wie die Progressisten gewünscht hätten, in die Nothwendigkeit, seinen nähern Umgang auf die Mitglieder dieser Partei und deren Frauen zu beschränken. Die Sitten und persönlichen Anschauungen eines Serrano und seiner Gesinnungsgenossen fanden in der königlichen Familie mehr Anklang als diejenigen eines Zorrilla. Und dieser, von Natur nichts weniger als Hofmann, behelligte alle Welt mit seinem Unmuthe, wenn etwa einmal nicht er, sondern Serrano von der Königin zum Tischnachbar gewählt wurde. Doch gelang es den Unzufriedenen nicht, eine Skandalchronik über das bescheidene Landleben zu Stande zu bringen, das der Hof seit Anfang des Sommers in der Granja führte. Ein Ereigniß, welches bewies, daß am Hofe bereits ein gewisses Gefühl der Behaglichkeit sich eingefunden hatte, war gegen Ende August der Besuch, den Kronprinz Humbert seinem Bruder Amadeo abstattete. Besonders eine Truppenmusterung, welche dieser in Madrid zu Ehren seines Gastes abhielt, konnte als Beweis gelten, wie gründlich sich die Lage geändert hatte. Das Volk begrüßte den König, wo er erschien, mit stürmischem Jubel, streichelte sein Pferd, und es gab sich eine unbefangene Begeisterung kund, wie man sie bei solchen Gelegenheiten lange nicht mehr gesehen hatte. Nach solchen Vorgängen durfte es Ruiz Zorrilla wagen, den König eine Rundreise im Lande, und zwar zunächst gerade durch die Provinzen machen zu lassen, in denen die Republikaner bisher ihren Hort gehabt, durch Valencia, Catalonien, Aragonien. Die Reise, die etwa einen Monat dauern sollte, wurde in ebenso geschickter als würdiger Weise von Zorrilla durch ein Rundschreiben an die Statthalter vorbereitet, in welchem er denselben zu Gemüthe führte, das Geld für Empfangsfestlichkeiten zu sparen, die den König doch nicht über die wahren Gesinnungen des Volkes täuschen könnten; es komme diesem lediglich darauf an, sein Volk kennen zu lernen und von diesem gekannt zu werden.

Der Versuch, den König in unmittelbare Berührung mit seinem Volke zu bringen, gelang denn auch über alles Erwarten. Wenn man weiß, wie ungezwungen das spanische Volk seinem Gefühle Luft zu machen pflegt, so muß man den Umstand doppelt schätzen,

daß während der ganzen königlichen Reise kein einziger unliebsamer Zwischenfall von Bedeutung sich ereignete. Der König selbst war nicht der letzte, darüber zu lachen, daß in Castellon ein Mitglied der rothen Fraction unter den republikanischen Abgeordneten, der Alcalde Cherma, seine Gesinnungstreue dadurch bethätigte, daß er bei Amadeo's Ankunft eine Fahne mit drei Feldern von verschiedener Farbe aushängte, auf denen der Reihe nach geschrieben stand: „Spanische Staatsschuld 36 Milliarden Realen; Jahreszinsen 1200 Millionen; Civilliste 30 Millionen." Uebrigens hatte Ruiz Zorrilla nach seiner Art den Stier bei den Hörnern gefaßt und den König zuerst nach Valencia geführt, der Stadt des Cid, dem Hort des spanischen Republikanismus, dem Wahlort Castelar's. Gewann der König durch sein schlichtes Wesen überhaupt viele Sympathien, so gefiel den Valencianern noch ganz besonders sein zwangloses Erscheinen bei dem nationalen Schauspiele, einem Stiergefecht. Bei dieser Gelegenheit war dem republikanischen Alcalden das Misgeschick begegnet, daß er den Schlüssel zur Oeffnung des Stierbehälters dem Alguacil nicht kräftig genug zuwarf, sodaß derselbe zur allgemeinen Heiterkeit unter die Zuschauer fiel. Als nun der Stierkämpfer Bocanegra mit einem einzigen prachtvollen Stoße einen noch ganz unverletzten Stier gefällt, warf ihm der König mit der Linken — da sein rechter Arm durch eine bei Custozza erhaltene Wunde etwas schwach geblieben — einen Pack Havanacigarren zu. Darüber nun großer Volksjubel und witzige Vergleichungen zwischen dem kräftigen linken Arm des Monarchen und dem schwachen rechten des Republikaners. In Tarragona, Reus, Barcelona, Saragossa fand der König eine nicht minder herzliche Aufnahme. Nicht weniger als 250 Gemeindebehörden hatten ihre Vertreter abgesandt, um dem Könige ihre Huldigungen darzubringen. Die extremen republikanischen Blätter Madrids, die im Anfange behaupten wollten, die dem Könige vom Volke bezeigten Sympathien seien durch Geld gewonnen worden, klagten ihre Parteigenossen in der Provinz des Abfalls von ihren Grundsätzen an.

Hatte der Erfolg der königlichen Reise das Streben Zorrilla's, die eine antidynastische Partei, die Republikaner, durch Entgegenkommen moralisch zu entwaffnen, bis zu einem hohen Grade gerechtfertigt, so offenbarte sich während dieser Zeit auch die völlige Ohnmacht der Karlisten einer energischen Regierung gegenüber. In der zweiten Hälfte des August bereits hatten die Gerüchte von Vorbereitungen zu einem neuen Karlistenaufstande sehr an Bestand gewonnen. Man erfuhr, daß in den Nordprovinzen karlistische Anlehenscheine in Umlauf gesetzt waren, mit der Ueberschrift: „Gott, Vaterland und König"; 20000 Realen mit 25 Proc. Jahreszins. Die Regierung war zum ernstlichsten Einschreiten entschlossen; „kein Quartier", hieß es in ihren Organen, „für diejenigen, die ohne die mindeste Aussicht auf Erfolg abermals die öffentliche Ruhe stören wollen"! Es hieß bald, die Karlisten würden in den Bergen von Navarra, bald sie würden in Galicien oder Catalonien losschlagen. Nun wurde allerdings der 31. Jahrestag des Waffenstillstandes von Vergara in Navarra, der Heimat jenes Abgeordneten Ochoa, der seinerzeit in den Cortes das Recht seiner Partei verkündigt hatte, in jedem Augenblicke den Krieg wieder aufzunehmen, durch eine Schilderhebung der Karlisten gefeiert. Aber ein paar von Pamplona ausgesandte Compagnien genügten, diese Paladine der Legitimität wieder über die Grenze zu jagen. Umsonst war damals Spaniens sogenannter legitimer König, Carlos VII., zwischen Wien und Petersburg hin- und hergereist, um in der Voraussicht eines europäischen Congresses, der sich auch wie zu Zeiten der seligen Heiligen Allianz mit den spanischen Angelegenheiten beschäftigen sollte, die Kaiser von Oesterreich und Rußland zu überzeugen, daß er allein rechtmäßige Ansprüche auf den spanischen Thron habe, daß der ganze Norden Spaniens seiner Fahne zujubele und daß in nicht länger als 14 Tagen seine Waffen siegreich über diejenigen der Revolution sein würden.

Der 11. Sept., die äußerste für den Karlistenaufstand angesetzte Frist, ging vorüber, und Don Carlos blieb jenseit der Landesgrenze. Es war der Führer der Neokatholiken, der uns aus den constituirenden Cortes bekannte Kanonikus Manterola gewesen, der Don Carlos gerathen, für den Monat September den Befehl zur Erhebung aller Karlisten in Spanien zu ertheilen, und der auch einige Millionen Realen Kriegsgelder zusammengebracht hatte. Allein Don Carlos folgte nicht ohne weiteres dem Rufe dieses Fanatikers, sondern berieth sich mit einer Junta der angesehensten, in der Verbannung befindlichen Karlisten. Er selbst war bereits einigermaßen dadurch entmuthigt, daß ihm der Herzog von Modena die erbetene Geldunterstützung verweigerte, und ließ sich nicht allzu schwer überzeugen, daß für den Augenblick nichts auszurichten sei. So dankte er denn in einem Schreiben vom 8. Sept. Manterola für den Eifer, den seine Anhänger in Spanien seither entfaltet, erklärte aber die vorhandenen Mittel für durchaus unzureichend, um etwas Ernstliches zu unternehmen, und bat die Seinigen, noch des günstigen Augenblicks zu harren, der nicht mehr fern sein könne. Erbittert hierüber, sagte sich Manterola los und zog mit etlichen seiner Getreuen nach Italien. Er beschuldigte den alten Karlistenführer Cabrera und seine Freunde, den legitimen König entmuthigt zu haben, und erhob gegen dieselben die furchtbare Klage des Liberalismus. Cabrera allerdings, wie alle, die im Auslande etwas gelernt, wußte wohl, daß die Zeit des alten und echten Karlismus ein für allemal vorüber sei. Uebrigens war bei Manterola selbst in erster Reihe nicht sowol das Gefühl der Anhänglichkeit an den angestammten König mächtig, als das ungestüme Verlangen, sich dieses Prätendenten zur Wiedereinführung des politischen Absolutismus und der alten Kirchenherrlichkeit zu bedienen.

Der klägliche Ausgang des Karlistenfeldzuges von diesem Jahre fiel zusammen mit dem Tode jenes Gonzalez Bravo, der, nachdem er in den letzten Jahren der bourbonischen Herrschaft der böse Genius Isabella's II. gewesen, zuletzt noch zum Karlismus übergetreten war, dem er unzweifelhaften Sieg weissagte und die Aufgabe zuschrieb, endlich in Spanien eine dauernde Ordnung der Dinge herzustellen. Unter allen politischen Spiegelfechtern, welche als Gesellschaftsretter während der letzten Jahrzehnte die Schaubühne der europäischen Politik betraten, ragte Gonzalez Bravo wenigstens durch persönlichen Muth hervor. Als in San-Sebastian die Kunde von dem cadixer Pronunciamento eingetroffen, hatte er mit der Königin unverzüglich nach Madrid zurück gewollt; er hatte zuvor gerathen, die Generale der montpensieristischen Verschwörung erschießen zu lassen, statt sie nach den Canarien zu schicken, woher sie jeden Augenblick zurückkehren konnten. Gewiß würde er sich den letzten Gesinnungs- und Parteiwechsel seines Lebens erspart haben, wenn er der alten Moderadospartei, der er immerhin länger als irgendeiner andern gedient, einige Hoffnung auf Erholung von der 1868 erlittenen Niederlage hätte geben können. So aber hatte er gerade jetzt diese Partei sich spalten gesehen in einen Theil, der keinerlei Zugeständnisse an die seit der Revolution von 1868 vollendeten Thatsachen machen wollte, und in einen andern, dessen Organ „La Epoca" erklärte, daß man der Zeit Rechnung tragen und jedenfalls mit den zwei Errungenschaften der Septemberrevolution, der Glaubensfreiheit und dem allgemeinen Stimmrechte, sich versöhnen müsse.

Nur täuschte sich diese letztere Fraction gewaltig, wenn sie meinte, die conservativen Elemente der Unionisten und Progressisten würden sich zu einer Verbindung mit ihr herbeilassen und ihr einen Platz in dem conservativen Zukunftsministerium einräumen. Eine Zeit lang allerdings war die Rede von einem Cabinet Topete-Serrano gewesen, das neben den conservativen Elementen der Liberalen Union und der Progressistenpartei auch entschiedene Anhänger Montpensier's und Alfonso's vereinigen sollte; und es wurde mit diesem Plane sogar Prinz Humbert in Verbindung gebracht, der sich bei seinem Besuche am Hofe seines Bruders, wie dereinst General Cialdini, von der Unmöglichkeit überzeugt

habe, in Spanien mit einer andern Partei als der entschieden conservativen zu regieren. Aber wenn man sich auch gelegentlich unter der Hand der Bundesgenossenschaft der Moderados für einen allgemeinen Angriff auf das Cabinet versichern wollte, so dachte man doch nie daran, denselben einen, wenn auch noch so kleinen Antheil an der Macht zu gewähren. Die Conservativen gründeten ihre Hoffnungen zunächst hauptsächlich darauf, daß der König für seinen persönlichen Umgang die Ihrigen, wie Serrano, immer vorzog; und gerade die Reise, während welcher Amadeo unter dem beständigen unmittelbaren Einflusse Zorrilla's stand, hätte ihnen das Mittel liefern sollen, diesen zu stürzen, ohne doch das Mistrauen der Liberalen und die Furcht vor einer Reaction zu erwecken. Kein anderer als der alte Espartero, der Einsiedler von Logroño, mit dem eine Begegnung des Königs in Saragossa geplant war, sollte berufen werden, wenigstens vorläufig Zorrilla's Platz einzunehmen. Der letztere mochte wol Kenntniß von allen diesen Anschlägen haben, allein er verachtete dieselben, weil er auf die echt constitutionellen Ueberzeugungen des Königs, auf den großen Erfolg der Königsreise, auf das mächtig gewachsene Ansehen seiner Regierung, auf den Beistand aller entschieden Liberalen, vielleicht sogar der Republikaner rechnete. Als der 1. Oct. und damit die Wiedereröffnung der Cortes herannahte, war er entschlossener als je, in seiner radicalen Politik fortzufahren. Das königliche Decret über die Einrichtung von Schwurgerichten, die Ordnung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche ohne Rücksicht auf die Römische Curie, kräftige Maßregeln gegen die Geistlichkeit, welche den Eid auf die Verfassung weigerte, Gültigerklärung der von frühern katholischen Geistlichen geschlossenen Ehen und ähnliches stand auf seinem Programm, als am 1. Oct. die Cortes zusammentraten, deren Auflösung man von ihm vergeblich unter dem Vorwande verlangt hatte, daß sie mit der Einsetzung des Königs genug geleistet.

Allein jetzt sollte sich der Verlust, den die Partei der Progresssisten mit dem Tode Prim's erlitten, für dieselbe empfindlicher erweisen als je zuvor; die durch Prim's eisernen Willen aufrecht erhaltene Mannszucht, ein für diese wol der Zahl nach mächtige, aber an politischen Fähigkeiten nicht überreiche Partei unschätzbarer Vortheil, war den Eifersüchteleien der beiden Männer, Sagasta's und Zorrilla's, erlegen, die sich um das Erbtheil Prim's stritten. Zu dem letztern hielten außer den Demokraten diejenigen Progresssisten, welche in der Verfassung von 1869 nur den Ausgangspunkt zu weiterm Fortschritt erkannten, zu Sagasta mit dem größern Theil der Unionisten diejenigen Progressisten, welche in jener Verfassung das höchste Maß von Freiheit verwirklicht sahen, das Spanien vertragen könne. Als nun Zorrilla der Cortesmajorität zum Präsidenten den Demokratenführer Rivero empfahl, in welchem er den tüchtigsten Bundesgenossen für seine radicale Politik zu finden hoffte, und als Sagasta sich als Gegencandidaten Rivero's anmeldete, war jedermann augenblicklich klar darüber, daß man vor einem entscheidenden Wendepunkte der innern Politik angelangt sei. Zorrilla, des Sieges seines Candidaten allzu sicher, wollte nichts von dem Anerbieten Sagasta's hören, seine Candidatur zurückzuziehen, wenn Rivero das Gleiche thue. Die Ministerkrisis war fertig, als Sagasta mit 123 gegen die 113 Stimmen siegte, die auf Rivero fielen. Wol nur, um den offenbaren Bruch noch einigermaßen zu verhüllen, gab der Senatspräsident Santa-Cruz und Sagasta dem Könige den Rath, Espartero mit der Bildung des neuen Cabinets zu beauftragen, in welchem sich Sagasta bereit erklärte, ein Portefeuille zu übernehmen. Die Kunde von diesen Vorgängen rief in der Hauptstadt eine große Aufregung hervor. In den Straßen fanden lärmende Kundgebungen zu Gunsten Zorrilla's statt; die zu einem Meeting im Prado versammelten Massen ließen sich nur durch das energische Einschreiten Zorrilla's abhalten, vor den königlichen Palast zu ziehen. Als Espartero, wie vorauszusehen war, den Auftrag, ein Cabinet zu bilden, unter Hinweis auf sein Befinden

und Alter ablehnte, setzte Admiral Malcampo im Auftrage des Königs ein sogenanntes Vermittelungsministerium zusammen, das wol besser ein Verlegenheitsministerium genannt werden konnte. Dasselbe bestand aus Progressisten von anerkannter Unbedeutendheit, und sollte, wie Malcampo vor den Cortes entwickelte, das Programm des frühern Cabinets, namentlich in Beziehung auf die zu machenden Ersparnisse und auf die progressistischen Grundsätze durchführen. Während es Sagasta gestattet wurde, in einer Rede zu begründen, daß er sich nicht von persönlicher Leidenschaft gegen Zorrilla habe leiten lassen, und daß er der Politik der Septemberrevolution treu geblieben sei, wurden Zorrilla keine Erklärungen verstattet. Derselbe entschädigte sich hierfür in der „Tertulia progresista", in der er zwar der Form wegen auch noch der Versöhnung das Wort redete, aber doch zugleich mit aller Bestimmtheit erklärte: „Wer nicht für uns ist, ist wider uns." Er ertheilte der persönlichen Haltung des Königs bei der Krisis alles Lob und ermahnte die Parteigenossen, den Kampf nur mit gesetzlichen Waffen zu führen. Dies änderte nichts an der ernsten Thatsache, daß die große monarchische Partei, die den Thron Amadeo's gegründet, jetzt zerspalten war, und da die beiden Theile der Zahl nach einander fast gleich waren, so mußte das neue Königthum den bedenklichsten Schwankungen und Erschütterungen entgegensehen.

Die Fidſchiinſeln.

I.

Es hat ſich abermals eine beträchtliche Strecke der Landkarte roth gefärbt, abermals iſt das weltumfaſſende, einen Flächeninhalt von 4,750000 engliſchen Quadratmeilen begreifende britiſche Colonialreich um ein Gebiet vermehrt, das, wenn auch nicht durch ſeinen Flächeninhalt, doch durch ſeine herrſchende Lage im Weltmeere eine große Bedeutung hat.

Wohl hätte ſich vermuthen laſſen, daß in dem fern' im Innern Polyneſiens, faſt am Ende der Welt gelegenen Fidſchi der Verſuch, einen unter europäiſcher Leitung ſtehenden unabhängigen Kleinſtaat heranzubilden, gelingen werde. England und Amerika, die beiden Großmächte, mit denen Fidſchi in nähere Berührung kam und denen es ſich ſelbſt wiederholt zur Beſitznahme anbot, lehnten ſtets dieſes Anerbieten ab. Allein ungeachtet ſolches abwehrenden Verhaltens an der Oberfläche, kamen wiederholt von der einen oder der andern Seite ſo mächtige Stöße, daß Fidſchi endlich der einen oder der andern Seite anheimfallen mußte: ein neuer Beweis, wie es Kleinſtaaten ergeht, die mit den Großmächten in Berührung kommen, zumal, wo nicht die fähigſten Kräfte die Leitung in den Händen haben.

Wir wollen es verſuchen, auf die Bedeutung dieſer neuen engliſchen Beſitzung hier näher einzugehen.

1) Phyſiſche Beſchaffenheit.

Der Archipel der Fidſchiinſeln, engliſch Fiji-Islands, hat eine überaus wichtige Lage in der Mitte des weſtlichen Polyneſiens zwiſchen den Neuhebriden und Neucaledonien und den Tonga- oder Freundſchaftsinſeln und ungefähr halbwegs in der directen Schiffahrtslinie von San-Franciſco und Panama nach Auſtralien. Die Lage iſt eine tropiſche und entſpricht in ſüdlicher Breite derjenigen der Inſeln des Grünen Vorgebirges in der nördlichen Breite.

Der Archipel, ein Inſelflor von 225 Inſeln und Eilanden, erſtreckt ſich 300 Meilen von Weſten nach Oſten und 200 Meilen von Norden nach Süden und hat zuſammen 8034 Quadratmeilen Flächeninhalt. Davon enthält Viti-Levu (Groß-Viti) 4179, Vanua-Levu (Großland) 2486, Taviuni 214, Kandavu 207 Quadratmeilen.*)

Die Inſeln folgen in einer Spirallinie aufeinander, welche mit Goro anhebt und mit Kandavu ſchließt, ſodaß in der Mitte ein Binnenmeer, die Goroſee, freibleibt. Für den-

*) Sämmtliche in dieſem Artikel erwähnte Meilen ſind engliſche geographiſche.

jenigen, welcher in der Mitte des Archipels schifft, hat diese lange Inselreihe das Ansehen eines in die See versunkenen großen Landes, dessen Gipfel allein sichtbar geblieben sind. Die meisten Inseln sind hoch, die größern gebirgig. Die Oberfläche ist sonst gewöhnlich gewellt. Die Gesteinsbildung ist noch nicht näher bekannt. Es gibt keine thätigen Vulkane, wohl aber Krater alter erloschener Vulkane und heiße Quellen. Man findet mitunter Bimsstein und vulkanische Asche auf der Oberfläche der See. Auch kommen Erdbeben vor; mitunter sollen sich neue kleine Inseln erheben.

Der meistens mit einer üppigen tropischen Vegetation bestandene Boden ist größtentheils reich an Humus. Dunkelrother Thon ist am häufigsten; stellenweise hat man verwittertes vulkanisches Gestein. Es mag zwar ein erheblicher Betrag für Berg und Fels in Abzug zu bringen sein, jedenfalls hat man hier ausgedehnte Strecken höchst fruchtbaren Landes, welches Kapital und Cultur zu hoher Entwickelung zu bringen vermögen.

Die Inseln werden durch Bäche und Flüsse reichlich mit Wasser versehen. Die Flüsse ziehen meistens von Westen nach Osten.

Fast alle Inseln werden von Korallenriffen gürtelformig umringt, die jedoch gewöhnlich einige Oeffnungen für Schiffseinfahrten haben. Diese natürlichen Hafendämme umgeben die Inseln in der Entfernung von $^1/_2$—20 Meilen, und innerhalb derselben ist das Wasser glatt wie in einem Landsee. Die langen rollenden Wogen des Oceans platzen an dem 8—30 Fuß breiten Riff; werden sie vom Passatwinde gepeitscht, so steigen sie 10—20 Fuß hoch auf, zerstieben aber immer in einem Schaumschauer. Das Wasser im Korallenbecken ist gewöhnlich 7—15 Klafter tief. Tief unten in der krystallklaren Flut erblickt man die wundersamen Gärten mit ihren Seepflanzenhainen und Korallenbäumen, durchzuckt vom Spiel der Fische, die hier in den buntesten Farben schillern, gelb, grün, braun, schwarz gestreift, canariengelb, ultramarinblau; Gebilde, so wundersam, so märchenhaft, daß der Schiffer im dahingleitenden Kahne wie unwillkürlich in Träume versinkt und in jene kühlen Gefilde sich hinabgezogen wähnt.

Das Klima ist eins der vorzüglichsten in der tropischen Zone; es ist freilich ein tropisches sowie ein insularisches, feucht und schwül. Die Hitze beträgt gewöhnlich das ganze Jahr hindurch 80—100 ° F. Der seit einer Reihe von Jahren registrirte niedrigste Thermometerstand beträgt 62, der höchste 121° F. Solche ununterbrochene Schwüle ist der europäischen Constitution, namentlich der nordischen, nicht genehm. Wenigstens kann der Europäer in dieser Hitze nicht wohl im Freien arbeiten, wenn man auch nicht selten Pflanzer sechs bis sieben Stunden pflügen sieht. Die Hitze wird jedoch durch die regelmäßige Seebrise, durch die Passatwinde, auch durch den sehr reichlichen Regen wesentlich gemildert. Ein besonderer Vorzug des hiesigen Klimas ist, daß das Wechselfieber, jene große Plage tropischer Länder, hier nicht vorkommt. Doch hat der europäische Ansiedler sich vor der Ruhr in Acht zu nehmen; eine Krankheit, die vor Ankunft der Europäer unbekannt war und bei diesen wahrscheinlich durch die ungewohnte, vorwaltend vegetabilische Nahrung verursacht wird. Die Eingeborenen sind häufig mit Augen- und Hautkrankheiten behaftet, was von dem häufigen Genusse des Kava, des einheimischen berauschenden Getränkes, herrührt. Die Regenzeit währt von April bis October; doch fällt Regen in allen übrigen Jahreszeiten. Auf der „luvwärtigen" (der dem Passatwinde entgegenliegenden östlichen) Seite der höhern Inseln, wie Viti-Levu, ist der Regen viel andauernder und reichlicher als auf der leewärtigen, weshalb hier viel schwächerer Baumwuchs zu finden ist. Auch ist die Leeseite der Gesundheit weniger zuträglich. Südostpassat weht von April bis December; während der übrigen Monate wehen veränderliche Winde, vorherrschend Nord und Nordwest, namentlich während der Zeit der schweren Regen. Zuweilen werden große Verheerungen durch Orkane angerichtet. Im Jahre 1866 suchten zwei Stürme den ganzen Archipel heim und zerstörten Yam-, Taro-, Baumwoll-

felder, die neuangelegten Kaffeepflanzungen auf eine Weise, die sich noch nach vielen Jahren fühlbar machte. Doch waren solche Stürme seit 20 Jahren nicht vorgekommen.

Die Inseln sind bis an die Berggipfel mit dichter Waldung bestanden. Wo ein Feld verlassen wird, besetzt der Wald es sofort wieder. Eine Ausnahme macht, wie schon bemerkt, die Leeseite der gebirgigen Inseln, die nur grasbestanden ist mit vereinzelten Schraubenbäumen.

Die Flora ist entschieden tropisch. Es herrschen vor Baumfarrn, verästete Gräser, Palmen, Scitaminosen, Orchideen, Akazien, Casuarinen, Metrosideren, und verschiedene Schlingpflanzen bringen in ausgedehnten Strecken die Flora mit der australischen in Verbindung. Die Küste wird gewöhnlich von Cocosbäumen dicht und breit umsäumt. Mangelbäume finden sich nur an den Mündungen des Wai-Levu.

Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cocosnußöl sind die Stapelartikel unter den Producten. Sonstige einer commerziellen Entwickelung fähige Prodnete gibt es jedoch in großer Mannichfaltigkeit. Alle tropischen Producte gedeihen.

Der Yam ist als Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung von besonderer Wichtigkeit; die Eingeborenen rechnen danach die Jahreszeiten. Es gibt davon eine große Anzahl von Varietäten, welche sämmtlich vortrefflich gedeihen. Die Yamknolle wiegt durchschnittlich an 3 Pfd.; doch sind Knollen von 5 Fuß Länge, dick wie ein Mannsschenkel, an 100 Pfd. schwer und dabei vollkommen mehlig, keine Seltenheit. Der Marktpreis des Yam ist ungefähr 3 Pfd. St. für 1000 Knollen.

Der Taro (Colocasia esculenta), hier Dado genannt, eine Knolle von der Form einer Weißrübe und kohlartigem Geschmack, die nächstwichtige Gemüsepflanze, gedeiht am besten in trockenem Boden. Eine andere Aroideose, welche zum Nahrungsmittel dient, ist Diapa (Amosphophallus). Die amerikanische Cassavawurzel ist mit Erfolg eingeführt. Auch werden die europäische Kartoffel, die süße Kartoffel, Rüben, Kohl, Petersilie, Gurken, Tomato, Erbsen, Schalotten mit Erfolg gezogen. Cerealien sind bisher noch nicht viel angebaut worden. Mais und in den Niederungen Reis gedeihen. Obst hat man in großer Fülle. Bananen und Plantanen sind vorzüglich. Die Brotfrucht wächst in dichten Wäldern und an 13 Arten derselben werden cultivirt. Aepfelähnliche Früchte wachsen auf verschiedenen hohen Bäumen. Die vitische Kastanie wächst auf der Fichte Incarpus edulis. Die Tavola (Terminalia catappa) hat eine mandelartige Frucht. Prächtig stehen Tamarinde, Pagaw, Guayava, Limonie, Citrone, Orange, Granatäpfel, Ananas. Die Granadilla (eine Passiflora) mit Zucker und Milch ist ein Ersatz für Erdbeeren und Milch. Auch die Weintraube gedeiht.

Die Cocospalme, welche die sämmtlichen Küsten besteht, ist bekanntlich auf vielfältige Weise verwendbar. Das Cocosnußöl war früher ein Haupthandelsartikel der Eingeborenen; seitdem jedoch die Europäer sich hier angesiedelt haben und das Oel mit verbesserter Maschinerie fabriciren, finden die Eingeborenen es vortheilhafter, dem Fabrikanten die Nuß zu verkaufen, welcher entweder das Oel auspreßt oder die Nußkerne an der Sonne oder über einem gelinden Feuer dörrt und als Copera nach den australischen Colonien oder nach England ausführt, wo das Oel dann gewonnen und aus dem Residuum der Oelkuchen (Oilcake) zur Viehmast hergestellt wird. Die Eingeborenen machen jetzt Cocosnußöl nur für den heimischen Bedarf, der freilich ein beträchtlicher ist, indem sie sich den Leib täglich reichlich mit Cocosnußöl einreiben; sie liefern der Wesleyanischen Mission jährlich 4—700 Tonnen Cocosnußöl als Beisteuer zur Erhaltung derselben ein.

Calophyllum imphyllum, ein Baum, der an den Küsten sehr häufig ist, liefert das Woondel des indischen Handels, ein als Arznei sehr geschätztes Bitteröl. Das Candle-Nut (Alecoites trilobe) ist überall in Menge vorhanden. Die Crotonölpflanze ist neuerdings von den Tongainseln eingeführt worden, wird jedoch nur in Hecken gezogen.

Caelococcus vitiensis, eine Art Sagopalme, welche Seemann in Sümpfen fand, wird wahrſcheinlich von Wichtigkeit werden. Den Eingeborenen war der Werth des Baumes unbekannt, bis Seemann ſie über die nahrhaften Eigenſchaften des im Innern des Stammes verſchloſſenen Mehls aufklärte. Eine Species des Taccu, von den Eingeborenen Jabia genannt, gewährt ein Arrowroot.

Das Macon liefert eine Art Caſſie, welche den Zimmt erſetzt. Eine Art Muskatnuß wächſt auf 60—80 Fuß hohen Bäumen, eine Art Ingwer in den Niederungen. Capticum, Vogelaugenpfeffer, iſt eingeführt und überall verbreitet. Vanille iſt ebenfalls eingeführt und wird mit Erfolg cultivirt. Moſawe oder Baſile toga der Eingeborenen, eine Art Dracaena, eignet ſich zur Bereitung von Lakrize. Die Eingeborenen backen und eſſen die Wurzel. Auch kann ein geiſtiges Getränk daraus deſtillirt werden.

Das Kava oder Yakoma, das berauſchende Getränk der Eingeborenen, wird aus der Wurzel des Piper mechysticum, welches am beſten in der Höhe von 500—1000 Fuß gedeiht, bereitet. Die Eingeborenen haben von den Amerikanern gelernt, aus der Cocosblüte Toddy zu bereiten.

Das Sandelholz bildete am Anfange dieſes Jahrhunderts den wichtigſten Ausfuhrartikel des Archipels. Es war aber immer auf den ſüdweſtlichen Theil von Vanua-Levu beſchränkt und bereits um das Jahr 1816 faſt gänzlich erſchöpft. Als Wilkes die Inſeln beſuchte, konnte er nur mit Mühe ein Specimen für das Herbarium erlangen.

Das Malo, der Papiermaulbeerbaum, liefert die Fiber, aus welcher die Fidſchifrauen den Taga, das einheimiſche Kleidungszeug, bereiten. Daſſelbe wird mit dem Safte des Lauthi (Aleurites triloba) gefärbt. Es gibt ſonſt mancherlei Färbe- und mancherlei Gummihölzer. Der Schraubenbaum gibt Material für Matten, andere Pflanzen ſolches für Taue und Bindfäden.

Haus- und Schiffbauholz iſt reichlich vorhanden. Die Dakua (Dammara vitiensis), die Fidſchi-Kowriefichte, erreicht eine Höhe von 100 Fuß bei 18 Fuß Stammumfange. Sie wird für Maſten und Raaen benutzt, fängt aber an ſelten zu werden. Verſchiedene andere Coniferen, ſowie auch die Damann (Calophyllum Burmanni) eignen ſich jedoch gleichfalls zu ſolchem Behufe. Der Nokonoko, eine Caſuarine, hat ein Holz von außerordentlicher Härte. Der Dilo (Calophyllum inophyllum) wird wegen des ſchönen Kerns ſeines Holzes und der hohen Politur, die es annimmt, ſehr geſchätzt.

Einheimiſche Mammalien ſind nicht vorhanden. Die Hausthiere, welche die Eingeborenen gewöhnlich halten und welche vortrefflich gedeihen, ſind Ziege, Schwein, Hund und Huhn. Das Schaf wird von einigen europäiſchen Anſiedlern gezogen; es ſcheint aber das Gras für daſſelbe zu grob und das Ndrala, ein Unkraut, das auf den Baumwollfeldern vorkommt, ihm verderblich zu fein. Es iſt mitunter durch Seuchen, die auf ſolche Weiſe entſtanden, in großer Anzahl hingerafft worden. Man hofft deſſenungeachtet dieſe Schwierigkeiten beſeitigen zu können und das Schaf zu acclimatiſiren. Wolle gehört bereits zur regelmäßigen Ausfuhr. Die von einigen Anſiedlern unternommene Rindvieh- und Pferdezucht iſt erſt in den Anfängen. Man kauft eine Kuh für ungefähr 15 Pfd. St. An friſchem Fleiſch iſt noch immer Mangel; ſelbſt in den Hotels zu Levuka hat man oft nur präſervirtes Rind- und Hammelfleiſch. Als ſonſtiges Mammal iſt nur noch die Ratze zu nennen; dieſe iſt überall verbreitet. Der Kreis der einheimiſchen Vögel iſt beſchränkt; Papagaien ſind die häufigſten Vögel. Es gibt viele Schlangen, doch keine giftigen. Eidechſen und Fröſche ſind zahlreich; dieſe letztern ſind eine Lieblingsſpeiſe der Eingeborenen. Inſekten ſind in ſehr großer Menge vorhanden, darunter einige merkwürdige Arten. Macrotoma heros, ein 10 Zoll langer Käfer, wird, wie auch die kleinern Käfer, von den Eingeborenen geröſtet und verſpeiſt. Centipeden, 10—12 Zoll lang, ſind häufig in den Dächern und Wänden der Hütten der Eingeborenen; ihr Biß

Digitized by Google

ist schmerzhaft, wenn auch nicht gerade gefährlich. Ameisen und Mosquitos sind überaus zahlreich und eine große Beschwerde. Fische schwärmen in großer Menge in den Flüssen und an der Küste. Merkwürdig ist, daß Hai und Lethrinus, sonst nur Seefische, hier auch in den Flüssen vorkommen.

Schildpatt könnte hier in größter Menge gewonnen werden; nur die zum Theil durch das große Schwanken der Marktpreise veranlaßte Trägheit der eingeborenen Fänger verhinderte eine größere Ausdehnung des Exports in diesem Artikel. Die Beche de Mer- (Trepang-)Fischerei wurde früher an der Mathuata oder Nordküste von Vanua-Levu mit Vortheil betrieben und jährlich an 500 Pikul (à 140 Pfd.) davon nach China ausgeführt. Dieselbe ist gegenwärtig fast erschöpft, ließe sich jedoch wol wiederherstellen, wenn eine bessere Methode als mittels eingeborener Taucher angewandt würde. Der Preis ist durchschnittlich 30 Sh. das Pikul.

2) Stapelartikel.

Baumwolle ist bisher der Hauptgegenstand des landwirthschaftlichen und commerziellen Betriebes gewesen, und der Archipel scheint auch in der That bestimmt, ein großes Baumwollland zu werden. Gröbere Baumwollsorten wurden schon um das Jahr 1830 auf den Inseln eingeführt. Die Missionare regten die Sache an und einige Häuptlinge wurden veranlaßt, den Bau der Pflanze zu beginnen; doch erregte dies keine weitere Aufmerksamkeit. Im Jahre 1859 kam der damalige englische Consul Pritchard von seiner Reise nach England zurück und brachte „The Manchester Cotton Supply Reporter" mit, in welchem berichtet wurde, daß im Comité der Cotton Supply Association in Fidschi gezogene Baumwolle zu 7—12½ Pence das Pfund abgeschätzt worden sei. Der damalige amerikanische Consul Dr. Brower war nun der erste Pflanzer, welcher einen Erfolg erzielte, indem er auf der ihm gehörenden Insel Wakaya, 10 Meilen östlich von Levuka, eine sehr gute Probe der New-Orleans-Varietät erzeugte. Zu gleicher Zeit pflanzte Dr. Seeman zu Somo-Somo auf Taviuni Sea-Island-Baumwolle, welche er aus Amerika mitgebracht hatte; dieser Versuch schlug fehl. Die erste Sea-Island-Baumwolle gewann J. H. Smytherman in seiner Plantage auf der Insel Nukubau im Wai-Levu-Delta und sandte Proben davon auf die londoner Ausstellung von 1862. Andere Ansiedler im Rewabezirke am Wai-Levu, wie Jakob Stork, St. John, M'Clintock, folgten mit derselben Cultur. Zu den ersten Partien Sea-Island, welche nach Sidney gingen, gehörte auch eine von den Eingeborenen gebaute und mit der Hand gereinigte. Es hielt anfänglich sehr schwer, Sea-Island-Saat zu bekommen; sämmtliche erste Anpflanzungen wurden mit kleinen Quantitäten dieser Saat bestellt, im Besitz des Dr. Seeman, des Hrn. M'Clintock, welcher Saat von der Sidney Agricultural Society, des Consuls Dr. Brower und des Hrn. Hunter, welcher Saat von Dr. Müller, Director des Botanischen Gartens in Melbourne, erhalten hatte. Nach dem Ende des amerikanischen Bürgerkrieges gab Dr. Brower, in der Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, mit Amerika in den gröbern Sorten zu concurriren, die er bisher vornehmlich gebaut, dieselben auf und pflanzte ausschließlich Sea-Island. Im Jahre 1865 erlangte diese Baumwolle Brower's in Liverpool 2 Sh. 11 P. das Pfund. Dies wirkte als ein gewaltiger Sporn. Saat von Dr. Brower's Plantage wurde fortan in allen Theilen des Archipels angewandt.

Im Jahre 1859 ließ Hr. Hennings, ein sehr unternehmender und umsichtiger Mann, gegenwärtig an der Spitze der Kaufleute und der Pflanzer im Archipel, sich in Levuka nieder. Er errichtete im Jahre 1865 eine Wind-Baumwollreinigungsmühle (Gin) und reinigte 30 Ballen. Hennings begab sich sodann nach Sidney, wo es seinen Bemühungen gelang, daß ein Schiff zur Unterhaltung eines regelmäßigen Verkehrs zwischen

Sidney und Levuka eingelegt wurde. In Levuka regte er darauf eine Anzahl weniger bemittelter Pflanzer zum Baumwollbau an, indem er ihnen Land zum Einkaufspreiſe abließ und Vorſchüſſe machte.

Der Rewabezirk am Wai-Levu war der erſte, welchen die Mehrzahl der Baumwollpflanzer in Angriff nahm. Bald drangen viele den Wai-Levu weit hinauf und ließen ſich dort nieder, trotz der damaligen großen Gefahr für Leben und Eigenthum. Viele Pflanzer hatten Glück und gründeten ſich ſchöne Gehöfte. Beche de Mer, Schildpatt, Cocosnußöl wurden jetzt vernachläſſigt. Die Baumwolle beherrſchte das ganze Geſchäft.

Bald erwies ſich, daß ſämmtliche Inſeln ſich für Sea-Island eignen, eine Baumwolle, die bisher nur an den Küſten von Südcarolina und Georgien und in einem Theile Floridas mit Erfolg gebaut worden war. Dem Secretär der Mancheſter Cotton Supply Aſſociation ſchrieb Hr. J. B. Thurſton, welcher damals engliſcher Conſul war: die Fidſchi-Sea-Island übertreffe die Georgier an Länge des Stapels, Seidenartigkeit der Textur und Reinheit der Farbe, ſtehe derſelben jedoch in Stärke des Stapels nach, dem jedoch wahrſcheinlich durch ſorgfältigern Erdaufwurf abgeholfen werden könnte.

Anfänglich hielt es ſehr ſchwer, die Sea-Island von den Kidney und ägyptiſchen Sorten freizuhalten. Dieſe früher ausſchließlich gebauten Sorten wurden erſt um 1867 von den Pflanzern aufgegeben, worauf ſie nur Sea-Island bauten. Auch mußten die Pflanzer meiſtens, weil ſie keine Gins hatten, ihre Baumwolle dem Kaufmann zu ſehr niedrigem Preiſe, zu 3—5 P. das Pfund verkaufen. Nachdem ſie ſich Reinigungsmaſchinen, die inzwiſchen auch ſehr verbeſſert worden waren, angeſchafft hatten, war ihr Preis loco durchſchnittlich 1 Sh. das Pfund. Die Baumwolle liefert 300 Pfd. den Acre, mithin einen Bruttoertrag von 15 Pfd. St. und nach Abzug der Betriebskoſten einen Nettoertrag von 8—10 Pfd. St. pro Acre.

Die Eingeborenen bauen noch, jedoch nur in beſchränkter Quantität, Kidney und ägyptiſche Baumwolle, die ſie ungereinigt in Levuka zu 3 C. das Pfund verkaufen. Dieſelbe iſt gewöhnlich ſehr ſchmuzig, erlangt jedoch oft 1 Sh. das Pfund in Liverpool.

Die Baumwollausfuhr betrug im Jahre 1864 650 Ctr., 1865 2400 Ctr., 1866 5880 Ctr. Im Jahre 1867 beſaßen die Pflanzer 30 Gins und 5 Dampfmaſchinen. Doch hatte im Jahre 1868 die größte Baumwollplantage nicht über 50 Acres beſtellt; denn es mangelte an Arbeitskräften. Im Jahre 1873 wurden 5400 Ballen zu 350 Pfd. (= 14000 Ctr.) ausgeführt. Es hatte ſich aber die Qualität verringert und wurde in Liverpool nur der Preis von 13—22 P. das Pfund gewonnen, während die Qualität von 1866 an 28 P. erzielt haben würde.

Die Baumwollcultur wird nicht nur durch den Mangel an Arbeitskraft, ſondern auch durch die Größe der Unkoſten weſentlich gehemmt. Die Proviſion des Kaufmanns in Levuka und Sidney kommt auf 10—12 Proc. zu ſtehen; dazu kommen denn Fracht und andere ſchwere Speſen. Solange überhaupt Fidſchi ausſchließlich auf den liverpooler Markt angewieſen iſt, dürfte es in der Baumwolle kaum große Reſultate erzielen. Amerika ſchlägt Fidſchi ſchon blos durch den Unterſchied der Fracht aus dem Felde. Die Fracht von Amerika nach Liverpool beträgt $^1/_2$ P. das Pfund, von Fidſchi 6 P. Der amerikaniſche Pflanzer empfängt durch Vermittelung des Kabels und der Bank ſeine Rimeſſe aus England in 14 Tagen, der Pflanzer in Fidſchi erſt in zwei Jahren.

Der Zucker ſteht unter den Artikeln obenan, nach welchen der Pflanzer, ſeitdem er ſeine Aufmerkſamkeit der Baumwolle nicht mehr ungetheilt zuwendet, ſich umſieht. Das Zuckerrohr wird ſeit langer Zeit von den Eingeborenen in beſchränkter Menge gebaut; den Saft verwenden ſie vielfach bei der Zubereitung der Speiſen, obgleich ſie die Herſtellung des Zuckers nicht verſtehen. Die Pflanzer haben den Zuckerbau erſt ſeit dem Jahre 1873 ernſtlich aufgenommen. Bei den bisherigen ungeordneten Zuſtänden waren

Kapitaliſten nicht zu den für dieſen Betrieb erforderlichen koſtſpieligen Anlagen geneigt. Boden und Klima ſind für das Zuckerrohr vorzüglich geeignet, es gedeiht vortrefflich, und ein großer, fortwährend anwachſender Markt liegt in unmittelbarer Nachbarſchaft in Auſtralien, Neuſeeland, Tasmanien.

Der Kaffee gedeiht in höher liegenden Ländereien. Eine erfolgreiche Kaffeeplantage befindet ſich z. B. zu Namuſi am obern Wai-Levu. Kaffeepflanzer aus Ceylon, welche die Inſeln beſuchten, ſprachen ſich ſehr günſtig über dieſelben mit Bezug auf den Kaffee aus. Der Orkan vom Jahre 1866 zerſtörte die Mehrzahl der Kaffeeplantagen in den Kleininſeln; der Schaden iſt jedoch wieder erſetzt worden. Die Ausfuhr iſt zwar bisher von keiner Bedeutung geweſen, doch hat Fidſchi alle Ausſicht auf Erfolg im Kaffeemarkt.

Taback wird in allen Dörfern der Eingeborenen, jedoch nur für ihren eigenen Bedarf, gezogen. Beide Geſchlechter der Eingeborenen ſind ſtarke Raucher.

3) Die Eingeborenen.

Wie Alfred Ruſſell Wallace in ſeinem vortrefflichen Werke, der „Malay Archipelago", eingehend nachgewieſen hat, daß ſämmtliche Eingeborene Polyneſiens, von den Sandwichinſeln bis Neuſeeland, urſprünglich zu den Papua gehörten, der Raſſe der ſchwarzen wollhaarigen Melaneſier, deren Centralſitz die große Inſel Neuguinea iſt, daß aber bei den braunen Polyneſiern eine mehr oder minder ſtarke Miſchung mit Malaien ſowie auch mit hellfarbigern mongoliſchen oder tatariſchen Stämmen ſtattgefunden hat, ſo iſt dies auch bei den Eingeborenen des Fidſchiarchipels der Fall; auch ſie ſind urſprünglich Melaneſier, haben dunkle Farbe und langes Wollhaar. Während jedoch die Bewohner des gebirgigen Innern der größern Inſeln faſt reine ſchwarze Papua verblieben ſind, iſt bei den Küſtenbewohnern eine ſtarke Miſchung eingetreten, und zwar zunächſt mit dem braunen Stamme der Tonga- oder Freundſchaftsinſeln, welche 250 Meilen im Südoſten der Fidſchigruppe liegen, was auf Körperbau und Sprache, Sitten und Gebräuche weſentliche Einwirkung gehabt hat. Der Verkehr mit den Tonga hat ſeit langer Zeit ſtattgefunden und dauert auch noch gegenwärtig fort. Ein Tongahäuptling beſitzt die luvwärtigen (Windward)-Inſeln und iſt nach dem Tui-Viti, gewöhnlich König der Fidſchiinſeln genannt, der erſte Mann im Lande; in den luvwärtigen Inſeln iſt auch eine große Anzahl Tonga angeſiedelt.

Die Küſtenſtämme ſind von dunkler Olivenfarbe und von ſtattlichem Wuchs, durchſchnittlich an 5 Fuß 8 Zoll groß. Der alte König Kakobau (Thakombau) iſt über 6 Fuß groß. Die Bruſt des Fidſchi iſt breit und offen, die Gliedmaßen ſind muskulös und ſtramm. Das Haar iſt grob, wollig und wulſtig, wird jedoch auf Geheiß der Miſſionare dicht am Kopfe abgeſchnitten. Einige haben Backenbart, gewöhnlich ſind ſie aber bartlos. Sie pflegen das Haar mit Korallenſand und Salzwaſſer zu waſchen und mit ſolchem Sand und mit Cocosnußöl einzureiben, ſodaß es wie gepudert ausſieht. Das Haar ſelbſt erhält dadurch eine röthliche Farbe. Der Fidſchi iſt in ſeinem Weſen lebhaft und gewandt. Gang und Haltung haben eine imponirende Würde. Der alte Häuptling Tanoa, des jetzigen Tui Kakobau's Vater, ſagte zum amerikaniſchen Kapitän Wilkes: „Euere Leute ſind ohne Zweifel gute Krieger, allein ſie watſcheln wie die Enten." Das Weib iſt gewöhnlich klein und häßlich. Junge Mädchen von 15 Jahren ſind zwar mitunter lieblich, allein mit 25 Jahren iſt jeder Reiz verſchwunden. Eigenthümlich iſt, daß die Frauen ſich beim Tode des Ehegatten oder nahen Verwandten das obere Glied am kleinen Finger abhacken. Die Frau wartet der Familie, beſorgt den Hausſtand, macht Maſſie oder Tappa, das einheimiſche Kleidungsſtück, fängt Fiſche, flicht Matten, bereitet Cocosnußöl.

Beschäftigung des Mannes ist es, das Haus, den Kahn, den Acker zu bauen und in den Krieg zu ziehen.

Jeder Mann hat seinen eigenen kleinen Acker, wo er sein Gemüse, seinen Yam, Taro, Bananen baut. Ein Theil des Ertrags wird als Tribut für den Häuptling einbehalten. Das Ackergeräth besteht in einem langen Messer, das man vom Weißen kauft, einem Beile und dem Udoko, einem dicken zugespitzten Stock, der zum Spaten dient. Beide Geschlechter kochen. Die Speise besteht hauptsächlich in Yam, welcher sich ein ganzes Jahr hält, und in der sonstigen vom Acker gelieferten Pflanzenkost. Ein Nationalgericht ist Bukalolo, ein großer Kloß aus Taro, Bananen und zerriebener Cocosnuß, sehr schmackhaft, wenn man die Zurichtung nicht kennt. Flüssigkeiten werden in Cocosnußschalen, solide Speisen in Bananenblättern aufgetragen. Fleischspeisen genießt der Fidschi nur beim selten eintretenden Solien, Festgelage, wo er dann gewaltige Stücke Schweine- und Ziegenbraten verzehrt und die Nacht durch sein Kava trinkt und seine Cigaretten raucht. Taback ist ihm unentbehrlich, Rauchen überhaupt, wie schon erwähnt, eine Hauptbeschäftigung der Fidschi beider Geschlechter; man sieht sogar fortwährend Kinder von zwei bis drei Jahren mit ihrem Glimmstengel.

Kava (oder Angona oder Yakoma), das einheimische geistige Getränk, wird aus der gekauten Wurzel des Piper mechysticum bereitet. Die ausgekaute Wurzel wird ausgepreßt, der Saft durch ein Sieb getrieben und mit heißem Wasser getrunken. Der mächtige Häuptling Maafu in den luvwärtigen Inseln beschäftigt eine Anzahl von jungen Mädchen zu dem ausschließlichen Behuf, Kava zu kauen. Das Kava hat einen sehr faden Geschmack und eine mehr betäubende als berauschende Wirkung. Dennoch findet man sogar Europäer, die große Liebhaber des Kava geworden sind. Uebrigens wird englischer Gin (Branntwein) in großen Quantitäten importirt und consumirt.

Die Kleidung besteht hauptsächlich aus dem Sulu, einem breiten, drei Ellen langen Lendentuch, welches früher aus blau- und weißgestreiftem Tapa bestand, gegenwärtig gewöhnlich aus buntem Kattun gemacht wird. Die Frauen pflegten unter dem Sulu den Liku zu tragen, einen Unterrock, welcher aus einem langen und dicken tief schwarzgefärbten Grase gemacht wurde. Die Häuptlinge trugen früher ein langes, mit eigenthümlichen Mustern bemaltes Tapagewand, das von den Schultern bis auf die Füße hinunterfiel. Gegenwärtig tragen Leute der untern Klassen gewöhnlich Kattunhemden über dem Sulu, die Häuptlinge aber tragen europäische Kleidung, oft ganz elegante, wie sie auch auf europäische Art speisen.

Das Tapa (oder Massie), das einheimische Kleidungszeug, wird von den Weibern aus der Rinde des Malo oder Papiermaulbeerbaums bereitet, welcher zu diesem Behufe angebaut wird. Der Stoff sieht wie Pergament aus, ist aber nicht so dauerhaft, indem Wasser ihn wie Papier erweicht. Wenn der Baum 6—8 Fuß groß und der Stamm so dick wie ein Finger ist, wird er dicht am Boden abgeschnitten, die Rinde abgestreift, in Wasser eingeweicht, glatt geklopft und schließlich gefärbt. Die größten und am schönsten gefärbten Stücke werden als Tribut für den Häuptling zurückbehalten.

Die Hütten sind dem Klima angemessen leicht und luftig. Das Dach, 20—30 Fuß hoch, springt fast vom Boden auf, ist aus Bambus errichtet und mit Gras gedeckt, die Wände sind sauber aus Rohr geflochten und mit Zuckerrohr-, Schraubenbaum- oder andern Blättern bedeckt. Fensteröffnungen sind nicht vorhanden, das Licht kommt durch die Thür, welche gegen 5 Fuß hoch und fast immer offen ist. Die Flur ist mit Matten bedeckt, zierlich aus Cocosblättern und Binsen geflochten. In bessern Häusern ist an einer Seite eine erhöhte Flur, wo der Hausherr und geehrte Gäste sitzen.

Bekanntlich gehörten die Fidschi früher mit zu den entschiedensten Kannibalen. Die Häuptlinge hielten förmliche Menschenzüchtereien, und die Oefen von Bau erkalteten kaum

jemals. Es ist den Bemühungen der Missionare gelungen, seit dem Jahre 1854 wenigstens diesen Greuel abzuschaffen. Mit der Anthropophagie ist es unter den Küstenstämmen längst vorüber, die alten Bräuche verlieren sich nach und nach. Auf dem großen Platze in Bau, wo die heidnischen Orgien geübt wurden, erhebt sich jetzt die christliche Kirche; dieselbe Trommel, welche einst zum „Solien" lud, zum Gelage, bei dem es den Anthropophagen so ganz kannibalisch wohl war, ruft jetzt die Gemeinde zum Gebete. Sogar die Polygamie hat meistens aufgehört. In jedem Dorfe wird ein eingeborener Prediger unterhalten. Die Einwohner halten täglich Familiengebet, gehen Sonntags zweimal zur Kirche, halten den Sabbat heilig. Ob sie aber viel Religion im Herzen haben, ist die Frage. In der Kirche, wo sie, weil es keine Sitze gibt, in verschiedenen Posituren auf dem Boden hocken, gewahrt man nicht eben besondere Andacht. Das „Loto", die christliche Taufe, die Annahme des Christenthums, hat gewöhnlich nur politische Bedeutung gehabt. Es bedeutete in den westlichen Inseln Unterwerfung unter den Herrscher von Bau. Wenn die Stämme wieder unabhängig wurden, schafften sie auch das Loto wieder ab. Die Mehrzahl sind Convertiten der Wesleyaner, die Katholiken sind kennbar durch ein messingenes Kreuz, das sie am Halse tragen. Die Missionare üben einen sehr großen Einfluß auf das Volk aus.

Die Fidschi sind launisch, veränderlich und überhaupt ist ihr Charakter, wie das bei allen Mischrassen der Fall, voll von Widersprüchen. Sie sind intelligent und geschickt, aber auch schlau und falsch, und, obschon sie sich sanft und folgsam zeigen, doch auch grausam und verrätherisch. Zu anhaltender Arbeit, namentlich Feldarbeit, sind sie nicht aufgelegt; doch ist freilich zu erwägen, daß sie nie an solche Arbeit in ihrer eigenen Wirthschaft gewöhnt waren, wie sie die Pflanzer von ihnen verlangen. Diese sind denn auch genöthigt worden, sich in den andern polynesischen Inseln nach Arbeitern für die Plantagen umzusehen. Die Fidschi sind jedoch gute Domestiken, Köche, Aufwärter. Die meisten sind sehr der Trunkenheit ergeben. Tui-Levuka, der Häuptling von Levuka, soll ein Faß Gin in einigen Tagen ausgetrunken haben.

Die heidnischen Gebirgsbewohner, von den christlichen Küstenfidschi wie auch von den Ansiedlern schlechtweg Teufel (Devils) genannt, unterscheiden sich durch die geringe Kleidung, die schwarze Hautfarbe, den gewaltigen Haarwulst, welcher gewöhnlich 15 Zoll, manchmal sogar 2—3 Fuß vom Kopfe absteht. Auch sind die Devils kleiner als die Küstenbewohner, der Kopf ist kleiner, die Lippen dicker. Bei ihnen ist das Heidenthum, namentlich der Kannibalismus, noch in voller Geltung. Sie sind daher jedermanns Feinde. Ihre Hütten mit konischen Dächern sind wie Vogelnester an den Spitzen unzugänglicher Felsen angeklebt.

Es ist kaum zu besorgen, daß die Eingeborenen sich in Masse gegen die Weißen erheben, da keine Einigkeit, kein Nationalitätsgefühl bei ihnen besteht. Sie wohnen zerstreut auf mehr als 200 Inseln und theilen sich in eine große Anzahl von kleinen Stämmen, die durch Stammhaß und Erbfehde voneinander geschieden sind. So geringe Einigkeit besteht zwischen den Stämmen, daß, wenn Arbeiter verschiedener Stämme sich auf einer Plantage befinden, sie sich weigern unter Einem Dache zu schlafen. Um Patrioten zu sein, dazu sind die Fidschi überhaupt zu träge, zu wenig kriegerisch; sie sind keine Maori.

Die Sprache der Fidschi hat einen ungemein sanften, schmelzenden Laut wegen des Vorherrschens der weichen Labiale und der Abwesenheit der aspirirten Gutturale und der Zischlaute. Sämmtliche Wörter endigen in Vocale.

Die Anzahl der eingeborenen Einwohner der Inseln beträgt nach den neuesten Angaben 160000, von welchen 140000 zu den civilisirten Küstenbewohnern, 20000 zu den wilden Gebirgsbewohnern gehören. Pritchard und Smythe schätzten die Anzahl sämmtlicher Einwohner im Jahre 1861 auf 200000. Diese ist jedenfalls in fortwährender

Abnahme begriffen. Die Zahl der Sterbefälle überſteigt in den meiſten Jahren bei weitem die der Geburten. Die Inſel Ovalau, die mehr unmittelbar mit Europäern in Berührung kommt, ſtellte früher 3000 Krieger, jetzt ſtellt ſie nur 300 Mann. Im Innern der Inſeln trifft man fortwährend verlaſſene Dörfer und verödete Aecker. Eine ſolche Abnahme der Bevölkerung findet bekanntlich überall ſtatt, wo ähnliche Völkerſchaften mit der europäiſchen Raſſe in nähere Berührung kommen. Einen ganz analogen Vorgang zeigt z. B. die Bevölkerung der Sandwichinſeln (Hawaii). Zur Zeit ihrer Entdeckung durch Kapitän Cook (1770) wurde deren Bevölkerung auf 400000 geſchätzt, der Cenſus vom Jahre 1825 ergab 142050, der vom Jahre 1836 nur 105570, der vom Jahre 1872 56897! Es iſt demnach anzunehmen, daß die eingeborene Bevölkerung der Fidſchi ausſtirbt. Inzwiſchen iſt bereits eine Anzahl Halbblut herangewachſen. Die Leute dieſer Art werden weder von den Fidſchi noch von den Europäern als ihresgleichen anerkannt und ſind in einer ſehr iſolirten unglücklichen Lage. Sie ſind meiſtens Matroſen in dem fortwährend an Anzahl zunehmenden Schiffsverkehr des Binnenarchipels.

4) Die Weißen.

Auſtralien betrachtet Fidſchi als ſeine Colonie; denn die Mehrzahl der dortigen Anſiedler ſind Auſtralier. Doch ſchon lange vor Ankunft der Miſſionare hatten die Fidſchi mit den Weißen Bekanntſchaft gemacht, allein leider mit einigen von den ſchlechteſten. Gegen Anfang dieſes Jahrhunderts flüchtete ſich eine kühne Anzahl von Deportirten aus Neuſüdwales in einem offenen Boot und gelangte glücklich nach den Fidſchi. Hier fanden ſie freundliche Behandlung bei den Eingeborenen und ſiedelten ſich bei denſelben an. Die kleine Niederlaſſung erhielt von Zeit zu Zeit Zuzug durch ſchiffbrüchige oder ſchiffsflüchtige Seeleute. Statt des mühſeligen, gefahrvollen Lebens, der ſchlechten Behandlung auf ihren Schiffen, meiſtens Waljägern, fanden die Matroſen hier ein ungebundenes, genußvolles Leben und wurden wie Fürſten behandelt. Auch hatten ſie thatſächlich die Stellung von Führern und Fürſten. Einer der früheſten europäiſchen Anſiedler zog die Kleidung aus, bemalte ſich den Leib und wurde völlig ein Fidſchi. An der Spitze ſeiner Schar mit ſeiner Flinte, welche einer ganzen Armee gleichgeachtet wurde, wandelte er oft das Geſchick von Dynaſtien in einer Stunde. Nicht alle unter dieſen Anſiedlern erfreuten ſich lange eines ſolchen Lebens. Aller Schranken frei, hatten ihre böſen Leidenſchaften vollen Schwung. Manche wurden noch ärgere Kannibalen als die Kannibalen ſelbſt, ſo arge, daß dieſe zuletzt aus Selbſtvertheidigung ſie todtſchlagen mußten. Einige kamen elend unter Entbehrungen um. Nun fingen auch die Handelsſchiffe an, namentlich von Sidney aus, hier zu verkehren, um Sandelholz, Beche de Mer, Schildpatt, Cocosnußöl zu holen, ein Handel der ſich ſo gefahrvoll wie gewinnreich erwies. Die Schiffsmannſchaften wagten ſich gewöhnlich nicht ans Land, ſondern führten den Tauſchhandel, indem das Boot vor Anker lag und die Gegenſtände vermittels einer langen Stange hin- und hergereicht wurden, ein Gebrauch, der auch noch jetzt in manchen Häfen beibehalten iſt. Schiffsbrüchige Mannſchaften wurden oft erſchlagen und gegeſſen, ſeitens der Europäer dann aber blutige Rache genommen.

Im Jahre 1835 ſetzten ſich einige Kaufleute feſt am Strande zu Levuka; denn Tui-Levuka, der dortige Häuptling, war einſichtsvoll genug, dieſen Anſiedlern allen Vorſchub und Beiſtand zu leiſten. Jene Kaufleute trieben Handel zwiſchen den Inſeln, zu welchem Behufe ſie 15 Fahrzeuge von 5—15 Tonnen Gehalt beſaßen, die ſie ſelbſt erbaut hatten. Die Goldentdeckungen vom Jahre 1851 in Auſtralien zogen eine Zeit lang die Aufmerkſamkeit von der Gruppe ab. Manche Goldſucher, die auf dem Wege von Californien

nach Victoria waren, wurden unterwegs mit den Fidſchi bekannt und kehrten ſpäter dahin zurück.

Im Jahre 1853 wurde der engliſche Conſul Pritchard hier eingeſetzt. Derſelbe machte auf die Gruppe als auf ein großes Baumwollland aufmerkſam. Im Jahre 1861 beſtand die europäiſche Bevölkerung erſt aus 116 Köpfen; als ſich darauf jedoch das Gerücht verbreitete, England beabſichtige, die Inſeln in Beſitz zu nehmen, erfolgte beträchtlicher Zuzug aus Neuſeeland und Auſtralien. Im Jahre 1868 gab es 449 weiße Anſiedler, welche bereits von den eingeborenen Häuptlingen 135000 Acres Land angekauft hatten. Ende 1871 gab es 2040 Weiße, 450 in Biti-Levu, 500 in Vanua-Levu, 1090 in den Kleininſeln.

Der Mangel einer geordneten Regierung hielt Kapitaliſten von den Fidſchi ab, dies erſetzte jedoch der Unternehmungsgeiſt einzelner. Manche Anſiedler, die außer einigen auf Credit erhaltenen Lebensmitteln faſt mittellos waren, drangen weit ins Innere ein, wo ſie bezüglich der Arbeit gänzlich von den Eingeborenen abhingen. Ein Pflanzer, welcher nur einige Pfund beſaß, nahm ſich ein Grundſtück inmitten einer von Eingeborenen dicht bewohnten Gegend in Viti-Levu, und vermittels großer Ausdauer, indem er während des erſten Halbjahres faſt nur eine Cocosnuß zur täglichen Koſt hatte, gelang es ihm, ſich endlich in der Stellung eines unabhängigen Pflanzers feſtzuſetzen. Andere ſchifften luvwärts und erlangten hier den Beſitz ganzer kleiner Inſeln, führten daſelbſt ein Robinſon-Cruſoe-Leben inmitten einiger hundert Freitage und haben ſich trotz aller Schwierigkeiten Güter aus der tropiſchen Wildniß herausgehauen, die jetzt die feinſte Baumwolle liefern.

Obgleich die weißen Anſiedler ſich thatſächlich ohne geſetzliche Controle befanden, war ihr Benehmen doch ein ganz correctes. Schwere Verbrechen kamen ſelten vor. Der amerikaniſche Conſul hatte richterliche Gewalt über amerikaniſche Unterthanen, ungefähr gleich der des Bezirksrichters in den Vereinigten Staaten. Er konnte civilrechtliche Sachen unter 3000 Doll. entſcheiden, konnte die ihm und einer Jury überwieſenen Verbrecher mit einem Kriegsſchiffe nach Hauſe ſchicken. Da ihm aber weder Detentionshaus noch gerichtliche Beamten zu Gebote ſtanden, half ſeine richterliche Autorität nicht immer viel. An 90 Proc. der Anſiedler ſind Auſtralier und ſonſtige britiſche Unterthanen, über welche der engliſche Conſul eine nur ſchiedsrichterliche Gewalt hatte, wenn er auch bei Verbrechen von der Mehrzahl der britiſchen Unterthanen in der Rechtspflege unterſtützt wurde. Dieſe Verhältniſſe waren ein weſentliches Hinderniß des commerziellen Verkehrs, da kein auswärtiges Haus ſich gern in Geſchäfte einließ, bei denen es nur auf die Ehrlichkeit ſeines Fidſchi-Correſpondenten angewieſen war.

Hier geborene Kinder europäiſcher Abſtammung gedeihen vortrefflich; keine Degeneration der ariſchen Raſſe iſt hier zu beſorgen.

Die große Mehrzahl der Weißen ſind die Pflanzer. Dieſe haben meiſtens mit geringen Mitteln angefangen und ihre Wirthſchaft unter großen Schwierigkeiten fortgeführt. Das Land iſt ſelten eingehegt; es iſt rings von Wald umgeben, aus dem es gerodet worden iſt. Wenige könnten die Marken ihres Grundſtücks genau angeben, ein Umſtand, der ſpäter den Advocaten genug zu thun geben wird. Alles iſt noch ſehr im Rohen, doch auch in fortwährender Beſſerung. Die Pflanzer arbeiteten anfänglich mit Stock und Meſſer, dann mit Pflug und Egge, endlich mit Maſchinen; ſie ſind faſt ſämmtlich ſehr reſpectable Leute, Leute von Erziehung und Bildung, mußten aber lange Jahre ein ſehr einſames, faſt thierartiges Leben führen, fern von aller Cultur. Der nächſte Nachbar wohnte gewöhnlich Meilen weit entfernt. Die Wohnung ſelbſt iſt gewöhnlich ein von Fidſchi nach einheimiſchem Stile erbautes Haus von Rohr mit Gras- und Laubdach. Dieſe luftigen Häuſer ſind ſehr kühl, dem Klima angemeſſen und können, mit Dielen ge-

flurt, mit europäiſchen Thüren und Fenſtern verſehen, ganz wohnlich gemacht werden. Ein ſolches Haus kann man für 6 Pfd. St. bauen. Sie enthalten gewöhnlich zwei durch eine Rohrwand getrennte Gemächer. Einige haben recht gut möblirte Zimmer; Junggeſellen haben meiſtens den dürftigſten Hausrath. Dieſe einheimiſchen Häuſer verdienten in der That den Vorzug, wenn ſie nicht ſo feuergefährlich, der Feuerſtock nicht eine landesübliche Einrichtung wäre. Hölzerne Häuſer mit Bretterverſchalung und eiſernem oder Zinkdache kommen jetzt immer mehr auf. Die übliche Kleidung des Pflanzers iſt Wollhemd, Leinwandhoſen, oft ohne Strümpfe und Schuhe. Seine Nahrung beſteht in Yam, Geflügel, Schweinefleiſch, Schiffszwieback, Pökelfleiſch, präſervirtem Fleiſch. Der benachbarte Wald gewährt oft, aber keineswegs immer, Cocosnuß, Brotfrucht, Banane. So pflegte es gewöhnlich im Anfang zu gehen. Konnte der Mann ſich dann einen Hühnerhof, eine Kuh, endlich gar ein Weib anſchaffen, kam er ſchon beſſer fort. Weiße Frauen ſind aber ſehr ſelten und Heirathen mit eingeborenen Frauen kommen bei den Pflanzern faſt gar nicht vor. Des Abends hat der Pflanzer gewöhnlich Beſuch von Nachbarn. Er iſt ſehr gaſtfreundlich; die Fremden erhalten das Beſte, was das Haus gewähren kann. In den dichter beſiedelten Gegenden ſind muſikaliſche Soiréen, Bälle gewöhnliche Ereigniſſe. Allein meiſtens liegen die Plantagen weit entfernt voneinander. Hier lebt der Pflanzer wie ein Patriarch, faſt mit der Gewalt über Leben und Tod ſeiner Leute. Dieſe ſind mit breiten, 15 Zoll langen Meſſern und mit Beilen bewaffnet. In einer Stunde Entfernung hauſen vielleicht Horden von Kannibalen. Der Pflanzer ſchläft in einem ſo gebrechlichen Hauſe, daß die Sterne durch Wand und Dach zu ſehen ſind. Dennoch geht er zu Bette bei offenen Thüren und Fenſtern, ein Vertrauen, das auch faſt niemals misbraucht worden iſt.

Ein Mann mit einigem Kapital, der ſich in die Verhältniſſe zu ſchicken weiß, hat als Pflanzer in Fidſchi gute Ausſicht auf Erfolg. Manche erſetzten allerdings früher den Mangel an Kapital durch Muth, Fleiß und Ausdauer. Allein auch gar manche, die hingingen, der Schwierigkeiten unkundig, deren ſie gewärtig ſein mußten, und ohne die Mittel, die ſie beſitzen mußten, bevor ſie nur einen geringen Theil der Vortheile gewinnen konnten, die ihnen durch falſche Vorſpiegelungen in Ausſicht geſtellt worden waren, fanden ſich ſehr enttäuſcht.

Ein Pflanzer kann ſich vielleicht mit 100 Pfd. St. niederlaſſen und ſeine Exiſtenz begründen; allein es wird ihm ſchwer fallen, dann aus dem Schuldbuch ſeiner Kaufleute herauszukommen. Um eine wirklich zinſende Plantage zu gründen, muß man wenigſtens 500—1000 Pfd. St. haben.

Im erſten Jahre roden 50 Arbeiter 60 Acres Land und beſtellen daſſelbe mit Baumwolle. Auf einer gehörig in Betrieb geſetzten Plantage rechnet man einen Mann auf der Beſtellung von $2^1/_2$ Acres Baumwolle. Die Beköſtigung koſtet nur je 3 Pfd. St. das Jahr. Schwere Ausgaben ſind aber ſofort erforderlich für Boote, Ackerbaumaſchinen, Reinigungsmaſchinen, Dampfmaſchinen. Dann kommen ſchwere Verluſte vor durch Regen, Mehlthau, Orkane. Vor Ende des zweiten Jahres iſt auf irgendeinen ergiebigen Ertrag nicht zu rechnen. Es iſt alſo klar, daß alle dieſe Schwierigkeiten einen Mann ohne ausreichendes Kapital erdrücken werden.

In den letzten Jahren ſind noch beſondere Nachtheile für die Pflanzer hinzugekommen, einerſeits der Fall der Fidſchi-Baumwollpreiſe in Liverpool, während andererſeits von der Fidſchiregierung die Ländereien der Pflanzer mit ſchweren Abgaben, alle importirte Conſumtionsartikel mit hohen Zöllen und die Fidſchi ſelbſt, welche die Arbeit zu liefern hatten, mit einer beträchtlichen Kopfſteuer belaſtet worden ſind, Verhältniſſe, welche manche Pflanzer an den Rand des Ruins brachten.

An der Spitze der Baumwollpflanzer wie der Levukakaufleute ſtehen F. und W. Hen-

nings. Auf ihrer Inſel Mokongai, 10 Meilen von Levuka, haben dieſelben vier Baumwollplantagen, 300 Acres enthaltend, außerdem zwei Kaffeeplantagen mit 30000 Bäumen, auf den luvwärtigen Inſeln haben ſie Baumwollplantagen in Lomo-Lomo, Katavanga und Jandavathi, welche 150 Acres enthalten. Als Producenten der feinſten Sea-Island gelten Ryder Brothers, deren Plantage ſich auf der ihnen gehörenden Inſel Mango, 120 Meilen von Levuka, befindet. Durch anhaltende, auf die höchſte Verfeinerung des Artikels verwandte Sorgfalt haben ſie es dahin gebracht, daß die Feinheit deſſelben allgemein anerkannt wird.

Für unbemittelte Leute europäiſchen Stammes bietet ſich auf den Fidſchiinſeln gegenwärtig nur noch wenig Beſchäftigung. Der Verwalter (Overseer) einer Plantage erhält 60 Pfd. St., in ſeltenen Fällen vielleicht 100 Pfd. St. nebſt freier Station. Unbemittelten gewähren die auſtraliſchen Colonien und Neuſeeland gegenwärtig noch beſſere Ausſichten.

5) Die Arbeiter der Plantagen.

Die Arbeiterfrage iſt die Lebensfrage des Landes, deſſen ganze Entwickelung gehemmt iſt durch die große Schwierigkeit, welche die Pflanzer finden, ſich Arbeiter zu verſchaffen. Der Fidſchi zeigt ſich wenig geneigt zu anhaltender Arbeit auf der Plantage. In der Nähe ſeines Dorfes arbeitet er jedenfalls blos zeitweilig. Nur in der Entfernung von demſelben, wo er nicht bei jedem Anlaſſe heimkehren kann, zeigt er ſich mitunter als guter Arbeiter. Auf den luvwärtigen Inſeln werden deshalb meiſtens Fidſchi verwandt, die von der Nordweſtküſte von Viti-Levu und der Südküſte von Vanua-Levu geſtellt werden. Ihre Löhnung beträgt 2 Pfd. bis 2 Pfd. 10 Sh. das Jahr in Waaren, welche gewöhnlich eine Muskete einſchließen. Die Reiſekoſten bis zur Plantage betragen ebenſo viel. Der Kapitän oder Supercargo des Schiffes, welches Arbeiter haben will, macht dem Häuptling des Gebietes ein Geſchenk von Musketen und ſtipulirt mit ihm die zu zahlende Löhnung, worauf der Häuptling die verlangte Zahl an Bord ſchickt; mitunter kommen Leute auch freiwillig. Dieſe Arbeitsquelle iſt aber immer eine höchſt unzuverläſſige. Der Pflanzer, der von Fidſchiarbeitern abhängt, iſt ſtets der Gefahr ausgeſetzt, ſeine Ernte zu verlieren, weil ihm die Arbeiter davongehen. Mitunter geräth der Stamm, zu welchen die Arbeiter gehören, in Fehde, und die Arbeiter müſſen dann bei Todesſtrafe ihre Arbeit liegen laſſen und heimkehren. Die Pflanzer der großen Inſeln klagen übrigens, daß die luvwärtigen ihnen die Arbeiter nehmen und dieſe mit Feuerwaffen verſehen, welche eines Tages gegen ſie ſelbſt gebraucht werden können. Im Nandibezirk in Viti-Levu bildeten die Pflanzer eine Aſſociation behufs Verhinderung der Einfuhr von Feuerwaffen. Allein die Habſucht der Händler verſteht die Fidſchi immer mit dieſem Gegenſtande ihrer Liebhaberei. Die Fidſchi beſitzen nicht blos ordinäre Musketen, die Häuptlinge haben die koſtſpieligſten Hinterlader, gezogene Büchſen und Revolver nebſt den dazugehörigen Patronen. Auch vervollkommnen die Fidſchi ſich fortwährend im Gebrauch derſelben und werden mitunter gute Schützen.

Nur wenige Plantagen werden mit Erfolg mit Fidſchiarbeitern betrieben. Die Dienſte des Fidſchi ſind beſtenfalls nur auf ein Jahr zu miethen, ſodaß, ſobald er gehörig eingeſchult iſt und ein nützlicher Arbeiter wird, ſeine Dienſtzeit abläuft. Infolge dieſer Umſtände nahm man zur Einfuhr fremder Arbeiter ſeine Zuflucht. Dieſe werden aus den Neuhebriden, Sandwich-, Kingsmill-, Ellice-, Gilbertinſeln geholt. Der Agent heuert in Auſtralien ein Schiff für 150 Pfd. St. den Monat, erlangt gewöhnlich eine volle Ladung und macht ein gutes Geſchäft, indem er den Mann zu Levuka zu 4 Pfd. 10 Sh. landete. Die Leute werden auf eine Dienſtzeit von drei Jahren gedungen zu einer jähr-

lichen Löhnung von 3 Pfd. St. in Waaren. Die Beköſtigung iſt dieſelbe wie bei den Fidſchiarbeitern. Der Mann bekommt täglich 4—7 Pfd. Yam und zweimal die Woche ein Gericht Schweinefleiſch. Die Arbeitszeit iſt in den Wochentagen 9—10 Stunden täglich, Sonnabend iſt halber Feiertag. Dieſe Fremden gelten für beſſere Arbeiter als die Fidſchi, und werden auch viel nützlicher, weil ihre Dienſtzeit länger iſt; ebenſo hat ſich dieſe Art Arbeiter in Queensland in den Zuckerplantagen, als Schafhirten vortrefflich bewährt. Die Zurückſendung der Leute nach Beendigung der Dienſtzeit koſtet ungefähr 1 Pfd. St. den Kopf.

Der Agent miethet die Arbeiter durch Vermittelung der Häuptlinge auf dieſelbe Weiſe wie bei den Fidſchi. Bei der ſtarken Nachfrage nach dieſen Arbeitern beſtand jedoch immer große Verſuchung zu Misbräuchen, die dieſen Arbeiterhandel zum Sklavenhandel machen würden. Der engliſche Conſul March erwarb ſich großes Verdienſt durch Einführung einer Controle, um dieſe Misbräuche ſo viel, wie ſeine ſehr beſchränkte Autorität es geſtattete, abzuſtellen. Jeder britiſche Schiffskapitän, welcher auf einer Inſel des Archipels Arbeiter einführt, iſt gehalten, in Levuka einzukehren, wo der Conſul die Leute inſpicirt und vermittels Dolmetſchers von ihnen Auskunft erhält, ob ſie auf gehörige Weiſe und auf welche Dienſtzeit ſie gedungen ſeien, worauf ein Contract gefertigt wird, für deſſen Beobachtung der Dienſtherr Caution ſtellt. Der Conſul controlirt dann vermittels ſeines Regiſters die Dienſtzeit des Arbeiters. Amerikaniſche und andere nichtbritiſche Schiffe waren natürlich dieſer Controle bisher nicht unterworfen. Nachdem die heimgeſandten Arbeiter zu Hauſe die verdienten Sachen veräußert und verzehrt hatten, kehrten ſie oft zurück, um eine neue Dienſtzeit anzutreten. Sie waren wenigſtens in der Plantage beſſer daran als zu Hauſe, wo ſie, einem tyranniſchen Häuptlinge unterworfen, darben mußten. Obgleich die Neuhebrider und die meiſten andern Polyneſier aus einer in der tiefſten Barbarei verſunkenen Heimat kamen, war ihre Aufführung doch bisher ziemlich tadellos; gleichwol iſt es vorgekommen, daß ſolche Arbeiter ihren Herrn erſchlagen und gegeſſen haben. Bis zum Jahre 1869 waren auf dem Fidſchiarchipel 1649 ſolche Arbeiter eingeführt worden, von welchen 292 in ihre Heimat zurückkehrten, 18 entliefen und 52 ſtarben, mithin 1287 in Fidſchi blieben.

In den letzten Jahren erlangte der Bedarf von Arbeit in Fidſchi und Queensland und demgemäß die Einfuhr von polyneſiſchen Arbeitern ſehr geſteigerte Dimenſionen. Die Controle des engliſchen Conſuls wurde überſprungen, es kam zu einem wirklichen greuelvollen Sklavenhandel. Menſchenräuberfahrzeuge durchſchlichen Polyneſien und entführten die Menſchen gewaltſam oder nachdem ſie in betrunkenen Zuſtand verſetzt worden waren. Der edle Biſchof Patterſon fiel dieſem Unweſen zum Opfer. Fidſchi wurde der Mittelpunkt dieſes Sklavenhandels. Die Nothwendigkeit der Unterdrückung deſſelben wurde in England mit als ein Beweggrund zur Annahme der Ceſſion dringlich geltend gemacht.

6) Die Landfrage.

Im Jahre 1870 waren 350000 Acres Land im Beſitz weißer Anſiedler, davon 275000 Acres im Beſitz britiſcher Unterthanen; im Anbau waren 30000 Acres. Der Landpreis betrug 4 Sh. bis 1 Pfd. St. den Acre. Um 10 Sh. war gutes Land in beſiedelten Stellen zu haben; hier und dort war der Landpreis jedoch enorm geſtiegen.

Die früher gekommenen Anſiedler hatten dagegen ausgedehnte Strecken für ein Geringes erſtanden. Sie kauften Land von den Häuptlingen um Tuch, Meſſer, Beile, Musketen, ſodaß ihnen der Acre kaum 1 Sh. zu ſtehen kam. Denn die Eingeborenen verkauften einzelnen bereitwillig Land, das ihnen von keinem beſondern Nutzen war, für ſolche ihnen damals äußerſt werthvolle Sachen. Nun iſt aber in zahlreichen Fällen der Titel auf das

Grundeigenthum eine ſehr verwickelte Sache, weshalb denn neben der Arbeiterfrage die Landtitelfrage zu einer Lebensfrage des Landes geworden iſt.

Manche Anſiedler haben ohne Rückſicht auf ihren Kaufbrief ihre Grenzmarken trügeriſcherweiſe vorgerückt. Andererſeits haben die Häuptlinge Landſtücke mitunter zwei- oder gar dreimal verkauft. In einzelnen Fällen haben ſie Land verkauft, das ihnen nicht gehörte. Erſt in den letzten Jahren iſt eine mehr regelrechte Form beim Ankauf von Land, das ſich im Beſitze der Eingeborenen befindet, beobachtet worden, indem ein gehörig abgefaßter Kaufbrief dem Conſul vorgelegt wird, welcher dem Interpreten die eidliche Beſcheinigung abnimmt, daß der Verkäufer die Natur des Geſchäftes vollkommen verſtehe, worauf der Kaufbrief im Conſulat regiſtrirt wird.

Bei den ebenerwähnten befremdlichen Handlungen der Häuptlinge lag keineswegs ein abſichtlicher Trug zu Grunde; es lag nur der Begriff einer abſoluten Landveräußerung an einen einzelnen ihnen fern; mit dem Kaufe war nur die Aufnahme in die Gemeinſchaft, in die Stammfamilie gemeint, welche die damit verbundene Landbenutzung ſehr wohl ertragen konnte in Anbetracht der nützlichen Dinge, mit denen ſie dadurch verſehen wurde. Allerdings iſt jeder Zoll breit Land in Fidſchi Eigenthum; jedes Grundſtück hat ſogar ſeinen Namen, ſeine beſtimmte Grenzmarke. Das Eigenthum liegt jedoch in der Familie; das Familienhaupt vertritt nur den Titel. Jedes Mitglied der Familie kann das der Familie gehörende Land benutzen, das Familienland ernährt die ganze Familie, ſämmtliche Mitglieder derſelben. Das Stammverhältniß iſt ganz daſſelbe, der Stamm iſt die große Familie, der Häuptling das große Familienhaupt. Die Stammfamilie ernährt das Stammhaupt und folgt ihm in den Krieg. Jede Familie hat jedoch Theil an der Benutzung des ganzen Stammeigenthums. Der Verkauf eines Landſtückes an einen einzelnen zu deſſen andauernder ausſchließlicher Benutzung, ein Verkauf, der das Feld, von welchem der Geſammtunterhalt des Stammes erlangt wird, einſchränkte, lag alſo ganz außerhalb des Begriffskreiſes der Eingeborenen. Der Häuptling hatte jedenfalls zu einem ſolchen Verkaufe keinerlei Befugniß. Zur rechtlichen Gültigkeit eines ſolchen Landkaufes war die Uebereinſtimmung des Häuptlings und ſämmtlicher Familienhäupter des Stammes erforderlich. Da aber ein ſolcher Vorgang ſich nicht wohl bei irgendeinem der frühern Landkäufe nachweiſen läßt, und Fidſchirecht dabei nur allein in Anwendung kommen konnte, ſo dürfte alſo, ſtrenggenommen, der Rechtstitel bei allen frühern Landkäufen der Anſiedler fraglich ſein.

Eine der erſten Maßnahmen einer regelmäßigen Regierung wird mithin die Einſetzung einer Commiſſion ſein zur Unterſuchung und Feſtſtellung der Landtitel, die Aufgabe derſelben wird freilich eine kaum zu bewältigende ſein.

England hat ſich übrigens bei Annahme der Ceſſion ausbedungen, daß fortan bei allen Landverkäufen der Häuptlinge und Stämme die engliſche Krone das Vorkaufsrecht hat, und daß Landverwilligungen an die Anſiedler nur von der engliſchen Krone gemacht werden können. Die Anſiedler werden alſo hinfort von den Häuptlingen weiter kein Land aufkaufen können.

7) Handel und Schiffsverkehr.

Die wichtigſte Einfuhr beſteht gegenwärtig in den landwirthſchaftlichen Geräthen und Maſchinen. Spirituoſen, obgleich mit hohem Zoll belegt, werden in großer Quantität importirt. Square Gin verdrängt das Kava und wird immer mehr das Nationalgetränk. Der wichtigſte Einfuhrartikel für die Eingeborenen beſteht in den Musketen, welche in Birmingham eigens für den Handel mit uncultivirten Eingeborenen fabricirt, dort um einige Shilling gekauft, in Fidſchi um 36 Sh. das Stück verkauft werden. Muſikdoſen

ſind bei den Fidſchi ſehr beliebt, namentlich auch Maultrommeln. Die ſonſtigen Einfuhrartikel ſind hauptſächlich: Munition, Meſſer, Beile, Mancheſterwaaren. Die Einfuhr beläuft ſich gegenwärtig auf ungefähr 80000 Pfd. St. jährlich. Der Ausfuhrhandel iſt noch in der Kindheit.

Der auswärtige Handel iſt größtentheils in Händen der hier angeſiedelten auſtraliſchen Kaufleute, und wird auch zum großen Theile durch Sidneyhäuſer vermittelt. Die Mehrzahl der in Levuka verkehrenden Schiffe ſind auſtraliſche, viele von 5000 Tonnen Gehalt.

Fidſchi iſt reich an vorzüglichen Häfen. Der beſte iſt Sava, an der Südküſte von Viti-Levu, welcher die reichen Bezirke Rewa und Navura beherrſcht und mit der ganzen Inſel in leichter Verbindung ſteht. Den Hafen beſchützt ein mächtiges Riff, durch welches eine für die größten Schiffe bequeme Einfahrt in das geräumige Binnenbaſſin führt, wo man vortrefflichen Ankergrund auf Thonboden und tiefes Waſſer dicht am Ufer hat. Die unmittelbare Umgegend iſt fruchtbares Zucker- und Baumwollland. Ngaloa-Bai an der Südküſte von Kandava am Südweſtende des Archipels iſt gleichfalls ein ſehr vorzüglicher großer Hafen. Die Luvgruppe beſitzt den großartigen Hafen Lomo-Lomo in Vanua-Balavu, dem manche ſogar vor Sava den Vorzug geben.

Dieſe großartigen Häfen ſind von doppelter Wichtigkeit bei der centralen Lage des Archipels. Großbritannien gedenkt denſelben zur Hauptſtation ſeiner pacifiſchen Flotte zu machen. Alle von Amerika auf Auſtralien fahrenden Schiffe kommen hier vorbei. Als Kohlenſtationen für die Oceandampfer liegen die Häfen äußerſt bequem. Die californiſchen Poſtdampfer, welche zwiſchen San-Francisco und Sidney verkehren, laufen hier regelmäßig ein, gegenwärtig jedoch nicht mehr, wie früher, in Levuka, ſondern in Ngaloa-Bai in Kadavu.

Die Schiffahrt im Innern des Archipels, namentlich in der Nähe der Inſeln, iſt erſchwert durch die große Menge von Riffen, Klippen und Sandbänken. Sie wurde früher vermittelt durch eine Flotte von kleinen Segelſchiffen von 600 oder 700 Tonnen Gehalt, die vielfach durch den von April bis December wehenden Südoſtpaſſat und durch die vom Januar bis April häufigen Orkane aufgehalten wurden. Dieſe Schwierigkeiten ſind jetzt größtentheils durch die von F. und W. Hennings im Jahre 1870 geſtellten kleinen Dampfer beſeitigt.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

20. April 1875.

Die officiöse deutsche Presse hat neuerdings Befürchtungen ausgesprochen, welche eine Besprechung der ganzen europäischen Situation rechtfertigen; denn so rasch auch diese Andeutungen in Bezug auf die kriegerische Umwölkung des politischen Horizonts widerrufen worden sind, so bleibt doch immer die Thatsache bestehen, daß in maßgebenden Kreisen die politische Lage Europas als bedrohlich angesehen wurde, und ebenso wenig wird, trotz aller Widerrufe, sich die öffentliche Meinung zu dem Glauben bestimmen lassen, daß diese Lage sich in wenigen Tagen geändert habe. Mag die chauvinistische Haltung der officiösen Presse, welche von der „Schlesischen Zeitung" mit größter Energie angeklagt wird, durch ihren herausfordernden Ton auch über das Ziel hinausgeschossen sein: die Beunruhigung, welche durch dieses Säbelgerassel in den berliner Redactionsbureaux in den weitesten Kreisen, nicht blos an der Börse, hervorgerufen wurde, läßt sich nicht durch einige den Ton wieder herabstimmende Artikel, denen man die künstliche Dämpfung anmerkt, beschwichtigen. Wie an der Börse mit Hülfe dieser Kriegsgerüchte die schon so lange siegreiche Contremine die aufstrebende Haussebewegung abermals zum Rückzuge nöthigte, so ist überall durch dieselben eine Verstimmung eingetreten, welche die Hausse der Friedenshoffnungen in Deutschland wesentlich herabsetzte. Es war weniger der Artikel in der berliner „Post": „Ist der Krieg in Sicht?", der eine noch möglicherweise sich zerstreuende Wolke am Himmel der Politik signalisirte, als die Berichtigung, welche das Organ des Fürsten Bismarck, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", den Behauptungen der „Post" zutheil werden ließ, was eine allgemeine Beunruhigung der Geister erregte. Denn wenn in diesem Artikel auch die von der „Post" in Aussicht genommene neue Allianz zwischen Oesterreich, Italien und Frankreich als der nähern Sachlage widersprechend hingestellt wurde, so gab doch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" ausdrücklich zu, daß die französischen Maßnahmen in Bezug auf die Reorganisation der Armee allerdings einen beunruhigenden Charakter an sich trügen, indem dieselben nicht auf eine solide Herstellung der französischen Heereskraft berechnet seien, daß damit vielmehr Rüstungen ad hoc mit Consequenz betrieben würden, deren Zweck keinem Sehenden verborgen bleibe. Trotz aller beschwichtigenden Folgeartikel ist diese Behauptung bisher nicht als voreilig und unbegründet in Abrede gestellt worden, und wenn man mit derselben eine frühere Aeußerung des Fürsten Bismarck in Verbindung bringt, der zufolge Deutschland, wenn Frankreich zum Kriege rüste, nicht abwarten werde, bis diese Rüstungen in Ruhe vollendet seien, so erscheint allerdings ein Grund zu Kriegsbefürchtungen gegeben, welche selbst durch die thatsächliche Friedensliebe des gegenwärtigen Frankreichs nicht ausgeschlossen sein würden; denn die Entscheidung über den Zeitpunkt des Krieges würde ja nicht in Paris, sondern in Berlin liegen.

Die Befestigung der conservativen Republik in Frankreich, gegen welche sich selbst Mac-Mahon lange Zeit hindurch so eifrig gesträubt hat, ist für die innere Beruhigung und Entwickelung des Landes immerhin eine erfreuliche Thatsache; aber gerade der Waffenstillstand der innern Parteien ist für Deutschland, welches in dem fortdauernden Kampfe derselben eine Bürgschaft für eine mehr zurückhaltende Politik Frankreichs sehen mußte,

eine nicht zu unterschätzende Drohung. Daß dieser Waffenstillstand im Widerspruch mit frühern Erklärungen der verschiedenen Parteien rasch genug zu Stande kam, gibt ebenfalls Veranlassung zum Nachdenken. Mit Ausnahme der Unverbesserlichen, haben alle französischen Parteien eingesehen, daß es vor allem jetzt der innern Stärkung des Landes und seiner Machtstellung nach außen bedarf, und daß man zu diesem Zwecke eine gemeinsam anerkannte Staatseinheit schaffen muß. Wenn die Franzosen dabei aus dem circulus viciosus herausgekommen sind, eine Republik zu haben, deren Anerkennung die eigenen Staatsgewalten verweigern, so ist dies ein Nebengewinn, der zu Gunsten ihrer politischen Logik abfällt. Wenn man aber in Deutschland, statt sich der Consolidirung der politischen Zustände in einem großen Nachbarstaate als einer Bürgschaft des Friedens zu erfreuen, darüber eine wachsende Beunruhigung empfindet, so ist dies die Schuld der französischen Presse selbst, welche den Revanchekrieg als gerecht und unausbleiblich zu jeder Zeit verkündet hat. Und zwar geschah dies nicht blos seitens der chauvinistischen Presse, sondern es herrschte darüber eine bedingungslose Uebereinstimmung aller Organe, und wenn in neuester Zeit die pariser Blätter die Friedenstaube mit dem Oelzweige im Munde zu ihrer Vignette machen, so muß gerade diese plötzliche Wendung zu einem friedlichen Tone Bedenken erregen. Der Revanchekrieg ist so oft von Frankreich aus gepredigt worden, daß Deutschland an denselben zu glauben ein Recht hat. Unsere Militärs hatten ausgerechnet, daß Frankreich etwa im Jahre 1877 seine militärische Reorganisation vollendet haben und vollkommen gerüstet dastehen werde. Das neue Cadresgesetz, welches fast gleichzeitig mit der Befestigung der Republik von der Versammlung in Versailles angenommen wurde, deutet indeß auf eine Beschleunigung dieser Organisation und auf die Einfügung eines leichtbeweglichen und rasch verwendbaren volkskriegerischen Elements in dieselbe, durch welche man das Ideal der Gambetta'schen Miliz mit der strengern militärischen Organisation zu verschmelzen sucht. Dies Cadresgesetz ist von hoher Bedeutung; es scheint damit nicht auf eine dauernde Einrichtung abgesehen, sondern auf die Möglichkeit, rasch einen Rahmen zu gewinnen, um gewaltige Volksmassen in den Revanchekrieg führen zu können. Die Bataillone sollen statt wie bisher in sechs, in vier Compagnien eingetheilt, und statt der bisherigen drei Feldbataillone vier für jedes Regiment gebildet werden. Je größer die Zahl der Cadres, desto größer die militärische Machtentfaltung durch das Einreihen der Massen in dieselben, wenn diese auch nur eine kurze militärische Instruction und Uebung durchgemacht haben. Ebenso wenig darf man übersehen, daß die französische Nationalversammlung noch vor ihrer Vertagung ein am 26. März publicirtes Gesetz zur Beschleunigung der Mobilmachung des activen Heeres und der Territorialarmee genehmigt hat. Dieser Zusatzparagraph zum militärischen Organisationsgesetz lautete: „Die Mobilisirung kann durch Anschlagzettel und Veröffentlichung auf der Straße stattfinden. Folglich muß jeder Mann, der zur Verfügung der Militärbehörde steht, insofern er der Disponibilität und der Reserve der activen Armee, der Territorialarmee, oder der Reserve der Territorialarmee angehört, sich, ohne die persönliche Anzeige eines Marsch- oder Einberufungsbefehls abzuwarten, auf den Weg machen, sodaß er an dem, in dem Mobilmachungsbefehle oder in dem Certificat, dessen Inhaber er kraft des Art. 88 des Gesetzes vom 20. Juli sein muß, festgesetzten Tage bei seinem Corps eintrifft." Dieser nachträgliche Paragraph, der für eine plötzliche Mobilmachung bestimmt ist, zeugt doch von einer besondern Fürsorge des Kriegsministeriums für alle in der Luft liegenden Eventualitäten, und die Nationalversammlung durfte nicht in die Ferien gehen, ohne das ihr aufgegebene Pensum der Militärorganisation noch durch Annahme dieses Paragraphen reinlich absolvirt zu haben.

Nun ist es freilich zweifellos, daß diese ganze Organisation zunächst im wesentlichen auf dem Papier steht, daß es für die Cadres der neuen Bataillone an den geeigneten militärischen Kräften fehlt und General Ciffey sich an die Präfecten gewendet hat, mit der Bitte, alle geeigneten militärischen Persönlichkeiten, die einen Grad in der Armee erreicht hatten, für die Ausfüllung dieser Cadres auszumitteln. Doch alle diese Maßregeln müssen nach ihrer Tragweite und ihren Intentionen gewürdigt werden; alles andere ist Frage der Zeit, und wenn sonst einmal die politische Situation danach angethan wäre, so würde sich das französische Ministerium wol nicht besinnen, bei auch nur einigermaßen befestigten Cadres die ganze Masse des französischen Volkes in den Krieg zu führen.

Ein wichtigeres Bedenken gegen die französische Kriegslust in der jetzigen politischen Constellation scheint in der Stellung der Parteien zu liegen; werden diejenigen Republikaner, welche ja auch der Kirche gegenüber sich nach den Ueberlieferungen der großen Revolution feindlich verhielten, werden die großen Parteien der Linken und äußersten Linken und die Antikirchlichen des Centrums zu einer durchaus kirchenfreundlichen Allianz ihre Zustimmung geben und einen Krieg herausfordern oder erklären, der nur den Tendenzen der Legitimisten entspräche und eine gewaffnete Procession nach Lourdes wäre, dessen Ausgang Frankreich vielleicht einen Alleinherrscher geben würde, der die Krone von der Hand des unfehlbaren Kirchenfürsten in Rom empfinge? Wir meinen dennoch, selbst Gambetta würde sich nicht besinnen, einen Revanchekrieg, der Aussicht auf Erfolg hätte, sei es unter welcher Fahne es wolle, zu beginnen, in dem stolzen Selbstvertrauen, mit dem innern Feinde leicht fertig zu werden, wenn Frankreich nur siegreich geblieben wäre und die ihm gebührende Machtstellung in Europa wieder eingenommen hätte. Ob aber überhaupt das Cadresgesetz und die ganze Militärorganisation in einem Revanchekrige zur Geltung kommen kann, das hängt von der Frage der politischen Allianzen ab; denn Frankreich würde nicht zum zweiten mal wie unter Napoleon III. blos im guten Glauben an den Abfall der Süddeutschen von Deutschland und an den guten Willen Oesterreichs das Kriegsglück versuchen. Daß die Möglichkeit einer solchen Allianz auf einmal zu Tage trat, das hat den Kriegsbefürchtungen, welche sich an das französische Cadresgesetz knüpften, erst Halt und Bedeutung gegeben.

Ein Krieg Frankreichs gegen Deutschland würde sich ein anderes Kriegstheater suchen müssen als dasjenige, auf welchem die großen Ereignisse des Jahres 1870 sich abspielten. Die Bollwerke Metz und Straßburg, jetzt die Schutzfesten Deutschlands, wie sie früher diejenigen Frankreichs waren, sind doch zu gewaltige Hemmnisse für jeden strategischen Vormarsch. Wie in den ersten Revolutionskriegen würde Belgien das Theater des neuen Krieges werden; denn Frankreich könnte diesmal die Neutralität Belgiens nicht respectiren; dieser Staat müßte entweder sein Bundesgenosse oder sein Feind sein; die mächtige klerikale Partei in Belgien würde gewiß dafür sorgen, daß das erstere der Fall sei, wenn es sich um einen Krieg für den Ultramontanismus handelt. Unter diesen Umständen verdient der diplomatische Conflict zwischen Belgien und Deutschland jedenfalls Beachtung und wird vielleicht von dem Fürsten Bismarck auch als ein Fühler benutzt, wohin sich in diesem wichtigen Zwischenstaat für den Fall eines ausbrechenden Kampfes zwischen den beiden Großmächten die Wagschale neigen würde. In der Note vom 3. Febr. beschwerte sich Graf Perponcher, der deutsche Gesandte in Brüssel, über die Hirtenbriefe belgischer Bischöfe und andere Veröffentlichungen geistlicher Comités, in denen die Auflehnung der deutschen Bischöfe gegen den Staat in aufreizender Weise ermuthigt würde. Hiergegen einzuschreiten fehlte es der belgischen Regierung, wie sie schon früher erklärt hatte, an gesetzlichen Mitteln und Wegen. Ein anderer Vorgang war das Schreiben des Kesselschmieds Duchesne an den Erzbischof von Paris, mit dem Anerbieten, den Fürsten Bismarck gegen eine bestimmte Summe zu ermorden; auch hiergegen glaubte die belgische Regierung nach ihren Gesetzen nicht einschreiten zu können. Der deutsche Gesandte gibt es der belgischen Regierung anheim, die Lücken ihrer Gesetzgebung zu ergänzen, indem er auf das Vorbild der Schweiz verweist. „Es sind unbestrittene Grundsätze des Völkerrechts", heißt es in der Depesche, „daß ein Staat seinen Angehörigen nicht gestatten darf, die innere Ruhe eines andern Staates zu stören, und verpflichtet ist, durch seine Gesetze dafür zu sorgen, daß er im Stande sei, diesen völkerrechtlichen Obliegenheiten zu genügen." Die Forderung Deutschlands erregte in Belgien großes Aufsehen; nicht blos die Ultramontanen, sondern auch die Liberalen erklärten sich gegen dieselbe, indem die letztern in ihr einen Eingriff in die belgische Unabhängigkeit sahen. In diesem Sinne fiel auch die Erklärung der belgischen Regierung aus, welche die deutschen Forderungen ablehnte. Nur in Bezug auf das Duchesne'sche Complot gibt sie zu, daß noch Untersuchungen im Gange seien. Das belgische Gesetz reiche für alle Zwecke der Strafgesetzgebung aus, indessen sei es nicht möglich, gegen Vergehen einzuschreiten, die über die Absicht nicht hinausgekommen seien, und kein Land habe Gesetze, die solche Vergehen träfen. Außerdem verherrlicht die Antwortsnote Belgien als das Land des iuste parlamentarisme, dessen

Freiheit aus dem innersten Leben der Nation hervorgegangen sei, und schließt diese Apologie mit den Worten: „Das unabhängige und neutrale Belgien hat trotz des beständigen Verkehrs zwischen den beiden grenznachbarlichen Staaten nie etwas gethan, was seine Beziehungen zu einer befreundeten und zugleich seine Unabhängigkeit garantirenden Nation trüben könnte.“ Die deutsche Regierung hat ihre Note den Cabineten von London, Wien, Paris, Petersburg und dem Haag mittheilen lassen, aber nur von Lord Derby die Antwort erhalten, daß Belgien als ein freies Land kaum in der Lage sein werde, den Wünschen Deutschlands nach Aenderung seiner Gesetzgebung zu entsprechen. Auf eine Interpellation im englischen Unterhause wurde, weil die Mittheilung als vertraulich angesehen wurde, ebenfalls keine genügende Antwort ertheilt. In der Antwortsnote vom 16. April kam Fürst Bismarck auf die auszufüllende Lücke in der belgischen Gesetzgebung zurück, obgleich er auch für die deutsche das Bestehen einer solchen Lücke anerkannte; er dringt auf eine Reform des internationalen Rechts. Abgesehen von einer lebhaftern Führung der Untersuchung gegen Duchesne hat indeß bisher der deutsch-belgische Notenwechsel keinen Erfolg gehabt, nur eine Misstimmung Belgiens gegen Deutschland hervorgerufen.

Die Bestrebungen des Auswärtigen Amtes, seiner antiklerikalen Politik, dem Kampfe gegen das Papstthum eine internationale Bedeutung zu geben, stießen aber auch in Italien auf Widerstand, und wenn die Zusammenkunft des österreichischen Kaisers und des Königs von Italien in Venedig, über welche die verschiedenartigsten Gerüchte verbreitet waren, irgendein festes Resultat ergeben haben sollte, so dürfen wir dies wol in der Weigerung suchen, der deutschen antirömischen Politik zuzustimmen. Die entgegengesetzten Ansichten, welche von der deutschen officiösen Presse zum Theil verbreitet wurden, sind wol als weniger haltbar zu betrachten. Gingen einzelne Correspondenten doch so weit, dieser Zusammenkunft eine Bedeutung für die künftige Papstwahl zuschreiben zu wollen; dem nächsten Conclave solle empfohlen werden, auf einen Nachfolger des jetzigen Papstes Bedacht zu nehmen, der in die Zurückziehung des Dogmas von der persönlichen Unfehlbarkeit willige. Sonst würden die verbündeten drei Kaiser, denen sich auch Italien anschließen würde, den Papst nöthigen, Rom zu verlassen. Solche Hirngespinste knüpften sich an die sogenannte Drei-Kaiser-Allianz und die Zusammenkunft in Venedig. Die Ansicht, Kaiser Franz Joseph habe in Venedig dieser Allianz den König von Italien zuführen wollen, dürfte ebenfalls auf einer zu optimistischen Auffassung beruhen, obschon sie in den officiellen österreichischen Zeitungen ausgesprochen wurde. Der Schritt, welchen der Kaiser gethan, indem er in seiner ehemaligen Stadt Venedig den jetzigen Beherrscher derselben und Lombardo-Venetiens begrüßte, ist gewiß für Franz Joseph kein leichter Schritt gewesen, und gerade dies muß die Bedeutung der Zusammenkunft erhöhen. Die Pessimisten sehen darin den Beginn einer neuen politischen Aera, einer katholischen Liga gegen das Deutsche Reich, aus Italien, Frankreich und Oesterreich bestehend, einer Liga, deren Seele der Papst selbst ist. Das wäre also die Coalition, welche den französischen Revanchekrieg ermuthigen und näher rücken würde, und in der That sind in den Beziehungen zwischen Deutschland und Italien Symptome eingetreten, welche weit eher dieser pessimistischen als jener optimistischen Auffassung recht geben, so unklar auch zunächst die Verhandlungen zwischen Deutschland und Italien und die Motive sind, welche die Reise des Kronprinzen nach Italien ihres officiellen Charakters entkleideten. Das Gefühl ist allgemein, daß hierin etwas nicht geheuer ist. So tief dies zu bedauern wäre, weil Italien mit Deutschland und zum Theil durch Deutschland die gleiche Entwickelung zur nationalen Einheit und Unabhängigkeit durchgemacht hat, so lebendig die Sympathien des deutschen Volkes für Italien und die des italienischen Volks für Deutschland sind, so weist doch die neue Geschichte der Beispiele genug auf, daß die Regierungen auf die Sympathien der Völker keine Rücksicht genommen haben.

Aehnlich wie in Italien verhält es sich in Oesterreich. Die deutsche Bevölkerung dieses Staates würde einen Krieg gegen Deutschland für das größte Unheil halten, das sie treffen könnte. Solange überhaupt Graf Andrássy am Staatsruder ist, würde ein solcher Krieg wol unmöglich sein; doch Minister sind sterblich und noch sterblicher sind Ministerien. Daß aber in der österreichischen Hofpartei der Preußenhaß und die Sehnsucht nach einem Revanchekriege keineswegs erloschen ist, das bewies wol erst neuerdings die Broschüre

des Erzherzogs Nepomuk Salvator. Ebenso ist es zweifellos, daß König Victor Emanuel persönlich die wärmsten Sympathien für Frankreich hegt und daß diese Instincte des Romanismus besonders lebendig in seiner nächsten militärischen Umgebung sind. Wie viel dem Könige an einem definitiven Friedensschlusse mit seinem nächsten Nachbar, dem Papst, gelegen sein mag, läßt sich schwer beurtheilen; es handelt sich jedenfalls dabei nicht blos um politische Rücksichten, sondern auch um eine Frage persönlichen Behagens.

Die Mittheilungen der italienischen Blätter klingen gänzlich verschieden von den officiellen Angaben der wiener Zeitungen. Daß die Spitze der Zusammenkunft in Venedig gegen die deutsche Politik gerichtet war, darin sind alle einstimmig. Die Punkte, an welchen diese feindliche Richtung einsetzte, waren wol die deutschen Verhandlungen über das Garantiegesetz, in welchen man in Italien einen Uebergriff der deutschen Reichsregierung in die innern italienischen Angelegenheiten sah, und die Frage über das Conclave und das Verhalten der Mächte bei dem Tode des Papstes Pius IX. Es war damit ein Anhalt für die römischen Intriguen gegeben, welchen die Jesuitenpartei sich nicht entgehen ließ. Der römische Correspondent der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" berichtet, daß der Papst den Chefredacteur der jesuitischen „Voce della Verità", Nardi, mit einem eigenhändigen Briefe für den Kaiser von Oesterreich an den Cardinal-Patriarchen Trevisanato in Venedig gesandt, daß dieser Cardinal eine lange Privataudienz bei dem Kaiser gehabt, den Brief überreicht und außerdem seine Instruction ausgeführt habe, dem Kaiser auf die delicateste Art vorzustellen, wie wenig die von ihm cultivirte Freundschaft mit Deutschland ihm anständig und nützlich sei, mit Deutschland, das ja darauf ausgehe, die deutschen Völker zu vereinigen und den Einfluß Oesterreichs zu mindern, wieviel besser es aber wäre, wenn er mit Frankreich sich vereinigte und den König von Italien darüber aufklärte, daß es in beider Interesse liege, gegen Deutschland gemeinschaftlich Front zu machen, gegen dieses protestantische Deutschland, das die katholischen Mächte überwinden wolle. Inwieweit diese Intriguen Erfolg hatten, darüber gehen die Ansichten der Blätter auseinander; die demokratischen behaupten, die Zusammenkunft in Venedig bezeichne den Anfang einer großen europäischen Reactionsepoche.

Die Vorgänge in Berlin bilden den Commentar zu den Vorgängen in Venedig. Der Kaiser mochte seine Reise nach Italien aus ärztlichen Rücksichten aufgeben; daß aber auch der Kronprinz seine beschlossene officielle Reise aufgab, das konnte nur eine Folge von Aufschlüssen sein, welche über die Zusammenkunft in Venedig nach Berlin gekommen waren.

Das alles ist zunächst gerade kein Grund, in die Kriegstrompete zu stoßen; aber die Thatsache ist klar, daß sich die politische Situation Europas zu ändern beginnt und zwar zu Ungunsten Deutschlands. Noch läßt sich der Sturm beschwören und die glänzende Diplomatie des Deutschen Reiches wird ihre oft bewährte Meisterschaft nicht verleugnen, um die neue Allianz, deren erste Umrisse sich am politischen Horizont abzeichnen, zu sprengen, ehe sie eine festere Gestaltung gewinnt. Die Reise des deutschen Gesandten in Rom, von Keudell, nach Neapel, um einen Brief des Kaisers dem Könige von Italien zu überbringen, und der Empfang, der demselben dort zutheil wurde, beweisen, daß von einem Bruch zwischen den beiden Staaten zunächst nicht die Rede sein kann. Den mächtigsten Bundesgenossen hat die deutsche Politik in der großen italienischen Nationalpartei, die es nicht so leicht vergessen wird, daß die Einheit Italiens zweien derjenigen Mächte, mit denen jetzt eine Allianz abgeschlossen werden soll, dem Papst und Oesterreich, mit zahlreichen Opfern abgekämpft worden ist. Schon läuten die radicalen Blätter die Sturmglocke. So sagt die „Capitale": „Italien muß sich nun auf die Wacht stellen und zu dem jetzigen Gouvernement sagen: das Maß euerer Schande ist voll. Die parlamentarische Linke muß vom gegenwärtigen Cabinet Rechenschaft für sein unloyales Handeln verlangen, das die bedenklichsten diplomatischen Verwickelungen herbeiführen kann und möglicherweise mit einem Kriege enden könnte; die Pflicht der Linken ist jetzt, dem Ministerium eine Schlacht anzubieten und es zu besiegen, ehe ein neues Unheil über das arme Italien kommt. Italiener, auf die Bresche!"

Die italienischen Heereseinrichtungen nach dem neuen Gesetze kamen gerade jetzt zur Sprache, da die Commission zur Berathung des der Deputirtenkammer bereits im Jahre 1872 vorgelegten Gesetzentwurfs über die Rekrutirungsreform jetzt dem Plenum ihren Bericht über die wichtige Vorlage überreichte. Nach diesem Entwurfe würde das Heer

bestehen: aus einer Kategorie oder escercito de prima linea mit zwölf Jahren activen Dienst, wovon drei (resp. fünf Jahre für die Cavalerie) unter den Fahnen; aus einer zweiten Kategorie milizia mobile, mit kurzer Instruction, bestimmt als Reserve im Kriege verwendet zu werden und aus einer milizia territoriale, eben dem deutschen Landsturme entsprechend, ohne Dienstverpflichtung im Frieden, im Kriege zur Besatzung und Festungsdienst verpflichtet. Das Heer, das escercito de prima linea, würde bestehen aus 640000 Mann, die Landwehr aus 260000 Mann, der Landsturm aus einer Million. Das preußische Wehrsystem wird mit geringer Modification also jetzt auch in Italien eingeführt, wie es überhaupt für ganz Europa eine maßgebende Bedeutung gewonnen hat.

Der preußische Landtag hat in den letzten Wochen viele wichtige Vorlagen berathen und namentlich durch Annahme der neuesten kirchenpolitischen Vorlagen der Regierung eine schwer ins Gewicht fallende Unterstützung gewährt. Die Centrumspartei wird immer mehr isolirt; selbst ein großer Theil der Conservativen des Herrenhauses stellt sich auf seiten der Regierung, und es sind nur einige Intransigente der äußersten Rechten desselben, welche hartnäckig mit den Ultramontanen stimmen. Am 6. April fand die dritte Berathung des Gesetzes über die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Geistlichen und Bisthümer statt; das Gesetz ward von allen Parteien des Hauses außer von dem Centrum und den Polen angenommen. Von den Reden an diesem Tage zeichnete sich die des Abgeordneten Jung durch ihre Energie und Prägnanz aus; sie wies die Prätensionen der Römischen Curie, welche die ganze Geschichte bis auf den heutigen Tag ignorirt und gegen alle wichtigen staats- und völkerrechtlichen Verträge protestirt hat, in einem sehr präcisen historischen Abriß nach. „Warum die große Masse", sagte er sehr treffend, „noch in Roms Joch sich fügt, hat einen psychologischen Grund. Rom ist der Repräsentant der vis inertiae, der passiven Widerstandskraft gegen jede Bewegung der Cultur." Abgeordneter von Kardorff betonte in seiner Rede für das Gesetz die eminent politische Seite des Ultramontanismus; Abgeordneter Gneist hob in einer längern geistvollen Rede hervor, daß das Allgemeine Landrecht sowie die Gesetzbücher Oesterreichs und Frankreichs mehr Verleugnungen des katholischen Dogmas enthielten als die Maigesetze. Die Regierungsrechte der Kirche seien seit dem 15. Jahrhundert in den Rechts- und Besitzstand des Staats übergegangen. Gneist wies darauf hin, daß der gerechteste der Könige, Friedrich Wilhelm III., erschreckt über die plötzliche Aufkündigung des Gehorsams, sich veranlaßt gesehen habe, zwei Erzbischöfe auf die Festung zu schicken um geringfügiger Dinge willen im Vergleiche zu den heutigen Schritten der Bischöfe, wegen wirklicher Bagatellen, verglichen mit dem unabsehbaren Maßstabe des Conflicts, den die Bischöfe in Fulda in feierlicher Weise constatirt und proclamirt hätten. Was damals vom Könige als ein Attentat gegen die Würde seiner Krone angesehen worden sei, werde heute auf offenem Markte gepredigt. Heute führe jeder Dorfpastor eine Sprache gegen den König mit der deutschen Kaiserkrone auf dem Haupte und seine Gesetze, wie vor einem Menschenalter kein Papst oder Nuntius gegen einen deutschen Kleinfürsten zu führen wagte.

Von den Gegnern trat Abgeordneter Reichensperger am entschiedensten gegen die Vorlage auf, weil sie die Verfassung, besonders den Art. 15, welcher den Kirchen den Genuß und Besitz ihrer Anstalten, Stiftungen und Fonds garantirt, verletze; er protestirte gegen das Gesetz vom Standpunkte des constitutionellen Parlamentarismus aus. Es liege hier eine Möglichkeit vor, den Satz des Fürsten Bismarck, daß der Parlamentarismus durch sich selbst ruinirt werden müsse, zur Wirklichkeit werden zu lassen; „nach allem, was auf kirchenpolitischem Gebiete möglich geworden ist, ist auch auf allen andern Gebieten manches möglich". Windthorst dagegen thut, nach einigen Ausfällen auf den Cultusminister, einen kräftigen Zug aus der Friedenspfeife, indem er erklärt, Bismarck sei der einzige Mann, der den Frieden wiederherstellen könne und werde, sobald er sich überzeugt habe, daß er auf falschem Wege wandle. Trotz dieser Clausel mit einer so gut wie unmöglichen Bedingung, bleibt doch die Thatsache, daß die Partei an eine mögliche Wiederherstellung des Friedens denkt, immer beachtenswerth. Am 16. April berieth das Abgeordnetenhaus über die Aufhebung der Art. 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde vom 31. Jan. 1850. Die Vorlage hatte noch den Zusatz: „Die Rechtsordnung der evangelischen und katholischen Kirche sowie der andern Religionsgesellschaften im Staate regelt sich nach den

Gesetzen des Staats. Virchow und mehrere Genossen aus sämmtlichen Fractionen, mit Ausnahme des Centrums, stellten den Antrag, diesen zweiten Satz zu streichen. Die Debatte war eine sehr lebhafte. Reichensperger stellte sich zwar auf den Standpunkt der parlamentarischen Freiheit und hob hervor, daß in diesem Culturkampfe ein Freiheitsrecht nach dem andern verloren gehen werde. Sehr emphatisch und in kühnen Vergleichungen sprach der Abgeordnete von Schorlemer-Alst, treffend zur Vertheidigung des Gesetzes dagegen die Abgeordneten Schmidt-Sagan, Richter-Sangerhausen und Virchow. Der letztere als Vertreter der Fortschrittspartei, an deren unabhängigen Liberalismus das Centrum sich zu wenden schien, wenn es fortwährend von dem Ruin der Verfassung sprach, antwortete ein für allemal im Namen seiner Partei auf diesen Appell. „Herr von Schorlemer", sagte er, „will uns verantwortlich machen, kein Präjudiz zu schaffen, wie man die ganze Verfassung los werden kann. Bei der namentlichen Abstimmung über die unter dem Minister Mühler eingebrachte Vorlage wegen Aufhebung des Art. 25 der Verfassung: «In öffentlichen Volksschulen wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt», stimmten sämmtliche Mitglieder des Centrums für die Aufhebung mit Ausnahme eines einzigen katholischen Geistlichen, der seitdem durch die Centrumspartei sich genöthigt gesehen hat, vom Schauplatze der politischen Thätigkeit abzutreten, des Domkapitulars Küntzer. Sie sind geneigt, Verfassungsartikel aufzuheben, wenn es Ihnen paßt, und erklären es für ein Horribile, wenn es Ihnen nicht paßt. Die Zahlen der Artikel werden allerdings als Leichensteine stehen bleiben, aber als Leichensteine früherer Thorheiten der Gesetzgebung."

Fürst Bismarck hob in einer energischen Rede hervor, daß die königliche Regierung ungern daran gegangen sei, eine Veränderung der Verfassung vorzuschlagen, da auch nach ihrer Ansicht das Staatsgrundgesetz sich einer größern Stabilität erfreuen müsse als die Gesammtheit der übrigen Gesetze; doch dürfe dasselbe nicht unabänderlich sein. Das Vaticanum, die große Umwälzung in der Verfassung der katholischen Kirche, welche das Episkopat und die katholische Kirche in eine absolute Herrschaft des Papstes verwandelt habe, mache die Aufhebung dieser Gesetze nöthig. Die Fürst zeichnete dabei mit kräftigen Strichen die Macht des neuen Monarchen, eines Ausländers, gewählt von der italienischen oder mehr als die Hälfte der italienischen Prälatur, mit ausländischen Zwecken, die mit dem Deutschen Reiche sowie mit dem Königreiche Preußen nichts gemein hätten. Bemerkenswerth ist übrigens eine sich zum Frieden wendende Aeußerung des Ministerpräsidenten. Die Aufhebung des Placet sowie mehrere andere Bestimmungen und Institutionen von seiten des hochseligen Königs hätten Bresche in die für den allgemeinen Frieden nothwendige Festigkeit des Staats gelegt; diese Bresche müsse ausgefüllt werden. „Sobald das geschehen ist, werde ich kein eifrigeres Bemühen haben, als den Frieden mit dem Centrum, namentlich aber mit dem viel mäßiger gesinnten römischen Stuhl zu suchen, und ich hoffe ihn dann auch mit Gottes Hülfe zu finden und werde, soviel mir zu leben noch vergönnt ist, dazu beitragen, den Kampf, den ich eine Weile aggressiv zu führen genöthigt war, demnächst defensiv, aber in gesicherten Verhältnissen fortzusetzen und die Aggression mehr der Schulbildung als der Politik zu überlassen."

Die Regierungsvorlage wurde unter Annahme des Virchow'schen Amendements, also mit Fortlassung des Schlußsatzes, mit allen Stimmen gegen die des Centrums und des Abgeordneten von Kirchmann angenommen. Am 19. April fand die dritte Berathung des Gesetzes und trotz einer heftigen Rede von Windthorst die Genehmigung desselben mit 275 gegen 90 Stimmen statt. Die Abstimmung des Herrenhauses am 16. April über das Sperrgesetz, welches mit 91 gegen 29 Stimmen angenommen wurde, muß als ein noch entschiedenerer Sieg der Regierungspolitik angesehen werden, denn es stimmten nur 13 evangelische Mitglieder des Hauses, der letzte Rest der Partei Stahl-Gerlach, gegen das Gesetz. Das Herrenhaus, als starkes Bollwerk der conservativen Principien, war die letzte Hoffnung der Ultramontanen; sie ist zunichte geworden. Fürst Bismarck hielt hier eine auf eine Versöhnung mit der conservativen Partei berechnete Rede, in welcher er indeß unsers Erachtens den confessionellen Standpunkt mehr hervorhob, als wol bei dem obersten Leiter eines confessionell-gemischten Staates wünschenswerth sein dürfte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Georg Herwegh.

Ein Eſſay

von

Rudolf Gottſchall.

Der Dichter der „Lieder eines Lebendigen“ iſt nicht mehr! Georg Herwegh iſt am 7. April d. J. in Baden-Baden geſtorben! Für die Literatur war der Dichter ſchon lange todt, und ſo iſt es wol begreiflich, wenn auf viele, die der Literatur nicht fortwährend in die Karten ſehen und den reichhaltigen Nekrologen literariſcher Größen nicht mit gleichmäßiger Aufmerkſamkeit folgen, die Nachricht von Herwegh's Tod kaum einen andern Eindruck gemacht hat, als die Verwunderung darüber, daß der Dichter überhaupt noch bisher unter den Lebendigen geweilt habe. Es iſt dies das Los aller glänzenden poetiſchen Phänomene, auf deren Siegeslauf ein raſches Verlöſchen folgt.

Gleichwol ſind wir der Anſicht, daß Herwegh's Name in der Literatur Dauer finden wird. Es gibt Schriftſteller, die ſich in derſelben einbürgern durch die Summe eines vielſeitigen Wirkens, eines ausnehmend ſchöpferiſchen Geiſtes, der die Zeitgenoſſen fortwährend beſchäftigt, neben manchem Mislungenen und Halbgelungenen Glänzendes ſchafft, Anregungen gibt für alle Gebiete des Lebens und der Kunſt, zugleich Denker und Dichter, productiver und kritiſcher Kopf, eine vielumfaſſende und weithin leuchtende Wirkſamkeit ausübt. Unter dieſen Männern ſind die wahrhaft großen Geiſter einer Nation zu ſuchen, und unſere Claſſiker gehörten zu ihnen.

Dann aber gibt es Dichter von glänzendem Talent, welche durch die Gunſt der Umſtände und die Eigenart ihrer Begabung dazu kommen, dem Geiſt einer beſtimmten Epoche in ihren Gedichten einen prägnanten und bleibenden Ausdruck zu geben. Gegenüber einer ſeichten Productivität, die ſich ins Maſſenhafte verzettelt, ohne den höhern Halt, den ein origineller Genius ihr zu geben vermag, iſt ſolchen Poeten eine höhere Bedeutung zuzuſchreiben. Bei ihnen gilt das bekannte Gleichniß: „Die Löwin warf nur Ein Junges, doch es war ein Löwe.“ Wäre Sophokles minder unſterblich geworden, wenn er nur die „Antigone“ geſchrieben hätte? Wie wenige ſind uns überhaupt von ſeinen mehr als hundert Stücken übriggeblieben; wie wenig auch von den griechiſchen Lyrikern — doch ex ungue leonem!

Das ἅπαξ λεγόμενον iſt das Geheimniß der Claſſicität. Es gibt Dichter, die man die „Einmaligen“ nennen könnte; zu ihnen gehörten mehrere Elegiker, Matthiſſon, Salis, Hölty; zu ihnen würde Körner gehören ohne ſeine Dramen. Herwegh iſt unter dieſen „Einmaligen“ der glänzendſte! Zwei Bändchen Gedichte, welche ſonſt oft nur die Anwartſchaft auf Makulatur haben, machten ihn zum gefeiertſten Sänger ſeiner Zeit — und nicht nur wer den Beſten ſeiner Zeit genuggethan, ſondern auch wer mit dem ent-

ſcheidenden Wort einer ganzen Epoche das Siegel aufgedrückt hat, ſei es ein Staatsmann oder ein Dichter, der überlebt ſie! Jene Epoche war auch in der Politik eine lyriſche; darum konnte der Lyriker zum Mann des Tages werden, darum ſind ſeine Gedichte eine bleibende Illuſtration nicht nur ſeines Talents, ſondern auch des ganzen damaligen Zeitgeiſtes.

Georg Herwegh iſt ein Schwabe wie Schiller und Uhland; er wurde am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren, wo er auch ſeinen erſten Unterricht erhielt. Später ſiedelte er nach Tübingen über und bezog dort das proteſtantiſch-theologiſche Stift, wo Schelling und Hegel und ſpäter David Strauß ihre erſten philoſophiſchen Anregungen empfangen hatten. Doch Herwegh fühlte ſich von dem Studium der Theologie wenig angezogen; die große theologiſche Rebellion, die ſich an den Namen von David Strauß knüpft, hatte ſchon damals ihre Fahne aufgeſteckt, und Herwegh hielt es für das Beſte, aus einem Lager zu deſertiren, für deſſen Feldzeichen er keine Begeiſterung empfinden konnte. Er wandte ſich nach Stuttgart und begann ein Literatenleben, indem er an der Lewald'ſchen „Europa" mitarbeitete. Seine Militärpflicht, die der Gebildete damals in Würtemberg nicht als einjährig Freiwilliger abſolviren konnte, brachte ihn in Beziehungen zu Offizieren, und obſchon er zunächſt wieder aus dem Dienſt entlaſſen wurde, um ſein Talent ausbilden zu können, ſo gerieth er doch in Conflict mit einem Offizier und begab ſich infolge deſſen nach der Schweiz, zunächſt nach Emmishofen im Canton Thurgau, dann nach Zürich. In Thurgau betheiligte er ſich an der Redaction von Wirth's „Volkshalle", die ihm aber bald zu gemäßigt erſchien; in Zürich ließ er, aufgemuntert von ſeinen Freunden, die „Gedichte eines Lebendigen" (1841) erſcheinen, welche alsbald das größte Aufſehen erregten. Nach kurzem Aufenthalt in Paris begann Herwegh im Jahre 1842 eine Reiſe durch Deutſchland, die als der Triumphzug eines jungen Dichters ohne Beiſpiel in unſerer Literaturgeſchichte iſt.

Die „Gedichte eines Lebendigen" hatten in allen Kreiſen gezündet; ſie waren voll der feurigſten Impulſe, und gerade dieſe Impulſe waren die charakteriſtiſche Signatur jener Zeit. Merkwürdigerweiſe trug die Unklarheit des politiſchen Programms, welches der Dichter in ſeinen Liedern und Hymnen zur Schau trug, gerade dazu bei, die Wirkung derſelben zu erhöhen. Die Parteien hatten damals noch keine feſte Organiſation gefunden; es war ein Durcheinanderwogen der Meinungen und Geſinnungen, das an den farbigen Nebel der Dissolving views erinnerte; jeder glaubte das Recht einer eigenen Ueberzeugung zu haben, und es gab königliche Beamte, welche in ihrem Herzen Anhänger der Republik waren. Das vertrug ſich alles friedlich zuſammen; denn es war ganz harmlos, hinter ſeinen vier Pfählen den Republikaner zu ſpielen und dem politiſchen Idealismus zu huldigen, während man gleich darauf mit den Acten unter dem Arm auf das Bureau ging oder an die Regierungshauptkaſſe, um ſich als Staatsbeamter des Königreichs Preußen ſeinen Gehalt auszahlen zu laſſen. Die Politik war noch eine Politik der Meinungen, und da konnte das Verſchiedenartigſte friedlich beiſammenſtehen:

Leicht beieinander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.

Und auch die verſchiedenſten Meinungen fanden Nahrung in Herwegh's Gedichten. Die Republikaner erfreuten ſich an dem ſchweizer Alpenglühen und dem Vive la république, einer franzöſiſchen Loſung, die einen deutſchen Refrain bildete; unter den Anhängern des Königs gab es viele, welche ſich für die glänzende Zukunft begeiſterten, die der Dichter in ſeinem poetiſchen Briefe an den Monarchen der preußiſchen Krone in Ausſicht geſtellt hatte; die ganze deutſche Jugend aber ſchwärmte in einer thatenloſen Epoche

für den feurigen Thatendrang, welcher, wenn auch mit unbestimmten Zielen, doch der eigentliche Puls der Herwegh'schen Gedichte war. In den Kreisen der Studentenwelt hatten sie sich von Haus aus eingebürgert; wohin man damals kam, hörte man diese Strophen declamiren. Die berliner Bureaukratie hatte ihre besondern Gelüste und strich um die Feuerleitern des Radicalismus mit dem Behagen des schmächtigen Kätzleins, mit welchem sich Mephistopheles vergleicht; ja auch die Gegner der Reform hatten eine stille Schadenfreude an kecker Opposition. Und um dem Geiste dieser Epoche das bezeichnendste Gepräge aufzudrücken, trat der König von Preußen selbst mit warmer Theilnahme für diese Gedichte in die Schranken, wenn er auch die Tendenz derselben verwarf; aber er beschied den Dichter zu einer Audienz und drückte ihm beim Abschiede die Hand mit den Worten: „Wir wollen ehrliche Feinde sein!" Damit wuchs die Popularität Herwegh's auch in den Kreisen, in denen seine Richtung als eine verwerfliche erschien; die Geheimräthe lasen diese kecken merkwürdigen Verse, und so wenig eine Poesie, welche die Kreuze aus der Erde reißt, auf die Sympathien der Frauen und Mädchen rechnen darf, so wurde Herwegh doch auch auf einmal der Liebling der Geheimrathstöchter, welche zwar nicht seine Handschuhfetzen als Reliquien aufbewahrten, wie dies fast um die gleiche Zeit in Berlin dem jungen Klaviervirtuosen Franz Liszt widerfuhr, aber doch das Herwegh'sche Reiterlied, das bald seine Componisten fand, mit Vorliebe am Pianoforte spielten.

Wenn wir jetzt den ersten Band der „Lieder eines Lebendigen" zur Hand nehmen, die in einer langen Zwischenepoche fast für veraltet gelten mochten, ja deren Inhalt niemand mehr verleugnet hat als der Dichter selbst: so fühlen wir uns von der Mehrzahl derselben sympathisch berührt; wenig darin erscheint uns fremdartig und ungenießbar, und wenn eine Zeit der Erfüllung auf eine Zeit der Verheißung gefolgt ist, so darf der Dichter um so mehr auf die Ehren eines Propheten Anspruch machen; er hat in seiner Begeisterung viel von dem vorausgesagt, was später eingetroffen ist, bisweilen in anderer Gestalt, bisweilen aber auch in derselben, in welcher es seiner visionären Phantasie vorschwebte.

Wenn öfters Unklares und Widerspruchsvolles mit unterlief, so lag dies in der ganzen Richtung der Epoche. Herwegh war in jener Zeit, in welcher die Drohung von Thiers und das Becker'sche Rheinlied die Gemüther erregt hatte, ein guter deutscher Patriot. Dazu stimmte freilich wenig, daß er die von Frankreich zu importirende Republik mit dem französischen Refrain „Vive la république" feierte. Das war eine Ausweichung in das Gebiet des vaterlandslosen Kosmopolitismus, welchem der Dichter später ganz verfallen sollte. Sonst schlagen diese ersten Gedichte vielfach einen an Ernst Moritz Arndt erinnernden Ton an, wie das „Rheinweinlied":

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.
Das Recht' und Link', das Link' und Recht',
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühle treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

„Beſchütz' uns vor dem Frankenkind", ruft er dem Könige Friedrich Wilhelm IV. zu, und die Gedichte „Ulnau und Sanct-Helena" ſchloß er mit der patriotiſchen Schlußſtrophe:

Wie lang mit Lorbern überſchütten,
Wollt ihr die corſiſche Standarte?
Wann hängt einmal in deutſchen Hütten
Der Hutten ſtatt des Bonaparte?

Neben dieſen Vaterlandsliedern ſind es die Freiheitslieder mit dem Motto des Löwen, der vor Schiller's „Räubern" Wache hielt: In tyrannos. Dieſe Freiheit blieb in Herwegh's Gedicht das Mädchen aus der Fremde, das jedem eine Gabe bringt, aber dabei ihr Incognito nicht lüftet. War es die Freiheit der Republik, welcher Herwegh beim Alpenglühen eine Hymne ſang? Dann hätte wieder das Gedicht an den König von Preußen keinen Sinn, welcher aufgefordert wird, die Geſchicke Deutſchlands in ſeine Hand zu nehmen. Herwegh's „Freiheit" blieb die blaue Blume der politiſchen Romantik, ein Symbol, welches alle Herzen höher ſchlagen machte, bei welchem ſich aber die Geiſter das Verſchiedenartigſte dachten. Eine nähere Analyſe hätte die Blüten ihres Kelches zerfaſert, ihren Duft zerſtört. Zwar wirft Herwegh in einem Gedicht die Frage auf: „Wer iſt frei?" Er beantwortet ſie in einer Weiſe, welche als ein poetiſcher circulus viciosus betrachtet werden muß:

Der iſt allein ein freier Mann,
Und ſeiner ſei gedacht,
Der ſie ſich ſelbſt verdienen kann,
Die Freiheit in der Schlacht,

und noch unklarer wird die geheimnißvolle Freiheit durch die Angabe ihres Domicils:

Die Freiheit wohnt am Don und Belt,
Sie winkt uns nah am Rhein,
Die Freiheit ſchläft im Wüſtenzelt
Und glänzt im Sternenſchein.

Die Freiheit der Koſacken — das iſt doch ein wunderbares Ideal für einen deutſchen Dichter! Und das Domicil am Belt ſcheint ihr blos des Reimes wegen angewieſen zu ſein. In einem „Neujahrsgedicht" ſieht der Dichter eine große Kette vom Himmel bis zur Erde reichen, die Kette des Herrn, an welcher nur Ringe zu Ringe gefügt werden. Der Dichter fleht, der Herr möge die ſchwere Wucht der goldenen Kette mildern und nur den Teufel allein an der Kette laſſen. Prophetiſch ſieht er, wie die Engel einen Ring derſelben opfern. Es iſt dies eine der dunkelſten Viſionen des Poeten, gegen welche diejenigen des Jeſaias und Ezechiel durchſichtig genannt werden müſſen. Phantaſirt er von jener Kette, welche die dira necessitas des Horaz und des Spinoza um das All ſchlingt? Dieſer Gedanke klingt mit in das Gedicht herein; im Grunde aber meint der Dichter die politiſchen und geiſtigen Feſſeln der Menſchheit; ſo wenig wie die Freiheit, die der Dichter meint, wird uns die Knechtſchaft klar, die er ſchildern will.

Von den „Tyrannen" entwirft er ein durchaus volksthümliches Bild; man kann ſich im Nothfalle Kartenkönige darunter denken; da liegt der Tyrann mit ſündigen, mit angſtverwirrten Mienen:

Gelb wie die Krone iſt ſein Angeſicht,
Er läßt zur Flucht ſich tauſend Roſſe zähmen,
Er ſteigt zur Erde und die Erde bricht,
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen.

Weiter ausgeführt wird das Bild in dem „Frühlingslied". Der Lenz ſoll für die Dichter, für die Völker nur Lenz ſein, für die Tyrannen Rächer und Richter. In ſchwül-

ſtigen Verſen, welche durchaus an den Ton erinnern, der in der erſten Schiller'ſchen Anthologie herrſcht, an das unreif Ueberſchwengliche, wird in forcirten Bildern der Fluch über den Tyrannen ausgeſprochen:

Nächtlich mit Entſetzen dreh' er
Sich im ſternenloſen Nichts,
Und vor allen Engeln ſeh' er
Nur den Engel des Gerichts:
Jeder Schlag der Nachtigall
Kling' ihm wie Poſaunenſchall,
Der ihn vor den Ew'gen ruft,
Und der Lerche jubelnd Schmettern,
Wie der Blitz von tauſend Wettern,
Treff' es ihn aus blauer Luft.

Die Unbeſtimmtheit der Anſchauungen und Begriffe brachte von ſelbſt einen Stil von geſchmacklos überladenem Colorit mit ſich. In dieſer Unreife, die ſich in dem Schwulſt einzelner Gedichte abſtoßend ausprägt, iſt die Achillesferſe der Herwegh'ſchen „Lieder eines Lebendigen" zu ſuchen. Doch wir fügen gleich hinzu, daß die entſchieden mislungenen Gedichte nur eine melancholiſche Minorität bilden, und daß dieſe Welt blutleerer politiſcher Schatten von Allgemeinheiten, die trotz alles dicken Farbenanſtriches geſtaltlos bleiben, keineswegs das ausſchließliche Reich der Herwegh'ſchen Dichtung iſt. Sie wandte ſich auch concretern Stoffen zu, und hier wurde das unbeſtimmt Viſionäre zum beſtimmt Prophetiſchen.

Es klingt befremdlich, wenn wir behaupten, aus den Herwegh'ſchen Gedichten die jüngſte große Epoche unſerer deutſchen Geſchichte wie aus einem vorherverkündenden Zauberſpiel ableſen zu wollen, und doch kann dies ohne jede gezwungene Deutung geſchehen, mit geringerer Mühe und Pein der Exegeſe, als die theologiſche Deutung der altteſtamentariſchen Prophezeiungen veranlaßt. Was der kategoriſche Imperativ der Herwegh'ſchen Muſe verlangte, das iſt durchaus eingetroffen; der Dichter ſelbſt erkannte in dieſen Ereigniſſen nicht den Traum ſeiner Jugend wieder; doch nur der junge Herwegh war Dichter und Prophet, der ältere ein misvergnügter Apoſtel äußerſter Richtungen, von den Zeitereigniſſen beiſeitegeſchoben, und wie er früher mit Gott und ſeinem Könige grollte, ſo jetzt grollend mit dem Gang der Geſchichte, welcher zwar den Hoffnungen ſeiner Jugend entſprach, aber die Cirkel ſeiner ſpätern ſocialdemokratiſchen Weisheit ſtörte.

Die bedeutendſte prophetiſche Epiſtel iſt der Brief an den König von Preußen, eine Art von Apokalypſe, in welcher der Dichter die Geſchichte der deutſchen Zukunft in der Form einer Mahnung an den romantiſchen Machthaber auf dem Throne der Hohenzollern verkündete. Die ganze politiſch fruchtbare Bewegung der Zeit hat dieſe Adreſſe Herwegh's acceptirt, und der Präſident Simſon, der zweimal die deutſche Kaiſerkrone im Namen des deutſchen Volkes den hohenzollernſchen Herrſchern zutrug, einmal 1848 nach Berlin, einmal 1871 nach Verſailles, verkündete die Berechtigung dieſer Prophezeiung des Dichters. Die Einigung Deutſchlands durch Preußen, das Ziel der erbkaiſerlichen Partei und der Mehrheit des frankfurter Parlaments, das Ziel der Kriegsjahre von 1866 und 1870, wo es denn endlich ſeine Verwirklichung fand, und dieſe Verwirklichung durch eine Politik von „Blut und Eiſen" war ja dem Dichter der enthuſiaſtiſchen Schwertlyrik die am nächſten liegende. Nachdem er dem Könige von Preußen zugerufen:

Die Sehnſucht Deutſchlands ſteht nach dir,
Feſt wie nach Norden blickt die Nadel,

fährt er fort:

Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde ſchnöden Witz,

Schon tagt ein neues Austerlitz,
Mögst du in seiner Sonne siegen!

Das rathlos auseinanderirrt,
Mein Volk soll dir entgegenflammen;
Steh auf und sprich: Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirth,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen.
Das West und Ost, das Nord und Süd,
Wir sind der vielen Worte müd;
Du weißt, wonach der Deutsche glüht —
Wirst du auch lächeln und verdammen?

Und dieser Begeisterung für das einige Deutschland gibt er auch in dem Gedichte „Dem deutschen Volke" energischen Ausdruck:

Tritt in deiner Fürsten Reihn,
Sprich, die neununddreißig Lappen
Sollen wieder besser klappen
Und Ein Heldenpurpur sein,
Ein Reich wie Ein Sonnenschein!
Ein Herz, Ein Volk und Ein Wappen!
Helf' uns Gott, so soll es klappen!

Sind das nicht Heroldsrufe, die dem Geibel'schen um ein Jahrzehnt vorausgingen? Konnte das durch Bismarck's Politik verwirklichte Programm mit mehr Schwung Jahrzehnte voraus lyrisch inscenirt werden?

Und doch ist in dem merkwürdigen Gedicht an den König von Preußen auch die zweite Hälfte dieses Programms, der Kampf gegen den Ultramontanismus, mit ebensolcher Energie hervorgehoben worden:

Der Fischer Petrus breitet aus
Aufs neue seine falschen Netze;
Wohlan, beginn' mit ihm den Strauß,
Damit nicht einst im deutschen Haus
Noch gelten römische Gesetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das soll doch nun und nimmer sein!
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er seine Dolche wetze!

Keiner der neuen Dichter konnte diesen Fehderuf gegen Rom stürmischer ertönen lassen; keiner hat diesen Kampf gerade den Hohenzollern mit solcher Entschiedenheit als eine geschichtliche Mission zugewiesen. Noch flammender ist das Anathem in dem Gedicht „Gegen Rom", mächtig, einschneidend, zerfleischend:

Im Fleisch der Menschheit ward zum Pfahl
Die Wiege des Rienzi Cola,
Seit Luther'n traf des Bannes Strahl
Und seit loyal dort nur Loyola.

Hier, wo der Dichter sich nicht in unbestimmten Ergüssen seiner Phantasie, in schwunghafter Huldigung an seine tiefverschleierte Herzensdame, die Freiheit, ergeht, hier, wo er es mit sehr concreten geschichtlichen Thatsachen zu thun hat: hier wird ihm niemand absprechen können, daß er die Geister, die den großen Geschicken vorausgehen, poetisch vorausbegrüßte, und daß er mit ahnungsvollem dichterischen Siderismus die Eisenpolitik der Zukunft witterte.

Doch auch die ganze geistige Stimmung dieser Lyrik war wie von ahnungsvollem

Hauche durchweht; eine thatenlose Epoche neigte sich zum Untergange, und ein unbeschränkter Thatendrang glühte in den Herzen der Jugend; es war das Morgenroth der Zukunft. Die Sänger der Befreiungskriege trugen das Schwert an ihrer Linken; der Dichter der „Lieder eines Lebendigen" mußte es aus der Erde graben. Selten ist ein Gedicht von so fanatischem Feuer, von so hinschmetternder Kraft gedichtet worden als der Aufruf:

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn!
Laßt, o laßt das Verseschweißen!
Auf den Amboß legt das Eisen!
Heiland soll das Eisen sein!

Und wie prophetisch klingen auch in diesem Gedicht die Verse:

Deutsche, glaubt es euern Sehern!
Unsre Tage werden ehern,
Unsre Zukunft klirrt in Erz!

Die ziellose Kampfeslust der Jugend, die sich in dem Glauben eines Meleager verzehrt, fand in Herwegh einen Sieger, der Speere werfen und Klingen schärfen, sich in eines Streithengsts Bügeln zur Schlacht wagen möchte, der da ausruft:

Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen.

Und irgendein Exeget der Zukunft wird vielleicht auch den Grafen Bismarck, der zu jener Zeit nur ein Deichgraf an der Elbe war, in dem Evangelium Herwegh vorherverkündet sehen, wenn der Dichter sagt:

Gib uns den Mann, der das Panier
Der neuen Zeit erfasse,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gasse.

Jedenfalls huldigte Herwegh damals nicht dem demokratischen Cultus, welcher an die alleinseligmachende Herrlichkeit der Massen glaubt; das Heil sollte von einzelnen großen Männern ausgehen. Darum wendet er sich an den König von Preußen, darum spricht er seine Sehnsucht nach dem einen großen Mann aus, der „das Panier der neuen Zeit" erfaßt. Der Cultus des Genius lag ihm damals näher als die Begeisterung für das Volk in seiner atomistischen Masse.

Wenn die Herwegh'schen Gedichte in Bezug auf ihre Tendenz oft von der Hohlheit der Phrase angekränkelt waren, oft aber auch mit seltener Prägnanz die Stimmung der Zeit zum Ausdruck brachten und mit einem bewundernswerthen second sight die politischen Situationen der Zukunft vorausahnten: so galt ihre ästhetische Berechtigung lange Zeit doch noch für zweifelhafter als ihre politische Bedeutung. Einmal erklärte man die politische Lyrik überhaupt für einen Sündenfall in ästhetischer Hinsicht, und wenn man die patriotische Lyrik aller Zeiten von Tyrtäus bis Körner nicht gut in diesen Sündenfall verwickeln konnte, so half man sich damit, daß man die politische Lyrik der vierziger Jahre als eine besondere Verirrung isolirte, als gereimte Zeitungspoesie, Lyrik der Phrase ohne bestimmten Inhalt, gleichsam als poetisch aufgedonnerten Leitartikel. Daß einen Theil der Herwegh'schen Gedichte dieser Tadel trifft, haben wir gesehen; der größte Theil derselben hat aber einen wahrhaft poetischen Inhalt; die Sehnsucht nach dem Kampfe, die Aufforderung zu demselben ist lyrisch ebenso berechtigt wie die Schilderung des Kampfes selbst, in welcher mehr eine epische Ader pulsirt, und es gilt ganz gleich, ob

der Dichter dabei einem bestimmten Feinde gegenübersteht, mit dem er handgemein werden soll, wie Körner, oder ob er wie Herwegh gegen einen gleichsam geistig markirten Feind seine Angriffe richtet.

Das Talent des Dichters selbst war aber ein bedeutendes; wenn man denselben als einen Rhetoriker geringfügig beiseitezuschieben sucht, so vergißt man, daß Pindar, Klopstock, Schiller dann ebenfalls als Rhetoriker zu betrachten sind. Ein so intensives Colorit, ein so hinreißender Schwung, ein so machtvoller Ton, wie dies alles in den bessern Gedichten von Herwegh herrscht, geht weit hinaus über die Grenzen, welche eine geschulte Rhetorik innezuhalten vermag; es ist die Begeisterung des Dichters, welchem gleichsam eine höhere Macht in die Feder dictirt, jener göttliche Wahnsinn der evocirenden Thyrsusschwinger, der in allen gleichgestimmten Gemüthern ein Echo weckt, oft aber auch die Widerstrebenden in stürmischem Taumel fortreißt. Die bessern Gedichte Herwegh's sind gleichsam der Ozon, der einer elektrischen Zeitatmosphäre abgewonnen wurde, sie sind condensirter und potenzirter Zeitgeist. In den „Gedichten an den König von Preußen" und „Gegen Rom" herrscht ein Stil voll Mark und Nerv, Würde und Größe; die Schärfen, welche das Herwegh'sche Talent später einseitig herauskehrte, sind hier noch der schlagenden Prägnanz des Ausdruckes dienstbar gemacht; das latente Epigramm unterbricht noch nicht die Einheit des getragenen Stils. In andern Gedichten herrscht eine Emphase, die, aus einem im Innersten vibrirenden Gemüth entsprungen, eine zündende Wirkung nicht verfehlen kann. „Der Gang um Mitternacht" hat echt lyrischen Reiz und Zauber, und das Vorbild Béranger's, welchem Herwegh als dem politischen Frühlingssänger eine warm empfundene Skolie widmet, hat den Dichter auch zu mehr liederartigen Ergüssen begeistert, denen der Refrain Halt, Sangbarkeit und symmetrische Gliederung gibt. Das „Reiterlied" ist in seiner Art ein Meisterstück, „Der sterbende Trompeter" eine der besten modernen Romanzen. „Die Strophen aus der Fremde" sind eines großen Dichters würdig; wer kennt nicht die schönen Verse, die wie ein elegisch hingehauchter Schwanengesang gemahnen:

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schos des Ewigen verbluten.

Unter den „Sonetten", in denen sich Herwegh als Jünger Platen's zeigt, befinden sich einzelne von marmorner Formschönheit, andere von gedankenvoller Gediegenheit, wie das erste schöne Sonett auf Shelley; am wenigsten gelungen sind die Liebessonette. Auch in diesen Vierzehnzeilern bewährt sich der Dichter als Patriot; er mahnt die Sänger, in des eigenen Volkes Geschichte zu greifen:

Da oder nirgends wohnen deine Musen.

Der Glanzpunkt der Triumphreise Herwegh's 1840 war die Audienz, welche König Friedrich Wilhelm IV. dem Dichter gewährte. Der König hatte nicht blos Sinn für dichterischen Schwung, er war auch keineswegs unempfänglich dafür, von einem gefeierten Modepoeten als der Hort Deutschlands angesungen zu werden. Was bei dieser Audienz eigentlich vorgegangen, entzieht sich der genauen Kunde. Der redselige Monarch hoffte den Dichter von seinem Radicalismus zu bekehren; er sagte, nach Herwegh's eigener Mittheilung, zu ihm: „Ich wünsche Ihnen von Herzen einen Tag von Damascus, und Sie werden Ungeheueres wirken", und schloß seine Anrede mit den Worten: „Wir wollen ehrliche Feinde sein." Hierin lag wol eine Illustration der Schiller'schen Sentenz, daß der Dichter mit dem Könige gehen soll; doch fand Herwegh offenbar keine Zeit, bei jener

Audienz seinerseits Bemerkungen zu machen, welche ihn dem Könige als einen Posa der neuen Freiheitsideen gegenübertreten ließen. Der Monarch ließ ihn wahrscheinlich gar nicht zu Worte kommen, und Herwegh hatte allen Grund, mit der Rolle, die er bei einer so entscheidenden Begegnung gespielt hatte, unzufrieden zu sein. Dies war ein Unglück für ihn; denn diese Unzufriedenheit bestimmte ihn, was er mündlich versäumt hatte, schriftlich nachzuholen, sich nachträglich die Attituden eines Posa zu geben, was für ihn mit sehr unangenehmen Folgen verknüpft war.

In Königsberg, der Stadt der politischen Bewegung, der vier Fragen, des tonangebenden Liberalismus, wurde Herwegh besonders gefeiert; die Studenten brachten ihm einen Fackelzug, die Liberalen verherrlichten ihn bei einem großen Souper im Kneiphöf'schen Junkerhof, die verschiedensten Toaste in Prosa und Versen wurden ihm gebracht; er selbst erwiederte sie durch den Vortrag eines seiner schönsten und formvollendetsten Gedichte: „Morgenruf":

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall,
Die eben am Himmel geschlagen.

In diesem Rausch der gesteigertsten Selbstschätzung schrieb er aus der baltischen Stadt im December 1842 den folgenden Brief an den König:

Königsberg, im December 1842.

Majestät! „Wir wollen ehrliche Feinde sein", lauteten die Worte, die Preußens König jüngst an mich gerichtet; und diese Worte geben mir ein Recht, ja legen mir die Verpflichtung auf, offen und unumwunden, wie ich einst mein Vertrauen auf Ew. Majestät ausgesprochen, nun auch meine Klage, meine bittere Klage vor Ihren Thron zu bringen, ohne eine Devotion zu heucheln, die ich nicht kenne, oder Gefühle, die ich nicht empfinde und nie empfinden werde. Wir wollen ehrliche Feinde sein — und an demselben Tage, da Ew. Majestät diese Worte auszusprechen geruhten, gefällt es einem hohen Ministerium, den Buchhändlern den Debit eines von mir erst zu redigirenden Journals, von dem unter meiner Redaction noch keine Silbe erschienen ist und dessen Debit vor zwei Monaten, ehe diese Uebernahme der Redaction durch mich bekannt gewesen, erlaubt worden war, lediglich meines Namens wegen zu verbieten.

Daß dieser mein Name auch bei Ew. Majestät einen so schlimmen Klang habe, kann und darf ich nicht glauben nach dem, was Sie vor wenigen Tagen an mich geäußert. Ohne Zweifel haben Ew. Majestät von diesem Verfahren gar keine Kunde, und der Zweck dieses Briefes ist auch nur, diese einfache Thatsache zu Ihrer Kenntniß zu bringen, damit Ew. Majestät weiter beschließen mögen, was Rechtens ist. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich weiß, daß mein beschränkter Unterthanenverstand, mein Bewußtsein einer neuen Zeit auf ewig widersprechen muß dem alternden Bewußtsein und dem Regiment der meisten deutschen Minister, denen ich das Recht der Opposition gern einräumen möchte, wenn sie überhaupt nur Notiz nehmen möchten von dem, was um sie her vorgeht, aber vorgeht in den Tiefen der Menschheit, statt sich mit ein bischen Schaum und Wind zu zonken, die auf der Oberfläche spielen; wenn diese Minister in dem Widerspruche gegen sie auch zuweilen die Elemente einer neuen Religion zu entdecken, nicht blos Polissonnerie und Frivolität zu wittern im Stande wären, kurz, wenn diese Minister außer dem Zufall ihrer Geburt und ihrer oft schätzenswerthen administrativen und polizeilichen Talente auch das Talent und den guten Willen besäßen, sich auf einen ehrlichen Kampf mit ihren Feinden einzulassen, statt dieselben erst vornehm zu ignoriren, dann, ohne sie zu kennen, brutal zu behandeln und so Fürst und Volk zu täuschen, wenn sie von einer Beruhigung der Gemüther reden, die in der That und Wahrheit nicht vorhanden ist und durch äußere Maßregeln nun und nimmer erzwungen werden kann. Noch gibt es Menschen, die durch nichts zu schrecken sind (und ich rechne mich zu ihnen), Menschen, die sich die Seele ausschreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf der Welt; um so getroster, da selbst die Feinde des Fortschritts nicht mehr den Muth besitzen, Gewalt zu gebrauchen, weil sie wol einsehen, wie gefährlich das Märtyrerthum ist, und wie für Einen Mann, den zu unterdrücken ihnen gelingt, zwanzig Geharnischte auf einmal aus dem Boden springen.

Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, so schmerzlich es auch ist, das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehen und als Individuum mit einem ganzen Staatsprincip in

ewiger Collision zu leben; ich bitte nicht um Zurücknahme dieses Verbots, denn ich bin kein Schriftsteller von Profession, suche keinerlei materielle Vortheile durch das zu erreichen, was ich sage, weil ich es sagen muß. Aber auch für die materiellen Vortheile und die Verbreitung des Journals ist durch ein Verbot nicht hinlänglich gesorgt. Verbotene Bücher fliegen recht eigentlich durch die Luft, und was das Volk lesen will, liest es allen Verboten zum Trotz. Ew. Majestät Minister haben vor fünf Vierteljahren meine Gedichte verboten, und ich bin so glücklich, im Augenblicke die fünfte Auflage derselben veranstalten zu können. Ew. Majestät Minister haben die Beschlagnahme als gefährlich erschienener Bücher verordnet, und ich habe mich auf meiner ganzen Reise davon überzeugt: diese Bücher sind in jedermanns Händen. Ich bitte nicht um Zurücknohme des Verbots, denn ich darf um nichts bitten in einem Lande, das ich verlassen will. Ich bin nach der Nothwendigkeit meiner Natur Republikaner und vielleicht schon in diesem Augenblicke Bürger einer Repnblik. Ich kann, ohne mich selbst muthwillig zu immerwährender Heuchelei zu verdammen, nicht länger in Staaten leben, wo selbst die Censur aufgehört hat eine Wahrheit zu sein, was ja die täglich stattfindenden Confiscationen bereits censirter Bücher beweisen. Aber es hat mein Herz gedrängt, an Ew. Majestät noch ein letztes, ehrliches, wenn auch leidenschaftliches Wort zu richten, ein Wort, das nur die Diener der Fürsten, nicht die Fürsten selbst anklagen soll, ein Wort unter vier Augen, das aber doch nicht blos mein Wort, sondern dos vieler Tausende, ein Wort, dos ich mit dem ganzen heiligen Eifer und Vertrauen meiner Seele vor Ew. Majestät gesprochen, und das Ew. Majestät danach würdigen nnd schätzen werden.

In tiefster Ehrfurcht Ew. Majestät ergebenster Georg Herwegh.

Insolge dieses Briefes wurde der Dichter Herwegh aus den preußischen Staaten ausgewiesen. Der Brief selbst erschien in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", wohin er in irgendeiner Abschrift gelangt war, und hatte das am 28. Dec. 1842 erfolgte Verbot der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" in den gesammten preußischen Staaten zur Folge.

Die Reise Herwegh's, seine Audienz und Ausweisung waren nicht nur der beliebteste Stoff aller Zeitungen; sie wurden auch ein Stoff, dessen sich die politische Lyrik bemächtigte, und hatten einen modernen Sängerkrieg zur Folge. Ein junger Poet, dessen „Gedichte" im Jahre 1840 erschienen waren, Gedichte von zartsinnigem Inhalt und von einer ausnehmend gefeilten melodischen Form, und dem für diese „Gedichte" von dem kunstfreundlichen preußischen Könige eine Pension bewilligt worden war, hielt den Zeitpunkt für angemessen, gegen den Sänger der „Lieder eines Lebendigen" in die Schranken zu treten, seiner revolutionären Energie das Glaubensbekenntniß einer religiös-orthodoxen, gemäßigt-liberalen Gesinnung entgegenzustellen. Er schleuderte seine Strophen ihm kühn „ins Gesicht", in die Flamme seines „Branders", und schloß mit den Worten des eisenfesten Reformators: „Gott helfe mir, ich kann nicht anders!" Es war ein Dichter, dessen schüchterner Ruf gegen den glänzenden Herwegh's damals nicht aufkommen konnte, der aber später eine bei weitem reichhaltigere dichterische Kraft bewies: es war der Sohn der Travestadt, Emanuel Geibel. Er lebte damals am Rhein in Sanct-Goar im innigen Freundschaftsbunde mit einem andern Dichter, dessen Ruhm in jener Zeit bereits ein festbegründeter war; wer mochte der exotischen Poesie Freiligrath's, seinen mit einem glänzenden Colorit ausgestatteten Gedichten den Lorber streitig machen? Auch Freiligrath hatte von dem Könige von Preußen eine Pension erhalten; auch er hielt es für seine Pflicht, gegen den neuen Ritter Sanct-Georg seine poetische Lanze einzulegen. Und wenn Geibel demselben mit schwunghaftem Pathos entgegentrat, so verfolgte ihn Freiligrath mit sehr spitzigen epigrammatischen Pfeilen. Der aus Sanct-Goar im Januar 1843 datirte Brief beginnt mit den Strophen:

Das war ein lustig Ziehen
Und Reisen durch die Welt!
Das war ein Fackelsprühen
Von Zürich bis zum Belt.
Aus Herzen und aus Küchen
Stieg Weihrauch dir empor;

Pelotons von Tafelſprüchen
Schlugen knatternd an dein Ohr.

Ein neuer Held Sanct-Jürgen
Durch Deutſchland zogſt du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der grauſe
Noch züngelt ungeſcheut?
Vergaßeſt du beim Schmauſe
Vielleicht die rechte Zeit!

Du trotziger Dictator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur — der Schwab!
Verwelkt ſchon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt ſchief!
Du ſchriebſt dem eig'nen Ruhme
Jetzt den Uriasbrief.

Nun können ſie dich bänd'gen
Philiſter und Zelot:
„Da habt ihr den Lebend'gen!
Er ſchlug ſich ſelber todt!“
Wen Ruhmeskleider zieren,
Der hüte ſie wie Schnee!
Wahr iſt es: Renommiren
Verdirbt die Renommée.

Der verſöhnlichere Schlußvers lautete:

Zieh hin, doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeihn!
Bring ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring' ſie ein.
Der Dichtung Goldſtandarte,
Laß wehn ſie doppelt reich!
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenſtreich!

So ſang ein Poet, der wenige Jahre nachher durch ſeine revolutionären Sturmgedichte den ſchwäbiſchen Sanct-Georg weit hinter ſich laſſen ſollte. Damit aber der dichteriſche Chor jener Tage vollſtändig ſei, ließ auch der pariſer Ariſtophanes ſeine Stimme ertönen, und nachdem er der „eiſernen Lerche“, die mit klirrendem Jubel zum Sonnenlichte ſteigt, einen warmen dichteriſchen Gruß zugeſungen hat, richtete er an Herwegh bei ſeiner Ausweiſung aus Preußen ein Gedicht von jener claſſiſchen Prägnanz des Humors, wie ſie nur bei Heine zu finden iſt:

Mein Deutſchland trank ſich einen Zopf,
Und du, du glaubteſt den Toaſten,
Du glaubteſt jedem Pfeifenkopf
Und ſeinen ſchwarz-roth-goldnen Quaſten.

Doch als der holde Rauſch entwich,
Mein theurer Freund, du ſtandſt betroffen!
Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch ſo ſchön beſoffen.

Ein ſchimpfender Beamtenſchwarm
Und faule Aepfel ſtatt der Kränze —

An jeder Seite ein Gensdarm
Erreichteſt endlich du die Grenze.

Dort bliebſt du ſtehn! Wehmuth ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra ſind geſtreift,
Und Seufzer dringen aus der Seele:

Aranjuez, in deinem Sand,
Wie ſchnell die ſchönen Tage ſchwanden,
Wo ich vor König Philipp ſtand
Und ſeinen ukermärkſchen Granden!

Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich geſpielt den Marquis Poſa;
In Verſen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Proſa!

Das war derſelbe Ton, den Herwegh nun im zweiten Bande ſeiner „Lieder eines Lebendigen" (1844) anſchlug, doch weniger harmlos, ſchärfer, epigrammatiſcher, gehäſſiger. Freiligrath und Geibel mußten hier als moderne Drachenbändiger ein Duett der Penſionirten ertönen laſſen. Und gegenüber dem Freiligrath'ſchen Ausſpruch in ſeinem Gedicht auf den Tod von Diego Leon:

Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei,

entgegnete Herwegh:

Ihr müßt das Herz an Eine Karte wagen,
Die Muſe über Wolken ziemt euch nicht.
Ihr müßt euch mit in dieſem Kampfe ſchlagen,
Ein Schwert in eurer Hand iſt das Gedicht.
O wählt ein Banner und ich bin's zufrieden,
Ob's auch ein andres denn das meine ſei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entſchieden
Und meinen Lorber flechte die Partei!

Zahlreich ſind die Epigramme gegen König Friedrich Wilhelm IV. und nicht immer witzig und taktvoll; das prickelnde Ungenügen über ſeine berliner Audienz konnte der Dichter nicht los werden. Doch auch jetzt beſtieg er den prophetiſchen Dreifuß; was er jetzt prophezeite, war die Revolution. Die Terzinen, die er an den König von Preußen richtete, hatten zwar nicht entfernt den Schwung jenes erſten, für den Dichter ſo verhängnißvollen Gedichtes, doch ſie hatten immer noch einen großen Stil und unterſchieden ſich von dem Geplänkel der tiraillirenden Epigramme durch die Breitſeiten ihres Pathos; ſie ſchloſſen mit den lapidariſchen Verſen:

Noch lebt die Sphinx der Revolution!
Dein war das Amt, die Opferzeit zu kürzen,
— O tauſend Kränze harrten deiner ſchon! —

Du konnteſt nur den Knoten feſter ſchürzen,
Und in den Sternen — hatt' ich falſch geleſen!
Die Sphinx wird nicht ſich in den Abgrund ſtürzen,
Und du — du biſt kein Oedipus geweſen.

Eine andere Prophezeiung des Jahres 1848 und ſeiner Revolutionen, welche die pariſer Februarrevolution im Gefolge hatte, findet ſich in dem Gedicht „Pour le mérite":

Nein, edles Roß, du biſt verloren,
Und von der Meute todtgehetzt,

Wenn nicht der Fremdling dir die Sporen
Bald wieder in die Flanken ſetzt;
Wenn ſie nicht draußen Freiheit rufen,
Daß du in Galle überſchäumſt,
Und hoch mit flammenſprühnden Hufen
Dich gegen deinen Dränger bäumſt;
Wenn ſich nicht über deinem Hauſe
Von Weſten her ein Wetter ballt,
Und bis in deine ſichre Klauſe
Der Donner der Empörung ſchallt.

Mitten unter den düſtern Vorherverkündigungen der Revolution finden ſich auch einzelne erfreulichere patriotiſche Wendungen, welche den Gedanken einer Einigung Deutſchlands durch Einen Herrſcher wiederum mit Begeiſterung ausſprechen; ſo beſonders in dem Gedicht „Die deutſche Flotte", in welchem er dem deutſchen Volke zuruft:

Ergreif ihn und mit ihm das Steuer
Der Weltgeſchichte, faſſ' es keck!
Ihr Schiff iſt morſch, ihr Schiff iſt leck,
Sei du der Welt Erneuer!

Und weiterhin:

Es wird geſchehn, ſobald die Stunde
Erſehnter Freiheit für uns ſchlägt,
Ein Fürſt den deutſchen Purpur trägt,
Und einem Herrſchermunde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde.

Der poetiſche Werth der Gedichte dieſer zweiten Sendung iſt ein geringer; das epigrammatiſche Sprühfeuer tritt weit mehr hervor als die dichteriſche Altarflamme. Perſönlicher Groll und Verbitterung kann es zu keiner künſtleriſchen Klärung bringen, und ſelbſt wenn in einzelnen Strophen der dichteriſche Adel wieder ſcharf ausgeprägt iſt, ſo folgen andere, welche dieſen Eindruck verwiſchen, indem ſie proſaiſch wie in Verſe gebrachte Zeitungsfeuilletons gemahnen. Auch die Gedichte mit ſocialiſtiſchem Anflug: „Der arme Jakob", „Die kranke Liſe", welche das Béranger'ſche Vorbild nirgends verleugnen, machten trotz glücklicher Pointirung keinen rein poetiſchen Eindruck. Der Dichter hatte die Stimmung verloren, in welcher er die ſchwunghaften Strophen der erſten Sammlung gedichtet hatte; ja was das Wunderbarſte war, er ſchied mit dieſen ſchwächern Liedern aus der Literatur, indem er niemals wieder etwas Selbſtändiges von Bedeutung veröffentlicht hat.

Die Revolution kam, welche der Dichter wie ein Sturmvogel vorausverkündet hatte. Georg Herwegh hatte ſich mit einer vermögenden Berlinerin verheirathet, welche für ſeine Dichtungen und Tendenzen ſchwärmte, und deren Vermögen ihn eine, wenn auch in ſpäterer Zeit keineswegs ſorgenfreie Exiſtenz ſicherte. Herwegh hatte noch vor dem zweiten Bande der „Lieder eines Lebendigen" ein Sammelwerk herausgegeben: „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" (1843), welches der radicalen Poeſie, Philoſophie und Publiciſtik der damaligen Zeit ein Rendezvous gab, in welchem er ſelbſt als Schriftſteller und Dichter ſo gut wie gar nicht vertreten war. Seitdem verſtummte ſeine Muſe, und das Revolutionsjahr 1848 ließ ihn ſtatt der Feder zum Schwert greifen; nachdem er ſo viel davon geſungen, daß das Eiſen „Heiland ſein ſolle", was erſt ſpäter eine Politik von „Blut und Eiſen" zur Wahrheit machte, erſchien dies als eine nothwendige Conſequenz, um den Menſchen mit dem Dichter in Einklang zu bringen; doch als Körner post festum hatte Herwegh kein Glück. Von Frankreich aus führte er bei dem badiſchen Aufſtande im April 1848 eine Arbeiterſchar in das badiſche Land, welche von den würtembergiſchen

Truppen bei Doſſenbach mit leichter Mühe in die Flucht geſchlagen wurde. An ſeinen Rückzug knüpfte die böswillige Fama allerlei Gerüchte, welche ganz geeignet waren, den Dichter bei allen Parteien in ein ungünſtiges Licht zu ſetzen. Es hieß, Herwegh ſei auf der Flucht von ſeiner Frau unter dem Spritzleder des Wagens verborgen und ſo gerettet worden. Dies iſt wahrſcheinlich anekdotiſcher Aufputz; aber die Thatſache ſteht feſt, daß der Dichter der „Lieder eines Lebendigen" durch dieſe Gerüchte ſelbſt ein „todter Ritter" wurde, wie derjenige, gegen den er in der Widmung ſeiner Gedichte die Lanze einlegte. In einer ſtürmiſchen Revolutionszeit reiten die Todten doppelt ſchnell. Ein Dichter braucht zwar kein Soldat und kein General zu ſein, aber wenn er ſich auf eigene Fauſt in kriegeriſche Unternehmungen ſtürzt, ſo muß er eines Urtheils auch über ſeinen ſoldatiſchen Muth gewärtig ſein. Horaz bleibt immerhin nach Ovid Roms geiſtreichſter Dichter, mochte er auch in der Schlacht bei Philippi ſeinen Schild fortgeworfen haben:

Tecum Philippos et celerem fugam
Sensi relicta non bene parmula,

ja auch von Archilochus, Alcäus, Anakreon geht die Sage, daß ſie ihren Schild in der Schlacht allerdings unter weniger erſchwerenden Umſtänden verloren hatten, und Alcäus hat dies ſein Unglück ſogar in einem Liede ſeinem Freunde geklagt. Doch ein ſo ſchlimmes Philippi, wie Doſſenbach für Herwegh war, kennt die Geſchichte der in den Krieg ziehenden Dichter nicht. Die andern kämpften mit ihrem Volke; Herwegh improviſirte einen Einfall in das deutſche Land, der in einem Duodezſcharmützel ein klägliches Ende nahm. Das Misverhältniß zwiſchen dem weltbewegenden Schwung des Dichters und der einzigen That des Parteiführers war zu auffallend, um nicht die Parodie herauszufordern. Das wohl oder übel erfundene „Spritzleder" wurde ein Verſteck, in welchem ſich der Dichter jetzt dauernd vor dem deutſchen Volke verbergen mußte. Und dies war die bedauerlichſte Folge des doſſenbacher Scharmützels! Herwegh als todter Ritter ſchwieg ſeit jener Zeit; auch ſeine Poeſie war begraben.

Freilich, die Zeitungen veröffentlichten hin und wieder einzelne Lebensäußerungen des Poeten; aber dieſe Gedichte zum eidgenöſſiſchen Schützenfeſte in Zürich, auf den Tag von Aspromonte und andere, gegen die ſiegreiche deutſche Einheitsbewegung gerichtet, hatten nur geringen poetiſchen Werth und erinnerten zum Theil an den kauſtiſchen Ton, welchen Heine in ſeinem „Romanzero" angeſchlagen hatte. Als die Prophezeiungen des jugendlichen Dichters in Erfüllung gingen, da wendete ſich der älter gewordene von ihnen ab und verfolgte die Ereigniſſe, welche die Träume ſeiner Jugend verwirklichten, mit beißendem Spott. Es iſt dies eine merkwürdige Ironie im Leben unſers Dichters.

Nur auf dem neutralen Gebiete der Ueberſetzungen wagte Herwegh, der von früher Jugend an große Formgewandtheit bewährt hatte, wieder aufzutreten; er hatte Lamartine's „Werke" (12 Bde., 1842) bereits in der erſten Blütenzeit ſeines Dichterruhmes überſetzt, ſo wenig ſympathiſch der Sänger der „Religiöſen Harmonien" dem Dichter des kecken „Heidenliedes" ſein mochte; er betheiligte ſich in ſpätern Jahren an der von Ulrici und an der von Bodenſtedt herausgegebenen Shakſpeare-Ueberſetzung, und zwar war dieſe Betheiligung eine ſehr lebhafte. Er überſetzte für jene den „Coriolanus", für dieſe nicht nur den „König Lear", der an ſeinen pathetiſchen Stellen für den dichteriſchen Schwung Herwegh's eine willkommene Entfaltung bot, ſondern auch eine große Zahl von Luſtſpielen: „Die beiden Veroneſer", „Die Zähmung einer Widerſpenſtigen", „Die Komödie der Irrungen", „Ende gut, alles gut", „Wie es euch gefällt", und die Tragikomödie „Troilus und Creſſida". Wer den epigrammatiſchen Tic vergißt, den der Dichter beſonders im zweiten Theile ſeiner „Lieder eines Lebendigen" an den Tag gelegt: der mag ſich über den Eifer wundern, mit welchem der Dichter gerade die romantiſchen Luſtſpiele Shak-

ſpeare's überſetzt. Die Ueberſetzung ſelbſt hat große Vorzüge, die Vorzüge eines leichten, gewandten Stils, der viele Schwerfälligkeiten früherer Ueberſetzungen aus dem Wege räumte, und die Einleitungen bezeugen eine eingehende Beſchäftigung mit den Quellen und den bisherigen literarhiſtoriſchen Studien. Selbſtändige äſthetiſche Urtheile enthalten dieſe Einleitungen meiſtens nicht, am wenigſten ſolche, welche für die innere Entwickelung des Dichters einen Anknüpfungspunkt gäben; erwähnen wollen wir nur, daß Herwegh in einem von den meiſten Kritikern preisgegebenen Drama: „Troilus und Creſſida", große Schönheiten entdeckt. „Vier Scenen in unſerm Stücke", ſagt er, „gehören jedenfalls zum künſtleriſch Vollendetſten, was Shakſpeare geſchaffen hat, wenn wir ſie auch nicht gerade zum Vortrag in Mädchenpenſionen empfehlen wollen. Wir meinen die erſte Begegnung zwiſchen Troilus und Creſſida, das Stelldichein, den Abſchied und den neuen Vertrag zwiſchen Creſſida und Diomedes."

Herwegh hat ſich am längſten in der Schweiz, außerdem in Paris und im ſüdlichen Frankreich, dann in letzter Zeit wieder in Deutſchland aufgehalten; er ſtarb in Baden-Baden. Im perſönlichen Verkehr gewann er ſich viele Freunde, und ſo waren es nicht nur ſeine Geſinnungsgenoſſen von der Internationale, ſondern auch höhere badiſche Beamte, welche den Dichter zu Grabe geleiteten.

Bei einem Poeten, der Jahrzehnte hindurch geſchwiegen hat, iſt die Frage nach ſeinem dichteriſchen Nachlaß eine berechtigte. Schlummern vielleicht nicht größere Werke in ſeinem Pult? Hat er nicht vielleicht zahlreiche Dichtungen in ſeiner Mappe verſteckt? War es vielleicht nicht Abſicht bei ihm, bei Lebzeiten nichts mehr erſcheinen zu laſſen, nachdem die Triumphe ſeiner Jugend ſo raſch verſchollen und auf die Blüte ſeines Ruhmes der Mehlthau des Misgeſchicks und der Verleumdung gefallen war? Darf man vielleicht Dramen erwarten von einem Dichter, der ſich ſo angelegentlich mit dem altengliſchen Meiſter des Dramas beſchäftigte? Der Verfaſſer dieſer Zeilen beſinnt ſich, daß Herwegh gerade im Zenith ſeines Ruhmes in Königsberg ihm mittheilte, er beabſichtige ein Drama: „André Chénier", zu dichten, den Sänger und das Opfer der franzöſiſchen Revolution zum Helden zu machen. Sollten alle dieſe Anläufe in einer mehr als dreißigjährigen Muße, die durch keinerlei anderweitige Thätigkeit in Anſpruch genommen war, ſpurlos im Sande verlaufen ſein?

Der Nachlaß Herwegh's wird hierauf die Antwort geben. Vielleicht treten Oeuvres posthumes ans Licht, die uns nöthigen, einen neuen Eſſay über den Dichter zu ſchreiben. Iſt aber ſein Pult und ſeine Mappe leer, ſo gehört nach wie vor nur der jugendliche Herwegh der Literatur an; aber auch dieſer wird als der glänzendſte Vertreter unſerer politiſchen Lyrik, wenn auch nur in dem kühnen Wurfe ſeiner erſten Gedichte, eine dauernde Stellung in derſelben einnehmen.

Die dritte Republik in Frankreich.

Von

H. Bartling.

Erſter Abſchnitt.

Vom Fall des zweiten Kaiſerreiches bis zur Präſidentſchaft Thiers'.

II.

Frankreich unter der proviſoriſchen Regierung.

Im vorigen Artikel folgten wir den Ereigniſſen am 4. Sept.: wir ſahen, wie das zweite Kaiſerreich gleich einem morſchen Gebäude in ſich ſelbſt zuſammenfiel, wir begleiteten die Kaiſerin auf ihrer Flucht und die Männer der Linken, der Revolution, auf ihrem Wege zum Stadthauſe, d. h. zur Macht; jetzt werden wir ihre Thaten, welche ſie mit ſo überaus pomphafter Sprache der Welt im voraus ankündigten, an uns vorüberziehen laſſen. Doch ſehen wir uns, ehe wir zu Einzelheiten übergehen, einmal kurz die allgemeine Lage der Dinge und die abſonderliche Stellung der neuen Regierung etwas näher an.

Die blutloſe Revolution des 4. Sept., welche die Regierung der nationalen Vertheidigung zur plötzlichen Macht verhalf, bot einer Bande von Verſchwörern eine eigenthümlich günſtige Gelegenheit dar, ſich der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen. In der Bezeichnung Verſchwörer liegt für die ſiegreichen Mitglieder der Linken, die bei dieſer Gelegenheit das herrenloſe Steuer des Staatsſchiffes ergriffen, durchaus keine Beleidigung. Die Lage war eine ſolche, daß eine unmittelbare Uebertragung der Macht an eine auf geregeltem Wege eingeſetzte Staatsgewalt eine thatſächliche Unmöglichkeit war. Das Gefühl des Volkes, das die kaiſerliche Regierung verjagte, war ein ganz unbeſtimmtes. Sein Impuls war weſentlich ein Impuls der Zerſtörung, nicht des Wiederaufbaues. Es war ganz und gar nicht in der Betrachtung der Vergangenheit aufgegangen, und bekümmerte ſich nur wenig oder gar nicht um den kommenden Morgen. In der Nacht der Wuth und der Schmach, welche die furchtbare Botſchaft des 3. Sept. über ſie gebracht, ſahen die Pariſer einen Lichtſchimmer in der Einſetzung einer freien Regierung; und als jener Lichtſchimmer ſich vergrößerte und zur Tageshelle ward, da vergaßen ſie ihren Kummer und begrüßten mit den Worten Milton's „die aufgehende Sonne einer neuen Republik". Gleich dem ſpartaniſchen Abgeſandten zu Athen riefen ſie mit einem ähnlichen Ausbruche von Enthuſiasmus: „Dies iſt der erſte Tag der Freiheit!", und in der Freude des Augenblicks trugen ſie nur geringe Sorge, ſich das, was ſie errungen zu haben glaubten, zu ſichern oder dauernd zu machen. Auf dieſe Weiſe kam es, daß ſich zwölf Mitglieder der alten Linken durch rechtzeitige Energie auf den leeren Stuhl des Kaiſerreiches ſetzen und ſich ohne Nebenbuhler, ohne einen Verſuch des Widerſtandes zu Herren der Lage machen konnten. Hätten die Nationalgarden, welche die Revolution am 4. Sept.

hauptsächlich bewirkten, sich Zeit genommen zu überlegen, was sie eigentlich wünschten; hätten sie ihre Plane mit größerm Vorbedacht entworfen und ihre Entrüstung gegen die kaiserliche Regierung mit einem Gedanken an das verbunden, was ihr folgen sollte, dann ist höchst wahrscheinlich, daß sie mit Erfolg auf der Errichtung einer communalen Versammlung bestanden haben würden. Die extreme Partei, die bei solchen Scenen beständig vorauf ist, war diesem Plan zu jener Zeit ebenso geneigt, wie sie sich später demselben gegenüber feindlich zeigte; doch sie machte sich nicht bei zeiten die Nothwendigkeit sofortigen Handelns klar. Als sie später wirklich zu sich kam, da war es zu spät; ihre weniger vorgeschrittenen Genossen, ihre reactionären Gegner, wie sie dieselben später zu nennen beliebte, waren ihr zu weit vorauf.

Viel Wahrheit liegt in dem gewöhnlichen Sprichwort, die Franzosen könnten zu ein und derselben Zeit immer nur an Eins denken. Die „émeutiers" des 4. September hatten nur Einen Gedanken, Eine vorgefaßte Meinung, die, alle Spuren der von ihnen soeben über den Haufen geworfenen Regierung zu zerstören und zu verwischen. Aus diesem Grunde vermochten denn auch, während die Bevölkerung von Paris sich damit beschäftigte, die kaiserlichen Adler herabzureißen und den kaiserlichen Namenszug zu vertilgen, die zwölf im Stadthause sitzenden und nach Macht ringenden Verschwörer die Grundlage für ihre Regierung zu legen und ihren Operationsplan für die Zukunft zu entwerfen.

Die Stärke der neuen, so hastig eingesetzten Regierung lag mehr in der Abwesenheit jeglichen Widerstandes als in irgendeiner positiven Anerkennung ihres eigenen Verdienstes. Nirgends machte sich ein Enthusiasmus über ihre Erhebung zur Macht bemerkbar: man fügte sich ihnen, das war alles. Der Pöbel vor dem Stadthause begrüßte das Ministerium im Innern mit Freudengeschrei; doch er that dies ohne es zu kennen und fast ohne zu fragen, wer denn die Männer seien, welche es bildeten. Wohl schrie die Menge: „Es lebe die Linke!" und „Es lebe die Republik!", noch nicht die Hälfte von ihr wußte wer die Leiter waren, die sie durch ihr Geschrei zu ihren Herren machten. Die bloße Freude, sich wiederum einmal unter einer Republik zu finden, war für den Augenblick nahezu genügend, und sie bekümmerten sich blutwenig darum, von welcher Sorte die Republik möglicherweise sein könnte und von welcher Art die an ihrer Spitze stehenden Männer seien. Sie wußten, daß sie Mitglieder der Linken, Feinde des gefallenen Kaiserreiches waren, und das war für den Augenblick eine genügende Garantie.

Und die Zwölf machten den besten Gebrauch von den goldenen Stunden: sie brachten ihre Plane zur Reife und befestigten ihre Stellung. Was aber den bessern Theil der Bevölkerung anbetrifft, so zeigte dieser keineswegs große Bereitwilligkeit, die neue Gewalt willkommen zu heißen. Mit all ihrem affectirten Enthusiasmus mistrauten doch gar viele ihrer neugefundenen Freiheit und verbargen unter dem schnell übergeworfenen republikanischen Gewande ein geheimes Bedauern für das alte Régime und eine Verachtung und einen Haß gegen das neue. Doch was thun? Die neuen Herrscher waren bereits auf ihren Plätzen und hatten die Gewalt in ihren Händen. Lohnte es sich der Mühe, sie wieder abzusetzen? Und dann, wen sollten sie nach aller Gewaltthätigkeit und allem Blutvergießen einer gezwungenen Absetzung an ihre Stelle setzen? Zudem lieben die Pariser außerordentlich einen Handstreich; und in der Idee, daß die neue Regierung das Kaiserreich durch einen ähnlichen Schlag ersetzen sollte wie der, durch den der Kaiser die Verfassung von 1848 zerstört hatte, lag eine gewisse vergeltende Gerechtigkeit.

Wer sollte ferner eine Opposition organisiren? Welche der zersplitterten und uneinigen Parteien, in welche Frankreich so lange gespalten war? Imperialisten, Orléanisten, Legitimisten — keine hatte, solange sie allein stand, auch nur die geringste Aussicht. Der Sturm, welcher das Kaiserreich hinwegfegte, war so gewaltig, und die Kata-

ſtrophe, welche ihn aufwirbelte, ſo zerſchmetternd, daß die kaiſerliche Partei völlig zertrümmert und überwältigt war und für den Augenblick nicht hoffen konnte, die Strömung zu hemmen, welche über ſie hinwegbrauſte. Ob jene Strömung von vornherein hätte aufgehalten werden können, und um welchen Preis, das iſt eine ganz andere Frage. Doch nachdem es einmal gefallen, war das Kaiſerreich unwiederbringlich verloren: ſeinen Partiſanen blieb nichts anderes übrig als ſofortige Flucht. Derſelbe Strom des öffentlichen Gefühls, welcher die kaiſerliche Dynaſtie hinwegfegte, bedrohte all und jeden Verſuch einer Errichtung irgendwelcher monarchiſchen Regierung. Weder die Legitimiſten noch Orléaniſten hätten, ſelbſt wenn ihre Anhänger alle zur Hand und bereit zum Handeln geweſen wären, es wagen können, ihre Anſprüche gegen die Abgeordneten geltend zu machen, die ſich des Stadthauſes bemächtigt hatten. Selbſt eine Combination der monarchiſchen Factionen, wenn eine ſolche möglich geweſen wäre, würde auch nicht die geringſte Ausſicht gegenüber dem republikaniſchen Gefühl in Paris am 4. Sept. gehabt haben. Die Orléaniſten waren ihrerſeits hoch erfreut, Trochu noch am Ruder zu finden, und überaus zufrieden, warten zu können, um ihre zerſtreuten Kräfte zu ſammeln und inzwiſchen Vortheil zu ziehen aus den Misgriffen und Fehlern, welche die neuen ungeſchulten Herrſcher machen mußten.

Die einzige Partei, welche irgendeine Ausſicht hatte, dem neuen Régime mit Erfolg zu widerſtehen, war die ultrarepublikaniſche Faction — die Socialiſten und Communiſten von Paris. Hätten ſie ihre Stärke gekannt, hätten ſie ihre Kräfte geſammelt und den Streich ſofort geführt, dann hätten ſie das ganze Anſehen der Lage vielleicht ändern und Paris wenigſtens, wenn nicht Frankreich, unter ihre Gewalt bringen können. Sie waren, es iſt wahr, unbewaffnet und undisciplinirt; aber ihre möglichen Gegner waren in dieſer Hinſicht nicht viel beſſer daran. Ihre Zahl und ihre Stärke wurde durch die Herrſchaft der Commune nur zu grauſig aufgedeckt. Glücklich darf ſich Paris und Frankreich ſchätzen, wenn nicht noch furchtbarere Scenen eines Tages mit Sonnenklarheit zeigen, wie groß ihre Macht in der Hauptſtadt iſt. Wenn auch ihre Führer theils todt, theils in der Verbannung ſind, wenn auch ihre Reihen durch die Kämpfe unter der Commune furchtbar gelichtet wurden, ſo hat doch erſt ganz kürzlich die ungeheuere Menſchenmenge, welche Ledru-Rollin zu Grabe geleitete, ein helles, gar nicht miszuverſtehendes Schlaglicht auf ihre numeriſche Stärke und ihre Abſichten geworfen.

Die Wahl des neuen Miniſteriums oder Comités, wie es ſich zu nennen anfing, war unter den obwaltenden Umſtänden vielleicht die beſte, welche aus dem beſchränkten Material, das der erfolgreichen Partei zu Gebote ſtand, ſtattfinden konnte. Zwiſchen Trochu, deſſen Name an der Spitze der Liſte ſtand, und Rochefort, der zuletzt kam, zeigte ſich ein weiter Abſtand in der politiſchen Meinung, wie man nur erwarten oder wünſchen konnte. Wir meinen, daß es kaum gerechtfertigt iſt, aus den ſpätern Ereigniſſen den Schluß zu ziehen, daß in dem Augenblicke der Noth eine beſſere Wahl hätte getroffen werden können. Die Männer waren nicht einig, ſie bildeten keine Vereinigung fähiger Staatsmänner oder kräftiger Organiſatoren, doch in Betracht der Schwierigkeiten der Lage und bei der Nothwendigkeit ſofortigen Handelns darf wol bezweifelt werden, ob ein radicales Miniſterium irgendeine beſſere Ausſicht auf Erfolg gehabt hätte. „Viel leichter iſt es", wie Thiers ſeinerzeit bemerkte, „zu kritiſiren, als zu handeln." Die Namen der Zwölf waren in ganz Frankreich bekannt, und einige der herrſchenden Männer, deren Lebenslauf wir früher ſchon in ſeinen Einzelheiten ſchilderten, hatten unter der Republik von 1848 bereits hohe Poſten bekleidet.

Daß Trochu ſeine Stellung als Gouverneur von Paris behielt und ſeinen Namen an die Spitze der Liſte der Miniſter ſtellte, lieh jenem unregelmäßig conſtituirten Körper eine werthvolle Sanction. Der General war zu jener Zeit außerordentlich populär in

Paris, und ſeine Mitwirkung gab dem neuen Miniſterium einen gewiſſen Schein von Autorität und bildete bis zu einem gewiſſen Grade eine Brücke über die Kluft, welche das alte Régime von dem neuen trennte. Die Herbeiziehung Rochefort's vermehrte andererſeits ganz ungemein die Arbeitskraft der Regierung, während ſie deren Anſehen verminderte. Ihre mehr als zweifelhaften Freunde und gefährlichen Anhänger waren, wie bekannt, die Anhänger dieſer höchſt merkwürdigen Perſönlichkeit. Nur eines geringen Anſtoßes bedurfte es — wie es ſpätere Ereigniſſe zur Genüge bewieſen — um ſie aus lauwarmen Freunden in herausfordernde Feinde umzuwandeln. Doch ſolange die Decrete der neuen Regierung von Frankreich die Namensunterſchrift Rochefort's trugen, konnten ſie nicht wohl von den rothen Patrioten Bellevilles und Lavalettes angefochten werden. Die Männer, die vor dem Stadthauſe den befreiten Gefangenen mit dem alten Rufe „Es lebe Rochefort!“ begrüßten, konnten ſich nicht, wollten ſie conſequent bleiben, zu Feinden eines Miniſteriums erklären, dem er angehörte.

Wer und wie die Männer waren, welche die Lenkung der Geſchicke Frankreichs in einer Kriſis von faſt unvergleichlicher Schwierigkeit und Gefahr übernahmen, das haben wir ſeinerzeit in ihren Biographien dargethan. Niemals ſeit den Tagen Rienzi's wurde eine ſo ernſte, ſo ſchwere Bürde mit größerm Leichtſinn übernommen; niemals ſchien ſo wenig Ausſicht auf einen erfolgreichen Ausgang da zu ſein. Doch gerade die Schwierigkeit der Lage, welche dieſe heterogene Geſellſchaft zuſammengebracht und vorwärts gedrängt hatte, die Nähe der Gefahr, welche ſie faſt augenblicklich zu zertrümmern drohte, verhalf ihr dazu, auf das einzige Feldgeſchrei zu verfallen, welches das Volk um ſie ſcharen und ihnen Hoffnung geben konnte. Die einzige Rechtfertigung für ihre Handlungsweiſe war die verzweifelte Lage des Landes: ihre einzige Ausſicht auf Macht ihr Erfolg in der Rettung deſſelben. Hiermit war ihnen die Richtung ihrer Politik von vornherein klar vorgezeichnet. Der einzige für ſie offen ſtehende Weg war, dieſe Politik mit möglichſt großem Selbſtvertrauen zu verfolgen. Daher die glückliche Erfindung, die einſtimmige Annahme ihres pomphaften Titels: „Regierung der nationalen Vertheidigung.“

Doch um Zutrauen und Ruf für ſich aus dem ihnen aufgezwungenen Lauf zu gewinnen, mußten ſie Frankreich nicht blos befreien, nein, ſie mußten es auch mit Ehren befreien. Sie mußten die Führer einer ebenſo erfolgreichen nationalen Bewegung ſein wie jene von 1792; daher ihr berühmter Schlachtruf, das Ultimatum ihrer auswärtigen Politik: „Keinen Stein von unſern Feſtungen; keinen Zoll breit unſerer Erde!“

Wenn man die Lage und die Ausſichten der Regierung während dieſes erſten Moments ihres Daſeins betrachtet, dann darf man dreiſt annehmen, daß ihre Mitglieder durch Motive perſönlichen Ehrgeizes beeinflußt wurden; ein jedenfalls gerechtfertigter Ehrgeiz, wenn er zu gewiſſenhaftem Thun anſpornt. Doch es kann unmöglich beſtritten werden, daß ſie es abſichtlich, mit Ueberlegung verſuchten, ſich in ein dictatoriſches Duodecemvirat umzuwandeln. Die Behauptung, ſie ſeien durch bloßen Durſt nach Macht und durch individuellen Stolz auf die hohe Stellung beeinflußt geweſen, würde zu weit gehen. Der Fall mit General Trochu würde unzweifelhaft eine Ausnahme gegenüber einer ſo umfaſſenden und unbedingten Anklage bilden. Doch eine jede der verſchiedenen Parteien in jener Regierung, Orléaniſten, Liberale oder Ultrarepublikaner, war mehr oder weniger beſtrebt, ſich die Möglichkeit zu verſchaffen, durch ihren perſönlichen Einfluß als Mitglieder einer beſtehenden Regierung, ſich zuletzt die Förderung ihrer politiſchen Plane zu ſichern. Und die Regierung oder das Comité der nationalen Vertheidigung begann mit ſtufenweiſen, aber entſchiedenen Schritten ſich die volle Regierungsgewalt und die Functionen einer ſouveränen Autorität anzumaßen.

Emile de Girardin ſagt in ſeinem Pamphlet „Les Cent Jours“ nicht mit Unrecht: ‚Drei Wege ſtanden den Abgeordneten von Paris nach der Capitulation von Sedan offen, nämlich: 1) dem Kaiſerreiche, unter dem Namen einer Regentſchaft, zuſammen mit dem Senat als Geſetzgebendem Körper, alle die Verantwortlichkeit zu überlaſſen, welche ein Friedensſchluß oder eine Fortſetzung des Krieges in ſich ſchloß, mit dem Vorbehalt, daß, welches auch die von ihm angenommenen Maßregeln ſeien, es für dieſelben vor der Nation die Verantwortung tragen ſollte, gemäß der revidirten Verfaſſung vom Mai 1870, welche in voller Strenge die Theorie der Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes aufrecht erhielt, wie ſie in der Verfaſſung vom Januar 1852 ausgeſprochen war. 2) Sofort die Verfaſſung vom November 1848 zu revidiren und nach dem Wortlaute derſelben die Nation unverzüglich zu berufen, doch mit der nothwendigen Gewährung von Zeit, durch allgemeine Abſtimmung am Sonntag, 18. Sept., einen Präſidenten der franzöſiſchen Republik zu erwählen und am folgenden Sonntag, 25. Sept., einen Geſetzgebenden Körper, der als eine Fortſetzung desjenigen zu betrachten war, welcher durch den nächtlichen Staatsſtreich vom 2. Dec. 1851 auseinandergejagt war. Oder alle Wähler Frankreichs zu dem Zwecke zu berufen, am Sonntag, 18. Sept., eine conſtituirende Verſammlung zu wählen, mit der ſouveränen Autorität über das Schickſal des Kaiſerreiches, über die Beibehaltung oder den Wechſel der Regierungsform und über den Abſchluß des Friedens oder die Fortſetzung des Krieges zu entſcheiden. Die Abgeordneten von Paris waren abſolute Herren der Lage. Dieſe Thatſache wird durch ihren Erfolg bewieſen, mit dem ſie vom 4. Sept. bis heute (November) eine ausſchließliche Dictatur aufrecht erhielten.“

Die Betretung eines dieſer drei Wege würde Frankreich eine regelmäßige Regierung gegeben haben, mit der es dem ſiegreichen Feinde möglich geweſen wäre zu unterhandeln. Doch „es iſt unglücklicherweiſe unleugbar, daß die Abgeordneten, die am 4. Sept. ſich der Trümmer der Gewalt bemächtigten, keins dieſer drei Dinge thaten. Sie luden deshalb eine unermeßliche Verantwortlichkeit auf ſich, deren ſie ſich nur durch Sieg entledigen könnten. Die Uſurpatoren des Stadthauſes zogen es vor, denſelben Titel für ſich in Anſpruch zu nehmen wie der abgeſetzte Kaiſer — nämlich eine Gewaltthat. Sie bekleideten ſich ausdrücklich mit den Functionen einer Souveränetät und nahmen alle Verantwortlichkeit, mit allen Früchten einer de facto-Regierung ohne jede geſetzliche Sanction an. Erſt am 3. Nov. erlangte die Regierung der nationalen Vertheidigung ſo etwas wie einen geſetzlichen Titel für die Machtvollkommenheiten, welche ſie bereits ausübte. Und ſelbſt dann war die Abſtimmung oder das Plebiſcit, das ihnen jenen unvollſtändigen Titel verlieh, nur das Votum einer einzigen Stadt. Das übrige Frankreich gab ſeine Meinung nicht vor dem 8. Febr. 1871 zu erkennen.

Nachdem die neue Regierung ſich entſchloſſen hatte, alle Machtvollkommenheiten einer praktiſchen Souveränetät auszuüben, machte ſie ſich ohne Zögern an die Ausführung verſchiedener wichtiger Maßregeln, welche ſie zur Förderung ihres Planes für nöthig hielt. Eine der erſten war die Abſetzung aller vom Kaiſerreiche angeſtellten Präfecten und Unterpräfecten. Dieſe ſtrenge Maßregel öffnete dem Lande zuerſt die Augen über die wahren Abſichten ſeiner neuen Herrſcher. Die Entfernung dieſer Beamten mochte indeſſen eine heilſame Maßregel ſein. Eine freie Wahl ihrer Nachfolger in den Departements würde einen vollſtändig neuen Beamtenkörper geſchaffen haben, der aller Wahrſcheinlichkeit nach das volle Vertrauen der Provinzen gehabt haben würde, über die ſich ihre Verwaltung ausdehnte. Dies würden die erſten Früchte der Tage der Freiheit geweſen ſein: einer der Misbräuche des Kaiſerreiches würde ein Ende genommen haben. Jedoch dieſe Hoffnung wurde bald zu Schanden gemacht, ſchon ehe ſie auftauchen konnte. Nach der Entfernung der alten Magiſtratsbeamten folgte die Ernennung der neuen. Die

Creaturen der oppositionellen Faction traten an die Stelle der Günstlinge des Kaiserreiches. Die Entrüstung war groß. Solch eine Maßregel hieß eine Tyrannei durch eine andere ersetzen. Doch thatsächlich war die neue eine Verschlimmerung der alten. Die kaiserlichen Präfecten waren meistens Männer von Stellung in ihren Departements; sie waren bekannt und sicherlich in den häufigsten Fällen auch von der Bevölkerung geachtet, mit der sie zu thun hatten. Doch die neuen republikanischen Präfecten waren einfach aus der Hauptstadt importirte Abenteurer. Durch das ganze Land erhob sich ein Schrei des Unwillens gegen diese Centralisation; die Eifersucht der Provinzen gegen Paris ward zehnfach vermehrt. Man wies darauf hin, daß von 45 neuen Präfecten und Unterpräfecten 37 in Paris praktizirende Advocaten seien. Die Verantwortlichkeit für diese Maßregel und noch verschiedene andere, mit denen wir uns sofort beschäftigen werden, fällt auf Gambetta, den Minister des Innern, da sie ein Act seines speciellen Departements im Cabinet war. Kürzlich veröffentlichte officielle Documente haben gezeigt, daß die gemäßigten Mitglieder der Regierung, Jules Favre an der Spitze, sich von Anfang an ernstlich dieser Maßregel widersetzten. Was die Departements selbst betrifft, so brachte sie nur die Furcht vor der Gewalt dahin, sich unterzuordnen, und Marseille, alle Zeit unabhängig und trotzig, verweigerte geradezu, den für sie ernannten Präfecten anzuerkennen. Ein treues Gemälde von dem, wie es bei diesen Ernennungen herging, hat uns der Generalsecretär des Präfecten des Departements La Creuse entworfen. Dieser Präfect, ein intimer Freund Gambetta's, Namens Martin Nadaud, war ursprünglich ein Maurergeselle, der bereits 1848 eine gewisse Rolle unter den Radicalen gespielt und als Abgeordneter in der Nationalversammlung gesessen hatte. Vom Kaiserreiche verbannt, war er nach England gegangen und hatte sich dort, da er einiges Talent besaß, zum Lehrer der französischen Sprache an einer Schule aufgeschwungen. Nach zweiundzwanzigjähriger Verbannung kehrte er nach Paris zurück, stellte sich Gambetta vor und erhielt alsbald die Präfectenstelle seines Heimatsdepartements. Man kann sich leicht die Entrüstung der Leute in La Creuse vorstellen, als plötzlich unter ihnen ein Mann, den sie früher als Maurergesellen gekannt hatten, als Präfect, d. h. als absoluter Herrscher erschien. Da er nicht die geringste Idee von Verwaltungsgeschäften besaß, so brachte er sich aus Paris gleich einen unbeschäftigten Advocaten als Generalsecretär mit, und dieser hat nach dem Sturze des Gambetta'schen Regiments, der auch den seines Vorgesetzten und seinen eigenen nach sich zog, seine Mußestunden damit ausgefüllt, uns ein Bild von der saubern Wirthschaft zu entwerfen, die sich zuerst in den Vorzimmern des allmächtigen Ministers des Innern und später in den Provinzen entfaltete. So sagt er uns an einer Stelle seiner Mittheilungen: „Die meisten der republikanischen Präfecten scheinen nicht gerade sehr geneigt zu sein, die unschuldigen Geheimnisse ihrer Verwaltung zu enthüllen. Wol mag es sein, daß sie zögern, verschiedene Episoden ihrer kurzen Erfahrung als Präfecten mitzutheilen, Episoden, welche wenig für die Vaterlandsliebe gewisser Klassen der Franzosen sprechen; oder gewisse Ansichten über das provinzielle System verwaltender Centralisation zu veröffentlichen. ... Einen höhern Beamten in wenigen Stunden zu schaffen, ist nicht leichter, als in wenigen Tagen ein Künstler zu werden; ein französischer Beamter ist unter seiner aufrichtigen unschuldigen Hülle nichts weiter als eine perfide Maschine — in der That aber ein thätiges und gefährliches Instrument. Als nun am 4. Sept. die Revolution ausbrach und die 86 kaiserlichen Präfecten ihres Weges gewiesen wurden, da war es keine leichte Aufgabe, mit gleicher Schnelligkeit ebenso viele fähige und energische Männer zu improvisiren, um die leeren Posten zu besetzen, von denen sie auch nicht die geringste Kenntniß hatten. Dazu kam noch, daß das Jahr 1870 selbst an mittelmäßigen Persönlichkeiten ebenso unfruchtbar war wie die Revolutionen von 1789 und 1793 fruchtbar waren an großen Männern; und niemals war eine so große Sehnsucht

nach ihnen vorhanden als in dem schrecklichen Kampfe, den die Republik ausfechten sollte. Bei dieser Unfruchtbarkeit an wahrhaft fähigen Männern hatte Gambetta geradezu zahllose Anerbietungen. An Candidaten für Präfecten-, Unterpräfecten- und Generalsecretärposten war in Frankreich wahrlich kein Mangel; hätte das Land tausend Departements gehabt, es würden sich genug gefunden haben, um sie zu regieren; doch die Schwierigkeit war die Wahl; und die Mitglieder der Regierung der nationalen Vertheidigung waren sehr geneigt, unter dem Einflusse persönlicher Verbindungen und privater Freundschaft zu handeln. Die Vorzimmer im Stadthause waren übervoll von Stellensuchern, deren Klagen über die Undankbarkeit dieses oder jenes Mitgliedes der Regierung für früher geleistete Dienste Bände gefüllt und manches lehrreiche Studium für einen neuen Balzac abgegeben haben würden. Thatsächlich war an dem denkwürdigen 4. September, an welchem das Kaiserreich nicht gestürzt wurde, sondern von selbst fiel, jedermann rathlos und verwirrt. Die Preußen rückten auf Paris vor, in wenigen Tagen mußten sie vor seinen Wällen ankommen, und in diesen wenigen Tagen mußten die Provinzen organisirt werden. In dem Wirrwarr aller Elemente, in welchem alle Männer den Kopf verloren hatten, in welchem jedoch die Vertheidigung von Paris überraschend schnell organisirt ward, befand sich nur Ein Mann wirklich auf der Höhe seiner Stellung. Infolge meiner persönlichen Kenntniß, die sich auf Augenschein und Information gründet, darf ich behaupten, daß es hauptsächlich Gambetta zu danken war, wenn die theilweise Organisation der Departements so schnell von statten ging. Er entfaltete außerordentliche Thätigkeit und richtete bis zur Einschließung der Hauptstadt alle seine Kräfte nach außen, indem er voraussah, daß die Vertheidigung in den Provinzen den größten Einfluß auf das Resultat des Krieges ausüben würde. Und wirklich dachte er ganz ernstlich daran, Paris noch vor der Einschließung zu verlassen und die beiden alten ehrlichen, aber ganz unnützen Herren abzusetzen, die nach Tours gesandt worden waren. Alle Ernennungen zu Präfectenstellen gingen von ihm selbst aus, und es muß anerkannt werden, daß die meisten, denen er ein Amt anvertraute, anerkennenswerthe Energie entfalteten." Ein Commentar zu diesen Mittheilungen ist nicht nöthig; sie bestätigen auf unzweideutige Weise unsere weiter oben dargelegten Ansichten und Angaben.

In seiner am 19. Febr. 1871 in der Nationalversammlung zu Bordeaux gehaltenen Rede sprach Thiers die bedeutsamen Worte aus, „daß Frankreich innerhalb der letzten Monate Zeuge gewesen sei von der gänzlichen Zerstörung seiner schönen Organisation". Der Meinung dieser Worte eine bestimmte Auslegung zu geben, ist nicht schwer. Wir wollen sie jedoch, wenn möglich, noch verständlicher machen. Jules Favre und die übrigen Mitglieder der Regierung der nationalen Vertheidigung zu Paris sagen in ihrer Proclamation nach der Capitulation von Paris, in Antwort auf das Decret der Delegation zu Bordeaux: „Das heilige Gesetz der Unabsetzbarkeit der Magistratspersonen ist auf unverfassungsmäßige Weise beeinträchtigt worden." Diese verurtheilende Bemerkung bezieht sich auf die Handlungen des Justizministers Crémieux. Die Richter der vier großen französischen Gerichtshöfe genossen seit der Revolution von 1792 das Recht, ihre Aemter so lange zu behalten, bis sie sich eines Vergehens schuldig machten. Keine der Regierungen, welche seit jener Zeit aufeinander folgten, hatte es jemals gewagt, dieses verfassungsmäßige Privilegium anzutasten. Crémieux, über alle maßen kühn, wagte es endlich, jene Richter, mit deren Anstellung er unter dem Kaiserreiche unzufrieden sein zu müssen glaubte, summarisch abzusetzen. Er versuchte es ganz natürlicherweise, eine annehmbare Entschuldigung für seine willkürliche Handlungsweise vorzubringen.

Wenden wir uns nun den einzelnen Thaten, Erlassen und Gesetzen der neuen Regierung in chronologischer Ordnung zu. Am 5. Sept. verkündigte das „Journal officiel"

dem erſtaunten Frankreich die ſoeben vollzogene radicale Umwälzung und brachte außerdem viele andere Documente, unter denen ſich ein Decret befand, das allen wegen politiſcher und Preßvergehen ſeit dem 3. Dec. Verurtheilten vollſtändige Amneſtie gewährte. Ein anderes Decret berief, indem es das Vaterland in Gefahr erklärte, ſämmtliche Nationalgarden von Paris, d. h. ſämmtliche in den Wahllisten eingetragene Wähler, auf Dienstag den 6. Sept. zur Wahl ihrer Unteroffiziere und Offiziere. Ein drittes Decret gewährte der Anfertigung, dem Handel und dem Verkauf von Waffen vollſtändige Freiheit. Außerdem veröffentlichte das „Journal officiel" eine Depeſche Gambetta's an die Präfecten, in welcher er die durch den Geſetzgebenden Körper (!!) ausgeſprochene Abſetzung der Napoleoniſchen Dynaſtie und die Verkündigung der Republik auf dem Stadthauſe bekannt machte. Nicht minder theilte er die Bildung und die Zuſammenſetzung der Regierung der nationalen Vertheidigung mit. Am nächſten Tage erfuhr Frankreich auf demſelben Wege die Abſchaffung des Stempels auf die Zeitungen und andere Publicationen; die Abſchaffung des politiſchen Eides; die Abberufung des Marquis de Lavalette, Geſandten zu London; des Grafen de Maubourg, Geſandten zu Wien; und des Generals Fleury, Geſandten zu Petersburg. Außerdem erſchien an dieſem Tage die berüchtigte Verordnung, welche allen Deutſchen befahl, binnen 24 Stunden die Departements der Seine und der Seine-et-Oiſe zu verlaſſen. Die Regierung inaugurirte die lange Reihe der Ernennungen von höhern Verwaltungsbeamten, Präfecten, Procuratoren u. ſ. w.; ſie ernannte proviſoriſch die 20 Maires von Paris, mit dem Auftrage, ſich ſelbſt ihre Adjuncten zu wählen; ſie ſchrieb die Bildung von 60 neuen Bataillonen der Nationalgarde vor, jedes zu 1500 Mann, wodurch die Zahl dieſer Bataillone auf 120 erhöht wurde. Vom nächſten Tage ab wählten 39 Bataillone neuer Formirung ihre Anführer und erhielten 40000 neue Gewehre, ſodaß die Zahl der bewaffneten Bataillone ſich in dieſem Augenblicke ſchon auf 79 belief. Die 100000 aus den Departements durch den Grafen Palikao herbeigerufenen Mobilgarden trafen um dieſe Zeit nach und nach in Paris ein und wurden bei den Einwohnern einquartiert. Endlich richtete die Regierung an die Armee jene Proclamation, von der Karl Junck in ſeinem „Krieg Deutſchlands gegen Frankreich 1870 und 1871"*) mit Recht ſagt, daß „Trochu durch dieſelbe zunächſt ſeine Stellung dem Imperialismus gegenüber und ſein politiſches Glaubensbekenntniß kennzeichnen wollte". Hierauf decretirte die neue Regierung, daß in Zukunft das Recht im Namen des franzöſiſchen Volks ausgeübt werden ſolle; daß infolge der Aufhebung des Miniſteriums des kaiſerlichen Hauſes alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Civilliſte wiederum der Staatsdomäne zufalle; daß die Güter der Privatdomäne unter Sequeſter geſtellt ſeien; daß ein Credit von 5 Mill. Frs. der Stadt Paris für Arbeiten bezüglich der Verproviantirung, der Ambulancen, des Kaſernenweſens u. ſ. w. eröffnet ſei; daß die auf der Grenze zwiſchen Schleſtadt und Nantua eingeführte Rohbaumwolle von der am 7. Mai 1860 eingeführten Nachſteuer von 3 Frs. 60 C. befreit ſei. Am nächſten Tage erklärte die Regierung das Arrondiſſement Havre in Belagerungszuſtand; ſie bevollmächtige die Tribunale, jede Execution oder Proceß gegen Miether zu ſuspendiren; verordnete die Zulaſſung von als entſchuldbar erklärten Baukrotteuren in die Nationalgarde, und erließ höchſt günſtige Verordnungen für die Handeltreibenden, die wegen Schulden verklagt oder nahe daran waren, für bankrott erklärt zu werden; ſie gewährte den zur nationalen Vertheidigung bewaffneten oder ausgerüſteten Freicorps einen Sold; löſte das Corps der Stadtſergeanten auf und erſetzte daſſelbe durch die „unbewaffneten Wächter des öffentlichen Friedens". Am 9. Sept. veröffentlichte das „Journal officiel" ein Decret, kraft deſſen die Wahlkörper auf den 16. Oct. zuſammenberufen wurden, um eine conſtituirende Natio-

*) Vgl. „Unſere Zeit", Neue Folge, IX, 1., 6.

nalverſammlung von 750 Mitgliedern zu wählen; wir werden ſpäter ſehen, daß dieſes Decret nicht zur Ausführung kam. Ein Hr. Tamiſier wurde zum General-en-Chef der Nationalgarden der Seine an Stelle des Generals Lamotterouge ernannt; weiter wurde den Bewohnern der Militärzone von Paris anbefohlen, die Localitäten zu verlaſſen, welche ſie innehatten; der Polizeipräfect lud die Bewohner von Paris, welche ſich in die Departements zurückzuziehen gedachten, ein, ihre Abreiſe zu beſchleunigen. An demſelben Tage verſammelten ſich die 71 Maires der vorſtädtiſchen Gemeinden, die ſich mit einem Theile ihrer Untergebenen nach der Hauptſtadt geflüchtet hatten, auf dem Stadthauſe unter dem Vorſitze Jules Favre's, um über alle durch die Belagerung von Paris hervorgerufenen Fragen bezüglich ihrer Gemeinden zu berathen. Ein weiteres Decret vom 9. Sept. bevollmächtigte den Juſtizminiſter Crémieux, die Criminalabtheilung des Caſſationshofes nach Tours zu verlegen; die Regierung ſtellte dem Miniſter des öffentlichen Unterrichts einen Credit von 40000 Frs. zur Verfügung für die Bedürfniſſe der wiſſenſchaftlichen Commiſſion der nationalen Vertheidigung; ſie ſetzte, um alle der Regierung gemachten Anerbietungen von Waffen und Munition zu centraliſiren, eine Specialbewaffnungscommiſſion unter Mitwirkung der Privatinduſtrie ein; ſie ließ durch die Polizeipräfectur die Schließung aller Theater vom 11. Sept. an verkündigen; ſie unterſagte während der Dauer der Belagerung jede telegraphiſche Privatcorreſpondenz und hob alle Steuern auf die Einfuhr von Waffen auf.

Aus dieſer Blütenleſe der von der neuen Regierung in den erſten Tagen ihres Beſtehens erlaſſenen Verordnungen erſieht man, daß ſie es an Thätigkeit nicht fehlen ließ. Doch auch die Rothen wollten zeigen, daß ſie noch am Leben ſeien, und da ſie augenblicklich von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen waren, ſo wandten ſie in ihrer unfreiwilligen Muße ihre Augen nach Deutſchland und erließen an ihre dortigen politiſchen Glaubensgenoſſen, nein an das ganze Deutſchland einen Aufruf, wie ihn Victor Hugo nicht beſſer hätte entwerfen können. Dieſer Aufruf lautete: „Deutſchland — deine Regierung hat erklärt, daß es nur gegen den Kaiſer, aber nicht gegen uns Krieg führen wolle. Das republikaniſche Frankreich ladet dich im Namen der Gerechtigkeit ein, deine Heere zurückzuziehen; wenn nicht, dann müſſen wir bis auf den letzten Mann kämpfen und in Strömen dein und unſer Blut vergießen. Wir rufen dir aufs neue zu, was wir ſchon der Coalition von Europa im Jahre 1793 erklärten: das franzöſiſche Volk ſchließt mit einem in ſeinem Lande ſtehenden Feinde nie und nimmer einen Frieden. Das franzöſiſche Volk, der Freund und Verbündete aller freien Völker, miſcht ſich nicht in die Regierung anderer Nationen. Sobald du wieder über den Rhein zurückgekehrt ſein wirſt, werden wir uns gegenſeitig die Hände reichen und die gegenſeitigen Verbrechen vergeſſen, welche uns Despoten begehen hießen. Laß uns die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Völker erklären, und laß uns eine Republik der vereinigten Staaten Europas bilden. Lange lebe die Univerſalrepublik.“ Daß dieſe Verrath athmende, an Wahnſinn grenzende Proclamation bei gewiſſen Individuen in Deutſchland nicht blos Zuſtimmung fand, ſondern Hoffnungen erweckte, deren Verwirklichung einem jeden patriotiſch geſinnten Deutſchen nur das Gefühl des Abſcheus erregen mußte, iſt ein Schandfleck, ein Brandmal, das jene durch keine Sophiſterei jemals von ſich abwaſchen können: die Geſchichte Deutſchlands wird es nicht vergeſſen, ſie auf ewige Zeiten an den Pranger zu ſtellen.

Ueber das Ausſehen von Paris wenige Tage nach dem 4. Sept. entwirft uns Dr. Schneider in ſeinem ſchon mehrfach erwähnten Buche ein anſchauliches und packendes Gemälde. Unter dem 11. Sept. ſchreibt er in ſein Tagebuch: „Wer die Pariſer nicht gut kennt, dem dürfte wirklich die Meinung beikommen, jetzt würde es Ernſt werden; denn die Stadt gewinnt einen kriegeriſchen Anſtrich, beſonders im Centrum und auf den

Boulevards. Cavalerie, Artillerie, Mobile und Volontärtruppen kommen von allen Orten zusammen; wohin man blickt, sieht man einen Blusensoldaten. Seit einigen Tagen genießen die Bewohner einzelner Arrondissements auch das Vergnügen der Einquartierung; doch scheint es mir, als ob seit gestern (Sonnabend) mehrere Regimenter in die äußern Arrondissements der Stadt abgegangen seien, wo auf den Boulevards Baracken aufgeschlagen werden. Auch in meinem Hause sind Mobilgarden und zwar solche aus dem Süden einquartiert. Anfangs war mir diese Veränderung nicht angenehm, da ich mit Recht voraussehen mußte, die albernen Neckereien würden einen ernsten Charakter annehmen und vielleicht gar üble Folgen nach sich ziehen, um so mehr, als unter den im Faubourg Haus bei Haus einquartierten Leuten viel wüstes Gesindel war, und von einer militärischen Zucht und Disciplin überall, besonders augenblicklich und bei den kaum eingekleideten Leuten, nicht die Rede sein kann; dennoch aber sehe ich, daß meine Vermuthung eine irrige war. Die im Hause einquartierten Leute sind ziemlich harmlos, nahezu schüchtern; man sieht es ihnen an, daß sie sich in ihrer neuen Lage gänzlich fremd und unsicher fühlen. Die Regierung hat ihnen 1 Fr. 50 C. Löhnung pro Tag gewährt, wofür sie sich in Paris mit einiger Mühe unterhalten können. Brot bekommen sie geliefert, und Unterkunft muß der Bürger geben; dennoch sind die Leute nahezu auf eine kleine Hülfe von seiten ihrer Logisgeber angewiesen. Auf den äußern Boulevards, die ich gestern Abend noch passirte, machten sogar einzelne Soldaten Quête, das ist Sammlung beim vorübergehenden Publikum, um sich Taback kaufen zu können. Einige überspannte Hitzköpfe gehen jetzt schon mit der fixen Idee um, sich an den hier noch weilenden wenigen Deutschen für alles Unglück ihrer Waffen und ihres Vaterlandes zu rächen. Vorgestern Abend wäre ich nahezu in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt worden, eine hierauf Bezug habende Supplik mit zu unterzeichnen. Vor dem Variété-Theater hatte sich ein antideutsches Comité gebildet, Tische mit Redactionen waren aufgestellt und das Unterschriftensammeln ging vor sich. Schon aus Artigkeit hieß es hier Queue machen und seine Unterschrift nicht versagen, dem ich mich dann nur durch Verschwinden zu entziehen vermochte. Nach dieser Eingabe — sollten die Unterschriften stark genug werden, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung sie in Betracht ziehen müßte — steht zu erwarten, daß alle Deutsche, ohne Ansehen der Person und abgesehen von möglichen Aufenthaltserlaubnissen, sofort militärisch zusammengetrieben und vor die Stadt geführt werden. Wie bekannt, sind nicht nur die alten Spectakelorgane wieder erschienen, und ist der Zeitungsstempel abgeschafft, sondern die öffentlichen Versammlungen mit ihren Farceuren treten auch wieder ins Leben. In dem geräumigen Café des Halles am Boulevard Sebastopol haben schon mehrere stark besuchte Versammlungen stattgefunden, in denen das hirnverbrannteste Zeug von der Welt discutirt worden ist, so z. B. Confiscation nicht nur sämmtlichen deutschen Eigenthums, sondern auch desjenigen französischen, das von den Eigenthümern in Person verlassen worden ist. Auch das kaiserliche Eigenthum, Mobiliar, Wäsche, Porzellan, Silberzeug und Juwelen in den Tuilerien und andern Schlössern, selbst die Grundstücke und Paläste, sollten nach Ansicht mancher dem nationalen Auctionshammer verfallen."

Wir lassen das Rundschreiben Jules Favre's vom 6. Sept. und die Zusammenkunft dieses Ministers mit dem Grafen Bismarck zu Ferrières sowie die fruchtlose Mission Thiers' bei den europäischen Mächten unberührt, da diese Ereignisse bereits an anderer Stelle in dieser Zeitschrift eingehend geschildert worden sind. Wenden wir uns vielmehr den innern Maßregeln der provisorischen Regierung zu, welche durch das Scheitern der Unterhandlungen hervorgerufen wurden. Am 10. Sept. hatte der „Moniteur" mit folgenden pomphaften Ausdrücken dem französischen Volke die Zusammenberufung einer consti-

tuirenden Verſammlung auf den 16. Oct. verkündet: „Franzoſen! Als wir vor vier Tagen die Regierung der nationalen Vertheidigung proclamirten, machten wir uns unſere Miſſion klar. Die öffentliche Gewalt lag im Staube: was durch Verbrechen begonnen, hatte durch Deſertion geendet. Wir erfaßten einfach das Steuerruder, das machtloſen Händen entfallen war. Doch es thut noth, daß Europa aufgeklärt werde. Es muß durch unwiderſprechliche Zeugniſſe zur Erkenntniß gebracht werden, daß das ganze Land mit uns iſt. Von höchſter Nothwendigkeit iſt es, daß der Eindringling auf ſeinem Wege nicht blos das Hinderniß einer gewaltigen Stadt finde, welche entſchloſſen iſt, lieber unterzugehen als nachzugeben, ſondern auch ein ganzes Volk aufrecht, organiſirt, vertreten — kurz eine Verſammlung, welche überall hin und ungeachtet aller Niederlagen die lebende Seele des Landes bringen kann. Die Regierung der nationalen Vertheidigung decretirt infolge deſſen: Art. 1. Die Wahlkörper werden auf Sonntag den 16. Oct. zuſammenberufen, um eine nationale conſtituirende Verſammlung zu wählen. Art. 2. Die Wahlen werden ſich durch collective Abſtimmung vollziehen, gemäß der Geſetze vom 15. März 1849. Art. 3. Die Mitgliederzahl der conſtituirenden Verſammlung wird 750 betragen."

Am 23. Sept., alſo wenige Tage nach der denkwürdigen Zuſammenkunft in Ferrières, vertagte die Regierung die Wahlen auf unbeſtimmte Zeit. Einige Tage ſpäter, am 29. Sept., verfügte die vor einiger Zeit zur Verwaltung der Provinzen nach Tours geſandte Delegation der Regierung, beſtehend aus Crémieux, Glais-Bizoin und Admiral Fourichon, daß die Wahlen, wie früher beſtimmt, am 16. Oct. ſtattfinden ſollten, und zwei Tage darauf erließ ſie ein Rundſchreiben an die Präfecten, um ihnen anzuzeigen, daß diejenigen, welche als Candidaten aufzutreten wünſchten, noch vor dem 6. Oct. ihre Entlaſſung einzureichen hätten. An demſelben Tage (1. Oct.) decretirte die Regierung der nationalen Vertheidigung, daß ungeachtet des Decrets der Delegation, die Wahlen aufs neue für unbeſtimmte Zeit zu vertagen ſeien, da in 23 Departements der Wahlact unmöglich vorgenommen werden könne. Zu dieſer von uns bereits weiter oben charakteriſirten willkürlichen und dictatoriſchen Maßregel fügte die neue Regierung noch eine andere, welche nicht minder willkürlich war, nicht minder an abſoluten Despotismus grenzte: ſie löſte nämlich ſämmtliche Generalräthe und ſämmtliche Municipalräthe im ganzen Lande auf. Um die Wichtigkeit und Tragweite dieſes Actes recht verſtehen zu können, müſſen wir einen flüchtigen Blick auf die innere Organiſation Frankreichs werfen, wie ſie durch den Code Napoléon, mit gewiſſen von Zeit zu Zeit eingeführten Modificationen, feſtgeſtellt wurde.

Die ſämmtlichen Departements Frankreichs ſind jedes in eine Anzahl „communaler Arrondiſſements" eingetheilt, welche nach der Ausdehnung und Bevölkerung des Departements verſchieden iſt. Die Geſammtzahl der Arrondiſſements betrug vor der Abtretung von Elſaß und Lothringen nicht weniger als 3720. In jedem derſelben trat von Zeit zu Zeit ſein eigener „Communalrath" zuſammen, zur Ueberwachung der geringern innern Angelegenheiten des Arrondiſſements, d. h. was man etwa den legislativen und adminiſtrativen Theil derſelben nennen kann, da ſich die vollſtreckende Gewalt hauptſächlich in den Händen der Präfecten und Unterpräfecten befindet. Dieſe Räthe waren aus Männern von hervorragender Stellung zuſammengeſetzt, die durch die allgemeine Abſtimmung des Arrondiſſements gewählt wurden. Sie wurden für ihre Dienſte bezahlt, handelten jedoch in den meiſten Fällen mehr um der Ehre als des Gehaltes willen. Ein wichtigerer Rath hält ſeine Sitzungen in einem jeden Departement einmal des Jahres. Und dieſe letztern Räthe werden Conseils généraux (Generalräthe) genannt. Ihre Mitglieder werden durch die Bevölkerung des ganzen Departements auf eine verſchiedene Weiſe gewählt. Zu dem Zweck der Wahl der Conseillers généraux iſt das Departement in Wahlkreiſe (cir-

conscriptions) getheilt, deren ein jeder etwa 35000 Einwohner enthält. Der Titel eines Conseiller général steht alle Zeit hoch in der öffentlichen Achtung und die Plätze waren durch Männer von Reichthum und gutem Charakter ausgefüllt, die zu gleicher Zeit großen Einfluß im Departement besaßen, um so mehr, als der Ehre eines Raths sehr häufig die Wahl zum Abgeordneten folgte.

Die „Municipalräthe" leisteten den Städten und Flecken ziemlich denselben Dienst wie die Communalräthe den Arrondissements. Den Vorsitz in ihnen führte der Maire, der in Städten von mehr als 3000 Einwohnern durch die Regierung ernannt, in Städten mit einer geringern Einwohnerschaft aber durch die Wahl der Bürger eingesetzt wurde. Die Controle der Präfecten über diese Räthe dehnte sich nur bis auf die Machtbefugniß aus, die Ausführung ihrer Decrete zu suspendiren; annullirt konnten sie nur durch den Minister des Innern werden.

Jeder der drei auf diese Weise constituirten Räthe hatte seine bestimmten Functionen. Die der Generalräthe bestand darin, der Verlesung eines Berichtes zuzuhören, den ihnen ihr Präsident, der Präfect, über die finanzielle und allgemeine innere Lage des Departements machte, und über die Bedürfnisse der verschiedenen Arrondissements, wie sie dem Präfecten durch die communale Versammlung angedeutet waren. Ueber diesen Bericht discutirten die Räthe gleichsam wie ein kleines Parlament und votirten oder verwarfen die Maßregeln, um deren Autorisation sie angegangen waren. Die Municipalräthe waren, ungleich denjenigen der Communen, nur dem Gesetzgebenden Körper verantwortlich, der in Gemeinschaft mit den Präfecten ihre Acte überwachte. Mit den Präfecturräthen haben wir hier nichts zu schaffen; sie waren einfach gewählt durch den Präfecten, um ihn in seinem Amte zu unterstützen.

Wenn man nur einen Augenblick den complicirten Plan dieser hier flüchtig gezeichneten Verwaltung bedenkt, dann sieht man sofort, wie groß die Gewaltmaßregel war, welche die Septemberregierung, oder vielmehr ihr Minister des Innern, ins Werk setzte, als er plötzlich die Generalräthe gänzlich aufhob und deren Functionen in die Hände der Präfecten und Unterpräfecten legte, die nichts weiter waren als seine blinden Werkzeuge. Diese zweite Maßregel Gambetta's bewies, wie wir schon bemerkten, noch deutlicher als die Entlassung der kaiserlichen Präfecten sein Streben, die ganze öffentliche Gewalt zu centralisiren und die localen Autoritäten zu schwächen. Die beiden Maßregeln zusammengenommen brachten die gesammte Landbevölkerung mit Einem Schlage unter den Druck eines ungeheuern politischen Einflusses, welcher in Vergleich mit dem vom Kaiser ausgeübten ein sehr bedeutender war. Wenn die Imperialisten durch diesen Einfluß erdrückt wurden, so litten doch auch die monarchischen Parteien unter demselben. Dies mochte das dünne Ende des Keils sein, der alle ihre Hoffnungen zersprengen und eine Republik errichten sollte, auf tyrannischern Principien als irgendwelche, unter denen Frankreich bisjetzt gelitten hatte. Es würde ganz ebenso leicht gewesen sein, orléanistische Präfecten abzusetzen, wie es leicht gewesen war, die durch das Kaiserreich ernannten wegzujagen, und in kurzer Zeit wäre es alsdann vielleicht gelungen, die ganze Magistratur in Frankreich mit den unterthänigen Dienern des Willens dieser usurpatorischen Regierung auszufüllen. Die Generalräthe fühlten diese Beleidigung persönlich ebenso sehr, wie sie aus politischen Gründen sich gegen den willkürlichen Charakter derselben sträubten. Die Maßregel war eine kühne, von demselben ehrgeizigen Geist eingegebene, den Gambetta bis ans Ende an den Tag legte, welcher jedoch den weniger sanguinischen Mitgliedern der Regierung in Paris bald anfing zu fehlen und der in ihrer Brust gänzlich erstorben war, noch ehe der Tag der Capitulation kam.

Sich der kaiserlichen Agenten unter der Landbevölkerung entledigt zu haben, ward jedoch von dem Minister des Innern nicht für genügend gehalten. Auch die Städte

wünſchte er von dieſem ſchädlichen und gehaßten Einfluß zu reinigen. Faſt ſämmtliche Maires wurden entlaſſen und erſetzt, gerade wie es mit den Präfecten geſchehen war. Selbſt die Municipalräthe waren ſtark verdächtig, und man beabſichtigte, dieſe rein localen Verſammlungen durch municipale, unter der Regierung ernannte „Commiſſionen" zu verdrängen. Solch ein Plan, der ganz analog den andern Maßregeln Gambetta's war, rief in den Städten kaum geringeres Misvergnügen hervor, als dies in den Dörfern und Schlöſſern der Fall war. Er wurde niemals in großer Ausdehnung ins Werk geſetzt, doch die Abſicht iſt klar; man wußte es in Frankreich ſehr wohl, daß, hätten die militäriſchen Fähigkeiten und Erfolge Gambetta's ihm nur ein wenig mehr Kraft gegeben, er dieſe Maßregeln in ebenſo weitem Umfange ausgeführt haben würde als die andern, und dann wäre Frankreich ſo ziemlich der Gnade ſeines Ehrgeizes anheimgegeben geweſen.

Während die kriegeriſchen Ereigniſſe im Lande mit rieſiger Schnelligkeit voranſchritten, eine Feſtung nach der andern fiel und eine Schlacht nach der andern verloren ging, ſchlichen die Tage in dem eng eingeſchloſſenen Paris trübe und traurig dahin, und nichts Erwähnenswerthes geſchah in der Hauptſtadt vor dem 7. Oct. An dieſem Tage verließ Gambetta in einem Ballon Paris, um die Leitung der Provinzen den ſchwachen Händen Crémieux' und ſeiner beiden Collegen zu entziehen. Dr. Schneider in ſeinem vielfach erwähnten Buche gibt folgenden amuſanten Bericht von dem ganzen Hergange: „Gambetta's faux départ am geſtrigen Tage hatte heute eine große Menſchenmaſſe auf der Place Saint-Pierre am Fuße des Solferinothurms verſammelt. Zwei prächtige Ballons George Sand und Armand Barbès zerrten wie mächtige Luftrieſen an den ihren Aufflug hemmenden Seilen, ſie ſchwebten und ſchwankten auf und ab. Tauſend Neugierige umdrängten das Terrain und wollten die Reiſenden ſowol wie die Tauben ſehen, deren jeder Ballon eine ziemliche Zahl in Körben mit ſich nahm. Um 11½ Uhr beſtieg Gambetta, in einen ungeheuern Pelzmantel gehüllt, mit dem Aëronauten die Gondel des Armand Barbès. In der des George Sand waren zwei reiſeluſtige oder pariſsmüde Amerikaner. Den ziemlich lebhaften «Es lebe die Republik! Es lebe Gambetta»-Schreiern der Nationalgarden gegenüber meinten einige Freunde Blanqui's und Conſorten: «Im Lande Mohammed's ſei es wol Brauch geweſen, unliebſamen Beziren des großen Propheten mittels ſeidener Schnur einen Ferman überbringen zu laſſen, im Lande Frankreich aber dürfte es Sitte werden, daß ſich die Bevölkerung des Regierungsballaſtes mittels Luftballons entledige.» «Vive Gambetta!» tönte es in dieſem Augenblicke von neuem. Die Gondel ſchwebte in die Höhe, der Mann im Pelz grüßte einigemal mit dem Hute. George Sand war um einige Längen voraus. Die Luft war in dieſem Moment ganz ruhig, was dem Steigen hinderlich ſchien. Jetzt kam eine leichte Briſe ſüdlich vom Boulevard herüber und trieb die Gondel des Armand Barbès ziemlich unſanft gegen die Mauer der alten Kloſterkirche, die Stricke verwickelten ſich in das halbentblätterte Gezweig eines im Hofraum ſtehenden und über die Ringmauer hervorragenden Baumes, ſodaß es ſich ausnahm, als ob das Schiff, in horizontale Lage kommend, ſeinen Inhalt auswerfen wolle. Oben am Hügel ſtanden überall Militärpoſten, welche den Zutritt verhinderten, während jenſeit des Kloſters und des Solferinothurms eine großartige Batterie mit ſchwerem Geſchütz errichtet iſt. Mit der Schnelle des Sturmwindes jedoch hatte die Menge den Hügel erſtürmt, bei welcher Procedur Dutzende unter die Füße kamen und zum Theil in den poſſirlichſten Purzelbäumen von oben wieder herunterkollerten. Theils umgerannt, theils beiſeitegeſchoben waren die Poſten, und gewiß wäre die alte Abtei im Nu geſtürmt worden, wenn nicht ein gütiger Zephyr den Ballon ſeiner gefahrdrohenden Lage enthoben und von der Baumklippe befreit hätte. Langſam ſtieg er jetzt aufwärts, Gambetta ſchwenkte den Hut, wehte mit einem Tuche, die Menge jubelte, das «Vive Gambetta»-

Geſchrei und «Vive la République!» erſcholl von neuem, dann ſchwebten beide Ballons langſam über die Ebene von Saint-Denis. Die Sonne guckte wie neugierig durch das Gewölk. Der Hügel nahm ſich von unten wie ein ungeheuerer Ameiſenhaufen aus, und war das Herabkommen der Leute beinahe mit größerer Schwierigkeit verknüpft, um ſo mehr, als die hintern, von den überrumpelten Soldaten, die ihr Terrain wieder beſetzen wollten, bedrängt, ſich derart auf die vordern warfen, daß ſich zum Jubel der Untenſtehenden das ungeheuere Menſchenknäuel lavinenartig durcheinanderkollernd noch ſchneller wieder herabſtürzte, als es im Sturm den ſandigen Hügel genommen hatte."

Den weniger ſanguiniſchen Mitgliedern der Regierung fing, wie erwähnt, ſehr bald der Geiſt zu fehlen an, der Gambetta beſeelte; nach ſeiner Abreiſe trat dies immer deutlicher zu Tage. Die Regierung hatte nicht den Muth, in irgendeiner Weiſe die Initiative zu ergreifen; von jedem Winde der Doctrin ließ ſie ſich hin- und herwerfen. Die Rathſchläge, welche ihr die Clubiſten und die Journaliſten tagtäglich gaben, wurden angenommen, doch ſie ſelbſt ſchien zu jeder eigenen Thätigkeit unfähig. Nur zu deutlich war es, daß die Regierung, der von der größern Menge der pariſer Bevölkerung ein unbegrenztes Vertrauen entgegengetragen wurde, keins zu ſich ſelbſt hatte; ſie ſchwankte in der allergefährlichſten Weiſe von einer Seite zur andern, gerade wie der Wind blies. Von einer beſtimmten Politik oder feſten Planen war bei ihr keine Rede, ſondern ſie lebte von der Hand in den Mund und verſuchte das zu verdauen, was man ihr darreichte. An einem Tage decretirte ſie Municipalwahlen, am andern Tage widerrief ſie dieſelben wieder. Jetzt befahl ſie 1500 Kanonen zu gießen und bald darauf war von dem Befehle keine Rede mehr. Daß die Rothen, die am 4. Sept. gleichſam von den Abgeordneten überrumpelt waren, ſich dieſe Schwäche und dieſe vielen Fehlgriffe der Regierung zu Nutze machten, iſt nicht zu verwundern. Bisher hatten ſie ſich ſo ziemlich ruhig gehalten, und faſt hatte es den Anſchein gehabt, als ob ſie über der Vertheidigung von Paris ihre geheimen Plane auf die Ergreifung der öffentlichen Gewalt ganz vergeſſen hätten. Ihre Geduld jedoch ſchien bei jedem von der Regierung unternommenen ſchwachen Schritt mehr und mehr zu ſchwinden; bei jedem Zweifel, jeder Unentſchiedenheit erinnerten ſie an die unbarmherzige, wirkſame Thätigkeit von 1793 und fragten, ob man denn wirklich erwarte, das Land durch beſtändiges Schwanken und lächerliche Bulletins zu retten. Der Mangel an Zutrauen zeigte ſich um dieſe Zeit noch in der harmloſen Form von Rathſchlägen und Petitionen, doch letztere nahmen bereits eine ernſte und drohende Miene an. So zog z. B. einer der populärſten Leiter der Rothen, Guſtave Flourens, der eine Legion Nationalgarde befehligte, am 5. Oct. an der Spitze von fünf bewaffneten, 5000 Mann ſtarken Bataillonen vor das Stadthaus, wo er von der Regierung feierlichſt vier Dinge forderte: 1) daß die Nationalgarde, die einen Ausfall zu machen wünſche, mit Chaſſepotgewehren bewaffnet werde; 2) daß häufigere Ausfälle ſtattfinden möchten; 3) daß Commiſſare in die Provinzen geſandt würden, um einen Maſſenaushebung zu bewerkſtelligen; 4) daß die Municipalwahlen ſofort ſtattfinden ſollten. Nach dieſer Manifeſtation ward in dem Saale Bataclan eine große Volksverſammlung abgehalten, wo Ledru-Rollin eine ſeiner glänzendſten Reden hielt und den Vorſchlag machte, am nächſten Tage eine andere Manifeſtation zu bewerkſtelligen und die Regierung energiſch aufzufordern, am folgenden Sonntag oder Montag die Wahlen abhalten zu laſſen. Im Falle der Weigerung aber ſolle das Volk ſelbſt zur Wahl ſeines Municipalraths ſchreiten.

Daß der altersgraue Tribun von 1848 auch jetzt nicht fehlen würde, um mit ſeiner ſenrigen Rede das Volk aufzureizen und irrezuführen, war nicht zu verwundern; mußte er ſich doch ſicherlich in ſeinem Stolz und ſeiner Eigenliebe verletzt fühlen, ſo ganz und gar bei der Bildung der neuen Regierung unbeachtet geblieben zu ſein.

Die von Flourens hervorgerufene Demonſtration zeigte auch dem Blindeſten, daß die

Situation für die Regierung eine keineswegs angenehme war, und daß die Männer des 4. September dies selber fühlten, bewies ein am nächsten Tage im „Journal officiel" erscheinender Artikel, in welchem die Pariser aufgefordert wurden, den Geist der Ordnung und der Disciplin in der Hauptstadt walten zu lassen und alle fernern bewaffneten Manifestationen aufzugeben. Unzweifelhaft würde es besser gewesen sein, offen zu erklären, daß sie verboten seien und mit Waffengewalt unterdrückt werden würden, sobald sie sich wieder zeigten. Die schwache, zögernde Sprache ermuthigte die Rothen nur; denn bereits am nächsten Tage, am 7. Oct., fanden abermalige Demonstrationen statt, die, wenn sie auch noch kläglich an dem Vertrauen scheiterten, welches die große Menge noch immer in die Regierung setzte, doch unzweideutig das Heranziehen eines Sturmes verkündigten. Blanqui, dieser Mephistopheles der Rothen, war es, der diesmal den Reigen führte. Er sammelte um sich einige hundert Nationalgarden seiner Partei und zog, von einer großen Pöbelmenge begleitet, vor das Stadthaus. Jetzt ließ sich zum ersten mal deutlich und vielfach der Ruf „La Commune! La Commune!" hören. Das Geschrei und Getobe brachten Ferry, Rochefort und Arago auf den Balkon: sie wurden von allen Seiten mit den Rufen „Die Wahlen! Die Wahlen! Die Commune!" begrüßt. Ferry gab der Menge zu verstehen, daß er zu sprechen wünschte, worauf es still ward. Doch in demselben Augenblick zogen sich die drei auf dem Balkon hinausgetretenen Regierungsmitglieder wieder ins Innere zurück und schlossen das Fenster. Da begann der Tumult aufs neue; die Menge drängte sich gewaltsam gegen das Gebäude, um einzudringen, doch die Eisengitter waren bereits geschlossen und zahlreiche Garden zeigten sich im Innern sowie in den Höfen. Dieselben nahmen die Bajonnete von ihren Gewehren, wagten einen Ausfall, und siehe da, der größte Theil der müßigen Garden draußen nimmt ihre Partei, wirft sich mit auf die „Vive la Commune" schreiende Menge und treibt sie unter dem Rufe „Nieder mit der Commune!" in die umliegenden Straßen zurück. Hierauf langten mehrere reguläre Bataillone Garden vom Osten der Stadt an und besetzten den gewaltigen Platz vor dem Stadthause. Nicht lange währte es, und Favre, Ferry, Picard, Arago und Jules Simon erscheinen. Unter Trommelwirbel und Bravogeschrei schritten sie die Front der Garden entlang. Inmitten des Platzes wird halt gemacht. Jules Favre soll auf einen Stuhl steigen, um eine Rede zu halten, doch lehnt er dies ab. Die Offiziere scharen sich um ihn, und er spricht. Der Kanonendonner der Südforts jedoch erdrückt seine Stimme, und nur die kurzen Schlußworte sind verständlich: „Die Stimme der Kanonen ist's, die tönt: sie sagt uns allen, wo unsere Pflicht ist!" Hurrah- und Beifallgeschrei von allen Seiten. Der Enthusiasmus ist auf seiner Spitze, aber jetzt tritt ein kurzer und heftiger Regen ein, der den ganzen Spaß verdirbt. Unter den Rufen „Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik! Nieder mit der Commune!" verläuft sich die großartige Gegenmanifestation.

Wenn auch die Rothen diesmal durch einen Theatercoup in ihren Absichten gestört wurden, so war doch die Sache damit an diesem Tage noch nicht abgethan. Aufgestachelt von ihnen, sandten die meisten der Bewaffnungscomités (Comités d'armement) Delegirte zu Jules Favre und ließen durch dieselben nochmals um Beschleunigung der Municipalwahlen bitten. Der Vicepräsident der Regierung antwortete ihnen, „daß die Ansicht der Regierung sowol wie die der Mehrheit der Bürger dieser Maßregel nicht günstig sei; doch würde es vielleicht möglich sein dieselbe zu modificiren, wenn zahlreich unterzeichnete Petitionen auf friedliche Weise und ohne alle revolutionären Vorbereitungen eingereicht würden. Kaum hatten sich die Delegirten der Bewaffnungscomités zurückgezogen, als sich auch schon eine dritte Demonstration abspielte, welche von allen die eigenthümlichste war. Sie bestand aus 200 Frauen und Mädchen, in deren Mitte eine hübsche und imposante Frauengestalt einherschritt, die lebhaft an Théroigne de Méricourt unseligen An-

denkens erinnerte. Sie trug eine weiße Fahne mit rothem Kreuz und lenkte ihr weibliches Bataillon wie ein Militär. Henri Rochefort empfing diese Damen, die größtentheils aus Belleville herbeigezogen waren, um zu fordern, daß alle bisher bei den Ambulancen angestellten waffenfähigen Männer unter die Nationalgarden gesteckt und künftighin ihre Posten durch die Frauen von Paris ausgefüllt werden sollten. Man antwortete ihnen, daß ihre Forderung in Betracht gezogen werden solle, worauf sie sich in großer Procession wieder zurückzogen. Hiermit endigte der 7. Oct., dessen Ereignisse nur ein Vorspiel von denen waren, welche sich am 31. desselben Monats abspielen sollten.

Wir wenden uns denselben ohne weiteres zu, da in der Zwischenzeit von seiten der provisorischen Regierung auf legislatorischem und administrativem Felde nichts Erwähnenswerthes geschehen war. Am 27. Oct. brachte der von Felix Pyat herausgegebene „Combat" plötzlich folgende Nachricht, die wie eine Bombe unter die nichts ahnenden Pariser fiel: „Fait vrai, sûr et certain, que le Gouvernement de la défense nationale retient comme un secret d'état et qne nous dénonçons à l'indignation de la France, comme une haute trahison. Le Maréchal Bazaine a envoyé nn colonel au camp du Roi de Prusse ponr traiter de la reddition de Metz et de la paix an nom de Sa Majesté l'emperenr Napoléon III." Dieser von dem schlauen und heimtückischen Pyat mit großer Geschicklichkeit gegen die Regierung geschleuderte Pfeil prallte auf ihn zurück und hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Die Pariser konnten und wollten nicht glauben, daß das stärkste Bollwerk ihres Landes, daß die einzige ihnen vom Kaiserreiche noch übriggebliebene Armee, daß Bazaine, auf dem alle ihre Hoffnung stand, capitulirt habe. Sie stürmten in ihrer Angst, ihrer Wuth aufs Stadthaus, und als ihnen Rochefort hier sagte, daß die Nachricht des „Combat" eine falsche sei, da wendete sich ihr Zorn gegen den Urheber der vermeintlichen Lüge. Er hatte sich jedoch, wie er das bei frühern und spätern Gelegenheiten vielfach gethan, versteckt, und so brauste der Sturm vorüber, ohne ihn zu schädigen. Zu seinem Glück ward am nächsten Tage vom General Bellemare durch einen Ueberfall Bourget genommen, nnd in ihrem Jubel über diesen kleinen Erfolg vergaßen die Pariser Metz, Pyat und ihre eigene große Noth; man glaubte, die Stunde der Befreiung, des Sieges habe geschlagen. Da auf einmal verbreitete sich am Morgen des 30. Oct. die Nachricht: „Les Prussiens ont repris Le Bourget"; der Commandant des 14. Bataillons der Mobilen, Ernste Baroche, der Sohn des vormals kaiserlichen Justizministers, ist geblieben, 25 Offiziere und über 1200 Mann sind gefangen genommen; General Bellemare hat den Rückzug in die Schußlinien der Forts Aubervilliers und Saint-Denis anbefohlen. Zahlreiche Verwundete sind in die Stadt gekommen! Man schreit, man tobt nnd flucht über die Unfähigkeit, Unklugheit und den Leichtsinn der Regierung. Die Bestürzung, die Enttäuschung ist gewaltig. Um aber das Unglück voll zu machen, den Schmerz und die Wuth auf die Spitze zu treiben, verbreitet sich auch noch die Nachricht, Bazaine habe Metz wirklich übergeben und die Preußen seien schon vor drei Tagen in die eroberte Stadt eingezogen. Jedermann begreift den Ernst und das Folgenschwere dieses Ereignisses und berechnet, daß in 14 Tagen die Armee von Metz vor Paris sein kann. Die Vernünftigen wenden sich dem Frieden zu. Es heißt ferner, Thiers sei zurückgekehrt und zwar mit ernstlichen Waffenstillstandsanerbietungen. Thiers, so wurde erzählt, habe von Bismarck die Erlaubniß erhalten, persönlich mit der Regierung zu verhandeln; er werde die Linie passiren und dann solle eine Nationalversammlung einberufen werden n. s. w. Die Forts stellen sämmtlich das Feuer ein, manche Personen sehen schon die Belagerung aufgehoben und athmen freier! Nur die wüthenden Bewohner Bellevilles, die Häupter der Commune, wollen nichts von Frieden wissen, denn ein solcher würde ein arger Strich durch ihre Rechnung gewesen sein. Sie vermeinten, ihre Stunde sei jetzt gekommen, und da die Gelegenheit überaus günstig schien, so beschlossen sie unverzüglich

an die Ausführung ihrer lange gehegten und lange vorbereiteten Plane zu gehen. Am 31. Oct., von 9 Uhr morgens an, versammelten sich Flourens und die Commandanten der Bataillone von Belleville zur Berathung. Zwei unter ihnen waren, in Uebereinstimmung mit Flourens, der Ansicht, unverzüglich gegen das Stadthaus zu marschiren; die andern dagegen forderten, daß man sich zuvörderst erst mit den Commandanten der demokratischen Bataillone verständige, die denn auch, 23 an der Zahl, auf nachmittags um 4 Uhr nach dem Café de la Garde Nationale auf dem Platze des Stadthauses zusammenberufen wurden. Flourens jedoch wollte sich nicht unvorbereitet finden lassen; er ließ sofort das Bataillon der Tirailleure von Belleville, das unter seinem unmittelbaren Befehle stand, zusammentrommeln; er vertheilte Patronen an seine Leute, damit er im Nothfalle sofort die Befehle ausführen konnte, welche die vereinigten Bataillonscommandanten erließen. Gegen Mittag wälzte sich die Menge dem Stadthause zu, und um 1 Uhr war der große Platz vor demselben mit Menschen angefüllt. Trochu und Ferry gingen unter die Leute und redeten sie an, ohne irgendein Resultat zu erreichen. Eine von Tibaldi und Maurice Joly geführte Deputation tritt mit ihnen in das Stadthaus, wo sich bereits die Maires der 20 Arrondissements in Berathung befanden und mit Einstimmigkeit das Dringliche der Wahlen, nicht etwa für eine Commune, wie es so oft geheißen, sondern für die Municipalität, erklärten. Die Maires hatten sogar beschlossen, daß die Wahlen am nächsten Tage um die Mittagsstunde stattfinden sollten, und Dorian, der Minister der öffentlichen Arbeiten, das einzige populäre Mitglied der Regierung, war zum Präsidenten des Wahlausschusses ernannt worden. Während dieser Zeit trafen verschiedene Bataillone der Nationalgarde ohne Waffen auf dem Stadthausplatze ein; um 2 Uhr langte das 186. Bataillon, vollständig bewaffnet, an, aber mit den Kolben in der Luft, und marschirte vor dem Gitter auf. Trotz eines feinen und durchdringenden Regens füllte sich der Platz mehr und mehr, und Individuen, die auf die Gaslaternen geklettert waren, warfen dem Volke Papierstreifen zu, auf denen die Worte geschrieben waren: „Es lebe die Commune! kein Waffenstillstand! Massenerhebung!" Trochu, Jules Simon und Arago erklärten zu wiederholten malen, daß die Regierung sofort über die ihr gemachten Anträge in Berathung treten würde, doch das Volk schrie ihnen als Antwort entgegen: „Es lebe die Commune! Nieder mit Thiers! Kein Waffenstillstand! Nieder mit Trochu!" Um $2\frac{1}{2}$ Uhr fürchtete man, trotz der Anwesenheit eines Bataillons Mobilgarden aus dem Departement Finistère, im Hofe jeden Augenblick das Einbrechen des Volks. Von 2 Uhr ab zogen sich immer mehr unbewaffnete Bataillone der Nationalgarde auf dem Stadthausplatze zusammen. Zu derselben Zeit ging eine neue Deputation ins Stadthaus, um im Namen des Vertheidigungscomité des neunten Arrondissements „die sofortige Vornahme von Wahlen und Rückgabe der Vollmachten der Regierung in die Hände Dorian's zu fordern". Da mit einem mal fielen vier Schüsse auf dem Platze; das Gitter wird eingebrochen und die Menge stürmt in das Stadthaus. Rochefort wird beauftragt, die Municipalwahlen zu versprechen; das Volk aber antwortet: „Nieder mit der Regierung! Es lebe Dorian!" Endlich dringt die aufgeregte Menge in die Sitzungszimmer der Regierung. Um $3\frac{1}{4}$ Uhr treffen die Helden der Revolution, Pyat und Delescluze, auf dem Stadthause ein und bleiben dort bis um 6 Uhr. Zuletzt hält Flourens hoch zu Roß seinen Einzug auf dem Platze, an der Spitze seines aus 500 Mann bestehenden Bataillons. Er dringt unverzüglich in die mit Menschen überfüllten Säle des Municipalpalastes. Doch über die ebenso lächerliche wie theatralische Scene, welche sich jetzt in dem Sitzungszimmer der Regierung entspann, müssen wir wieder Dr. Schneider sprechen lassen, der Augenzeuge derselben war: „Jetzt bricht sich der «Major der Apokalypse», Hr. Flourens, Bahn, sein Pallasch, seine großen Reiterstiefel sowie die sieben Galons des Käppis und die imponirende Haltung des bekannten Straßenhelden verfehlen nicht, auf die Menge den nöthigen

Eindruck zu machen. Sofort tritt Ruhe ein. Seinen Mantel à la Rinaldo über die Schulter werfend, ſpringt der Herr Major auf den Tiſch und zeigt an, daß in 24 Stunden die Wahlen zur Commune geſchehen müſſen; er ſchlägt folgende Candidaten vor: Pyat, Ranvier, Mottu, Blanqui, Avrial, Delescluze, Louis Blanc, Millière, Victor Hugo, Henri Rochefort und Flourens. Der Name Rochefort erregt Oppoſition und ſogar ſehr heftige. Vergebens wendet Flourens ein, daß es Rochefort ſei, der dem «Combat» zuerſt die Neuigkeit betreffs der Einnahme von Metz gegeben. Man ſtimmt ab, und das Ergebniß bleibt zweifelhaft. Dagegen wird der in den Hintergrund gedrängte Dorian mit gewaltigem Applaus an die Spitze geſtellt. Die neue Regierung iſt alſo unwiderruflich conſtituirt, ähnlich wie die am 4. Sept., nur mit dem bedeutſamen Unterſchiede, daß man es nun mit andern Leuten zu thun hat. Die Regierung ſoll freilich ihre Entlaſſung geben, doch wollen Jules Ferry und beſonders Favre hiervon nichts hören. «Nous ne rendons nos pouvoirs qu'au peuple assemblé par nous librement dans ses comices, au peuple de Paris tout entier», ſagt der letztere mit Würde. «Démission ou arrestation!» ſchrie die Menge. Der Herr Major iſt außer ſich und erklärt aufs feierlichſte, das Stadthaus ſei militäriſch beſetzt, die Mitglieder der Regierung ſeien Gefangene und das Volk werde nicht eher hinausgehen, bis die Betreffenden ſchriftlich entweder ihre Dimiſſion gegeben oder ſichern Orts aufgehoben wären. Währenddeſſen hielten wirklich die Tirailleure von Belleville den Saal der Regierung beſetzt und ſprachen von nichts Geringerm, als den General Trochu und die Mitglieder der Regierung ſofort unten im Hofe zu erſchießen."

Und was hatten, während dies alles vor ſich ging, die Mitglieder der Regierung gethan? Picard und Pelletan war es gelungen, unbemerkt aus dem Stadthauſe zu entwiſchen. Erſterer hatte ſogleich die Staatsdruckerei gegen jeden Handſtreich geſichert und den Druck einer von Flourens eingeſandten Proclamation der Commune verhindert. Nicht minder ſicherte er die Gebäude des „Journal officiel" und des Finanzminiſteriums. Zu gleicher Zeit ließ er den Stab der Nationalgarde benachrichtigen, und dieſer befahl ſofort, in allen Stadttheilen den Generalmarſch zu ſchlagen und die Mobilgarde gegen das Stadthaus rücken zu laſſen; die letztere Maßregel ward jedoch von Trochu widerrufen, der nur die Nationalgarde handeln laſſen wollte. Gegen 6 Uhr trafen auch Mottu und Millière und dann Ranvier und Blanqui auf dem Stadthauſe ein. Dieſer letztere inſtallirte ſich ſofort im Bureau und gab eine Menge Befehle aus, welche er nach allen Seiten hin verſandte. Ja man ſagt ſogar, er habe dem Finanzminiſter einen Bon von 15 Mill. Frs. geſandt, was Blanqui jedoch ſpäter energiſch in Abrede ſtellte. Millière und Ranvier riethen Flourens, zur thatſächlichen Verhaftung der Regierungsmitglieder zu ſchreiten; doch er hatte, wie wir geſehen, nur 500 Mann, um das Stadthaus zu halten, und er konnte keine Leute miſſen, um die Gefangenen an einen ſichern Ort führen zu laſſen. Die auf dem Platze verſammelten Bataillone waren nicht bewaffnet und die von Belleville waren noch nicht eingetroffen. Während ſich alles dieſes zutrug, rückte das berühmte 106. Bataillon des Faubourg Saint-Germain, das den Namen „Les marguilliers" (die Kirchendiener) trägt, mit ſeinem Commandanten Ibos ins Stadthaus. „Dieſe wüthenden Marguilliers", ſo ſagt Flourens in ſeinem Briefe, den er über den 21. Oct. veröffentlichte, „drohten mir mit dem Tode, als ſie mich auf dem Tiſche ſtehen ſahen. Ihr Commandant ſprang gleichfalls auf denſelben und während er durch ſeine Geſticulationen meine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, entführt man mir Ferry und Trochu. Ich ſpringe von dem Tiſche herab, um mich noch zu rechter Zeit der andern Gefangenen zu verſichern." Dr. Schneider, der den Vorfall mit anſah, ſchreibt: „Eine Abtheilung der Leute des Commandanten Ibos dringt in den Salon der Regierung vor. «Hinaus, General! Man tödtet Sie», ruft einer dieſer Garden, indem er Trochu am Arme packt;

anſtatt des goldbordirten Käppis gibt er ihm ſeine ſimple Kopfbedeckung. Favre und die übrigen bekommen gleichfalls etwas Raum, um verſchwinden zu können. Die Garden verhindern die Menge ſofort zu folgen, andernfalls es leicht um Trochu und Favre geſchehen wäre." Jetzt war es 8¼ Uhr abends geworden. Ein anderer Gefangener, Emanuel Arago, der Maire von Paris, war gleichfalls befreit worden. Kaum hatte der Commandant Ibos ſein erſtes Befreiungswerk vollendet, als er auch ſchon zu Dorian gerufen ward, der ſich mit Etienne Arago und vielen andern Perſonen im Zimmer des erſtern befand. Dort eintretend, vernahm er Dinge, welche ſeinen Argwohn erregten. Als er ſich zurückzog, um ſein begonnenes Werk weiter fortzuſetzen, wurde er unmittelbar an der Zimmerthür Arago's von Leuten verhaftet, die nicht zu dem Corps von Flourens gehörten. In den Saal geführt, wo der ſtets zum Handeln bereite Blanqui ſeine Regierung organiſirte, ward er einem kurzen Verhör unterworfen, dann in ein anliegendes Zimmer geſperrt, aus dem es ihm nach einigen Stunden gelang zu entkommen. Aus ſeinen Ausſagen geht hervor, daß die Rothen glaubten, Dorian und Etienne Arago ſtänden auf ſeiten der Emeute. Gegen 12 Uhr abends hatte ſich das Ausſehen der Dinge im Stadthauſe ganz und gar geändert. Flourens hatte die erwartete Hülfe nicht erhalten, wohl aber waren nichtcommunale Bataillone der Nationalgarde eingetroffen, welche Roger du Nord, der das Obercommando während der Inhaftirung des Generals Tamiſier führte, abgeſandt hatte, und ein Bataillon Mobilgarden war durch unterirdiſche Gänge ins Innere eingedrungen. Nun waren Flourens und ſeine Freunde die Eingeſchloſſenen. Flourens, Blanqui, Ranvier und Millière begeben ſich darauf zu Dorian, dem neuen Erwählten des Volkes, um jeden Zuſammenſtoß zu vermeiden, und ſchloſſen mit ihm ein Uebereinkommen ab, das von den übrigen eingeſchloſſenen Mitgliedern der Regierung ratificirt wurde und nach Flourens' Angaben folgendermaßen abgefaßt war: „Die Wahlen für die Commune werden noch am heutigen Tage" (es war bereits Mitternacht vorüber), „Dienstag, um die Mittagsſtunde, vorgenommen, laut der bereits an die Maires verſandten Plakate, unter der Leitung von Dorian und Schölcher allein. Die Wahlen für eine neue Regierung finden morgen, Mittwoch, um dieſelbe Stunde ſtatt. Um unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden, um unſern Freunden und den Anhängern der Regierung zu zeigen, daß Eintracht unter uns herrſcht, werden wir, umgeben von den durch mich zuſammengerufenen Tirailleuren, den Palaſt des Volkes verlaſſen." Trotz dieſes Beſchluſſes über die Räumung des Stadthauſes vollzog ſich dieſelbe doch auf eine ganz andere Weiſe. Jules Ferry, der an der Spitze eines Bataillons angelangt war, weigerte ſich, den gefaßten Beſchluß zu unterſchreiben, weil er, wie er ſagte, keine Mittheilung davon erhalten habe; die noch im Stadthauſe befindlichen Mitglieder der Regierung verließen daſſelbe gegen 3 Uhr morgens, und Flourens, ſeine Freunde und ſeine Tirailleure zogen nach einer andern Seite hin ab; General Tamiſier, der commandirende General der Nationalgarde, befand ſich unter ihnen, und zwar am Arme Blanqui's. Und hiermit endete der berüchtigte 31. October, der beinahe den Sturz der beſtehenden Regierung auf dieſelbe Weiſe herbeigeführt hätte, mit der dieſe das kaiſerliche Regiment zu Falle gebracht hatte.

Die Mitglieder der Regierung hatten ſich ſofort nach ihrer Befreiung verſammelt, und aus ihren Berathungen ging ein Beſchluß hervor, der, ſobald es Tag geworden war, an allen Ecken angeſchlagen wurde. Er erklärte für null und nichtig das am Abend zuvor durch die Machinationen der Rothen veröffentlichte Plakat, das die Unterſchriften von Dorian, Schölcher und Etienne Arago trug und das die Wahlen auf dieſen Tag um die Mittagsſtunde feſtgeſetzt hatte. Das neue, nur von Jules Favre allein unterzeichnete Plakat berief die Wähler auf Donnerstag, 3. Nov., um durch ein Ja oder ein Nein abzuſtimmen „über die Frage, ob die Wahl der Municipalität und der Regierung in Kürze ſtattfinden ſollte". Kaum war jedoch dieſe Mittheilung an das Publikum

gelangt, als sie auch bereits von der Regierung annullirt und durch ein Decret ersetzt ward, das von sämmtlichen Mitgliedern der Regierung, mit Ausnahme Rochefort's, der seine Entlassung genommen hatte, unterzeichnet war. Dieses Decret eröffnete die Wahl am 3. Nov. über folgende Frage: „Erhält die Bevölkerung von Paris die Vollmacht der Regierung der nationalen Vertheidigung aufrecht? Ja oder Nein!" Dasselbe Decret berief außerdem die Wähler auf Sonnabend, 5. Nov., um ihre Maires und die drei Adjuncten in jedem Arrondissement zu bestimmen. Alle Welt, mit Ausnahme der Rothen, sah wohl ein, daß man um jeden Preis Angesichts des Feindes neue Ruhestörungen vermeiden mußte. Ein am 2. Nov. im „Journal officiel" veröffentlichtes Decret bestimmte deshalb: „Jede Demonstration in Waffen ist künftig streng untersagt; jeder Bataillonscommandant, der eigenmächtig sein Bataillon zusammenruft, wird seiner Functionen entsetzt, jedes Bataillon, das außer beim Dienst und zum Exerciren in Waffen auszieht, wird aufgelöst und sein Commandant vor ein Kriegsgericht gestellt." Ein anderes Decret entließ neun Bataillonscommandanten, nämlich: „Flourens, Razoua, Goupil, Ranvier, de Frémicourt, Jaclard, Cyrille, Levraud und Millière. Sechs andere wurden in den beiden nächsten Tagen aus dem Nationalgardendienst entfernt, es waren: Gromier, Dietsch, Longuet, Chassin, Tessier und Eudes. Außerdem ersetzte Cresson am 2. Nov. Edmond Adam als Polizeipräfecten, der vor einigen Wochen an die Stelle Kératry's getreten war.

Am 3. Nov. eilte die ganze Bevölkerung mit Einschluß der Armee zur Wahlurne, um über die Frage der Aufrechterhaltung der Regierung der nationalen Vertheidigung abzustimmen; sie erhielt 557966 Ja, gegen 62638 Nein, wovon 9000 der Armee angehörten. Die Regierung des 4. September war also nun, für Paris wenigstens, eine in gewisser Hinsicht legitime. Ueber die Vorgänge an diesem Tage gibt uns unser schon oft erwähnter Gewährsmann, G. Schneider, folgenden launigen Bericht, der unserer Ansicht nach das damalige pariser Leben und Weben viel sicherer erfaßt hat und wiedergibt als die maunichfachen englischen und französischen Schriften über den gleichen Gegenstand.*) Schneider erzählt uns: „Draußen herrscht die größte Ruhe. Eine falsche Nachricht, General Cambriels habe in den Vogesen eine Landwehrabtheilung von circa 6000 Mann geschlagen und theilweise zu Gefangenen gemacht, wird öffentlich dementirt und soll der Ursprung dieser falschen Nachricht ermittelt werden, um den Erfinder zur Verantwortung zu ziehen; man wähnt, es sei in der Absicht geschehen, um der Regierung den Wahlerfolg zu beeinträchtigen. Betreffs der Le Bourget-Angelegenheit ist der General Bellemare von seinem Posten abgerufen, weil er ohne höhere Intuition und erfolglos für eigene Rechnung gehandelt hat. Die Abstimmung geschieht bei schönstem Wetter. Auf dem Boulevard wird der «Combat» gratis vertheilt: «Citoyens, le Combat pour rien!» findet trotzdem aber wenige Abnehmer. Ueberall vor den Mairien geht es munter zu. Vor der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois, beim Louvre, ist wie am Panthéon ein großes lärmendes Werbebureau für Freiwillige errichtet. Ein Haufe Pöbel, meist Weiber, bildet sich hier und will aufs Stadthaus ziehen, um für die Commune zu stimmen. Ihrer etwa 300 rotten sich zusammen, eine Megäre übernimmt die Führung, und so geht es durch die Rue Rivoli mit dem Geschrei «Vive la Commune!» zum Grèveplatz. Das Publikum empfängt sie mit Hohn und Lachen, sodaß sich die modernen Tricoteusen durch

*) Wir haben Sarcey, Mad. Quinet, Bowles, Bingham, das berühmte Tagebuch des „Daily News"-Correspondenten und andere vor uns liegen; aber alle diese Augenzeugen erfassen das pariser Leben entweder zu sehr als Franzosen oder zu sehr als Engländer; Schneider dagegen kennt die Franzosen durch und durch und ist objectiv in seiner Anschauung!

die Rue du Temple zurückziehen. Neue Haufen Weiber sammeln sich vor dem Stadthause und schreien: «A bas les aristos!» Andere stimmen die Marseillaise an. Bald darauf kommt ein gewaltiger Trupp dieser Communaillarden und scheint mit das Stadthaus bewachenden Nationalgarden Händel zu suchen. Sie stellen sich vor der Uhr auf, ihre Führerin aber schreit aus Leibeskräften: «Nous venons pour f... à terre tous ces bougres-là!» Infolge dieses schon mehr ultraradicalen Geschreies sahen sich die Gardisten gemüßigt, vorzurücken und zum großen Jubel der Menge einen Ausfall auf die famosen Viragos zu machen. Währenddem gefällt sich General Trochu, hoch zu Roß, mit seinem Stabe über die Boulevards zu ziehen, und die Frage: «Seht ihr mich auch wol?» leuchtet aus seinen Augen wie aus seiner Haltung. Mit wohlgefälligem Lächeln grüßt er dankbarlichst jeden «Vive-Trochu»-Schreier! Auf dem Eintrachtsplatze findet eine kleine Manifestation bei der Straßburgstatue statt. Die Elsässer und Lothringer machen einen Umzug; sie haben in ihrer Tricolore die Worte stehen: «Oui, pour la Ville de Strasbourg.» Auf dem Montmartrekirchhofe ist infolge des Allerheiligenfestes der Andrang groß. Bauduin und Cavaignac bekommen ihre Kränze wie immer, doch werden keine Reden gehalten. Abends auf den Boulevards herrscht wieder ziemliche Lebhaftigkeit; man will das Resultat der Abstimmung wissen. Das um Mitternacht vor dem Stadthause proclamirte erste Resultat ist 187616 Oui, 20829 Non. Die Abstimmung der Armee ist 148959 Oui und 7578 Non. Etienne Arago von einer Estrade aus, die vor dem Stadthause errichtet worden, macht um 2 Uhr der Bevölkerung ein zweites, ebenfalls noch unvollkommenes Resultat bekannt: Oui 388015, Non 49680, doch fehlen noch das 7., 13. und 18. Arrondissement und ein Theil des Militärs. Allgemeiner Jubel, keine Seele denkt innerhalb der Stadt gegenwärtig an Belagerung, noch an den bösen Grenzverrücker Bismarck, noch an Moltke und seine «Mannequins.» Friede ruht über Paris, und man schläft diese Nacht sozusagen den Schlaf der Gerechten!"

Am 4. Nov. las man im „Journal officiel" ein Decret, das den General Clément Thomas zum Oberbefehlshaber der Nationalgarden der Seine ernannte, an Stelle Tamisier's, der seine Entlassung hatte nehmen müssen. Clément Thomas, Abgeordneter der Gironde im Jahre 1848, war jetzt wieder auf denselben Posten berufen worden, den er vom 15. Mai bis unmittelbar nach der Junimeute innegehabt hatte. Die Wahl der Maires und der Adjuncten, welche am 5. Nov. zu gleicher Zeit stattfinden sollte, wurde auf Wunsch der im Amte befindlichen Maires durch ein Decret dahin abgeändert, daß die Adjuncten zwei Tage später, am 7. Nov., gewählt wurden. Das Wahlergebniß zeigte, daß in den meisten Arrondissements die gemäßigte Partei gesiegt hatte: nur in den Arbeitervierteln war es den Rothen gelungen, die Municipalgewalt in ihre Hände zu bringen.

Nach der Beseitigung der 15 communistischen Bataillonscommandanten glaubte die Regierung den Zeitpunkt für gekommen, um gegen die Häupter oder Anstifter der Unruhen vom 31. Oct. gerichtlich einzuschreiten. Zuerst hatte sie, nach ihren eigenen Erklärungen, beschlossen, von jeder Verfolgung abzusehen und es dem Volke zu überlassen, die ganze Angelegenheit durch seine Abstimmung zu regeln; doch sie änderte diesen ihren Entschluß gar bald. Das „Journal officiel" vom 6. Nov. erklärte diese veränderte Haltung folgendermaßen: „Im Laufe des 1. Nov. bewiesen verschiedene Acte, daß das durch den Patriotismus der Nationalgarde unterbrochene Werk frech aufs neue begonnen wurde. Die in Permanenz gebliebenen Organisateure des 31. Oct. verkündigten offen eine Schlacht und einen Sieg der Commune. Offen klagte man die Regierung des Verraths an. Eine Kirche ward zum Schauplatz fanatischer und drohender Erklärungen. In einem Club versprach man, als ein patriotisches Werk, die Ermordung des Generalgouverneurs von Paris. Und endlich wurden die Gesetze, die Ordnung und die Republik auf eine bis dahin unerhörte Weise angegriffen. Das lange und geduldige Schweigen, welches sich die

Regierung auferlegt hatte und welches von der öffentlichen Meinung getadelt ward, war nicht länger mehr möglich." Demzufolge schrittt man vom 3. Nov. ab zu Verhaftungen, die mehrere Tage hindurch dauerten. Einige vierzig Haftbefehle wurden erlassen und Pyat, Maurice Joly, Tridon, Mottu, Lefrançais, Millière, Jaclard, Bésinier, Pillot, Cyrille, Ranvier, der neue Maire von Belleville, Ducoudray, Goupil, Vermorel, Razoua und Tibaldi hinter Schloß und Riegel gebracht. Was Flourens und Blanqui anbetrifft, so war es ihnen gelungen, sich allen Nachforschungen zu entziehen. Die Communarden von Belleville rächten sich für die Verhaftung ihres Maire, indem sie Flourens, Millière und Lefrançais zu Adjuncten ernannten; doch nachdem auch die Adjuncten, mit Ausnahme von Flourens, gleich dem Maire, gefangen und eingesperrt worden waren, mußte die Regierung die erwählte Municipalität durch eine Commission ersetzen. Der Club von Belleville protestirte aufs heftigste am 10. Nov. hiergegen und erklärte, daß die Bürger des Arrondissements sich niemals wegen eines Civilactes an die ihnen aufgedrungenen Administratoren wenden würden.

Die traurige Zeit bis zur Capitulation der Hauptstadt ward innerhalb derselben von nur wenigen bedeutenden, nicht kriegerischen Ereignissen unterbrochen. Am 6. Dec. ward Flourens endlich kraft eines vom Generalstabe der Nationalgarde erlassenen Haftbefehls zur Haft gebracht. Dieser Haftbefehl ward ausgegeben, weil er sich, ungeachtet seiner frühern Absetzung, nicht hatte verhindern lassen, vor kurzer Zeit aus seinem Versteck vorzugehen und das Commando seiner Tirailleure von Belleville wieder zu übernehmen. Da sich jedoch diese rothen Maulhelden, die tagtäglich erklärten, wenn sie am Ruder wären, mit Einem Schlage die Preußen zu vernichten, feige und schlecht auf dem Vorposten betragen hatten, so löste der energische General Thomas dieses Bataillon ohne weiteres auf. Dies nahmen ihm die Rothen gewaltig übel und ein großer Theil ihres Hasses wendete sich gegen ihn. Offen forderte der berüchtigte Club der Reine blanche sowie der der Medicinischen Schule seine Absetzung wegen dieser Frevelthat. Ein Redner nennt ihn einen „alten durch 1848 angesteckten Reactionär". Maurice Joly, der wegen mangelnden Beweises in Betreff seiner Mithülfe an den Unruhen vom 31. Oct. wieder aus dem Gefängnisse entlassen worden war, greift die Regierung mit großer Heftigkeit an. Er glaubt nicht, wie die meisten seiner Zuhörer, daß sie aus Verräthern zusammengesetzt sei, sondern er hält sie für ganz und gar unfähig. Da sie nichts Besseres zu thun wisse, so wolle sie das Volk sachte der Capitulation entgegenführen, und bemühe sich durch alle nur möglichen Mittel, es dahin zu bringen, diese Lösung selbst zu fordern, weil es durch Hunger und Seuchen ermüdet, nicht länger dulden könne. „Die Regierung", so ruft Joly aus, „ist so dumm, daß sie nicht einmal einen Verrath einzufädeln weiß." Und er schließt seine lange, mit stürmischem Beifall begrüßte Rede mit dem Vorschlage, die Leitung der Geschäfte einer Commission von 300 Mitgliedern anzuvertrauen, welche man nicht nöthig habe, Commune zu nennen: dies sei der einzige Weg zur Rettung. So wühlten die Rothen, durchaus nicht entmuthigt durch ihre verschiedenen Niederlagen, unablässig weiter und brachten es mit Hülfe der täglich sich mehr und mehr offenbarenden Unfähigkeit der Regierung dahin, deren Ruf und Autorität gänzlich zu untergraben; namentlich war es Trochu, der am 4. Sept. nahezu vergötterte Mann, der am tiefsten in der öffentlichen Meinung gefallen war. Laut wurde von allen Seiten seine Entlassung gefordert. Als nun am 19. Jan. sein letzter Ausfall fehlgeschlagen und das deutsche Belagerungsheer auch am 21. Jan. angefangen hatte, Saint-Denis zu beschießen, da legte er endlich, des erfolglosen Kampfes müde, seinen Posten nieder. Am Sonntag, 22. Jan., machte die Regierung den Parisern bekannt, daß das Obercommando der Armee von der Präsidentschaft der Regierung getrennt worden sei. Die Titel und Functionen des Gouverneurs

von Paris wurden aufgehoben; Trochu behielt den Vorsitz in der Regierung, aber der Oberbefehl der Armee ging an General Vinoy über.

Diese Aufopferung Trochu's hatte die Aufregung des Volkes keineswegs beruhigt; vielmehr unternahm es die socialistische Partei, den Versuch vom 31. Oct. an demselben Tage, da Vinoy den Oberbefehl übernahm, zu wiederholen. Schon tags zuvor hatte sie versucht, das Volk durch ihre Preßorgane und ihre geheimen Agenten auf einen großen Schlag vorzubereiten. Während der Nacht wurden Flourens und andere politische Gefangene mit Gewalt aus ihrem Gefängnisse befreit und gegen Mittag bildeten sich drohende Gruppen auf dem Platze vor dem Stadthause, wo etwa anderthalb Stunden später ein Bataillon Nationalgarden mit dem Rufe eintraf: „Es lebe die Commune!" Eine zweite Colonne, dem 101. Marschbataillon angehörend, verstärkte das erstere kurze Zeit darauf, und nun wurden Delegirte ins Stadthaus gesandt, um die Absetzung der Regierung zu fordern. Da diese zweimal wiederholte Forderung abgeschlagen worden war, so wurde der Kampf eröffnet, in welchem die Insurgenten sehr bald unterlagen und in welchem sie einige zwanzig Todte und Verwundete hatten. Am nächsten Tage, 23. Jan., schloß die Regierung sämmtliche Clubs bis zum Ende der Belagerung und unterdrückte den „Réveil" und den „Combat", die täglich in langen Artikeln zum Bürgerkriege aufforderten. Dies war der letzte administrative Act der provisorischen Regierung während der Belagerung; noch an demselben Tage schrieb Jules Favre an den Grafen Bismarck, um ihn um eine Unterredung zu bitten. Diese fand um 8 Uhr abends in Versailles statt und führte am 27. Jan. 1871 die Uebergabe der Hauptstadt Frankreichs herbei. Die Nachricht rief eine tiefe Bestürzung bei den einen, furchtbare Aufregung bei den andern hervor; am Abend des 27. Jan. versammelten sich lärmende und drohende Pöbelhaufen auf den Boulevards, in Belleville, auf dem Montmartre, in La Vilette und an vielen andern Orten. Man verlangte Widerstand bis zum Aeußersten; laut sprach man davon, den Oberbefehl dem Admiral Saisset anzuvertrauen und die Forts um jeden Preis zu halten. In hellen Haufen strömte man vor die Mairien und während der Nacht ward die Sturmglocke in den Kirchen Saint-Laurent und Saint-Nicolas geläutet, um die Nationalgarde zusammenzurufen, von der gewisse Offiziere das Commando übernehmen wollten, um einen Kampf unter neuen Bedingungen und unabhängig von jeder Einmischung der Regierung zu beginnen. Und als nun die Kanonade verstummte, die Truppen in die Stadt kamen und die Barackenlager der äußern Boulevards von den Ternes bis zur Vilette bezogen, da bildeten sich auch auf den innern Boulevards Gruppen müßiger Nationalgarden, besonders Offiziere. Dieselben vereinigten sich und zogen in den Faubourg Saint-Honoré vor den Palast der Elysée, dessen gewaltige Gitter sich jedoch bei ihrer Annäherung schlossen. „La résistance! La résistance! ... Auf mit den Pforten!" ... so heulte der Haufe, dem man deutlich ansah, daß es ihm sehr wenig um Widerstand gegen den Feind, sondern wol nur um eine Emeute zu thun war. General Thomas, der hier wohnte, ließ sofort die Gitterthore öffnen und die Reclamanten eintreten. Er hielt ihnen eine kurze Anrede, in welcher er dem patriotischen Gefühle, das sie beseele, alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, sie alsdann jedoch zur Ruhe und Ergebung ermahnte. Eine ähnliche Scene trug sich auf dem Stadthausplatze zu. Eine dritte Deputation Offiziere der Nationalgarde erschien im Ministerium des Aeußern und überbrachte eine Art Widerstandsadresse, mit etwa 500 Unterschriften der Offiziere bedeckt. In Abwesenheit Jules Favre's wurden sie von Picard und einigen Maires empfangen. Nachdem ersterer ihnen für ihr großmüthiges Anerbieten gedankt hatte, wies er darauf hin, daß der geringste Aufschub Tausenden das Leben kosten könne, daß die Lebensmittel nur noch zehn Tage vorhalten würden u. dgl. m., worauf denn auch die leidenschaftlichen Patrioten Vernunft annahmen und sich zurückzogen.

Am 28. und 29. Jan. brachten die officiellen Blätter die bereits in dieser Zeitschrift mitgetheilten Proclamationen und Bekanntmachungen betreffs des abgeschlossenen Waffenstillstandes. Eigenthümlich in seiner Art und der Mittheilung werth ist eine andere Proclamation, welche die Regierung am 29. Jan. durch den „Siècle" veröffentlichen ließ; sie lautete: „Mitbürger! Die Uebereinkunft, welche dem Widerstande von Paris ein Ziel setzt, ist noch nicht unterzeichnet; doch geschieht dies in wenigen Stunden. Die Grundlagen sind die gestern angekündigten, der Feind wird die Enceinte nicht betreten, die Nationalgarde behält ihre Organisation wie ihre Waffen, eine Division von 12000 Mann bleibt davon unberührt, die übrigen Truppen bleiben in Paris mitten unter uns, aber entwaffnet, die Offiziere behalten den Degen. Die Artikel der Uebereinkunft werden wir veröffentlichen, sobald die Unterschriften erfolgt sein werden; gleichzeitig mit ihnen die genaue Uebersicht unserer Lebensmittel. Paris will die Versicherung haben, daß der Widerstand bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit getrieben ward. Unsere Zahlenangaben werden davon den unumstößlichen Beweis liefern, und wir fordern einen jeden auf, sie zu widerlegen. Wir werden beweisen, daß uns gerade noch Brot genug bleibt, um die Verproviantirung abwarten zu können, und daß wir den Kampf nicht verlängern durften, ohne zwei Millionen Männer, Frauen und Kinder zu sicherm Tode zu verdammen. Die Belagerung von Paris hat vier Monate und zwölf Tage gedauert, die Beschießung einen vollen Monat. Seit dem 15. Jan. war die Ration Brot auf 300, Pferdefleisch seit dem 15. Dec. auf 30 Gramm reducirt. Die Sterblichkeit war verdreifacht, und mitten in all dem Unheil gab es keinen einzigen Tag der Ermuthigung. Der Feind selbst zollt dem Muthe und der moralischen Thatkraft der pariser Bevölkerung die höchste Anerkennung. Paris hat viel gelitten; aber der Republik werden diese langen, edel getragenen Leiden nützen. Aus dem Kampfe, der heute endigt, gehen wir mit Fassung dem entgegen, der da kommen wird. Trotz der Schmerzen der gegenwärtigen Stunde gehen wir daraus hervor mit unserer vollen Ehre, mit unsern Hoffnungen; mehr als jemals vertrauen wir den Geschicken des Vaterlandes."

Wir haben uns bisher nur mit der Centralregierung beschäftigt, die ihren Sitz in Paris hatte. Wir müssen nun noch, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, der Thaten ihrer Mitglieder gedenken, die in die Provinz gesendet waren, und zwar nur insoweit sie nicht die Kriegführung betreffen.

Das belagerte, von aller Welt durch den deutschen Eisengürtel abgeschlossene Paris war nicht im Stande, wie früher als Haupt und Seele Frankreichs zu dienen; die Provinzen waren jetzt sich selbst überlassen, um der Invasion des Feindes entgegenzutreten und Paris zu entsetzen. Da die Regierung wohl wußte, daß die seit mehr als einem Jahrhundert ausgebildete Centralisation alle Initiative, alle Selbständigkeit in den Provinzen getödtet hatte, so beschloß sie eine Delegation in dieselben zu senden, mit der Aufgabe der Verwaltung der Departements, in denen, wie wir bereits oben gesehen, überall die Werkzeuge der neuen Regierung eingesetzt waren. Am 12. Sept. sandte sie Crémieux, der bereits ein schwächlicher Greis geworden war, nach Tours, um „die Vertheidigung in den Departements zu organisiren, die Verwaltung aufrecht zu halten, die Regierung zu vertreten und deren Machtvollkommenheiten auszuüben". Crémieux, obgleich von Delegirten eines jeden Ministeriums umgeben, war doch gänzlich unfähig, alle Interessen mit einem Blicke zu umfassen, welche er in den Departements zu entwickeln und zu schützen hatte. Man begriff dies auch sehr bald in Paris, und ein Decret vom 16. Sept. gab ihm ein anderes Mitglied der Regierung, nämlich Glais-Bizoin, an die Seite, der aber möglicherweise noch schwächer und unfähiger war als Crémieux. Fourichon, der Marineminister, war dazu ausersehen, zu Tours die Functionen eines Kriegsministers zu versehen, obgleich

es aller Welt einleuchten mußte, daß die Erfahrung eines Seemannes wesentlich von der verschieden ist, welche ein Kriegsminister haben muß, um das schwierige Werk der Organisation der Bewaffnung und militärischen Ausbildung aller waffenfähigen Männer Frankreichs auszuführen. Auch fehlte dem Admiral Fourichon, ähnlich wie dem General Trochu, das volle Selbstvertrauen, oder sollen wir sagen, er besaß die tiefe Einsicht, daß die Lage Frankreichs nach Sedan eine hülflose geworden sei; denn er erklärte dem Polen Mieroslawski gegenüber ohne Rückhalt, „daß Frankreich nur eine Scheinvertheidigung machen könne".

Crémieux war ein Jude, er nahm zu Tours als Justiz- und Cultusminister seinen Wohnsitz in dem erzbischöflichen Palast, an der Seite des orthodoxen, ultramontanen, stolzen Erzbischofs, und das kleine Priesterseminar ward von Lecesne in Beschlag genommen, der an der Spitze der „Specialcommission für Bewaffnung mit Hülfe der Privatindustrie" stand, welche Gambetta durch Decret vom 9. Sept. geschaffen hatte, „um alle der Regierung oder den öffentlichen Verwaltungen gemachten Waffen- oder Munitionsanerbietungen zu centralisiren". Nachdem sich diese Commission in vielfacher Hinsicht umgewandelt hatte, wurde ihr das Monopol des Ankaufs und der Vertheilung der Waffen überwiesen, und der erste Act Crémieux' war, den für sie ausgeworfenen Credit von 10 Mill. Frs. auf 16 und dann auf 23 Mill. Frs. zu erhöhen. Die Decrete bezüglich dieses Supplementarcredits trugen nur die eine Unterschrift Crémieux'. Ein anderes, am 29. Sept. von den drei Mitgliedern der Delegation unterzeichnetes Decret übergab dieser Commission aufs neue alle Maßregeln bezüglich der Bewaffnung der sedentären oder mobilisirten Nationalgarden, der Freiwilligencorps, der Francstireurs oder anderer, die zur Vertheidigung des Landes berufen waren. Dasselbe Decret vertraute ihr die Vertheidigung der durch sie erworbenen oder umgewandelten Waffen an, und autorisirte sie ferner, um ihr Mandat zu vervollständigen, mit allen Autoritäten der Departements und mit allen diplomatischen Agenten Frankreichs im Auslande zu correspondiren und bei allen Zahlstellen des Landes ohne Ausnahme Geld innerhalb des ihr ausgeworfenen Credits zu erheben und alle nur möglichen, mit der Anfertigung von Kriegsmaterial vertrauten Personen in den öffentlichen Dienst zu nehmen. Unabhängig von den ihr bereits bewilligten 23 Mill. Frs., stellte das Decret vom 29. Sept. dieser Commission noch eine weitere Summe von 25 Mill. Frs. zur Verfügung, von dem für die Organisation der sedentären Nationalgarden ausgeworfenen Credit von 50 Mill. Frs. Der Präsident Lecesne sollte täglich dem Regierungsconseil eine Uebersicht seiner Operationen vorlegen. Die Commission war auf diese Weise einer der wichtigsten Zweige der Delegation zu Tours geworden, und sie benutzte die ihr gegebenen Machtvollkommenheiten in der allerschamlosesten Weise zu eigener Bereicherung und zu derjenigen ihrer Freunde. Die Enthüllungen, welche über diese Commission durch die parlamentarische Enquête gemacht wurden, werfen ein grelles Streiflicht auf den geringen wahren Patriotismus, auf die Leichtfertigkeit und moralische Gesunkenheit der bessern Stände in Frankreich.

Während die deutschen Heere Paris immer dichter einschlossen, fiel am 1. Oct. Straßburg, und der Erzbischof von Tours gewährte dem General Ulrich in seinem Palast eine glänzende Gastfreundschaft während seines Aufenthalts in der Stadt, in welche er mit Erlaubniß der deutschen Behörden gekommen war, um Rechenschaft von seiner Vertheidigung und der Uebergabe des französischen Bollwerkes im Elsaß abzulegen. Am 3. d. M. ersetzte Crémieux den Admiral Fourichon als Kriegsminister, der wegen der widerrechtlichen Verhaftung des Generals Mazure zu Lyon seine Entlassung genommen hatte. So verflossen der Monat September und die ersten Tage des Octobers ohne große Resultate für das Land. Aber am 9. Oct. erschien plötzlich Gambetta zu Tours, ausgerüstet mit den weitreichendsten Vollmachten, um der Delegation die ihr fehlende Energie einzuhauchen. Eine ungeheuere Menschenmenge eilte vor die Präfectur, wo er abgestiegen war;

er erſchien auf dem Balkon und ein tauſendſtimmiges „Vive Gambetta!“ begrüßte ihn. Gambetta ergriff das Wort, und nachdem er einige Worte des Dankes geſprochen, fügte er hinzu: „Dies iſt nicht die Stunde für Manifeſtationen. Arbeiten und kämpfen wir lieber. ... Laßt uns ſofort mit der Arbeit beginnen, denn wir haben nicht eine Minute zu verlieren. Stelle ſich ein jeder auf ſeinen Poſten in dem Kampfe. Trennen wir uns mit dem Rufe: Es lebe die Republik!“ Man fing an in Tours zu begreifen, daß ſich bald alles ändern würde.

Durch einen merkwürdigen Zufall war auch Garibaldi, der, wie bekannt, ſeinen Degen der „franzöſiſchen Republik“ zur Verfügung geſtellt hatte, drei Stunden vor Gambetta zu Tours eingetroffen. Gleich ihm, befand er ſich auf der Präfectur, wo ihm nur ein ſehr kühler Empfang zutheil geworden war. Ehe er nach Frankreich abgereiſt war, hatte Garibaldi an ſeine Freunde geſchrieben: „Geſtern ſagte ich Euch: Krieg bis aufs Meſſer dem Bonaparte! Heute ſage ich Euch: die franzöſiſche Republik muß durch alle nur möglichen Mittel aufrecht erhalten werden.“ Dieſe von einer etwas überſpannten Phantaſie eingegebenen Zeilen ſagen alles. An demſelben Tage war auch eine amerikaniſche Legion eingetroffen, um ſich der Regierung zur Verfügung zu ſtellen, und ihr folgte unmittelbar eine ſpaniſche, aus den republikaniſchen Kämpen Orenſe, Caſtelar, Paul y Angulo und Tutau zuſammengeſetzte Delegation zur Herſtellung einer Verſtändigung zwiſchen der republikaniſchen Partei in Spanien und den Mitgliedern der Regierung der franzöſiſchen Republik. Die ſpaniſche Delegation, die Gambetta kaum zu Geſicht bekommen konnte, reiſte am nächſten Morgen, gewaltig enttäuſcht über den lauwarmen Republikanismus der Herren zu Tours, wieder nach der Heimat ab, und wenig fehlte, daß auch Garibaldi, beleidigt durch die Kälte der Delegation, Frankreich wieder den Rücken gewandt hätte. Gambetta jedoch machte durch ſein freundliches Auftreten alles wieder gut und hielt den alten Haudegen in Frankreich feſt.

Am 9. Oct. ſandte Gambetta an alle Präfecten ein Rundſchreiben, in welchem er den Krieg bis aufs Meſſer ankündigte und dazu die Mitwirkung aller auf das entſchiedenſte forderte. Tags darauf übergab ihm Crémieux das Portefeuille des Krieges, und nun war er, als Haupt zweier Miniſterien, mit einer wahren Dictatur bekleidet; denn der Miniſterrath zu Tours beſtand aus drei Perſonen mit vier Stimmen, von denen Gambetta zwei in ſeiner Perſon vereinigte. Die Verwaltung des Krieges vertraute er, als einfache Delegation, dem Ingenieur de Freeinet zu, der in Gemeinſchaft mit ſeinem Meiſter jene fieberhafte Thätigkeit entfaltete, welche Frankreichs Hoffnungen auf einen Augenblick wieder belebte, aber am Ende durch die vielen verkehrten Maßregeln und das ſtete directe Einmiſchen in die Kriegsoperationen die gänzliche, unwiderrufliche Niederlage Frankreichs herbeiführten.

Wenn auch Gambetta's raſtloſe Thätigkeit und zeitweiliger Erfolg betreffs der Organiſation der franzöſiſchen Streitkräfte und der Verwaltung der Departements nicht in Zweifel gezogen werden kann und von Frankreich billigerweiſe mehr, als bisher geſchehen, anerkannt werden müßte, ſo gab es doch ein Feld, auf dem er ſich ganz und gar unfähig, wenn nicht leichtſinnig zeigte, nämlich das der Finanzen. Kurze Zeit, nachdem er in Tours gewirthſchaftet, hatte er auch ſchon alle gewöhnlichen Hülfsquellen Frankreichs bis auf den Grund erſchöpft; das Geld fing an ſeiner Verwaltung zu fehlen, und er ſah ſich gezwungen, zum Borgen ſeine Zuflucht zu nehmen. Anſtatt auf geordnetem Wege öffentlich eine Anleihe auszuſchreiben, ſchickte er ſeinen Freund und Vertrauten Laurier mit Germiny, Mitdirector der Bank von Frankreich, nach London, um dort unter der Hand eine Anleihe aufzunehmen. Die engliſchen Kapitaliſten ließen ſich nach vielem Zureden dahin bringen, Geld vorzuſtrecken, und am 25. Oct. ward Laurier durch die Delegation zu Tours autoriſirt, eine Anleihe von 250 Mill. Frs. zu dem Satze von

85 Proc. abzuſchließen. Daß eine unter ſo überaus harten Bedingungen abgeſchloſſene Anleihe den heftigſten Anklagen in der franzöſiſchen Preſſe begegnete, läßt ſich leicht begreifen, und allgemein hieß es, daß der Negociant Laurier nicht mit reinen Händen aus dem ganzen Geſchäft hervorgegangen ſei. Als nach dem Falle von Metz Tours durch das Vordringen und die Siege des Prinzen Karl bei Orléans immer mehr und mehr bedroht wurde, mußte man von ſeiten der Delegation am 8. Dec. endlich an den Rückzug denken. Crémieux erließ deshalb kraft der ihm am 12. Sept. verliehenen Machtvollkommenheiten ein Decret, das den Sitz der Delegation nach Bordeaux verlegte. Dieſen Beſchluß zeigte Gambetta am nächſten Morgen ſämmtlichen Präfecten, Unterpräfecten und Generalen in einem Rundſchreiben an, in welchem er ſie zu gleicher Zeit mit dem ihm eigenen Chauvinismus über die Lage zu beruhigen ſuchte. Am 25. Dec. erließ er von Bordeaux den von uns eingangs näher beleuchteten Befehl zur Auflöſung der General- und der Arrondiſſementsräthe, der durch das ganze Land einen Sturm der Entrüſtung hervorrief.

In Bordeaux, dieſer äußerſt demokratiſchen Stadt, welche zudem von dem Kriege bis dahin nicht direct zu leiden gehabt hatte, war Gambetta in kurzer Zeit ſehr populär geworden, und die Bordelaiſen gaben ihren Gefühlen am Neujahrstage dadurch einen Ausdruck, daß ſie wol gegen 30000 Mann ſtark vor die Wohnung des jungen Dictators zogen, um ihm und ſeinen Collegen eine Vertrauens- und Dankesadreſſe zu überreichen. Gambetta hielt ihnen vom Balkon herab eine feurige Anrede, in welcher er das gefallene Kaiſerreich aufs heftigſte anklagte und ſie zum geduldigen Ausharren und erneuten Opfern für das bedrohte Land aufforderte. Schon am nächſten Morgen ſtellte er ſeine Zuhörer ſowie ganz Frankreich betreffs erneuter Opfer auf die Probe, indem er alle Steuerzahler aufforderte, ihre Steuern im voraus zu bezahlen, um den Bedürfniſſen des Schatzes und der Armee, welche täglich mehrere Millionen verbrauchte, zu Hülfe zu kommen.

Doch trotz des ſtetigen Anfeuerns und Aufmunterns, trotz des gewaltigen Drucks, den Gambetta im ganzen Lande von den Präfecten, ſeinen blinden Werkzeugen, ausüben ließ, mehrten ſich von Tag zu Tag die deutlichen Anzeichen der Erſchöpfung Frankreichs und der Unluſt des Volkes, ſich ferner erfolglos auf die Schlachtbank führen zu laſſen. Dieſe Unluſt, nahezu an dumpfe Verzweiflung grenzend, ſprach ſich vielfach in Liedern aus, welche ſowol von dem Civil wie von den Soldaten geſungen wurden. Der Geſang der Mobilgarden des Südens, die faſt ſämmtlich ihren Untergang in den Schlachten vor Le Mans fanden, iſt nicht ohne Pathos:

Nous partons,
Ton ton
Comme des moutons,
Comme des moutons
Pour la boucherie,
Pour la boucherie!
Nous aimons
Pourtant la vie.

Mais nous partons,
Ton, ton,
Pour la boucherie!
On nous massacrera
Ra, ra,
Comme des rats.
Ah! que Bismarck rira. —

Doch Gambetta ließ ſich durch keine verlorenen Schlachten, durch keine der zahlreichen Uebergaben der befeſtigten Plätze an den ſiegreichen Feind von dem einmal gefaßten Glauben an den endlichen Sieg der undisciplinirten Scharen der Republik über die hochdisciplinirten und von den beſten Feldherren der Zeit befehligten deutſchen Heere abbringen. Wenige Tage nachdem Faidherbe's Nordarmee vom General Goeben in die wildeſte Flucht geſchlagen und in vollſter Auflöſung auf Lille zurückgeworfen worden war, erklärte er dennoch in derſelben Stadt, der Krieg ſolle und müſſe bis zum bittern Ende ausgekämpft werden. Die Preußen ſeien am Ende mit ihren Hülfsquellen und man dürfe deshalb

nicht nachlaſſen. „Wenn die Preußen noch drei Monate länger im Lande bleiben, dann ſind ſie verloren. Alſo kein Zeichen der Schwäche! Nur wieder Muth gefaßt und eine ehrene Stirn angenommen, und das Land wird durch ſich ſelbſt gerettet werden und die befreiende Republik gegründet ſein.“ Doch alles Sprechen war vergebens; das unerbittliche Geſchick, das Frankreich ſelbſt über ſich heraufbeſchworen hatte, war ſeiner Erfüllung nahe. Alle Heere, die zum Erſatz der Hauptſtadt herangezogen, waren bis zur Mitte des Januars 1871 bis zur Vernichtung geſchlagen worden; in Paris ſelbſt trat ein neuer Feind auf, fürchterlicher denn alle Geſchoſſe des Feindes — der Hunger! Jules Favre war gezwungen, Verhandlungen über die Capitulation der Hauptſtadt zu beginnen. Die Delegation zu Bordeaux, welche hiervon durch ausländiſche Zeitungen unterrichtet wurde, brachte ihre Tage in der größten Aufregung hin. Sie wollte den Krieg noch fortſetzen, mit den Armeen, welche Gambetta in ſeiner Verblendung aufs neue glaubte aus dem Boden ſtampfen zu können, und ſie war daher gewaltig darüber aufgebracht, daß die in Paris eingeſchloſſene Centralregierung ſich nicht vorher bei ihr über den Stand der Dinge im Innern des Landes erkundigt hatte, ehe ſie in Unterhandlung mit dem Feinde trat. Endlich, am 28. Jan., ſandte Favre von Verſailles aus um $11\frac{1}{4}$ Uhr nachts eine Depeſche, in welcher es hieß: „Morgen unterzeichnen wir einen Vertrag mit dem Grafen Bismarck. Es iſt ein Waffenſtillſtand von 21 Tagen abgeſchloſſen. Am 15. Febr. wird zu Bordeaux eine Nationalverſammlung zuſammenberufen. Machen Sie dieſe Neuigkeit durch ganz Frankreich bekannt. Laſſen Sie den Waffenſtillſtand ausführen und die Wähler auf den 8. Febr. zuſammenberufen. Ein Mitglied der Regierung wird in Bordeaux eintreffen.“ Dieſe Depeſche traf zu Bordeaux am 29. Jan. nachmittags um 3 Uhr ein und rief die allerhöchſte Beſtürzung und bei Gambetta den Entſchluß hervor, den Kampf trotz aller Verträge und Beſchlüſſe der Centralregierung nicht aufzugeben. Doch mit den nun folgenden Ereigniſſen, welche ein neues Blatt in der Geſchichte Frankreichs eröffnen, beſchäftigen wir uns in den nächſten Artikeln.

Die Fidschiinseln.

II.

1) Die einzelnen Inseln.

Die Hebung der Inseln ist in einer spiralförmigen Linie vorgegangen, welche sich rings um einen Binnensee, den Gorosee, zieht. Diese Hebungslinie beginnt mit der Kleininsel Goro in der Mitte des Archipels und bildet ihr erstes Glied in einem Bogen nach Südwesten und Nordosten, indem sie nach einigen auf Goro folgenden Kleininseln in Viti-Levu, der größten Insel des Archipels, in der größten Mächtigkeit auftritt und sich in einer Linie von Kleininseln, der Ba-(leewärtigen)Gruppe, nach Nordosten fortsetzt. Die Alewakalopassage (Einfahrt) scheidet dieses erste Glied vom zweiten, welches außer mehrern Kleininseln hauptsächlich aus Vanua-Levu und Tavinni, der zweitgrößten und der drittgrößten Insel des Archipels, besteht und nordöstlich und südöstlich bis zur Nanukupassage setzt. Mit diesen beiden Gliedern scheint sich ein großer Theil der Hebungskräfte erschöpft zu haben; denn das nächstfolgende Glied, das Segment an der Ostseite des Spiralkreises, besteht nur aus Kleininseln, der lau- oder luvwärtigen (Windward-)Gruppe, und wird von mehrern Einfahrten, Lakembapassage, Oneatapassage, Fulangapassage, durchschnitten. Noch schwächer ist die Hebung im Segment an der Südseite, wo nur noch einzelne Kleininseln folgen, bis am Endpunkte der ganzen Spirale, der im Süden von Viti-Levu liegenden, durch die breite Kandavupassage davon getrennten Insel Kandavu, der viertgrößten des Archipels, die Hebung mit größerm Nachdruck abschließt. Wir wollen jetzt die wichtigern Inseln nach ihrer Folge in diesem Spiralzuge einzeln aufführen.

Goro (Koro), vielleicht das schönste und fruchtbarste Eiland der ganzen Inselkette, die mit ihm anhebt, 10 Meilen lang und 4 Meilen breit, 40 Meilen nordöstlich von Levuka, halbwegs zwischen dieser Stadt und Taviuni, 34 Meilen nordöstlich von Bau, wird an der Küste von prächtigen Palmen umsäumt. Das Innere ist ein sanft gewelltes Tafelland, eine durch die vereinten Reize von Höhe und Einsenkung, Wald und rinnenden Gewässern sehr malerische Landschaft von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Europäische Plantagen waren hier bisher nicht angelegt, weil Kakobau, der Tui-Viti, dem sie gehört, hier weißen Pflanzern kein Land verkaufen wollte; die Fidschibevölkerung ist jedoch zahlreich.

Makogai, Wakaya, Mbatiki, Gau, welche in einer Reihe von Nordwesten nach Südosten liegen, und Nairai im Nordosten von Gau, sind eine Gruppe von Eilanden zwischen Goro und Ovalau.

Makogai, 10 Meilen nordöstlich von Ovalau, gehört den Herren Hennings und ist mit den Baumwollplantagen derselben besetzt.

Wakaya, südöstlich von Makogai, mit diesem in demselben Riff gelegen, 10 Meilen östlich von Levuka, ist 4 Meilen lang und 2 Meilen breit. Das Eiland gehört dem amerikanischen Consul Dr. Brower, welcher hier seine Sea-Island-Baumwoll- und Kaffeeplantagen hat. Der fruchtbare und freundliche Wakaya ist ein beliebter Vergnügungsplatz der Einwohner von Levuka, das durch ein Fernrohr von hier aus sichtbar ist.

Mbatiki, südöstlich von Wakaya, 15 Meilen östlich von Ovalau, ist ein kleines, jedoch überaus fruchtbares Eiland im Besitz Kakobau's. Europäische Ansiedelungen sind hier nicht vorhanden.

Nairai, östlich von Mbatiki, 21 Meilen östlich von Levuka, 4 Meilen lang und 3 Meilen breit, hat im nördlichen Theile, Nivells-Peak, einen 970 Fuß hohen Berg. Auch dieses Eiland ist in hohem Grade fruchtbar und ebenfalls Eigenthum Kakobau's, welcher schlaue Fürst in allen diesen seinen Privatbesitzungen um keinen Preis Land an europäische Ansiedler ablassen will.

Gau (Ngau, Angau), südöstlich von Mbatiki und südwestlich von Nairai, 27 Meilen südöstlich von Ovalau, 12 Meilen lang und 6 Meilen breit, ist fruchtbar und stark bevölkert. Das Riff bildet einen Kreis von 38 Meilen Umfang um die Insel und hat 3 Einfahrten.

Ovalau, 15 Meilen östlich von der Küste von Viti-Levu, 20 Meilen von Bau, ist 8 Meilen lang und 7 Meilen breit. Die Insel wird von steilen, über 2000 Fuß hohen Gebirgen durchzogen; der Nulloguado hat 2370 Fuß Höhe. Obgleich gebirgig, ist die Insel doch fruchtbar. Zum Baumwollbau ist sie zwar nicht besonders geeignet, doch gibt es mehrere Baumwollplantagen. Das Land ist gegenwärtig fast gänzlich im Besitz von europäischen Ansiedlern. Die eingeborene Bevölkerung hat sehr abgenommen, doch gibt es noch 15 Fidschidörfer. Unter den Eingeborenen befindet sich viel Halbblut. Eine große Zahl von Eingeborenen lebt in Levuka als Arbeiter und Dienstboten. Diese Leute vertrinken gewöhnlich ihr Geld, sobald sie es verdient haben.

Levuka, der Haupthafenort und die commerzielle Hauptstadt des Fidschiarchipels, liegt an der Ostküste von Ovalau, 2108 Meilen von Melbourne, 1700 Meilen von Sidney, 1100 Meilen von Auckland. Die Stadt wurde im Jahre 1835 durch die Ansiedelung einiger Kaufleute am dasigen Strande, welcher damals mit dichten Cocos- und Brotfruchtbäumen bestanden war, gegründet. Der Platz empfahl sich durch seine centrale Lage im Archipel zum Hafen; doch veranlaßte die Besiedelung dieser Stelle hauptsächlich der zufällige Umstand, daß Tui-Levuka, der dortige Häuptling, anstatt, wie andere Häuptlinge, sich den Weißen feindlich zu erweisen, deren Ansiedelung nach Kräften förderte. Andererseits ließe sich aber wol kaum eine Stelle finden, welche zum Weichbilde einer Stadt ungeeigneter wäre. Die Stadt besteht aus einer doppelten Häuserreihe, $^3/_4$ Meilen lang, welche sich den schmalen Landstreifen, aus welchem der Strand besteht, entlang hinzieht. Es gibt eigentlich nur Eine Straße, den offenen Strand (Beach-Street); die hintern Häuser sind ohne alle Ordnung zusammengewürfelt. Es ist unmöglich, die Stadt nach irgendeiner Richtung zu erweitern. Hinten, 600 Fuß vom Wasser, erhebt sich in steilen Terrassen der 2000 Fuß hohe Bergwall, am nördlichen und südlichen Ende des Strandes treten gewaltige Felsmassen in die See vor. Beide Enden der Stadt hatten diese natürlichen Grenzen bereits 1869 erreicht, und jeder Flecken in der Stadt war dicht mit Gebäuden besetzt. Doch erst seit 1868 nahm die Stadt (Straße) die Geschäftigkeit an, welche sie seitdem bezeichnet. Infolge dieser Verhältnisse ist der Kaufpreis von Bauplätzen in Levuka enorm gestiegen; durchschnittlich auf 18 Sh. der Quadratfuß. In Beach-Street werden kleine Vorderseiten zu 1 Pfd. St. der Fuß jährlich vermiethet. Die ansässige europäische Bevölkerung beträgt zwar nur an 300 Personen, doch sind immer wenigstens 600 Fremde von den andern Inseln und von auswärts anwesend. Mit den Ocean-

dampfern allein kommen jährlich gegen 600 Passagiere an. Die Häuser sind von Holz mit Bretterverschalung und Zink- oder Eisendach. Die Stadt enthält eine Anzahl großer Hotels, wo man um 4 Sh. täglich gute Kost und Herberge findet, zahlreiche Läden, wo man oft so billig kauft wie in Melbourne oder Sidney, und mehrere große Kaufhäuser. In der Wesleyanischen Kirche, einem großen Gebäude mit Kalk- und Cementwänden, wird Gottesdienst in Fidschi und Englisch gehalten. Die katholische Kirche des heiligen Herzens ist ein schöner Holzbau auf einem Hügel inmitten der Stadt; der 80 Fuß hohe Glockenthurm hat vier große Glocken. Dieses schöne Gebäude wurde von Pater Lopez mit Fidschiarbeitern erbaut. Derselbe Missionar erbaute auch den Missionsschoner Saint-Paul. Diese katholische Kirche besitzt ein großes Harmonium, ein schönes Altarblatt und freundliche Wanddecoration. Das britische Consulat, ein großes Fidschigebäude, früher das Missionshaus, ist an dem großen Flaggenstabe kenntlich; das amerikanische Consulat, das schönste Gebäude der Stadt, steht am Rande eines der die Stadt einfassenden Felsenwälle. Der Aufenthalt in der Stadt ist nicht immer besonders angenehm. Die von den Felsenwänden zurückgestrahlte Hitze ist mitunter geradezu unerträglich. Dabei kann man keinen andern Spaziergang machen, als die Straße auf- und abwandeln; denn die Bergwände hinaufzuklimmen, ist in der tropischen Glut eben kein Vergnügen. Beach-Street wurde im Jahre 1874 neu macadamisirt. Viele Städter besitzen an den Bergabhängen Villas und Gärten, welche, amphitheatralisch aufsteigend, dem an sich schon so prachtvollen Berghintergrunde, welchen die Ansicht von der See aus hat, neue Zierde verleiht. Wer sich die Mühe gibt, dort hinaufzusteigen, wird dieselbe hoch belohnt finden; denn dort findet er die prachtvollsten Gebilde der tropischen und subtropischen Vegetation in seltener Vereinigung. Dicht gedrängt nebeneinander stehen Orange, Citrone, Limone, Brotfrucht, Palme, eine zahllose Menge sonstiger Formen, während in der grünen Bodendecke das feurige Hochroth des Capsicum funkelt und klare, kühle Bäche sich hindurchschlängeln, dann von Terrasse zu Terrasse in lieblichen Cascaden springend. Der Hafen von Levuka wird durch ein mächtiges Riff mit zwei bequemen Einfahrten geschützt, hat guten Ankergrund und ist geräumig für die größten Schiffe. Im Jahre 1874 wurde ein Leuchtthurm errichtet, auch eine in der Mitte des Hafens liegende Korallenbank mit einer hellfarbigen Tonne belegt.

Maturiki, ein langes bogenförmiges Eiland, liegt in demselben Riff mit Ovalau, 3 Meilen entfernt von dessen Südwestküste. Die 5 Meilen lange, an 2 Meilen breite Insel hat sehr große Fruchtbarkeit und befindet sich ebenfalls im Besitz Kakobau's, weshalb es auch hier keine europäische Ansiedelung gibt. Der Seearm zwischen Ovalau und Maturiki ist nicht für größere Schiffe, sondern nur für Kähne oder Boote schiffbar.

Bau (Mbau), der Hauptort von Fidschi und Residenz des Tui-Viti und seiner vornehmsten Häuptlinge, ist ein Eiland von 2 Meilen Umfang, welches nördlich von der östlichen Mündung des Wai-Levu unmittelbar an der Ostküste von Viti-Levu anliegt, und durch eine bei der Ebbe trockene Korallenbank mit dessen Festland in Verbindung steht. Es ist 20 Meilen östlich von Levuka. Bau hat an 1500 Einwohner, von welchen 200 Häuptlinge sind, und wird vollständig von Wohnungen eingenommen, weshalb der größte Theil der Nahrungsmittel von den andern Inseln kömmt. Bau ist seit alter Zeit der Hauptsitz der Fidschihäuptlingschaft und war auch der Hauptsitz der Anthropophagie. Noch steht der Stein, wo einst zahllose Opfer geschlachtet wurden, auf dem großen Hauptplatze, wo die kannibalischen Orgien, die Schmäuse und Gelage begangen wurden. Die großen Oefen, die fast nie erkalteten, sind umgestürzt; der alte, heilige Hain, der den großen Platz umgab, ist gefällt; auf der Anhöhe, dicht neben der Stelle, wo der große Ofen stand, steht die Missionskirche. Kakobau und sein Volk gehen jetzt jeden Sonntag zur Kirche. Ein zweites Bau ist eine Kleininsel in der luvwärtigen Gruppe.

Digitized by Google

Viwa, zwei Meilen nordwestlich von Bau an der Ostküste von Viti-Levu, ist eine Kleininsel von nur 400 Acres Flächeninhalt, wo seit 30 Jahren sich die Centralanstalt der Wesleyanischen Mission befindet. Auf der Presse der dortigen Anstalt wurden die ersten Bibelübersetzungen in der Fidschisprache gedruckt. Diese Presse wurde im Jahre 1869 dem Eigenthümer der in Levuka erscheinenden „Fiji Times" verkauft, ein Organ, das seitdem in ganz Australien und Polynesien einen großen Einfluß erlangt hat.

Viti-Levu (Groß-Viti, Groß-Fidschi), 30 Meilen westlich von Ovalau, die größte Insel des Archipels, ist von Osten nach Westen 87 Meilen lang und von Norden nach Süden 54 Meilen breit und hat 4479 Quadratmeilen Flächeninhalt. Die Küste ist sanft abgedacht, das Binnenland von hohen und steilen Gebirgen durchzogen. Das Gestade ist von vielen tiefen Buchten durchschnitten, die vorzügliche Häfen bilden. Savahafen an der Südküste, 10 Meilen westlich von der westlichen Mündung des Wai-Levu, ist, wie bereits oben erwähnt wurde, der beste Hafen im Archipel. Der ergiebige Küstenstrich an Savabai ist mit Plantagen besetzt. Rewa-Roads, im Osten von Savabai, von derselben durch eine Landzunge getrennt, liegt vor der westlichen Mündung des Wai-Levu. Der Hafen von Rewa-Roads wird durch die beiden Eilande Nakulau und Makulau und deren Riff gebildet und hat guten Ankergrund drei Meilen vor der Flußmündung. An der Südküste befinden sich weiter Whippeybai, 25 Meilen, Granbybai, 30 Meilen westlich von Sava, welche als Häfen benutzt werden können. Kuku Viti-Levu oder Viti-Levu-bai am Nordostende der Insel gewährt ebenfalls einen vortrefflichen Hafenplatz; die Bai ist 5 Meilen tief und 2—1 Meile breit und von malerischen Bergen mit steilen Felswänden umgeben. Der Fluß Riki-Riki (Klarwasser) mündet in die Bai. In der Umgegend befinden sich zahlreiche bevölkerte Dorfschaften der Küstenfidschi, deren Einwohner wegen der Nähe der wilden Gebirgsleute (Devils) fortwährend mit Muskete und Keule bewaffnet gehen. In der Mitte der Westküste liegt die an 8 Meilen breite und ebenso tiefe Nandybai, wo zahlreiche Baumwollplantagen sich befinden. Der Wai-Levu ist der bedeutendste und der einzige schiffbare Fluß im Archipel. Derselbe entspringt in der Mitte der Insel und mündet am Südostende, wo er ein ausgedehntes Delta bildet, ein überaus fettes Weideland, welches vier Viehheerden auf dem Acre mästet. Der Fluß hat vier Mündungen, drei an der Südseite und die vierte an der Ostseite, südlich von Bau. Die Flut reicht 31 Meilen zu Berg. Der Fluß ist für Kähne 40 Meilen weit schiffbar. Er empfängt rechts, von Westen her, zwei beträchtliche Nebenflüsse, 15 Meilen von der Mündung den Wai-Manu und 27 Meilen von der Mündung den Wai-Ndina. Die Deltainseln ausgenommen, sind die Ufer des Wai-Levu und seiner Nebenflüsse mit herrlicher Waldung bestanden. Der Wai-Levu oder Rewabezirk ist der erste von den europäischen Pflanzern in Angriff genommene und ist bis tief ins Binnenland mit Plantagen besetzt. Oestlich von der westlichen Deltamündung, an der Westseite der westlichen Deltainsel, oberhalb Rewa-Roads, liegt das Dorf Rewa mit einigen Gastwirthschaften, Läden und Sägemühlen. Die flachen Deltainseln und ausgedehnten Alluvialflächen am untern Flusse selbst haben eine Oberfläche von reicher schwarzer Erde, 12—18 Fuß tief, von vorzüglicher Güte für Zucker und Knollen. Mais liefert drei Ernten im Jahre zu 40 Bushel den Acre. Die Baumwolle ist zwar nicht von der feinsten Art, ersetzt jedoch durch Quantität, was der Qualität abgeht. Die flachen Flußufer selbst sind überall mit undurchdringlichen riesig hohem Schilf und Rohr besetzt, äußerst gefährlich für denjenigen, der sich darin verirren sollte. Im Hintergrunde, vom Flusse aus, hat man überall prächtige Gebirgsscenerie. Mehrere unter den Pflanzern, die mit einigen hundert Pfund anfingen zur Zeit, als Land und Arbeitsleute noch billig waren, sind jetzt im Besitz ansehnlichen Reichthums, unter andern die Herren Waterston, Chapman, Morton, Jakob Storck. Letzterer, ein Deutscher, ist wahrscheinlich der älteste Pflanzer im Lande. Der

Wai-Levubezirk ist der bevölkertste in Fidschi. Die übrigen Flüsse in Viti-Levu sind von minderer Bedeutung. Der Navua mündet an 25 Meilen westlich von Wai-Levu; er kommt ebenfalls aus der Mitte des Binnenlandes. An seinen Ufern sitzt der zahlreiche heidnische Stamm der Matinatamboa. In der Nähe der Mündung an der Küste liegen zahlreiche Plantagen. Die Sagopalme gedeiht hier vortrefflich. Der Engländer Henry Danford, „Harry, der Jude" genannt, lebte 30 Jahre lang mit den wilden Anthropophagen am obern Navua. Im Westen der Südküste, 30 Meilen westlich von Granbybai, ist Singatokabai, welcher der ebenfalls in der Mitte des Binnenlandes entspringende Singanganjafluß im südwestlichen Laufe zuzieht. An der dortigen Küste liegt der Nadrongabezirk, welcher dicht mit Plantagen besetzt ist. Die dortigen Eingeborenen haben sich zuweilen sehr feindselig erwiesen. Nandibai an der Westküste, wo der Nandifluß mündet, ist der bedeutendste Plantagenbezirk an der Westküste, Ba, wo der Sogoufluß mündet, an der Nordwestküste. Die Nordostküste ist der Bezirk Naki-Naki, nördlich von Viti-Levubai, ebenfalls ein beträchtlicher Plantagenbezirk, wo die Plantagen des Hrn. St. John, des frühern Premierministers (ersten Secretärs) Kakobau's, des amerikanischen Consuls Jennings und mehrerer anderer Amerikaner sich befinden. An der Nordküste gibt es keine beträchtliche Flüsse. An der Ostküste ist der Landstrich nördlich von Bau eine Hauptniederlassungsstelle. Außer den erwähnten finden sich Plantagen überall an der Küste von Viti-Levu. Das Binnenland von Viti-Levu ist noch nicht näher bekannt, obgleich es bereits mehrmals durchreist worden, wie von Consul Jones, Dr. Gräfe, Hennings, Boyd, Thurston. Es ist stark gebirgig und enthält prachtvolle Thäler, welche den großen Vorzug besitzen, daß sie, durch das Gebirge geschützt, nicht von den zerstörenden Orkanen heimgesucht werden, denen die Küstenstriche ausgesetzt sind. Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Leeseite und Luvseite der Insel entsteht durch den Einfluß der Gebirge, welche den von Osten kommenden Regenzug hemmen. Während luvwärts die dichteste und herrlichste Waldung steht, hat die Leeseite braune dürre Felder, nur mit Gras und Schraubenbäumen bestanden. Für die Baumwolle hat dies den Vortheil, daß, wenn sie auch keinen so fruchtbaren Boden findet, sie nicht so sehr der Gefahr, durch Regen verdorben zu werden, ausgesetzt ist wie luvwärts. Die Gebirge sind von den heidnischen Stämmen, Devils genannt, bewohnt. Die ganze, 250 Meilen im Umfang haltende Insel ist vom Riff umzogen, sodaß man um die ganze Insel durch das glatte Binnenwasser im Kahne fahren kann. Außer bei Navula-Point an der Südwestküste ist das Binnenwasser sogar überall für größere Schiffe fahrbar.

Vega (Beuga, Mbenga), 22 Meilen südwestlich von Rewa-Roads, 5 Meilen lang und 3 Meilen breit, besitzt an der Nordseite den vorzüglichen, 2 Meilen tiefen Hafen Swan-Harbour.

Vatulele, 16 Meilen von der Südküste von Viti-Levu, 8 Meilen lang und 2 Meilen breit, ist niedrig. Der höchste Punkt befindet sich an der Nordseite und ist 70 Fuß hoch.

Die Ba- oder leewärtigen Inseln sind eine bogenförmige Inselreihe im Westen und Nordwesten von Viti-Levu. Das südliche, nach Nordwesten setzende Bogensegment besteht aus den sechs Hudsonsinseln, das nördliche, nach Nordosten setzende Segment besteht aus der 70 Meilen langen Yasawakette. Die größte Insel der Reihe ist Naviti, eine der ersten, 20 Meilen westlich von Viti-Levu.

Vanua-Levu, die zweitgrößte Insel, die feste Nordseite des Archipels, hat von Südwesten nach Nordosten eine Länge von 115 Meilen und eine durchschnittliche Breite von 25 Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 2486 Quadratmeilen. Die Küste besitzt mehrere große Buchten. Sawa-Sawabai an der Südküste ist ein schönes halbkreisförmiges Becken, 18 Meilen breit und 5 Meilen tief, mit tiefem Wasser dicht am Lande und umzogen

von einem Halbkreise von 4000 Fuß hohen Bergen; die Einfahrt wird durch Riffe beschützt. Am Ufer an der Spitze der Bai befinden sich merkwürdige heiße Quellen von einer Temperatur von 200—210 Grad. Ein Bach mit kühlem Wasser fließt so dicht an den Quellen vorbei, daß man eine Hand in ein siedendheißes, die andere in ein Wasser von 75 Grad stecken kann. Die Quellen füllen ein Becken von 40 Fuß Durchmesser und liegen 9 Fuß über dem Spiegel der Bai. Die Oeffnungen der Quellen sind von 10 Zoll bis 2 Fuß im Durchmesser. An der Ostküste schneidet die großartige Naitevabai, 33 Meilen tief und 8 Meilen breit, ein und trennt die Halbinsel Thakandrove im Südosten von der übrigen Insel. Vanua-Levu ist in drei Fürstenthümer eingetheilt: Thakandrove im Südosten unter Golea-Tui-Thakau, Mbua (Bua) im Südwesten unter Tui-Mbua und Mathuata, die Nordküste unter Ritowa-Tui-Mathuata. Der Tui-Thakau und der Tui-Mbua sind in die Lauconföderation unter Maafu's Vorsitz eingetreten. Ritowa ist unabhängig verblieben. Die Autorität dieser Fürstenthümer erstreckt sich jedoch nicht über die Küstenstriche, das Innere wird von den unabhängigen heidnischen Gebirgsstämmen bewohnt. Die eingeborene Bevölkerung ist zahlreich. Thakandrove, Sawa-Sawa, Nandi im Südwesten, Mathuata sind die Hauptniederlassungsstellen der Weißen. Der reichliche Regenfall ist der Baumwolle sehr günstig. Den ganzen Norden der Insel umzieht das Riff in einer Länge von 140 Meilen, im Südwesten in einem Abstande von 40 Meilen vom Lande.

Yadua, 8 Meilen lang und 4 Meilen breit, 10 Meilen westlich von der Westküste Vanua-Levus, liegt innerhalb des Riffs.

Rabe, 6 Meilen lang und 5 Meilen breit, 3 Meilen von der Nordspitze Thakandroves, hat ein eigenes Riff.

Taviuni, 5 Meilen vom Südostende Thakandroves, von welchem es durch die Somo-Somostraße getrennt ist, ist die drittgrößte Insel des Archipels. Sie ist 24 Meilen lang, 8 Meilen breit und hat 214 Quadratmeilen Flächeninhalt. Sie liegt 80 Meilen nordöstlich von Levuka. Das Innere wird von einer hohen Bergkette durchzogen, der höchste Gipfel ist 2352 Fuß hoch. Auf diesem Gipfel liegt ein lieblicher See, reich an Fischen, namentlich riesigen Aalen. Das Land entspricht in vielfacher Beziehung seiner Benennung „der Garten von Fidschi". Die Berge ziehen sehr reichlichen Regen an, und die dichteste, üppigste Waldung bedeckt, wo nicht gerodet worden, die ganze Insel bis an die Berggipfel. Der Boden ist von erstaunlicher Fruchtbarkeit und leicht zu bestellen. Doch schädigt der Ueberfluß an Regen mitunter die Baumwolle. Die rinnenden Gewässer, deren es eine Menge gibt, fließen meistens unterirdisch. Die Insel ist einer der größten Plantagenbezirke sowol wegen dieser günstigen Naturverhältnisse, als auch weil der mächtige Häuptling Tui-Thaka die Pflanzer aufs kräftigste gegen die Eingeborenen beschützt. Fidschiarbeiter können hier mit Vortheil beschäftigt werden. Für die aus dem Gebiete von Bau wurde hier von Kakobau ein eigener Richter eingesetzt. Tioki (wilder Yam) wächst im Walde. Ein einzelner Mann kann den täglichen Bedarf von 10 Arbeitern in kurzer Zeit einsammeln. Die Rodung ist aber schwierig, da das Land so dick bewaldet ist. Je 50 Acres Land liefern an 23 Tonnen Baumwolle. Ein Arbeiter liest täglich 35—50 Pfd. Baumwolle. Buna-Point ist der Hafenplatz des südwestlichen dicht mit Plantagen besetzten Bezirks; hier befinden sich mehrere Gastwirthschaften und Waarenniederlagen. Wairiki, 12 Meilen nordöstlich von Buna-Point an der Westküste, ist der Hauptort der Eingeborenen. Hier sitzt zu zeiten die gesetzgebende Versammlung der Lauconföderation, wobei sich Häuptlinge in großer Anzahl nebst Gefolge zu vielen Tausenden hier einfinden und große Lager aufgeschlagen werden. Der Häuptling Tui-Thaka, wie die hiesige Bevölkerung, sind Katholiken. Tui-Thaka hat jedoch deswegen der Polygamie nicht abgeschworen, sondern besitzt 60 Frauen. Somo-Somo, 7 Meilen nord-

östlich von Wairiki, ist der Hafenplatz des nördlichen, viele schöne Plantagen enthaltenden Bezirks.

Kania und Lauthala sind ein paar durch die Tasmanstraße vom Nordostende Taviunis getrennte, dicht nebeneinander liegende Eilande, je 3 Meilen lang und 4 Meilen breit, mit guten Plantagen.

Ringgoldinseln sind eine Gruppe von Kleininseln, Klippen und Riffen im Osten von Vanua-Levu und im Nordosten von Taviuni.

Die Exploring-Isles sind der nördliche Theil der Lau oder luvwärtigen Inseln zwischen der Nanukapassage und Lakembapassage. Sie bilden zusammen einen Bogen von Nordwesten nach Südosten und bestehen aus einigen 70 Eilanden und Riffen, darunter neun größere Eilande.

Vanua-Balavu, die Hauptinsel der Exploring-Isles, ungefähr in der Mitte derselben gelegen, ist eine schmale, hakenförmig gewundene, 16 Meilen lange Insel, 56 Meilen nördlich von Lakemba. Lomo-Lomo, der Hauptort, an der Nordküste, ist neben Sava in Viti-Levu der großartigste Hafen im Archipel, gebildet durch den mächtigen, gleich einem gewaltigen Hafendamm sich erstreckenden, jedoch an der Ostseite mit bequemen Einfahrten versehenen Riff. In Lomo-Lomo residirt Maafu, Häuptling der Lauinseln; auch wohnen hier viele Tonga. Durch den umliegenden Bezirk zieht sich eine 14 Meilen lange Landstraße, die einzige im Archipel, beschattet an beiden Seiten von Brotfruchtbäumen und Bananen. Das Land ist sehr fruchtbar. Viele europäische Pflanzer sind hier auf Baumwollplantagen angesiedelt, die von Maafu gepachtet wurden.

Yamavathi, eine Kleininsel bei Vanua-Balava, gehört den Herren Hennings, welche hier Baumwollplantagen haben.

Kanathia, eine Kleininsel, 8 Meilen im Umfang, 7 Meilen westlich von Vanua-Balavu, ist mit Baumwollplantagen besetzt.

Mango, eine Kleininsel, 8 Meilen im Umfang, 10 Meilen südwestlich von Vanua-Balavu, hat ebenfalls zahlreiche Baumwollplantagen.

Tavutha, eine Kleininsel, 6 Meilen im Umfange, 22 Meilen südöstlich von Vanua-Balavu, hat einen hohen Spitzberg am Nordwestende.

Thithia, ein Eiland, 9 Meilen im Umfang, 30 Meilen südwestlich von Vanua-Balavu, ist schön bewaldet. Das Riff hat keine Oeffnung außer für Kähne.

Natau, eine Kleininsel, 5 Meilen im Umfang, 38 Meilen südlich von Vanua-Balavu, hat einen Spitzberg, der sich steil vom Wasser 2740 Fuß hoch erhebt. Das Riff hat keine Schiffseinfahrt. Tui-Natau, der Häuptling von Lakemba, hat seinen Titel von dieser Insel.

Die Lauinseln im Süden der Lakembapassage liegen in einem Segment von Nordosten nach Südwesten und bestehen außer einer Menge von Klippen und Riffen aus 13 Eilanden.

Lakemba an der Lakembapassage ist 5 Meilen lang und 4 Meilen breit. Die Insel ist hoch und erhebt sich im Kemba-Kemba zu 1774 Fuß. Sie ist sehr fruchtbar, hat eine üppige tropische Vegetation und prachtvolle Waldung. Die Küste ist mit herrlichen Cocoshainen besetzt. Früher, als die Eingeborenen noch selbst Cocosnußöl machten, wurden an 100 Tonnen jährlich davon ausgeführt. Die Bevölkerung zählt gegen 1500 Personen, einschließlich der Tonga. Das Wesleyanische Missionat im Dorfe Tamboa war die erste Station der Wesleyaner im Archipel und ist noch jetzt ihre Hauptstation in den Lauinseln. Europäische Pflanzer sind hier nicht angesiedelt. Der Insel fehlt ein guter Hafen. Das Riff ist von beträchtlicher Ausdehnung. Zehn Meilen östlich von Lakemba liegt das große Riff Nakatatamoa, welches die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks hat, dessen

Seiten je 20 Meilen lang sind; dasselbe ist sehr gefährlich und hat häufig Schiffbrüche verursacht.

Vanua-Vatu (Steinland), 25 Meilen südwestlich von Lakemba, hat 6 Meilen im Umfange. Das Riff hat keine Einfahrt für Schiffe.

Mothu, 25 Meilen südöstlich von Lakemba, hat 2 Meilen im Durchmesser, nimmt sich von der See aus sehr malerisch aus, hat aber keine Schiffseinfahrt im Riff.

Fulanga, 40 Meilen südsüdöstlich von Lakemba, ist ein bogenförmiges Eiland, 1 Meile breit und 8 Meilen lang.

Vathua, die südöstlichste Insel des Archipels, Cook's Turtle-Island, ist ein schmaler, dichtbewaldeter Korallenfels, 2 Meilen lang und $^1/_2$ Meile breit. Das Eiland wurde von Cook am 1. Juli 1774 entdeckt.

Tutoya im Süden des östlichen Archipels, 74 Meilen südwestlich von Lakemba, ein fast vollständiger, im Süden jedoch offener Kreis von 6 Meilen Durchmesser, ist offenbar ein großer erloschener Vulkan. Die Insel selbst, welche 1200 Fuß über die See emporragt und 1 Meile breit ist, ist der frühere Kraterrand, während der Krater jetzt ein Binnenbassin, fünf Faden tief und 5 Meilen im Durchmesser, bildet, einen vortrefflichen wohlgeschützten Hafen mit glattem Wasser und gutem Ankergrund. Die Insel umgibt ein Riff von 22 Meilen Umfang mit guter Schiffseinfahrt. Tutoya ist die Southbai des Kapitäns Wilkes.

Moata, 20 Meilen nordwestlich von Tutoya, 72 Meilen südwestlich von Lakemba, 76 Meilen südöstlich von Bau, ein Dreieck, 8 Meilen lang und 4 Meilen breit, ist hoch und fruchtbar.

Matuku, die südwestlichste Insel des östlichen Archipels, 16 Meilen südwestlich von Tutoya, 96 Meilen südwestlich von Lakemba, 94 Meilen südöstlich von Bau, $4^1/_2$ Meilen lang und $3^1/_2$ Meilen breit, erhebt sich zur Höhe von 1292 Fuß. Am Westgestade ist der Carrshafen des Kapitäns Wilkes.

Kandavu, die Schlußinsel des Archipels, des Südwestende der Spirale, in welcher die Inseln aufeinanderfolgen, liegt 41 Meilen südlich von Viti-Levu. Die Insel ist die viertgrößte des Archipels, erstreckt sich 25 Meilen von Osten nach Westen, hat jedoch nur eine Breite von 4—8 Meilen; der Flächeninhalt beträgt 207 Quadratmeilen. In der Mitte zieht sie sich zu einem schmalen, nur $^1/_2$ Meile breiten Isthmus zusammen. Ngaloa (Galoa)Bai an der Südseite, westlich vom Isthmus, ist neben Sava und Lomo-Lomo der großartigste und beste Hafen im Archipel. Hier befindet sich gegenwärtig die Station der auf Australien fahrenden californischen Dampfer. Dicht neben Ngaloa, aber auf der entgegengesetzten Nordseite, befindet sich Tavukibai, eine besonders bei den Walfischfängern der Südsee beliebte Einkehr. Dort befindet sich die Normalschule der Wesleyaner, ein großes Steingebäude, wo die eingeborenen Lehrer gebildet werden. Das Curriculum ist Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte. Durch die Insel ziehen sich reizende Gebirgslandschaften. Berge, bis zum Gipfel in ihren immergrünen Mantel gehüllt, erheben sich steil vom Strande, mächtige Basaltthürme sind wild durcheinandergeworfen, es öffnen sich gewaltige Abgründe, in welche die Bäume der dichten Waldung, sich herüberbeugend, hinabschauen; höhere Gipfel ragen im Hintergrunde empor, durch die Wildniß ziehen sich liebliche, üppig fruchtbare Thäler, um das Ganze steht der prächtige Cocosfaum der Küstenfläche. Mount-Washington, der Mbuka-Levu, d. i. großer Yamberg der Eingeborenen, steht an der Westspitze der Insel, 3800 Fuß hoch, der höchste Berg der Insel und des Archipels, dem Schiffer eine großartige Landmarke für die Kandavupassage, die Einfahrt in den innern Archipel. Kandavu ist größtentheils sehr fruchtbar und hat an 10000 eingeborene Einwohner. Die Plantagen, welche sich meistens an der Südseite befinden, bauen hauptsächlich Baumwolle und Reis.

Omo, 2 Meilen von der Ostküste Kandavus, ist 5 Meilen lang, 4 Meilen breit, hoch und fruchtbar.

2) Die Annexion.

Abel Tasman entdeckte die ersten Inseln des Archipels am 16. Febr. 1643 und sichtete darauf an zwanzig derselben, denen er den Namen Prinz-Wilhelms-Inseln beilegte. Vathua (Turtle-Island), die südöstlichste Insel des Archipels, wurde von Cook am 1. Juli 1774 besucht. Die Fidschiinseln wurden darauf oft besucht, jedoch blieben sie wenig bekannt, bis sie vom Commander Wilks im Jahre 1840 besucht und in seinem Reisewerke „The United States Exploring Expedition" beschrieben wurden.

Den größten Einfluß auf die Inseln übten zunächst die Missionare aus. Das Missionarschiff Duff besuchte die Inseln im Jahre 1797; allein die Haltung der Eingeborenen gestattete den Missionaren nicht, mit ihnen in Verkehr zu treten. Erst 40 Jahre später erlangten die Missionare Zutritt, und zwar im Osten von Tonga aus, wo die Wesleyanermission bereits seit längerer Zeit bestand. Im Jahre 1835 gründeten die Wesleyaner ihr Missionat im Dorfe Tamboa in Lakemba in den Lauinseln und gewannen hier einen festen Standpunkt. Im Jahre 1838 gründeten sie sodann ihr Missionat zu Rewa an der Mündung des Wai-Levu, im Jahre 1839 ihre Missionate in Taviuni und Biwa; das Missionat in letzterm kleinen Eilande wurde ihre Centralanstalt im Archipel. Im Jahre 1847 wurde Bua, der Westen Vanua-Levus, gewonnen, im Jahre 1853 endlich Bau. Die wichtigsten Punkte in Fidschi, die Unterstützung der leitenden Fürsten war nunmehr gesichert, die Annahme des Loto, der christlichen Taufe, bei sämmtlichen Küstenstämmen eine politische Nöthigung; nur sehr mächtige Stämme hätten noch Widerstand leisten können.

Die Missionare entwickelten eine erstaunliche Thätigkeit. Bereits im Jahre 1838 druckten sie mit einer Presse, die sie in Lakemba aufgestellt hatten, religiöse und Schulbücher in der Fidschisprache. Im Jahre 1847 brachten sie die Presse nach Biwa und druckten hier das ganze Neue Testament in der Fidschisprache. Im Jahre 1855 lieferten sie das Fidschi-Alte Testament, das in London gedruckt wurde, worauf die British and foreign Bible Society in London im Jahre 1864 die ganze Fidschi-Bibel druckte, die bereits im Jahre 1870 in über hunderttausend Exemplaren im Archipel verbreitet war.

Nach dem Berichte der Wesleyanermission vom April 1869 hatten bereits damals 104000 Fidschi das Loto von den Wesleyanern angenommen. Die Wesleyaner besaßen 391 Kirchen und 331 andere gottesdienstliche Häuser, 10 europäische Missionare, 40 eingeborene Missionare, 853 eingeborene Katechisten. Es bestanden 1765 Schulen mit täglichem Unterricht, besucht von 47130 Schülern und 51800 Sonntagsschülern. Die Fidschimission hat seit ihrer Gründung bis zum Jahre 1870 150000 Pfd. St. gekostet; sie hat außerdem große Anstrengungen und auch manches Leben gekostet und wird gegenwärtig durch vierteljährige Beiträge der Gemeindemitglieder unterhalten, welche hauptsächlich in Cocosnußöl, weshalb die Eingeborenen das Wesleyaner Christenthum Lotu-Wai-Wai, Oelreligion nennen, außerdem in Matten, Töpfen, Walfischzähnen u. dgl. bestehen. Die Wesleyanermission in Fidschi gehört zur Australasian Conference der Wesleyaner, welche Australien, Neuseeland, Tasmanien, Samoa, Tonga und Fidschi begreift.

Die Mitglieder der katholischen Mission sind sämmtlich französische Priester. Katholische Missionate befinden sich in Levuka, Rewa, Wairiki in Taviuni und in Solevu und Bua in Vanua-Levu. Dieselben werden von der französischen Société de la propagation de la Foi unterhalten.

Die einheimische Regierungsform ist feudaler Art, der Fürst kann nicht ohne Zustim-

mung der Häuptlinge, der Häuptling nicht ohne Zustimmung der Familienväter rechtsgültig handeln. Nach der alten heimischen Sitte, die mit der japanischen nahe verwandt scheint, gab es in Fidschi zwei Herrscher von gleicher Macht, den Roko-Tui, geheiligten Fürsten, welcher der höchste Oberpriester oder Oberpfarrer war, und den Vunivulu (Wurzel des Krieges), Befehlshaber des Heeres und Richter. Infolge der Einführung des Christenthums ist die Würde des Roko-Tui erloschen, der Vunivulu besitzt jetzt die ganze fürstliche Autorität und betitelt sich gewöhnlich Tui.

Tanoa, seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts Vunivulu des Fürstenthums Bau (Mbau), dessen Gebiet sich über die Kleininsel Bau, den größten Theil der fruchtbaren Eilande im Osten derselben und den größten Theil der Küsten von Viti-Levu erstreckt, starb im Jahre 1852, worauf ihm zu Ehren fünf seiner Frauen erschlagen wurden. Ihm folgte sein Sohn Seru, jetzt gewöhnlich Kakoban oder Thakombau genannt, geboren im Jahre 1817. Er war, gleich seinem Vater, ein grausamer Anthropophag. Als er sechs Jahre alt war, erschlug er mit der Keule einen kriegsgefangenen Knaben, den man vor ihn brachte. Frühzeitig gab er Beweise von der Verschlagenheit, die er später bewährte. Im Jahre 1832 empörten sich die Häuptlinge von Bau gegen Tanoa, und dieser mußte fliehen. Der junge Seru, scheinbar ganz den Vergnügungen hingegeben, wurde als harmlos betrachtet und erhielt die Erlaubniß zu bleiben. Nach lange betriebenen Ränken brachte er aber endlich eine Verschwörung gegen den neuen Vunivulu auf eine so geschickte Weise zu Stande, daß nach einer Verbannung von fünf Jahren die Restauration seines Vaters erfolgte. Dieser Erfolg erwarb ihm von der Partei der Rebellen den Beinamen Kakoban-Ubel für Bau, welcher ihm seitdem verblieben ist.

Kakobau wurde im Juli 1853 als Vunivulu von Bau investirt, wobei zur Feier des Tages 18 Fidschi geopfert wurden; doch gelang es den Bemühungen des englischen Kaufmanns Owen, daß ihm die Leichen zum Begräbniß ausgeliefert wurden. Das Christenthum hatte bereits so weit eingewirkt. Am 30. April 1854 bekannte Kakobau öffentlich und feierlich seine Bekehrung durch die Wesleyanermissionare und entsagte dem Heidenthume und dessen Bräuchen beim Schalle des Bali, der großen Trommel, welche die Kannibalenfeste anzukündigen pflegte und vor noch zehn Tagen eins angekündigt hatte.

Im Jahre 1857 entsagte Kakobau auch der Polygamie und entließ seine Frauen außer einer, mit welcher er vom Missionar getraut wurde. Das Ehepaar wurde sodann am 11. Juni 1857 getauft. Kakobau hielt dabei eine Anrede an die versammelte Menge, in der er seine schweren Sünden reuevoll bekannte; eine eigenthümliche Anrede vor einer eigenthümlichen Versammlung, Männern, Frauen, Müttern, deren nächste Angehörige er entehrt, umgebracht, gegessen hatte. Er erhielt in der Taufe den Namen Ebenezer, seine Frau den Namen Lydia. Er hat seitdem alle äußern Gebräuche des Christenthums auf das genaueste beobachtet. Auch kann er jetzt nach dem von den Missionaren erhaltenen Unterrichte die Fidschibibel und Gebetbücher geläufig lesen. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß dieser Fidei defensor das Christenthum nur aus politischen Rücksichten angenommen hat, weil er nämlich einsah, daß die Unterstützung der europäischen Ansiedler ihm für die Aufrechthaltung seiner nur auf localen Verhältnissen begründeten, sonst vielfach angefeindeten Herrschaft unentbehrlich sei, obwol er sich sehr gehütet hat, auf den ihm unmittelbar gehörenden Besitzungen den europäischen Pflanzern Land zu verkaufen. Nachdem er zur Würde des Tui-Viti erhoben wurde, brachte ihm die Kopfsteuer bedeutende, fortwährend steigende Einkünfte; und er kennt sehr wohl den Werth des Geldes. Er besitzt mehrere Schiffe, welche mit Kanonen bewaffnet sind.

Kakobau ist in seinem Benehmen freundlich, leutselig und zumal gegen Europäer sehr höflich; es bedarf jedoch keiner scharfen Beobachtung, um zu bemerken, wie kalt und falsch er ist. Der Kannibale wird sichtbar bei geringem Reiz. Er ist jedoch von imponiren-

dem Aeußern, über 6 Fuß groß, von sehr regelmäßigem Körperbau und war in der Jugend ein schöner, starker Mann. Er hat eine sehr würdige Haltung, einen leichten und doch festen Gang.

Kakobau's Wohnung in Bau ist ein großes Fidschihaus ohne architektonischen Schmuck, 70 Fuß lang, 10 Fuß breit, vom Boden bis zum Firstbalken 50 Fuß hoch. Es ist in europäischem Stile, aber sehr einfach möblirt, mit Tischen und Stühlen, Kommoden, colorirten Porträts der königlichen Familie von England. Ein Neger ist der Hausschaffner, Hauptkoch und Interpret, ein Fidschisischer der Hofnarr und Hofpoet. Es gereicht Kakobau sehr zum Lobe, daß er von dem bei den Fidschi sonst so allgemeinen Laster der Trunkenheit frei ist. Er lebt überhaupt höchst regelmäßig. Nachdem der Tui abends 8 Uhr seinen Abendtrunk getrunken hat und die Schale anwesenden Gästen herumgereicht worden ist, wird Gebet mit religiösen Gesängen gehalten und Kakobau begibt sich mit seiner Morama (Gemahlin) Lydia, einer Dame von enormer Corpulenz, in sein Schlafgemach. Kakobau hat mehrere Söhne, von welchen einer nach der Taufe des Vaters geboren ist. Ratu Ndranibuka, Kakobau's Stiefbruder, sein Erbe nach Fidschigesetz, ist ein stattlicher Mann mit wohlwollenden Zügen und höflichen Manieren, aber ein arger Trunkenbold. Bei der großen Eifersucht der Häuptlinge gegen Kakobau und dessen Haus stand aber nach seinem Tode ein Krieg um die Oberherrschaft zu besorgen, wenn England nicht in die Regierungsgewalt eingetreten wäre.

Nach Kakobau ist Maafu, der Tui-Lau, der Fürst der luvwärts liegenden Inseln, der mächtigste Herrscher in Fidschi. Derselbe stammt aus Tonga (den Freundschaftsinseln), der 250 Meilen südöstlich von Fidschi liegenden Inselgruppe. Er ist ein naher Verwandter des Georg von Tonga, einer der erleuchtetsten Fürsten in Polynesien und ist eigentlich der legitime Thronfolger in Tonga. Seine Mutter war eine der ersten Personen, die in Tonga zum Christenthume bekehrt wurden. Aus Tonga wegen Unruhestiftung vertrieben, ließ er sich vor 30 Jahren nebst einem zahlreichen Gefolge von Landsleuten im östlichen Fidschi nieder und betheiligte sich bald an den fortwährenden Stammfehden der Fidschi. Der Tonga war gewöhnlich an der Seite der Sieger, seine Verbündeten mußten jedoch seine Hülfe theuer bezahlen. Im Jahre 1859 hatte er bereits Mathuata und andere Theile von Vanua-Levu erobert. Maafu kämpfte im Namen der Wesleyaner und erhielt auch den moralischen Beistand der Missionen, deren beste Lehrer Tonga sind. Er hatte es in der That auf ganz Fidschi abgesehen; er gedachte eines Tages König von Tonga zu werden, und würde schließlich auch wol Georg's von Tonga Beistand zu diesem Behuf erhalten haben. Die uneinigen Fidschi hätten schwerlich gegen die Einigkeit und Disciplin der Tonga viel ausgerichtet, die überhaupt ein den Fidschi intellectuell und physisch sehr überlegenes Volk sind. Allein es war mit dem entschiedenen Widerstande der Amerikaner zu rechnen, die für Kakobau Partei nahmen wegen der Zahlung der 45000 Doll., die sie von diesem verlangten. Es war überhaupt nicht im Interesse der weißen Ansiedler in Fidschi, daß dieses den Tonga zufalle; denn jene mußten sich des strengen Tongagesetzes gegen den Landverkauf erinnern. Dieses Gesetz lautet: „Es ist auf keine Weise einem Häuptlinge oder einem Volke dieses Königreichs Tonga gesetzlich gestattet, einem fremden Volke ein Stück Land zu verkaufen; es ist wehrhaft und wahrhaft verboten auf immer und immer; und wer dieses Gesetz bricht, soll als ein Sträfling alle Tage seines Lebens arbeiten bis er stirbt, und seine Nachkommen sollen des Landes verwiesen werden."

Indem König Georg besorgte, durch Maafu mit den in Fidschi schnell zuziehenden Ansiedlern europäischen Stammes in Verwickelung zu gerathen, so rief er im Jahre 1868 Maafu zurück; und als dieser in Tonga erschien, verfügte das Tongaparlament, daß Maafu nicht nach Fidschi zurückkehren dürfe. Die Fidschianhänger Maafu's verwandten sich jedoch beim Könige für die Rückkehr Maafu's nach Fidschi, worauf der König Maafu

die Wahl anheimstellte, nach Fidschi zurückzukehren oder in Tonga zu bleiben, jedoch unter der Bedingung, daß, falls er nach Fidschi zurückkehrte, er auf immer seiner politischen Verbindung mit Tonga entsage, wogegen König Georg alle Tongarechte in Fidschi an Maafu abtrete und sich aller Verantwortlichkeit bezüglich irgendwelcher Tongaangelegenheiten in Fidschi ledig erkläre.

Im Februar 1869 wurde Maafu Tui-Lau, Fürst der Lauinseln, im Juni Vorsitzender der Lauconföderation. In Maafu's Gebiet wird Ordnung streng aufrecht gehalten; es ist überhaupt der bei weitem vorgeschrittenste Theil von Fidschi. Es besteht eine förmliche uniformirte Polizei. Maafu weiß die Vortheile, welche ihm europäische Ansiedler bringen, wohl zu schätzen, befolgt aber dennoch das Tongagesetz, kein Land an Fremde zu verkaufen, weshalb er es verpachtet. In Vanua-Balavu und in mehrern kleinen Inseln sind große Strecken zum jährlichen Pachtzins von 1 Sh. der Acker auf 50 Jahre von Europäern gepachtet.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß nach König Georg's Tode Maafu nach Tonga zurückkehrt und, dort seine Ansprüche geltend machend, zugleich Tui-Lau in Fidschi und König von Tonga wird. Er wohnt gegenwärtig zu Lomo-Lomo in Vanua-Balavu.

Maafu, obwol ein Wilder, ist jedenfalls ein bedeutender Mann. Von Jugend auf an die geregelten Regierungsformen Tongas gewöhnt, von jeher auch in vertraulichem Umgange mit Europäern, hat er zur Förderung der Cultur in Ostfidschi wesentlich beigetragen und besitzt großes Ansehen in ganz Fidschi. Er wurde im Jahre 1822 in Tonga geboren und ist ein stattlicher Mann, über 6 Fuß groß und über 280 Pfd. an Gewicht. Er trägt gewöhnlich europäische Kleidung und sein Haus zu Lomo-Lomo ist europäisch möblirt und eingerichtet.

Im Jahre 1867 bildete Maafu mit den andern Fürsten von Fidschi die Lauconföderation. Diese bestand 1) aus dem Fürstenthume Lau unter Maafu Tui-Lau, welches sämmtliche östliche Inseln von Batoa bis zur Nanukapassage umfaßt; 2) aus dem Fürstenthume Thakandrove unter Tui-Thaka, welches die Halbinsel Thakandrove im Südosten von Vanua-Levu, Taviuni, Rabe, Lauthala und die Ringgoldinseln in sich schließt; 3) aus dem Fürstenthume Bua unter Tui-Mbua, welches die südlichen und westlichen Küstenbezirke von Vanua-Levu und die Yasawainseln, 4) aus dem Fürstenthume Bau unter Kakobau Tui-Mbau, welches Bau, die Küstenbezirke von Viti-Levu, Ovalau, Bega, Kandavu, Ngau, Goro, Nairi, Mbatiki, Motuoki und die umliegenden Kleininseln, zusammen zwei Drittheile Flächeninhalt der ganzen Gruppe umfaßt. Das Fürstenthum Mathuata unter Ritowa-Tui-Mathuata trat nicht in die Conföderation ein.

Nach dem Princip der Conföderation hat jeder Fürst unbeschränkte Macht in seinem Gebiete, doch sollte jährlich eine Versammlung der Häuptlinge in Wairiki in Taviuni zusammentreten, um Gesetze für die Conföderation zu erlassen und den Vorsitzenden der Conföderation zu wählen. Das Recht der Kriegserklärung sollte ausschließlich der Conföderation zustehen. Kakobau war während der ersten beiden Jahre Vorsitzender. Als darauf aber Maafu zum Vorsitzenden erwählt wurde, fühlte Kakobau sich zurückgesetzt und trat aus der Conföderation aus. Die drei Fürstenthümer Lau, Thakandrove und Bua bildeten fortan die Lauconföderation.

Am meisten parlamentarische Ordnung wird im Lauparlament beobachtet, der Versammlung der Häuptlinge des Fürstenthums Lau, welche jährlich in Lakemba zusammentritt. Das Lali, die landesübliche große Trommel, welche aus einem ausgehöhlten Baumstamme gemacht ist und mit Keulen geschlagen wird, ruft zur Sitzung. In der Halle setzen sich gegen 60 Häuptlinge, meistens in europäischem Costüm, auf Bänke, gegenüber einem Tische, wo Maafu als Vorsitzender und seine beiden europäischen Secretäre sitzen. Die Sitzung beginnt mit dem Gebet des Missionars, religiösen Gesängen und dem Vaterunser

Digitized by Google

in Fidschi. Der Secretär verliest sodann die Gesetzvorlage. Maasu als Vorsitzender erklärt dieselben, die Debatte folgt, die Frage wird gestellt und durch Handerhebung entschieden. Während der Debatte herrscht große Ordnung. Niemand unterbricht den Redner oder verlangt das Wort, bis er sich gesetzt hat. Die Verhandlungen finden theilweise in Tonga, theilweise in Fidschi statt.

Bau erhielt im Jahre 1867 seine besondere Constitution, welche von St. John, einem Amerikaner, dem damaligen ersten Secretär Kakobau's, abgefaßt war, und mit Hülfe einer Anzahl europäischer Ansiedler eingeführt wurde, die Kakobau den Titel Tui-Viti, König von Fidschi, beilegten, wie die Amerikaner und Franzosen in der That auch Verträge mit Kakobau als Tui-Viti abgeschlossen hatten, obgleich er in Wirklichkeit damals nur Bumivulu von Bau war. St. John und die Ansiedler hielten es jedoch sogar für erforderlich, mit Kakobau die Ceremonie der Krönung vorzunehmen, und Kakobau wurde demgemäß gekrönt am 2. Mai 1867. Die Krone sah aus wie Gold und kostete mit Sammtfutter und Juwelen 25 Sh. St. Alle Einrichtungen der Monarchie, Zölle und Steuern, Polizei u. s. w. wurden gleichfalls eingeführt. Der arme König! Mächtige, von den fernen westlichen und östlichen Gestaden der beiden angelsächsischen Nationen kommende Wellenschläge hatten bereits seit einer Reihe von Jahren sein Königreich dermaßen untergraben, daß es nun bald dem einen oder dem andern anheimfallen mußte.

Im Süden von Rewa-Roads, einige Meilen von der Wai-Levumündung, liegt die kleine Insel Nukulau, im Jahre 1849 das Eigenthum des damaligen amerikanischen Consuls Williams, welcher dort den Bau der Baumwolle eingeführt hatte. Consul Williams feierte den 8. Juli 1849 sein Nationalfest mit Kanonenschüssen und Feuerwerk, was den Brand seines Hauses veranlaßte. Die dadurch angezogene Menge von Eingeborenen plünderte sein Eigenthum. Bei Ankunft des nächsten amerikanischen Kriegsschiffes verlangte er aber Schadenersatz zum Betrage von 5001 Doll. 38 C.

Im Jahre 1853 wurde dann ein Boot, welches europäischen Einwohnern von Levuka gehörte, bei Malaki, einem kleinen Eilande im Norden von Viwa an der Südostküste von Viti-Levu, von den dortigen Einwohnern gekapert; die Mannschaft entkam nach Levuka. Tui-Levuka, der Häuptling von Levuka, fuhr darauf mit seiner Kriegsschar nach Malaki, begleitet von einer Anzahl von Weißen, äscherte das Dorf ein und erschlug eine Menge der Einwohner. Gerüchte von Rache durch den Häuptling von Viwa, dessen Unterthanen die Malaki waren, verbreiteten sich nun bald in Levuka; die dortigen Weißen hielten deshalb regelmäßig Nachtwache ab; allein ungeachtet aller Wachsamkeit wurde Levuka bei Nachtzeit in Brand gesteckt und ein großer Theil der Stadt eingeäschert. Ein eingeborener, in Levuka wohnender Lehrer, welcher aus Viwa war, wurde allgemein dieser Brandstiftung geziehen. Die Einwohner von Levuka, Tui-Levuka und die Weißen, bestanden jedoch darauf, daß Kakobau der eigentliche Urheber sei; sie erklärten also Kakobau den Krieg. Einige Häuser wurden eiligst aufgerichtet, ein starker Zaun um die Stadt gezogen, Kanonen aufgepflanzt, überhaupt alle Vorbereitungen getroffen, eine Belagerung auszuhalten. Es kam jedoch Kakobau gar nicht in den Sinn, Levuka anzugreifen; er ließ vielmehr wiederholt melden, wie sehr ihm die Zerstörung der Stadt leidthue, und versprach alles anzuwenden, um die Schuldigen zu bestrafen. Der Thatbestand wurde niemals festgestellt. Jener eingeborene Lehrer und der Häuptling von Viwa wurden wenige Tage nach dem Brande von den Ovalauern erschlagen. Die Amerikaner aber legten Beschwerde über ihre Verluste ein, und Kakobau wurde ohne weiteres die ganze Verantwortlichkeit aufgebürdet.

Die Vereinigten Staaten sandten sodann im Jahre 1855 den Commander Boutwell behufs „sorgfältiger und unparteiischer" Untersuchung der Sache, welche aber wol nicht stattfand. Das Ergebniß war, daß Kakobau zur Zahlung einer Entschädigungssumme

von 30000 Doll. verurtheilt wurde. Die Wesleyanermissionare erklärten diese Forderung für eine Erpressung; allein der Commander beachtete ihre Vorstellungen nicht, sondern erhöhte vielmehr die Forderung auf 45000 Doll. mit Interessen von 8 Proc. bis zur Liquidirung „wegen der Einmischung der englischen Missionare". Kakoban wurde an Bord eines amerikanischen Kriegsschiffes gelockt und unter Drohungen genöthigt, eine Urkunde, in welcher er die Richtigkeit der Forderung anerkannte und sich anheischig machte, die verlangte Summe binnen zwei Jahren zu entrichten, zu unterzeichnen. Kakoban sandte darauf aber dem amerikanischen Consul in Sidney einen Protest ein, indem er erklärte, daß er den Vertrag nicht aus freiem Willen, sondern nur in der größten Furcht unterzeichnet habe. Amerika bestand jedoch auf der Forderung. Dieselbe war jedenfalls eine ungerechte, weil Kakoban damals weder über Viwa noch über Lavuka Botmäßigkeit besaß und eine persönliche Betheiligung an jenen Vorgängen ihm nicht nachgewiesen werden konnte. Dem Consul Williams, welcher seinen Verlust in Nukulau selbst auf 5001 Doll. 38 C. angegeben hatte, wurden in Boutwell's Bericht 18331 Doll. zuerkannt. Kakoban mußte nolens volens den Tui-Viti machen, was er damals wenigstens noch gar nicht war, weil es so viel bequemer, resp. auch so viel einträglicher war, mit einem einzelnen Könige, der für das ganze Fidschi verantwortlich war, zu verhandeln, als mit einer Anzahl unabhängiger Häuptlinge.

Im Jahre 1857 kam Pritchard als britischer Consul in Fidschi an. Weil Kakoban die schwere amerikanische Schuld nicht zu entrichten vermochte, ihm aber bedeutet worden war, daß, falls dieselbe nicht in der bestimmten Frist berichtigt sein würde, die amerikanische Flagge auf den Inseln wehen werde, so machte er dem Consul den Antrag, gegen Zahlung von 9000 Pfd. St. zur Abtragung der amerikanischen Schuld und unter der Bedingung, daß er unter dem Titel Tui-Viti die Leitung der innern Angelegenheiten in Fidschi erhalte, der Königin von England sämmtliche Souveränetätsrechte in Fidschi und außerdem 200000 Acres des besten Landes abzutreten. Er übergab demnach dem Consul eine von ihm und den andern vornehmsten Häuptlingen unterzeichnete Cessionsurkunde, welche der Consul für so wichtig hielt, daß er sie alsbald persönlich nach London überbrachte. Die Abtretung erregte das tiefste Interesse in den australischen Colonien, ein Interesse, das fortan für diese, hauptsächlich von Australiern colonisirte Inselgruppe geblieben ist; namentlich wurden die Vorzüge der Gruppe als Baumwolland hoch gepriesen. Die englische Regierung, eingeschüchtert durch die Widerwärtigkeiten des damaligen Maorikrieges in Neuseeland, war wenig aufgelegt, sich mit andern polynesischen Wilden einzulassen; sie entsandte jedoch den Obersten W. S. Smythe, begleitet vom Botaniker Seemann, um über die Inseln zu berichten. Aus den Instructionen des Commissars ließ sich jedoch schon abnehmen, daß er sich gegen die Annahme erklären werde. Er berichtete entschieden in diesem Sinne; was die Baumwolle betrifft, meinte Oberst Smythe, werde die Production in Fidschi, sei es durch die Arbeit der Eingeborenen, sei es durch die der weißen Pflanzer mit eingeborenen Arbeitern, immer nur unbedeutend bleiben. Dann hob er besonders hervor, daß Kakoban nur von einer kleinen Anzahl von Häuptlingen anerkannt werde, obwol allerdings die meisten unter britische Herrschaft zu kommen wünschten, um gegen andere Mächte, namentlich gegen die Amerikaner, geschützt zu werden. Demzufolge wurde im Jahre 1862 der Kapitän Jenkins mit dem Kriegsschiffe Miranda nach Fidschi entsandt, den Häuptlingen, welche die Cessionsacte unterzeichnet hatten, zu eröffnen, daß die Königin von England ablehne.

Kakobau, somit auf seine eigenen Hülfsquellen bezüglich der Schuld angewiesen, kam bereitwillig der Polynesian Company entgegen, welche im Februar 1868 zum Behufe von Ansiedelungen in Polynesien in Melbourne gegründet worden war. Dieselbe schloß am 24. Juli 1868 mit Kakobau und sechs andern Bauhäuptlingen einen Vertrag ab,

Digitized by Google

in welchem sie die amerikanische Schuld nebst Zahlung einer Annuität von 200 Pfd. St. an Kakobau übernahm und dafür 200000 Acres Land nebst einer Reihe von Privilegien erhielt, sowie das Recht, Gesetze für alle Ansiedelungen auf ihren Ländereien in Fidschi zu erlassen, Banken anzulegen und Banknoten auszugeben, den Vorkauf bei allen fortan von Kakobau zu verkaufenden Ländereien. Der englische Consul protestirte gegen die außerordentlichen, von der Gesellschaft beanspruchten politischen Vorrechte und wies sie darauf hin, daß sie nicht auf die Unterstützung der englischen Regierung zu rechnen habe, auch daß Kakobau's Autorität sich nur über einen beschränkten Theil des Archipels erstrecke, daß er verschiedene, von ihm der Gesellschaft abgetretene Ländereien zunächst durch Waffengewalt zu erobern habe. Die Gesellschaft verzichtete auf die politischen Vorrechte, berichtigte aber dessenungeachtet die amerikanische Schuld bis auf einen Saldo von 2000 Pfd. St. Sie gab ein Programm aus, in welchem die Lage der Inseln in den rosigsten Farben dargestellt wurde, und es gelang auch, eine Anzahl Ansiedler anzuziehen. Allein die gewöhnlichen Missstände der Colonisationsgesellschaften zeigten sich auch hier. Die Beamten arbeiteten nie in Uebereinstimmung miteinander, im Directorium herrschten fortwährend Cabalen, kein hinreichendes Kapital wurde zusammengebracht, um den Betrieb in Gang zu bringen. Von den in Aussicht gestellten Planen, große Plantagen zu bestellen, die erforderliche Maschinerie anzuschaffen, regelmäßige und reichliche Arbeitskräfte zu beschaffen, kam nichts zur Ausführung. Die Gesellschaft brach demzufolge schließlich zusammen, doch nicht eher, als bis die besten Ländereien in den Privatbesitz einzelner Directoren und ihrer Freunde, die „vierzig Diebe" genannt, hineingeschwindelt waren.

Mit der Constitution von 1867 wurden alle Formen und Gebräuche europäischer Regierungen eingeführt. Die beiden europäischen Secretäre Kakobau's nahmen jetzt die Stellung von Staatsministern, Premierminister und Finanzminister, ein. Bezirksgerichte und ein Obergericht wurden eingesetzt; der Geschäftsgang wurde nach dem Muster des englischen eingerichtet und das englische Gesetz als das geltende eingeführt. Polizei wurde nach dem Muster von Bau in jeder größern Ortschaft organisirt; Kopfsteuer und Zölle, und zwar ziemlich hohe, wurden eingeführt und lieferten beträchtliche Einkünfte. Eine eigentliche Legislatur wurde in Bau nicht organisirt, wie in Lau; doch wurden periodische Versammlungen der Europäer gehalten, deren Entscheidungen Kakobau's Regierung zur Norm dienten.

Man erkannte jedoch von vornherein, wie wenig die Räder dieser Maschinerie ineinandergriffen, wie unzureichend überhaupt diese Maschinerie war, um das Staatsschifflein in Gang zu halten. Noch in demselben Jahre wandte sich eine Anzahl europäischer Ansiedler mit der Genehmigung Kakobau's an den Präsidenten der Vereinigten Staaten mit dem Gesuche, das Protectorat der Inseln zu übernehmen; der Präsident lehnte aber ab.

Im Jahre 1870 zeigte sich die europäische Bevölkerung mit dem Gange der Dinge auf den Inseln äußerst unzufrieden und in steter politischer Bewegung. Eine Anzahl Europäer richtete einen Aufruf an ihre Stammgenossen im Archipel, sich, d. h. die Gesammtheit der europäischen Einwohner in Fidschi, als eine sowol von der unzulänglichen Regierung der Häuptlinge als auch von den auswärtigen Mächten unabhängige Republik zu constituiren, zu dem Behufe ein ausschließlich von den Europäern gewähltes Regierungscomité unter einem ebenso gewählten Präsidenten einzusetzen und eine Streitmacht zum Schutze gegen die Eingeborenen zu organisiren; die Kosten seien durch eine allgemeine Kopfsteuer von 2 Pfd. St. zu erheben; man dürfe annehmen, daß die Mehrzahl der Eingeborenen diese neue Regierung anerkennen werde, die übrigen seien durch ein wohlbewaffnetes Corps von 50 Mann leicht im Zaum zu halten. Allein die Mehrzahl der europäischen Einwohner bestand aus britischen Unterthanen, namentlich Australiern, und bei diesen machte sich die Ansicht geltend, daß britische Unterthanen sich nicht so ohne

weiteres ihres Unterthänigkeitsverhältniſſes zur Königin von England entſchlagen und die von der engliſchen Regierung durch Anſtellung eines Conſuls anerkannte eingeborene Behörde ignoriren könnten. Der Plan wurde denn auch aufgegeben.

Infolge dieſer Bewegung ertheilte Kakobau am 21. Nov. 1870 den Europäern in Levuka die Ermächtigung, eine Municipalität unter einem Mayor zu organiſiren, welche befugt ſein ſollte, die ſtädtiſchen Angelegenheiten zu verwalten und zu dem Behufe Abgaben zu erheben. Dieſe Regierung der europäiſchen Hauptſtadt hat bedeutenden Einfluß erlangt.

Inzwiſchen ſteigerte ſich fortwährend in Auſtralien der Eifer für die Annexion Fidſchis an Großbritannien. Die Auſtralier betrachten Fidſchi als das Ihrige, als eine auſtraliſche Colonie, weil größtentheils von Auſtraliern coloniſirt. In der im Jahre 1870 abgehaltenen Conferenz der auſtraliſchen Colonien war die Annexion Fidſchis eine Hauptfrage, welche eingehend erörtert wurde; es wurde aus einer Reihe von Gründen dem Mutterlande die Annexion auf das dringlichſte empfohlen. Dagegen zeigten ſich die Auſtralier äußerſt unfreundlich gegen die Fidſchiregierung, und zwar ſo, daß die auſtraliſchen Behörden deshalb wiederholten Verweis von der engliſchen Regierung und die Weiſung erhielten, die von europäiſchen Anſiedlern in Fidſchi im Namen des Tui-Kakobau geübte Autorität als thatſächlich beſtehend anzuerkennen. Im Jahre 1869 faßte Kakobau den Plan, in Auſtralien ein Corps von militäriſchen Anſiedlern zu werben, welches die heidniſchen Bergbewohner im Innern von Viti-Levu für ihre vielfältigen an den Küſtenbewohnern und den Anſiedlern verübten Frevel beſtrafen und ihr Land erobern ſollte, wofür die Mitglieder des Corps Anweiſungen auf Land in den eroberten Bezirken erhalten und die Einwohner zur Arbeit auf den Plantagen angehalten werden ſollten. Die auſtraliſche Behörde erließ aber ſofort eine in den ſchärfſten Ausdrücken abgefaßte Proclamation, in welcher ſie unter Bezugnahme auf die Verfügungen der engliſchen Acte gegen Anwerbungen für auswärts britiſchen Unterthanen aufs ſtrengſte verbot, in die Expedition einzutreten, weshalb denn der Plan Kakobau's unterblieb. Hatten die Auſtralier gleich vollſtändig das Geſetz auf ihrer Seite, ſo war doch der Ton, deſſen ſie ſich bedienten, ein auffallend barſcher. Auf ſolche Weiſe traten die Auſtralier den Fidſchi bei jeder Gelegenheit in zurückſtoßender Weiſe entgegen.

Die europäiſchen Anſiedler unterſtützten anfänglich die Fidſchiregierung; als aber Abgaben von ihnen erhoben wurden, wandten ſie ſich mit Erbitterung gegen dieſelbe und zeigten ſich ſehr widerſetzlich. In dieſer Widerſetzlichkeit wurden ſie vom engliſchen Conſul March unterſtützt und aufgemuntert. Er wies die engliſchen Schiffskapitäne an, keine Hafengebühren zu zahlen; er bewies den Miniſtern des Tui ſtets ſeine Geringſchätzung und ignorirte die Entſcheidungen ſeines Gerichtshofs.

Im Jahre 1871 wurde von Woods und Burt, Kakobau's Miniſtern, eine neue Conſtitution gegeben, welche das Vitiparlament, eine legislative Vertretung der europäiſchen Bevölkerung, einführte. Dennoch wurde im Jahre 1871 an England abermals ein förmlicher Ceſſionsantrag gemacht; allein trotz aller in der Conferenz der Auſtralier für die Annexion vorgebrachten eindringlichen Gründe lehnte Earl of Kimberley, der engliſche Colonialminiſter, wieder ab. Auch an Preußen wandte ſich Fidſchi mit dem Geſuche um Uebernahme des Protectorats, was jedoch nur zur Beſtellung des Hrn. Hennings (des erſten Kaufmanns und Pflanzers in den Inſeln) zum deutſchen Conſul führte.

Die nach dem Muſter der engliſchen eingerichtete neue parlamentariſche Conſtitution verbeſſerte die Lage keineswegs. Obgleich die Regierung und das Parlament aus Europäern beſtand, ſo erlangte die europäiſche Bevölkerung damit doch nicht die Vorherrſchaft, die ſie beanſpruchte. Die Regierung bildete ein bewaffnetes Corps von Eingeborenen, die Europäer hielten ſich für unterdrückt. Die Eingeborenen waren aber noch ſchlimmer

daran. Sie mußten zweier Herren Diener ſein, ſowol ihren feudalen Häuptlingen wie der europäiſchen Regierung Abgaben und Dienſte leiſten. So harte Fälle der Unterdrückung kamen bei den Eingeborenen vor, daß ſie zum Selbſtmorde führten. Bei den Eingeborenen wurde Mann und Weib mit ſchwerer Kopfſteuer belegt. Wurde ſie nicht bezahlt, ſo erfolgte eine Vorladung vor den Warden. Mitunter erging eine ſolche Citation an eine ganze Dorfſchaft. Für die Ablieferung der Citation wurde 1 Sh. für die Meile vom Bezirksgericht, das oft ſehr entfernt war, berechnet; die Buße betrug gegen 5 Doll., ſodaß die Geſammtſumme, die der Schuldige zu entrichten hatte, ſich auf 10—12 Doll. belief, worauf derſelbe dann verurtheilt wurde, dieſen Betrag zu 1 Sh. Wochenlohn abzuarbeiten, und darauf mit Gewalt abgeführt und einem Pflanzer auf 10—12 Monate verdungen wurde.

Die europäiſchen Anſiedler veröffentlichten am 1. März 1872 eine zahlreich unterzeichnete „Declaration of Freedom", in der ſie gegen die Uſurpation der Regierungsgewalt durch einige britiſche Unterthanen, welche einen ganz machtloſen eingeborenen Häuptling als ihren nominellen Regenten an der Spitze haben, proteſtirten und ſich anheiſchig machten, der Erhebung von Abgaben zu widerſtehen.

Es fehlte nicht viel, und es wäre zwiſchen den europäiſchen Parteien zum Kampfe mit den Waffen gekommen. Am 12. Nov. 1872 ſagten ſich die Pflanzer in Ba, Nandi und Nadronga, den weſtlichen und ſüdweſtlichen Küſtenbezirken von Viti-Levu, förmlich von der Fidſchiregierung los. Kakobau entſandte darauf eine Abtheilung ſeiner Truppen nach Ba unter dem Vorwande, an den dortigen Gebirgsbewohnern Vergeltung zu üben, welche vor einiger Zeit einen Pflanzer des Bezirks nebſt 20 ſeiner Arbeiter erſchlagen hatten. Die Pflanzer von Ba trauten dieſer Angabe nicht und widerſetzten ſich dem Einmarſche der Truppen. Es gelang jedoch den Bemühungen des Kapitäns Chapman, welcher mit dem engliſchen Kriegsſchiffe Dido an der Küſte von Ba anweſend war, die Truppen zum Rückzuge zu bewegen und dem Kampfe vorzubeugen.

In einer Denkſchrift der Ba-Anſiedler vom 19. März 1873 ſchilderten dieſe die Unfähigkeit der Regierung Kakobau's, die unerhörte Vergeudung der Finanzen, die unzulängliche Rechtspflege. Darauf trat das Parlament zuſammen, und die Unzufriedenheit, die Erbitterung fand hier allgemeinen Ausdruck. Die Miniſter löſten das Parlament auf und ſchrieben Neuwahlen aus im Juli 1873; dieſe fielen aber gleichfalls gegen die Miniſter aus. Die Miniſter erklärten jetzt, es erübrige nur, eine unbeſchränkte Regierung einzuführen, ſie allein eigene ſich für das Land. Sie ertheilten demnach eine neue Conſtitution, welche einen mit blos conſultativen Befugniſſen bekleideten, aus Europäern und Eingeborenen zuſammengeſetzten Rath einführte. Allein die Europäer verweigerten alle Abgabenzahlung. Die Anweſenheit engliſcher Kriegsſchiffe verhinderte allein offenen Aufſtand. Die Miniſter nahmen jetzt endlich ihre Entlaſſung und legten ihre Macht in die Hände der Conſuln Englands, Amerikas und Deutſchlands.

Wie leichtſinnig, ja wie ſinnlos die Verwaltung der Finanzen geweſen war, zeigt ſich darin, daß bis Ende 1873 die verhältnißmäßig enorme Schuld von 87000 Pfd. St. herangewachſen und während der Jahre 1872 und 1873 die Summe von 124000 Pfd. St. verausgabt worden war bei einer jährlichen Einnahme von 45000 Pfd. St. und einer parlamentariſchen Verwilligung von nur 40000 Pfd. St. das Jahr.

Der Pflanzer J. B. Thurſton, früher engliſcher Conſul, trat als erſter Miniſter ein, doch gerieth durch ihn alles nur in größere Unordnung und Verwirrung. Das Kapital zog ſich ſcheu zurück. Der geſammte Verkehr gerieth in Stockung. Bisher wohlhabende Pflanzer ſahen ſich in eine ſolche Lage verſetzt, daß ſie ſich aller nicht auf eigenem Boden erzeugter Lebensmittel enthalten mußten, und daß eingeführte Artikel, Kaffee, Thee, Zucker, auſtraliſches Fleiſch und Brot Luxusartikel wurden. Manche Plantagen ſtanden

verlaſſen, es begann ſogar ein Auszug der Kaufleute; große Geſchäftslocale in Levuka wurden geſchloſſen. Unbemittelte Europäer boten ihre Arbeit für die bloße Koſt an.

Inzwiſchen ſteigerte ſich unter ſolchen Umſtänden das Mistrauen der Eingeborenen gegen die Weißen, das immer vorhanden war, und es minderte ſich der Reſpect vor ihnen. Den von der Regierung angeſtellten europäiſchen Beamten mangelte es an Erfahrung, an Kenntniß der Sprache. Die mächtigen Häuptlinge waren der Herrſchaft Kakobau's, die ſie nie anerkannt hatten, äußerſt feindlich. Kakobau, ganz in den Händen ſeiner europäiſchen Miniſter, war jetzt eine blos von ihnen abgerichtete, folgſame Puppe, ein alter Mann, deſſen Anhänger und Hülfsquellen rein locale waren, der, ſeinen eigenen Mitteln überlaſſen, ſich kaum in ſeinem eigenen Gebiet erhalten konnte. Ein allgemeiner Aufſtand der Häuptlinge gegen Kakobau wurde ebenfalls nur durch die Anweſenheit der engliſchen Kriegsſchiffe verhindert.

So hatte ſich denn niemand gefunden, der fähig war, das kleine, doch ſo reich ausgerüſtete Staatsſchiff flott zu halten. Der Verſuch, hier einen unabhängigen Kleinſtaat zu organiſiren, war vollſtändig geſcheitert. Es blieb alſo Thurſton nur noch übrig, England den Ceſſionsantrag zu erneuern, und England lehnte diesmal nicht ab.

Die engliſche Regierung beſtellte Kapitän James Goodenough, Commandeur des paciſiſchen Geſchwaders, und den engliſchen Conſul E. L. Layard in Fidſchi zu Commiſſaren, um über die Lage und die Zweckmäßigkeit der Annexion zu berichten. Am 16. Jan. 1874 erſchienen die Commiſſare vor dem Tui zu Bau. Sie ſetzten ihm auseinander, welche Reſultate die Annexion mit ſich bringen werde; England hege keinen Wunſch, die Souveränetät in Fidſchi zu übernehmen, außer auf den ausdrücklichen Wunſch der Häuptlinge und Einwohner; doch wieſen ſie mehr auf die Vortheile hin, welche die britiſche Herrſchaft andern Inſeln gewährt habe, die in das britiſche Reich eingetreten ſeien. Kakobau ſchien völlig ergeben in den Verluſt der Autorität, nur wünſchte er, daß ihm der Titel Tui-Viti verbleibe. Die Commiſſare beſuchten eine Anzahl von Plantagen und fanden die Pflanzer alle zu Gunſten der Annexion geſtimmt, auch völlig bereit zu aller desfalls erforderlichen Beiſteuer. Die Commiſſare hatten darauf in Bau eine Zuſammenkunft mit Maaſu, dem Tui-Bau, und beſuchten ſodann deſſen Gebiet im Februar 1874.

Auf den Bericht der Commiſſare beſchloß die engliſche Regierung, die Ceſſion anzunehmen. Eine zu beträchtliche Anzahl britiſcher Unterthanen hatte ſich auf den Inſeln angeſiedelt, ihr Kapital angelegt und ſich dort heimiſch gemacht; britiſches Kapital, britiſche Intereſſen waren überhaupt zu ſehr betheiligt, als daß es der britiſchen Regierung länger möglich geweſen wäre, thatlos der Entwickelung der Dinge zuzuſehen. Auch kamen gegenwärtig, mehr als bei den frühern Ceſſionsanträgen, hier britiſche Reichsintereſſen in Betracht, die beſonders für das conſervative Miniſterium D'Israeli gewichtig ſein mußten, das für die Aufrechthaltung und Mehrung des „Empire" einſteht, nicht, wie das Miniſterium Gladſtone, von den Lehren der Mancheſterſchule beeinflußt iſt und jede Erweiterung der britiſchen Reichsgrenzen abwehrt. Der Fidſchiarchipel iſt durch ſeine centrale Lage und die Menge ſeiner großartigen Häfen eine Marineſtation erſten Ranges, von höchſter Wichtigkeit für alle britiſchen Intereſſen in den paciſiſchen Gewäſſern. Die Franzoſen haben eine ſtarke Poſition in Neucaledonien und außerdem das Protectorat in Tahiti. Die Deutſchen haben den Handel in den öſtlichen Gruppen Polyneſiens faſt monopoliſirt; in Tongatabu und ſämmtlichen Freundſchaftsinſeln, in den Navigators beherrſchen ſie den Handelsverkehr. England war alſo darauf angewieſen, ſich mit den Großmächten hier auf gleichen Fuß zu halten und andere zu verhindern, ſich in dieſer wichtigen Marineſtation feſtzuſetzen. Die Wichtigkeit der Fidſchihäfen für die Oceanpoſtdampfſchiffahrt wie für die geſammte Handelsſchiffahrt war nicht minder in Betracht zu ziehen. Die philanthropiſche Partei erklärte es für Englands Pflicht, Fidſchi in Beſitz

zu nehmen, um die Abſchaffung des polyneſiſchen Sklavenhandels durchzuſetzen, ſowie überhaupt die Polizei der Südſee zu organiſiren. Den Fidſchiinſeln fehlt zur Entwickelung ihrer reichen Hülfsquellen nur Kapital: unter einer geregelten und ſtarken Regierung wird das Kapital einſtrömen und jene Hülfsquellen flüſſig machen, ſodaß der Fidſchiarchipel zum Hauptdepot des engliſch-auſtraliſch-polyneſiſchen Verkehrs wird.

Großbritannien nahm alſo an. Thurſton hatte zwar dem Ceſſionsantrage eine Reihe von Bedingungen angehängt, wie daß die Erbrechte der Familie Kakobau's garantirt, daß eine Anzahl Häuptlinge in den Rath eingeſetzt, daß von England die Staatsſchuld Fidſchis in Bauſch und Bogen übernommen werden ſollte u. ſ. w. Alle dieſe Bedingungen wurden ſofort verworfen und nur eine völlig unbedingte Ceſſion angenommen.

Im Kriegsſchiff Pearl kam am 23. Sept. 1874 Sir Hercules Robinſon, Gouverneur von Neuſüdwales, als „Her Majesty's Special Commissioner to the Kingdom of Fiji" in Levuka an, begleitet von Kapitän Goodenough, Commandeur der pacifiſchen Flotte, G. L. Innes, Generalanwalt von Neuſüdwales, Hrn. Hutchinſon und ſeinem Privatſecretär. Der dortige britiſche Conſul Layard geleitete Hrn. Otto Endliff, den Mayor, und den Stadtrath an Bord, worauf der Mayor Sir Hercules begrüßte und im Namen der europäiſchen Einwohner der Stadt deren unverbrüchliche Anhänglichkeit als britiſche Unterthanen an Ihre Majeſtät die Königin erklärten. Begleitet ferner von Thurſton, dem erſten Secretär des Tui, und von Ryder, dem Finanzminiſter, fuhr Sir Hercules ſodann nach Naſova, der Reſidenz des Tui in Bau. Hier war der eigens für dieſen Zweck errichtete Anlandeplatz prachtvoll mit Fahnen und blühenden Pflanzen geſchmückt. Die beiden Miniſter führten Sir Hercules in die Halle ein, wo er vom Tui empfangen wurde. Hier waren ferner anweſend der erſte Richter, der Generalanwalt von Fidſchi, der Conſul von Hawaii und die Häuptlinge Ratu-Abel, Ratu-Joſeph, Ratu-Savanaca, Tui-Bau, Ratu-Yendua, Ratu-Iſakeli, Roka-Tui-Bua, Tui-Levuka und Mita-Droka, endlich der Dolmetſcher Wilkinſon. Der letztere verlas die Ceſſionsurkunde, erſt in der Fidſchi-, dann in der engliſchen Sprache, worauf der Tui die Urkunde unterſchrieb und ſie dem Gouverneur übergab, welcher ſodann erklärte, daß er im Namen der Königin die Ceſſion annehme in dem Geiſte, in dem ſie angeboten werde, daß der Tui durch dieſe ſeine Handlung ſich als ein wahrhaft großer Fürſt bezeige, indem er ſich dabei nur von den höchſten Intereſſen ſeines Landes leiten laſſe. Er wünſche den Fidſchi von Herzen Frieden und Wohlfahrt. Hierauf wurde die Ceſſionsurkunde auf Pergament abgefaßt, als ein zweites Document noch einmal auf Fidſchi und auf Engliſch verleſen und von Kakobau, als Tui-Viti und Bunivulu, dann auch von den andern Häuptlingen unterſchrieben nnd beſiegelt. Am Nachmittag fuhr der Pearl, gefolgt von der Dido, einem Kriegsſchiff Kakobau's, in welcher dieſer dem Gouverneur das Geleit gab, luvwärts zu Maafu, dem Tui-Bau, wo dieſelbe Handlung wie bei Kakobau vor ſich ging.

Die Fremdwörter in der deutſchen Sprache

und ihre Verdeutſchung.

Von

Daniel Sanders.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß unter allen Bildungsvölkern faſt allein die Deutſchen neben dem Wörterbuch ihrer Sprache noch ein eigenes Fremdwörterbuch bedürfen, ja daß eigentlich nur das letztere als ein wirkliches Bedürfniß von vielen Deutſchen, welche ſich wenigſtens ſelbſt zu den Gebildeten zählen, anerkannt wird, während ſie eines deutſchen Wörterbuches entrathen zu können glauben. Durch die falſche Anwendung, Ausſprache, Schreibweiſe eines Fremdwortes würden ſie fürchten, ſich eine Blöße zu geben und einen Mangel an Bildung zu verrathen, von deſſen weit ſtärkerm Hervortreten in dem willkürlich regelloſen Gebrauche und in der Verwahrloſung der Mutterſprache ſie nicht einmal eine Ahnung haben.

Dieſe eigenthümliche Erſcheinung hängt einerſeits zuſammen mit dem wenig ausgebildeten Sinne der Deutſchen für ſprachliche Formvollendung, andererſeits aber iſt ſie in der Eigenartigkeit unſerer heutigen Schriftſprache ſelbſt begründet.

Was in Betreff jener erſten Seite in ſeiner meiſterhaften Rede „Ueber eine Akademie der deutſchen Sprache" (Berlin 1874) der ausgezeichnete Du Bois-Reymond ſo beredt und überzeugend ausgeſprochen, iſt noch ſo lebendig und friſch im Gedächtniß, daß es genügt, hier daran zu erinnern.*) Dagegen kann ich mich nicht enthalten, aus einer bereits über ein halbes Jahrhundert alten Abhandlung des trefflichen Ernſt Moritz Arndt („Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache") eine längere hierher gehörige Stelle dem Leſer zur Beherzigung mitzutheilen, mit dem Zugeſtändniß, daß es ſeitdem ſchon etwas beſſer geworden, und mit der freudigen Zuverſicht, daß es jetzt bei dem erwachten Selbſtbewußtſein der Deutſchen bald um vieles beſſer werden wird.

„Keine Sprache", ſo lauten Arndt's Worte, „iſt von den Eigenen ſo wenig ausgebildet und ſo ſehr vernachläſſigt als die deutſche Sprache, ſodaß man Thränen vergießen könnte, wenn man bedenkt, wie wenige Deutſche den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, geſchweige denn, daß ſie die innere Tiefe und den ſchweren Reichthum ahnen, der für ſie ein verſunkener Schatz iſt. Wer ſieht — ich frage euch Deutſche und erinnere euch daran, damit ihr euch ſchämt — wer ſieht anderswo die Erſcheinung, die wir jeden Tag ſehen können, daß von tauſend Deutſchen kaum einer richtig deutſch leſen und ausſprechen kann? So ſorglos ſind wir der eigenen Vortreff-

*) Vgl. z. B. auch P. D. Fiſcher in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes", XLIII, 639 b.

Digitized by Google

lichkeit bei der Jagd nach dem Fremden und bei der Ueberschätzung des Fremden. Wenn ein gebildeter Schwede in Stockholm, ein gebildeter Franzose in Paris und ein gebildeter Italiener in Florenz so schwedisch, französisch und italienisch sprächen, als Männer unserer gebildetsten Klassen in Zürich, Stuttgart, Nürnberg, ja in Dresden, Berlin und Hannover, wo sie sich auf Aussprache und Kunst schon etwas einbilden, deutsch sprechen: wohin sollte er fliehen vor dem Spott und Gelächter der Zuhörer? Der deutsche Gelehrte, Künstler, Graf und Freiherr schämt sich nicht, seine Muttersprache zu sprechen, wie sein Bedienter und Kutscher sie sprechen. Er würde untröstlich sein und bis an die Ohren erröthen, wenn man ihm sagte, er spreche französisch wie die Bauern in Auvergne und dem Franche-Comté. Alles muß der Mensch lernen, der auf Bildung Anspruch machen will; nur seine Sprache will der Deutsche nicht lernen, die soll ihm von selbst kommen. Sechs bis acht Jahre quält sich der Edelmann und Fürstensohn, daß er richtig französisch lesen und sprechen lerne. Zehn bis zwölf Jahre zerarbeitet der bürgerliche Schüler sich, dem Griechischen und Lateinischen den rechten Ton und Hauch abzulauschen, was bei einer todten Sprache doch nie bis zur Klarheit gebracht werden kann — das Deutsche ist und bleibt ihm Nebensache. So ist es natürlich gekommen, daß man der deutschen Sprache schuld gegeben hat, was die Schuld der Nachlässigkeit, Verachtung und Unwissenheit ihrer Ueber oder vielmehr ihrer Nicht-Ueber ist. Die Sprache heißt rauh und spröde, weil keiner sich die Mühe gibt, sie wohllautend und biegsam zu machen, noch ihr Wohllautendes und Biegsames aufzusuchen. Sie heißt verworren und verwickelt, weil niemand strebt, ihren tiefen Gedankenreichthum und ihre unendliche Beweglichkeit in Gestalten und Biegungen bis zur Klarheit und Leichtigkeit durchzuarbeiten. Sie heißt unvollkommen und arm für den Gebrauch der feinern und höhern Gesellschaft und für die Bezeichnung der Beziehungen und Verhältnisse dieser Gesellschaft, weil diese Gesellschaft das Unmögliche verlangt, daß die Sprache sich ohne ihre Hülfe von selbst für sie machen und bilden soll, da sie sich doch mit einer unverantwortlichen Vernachlässigung und Zurücksetzung so lange schon von ihr zu einer fremden gewandt haben, welche sie als etwas Vornehmeres über sie stellen. Die Sprache heißt unbehilflich für die Bezeichnung neuer Erfindungen und Gegenstände, weil niemand sie gründlich versteht und weil die schimpflichste Faulheit es bequem findet, von den Franzosen Benennungen zu borgen, welche sie von den Todten, von den Lateinern und Griechen geliehen und nach ihrer Weise aufgestutzt haben, und welche die Geläufigkeit ihrer Zunge in die eigene und in fremde Sprachen einführt."

So geißelt mit scharfem, aber nicht unverdientem Spott Arndt jene Schwäche der Deutschen, welche sich früher mehr als jetzt in der übermäßigen Schätzung und Pflege des Fremden kundgab neben der Geringschätzung und Vernachlässigung des Eigenen, das ja nach dem bezeichnenden Ausdruck „nicht weit her" ist. Und Du Bois-Reymond weist dazu noch hin auf die geringe Ausbildung unsers Sinnes für eine bis ins Einzelne geregelte, richtige, reine und schöne sprachliche Form in Vergleich z. B. zu den Franzosen, ohne dabei zu verschweigen, daß bei diesen die Vergötterung der schönen Rede zu weit gehe, während er andererseits beklagt, daß mit seltenen Ausnahmen jeder Deutsche spreche, wie ihm der Schnabel gewachsen, schon zufrieden, wenn der Gedanke den Ausdruck nur ungefähr decke, und daß die Mehrzahl auch der gebildeten Deutschen von dem doch heilsamen Zwange eines geregelten sprachlichen Zustandes keine Ahnung habe und die Regelung als etwas Gleichgültiges betrachte, wenn sie ihr nicht gar die aus der Gesetzlosigkeit entspringende Ungebundenheit vorziehe.

Die beklagenswerthe Erfahrung, daß so vielen Deutschen noch immer ein Fremdwörterbuch für ein dringenderes Bedürfniß gilt als das deutsche, erklärt sich aus den vorstehenden Bemerkungen oder Andeutungen; aber die eigenthümliche Erscheinung, daß in der That für Deutsche neben einem Wörterbuch der Muttersprache ein eigenes für die

Digitized by Google

Fremdwörter erforderlich iſt, beruht, wie bereits oben geſagt, auch auf der Eigenart unſerer heutigen Schriftſprache ſelbſt in ihrem Verhalten zu den eingedrungenen Fremdwörtern. Sie läßt, und zwar nur allzu leicht und allzu reichlich, Fremdes in ſich einſtrömen, aber doch meiſt nur etwa wie Oel in Waſſer, ohne ſich wirklich damit zu vermiſchen und es in ſich aufzunehmen. Die Fremdwörter bleiben zumeiſt in ihrem Weſen und Kern unverändert; nur in der Endung und Biegung erfahren ſie eine leichte äußerliche Umformung inſoweit, daß ſie ſich wenigſtens einigermaßen in das Gefüge deutſcher Rede einordnen laſſen. Aber immer bleiben ſie dann für das Ohr und Gefühl etwas Fremdes und Fremdartiges und finden deshalb mit Recht keine Aufnahme in dem eigentlichen deutſchen Wörterbuche, ſondern erfordern bei ihrem nur zu häufigen und reichlichen Vorkommen ein eigenes „Fremdwörterbuch". Völkern freilich, denen in ihren aus ältern Sprachtrümmern hervorgegangenen und zuſammengeſchmolzenen Sprachen das Gefühl und Bewußtſein eines ureigenen Grundſtockes im Wortſchatz abgeht, genügt ſtatt der innern Gleichartigkeit, welche der Deutſche für die als deutſch anzuerkennenden Wörter fordert, für die ihren Sprachſchatz bildenden Wörter ſchon eine äußere Gleichförmigkeit in der Ausſprache, Endung und Biegung. Unſere ältere Sprache, wie noch die Volksſprache in den Mundarten, ſetzte der eindringenden Fremdwörterflut ſtärkere Dämme entgegen als unſere heutige Schriftſprache, namentlich aber duldete ſie nicht leicht etwas Fremdartiges in ſich; vielmehr ſtrebte ſie, wenn einmal Fremdes unabweislich eingedrungen, dies in ſeinem Kern und Weſen umartend ſich anzuähnlichen, um es ſich dann wirklich zu eigen zu machen und einzuverleiben. Solche durch umartende Umformung dem Deutſchen vollkommen angeeigneten Wörter*) erklingen nun ganz wie einheimiſch und gelten im allgemeinen Volksbewußtſein auch für echt deutſche. Es erſcheint zweckmäßig, von ſolchen durch Umformung vollſtändig deutſch gewordenen Fremdwörten eine nicht zu geringe Anzahl in alphabetiſcher Reihe dem Leſer hier vorzuführen oder in die Erinnerung zu rufen, wie:

Abenteuer, Abt, Ackerwurz, Anker, Arche, Armbruſt, Arzt, Aſchlauch, Baldrian, Banner, Becher, Becken, Bibel, Biſchof, Brief, Brille, Büchſe, Butter, Dame, Dattel, Degen, dichten, Eichhorn, Engel, Eppich, Eſel, Eſſig, Eſtrich, Fabel, Falke, falſch, Feige, Felleiſen, Fenchel, Fenſter, Fibel, Fieber, Fiedel, Flamme, Flaſche, Flegel, Flöte, Forſt, Geſchwader, Grenze, Hahnrei, Haſelwurz, Inſel, Kaiſer, Kampf, Kanzel, Karfunkel, Käſe, Kelch, Kelter, Kerbel, Kerker, Kette, Ketzer, Kirſche, Kiſſen, klar, kochen, Koller, Kopf, Körper, Kreuz, Krone, Kupfer, Kürbis, kurz, Kutte, Lampe, Lanze, Lärm, Laune, Liebſtöckel, Lilie, Linſe, Litze, Mandel, Markt, matt, Matte, Mauer, Meier, Meiſter, Meſſe, Meßner, Mette, Minze, Möbel, Mohr, Mörſer, Mörtel, Münze, Murmelthier, Neger, Oel, opfern, Orgel, Pacht, Palme, Panzer, Papſt, Pelz, Petſchaft, Pfaffe, Pfalz, Pfarre, Pfau, Pfeffer, Pfefferminze, pfeifen, Pfeiler, Pferch, Pferd, Pfifferling, Pfingſten, Pfirſich, Pflanze, Pflaſter, Pforte, Pfoſten, pfropfen, Pfründe, piepen, Pilger, Pinſel, Pips, Planke, Platte, Platz, Pöbel, Port, Poſt, Poſten, predigen, Preis, preiſen, preis geben, Prieſter, Probe, Propſt, prüfen, Pult, Pulver, pur, Rang, Regel, Reis, Rettich, Roſe, rund, Sammt, Schoch, ſchachmatt, Scharlach, Schindel, Schleuſe, ſchreiben, Schrift, ſegnen, Seide, Seife, Sendgericht, Senf, Silbe, Sold, Spargel, Speer, ſpenden, Spiegel, Spittel, Stiefel, Strauß, Tafel, Tempel,

*) Vgl. namentlich Wilhelm Wackernogel, „Die Umdeutſchung fremder Wörter" (2. Ausg., Baſel 1862), und z. B. im Programm des zwickauer Gymnaſiums 1865 die „Zuſammenſtellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutſchen nach ſachlichen Kategorien" von Wilhelm Wendler u. ſ. w.

Teufel, Tinte, Tisch, torkeln, Trichter, Veilchen, Vogt, Wein, Weste, Zettel, Ziegel, Zins, Zoll, Zucker, Zwiebel u. s. w.

Wie so ganz anders muthen diese deutsch umgearteten Wörter den deutschen Hörer an, als die bis etwa auf die einigermaßen deutsche Zustutzung der End- und Biegungssilben roh und unverändert übernommenen, im deutschen Volksbewußtsein immer als undeutsch und fremdartig empfundenen Fremdwörter. Wem das Gefühl für Einheit und Reinheit der Sprache nicht ganz abhanden gekommen, dessen Ohr muß durch die Einmischung des Fremdartigen, auch wenn er den Sinn vollkommen versteht, empfindlich verletzt werden. Dazu ist aber für die — fremder Sprachen unkundige — große Masse des Volkes zugleich alles Undeutsche auch etwas Undeutliches, Unverstandenes und Unverständliches, und so entsteht durch die Einmischung des Fremdartigen nicht blos eine das feinere Sprachgefühl beleidigende Ungleichartigkeit und Buntscheckigkeit, sondern auch geradezu ein die Volksverständlichkeit schwer beeinträchtigendes Kauderwelsch.

Ich will, weil in solchen Fällen Beispiele am anschaulichsten und eindringlichsten wirken, wenigstens einen kurzen, aber schlagenden Beleg für das Gesagte hier einrücken:

„Ehe ich diese interessante Composition moderner Anmaßung, raffinierter Mißverständnisse und barbarischer Vorurtheile in ihre ursprünglichen Elemente analysiere, muß ich einige Worte über die einzigen gültigen objectiven Principien des ästhetischen Tadels voranschicken. Dann wird es nicht schwer sein, den subjektiven Ursprung der konventionellen Principien dieser pathetischen Satire zu deducieren."

Dieser Satz, der unter 48 Wörtern 16 (also ein volles Drittel) Fremdwörter enthält, findet sich in der Schrift: „Die Griechen und Römer", von Friedrich Schlegel*), demselben Friedrich Schlegel, der späterhin (vgl. sein „Deutsches Museum", Wien 1812, II, 267 fg.) zu einem über die Verwahrlosung unserer Muttersprache handelnden Aufsatz von A. von Steigentesch, — wie man sieht, aus Selbsterfahrung, und hoffentlich auch aus reuiger Selbsterkenntniß — die Bemerkung machte:

„Ich würde über diesen Punkt noch ganz anders reden wie der Verfasser, wenn ich einmal sprechen sollte, wie mir's ums Herz ist. Auch die Schriftsteller haben ihren guten und vollen Antheil an dieser furchtbaren Sprachverwilderung. . . . Das Ding oder Wesen, wie man es sonst nennen will, was viele unserer Schriftsteller schreiben, ich meine auch solche, die ich selbst an Geist und Gehalt zu den bessern und besten zähle, kann ich wenigstens für Deutsch gar nicht anerkennen. Ein unnatürliches Zwitterwesen ist es, ein widerartiger Mischling, aus dem Abfall aller andern Sprachen, besonders der französischen, durcheinandergerührt u. s. w."

In der zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnten Schrift hatte E. M. Arndt ausgerufen:

„Ich kann wol fragen: wer versteht noch deutsch? Denn eine Sprache muß verarmen und sich verdunkeln und verlöschen, von welcher ganze Seiten gradezu brach liegen und nicht bearbeitet werden. Wenn unsere höhere Welt deutsch spricht, greift sie nicht jeden Augenblick nach einem französischen Wort und nach einer französischen Wendung? Wenn wir über Staatskunst, Kriegswesen, ja nur von einem Gefechte sprechen oder es beschreiben, geberden wir uns nicht, als hätten wir gar keine Sprache, als seien wir ganz ohne Geist, ohne Begriffe und ohne Zeichen für Geist und Begriffe? als seien wir in den Anfängen unserer Bildung und müssen alles von Fremden holen? wir Reichen, die vergessen haben, wie reich wir sind? u. s. w." Und dann hat er schließlich als Muster einen Schlachtbericht aus dem fremden Kauderwelsch in wirkliches Deutsch übertragen. Diese Gegenüberstellung verdient auch heute noch nachgelesen zu werden, und wir unter-

*) Neustrelitz 1797, I, 166.

lassen die Einrückung hier nur mit Rücksicht auf den Raum. Eigentlich wollte er auch ein Stück aus den Schriften eines der himmelstürmenden Philosophen nehmen und daran zeigen, wie von diesen die Muttersprache gebraucht und gemisbraucht werde und wie aus allen möglichen Sprachen der Welt Worte zusammengetragen würden, damit der sinnvolle Unsinn ja ein recht räthselhaftes und übermenschliches Ansehen gewinne. „Allein" — so fährt er fort — „bei näherer Betrachtung unterließ ich beides, das Einrücken und das Uebersetzen desselben ins Deutsche, theils weil die Art jedermänniglich bekannt ist, theils weil ich verzweifelte, das Unerklärbare erklären und das Unübersetzliche übersetzen zu können."

Wir aber wollen hier wenigstens versuchen, die oben mitgetheilte kurze Stelle von Friedrich Schlegel, in welcher allein bei weitem mehr undeutsche Wörter vorkommen, als Luther in seiner ganzen Bibelübersetzung gebraucht hat, aus ihrem Kauderwelsch ins Deutsche zu übertragen. Hier würde sie etwa so lauten:

„Ehe ich diese geistreiche Verquickung neuzeitlicher Anmaßung, ausgeklügelter Misverständnisse und ungebildeter Vorurtheile in ihre ursprünglichen Bestandtheile auflöse, muß ich einige Worte über die einzig gültigen gegenständlichen Grundsätze des Tadels in Bezug auf das Kunstschöne voranschicken. Dann wird es nicht schwer sein, den unsachlichen Ursprung der nur hergebrachten Grundsätze dieser hochtrabenden Spottrede darzuthun."

Allerdings mag eine solche rein deutsche Darstellung dem Schriftsteller, zumal dem bis dahin darin ungeübten, mehr Mühe kosten als die lotterige Weise, wonach er jedesmal das ihm zuerst in die Gedanken oder in den Feder kommende Wort niederschreiben zu dürfen glaubt, ohne auch nur darüber nachzudenken, ob nicht die reiche Fülle des deutschen Wortschatzes ihm einen vollgültigen Ersatz für das Auszudrückende darbietet. Aber wer diese Mühe scheut, sollte auch nicht auf den Namen eines deutsch Schreibenden, am wenigsten auf den eines deutschen Schriftstellers Anspruch erheben dürfen. „Es ist" — sagt Du Bois-Reymond in seiner mehrerwähnten Rede — „nicht von jedem zu verlangen, daß er geistreich, fein, schwunghaft schreibe, daß er mit sinnvollen Wendungen den Leser gewinne, mit treffenden Gleichnissen ihn erfreue, durch Leidenschaft ihn fortreiße. Dagegen ist von jedem zu verlangen, daß er in gutem Deutsch seine Meinung bündig, kurz und klar mittheile." Dies sind, wie er ganz richtig sagt, nur die grundlegenden Eigenschaften des Stils, welche bei einem gewissen Maß von Begabung Jeder durch Schulung sich aneignen kann. Aber gerade an der nöthigen Schulung und Selbstzucht in Beziehung auf die Richtigkeit und namentlich auch auf die Reinheit des Ausdrucks haben wir Deutschen mit Einschluß unserer vortrefflichsten Schriftsteller (wie ich unten an dem Beispiel Goethe's belegen werde) es bisher immer noch fehlen lassen. Man wird sich schwer auch nur die Möglichkeit vorstellen können, daß bei irgendeinem andern Volke als bei dem deutschen jemals irgendein Schriftsteller, viel weniger einer von dem Range Friedrich Schlegel's, seinen Lesern einen Satz bieten dürfte, in welchem nur zwei Drittel der Wörter dem anerkannten Wortschatz der eigenen Sprache angehören, ein volles Drittel aber aus lässiger Bequemlichkeitsliebe fremden Sprachen entlehnt ist. Man mache es sich ferner nur einmal streng zum Gesetz, Fremdwörter in der Rede und namentlich in der Schrift niemals anders als mit dem vollen Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit und Unersetzbarkeit zu gebrauchen: und bald wird man selbst mit Staunen wahrnehmen, für wie viele der nach der bisherigen lässigen Uebung massenweise sich zudrängenden Fremdlinge bei reiflichem Nachdenken schon der anerkannte deutsche Wortschatz bequemen und vollgültigen Ersatz darbietet. Freilich ganz ohne Fremdwörter auszukommen ist in einer Bildungssprache weder möglich noch räthlich, und wohlmeinende, aber unverständige Freunde

Digitized by Google

einer rein deutschen Sprache haben durch ihren das Kind mit dem Bade ausschüttenden Uebereifer der guten Sache vielleicht nicht minder geschadet als die gegen die Reinheit der Sprache Gleichgültigen, welche aus lässiger Bequemlichkeitsliebe allem andrängenden Fremden ohne Auswahl Thor und Thür geöffnet.

Das früher und noch in den Mundarten geübte Mittel der Umdeutschung ist in unserer heutigen Schriftsprache höchstens nur noch für Fremdwörter anwendbar, die keiner eigentlichen Anähnlichung und Anartung bedürfen, sondern unverändert oder mit leichter Umgestaltung der Endung schon ganz deutschartig erklingen, wie manche der in dem obigen Verzeichniß enthaltenen Wörter, ferner z. B. Order (mit der Fortbildung beordern ꝛc.) aus dem französischen ordre und, um auch ein Beispiel eines erst in der jüngsten Zeit dem deutschen Wortschatz einverleibten Ausdrucks zu geben, aus dem englischen strike — der Streik nebst streiken, Streiker ꝛc. Diese zunächst aus England herübergekommenen Ausdrücke sind so mächtig und tief ins Volk gedrungen, und haben dabei, ihre deutsche Abstammung nicht verleugnend, so echt deutschen Klang, daß der strengste Eiferer für Reinheit der deutschen Sprache sie jetzt nicht mehr aus dem deutschen Wortschatze und Wörterbuch wird zurückweisen können. Aber eben dieser vollständigen Einbürgerung und sozusagen Eindeutschung halber wird man richtig diesen Wörtern nun auch die vollständig deutsche Schreibweise geben, also Streik, nicht mehr Strike oder strike, was so lange vollberechtigt war, als diese Bezeichnung für die Arbeitseinstellung in Masse nur für englische Verhältnisse galt. Dagegen würde ein nur einigermaßen sorgfältig Schreibender für die Gegenmaßregel der Arbeitgeber, sofern es sich nicht etwa um besondere englische Verhältnisse handelt, nicht den fremdartigen englischen Ausdruck lock-out roh ins Deutsche herübernehmen, sondern vielmehr dem Sinn gemäß ins Deutsche übertragen, etwa durch Arbeitssperre ꝛc.

Kühnere An- und Umdeutschungen von Fremdwörtern aber verschmäht die heutige Schriftsprache entschieden und enthält sich sogar mancher in die frühere aus der Volkssprache übergegangenen. Aus Scheu, daß man ihm den Gebrauch der volksthümlichen Umdeutschungen als Unkenntniß der fremden Sprachen auslegen könnte, sagt und schreibt mancher Bildungsbeflissene heute lieber oblong als ablang, Planchette als Blankscheit ꝛc. Freilich sind in diesen Fällen beides, das Fremdwort und die Umdeutschung, überflüssig, da wir für die Begriffe gute deutsche Ausdrücke in länglich und Schnürleib- oder Mieder-stange ꝛc. besitzen.

Ferner aber hat auch schon unsere ältere Sprache manches unverähnlichte Fremdwort in sich aufgenommen, das nun, trotz der undeutschen Betonung und Aussprache, durch den langjährigen und häufigen Gebrauch so tief ins Volksbewußtsein eingedrungen ist, dort Wurzel geschlagen und sich in Ableitungen und Zusammensetzungen so verzweigt hat, daß man nothgedrungen auf Grund der Verjährung es zwar nicht als eingeartet, doch als eingebürgert und unwiderruflich zum Wortschatz gehörig wird anerkennen müssen. Solche Wörter sind z. B. Natur mit natürlich, Figur mit figürlich u. s. w.; Musik mit Musiker, Musikant u. s. w; Fabrik, Fabrikant u. s. w.; Person, persönlich u. s. w.; Religion und selbst Katechismus u. s. w.; vgl. auch aus deutschem oder umgedeutschtem Stamm mit fremder Endung Soldat u. s. w.

Die um- und eingedeutschten und ferner solche ganz volksübliche und volksverständliche Fremdwörter aus dem deutschen Wortschatze streichen zu wollen, kann nur dem unverständigen Uebereifer einfallen, obgleich natürlich an passender Stelle in bestimmtem Sinne namentlich für die letztern auch urdeutsche Wortbildungen mit Berücksichtigung der Begriffsabschattungen für die sinnverwandten Ausdrücke ihre vollberechtigte, bedeutsame Anwendung finden; vgl. z. B. für Katechismus — Kinderlehre, Frag- und Antwortbuch, Fragebuch u. s. w.; für Religion — Glaube, Gottesglaube, Gottesverehrung, Gottesdienst,

Digitized by Google

Gotteslehre, Gottesthum u. ſ. w.; für Muſik u. ſ. w. — Tonkunſt, Tonkünſtler, Spielmann u. ſ. w.; für Soldat — Krieger u. ſ. w.

Im Gegenſatz zu den in ihrem Uebereifer unverſtändigen Sprachreinigern hat ſchon der bedächtige Leibniz*) die Nothwendigkeit erkannt, „gewiſſe noch gleichſam zwiſchen Deutſch und Fremd hin- und herflatternde Wörter ein für allemal für deutſch zu erklären" u. ſ. w.

Schon im Frühern iſt angedeutet und es verſteht ſich auch wol ohne Bemerkung von ſelbſt, daß bei der Beſprechung ausländiſcher, von unſern deutſchen abweichender Verhältniſſe die genaue fremdländiſche Bezeichnung nicht aus thörichter Deutſchthümelei durch ungenaue oder gar durch falſche und ſchiefe Verdeutſchungen erſetzt werden dürfe, wie denn z. B. auch die über die Gleichartigkeit und Reinheit ſo eiferſüchtig wachenden Franzoſen in ſolchen Fällen naturgemäß und unbedenklich die fremden Bezeichnungen anwenden. Das Zwitterwort Vicekönig iſt gewiß für den reinen deutſchen Stil nicht zu empfehlen, und wo es ſich um eine allgemeine Bezeichnung des Begriffs handelt, verdienen Ausdrücke, wie des Königs (oder der königliche) Stellvertreter, Statthalter u. ſ. w., der Unterkönig, Schaltkönig u. ſ. w. entſchieden den Vorzug. Aber für ganz beſtimmte Verhältniſſe wird gerade der achtſame und ſorgfältige Schriftſteller z. B. das ſpaniſche Virey verwenden und, zur Unterſcheidung von dem frühern Titel der Statthalter als Wali, den jetzigen Herrſcher von Aegypten als Chediwe bezeichnen**) u. ähnl. m.

Dazu kommen dann noch die bis auf geringe Abweichungen der Ausſprache und Biegungsendungen faſt in allen Bildungsſprachen übereinſtimmenden Kunſtausdrücke, wenigſtens für die ſtreng fachmäßige und wiſſenſchaftliche Behandlung, denn für die allgemeinere, zumal in Volksſchriften, wird man wohlthun, zur Erklärung und Verdeutlichung wenigſtens bei der erſten Einführung jedes Kunſtwortes, ſoweit es irgend möglich, eine treffende Verdeutſchung beizufügen und vielleicht damit auch ſpäterhin nach Bedarf abzuwechſeln. Der geneigte Leſer wird wol eine hierher gehörige Stelle aus der erwähnten Schrift von Leibniz mit leichter Anpaſſung an die heutige Schreibweiſe hier nicht ungern eingerückt ſehen: „Hernach vermeine ich, daß ein Unterſchied zu machen unter den Arten der Zuhörer oder Leſer; denn, was für Männiglich geredet oder geſchrieben wird, als z. B. was man predigt, ſoll billig von Jedermann verſtanden werden; was aber für Gelehrte, für den Richter, für Staatsleute geſchrieben, da kann man ſich mehr Freiheit nehmen. Es kann zwar auch zu Zeiten ein lateiniſches oder aus dem Lateiniſchen gezogenes Wort, wobei ein ſonderlicher Nachdruck, von einem Prediger gebraucht werden, ein lateiniſches, ſage ich, denn das Franzöſiſche ſchickt ſich meines Ermeſſens gar nicht auf unſere Kanzel; es iſt aber alsdann rathſam, daß die Erklärung alsbald dabei ſei, damit beider Art Zuhörern ein Genüge geſchehe" u. ſ. w.

In dem angegebenen Umfange werden meines Erachtens bedächtige, von engherziger und dumpfgeiſtiger Beſchränktheit ſich frei erhaltende Freunde der Sprachreinheit fremdher ſtammende und fremde Wörter als berechtigte in der deutſchen Sprache anerkennen; aber auch außerhalb dieſer Begrenzung wird man noch gar manches von einem feinern Ohr als ſtörende und fremdartige Entſtellung der reinen Sprache empfundene Fremdwort einſtweilen dulden müſſen und an der gehörigen Stelle mit dem vollen Bewußtſein, warum man es thut, es ſelbſt verwenden. Es iſt eben nicht möglich, das ſeit Jahrhunderten auf dem Felde der deutſchen Sprache wuchernde, theilweiſe ſogar gehegte und gepflegte Unkraut mit einem mal auszugäten und die dadurch entſtandenen Lücken ſofort mit guten

*) Vgl. ſeine noch heute ſehr leſens- und beachtenswerthen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache", S. 96 fg.

**) Vgl. Heinrich Stephan, „Das heutige Aegypten" (Leipzig 1872), S. 151.

heimischen Anpflanzungen genügend und vollständig auszufüllen. Der ebenso bedächtige wie feinfühlige Lessing, dieser große Meister des deutschen Stils, der uns allen auch in der sorgfältig liebevollen Pflege und dem verständnißvollen An- und Ausbau der Sprache als glänzendstes Musterbild voranleuchtet, hatte sich bekanntlich zu eigenem Gebrauch eine Sammlung von guten, aber wenig üblichen Ausdrücken angelegt, die ihm zur Ausfüllung irgendeiner Lücke geeignet schienen und von denen er dann auch manche durch den Gebrauch in seinen Schriften in Umlauf gesetzt. In diesem Verzeichniß finden wir dann z. B. die hierher gehörige sehr beachtens- und beherzigenswerthe Bemerkung, daß er in seiner „Emilia Galotti" an einer Stelle statt Copie hätte Abbild setzen können, „wenn es im Dramatischen nicht mehr darauf ankäme, der Person ihr angemessene als gute Worte in den Mund zu legen".

Vergleichen wir mit diesem ebenso von sprachlichem Feingefühl wie von maßvoller Berücksichtigung der bisherigen Sprachentwickelung zeugenden Verfahren Lessing's das zweier andern um unsere Sprache hochverdienter Männer, die aber beide, der eine durch Misachtung der Sprachreinheit, der andere durch Uebereifer für dieselbe das Richtige verfehlt und dadurch ihre hohen Verdienste um unsere Sprache beeinträchtigt zu haben scheinen.

Der erste dieser Männer ist, wie wir mit Bedauern, aber der Wahrheit gemäß aussprechen müssen, unser größter Schriftsteller Goethe. Wir führen als Beleg dafür hier eine schon früher von uns ins Auge gefaßte Stelle an, in welcher der Glanz und das Gewicht des Namens und das von uns bereitwillig anzuerkennende und anerkannte Wahre uns über das Irrige und Falsche nicht blenden und täuschen dürfen.

Die sich in Goethe's „Sämmtlichen Schriften" (Ausgabe in 40 Bänden), Bd. 32, S. 221, findende Stelle lautet vollständig:

„Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her."

Es ist jedem mit Goethe's Werken nur etwas inniger Vertrauten zur Genüge bekannt, welch hohen Werth er mit vollstem Recht auf den Sinn und die Bedeutsamkeit des Ausdrucks gelegt. Besonders nachdrücklich hat er dies z. B. in einem Gedicht des „Westöstlichen Divan" über die Nachbildung der Hafisischen Form ausgesprochen, wo er es als sein Streben bezeichnet, erst Sinn und dann Worte zu finden und keinen Klang zum zweiten mal erschallen zu lassen, wenn er nicht besondern Sinn begründe, und wie die Verse dort weiter lauten. Von einem solchen Schriftsteller kann man überzeugt sein, daß die von ihm gebrauchten Fremdwörter an ihrer Stelle für ihn lebendige, bedeutsame und inhaltsvolle waren, und sicher hat er nur allzu reichlich Gelegenheit gehabt, in dem nörgelnden Tadel vieler dieser Fremdwörter und besonders aus vielen dafür ungeschickt genug als Verbesserung vorgeschlagenen Verdeutschungen sonnenklar zu erkennen, daß gar mancher übereifrige Sprachreiniger von der vollen Bedeutsamkeit und Inhaltsfülle des getadelten Ausdrucks gar keinen rechten Begriff hatte und eben deshalb in einem deutschen Worte einen kümmerlichen und dürftigen Nothbehelf als einen vollgültigen Ersatz darbieten zu

können vermeinte. Aus diesem Gesichtspunkte erklärt und rechtfertigt sogar sich ein derber Ausfall Goethe's gegen ungeschickte und geistlose Sprachreiniger, wie sein Wunsch, daß an der Reinigung und zugleich Bereicherung der Sprache sich vorzugsweise nur die besten Köpfe betheiligen möchten. Jedenfalls aber hat in seinem wohl erklärlichen Unmuthe er weit über das Ziel hinausgeschossen, wenn in der oben angeführten Stelle er es gleichsam als eine berechtigte Eigenthümlichkeit geistreicher Personen hinstellt, die Rücksicht auf Reinheit der Sprache ganz außer Augen zu setzen und in ausschließlichem Hinblick auf den Inhalt ihren Wortstoff aus den fremdartigsten Bestandtheilen zusammenzukneten. Hier drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, warum denn z. B. nicht auch ein geistreicher Franzose seinen Wortstoff aus den widerartigen Bestandtheilen verschiedener Sprachen zusammenknetet und durcheinandermengt. Einer weitern Widerlegung jedoch bedarf ein so offenbarer Irrthum nicht.*) Leider aber haben infolge desselben Goethe und sein hoher Mitstrebender, Schiller, die Sprachreinheit über Gebühr vernachlässigt und namentlich auch durch ihr verlockendes und vielfach als Rechtfertigung gebrauchtes Beispiel der Ausbreitung und Bereicherung des deutschen Wortschatzes aus eigenen Mitteln empfindlichen Abbruch gethan.

In den entgegengesetzten Fehler aber ist Joachim Heinrich Campe verfallen in seinem „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" (neue stark vermehrte und durchgängig verbesserte Ausgabe, Braunschweig 1813). Es wird vergönnt sein, hierüber der Vorrede meines „Fremdwörterbuchs" die betreffende Stelle zu entnehmen, um daran die nöthigen weitern Bemerkungen zu knüpfen.

„Nicht dringend genug freilich", so habe ich mich dort ausgesprochen, „kann das Streben nach möglichster Reinheit des deutschen Ausdrucks empfohlen werden; nicht heiß genug gebrandmarkt die Verunreinigung unserer Muttersprache durch Sudler, die namentlich beim Uebersetzen aus fremden Sprachen und in Zeitungen oft die Mühe scheuen, den richtigen, guten deutschen Ausdruck zu suchen, zuweilen aber sogar thöricht wähnen, durch den Gebrauch von Fremdwörtern in deutscher Rede sich den Schein höherer Bildung geben zu können, und im Rückblick darauf wird man freudig in vollem Maße das Verdienstliche in dem Wirken Campe's anerkennen; aber bei all dieser Anerkennung muß man es doch als einen Irrthum bezeichnen, wenn Campe glaubte, der Verfasser eines Fremdwörterbuches könne und müsse für jedes Fremdwort ein entsprechendes deutsches — finden oder machen, um alles Fremde aus unserer Sprache auszumerzen. Der Wörterbuchschreiber hat überhaupt nicht die Sprache zu «machen», sondern nur von der gewordenen ein möglichst genaues Bild zu geben. Natürlich wird und muß er bestrebt sein, ein offenes und reges Gefühl zu haben für alle die lebensfähigen Keime, aus denen sich eine Bereicherung und Reinigung der Sprache entwickeln kann, und in diesem Sinne wird man ihm wol auch gern die Berechtigung zugestehen, hier und da einen Vorschlag zu wagen mit dem stillen Wunsche, daß er Anerkennung und allgemeine Aufnahme finden möge."**)

Einige von Campe's Neubildungen für Fremdwörter, wie z. B. Zerrbild für Caricatur, folgerecht und Folgerichtigkeit für consequent und Consequenz, haben, nachdem er selbst und andere Schriftsteller sie in Umlauf gebracht, allgemeine Anerkennung gefunden und gehören nun vollständig und unwiderruflich dem deutschen Wortschatze an, zu dessen verdienstvollen Mehrern er dadurch unbestritten gehört. Sein den Spott und den Widerspruch so sehr herausfordernder Irrthum bestand jedoch darin, daß er sein, des Einzel-

*) Vgl. z. B. die auch in anderm Betracht sehr lesenswerthe Abhandlung von Dr. W. Buchner (im „15. Jahresbericht der evangelischen höhern Töchterschule in Krefeld, 1872"): „Die Schule und das Fremdwort."

**) Vgl. „Fremdwörterbuch" von Dr. Daniel Sanders (Leipzig 1871), S. XIII.

nen, unbestreitbares Vorschlagsrecht zu Neubildungen mit dem nur dem gesammten Volk zustehenden Anerkennungs- und Bestätigungsrecht verwechselte, wie er denn auch die ganze massenhafte Spreu seiner nicht allgemein anerkannten Wortgebilde nicht etwa im Winde verwehen lassen wollte, sondern sie ebenso, wie die als kernhaft anerkannten wenigen Fruchtkörner darunter in das von ihm veranstaltete deutsche Wörterbuch eintragen ließ. Ein neues Wort zu bilden, das ihm als eine glückliche Bereicherung des deutschen Sprachschatzes erscheint, hat nicht nur der Einzelne ein Recht, sondern er erfüllt damit auch eine vaterländische Pflicht, und es ist ihm auch in keinerlei Weise zu verdenken, wenn er das von ihm neugeprägte Wort durch wiederholten Gebrauch an passender Stelle in Umlauf zu setzen, zu verbreiten und dafür nach Möglichkeit Anhänger zu werben sucht, falls er sich eben nur bescheidet, den Erfolg seines Vorschlags von der Bestätigung durch die gewünschte allgemeine Anerkennung abhängig zu machen. In solchem Sinne habe ich z. B. an der gedachten Stelle im Vorwort meines „Fremdwörterbuchs" den Vorschlag gemacht — zu dessen Wiederholung und Verbreitung ich hier gern die günstige Gelegenheit benutze — nach der Aehnlichkeit mit dem in der Kaufmannswelt schon allgemein üblichen Drahtantwort, für Telegramm Drahtbericht und Kabelbericht zu sagen und dazu dann für telegraphiren — drahten und kabeln nebst zurückdrahten, zurückkabeln; Rückdrahtung bezahlt; Drahtung, Kabelung, Drahtungsamt (für Telegraphenbureau), Drahtungsbeamter (für Telegraphist) u. s. w.

Mehr als einen derartigen Vorschlag zu machen und ihn gehörigen Ortes zu empfehlen, steht gewöhnlich nicht in der Macht des Einzelnen; anders dagegen verhält es sich z. B. mit Behörden, Regierungen und gesetzgebenden Gewalten, die für die Einführung und Verbreitung neuer Ausdrücke so ganz andere, mächtigere, nachhaltigere und wirksamere Hülfsmittel besitzen als der Einzelne, und die sich deshalb in um so erhöhterm Maße ihrer Pflicht für möglichste Reinheit in der deutschen Sprache und ihrer Verantwortlichkeit in Erfüllung oder Vernachlässigung dieser Pflicht bewußt sein sollten.

Hiernach ist es schwer zu beklagen, daß man bei der Einführung der neuen Maße und Gewichte nicht auf durchgängig und ausschließlich festzuhaltende deutsche Benennungen bedacht gewesen ist. Solange diese Maße und Gewichte nur für fremdländische Verhältnisse und für streng wissenschaftliche Bestimmungen Geltung hatten, so lange waren auch die fremden Namen vollberechtigt. Mit der nicht genug zu rühmenden Einführung ins deutsche Volksleben hätten aber auch volksthümlich deutsche Namen Hand in Hand gehen müssen. Man hat allerdings hier den richtigsten Zeitpunkt verpaßt; aber vielleicht ist es auch jetzt noch nicht zu spät, den folgereichen Misgriff zu verbessern, wozu die bedenkliche, nur zu leicht erklärliche Unsicherheit dringend mahnt. Oder hört und liest man nicht etwa bald nach griechischer Weise: das Meter, bald nach französischer: der Meter oder mit Hervorhebung der französischen Aussprache und Schreibweise: Mètre und entsprechend: der und das Centimeter, Zentimeter oder Centimètre (gesprochen ßangtimät'r) und in der Mehrzahl: Centimeter u. s. w. und Centimètres? und ähnlich: der und das Gramm oder Gramme und z. B. 3 Gramm oder Gramme oder Grammes?*) u. s. w.

Ueber die fremden Maß- und Gewichtsbezeichnungen spricht sich ganz in unserm Sinne Dr. H. Grosse aus**) und fügt dann hinzu, was wir gern mit seinen uns aus der Seele gesprochenen Worten hersetzen:

„Eine unserer volksthümlichsten Einrichtungen, der wir die Einigung unsers Vater-

*) Vgl. meine „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung u. s. w.", Heft 2, S. 82, und mein „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (8. Aufl.), S. 122 b.

**) Vgl. „Magazin für die Literatur des Auslandes", XLIII, 749.

landes zu einem großen Theile mit zu danken haben, unſer Heerweſen wimmelt noch heute von franzöſiſchen Brocken. Der elſäſſer Bauerſohn, der daheim auf ſeinem Dorfe mit ſeinem «Dytſch» fertig wurde und vielleicht nicht einmal Gelegenheit hatte, franzöſiſch zu lernen, muß nun mitten im Deutſchen Reiche, wo er zum Vaterlandsvertheidiger ausgebildet wird, ſich erſt einprägen, daß der deutſche Soldat nicht laden, ſondern chargiren, nicht Ladung, ſondern Patrone und Cartouche ſagt, muß Ausdrücke wie: railliren, tirailliren, détachiren, déployiren, manquiren u. ſ. w. ſeinem Gedächtniſſe aufpfropfen, um dann nach drei Jahren, innerlich und äußerlich germaniſirt, in ſeine Heimat zurückzukehren. Im Frühjahr des vorigen Jahres (1873) brachten Zeitungen die Nachricht, daß Baiern bei Uebernahme der preußiſchen Heereseintheilung und Ausrüſtung darauf angetragen habe, deutſche Bezeichnungen in die Heeresſprache einzuführen; in Berlin ſei jedoch dieſer Antrag abgelehnt worden. Alles, was Alfred Dove's «Im neuen Reich» damals für die Ablehnung begründend anführte, iſt hinfällig, wenn man in maßgebenden Kreiſen nur den guten Willen zeigte, hier beſſernd vorzugehen, und der deutſchen Sprache, gegenüber der welſchen, durch Ludwig's XIV. Einfluß zum Theil erſt bei uns eingedrungenen Heeresſprache nach und nach wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen."

Dagegen iſt nun von dem Generalpoſtdirector Dr. Stephan, dem wir ſchon ſo ungemein Großes zu danken haben, auch der höchſt erfreuliche Anfang gemacht, wenigſtens auf dem Gebiete des Poſtweſens für Reinigung und Säuberung der Sprache von überflüſſigen Fremdwörtern Sorge zu tragen durch Einführung guter deutſcher Ausdrücke, welche in gründlicher Berathung von ſach- und ſprachkundigen Männern mit Glück und Geſchick feſtgeſtellt ſind und daher auch ſo überraſchend ſchnell in den weiteſten Kreiſen freudige Auf- und Annahme gefunden haben.

Hoffen wir, daß der von ſolchem Erfolge gekrönte Vorgang auch auf andern Gebieten nicht ohne Nachfolge bleiben werde in den maßgebenden Kreiſen, von welchen allein hier wirkliche Abhülfe ausgehen kann. Jeder Einzelne aber, der begreift, welche ungemeine Wichtigkeit die möglichſte Reinheit der Sprache für die geſammte Volksbildung hat, möge dafür nach Kräften in ſeinem Kreiſe wirken. Dieſer Mahnruf richtet ſich ganz beſonders auch an Lehrer und Tagesſchriftſteller, welche beide Klaſſen vor allen die Macht und die Pflicht haben, in weiten Kreiſen den Sinn und das Gefühl für Einheit und Reinheit der Sprache zu wecken, zu beleben und zu ſtärken. Wir verlangen, um es am Schluſſe kurz zu wiederholen, durchaus nicht die Ausmerzung alles Fremden, nur eine Beſchränkung inſoweit, daß man Fremdwörter nicht aus läſſiger Bequemlichkeitsliebe überflüſſig und unnöthig verwende, ſondern nur mit bewußter Abſicht in der Ueberzeugung, daß ſie wenigſtens zur Zeit noch unentbehrlich ſind, weil es für den dadurch bezeichneten Begriff in unſerm bisherigen Wortſchatze an einem allgemein anerkannten vollgültigen Erſatze fehlt. Möge jeder, der dieſer Anſicht zuſtimmt, ſie ohne Ueberſtürzung, mit Bedacht und Stetigkeit bethätigen.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Ein besonderes Augenmerk haben wir, wie unsere Leser wissen, bei dieser in größern Zwischenräumen veranstalteten Umschau über die neuen Erscheinungen der historischen Literatur immer auf diejenigen Werke gerichtet, welche es sich zur Aufgabe machen, die wissenschaftlichen Resultate unserer noch allzu sehr in den engen Schranken abstracter Gelehrsamkeit befangenen Geschichtforschung und Geschichtschreibung in den weiten Kreisen der allgemein Gebildeten einzubürgern und damit zum Gemeingut der ganzen Nation zu machen. Denn je größer nach unserer Ansicht der Widerspruch ist, der zur Zeit noch zwischen dem wissenschaftlichen Stande unserer Geschichtschreibung und der Geltung und dem Einfluß derselben auf unser gesammtes Geistesleben besteht, um so freudiger meinen wir, muß jeder zur Ausgleichung desselben gemachte Versuch begrüßt und um so nachdrücklicher jedes in dieser Richtung wirkende Unternehmen unterstützt und gefördert werden. Auch scheint es ja, als ob der historische Sinn und damit die Neigung zu guter historischer Lektüre in den letzten Jahren eine sehr erfreuliche Neubelebung und Stärkung erfahren habe und als ob die auf diesen Ansichten und Absichten beruhenden literarischen Unternehmungen auch in den weitesten Kreisen ein viel bereitwilligeres und dankbareres Entgegenkommen fänden als ehemals. Dieser jetzt erst recht durchdringenden Richtung zuerst und mit großem Erfolge Bahn gebrochen zu haben, ist eine der hervorragendsten Verdienste Friedrich von Raumer's, und unter den hierher gehörigen Sammelwerken — denn um solche wird es sich auf diesem Gebiete der Natur der Sache nach zunächst immer handeln — nimmt seit nunmehr fast einem halben Jahrhundert das von der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig 1830 begründete und von dem gefeierten Geschichtschreiber der Hohenstaufen herausgegebene „Historische Taschenbuch" nicht blos dem Alter, sondern auch dem Werthe nach einen der ersten Plätze ein, besonders seitdem es unter die Leitung von W. H. Riehl gestellt wurde, und bei Wahrung des alten Grundcharakters doch im einzelnen manche sach- und zeitgemäße Reform erfahren hat. Auch der neueste Band des „Historischen Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge, vierter Jahrgang" (Leipzig 1874) schließt sich seinen Vorgängern würdig an und wird in weiten Kreisen nach verschiedenen Richtungen hin historischen Sinn und historisches Verständniß erwecken und stärken. Den bei weitem größten Raum dieses neuen Bandes nimmt eine der Cultur- und Musikgeschichte angehörige geistvolle Abhandlung des Herausgebers selbst ein über „Die Kriegsgeschichte der deutschen Oper". Die Geschichte der jüngsten Vergangenheit ist durch einen trefflichen Essay von Ferdinand Fischer: „Radowitz. Seine politischen Anschauungen und deren Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV.", vertreten; A. von Winning gibt im Anschluß an die neuesten Forschungen eine Untersuchung über „Johanna die Wahnsinnige von Castilien", die Mutter Karl's V., deren sicher allgemein als beglaubigt angenommenen Wahnsinn vor einigen Jahren J. Bergenroth zu leugnen versucht hatte, indem er darzuthun bemüht war, die unglückliche Fürstin sei wegen ihrer Neigung zu der ketzerischen Lehre der Reformatoren nur für wahnsinnig ausgegeben, in Wahrheit aber bei gutem Verstande bis zu ihrem Ende in trauriger Haft gehalten worden; die Skizze von Karl Lassen über „Die Pest des heiligen Karl Borromeo", und die von H. Tollin über „Toulouser Studentenleben im Anfange des

16. Jahrhunderts" lassen auf die Culturzustände jener Zeit von einer bestimmten Seite her ein sehr helles und daher sehr lehrreiches Licht fallen. Für die Zeit des persischen Reiches leistet ähnliches Ferdinand Justi in seinem auch ethnographisch interessanten Aufsatz über „Eine Heerschau des Xerxes". Hans Prutz gibt im Anschluß an die Bauten und Kunstwerke Ravennas eine Geschichte der merkwürdigen Stadt, welche namentlich die dunkeln und wildgärenden Zeiten der Völkerwanderung und des untergehenden weströmischen Reiches unserer Anschauung näher zu rücken bemüht ist. Ein besonders lehrreiches Kapitel aus der Culturgeschichte behandelt Karl Theodor von Inama-Sternegg in seinem „wirthschaftsgeschichtlichen" Essay über „Die Entwickelung der deutschen Alpendörfer".

Dem Raumer'schen „Historischen Taschenbuch" verwandt in dem Streben nach Popularisirung der Geschichtschreibung ist ein neues Unternehmen, welchem wir um der Vortrefflichkeit des ihm zu Grunde liegenden Gedankens willen die lebhafteste Theilnahme des großen Publikums wünschen und dem wir auch zugleich im Hinblick auf das in ihm bisher Geleistete den durchschlagendsten Erfolg voraussagen zu können glauben, ja von dem wir uns obenein auf die ästhetische Vervollkommnung unserer Geschichtschreibung eine segensreiche Einwirkung versprechen: „Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf Gottschall." Von dieser Sammlung liegen bisjetzt zwei Bände (1 und 2, Leipzig 1874 und 1875) vor; sie geht, wie das Vorwort des Herausgebers in kurzen Worten die Tendenz des neuen Unternehmens charakterisirt, von der Thatsache aus, daß in neuerer Zeit die lange unterschätzte Bedeutung der einzelnen großen Persönlichkeit wieder in ihrer epochemachenden Berechtigung anerkannt worden ist und daß man nicht mehr, wie noch bis vor kurzem, in allgemeinen, sich schließlich zur Unfaßbarkeit verflüchtigenden Ideen, oder gar in der vielköpfigen Masse, sondern in einzelnen großen Persönlichkeiten die Trägerinnen des historischen Fortschritts zu sehen gelernt hat, und will demnach die Hauptmomente der Entwickelung der Menschheit von der Reformation bis auf unsere Zeit in einzelnen auf gelehrter Forschung beruhenden, aber die Spuren derselben nicht mehr aufweisenden, sondern künstlerisch abgerundeten Biographien in unmittelbar wirkender Lebendigkeit und plastischer Anschaulichkeit darstellen. Mit Recht betont der Herausgeber dabei die formale Seite: denn gerade auf diesem Gebiete liegt ja die Schwäche unserer modernen Geschichtschreibung, und von dieser Seite her werden sich die nicht ganz ungegründeten Vorurtheile am ersten überwinden lassen, durch welche so viele unter unsern Gebildeten noch an ernste Beschäftigung mit dem durch die wissenschaftliche Geschichtsforschung Gewonnenen zurückgehalten werden. „Der Neue Plutarch" soll demnach eine Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten geben, zugleich aber unsere historische Nationalliteratur durch eine Reihe gediegener literarischer Kunstwerke bereichern. Dabei ist im Interesse des Wechsels und der freien Bewegung von einer chronologischen Anordnung des gesammten Stoffs oder einer synchronistischen der einzelnen Bände mit Recht Abstand genommen; die dadurch ermöglichte Mannichfaltigkeit des Inhalts und das Hineingreifen in die verschiedensten Epochen und die verschiedensten Nationen wird nur dazu beitragen, dem neuen Unternehmen mehr Freunde zuzuführen, und ihm so die Erreichung des ihm gesteckten Ziels erleichtern, nämlich ein Haus- und Familienbuch der Nation zu werden. Der Inhalt der beiden bisher erschienenen Theile läßt dem „Neuen Plutarch" in Bezug hierauf ein günstiges Prognostikon stellen. Die vier Jahrhunderte, aus denen zunächst biographische Charakterbilder vorgeführt werden sollen, sind darin gleich vortrefflich vertreten: das 16. durch „Martin Luther" (von Heinrich Rückert) und durch „Heinrich IV. von Frankreich" (von Martin Philippson), das 17. durch „Oliver Cromwell" (von Reinhold Pauli), das 18. durch „Voltaire" (von Karl Rosenkranz) und „Maria Theresia" (von Adolf Beer), das Revolutionszeitalter durch „Maximilian Robespierre" (von Rudolf Gottschall) und die Gegenwart durch „Cavour" (von Otto Speyer). Wir wünschen dem verdienstlichen und so trefflich inaugurirten Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang!

Aehnlich in der Tendenz und der Wirkung wie die ebenerwähnten Sammelwerke ist die Sammlung der kleinern historischen Aufsätze und denselben mehr oder minder nahe verwandter Vorträge, welche Heinrich von Sybel unter dem Titel „Aufsätze und Vorträge" unlängst veröffentlicht hat (Verein für deutsche Literatur, Berlin, Hofmann). Es

sind zum Theil schon mehrfach an anderm Orte publicirte Studien, die in dieser Sammlung noch einmal vereinigt sind: akademische Reden, historische Abhandlungen, populäre Vorträge, politische Denkschriften sind zu bunter Inhaltsfülle zusammengestellt. Den Band eröffnet die treffliche Rede „Ueber die Gesetze des historischen Sachsens"; dann folgt die „Ueber drei bonner Historiker", in welcher Niebuhr, Loebell und Dahlmann kurz und treffend charakterisirt werden; ein Vortrag über Bonifaz VIII. und eine viel neues Material gebende Abhandlung „Ueber Polens Untergang und die Revolutionskriege" reihen sich daran an. Die Gelegenheitsreden „Am Denkmale Arndt's in Bonn" und „Am Denkmale Stein's" sind früher schon durch die Zeitungen bekannt geworden. Dem politisch-historischen Gebiete gehören die Abhandlungen an „Ueber das neue Deutschland und Frankreich" (1866), „Ueber das neue Deutsche Reich" und „Was wir von Frankreich lernen können". Von dem lebendigen Antheil, den der vielseitige Geschichtschreiber des Revolutionszeitalters an den socialen Fragen unserer Zeit nimmt, legen, freilich nicht mehr dem historischen Gebiete angehörig, die Abhandlungen Zeugniß ab: „Ueber die Emancipation der Frauen", „Ueber die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus" und „Ueber die Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen und ökonomischen Fragen", während die dritte Arbeit „Ueber die deutschen und die auswärtigen Universitäten" über einen gerade jetzt viel erörterten Gegenstand sehr beherzigenswerthe Bemerkungen bringt. Endlich gedenken wir gleich an dieser Stelle bei Besprechung der populären Geschichtschreibung eines alten, bewährten und gern begrüßten Bekannten, nämlich der „Politischen Geschichte der Gegenwart" von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen, deren siebenter Band (Berlin 1874) die Ereignisse des Jahres 1873 behandelt. Der Band ist stärker als seine Vorgänger; denn mit Recht ist einem der bedeutungsvollsten Jahre der neuern Zeit eine der Wichtigkeit der ihm angehörigen Ereignisse entsprechende eingehende Berichterstattung gewidmet. Der kirchliche Kampf in der Schweiz und in Deutschland, und die Ereignisse in Spanien stehen im Vordergrunde. Die Darstellung ist, wie in den frühern Bänden, schmucklos, klar und ansprechend, von einer tüchtigen, sich aber nirgends unnöthig vordrängenden vaterländischen und freiheitlichen Gesinnung getragen. Das diesem wie schon dem vorigen Bande beigegebene alphabetische Verzeichniß hervorragender Persönlichkeiten erleichtert den Gebrauch des trefflichen Handbuchs zum Zwecke schneller Orientirung über einzelne Thatsachen.

Wenden wir uns nunmehr zu dem, was die eigentlich gelehrte Geschichtschreibung im Laufe der letzten Monate an bedeutenden Neuheiten gebracht hat, so fällt zunächst die eine Thatsache auf, daß im Vergleich zu dem Mittelalter und der neuern Zeit gerade das Alterthum jetzt verhältnißmäßig so geringe Pflege findet, obgleich doch die Specialforschung im Gebiete desselben emsiger und glücklicher thätig ist als je zuvor. Man ist hier eben mit den mühsamen, aber einen völlig neuen Grund legenden Vorarbeiten im Detail beschäftigt, und die reiche, sich stets vermehrende Fülle des neu Gefundenen macht eine zusammenfassende Verarbeitung noch unmöglich. Glücklicher sind wir in dieser Beziehung zur Zeit in dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichtsforschung daran. Für den ersten Theil des Mittelalters sind alle wesentlichen Quellen bekannt und zum größten Theil auch schon in einer dem Standpunkte der heutigen Kritik entsprechenden Gestalt zugänglich; noch aber bleibt auch hier genug zu thun; für die zweite Hälfte des Mittelalters ist eigentlich noch nichts geschehen, die grundlegenden quellenkritischen Arbeiten, die schon wegen der Masse des zu bewältigenden Materials besondere Schwierigkeiten haben, müssen erst begonnen werden, und auch für die frühern Epochen ist manches Versäumte nachzuholen, manches ganz oder zum Theil Verfehlte zu verbessern und zu ergänzen. Es ist ja bekannt, daß das für dieses ganze Gebiet fundamentale große nationale Sammelwerk, die „Monumenta Germaniae historica", während der letzten Lustren den billigerweise an sie zu stellenden Ansprüchen eigentlich gar nicht mehr genügte; ja, durch die Langsamkeit seines Fortschreitens und die eigensinnige Willkür der eingehaltenen Ordnung eher ein Hinderniß als ein Förderungsmittel der geschichtlichen Studien geworden war. Alle Betheiligten können sich nur darüber freuen, daß darin endlich eine radicale Umwandlung eingetreten ist, welche für den Fortgang und die hoffentlich nunmehr nicht mehr in endloser Ferne liegende Beendigung des großen Werkes von den segensreichsten Folgen sein wird. Nach dem Rücktritt des greisen, einer solchen Aufgabe doch nicht mehr gewachse-

nen G. H. Pertz von der alleinigen Leitung der „Monumenta Germaniae historica" ist die Oberaufsicht über dieselben der berliner Akademie der Wissenschaften übertragen worden, welche dieselbe ihrerseits wiederum einer Centraldirection aufgegeben hat. Diese Centraldirection setzt sich zusammen aus je zwei Mitgliedern der Akademien von Berlin, Wien und München, nämlich den in ihrem Fache als Autoritäten ersten Ranges anerkannten Herren Waitz in Göttingen und Mommsen (für Berlin), Sickel in Wien und Stumpf in Innsbruck (für Wien) und von Giesebrecht und Hegel (für München); dazu kommen dann die beiden Mitglieder der bisherigen, nun außer Wirksamkeit getretenen Centraldirection, die Herren G. H. Pertz und Eule in Frankfurt a. M. Wenn wir richtig berichtet sind, so soll nach Constituirung dieser Centraldirection G. Waitz zum Director derselben und damit zum technischen Oberleiter der fernern Edition der „Monumenta Germaniae historica" gewählt werden und von Göttingen nach Berlin übersiedeln. Dann dürfen wir allerdings hoffen, daß das große, zuletzt ins Stocken gerathene Unternehmen einen der Ehre deutscher Wissenschaft würdigen Fortgang nehmen wird.

Wie emsig auf diesem Gebiete die Detailforschung thätig ist und wie sich infolge dessen der Gesammtstand unsers Wissens von Zeit zu Zeit ändert, hat man zu erkennen Gelegenheit, wenn man den jetzt erschienenen zweiten Band der dritten umgearbeiteten Auflage von Wilhelm Wattenbach's „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts" (Berlin 1875) mit den entsprechenden Abschnitten des Werkes in seiner frühern Gestalt vergleicht; immer tiefer ist man in die Remedur der Quellen eingedrungen, mit einer mehr und mehr verbesserten Methode hat man dieselben zu zersetzen und nach ihren verschiedenen Bestandtheilen zu zergliedern gelernt; manche bisher noch hoch angesehene Autorität ist als haltlos gefallen, hier und da eine als unecht oder als sachlich werthlos gekennzeichnete Quelle in ihr Recht eingesetzt worden. Als eine der interessantesten Erscheinungen unserer historischen Literatur verdienen aber gerade in dieser Hinsicht die „Florentiner Studien" von Paul Scheffer-Bönhorst (Leipzig 1874) hervorgehoben zu werden. Durch dieselben ist für zwei der berühmtesten Geschichtswerke Italiens, welche sich auch vom literarhistorischen Standpunkte aus des größten Ansehens erfreuten und ein Gegenstand des patriotischen Stolzes für den literaturkundigen Italiener waren, der Beweis der Unechtheit geführt und in völlig schlagender, unwiderleglicher Weise dargethan worden, daß sie spätere Fälschungen seien: die Geschichte der Malespini sowol, in der die Italiener, nachdem der angebliche Matteo von Giovinazzo als unecht hatte preisgegeben werden müssen, das älteste Denkmal der Geschichtschreibung in italienischer Sprache verehrten, als auch die noch viel höher verehrte und förmlich als nationales Heiligthum gefeierte Chronik des Dino Compagni ist von einem scharfsinnigen deutschen Kritiker als eine Fälschung dargethan worden, wie man sich denken kann, zum lebhaftesten Bedauern der Italiener selbst, von denen aber dennoch alle irgend Urtheilsfähigen durch die zwingende Logik der Beweisführung genöthigt, mit dem ihrem patriotischen Stolz begreiflicherweise so schmerzlich nahe tretenden Ergebniß von Scheffer-Bönhorst's Forschung sich einverstanden erklärt haben.

Von den eigentlich darstellenden Werken aus dem Gebiete der Geschichte des Mittelalters, welche während der letzten Monate erschienen sind, erwähnen wir zunächst den fünften Band der berühmten „Deutschen Verfassungsgeschichte" von Georg Waitz (Kiel 1874), mit dessen Veröffentlichung das seit vollen 13 Jahren (der vierte Band war 1861 erschienen), in einen von allen Seiten lebhaft bedauerten Stillstand gerathene Werk endlich wieder einen Schritt vorwärts gethan hat, um, wie wir hören, nun in etwas schnellerm Tempo weiter geführt zu werden. Der vorliegende Band, welcher übrigens durch einen vorgehefteten Separattitel als der erste Band eines neuen Werkes: „Die Deutsche Reichsverfassung von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts", bezeichnet wird, gibt zunächst eine Uebersicht über die Ausbildung des Deutschen Reiches bis auf Otto I. und dann die weitere Gestaltung desselben durch die Verbindung mit dem Kaiserthum, um dann das Reich und seine Theile und weiterhin das Volk und seine Stände zu betrachten, und damit auf Grund der umfassendsten Quellenbenutzung die Grundlagen für die künftige Darstellung der eigentlichen Verfassung zu gewinnen. Die „Jahrbücher des Deutschen Reiches", auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission

bei der königlichen Akademie der Wissenschaften, sind durch einen neuen Band vermehrt worden, den ersten einer Geschichte „Heinrich's III." von Ernst Steindorff (Leipzig 1874). Dasselbe behandelt in der für die Mitarbeiter an den Jahrbüchern einmal obligatorischen leidigen Form strenger Annalistik die Geschichte des Reiches unter Heinrich III. in den Jahren 1039—47. Die Forschung ist eine scharf eindringende und peinlich genaue und hat denn auch hier und da zu einer Berichtigung und Ueberlieferung in Einzelheiten geführt; im ganzen und großen war natürlich auf einem so durchgearbeiteten, zuletzt noch von Giesebrecht durchforschten Gebiete sachlich nichts Neues zu gewinnen. Die größten Bedenken aber muß für den Fortgang des ganzen Unternehmens die Art und Weise erwecken, wie die Details der Vorarbeit mit zur Publication herangezogen werden; die kleinere Hälfte dieses Bandes gibt Specialien über die Urkundenausfertigung u. s. w., welche mit der Sache selbst nicht direct in Verbindung stehen. Dieses leider immer mehr üblich werdende Verfahren kann von der Kritik nicht entschieden genug bekämpft werden; unsere deutsche Geschichtschreibung bedarf gerade in Hinsicht auf die Form der strengsten Selbstzucht und sollte um so mehr auf dieselbe halten, als sie ohnedies immer mehr zu einer Sammlung nicht völlig verarbeiteter Materialien wird und an der Masse des Details, dessen Formlosigkeit sie nicht zu bewältigen vermag, geradezu zu Grunde zu gehen fürchten muß. Das jetzt beliebte Verfahren, dessen Begünstigung durch ein Unternehmen wie die „Jahrbücher des Deutschen Reiches" wahrlich übel angebracht ist, schadet der Geschichtschreibung auch insofern sehr bedeutend, als dadurch die Verbreitung der historischen Werke naturgemäß beeinträchtigt wird. Auch von Wilhelm von Giesebrecht's berühmter „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" freuen wir uns wieder einmal das Erscheinen eines neuen Halbbandes verzeichnen zu können; mit des vierten Bandes zweiter Hälfte (Braunschweig 1875) ist die Zeit des ersten Kampfes der „Staufe und Welfen" bis zu Ende dargestellt. Giesebrecht's Werk reicht nun bis zum Tode König Konrad's III. und steht an dem Beginn der besonderes Interesse darbietenden großen staufischen Epoche, bis zu deren Ausgang Giesebrecht seine trotz mancher Mängel im einzelnen und namentlich trotz der Schwäche des politischen Urtheils hochverdienstliches Werk zu führen sich vorgesetzt hat; möge es ihm vergönnt sein, das damit noch vor ihm liegende große Stück deutscher Geschichte, für das freilich eine Reihe höchst bedeutender Vorarbeiten vorhanden ist, glücklich zu bewältigen.

Bei der großen und vielseitigen Thätigkeit, welche auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte herrscht, muß es eigentlich auffallen, einen Gegenstand, der seiner ganzen Natur nach und nach der Mannichfaltigkeit seiner Beziehungen ein ganz besonderes Interesse darbietet und deshalb zu erneuter Behandlung vorzugsweise auffordern sollte, verhältnißmäßig ganz vernachlässigt zu sehen, nämlich die Geschichte der Kreuzzüge. Seit dem für dieses Gebiet grundlegenden großen Werke von Wilken haben von deutschen Historikern eigentlich nur Heinrich von Sybel in seinem Erstlingswerk über den „Ersten Kreuzzug" (1841), und dann ein Schüler desselben, Bernhard Kugler, in seinen „Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzuges" diese so anziehende Aufgabe eingehender behandelt; nur der dritte Kreuzzug ist, soweit er ein deutsches Unternehmen war, in Verbindung mit der Geschichte Kaiser Friedrich's I. mehrfach zum Gegenstande der Untersuchung gemacht worden. Um so dankenswerther ist es, einmal wieder die Gesammtheit der Kreuzzüge in das Auge zu fassen und eine dem heutigen Stande der Forschung entsprechende Darstellung derselben vorzubereiten; denn noch ist erst der Anfang gemacht mit der Verwerthung der kostbaren Materialien, welche die früher allzu sehr vernachlässigte morgenländische Literatur, namentlich die arabische und armenische Geschichtschreibung, für die genauere Kenntniß des Zeitalters der Kreuzzüge in so reicher Fülle enthält. Von diesem Gesichtspunkte aus begrüßen wir die „Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge" von Reinhold Röhricht (Bd. 1, Berlin 1874) mit lebhafter Theilnahme. Die in dem vorliegenden ersten Bande enthaltenen Studien über den Kreuzzug Kaiser Friedrich's II. (1228) und über die Kämpfe Saladin's mit den Christen in den Jahren 1187 und 1188 zeichnen sich durch eine fast erschöpfende Benutzung der abendländischen und der morgenländischen Quellen sowie der gesammten, weitzerstreuten Literatur aus und empfehlen sich durch eindringende Kritik und historisches Verständniß für die ganze Zeit. Den dritten Platz nehmen Auszüge ein aus dem noch zum größten Theile unbekannten Werke Kamal-ad-

din's „Die Jahre der Geschichte Halebs". Von dem verdienstvollen Unternehmen darf man sich in seinem Fortgange bedeutenden Gewinn für die Geschichte der Kreuzzüge überhaupt versprechen, und wir begrüßen in demselben eine werthvolle Vorarbeit für eine künftige umfassende Neubearbeitung dieses so anziehenden Stoffes.

Aus dem Gebiete der neuern Geschichte gedenken wir zunächst der Thatsache, daß Leopold von Ranke's Erstlingswerk: „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften 1494—1535", welches bei seinem ersten Erscheinen gleich die epochemachende Bedeutung seines damals jugendlichen Autors erkennen ließ und ihm nach kurzer Zeit die Berufung an die Universität Berlin eintrug, unlängst in zweiter Auflage erschienen ist (Leipzig 1875) und in den hier und da eingetretenen Aenderungen und Berichtigungen die bessernde Hand des unermüdlich thätigen Altmeisters deutscher Geschichtschreibung erkennen läßt; auch die berühmte Abhandlung „Zur Kritik neuerer italienischer Geschichtschreibung" fehlt in der zweiten Auflage nicht; von ihr leitet ja die historische Kritik mit ihren Ursprung her. In demselben Zeitraum, den Leopold von Ranke hier wiederholt behandelt, ist nun bei ihrem gleichmäßig raschen Fortschreiten die hochverdiente „Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neuern geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet" von Dr. Georg Weber (Leipzig) schon ziemlich weit vorgerückt. Mit der zweiten Hälfte des zehnten Bandes ist das „Zeitalter der Reformation" zum Abschluß gelangt; die erste Hälfte des elften Bandes hat bereits die Behandlung der „Geschichte der Gegenreformation und der Religionskriege" begonnen. Die Darstellung, welche alle neuern Forschungen zu einem trefflich geeinigten Ganzen verarbeitet, behandelt zunächst die Jesuiten, das Tridentiner Concil, die Reformation in Italien und die Geschichte der Päpste und des Kirchenstaats; Stoffe also, die gerade in unsern Tagen ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nehmen dürfen; der Rest des Halbbandes schildert die Entwickelung des Südens und Westens von Europa zur Zeit der spanischen Vorherrschaft.

Ganz besonders eifrig und mit glänzendem Erfolge haben sich unsere Historiker in neuerer Zeit der Behandlung der Geschichte des 18. Jahrhunderts zugewendet. Die Geheimthuerei, welche bis noch vor nicht allzu langer Zeit in der Verwaltung der wichtigsten Staatsarchive als Princip herrschte, hat glücklich ihr Ende erreicht und die meisten Regierungen wetteifern förmlich in liberaler Unterstützung wissenschaftlicher Erforschung der Vergangenheit durch Benutzung der bisher in den Archiven geheimgehaltenen amtlichen Aufzeichnungen. Aus der reichen Fülle der so entstandenen historischen Werke zur Geschichte des 18. Jahrhunderts heben wir nur diejenigen hervor, welche nach Inhalt und Form in den weitesten Kreisen recht bekannt zu werden berufen sind. Von Arnold Schäfer's „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" (Berlin), welcher wir über einzelne Partien des für die Gestaltung der europäischen Politik entscheidenden Kampfes Friedrich's II. gegen die Verbindung halb Europas neue Aufschlüsse verdanken, ist die das ganze, höchst verdienstliche Werk abschließende zweite Hälfte des zweiten Bandes erschienen, welcher „Die drei letzten Kriegsjahre und die Friedensschlüsse" behandelt. Adolf Schmidt, Professor der Geschichte in Jena, veröffentlichte den ersten Theil eines höchst anziehenden Werkes: „Pariser Zustände während des Revolutionszeitalters 1789—1800" (Jena). Auf Grund eines außerordentlich reichen Materials, welches er während wiederholter längerer Durchforschung der pariser Archive zusammengebracht hat, entwirft Adolf Schmidt in diesem neuen Werke ein nach vielen Seiten hin neue Aufschlüsse gewährendes Bild von den Zuständen der französischen Hauptstadt, durch welches die über dieselben herrschenden Vorstellungen in mehrern Beziehungen nicht unwesentlich modificirt werden. Mit besonderer Genauigkeit behandelt er die politischen Clubs und Vereine und führt auch von dieser Seite her den Nachweis für die immer unleugbarer hervortretende Thatsache, daß selbst in Paris immer nur eine kleine Minderheit revolutionär war, aber die große Masse der Indifferenten theils einzuschüchtern, theils zeitweise mit sich fortzureißen und so die Revolution trotz der entgegenstehenden Ansichten der Mehrheit zu machen wußte. Auch Heinrich von Sybel hat seine „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800" wieder um einen guten Schritt weiter geführt und das im großen Stil entworfene Gemälde der europäischen Politik, zu dem sich sein Werk allmählich erweitert hat, wieder

um eine Reihe neuer, farbenreicher, lebensvoller Gruppen bereichert. Die zuletzt erschienene erste Abtheilung des fünften Bandes (Düsseldorf) behandelt zunächst die Eröffnung des Rastadter Congresses, die Gründung der römischen und der helvetischen Republik, die Verhandlungen über die endgültige Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und die Conferenzen zu Selz; das folgende (sechste) Buch gibt die Entstehungsgeschichte der zweiten Coalition und führt die Ereignisse von dem Beginn der ägyptischen Expedition Bonaparte's bis zu der Auflösung des Rastadter Congresses; bei dieser Gelegenheit wird auch die in neuester Zeit so lebhaft ventilirte Frage nach dem berüchtigten Rastadter Gesandtenmorde einer neuen, alle Momente erwägenden und wol abschließenden Erörterung unterzogen.

Die „Staatengeschichte der neuesten Zeit", welche sich die Aufgabe gestellt hat, die Geschichte der europäischen Staaten seit den Wiener Verträgen darzustellen und so das politische Verständniß für die Gegenwart oder zunächst für deren historisches Gewordensein zu fördern, ein Sammelwerk, welches unsere historische Literatur im Laufe der letzten Jahre um eine Reihe der werthvollsten Arbeiten bereichert hat, ist in der Zeit seit unserm letzten Berichte um zwei Bände vermehrt worden, denen gegenüber wir zum ersten mal ernstlichen Bedenken Ausdruck geben müssen, weil dieselben uns mit dem Charakter und der Tendenz des trefflichen Unternehmens nicht im Einklange zu stehen scheinen. Die „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31", von Theodor von Bernhardi (Leipzig), deren erster Band trotz der hier und da störenden allzu behaglichen Breite der Erzählung durch eine Reihe dankenswerther neuer Aufschlüsse empfohlen und im allgemeinen sehr beifällig aufgenommen wurde, ist um einen zweiten Theil vermehrt worden, auf dessen Titelblatt schon der Zusatz: „Einleitung, erste Abtheilung", Befremden erregen muß. Und dieses Befremden steigert sich, wenn man den Inhalt des stattlichen Bandes näher prüft. Daß die Einleitung zu einem größern historischen Werke den zweiten Band desselben füllt, ist an sich schon eine absonderliche Oekonomie; in diesem besondern Falle aber befindet man sich vollends einem unlösbaren Räthsel gegenüber, wenn man sieht, daß die Einleitung — wohl gemerkt, nachdem der erste Band des Bernhardi'schen Werkes die Ereignisse bis zum Abschluß der Heiligen Allianz geführt hatte —, um die Lage Europas nach dem zweiten Pariser Frieden begreiflich zu machen und ihren historischen Principien nach zu begründen, ausholt von den Perioden der Weltgeschichte, der byzantinischen Theologie, den Kreuzzügen und dem Einfluß des Studiums des Aristoteles u. s. w.; dann von dem Staatswesen des Mittelalters, dem Römischen Recht und seiner Einwirkung auf Deutschland und Frankreich, der Entwickelung der englischen Verfassung, der Aufklärungsliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts und vielem andern handelt, um endlich die Geschichte Rußlands von den ältesten Zeiten bis zur Niederwerfung des Strelitzenaufstandes durch Peter den Großen zu führen. Was hat das alles in einer „Staatengeschichte der neuesten Zeit" zu thun?! Der zuletzt erschienene Band der „Staatengeschichte der neuesten Zeit" (der 20. der ganzen Sammlung) enthält den zweiten Theil von Karl Mendelsohn-Bartholdy's „Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 bis auf unsere Tage". Derselbe behandelt den Zeitraum „Von der Uebernahme der Verwaltung durch Kapodistrias bis zur Großjährigkeit des Königs Otto", also die Jahre 1828—35. Obgleich es ja in diesem Detail noch nicht bekannt gewordene Dinge sind, die der mit Land und Leuten so innig vertraute Geschichtschreiber Neugriechenlands hier zum ersten mal auf Grund einer reichen Fülle von archivalischen Materialien aller Art behandelt hat, so will es uns doch scheinen, als ob er in der Ausführlichkeit des Guten etwas zu viel gethan und sich in die doch ein allgemeines Interesse nicht bietenden griechischen Parteiwirren tiefer eingelassen hätte, als es mit dem Zwecke der Sammlung, von der sein Werk einen Theil bildet, recht vereinbar ist. So wird man sich denn durch einzelne Partien auch nur mit einer gewissen Mühe durcharbeiten, während sich andere, von allgemeinerm Interesse, in der lebendigen und geistvollen Darstellungsweise des Verfassers höchst ansprechend geben und angenehm lesen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literariſche Charakterköpfe aus Ungarn.

Von

B. Alexander.

I.

Eugen Rákoſi.

Zweck dieſer Aufſätze iſt es, die Leſer in kurzen Skizzen mit den beſſern Erſcheinungen der neuern ungariſchen Literatur bekannt zu machen. Wir beginnen mit der Charakteriſtik eines jungen Dramatikers, weil viele beſſere Kräfte der jüngern Generation ſich dem Drama zuwenden und Rákoſi unter dieſen eine der beſten und thätigſten iſt. Doch müſſen wir, um die Leſer über die Tragweite dieſer Bewegungen zu orientiren, eine allgemeine Schilderung unſerer literariſchen Zuſtände vorausſchicken, gleichſam einen belebenden Hintergrund, von dem ſich die einzelnen Skizzen in richtigem Verhältniß abheben mögen.

Die Schilderung außerordentlicher ſtürmiſcher Bewegungen möge indeß niemand erwarten. Literariſch aufgeregt iſt man gegenwärtig bei uns nicht, und wenn auch manches Tüchtige und Vielverſprechende geſchaffen wird, ſo entſpringt das keiner allgemeinen Bewegung und ſteht in ſeinem Urſprung und in ſeiner Wirkung vereinzelt da. Von einer großen und beſtimmten Richtung, zu der ſich die verſchiedenen Dichtungen zuſammenfaſſen, kann gar nicht geſprochen werden. Und doch iſt das, was eine literariſche Epoche bedeutend macht, immer dieſe große Einheit der Richtung, die den einzelnen ſchaffenden Kräften Schwung und Widerhall gibt, weil ſie aus einem großen allgemeinen, die ganze Nation durchdringenden Gefühle hervorgeht.

Eine große literariſche Epoche durchlebten wir im zweiten Viertel dieſes Jahrhunderts. Die Literatur wurde damals von dem mächtigen Gefühl der nationalen Wiedergeburt getragen. Dieſes Gefühl wurde immer mächtiger und ergriff immer weitere Kreiſe, je mehr die Kenntniß fremder Literatur ſich verbreitete, das Beiſpiel hoher Vollkommenheit uns vor Augen ſtellte und dennoch als fremd den nationalen Sinn unbefriedigt ließ. Der eigenthümliche Geiſt der Nation, ſo beſtimmt und markant in allen ſeinen Lebensgewohnheiten und Thaten, rang machtvoll nach einem ihm entſprechenden Ausdruck in der Literatur. Er war auf dem beſten Wege ihn zu finden. Die Sprache, kraft- und klangvoll, entfaltete einen großen, innern Reichthum. Als dieſe Bewegung ihr Ende finden ſollte, traten faſt gleichzeitig drei der genialſten Männer auf den Schauplatz der Literatur; der Lyriker Petöfi, der epiſche Dichter Arany und Jókai, der berühmte Romanſchriftſteller. Alle drei waren berufen, den Nationalgeiſt, jeder in ſeiner Weiſe, zu verkörpern, wie dies nur das Genie zu thun im Stande iſt.

Diese Periode schloß aber plötzlich und gewaltsam mit der blutigen Revolution im Jahre 1848, gewaltsam und vorzeitig, da sowol die Arbeiter als auch das Arbeitsgut unerschöpft waren, schloß aber zunächst unwiderruflich. Die Revolution war die Geburt der großen geistigen Gärungen, die vorangegangen waren, und es war das traurige Los des glorreichen und verhängnißvollen Kindes, sich gegen die eigene Mutter wenden zu müssen. Denn die Revolution wurde blutig niedergeschlagen und das entsetzliche Ende lähmte jede weitere Entwickelung. Zum Theil hielt man jede geistige Regung gewaltsam nieder, zum Theil folgte auf die ungeheuere Erregung von selbst eine ebenso große Abspannung. Man mußte dumpf über sich ergehen lassen, was man nicht abwenden konnte, und die Widerstandskraft der Nation äußerte sich in einer hartnäckigen Passivität. Diese Passivität, die consequent jede Theilnahme am öffentlichen Leben verweigerte, that für die Erhaltung der Nationalität alles, für die Literatur aber natürlich gar nichts. Die geistige Entwickelung blieb völlig stehen, und eine kleine Nation verwindet schwer solche Schläge, weit schwerer, als man in schönen Theorien leichten Herzens von ihr zu fordern pflegt.

Das Heer der Geisteshelden war gesprengt. Petöfi fiel auf dem Schlachtfelde, im Kampfe gegen die Russen, sodaß man selbst sein Grab nicht auffinden konnte. Mit ihm starb der bedeutendste lyrische Dichter, den Ungarn hervorgebracht hat, der unbestritten seinen Ehrenplatz in der allgemeinen Literatur einnimmt, wenn er auch bisher nur verdienstvolle, nicht ebenbürtige Ueberfetzer gefunden hat. Andere, schwer compromittirt, flohen ins Ausland, wo sie das bittere, aber wenigstens erarbeitete, nicht erbettelte Brot der Verbannung aßen. Viele blieben verborgen und zurückgezogen in der Heimat, von dem furchtbaren Schlage bis zu den Wurzeln ihrer Kraft erschüttert. Sie wurden auf das allerstrengste überwacht und durften, wenn sie sich Luft machen wollten, nur in den engsten Kreisen sprechen, oder in deutungsvollen Allegorien schreiben. Jókai allein bewahrte unter diesem Drucke fast ungebrochen sein glänzendes, immer in Fülle spendendes Talent. Seine Werke werden ja in Deutschland allgemein gelesen, trotzdem daß keine Uebersetzung im Stande ist, einen Hauptreiz seiner Werke, die köstliche, frische, humorvolle Sprache wiederzugeben. Der dritte jener genialen Männer, die kurz vor der Revolution anfingen zu schaffen, Johann Arany, ist nach der Meinung vieler, unter diesen auch des Verfassers dieser Artikel, der bedeutendste Dichter der ungarischen Literatur. Nicht so frisch und hinreißend wie Petöfi, nicht so glänzend und fruchtbar wie Jókai, ist er der am meisten harmonische und tiefe unter ihnen, und nie erklang die ungarische Sprache reicher und schöner als in seinem Munde. Und doch gingen die schönsten Blüten dieser reichen Kraft in den Jahren des Druckes verloren. Vor der Revolution hatte er in drei Jahren vier größere poetische Arbeiten, Epen, vollendet, und unter diesen das volksthümliche Epos „Toldi", dem es nur an einer congenialen Uebersetzung fehlt, um überall als ein Meisterwerk anerkannt zu werden, das durch classische Einfachheit und eine in ihrer Naivetät gewaltige und plastische Charakteristik wunderbar wirkt. Nach der Revolution folgte langes Schweigen und außer dem Epos: „Der Tod Buda's" (Bruder Attila's), fast lauter Fragmente. Als Arany vor einigen Jahren sich zur Herausgabe dieser Fragmente entschloß, entschuldigte er sie mit folgenden wehmüthigen Worten: „Wenn die traurige Katastrophe nicht dazwischengekommen wäre, so hätte ich auch später schwerlich etwas unvollendet gelassen. Aber es kam die allgemeine Erregung, es kam die allgemeine Verzagtheit. Wie ein Bach, in dessen Weg sich Felsenstücke wälzten, plötzlich seine Richtung verliert, ein Theil zu einem Teiche versumpft, ein anderer sich in viele Zweige spaltet, die mit verschiedenem Glück einen Ausfluß suchen: so war ich. Jenes heitere, größere Werk, in welchem ich vor 1848 heroisch-idyllische Bilder zu zeichnen begann, verlor seine Wirkung auf mich, ich mußte andere meinem Gemüthe und der allgemeinen Stimmung zusagendere Gegenstände suchen."

Digitized by Google

Als dann Ungarn im Jahre 1867 einen bedeutenden Theil ſeiner ſtaatlichen Unabhängigkeit zurückgewann, zeigte es ſich bald, daß die Bewegung, die von der Revolution her noch vorhanden war, in ihrer idealen Richtung ſich nicht erwecken ließ. Die Welt war in dieſen 19 Jahren fortgeſchritten und war induſtrieller geworden als je zuvor. Der induſtrielle Wohlſtand des Auslandes ſprach ſo eindringlich zu uns, daß man, wie vom Fieber ergriffen, zu arbeiten anfing, um nachzukommen. Was war natürlicher, als daß das Land dabei ſeine Kräfte überſchätzte, daß es im überraſchen Laufe ſtrauchelte, daß es ſeine Unerfahrenheit mit theuerm Gelde bezahlen mußte? Darauf folgte ein allgemeiner Rückſchlag, Enttäuſchung, Verzweiflung und erſt jetzt beginnt ſich die Lage zu klären, und eine neue Periode in der induſtriellen Entwickelung ſcheint zu beginnen.

Die eigentliche poetiſche Literatur aber hat ihre Kraft und ihre Bedeutung in dieſem Zeitmoment verloren. Sie ſteht nicht mehr oder noch nicht im Mittelpunkte der geiſtigen Bewegung, ſie beſitzt nicht die Führung des nationalen Lebens. Will man von unſern Hoffnungen abſehen, ſo kann man ſagen, daß ein Verfall eingetreten iſt; ein Verfall, der auf die große Bewegung vor der Revolution nichts gefolgt iſt, was ihr gleichkäme, und ſie ſelbſt in der alten Geſtalt nicht zu erwecken war. Von unſern Hoffnungen müſſen wir nun freilich nicht abſehen, wenn wir gerecht ſein wollen. Wir wiſſen, daß jede Periode der Vorbereitung zugleich eine des Verfalls iſt. Wenn neue Ideen eine Geſtaltung erringen, iſt man unzufrieden mit dem, woran man bisher Genüge hatte, und noch unzufriedener mit dem, was aus dieſem formloſen Ringen heraus geboten wird. Ideen in dieſem Stadium trüben den Strom der Literatur, und es dauert oft lange, bis ſich die Fläche glättet und neue Bilder plaſtiſch abſpiegelt.

Nur das wiſſen wir, was uns noththut. Das Ziel ahnen wir, dem das nationle Leben zuſtrebt, da wir den Ideengehalt vor Augen haben, der unſerer Arbeit zu Grunde liegt, und der früher oder ſpäter in der Literatur ein Denkmal ſeiner Herrſchaft niederlegen muß. Wir haben darin einen Standpunkt, der uns in unbeſtimmter Ferne ein Ziel zeigt, das erreicht werden muß und unſere Aufmerkſamkeit auf die einzelnen hinlenkt, die in hellerm oder dunklerm Drange dieſem Ziele zuſtreben.

Das nationale Leben vertieft ſich im freien, innigern Contact mit der modernen Bildung. Es wird nicht ſich ſelbſt fremd, aber von der erdrückenden Sorge um die Exiſtenz befreit, gewinnt es Raum auch für andere Beſtrebungen, als es die Tendenzen auf Freiheit und Selbſtbeſtimmung waren. Der nationale Geiſt gewinnt einen weiten Horizont, dem nichts Menſchliches mehr fremd ſein kann. Das iſt das Ziel, dem wir zuſtreben. Die Regeneration der nationalen Cultur durch willige, aber eigenartige Aufnahme der Ideen der modernen Bildung. Die erſte Regeneration war und mußte beſchränkt ſein, ſie hatte aus den Banden des Fremdſeins zu befreien. Sie hätte in ruhiger Fortentwickelung leicht einen weitern Flug genommen, ſie begann ihn zu nehmen. Es ſollte nicht ſein. Unſere Arbeit beginnt jetzt trübe, der Geiſt iſt noch wie erſtarrt, er iſt verwirrt und ungewiß ſeiner ſelbſt. Man hat das Gefühl einer böſen Nacht beim Erwachen und findet nicht die Continuität. Aber man ſchreitet doch auf dem Wege, der zum Ziele führt, vorwärts, und der Weg wird ſich allgemach zur Heerſtraße erweitern.

Deshalb ſteht die directe Verbreitung der modernen Bildung, die Wiſſenſchaft, im Vordergrunde des geiſtigen Lebens. Hier ſind die Mängel fühlbar, und es iſt ihnen leichter abzuhelfen. Das Unterrichtsweſen wird reorganiſirt und die beſten Kräfte widmen ſich dieſem großen Werke. Aber freilich, Unterrichtsweſen ohne die Baſis einer reellen, wiſſenſchaftlichen Bildung, und dieſe ohne Blüte der wiſſenſchaftlichen Forſchung, iſt ohne ſtarke Wurzeln. Die wiſſenſchaftliche Forſchung iſt auf dem Gebiete der Geſchichte und einiger weniger Zweige der Naturwiſſenſchaft mächtig rege. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat ihren Schwerpunkt in der geſchichtlichen Forſchung und liegt im Verein mit

der historischen Gesellschaft mit Eifer der Quellenforschung ob. Die Culturverhältnisse in vergangenen Zeiten beginnen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und werden in ansprechender Form dargestellt. Der Romantieismus, das Schwärmen für vergangene Zeiten, war uns aber nie eigen; in der schönen Literatur hat es bei uns nie eine romantische Epoche gegeben, wahrscheinlich weil die Vergangenheit zu wenig in dieser Richtung durchforscht war, und weil wir noch nicht Gelegenheit hatten, von moderner Cultur übersättigt zu sein. Sonst werden die bedeutenden Werke des Auslandes von der Akademie und andern Gesellschaften eifrig übersetzt und zu billigen Preisen verbreitet. Man säet eben, um später ernten zu können. Die ungarische Sprachwissenschaft geht einer neuen Blüte entgegen und gegen eine willkürliche Wortbildung und ein eingerissenes Verderben, eine Verwilderung in der ungarischen Prosa ist eine gesunde Reaction erwacht. Nur liegen fast alle diese Momente der wissenschaftlichen Bewegung von der eigentlichen Literatur, der großen Lehrerin der ganzen Nation, zu weit ab. Die speciellen Wissenschaften sind ohne gemeinsames Band und ohne Fühlung mit der Literatur. Sie können ihr keine Ideen bieten, wenn wir einiges wenige in der historischen Forschung ausnehmen, und werden ebenso wenig von ihr beeinflußt. Es sind Kanäle, die man eben erst gräbt und die ihren Nutzen für einzelne Gebiete, aber nicht für das allgemeine geistige Leben haben. Die Philosophie aber wird mit einem Gleichmuth und mit einer Gleichgültigkeit behandelt, die sich wenig von Geringschätzung unterscheidet. Es hat nie eine Blüte der Philosophie hier gegeben und alle Ansätze dazu sind im Sande verlaufen. Der Büchermarkt lehnt fast jedes philosophische Werk ab, die Universität widmet der Philosophie die geringste Pflege. Und doch hat die Philosophie in jeder Literatur sich als mächtiges Ferment erwiesen, und wie man immer über sie als Wissenschaft denken mag, ihren überwältigenden Einfluß auf Literatur, allgemeine Bildung, mächtige Hebung des geistigen Niveau wird kein Culturhistoriker verkleinern können.

Nichtsdestoweniger ist in der schönen Literatur vielleicht doch ein leiser Zug zur „Vergeistigung", wenn man sich so ausdrücken kann, wahrzunehmen. Ein flüchtiger Blick auf die einzelnen Zweige der Literatur, wobei es uns nicht auf Namen, sondern Richtungen ankommt, wird uns orientiren. In der lyrischen Dichtung ist kein Dichter der Nation so ins Herz gewachsen wie Alexander Petöfi. Er wird hier nicht erwähnt, um charakterisirt zu werden. Wer so im Mittelpunkte des nationalen Fühlens steht wie er, so originell in jeder Faser seines Wesens ist, kann nicht durch abstracte Merkmale erkennbar gemacht werden. Was er besungen hat, das ist für lange Zeit erschöpft; deshalb wird die Lyrik in unsern folgenden Skizzen den kleinsten Raum einnehmen. Ohnehin ist es schwerlich die Lyrik, die uns einen Einblick in den geistigen Inhalt einer Literatur gewähren wird. Gedichte werden freilich auch bei uns in ziemlicher Menge gemacht, aber sie sind von keiner weittragenden Bedeutung. Man kann der wilden, jauchzenden, blendenden Lyrik Petöfi's vielleicht die contemplative, reflective, gemüthswarme von Arany als besondere Richtung gegenüberstellen. Die meisten jungen Lyriker gehen diesen Weg. Der Weltschmerz ist vereinzelt aufgetreten, ohne glühenden Ausdruck, ohne Widerhall und Wirkung. Häufiger vertieft sich die Lyrik und sucht die feinen Erregungen des menschlichen Herzens auf, spiegelt die grübelnde reflexive Art des modernen Geistes wider. Aber das alles sind Strahlen, die gewöhnlich einen Augenblick lang glänzen und dann wieder dem Bewußtsein der Zeit entschwinden. Es fehlt der Brennpunkt, der dieses Licht gesammelt, eindringlich ausstrahlte; es fehlt Harmonie im Schaffen und Empfänglichkeit im Genießen.

Der epische Dichter Johann Arany, der uns am nächsten steht, ist nicht so tyrannisch wie jener lyrische. Von der Heerstraße, die er und seine Vorgänger gebaut haben, gehen manche breite Wege aus und führen in neue, oft reizende Gegenden. Arany hat uns ein lesbares Heldenepos gegeben und hat durch Form und Inhalt mächtige Wirkung auf

die Literatur, die ſich immer mehr ſteigern wird. Das Heldenepos blüht freilich nur vereinzelt. Aber in der epiſchen Erzählung nach Art der Ruſſen ſuchen manche Befriedigung und die Form wird auch wirklich mit Virtuoſität gehandhabt. Im Inhalt iſt häufig Skepticismus, aber mehr als Ausdruck raſtloſen Suchens, nicht thatenloſer Indifferenz.

Für die zur Herrſchaft gelangende Ideenrichtung einer Literatur ſind aber dieſe Gattungen wenig maßgebend. Der allgemeine Geiſt ſucht ſich heute im Roman und im Drama auszuſprechen. Hier finden wir die kräftigſten Zeugniſſe für ſein Weſen, denn dieſe Gattungen haben doch das größte Publikum.

Im Roman herrſcht Jókai ausſchließlich und mit ungebrochener Kraft. Seine Productionsfähigkeit ſcheint unerſchöpflich zu ſein, und was mehr, aller Nachfrage Genüge zu leiſten. In Wahrheit haben wir kaum jemand, der neben ihm Romane ſchreibt, und ſchreibt jemand, ſo hat er kein Publikum. Und niemand verdient mehr dieſen außerordentlichen Erfolg als Jókai. Denn Jókai iſt ein großartiges, künſtleriſches Naturell, und ſteht, was dieſe Stärke des künſtleriſchen Temperaments anlangt, einzig in unſerer geſammten Literatur da. Nun wird es aber ſchwer, ein Wort zu finden, das die in ihm zur Herrſchaft gelangte Eigenthümlichkeit des Nationalgeiſtes charakteriſire. Man ziehe an dieſer Stelle ab, was ſein künſtleriſches Können, die Gewalt ſeiner Darſtellung ausmacht, alſo alles, was einem unwillkürlich unter die Feder kommt, da es tagtäglich wiederholt wird; den plaſtiſchen Blick für Situationen, den prächtigen Schwung der Phantaſie, den Reichthum der Farbengebung u. ſ. w., was bliebe übrig? Ich will behaupten, ein blendender Idealismus. Aber ein Idealismus eigener Art, denn das Wort hat viele Bedeutungen. Mit dem naiven Idealismus eines warmen Herzens betrachtet er alles und die Wahrheit wird dem künſtleriſchen Sehen anbequemt, wo ſie ſtarr und ſpröde iſt. Das iſt aber etwas, was auch dem Nationalgeiſte eigen iſt. Ein blendender, naiver Optimismus, ein Gefühl der Herrſchaft und Herrlichkeit der Welt gegenüber, ein noch unverdorbener, unbefleckter Idealismus durchdringt ihn. Aber nicht ſowol durch dieſen Geiſt ſeiner Dichtung, als durch die Form zeigen Jókai's Romane eine bis zum Extrem geführte Eigenthümlichkeit, leicht, aber undankbar nachzuahmen. Nur ſchwächere Kräfte ahmen ihm deshalb nach, die übrigen werden durch dieſe blendende Gattung beiſeitegeſchoben. Er regt nicht an, er reißt mit ſich und berauſcht in gewiſſer Weiſe. Ich fürchte, auch die Ideen, die er verkündet, haben eine ähnliche Wirkung. Er erforſcht Culturideen, Probleme des menſchlichen Herzens, wie er es mit Bildern der Realität macht, er begeiſtert ſich für ſie, ohne aber genau und mit dem treuen Auge des Forſchers hinzuſehen.

Dieſe Detailmalerei des menſchlichen Herzens, in der modernen Romanliteratur zu ſo mächtiger Wirkung gelangt, iſt bei uns nur vereinzelt und ſpärlich anzutreffen. Unſere Romanſchriftſteller und Novelliſten, die neben Jókai wirken, verſuchen mit Glück das provinzielle Leben zu zeichnen, die Lebensgewohnheiten der Nation, wo ſie noch rein ſich erhalten haben, zu belauſchen. Aber die meiſten leiſten weder in Form noch in Inhalt Bedeutendes, keineswegs bilden ſie hervorſtechende, wichtige Richtungen. Wir leben in der Jókai-Periode und müſſen mit ihrem Glanz auch ihre Schattenſeiten dankbar hinnehmen.

Dem Drama werden wir in dieſem und den folgenden Artikeln beſondere Aufmerkſamkeit widmen. Unſer nationales Schauſpiel hat ebenſo wenig eine Blütenperiode als die andern Zweige der Literatur, aber wir meinen hier doch ein regeres Leben wahrzunehmen. Nur zu keiner beſondern Eigenthümlichkeit will ſich das Drama kryſtalliſiren. Wir haben Schauſpiele, die unſer häusliches Leben belauſchen, ſolche, die hiſtoriſche Charaktere auf die Bühne bringen, tragiſche Conflicte zeichnen und das Leben des Volkes darſtellen, aber, wenn wir die letztern ausnehmen, keine einzige Gattung, die durch einen ſtarken Zug in ihrem Weſen herrſchen kann. Die Kisfaludi-Geſellſchaft hat

sämmtliche Dramen Shakspeare's in zum Theile meisterhaften Uebersetzungen („Sommernachtstraum" von Johann Arany, der auch sämmtliche Dramen des „Aristophanes" übersetzt) herausgegeben, ebenso ist die Molière-Uebersetzung weit fortgeschritten, und diese Uebersetzungen erweisen sich als gute Schule für unsere Dramatiker. Ebenso viel hoffen wir von dem Leben, das sich auf dem Gebiete des Volksstückes zeigt, eine Gattung, die bei uns von den besten Schriftstellern gepflegt und auf der Bühne des Nationaltheaters, bald in dem neuen, prächtigen Volksschauspielhause, dargestellt wird. Diese großen Meister, das Volksleben und Shakspeare mit Molière werden die Bühne dem wirklichen Leben näher bringen, ohne sie der Poesie zu entfremden.

Es ist schwierig in den ersten Stadien, in welchem wir uns jetzt befinden, ein ansprechendes allgemeines Bild unserer Literatur zu zeichnen. Unsere junge Literatur hat ebenso wenig eine große einheitliche Richtung, als eine imponirende Führung. Wir können nur Contouren zeichnen und Gestaltungen errathen, die erst in Bildung begriffen sind. Noch schwieriger ist, den Lauf einer literarischen Evolution mit irgendeinem Grade von Bestimmtheit vorauszubestimmen, so unbekannt sind uns noch diese Gesetze, so innig sind diese Evolutionen mit der politischen Geschichte eines Volkes verbunden. Wir zeichnen eben ein Bild, wie es sich einem einzelnen Beobachter auf einem vielleicht nicht willkürlich gewählten Standpunkte abspiegelt.

Man möge die nachfolgenden Skizzen nicht für genau ausgeführte Bilder nehmen und möge nicht erwarten, alle Gestalten zu finden, die auf dem Gebiete der Literatur sich bewegen. Wir lieben die wahrhaften Charakterköpfe in der Literatur und suchen mit Vorliebe diejenigen auf, die eine ausgesprochene Eigenthümlichkeit geltend machen. Einer der wenigen, die sich in der jüngern Generation am meisten über das allgemeine Niveau des geistigen Lebens erheben, ist der junge dramatische Dichter, den unsere erste Skizze darstellt, Eugen Rákosi.

Aus dem Leben unsers Dichters wissen wir wenig mitzutheilen. Er dürfte jetzt etwa 33 Jahre alt sein und hat sich selbst zu dem gemacht, was er ist. Er war, glaube ich, 22 Jahre alt, als sein erstes Lustspiel „Aesop" aufgeführt wurde und ganz außerordentlichen Beifall fand. Seit fünf Jahren redigirt er ein großes politisches Tageblatt „Reform" und schreibt Dramen. Mehrere von diesen sind dauernd dem Repertoire einverleibt und werden im ganzen Lande mit großem Erfolg gegeben, andere sind abgelehnt worden. Unsere politischen Kämpfe werden mit großer Leidenschaft geführt, deshalb läßt sich der Dichter mit dem Redacteur schwer vereinigen, jedenfalls nicht zum Vortheile des erstern. Andererseits vermag weder bei uns, noch in der Regel anderswo, ein Dichter mit idealem Streben, der nur aus innerm Drange schafft, von dem Ertrage seiner Werke zu leben. Doch sei dem, wie ihm wolle — uns interessirt hier nur der Dichter, wie er vor das Publikum getreten ist.

Bevor wir die besten seiner Dramen durch Analyse ihres Inhalts charakterisiren, seien hier einige Eigenthümlichkeiten des dramatischen Dichters erwähnt, die sich dem Leser aus den Analysen nicht aufdrängen. Rákosi ist durch die Schule Shakspeare's hindurchgegangen, was bezeichnend für seine dichterische Individualität ist. Nicht jedem ist es gegeben von Shakspeare zu lernen, und Wahlverwandtschaft zieht den Schüler zu dem Meister. Durch innigen Verkehr mit diesem Meister ist ihm bleibend geworden die Richtung auf das Ideale. Es handelt sich bei ihm immer um den vollen, wahren Menschen, so sehr, daß der Dichter meint, alle Aeußerlichkeit, auch die der Gesellschaft und des geschichtlichen Bodens beiseitelassen zu können. Die Handlung flüchtet sich, damit die Menschen sich voll und frei ausleben können, in das Reich der Phantasie, oder auf entlegene Schauplätze der Geschichte, mit denen man ganz nach Belieben schalten kann.

Digitized by Google

Rákosi geht aber scheuer als selbst Shakspeare der historischen Realität aus dem Wege, eine Unvollkommenheit, die gewiß im weitern Verlaufe seiner Entwickelung schwinden wird.

Was für die gesunde Einwirkung Shakspeare's von Anfang an zeugte, war, daß die Spuren dieser Einwirkung sich schon früh nur in Aeußerlichkeiten kenntlich machten. So war Ausdrucksweise, Gesprächsart in den ersten Dramen oft ganz kenntlich shakspearisch. Aber Charaktere, Probleme, der Kern der Sache waren selbständig. Sobald dann der dramatische Dichter voll geweckt war, verwischten sich jene Spuren immer mehr. Der Dichter fand seine eigene Sprache, eine Sprache, die durch ihre Kraft und Tiefe einen eigenen Reiz besonders der letzten Dramen bildet.

Wir betonen den Ausdruck dramatischer Dichter. Wir möchten ihn in Wahrheit nur jenen Dichtern zuertheilen, die von der Bühne herab zu wirken im Stande sind, indem sie ihren Personen jene Charakteristik zu geben wissen, die von der Bühne die Phantasie der Hörer ergreift und ihrem Stoff jene Momente abzugewinnen verstehen, welche im Theater packend sind.

Rákosi ist nun ein ausgezeichnetes, dramatisches Talent, wo es sich um Charakteristik der Personen handelt. Ich möchte mich nicht gern auf den Ausdruck beschränken, daß seine Personen Fleisch und Blut haben und leben, und finde doch schwer einen bessern. Man weiß, wie schwer solche Dinge sich analysiren lassen. Jener Ausdruck ist ein vielgebrauchtes Bild und sagt im Grunde zu viel. Kein Dichter kann in dem engen Raume des Dramas einen vollen Menschen entwickeln. Aber er kann die Phantasie des Hörers zwingen, das Fehlende zu ergänzen, sowie in einer Skizze Einzelheiten so glücklich ausgeführt sein können, daß jeder sie zu einem Ganzen ergänzen muß. Der Dramatiker erreicht seinen Zweck, wenn die Handlung des Helden im rechten passenden Moment aus seinem Innern hervorbricht, wenn die Handlungen bezeichnend sind, wenn sie zusammenstimmen und vieles andere. Der Erfolg ist klar: der Zuschauer wird Dichter und Schauspieler vergessen, weil der Inhalt ihn fesselt, die consequent denkende und handelnde Person.

Gerade dieses Gefühl für das Persönliche, die Hingabe an jene Personen zeichnet Rákosi aus. Seine Gestalten leben für ihn und uns, wir lieben und hassen sie, wie es der Dichter will, er stattet sie mit einer Menge von Eingebungen aus, die uns ihr Bild individuell und unvergeßlich machen. Natürlich gelingen ihm nicht alle Personen gleich gut. Der Dichter will ja durch seine Personen etwas sagen, und wenn es für das Publikum nicht durchsichtig genug ist, dann verdunkelt sich auch das Bild der handelnden Person. Der Hang zum Charakteristischen ist in ihm aber so mächtig, daß wir dort, wo dies nicht zu vollem Durchbruch kommt, nicht auf den Mangel desselben, sondern auf eine Hemmung von anderer Seite schließen können.

Merkwürdig ist schließlich, daß fast alle seine Helden Frauen sind. Fast in keinem der Dramen wird der Mann mit der Vorliebe gezeichnet wie die Frau. Es mag sich aus dieser Neigung für Frauencharaktere erklären, daß die meisten der Dramen Lustspiele sind. Die Feinheit der Zeichnung gerade der Frauengestalten macht die Dramen ganz eigenthümlich anmuthig und interessant.

Weniger gut gelingt dem Dichter die theatralische Behandlung des Stoffs. Für gewisse Seiten desselben hat er auch hier einen ausgezeichneten Sinn. So gelingt es ihm, Scenen im großen Stil zu zeichnen. Eine markige Zeichnung, eine gehobene Stimmung zeigt an, wie wohl sich der Dichter fühlt, wie er sich in einem ihm heimischen und lieben Element weiß. Wo die Dramen einen historischen Boden haben oder selbst im Reiche der Sage und Phantasie weilen, schaffen diese Scenen einen prächtigen Hintergrund, der dem Drama ein wuchtiges Gepräge poetischer Realität verleiht, wie man es überhaupt als eine Eigenthümlichkeit dieses Dichters aussprechen kann, daß mit der

starken Richtung auf das Ideale, das Innere des Menschen, eine ebenso starke Neigung für sinnenfällige, sinnbestrickende Realität der Personen und Vorgänge verbunden ist.

Aber die „Geschichten", die uns der Dichter erzählt, sind nicht immer so interessant und so packend wie seine Personen und Scenen. Der Handlung fehlt oft der starke Guß, der die Aufmerksamkeit des Hörers von selbst mit Spannung auf die zu lösende Aufgabe richtet; es fehlt ihr häufig die große, einheitlich durchdachte Conception, die ihr den sichern Schritt und der Wirkung die Unzweideutigkeit verleiht. Die Ideen sind oft ganz vortrefflich, der Vortrag ausgezeichnet, aber das Material ist zu spröde. Der Dichter weiß ausgezeichnet dramatisch zu gestalten, aber er gestaltet nicht immer Dramatisches. Das beeinträchtigt dann bedeutend den Werth der Charakteristik und beeinträchtigt in erster Linie den Werth der Drauen. Denn nichts ist von solcher Bedeutung für die dauernde Wirkung des Dramas als der Stoff, die Handlung, die Geschichte, oder wie man es sonst nennen mag, und wir theilen durchaus nicht die Misachtung, mit der man diesen Gesichtspunkt der Beurtheilung oft behandelt. Wenn sich Rákosi noch nicht zu einem Dramatiker ersten Ranges erhoben hat, so liegt, glauben wir, hierin der Grund davon, und wenn er, wie wir glauben, diesen Rang erreichen wird, so wird dieser Mangel seiner Dramen geschwunden sein.

Denn was diesen Dichter zum Dichter macht, wobei wir einen Moment Charaktere und Handlung und selbst die Bühne vergessen, das ist die hinreißende Gewalt, mit der die Leidenschaft sich in den Hauptscenen Bahn zum Herzen der Hörer bricht. Wenn in meiner Erinnerung die Scenen aufsteigen, wo der König der Fabeln, Aesop, so stimmungsvoll mit seinen Fabeln um Liebe wirbt; wo auf weitem Lagerfelde eine liebeglühnede Königin ihrer Liebe, den Tod im Herzen, entsagt; wo ein stolzes, junges Weib das Erwachen ihrer Liebe erzählt; wo ein stürmischer Werber um das kalte Herz einer Prinzessin mit der höchsten Glut des Ausdrucks wirbt; wo ein armes Bauermädchen Vater und Heim und Glück verläßt, um dem Manne zu folgen, dem sie angehört; wenn ich dabei an den Glanz der Farben denke, die bald in ihrer Pracht berauschen, bald so wunderbar gestimmt entzücken, dann fühle ich erst recht, wie arm solche allgemeinere Zeichnungen sind, die einen echten Dichter erreichen und seinen Werth, wenn auch nur in allgemeiner Fassung, erschöpfen wollen. Es sind nur Andeutungen, die hier geboten sind, und auch nur andeutend können wir die einzelnen Dramen im Folgenden charakterisiren.

Von den einzelnen Dramen wählen wir zur kurzen Besprechung „Aesop", „Trumpf auf Trumpf", „Die krakauer Mönche" und „Die Schule der Liebe". Der Dichter hat unter anderm auch ein Volksstück geschrieben, das mit großem Beifall gegeben wird, doch ist es zum Verständniß solcher Stücke nothwendig, die eigenthümliche Gattung der ungarischen Volksstücke kennen zu lernen. Wir finden wol einmal Gelegenheit zu einer solchen Charakteristik, da die Gattung bei uns heimisch ist und von achtungswerthen Kräften gepflegt wird.

„Aesop", das erste Stück des Dichters, wurde mit Jubel aufgenommen und hat solchen Beifall verdient; denn es ist ein prächtiges Product naiver Unmittelbarkeit und wird immer Beifall finden. Der Dichter hat seitdem Geistreicheres, Tieferes, Besseres geschrieben, aber nichts, was diesem „Aesop" an Frische und Lebendigkeit gleichkommt. Einfälle, wie man sie nur in der Posse für geeignet hält, trägt der Dichter mit einem so naiven Idealismus vor, daß das Publikum sich gefangen gibt. Der Dichter construirt auf der Insel Samos ein wunderbares Reich mit ganz curiosen Gesetzen und man fühlt sich bald ganz heimisch auf der Wunderinsel. Die Fäden einer verwickelten Intrigue werden von einer kecken Hand geflochten und entwirrt, oft in ganz krauser Manier; König, Prinz und Rath tanzen wie Puppen an diesen Fäden; das ganze Ding glaubt aber so

ernſtlich an ſeine Exiſtenz, iſt ſo luſtig und heiter in ſeinem Weſen, daß wir auch daran glauben und ſelbſt in gleiche Stimmung gerathen. Ausgelaſſene Carieaturen treten mit ſo edelm Aplomb auf die Bühne, daß wir es nicht unterlaſſen können, mit den edeln Masken uns einzulaſſen und gründlich über ſie zu lachen. Ein ſolches Stück kann ein bedeutender Dichter nur einmal ſchreiben, dann wenn er anfängt zu ſchreiben; er könnte es ſpäter nie ſo gut machen.

Natürlich iſt das Stück ſchwer zu analyſiren; der Reiz liegt in der Bühnendarſtellung. Aber ſo undankbar können wir nicht ſein, es ſo kurz abzufertigen.

In Samos war's, — warum ſollte es nicht Samos ſein? — wo König Aegeus, von ſeinen Feldzügen zurückgekehrt, den Befehl ergehen läßt, daß jeder, der nicht unter zwanzig und nicht über vierzig Jahre alt iſt, ſich binnen drei Tagen vereheliche. Die decimirte Population muß ſich mehren, und wer den Befehl nicht befolgt, wird ums Leben gebracht.

In ebendemſelben Samos nun lebt der wackere Hofgelehrte Hanthus, der ſein wunderſchönes Töchterlein Erota, neunzehn Frühlinge alt, vor aller Welt verſchloſſen hielt, weil ihm prophezeit wurde, daß ein Sklave ſeine Tochter lieben und ſie eines Königs Frau ſein werde. Hr. Hanthus wählt alſo ſeine Sklaven ſorgfältig aus, um den erſten Theil der Prophezeiung zu vereiteln, für die Erfüllung des zweiten Theils wird ſchon Gott ſorgen.

Als aber der ſtrenge Befehl des Königs ergeht, ſchickt Hanthus, um der Prophezeiung einen Todesſtreich zu verſetzen, alle ſeine Sklaven auf die zahlreichen Inſeln des Archipels zu ſeinen Freunden, um deren Söhne zur Werbung um ſeine Tochter einzuladen. Zur Befriedigung augenblicklicher Bedürfniſſe aber kauft er einen Aushülfsſklaven, aus Vorſicht — einen ſtummen. Der Stumme kommt ins Haus, erblickt Erota, ſtammelt, gewinnt die Sprache, macht eine glühende Liebeserklärung, wird dabei überraſcht und aus dem Hauſe getrieben. Es iſt Aeſop, der König — der Fabeldichter.

Und nun beginnt ein Auf und Ab von Scenen, ſo toll und ſchön, wie ein ſchöner, fröhlicher Maskenball. Aeſop führt alle Perſonen bei der Naſe herum und die prächtige Braut — führt er heim.

Und welche Menge von Perſonen! Da iſt der Sohn des Königs, Caſtus, tapfer im Kriege, aber von fröhlichem Leichtſinn im Frieden. Der kommt auf die Spur der ſchönen Erota und ſtellt ihr natürlich nach. Dann kommen drei Freier auf den Ruf des alten Hanthus, lauter curioſe Kerle, ein Dichter, ein Schlemmer, ein großer Sklavenhalter; jeder will, leicht begreiflich, die liebliche Erota heirathen. Das ſind für den armen Aeſop feindliche Mächte. Da iſt aber eine Dame Sardanapala, die einen Keuſchheitstempel mit Hülfe mehrerer Adoptivtöchter unterhält; dieſe will dem ihr wohlbekannten Königsſohn eine von vier ſolchen Töchtern aufdrängen. Eine von dieſen, ein Findling, iſt keuſch und rein und liebt den Königsſohn wahrhaft. Das ſind freundlichere Mächte für unſern guten Aeſop. Das alles ſtellt ſich uns nun mit ſeinen charakteriſtiſchen Eigenſchaften vor, verwirrt und verwickelt ſich, wird bald von Aeſop, bald ein wenig vom Zufalle getrieben, muß vorwärts, muß ſeinen beſtimmten Weg, und der gute, prachtvolle Aeſop bekommt die ſchöne, trotzige Erota, weil ja das Geſetz droht, weil geheirathet werden muß und weil im ſtillen Erota den Aeſop ebenſo liebt wie Aeſop die Erota.

Bei wichtigen Gelegenheiten ſpricht Aeſop in Fabeln. Hier eine, mit der er am Schluß das Herz Erota's beſiegt:

Die wilde Taube ſaß, verirrt und einſam
Und ruhte traurig mit geſenkten Flügeln
Auf hoher Buche. Eine Turteltaube
Girrt unter ihr in ſüßen Liebestönen
Und ahnet nicht den Lauſcher in dem Laub.

Die wilde Taube hört der Liebe Seufzer,
Und hat alsbald vergeſſen die Genoſſen.
Sie regt die Flügel, und ihr kluges Auge
Erglänzt im alten Feuer, als ſie hin
Zur Turteltaube fliegend eilt, und mit
Von Liebesfeuer aufgeregter Bruſt
Das bittet, was ja jene reichlich bietet.
Doch unſre Turteltaube nicht gar vernehm
Und weiſt zurück den armen kleinen Träumer,
Verheimlicht, was den Buſen ihr bewegt,
Weil ihr der Stolz die Aeußerung verwehrt.
Wie traurig, gramvoll iſt die wilde Taube,
Wie läßt ſie müde ihre Flügel ſinken,
Wie matt und abgeſtorben iſt ihr Auge.
Da ſtößt auf ſie der Falk mit ſeinen Krallen,
Der ſie zur Mahlzeit grad' ſich auserſehen.
Die Turteltaube ſieht der Taube Nath
Und wendet flehend ſich zum gier'gen Falken,
Als Löſegeld ihr Leben ihm anbietend.
Weil nun der Falke ſtaunt und überlegt,
Von beiden, welcher wol der beſſ're Biſſen
Spricht flüſternd raſch die Taub' zur Turteltaube:
Wenn wir verbunden ſind, zwei gegen einen,
So thun wir zwei, was einer nie vermag.
Und laut erwiderte die Turteltaube —
Erota: Es ſei, doch nur weil uns der Falk bedroht,
Der Falk: Geſetz.

Dieſe eingeſtreuten Fabeln, die nur Fabeln in Bezug auf die Handlung ſein wollen, ſind auf den Zuhörer, der die Löſung augenblicklich überſieht, von lebendiger Wirkung.

„Trumpf auf Trumpf" iſt eine reifere Schöpfung, ein feines Luſtſpiel mit hiſtoriſchem Hintergrunde und einer geiſtreichen Luſtſpielsidee. Eine ſtolze Frau, beleidigt durch die ängſtliche Eiferſucht ihres jungen Gatten, den ſie innig liebt, rächt ſich für dieſe Eiferſucht, indem ſie ihren Gatten zwingt, ihr das vollſte Vertrauen zu ſchenken. Der Charakter der Heldin, Margarethe, iſt außerordentlich anziehend, ſie iſt ſtolz, innig liebend, überlegenen Geiſtes und voll weiblicher Anmuth und Hoheit. Darin ſtimmen die Frauencharaktere des Dichters gewöhnlich miteinander überein; aber ſie haben immer ihre individuellen Züge. Sie haben alle etwas Pikantes, Herbes, ſie lieben innig und treu, aber der herbe Trotz der Jungfrau wird oft erſt langſam gebändigt und der feurige Geiſt ſchmiegt ſich ſchwer in die ſüßen Feſſeln. Auch hier liegen die Fäden der Handlung in den Händen einer Perſon, der beleidigten Margarethe; aber was wir im „Aeſop" ſo willig als natürlich hinnehmen: die verwickelte Intrigue, in der jeder Moment neue Kämpfe auf den Schlachtplatz bringt, fällt hier aus der Stimmung heraus und muthet uns nicht an. Die Intrigue iſt nicht gut geſponnen, das Publikum durchſchaut ſie nicht. Margarethe tritt mit dem Ehrgeiz auf, alles ſicher zu lenken, und wird doch ſelber vom Zufall geſchoben. Auch iſt das Stück nicht glücklich componirt. So vermögen die vielen Vorzüge des Dramas, der geiſtreiche Dialog, einzelne ſprühende Scenen nicht durchzuſchlagen und das Stück hatte keinen großen Erfolg.

„Die krakauer Mönche" machten das in vollem Maße wieder gut: ein glücklicher dramatiſcher Wurf, mit einfacher, conſequenter Handlung und großer leidenſchaftlicher Bewegung in den Hauptſcenen. Die Handlung iſt ſchön componirt, nur ein wenig zu ein-

Digitized by Google

fach, zu wenig innere Abwechselung bietend, das Ganze ein Liebesdrama, seine Heldin eine Königin, die liebt, aber so innig und hingebend, daß es das Herz erhebt. Der Trotz ist diesmal weggeblieben, die Liebe überfiel die schöne Königin plötzlich, und eine Königin in ihrer Lage kann nur werben, nicht geworben werden.

Auch hier historischer Hintergrund und Gelegenheit zu Scenen in großem Stil, die der Fabel Wahrheit geben. Die Polen haben Hedwig, die ungarische Königstochter, zu ihrer Königin gewählt. Sie zieht, umjubelt vom Volke, in Krakau ein, empfängt die Huldigung der Großen des Reiches und soll einen Gemahl wählen. Wilhelm von Oesterreich und Szemovics, Herzog von Mazov, halten um ihre Hand an. Im Thronsaale ist auch Jagello, Herzog von Litauen, anwesend, mit seinem Bruder, um die Lage der feindlichen Stadt zu erkundschaften; er hat Hedwig bei ihrem Einzuge gesehen und blieb von ihrem Anblick gebannt. Hedwig sieht ihn, der seine dunkeln, brennenden Augen unabläßig auf sie richtet; auch sie ist in seinen Banden. Die Freier erhalten ausweichende Antwort. Da tritt Jagello vor und wirbt um die Königin im Namen Jagello's, als sein Abgesandter. Die Königin hat den Tod im Herzen, sie kann nicht Jagello's Hand annehmen, weil sie seinen Gesandten liebt. Jagello verläßt mit seinem Bruder die Stadt, und die Königin erfährt zu spät, daß einer der beiden Litauer, aber welcher? Jagello selber gewesen.

Sie schickt einen Boten, in der Verkleidung eines krakauer Mönchs, ins Lager Jagello's, um zu erfahren, welcher von den beiden Jagello gewesen. Aber ihre Freier haben Kunde erhalten und schicken Meuchelmörder in jenes Lager, um Jagello zu ermorden. Die Königin erfährt es; sie schickt ihre treueste Begleiterin, auch in Mönchskleidung, zu Jagello, um ihn zu warnen. Als dann Wilhelm von Oesterreich mit bewaffneter Hand gegen sie zieht, um seine Rechte geltend zu machen, muß die Königin fliehen und flieht in Mönchskleidung — ins Lager Jagello's.

Hier wird sie durch einen Zufall in dem Glauben bestärkt, daß der, den sie so heiß und verzehrend liebt, nicht Jagello ist. Sie trifft nun todesmüde Jagello an. Eine Scene höchster Poesie folgt, voll heißer Liebe, bitterer Entsagung, Schwärmerei und Trauer. Erstaunt und befremdet hört Jagello den lieben Knaben in Mönchskleidern an, der die Züge seiner Geliebten trägt. Hier ein Bruchstück jener Scene:

Hedwig: Worum sind Sterne wir auf Wegen, die
Geschieden sind? Aus unsrer Bahn gerissen
Begegnen wir einander und vergehn.
Wenn ich dir Antwort geben soll, o Herr,
So zürne nicht, wenn sie dir nicht gefällt.
Du siehst an meinem Kleide, was ich bin,
Ich bin ein armer Mönch, der, Gott geweiht,
In diesem Jammerthale nichts mehr sucht,
Als sich dem Himmel wohlverdient zu machen.
Wenn dir mein Angesicht so lieb erscheint,
Daß deine Augen freudig darauf blicken,
So solltest lieber du sie von dir werfen;
Denn traurig ist's, die Blume anzuschauen,
Die sichrem Tod zuwelkt. Ach Herr, ich bliebe
So gern bei dir, ich wär' so gerne dein,
Könnt' wachend, sorgsam deinen Schlaf verfolgen,
Als Knappe deinem lieben Willen folgen,
Als Waffenträger dir die Waffen reichen,
Von deinem Angesicht die Fliegen scheuchen,
In schwüler Hitze kühlen Trank dir bringen,
Und wenn du traurig bist, ein Lied dir singen.
Ich wär' so gerne alles deinem Leben,
Dir treu, mit Leib und Seele hingegeben,

Denn herrlich biſt du Held und mir ſo lieb.
Das Schickſal hat uns andres zugemeſſen,
Es bleibt uns beiden nichts, als zu vergeſſen.

Jagello: Du ſingſt ein traurig Lied, du holder Knabe!
Wer iſt's, der über uns ſo mächtig ſteht,
Daß er uns wehren könnt' zu leben, wie
Es uns gefällt? Und wenn dich gar nichts mehr
An dieſe Erde hält, magſt leichter noch
Und trüben Sinnes du dich ganz mir weihn

. . . .

Hedwig: Ach lieber, guter Herr,
Ich halte deine heiße Hand in meiner,
Ich beuge meine glühnde Stirne unter
Die Traufe deiner dunklen Augen. Ach
Wie glücklich wär' ich, könnte dieſe Bruſt
Hier meine Bruſt wie einen Panzer decken.
Doch leben kann ich nicht für dich, ich kann
Nur ſterben.

Jagello: Ach, Kind, Kind, was ſprichſt du da,
Der Tod iſt noch für dich kein Spielgeſelle.

Hedwig: Der fragt nicht, Herr, zu wem er ſich geſelle,
Und ob er angenehm. Und wen einmal
Die Knochenhand berührt, deß Leben iſt
'Ne Kerze, die im Wind ward angezündet.
Komm denn heran, o Sturm, und löſch' ſie aus.
Laß qualvoll nicht die arme Kerze ſchwinden,
Die langſam brennt und ſich verzehrend brennt
Und, ach, dem Tod zubrennt. Leb' wohl,
Ich muß hinweg und darf nicht länger weilen.
Wir ſahen uns zum letzten mal, o Herr!
Wir waren beide beſſ'ren Loſes würdig;
Doch iſt's nicht würdig, unnütz jetzt zu klagen,
Und nur das Herz wird voll und wird ſo ſchwer
Und übergeht und wieder, wieder ſtrömen
Hervor die Worte, Thränen, Qualen, Seufzer.
Sprich nichts. Leb' wohl. Ein jedes deiner Worte
Vergrößert, was ich tragen muß, leb' wohl.

Bald entdeckt Jagello das Räthſel des geheimnißvollen Knaben. Alle Verwickelungen werden gelöſt, die beiden Liebenden erkennen einander, und Jagello wird König von Polen.

Das jüngſte der Dramen: „Die Schule der Liebe", iſt das genialſte Stück des Dichters. Es enthält Züge von wunderbarer Schönheit und entfaltet einen tiefen Gedankenzug. Die Sprache iſt reich, mächtig und treffend. Das Stück hatte bei der erſten Aufführung großen Erfolg, wurde aber dennoch beiſeitegelegt. Warum, läßt ſich hier nicht erörtern. Man würde über die Verkommenheit unſerer literariſchen Verhältniſſe in dieſer Beziehung, über Cliquenweſen und ähnliches ſprechen müſſen.

Die Handlung ſpielt in dem erdichteten Lande Silvanien. Die Heldin iſt die Königstochter Stella, deren mädchenhafter Stolz ſich zur Abwehr gegen jede Liebe verkehrt, deren ſtarker Geiſt die Liebe misachtet, weil er zu ihr nicht hinanreicht. Sie weiſt alle Freier ab, die ſich an ſie herandrängen, gelockt von dem Throne, den ſie einſt beſteigen ſoll. Ihre Erzieherinnen beſtärken ſie darin; ſie hoffen, daß die Macht in ihre Hände gelangen wird.

Ihr Vater, der alte König Arnuez, trauert. Er ſieht in der ſtarren Kälte ſeiner Tochter grauſe Unnatur, gleichſam Strafe dafür, daß er dies Reich mit gewaffneter Hand

erobert hat und vom sterbenden König verflucht worden war. Umsonst spricht er zu seiner Tochter die weisen Worte geläuterten Menschenthums und gereifter Erfahrung. Die Tochter muß ihm die Sophismen ihres ringenden Verstandes, die Einbildungen ihrer grübelnden Vernunft entgegensetzen. Kann der Vater seiner Tochter ein Herz schaffen? Kann die Tochter, tief angelegt in ihrem Wesen, begreifen, was Liebe ist, wenn sie kein Herz hat?

Drei Freier sind gekommen, und Arnuez will, daß das Spiel enden soll, daß die Tochter wähle. Er würde ihr sonst auch den Thron nicht lassen. Doch Worte vermögen nichts über die Prinzessin. Sie geht, von ihren Erzieherinnen begleitet, sinnend in ihr Schlafgemach. Dort soll sie nun gleich ein Stück wirklichen Lebens sehen. Man überrascht in ihren Gemächern Orlando, von der königlichen Garde, mit Menezi, der Hofdame. Doch was weiß Stella von der treibenden Gewalt der Liebe? Sie sieht darin schnöde Verletzung des Gesetzes und verbannt die beiden vom Hofe. Dennoch erschüttert von dem, was sie erlebt hat, schläft sie seufzend, unruhig ein.

Am nächsten Morgen erscheinen die drei Freier. Unter ihnen ist Kordial, kein anderer als der flüchtige Sohn des ermordeten Königs, der Stella glühend liebt. Die Hofdamen haben ihn erkannt und Stella gewarnt: ihn treibe gewiß nur die Sucht nach dem Throne. Nun entfaltet sich eine prächtige Scene. Der alte gramgebeugte König, wenig hoffend, fast verzweifelnd, die zwei ersten Freier mit glänzendem Wortschwall, der nur recht die Leere der Herzen zeigt, werden von Stella mit geistreichen, spöttischen Worten abgewiesen. Dann erscheint Kordial. Das innige Wort des Herzens bricht hervor, das Wort „das über den Thron hinausdringt, hinausdringt, wo ein Menschenantlitz lächelt und ein Menschenherz im warmen Schlag erbebt". Er spricht begeistert, edel, männlich. Stella bleibt kalt, spöttisch. Sie kenne schon das alte Lied, dessen Weise immer gleich bleibe. Kordial wird von Verzweiflung erfaßt. Seiner nicht mächtig, stürmt er die Stufen des Throns hinan und stößt sich den Dolch in die Brust. Stella steigt hastig vom Throne herab, damit — ihr Kleid nicht befleckt werde. Nun ist der arme, alte König vernichtet. Er verstößt seine Tochter. Ein Kohlenbrenner, eine originelle Gestalt aus dem Walde, war gekommen, um über eine verlorene Tochter zu klagen, die ihrem Liebhaber gefolgt war, dem übergibt er seine Tochter; dort möge sie menschlich werden.

Ein rührend idyllisches Bild folgt auf die fast tragische Scene in großem Stil. Die Töchter des Kohlenbrenners erwarten den Vater, der endlich mit der fremden, stolzen, wortlosen Frauengestalt erscheint. Stella ist todmüde, hungerig und will Müdigkeit und Hunger mit den letzten Resten ihres verschärften Trotzes bezwingen; sie begreift nicht, was ihr geschehen, ihr ist die Welt ein Räthsel. So wäre es dem Blinden zu Muthe, wenn man ihn zwingen wollte, zu sehen. Aber sie soll erfahren, daß die Welt nicht vom Verstande begriffen wird. Von Hunger bezwungen, greift sie endlich gierig nach einem Stück Brot. Naturgewalt wird sie unterjochen und erziehen.

Da fällt ein düsterer Schatten in der Gequälten Herz. Kordial ist nicht todt, er ist schwer verwundet und wird durch den Wald geführt. Vor der Hütte, als ihn seine Wächter auf einen Augenblick verlassen, reißt er den Verband von seinen Wunden, er will verbluten. So erblickt ihn Stella, die bei seinem Anblick von Ohnmacht umfangen wird.

Doch Kordial wird fortgeführt, und Stella lebt mit der Familie des Kohlenbrenners. Sie treibt die Ziegen auf die Weide. Es muß ihr weh im Gemüthe sein, es muß da gären und toben und nur des Funkens harren, um sie sich selbst erkennen zu lassen. Da wird sie Zeuge von der verzehrenden Gewalt der Leidenschaft. Die Tochter des Kohlenbrenners liebt einen wilden Waldgesellen und hält nur schwach seinem Drängen und Bitten stand. Folgt sie ihm, so folgt sie ihm nur ins Elend und stürzt den guten alten

Digitized by Google

Vater, der noch um die eine verlorene Tochter weint, in neue Trauer. Stella tritt vor und ſucht die beiden zu beſchwören: das Mädchen dürfe nicht dem wilden Drange des Blutes und der Begierde folgen. Schon will der Liebhaber in Wuth ſein Mädchen verlaſſen, als ihm dieſe, nichts achtend und ſich Stella entreißend, folgt.

Stella ſteht beſtürzt. Sie ringt nach Faſſung, um ihre Gedanken zu ſammeln. Kann ſie das verſtehen, muß nicht die ganze Welt aus den Fugen weichen? Doch in derſelben Minute wird es ihr licht:

Vielleicht hat recht ſie, hat ein Recht,
So fortzugehn, ſo hinzuwerfen ſich,
Ein Leben hinzuwerfen, ohne Grund,
Blos für ein Ding, dem ſie 'nen Namen gab
Und einen Thron im Herzen aufgebaut,
Doch das ſie nicht verſtehn, nicht denken kann,
Nur fühlen kann in allen ihren Fibern,
Mit allen Sinnen fühlen kann zugleich,
Mit keinem Sinn allein. Es iſt nicht Furcht,
Nicht Tapferkeit, nicht Freude und nicht Trauer,
Es iſt nicht Feigheit und nicht Heldenmuth,
Es iſt nicht Hoffnung, nicht Verzweiflung,
Doch alles dies, alldies zuſammen iſt's,
In Fehlern und in Tugenden, gleichviel,
Der Menſchen Ideal, das iſt's, das iſt's.
Das Leben iſt nur Leben im Gefühl,
Gedacht ein dumpfes unfruchtbares Streben.

Stella iſt zum vollen Menſchenleben erwacht; aber die Früchte ihrer Schuld verfolgen ſie. Der unglückliche Orlando, den ſie früher, weil er geliebt, vom Hofe verbannt hat, tritt vor ſie hin. Seine Geliebte iſt der Schande entlegen, ſeine alte Mutter vor Gram geſtorben, er ſelbſt ſucht Rache. Er weiß, daß Kordial hier im Walde verborgen iſt, er weiß, daß Stella Kordial liebt; Kordial ſoll ſterben, er will ihn dem Geſetz ausliefern. In furchtbarer Aufregung ſucht Stella den Wüthenden zu beſänftigen, er eilt fort, in demſelben Moment erſcheint Kordial, und Stella ſinkt ihm, von ihren Gefühlen überwältigt, an die Bruſt.

Und das alles, von dort an, wo die drei letzten Freier auftreten, war — ein böſer, beängſtigender, aber auch befreiender nnd läuternder Traum. Denn im fünften Acte ſehen wir uns abermals im Thronſaal und hören, wie die Damen von einem ſchweren, ſchrecklichen Schlafe ſprechen, aus dem die Prinzeſſin noch immer nicht erwacht ſei. Und da iſt ſie ſchon ſelbſt, wie ſie haſtig athmend in den Thronſaal ſtürzt, ſich zu des Königs Füßen ſtürzt und um Gnade für — Kordial fleht. Beſtürzt ſehen alle einander an, und langſam erwacht Stella zum Bewußtſein der Wirklichkeit. (Frau Teleki, die Darſtellerin der Stella, fand einen erſchütternden Ausdruck für die Worte Stella's: „Vater, was habe ich geträumt?") Doch die Liebe Kordial's und die Läuterung Stella's ſind kein Traum. Als die beiden erſten Bewerber, erſchreckt von dem ſonderbaren Benehmen der Prinzeſſin, von der Werbung abſtehen, ſteigt Stella vom Throne herab und wirbt um den glücklichen Kordial... und ſo hat die Schule der Liebe ihr Ende.

Wenn man die Bedeutung des Stückes aus dieſer Skizze nicht erkennt, ſo liegt es an ihrer Unvollkommenheit. Es iſt wahr, die Handlung iſt auch hier nicht feſt und geſchloſſen, und es liegt in der Natur der Grundidee, daß Stella mehr die paſſive Heldin der pſychologiſchen Entwickelung bleibt. Dafür entſchädigt die Tiefe und Schönheit dieſer Entwickelung, wie ſie nur ein echter Dichter anſchauen konnte. Es iſt ein gewagtes Problem, ein Frauenherz in hoher Weisheit erziehen zu laſſen und dann durch die Gewalt des

Digitized by Google

vollen menſchlichen Lebens ihr Herz zu erwecken; aber nachdem das Problem gelöſt iſt, fühlt man die echte Erhebung, die von der wahren Löſung eines menſchlichen Problems ausgeht. Endlich iſt der Traum ein gewagtes Mittel, um einen dramatiſchen Knoten aufzulöſen, und wie es auch Grillparzer ausſprach, wird der Dichter ein ſolches Mittel höchſtens einmal in der Luſt des Schaffens anwenden. Aber der Traum bleibt doch nur Mittel, Form, die der dramatiſchen Handlung nichts von der Wirklichkeit entreißen kann, welche ſie ſich von der Bühne herab im Herzen des Zuſchauers zu erobern weiß. Wol iſt tragiſche Erhebung groß, aber ſie iſt drückend. Es wird uns ſo wehmüthig ums Herz, daß die Größe in dieſer dumpfen Welt der Gegenſätze zu Grunde gehen muß. Soll ein Frauenherz, das groß und edel iſt, an ſeiner Tragik zu Grunde gehen? Nein! Zaubern wir ihr in dieſer Welt, in der alles Geſchehene unwiederbringlich iſt, einen Traum vor die Seele, der ſie läutert und befreit. Freuen wir uns, wenn Adel und Schönheit ſiegen.

Dieſer Dichter ringt nach Großem; rufen wir ihm Worte der herzlichſten Ermuthigung zu.

Die neueſten Conflicte in Südamerika.

Von

Geh. Hofrath **Louis Schneider.**

Ein Vergleich und eine Prüfung der neueſten Nachrichten aus Südamerika laſſen erkennen, daß der längſt drohende Conflict zwiſchen der Argentiniſchen Conföderation und Braſilien vielleicht ſchon in nächſter Zeit zum Ausbruch kommt, und viel wird von dem Auftreten des Dr. Tejedor — bis zum Regierungsantritt des gegenwärtigen Präſidenten Avellaneda Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Argentiniens — in Rio-de-Janeiro abhängen, ob der endlich unvermeidliche Kampf zwiſchen der ſpaniſchen Raſſe des republikaniſchen La-Plata-Beckens und der luſitaniſchen Raſſe des monarchiſchen Braſiliens noch einmal vertagt oder ſein Ausbruch beeilt wird. Daß Präſident Avellaneda dem Dr. Tejedor, ſtatt nach Aſſuncion, wie es unmittelbar nach Niederwerfung des Mitriſtenaufſtandes in Buenos-Ayres hieß, als Geſandten und Vermittler nach Rio-de-Janeiro ſchickt, ſcheint ein gutes Zeichen für Fortdauer des Friedens, weil die Sendung eines Vermittlers überhaupt die Abſicht einer Vermittelung vorausſetzen läßt; aber freilich wird dieſe Vorausſetzung durch die dazu gewählte Perſönlichkeit wieder paralyſirt, da Dr. Tejedor ſich vom erſten Augenblick an, wo in der Frage der Grenzbeſtimmung zwiſchen Paraguay und der Argentiniſchen Conföderation ſo weſentliche Meinungsverſchiedenheiten unter den Frieden ſchließenden Staaten eintraten, als der heftigſte Gegner Braſiliens bewieſen und die Anſchauungen der Staatsmänner des Kaiſerreiches in dieſer wichtigen Frage bekämpft hat, und zwar in einer diplomatiſch ungewohnten, ſo durchaus ungehobelten Weiſe, daß ſich kaum annehmen läßt, man werde dem ſeltſamen Vermittler in Rio-de-Janeiro beſonders freundlich oder bereitwillig entgegenkommen. Für beide Staaten handelt es ſich aber auch um ſo wichtige, ja Lebensintereſſen, daß ein Ausgleich nur dann möglich iſt, wenn eben Kaiſerreich und Föderativrepublik mit gutem Willen in die Verhandlungen eintreten und von vornherein bereit ſind, beiderſeits wenigſtens von einem Theile ihrer Forderungen abzulaſſen. Da dieſe Forderungen aber auf ſtaatlichen, politiſchen, nationalen und geographiſchen Nothwendigkeiten beruhen, ſo iſt in der That ein Vergleich kaum zu erwarten, um ſo mehr, als durch die Abſicht der argentiniſchen Regierung, die Inſel Martin-Garcia zu befeſtigen, neuerdings ein weiteres Element des Zwieſpalts hinzugetreten iſt, bei welchem außer Braſilien auch Großbritannien, Frankreich und die Vereinigten Staaten intereſſirt ſind. Eine Befeſtigung dieſer, am Ausfluß des Uruguay und des Paraná in den La-Plata-Liman liegenden und die Einfahrt in dieſe beiden Ströme beherrſchenden Inſel, iſt gleichbedeutend mit der abſoluten Herrſchaft der Argentiniſchen Conföderation über dieſe beiden Waſſerläufe und ihre ſämmtlichen Zuflüſſe, und da ſie unſtreitig auf

argentiniſchem Territorium liegt, ſo iſt das Verlangen und Streben aller Präſidenten von Buenos-Ayres und der Conföderation vollkommen gerechtfertigt, Martin-Garcia zu einem Grund- und Eckſtein ihrer maritimen Macht zu machen. Auch die Republik Uruguay (La Banda oriental del Uruguay) würde viel darum geben, wenn ſie ſich auf dieſer Inſel feſtſetzen könnte, und zur Zeit, als Uruguay eine braſilianiſche Provinz, die Cisplatina, war, that Kaiſer Dom Petro I. manchen Schritt, um in den Beſitz derſelben zu gelangen; allerdings nur auf dem diplomatiſchen Wege der Verhandlungen, denn ſowol damals als ſpäter bei dem Kriege gegen Roſas, den Tiger des La-Plata, wäre es Braſilien leicht geweſen, ſich dieſer Poſition mit Gewalt zu bemächtigen, und wäre die Cisplatina im Beſitze Braſiliens geblieben, ſo würde Braſilien ebenſo gerechtfertigt geweſen ſein, wenn es nach dieſer Beherrſchung der Platagewäſſer geſtrebt hätte, als es jetzt die Staatsmänner der Conföderation ſind. Von dem Augenblick aber an, wo der gegenwärtige Kaiſer Dom Pedro II. ſeine Regierung antrat, bis jetzt, hat dieſer Monarch es als den oberſten Grundſatz ſeiner Politik ausgeſprochen, ſein Land durch keine fremde Nationalität zu vergrößern und beſonders nichts Spaniſches in die luſitaniſche Gemeinſchaft einzurahmen.

Um ſowol den Gegenſtand der gegenwärtigen Zerwürfniſſe als die aus denſelben ſich entwickelnden Unterhandlungen oder Kämpfe vollſtändig verſtehen und überſehen zu können, bedarf es eines Rückblicks auf die Verhältniſſe vor jetzt 65 Jahren, aus denen die jetzige Gruppirung der La-Plata-Staaten entſtanden iſt.

Als im Jahre 1810 ſich auch im ſpaniſchen Südamerika die Geſchichte aller mächtig gewordenen, vom Mutterlande niedergehaltenen oder ſchlecht behandelten Colonien wiederholte, Advocaten, Schriftſteller und unzufriedene Militärs den ſpaniſchen Vicekönig aus Buenos-Ayres vertrieben und das bisherige Vicekönigthum für unabhängig erklärten, waren die jetzt 13 andern Staaten der Conföderation — damals Provinzen des Vicekönigthums — mit den Vorgängen in Buenos-Ayres einverſtanden und nahmen ohne Weigerung die revolutionäre Regierung an, die ſich an die Stelle der königlichen geſetzt hatte. Nur die beiden Provinzen Uruguay und Paraguay machten eine Ausnahme. Nachdem ſie einige Monate lang erklärt hatten, bei Spanien bleiben zu wollen, folgten auch ſie zwar der allgemeinen revolutionären Bewegnung, nahmen die von Buenos-Ayres proclamirte Unabhängigkeit an, nicht aber die Herrſchaft der ſelbſt eingeſetzten Regierung in Buenos-Ayres, und wollten die von der Revolution errungenen Vortheile für die eigene, wenn auch beſchränkte Selbſtändigkeit einheimſen. Die Leiter der republikaniſchen Bewegung in Buenos-Ayres waren ebenſo überraſcht als erſtaunt, ſich plötzlich einen Widerſtand entgegentreten zu ſehen, wo ſie ihn nicht erwartet. Sie waren bei ihrem Plane der Ueberzeugung, ſich ohne Schwierigkeit auf den leer gewordenen Stuhl ſetzen zu können, und ſchienen gar nicht begreifen zu wollen, daß Uruguay und Paraguay nun daſſelbe Recht für ſich in Anſpruch nahmen, welches ſie ſelbſt für das einzig gültige erklärt hatten. Buenos-Ayres ſandte ſofort Truppen ſowol in das nahe gegenüberliegende Uruguay als in das entferntere Paraguay, ſtieß nun aber auch auf gewaltſamen Widerſtand, und mußte es endlich geſchehen laſſen, daß beide Provinzen ſich als durchaus ſelbſtändige Republiken conſtituirten, die zwar bereit waren, in freundſchaftlichen und gut nachbarlichen Beziehungen zu Buenos-Ayres und denjenigen andern La-Plata-Staaten zu bleiben, welche zu Buenos-Ayres halten wollten, aber nicht geſonnen, in irgendein abhängiges Verhältniß mit einem von ihnen oder allen 14 zu treten.

Daher die mehr als ſechzigjährige Eiferſucht der Porteños — ſo nennen ſich vorzugsweiſe die Bewohner der Stadt Buenos-Ayres — auf Uruguay und ſeine Hauptſtadt Montevideo, deren unverzeihlichſtes Verbrechen es in den Augen jedes Porteño iſt, einen

ſehr viel beſſern Hafen zu haben als Buenos-Ayres, und durchaus nichts von der Conföderation der andern La-Plata-Staaten wiſſen zu wollen. Daher aber auch das unausgeſetzte Beſtreben der Argentiner, das unter dem ausgeſprochenen Despotismus des Dr. Francia, des Carlos Lopez und ſeines Sohnes Francisco Solano Lopez immer mehr erſtarkende Paraguay entweder durch geſchickt angelegte Ränke oder durch Gewalt der Waffen zum Aufgeben ſeiner Unabhängigkeit und zum Eintritt in die Conföderation zu zwingen.

Vom nationalen Standpunkte und noch mehr vom politiſchen iſt dieſes Beſtreben der Conföderationsregierung ſogar ein gebotenes. Wenn Uruguay und Paraguay zur Conföderation träten, ſo würde dadurch ein einheitlich ſpaniſches Reich in einer Weiſe abgerundet und concentrirt, daß es dem mächtigen Braſilien ſo ziemlich in allen Dingen die Spitze bieten und ein vollkommenes Gleichgewicht mit ihm aufrecht erhalten könnte. Von den Anden bis zum obern Laufe des Paraná und bis zum Rio-Apa und über den Uruguay hinaus bis zum Atlantiſchen Ocean herrſcht die ſpaniſche Raſſe, das ſpaniſche Idiom, die ſpaniſche Ausſchließlichkeit. Erſt nördlich vom Jaguarão beginnt das portugieſiſche Element. Gebirge und Waſſerläufe ſcheiden dieſe ſo grundverſchiedenen, ſich erbfeindlichen nationalen Formationen, auch geographiſch, obgleich ein Blick auf die Karte es in erſter Ueberſchau natürlicher erſcheinen läßt, wenn Uruguay noch zu Braſilien gehörte, und wer die Politik auf nur geographiſche Bedingungen zuſchneiden will, dürfte recht haben. Dom Pedro I. hat durch die That bewieſen, daß er dieſe Auffaſſung theilte, denn er annectirte eben ganz Uruguay und gab ihm den bedeutungsvollen Namen der Ciſplatina.

Alle Kriege, alle Streitigkeiten, alle Zerwürfniſſe, Revolutionen und Pronunciamentos, welche ſeit mehr als ſechs Decennien die von der Natur ſo reich ausgeſtatteten La-Plata-Länder nicht zu einer ruhigen und glücklichen Entwickelung kommen laſſen, müſſen auf dieſe Ereigniſſe zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung, die aus ihnen entſtandene Eiferſucht und das Beſtreben zurückgeführt werden, das alte ſpaniſche Vicekönigthum in republikaniſcher Form, aber in ſeinem ganzen Umfange wiederherzuſtellen. Direct und indirect, bewußt und unbewußt, abſichtlich oder durch Zwiſchenfälle herbeigeführt, taucht dieſer Gedanke immer wieder auf, und wenn Argentiner das auch leugnen, ſo iſt es doch nichtsdeſtoweniger richtig, daß ſich faſt alle politiſchen Ereigniſſe, Combinationen und Plane auf dieſes Motiv zurückführen laſſen. Daß dem Kaiſerreiche Braſilien eine ſo territorial abgerundete national ſtolze Conföderation von Republiken als nächſter Nachbar nicht genehm ſein kann, liegt auf der Hand, und wenn ſich auch nicht nachweiſen läßt, daß von braſilianiſcher Seite irgendetwas dagegen gethan worden wäre, ſo wird man in Rio-de-Janeiro gewiß nie die Hand dazu bieten, daß eine Wiedervereinigung der getrennten Theile zu Stande kommt. Der gegenwärtige Zuſtand der La-Plata-Republiken und ihre, wenn nicht geradezu und offenkundig feindlichen, ſo doch ſtets eiferſüchtigen und geſpannten Verhältniſſe untereinander, trugen weſentlich zur äußern Sicherung Braſiliens bei.

So oft noch ein Krieg, eine Revolution, ein Pronunciamento die Ruhe Urnguays geſtört hat, ſind auf argentiniſchem Boden die Vorbereitungen dazu getroffen, die Mittel geſammelt, die Perſonen begünſtigt worden. Umgekehrt läßt ſich das auch für die Conföderation und ſpeciell für Buenos-Ayres von Uruguay aus nachweiſen. Beide Staaten wünſchen ſich einander das möglichſte Unheil, und wenn auch die Regierungen nicht offen gegeneinander auftreten, ſo herrſcht unter den Staatsmännern und Notablen beider Länder ebenſo wie in ihrer Preſſe eine fortdauernde Gereiztheit. In ihrem Haſſe gegen und in ihrer Furcht vor Braſilien ſtimmen indeſſen beide Länder überein. Deſſenungeachtet bleibt es ſehr fraglich, hat ſich bisjetzt wenigſtens immer noch ſo bewieſen, ob beide zuſammenſtehen würden, wenn Braſilien mit einem von ihnen abzurechnen hätte? Im Gegentheil, Buenos-Ayres würde ſich freuen, wenn Braſilien Uruguay — und Uruguay würde entzückt ſein, wenn es Buenos-Ayres lahm legte, da beide wenigſtens von der Beſorgniß geheilt ſind,

daß Braſilien irgendein Land ſpaniſcher Raſſe annectiren würde, und dieſe Beſorgniß iſt ſeit dem letzten Kriege vollſtändig verſchwunden, wo braſilianiſche Truppen, nach der Wegnahme von Payſandú, ſiegreich in Montevideo einzogen, aber auch nicht einen Zoll breit uruguayiſchen Territoriums zur Entſchädigung in Anſpruch nahmen, wie ſich denn überhaupt in ganz Südamerika die Ueberzeugung feſtgeſetzt zu haben ſcheint, daß Braſilien bei Lebzeiten ſeines jetzigen Kaiſers keine Territorial- oder Colonialvergrößerung anſtreben wird.

Wir haben ſeinerzeit den Verlauf des Krieges der Tripleallianz gegen den Dictator Lopez von Paraguay*) aufmerkſam verfolgt, und auch die nach demſelben entſtandenen diplomatiſchen Wirren**) darzuſtellen verſucht, und können daher an dieſe Vorarbeiten anknüpfen, wenn wir auf das Bevorſtehende aufmerkſam machen und die Motive für das bisjetzt Geſchehene erklären wollen. Obgleich kein Hauptfactor für die gegenwärtigen Verhältniſſe in Südamerika, aber doch der Zankapfel und das Object des Streites, möge Paraguay zunächſt in Betrachtung kommen. Es gibt wol in der Gegenwart kein unglücklicheres, verkommeneres, ja ſo vollſtändig in Elend verſunkenes Land als dieſe Republik! Sämmtliche Präſidenten, Miniſter und Staatsmänner, welche ſeit dem Tode des Dictators Solano Lopez dort am Ruder geweſen, haben ſich vollkommen unfähig erwieſen, die allerdings wahrhaft erſchreckenden Zuſtände des verarmten, ſeiner männlichen Bevölkerung beraubten, von politiſchen Leidenſchaften zerriſſenen Landes zu beſſern, und alle Hoffnungen, welche ſie auf die wohlthätige Wirkung einer conſtitutionellen Staatseinrichtung oder auf die eigene Kraft geſetzt, haben ſich als trügeriſch erwieſen, ſodaß Paraguay — unter der Dictatur eines Francia und beider Lopez ein Muſter geordneter Zuſtände — denſelben Wechſelfällen verfallen ſcheint, welche in den andern La-Plata-Republiken zu bedauern ſind. Eine verſuchte Coloniſation durch Engländer hat ſehr bald ein trauriges Ende genommen; raſcher und trauriger als die ſchon von Carlos Lopez verſuchte Coloniſation des Diſtricts Pilcomayo durch die Franzoſen aus der Gegend von Bordeaux. Eine in London unter den begreiflich ungünſtigſten Bedingungen gemachte Anleihe iſt verſchwendet, verzettelt, theilweiſe unterſchlagen worden. Es fehlt durchweg an Arbeitskräften und es werden vielleicht noch zehn Jahre vergehen müſſen, ehe die Knaben, welche der furchtbare Krieg übriggelaſſen, zu Männern herangereift ſein werden. Nur Weiber arbeiten überhaupt dort noch. Zwar ſind die Kriegsgefangenen aus Braſilien, aus der Banda-oriental und Argentinien zurückgekehrt, haben aber nur Haß gegen die neue Ordnung der Dinge in ihre Heimat mit zurückgebracht und bewahren ihrem unvergeßlichen „Supremo" eine unbedingte Anhänglichkeit. Der früher blinde Gehorſam iſt einem von den liberalen Formen der Verwaltung geſchützten Geiſt des Widerſpruches und der Widerſetzlichkeit gewichen, der allen fernern Unordnungen das bereitwillige Material liefert. Es iſt eben alles ohne Ausnahme ſchlechter geworden, als es unter der allerdings beiſpiellos tyranniſchen Regierung des letzten Dictators war, und die in ihren Perſonen raſch wechſelnde Regierung hat es bisjetzt noch nicht vermocht, auch nur annähernd das frühere materielle Wohlbefinden der Bevölkerung herzuſtellen. Braſilien iſt aus dem unbeugſamen und erbitterten Feinde, wenn auch nicht des Landes und ſeiner Bevölkerung, ſo doch ſeiner frühern Zuſtände, zu einem Vormunde und Beſchützer des unglücklichen Landes geworden, und thut in der That, was in ſeinen Kräften ſteht, den unfähigen Regierenden in ihrer faſt unmöglichen Aufgabe beizuſtehen, ſcheint aber auch ſchon

*) Vgl. „Der Krieg gegen Paraguay" („Unſere Zeit", Neue Folge, V, 1., 241 fg., 681 fg., V, 2., 24 fg., 416 fg., 821 fg.).

**) Vgl. „Diplomatiſche Wirren in Südamerika" („Unſere Zeit", Neue Folge, VIII, 2., 383 fg.).

die vollſtändige Erfolgloſigkeit ſeiner Bemühungen einzuſehen. So großmüthig es gegen das niedergeworfene Land gehandelt, indem es ihm keinen Zwang für die Abtragung der Kriegsſchulden auferlegt, ſeine Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit in republikaniſcher Staatsform anerkannt und unterſtützt hat, ja indem es noch jetzt eine ganze Truppenbrigade dort ſtehen läßt, aber ſelbſt bezahlt und verpflegt, ſo hat dieſe Großmuth, namentlich der eigenen Landesvertretung gegenüber, ihre Grenzen. Geldunterſtützung, eigentlich das Einzige, was dem Lande helfen könnte, darf Braſilien den eigenen Mitteln nicht zumuthen, und muß ſich alſo begnügen, die Dinge dort gehen zu laſſen, wie ſie eben gehen, und ſehr wahrſcheinlich auch noch viele Jahre weiter gehen werden, bis eine wirkliche that- und arbeitskräftige männliche Bevölkerung wieder herangewachſen iſt; Induſtrie und Handel ſind faſt gänzlich aus dem Lande verſchwunden; ſelbſt der ſonſt ſo productive Handel mit dem leicht zu gewinnenden Yerba Maté (paraguayiſcher Thee) iſt auf Null herabgeſunken und der vor dem Kriege in merkwürdigem Aufſchwunge begriffene Tabacksbau wird nur noch für den Familiengebrauch betrieben. Zu dieſer materiell troſtloſen Lage geſellen ſich auch die politiſchen Schwierigkeiten. Zunächſt die ſüdamerikaniſche Seuche der Pronunciamentos. Gegenüber dem allgemeinen Elend mußte ſich Unzufriedenheit, gegenüber der erbärmlichen Regierung Widerſtand entwickeln; dazu das anſteckende Fieber des Ehrgeizes und die Jagd um die Präſidentſchaft, und ſo hat denn auch Paraguay in den wenigen Jahren ſeit dem Kriege ſchon ſeine zwei Pronunciamentos gehabt. An der Spitze beider ſtand der General Caballero, der beſte General des gefallenen Dictators, ſein Generaladjutant und Vertrauter, und der einzige, dem er bis zu ſeinem Tode unbedingtes Vertrauen ſchenkte. Noch jung, ehrgeizig und unternehmend, war er ohne jeden Vorwurf aus dem letzten Kriege hervorgegangen, und genießt ſelbſt in der braſilianiſchen Armee allgemeine Achtung wegen ſeiner Tapferkeit und ſeines ritterlichen Weſens. Nach dem Kriege in das Privatleben zurückgekehrt, und ein treuer Verehrer ſeines ehemaligen Supremo geblieben, mußte er über die unverantwortliche Wirthſchaft der zur Präſidentsſchaftswürde gelangten Unfähigkeiten empört ſein, und da die aus der Kriegsgefangenſchaft zurückgekehrten Paraguays eine unbegrenzte Verehrung für ihn hatten, ſo wurde es ihm leicht, eine Zahl von einigen Hundert derſelben zuſammenzubringen, die denn auch ſehr bald zu Tauſenden anwuchſen, an deren Spitze er ſich dahin „pronuncirte", vor allen Dingen die gerade am Ruder befindliche Regierung wegzujagen. Daß er es dann für das Zweckmäßigſte halten würde, ſich ſelbſt zum Präſidenten zu machen, und dann ganz im Sinne der beiden Lopez und ihres Vorgängers Dr. Francia zu regieren, blieb allerdings noch im Dunkeln. Es iſt das aber in ſämmtlichen Republiken Südamerikas ſo durchaus ſelbſtverſtändlich, daß man es auch wol von General Caballero vorausſetzen kann. Er kam mit ſeiner Befreierſchar von Villa-Rica her, trieb die wenigen ihm entgegengeſandten Regierungstruppen bis zur Hauptſtadt Aſſuncion vor ſich her, ließ ſich auf keine Unterhandlungen ein, verlangte peremtoriſch den Rücktritt der Regierenden und rückte, als dies abgeſchlagen wurde, in die Stadt ein. In ihrer Noth wendete ſich die Regierung an die Befehlshaber der braſilianiſchen und argentiniſchen Occupationstruppen, etwa $2^1/_2$ Bataillone ſtark; dieſe erklärten die Sache aber für eine durchaus innere Angelegenheit Paraguays und wollten nur diejenigen Gebäude beſchützen, in denen ſich argentiniſches oder braſilianiſches Eigenthum befand. So ſahen die Occupationstruppen mit Gewehr bei Fuß dem Kampfe zu, der ſich in den Straßen Aſſuncions entwickelte. Die Regierungsmänner hatten ſämmtliche Straßen, die zu dem Hauptplatze des Cabildo, der Kathedrale und des Regierungspalaſtes führen, verbarrikadiren laſſen, und vertheidigten ſich mannhaft gegen den Angriff, der theils durch einen rechtzeitig von Norden her eintreffenden Succurs, theils dadurch abgeſchlagen wurde, daß die Angreifenden ſich in die Häuſer vertheilten, plünderten und ſich gütlich thaten, dadurch aber den Kampf ungleich machten. Caballero zog

ab, ſeine Schar zerſtreute ſich ebenſo ſchnell, als ſie zuſammengeſtrömt war, und er ſelbſt floh nach der argentiniſchen Provinz Corrientes. Es war dies zur Zeit, als die Unterhandlungen wegen der Grenzen des Gran-Chaco mit der Conföderation einen gereizten Charakter annahmen, und entweder hat Caballero die erſten Schritte dazu gethan, oder die Regierung zu Buenos-Ayres hat ſich einen ſolchen Kämpen nicht entgehen laſſen wollen; kurz, es wurden Unterhandlungen angeknüpft, in welchen Caballero ſich bereit erklärte, wenn er zur Präſidentſchaft von Paraguay gelange, den Forderungen der Conföderation zu entſprechen und das von Paraguay coloniſirte Stück des Gran-Chaco abzutreten, alſo die Souveränetät Argentiniens über den ganzen Gran-Chaco anzuerkennen. Dagegen geſtattete ihm Buenos-Ayres, auf argentiniſchem Gebiete eine neue Freiſchar zu organiſiren, mit welcher er denn auch zum zweiten mal in Paraguay einrückte, ſich im erſten Anlaufe der Stadt Villa del pilar (Neembucú) bemächtigte, ſich hier durch Zulauf aus dem Lande verſtärkte und ſich dann der Hauptſtadt näherte. Der diplomatiſche Agent Braſiliens in Aſſuncion hatte aber Wind davon bekommen, daß diesmal die Conföderation hinter dem Pronunciamento ſtecke, und daß daher zu erwarten ſei, die argentiniſchen Occupationstruppen würden ſich an einem abermaligen Straßenkampfe betheiligen. Da er nun nicht officiell die Partei der Regierung ergreifen und die braſilianiſchen Truppen zur Verfügung derſelben ſtellen konnte, weil die paciſcirenden Staaten zugeſagt hatten, ſich auf keine Weiſe in die innern Angelegenheiten der Republik miſchen zu wollen, ſo reiſte er allein dem anrückenden Caballero entgegen. Was zwiſchen beiden vorgefallen, weiß man nicht. Es iſt aber allerdings ſehr wahrſcheinlich, daß der braſilianiſche Bevollmächtigte dem General Caballero erklärte, die kaiſerlichen Truppen würden den Kampf mit ihm aufnehmen, und Braſilien könne nie zugeben, daß die Republik, in welcher noch kaiſerliche Truppen ſtänden, auf dem Wege eines Pronunciamento ihre Regierung ändere, noch weniger aber einen Präſidenten je anerkennen, der gegen den Willen des ganzen paraguayiſchen Volkes einen bedeutenden Landſtrich an Argentinien abzutreten entſchloſſen ſei. Mag nun auf Caballero eingewirkt haben was da wolle, und mag er auch entſchloſſen geweſen ſein, ſein Wort nicht zu halten und das Gebiet von Pilcomayo nicht abzutreten, wenn er nur erſt auf dem erſehnten Präſidentenſtuhl ſaß, der Erfolg war jedenfalls, daß er abermals abzog, ſeine Schar — und es waren die wildeſten Gauchos aus Corrientes und Entre-Rios darunter — ſich zerſtreute und er ſelbſt vom Schauplatze verſchwand. Wie die Zuſtände und Verhältniſſe, Perſonen und Dinge in Paraguay aber nun einmal ſind, iſt er es nicht allein beidemal geweſen, der ihnen entgegentrat, ſondern er wird es auch zum dritten mal ſein, und iſt nach ſeinem Charakter, nach ſeiner Beliebtheit im Lande und nach ſeiner Fähigkeit auch der einzige bisjetzt dort hervorgetretene Mann, der vielleicht dazu beſtimmt iſt, ſeinem Vaterlande die Ruhe wiederzugeben. Nur fängt er es unzweifelhaft falſch an, wenn er ſich dabei auf die Argentiniſche Conföderation ſtützen will. Hielte er ſich zu Braſilien, ſo würde er Ausſicht auf Erfolg haben; dem ſteht aber ſein wüthender Haß gegen dasjenige Land entgegen, welches ſeinen frühern Supremo geſtürzt, und ihn ſelbſt in faſt allen Gefechten trotz ſeiner perſönlichen Tapferkeit und ſeines Führergeſchicks geſchlagen hat.

Neben dieſen gewaltſamen Wirren laufen die endloſen, nun ſchon fünf Jahre dauernden Verhandlungen her, die ſich um die Anerkennung der von Argentinien verlangten Grenzen gegen Paraguay drehen. Wir verweiſen für die geographiſche und politiſche Entwickelung dieſes Zwieſpalts auf unſere frühere Darſtellung*) und knüpfen hier nur an das dort Geſagte an. Nachdem der frühere argentiniſche Bevollmächtigte Dr. Quin-

*) Vgl. „Diplomatiſche Wirren in Südamerika" („Unſere Zeit", Neue Folge, VIII, 2., 383 fg.).

tana Aſſuncion in faſt beleidigender Weiſe für den braſilianiſchen Baron Cotegipe verlaſſen, wurde die betreffende Verhandlung nicht mehr in Aſſuncion, ſondern zwiſchen den Cabineten von Buenos-Ayres und Rio-de-Janeiro direct und ſchriftlich geführt, da Braſilien, unwillig über die von der Conföderation herbeigeführte Verzögerung, ſelbſtändig Friede mit Paraguay geſchloſſen. Die Erklärung Paraguays, nie in eine Abtretung des von ihr coloniſirten Diſtricts im Gran-Chaco willigen zu können, iſt auch immer unverändert dieſelbe geblieben, und Braſilien hat dieſe Erklärung nicht allein gebilligt, ſondern ſcheint entſchloſſen, ſie auch als die ſeinige aufrecht zu erhalten. Wir haben ſchon auf die politiſchen Motive zu dieſer Parteinahme hingedeutet. Als daher Dr. Avellaneda Präſident der Conföderation geworden war, ſollte der Dr. Tejedor ſofort als Bevollmächtigter nach Aſſuncion abgehen und die Unterhandlungen mit der Regierung von Paraguay wieder aufnehmen. Das Pronunciamento der Mitriſten verzögerte aber die Reiſe des Dr. Tejedor, und nach Niederwerfung deſſelben muß der neue Präſident wol ſeine Anſicht geändert haben, denn aus Rio wurde vor kurzem die bevorſtehende Ankunft des argentiniſchen Envoyé extraordinaire angekündigt, und von den nun ſtattfindenden Verhandlungen wird Krieg oder Friede abhängen. In beiden Ländern ſcheint man auf Krieg vorbereitet zu ſein und ſich ſchon ſeit zwei Jahren darauf vorbereitet zu haben. Ueberraſchen kann wenigſtens keins das andere. In der That liegt aber auch die Entſcheidung über die künftigen Verhältniſſe Paraguays nicht in Aſſuncion, ſondern in Rio-de-Janeiro, wohin ſich überhaupt, ſeit den Erfolgen des letzten Krieges, namentlich aber durch die ungeſtörte Blüte des Kaiſerreiches in allen ſeinen innern Zuſtänden, der politiſche Schwerpunkt für ganz Südamerika verlegt zu haben ſcheint, und eben dieſes Nichtberührtſein von der Revolution iſt der Grund für die wachſende Eiferſucht der republikaniſchen Staaten, weil die Probe auf das conſtitutionell-monarchiſche Syſtem dort denn doch mit jedem Jahre flagranter wird. Daß jetzt die Conföderation einen außerordentlichen Geſandten nach Rio ſchickt, nachdem ſie ſchon im September 1871 ihre ganze Geſandtſchaft von dort abberufen hat, ſcheint verſöhnlich, wird aber freilich wie durch die Wahl des Dr. Tejedor wieder abgeſchwächt.

Die Argentiniſche Conföderation hat vor allen Dingen Veranlaſſung, die ruhige politiſche Entwickelung Braſiliens zu beneiden, denn ſie hat ſeit Beendigung des Tripleallianz-Krieges ſchwere Erfahrungen mit der nie ruhenden Revolution machen müſſen. Die Ermordung des alten Generals Urquiza durch ſeinen Schwiegerſohn, den Oberſten Jordan, die den Conföderirten einen argen und ſtets bereiten Störenfried vom Halſe ſchaffte, war der Ausgang für neue Ruheſtörungen; denn Jordan betrachtete ſich nicht allein als den durch Mord und Aufruhr legitimen Erben ſeines Schwiegervaters in der Gewalt über Entre-Rios, ſondern auch als den nicht weniger legitimen Erben der Gegnerſchaft gegen Buenos-Ayres, als den Vorort und vorherrſchenden Staat der Conföderation, die er ja anders gruppiren wollte. Es ſcheint ſeine Abſicht geweſen zu ſein, die beiden Provinzen Entre-Rios und Corrientes mit Uruguay zu einem engverbundenen Staatsweſen zu vereinigen, und geographiſch läßt ſich die Zweckmäßigkeit und Lebensfähigkeit einer ſolchen Gruppirung leicht überſehen. Seine Gauchobanden waren ihm blind ergeben, und ſo war denn auch ſein Pronunciamento bald fertig. Er erklärte die Provinz Entre-Rios für unabhängig von der Conföderation, ſich ſelbſt natürlich die Präſidentſchaft reſervirend, warb mit theilweiſem Erfolg in Corrientes, und ſuchte mit Uruguay anzuknüpfen, welche Republik zwar gern bei allem helfen wollte, was Buenos-Ayres ſchädigen konnte, für eine Vereinigung der drei aneinandergrenzenden Staaten aber ein taubes Ohr hatte. Anfangs großer Enthuſiasmus in Buenos-Ayres gegen den Emporkömmling Urquiza redivivus in Entre-Rios, Truppenſendungen, Aufgebot der Nationalgarde und große Worte

des damaligen Präsidenten Sarmiento, denen aber große Thaten nicht folgten, und so dauerte denn diese „Erhebung" in Entre-Rios anderthalb Jahre, ohne daß die Centralregierung ihrer Herr werden konnte, bis endlich am 27. Dec. 1871 der argentinische Oberst de Gainza die Rebellen schlug und den Gegner Jordan aus Entre-Rios vertrieb. Jordan's eigentliche Kraft hatte vorzugsweise in der gleichzeitigen Bewegung gelegen, welche die beiden Hauptparteien in der Conföderation, die Unionistas und Föderalistas, mit erneuerter Heftigkeit im Congreß gegeneinander durchkämpften.

Neben dem Grundgedanken der Conföderation, alle früher zum Vicekönigthume gehörenden Provinzen wieder zu vereinigen, bewegt ein anderer, auf die Eifersucht gegen Buenos-Ayres basirter, alle Angehörigen derselben. Die Föderalistas wollen das durch Lage, Bevölkerung, Reichthum und größere politische Intelligenz geschaffene Uebergewicht des Staates und der Stadt Buenos-Ayres dadurch brechen, daß der Congreß von dort weg und entweder für immer in eine weniger bedeutende Stadt, oder abwechselnd in eine der 14 Hauptstädte verlegt wird. Die Unionistas wollen das Gegentheil und glauben den Bestand der Conföderation überhaupt nur dann gesichert, wenn Buenos-Ayres bleibt, was es stets war, der Vorort des La-Plata-Gebiets. Im October 1871 beschloß denn nun der Congreß, den Sitz der Centralregierung nach dem Dorfe Villa-Maria zwischen Rosario und Cordoba zu verlegen, sodaß anscheinend die Föderalistas gesiegt hatten. Präsident Sarmiento legte aber sein Veto dagegen ein, und so war auch für diesmal noch die brennendste Frage der innern Politik Argentiniens beseitigt. Sie wird aber, da sie eben das Stichwort zweier gleichmächtiger Parteien ist, deren Majorität nur von Zufällen und augenblicklichen Stimmungen abhängt, immer wieder auftauchen.

Aber auch schwerere Prüfungen sollten der Conföderation nicht erspart bleiben. Im October 1874 war die sechsjährige Frist für die Präsidentschaft der Republik abgelaufen. Sarmiento hatte abzutreten, und vier Candidaten wurden von den Parteien auf dem Schild gehoben: Sarmiento selbst, Dr. Bartolomeo Mitre, der frühere Präsident der Conföderation, unter welchem der Krieg gegen Paraguay geführt worden war, Alsina, Gouverneur des Staates Buenos-Ayres, und Dr. Avellaneda, welcher letztere plötzlich als Bewerber auftauchte und namentlich von den Föderalistas aufgestellt wurde. Im Verlauf der Wahlagitation trat erst Sarmiento und dann Alsina von der Candidatur zurück, und die Wahl beschränkte sich auf Mitre oder Avellaneda. Gegen alle Erwartung siegte Avellaneda mit sehr bedeutender Majorität, und es schien alles seinen ruhigen Verlauf nehmen zu wollen. Die Anhänger Mitre's aber, anfangs bestürzt über das unerwartete Unterliegen, suchten nachzuweisen, daß flagrante Unregelmäßigkeiten und Beeinflussungen die Wahl gefälscht, und so bildete sich eine ebenso unternehmende als intelligente Partei der Mitristas, welche sich besonders auf die Sympathien der Armee für Mitre stützte, sich mit dem im fernen Westen commandirenden General Arredondo — einem sehr zweifelhaften Charakter — dem General Rivas in Buenos-Ayres selbst, und mit Flottenoffizieren in Verbindung setzte und in Mitre drangen, sich an die Spitze eines Pronunciamento gegen Avellaneda und zwar noch vor dessen Antritt der Präsidentschaft, welcher am 12. Oct. 1874 erfolgen mußte, zu stellen. In dem Verhalten Mitre's während der nun entstandenen Unruhen ist allerdings manches nicht klar und fordert die widersprechendsten Beurtheilungen heraus. Eins aber scheint zweifellos: Er schob nicht, sondern wurde geschoben; dagegen läßt sich bei seinen Anhängern die ganze Energie einer wohlorganisirten Verschwörung nachweisen. Bei dem Ausbruche, der mit Straßentumulten in Buenos-Ayres, dem Ausmarsche einiger Linientruppen unter General Rivas, um eine Revolutionsarmee zu bilden, und dem Abfall des erst kürzlich in England erbauten Dampfkanonenbootes Paraná begann, erklärte sich der noch fungirende Präsident Sarmiento für die Aufrechterhaltung der Wahl Avellaneda's und gegen Mitre, wollte diesen

verhaften laſſen, was aber nicht gelang, da Mitre ſeine Charge als Brigadegeneral niederlegte, Buenos-Ayres heimlich verließ und ſich nach Colonia del Sagramento in Uruguay begab, auf deſſen Gebiete er nach längſtgewohnter Schablone einen Kriegszug gegen Buenos-Ayres organiſirte. Gleichzeitig brach Arredondo in der Andesprovinz San-Luis los, und es begann abermals einer jener ſogenannten Revolutionskriege, wie ſie eben in Südamerika zum politiſchen Leben der Republiken zu gehören ſcheinen. Sarmiento traf ſehr energiſche Maßregeln, rief die Nationalgarden aller Provinzen unter die Waffen, und mit Stolz verkündigten die La-Plata-Zeitungen, welche zu Sarmiento und Avellaneda hielten, daß über 60000 Mann Milizen und Nationalgarden wirklich unter den Waffen geweſen wären, was neuerdings von dieſen Zeitungen auch den Zwiſtigkeiten mit Braſilien gegenüber ſtets beſonders hervorgehoben wird. Es gab einige kleine Zuſammenſtöße, Hin- und Hermaſchiren, offenbar Furcht von beiden Seiten, es zu irgendetwas Entſcheidendem kommen zu laſſen, und den gewöhnlichen Stillſtand im Gewerbe, Handel und ſtaatlichem Leben. Mitten in dieſen Wirren trat Sarmiento ab, und Avellaneda trat die Präſidentſchaft an. Auch er zeigte ſich energiſch und wurde von Sarmiento und Alſina ehrlich unterſtützt, obgleich beide langjährige Freunde Mitre's waren. Der greuliche Zuſtand zog ſich bis in den November und December hinein, wo Mitre und Rivas von einer ſchwachen, aber mit Percuſſionsgewehren bewaffneten Abtheilung der Regierungstruppen unter dem Oberſtlieutenant Arias — kurz vorher noch Schriftſetzer in einer Buchdruckerei — bei La Verde, am 28. Nov., und Arredondo auf der Grenze zwiſchen den Provinzen San-Luis und Mendoça von dem Oberſten Roca geſchlagen, beide zur Capitulation gezwungen und gefangen wurden. Daß Arredondo längſt wieder entflohen iſt, und auch dem Dr. Mitre nichts zu Leide geſchehen wird, verſteht ſich bei den dortigen Gewohnheiten von ſelbſt. Avellaneda hat geſiegt, Mitre iſt auf einige Zeit beſeitigt und die Ruhe vorderhand alſo wiederhergeſtellt.

Da Avellaneda jetzt im Innern Ruhe hat, ſo ſcheint er mit Ernſt und Eifer an die endliche Ordnung der auswärtigen Beziehungen der Conföderation gehen zu wollen. Er hat den bisherigen argentiniſchen Geſandten in Chile, Dr. Felix Frias, zu ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und will mit ihm alle Fragen zu löſen ſuchen, welche durch die Grenzſtreitigkeiten mit Chile und Paraguay hervorgerufen worden ſind. Zur Unterhandlung über die letztern ſollte erſt Sarmiento nach Rio-de-Janeiro geſchickt werden, der dieſe Miſſion aber ablehnte und auch ſeinerſeits betonte, daß die 60000 Mann Nationalgarden, welche Avellaneda gegen Mitre zu vertheidigen bereit geweſen, Braſilien ſchon von ſelbſt zur Nachgiebigkeit zwingen würden, eine wahrſcheinlich durchaus irrthümliche Vorausſetzung. Nun ſchickt Argentinien den Dr. Tejedor nach Rio und hält es alſo nicht der Mühe werth, mit dem neuen Präſidenten Gill in Paraguay darüber zu verhandeln. Immer aber wird die beabſichtigte Befeſtigung der Inſel Martin-Garcia der Punkt ſein, der beide Staaten zu keinem Verſtändniſſe kommen läßt, und der Premierminiſter Braſiliens, Visconde do Rio-Branco (Paranhos), iſt nicht der Mann, der ſich nach ſeinen langjährigen Erfahrungen in Buenos-Ayres, Montevideo und Aſſuncion zu einem Nachgeben in dieſer Lebensfrage beſtimmen laſſen wird!

Auch die Banda-oriental del Uruguay hat erſt kürzlich wieder ein Pronunciamento gehabt, durch welches der Präſident verjagt und ein gewiſſer Señor Varela, ein homo novus, an ſeine Stelle getreten iſt. Der Ausbruch war diesmal ein ebenſo plötzlicher als ausnahmsweiſe blutiger; eine Folge der jetzt allgemein beliebten Bewaffnung mit Revolvern. Varela ſcheint die Sache beim rechten Ende anzufaſſen, um nicht ſelbſt wieder verjagt zu werden, denn ohne irgendeine Warnung, oder eine vorhergehende Drohung, hat er Mitte März ungefähr zwanzig Männer, die ihm eine gleiche Oppoſition machten,

wie er ſie ſeinem Vorgänger gemacht, plötzlich verhaften und an Bord eines Schiffes bringen laſſen, deſſen Kapitän den Befehl hat, ſechs Monate lang in beliebigen Gewäſſern zu kreuzen und die ihm für dieſe Zeit anvertrauten orientaliſchen Politiker dann erſt wieder nach Montevideo zu bringen. Unter den zwanzig „Eliminirten" befanden ſich nicht weniger als ſechs Zeitungsredacteure, ein Miniſter des verjagten Präſidenten, vor allen Dingen aber die Söhne des frühern Präſidenten Venancio Flores, namentlich der ſittenloſe, freche und turbulente Fortunio Flores, der ſchon bei Lebzeiten ſeines durch Meuchelmord gefallenen Vaters und gegen ihn ſich im Revolutioniren geübt. Die Dinge in Uruguay haben aber erfahrungsmäßig nur einen ſehr geringen Einfluß auf die La-Plata-Länder, und es iſt eben ziemlich gleichgültig, wer dort, für was, oder gegen wen ſich jemand in Montevideo pronuncirt. Militäriſch ſowol als maritim bis zur Lahmheit ſchwach, ſpricht Uruguay in den allgemeinen politiſchen Angelegenheiten Südamerikas überhaupt nicht mehr mit, und es bekümmert ſich eben niemand mehr um die Herren Pronunciatoren. Die frühern Parteien der Blancos und Colorados, welche tant-soit-peu dem europäiſchen Begriffe von liberal und conſervativ entſprachen, haben ſich, wie in den italieniſchen Staaten und Städten des Mittelalters, in Familienfeindſchaften aufgelöſt. Reif ſind Uruguay und Paraguay zum Verluſt ihrer Selbſtändigkeit und zum Anſchluß an die Argentiniſche Conföderation allerdings. Solange aber Braſilien noch die entſcheidende Stimme in Südamerika führt, wird das nicht geſchehen.

So ſind die augenblicklich ſich dort gegenüberſtehenden Verhältniſſe in dieſen Staaten.

Die neueſte Geſchichte Spaniens.

Von

Wilhelm Lauſer.

IX.

An Gelegenheit und Anlaß, ihre Kräfte zu meſſen, konnte es den Anhängern Zorrilla's und Sagaſta's nicht lange fehlen. Hatte die von Zorrilla der Internationalen gegenüber bewieſene Duldſamkeit mehr denn irgendetwas anderes als Vorwand zu ſeinem Sturze dienen müſſen, ſo ſuchte Sagaſta natürlich durch thatkräftige Verfolgung derſelben ſich das Anſehen eines Retters der Geſellſchaft und des Staates zu geben. Es glückte ſeinen Parteigenoſſen denn auch bereits Ende October, eine Verſchwörung der Internationale in Barcelona zu entdecken; ein paar Tage darauf fand man in der cataloniſchen Hauptſtadt Orſini-Bomben und in Saragoſſa ein geheimes Petroleumlager: Grund genug für Sagaſta, in den Cortes eine außerparlamentariſche Unterſuchung gegen die Internationale und Ausnahmsmaßregeln gegen dieſelbe zu verlangen. Ein ziemlich wunderliches Rundſchreiben des Miniſters des Auswärtigen, Bonifacio de Blas, vom 9. Nov. kündigte den europäiſchen Mächten an, die ſpaniſche Regierung werde alle Kundgebungen der Internationale ſtrafen, und lud dieſelben ein, auf das gemeinſchaftliche Ziel hinzuarbeiten; „auch wäre zu wünſchen", hieß es daſelbſt, „daß die Nationen, welche noch keinen Auslieferungsvertrag mit Spanien abgeſchloſſen, bereit wären, eine Uebereinkunft zu begehren oder ein beſtimmtes Abkommen zu treffen hinſichtlich alles deſſen, was ſich auf die Internationale bezieht". Ein Verein aller regierungstreuen Blätter gegen die Internationale wurde ins Leben gerufen und auf jede Weiſe der öffentlichen Meinung die Nothwendigkeit nahe gelegt, mit allen Waffen dieſer gemeinſchädlichen Verbindung entgegenzutreten. Sowol außerhalb als innerhalb der Cortes weigerte ſich aber Zorrilla und ſeine Partei ſtandhaft, eine ſolche Politik gutzuheißen, oder gar, wie Sagaſta verlangte, das gegenwärtige Cabinet überhaupt unbedingt zu unterſtützen. Wie der Republikaner Caſtelar führte auch er aus, daß die gewöhnlichen Gerichte und die gegenwärtige Geſetzgebung vollſtändig gegen die Internationale ausreichen; und es war nur ein Pyrrhusſieg der Regierung, als ihr die Cortes am 8. Nov. mit 191 gegen 38 Stimmen ein Vertrauensvotum für ihre Politik gegen die Internationale gaben. Denn wenn die Radicalen, nach einer ſcharfen Philippika Zorrilla's gegen die Regierung, ſich diesmal der Abſtimmung enthielten, ſo war doch mit Beſtimmtheit vorauszuſehen, daß ſie, wenn nicht noch jetzt die Verſöhnung mit den Anhängern Sagaſta's gelänge, bei dem nächſten Anlaß mit den Republikanern ſtimmen würden. Um ſich gegen die Gefahr zu ſichern, durch die Vereinigung der Radicalen mit der ganzen antidynaſtiſchen Oppoſition geſchlagen zu werden, näherte ſich die Regierung nunmehr mit einem mal den Karliſten und wollte dieſelben namentlich durch das Verſprechen

gewinnen, den Beschluß der provisorischen Regierung über die Unterdrückung der Mönchs- und Nonnenklöster wieder aufzuheben. Allein sowenig als die Regierung vor dem unnatürlichen Bunde mit den Karlisten zurückschreckte, sowenig trug die radicale Partei Bedenken, die augenblickliche Bundesgenossenschaft derselben durch jedes Mittel zu erkaufen. Von ihr aufgestachelt, brachte der Karlist Ochoa am 18. Oct. in den Cortes einen Antrag ein, dessen Sinn im wesentlichen war, die Wiederherstellung der Klöster solle nicht auf dem Wege der gewöhnlichen Gesetzgebung, sondern unmittelbar als Ausfluß der durch die Verfassung besiegelten Menschenrechte, besonders des Vereinsrechtes, erfolgen. Diese Fassung des Antrages erleichterte das Bündniß zwischen Radicalen und Karlisten, von welchen die einen freilich um die Klöster, die andern um die Menschenrechte sich sonst herzlich wenig kümmerten. Nachdem fast mit Einstimmigkeit von den Cortes beschlossen war, den karlistischen Antrag in Erwägung zu ziehen, unterlag die Regierung mit ihrem Vorschlage, den Antrag an die Bureaux zurückzugeben; und auf einen leidenschaftlichen Ausfall des Regierungsmitgliedes Romero Robledo gegen Zorrilla's Politik antwortete die Kammer, indem sie mit 173 gegen 118 Stimmen sich bereit erklärte, in eine Berathung über eine Tadelsmotion gegen das Ministerium einzutreten. Ministerpräsident Malcampo verlas jetzt unter ungeheuerer Aufregung der Kammer ein Decret des Königs, in welchem dieser, „von den ihm durch Art. 42 der Verfassung der Monarchie verliehenen Vorrechte Gebrauch machend und die Meinung des Ministerrathes theilend", die Sitzungen der Cortes während der gegenwärtigen Legislatur suspendirte. Es zweifelte übrigens damals schon kein Mensch, daß die Regierung auch noch genöthigt sein werde, die Cortes aufzulösen. Man hatte jetzt eine vierteljährige Session hinter sich, die durch nichts ausgefüllt war, als durch nutzlosen Streit zwischen Cabinet und Opposition über Fragen, die wie diejenige der Internationale erst künstlich zu Tagesfragen aufgebläht werden mußten. Nicht nur hatte sich eine Versöhnung zwischen den beiden Bruchtheilen der progressistischen Partei als unmöglich erwiesen, sondern es kam auch zu Auftritten, die stark an die königslose Zeit erinnerten; am Schlusse der stürmischen Sitzung vom 18. Oct. waren die Cortes auseinandergegangen, indem die einen Hochrufe auf die Monarchie, die andern auf die Republik ausbrachten. Noch erklärte zwar Zorrilla selbst in öffentlichen Versammlungen, er sei der Monarchie ebenso ergeben als den Menschenrechten; aber seine politischen Freunde zollten bereits dem Ausspruche des Demokratenführers Rivero Beifall: „Wir stellen die Freiheit höher als die Monarchie." Wie die fortgeschrittenern Progressisten also mehr und mehr in die Arme der Demokraten glitten, so verschmolz sich die Gruppe um Sagasta immer mehr mit den Unionisten, namentlich als die aus dieser Partei hervorgegangenen frühern Minister ihren Entschluß kundgegeben hatten, das gegenwärtige Cabinet unbedingt zu unterstützen. Es war reine Komödie, daß Sagasta, als er am 19. Dec. vom Könige mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt wurde, den Anhängern Zorrilla's vier Portefeuille anbot. Er war ebenso fest entschlossen, nur unionistische Elemente in sein Ministerium hereinzuziehen, als er bestimmt wußte, daß Zorrilla ablehnen werde. Er wußte auch von Anfang, daß seine Aufgabe keine andere sein könne, als die Cortes aufzulösen, um im Bunde mit den Unionisten durch Neuwahlen eine gefügigere Kammer zusammenzubringen.

Als am 22. Jan. 1871 die Cortes unmittelbar nach ihrem Wiederzusammentritt das von ihm entwickelte Regierungsprogramm durch ein mit 170 gegen 122 Stimmen beschlossenes Tadelsvotum beantwortete, löste Sagasta die Cortes auf und schrieb Neuwahlen für den 2. April aus. Die Aufregung über diese Maßregel war groß, allein glücklicherweise kam es, von leichten Ruhestörungen in Barcelona abgesehen, zu keinen unruhigen Auftritten. Sagasta war zum Aeußersten entschlossen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, und er glaubte, viel wagen zu dürfen, da er des königlichen Hofes sicher

war. An dieſem hatte ſeit einiger Zeit eine Wendung ſich vollzogen, welche die Radicalen mit Zorn und Furcht, die Republikaner mit Schadenfreude erfüllte. Nicht genug, daß die Königin in dem Streben fortfuhr, durch Kirchenbeſuch und fromme Stiftungen die Geiſtlichkeit mit dem neuen Königshauſe zu verſöhnen; ſie ſetzte auch, was ihr die Radicalen ſehr verübelten, unter der Hand durch, daß das dem Klerus verhaßte Unterrichtsgeſetz vertagt und daß auch den Geiſtlichen, welche ſich weigerten, den Eid auf die Verfaſſung abzulegen, ihre Beſoldung ausbezahlt wurde; auch wurden immer wieder neue Schritte beim Vatican gemacht, um dieſen zur Verſöhnung mit Spanien, beziehungsweiſe zur Anerkennung Amadeo's zu bewegen. Im natürlichen Gegenſatze hierzu nahm die Oppoſition der Radicalen gegen Sagaſta nach und nach einen antidynaſtiſchen Charakter an. In einem großen Meeting, das am 2. Febr. zu Madrid gehalten wurde, bekämpfte Zorrilla ſehr ſcharf die Politik Sagaſta's und ſtellte derſelben die radicalen Forderungen der Abſchaffung der Todesſtrafe, Sklaverei und Conſcription, und der Einführung der Schwurgerichte gegenüber; weit ernſter aber klang ſeine Drohung: „An dem Tage, da man unſere Rechte und Freiheiten verletzt, werden wir uns unter unſer Zelt zurückziehen und überlegen, was zu thun ſei.“ Der Progreſſiſt Mata, der ums durch den Eifer bekannt iſt, womit er in den conſtituirenden Cortes den Angriff der Republikaner gegen die monarchiſche Staatsform abgewehrt hatte, erklärte, die Radicalen müßten den Umtrieben der Reactionäre die Verbrüderung mit den Republikanern entgegenſetzen; der Demokrat Martos nannte Sagaſta geradezu einen Hochverräther; ſein Parteigenoſſe Echegaray aber verſtieg ſich bis zu der Aeußerung: „Wir ſehen mit Leid, daß der königliche Palaſt vor zwei Jahren nicht hinreichend durch den revolutionären Sturm gelüftet worden iſt.“ Wenn die hervorragendſten Führer der Radicalen eine ſolche Sprache führten, ſo kann man ſich denken, wie die Stimmung in den republikaniſchen Maſſen war. Pamphlete, in welchen die Abreiſe des Königs angekündigt, oder mit dem Loſe Maximilian's von Mexico gedroht war, wurden in den Straßen Madrids öffentlich ausgerufen. Und derlei Kundgebungen gegen die neue Dynaſtie waren jetzt entſchieden populärer als die Loyalitätsbezeigungen, bei welchen die Radicalen unbeſchadet ihrer Oppoſition gegen das Cabinet beharrten. In einem Manifeſt vom 12. Febr. erkannten die Radicalen ausdrücklich das Recht des Königs, die Cortes aufzulöſen, als verfaſſungsmäßig an; aber die öffentliche Meinung ſollte nun, wie es dort hieß, über dieſe von den verantwortlichen Miniſtern gebilligte Handlung durch die allgemeine Abſtimmung urtheilen. Die Gefährlichkeit der augenblicklichen Lage wurde lediglich als die Folge der durch die Eiferſucht Sagaſta's herbeigeführten Spaltung der Progreſſiſtenpartei dargeſtellt. „Alles mit der Verfaſſung von 1869, nichts ohne die Verfaſſung von 1869“, dies ſollte auch künftig die Loſung ſein. Denn mit dieſer Verfaſſung allein kann das Land ſeine Freiheit bewahren, materielle Wohlfahrt und diejenige Ordnung erreichen, die aus der Anwendung der Geſetze, aus der Achtung vor dem gemeinen Rechte, aus der Erfüllung der Bürgerpflichten, aus der guten Verwaltung, aus der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit der Regierenden hervorgeht. Mit großer Zuverſicht verkündigten die Radicalen, daß ſie die Vernunft, die Zahl, die Disciplin, den Eindruck ihrer Leiſtungen für ſich hätten, daß die Wahlen günſtig für ſie ausfallen und die abgeſchmackte und unſittliche Parteicoalition verurtheilen würden, die gegenwärtig Spanien beherrſche.

Die Parteicoalition, der man im radicalen Lager mit jedem Tage entſchiedener entgegenſteuerte, war freilich zum mindeſten ebenſo unſittlich als diejenige der Unioniſten und Anhänger Sagaſta's; und am bedenklichſten und verwerflichſten war, daß die Radicalen nunmehr ganz mit den Karliſten, die allerdings auch Sagaſta ſchon für ſich hatte gewinnen wollen, gemeinſchaftliche Sache zu machen ſich anſchickten, nur um alle Elemente der Oppoſition zum allgemeinen Sturm gegen die Regierung führen zu können. Abge-

sehen davon, daß die Karlisten, um deren Bundesgenossenschaft man in solcher Weise sich bewarb, von der Feme erlöst wurden, unter welcher sie das liberale Spanien während der letzten Jahrzehnte beharrlich gehalten, und daß ihre Zuversicht und Macht bedeutend wachsen mußte, war Sagasta berechtigt, sich jetzt dem Könige als den einzig echten Vertreter der liberalen Monarchie darzustellen. Dieser bestätigte ihn denn auch wieder am 20. Febr. als Präsident des Ministeriums, nachdem sämmtliche Mitglieder der Regierung, um die Lösung einer seit Monatsfrist schleichenden Krisis zu erleichtern, ihre Entlassung gegeben hatten. Und so glaubte Sagasta in seinem Wahlrundschreiben (vom 10. März) eine sehr zuversichtliche Sprache führen zu dürfen. Er sagte in demselben unter anderm: „Unser Banner trägt die unauslöschlichen Worte Freiheit, Verfassung von 1869, Dynastie von Savoyen und Integrität des nationalen Gebietes. Der Triumph der Coalition wäre nur der Triumph aller losgeketteten Leidenschaften der Parteien, die sich gegenseitig den Tod geschworen haben und blos für den Augenblick zur Einigung geschritten sind, um die Einrichtungen der gesellschaftlichen Ordnung zu vernichten. Die Regierung wird mit Hülfe der loyalen Bevölkerung siegreich sein, denn sie vertritt die Ordnung in der Freiheit und das regelmäßige Walten der Einrichtungen unter der Aegide der Verfassung und der Gesetze des Landes." Hier war allerdings zum ersten mal die seither hartnäckig von der Regierung in Abrede gestellte Thatsache anerkannt, daß die verschiedenen Oppositionsparteien eine Coalition gegen die Regierung eingegangen haben.

Die Radicalen suchten in ihrem Wahlmanifest ihre Coalition mit den Karlisten, Republikanern und Moderados als die wahrhaft nationale zu rechtfertigen, welche die Aufgabe habe, mit der Coalition der Progressisten und Unionisten in der Regierung die „tagtäglich durch Ueberläufer von allen Parteien genährte Immoralität" zu beseitigen. Die Karlisten waren erst nach längerm Zögern in die Coalition eingetreten, und erst nachdem Don Carlos durch ein Manifest der Centraljunta die Partei aufgefordert hatte, lebhaften Antheil am Wahlkampfe zu nehmen. „Gott allein", hieß es in diesem Manifest, „kann Verfassungen und die Freiheit und das Glück den Völkern geben, welche ihn verehren und seinen Geboten folgen; ein für allemal muß man der unerträglichen Tyrannei der Parteien ein Ende machen; der Herzog von Madrid hat gesprochen; Karlisten! heute zu den Urnen, nachher dorthin, wohin Gott uns rufen wird!" Für Karlisten und für Republikaner war der gemeinsame Schlachtruf: „Fort mit dem Savoyarden! Fort mit dem Fremden!" Uebrigens hatten die Republikaner weniger der Karlisten als der Moderados wegen lange gezaudert, sich der Coalition anzuschließen. Wenn die Coalition etwa, nach dem Beispiel aller frühern Parteicoalitionen in Spanien, siegte, aber nicht eben für die Republikaner günstige Folgen hatte, so waren für diese eher die Moderados als die Karlisten zu fürchten, an deren Zukunft niemand glauben wollte. Und schon führten auch die für die bourbonische Restauration gewonnenen Blätter eine sehr zuversichtliche Sprache. Eins derselben äußerte sich damals: „Die Thronbesteigung des Prinzen Alfonso ist ein Ereigniß, das nicht davon abhängt, ob wir in den Cortes 10, 20 oder 30 Abgeordnete haben werden; sie hängt von etwas ganz anderm ab. Je mehr Karlisten, Republikaner, Sagastiner, Radicale und Unionisten in die Cortes kommen, desto besser für uns; je mehr Fractionen sich bilden, je mehr Ministerien wechseln, und je mehr Kammern aufgelöst werden, desto besser. Wir sagen nichts mehr." Da vollends noch Gerüchte umliefen, Montpensier werde sich jetzt öffentlich für Prinz Alfonso aussprechen, und hervorragende Militärs, wie Caballero de Rodas, stünden schon mit ihm im Einvernehmen, so schien das Epigramm wirklich gerechtfertigt, das man in diesen Tagen an den Straßenmauern lesen konnte:

Coalicion en puerta,
Borbones á la vuelta.

Die sogenannte Coalicion nacional stellte je nach dem Verhältniß der Parteikräfte in den einzelnen Bezirken Candidaten aus den verschiedenen Parteien auf, für welche die Wähler der Coalition Mann für Mann zu stimmen verpflichtet wurden. Der Aufruf der Coalitionsjunta der vereinigten Oppositionspartei an die Wählerschaft, den der republikanische Wahlausschuß an die Mitglieder seiner Partei austheilte, um denselben die gemeinschaftlich aufgestellten Candidaten zu empfehlen, sagte hierüber unter anderm: „Diese Candidaten sind unsere eigenen Candidaten, und unsere Pflicht ist es, sie ebenso kräftig zu unterstützen, als wären sie republikanische Candidaten. Stimmen wir für sie, ebenso wie unsere Väter 1808 thaten, ohne auf die Verschiedenheit der Fahne und die politische Schattirung zu achten. Treten wir in geschlossenen Scharen zu den Urnen und legen wir in dieselben ein einziges und gleiches Votum für diejenigen, welche als Candidaten aufgestellt wurden. Jede Enthaltung wäre in diesem äußersten Augenblicke ein Verbrechen gegen die Nation. Wir haben nur einen einzigen Feind zu bekämpfen: den Fremdling. Nur dies sei unsere Losung: Spanien für die Spanier!" Diese Coalition von Parteien war offenbar die ungeheuerlichste, die Spanien jemals gesehen. Der Progressistenführer Zorrilla und der Demokratenführer Rivero kämpften im Namen der Moral gegen das Bündniß der Unionisten und Sagastiner in der Regierung, gingen selbst aber mit den Anhängern der bourbonischen Restauration zusammen, die man eben im Namen der Moral verjagt hatte; die Republikaner riefen im Namen der Freiheit zum Kampfe gegen den constitutionellen König auf, reichten aber den Karlisten die Hand, die mit ihrem Könige von Gottes Gnaden den Absolutismus und die Glaubenseinheit zurückführen wollten. Waren die Radicalen durch die Coalition viel zu weit geführt worden, bis zur Verleugnung des constitutionellen Königthums, so hatten die Republikaner die Reinheit ihrer Fahne durch das karlistische Bündniß für immer getrübt. Und es war klar, daß, wenn die Coalition nicht einen vollen Erfolg hatte, zunächst nur die eine Partei der Karlisten, welche durch dieselbe bis zu einem gewissen Grade in der öffentlichen Meinung rehabilitirt worden war, ohne Nachtheil, ja mit Verstärkung ihrer Macht aus dem Wahlkampfe hervorgehen konnte.

Nun fiel aber das Ergebniß der Wahlen immerhin so günstig für die Regierung aus, daß dieselbe eine Mehrheit von 201 gegen 174 Oppositionelle durchsetzte. Radicale zählte man 62, Föderativ-Republikaner 42, Karlisten 38, Unionisten 129, Anhänger Sagasta's 72; die Unionisten hatten also, beiläufig bemerkt, dermaßen das Uebergewicht, daß sie die Hauptstimme in der Regierung führen und gelegentlich Sagasta zu verstehen geben konnten, er und die Seinigen sollen sich einfach ihnen unterwerfen und den Gedanken einer Theilung der Gewalt mit ihnen fahren lassen. Uebrigens mußten Erwägungen verschiedener Art die Genugthuung der Regierung über ihren Wahlsieg erheblich trüben. Ein Rückblick auf die Corteswahlen seit der Septemberrevolution zeigte doch eine sehr bedenkliche Zunahme der oppositionellen Minderheit. Diese betrug im Jahre 1869 beiläufig 95 Stimmen, 1871 war sie auf 128 und nunmehr sogar auf 174 gestiegen. Als eine besonders schwere Niederlage aber mußte es die Regierung empfinden, daß die Hauptstadt, zum ersten mal seit der Septemberrevolution, nicht ministeriell wählte. Die Opposition hatte hier 12371 Stimmen gegen 4982 erhalten, und zwar trotzdem daß die Regierung den populären Namen Espartero's, freilich gegen den klar ausgesprochenen Willen des letztern, in die Wagschale geworfen hatte. Und wenn die Regierung schließlich sich selber davon freisprechen konnte, daß sie in dem Verzweiflungskampfe gegen die oppositionelle Coalition kein Mittel verschmäht hatte; wenn sie mit Gleichmuth ansehen konnte, wie sogar einige ihrer eigenen Anhänger aus Entrüstung über die von ihr geübte unerhörte Wahlbeeinflussung auf ihre Abgeordnetensitze verzichteten; wenn sie selbst noch ungebeugt blieb, als General Rey, durchaus nicht als sehr liberal bekannt, das Portefeuille

des Krieges niederlegte, „weil ſeine Würde ihm verbiete, ſich noch den Genoſſen derjenigen zu nennen, die ſo unerhört viele Vergewaltigungen und Ungeſetzlichkeiten bei den Wahlen begangen hätten", ſo mußte ſie doch der Gedanke erſchrecken, daß ſie durch ihr Vorgehen die Empörung der extremen Parteien faſt unmittelbar herausgefordert und berechtigt habe. Und wenn auch Sagaſta in den Jahren 1868 und 1869 hinlänglich bewieſen hatte, daß er das, was man in Spanien eine cuestion de fuerza nennt, nicht fürchte, vielmehr als Regierungsmittel zu handhaben verſtehe, daß er unter Umſtänden eine Störung des innern Friedens willkommen heiße als Vorwand, die Regierung mit außerordentlichen Vollmachten auszurüſten und ihr erſchüttertes Anſehen durch äußere Machtentfaltung und durch das Verdienſt wiederherzuſtellen, die angeblich bedrohte Geſellſchaft gerettet zu haben, ſo ſtellte ſich diesmal die cuestion de fuerza bei dem Bunde zwiſchen Republikanern und Karliſten als viel gefährlicher dar denn jemals zuvor.

Auch lag es auf der Hand, daß ſelbſt im günſtigſten Falle nicht Sagaſta und ſein Anhang, ſondern nur die Liberale Union, in deren Händen zumeiſt die hervorragenden Poſten des Heeres lagen, aus der Niederwerfung der Empörung werde Nutzen ziehen können. Zunächſt blieb es Sagaſta überlaſſen, für die Unioniſten die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, den König auf der Bahn der Reaction weiter zu drängen und Geſetzentwürfe vorzubereiten, welche die Verfaſſung von 1869 ihres demokratiſchen Charakters entkleiden ſollten. Während er über der Reform des Wahlgeſetzes, über der Wiedereinführung des Zweiklaſſenſyſtems von 1812, über der Aenderung der für den Parlamentarismus in Spanien ſo wichtigen Hausordnung der Kammer brütete und dem Könige, der nicht ganz vergeſſen mochte, daß er ſeinen Thron der Revolution verdanke, täglich mit der Forderung in den Ohren lag, in der Thronrede, mit welcher die neuen Cortes eröffnet werden ſollten, ſo ſchroff als möglich gegen alle oppoſitionellen Parteien aufzutreten, wußten ſich die Unioniſten zunächſt einmal der vollen Regierungsgewalt zu verſichern. Nachdem die Nordprovinzen, wo ſeit der erſten Woche des Aprils Karliſtenbanden ſich gezeigt hatten, in Belagerungszuſtand erklärt waren, ließ ſich Serrano den Oberbefehl in den baskiſchen Provinzen, Navarra, Burgos, Aragonien ertheilen; und er reiſte, begleitet von den Hoffnungen und Wünſchen der Liberalen, ab, um, wie er verſprach, die Vereinigung der Banden, die gegen Ende des Monats bereits eine Stärke von 8000 Mann erreicht haben ſollten, zu verhindern. Während ſo der militäriſche Führer der Liberalen Union das Heer ganz in ſeine Hand bekam, wurde Rios Roſas zum Präſidenten des Congreſſes gewählt, und damit wurde ſeine Partei auch zur Herrin der parlamentariſchen Situation. Daß die Unioniſten, von denen ſo manche ohnedies dem Könige perſönlich nahe ſtanden, nunmehr vollends den größten Einfluß auf denſelben gewannen, war ganz natürlich. Ein Fehler Amadeo's aber war es jedenfalls, daß er ſich von Serrano ſo ganz in den Hintergrund drängen ließ und, während man ſich im Norden ſeines Reiches ſchlug, nichts Beſſeres zu thun wußte, als in einer Thronrede vor den Cortes mit dem Pathos Sagaſta's ſeinen Abſcheu vor den Karliſten und ſeinen Willen kundzugeben, dieſelben unerbittlich verfolgen zu laſſen. „Eine Partei", ſagte er, „welche die Legitimität des modernen Rechtes leugnet und die hartnäckige Feindin der Staatseinrichtungen iſt, die ſich das ſpaniſche Volk in der Ausübung ſeiner Souveränetät gegeben, hat ſich, nachdem ſie in den Wahlcomitien geſchlagen worden, mit den Waffen in einigen Provinzen erhoben. Meine Regierung hat die Vorkehrungen getroffen, die ihr die wirkſamſten ſchienen, den Aufſtand raſch zu erſticken. Durch eine friſche und traurige Erfahrung von der mehrfach erwieſenen Unfruchtbarkeit der von ihren Vorgängern in ähnlichen Fällen geübten Milde überzeugt, iſt die Regierung entſchloſſen, in der Züchtigung der beharrlichen Feinde der Freiheit und der unverbeſſerlichen Störer der öffentlichen Ordnung unerbittlich zu ſein. Wenn die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichen, wird

ſie ſich an Sie wenden und von Ihnen die nöthigen Gewalten verlangen, um die Herrſchaft des Geſetzes auf einer feſten Grundlage wiederherzuſtellen."

An die Adreſſe der Republikaner, welche man, kaum ohne Grund, im Einverſtändniß mit den Karliſten gegen die Regierung des „Fremdlings" glaubte, und welche ſich auch bereits in Andaluſien verdächtig rührten, war der etwas elegiſch angehauchte Schluß der Thronrede gerichtet: „In Ihren Entſchließungen werde ich eine Richtſchnur für mein Verhalten, einen Leitſtern für mein Vertrauen und einen Wegweiſer ſuchen, um meine Geſinnungen mit denjenigen dieſes edeln Volkes in Einklang zu bringen. Dieſem ſtolzen Volke werde ich, wie ich ſchon bei einem nicht minder feierlichen Anlaß geſagt habe, niemals mich aufdrängen; aber niemals auch ſoll dieſes Volk mich beſchuldigen, den Poſten, den ich nach ſeinem Willen einnehme, im Stich gelaſſen oder die Pflichten, welche die Verfaſſung mir auferlegt, hintangeſetzt zu haben. Dieſe Pflichten werde ich vielmehr mit der Loyalität und Ausdauer zu erfüllen wiſſen, welche ich der Ehre meines Namens ſchuldig bin."

Es laſtete ohne Zweifel ſchwer auf dem tapfern ſavoyiſchen Prinzen, daß er, um die Formalitäten eines conſtitutionellen Fürſten zu erfüllen, vom Kriegsſchauplatze fern bleiben mußte, ſich ſeinem Lande nicht nützlich machen und ſich nicht das Recht auf den Beſitz ſeiner Krone erwerben durfte. Als er in feierlichem Aufzuge zur Eröffnung der Cortes fuhr, nach rechts und links die Menge grüßend, beachtete ihn niemand; und er mußte fühlen, daß er für dieſes Volk ein Fremder geblieben oder daß er demſelben wieder fremd geworden war. Wenn er ſich erinnerte, daß Zorrilla im vorigen Hochſommer die drohende Karliſtenbewegung im Augenblicke ihres Ausbruches noch durch ſeine Reform- und Amneſtiemaßregeln beſchworen hatte, ſo mußte ihn der Gedanke mit doppeltem Widerwillen erfüllen, daß dieſer Karliſtenaufſtand, der auf ſeine Krone den Schatten der Unpopularität warf, im Anfange wenigſtens ganz den Charakter einer Erhebung mit der obrigkeitlichen Erlaubniß ſeines Premierminiſters trug, der durch den Waffenlärm die Skandale der letzten Wahlen verdecken und namentlich über die Wahlprüfungen in den Cortes leichter wegkommen wollte, wo ihn die Republikaner ſtehenden Fußes erwarteten.

Sagaſta ſelbſt war in der Lage des Zauberlehrlings, der die Geiſter nicht mehr los werden konnte, die er beſchworen. Abgeſehen davon, daß der Karliſtenaufſtand, den er wol ebenſo leicht beendigt zu ſehen hoffte wie im Jahre 1869, alsbald ungeahnte Verhältniſſe annahm, wurde ſeine Stellung im Congreß und Cabinet unhaltbar durch die leidenſchaftlichen Angriffe ſeiner offenen Gegner und durch die geheimen Umtriebe der entſchiedenen Reactionäre, die ſich ſeiner zu entledigen ſuchten, nachdem er ihnen den Weg gebahnt hatte. War ſeinem Anſehen ſchon recht übel mitgeſpielt worden durch Caſtelar, der gleich am erſten Tage der Cortesverhandlungen über die Wahlprüfungen Sagaſta's Praktiken unerbittlich an den Pranger ſtellte, ſo richteten ihn die Angriffe ſeiner frühern Parteigenoſſen vollends moraliſch zu Grunde. Zorrilla erklärte, ſeine Partei werde zwar den Boden des Geſetzes nicht verlaſſen, aber dieſe Regierung bekämpfen, weil dieſelbe nicht die Mittel beſitze, dem Lande Ruhe und Ordnung zu verſchaffen. Was war denn alſo, ſo raunten die Unioniſten dem Könige zu, das Verdienſt dieſes Sagaſta, ſein Anſpruch auf die Ehre und Gewalt der Regierung, wenn ſich ſo klar herausſtellte, daß er nicht vermochte, den Frieden zwiſchen Regierung und Volk, zwiſchen der Dynaſtie und Spanien herzuſtellen? Sagaſta wehrte ſich wie ein Verzweifelter, um ſich nicht durch ſeine unioniſtiſchen Nebenbuhler aus dem Cabinet drängen zu laſſen; er malte mit ſeiner ganzen Beredſamkeit die Gefahren der „zahmen" Inſurrection aus, die zum Socialismus führe und gefährlicher ſei als der karliſtiſche Bürgerkrieg. Schon mochte er glauben, ſeine Beſchwörungen an alle Conſervativen, jetzt nochmals feſt zuſammenzuhalten, hätten

Digitized by Google

ihren vollen Erfolg gehabt, als plötzlich die Mine losging, welche seine geheimen Gegner gelegt hatten. Es gelangten nämlich mit einem mal Actenstücke zur Oeffentlichkeit, aus welchen hervorging, daß Sagasta, um seine Wahlmanöver bestreiten zu können, der Kasse des Colonialministeriums mehrere Millionen entnommen hatte. Schwarz auf weiß war jetzt dargethan, wie viel es ihn gekostet hatte, eine ministeriell und dynastisch gesinnte Mehrheit in die Cortes zu bringen; Sagasta, der mit kühner Stirn in den Cortes jeden Vorwurf ungehöriger Wahlbeeinflussung zurückgewiesen hatte, und das Königthum selbst, dessen Mission ja die Einführung der Moralität in das öffentliche Leben Spaniens sein sollte, war aufs empfindlichste bloßgestellt. Es blieb dem unglücklichen Ministerpräsidenten nichts übrig, als seinen Zorn verbeißend und die Rache für den Schlag, dessen Urheber er wohl kannte, auf gelegene Zeit verschiebend, seine Entlassung zu geben und den Unionisten die sämmtlichen von ihnen längst begehrten Portefeuilles zu überlassen. Topete, der so oft schon geschworen, er nehme kein Staatsamt mehr an, wurde Ministerpräsident, Marineminister und interimistischer Kriegsminister, sein Parteigenosse Ulloa, dessen Umgang der König liebte, seitdem derselbe spanischer Gesandter in Florenz gewesen war, Minister des Auswärtigen, Candau, der sich in allen Sätteln gerecht fühlte, Minister des Innern, und Ayala blieb im Besitz seines Colonialportefeuille. Wie im Heere, so waren jetzt die Unionisten auch in der Regierung die alleinigen Herren, und jetzt, nachdem sie die Radicalen und Progressisten ganz beseitigt, Sagasta und seinen Anhang gedemüthigt und sich unterworfen, jetzt ließen sie sich herbei, sich mit dem letztern zu verschmelzen zu der „constitutionellen Partei", wie sich die Kammermajorität fortan nannte. Topete war großmüthig genug, in den Cortes zu versichern, sein Cabinet werde die Geschäfte im Sinne des letzten Cabinets führen, und Sagasta erfreue sich, auch nach seinem Austritte, noch des Vertrauens der Kammer und der Krone.

Um diese ihre vorherrschende Stellung zu bewahren, mußten, so war zu erwarten, die Unionisten dem Könige und dem Lande Leistungen von Bedeutung, und vor allem unbestreitbare Siegestrophäen aus dem niedergeworfenen Bürgerkriege vorlegen können. An stolzen Versprechungen von ihrer Seite fehlte es auch nicht. Aber offenbar glaubte auch Serrano wie Sagasta, es würden sich einfach die Vorgänge des Jahres 1869 wiederholen, wo man nach dem rasch überwältigten Putsche der Karlisten die Republikaner niedergeworfen und durch Einführung einer Art Dictatur die innern Schwierigkeiten für einige Zeit beseitigt hatte. Allein gleich das erste Auftreten der Karlisten zeigte diesmal, daß sie die königslose Zeit, die verbreitete Abneigung gegen die Herrschaft eines Fremden, und alle von der madrider Regierung seither begangenen Fehler ausgenützt hatten, um nach allen Seiten die Propaganda für ihre Sache zu tragen und ihre Kräfte zu sammeln und zu ordnen. Zwar die vereinzelten Banden, die in der ersten Woche des Monats April in Catalonien auftauchten, wurden rasch zerstreut und von den Truppen in die Berge verfolgt; doch war schon die Kühnheit staunenswerth, womit sie sogar in der Provinz Barcelona Eisenbahnzüge anhielten und Telegraphendrähte zerstörten. Die karlistischen Blätter veröffentlichten sodann ein von dem seitherigen Cortesmitgliede Nocedal unterzeichnetes Schreiben des Secretärs von Don Carlos vom 15. April, des Inhalts, dieser habe beschlossen, die karlistische Minderheit solle sich von den Berathungen des Congresses fern halten; der Herzog von Madrid protestire heute vor dem Lande, indem er seine Vertreter zurückrufe; morgen werde er auf dem spanischen Boden protestiren. Mit großer Zuversichtlichkeit wurde angekündigt, daß Spanien im Lager des Don Carlos sei und daß es nur einer kurzen Kraftanstrengung bedürfe, um die Sache des letztern zum Siege zu führen. „Die karlistische Partei", hieß es, „welche die große Mehrheit der Spanier darstellt, klagt offen, wie ihre Grundsätze es erheischen, die Umtriebe der Liberalen, dieser Vorhut des Petroleums und der gesellschaftlichen Auflösung an; nicht einen weitaussehen-

den Bürgerkrieg will der Herzog von Madrid entzünden, sondern mit einem kurzen und entscheidenden Stoße hofft er das Vaterland zu retten und den Weg zu zeigen, der zur Errettung der Gesellschaft führt."

Zahlreiche Verhaftungen, welche die Regierung in Madrid selbst, in Valladolid, Zamora, Burgos vornehmen ließ, konnten die Bewegung nicht mehr aufhalten, und bewiesen nur, daß das Verbreitungsgebiet des Aufstandes ein sehr großes war. Am stärksten traten die Karlisten, außer in Navarra, in den baskischen Provinzen auf, wo sie, die Stadt Bilbao abgerechnet, vollständig Herren des Landes waren; in Durango, das im ersten Karlistenkriege eine so bedeutende Rolle gespielt, und in dem altehrwürdigen Guernica war ihre Macht vollständig organisirt; hier hatten sie gleich zu Anfang die Verwaltung der Gemeinden ganz in ihrer Hand und erhoben Steuern wie eine regelmäßige Regierung. Außerdem aber traten einzelne Banden auf in den Provinzen Caceres, Leon, Oviedo, Valladolid, Guadalajara, Valencia, Catalonien, selbst auf Majorca. Doch entsprach ihren guten Vorbereitungen weder die Thatkraft und Fähigkeit der Führer, noch eine rechte Begeisterung der Massen. Von ihren Führern Rada, Elio, Ceballos und Recondo hatte keiner entfernt die Gaben eines Zumalacarregui. Auch schadete dem Anfang ihrer Unternehmung sehr das vorsichtige Fernbleiben des Don Carlos vom Schauplatze der Thaten, sowie die Weigerung des alten „Tigers von Maestrazgo", sich zu betheiligen. In einem Schreiben aus London vom 2. Mai erklärte Don Ramon Cabrera, warum er nicht dem Rufe seines Königs gefolgt sei. Er erkannte zwar das Recht des Prätendenten auf den Thron Ferdinand's an, erklärte sich aber mit der karlistischen Invasion nicht einverstanden, weil sie sich von dem Verderben der Partei, den Pfaffen, nicht losmachen wollte, und weil die activen Karlisten mit einer von ihm vorgeschlagenen weitherzigen und freisinnigen Verfassung nicht einverstanden waren. An was Spanien krankt, ist nach dem alten Karlistenführer „ungemessener Ehrgeiz, raffinirte Selbstsucht, grausames Mistrauen, schlecht verstandene Freiheit, unselige Stellenjägerei, zügellose Presse und andere unendlich viele Fehler". Statt Waffengewalt riethe er Vaterlandsliebe und Entsagung; dann nur könne Spanien wieder die mächtige Nation, das große Spanien der Carlos und Philipp werden.

Andererseits war die Lage der Regierung dadurch sehr erschwert, daß sie weder wagen durfte, die großen Städte allzu sehr von Garnisonen zu entblößen, noch den Milizen Waffen zu geben; denn sie war, wie schon bemerkt, der Republikaner nicht sicher. Die extremen Blätter der letztern, wie „Revolucion social", „Combate", „Igualdad", kündigten ja bereits an, daß die Südprovinzen zum Aufruhr bereit seien, während allerdings die Führer sich nicht zu einer Erhebung, ja nicht einmal zum Retraimiento, zum Verlassen des Congresses entschließen konnten, und namentlich Castelar nicht auf seine Wirksamkeit in den Cortes verzichten wollte. Hier und dort meldeten sich zwar Freiwillige zum Kampfe gegen die Karlisten; aber die Enttäuschung der Liberalen durch die letzten Vorgänge im Cabinet und Congreß und das Mistrauen gegen die Unionisten ließen keinen rechten Schwung aufkommen. Auch verboten die finanziellen Schwierigkeiten der Regierung mehr zu thun, als die beurlaubten Soldaten und Unteroffiziere einzuberufen. Es ist übrigens kein Zweifel, daß Serrano, nachdem ihm der Oberbefehl übertragen worden war, den Aufstand niederschlagen konnte, wenn er ohne Hintergedanken sich an das Werk machte, entweder die Vereinigung der zerstreuten Karlistenbanden um jeden Preis zu verhindern, oder sie mit seiner gesammelten Macht durch einen Hauptschlag zu erdrücken. An schön gefärbten Berichten von seinen Erfolgen fehlte es allerdings auch nicht, sobald er auf dem Kriegsschauplatze erschienen war. Am 1. Mai kündigte das Amtsblatt an, seit Serrano's Ankunft in Navarra habe sich der Geist der dortigen Bevölkerung vollständig geändert; dann folgten unaufhörlich Meldungen, die einzelnen Banden seien zer-

Digitized by Google

streut, der ganze Aufstand gescheitert, seitdem, am 2. Mai, der Cabecilla Roda über die französische Grenze gedrängt worden. Daß es Serrano wirklicher Ernst mit der Proclamation sei, die er am 27. April aus seinem Hauptquartier Tudela erlassen, und in der er die Karlistenführer bei unerbittlicher Strafe zur Niederlegung der Waffen aufgefordert hatte, konnte man glauben, als in der Hauptstadt die Nachricht einlief, sein General Moriones habe bei Oroquieta die Karlisten unter dem Befehle des endlich in ihrer Mitte eingetroffenen Don Carlos dermaßen aufs Haupt geschlagen, daß sie mehr als 40 Todte und 730 Gefangene verloren. Als vollends beiläufig 3000 Aufständische in Navarra sich unterwarfen, hauptsächlich unter dem Eindrucke der feigen Flucht des Prätendenten, der nicht stillhielt, bevor er den sichern Boden Frankreichs erreicht hatte; als Moriones bereits die noch unter dem Führer Carafo übriggebliebene Masse der Karlisten mit seinem Corps ganz umzingelt hatte, war man in Madrid allgemein darauf gefaßt, die Kunde von der völligen Besiegung des Aufstandes zu erhalten. Denn wenn auch schon hier und dort noch einige Gluten aus den alten Brandstätten aufschlugen, hier und dort neue Banden auftauchten; wenn namentlich ein Manifest Don Alfonso's, eines Bruders von Don Carlos, das die Karlisten in Barcelona und Reus zu den Waffen rief, nicht ohne Wirkung blieb, so zweifelte doch niemand mehr, daß die Hauptgefahr des Bürgerkrieges beseitigt und die Autorität des Staats und Gesetzes im Sinne der königlichen Thronrede und der Proclamation Serrano's gewahrt sein werde. Man erstaunte daher nicht wenig, als Gerüchte verlauteten, Serrano unterhandle mit dem Marquis von Urquizu, dem Abgesandten der Junta von Alava, über die friedliche Unterwerfung der Aufständischen dieser Provinz. Und das Staunen verwandelte sich geradezu in Bestürzung, als in Madrid der Inhalt des folgenden Schriftstücks bekannt wurde:

„Operationsarmee des Nordens! Nachdem ich mit den Herren Fausto de Urquizu, Juan de Urue, die im Namen des Hrn. Antonio Arguinsonis, Mitglied der Kriegsdeputation des Señorio von Vizcaya, unterhandelten, über die ehrenvollsten Mittel berathen habe, um diesem Lande, das heute das Opfer des unglücklichen Bürgerkrieges ist, den Frieden zurückzugeben, und indem ich von den außerordentlichen Befugnissen, mit denen ich bekleidet bin, Gebrauch mache, gestehe ich zu: 1) Straflosigkeit denjenigen, die sich in Vizcaya erhoben haben; diejenigen, welche sich gestellt haben, können sicher vor jeder Verantwortlichkeit in ihre Häuser zurückkehren. ... 2) Es sind in diesen Indulto eingeschlossen die Mitglieder der Kriegsdeputation, ihre untergeordneten Bediensteten und alle andern Personen, die eine Vollmacht, einen Auftrag oder Dienstleistungen ausgeübt haben, mögen sie an der Unternehmung theilgenommen oder in unmittelbarer oder mittelbarer Weise dazu beigetragen haben, auch wenn sie aus der Emigration auf dem Kampfplatze erschienen sind, und ebenso die, welche ihren Posten oder ihr Amt verlassen haben. Die, welche in ein fremdes Land gehen wollen, erhalten für ihre Person Sicherheit bis zur Grenze. 3) Hinsichtlich der Erhebungen von öffentlichen Geldern, welche dem Señorio zustehen oder verrechnet werden, haben die Generaljunten von Guernica, die in Uebereinstimmung mit Fuero, Brauch und Sitte werden abgehalten werden, zu beschließen, was zu geschehen hat. 4) Wenn alle, welche Waffen tragen und sie ausgeliefert haben, begnadigt sind, so sollen es gleichermaßen werden die Chefs, die Offiziere, wenn es solche gäbe, und die Mannschaften, welche sich den Parteien angeschlossen haben, auch wenn sie von der Emigration herrühren. Die Chefs und Offiziere können in die Reihen des Heeres zurücktreten, in die Stellungen, die sie vor ihrem Beitritt zu der Erhebung eingenommen haben. Die Mannschaft bleibt zur Verfügung der Regierung, frei von Strafen, die sie verschuldet hat. 5) Die Wirkung dieser Verfügung wird von dem Augenblick eintreten, in welchem die Waffen an dem auf meinen Befehl, im Einverständniß mit der Kriegsdeputation bezeichneten Punkte ausgeliefert werden. 6) Die Herren der Kriegsdeputation und ihre

sonstigen Vertreter verpflichten sich, in Zukunft, soviel an ihnen liegt, neue Unruhen, Aufstände oder Erhebungen, welche den öffentlichen Frieden stören, zu vermeiden.

Amorevieta, 24. Mai 1872. Francisco Serrano."

Dieser Vertrag schien allerdings nicht sowol von Serrano als von der karlistischen Kriegsdeputation dictirt. Besonders war schwer zu begreifen, wie ein Politiker den 3., ein Soldat den 4. Paragraphen hatte unterschreiben können. Die Minister scheinen erst vier Tage später vom Abschluß dieses Vertrags Kenntniß erhalten zu haben. Sie wollten anfangs gar nicht an die Sache glauben. Und Serrano blieb ihnen lange jede Antwort auf ihre Anfragen um nähere Auskunft schuldig. Als endlich der Inhalt der Convention bestätigt war, kamen sie überein, eine Entschließung aufzuschieben, bis Serrano seine Handlungsweise gerechtfertigt habe. Allein, wie vorauszusehen war, ließ sich die Opposition im Congreß nicht so leicht beruhigen. Umsonst erklärte Topete, die Regierung müsse über alle Umstände und Gründe des Actes genau unterrichtet sein, ehe sie sich ein Urtheil bilden, einen Entschluß fassen könne; umsonst suchte Ulloa nachzuweisen, der Act sei nicht als Vertrag, Convenio, zu bezeichnen, und Serrano habe nicht als Ministerpräsident, sondern nur als Generalchef der Nordarmee unterzeichnet. Zorrilla beharrte darauf, man brauche nicht mehr zu wissen, als daß ein vom Ministerpräsidenten vorgelegter Vertrag existire, ein Vertrag, den anzunehmen kein Minister, kein Abgeordneter, kein Spanier fähig wäre. Er ließ sich nicht abhalten, im Verein mit einigen demokratischen und republikanischen Führern den Antrag zu stellen: „Wir bitten den Congreß, er möge erklären, daß die Regierung Sr. Majestät in der Lage ist, die umfassendsten Erklärungen über die Uebereinkunft zu geben, welche durch den Chefgeneral des Operationsheeres mit den karlistischen Insurgenten abgeschlossen sein soll." Als Zorrilla in der Begründung dieses Antrags von dem Präsidenten Rios Rosas fortwährend in der willkürlichsten Weise unterbrochen wurde, verzichtete er auf das Wort, indem er sagte: „Da man dies offenbar wünscht, so verzichte ich auf mein Recht und gehe. Sie haben nun erreicht, was Sie wollten; Sie sind nun allein; jetzt machen Sie was Sie wollen; entscheiden Sie nach Belieben über das Wohl des Landes, ich habe meine Pflicht erfüllt." Mit diesen Worten verließ der Führer der Radicalen nebst seinen Parteigenossen den Saal. Sein Antrag wurde natürlich verworfen.

Sich zu einem solchen parlamentarischen Erfolge Glück zu wünschen, hatte freilich das Königthum Amadeo's am wenigsten Grund. War des Königs Ansehen schon dadurch in den Augen der Bevölkerung tief gesunken, daß derselbe sich wie ein unbetheiligter Zuschauer zu dem Bürgerkriege verhalten hatte, so mußte es völlig zu Grunde gerichtet werden durch die militärische und politische Schmach des Vertrags von Amorevieta, der des Königs Versprechungen über die unerbittliche Verfolgung der Aufrührer Lügen strafte. Daran war zwar nicht zu zweifeln, daß Serrano vor dem Ministerrathe sein Verhalten rechtfertigen könne, um so mehr, da die Ausführung dem Abschlusse der Convention auf dem Fuße nachgefolgt und die Karlisten großentheils schon straffrei nach Hause zurückgekehrt waren; auch in den Cortes setzte Serrano am 3. Juni ein billigendes Votum durch, nachdem er den Erfolg seiner Politik gerühmt, die besonders anstößige Bestimmung, daß die Offiziere aus dem Karlistenlager in ihre alten Stellungen im Heere zurückkehren sollten, durch die Angabe entschuldigt, es hätten sich überhaupt unter den Offizieren keine Ueberläufer befunden, und nachdem er im allgemeinen ausgeführt hatte, es wäre zwar der Sieg im Kampfe möglich gewesen, aber nur nach einem langen Bürgerkriege. Allein abgesehen davon, daß die Nutzlosigkeit des Vertrages durch mehrfach an den verschiedensten Stellen wieder auftauchende Karlistenscharen nur zu deutlich erwiesen wurde, mußte ja schon die einfache Thatsache, daß Serrano wagen konnte, ohne das Wissen und gegen den Willen des Königs und der Minister einen so wichtigen militärischen und politischen

Act zu vollziehen, der königlichen Regierung eine tödliche Wunde versetzen. Wie wenn er hierfür nicht das mindeste Gefühl gehabt hätte, ließ sich König Amadeo noch an demselben Tage, da Serrano die Billigung der gefügigen Kammermehrheit erlangt hatte, von demselben den Eid als Ministerpräsident und Kriegsminister ablegen. Erklärlicher als diese Haltung des Königs waren immerhin die Beweggründe Serrano's selbst. Umgeben von seinem glänzenden Generalstabe, Herr der gesammten militärischen Kräfte des Landes, der Unterstützung seiner Parteigenossen in der Regierung sicher, mochte er Eile haben, nach einem halben Erfolge gegen die Karlisten seinem Hauptziele zuzusteuern, mit den Republikanern aufzuräumen und auf dem Wege einer Art Dictatur die Septemberrevolution auf den Punkt zurückzuleiten, den sie nach dem Programm der Unionisten, das nur durch Prim durchkreuzt worden war, niemals hätte verlassen sollen.

Seine wahren Absichten waren leicht zu durchschauen, als Sagasta, der, wie wenn er jede erlittene Unbill vergessen hätte, den Unionisten kräftigst beistand, in jener Sitzung vom 3. Juni gegen die Republikaner donnerte, und als die Regierung, trotz des angeblich beendigten Bürgerkrieges, auf einer außerordentlichen Aushebung von 40000 Mann bestand. Ruiz Zorrilla, der sich über die Plane Serrano's und die Geneigtheit der Kammermajorität, dieselben zu unterstützen, nicht täuschte und auch den König selbst im Verdacht des Einverständnisses hatte, verließ den Congreß und die Hauptstadt an demselben Tage, an welchem das Beifallsvotum für Serrano beschlossen wurde. Noch einmal war er in den Cortes erschienen, aber nur, um sein Mandat niederzulegen. Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Mein Entschluß ist heute unwiderruflich. Wenn Sie die Uebelstände, die Krisis, welche das Land eben durchmacht, erwägen, wenn Sie sich der hohen Stellungen erinnern, die ich eingenommen habe, werden Sie sich meinen Schritt besser, als ich es thun könnte, zu erklären im Stande sein. Alles das hat mich zu meiner Partei, zum liberalen und revolutionären Spanien, zu den andern Parteien, zu dem ganzen Lande in eine Lage gebracht, welche es mir unmöglich macht, meine Mission zu erfüllen, meinem Lande und der Freiheit, die ich geliebt habe und immer lieben werde, zu dienen. Diejenigen, welche sich in einer Lage wie die meinige befinden, bedürfen, um sie auszuhalten, Glauben und Energie. Mir fehlt der Glaube schon seit lange; und ich habe nicht die Energie, welche ich in wichtigen Augenblicken gehabt habe. Ich müßte meine Partei und mein Land täuschen, und da ich dies nicht thun will, muß ich mit der Offenheit des ehrlichen Mannes erklären, daß die politische Rolle, welche mir zugefallen ist, über meine Kräfte geht. Ich kann ihr nicht genügen und ziehe mich zurück." Diese Worte waren offenbare Anspielungen auf das Verhältniß Zorrilla's zum Könige. Man erinnerte an die That des ungarischen Grafen Teleki, und man erzählte sich, der König selbst habe es Zorrilla unmöglich gemacht, sich noch von ihm zu verabschieden. Das Gefühl war allgemein, daß Zorrilla, indem er sich jetzt auf sein Gut Tablada bei Burgos zurückzog, sich zugleich von Amadeo zurückziehe. Der letztere hatte in der That ohne alle Rücksicht Ruiz Zorrilla zu verstehen gegeben, daß er Serrano allein für den Mann der Lage halte. Bei einem Banket im königlichen Schlosse wurde Zorrilla, was man sich in radicalen Kreisen mit Entrüstung wiedererzählte, sein Platz an der Tafel unter Sagasta und Malcampo angewiesen; und der König, namentlich aber die Königin, ließen ihm gegenüber sehr bezeichnende Aeußerungen fallen, wie: „Radicale Parteien schaffen wol die Dynastien, aber die Aufgabe, dieselben zu befestigen und zu erhalten, fällt den Conservativen zu"; „die Parteien des Volkes dürfen nur in außergewöhnlichen Lagen zur Macht gelangen".

Solche Stimmungen und Ueberzeugungen am Hofe glaubte Serrano nicht rasch und gründlich genug ausbeuten zu können. Die heftigen Angriffe, welche die Republikaner, insbesondere Castelar, am 8. Juni in den Cortes gegen die conservative Politik des Ministeriums richteten, die Vorbereitungen, welche die Radicalen trafen, um auf einem

großen Parteitage zu Madrid die Oppoſition gegen Serrano zu organiſiren, beſtärkten ihn hierin ebenſo wie die Gefügigkeit der Kammermajorität. In einer Verſammlung dieſer letztern ſprach Santa-Cruz von der Nothwendigkeit, die Geſellſchaft zu retten; Elduayen erklärte, anders als durch dictatoriale Maßregeln laſſe ſich der drohende finanzielle Bankrott nicht mehr vermeiden; Candau ſchilderte die drohende Gefahr eines republikaniſchen Aufſtandes; Alonſo Martinez erklärte es für patriotiſche Pflicht, Ausnahmsmaßregeln zu ergreifen; Sagaſta ſchließlich verſprach im Verein mit ſeinen Freunden der Regierung ſeine unbedingte Unterſtützung. Eine Dictatur, deren Spitze natürlich nicht ſowol gegen die Karliſten als gegen die Republikaner und überhaupt gegen die oppoſitionelle Preſſe und Verſammlungen gerichtet geweſen wäre, Aufhebung der Verfaſſungsbürgſchaften, Octroyirung des Budgets ohne Discuſſion: dies war die Ausſicht, die ſich jetzt eröffnete. Serrano, ſeiner Genoſſen im Miniſterium und der Majorität der Cortes ſicher, und auf ſeinen unbeſchränkten perſönlichen Einfluß beim Könige vertrauend, dachte keinen Augenblick, daß er bei dieſem auf Widerſtand ſtoßen könnte, wenn er ihm die Suſpenſion der Verfaſſungsgarantien empfehle. Er hatte eben, was ja einem ſpaniſchen Staatsmann von ſo wechſelreicher Vergangenheit wie Serrano wol begegnen konnte, ohne Rückſicht auf den moraliſchen Inſtinct, auf das politiſche Gewiſſen und auf die perſönliche Ehrenhaftigkeit Amadeo's gerechnet. Amadeo erinnerte ſich aber an ſeinen Schwur auf die Verfaſſung und weigerte ſich ſtandhaft, dieſelbe zu verletzen. Umſonſt war alles Zureden ſeiner Miniſter; umſonſt ſuchte beſonders auch Topete die Königin für die Anſchläge der Unioniſten zu gewinnen. Es blieb Serrano nichts übrig, als eine Woche, nachdem er das Miniſterpräſidium übernommen, ſeine Entlaſſung zu geben. Er würde ohne Zweifel dieſe tiefe Demüthigung nicht eingeſteckt haben, wenn im Heere nicht über die Schmach von Amorevieta große Misſtimmung gegen ihn geherrſcht und wenn nicht eben die wieder aufgetauchten Karliſtenbanden alles, was er ſeinem Convenio Gutes nachgerühmt, Lügen geſtraft hätten. Die Erbitterung Serrano's und ſeiner Partei wuchs, als der König, da er ein neues Cabinet aus den Reihen der Conſervativen nicht bilden konnte, und Eſpartero, dem er die Miniſterpräſidentſchaft antrug, ablehnte, auf die Radicalen zurückgriff und Zorrilla wiederum als Miniſterpräſidenten berief. In ihren Verſammlungen drohten die Unioniſten und die Anhänger Sagaſta's ziemlich deutlich gegen den verfaſſungstreuen König und ſein radicales Miniſterium. Doch fiel das Manifeſt, in dem ſie gegen die von Zorrilla alsbald verfügte Vertagung der Cortes proteſtirten, in der Form viel zahmer aus, als man erwarten konnte, nachdem ihre Parteiorgane daſſelbe als „die Geneſis der künftigen Revolution" angekündigt hatten. Es hieß in demſelben unter anderm: „Damit die Regierung in geſetzlicher Weiſe die von den Cortes beſchloſſenen Steuern einziehen und ſich auf dem Boden des Geſetzes Hülfsquellen ſchaffen kann; damit ſie das ſchon genehmigte Geſetz ausführen kann, welches den Heeresſtand feſtſetzte und hinfällig wäre, wenn nicht die Stellvertretung angenommen würde; damit ſie in befriedigender Weiſe die ſchlimme Lage der Inſel Cuba beſſern, und, ſoweit es möglich iſt, die Anſtrengungen unterſtützen kann, welche dort die treuen Einwohner machen, um unſer Banner aufrecht zu erhalten, ſo erklären wir, aufrichtige Anhänger der beſtehenden Regierung, daß wir in allen dieſen Fragen geneigt ſind, der Regierung, welche ſie auch ſein möge, eine ebenſo entſchiedene als uneigennützige Unterſtützung zu gewähren. Wenn das verantwortliche Miniſterium dieſe patriotiſche Unterſtützung nicht annähme, ſo würde das Land wiſſen, daß die Verletzung der Geſetze um ſo unentſchuldbarer iſt, je unnöthiger in jeder Beziehung ſie iſt."

Die Republikaner begrüßten natürlich mit der unbefangenſten Genugthuung den Zuſammenbruch des conſervativen Miniſteriums, des ſechsten Cabinets, das ſich bereits ſeit der kurzen Herrſchaft Amadeo's abgenutzt hatte. Daß die zur Regierung zurückgekehrten

Radicalen das in seinem Ansehen so tief erschütterte Königthum noch lange über dem Wasser würden halten können, glaubten sie nicht; und ebendeshalb mahnten ihre Führer von jeder gewaltsamen Beschleunigung der Ereignisse ab. In einem Manifest an die Partei sagten Pi y Margall und Figueras: „Derjenige, welcher uns heute auf den Weg der Gewalt weist, verkennt entweder vollständig unsere Lage oder will er mit Vorwissen die Sache der Republik verrathen. Jeder ahnt das nahe Kommen der Republik; verschwören wir uns nicht gegen uns selbst." Die Radicalen aber sahen die Zukunft nach den erstaunlichen Zwischenfällen dieser letzten Zeiten auf einmal wieder im rosigsten Lichte. Am 14. Juni fanden in Madrid große Kundgebungen des Volkes für das radicale Ministerium statt; von allen Seiten schickten die volksthümlichen Corporationen dem letztern Beglückwünschungen zu; die Blätter der Partei verlangten jetzt schleunigste Durchführung der Trennung zwischen Staat und Kirche, der Einrichtung von Schwurgerichten, der nationalen Bewaffnung, der Auflösung der gegenwärtigen Cortes, der Säuberung der Verwaltung, der ökonomischen Reformen. Und als am 17. Juni Ruiz Zorrilla in Madrid anlangte, sprach er mit Pathos die Hoffnung aus: „Wenn der Glanz der Revolution einen Augenblick verdunkelt geschienen hatte, so wird derselbe nunmehr in seiner ganzen Pracht hervortreten."

Dem Könige, der nur mit schwerem Herzen die Unionisten, zu welchen er das größte Vertrauen hegte, entlassen hatte, wurde die Trennung von denselben durch einen sehr seltsamen, für die Umstände bezeichnenden Vorgang mit einem mal sehr erleichtert. Am 23. Juni nämlich wurde in Madrid ein Schreiben des Herzogs von Montpensier veröffentlicht, in welchem derselbe sich für das Königthum des Prinzen Alfonso von Asturien auf der festen Grundlage des constitutionellen Systems erklärte und unter anderm sagte: „Ich bin entschlossen, jedem Kampfe gegenüber fremd, wenn nicht gleichgültig zu bleiben; wenn aber die unwiderstehliche Gewalt der Ereignisse Spanien ruft, über seine Zukunft zu entscheiden, so ist es meine innerste Ueberzeugung, daß eine Monarchie unter Alfonso die einzige feste Grundlage für gemäßigte Einrichtungen bieten kann. Wenn der Augenblick gekommen sein wird, werde ich die edle Sache mit Unerschrockenheit vertheidigen und ihr mit Stolz dienen." Zu gleicher Zeit wurde in den Sagasta ergebenen Blättern ein Manifest der Conservativen mitgetheilt, angeblich von 230 Generalen, Abgeordneten, Senatoren und Granden unterzeichnet, in welchem Prinz Alfonso für den einzig berechtigten Thronfolger erklärt und ausgesprochen war, daß, bis er mündig werde, die Regentschaft des Herzogs von Montpensier eine wirksame Bürgschaft für die constitutionellen Freiheiten sei. Schon seit Monatsfrist waren Gerüchte in Umlauf gewesen, daß die Unionisten, Serrano selber eingeschlossen, das Heer, in welchem sie am meisten Anhang hatten, beziehungsweise die Generale, zu Gunsten einer bourbonischen Restauration bearbeiteten. Indem aber Sagasta den Beweis hierfür jetzt der Oeffentlichkeit überlieferte, wollte er offenbar den König einschüchtern, als Herr der Lage, der alle Fäden in der Hand hatte, sich für spätere Rettungen empfehlen, eine Krisis beschleunigen, innerhalb der Majorität die Unionisten zur Seite schieben und seine eigene Partei in den Vordergrund stellen. Auch kitzelte es ihn wol, bei dieser Gelegenheit eine kleine Privatrache zu befriedigen. Jene Papiere waren in seine Hand gekommen zu der Zeit, da er als Minister des Innern die Millionen, die er zur Beeinflussung der Wahlen bedurfte, aus der Kasse seines Collegen im Ultramarministerium, des Unionisten Ayala, genommen hatte. War an ihm, um den Unionisten allein die sämmtlichen Ministerporteseuilles zuzuwenden, Verrath geübt worden, so zahlte er jetzt mit gleicher Münze, unbekümmert darum, ob die seitherige Majorität, die jetzt doppelten Grund zum Zusammenhalten hatte, darüber in die Brüche ging.

Die Montpensieristen gaben die Echtheit jener Schriftstücke zu, sprachen aber die Unterzeichner von jeder Verantwortlichkeit frei, da dieselben ohne ihr Vorwissen und nicht

zu der von ihnen selbst gewählten Zeit in die Oeffentlichkeit gebracht worden. Sie klagten Sagasta an, sich durch sein schwarzes Cabinet in den Besitz der beiden Manifeste gesetzt zu haben. Ueber die Entstehungsgeschichte derselben gab das Blatt Serrano's, die „Politica", merkwürdige Aufschlüsse. Das Manifest war hiernach verfaßt, um noch unter der Regierung der Sagastiner und nicht unter den gegenwärtigen Umständen veröffentlicht zu werden. „Es kam der Karlistenaufstand, und die Vaterlandsliebe, welcher die Unterzeichner des Schriftstückes blind ergeben sind, ließ ihre persönlichen Zwecke in den Hintergrund treten, schloß ihnen den Mund und fesselte ihnen die Hand. Wenn nunmehr die Veröffentlichung einen Conflict herbeiführte, so haben diesen nicht der Herzog von Montpensier noch die Fusionspartei (die Partei, welche die bourbonische Restauration mit einer Regentschaft Montpensier's wollte) veranlaßt, sondern die Presse der Sagastiner, welche ihn auf das Tapet gebracht hat." In welchem seltsamen Lichte mußten diese Enthüllungen dem Könige diejenigen erscheinen lassen, welche sich immer als die ergebensten Anhänger der constitutionellen Monarchie geberdet und sein eigenstes persönliches Vertrauen genossen hatten! Was lag daran, in welchem Zeitpunkte der Plan einer bourbonischen Restauration gefaßt worden, was lag daran, ob derselbe wirklich nur gegen eine Partei, die man eben verdrängen wollte, gerichtet war: für den König konnte nur die Thatsache Bedeutung haben, daß die Partei, deren Führer er eben noch mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattet, hinter seinem Rücken bereits über seinen Thron verfügt hatte.

Uebrigens hatte es bei diesen Enthüllungen noch nicht sein Bewenden. Die reinen Alfonsisten und echten Conservativen antworteten mit einer Kundgebung, die sie für den Fall, daß die Fusionisten (Alfonso-Montpensieristen) mit der ihrigen hervortreten würden, bereit gehalten hatten. Die beiden Seiten des Gegensatzes waren hier scharf herausgekehrt, einmal die Zurückweisung der liberalen Velleitäten der Montpensieristen und dann die Ablehnung der Regentschaft des Herzogs. In Form eines Briefes an Isabella II. und an Maria Christina wird von dem lebhaften Gefühl gesprochen, womit das spanische Volk bereits die Nothwendigkeit empfinde, die religiösen, moralischen und politischen Elemente wiederherzustellen, welche unter der glorreichen Regierung Ihrer Majestät alle befriedigte. Nach drei tödlichen Jahren der Misregierung wenden sich alle Blicke dem einzigen Symbol zu, welches den Ordnungs- und Gerechtigkeitsdurst dieser unglücklichen Nation stillen kann. Schließlich heißt es: „Wir könnten nicht zur Einsetzung einer Regentschaft beitragen, welche wir, so gut sie sein möchte, als eine Beeinträchtigung der Rechte ansehen müßten, die Don Alfonso mit dem Augenblicke erlangte, da er volljährig würde nach dem zur Zeit gültigen Verfassungsgesetze. Wir können kein Entgegenkommen, keine Vermittelung, keinen Waffenstillstand annehmen in irgendeinem Punkte, wodurch nicht jene Legitimität in ihrer absoluten Integrität unangetastet aufrecht erhalten würde. Wir werden also mit allen gesetzlichen Mitteln die Rechte Don Alfonso's von Bourbon vertheidigen, ebenso gegen den verirrten Eifer der Freunde wie gegen den Widerstand von Feinden jeder Art." Welche Gefühle mußten Amadeo erfüllen, als er jene Conservativen, die er von Anfang an, besonders aber in der letzten Zeit für die allein regierungsfähige Partei Spaniens gehalten und dafür noch Zorrilla gegenüber erklärt hatte, öffentlich die einen vom Standpunkte der Opportunität, die andern vom Standpunkte des legitimen Rechtes die Möglichkeit der bourbonischen Restauration erörtern sah! Wir täuschen uns wol nicht mit der Annahme, daß der König von diesem Augenblicke zwar wie zuvor den unmittelbaren Pflichten der Krone pünktlich nachkam, in seinem Gemüthe aber der undankbaren Aufgabe, die ihm auferlegt war, sich mehr und mehr entfremdete.

Vorläufig hatten die alfonsistischen Kundgebungen der Majorität die Wirkung, das Einvernehmen zwischen den Radicalen und Amadeo zu befestigen und diesen für Maß-

regeln geneigter zu machen, deren Ernst er sich nicht verbarg. Am 26. Juni veröffentlichte Zorrilla sein Rundschreiben an die Statthalter der Provinzen. Dasselbe kündigte die unverzügliche Einführung der Geschworenengerichte an, sowie einen Reorganisationsplan der Armee und Marine auf wahrhaft nationaler Grundlage und die Abschaffung der Conscription. Die Regierung versprach ferner, die religiöse Unduldsamkeit zu bekämpfen und vollständige Gewissensfreiheit zu sichern, die schlimme Finanzlage zu verbessern und eine Verminderung der Ausgaben und Vermehrung der Einnahmen anzustreben. So hoffte sie das Budget ins Gleichgewicht zu bringen und die ungeheuere öffentliche Schuld zu decken. Was das Vereins- und Versammlungsrecht betrifft, so fühlte sich die Regierung nicht berufen, die Verbreitung philosophischer, ökonomischer oder politischer Systeme, selbst wenn die Grundsätze und Folgen derselben ihren eigenen Ideen zuwiderlaufen würden, zu verhindern, vorausgesetzt, daß dieselben sonst in nichts gegen die Gesetze verstießen. Doch erklärte sie es für ihre Pflicht, jedes Project und Unternehmen hintanzuhalten, das durch thatsächliche Kundgebungen die bestehenden Einrichtungen umzustürzen, die individuelle Freiheit und die Ausübung der durch die Verfassung verbürgten Rechte zu beschränken suchen würde. Drei Tage darauf erschien ein Decret des Königs, welches die Cortes auflöste, zugleich aber die Neuwahlen auf den 24. Aug. und den Zusammentritt der neuen Cortes auf den 15. Sept. ausschrieb. Des Königs letzte Bedenken gegen diese ernste Maßregel hatte Zorrilla durch die unumwundene Bemerkung beseitigt, daß die Radicalen, nachdem man sie einmal zur Regierung berufen, auch die Mittel zum Regieren bekommen müßten.

Daß dieses Decret und Zorrilla's Rundschreiben die Uebereinstimmung im Cabinet und zwischen Cabinet und König besiegelte, konnten sich die Conservativen nicht verbergen. Aber der Streit zwischen den Alfonsisten und Montpensieristen und die durch Sagasta's Enthüllungen herbeigeführte Spaltung zwischen diesen beiden und dem Anhange des letztern ließ es nicht zu einer unzweideutigen Gegenkundgebung kommen. Im allgemeinen nahmen die Conservativen, außer den Sagastinern, das Rundschreiben nicht entschieden schlecht auf; wenn die Cortes schon einmal nicht bis zur Durchberathung des Budgets beisammen bleiben könnten, so sei die von dem neuen Cabinet angekündigte Finanzpolitik nur zu billigen; zur Einführung der Schwurgerichte bedürfe es allerdings eines förmlichen Gesetzes und nicht blos eines Decrets, die Einrichtung selbst sei wol in ihrer Anwendung auf politische und Preßvergehen zu billigen, bedürfe aber bei gemeinen Verbrechen, angesichts des Bildungsstandes des Volkes, nothwendig einschränkender Bestimmungen; was das Heerwesen betrifft, so schienen die Aeußerungen der Regierung über die einschlägigen Reformen wegen ihres unbestimmten Charakters noch keine übertriebenen Befürchtungen zu begründen. Nach und nach aber gelang es Sagasta wieder die ganze Partei in eine entschiedenere Opposition zu hetzen. Obwol der König zur Cortesauflösung ein unzweifelhaftes Recht hatte, wurde diese Maßregel doch in einem Manifest der Unionisten und Sagastiner für eine Verletzung der Verfassung erklärt. Die Conservativen sprachen ihr Bedauern aus, daß ihre Beihülfe für die ökonomischen Gesetze zurückgewiesen, daß die Verfassungsbestimmungen über Vertheilung und Erhebung der Abgaben verletzt und geradezu eine finanzielle Dictatur eingeführt worden sei. Eine solche Sprache stand freilich den Unterzeichnern dieses Manifestes sehr schlecht an, da sie fast ausnahmslos unter Isabella II. wiederholt die Erhebung der Steuern für die conditio sine qua non einer jeden Regierung erklärt und jeden bekämpft hatten, der damals im Namen der parlamentarischen Freiheit Einsprache gegen die sogenannten Budgetautorisationen erhob. Sagasta und sein treuer, nicht weniger exaltirter Genosse, Romero Robledo, suchten namentlich, indem sie das Schreckgespenst der Republik an die Wand malten, ihre zögernden Parteigenossen zu immer weiter gehender Feindseligkeit gegen die radicale Regierung hinzureißen. Diese Umtriebe wurden auch nicht wenig gefördert durch eine Versammlung der „intran-

Digitized by Google

sigenten" Republikaner Madrids am 30. Juni, in welcher nach stürmischen Verhandlungen der Antrag angenommen wurde, die Partei solle der Regierung jede Unterstützung versagen, sich von der Betheiligung am öffentlichen Leben zurückziehen und dem Volke die Souveränetät zurückgeben, womit das republikanische Directorium bekleidet worden. Gegen dieses letztere selbst wurde furchtbar gedonnert; Phrasenhelden wie Galiana und Garcia Lopez kündigten an, die Partei müsse sich rasch zum Straßenkampfe rüsten und die sociale Frage ihre Lösung durch die Republik finden. Besonders bezeichnend war das Auftreten von einigen Arbeitern, die sich offen als Internationalisten bekannten und erklärten, die Arbeiter dürften nicht Brot verlangen, sondern sich dasselbe nehmen; sie dürften ihr Recht nicht im Parlament, sondern nur auf der Straße verfechten. Das radicale Ministerium glaubte derartige Kundgebungen nicht allzu tragisch nehmen zu müssen; es wünschte sich vielmehr Glück dazu, durch seine Duldsamkeit den „Unversöhnlichen" möglich gemacht zu haben, die ganze Hohlheit und Lächerlichkeit ihres Programms vor aller Welt bloßzustellen. Mit Genugthuung verzeichnete dasselbe den Beschluß der gemäßigten Republikaner, sich an den Wahlen für die Cortes zu betheiligen, als einen Erfolg seiner versöhnlichen Politik, durch welche diese große Partei vermocht worden sei, ganz auf dem Boden der Gesetzlichkeit zu bleiben. Dabei konnte das Ministerium es nur als vortheilhaft ansehen, daß die Trennung zwischen den gemäßigten und unversöhnlichen Republikanern immer größer wurde, namentlich seitdem Zorrilla sich durch Castelar's Empfehlung bestimmen ließ, hier und dort Republikaner in den Verwaltungsdienst der Provinzen aufzunehmen. Mit nicht geringerer Genugthuung erfüllte es die Radicalen, daß die Conservativen sich nicht über die Frage der Betheiligung an den Corteswahlen einigen konnten. Die Alfonsisten, die freilich auch denken mochten, Zorrilla werde bald abgewirthschaftet haben, lobten geradezu seine Regierungsgrundsätze auf Kosten der Sagasta'schen Periode, und Sagasta isolirte sich von der bedeutendsten conservativen Fraction, indem er fortfuhr, die Bourbonen zu bekämpfen. So gelang es ihm trotz aller Umtriebe nicht, die Gesammtpartei zum Rückzuge von dem politischen Kampfplatze zu bestimmen. Geradezu eine Niederlage für ihn war ein neues von Ayala verfaßtes Manifest der Partei vom 5. Juli, welches zwar die trotz der administrativen und politischen Schwierigkeiten ausgeschriebenen Corteswahlen tadelte, aber doch den Entschluß der Partei, an denselben sich zu betheiligen, ankündigte, „obwol unter den gegenwärtigen Umständen die Enthaltung gerechtfertigt gewesen wäre".

Je unbeirrter aber das radicale Ministerium auf seiner Bahn beharrte, desto fruchtbarern Boden fanden mit der Zeit die Aufhetzereien Sagasta's, und wenn die Partei auch über ein einheitliches Actionsprogramm nicht schlüssig werden konnte, so ließ sie sich doch immer mehr in bedingungslose Negation hineintreiben. Ein drittes Manifest der Conservativen bekundete die ganze Wuth der Partei über ihre gegenwärtige völlige Ohnmacht. Der kurze Sinn dieses langen Schriftstückes war: derjenige, der Aussicht hat, gewählt zu werden, soll sich bei den Urnen stellen; derjenige, der eine Niederlage gewärtigt, soll wegbleiben. „Unglückliches Manifest", äußerte sich ein liberales Blatt, „in welchem Sagasta sich abermals von den Progressisten lossagt und bedingungslos zu den Conservativen stellt, in welchem Topete und Ayala den ersten Rang unter den Anhängern des Königs für sich beanspruchen, in welchem General Rey und General Concha Furcht für das Los der Septemberrevolution äußern!" Eine große Heuchelei war es jedenfalls, wenn die Unterzeichner des Manifestes versicherten, sie werden sich nie auf unheilvolle Parteicoalitionen einlassen, während doch das bloße Nebeneinanderstehen von Namen wie Concha, Sagasta, Ulloa und Rey für den Bestand der ungeheuerlichsten Coalition zeugte. Heuchlerisch war auch die Klage in dem Manifest, daß die Staatsämter jetzt von dem radicalen Ministerium in bloße Wahlorgane verkehrt worden seien, während die Conservativen doch

ihre Macht der schlimmsten Wahlbeeinflussung verdankt, Hunderte von Gemeinderäthen und Provinziallandtagen zu diesem Zwecke aufgelöst, Tausende von Wählern willkürlich von den Listen gestrichen hatten.

Dem Könige wollte dieses dritte Manifest speciell mit dem Satze Angst machen: „Dieselbe Coalition, mit welcher sie unsere Vertreter aus der Macht zu verdrängen strebten, wobei sie alles Bestehende aufs Spiel setzten (die vorige Wahlcoalition), besteht heute, zu größerm Aergerniß als damals, zwischen der monarchischen Regierung und der republikanischen Partei." Der ruhige, geschäftstreibende Bürger sollte durch das düstere Bild socialistischer und demagogischer Ausschreitungen erschreckt werden: „In Andalusien wird mit Brand, Raub, Tempelschändung das gräßliche Programm der ermuthigten Demagogie gepredigt." Der Satz: „Sie werden sicherlich die Militärreform nicht zum Ziele führen im Wege der Freiheit; sie werden die Institution des Heeres zu Grunde richten oder sie nothwendigerweise auf eine gleichzeitige Einberufung aller Spanier zu den Waffen begründen müssen", sollte den Familien die Besorgniß vor Einführung des allgemeinen Waffendienstes einflößen und das Heer gegen die Regierung aufwiegeln. Allein nicht blos das Cabinet wurde im allgemeinen dahin charakterisirt, daß „ein gewisser unbestimmter, anarchischer Geist alle seine Handlungen leite und überstürze", sondern der König selber wurde mittelbar in Anklagestand versetzt, indem gesagt wurde, die Minister hätten in Misachtung der parlamentarischen Gepflogenheiten die Macht angenommen, verschiedene Verfassungsartikel seien gebrochen, die Radicalen hätten den König in einer seiner Thronreden den Willen der Cortesmehrheit als seine Richtschnur anerkennen lassen und jetzt durch die Auflösung der Cortes, „ehe dieselben gehört worden", einen fatalen Beweis dafür abgelegt, daß bei ihnen das Ansehen der Krone nur eine untergeordnete Stelle einnehme. Viel schlimmer noch war allerdings, was über die dem Beschluß dieses Manifestes vorausgegangenen Verhandlungen der Partei verlautete. Topete erklärte hier, er wolle die Dynastie so lange vertheidigen, als sie vertheidigt zu sein wünsche; Romero Robledo sprach von einem „Fußtritt, den eine hohe Institution der Majorität versetzt habe", und fügte bei: „Falle wer will"; Llorente sagte gerade heraus, der König habe „seinen constitutionellen Pact mit der Nation gebrochen". Alle diese Aeußerungen aus der Mitte der „constitutionellen" Partei wurden natürlich dem Könige wortgetreu hinterbracht.

Einzelne Vorgänge, Conflicte der Bevölkerungen mit der Polizei, gelegentliche Arbeitseinstellungen u. dgl. wurden von der alfonsonistischen wie von der sagastinischen Presse zu Aufreizungen gegen die Regierung und zu dem Nachweise benutzt, daß die letztere gegenüber den ordnungsfeindlichen Elementen ohnmächtig sei. Selbst das Privatleben des Königs, der sich allerdings seit einiger Zeit, wol ermüdet durch die unerquicklichen Händel, denen er seither hatte anwohnen müssen, etwas mehr gehen ließ, als der spanische Anstandsbegriff erlaubte, wurde in die öffentliche Discussion gezogen. Amadeo mußte sich thatsächlich eine Vorlesung darüber halten lassen, daß es sich für den König von Spanien nicht schicke, im runden Hute und in weißen Beinkleidern unter den Spaziergängern der Hauptstadt zu erscheinen. Da die radicale Regierung derlei Angriffe und Beleidigungen unerwidert ließ, so standen sich in der Oeffentlichkeit schließlich nur noch die beiden Parteien gegenüber, die sich als die natürlichen Erben ansahen, wenn es mit den Radicalen und der Dynastie zu Ende gegangen sein werde. Die Republikaner und Alfonsisten bewiesen sich gegenseitig, daß die Restauration und daß die Republik ein Ding der Unmöglichkeit sei. Uebrigens war die Hoffnung der gemäßigten Republikaner immer mehr darauf gerichtet, die Radicalen zu sich herüberzuziehen. In dem Wahlmanifest der Republikaner hieß es, die Radicalen seien vor allem Freunde der Freiheit, ehe sie Monarchisten seien; sie hätten sich das Ziel vorgesetzt, die Revolution durch alle Hindernisse durchzubringen. Sie seien für die Föderalisten ein sehr mächtiges Element, dessen man

vielleicht bedürfe für Entfaltung der Republik. Dem Recht in den Gesetzen Ausdruck verschaffen, das hieße der Freiheit die Stätte bereiten; dies wollten Einige in der Partei nicht begreifen. „Darum sind wir genöthigt, uns vor allem von diesen Schäden zu reinigen, die nur schwächen; und wenn der Triumph der Republik kommen wird, werden wir uns vielleicht gar in die Nothwendigkeit versetzt sehen, früher gegen dieses blinde Element unserer Partei eine Schlacht zu schlagen, als gegen die Vertheidiger des alten Regiments."

Die Sprache, die hier geführt war, zeugte nun zwar dafür, daß es dem radicalen Ministerium bereits wieder gelungen war, die gemäßigten Republikaner auf die öffentliche Bühne zurückzuführen und zum gesetzlichen Kampfe für ihre Grundsätze zu bestimmen. Aber war es schon bedenklich, daß die letztern sich bereits als die künftige Regierungspartei benahmen, so zeigte sich auch unverhüllt die ganze Schwierigkeit nicht blos für die Radicalen, sondern auch für die Ordnungsrepublikaner, jene wilden Kräfte wieder zu bändigen, die bei der allgemeinen Misstimmung des Volkes unter der frühern Regierung sich entfesselt hatten, jene „unversöhnlichen" Republikaner, die nach Barrikaden riefen, und jene Internationale, die statt mit Beweisgründen, mit Pflastersteinen und Petroleum zu kämpfen drohte. Und daß die sogenannten Conservativen und Absolutisten nicht gutwillig auf die Macht, deren sie so sicher zu sein glaubten, verzichten würden, das lehrten die aufrührerischen Reden in den Parteiversammlungen derselben und die neuerdings mit großer Bestimmtheit auftretenden Gerüchte von einer Verschwörung zum Umsturz der Regierung und Dynastie. Die Luft in Madrid war wieder so schwül geworden wie damals, vor der Ankunft des Königs, als Prim unter den Schüssen von immer noch unentdeckten Mördern erliegen mußte.

Was damals Ruiz Zorrilla als die ganz natürliche Folge der unaufhörlichen Aufreizungen in der Presse und in Clubreden bezeichnet hatte, sollte auch jetzt wieder in seiner ganzen Abscheulichkeit sich einstellen: der politische Mord. Am 19. Juni abends kam Topete zu Minister Martos, um ihm mit der Bitte, die Quelle seiner Angaben zu verschweigen, die Mittheilung zu machen, daß ein Plan bestehe, den König in dieser Nacht zu ermorden. Martos begab sich unverweilt auf die Ministerpräsidentschaft, und nach einer Besprechung mit Ruiz Zorrilla wurde nach dem Majordomus des Palastes geschickt, den man beauftragte, den König zu bitten, diese Nacht nicht, wie er gewohnt war, auszugehen. Der König, der ohne Zweifel glaubte, daß diese Mittheilung wie andere ähnliche, die bereits zu seiner Kenntniß gekommen, unbegründet oder übertrieben sei, wollte weniger als je darauf verzichten, seinen Spaziergang in den Gärten des Buen Retiro zu machen; und als auch die Königin, die von der Sache erfahren, ihn in seinem Entschlusse nicht erschüttern konnte, beschloß sie, sich keinen Augenblick von ihrem Gemahl zu trennen. Beide verbrachten den Abend in Buen Retiro, wo allabendlich Concert und Theater stattfand, bis nach 1 Uhr. Der Weg zum königlichen Palast führt durch die belebtesten Theile der Stadt, die Alcalastraße, über die Puerta del Sol, durch die Calle del Arenal, die von einem halben Dutzend Querstraßen durchschnitten wird. Kaum war der königliche Wagen in die Calle del Arenal eingefahren, als ihm aus der ersten Seitengasse von links eine Ladung von Schüssen entgegenkrachte. Der König erhob sich, um mit seinem Körper seine Gemahlin zu decken, über die sich auch sein Adjutant Burgos beugte. Der Kutscher jagte die Pferde in gestrecktem Laufe weiter. Einige hundert Schritte weiter feuerte eine zweite Rotte von den beiden Ecken einer andern Querstraße; funfzig Schritte weiter entlud sich eine dritte Salve, die dem Wagen entgegen- und nachgeschickt wurde. Die Pferde rasten fort bis zu den Pforten des Palastes, wo eins derselben, von Kugeln durchbohrt, zusammenbrach. Hinter dem Wagen des Königs kam es zu einem Kampfe zwischen den Mördern und der Polizei, welche einen der erstern tödtete, andere

verwundete. Der Statthalter Mata, der von der Abſicht des Attentats in Kenntniß geſetzt und von der Polizei benachrichtigt war, daß in jener Straße verdächtiges Geſindel aufgeſtellt ſei, hatte ſich damit begnügt, in ſeinem Wagen hinter dem König dreinzufahren, wie zu einem Schauſpiel, deſſen Vorbereitungen man hinter den Couliſſen geſehen hat und auf deſſen Aufführung man neugierig iſt!

Im Palaſt verſammelten ſich ſofort die Miniſter. Der König berichtete ihnen in aller Ruhe das Vorgefallene; auch die Königin zeigte große Gelaſſenheit. Jedermann im Volke lobte den Muth des Königs; man erinnerte ſich wieder der Wohlthaten, welche die Königin geſpendet. Als die Beiden andern Tags ſich zeigten, begrüßten ſie Tauſende mit begeiſterten Zurufen, und alsbald trafen aus ganz Spanien Zuſchriften an den König und die Königin ein, welche Anhänglichkeit an die Dynaſtie ausdrückten. Als Topete den Majeſtäten ſeine Glückwünſche darbrachte, ſagte die Königin zu ihm: „Sie ſind zweimal unſere Vorſehung geweſen.“ Das Verlangen nach einem ſtrammen Regiment, beziehungsweiſe nach Reaction, miſchte ſich ſofort unter die Glückwünſche einiger Uebereifrigen, wurde aber von der Königin mit überlegenem Takte zurückgewieſen; beſonders Sagaſta hatte ſeinem Glückwunſchtelegramm nicht beſſer als durch die Forderung ſtrengſter Beſtrafung Nachdruck zu geben gewußt.

Das Volk für das Verbrechen verantwortlich zu machen durfte niemand einfallen. Die Kundgebungen, deren Gegenſtand der König nach dem Mordverſuche war, trugen ganz den Stempel der Aufrichtigkeit. Aber ein bedenkliches Anzeichen allgemeiner Verdorbenheit trat in Beantwortung der Frage hervor: „Wer iſt es, dem die That nützt?“ Es gab keine Partei, die nicht von einer andern mit mehr oder weniger Zuverſichtlichkeit für die That verantwortlich gemacht worden wäre. Und da die wahren Urheber ſo wenig als einſt bei Prim's Ermordung ermittelt wurden, ſo blieb die ohne Zweifel abgeſchmackteſte Vermuthung am längſten haften, die Regierung habe ſelbſt das Attentat veranſtaltet, um dem König Angſt zu machen und ihn, da ihm von den Conſervativen ſolches drohe, an die rettenden Radicalen zu feſſeln; daher ſeien auch ſo ſchlechte Vorkehrungen getroffen worden, um das Attentat zu verhindern.

Der Stand der Aerzte.

Von

Hermann Baas.

II.

Im Mittelalter.

Auch für das Leben der Völker beſteht ein Geſetz von der Erhaltung der Kraft zur Entwickelung innerhalb der Geſchichte und in deſſen nothwendiger Folge eine Beſeitigung des Entwickelungsloſen oder nicht mehr Entwickelungsfähigen, damit das Ganze der Menſchheit nicht ſtillſteht, ſondern Leben und Bewegung ſtets an die Stelle des Abſterbenden und Todten treten kann. Dieſem Geſetze unterlagen und unterliegen von jeher bis heute die früher mächtigſten Völker, ja ganze Völkerſtämme und Raſſen fallen ihm zum Opfer, ſobald jene Kraft zur Entwickelung ihnen fehlt oder abhanden gekommen iſt. So verſchwanden Aegypter, Perſer, Phönizier, Karthager und, wie ſie alle heißen, die früheſten Culturvölker, ſo verſchwinden über kurz oder lang die großentheils durch die Schuld der Weißen entwickelungslos gebliebenen Indianer, die Polyneſier, die Neger und höchſt wahrſcheinlich ſpäter auch, freilich nicht nach der Spanne von Menſchenaltern gemeſſen, die Mongolen, falls ſie für die Folge noch der höhern Culturentwickelung ſich verſchließen ſollten, in deren Bereich ſie nun einmal hineingezwungen werden, der ſie ſich jetzt nicht mehr ganz entziehen können. Raſſentödter iſt in letztern Fällen ſtets der kaukaſiſche Stamm, der Vampyr unter den Stämmen.

In der Geſchichte ſind auch im Grunde von jeher nur die Völker dieſes Menſchenſtammes von maßgebender Bedeutung: die andern haben wol lebloſe Chronik, aber keine lebendige und lebensvolle Geſchichte; denn dieſe iſt ihrem innerſten Weſen nach Entwickelung, und nur wer unter den Stämmen und Völkern Kraft zu ſolcher beſaß oder beſitzt, erwirbt oder erwarb ſich das Recht zum Daſein auf dem Ehrenplan der Geſchichte und zum Fortleben in deren widerhallenden Tempeln.

Völker, die von Anbeginn nicht oder nicht mehr am Ende ihres Daſeins in irgendeiner bedeutenden Richtung zum Nutzen der Geſammtheit ſchöpferiſch wirken oder wirken können, ſei es auf ſtaatlichem, ſei es auf religiöſem oder auf irgendeinem andern Gebiete menſchlicher Bildung und Geſittung, verſchwinden demgemäß gänzlich, wenn auch oft nur in langſamſter Gangart, oder ſie gehen auch, und dann mit ſchnellern Schritten, in neuern, wieder entwickelungsfähigen Miſchungen und Kreuzungen auf und unter.

So ſanken die Griechen und ebenſo ſanken ſpäter die Römer in die unermeßliche Gräberhalle verſchwundener Völker hinab, um in und für die Entwickelung der zukünftigen Menſchheit, wenn auch nur durch verhältnißmäßig wenige — denn wie gering ſind doch überall die bleibenden Spuren eines Völker- und noch mehr diejenigen des ſelbſt bedeutendſten Einzeldaſeins! — dafür aber auch maßgebende Ideen unſterblich fortzuleben. Und ſie

mußten zuletzt aus der Reihe der Völker verschwinden! Ihr andauerndes Siechthum schadete ohnedies allzu lange fast dem Leben der Gesammtheit. Weil sie aber nicht rasch sterben, sondern nur langsam noch hinkranken konnten, wurden sie gewaltsam durch wiederum kräftige und entwickelungsfähige, wenn auch rohe Völker — Hunnen, Gothen, Vandalen, Franken u. s. w. — während des hereinbrechenden sogenannten Mittelalters verdrängt und beseitigt oder in neu entstehende Mischungen aufgenommen, um den nöthigen Entwickelungsboden nicht länger zu versperren. Alle Gesetze der Natur sind unerbittlich: sie tödten um zu schaffen und schaffen um zu tödten, damit die Geschichte die ewige Kette der Entwickelung ohne Unterbrechung Glied um Glied aufheben könne. Auf dem Gebiete des Geistes kommt dabei oft wieder, was schon dagewesen, und es verschwindet, was ist, um nach Jahrhunderten und Jahrtausenden nicht selten als scheinbar Neues wieder zu erstehen.

Auf die angedeutete Art ward die Aufgabe und Bedeutung des Mittelalters eine hervorragend fortschrittliche: es beseitigte das Alte, nicht mehr Entwickelungstüchtige, brachte dagegen neue Lebensgrundlagen, neue Lebensformen mittels neuer Völker, neuer Religionen und neuer Staatenbildungen. Diese Seite des Mittelalters zeigt sich aber nur dann vollauf, wenn man vorwärts, mit einem nach der Zukunft hin gerichteten Auge, nicht, wenn man rückwärts, den Blick nach der Vergangenheit gewandt, dasselbe betrachtet. Dann erscheint es nicht ausschließlich mehr als das unendlich traurige Zeitalter der reinen Barbarei, des alleinigen Zerfalls, wie man im Gefühl classischen Gekränktseins und aus Gymnasialzeiten stammenden Heimwehs es gern bezeichnen möchte und oft noch bezeichnet, sondern als eine Epoche jugendfrohen Werdens und kräftig antretender Entwickelung, die über dem altersunorschen Nacken absterbender Völker freilich nicht mit Sammtpantoffeln hinwegschritt, sondern sie zertrat und zermalmte unter der eisenbeschlagenen Sohle der Entwickelungsgesetze und ihrer unerbittlichen Nothwendigkeit, oder auch, etwas sanfter, aber in ihrer Wirkung deshalb nicht geändert, in neuen Kreuzungen sie zu anderm Dasein aufgehen hieß.

Die alte griechisch-römische Cultur taugte aber offenbar auch nicht zur Amalgamirung resp. Legirung mit der neuen christlichen. Beide standen sich von Anfang an schroff gegenüber und entgegen. Jene war zu nüchtern, zu denkklar; denn sie beruhte im tiefsten Innern auf philosophischem Grunde, die christliche aber auf dem des reinen Glaubens allein. Beide aber, Denken und Glauben, stoßen sich ab. Wo immer sie sich zu vereinigen strebten, entstanden Lüge und Zerrbilder. Man denke nur an den Neuplatonismus und an die spätere Scholastik.

Uebrigens zeigt uns auch die Geschichte des byzantischen Volkes und Reiches, welches griechisch-römische mit christlicher Cultur zu verbinden strebte, deutlich diese gegenseitige Abstoßung. Auch hier vereinigten sie sich nimmer, sondern gingen nur nebeneinander her, traten aber nie in enge organische Verbindung. Dieses Verhältniß hatte ein unfruchtbares Zwitterleben zur Folge, das von der frühern Cultur fast nur noch die Formen und von der neuen nur den äußern Schein und die Oberfläche zeigte, eine der widerlichsten Erscheinungen der Weltgeschichte.

Und dieses unvermittelte Nebeneinander von antiker Cultur und äußerlichem Christenthum lassen selbst die Aerzte des Oströmischen Reiches deutlich erkennen. Sie folgten in der Wissenschaft ganz den altgriechischen Aerzten, trugen ihre Werke aus diesen zusammen, in der Praxis aber machten sie nicht selten dem Christenthum, vielmehr dem christlichen Aberglauben, den man schon fast gleich anfangs für eigentliches Christenthum hielt und ausgab, sehr weitgehende Zugeständnisse. In letzter Richtung lehrte z. B. einer der frühesten oströmischen Aerzte, Aëtios aus Amida, daß Salben dadurch besonders wirkungskräftig würden, wenn man während ihrer Zubereitung, vielmehr während des Umrührens,

laut und feierlich rufe: „Der Gott Abraham's, der Gott Isaak's, der Gott Jakob's verleihe Kraft diesem Mittel!“ so lange zwar, bis das Pflaster endlich die nöthige Zähflüssigkeit gewonnen habe. Ist irgendwem aber ein Knochen im Halse stecken geblieben, so räth er, zuerst ein an einen Bindfaden gebundenes Stückchen rohen Fleisches verschlucken zu lassen, dann aber es wieder zurückzuziehen. Folgt hierbei der Knochen nicht mit, so soll man nun den Kranken am Halse fassen und jenem, dem Knochen nämlich, mit hellem Ton zurufen: „Wie Jesus Christus den Lazarus aus dem Grabe und den Jonas aus dem Bauche des Walfisches rief, so spricht Blasius, der Märtyrer und Knecht Gottes: Knochen, gehe heraus oder gehe hinunter!“ Es war derselbe heilige Blasius gemeint, der heute noch als Patron aller Hälse gilt, nicht blos derer, in denen zufällig Knochen stecken geblieben sind, an dessen Gedächtnißtag in gewissen streng katholischen Gegenden jene unter Zuhülfenahme zweier brennender Kerzen auch heute noch „gesegnet“ werden, damit sie fürderhin vor Halsweh u. dgl. Uebeln bewahrt bleiben, während jene doch so zweifellos sinnreiche Procedur leider heute nicht mehr oder doch gar nicht nachhaltig wirkt, was der Verfasser ganz früh an sich selbst erfahren hat.

Was die Verhältnisse dieser oströmischen Aerzte in ihrer Zusammengehörigkeit als besonderer Stand betrifft, so waren dieselben im ganzen denen der spätern Zeiten des Gesammtrömerreiches ähnlich, jedoch in gar manchem weniger gut und geordnet als dort. Es scheint, als hätten alsbald vorzugsweise nur die unsaubern und niedern Elemente des ärztlichen Standes das Uebergewicht erhalten, obwol selbst einzelne Kaiser und sogar deren fromme unverheirathete Töchter sich mit Medicin, besonders aber mit Erfindung von Arzneimitteln und Arzneibereitungen befaßten, jene wol, um ihre geringen Regierungslasten, aber um so hänfigern religiösen Zänkereien und schlimmen Weiber und ihre zahlreichen äußern Feinde zu vergessen, diese, um ihre frommen Uebungen und ihre christliche Entsagung zu verschmerzen, oder sich auch blos einen gelehrten Anstrich zu geben, der im Oströmischen Reiche einen sehr hohen Curswerth hatte, einen um so höhern, je weniger das gesammte Leben ein thatkräftiges war. Derartige kaiserliche Compositionen wurden denn auch ohne die Reclamenkunst, die für den heutigen Königstrank aufgewendet wird, ruhig verzehrt und als sehr hülfreich gepriesen, bis der betreffende Kaiser ein anderes Mittel erfunden hatte oder todt war. Um den ärztlichen Stand noch mehr herabzuwürdigen, kam dazu noch eine abälardisirte Sorte von Aerzten, Eunuchenärzte, im Palaste und sonst auf nicht allein ärztliche Weise zur Geltung und zu Einfluß bei Kaiserinnen, Palastdamen u. s. w., wodurch das Ansehen der oströmischen Aerzte unmöglich in den Augen der Nachwelt gewinnen konnte. Auch der Umstand, daß selbst die bekanntesten Aerzte jenes Reiches, obschon beinahe alle der damals geschlechtlich Verstümmelten zu Grunde gingen und obschon gegen diesen crassen Misbrauch der ärztlichen Kunst die strengsten Strafansätze — wieder Entmannung und Verbannung — festgesetzt waren, ihre Hände nicht frei von solchen Verbrechen wider die Natur gehalten zu haben scheinen, spricht wenig für den sittlichen Werth, wenn auch nicht des ganzen Standes, so doch wenigstens eines Theiles seiner Angehörigen, zu dem leider nicht gerade allein wissenschaftlich Unbedeutende gezählt zu haben scheinen. Auch dadurch gewann derselbe keinesfalls an innerm Werthe, daß viele Aerzte von damals, natürlich und selbstverständlich die Hofärzte voran, sich mit abgeschmackten, zu ihrer Thätigkeit dazu meist in gar keiner Beziehung stehenden Titeln schmücken ließen, als „Garderobemeister“, „Palastverschließer“, „Heiland“ (etwas mehr als unser Wirklicher Geheimer Medicinalrath) u. dgl. An Stelle des Archiatertitels hießen die Leibärzte Herr „Actuarius“ u. s. w., wie denn bekanntlich noch die heute durchaus nicht ausgestorbene Titel- und Etikettenwuth mit Recht als „byzantinische“ Schwächen und Gebrechen bezeichnet und gegeißelt wird. Doch mag es sein, daß uns, wie dies thatsächlich bei so gar manchen

Zuständen der Vergangenheit der Fall ist, auch im überkommenen Geschichtsbilde des ärztlichen Standes im Oströmischen Reiche die grellen Licht- und Schattenseiten, ganz besonders die letztern, deutlicher und besser erhalten sind als die mittlern Farbentöne; denn auch der Weltgeschichte, resp. deren Berichterstattern, hängt nicht selten die echt menschliche Eigenthümlichkeit an, mit wenigen Worten leichter etwas hervortretend Schlimmes zu berichten als vieles Gute, das sich bescheiden in den gewöhnlichen Maßen hält, woraus der Culturgeschichte viele Schwierigkeiten und auch große Nachtheile erwachsen sind. Einzelne Aerzte brachten es zu dem Amte wirklicher Provinzial- und Capitalvorstände — heute meist nur zu dem eines bescheidenen Gemeinderathes — andere wurden als Gesandte verwendet, besonders als solche an den persischen resp. Khalifenhof, zu dem sie nicht selten durch ihre Ausbildung oder frühere Lehrthätigkeit an den Schulen der Nestorianer in Asien und an den arabischen Akademien in gute Beziehungen gekommen waren und später noch von Konstantinopel aus standen.

Außer diesen Schulen waren die von Julian dem Abtrünnigen wieder ins Leben gerufenen Schulen von Alexandria und Athen solche Bildungsanstalten, an denen sich zukünftige Aerzte, die sich nicht ausschließlich bei einem ältern Arzte für ihren Beruf vorbereiteten, ihre wenigstens theoretische Fachbildung erwarben. Die oströmischen Studenten der Medicin hatten sich, ihren frühern römischen Commilitonen gegenüber, einer sehr gebesserten Lage und gehobenen Stellung zu erfreuen, wie man sofort einsieht, wenn man erfährt, daß die altrömischen Studenten (zu Rom z. B.) sich selbst Züchtigungen, im günstigern Falle aber nur strenge Aufsicht hatten gefallen lassen müssen, die oströmischen dagegen schon ein recht mittelalterlich geartetes Verbindungsleben führten und führen durften. So hatten denn z. B. die Studenten an der Hochschule von Athen, die freilich schon 529 n. Chr. durch den ebenso frommen wie despotischen und üppigen Justinian I. wieder geschlossen worden war, eigene Verbindungen, für welche sie unter den neu ankommenden Schülern, den oströmischen „Kamelen", „Füchse keilten", freilich mit dem heutzutage (weil das alles staatlich geordnet ist oder doch von seiten der Facultäten- resp. Prüfungscommissionen geregelt ist) durchaus nicht mehr nöthigen Nebenzwecke, den betreffenden, besonders den beliebtern Lehrern Schüler zu werben. Auch „kneipte" man bereits recht wacker in Athen — wenn man vielleicht auch noch etwas Wasser zu dem Wein nach altgriechischer Trinkweise goß — innerhalb dieser Verbindungen darauf los, und es mögen die Mitglieder dieser, wenn sie sich nicht gerade einen sehr günstigen „Alten" vor ihrer Geburt ausgewählt hatten, infolge davon auch damals schon ins Pumpen gerathen sein. Ob sie auch schon Farben trugen — in Byzanz hatten wenigstens lange Zeit die Farben der Grünen und Blauen bekanntlich einen sehr hohen Paul- und Parteiwerth — ist leider nicht berichtet.

In das Militärsanitätswesen, resp. Verwundetenträgerpersonal, brachten die byzantinischen Kaiser — meist waren es nur Schattenkaiser — einige löbliche Neuerungen, die erst wieder späte Nachahmung fanden. Als solche ist vor allem das Institut der „Deputati" („Sanitätsreiter") zu nennen, zu welchem nach Anordnung des Kaisers Mauritius (582—602), die später von Leo dem Philosophen bestätigt wurde, zu je 2—400 Pferden, einem „Bandon", acht bis zehn aus den rüstigsten Leuten ein und desselben „Tagmas" (2—400 Mann) ausgewählt werden und ohne Waffen dem Treffen in einer Entfernung von 200 Schritt nachfolgen sollten. Sie waren mit der Aufgabe betraut, die Schwerverwundeten aus den Reihen der Kämpfenden wegzuschaffen, diese aus ihrem „Phlaskion" (ihrer Feldflasche) mit einem Trunke Wassers zu laben und nebenher die abgeworfenen und umherliegenden Waffen einzusammeln. Ein solcher berittener Verwundetenträger erhielt behufs Aufmunterung zu rechtem Diensteifer für jeden von ihm Geretteten einen Dukaten. Die Pferde derselben waren mit besondern Sätteln versehen: damit der

Verwundete vor allem leicht aufsteigen konnte, hatten dieselben nämlich auf einer Seite zwei übereinander angebrachte bequeme Steigbügel. Ueber Verwundetenzelte, resp. Feldlazarethe und eigentliche Militärärzte bei den oströmischen Heeren ist dagegen nichts bekannt. Jene erstern mögen bei den engen Grenzen des sogenannten Reiches und dessen überaus zahlreichen und großartigen Krankenanstalten nicht nöthig, diese aber, da sehr bald nur noch Mönchsärzte vorhanden waren, welche die Chirurgie verabscheuten, nicht zu beschaffen gewesen sein. Profanärzte nämlich waren in den spätern Zeiten auch des oströmischen Mittelalters wol nur noch äußerst spärlich oder gar nicht mehr vorhanden.

Zu dem frühern heilenden Personal gehörten auch die Apotheker. Solche fehlten auch schon im Oströmischen Reiche nicht, waren aber bei den Bessern sehr verachtet, da ihre Thätigkeit nicht immer blos auf Erhaltung des Lebens, besonders nicht des ungeborenen (denn auch bei den „christlichen" Morgenländern des Mittelalters war dieses so sehr in Gefahr wie bei den heutigen türkischen Morgenländern) und auf ähnliche Handlungen beschränkt blieb. Die Verachtung gegen dieselben ging sogar so weit, daß sie nicht einmal der bürgerlichen Ehren theilhaftig werden konnten, gleich ihren Concurrenten, den zahlreichen, von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt umherziehenden Arzneihändlern und Kräuter- und Arzneimitteljuden. Diese letztern beiden Sorten mögen denn neben den nur an Dummheit und Unwissenheit über ihnen stehenden Mönchen die Aerzte des sogenannten Volkes und des flachen Landes auch im Oströmischen Reiche gewesen sein.

Der weitern Betrachtung der Verhältnisse des ärztlichen Standes während des Mittelalters muß nothwendig die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß nach und nach das höhere Profanpersonal aus jenem verschwand und fast nur die niedern Klassen von Profanärzten, Fortsetzungen des wandernden Theils des antiken Medicinalstandes, übrigblieben, wie niedere Chirurgen, Steinschneider, Bruchschneider, Staarstecher (die gar nicht so übel den Unglücklichen den Staar stachen, wie wir bei Betrachtung der Neuzeit noch sehen werden), Aderlasser u. s. w., daß neben diesen aber höhere und niedere Geistliche, Mönche und Nonnen vorzugsweise die Praxis, d. h. die Curpfuscherei in Händen hatten und sich für Aerzte ausgaben.

Suchen wir aber vorerst noch nach den geringen Spuren von Profanmedicin und Profanärzten im Abendlande während der ersten Hälfte des Mittelalters, da es sonst ohne Zweifel für unsere an sich schon mit Culturkampf übersättigten Leser*) etwas Langweiliges an sich hätte, plötzlich in eine ganz schwarze oder buntbekleidete unverheirathete Gesellschaft von Aerzte-Pfaffen — diese Bezeichnung war bekanntlich im Mittelalter, im Gegensatze zu unserer heutigen Auffassung, ein Ehrentitel —, ohne vermittelnden resp. beruhigenden Uebergang zu gerathen. Die Betrachtung jener kreuzschlagenden ärztlichen Gesellschaft müssen wir auch noch deshalb verschieben, um die Verhältnisse des heilenden Standes bei den Arabern vorher zu untersuchen.

Das Laienelement innerhalb des ärztlichen Standes im Abendlande wurde während der ersten Hälfte des Mittelalters, soweit die äußerst sparsam übriggebliebenen Nachrichten darüber Aufschluß geben, einestheils in seinen höhern Stufen durch die Leibärzte gothischer und fränkischer Fürsten, anderntheils auf den niedern Stufen durch die herumziehenden, oben

*) Die Romanen, obwol auf eigentlich religiösem Gebiete von jeher ganz in den Händen der Klerisei, ließen sich doch nie so tief mit den geistlichen Unbeweibten ein, daß sie ihnen staatlich unbequem wurden, faßten und fassen, wie die Päpste selbst, die Religion mit dem Verstande und als einen Theil der Politik, nicht als reine Sache des Herzens auf, weshalb sie auch vor Erfahrungen, wie z. B. der Dreißigjährige Krieg sie uns brachte, bewahrt blieben. Die kleine, aber energisch und rasch handelnde Schweiz weiß guten Rath, wie man heute verfahren muß.

bereits namhaft gemachten Chirurgenarten repräsentirt. Bezüglich beider läßt sich der geschichtliche Zusammenhang mit dem spätrömischen ärztlichen Personale, wenn auch nur durch einzelne Beispiele resp. Persönlichkeiten, herstellen. Während aber das höhere Profanpersonal schon bald nach dem Anfange des Mittelalters, wenigstens für die Zeit mehrerer Jahrhunderte, als sicher nachweisbares verschwindet und als solches Kleriker allein sich nachweisen lassen, blieb das niedere, vorzugsweise chirurgische Personal in mehr ununterbrochener Reihe auf dem Schauplatze der Geschichte des ärztlichen Standes im Mittelalter bestehen oder bot doch nur kürzere, ohne Zwang ausfüllbare Lücken dar.

Die Leibärzte, die bei den Frankenkönigen noch den altrömischen Titel „Archiater" führten, mögen in ihrer Eigenschaft als Laienärzte zum Theil aus Byzanz als fertige Aerzte eingewandert sein, zum Theil dort wenigstens ihre ärztliche Bildung sich erworben haben. Ein Beispiel ersterer Art ist der Leibarzt des Königs Theuderich I., Anthimos, Vertreter der letztern Aerzteklasse der Archiater Reovalis, der an der Hoftafel erzählte, daß er einen Knaben operirt habe, wozu er sich die Fertigkeit in Konstantinopel erworben habe. Geistlichen wäre eine Operation nicht gestattet gewesen, nach dem Grundsatze: „Die Kirche schreckt vor Blut (sc. wenig Blut) zurück", den sie bekanntlich bei zahlreichen Ketzer- und sonstigen Hinrichtungen glänzend bewährt hat. Ohne Zweifel waren es auch Laienärzte, welche mit staatlichen Gutachten über unversehrte Jungfräulichkeit betraut waren, wie dies gemäß den Gesetzen der ripuarischen und salischen Franken aus dem 5. Jahrhundert der Fall war; denn für Geistliche müßte so etwas doch als ganz unpassend erachtet worden sein, wenn ihnen auch im allgemeinen die betreffenden Detailkenntnisse nicht gefehlt haben dürften, wie sogar viele Päpste ganz deutlich vermuthen lassen. Weiterhin standen auch noch im 6. Jahrhundert Hospitäler unter der Aufsicht von Laienärzten, so z. B. 542 ein Hospital in Lyon, 580 ein solches in Merida.

Die Bezahlung der zu obigen staatsärztlichen Handlungen berufenen Aerzte geschah nach „Schätzung gelehrter Männer", welche also eine ad hoc zu schaffende lebendige Taxe repräsentirten, da feste staatliche Taxordnungen noch nicht vorhanden waren. Eine solche, die zugleich als eine, wenn auch nach heutigen Begriffen unvollkommene Medicinalordnung aufgefaßt werden kann, besaßen dagegen im 7. Jahrhundert bereits die Westgothen. Dieselbe rührt von den Königen Chindaswind (regierte 641—652) und Recceswind (652—672) und bildet einen Theil der westgothischen Gesetzessammlung. Es ist darin nur von chirurgischen Leistungen die Rede, sodaß anzunehmen ist, die höhere, sogenannte innere Medicin sei damals bereits ganz in den Händen von Geistlichen gewesen, die als solche nur dem geistlichen Gerichte und den Kirchengesetzen unterworfen waren.

Nach dieser Medicinal- und Taxordnung der juristisch gewiß hochgebildeten Westgothen wurden die Laienärzte resp. Chirurgen auch damals schon zu den niedern Gewerbtreibenden oder vielmehr sogar schon zu den gewöhnlichen Handwerkern gerechnet, vor welcher letzterwähnten Zutheilung die deutschen Aerzte bisjetzt doch bewahrt blieben. Offenbar hielten die Westgothen also die Cur ihrer Leiber für ein passendes Object einer richtigen Handwerkerleistung, gegen welche Selbstschätzung nachträglich nichts einzuwenden ist. Mit unsern heutigen drakonischen Impfgesetzen hat jene Gesetzesreihe eine, wenn auch nur entfernte Aehnlichkeit in den Strafbestimmungen und dem Strafmaße. Trotzdem aber ist kein zwingender Grund vorhanden, aus jenen harten, von vielen als für die Aerzte entehrend angesehenen Zuchtbestimmungen auf unehrenhaften Charakter der damaligen Aerzte schließen zu müssen, wie es öfters geschieht. Der ärztliche Stand ist, das darf man nicht vergessen, nicht allein bei den Westgothen und nicht allein in so frühen und von vielen für roh gehaltenen Zeiten besonders scharfer polizeilicher Controle werthgehalten worden, durch welche nur bei Unkenntniß der Motive der Anschein gefördert werden mochte, als sei

jene durch die ſittliche oder künſtleriſche Führung deſſelben nöthig geworden. Die letztere war aber nachweislich von jeher im großen und ganzen und in den beſſern Elementen ſtets eine rühmenswerthe, wenn ſelbſtverſtändlich, wie innerhalb jedes Standes, ſich von jeher auch einzelne Ausnahmen vorfanden. Es fallen alſo jene und andere derartige Beſtimmungen nicht dem Stande zur Laſt, ſondern der herrſchenden Beurtheilung deſſelben ſeitens der geſetzgebenden Factoren, welche letztern während des Mittelalters die Aerzte, reſp. die Chirurgen unter ihnen, freilich ſogar für „unehrlich" hielten, wovor die Neuern vielleicht für alle Zeiten geſchützt ſein dürften.

Jene Beſtimmungen gewähren übrigens nebenher noch einen ganz eigenthümlichen Einblick in die ſittlichen Zuſtände jener hochgläubigen Zeiten, da ſo früh ſchon ſelbſt in Medicinalgeſetzen die Frauenreinheit, ſogar während des Aderlaſſens, durch polizeiliche Paragraphen geſchützt werden mußte, ſodaß alſo die Frauen ſich ſelbſt zu ſchützen nicht für beſonders geeignet erachtet wurden. Freilich war keine Epoche der Weltgeſchichte auch in Bezug auf geſchlechtliche Beziehungen ſo grenzenlos verderbt (oder vielleicht auch nur ſo thieriſch-naiv) wie das ſtreng gläubige Mittelalter, während deſſen es z. B. möglich war, daß in einem und demſelben Hauſe im Erdgeſchoß eine Schule, im erſten Stockwerke aber ein Tempel der Aphrodite Pandemos eröffnet war. Allerdings gaben ſich, das muß man immerhin anerkennen, die Geiſtlichen alle Mühe, die Bewohnerinnen der letztern zu beſſern und zu bekehren, ſo zwar, daß der Magiſtrat von Nördlingen jene ſogar einmal auffordern mußte, ihren Eifer zu mäßigen und nicht auch nächtlich, ſondern lieber nur bei Tage ihre desfallſigen Verſuche anzuſtellen, ſodaß man über die wirkliche magiſtratliche Auffaſſung jener Bekehrungsverſuche einigermaßen zweifelhaft wird, zumal wenn man auch noch erfährt, daß gegen Ende des Mittelalters in Rom allein 45000 jener Prieſterinnen dem päpſtlichen Staatsſeckel tributpflichtig geweſen ſein ſollen. In London nahmen die Biſchöfe*) dieſen Culturpfennig in Anſpruch, inſofern daſelbſt die beregten Tempel ihrer Aufſicht unterſtellt waren, damit mehr Ordnung in die Sache komme, als dies ohne die letztere der Fall geweſen wäre und ihnen zugleich ein Zehnten eigener Art erſtehe. In ſolchem Verhältniſſe erblickte man damals gewiß nichts Ungehöriges, ſonſt hätten ſich ſicherlich nicht die Biſchöfe zu Aufſehern ſolcher kirchenwidrigen Inſtitute und zur Löſung der freilich damals gewiß ebenfalls oft ſchon brennenden Proſtituirtenfrage hergegeben. Freilich muß das heutige profane Sittengeſetz jene biſchöflichen, ganz eigenthümlichen Beſtrebungen durchaus verdammen.

Jener weſtgothiſche Aderlaßparagraph, welcher die letzten Bemerkungen zur Ermöglichung einer richtigen Auffaſſung geradezu erforderte, lautet: „Der Arzt darf bei keinem Weibe in Abweſenheit der Verwandten das Aderlaſſen vornehmen. Wenn er es anders gehalten hat, ſo muß er den Verwandten oder dem Manne 10 Solidi" — ein ſolcher Solidus war etwa einen Dukaten werth, ſteigt aber um das Zehnfache, wenn man den heutigen Geldwerth zu Grunde legt — „auszahlen, weil es allzu leicht möglich iſt, daß einer ſolchen Gelegenheit eine kleine Kurzweil anklebt." Ferner mochte man die damals nicht ſeßhaften, deshalb nur auf ſolche Weiſe haftpflichtig zu machenden Aerztechirurgen durch das Gebot einer zu hinterlegenden Caution zu größerer Vorſicht in Ausübung ihres Berufes haben mahnen wollen (wie daſſelbe etwa heute erreicht werden ſoll durch die Androhung mehrjähriger Gefängnißhaft als Strafe für unvorſichtig erachtete Impfung): „Wenn jemand den Arzt zum Krankenbeſuch" — daraus könnte hervorgehen, daß es ſich auch um eigentliche innere Aerzte und nicht allein um Chirurgen gehandelt

*) „In der Vorſtadt Southwark bei London waren im 12. Jahrhundert allein 18 öffentliche Mädchenhäuſer, die unter der Aufſicht des Biſchofs von Wincheſter ſtanden." (Sprengel.)

habe — „oder zur Wundheilung gerufen hat, so soll der Arzt" — auch darin liegt ein Hinweis auf die Zulässigkeit obiger Annahme, da es sonst „chirurgus" oder dergleichen heißen würde — „wenn er die Wunde gesehen oder die Schmerzen erkannt hat, sofort unter bestimmter Caution den Kranken übernehmen." Auf damalige Rechtsbegriffe wirft aber das Folgende ein grelles Schlaglicht, zugleich aber auch auf die damaligen Befugnisse resp. Begünstigungen westgothischer Junker, durch deren Erwähnung jedoch nicht das Gefühl erlittenen Verlustes bei den heutigen geweckt werden soll: „Wenn ein Arzt beim Aderlassen einen Junker schädigt, so soll er 150 Solidi", nicht gerade allzu wenig für jene geldarme Zeit, wofür sich vielleicht heute mancher geldarme Nachfolger gern etwas schädigen ließe! — „bezahlen. Wenn dieser aber gestorben ist, so soll jener sofort den Verwandten ausgeliefert werden, damit sie mit ihm anfangen, was sie wollen. Wenn der Arzt aber einen Unfreien geschädigt oder getödtet hat, so muß er einen Unfreien gleicher Art wiedererstatten." Schließlich wird übrigens doch selbst der Arzt eines gewissen Rechtsschutzes würdig gehalten, wenn dieser auch eine höchst auffallende Ausnahme enthält: „Niemand soll einen Arzt, es sei denn eines Mordes wegen, ohne vorausgegangenes Verhör ins Gefängniß werfen lassen."

Die Taxabtheilung jener Medicinalordnung unserer Stammverwandten weist ziemlich gute Taxansätze auf, wo dieselben bestimmt sind. Sie fußt übrigens schon im ganzen wie unsere heutige gesammtdeutsche auf dem Grundsatze der vorherigen Uebereinkunft über den „Lohn" zwischen Arzt und zukünftigen Patienten, sodaß jene auch das westgothische Vorbild zu ihren Gunsten anführen können. „Wenn ein Arzt einen Kranken gegen Sicherheitsleistung übernommen hat, so soll er den Kranken gesund machen. Ist der Tod des letztern eingetreten, so soll der verabredete Lohn nicht verlangt werden, auch soll darüber von einem der beiden Theile ein Rechtsstreit nicht erhoben werden." Staaroperationen wurden sehr gut bezahlt: „Wenn ein Arzt den Staar von den Augen genommen und den Kranken zur frühern Gesundheit zurückgeführt hat, so soll er 5 Solidi (Dukaten) als Lohn erhalten."

Der Unterricht, den die westgothischen Jünger Aesculap's erhielten, wurde nicht an geschlossenen Lehranstalten, sondern nach römischer Weise ertheilt, d. h. der zukünftige Arzt ging bei einem ältern Praktiker in die Lehre. Auch für diese Professorenleistung war ein anständiges Collegiengeld angesetzt: „Wenn ein Arzt einen Schüler angenommen hat, so soll er 12 Solidi als Lohn erhalten." Auffallend und wahrscheinlich nur eine indirecte Folge der fürchterlichen Strafen, welche den Gesetzesübertreter trafen, und derart gewesen sein müssen, daß Selbstmorde im Gefängniß häufig waren, ist das Verbot, daß kein Arzt ohne die Begleitung eines Kerkerwächters einen Gefangenen besuchen dürfe: „Der Arzt darf keine im Gefängniß Gehaltenen ohne den Kerkerwächter besuchen, damit jene nicht aus Furcht vor Strafen irgendeine Todesart erkunden!" Die Anforderungen an solche Aerzte resp. Chirurgen waren nicht so gering, als man der Zeit und dem Orte ihrer Wirksamkeit nach schließen sollte. So z. B. mußte ein altschwedischer Arzt nicht allein Beinbrüche, Hiebwunden u. dgl. zu heilen, sondern auch abgehauene Glieder wieder anzuheilen verstehen.

Spuren abendländischer Profanärzte — wenigstens werden trotz der sonst nicht seltenen Erwähnung von „Pfaffen" Geistliche nicht als Aerzte erwähnt, obwol solche bei ärztlichen Vorkommnissen genannt werden — finden sich auch im Nibelungenliede, dessen Abfassung zwar erst bekanntlich ins letzte Viertel des 12. Jahrhundert fällt, dessen Inhalt aber frühern, wahrscheinlich den ersten Zeiten des Mittelalters angehört. In demselben und zwar in dem Kampfe mit den Sachsen, bei dem es blutig herging, heißt es:

Die da Arznei verſtunden, denen bot mon reichen Sold,
Silber ungewogen, dazu das lichte Gold,
Daß ſie die Helden heilten nach des Streites Noth.

Von der bedeutenden Einfachheit und urwüchſigen Kraft damaliger Krankenbehandlung gibt uns die Therapie der allerdings etwas ſtarken, einen Tag währenden Ohnmacht Chriemhieldens infolge der Nachricht von Siegfried's Ermordung ein Beiſpiel:

Es rang die Getreue mit ſolchem Schmerz und Gram,
Daß mon ſie aus dem Brunnen gor oftmal begoß.

Uebrigens kann die Verwendung einer ſo rigoröſen Kaltwaſſerbehandlung aus dem Brunnen bei einer der holdeſten Nibelungendamen nicht wundernehmen, wenn man an die kräftige Conſtitution anderer Nibelungenfrauen denkt, wovon der zwar pſychologiſch und phyſiologiſch ſehr fein aufgefaßte, aber in Wirklichkeit etwas allzu ſtarke und beängſtigende Widerſtand der jungfräulichen Brunhilde gegen Günther's und dann auch noch gegen des helfenden Siegfried's Macht eine Ahnung gibt! Derſelbe will uns nachgerade ebenſo wenig hold erſcheinen, wie es dem Nibelungendichter als etwas ſo Einfaches erſchien, daß Chriemhield auf obige nach Nibelungenbegriffen nicht ſehr angreifende Therapie hin zu ſich kam; denn er meint:

Es war ein großes Wunder, daß ſie genas von Leid!

Wunderbar erſcheint dagegen auch uns, daß Chriemhield ſo bald die Stelle eines altdeutſchen Gerichtsarztes vertreten konnte, wie ſie dies durch Anordnung der fabelhaften Blutprobe that. Sie hatte ſich dabei freilich geiſtig nicht anzuſtrengen, da die betreffende Procedur nur in der Anwendung jener abergläubigen Methode beſtand, die bis in die neue Zeit hinein gerichtsärztliche Geltung hatte und alles Ernſtes noch im 16. und 17. Jahrhundert von wirklichen Aerzten als ſtichhaltig anempfohlen wurde:

Sie blieben feſt beim Leugnen, da ſprach Chriemhielde ſchier:
Wer da iſt unſchuldig, der beweiſ' es mir,
Der ſoll zu der Bahre vor allen Leuten gehn
Daraus mog mon gar bolde die rechte Wohrheit erſehn.

Dos iſt ein großes Wunder, noch jetzt es oft geſchieht:
So man den Mordbefleckten noh bei dem Todten ſieht,
So bluten ihm die Wunden. Alſo auch dort geſchah,
Sodaß mon ous den Zeichen die Schuld Hagen's erſoh.

Das Lied weiſt auch auf Verwundetentransport hin und erwähnt eigener Tragvorrichtungen, wenn es heißt: man bringt

Den Sterbenswunden, das wiſſet, Fürſtin hehr,
Wol ochtzig rothe Bohren her in unſer Lond.

Sonſtige Nachrichten über Profanärzte des Abendlandes aus der erſten Hälfte des Mittelalters nennen jüdiſche und arabiſche Aerzte. Die erſten leiſteten mit ſemitiſcher Toleranz beim Geldverdienen während dieſer und auch ſpäter ſowol dem Papſte wie dem Maurenfürſten und dem reichen Privatmanne Dienſte als Leibärzte. Ihre Bildung erwarben ſie ſich meiſt auf arabiſchen Akademien. Aber auch eigentliche Araber wanderten als Aerzte in das Abendland ein. Profanärzte und zwar Chirurgen müſſen ferner die geweſen ſein, welche um das Jahr 1000 zwei zukünftige Aebte aus ihrer todten Mütter

Leiber ausgeſchnitten haben. Die Eröffnung der Leiber von in der letzten Schwangerſchafts-zeit Verſtorbenen war nämlich das ganze Mittelalter hindurch geboten und zwar aus Rückſicht auf das Seelenheil der ungeborenen, aber lebensfähigen Kinder, welches unter allen Umſtänden die Taufe forderte, damit ſie nicht in die Lage kämen, ohne irgendwelche eigene Schuld blos der Erbſünde wegen in alle Ewigkeit dem Fegfeuer zu verfallen. Der alte Numa Pompilius freilich, der in der ſogenannten Lex de utero secando jene Operation zuerſt befohlen, hatte von ſolcher Gefahr noch keine Ahnung.

Auch Thierärzte muß es in der erſten Hälfte des Mittelalters gegeben haben; denn einerſeits hatte noch Theoderich der Große einen eigenen Leibthierarzt, Namens Theomneſtus, der ein nach dem Abendlande eingewanderter Grieche geweſen ſein mag, und andererſeits wurden während jener thierärztliche Schriften der Alten beſonders ſorgfältig zuſammengeſtellt, was doch auf den Gebrauch für die Praxis hindeutet.

Während man für das Abendland in der erſten Hälfte des Mittelalters, wie wir ſoeben geſehen, noch Spuren von Profanärzten ſuchen mußte, war zu derſelben Zeit das Morgenland, Nordafrika und etwas ſpäter auch Spanien mit derartigen, und zwar nach damaligem Maßſtabe gewiß hochgebildeten Laienärzten geſegnet. Unterſchied ſich doch auch der Araber — Araber neben Perſer und Juden waren jene morgenländiſchen Laien-ärzte — des Mittelalters, wie ein freimüthiger Engländer ſagt, von dem Chriſten damaliger Zeit ganz beſonders dadurch, daß jener trotz ſeines bekanntlich auch ſehr bedeutenden religiöſen Glaubens in Krankheitsfällen immer einen vernünftigen Arzt aufſuchte, während der letztere ſtatt deſſen zu einem hölzernen oder aus irgendeinem andern todten Material angefertigten Heiligenbilde oder zu einem von einem Heiligen zurückgelaſſenen Knochen oder Lumpen gläubig ſeine Zuflucht nahm, mit andern Worten, daß jener unter Zuhülfenahme ſeines gewöhnlichen Menſchenverſtandes dachte und vernünftig handelte, während dieſer lieber glaubte und betete, was alles immerhin zwar recht ſchwärmeriſch und romantiſch, aber gewiß nicht beſonders klug und nützlich geweſen ſein mag.

Aus der Eigenthümlichkeit der mediciniſchen Cultur der Araber, daraus, wie und woher ſie erworben, wie ſie gepflegt und ausgebaut wurde, erwuchſen einige Beſonder-heiten der arabiſchen Aerzte und der arabiſchen Praxis. Es iſt deshalb nöthig, bevor dieſe in Betracht gezogen werden, jene erſtere kurz zu ſkizziren, um den Boden zu kenn-zeichnen, dem die letztern entwuchſen.

Vor allem muß bemerkt werden, daß die arabiſche Medicin, wie die römiſche der erſte, ſo der zweite im ganzen unfruchtbare Schößling der altgriechiſchen Medicin ge-weſen iſt, den dieſe und zwar in der eigenen Verfallzeit getrieben hat. Andere, aber ſehr ſpärliche Nährquellen jener bildeten noch die indiſche, perſiſche und ägyptiſche Me-dicin, die jedoch der erſten Hauptquelle gegenüber faſt verſchwinden. Der Weg, auf welchem die griechiſche Medicin unter die Araber gelangte, war ein doppelter: der eine nahm ſeinen Ausgangspunkt von Alexandria, der andere von Byzanz. Auf jenem erſten überlieferten ſchon frühe dort gebildete jüdiſche Aerzte griechiſche und talmudiſtiſche Wiſſenſchaft, den letzten betraten die ſyriſchen Chriſten, darunter die vertriebenen Aerzte des neſtorianiſchen Bekenntniſſes, das ſich von dem gewöhnlichen beſonders dadurch unter-ſchied, daß es die heilige Maria nicht als Gottesgebärerin, ſondern einfach menſchlich als Chriſtusgebärerin gelten laſſen wollte — ein Unterſchied in der Auffaſſung, der ſo natür-lich er uns vorkommt, in der byzantiniſch-chriſtlichen Dogmenperiode als ebenſo kirchen-gefährlich betrachtet wurde, wie heute das Unfehlbarkeitsdogma ſtaatsgefährlich iſt. Doch waren noch andere griechiſche Aerzte nach Arabien gekommen, die keine Neſtorianer waren: ſie lehrten und prakticirten unangefochten und ohne Glaubenswechſel unter den Arabern. Von ihnen mag dann der Prophet Mohammed, der wie alle Propheten auch in die

Medicin pfuſchte, die Anwendung des Glüheiſens erlernt haben, das er einem Freunde in derſelben Krankheit am Halſe aufſetzte, in der die Chriſten Wachskerzen des heiligen Blaſius applicirten, nämlich bei entzündeten Mandeln.

Die Araber nahmen die genannten Ketzer, welche an ihren Grenzen ſchon lange blühende Lehranſtalten beſeſſen hatten, und die Juden vorurtheilslos auf, und es iſt nicht bekannt geworden, daß ſie an Leib oder Seele hier oder dort Schaden genommen haben, im Gegentheil, ihre Cultur gewann durch dieſelben, da ſich die Aufgenommenen durch Unterricht in den Wiſſenſchaften, ſpeciell in den mediciniſchen, dankbar erwieſen. So diente die Intoleranz der Chriſten als Mittel zur Erhaltung und Uebertragung abendländiſchen mediciniſchen Wiſſens auf das Morgenland, wodurch dieſem Zuflucht und Pflege gewährt und zutheil wurde, als im Abendlande faſt jede Spur einer ſolchen verſchwunden war. Die Intoleranz der Prieſter diente alſo damals dem Fortſchreiten der Menſchheit, wie heute ihre Anmaßung der Beſeitigung mittelalterlicher Zuſtände und Begriffe wider ihren Willen dienſtbar iſt, die ohne ſie wol noch lange Geltung im ſtillen behalten hätten. Neben der Arzneiwiſſenſchaft gelangte aber auch noch griechiſche Philoſophie unter die Araber, einestheils durch jene Aerzte, anderntheils durch die letzten heidniſchen Philoſophen der Schule von Athen, die gleichfalls flüchten mußten, weil ſie denken lehrten. Philoſophie und Medicin, ſoweit dies nicht ſchon von Hauſe aus in der übertragenen griechiſchen Medicin der Fall war, verbanden ſich dadurch innig miteinander unter den Arabern, und ſo kam es zuletzt, daß dieſen Arzt und Philoſoph faſt daſſelbe bedeutete: die größten Aerzte waren zugleich auch die größten Philoſophen der Araber. Uebrigens waren und wurden dieſe in beiden Richtungen nicht ſelbſtändig, ſondern blieben Nachbeter der Griechen, die ſie nur durch ſpitzfindige Erklärungen erweiterten. Eine eigene arabiſche Medicin gibt es demnach nicht, ſowenig wie eine eigene arabiſche Philoſophie.

Die Araber beſaßen eigene Schulen oder Akademien, in denen ſie ihre Studien machten. Jene gingen aus den jüdiſchen und neſtorianiſchen und den Moſcheenſchulen (zur Erklärung des Korans) hervor. Urſprünglich wurde in ihnen nur Theologie, dann noch Jurisprudenz und ſpäter auch Arzneikunde ſowie Apothekerkunſt gelehrt. Nachahmungen der Anſtalten von Alexandria und Vorbilder der ſpätern Univerſitäten, beſaßen ſie oft auch ſehr bedeutende Bibliotheken, für rein ärztliche Zwecke Krankenhäuſer und Apotheken. Die Methode des ärztlichen Unterrichts war bereits die ſogenannte kliniſche, die im Abendlande erſt im 18. Jahrhundert allgemeiner wurde. Dieſer Methode leiſteten die Krankenhäuſer Vorſchub, die nicht ſelten von wahrhaft luxuriöſer Einrichtung waren, ſowol in Bezug auf die bauliche Beſchaffenheit, als betreffs des Perſonals für den Krankendienſt. Sie hatten männliche und weibliche Abtheilungen, getrennte Zimmer für beſondere Krankheiten (z. B. Ruhr), Säle für Fieberkranke, die durch einen Springbrunnen ſtets kühl erhalten wurden u. ſ. w., Einrichtungen, wie man ſieht, welche zum Theil im Abendlande jetzt noch nicht vorhanden ſind.

Die Lehrer an dieſen Schulen waren mit der Rabbanwürde, unſerm heutigen Profeſſorentitel und -Amt, betraut und mußten zur Erlangung derſelben eine beſondere Prüfung beſtehen. War dies geſchehen, ſo wurden ſie mit beſondern Feierlichkeiten in jenes Amt eingeführt und konnten Vorleſungen halten. Sie erhielten Beſoldungen vom Staate, reſp. dem Khalifen, die oft von anſtändiger Höhe waren; daneben bildete noch das Collegiengeld und der Ertrag ihrer Praxis einen Theil ihres Einkommens, zu dem auch noch öfters freie Wohnung hinzukam.

Außer an ſolchen Anſtalten bildeten ſich übrigens auch ohne Zweifel viele Aerzte bei ältern Praktikern für ihren zukünftigen Beruf aus.

Waren die arabiſchen Profeſſoren in vieler Hinſicht den heutigen gleich, ſo unterſchieden

ſich dagegen die arabiſchen Studenten von ihren ſpätern europäiſchen Commilitonen in manchen Stücken. Vor allem waren nicht wenige ſchon einigermaßen bemooſte Häupter, als ſie Medicin zu ſtudiren begannen, noch mehrere aber natürlich, als ſie mit ihren Studien zu Ende gekommen waren. Mußten ſie doch auch, ehe ſie an das eigentliche Fachſtudium herantraten, vorher den Koran abſolviren! Ausnahmen gab es natürlich von dieſer Regel, ſo zwar, daß nicht wenige von den bedeutendſten Aerzten, von denen Näheres darüber berichtet wird, ſchon mit dem 20., ja 17. Lebensjahre ihre praktiſche Laufbahn begonnen hatten. Manche Studenten mußten ſich während ihrer Studienzeit noch das liebe tägliche Brot verdienen, und es mag ein derartiger Student nicht beſonders „forſch" ausgeſehen haben, da er gewöhnliche häusliche Dienſte verrichtete, Stößer bei einem Apotheker war, ſelbſt Straßen kehrte u. dgl. Oefters genoſſen aber auch Studenten freie Wohnung und freien Tiſch, wofür die Freigebigkeit der Khalifen geſorgt hatte, von denen einzelne von Zeit zu Zeit ſelbſt Collegien beſuchten. Die Zahl der Studenten, welche zu gleicher Zeit an einer und derſelben Lehranſtalt ſtudirten, war oft ſehr groß, betrug an einzelnen nahe an 6000 — freilich nicht lauter Mediciner — während unſere beſuchteſte heutige deutſche Hochſchule nur etwa die Hälfte dieſer Studentenzahl aufzuweiſen hat, die Geſammtzahl aller deutſchen Studirenden im Jahre 1874 aber etwas weniger als dreimal ſoviel beträgt. Außer den Studirenden der Medicin, genoſſen auch die zukünftigen Apotheker Unterricht an dieſen arabiſchen Univerſitäten; was erſt ſeit vorigem Jahrhundert an franzöſiſchen und in dieſem an unſern deutſchen Nachahmung fand. Nach Beendigung der Studien wurde ein Schlußexamen abgelegt. Unter Umſtänden war daſſelbe übrigens auch an arabiſchen Hochſchulen ſehr erleichtert, ja es ſcheint, als wenn ſchon das Doctorat, wie ſpäter und bis in unſere Tage an einzelnen abendländiſchen, des Geldes wegen ertheilt worden ſei. Freilich iſt dies bei arabiſchen Profeſſoren auch leicht zu begreifen, da ſie nicht allein Söhne und Töchter, ſondern auch noch dazu ſtets einen, wenn auch nur kleinen Harem zu verſorgen hatten, vor dem die europäiſchen doch gewöhnlich bewahrt geweſen ſein dürften. Es waren in ſolchem Falle nur recht gute und beſonders tiefgreifende klingende Leiſtungen nöthig. Doch waren dann die Befugniſſe, welche dem derart Doctorirten erwuchſen, auch nicht ſehr weitgehend: es durften nur unſchuldige Mittel verordnet werden, als Syrupe u. dgl., die auch heute unter uns niemand mit dem Criminalcodex in unangenehme Berührung bringen würden.

Man ſchreibt den Arabern auch die lange gültige Trennung von innerer Medicin und Chirurgie, reſp. der Aerzte und Chirurgen in Wiſſenſchaft und Praxis zu.

Dieſe letztere war völlig freigegeben; wenigſtens iſt über eine andere Einſchränkung der Praxis als ſolche, wie ſie aus niedern Kenntniſſen entſprang, deren ſoeben erwähnt wurde, nichts zu erfahren. Die Anzahl der arabiſchen Aerzte war demnach auch eine verhältnißmäßig große, ja es ſcheint eine über den Bedarf im eigenen Vaterlande hinausgehende, was daraus hervorgehen dürfte, daß viele derſelben im Auslande praktiſirten, obwol ſie dort in der Ausübung ihrer ſonſt ſo ſtreng eingehaltenen religiöſen Verpflichtungen behindert waren. Die Art und Weiſe der Praxis dieſer morgenländiſchen Aerzte war in vielen Stücken von unſerer heutigen verſchieden, in einzelnen aber und gerade nicht in den beſten ziemlich gleich.

Vor allem übten die eigentlichen Aerzte keine Chirurgie, oder vielmehr ſie durften keine ſolche üben, wenigſtens für den Fall, daß ſie unter die Geachteten und Anſtändigen gerechnet ſein wollten. Sie ließen daher die nothwendigſten chirurgiſchen Operationen von ihren Gehülfen in ihrer Gegenwart ausführen, ſelbſt den Aderlaß, worin ſie bis in unſer Jahrhundert herein das Vorbild auch unſerer innern Aerzte waren. Trotzdem ſcheint es, als hätten einzelne und ſelbſt bedeutendere unter jenen auch operirt. Selbſtverſtändlich waren dieſelben auch keine Geburtshelfer; denn das hätte gegen das Geſetz und das

Gebot der Schamhaftigkeit verstoßen, welch letztere ja so groß war, daß Männer selbst sich Klystiere verbaten. Gegen das Operiren wurde weiter der orientalische Fatalismus ins Feld geführt, der heute noch die Nachkommen sich lieber dem Tode als der Spaltung eines Karbunkels unterwerfen läßt. Auch eigentliche Frauenärzte nach unsern Begriffen waren demnach die arabischen Aerzte nicht. Trotzdem aber werden einzelne originelle Curen berühmter Aerzte an Frauen berichtet, wenn diese auch ein Parfum eigenthümlichen arabischen Esprits oder von Charlatanerie an sich tragen. So heilte ein arabischer Arzt die bevorzugte, an den Armen gelähmte Haremdame eines Khalifen ohne Anwendung der Elektricität ganz allein dadurch, daß er sie in eine Versammlung von Männern, resp. Würdenträgern des Reiches, auf welche sie nicht vorbereitet war, hineinführen ließ, ihr, sobald sie eingetreten war, entgegenlief, plötzlich unten ihre Kleider erhob, sodaß sie infolge des kräftigen Stoßes, den solch kühnes Vorgehen ihrem Nervensysteme zufügen mußte, jene dann auch sofort niederzudrücken im Stande war. Derartige Ueberraschungscuren liebten die arabischen Praktiker, wie es scheint; denn nur als solche sind auch einige andere Curen zu erklären, die wir anführen, um einen Begriff von der Art zu geben, wie arabische Praktiker in besondern Fällen vorgingen. Als ein Khalif an der Wassersucht litt, sodaß er zu sterben sich vorbereitete, erklärten ihm seine Aerzte, daß er, wenn er ihnen folge, für viele Jahre geheilt werde. Er versprach es, und sie schoben ihn, wahrscheinlich um durch eine rigorose Schwitzcur das Wasser aus des Khalifen Leib zu schaffen, mehrmals hintereinander in einen Backofen, wodurch er nicht allein für viele Jahre, wie versprochen war, sondern für immer gründlich von seiner Krankheit befreit ward. Ein anderer berühmter Arzt ging einst über die Straße und traf einen soeben bewußtlos Zusammengestürzten. Er griff sofort zum Stocke und hieb auf die Sohlen desselben los, die Umstehenden auffordernd, sie sollten den übrigen Körper ebenso tractiren. Durch vereinte Anstrengungen kam denn der Kranke auch zu sich, worauf der Arzt schweigend sich entfernte. Und alle, die das sahen, priesen den großen Arzt. Außer auf derartige sensationelle Curen verstanden sich auch die arabischen Praktiker ganz besonders auf Harnschau und astrologische Kunstgriffe, welche beide Proceduren von ihnen her später in der abendländischen Praxis bis lange in die Neuzeit hinein fortwucherten. Die wechselnde Beschaffenheit von Reinecke's ätzender Flüssigkeit und die Constellationen am Himmel gaben den Praktikern die Anzeichen für die Zeit und die Art des ärztlichen Handelns, wodurch dem bei den Aerzten und Patienten von jeher bis heute so starken Hang nach dem Wunderbaren, der natürlich im Orient und im gläubigen Mittelalter besonders stark sein mußte, vortrefflich gedient war.

Die Bezahlung der Aerzte war nach dem Grundsatze unserer neudeutschen Gesetzgebung geregelt, d. h. sie beruhte auf dem Princip des Feilschens um den Lohn vor Uebernahme des Kranken. Dadurch kam es denn auch, daß als Arzt und Patient einmal dahin übereingekommen waren, es solle nur im Falle der vollständigen Genesung eine Bezahlung jenes stattfinden, die Frage aufgeworfen werden konnte, wie es denn gehalten werden solle, wenn der Kranke etwa nur halb gesund werde. Letzteres geschah wirklich, und der betreffende arabische Arzt verlangte denn auch die Hälfte des durch Handel zum voraus festgesetzten Lohnes, weil er ein dreitägiges Fieber in ein halbdreitägiges umcurirt habe. Dem alten guten Sprengel, der dies berichtet, lief noch die Feder von Entrüstung wegen eines solchen abscheulichen Handels über! Freilich lebte er aber auch nicht mehr, als unsere neue Gewerbeordnung eingeführt wurde, infolge der solche Fälle gesetzlich nicht unmöglich sind und deshalb auch sicher zu gerichtlichen Klagen noch führen werden, wenn jene nur erst einmal auf das Volksgemüth, das ja schon nach des unerfahrenen Gretchens Ausspruch so sehr am Gelde hängt, zu wirken beginnt, was bisjetzt der Kürze der Zeit ihres Bestehens wegen noch nicht der Fall sein konnte; denn so ideal sieht es auch in unserm nach idea-

len Gewerbeordnungen dürstenden Vaterlande noch nicht aus, daß in Geldsachen nicht die Gemüthlichkeit anhören sollte, was Hansemann erst sagte, als die Araber es schon vor dem Jahre 1000 n. Chr. durch die That bewiesen hatten, wie wir soeben gesehen haben. Ein anderer Modus arabischer Bezahlung war die nach dem guten Willen des Kranken, falls der Arzt sie diesem anheimstellte. Ging es aber, was mehr als wahrscheinlich ist, in Arabien wie in Deutschland her, so dürfte der letztere auch in Arabien nicht sehr splendid bezahlt worden sein; wenigstens bleibt in solchem Falle in einigen Gauen Deutschlands und wol auch in andern die Leistung meist noch hinter der frühern niedern Taxe zurück, da ein großer Theil des gewöhnlichen „Publikums" ja die Arbeit des Arztes als einen höhern Zeitvertreib für diesen betrachtet, weil sie nicht so schwierig aussieht, wie etwa die eines richtigen Grobschmiedes, und sogar mit entgegenkommender Höflichkeit und mit Aufopferung verrichtet wird. Das französische „noblesse oblige" theilt man in Deutschland eben, seltene Ausnahmen abgerechnet, am liebsten dann dem „gebildeten" Geschäftsmanne, in unserm Falle also meist dem Arzte zu; so lehrt das alltägliche rauhe Leben der geplagten Praktiker. Am besten waren die arabischen Aerzte gestellt, die eine fixe Besoldung genossen. Darunter gehörten vor allen die Leibärzte und dann die Stadtärzte. Die erstern traten, wie überall im Alterthume und im Mittelalter, besonders hervor, da sie Vortheile hatten, die dem gewöhnlichen Praktiker, der sich höchstens zu Tode practicirt, in der Regel im guten und im schlimmen Sinne abgehen und von jeher abgingen. Sie waren oft sehr gut besoldet und wurden bei besonders glücklichen Curen nicht selten auch noch mit einträglichen Nebenämtern, z. B. einem Vezirat u. dgl. belohnt. Freilich waren sie auch, und das ist die Kehrseite ihrer Stellung gewesen, den Palastintriguen und der wechselnden Gunst ihrer Herren unterworfen, und das war unter jenen orientalischen Verhältnissen doppelt schlimm, sodaß sie nicht selten jäh aus größtem Reichthum und glänzender äußerer Stellung in Armuth und Kerker geriethen (ja sogar geblendet wurden), um manchmal nach kurzer Zeit schon wieder in den Besitz jener zu gelangen. Waren sie freilich Leibärzte bei abendländischen Fürsten, so blieben sie vor solchen Erfahrungen mehr behütet. Die Stadtärzte müssen im ganzen harmlose Leute gewesen sein, da man über sie nichts Weiteres hört, als daß das Genus existirt hat, was aber durchaus nicht ausschließt, daß sie recht nützlich und thätig gewesen sein mögen.

Außer den Aerzten gab es auch Aerztinnen unter den Arabern, oder vielmehr, es versahen die Hebammen vollauf die Geschäfte solcher, da sie in Krankheiten den Frauen ihre wie bei uns von ihnen selbst jedenfalls hochgepriesenen Liebesdienste leisteten. Darunter gehörten bei den Arabern wie bei den Alten, und wie wir sehen werden, das ganze Mittelalter hindurch auch im Abendlande, selbst Operationen, wie der Steinschnitt an Frauen und geburtshülfliche instrumentelle Hülfe, wie Zerstückelung des Kindes bei Schwergeburten.

Unter das heilende Personal zählten, gleich den Halbapothekern der Alten, die eigentlichen Apotheker der Araber. Letztere besaßen im Grunde überhaupt erst die rechten Vollblutapotheker, die unmittelbaren Vorfahren der bekanntlich heute noch stets morgenländisch duftenden unserigen. Auch die ersten Feldapotheken, deren Erwähnung geschieht, besaßen die Araber und die Feldherren vollzogen öfters selbst die Visitation derselben; von Feldärzten erfährt man dagegen nichts. Selbst Thierärzte gab es bei den Arabern, was sich bei deren hervorragenden Anlagen für Pferdezucht schon vermuthen läßt, durch thierärztliche Schriften aber bewiesen wird.

Daß in den Hospitälern Krankenwärter und Krankenwärterinnen angestellt waren und daß die Aerzte ihre Gehülfen hatten, haben wir bereits im Vorübergehen bei der Namhaftmachung der Hospitaleinrichtungen erwähnt.

An die Betrachtung der Verhältnisse des ärztlichen Standes bei den Arabern ließe

sich sofort naturgemäß die Darstellung des in vieler Hinsicht mit ihnen in geschichtlichem Zusammenhange stehenden abendländischen, von Unteritalien ausgehenden ärztlichen Laienpersonals anfügen; doch wollen wir vorher erst die ärztlich während des Mittelalters thätig gewesenen geistlichen Genossenschaften und deren Veranstaltungen für den Krankendienst darlegen.

Alle durch Geistliche, weltliche wie Ordens-Geistliche, während des Mittelalters geübte ärztliche und sogenannte ärztliche Thätigkeit fußte auf dem Gebote der christlichen Nächstenliebe, die vor allem auf die Armen (und Kranken) ihr Augenmerk richten sollte. „Was ihr dem Geringsten unter meinen Brüdern thut, das habt ihr mir gethan, und mein Vater im Himmel wird es euch vergelten." Diese Thätigkeit sollte also von vornherein eine auf den Himmel abzielende sein oder doch durch die Aussicht auf himmlischen Lohn wach gehalten werden, was von tiefer Einsicht in die Menschennatur zeugt, die dem Stifter des Christenthums überhaupt reichlich zu Gebote stand. Sie schloß deshalb von Anfang an einen nur nach seinen Wirkungen günstig zu beurtheilenden Egoismus in sich, der freilich im Laufe der Zeit leider in recht crassen gewöhnlichen ausartete, dem man dann erfreuliche Folgen nicht mehr nachrühmen kann.

Anfangs lagen der Erfüllung des Gebotes werkthätiger Nächstenliebe alle Christen ob, und erst dann, als durch die Vergrößerung und Vermehrung der Gemeinden auch die Größe der Obliegenheiten zu sehr anwuchs, wurden eigene Diener und Dienerinnen der Nächstenliebe, Diakone und Diakonissen, ausgewählt, welche die Armen und Kranken besuchten und pflegten. Somit war ein eigener Stand, resp. Orden, wenn man will, gebildet, obwol die Diakonen und Diakonissen einen solchen nicht ausmachten. Neben diesen waren es noch die Witwen, ursprünglich wirkliche, später nur mehr sogenannte, welche diesem Gebote gleichfalls besonders folgten. Mit der Zeit arteten selbstverständlich diese Armen- und Krankenpfleger und -Pflegerinnen aus, besonders die Diakonen, welche sich neben einfach christlicher, auch noch mit ganz gewöhnlicher Liebe befaßten und dabei so häufig die schlimmen Folgen der letztern sich zuzogen, daß man das Institut endlich schließen mußte. Dasselbe war mit den sogenannten Parabolanen, ihren Nachfolgern, der Fall, die sich nebenher auch noch in politischen Händeln, welche die schon damals sehr streitsüchtigen Bischöfe einfädelten, als eine ungezügelte Leibwache benutzen ließen. Sie waren ursprünglich dazu bestimmt, die Unglücklichen und die Kranken aufzusuchen, zu sehen, wo solche sich fänden, nach der Weise, wie etwa die Mönche auf dem Sanct-Bernhard nach Verunglückten suchen, deren Kloster noch heute eine Art Parabolaneninstitut repräsentirt. Diesen beiden gesellten sich noch vereinzelte Personen, besonders des weiblichen Geschlechtes zu, die sich, ohne besondern Auftrag zu haben, den Himmel auf dem Wege der Krankenpflege verdienen wollten und in ihrem unbezähmbaren Uebereifer für diesen nicht selten so weit gingen, daß sie die eiternden Wunden, selbst die ekelhaftesten, nicht allein verbanden und abwuschen, sondern auch abküßten.

Besondere Anstalten zur Aufnahme der Reisenden, Armen und Kranken gab es ursprünglich nicht; die Christen nahmen diese jedesmal in die eigenen Häuser. Später entstanden in jeder größern Gemeinde Zufluchtshäuser für jene Christen, die besonders in die Nähe der Kirchen verlegt wurden. Sie hießen Xenodochien (d. i. Herbergen). Noch später entstanden nebenher oder entwickelten sich aus diesen die eigentlichen Krankenhäuser (Nosocomien, Leproserien u. s. w.) und damit auch Orden, die sich mit der Besorgung der Kranken beschäftigten und naturgemäß in weibliche und männliche zerfielen. Zuletzt gab es auch Orden, die sich der auswärtigen Krankenpflege widmeten, ohne eigene Krankenhäuser zu haben. Beiden entstammten die Mönchsärzte resp. Nonnenärztinnen. Die Klöster derselben standen oft sehr nahe beieinander, und so kam es, daß aus der ursprünglich

nur beabsichtigten geistlichen Einwirkung sich zuletzt nicht selten Beziehungen der beiderseitigen Insassen zueinander mit den bekannten ordenswidrigen Folgen entwickelten. Diese letztern erwuchsen allzu häufig endlich auch den sogenannten Seelschwestern, d. h. geistlichen Dienerinnen in den von der Wohlthätigkeit für die Armen gegründeten öffentlichen Bädern, als sie sich zuletzt nicht mehr allein auf die Darreichung der Handtücher zum Abtrocknen verlegten. Deshalb mußten auch diese Art geistlicher Wohlthäterinnen zuletzt beseitigt werden. Außer den niedern Ordensgeistlichen befaßten sich auch höhere Kleriker mit der allmählich erlernten Pastoralmedicin, von der die Chirurgie ausgeschlossen war. Aus all diesen Orden und Arten von geistlichen Vereinigungen entstand eine solche Anzahl von sogenannten Aerzten und Aerztinnen, daß Arzt und Pfaffe fast gleichbedeutend war; denn alles, was das Kreuz schlagen konnte, war auch Arzt oder gab sich dafür aus. Der Unfug wurde zuletzt den Priestern selbst zu arg, und so ward auf mehrern Concilien zuerst das Verbot der Chirurgie und dann das der Medicin überhaupt den Geistlichen auferlegt. Trotzdem aber währte ihre großentheils abergläubische Thätigkeit bis weit in die Neuzeit fort, ja heute noch haben sie dieselbe noch nicht ganz aufgegeben. Um einen kleinen Begriff von der Zahl der mittelalterlichen geistlichen Curpfuscher zu geben, wollen wir nur einen Theil der Orden, denen solche entstammten, aufführen: Benedictiner (die besten aus der Gesellschaft), Antonsbrüder, Alexianer, Beguinen oder Begharden, Schwarze Schwestern, Celliten, Lollharde, Lazaristen, Kalandsbrüder, Elisabethiner, Heiligegeistbrüder, Hospitaliter und Hospitaliterinnen der heiligen Katharina und der heiligen Elisabeth, Schwestern von der lieben Frau und von der christlichen Liebe, Kreuzherren, Barmherzige Brüder, Johanniter, Johanniterinnen, Deutsche Ordensritter und was dergleichen Leute mehr waren, deren Nachfolger zum Theil noch heute thätig sind, theilweise auch, wie man zugestehen muß, auf ganz segensreiche Weise, wenn sie nur keine Proselyten unter den Kranken machen wollten, was hier und da geschieht.

Solche geistliche Halb- und Viertelsärzte und Achtelsärztinnen prakticiren meist zum Glück mit übernatürlichen Mitteln, als mit den drei oder vier höchsten Namen, dem Crucifix, dem Chrisma, mittels Teufelaustreibungen, Gebeten, Weihwasserbesprengungen u. dgl. Aber auch Arzneien verordneten sie und zu solchen Zwecken richteten sie bei den Klöstern gewöhnlich einen Arzneigarten ein, in dem allerlei unschuldiges Gepflänze zu Heilzwecken wuchs. Jedenfalls ist so viel sicher, daß sie durch die erstgenannten Mittel nicht viel körperlichen Schaden anrichten konnten, dafür aber einen um so tiefgehendern geistigen; denn sie zogen Aberglauben aller Art groß, wovon wir noch heute eine gar nicht zu verachtende Menge in der gewöhnlichen Volksmedicin wiederzuerkennen im Stande sind.

Medicin, und zwar großentheils die soeben kurz erwähnte Pastoralmedicin, wurde schon früher in den Klosterschulen (wie noch heute in den Seminarien) der Benedictiner, dann auf Karl's des Großen ausdrücklichen Befehl in allen Klosterschulen ohne Ausnahme unter dem Namen Physica gelehrt. Die berühmteste Klosterschule für Medicin war die zu Monte-Cassino in Unteritalien, welche seit dem 9. Jahrhundert etwa namhaft ward. Noch größern Rufs genoß jedoch die sogenannte Schule zu Salerno, die aber keine Klosterschule wie die vorige war, insofern sie aus einer weltlichen Vereinigung hervorging, der sogenannten Hippokratischen Gesellschaft, und einen Juden, einen Araber, einen Römer und einen Griechen als Stifter aufweist, also einen weltlichen Lehrkörper hatte und daneben auch weltliche resp. bürgerliche Mitglieder besaß. Sie ward besonders während der Kreuzzüge berühmt, seit vornehme Ritter mehrfach daselbst ihre im Gelobten Lande erhaltenen Wunden völlig hatten ausheilen lassen. An der Schule waren selbst Frauen als Lehrerinnen thätig, unter denen einzelne nebenher ganz sonderbare medicinische Themata in begeisterten Versen tractirten, z. B. Semen virile. Wie danach zu erwarten, prakticirten die-

ſelben außerdem ſchon ganz vorurtheilslos ſowol in Frauen- als in Männerkrankheiten ohne alle unerläßlichen Rückſichten, was nach unſern Begriffen aller Weiblichkeit widerſpricht, die wir uns ohne Scham nicht zu denken vermögen. Die Schule von Salerno, welche offenbar nach arabiſchem Muſter eingerichtet und nur nach den Forderungen der Zeit und des abendländiſchen Lebens erweitert wurde, war die erſte chriſtliche mediciniſche Anſtalt im Abendlande mit geregeltem Lehr- und Studienplane, graduirtem Lehrerperſonale und Promotionsgebräuchen, für welche letztern ſicher die Araber das Vorbild lieferten; denn die ſalernitaniſche Magiſter- (ſpäter Doctor-)Würde ward unter ähnlichen Feierlichkeiten ertheilt wie die Rabbanwürde an den Akademien der Araber. Die Promotion geſchah öffentlich und wurde nur nach geſchehener Erfüllung nachgenannter Bedingungen vollzogen. Anſpruch auf dieſelbe gewährten: zurückgelegtes einundzwanzigſtes Lebensjahr, abſolvirtes ſiebenjähriges Studium, beſtandene Prüfung nach hippokratiſchen, galeniſchen und arabiſchen ärztlichen Schriftſtellern, legitime Abkunft, abgelegtes Gelöbniß, den erhaltenen Lehren gemäß wieder zu lehren, ohne von dieſen irgend abzuweichen, und das Verſprechen unentgeltlicher Armenbehandlung. Hatte der Candidat allen dieſen Forderungen, deren einzelne noch heute für die Doctorenpromotionen gültig ſind, entſprochen, ſo erhielt er einen Ring, einen Lorberkranz, einen Kuß und einen kräftigen Segen (jetzt in allgemeines Händedrücken umgewandelt) und war dann befugt zu prakticiren und zu lehren, ſodaß alſo in der früheſten Graduirung zugleich die heutige venia legendi mitinbegriffen war, demnach der Zopf damals nicht einmal ſo lang hinten herabhing wie heutzutage. Freilich iſt auch über beſondere Gebühren nichts berichtet, und es ſcheint ſonach das Doctorat damals noch eine wirkliche unbezahlte Ehre geweſen zu ſein, was bekanntlich jetzt auf allen Gebieten immer ſeltener wird. Die Tendenz der Schule zu Salerno war eine durchaus praktiſche, was zwar gerade nicht durch das von ſechs Gelehrten gemeinſchaftlich verfaßte mediciniſche Quaſi-Converſations-Lexikon jener Schule bewieſen wird, wohl aber aus ihrem praktiſchen Unterricht und ihren einzelnen Lehrzweigen. Dieſelbe Richtung behielt auch noch Montpellier bei, was man den meiſten ſpätern Univerſitäten mit Ausnahme der engliſchen — die erſte vollkommene war Paris (1205), ihr vorher gingen die zu Bologna (1110), Oxford (1140), Montpellier (1180) — nicht mehr nachrühmen kann.

Außer dieſen nunmehr immer zahlreicher werdenden öffentlichen Univerſitäten, in deren Lehrplan die Medicin ſehr bald als ſtändiger Lehrgegenſtand aufgenommen wurde, die aber auf keinerlei Weiſe noch Staatsanſtalten, ſondern anfangs nur freie Vereinigungen von Studirenden und Lehrern waren, die ſich ſelbſt Geſetze gaben und ſie höchſtens zur Kenntnißnahme der Staatsbehörde mittheilten, gewannen auf die Entwickelung des ärztlichen Standes nunmehr beſonders die Medicinalgeſetzgebungen großen Einfluß. Die letztern entſtanden alſo gleichzeitig mit jenen. So hatte 1140 König Roger von Sicilien eine derartige erlaſſen, wenn ſie auch — das war gerade ſehr gut — noch nicht das heutige Maximum von Paragraphen erreicht hatte. Sie verlangte, daß jeder Arzt vor Antritt der Praxis ſich den Behörden vorſtelle, damit dieſe bemeſſen können, ob er die Qualification beſitze. Wer aber ohne ſolchergeſtalt erwirkte Erlaubniß prakticirte, der ſolle in den Kerker geworfen und ſein Vermögen confiſcirt werden. Dieſe harte Beſtimmung muß wol auf zahlreiche frühere ſchlimme Erfahrungen hin erlaſſen worden ſein, da es ausdrücklich heißt, daß das ganze Geſetz deshalb erlaſſen ſei, damit die Unterthanen vor Schaden bewahrt blieben, der ihnen durch unerfahrene Aerzte entſtehen müſſe. Der Enkel Roger's, ein Friedrich der Große des Mittelalters an Vorurtheilsloſigkeit und ſtaatsmänniſcher Kraft, der große Hohenſtaufe Friedrich II. vervollſtändigte im Jahre 1221 dieſe einfache Geſetzesordnung zu einer wirklichen Medicinalordnung, der ſogar eine Taxregelung nicht fehlte. Dieſelbe läßt ſich in folgender Weiſe rubriciren:

I. Von den Aerzten und Wundärzten. 1) Prakticiren darf in allen mediciniſchen

Fächern (auch in Chirurgie) und auch den Titel eines Arztes führen nur, wer in Salerno seine Prüfung abgelegt und bestanden und vom Kaiser selbst oder von dessen Stellvertreter die staatliche Genehmigung erhalten hat. Wer gegen diese Bestimmung handelt, wird an Geld und Gut bestraft und erhält dazu ein Jahr Gefängniß.

2) Ehe ein Arzt zur Prüfung zugelassen wird, muß er drei Jahre Logik, fünf Jahre Medicin und Chirurgie gehört und dann ein Jahr unter Leitung eines erfahrenen Arztes die Praxis ausgeübt haben.

Diese Bestimmung beruhte offenbar auf der Absicht, die theoretischen Studien an der Schule auch praktisch zu ergänzen, da in Salerno noch kein klinischer Unterricht ertheilt wurde. Aehnlich ist noch in England der Studiengang der Aerzte, und es könnte auch bei uns ein derartiger Acceß, wie wir es nennen würden, nichts schaden, da man dann doch die Anforderung des gewöhnlichen Lebens an den Arzt kennen lernen würde; denn den Mangel solcher Kenntniß müssen die meisten Aerzte mit schweren Nachtheilen büßen. Ein nach unsern Begriffen aber allzu wenig umfangreiches Lehrmaterial weist die folgende Bestimmung nach:

3) Geprüft sollen die Aerzte werden aus den echten Büchern des Hippokrates, des Galen und aus Avicenna.

4) Der Chirurg soll gleichfalls den Nachweis führen, daß er die Professoren gehört und ein Jahr die Studienfächer betrieben hat, welche er als solcher nothwendig hat, besonders aber menschliche Anatomie.

Diese letzte Bestimmung ist um so überraschender, als sich der geschichtliche Nachweis nicht führen läßt, daß wirklich menschliche Leichen in so früher Zeit schon eröffnet worden seien. Jedenfalls müssen danach aber schon damals, trotz des päpstlichen Verbotes, das in der menschlichen Anatomie eine ebenso große Verunglimpfung des Ebenbildes Gottes sah, als in der heutigen unerwiesenen Annahme, daß ein Affe und nicht der von gläubigen Gemüthern als solcher angenommene arme, schmählich verführte gottgeschaffene Semite Adam, unser eigentlicher Vorfahr gewesen sei, öfters Leichenzergliederungen stattgefunden haben, sonst wäre eine derartige Gesetzesbestimmung unerklärlich. Möglicherweise wurden dieselben aber vorher nur heimlich wegen des genannten Verbotes ausgeführt, und der von Aberglauben an päpstliches Christenthum und päpstliche Unfehlbarkeit gleich Bismarck freie Hohenstaufe nahm dann aus Opposition gegen seinen anmaßenden Erbfeind obige Bestimmung in ein förmliches Gesetz auf. Der Prüfungsmodus der Wundärzte war ein von dem der eigentlichen Aerzte, d. h. der innern Aerzte, die man allein als solche auffaßte und ansah, in vielen Stücken verschiedener. Daß übrigens die Chirurgen in Italien nicht so verachtet waren wie in Frankreich und Deutschland, geht aus dem durch Obiges ersichtlichen Umstande hervor, daß die ersteru dort an denselben Schulen gebildet wurden wie die eigentlichen Aerzte. Dieses Verhältniß charakterisirt den ärztlichen Stand Italiens ganz besonders vortheilhaft. Die Wundärzte zerfielen in Bezug auf den zu genießenden Unterricht und natürlich auch die danach zu regelnde Prüfung in zwei Klassen. Die erste Klasse wurde durch drei Lehrer, von denen einer Lehrer der Chirurgie, in Gegenwart des Prosyndikus und des Prorectors seiner „Nation" geprüft und zwar in (höherer) lateinischer Sprache. Außerdem ward das Diplom derselben von allen den genannten fünf Personen unterschrieben, von einem notariellen Atteste begleitet und mit dem Siegel der Facultät versehen. Die Chirurgen zweiter Klasse wurden dagegen nur in italienischer Sprache und nur von zwei Lehrern geprüft, welche dann auch allein das Diplom unterschrieben. Beide Klassen von Wundärzten mußten schwören, daß sie nie innerlich Kranke behandeln würden. Sie konnten den Doctorentitel nicht erhalten.

5) Die Aerzte müſſen Anzeige machen, wenn ein Apotheker verfälſchte Arzneien verkauft.

6) Der Arzt darf nicht gemeine Sache hinſichtlich des Arzneipreiſes mit dem Apotheker machen, noch weniger darf er eine eigene Apotheke haben.

II. Die Taxordnung ſetzte eine ſehr anſtändige Bezahlung der Aerzte feſt, was ſofort in die Augen ſpringt, wenn man den damaligen Geldwerth mit dem heutigen vergleichen will. Jedenfalls lag auch hierin eine würdigere Auffaſſung der ärztlichen Thätigkeit, als dies bei einigen noch ganz vor kurzem zu Recht beſtehenden Taxordnungen der Fall war, nach welchen z. B. 12 Kr. und unter Umſtänden 8 Kr. für den Beſuch feſtgeſetzt waren.

1) Die Armen müſſen unentgeltlich behandelt werden, eine Beſtimmung, die heute noch das Ideal der Gemeindeverwaltungen iſt.

2) Der Arzt muß ſeine Patienten wenigſtens zweimal täglich beſuchen, ja auf Verlangen derſelben auch noch einmal des Nachts. Dafür darf er für jeden Tag, an dem er einen Kranken in „Behandlung" hat, beanſpruchen: in der Stadt reſp. innerhalb ſeines Wohnortes 60 Markpfennige, außerhalb ſeines Wohnortes, je nachdem der Arzt oder der Kranke die Auslagen für Gefährt u. ſ. w. beſtreitet, 3 M. 60 Pf. reſp. 4 M. 80 Pf.

Die übrigen Beſtimmungen des Geſetzes beziehen ſich zum Theil auf ein Perſonal, das einerſeits damals noch nicht ganz von der ärztlichen Praxis ausgeſchloſſen war, andererſeits ſicher nicht bei einer Betrachtung der Verhältniſſe des ärztlichen Standes in dieſem wichtigen Abſchnitte ſeiner Entwickelung unberückſichtigt bleiben kann, zum Theil auf rein ärztliche Obliegenheiten und Standesverhältniſſe. Sie lauten nach unſerer Rubricirung:

III. Von den Apothekern, Droguiſten und deren Taxe. 1) Die Droguiſten müſſen auf ihre Koſten nach vorgeſchriebener Weiſe, die durch Aerzte bezeugt ſein muß, ihre Stoffe halten und dies ſelbſt durch ihren Eid bekräftigen. Zuwiderhandlungen werden mit Beſchlagnahme des Vermögens und mit dem Tode beſtraft. (Sehr ſtreng!)

2) Die eigentlichen Apotheker dürfen für ſolche Arzneimittel und einfache Arzneien, welche gewöhnlich nicht länger als ein Jahr vom Tage des Einkaufes ab gehalten werden, berechnen für die Unze 3 M. 60 Pf., für ſolche, welche über ein Jahr aufbewahrt werden, 7 M. 20 Pf.

3) Apotheken dürfen nur an dazu beſtimmten Orten des Königreichs (Neapel) gehalten werden.

IV. Aufſichtsbehörden. Lehrer. 1) Es ſollen zwei umſichtige, würdige, beeidigte Männer, deren Namen der Behörde bekannt gegeben ſind, ernannt werden, welche Zeugniß auszuſtellen haben darüber, daß die Latwergen, Zuckerſäfte und andere Arzneien den geſetzlichen Beſtimmungen gemäß hergeſtellt ſind. Das ſoll beſonders durch die Lehrer der Arzneikunde in Salerno geſchehen.

2) Niemand darf anderswo als in Salerno oder Neapel Medicin oder Chirurgie leſen, noch den Titel eines Lehrers annehmen, wenn er nicht vor den Lehrern deſſelben Kunſtzweiges (alſo nicht Gewerbes oder Handwerks, wie es die rohern weſtgothiſchen Geſetze bezeigen würden) und vor der Behörde eine Prüfung beſtanden hat.

Endlich enthält das mit äußerſter Umſicht gearbeitete Geſetz auch noch V. Beſtimmungen über ärztliche Obliegenheiten in Bezug auf Gegenſtände der öffentlichen Geſundheitspflege, z. B. über Fälſchung der Nahrungs- und Genußmittel, Verkauf von Giften und Liebestränken, Verpeſtung der Luft durch faulende thieriſche Stoffe und vieles andere.

Aehnliche Medicinalordnungen beſtanden in Spanien um 1283 und in Schleſien 1347. Johanna von Neapel aber erneuerte 1365 die eben vorher beſprochene. Daß in den

Fridericianiſchen Beſtimmungen keine Verordnungen über Ausübung der Geburtshülfe enthalten ſind, iſt daher zu erklären, daß männliche Geburtshülfe in jenen Zeiten unbekannt war, oder doch, wo ſolche, wie z. B. in den ſchwierigſten operativen Fällen, geübt ward, den Chirurgen als ſelbſtverſtändlich zugetheilt war. Daß aber über Hebammen, Krankenwärter u. dgl. nichts verlautet, deutet wol nur darauf hin, daß dieſe nicht zum eigentlichen Medicinalperſonal gerechnet wurden.

Die Vortheile, welche dem ärztlichen Stande aus obigem Geſetze erwachſen mußten, liegen auf der Hand. Die ſcharfe Spitze derſelben ſcheint übrigens vornehmlich gegen die Geiſtlichkeit gerichtet geweſen zu ſein, die ja überall damals curpfuſchte; denn es iſt ſofort hervorſtechend, daß die Prüfung in Salerno (und Neapel) allein aus ganz beſondern Gründen, die nur in dem weltlichen Charakter dieſer Schule gelegen haben mögen, ausdrücklich angeordnet wurde, ſowie auch die Verpflichtung zur Ablegung einer Prüfung am meiſten die unwiſſenden Mönche u. ſ. w. getroffen haben muß. Daß Friedrich II. aber den Pfaffen alles Liebe und Gute anthat, was er irgend konnte, iſt aus ſeinem ganzen Thun und Denken zu folgern, das ihn dahin geführt hatte, ſie als einen Krebsſchaden der Menſchheit zu beurtheilen.

Daß die Uebung der Arzneikunde von einem nach damaligen Erfahrungen hinreichenden Studium und einer Prüfung abhängig gemacht wurde, gab jener Würde und Achtung; denn dadurch ward die ſchrankenloſe Unwiſſenheit, deren geſetzliche Einſchränkung nicht, wie man heute nach Manchesterprincipien glaubt, der Freiheit und Entwickelung ſchadet, die Möglichkeit benommen, ſich überall breit zu machen und die Ungebildeten und die Dummen zu bethören, auf der andern Seite dem Wiſſen der Schutz gewährt, den es bei letztern nicht eo ipso genießt. Und ſie waren von jeher die Mehrzahl. Die Geſetze haben ohne Zweifel dazu beigetragen, daß die Heilkunde in Italien (auch im Mittelalter) eine viel würdigere Geſtalt und Pflege zu Zeiten ſchon erlangt hatte, in denen in andern Staaten faſt nur noch barbariſche Unwiſſenheit und Schrankenloſigkeit obenauf waren. Die Bekämpfung, reſp. Eindämmung letzterer iſt aber ebenſo nöthig wie die Beſeitigung wuchernden Unkrautes in einem phyſiſchen Culturboden, ſoll er Früchte bringen. Aus ſentimentaler und übertriebener Freiheitsluſt wird man ja auch gewiß das erſtere nicht emporſchießen laſſen, damit es die letztere zuerſt verkümmere oder ganz verdränge und dann ſelbſt zu Grunde gehe. Für die Pflege des Handels kann ein Princip z. B. ſehr gut, ja nothwendig ſein, muß es aber nicht auch deshalb ſchon für die Pflege von Wiſſenſchaft und Kunſt ohne weiteres werden, die beide denn doch keine preiswechſelnde Waare, ſondern ein ſtets vollwerthiges Gemeingut aller ſind oder doch ſein ſollen, das man nicht dem Betrug und Wucher, oder der Unkenntniß und der Verſchleuderung durch allerlei ſich hinzudrängende ſchlimme oder auch nur unwiſſende Leute anheimgeben darf.

An die Exiſtenz ſolcher Geſetze oder die vorhergegangene Erkenntniß der Nothwendigkeit geregelter Einrichtungen und Zuſtände zur gedeihlichen Pflege des Wiſſens knüpfte ſich in jener Zeit folgerecht die Gründung zahlreicher eigentlicher Univerſitäten, deren wir ſchon erwähnt, die damals jedoch in den Händen des Papſtes blieben (der ſogar den mediciniſchen Lehrplan approbirte, reſp. dictirte), wie die heutigen in denen des Staates. Wie ſehr ſie dem Stande der Aerzte aber trotzdem Vorſchub leiſten mußten, dürfte ebenſo leicht erſichtlich ſein, wie dies hinſichtlich der andern gelehrten Berufsarten der Fall. Es bleibt uns nun noch übrig, die mannichfache Gliederung jenes Standes während der letzten Hälfte des Mittelalters darzuſtellen.

Die Lehrer der Arzneikunde an den Univerſitäten erhielten urſprünglich keine fixe Beſoldung, ſondern ſie waren auf den Ertrag ihrer Vorleſungen, die Examinations- und

Promotionsgebühren angewiesen, welche die Universitätszunft — denn solche waren die ersten Universitäten vollauf — bald einführten, resp. einführen mußten. Später bezogen sie jedoch fixe Besoldungen von freilich oft sehr unscheinbarem Betrage, z. B. 4—22 Frs. pro Monat im Jahre 1399 in Pavia, dem gegenüber als höchste Monatsgage eines Professors 171 Frs. stehen. Die Professoren gehörten zum geistlichen Stande.

Der Studiengang war derart, daß z. B. in Paris nach dreijährigem medicinischem Cursus die Würde des Baccalaureats ertheilt wurde, womit die Erlaubniß verknüpft war, in den propädeutischen Disciplinen Unterricht zu ertheilen, aber nicht auch diejenige, die Kunst auszuüben. Nach weitern drei Jahren konnte der Student die Würde eines Magisters (in Physica) erlangen und hatte dann die Befugniß zu lehren und zu prakticiren. Später kam erst das Doctorat hinzu, das den eigentlichen Lehrern zufiel und erst nach geraumer Zeit zu dem heutigen nichtssagenden Titel wurde. Den vorletzten Graden parallel gab es früher für die höhern Chirurgen die Würde der Magister. Alsbald aber rechnete man (auf außeritalienischen Universitäten stets) die Chirurgen als außerhalb der Facultät stehende, niedrige Aerzteklassen, die sich nun mehr in eine eigene Gesellschaft, wenigstens in Paris, vereinigten, als solche Unterrichts- und Prüfungsrecht beanspruchten und folgerecht auch Graduirte z. B. Magistri in Chirurgia creirten, die dann wie die Magistri in Physica ein langes schwarzes Kleid tragen durften (daher chirurgiens de la longue robe). Diesen waren die niedern Chirurgen (chirurgiens de la courte robe) unterstellt, wurden von ihnen unterrichtet und auch gegen die Facultät geschützt. Zuletzt jedoch kam es zu Streitigkeiten zwischen beiden Chirurgenklassen, und die letzte erhielt demzufolge bald ihren Unterricht von der Gesellschaft der Chirurgen, die sich „Collége de Saint-Cosme" nannte, bald von der Facultät, je nachdem die hadernde Universität oder die ihre selbständige Stellung eifersüchtig wahrende Gesellschaft gerade obsiegte und sie für sich in Anspruch nehmen durfte. Dazu wurden oft die abgefeimtesten Intriguenspiele am Hofe benutzt. In England gab es gleichfalls schon früh Schulen, in denen Medicin gelehrt wurde. Doch gingen viele Aerzte von da auch nach Frankreich, besonders nach Montpellier, das schon vor Gründung der eigentlichen Universitäten neben Salerno und den frühesten italienischen Facultäten großen Ruf sich erworben hatte, so zwar, daß im 13. Jahrhundert die Anzahl der dahin strömenden Studenten die eigentlichen Einwohner der Stadt überholt hatten.

In Deutschland gab es, außer Leibärzten, die schon früh selbst im Norden desselben auftraten, keine andern ärztlichen Personen als die Bader und Barbiere, welche um das 12. Jahrhundert allgemeiner wurden. Die Leibärzte waren meist sehr geachtet und hatten außer Besoldung und freier Station öfters einen Apothekergehülfen und einen Gehülfen zum Verbandanlegen in chirurgischen Fällen zur freien Verfügung. Den Unterricht in ihren Künsten erhielten die letztern von ihren ältern Zunftbrüdern. Kein Bader sollte mehr als drei Lehrlinge auf einmal annehmen. Die Söhne der „Meister" waren auf zwei, die anderer Leute auf vier Jahre Lehrlinge. Nach bestandener Lehrzeit geschah die Prüfung durch die Zunft, wol auch durch Aerzte (Schulkleriker) oder unter Zuziehung solcher. Man verlangte ein „Meisterstück", das anfangs im Schleifen der Schermesser, später in der Zubereitung besonderer Salben und Pflaster bestand.

Die höhern Wundärzte, deren es in Deutschland erst ganz gegen Ende des Mittelalters gab, bildeten sich auf fremden Schulen, in Frankreich oder Italien.

Die Apotheker, welche seit dem 13. Jahrhundert häufiger wurden und anfangs auch prakticirten, erhielten ursprünglich ihren Unterricht zum Theil von den Aerzten, zum Theil von Meistern ihres Faches. Auffallend ist es, daß dieselben gelegentlich der Bekanntmachung ihrer Studien- und Prüfungsordnungen schon sehr früh und später gleichfalls immer zur Ehrbarkeit und zur frühen Verheirathung ermuntert werden mußten, „weil so

die Jugendkraft derſelben gezähmt und ſie dann ruhig und ehrbar wären"; das deutet auf ſonderbare Gewohnheiten und Ausſchreitungen. In Frankreich dauerte ein Apothekercurſus ſeit 1336 vier Jahre und am Ende deſſelben mußte ein Meiſterſtück geliefert und eine Prüfung beſtanden werden.

Die Thierärzte und Hebammen wurden von „Praktikern" ihres Faches unterrichtet und dürfte es den letztern durchaus damals ſchon nicht an der für den Unterricht nöthigen höhern Katheberberedſamkeit gefehlt haben.

Die höhere Praxis fiel bis gegen Ende des Mittelalters faſt ausſchließlich noch Klerikern zu, die ſich übrigens ſeit deren Stiftung öfters an Hochſchulen zu bilden anfingen und von da ab neben ſich auch Laien hatten. Jene behandelten ihre Kranken übrigens oft ſo ſchlecht, daß das Concil zu Wien z. B. im Jahre 1312 das ausdrückliche Gebot erließ, es ſollen nur Laien den Hospitälern vorgeſetzt werden, damit die Kranken einer beſſern Behandlung theilhaftig würden. Unter höherer Praxis war damals nur die innere Medicin begriffen. Die Trennung nach der Chirurgie hin war ſo ſchroff, daß zu Paris ſogar ein Eid von dem Candidaten der innern Medicin verlangt wurde, daß er ſich mit Chirurgie nie befaſſen werde. In Deutſchland machte die Beſchäftigung mit dieſer ſogar „unehrlich". Die höhern Aerzte geiſtlichen Standes gehörten ſowol dem niedern als dem höhern Klerus an. Die guten Curen derſelben faßte ſelbſt die Kirche in vielen Fällen als wahre Wunder auf. Das Honorar, das die geiſtlichen Aerzte erhielten, war oft ein ſehr anſehnliches. So zahlte Papſt Honorius IV., der den Arzt Thaddäus von Florenz für die Dauer einer Krankheit, welcher Modus öfter befolgt wurde, als Arzt angenommen hatte, 100 Goldſtücke täglich, und nach gelungener Heilung ſtanden noch 10000 weitere der Art in Ausſicht. Ein Biſchof von Baſel ſollte für einen andern in Rom ein Erzbisthum erwirken, machte bei dieſer Gelegenheit den Papſt geſund und nahm dann für ſich als Honorar die Beſtallung mit dem Kurfürſtenthum Mainz in der Taſche mit nach Hauſe. Andere dieſer Aerzte genoſſen Pfründen, für die ſie Schüler unterrichten und Kranke unentgeltlich behandeln ſollten. Statt deſſen aber legten ſie ſich lieber auf die faule Pfründnerhaut, ſodaß Kaiſer Sigismund 1406 dieſe Forderungen wieder einzuſchärfen gezwungen war und ganz entrüſtet ausruft, daß die hohen Meiſter in Phyſica niemand umſonſt behandelten, dafür aber auch in die Hölle fahren müßten. An manchen Orten übrigens trieben dieſe Herren ſehr auffallenderweiſe, ganz im Widerſpruch hiermit, Armenpraxis, ohne Zweifel um auch einmal für ihre chriſtliche Barmherzigkeit und Nächſtenliebe Reclame zu machen gleich denjenigen Jüngern Aeſculap's, die, öffentliche beſondere Sprechſtunden für Arme ankündigend, für ihre ärztliche, in ſolchen Fällen meiſt ſehr ſchielende Wohlthätigkeit ein Schild aushängen, da man doch Gebet und Wohlthaten im Stillen verrichten muß, wenn ſie wahren Werth haben ſollen. Sie hielten damals an beſtimmten Tagen öffentliche Conſultationen ab, z. B. an den Kirchenthüren oder in den Hallen vor dieſen, in denen ſie unentgeltlichen ärztlichen Rath ertheilten.

Die Form der angewendeten Arzneien und die Proceduren, welche man damals als therapeutiſch nützlich und nothwendig betrachtete, ſowie das Gebaren der Aerzte wichen in vielen Punkten von den heutigen Begriffen vollkommen ab. In der zweiten Hälfte des Mittelalters, beſonders während der zwei letzten Jahrhunderte derſelben, mußte ſo ziemlich jeder Arzt ein perfecter Aſtrologe ſein, damit er bei den Arzneizuſammenſetzungen und in der Zeit der Anwendung der Mittel keinen Verſtoß gegen den Einfluß der Sterne ſich zu Schulden kommen laſſe. Gingen doch die Aerzte ſo weit, daß ſie den Erfolg der zur Menſchwerdung nöthigen Proceduren von der vorhandenen oder fehlenden guten Stellung der Sterne abhängig glaubten und daraus hin ihre Verordnungen trafen. Man berechnete ferner auch die Arzneien nach „Graden" und „Qualitäten" und gab mitunter ganz abſcheuliche Dinge, von denen man nicht begreift, daß ſie jemand nahm: wie Schlangen, Kröten, Koth u. ſ. w.,

freilich zum Theil Dinge, die in der Volksmedicin noch heute — wol von damals her — fortblühen. Daneben graſſirten ſogenannte Edelſteine, Mithridat, Theriak, Univerſalmedicin, Zaubermittel und vieles dergleichen in mannichfacher Abwechſelung. Daß bei ſolchem Verfahren auch der offenbare Betrug — geheimer, der oft ſogar ein ganz anſtändiges Ausſehen annahm, ward zu allen Zeiten getrieben — förmlich gelehrt ward, kann nicht wundernehmen; es wird dieſe traurige Erſcheinung jedoch reichlich aufgewogen durch die Pflichttreue, Aufopferungsfähigkeit und Aufopferungsfreudigkeit der beſſern Aerzte in ſchweren Zeiten, z. B. beim Schwarzen Tod. In gar mancher Stadt opferten ſich alle Aerzte bei der Ausübung ihres menſchenfreundlichen Berufes, als jedermann floh, und die tüchtigſten ſtets voran! Auch kann man die Aerzte nicht vollauf verantwortlich machen, da in den vorausgehenden Jahrhunderten Aberglauben und Betrug ſo gefliſſentlich großgezogen worden waren, daß zuletzt auch die Arzneiwiſſenſchaft dem allgemeinen Verderben verfallen mußte; immerhin aber iſt es nicht zu verzeihen, daß einzelne Aerzte damals wahre Betrügereien mit Bewußtſein lehrten und übten, wie z. B. der engliſche Arzt John Gaddesden.

Die Art, wie die Krankenbeſuche wol in der Regel gemacht und bezahlt wurden, ſind im Geſetze Friedrich's II. angegeben; doch waren auch andere als die dort angegebenen Bezahlungsarten gültig, z. B. Pauſchalſummen und Naturalleiſtungen (Wagen voll Heu u. dgl.), zum voraus durch Uebereinkunft feſtgeſetzte Summen, nachträgliche Schadenvergütungen u. ſ. w.

Neben den höhern Aerzten — 1353 hießen ſie in Schleſien Kunſtärzte — gab es noch niederes Perſonal (Wundarczt, drowen, dy do waſſir beſſeen vnd Aptheker — tout comme chez nous!), das mit den Chirurgen anfing.

Die eigentlichen höhern Chirurgen oder Operateure („Wundärzte") ſtanden den Aerzten an Bildung am nächſten, wie wir ſchon aus der Studienordnung Friedrich's II. für Salerno geſehen. In Italien und Frankreich (hier im Colleg des heiligen Cosmas gebildet) waren ſie häufig; in Deutſchland erſchienen ſie erſt viel ſpäter als in dieſen Ländern. Der erſte namhafte der Art unter uns war am Ende des Mittelalters Hieronymus Brunſchwigk in Straßburg, welche Stadt nebſt Baſel die Uebertragung höherer chirurgiſcher Kenntniſſe auf Deutſchland vermittelte, wie ſpäter die der geburtshülflichen im 18. Jahrhundert.

Einzelne Familien ſolcher Chirurgen übten auch vorzugsweiſe beſondere Operationen, „Specialitäten", deren Uebung ſie auf ihre Nachkommen vererbten, z. B. Steinſchnitt, Bruchſchnitt, künſtliche Naſenbildung, die letztere beſonders in Italien blühend, weil hier ein menſchenfreundlicher, aber naſenfeindlicher Papſt die Wegnahme des Geſichtsauswuchſes als im Vergleich mit den frühern eine milde Strafe für Diebſtahl eingeführt hatte.

Die niedern Chirurgen hatten als Arbeitsfeld die gewöhnliche Wundenbehandlung, den Aderlaß, das Pflaſterſtreichen u. ſ. w. (in Italien, Frankreich, ſelbſt England). In Deutſchland war dieſe Klaſſe von niedern Wundärzten durch die Bader und Barbiere vertreten, die jedoch manchmal auch größere Operationen ausgeführt haben mögen. Wie ſelten auch ſie übrigens anfangs waren und wie groß ihre Geſchicklichkeit und Kunſt geweſen, geht daraus hervor, daß Walther von der Vogelweide keinen tüchtigen „Meiſter" der Art bei Worms fand, um ſich an ſeiner geſpaltenen Lippe — demnach muß er nicht gerade ſchön anzuſchauen geweſen ſein! — operiren zu laſſen, weshalb er nach Thüringen wanderte, wo er wirklich von einem ſolchen dann derart operirt ward, daß er nach vielen überſtandenen Schmerzen ſchlimmer ausſah als zuvor. Dieſe Klaſſe war auch nicht einmal „ehrlich", d. h. ſie ſtand mit Metzgern, Pfeifern und Abdeckern auf der gleichen bürgerlichen Rangſtufe, und erſt Kaiſer Wenzel erklärte ſie einer hübſchen Baderstochter zu Liebe, für deren Tüchtigkeit im beſondern er den ganzen Stand, dem ſie entſproſſen war, beloh-

nen wollte, im Jahre 1406 für „ehrlich", was jedoch nicht wirksam werden konnte, da er selbst damals schon abgesetzt war.

Die Bader waren im Besitze von eigenen oder von den Gemeinden ihnen frei oder pachtweise überlassenen Badestuben, deren Zahl im allgemeinen sehr groß war, da das Bädernehmen während des Mittelalters viel gebräuchlicher war als heute. Die letztern mögen aus dem Morgenlande auf das Abendland herübergenommen worden sein, da sie hier besonders seit den Kreuzzügen aufkamen, oder eine Verweltlichung und Verallgemeinerung der oben berührten „Seelbadeanstalten" gewesen sein, deren Ende sie auch später nahmen und zwar aus den gleichen Ursachen. Die Bader nun — das Wappen derselben sollte nach Wenzel's Willen eine geknotete Binde in goldenem Felde und ein Papagai sein, welch letzterer offenbar das Symbol der bekannten Schwatzhaftigkeit sein mochte, die auch ihre Nachkommen heute noch besitzen — wurden bald zu einer Zunft, deren größte Blüte in die eigentliche Zunftblütezeit fiel, d. h. in die Zeit zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert. Sie hatten das Recht, eine weiße Binde als Geschäftszeichen oder auch ein bis drei Becken auszuhängen, und die Befugniß, zur Ader zu lassen, zu schröpfen, zu rasiren, die Haare zu schneiden, wieder aufgebrochene Schäden zu behandeln innerhalb ihrer Stuben; außerhalb aber durften sie auch Knochenbrüche und Verrenkungen behandeln, worin ihnen in den Scharfrichtern Concurrenten entstanden, die ebenfalls zu den geschätztern Medicinalpersonen des Mittelalters gehörten.

Neben ihnen und nach ihnen existirten die Barbierer, die außer den Rechten der Bader auch noch die besaßen, frische Wunden zu behandeln und so viel Becken herauszuhängen als sie wollten. Auch sie waren größtentheils ortsansässig und erfreuten sich mancher Beamtungen, z. B. als „Pestparpierer" und „Leibparpierer". Die erstern verbanden die Pestbeulen in Seuchezeiten. Später wurden die Barbierer auch „Meisterärzte", welche die Armenbehandlung zu versehen hatten.

Neben dieser seßhaften Sorte von niedern Aerzten gab es noch eine ganz unglaubliche Zahl „fahrender" Aerzte und Wundärzte, die sich ihre Diplome anfangs selbst ausstellten, später aber, als der Unfug zu stark geworden war, wenigstens jedesmal vorher, ehe sie eine Stadt beglücken durften, eine Prüfung zu bestehen und, was die Hauptsache war, eine Taxe zu entrichten hatten. Sie führten oft zahlreiche Gehülfen mit sich, um sie von den Städten aus in die Umgegend zu schicken, hatten Buden mit Affen, an denen sich die interessanten Weiber, z. B. in Frankfurt, bisweilen „versehen" haben sollen, Papagaien und sonstigem Gethier, waren selbst in Scharlach oder andere auffallende Farben gekleidet, posaunten sich wirklich aus, was heute mehr ohne Trompeten im geheimen oder mittels Zeitungsanzeigen geschieht, verkauften Wundermittel für alle Krankheiten und auch gegen Zahnweh, zogen auf öffentlichem Markte oder in ihren Buden Zähne aus, wobei ein nebenstehender Gehülfe Possen riß, um das Publikum und den Patienten zum Lachen zu bringen, stachen den Leuten ebendaselbst den Staar u. s. w. An der dazu und zu andern Operationen nöthigen Kühnheit fehlte es ihnen nicht; verrichtete doch ein solch herumziehender Wunderarzt dereinst eine recht mittelalterlich kräftige Bantingcur derart, daß er einem Edelmanne kühn den Bauch aufschnitt, um ihm das Fett radical zu entfernen. Als derselbe aber — Dedo II., Graf von Croitz, hieß der durch seine heldenmüthige Dummheit unsterblich Gewordene — unter dem Messer des Künstlers zu sterben anfing, lief dieser davon; er konnte freilich unter allen Umständen das Bewußtsein mitnehmen, diesem Edeln seiner Zeit „genug" gethan zu haben. Sein Name ist leider verloren gegangen, sodaß die Nachwelt ihm keinen Bantingkranz kann flechten, was doch dem modernen Nachfolger desselben, der freilich nur unkünstlerisch, aber „physiologisch" mit Braten und Wein arbeitete, gewiß geschehen wird.

Nächst diesen Chirurgen, die auch noch in den verzweifeltsten Fällen geburtshülflich

massakrirten, sind die Hebammen zum helfenden Personal zu rechnen, zumal sie während des Mittelalters noch im Abendlande die nöthigen Operationen ausführten, falls einigermaßen nur männliche Hülfe zu entbehren war. Denselben war z. B. in Würzburg auferlegt, bei Tages- und Nachtzeit gleich bereit zu sein, weshalb sie sich ohne Erlaubniß des Bürgermeisters nicht aus der Stadt entfernen sollten. Sie durften vor Beendigung der Geburt die Gebärende nicht verlassen (und wenn Eine allein nicht zurechtkam, mußte sie noch andere Berufsgenossinnen zuziehen) in solchem Falle sich aber gegenseitig nicht hindern, schelten, oder aufeinander fluchen. Für die Leitung einer Geburt erhielt die Amme damals circa $1\frac{1}{2}$ Mark (4 Sch.). Daß auch eigentliche Aerztinnen in Italien thätig waren, ersehen wir an den Salernitanerinnen; es scheint aber, daß sie nur eine Zeit lang sich erhielten und dann von selbst verschwanden, wie es auch mit den heutigen der Fall sein wird, die man deshalb nicht, wie geschieht, schriftstellerisch zu bekämpfen braucht.

Die thierärztliche Praxis befand sich in den Händen von Marstallbeamten oder Hufschmieden, Abdeckern und Scharfrichtern, Hirten u. dgl. selbstgebildeten Leuten.

Es erübrigt uns noch, die Stellung der Aerzte zum Staate und im Heere in Betracht zu ziehen. In dieser Hinsicht ergibt sich nun, daß es im ganzen Mittelalter eine besondere Klasse von Staatsärzten nicht gegeben hat, sondern daß der Platz gewöhnlich von Stadt- oder Leibärzten ausgefüllt wurde. Dem kirchlichen Verbote gegenüber durften keine Leichenöffnungen gemacht werden, und so beschränkte sich die gerichtliche Besichtigung auf die sichtbaren Merkmale an der Leiche, als Wunden u. dgl. Die Besichtigung geschah auch in nicht tödlichen Fällen von Verletzungen durch Aerzte, da gerade der Germane seine Haut als das beste seiner beweglichen Güter mit Recht betrachtete und für Störungen des Zusammenhanges derselben Entschädigung verlangte. Gutachten über Körperverletzungen verlangte außer den bairischen, thüringischen, friesländischen, burgundischen und romanischen Gesetzesbestimmungen selbst das Kanonische Recht. Auch Vergiftungsfälle, Entjungferung waren Gegenstände ärztlicher Gutachten, ja selbst Fälschung von Nahrungsmitteln gehörte schon in deren Bereich. Eine regelmäßig wiederkehrende Function bestimmter Aerzte war die Durchmusterung der Apotheken, welche in Deutschland zuerst für Frankfurt 1480 angeordnet wurde, 1499 für Berlin, und in ersterer Stadt durch den Stadtarzt, in letzterer durch den Leibarzt des Kurfürsten geschah.

In den Heeren des Mittelalters gab es eigentliche Militärärzte anfangs nicht, obwol selbst die Kreuzfahrer von einzelnen Aerzten begleitet wurden, die aber mehr als Leibärzte der Führer und Fürsten aufzufassen sind. Sie gehörten meist den niedern Chirurgen an; so stammt auch aus den Endzeiten des Mittelalters der lange gültige deutsche Name „Feldscheerer" für die Militärchirurgen. Diese waren aber auch in Wirklichkeit nicht allein ärztlich, sondern auch regelmäßig „sellscheererisch" thätig und standen sehr niedrig an Rang und Ansehen. Im 15. Jahrhundert führten übrigens die Contingente deutscher Städte schon regelmäßig Feldscheerer, ja Apotheken und Spitalwagen mit sich. In italienischen Heeren scheinen dagegen schon viel früher eigentliche Militärärzte, die unter gewöhnlichen Verhältnissen an und für sich Marineärzte wurden, regelmäßig angeworben worden zu sein, da wenigstens manche der namhaftern italienischen Chirurgen in der letzten Hälfte des Mittelalters vor ihrer Seßhaftwerdung beim Heere gedient hatten. Im englischen Heere gab es schon im 12. Jahrhundert militärärztliche Rangstufen, als königlicher Physikus mit Admiralitätssold (2 Sh. täglich), Knechte oder Gehülfen dieses mit Schiffskapitänsrang (1 Sh. Tagessold), ja sogar Feldapotheker. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts gab es „Surgeons", Feldwundärzte, die mit sammt ihrem Hülfspersonal vor dem Beginn des Feldzugs von dem jedesmaligen Führer angeworben wurden. Der Wund-

Digitized by Google

arzt erhielt jährlich 40 Pfd. und 12 Sgr. täglich als Sold, die Gehülfen 20 Pfd. und 6 Sgr. Dazu durften sie sonderbarerweise noch mit plündern.

Aus der vorhergehenden Darstellung der Verhältnisse des ärztlichen Standes im Mittelalter dürfte so viel ersichtlich sein, daß die Barbarei der Aerzte doch nicht allzu groß gewesen ist, wenigstens gewiß nicht so groß, als sie verschrien ist, und daß dieselbe überall als Barbarei einer beginnenden neuen Entwickelung, nicht des endlichen Zerfalls uns entgegentritt; denn allerwärts sehen wir fast von Anfang an die Keime neuer Lebensformen erstehen, die freilich mit denen der alten Zeit verglichen, nicht anders als unvollkommen geartet sein konnten. Am meisten schadete auch auf dem Gebiete der ärztlichen Stellung die „Kirche", vielmehr die unter ihrem Schutze überall pfuschenden Mönche, Priester, Bischöfe und Nonnen. Erst gegen Ende des Mittelalters fing deren Herrschaft zu schwinden an und damit gewann auch der ärztliche Stand wieder die nöthige Freiheit zu gedeihlicherm Wachsthume.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

26. Mai 1875.

Dieselben Blätter, welche vor kurzem in die Kriegstrompete am lustigsten stießen, stimmen jetzt begeisterte Pfingsthymnen zum Preise der über Europa waltenden Friedensära an; ja sie sind so vergeßlich, daß sie gegen die Lärmtrommeln, welche die Friedensstimmung störten, zu Felde ziehen, während sie doch selbst die Schlägel am tapfersten gerührt haben. Daß die Börse von der Politik abhängig ist, hat sich auch neuerdings wieder gezeigt; aber daß die Politik selbst in Bezug auf den raschen Wechsel der Hausse- und Baisseströmungen der Börse gleicht und daß die Einflüsse, welche so sturmschnellen Wandel bewirken, hier wie dort unberechenbar sind: das ist eine Thatsache, die sich gerade in letzter Zeit auch dem blödesten Sinne aufdrängen mußte.

Was hat sich denn im Laufe des letzten Monats in der politischen Lage geändert? Hat Frankreich sein Cadresgesetz, diesen dunkelsten Punkt am politischen Horizont, zurückgenommen? Hat Belgien auf die Noten des Deutschen Reiches hin pater peccavi gesagt? Haben die Ultramontanen, die den großen Kampf gegen das Reich mit Benutzung aller feindseligen politischen Elemente Europas führen, entwaffnet oder Zugeständnisse gemacht? In der Sachlage hat sich nichts geändert, nur die Stimmung der politischen Kreise Berlins ist eine andere geworden; man thut jetzt dort tüchtige Züge aus der Friedenspfeife. Gewiß begrüßt dies die Welt mit Freuden, denn sie sieht in dem Kriege eine der größten Culturfeinde, und wer die wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands nach dem großen, über den Erbfeind davongetragenen Triumph ins Auge faßt, der könnte sich leicht versucht sehen, in wirthschaftlicher Hinsicht auszurufen: „Noch einen solchen Sieg — und wir sind verloren!“

Daß Frankreich jetzt und zunächst den Frieden will, darüber waren alle einig; doch diese Friedensstimmung wurde mit Umkehrung des alten Spruchs erläutert: „Si vis bellum, para pacem!“ Frankreich will den Frieden, um desto ungestörter zum Kriege rüsten zu können. Die Beunruhigung der öffentlichen Meinung durch die Erklärungen der officiösen Blätter war aber erklärlich; denn die Rüstungs- und Abrüstungsfrage ist das noli me tangere der modernen Politik und von erstaunlicher Feuergefährlichkeit; es handelt sich dabei um ein Spiel mit geladenen Gewehren. Soll ein Staat ruhig zusehen, bis ein anderer im günstigen Augenblick über ihn herfällt, oder soll er dem Feinde zuvorzukommen suchen? Und auf der andern Seite: hat nicht ein Staat das Recht, seine Militärorganisation selbständig nach bester Einsicht und mit dem Aufgebote aller ihm zu Gebote stehenden Mittel durchzuführen, und muß er nicht jede Einmischung eines andern Staates in seine innern Angelegenheiten, zu denen offenbar die Militärorganisation gehört, als eine unberechtigte Intervention und eine Verletzung seiner nationalen Ehre zurückweisen?

In diesen Fragen wie in den Falten einer völkerrechtlichen Toga, liegt Krieg und Frieden Europas; sie werden bald so, bald anders gedreht, und demnach erfolgt die Hausse und Baisse der politischen Meinung. Bald beruft man sich auf eine frühere Aeußerung des Reichskanzlers, wenn Frankreich zum Revanchekriege sich rüste, werde man nicht warten, bis seine Rüstungen vollendet und Allianzen gefunden seien — und da haben wir den Krieg, der schon durch das Cadresgesetz, das ja als eine Rüstung zum Revanchekriege ausgelegt wird, eine genügende Rechtfertigung fände; dann wird wieder eine neue

Aeußerung des Reichskanzlers citirt: er werde doch Kullmann nicht tödten, weil dieser, wenn er aus der Haft entkommen sei, wieder einen Anfall auf ihn machen könne — und da haben wir den Frieden. Wir müssen bekennen, daß die öffentliche Meinung in Europa mehr mit dieser letzten Aeußerung sympathisirt, und daß ein Krieg, der in der entgegengesetzten Weise motivirt wäre, ein Krieg des praevenire, bei derselben in allen Staaten die gleichmäßige Verurtheilung fände; ein Friedensbruch, um einem künftigen Friedensbruch von feindlicher Seite vorzubeugen, würde immer mit der Wucht einer entscheidenden Thatsache ins Gewicht fallen, während die Schuld des Gegners doch immer als eine nur vermuthliche der unsichern Zukunft erscheinen würde. Im Kriege mag eine Offensive zur rechten Zeit als die beste Defensive erscheinen; in der Politik wird sie unter allen Umständen die Gehässigkeit des Angriffs tragen. Auch hält man das Deutsche Reich für stark genug, oder sieht vielmehr gerade eine Bürgschaft seiner Stärke darin, daß es jeden Angriff abzuweisen und dann zurückzuschlagen vermag.

Ohne Frage hat zu der versöhnlichen Stimmung in Berlin die Anwesenheit des russischen Kaisers Alexander wesentlich beigetragen, der in der That als ein europäischer Friedensfürst auftritt, während Rußland vorher als eine beständige Bedrohung jeder freiheitlichen Entwickelung Europas erschien. Nicht als ob in den maßgebenden Kreisen Berlins Unsicherheit über den einzuschlagenden Weg geherrscht hätte, da wo es die letzte Entscheidung gilt; aber daß auch in diesen Kreisen Strömungen und Gegenströmungen hin- und herwogten, muß zweifellos erscheinen. Die Freundschaft des russischen Kaisers gibt aber auch den möglichen Allianzen der Zukunft gegenüber dem Deutschen Reiche einen so sichern Rückhalt, daß in ihrer neuen Bewährung und in dem diplomatischen Ausdruck derselben eine wesentliche Verstärkung der deutschen Defensive liegt, welche vorwärts drängende Tendenzen überflüssig macht.

So sehr daher jetzt von der berliner officiösen Presse gegen den Kriegslärm protestirt wird, der noch in den „Times"-Artikeln nachdröhnt, so müßte man doch ein sehr kurzes Gedächtniß haben, um zu vergessen, daß an der Spree zuerst zur Attake geblasen wurde und daß der Lärm an der Themse nur ein jetzt vielleicht verspätetes Echo ist. Daß aber der Lärm nicht durchweg ein blinder war, das beweist wol die Aeußerung des Deutschen Kaisers zu dem französischen Militärbevollmächtigten: „Man wollte uns entzweien." Und zwar scheint das ablehnende Verhalten Italiens und Oesterreichs gegenüber der preußischen internationalen Kirchenpolitik der eigentlich bedrohliche Punkt in der europäischen Constellation gewesen zu sein, von welchem aus auch auf das französische Cadresgesetz ein doppelt ungünstiges Licht fiel.

In Frankreich läßt es die Presse aller Parteien an den feierlichsten Friedensversicherungen nicht fehlen; die Pferdeeinkäufe für die Armee werden in Abrede gestellt, das Cadresgesetz als eine nothwendige Consequenz der Armeereorganisation, als aus ihren regelmäßigen Bedingungen hervorgegangen und ohne jede ausnahmsweise Bedeutung hingestellt. Zwar bezeichnen einzelne hervorragende Preßorgane, wie die „Presse" und ihr erster Publicist, John Lemoinne, der jüngst unter die Mitglieder der Französischen Akademie aufgenommen worden ist, das Vorgehen der preußischen Diplomatie als eine Art von legalem und gouvernementalem Communismus; doch ist nicht zu verkennen, daß der energische Protest Preußens gegen den Syllabus und die vaticanischen Beschlüsse auch unter den liberalen Blättern in Frankreich zahlreiche Sympathien findet; namentlich sprach sich die „Revue des deux Mondes" neuerdings in diesem Sinne aus. Es gibt im Lande Voltaire's und Rousseau's noch freie Geister genug, welche die Verquickung des französischen Genius mit dem Ultramontanismus als ein Nationalunglück beklagen, und den Ruf, in welchen Frankreich als die Schutzmacht dieser kirchlichen Tendenzen gerathen ist, bedauern. Durch die Zeitungen machte jüngst die etwas unsichere Mittheilung über eine Correspondenz des Kaisers Alexander mit Thiers, in welchem der Kaiser und die russischen Staatsmänner noch immer mit Recht den hervorragendsten politischen Kopf Frankreichs erblicken, die Runde. Der gewaltige Herrscher des Ostens und der Expräsident Frankreichs sollen beide aus ihrer Abneigung gegen die ultramontanen Tendenzen kein Hehl, Thiers aber gerade die deutsche Reichsregierung für die Herrschaft derselben in Frankreich verantwortlich gemacht haben, indem Graf Arnim durch Begünstigung der Präsidentschaft Mac-

Mahon's gerade die ultramontane Aera in Frankreich habe herbeiführen helfen. Sollte der greise Staatsmann diese sein ironische Bemerkung gemacht haben, so hat ihn jedenfalls mehr das Behagen an der Ironie selbst dazu verführt, als die Rücksicht auf die thatsächliche Wahrheit und den nationalen Stolz, der sich doch zu dem Zugeständnisse, daß eine auswärtige Regierung eine so bedeutende Wendung in der innern Politik Frankreichs verursacht, wol schwerlich herbeigelassen hätte. Daß der geistreichste Politiker Frankreichs indeß die Genossenschaft mit den ultramontanen Tendenzen zurückweist, bleibt, auch abgesehen von dieser Aeußerung, eine jedenfalls feststehende Thatsache. Thiers hat zwar auch wie die beiden Napoleone der Römischen Curie gelegentlich weitgehende Zugeständnisse gemacht; aber das waren politische Schachzüge, keineswegs ein blindes Vasallenthum.

Wenn indeß viele Blätter die Revancheartikel auf einige Zeit in das Pult gelegt haben, so sind die Revanchegedanken damit keineswegs beiseitegeschoben, sondern höchstens in die Feuilletons verwiesen, wo der heilige Haß gegen Deutschland gepredigt wird. Doch noch am 12. April brachte die „Patrie" die Frage eines elsässischen Bauern: „Quand donc les Français viendront-ils renvoyer ces porcs à leur bauge?" und eine Blumenlese in solchen Stilproben läßt sich leicht aus allen französischen Blättern zusammenstellen. Noch mehr Bedenken als derartige naive Aeußerungen der Volksstimmung, die mit den Friedensbetheuerungen auffallend contrastiren, muß das mot d'ordre der innern Versöhnung der Parteien Bedenken erregen; es lauert darunter die latente Kriegsstimmung. Die Radicalen lassen sich nicht nur die Errichtung einer conservativen Republik gefallen, sie plaidiren auch für dieselbe mit staatsmännischer Weisheit. Hat doch der Exdictator von Tours den demokratischen Wählern der Petroleumvorstadt Belleville einen Vortrag über die neue Republik und ihre organischen Gesetze gehalten, der von einer erstaunlichen Mäßigung und einer versöhnlichen Realpolitik Zeugniß ablegte, wie sie einem heißblütigen Politiker wie Gambetta sonst fern liegen müßte. Er hat mit der Gewandtheit des Advocaten, mit einer geistreichen Schlagfertigkeit und Virtuosität Institutionen vertheidigt, die er auf das heftigste befehdete, solange ihre Einführung durch die Versammlung noch in Frage stand. Alles, was bei seinen radicalen Wählern Anstoß erregen konnte, stellte er in das mildeste Licht. Der Präsident erschien auf einmal nicht als ein Monarch, dem durch das allgemeine Stimmrecht cäsarische Befugnisse zuertheilt würden; nein, gewählt durch einen Beschluß der vereinigten Kammern habe er nur die bescheidene und ehrenvolle Aufgabe, auf eine gewisse Zeit über die Ausführung der von der Volksvertretung beschlossenen Gesetze zu wachen; ja selbst der Senat, in welchem Gambetta bisher eine Citadelle der Reaction bekämpft hatte, erschien, unter der Lupe dieser versöhnungsvollen innern Politik gesehen, jetzt auf einmal als eine wahrhaft demokratische Institution, indem er als der große Rath der französischen Gemeinden, aus den Wahlen der Gemeinden größtentheils hervorgegangen sei. Dadurch aber werde politisches Leben in die Gemeinden kommen, die man bisher künstlich von demselben abgeschlossen habe, und das Leben werde aus den großen Arterien hinüberpulsiren in die untergeordnetsten Adern; man werde sich nicht mehr auf die Agenten der centralen Behörden verlassen, die Gemeinden würden selbständig berathen, beschließen, wählen. Außerdem sprach Gambetta noch von der Annäherung des ländlichen Arbeiters an den städtischen, des kleinen Grundbesitzers an den Bourgeois; Proletariat und Bourgeoisie müßten sich die Hand reichen im Parlament, in der Presse, in der Literatur, in der Schule, und schließlich plaidirt er für den confessionslosen Staat, das berechtigte Staatsideal der Gegenwart. Wenn in irgendeinem Franzosen der Gedanke an einen Revanchekrieg das heimlich glühende und beseelende Princip ist, so ist dies gewiß bei Gambetta der Fall; aber er sucht als Staatsmann nur durch Stärkung der innern Organisation diesen Krieg vorzubereiten und vermeidet jeden Hinweis auf denselben.

Die Nationalversammlung ist inzwischen am 11. Mai wieder zusammengetreten, nachdem die Permanenzcommission und die Ministerien verschiedene Gesetze, darunter auch ein Preßgesetz, letzteres unter Zuziehung namhafter Journalisten und mit der ausgesprochenen Tendenz einer nur vorübergehenden Dauer vorbereitet haben. Daß sie selbst bereits ihr Testament zu machen bereit ist, beweist der am 14. Mai mit 370 gegen 279 Stimmen angenommene Antrag, nach welchem bis zu der bevorstehenden Vornahme der allgemeinen Neuwahlen alle partiellen Wahlen unterbleiben sollen. Da etwa 15 Sitze leer stehen,

so muß die Nationalversammlung, wenn sie sich nicht in ein Rumpfparlament verwandeln soll, ihr Arbeitspensum auf das äußerste beschränken, um ihr Ende zu beschleunigen. Hierin ist mit der republikanischen Linken die Mehrzahl der andern Parteien einig. Auch Busset hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn die Tagesordnung in der Art festgestellt würde, daß die allgemeinen Wahlen im October oder November stattfinden könnten. Zu diesem Arbeitspensum gehören in erster Linie die Zusatzgesetze zur Verfassung, welche der Justizminister vorlegen wird, nachdem sie durch das ganze Cabinet einstimmig angenommen worden sind. Das von der Regierung für 1876 aufgestellte Budget weist eine Gesammtausgabe von 2569 Mill. Frs. und eine Gesammteinnahme von 2573 Mill. Frs. auf.

Während Frankreich sich consolidirt, seine Verfassung befestigt, sein Heerwesen reformirt und eine leidliche Eintracht unter den Parteien hergestellt, wobei die Majorität der Verfassungsfreundlichen eine gesicherte bleibt, geht in Belgien, aufgeregt durch den diplomatischen Notenwechsel, der Kampf der Parteien lebhafter hin und her, und das Auftreten des deutschen Auswärtigen Amtes findet Sympathien bei den Liberalen der Kammer, während der „Monde" in Paris als Organ des extremen Ultramontanismus selbst dem klerikalen Ministerium nicht den Vorwurf ersparen kann, vor den Feinden der Kirche die Fahne gesenkt zu haben. Die belgische Antwort auf die zweite deutsche Note wurde am 4. Mai der Deputirtenkammer in Brüssel von den Minister des Auswärtigen mitgetheilt. Diese Note enthält die Versicherungen, daß Belgien fest entschlossen sei, alle seine Verpflichtungen als neutraler Staat in freundschaftlichem Sinne und in der Ausdehnung zu erfüllen, welche neutralen Staaten durch das Völkerrecht vorgeschrieben sei; auch wird in der Note der hohe Werth betont, welchen Belgien auf Unterhaltung der besten Beziehungen zu Deutschland gelegt habe und noch lege. Gleichwol ist in der Hauptsache dem berliner Cabinet kein Zugeständniß gemacht; es heißt darin, der deutsche Reichskanzler wolle, da auch die deutsche Gesetzgebung in dieser Hinsicht eine Lücke biete, die deutschen Reichsbehörden zur Vorberathung einer neuen Gesetzesvorlage auffordern, und lade die belgische Regierung ein, diesem Beispiel zu folgen; sobald die belgische Regierung von den in Deutschland und anderwärts zur Herbeiführung dieser Gesetzabänderungen getroffenen Verfügungen unterrichtet sei, werde sie bestrebt sein, dieselben sowol in ihren Beziehungen zu den Sitten und Traditionen Belgiens, wie auch mit Rücksicht auf die durch die Verfassung gewährleisteten Freiheiten zu prüfen. Dies noch dazu verclausulirte Hinausschieben ist doch als eine ziemlich kühle Ablehnung anzusehen; die Blätter ergehen sich in Muthmaßungen, ob der Notenwechsel mit der brüsseler Antwortsdepesche sein Ende erreicht haben werde. Wir glauben dies allerdings, doch keineswegs in dem Sinne, als ob damit der ganze Zwischenfall der Vergessenheit überliefert sei. Es ist damit ein diplomatischer Präcedenzfall für allerlei Eventualitäten gegeben, und das Auswärtige Amt wird bei eintretender Gelegenheit wol auf denselben zurückkommen. Dergleichen Handhaben sind einer gewandten Diplomatie nur willkommen.

Belgien, so vortrefflich es von seinen Fürsten regiert wird, ist ein künstlicher Staat, mit seinen zwei scharf getrennten, feindlichen Nationalitäten und seiner durchweg französirten Bildung. Mögen England und Deutschland ein vorzugsweise Interesse an seinem Bestande haben, so gravitirt doch dieser Staat selbst durchaus nach Frankreich, und die Annexionsgelüste Napoleon's III. hatten jenen magnetischen Zug für sich, der zwar von dem nationalen Unabhängigkeitsgefühl der Belgier verleugnet werden mag, aber doch mächtiger ist als die Gesinnungen der Menschen, weil er in dem Wesen der Dinge ruht. Die klerikalen Wühlereien haben sich in Belgien gegenwärtig eine feste Burg begründet, von welcher aus die Feindseligkeit gegen das Deutsche Reich fanatisch genährt wird. Mit Recht durfte dieses aber gerade ein Entgegenkommen von seiten Belgiens erwarten, da es früher durch Zurückweisung der Napoleonischen Vorschläge für die Unabhängigkeit dieses Staates gewirkt und sich den Dank desselben verdient hat. Wenn man auch daran zweifeln kann, ob Belgien bei dem etwaigen Ausbruch eines neuen französischen Krieges das hauptsächliche Kriegstheater werden würde, indem, wie der geistreiche Publicist der „Schlesischen Zeitung", zugleich einer der tüchtigsten militärischen Fachmänner, neuerdings nachwies, sich das deutsche Hauptheer doch immer bei Metz versammeln, von dort sowol Paris wie die Flanken eines in Belgien vorrückenden französischen Heeres bedrohen würde,

Digitized by Google

so wird Belgien doch jedenfalls von einem deutsch-französischen Kriege der Zukunft in eine Mitleidenschaft gezogen werden, welche seine Neutralität nicht respectiren dürfte, und die Regierung hätte wol Veranlassung, ihre freundlichen Gesinnungen gegen einen mächtigen Nachbar nicht blos durch Worte, sondern auch durch Thaten zu bewähren.

In der „Flandre libérale" hat sich unser deutscher Staatsrechtslehrer Bluntschli in einem längern Artikel über die belgisch-deutsche Frage geäußert; auch er beginnt damit, hervorzuheben, daß wir Deutsche die Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens als eine Bedingung für die Sicherheit der westlichen Grenzen des Reiches betrachten, daß die Existenz Belgiens in Zukunft nur von Frankreich bedroht werden könne, und daß die Sorge, Belgien zu vertheidigen, eher dem Reiche zufallen würde als England. Doch gerade deshalb dürfe Belgien nicht aus Schwäche und geheimer Sympathie unsern Todfeind beschützen, die schwarze Armee des Papstthums und Jesuitenthums. „Wenn wir bestimmt überzeugt sein werden", schließt Bluntschli seinen Artikel, „daß wir nichts dergleichen (keine loyale Freundschaft) von Belgien zu erwarten haben, weil die Bischöfe dort zu mächtig und die ultramontanen Gesinnungen zu verbreitet sind, so könnten wir uns wol fragen, ob wir noch viel Interesse daran haben, ein scheinbar unabhängiges, aber in Wirklichkeit von Rom abhängiges Belgien zu sehen. Werden wir in der That nicht besser berathen sein, selbst auf die Gefahr hin, die französische Grenze der unserigen näher rücken zu sehen, wenn wir uns die Opfer an Geld und Gut ersparten, die wir bereit sind für ein neutrales und befreundetes Belgien zu bringen, und uns so organisirten, als ob das belgische Gebiet zu Frankreich gehörte. Das ist der Ernst, welcher dem Zwischenfall zu Grunde liegt."

In Belgien und Italien findet die deutsche Diplomatie Unterstützung seitens der Liberalen. In den Sitzungen der belgischen Deputirtenkammer am 7. und 8. Mai griffen die liberalen Parteien, wenn sie auch das Benehmen der belgischen Regierung billigten, doch die Abhängigkeit derselben von den Klerikalen an. Die Kammer nahm nach längerer Debatte einstimmig eine motivirte Tagesordnung an, „indem sie die Erklärungen des Ministeriums vollständig billigt und dem von demselben geäußerten Bedauern über die Vorgänge sich anschließt".

Ungefähr zu denselben Tagen fanden in dem Abgeordnetenhause Italiens Debatten über das Garantiegesetz statt, in denen die liberalen Abgeordneten das Ministerium in Betreff desselben interpellirten, und zwar in einem Sinne, welcher den Wünschen der deutschen Diplomatie entgegenkam. Schon am 1. Mai hatte der Deputirte La Porta die Beziehungen zwischen dem Staate und der katholischen Kirche sowie die großen Zugeständnisse, welche das Ministerium dem Klerus mache, zum Gegenstande seiner Interpellation gemacht; er beschwerte sich darüber, daß den Bischöfen das Exequatur ohne die Beobachtung der durch das Gesetz vorgeschriebenen Formalitäten bewilligt worden sei, und daß man das Placet Pfarrern ertheilt habe, welche von Bischöfen, die nicht mit dem Exequatur versehen seien, ihre Ernennung erhalten hätten. Der Justizminister Vigliani hielt eine Lobrede auf das Garantiegesetz, durch welches die Uebersiedelung des Regierungssitzes nach Rom ohne Ruhestörungen und politische Verwickelungen bewirkt worden sei, und rühmte unter großer Unruhe der Linken die Mäßigung des Klerus in seiner Opposition gegen den Staat. Diese ganze Vertheidigung der Kirchenpolitik der Regierung erregte den Unwillen der Linken; La Porta erklärte sich mit derselben nicht einverstanden, behielt sich aber die Einbringung einer Resolution bis nach der Interpellation des Deputirten Mancini vor. Diese Anklage, daß sich das Ministerium in der Kirchenpolitik dem Garantiegesetze widersprechende Handlungen und Concessionen habe zu Schulden kommen lassen, war der Gegenstand der Verhandlungen der Deputirtenkammer am 4. Mai und den folgenden Tagen. Mancini führte Thatsachen an, welche das Verhältniß der Regierung zum Vatican näher beleuchten und die versöhnliche Gesinnung der erstern beweisen sollen. Eine Versöhnung sei aber unmöglich, wenn sich der Staat nicht der Kirche unterordnen wolle. Der Interpellant sprach über die Art und Weise der Ertheilung des Exequatur an die Bischöfe, über das Verhalten der höhern und niedern Geistlichkeit gegenüber den Staatsgesetzen; er verlangte strikte Beobachtung des Garantiegesetzes und forderte die Regierung auf, eine den Bedürfnissen und historischen Tradi-

tionen Italiens besser entsprechende Politik einzuschlagen. Auf eine längere Vertheidigung des Justiz- und Cultusministers Vigliani, welcher vielfach auf Opportunitätsgründe zurückgreifen mußte, um das Verhalten der Regierung zu rechtfertigen und nur am Schluß seiner Rede eine glückliche Wendung fand, indem er meinte, einen Wechsel der Kirchenpolitik werde niemand mit größerm Jubel begrüßen als der Vatican, welchem die Mäßigung der Regierung selbst den Vorwand zu ungerechten Klagen entzogen habe, erwiderte Mancini mit abermaligen Protesten gegen eine Politik der Nachgiebigkeit und der Opportunität und legte seine Resolution in der folgenden Fassung vor: „Nachdem die Kammer die Erklärungen des Ministers vernommen, fordert sie das Ministerium auf, die Würde der Nation und die geltenden Staatsgesetze unverletzt zu wahren, die Rechte des Staates und die Prärogative der Staatsgewalt, welche in dem Gesetze vom 13. Mai 1871 aufrecht erhalten worden sind, zu schützen und schleunigst die zur Regelung des Kirchenvermögens auf Grundlage der Freiheit des niedern Klerus und des Laienstandes in Kirchenangelegenheiten erforderlichen gesetzlichen Maßregeln vorzulegen." Die Gegenrede, welche diese Resolution zu Fall brachte, hielt der Ministerpräsident Minghetti am 7. Mai mit großer Gewandtheit. Die Auslegung, welche die Regierung dem Gesetze gegeben, sei gesetzlich und opportun gewesen; bei der Ertheilung des Exequatur sei sie mit großer Vorsicht zu Werke gegangen; in den vom Justiz- und Cultusminister erlassenen Instructionen, den betreffenden Artikeln des Strafgesetzbuches und verschiedenen Vorschlägen, welche in Bezug auf den öffentlichen Unterricht vom Ministerium gemacht worden seien, zeige sich das Bestreben desselben, der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen; das von der Regierung verheißene Gesetz über Regelung des kirchlichen Eigenthums werde in dem Sinne gehalten werden, daß sowol der Geistlichkeit wie den Laien die Theilnahme an der Verwaltung des kirchlichen Vermögens zukomme. Was die Politik des Ministeriums gegenüber der Kirche betreffe, so müsse er an die seinerzeit vom Ministerpräsidenten Cavour gemachten Versprechungen und an die darauf bezüglichen Kammerdebatten erinnern. Nachdem später die weltliche Macht des Papstes ein Ende genommen, sei eine größere Beruhigung der Geister eingetreten, und Italien liefere den Beweis, daß dem Papst und der Kirche ihre Unabhängigkeit und Freiheit gewahrt blieben. Diese Politik der italienischen Regierung sei von Europa gebilligt worden und könne nicht abgeändert werden, wenn man sich nicht den Gefahren einer entgegengesetzten Politik aussetzen wolle; er hoffe daher mit Bestimmtheit, daß der Beschluß der Deputirtenkammer eine abermalige Bestätigung der liberalen Traditionen Italiens sein werde.

Eine große Reihe von Tagesordnungen, in welcher sich der Scharfsinn der italienischen Deputirten erschöpfte, war der Kammer zur Abstimmung vorgelegt worden; der Ministerpräsident erklärte sich einverstanden mit der Tagesordnung des Deputirten Barazzuoli: „Indem die Kammer von den Erklärungen des Ministeriums bezüglich seiner Kirchenpolitik Act nimmt, hat sie das Vertrauen, daß die Regierung die Gesetze zur Wahrung der Rechte des Staates mit Festigkeit hervorheben und ein dem Art. 18 des Garantiegesetzes entsprechendes Gesetz der Kammer vorlegen werde, und geht zur Tagesordnung über." Minghetti hatte die Genugthuung, daß diese Tagesordnung am 9. Mai mit 219 gegen 149 Stimmen angenommen wurde.

Schon als die Interpellation La Porta's angekündigt wurde, hatten die Tagesblätter, besonders die „Libertà", es für nöthig befunden, der Linken den Rath zu ertheilen, alle Anspielungen auf Deutschland zu vermeiden. Die Gewandtheit der Linken müsse darin bestehen, daß sie dem Hrn. Visconti-Venosta keine Veranlassung gibt, sich in die Discussion zu mischen. Die „Libertà" wollte davon ihr Urtheil über die parlamentarische Erziehung der Linken abhängig machen. In der That hielten sich die Abgeordneten derselben von jeder Abschweifung auf das Gebiet allgemeiner Politik fern. Der Ministerpräsident selbst fand indeß Gelegenheit, noch am 9. Mai zu erklären, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien die besten seien, und daß die deutsche Regierung der italienischen bezüglich der kirchlichen Frage keine Note zugeschickt habe. Das Parlament wußte indeß wohl, daß es Verhandlungen ohne Noten gibt, und wenn die Linke die Wünsche der deutschen Diplomaten unterstützte, so hatten bei den Abstimmungen der Mehrheit dieselben ebenfalls eine „latente" Rolle gespielt.

Diese Vertrauensvota, welche die Ministerien in Brüssel und Rom von den Parla-

menten erhielten, waren zwar keine Niederlagen für die deutsche Politik, da die Einkleidung derselben immerhin Zugeständnisse an die Anforderungen derselben enthielt; aber sie sind doch im ganzen als eine kühle Ablehnung einer internationalen Kirchenpolitik zu betrachten, wie sie die eiserne Consequenz des Reichskanzlers in ganz Europa durchsetzen möchte.

In Preußen, welches hierin dem Deutschen Reiche vorausgeht, wird der Kampf gegen die Kirche inzwischen bis aufs Messer fortgesetzt. Die Defensive, welche noch durch die Maigesetze vertreten war, wird jetzt mit der Offensive vertauscht und immer wuchtiger fallen die Schläge auf eine bereits im Rückzuge begriffene Macht. Das Klostergesetz ist der wuchtigste Schlag; es handelt sich hier nicht mehr um eine kirchliche Reformpolitik, sondern um die Revolution gegenüber der Kirche, und in der That hat der sogenannte Culturkampf in demselben wol seinen Höhepunkt erreicht. Der Grundsatz der Toleranz, jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, ist im Feuer eines unerbittlichen Kampfes aufgegeben worden, und Preußen greift zu den Lieblingswaffen, mit welchen im vorigen Jahrhundert ein aufgeklärter Despotismus und die durchgreifende Energie der Französischen Revolution sich ihrer kirchlichen Feinde erwehrte.

Die Motive zum Klostergesetze geben eine Statistik des Ordenswesens in Preußen, welcher zufolge es 8795 Mitglieder in 914 Stationen gibt; die außerordentliche Zunahme der Ordensgeistlichkeit in Preußen wird dadurch bewiesen, daß sich die Zahl der Stationen von 1853—73 um 561 vermehrt hat. Die Organisation steht unter der Leitung auswärtiger Obern oder bischöflicher Aufsicht. „Sie dienen den immer mehr hervortretenden staatsfeindlichen Tendenzen des Klerus. Die in ihnen heute herrschende Gehorsamstheorie ist die des jesuitischen Gehorsams, wodurch thatsächlich die eigene Willens- und Denkkraft vernichtet wird. Sie werden von allen Familienbanden losgelöst, die hermetische Abschließung von allen Einflüssen der Außenwelt, die übermäßigen und geisttödtenden Uebungen, endlich die vermögensrechtliche Unselbständigkeit gegenüber den Obern, machte sie zu willenlosen Werkzeugen in der Hand ihrer Obern. Eine Aenderung der Verfassung wird durch das Gesetz nicht bedingt, da diese Genossenschaften auf das Grundrecht der Vereinsfreiheit keinen Anspruch machen dürfen." Weiterhin suchen die Motive das radical Durchgreifende der Maßregel zu rechtfertigen, indem sie alle Palliativmittel als unzureichend und unausführbar hinstellen, so eine besondere polizeiliche Controle, die eine zu große Zahl von Beamten erfordern würde, wie aus gleichem Grunde ein Verbot der Aushülfe in der Seelsorge, der Abhaltung von Missionen und der Ausübung privater Unterrichts- und Erziehungsthätigkeit durch die Mitglieder geistlicher Genossenschaften praktisch von keiner erheblichen Wirkung sein würde.

Das Klostergesetz selbst schließt im ersten Paragraphen alle Orden und ordensähnlichen Congregationen der katholischen Kirche von dem Gebiete der preußischen Monarchie aus, untersagt die Errichtung von Niederlassungen, verbietet vom Tage der Verkündigung des Gesetzes ab die Aufnahme neuer Mitglieder, setzt die Auflösungsfrist auf sechs Monate fest, mit Ausnahme derjenigen Niederlassungen, welche sich mit dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend beschäftigen; für diese ist die Frist auf vier Jahre verlängert. Nach dem zweiten Paragraphen bleiben die Orden, die sich der Krankenpflege widmen, von dem Verbote ausgenommen; sie können indeß jederzeit durch königliche Verordnung aufgehoben werden; nach dem dritten Paragraphen sind die fortbestehenden Orden der Aufsicht des Staates unterworfen, und nach dem vierten wird das Vermögen der aufgelösten Niederlassungen nicht confiscirt, sondern nur von den Staatsbehörden in Verwahrung und Verwaltung genommen und aus demselben werden die Mitglieder der aufgelösten Niederlassungen unterhalten.

Die dreitägige Debatte über das Klostergesetz gehörte zu den heißesten, welche in der letzten Session im Abgeordnetenhause stattgefunden hatten. Die Mitglieder des Centrums fanden kaum Worte für ihre Entrüstung und ergingen sich zum Theil in den extremsten Wendungen; Reichensperger erklärte, das Gesetz werde in jedem Katholiken das Gefühl des Unwillens über die Verletzung nicht sowol des natürlichen, als auch des christlichen Rechtes und der ausdrücklichen Bestimmungen der Verfassungsurkunde hervorrufen; gerade diesen letztern Punkt suchte der Redner durch eine Berufung auf die Art. 12, 13, 15, 24 und 30 der Verfassungsurkunde nachzuweisen; Schorlemer-Alst schloß seine Philip-

pika mit den Worten: „Dieser Stoß ins Herz geht tief, er ist blutig und unheilvoll, es wird ein Schmerzensruf darauf antworten, der lauten wird: «Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.»" Graf Praschma, nachdem er die segensreiche Wirksamkeit aller dieser Orden hervorgehoben hatte, gab dem Gefühle des Schmerzes und der Trauer Ausdruck, welches aber noch weit zurückgedrängt werde durch ein anderes, mächtigeres, das Gefühl der Bitterkeit und Beschämung darüber, daß sein eigenes preußisches Vaterland so tief gesunken sei. Diese Aeußerung zog ihm einen Ordnungsruf von seiten des Präsidenten zu. Graf Praschma ließ sich indeß dadurch nicht von ähnlichen Behauptungen zurückschrecken; er gab die Möglichkeit zu, daß das Vaterland in dieser Krisis zu Grunde gehe. Wie tief die ultramontane Partei diesen neuen Schlag empfindet, ging aus den pathetisch-dramatischen Schlußwendungen fast aller dieser Reden deutlich hervor. Am ruhigsten, wenigstens ohne das Aufgebot declamatorischer Wendungen, sprach Windthorst-Meppen, der volle Gemüthsruhe behielt, um einzelnen seiner Gegner Sarkasmen zuzuschleudern. Die Verdienste der Orden und die Verletzung der Verfassungsparagraphen waren die Hauptargumente, die er ins Feuer führte. Zu den letztern rechnete er noch den Art. 9: „Das Eigenthum ist unverletzlich." Die geistlichen Orden seien eine berechtigte Manifestation der katholischen Kirche, sie hätten Corporationsrechte erhalten, die man ihnen ohne Abänderung der Verfassung nicht entziehen könne. An dem Culturkampfe hätten sich die Orden überhaupt nicht mehr betheiligt als jeder der acht Millionen Katholiken; ebenso gut könnte man also alle Katholiken ausweisen. Windthorst suchte die Unschädlichkeit der Orden besonders aus den Freiheiten nachzuweisen, die ihnen die Reichsgesetzgebung gewähre; sie könnten zu jeder Zeit austreten; das Reichs-Civilehegesetz erlaube ihnen, nach den Bemerkungen des Hrn. Völk, zu heirathen, überhaupt seien sie gar nicht von der Welt abgeschlossen, sondern träten den ernstesten Momenten des Lebens nahe. Schließlich hob Windthorst, der trotz seiner eingestreuten sarkastischen Knallerbsen die Aufmerksamkeit des Hauses nicht zu fesseln vermochte, noch hervor, daß die Orden und Congregationen die beste Handhabe zu einer friedlichen Lösung der jetzt so brennenden sozialen Frage seien.

Ueber den Protest und den Schmerzensschrei konnten die Redner des Centrums an diesen drei gewichtschweren Tagen nicht hinauskommen; sie wußten ja, daß auch das Klostergesetz die im Reichstage fertige Majorität für sich haben werde, und daß sie im Grunde ein fait accompli bekämpften. Die Organisation der liberalen Parteien, unter denen als der einzige Wilde der Realphilosoph Hr. von Kirchmann allein bisweilen der Majorität gegenüber seine ketzerischen Gedanken hatte und mit seiner Stimme seitab irrlichtelirte, ließ, da sie bei dem „Culturkampfe" von vornherein engagirt waren, der Möglichkeit keinen Raum, daß auch von dieser Seite einmal das Evangelium einer ältern Toleranz hervorgesucht würde, welche auch den Mönchen und Nonnen erlaubte, auf ihre Façon selig zu werden; dies goldene Zeitalter hat überhaupt stets dem eisernen weichen müssen, auch in der Französischen Revolution, in welcher anfangs das Evangelium der Menschen- und Bürgerrechte auch den Priestern zugute kommen sollte; nachdem sie ihrer Privilegien beraubt waren, entbrannte bald ein „Culturkampf", der mit der Guillotine, den Septembermorden, den Metzeleien in der Vendée den Krieg zwischen dem Priester- und Bürgerthume führte. Auch die Fortschrittspartei zeigte sich wenig geneigt, dem Centrum in dieser Frage Zugeständnisse zu machen. Virchow, einer der Hauptredner der Fortschrittspartei, machte zwar anfangs das Zugeständniß, daß die Gefahr, welche die Orden dem Staate brächten, bisjetzt eine mäßige sei und er also auch noch auf ein gewisses Moratorium ausgehen werde; doch hob er das Zugeständniß im Verlauf seiner Rede wieder gänzlich auf, indem er erklärte, das Klosterwesen, wie es sich jetzt entwickelt hätte, nicht als einen Bestandtheil unserer modernen Culturentwickelung dulden zu können. Auch kritisirte er selbst die Schul- und Krankenpflegeorden mit großer Schärfe. Unsere Bevölkerung müsse geschützt werden vor der infestiösen Natur der Orden. Der Abgeordnete Jung wirkte wieder durch eine anekdotische Anthologie aus dem klösterlichen Leben, deren Proben er geschickt zu einem Pfeilbündel sammelte. Der Vertreter der Altkatholiken, Petri, sprach sich am entschiedensten gegen die Klöster aus; sie seien nichts als die reine Negation aller der Institute, auf denen unsere Cultur beruhe; sie negirten die Familie, die Gemeinde, den Staat und auch das Vaterland. Ja Petri protestirte sogar gegen die Ausnahme,

welche die Regierung mit den Schul- und Krankenpflegeorden mache; besonders das zeitweise Aufrechterhalten der Schulorden erscheine ihm bedenklich. „Die Hälfte aller Orden verfolge Schulzwecke, weil Rom recht gut wisse, welchen Einfluß es gerade dadurch besitze; wer könne uns zumuthen, daß wir unsere Feinde selbst großziehen." Wir wußten nicht, daß der Altkatholicismus so weit geht, auch die Klöster, die unsers Wissens doch gut altkatholisch sind, vernichten zu wollen, wie uns überhaupt ein Katholicismus ohne Papst und Klöster immerhin, wenigstens soweit es die Aufrechthaltung dieses Namens betrifft, von fraglicher Berechtigung erscheint.

Die gewichtigsten Reden zu Gunsten des Klostergesetzes hielt der Cultusminister selbst; diese Aufgabe betrachten wir durchaus als keine leichte; denn der Cultusminister eines großen paritätischen Staates, dem die Oberaufsicht über die Seelsorge vieler Millionen anvertraut ist, übernimmt immerhin eine ernste Verantwortung bei den Eingriffen in dasjenige, was für einen Theil der preußischen Staatsbürger doch als ein noli me tangere ihres Glaubens und Gewissens erscheint. Doch der Cultusminister ist nicht nur von früher her ein guter Jurist, welcher durch seine Auslegung der betreffenden Verfassungsparagraphen die Einwendungen der Gegner mit gleichem Scharfsinn zu widerlegen und den Vorwurf der Verfassungsverletzung zurückzuweisen versteht; er besitzt auch die staatsmännische Offenheit, welche sich nicht hinter unhaltbare diplomatische Clauseln zurückzieht. Er bekannte offen, daß die frühere Anschauung der Staatsregierung von der Bedeutung gewisser Bestimmungen der Verfassung damals, als man schwach genug war, die Interessen der katholischen Kirche zum schweren Schaden des Staatsinteresses durch ein besonderes Organ an höchster Stelle vertreten zu lassen, eine unrichtige und irrige gewesen und daß sie dadurch zu einer gegentheiligen Auffassung und auch zum Gegentheil der Anwendung der betreffenden Verfassungsartikel geführt worden sei. „Die Gründe, welche zu diesem Gesetze drängten", sagte Minister Falk weiterhin, „liegen in der neuesten Entwickelung des kirchenpolitischen Kampfes vor aller Augen. Es ist nicht angängig, die bewegenden und treibenden Kräfte in diesem Kampfe gegen die Interessen des Staates in dem ungeschmälerten Commando über diejenigen Kräfte zu belassen, die sie zur Ausführung ihrer Intentionen benutzten. Die Staatsregierung geht allerdings von der Ueberzeugung aus, daß diese Orden und Congregationen unbedingt zuverlässige Werkzeuge in den Händen der maßgebenden Potenzen in diesem Kampfe sind, geleitet von demselben Geiste, der jene Factoren erfüllt, unbedingt ihnen unterwürfig und in einer Organisation, welche in solcher Weise angewendet den Bestand des Staates gefährdet."

Das waren auch die Anschauungen der Majorität in der Klosterfrage, und so ward das betreffende Gesetz bei der dritten Berathung mit 243 gegen 89 Stimmen angenommen. Nehmen wir hinzu, daß der Gesetzentwurf betreffend die Aufhebung der Art. 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde vom 31. Jan. 1850 am 11. Mai, wie alle diese Gesetze, gegen das Centrum, die Polen und vereinzelte Stimmen der andern Parteien angenommen wurde, ebenso der Gesetzentwurf über die Rechte der altkatholischen Kirchengemeinschaften an dem kirchlichen Vermögen am 8. Mai, so muß man zugeben, daß der Culturkampf in Preußen wieder einige wichtige Stadien zurückgelegt hat. Der Protest der Bischöfe gegen das Klostergesetz, in seiner Form etwas milder als frühere Proteste des Episkopats, und die Flucht des Fürstbischofs von Breslau nach seinem Schloß Johannisberg in Oesterreich sind weitere erwähnenswerthe Ereignisse. Die Flucht selbst könnte bei der Getrenntheit der Diöcese und bei der ausgesprochenen Absicht des Fürstbischofs, die Verwaltung der preußischen Diöcese von Johannisberg aus fortführen zu wollen, leicht zu politischen Verwickelungen Veranlassung geben, bei denen es sich zeigen würde, ob die katholische Liga von Venedig ein bloßes Hirngespinst, oder in Oesterreich eine Wendung der Dinge eingetreten ist, wie sie die Broschüre des Erzherzogs Salvator, der Hirtenbrief des Erzbischofs Rauscher und die demonstrative Protection des Infanten Don Alfonso nach den gratzer Unruhen für einen nicht allzu vertrauensvollen Sinn doch anzukündigen scheinen. Die neuesten Erklärungen Andrássy's haben indeß die nächsten Befürchtungen beseitigt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Virtuoſenthum in der Schauſpielkunſt.

Von

Rudolf Gottſchall.

Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt. Von Eduard Devrient. Fünfter Band: Das Virtuoſenthum. (Leipzig 1874.)

Das „Virtuoſenthum" hat als Signatur der jüngſten Epoche deutſcher darſtellender Kunſt Eduard Devrient, der Hiſtoriker dieſer Kunſt, hingeſtellt; Grund genug, zu prüfen, welche Bewandtniß es mit dieſem Virtuoſenthum und ſeinen hervorragendſten Vertretern hat! Die jüngſte Entwickelung der Schauſpielkunſt wird von dem Geſchichtſchreiber als eine Verirrung bezeichnet: haben wir ein Recht hiergegen zu proteſtiren? Befindet ſich unſer Theater in einer Epoche des Verfalls, und wird dieſer Verfall gerade durch die wenigen großen Namen gekennzeichnet, an welche die Kunſt in den letzten Jahrzehnten gebannt war?

Eduard Devrient hat dem letzten Bande ſeines Werkes keine Erklärung des Titelblattes vorausgeſchickt; er ſagt von vornherein nicht, was er unter Virtuoſenthum verſteht; der Begriff taucht gleichſam erſt aus dem geſchichtlichen Fluß der Erzählung hervor und bereichert ſich durch die Darſtellung der einzelnen Vertreter mit neuen charakteriſtiſchen Momenten. Da übrigens alle berühmten Darſteller der Neuzeit von Seydelmann abwärts in dieſer Kategorie untergebracht werden, ſo liegt doch das Misverſtändniß nahe, daß die hervorragende Begabung und das Virtuoſenthum nothwendig zuſammenfallen müßten. Und dies erſcheint um ſo annehmbarer, als im Gegenſatz gegen das Virtuoſenthum ſtets das Enſemble gerühmt wird und ein treffliches Enſemble ſehr wohl ohne das dramatiſche Genie Einzelner beſtehen kann, ja wol durch das Genie gefährdet wird.

Eduard Devrient iſt ein Fanatiker des Enſemble, und wir zögern nicht, dies für eine Einſeitigkeit des Kunſthiſtorikers zu erklären. Gewiß gehört das harmoniſche Zuſammenwirken der einzelnen Kräfte zu einem geſchloſſenen Ganzen zu den äſthetiſchen Grundbegriffen. Ein Kunſtwerk, auch das lebendige Kunſtwerk, das die Bühne uns vorführt, macht nur als Totalität einen befriedigenden Eindruck; doch gerade der höchſte äſthetiſche Maßſtab verlangt, daß dann auch alle mitwirkenden Kräfte das Höchſte leiſten; denn die Schauſpielkunſt verlangt das Genie von ihren Jüngern, und wenn wir uns mit den geringern Begabungen abfinden laſſen, ſo ſind dies ſchon Zugeſtändniſſe an die Möglichkeiten der Praxis, welche im Grunde aus der rein äſthetiſchen Sphäre herausfallen. Dingelſtedt hatte bei ſeinen münchener Muſtervorſtellungen den richtigen Inſtinct für das höhere Enſemble; wenn alle Rollen mit den hervorragendſten künſtleriſchen Kräften beſetzt ſind, ſo wird ein Enſemble gewonnen, welches als ſolches ſeinem äſthetiſchen Begriffe ent-

ſpricht. Das Enſemble à tout prix hat aber nur einen relativen Werth. Wol mag man ihm gegenüber mit dem Goethe'ſchen Fauſt ſagen:

Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt;

aber man wird nicht mit ihm hinzuſetzen können:

Wie Himmelskräfte auf- und niederſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!

Dieſe „Himmelskräfte" ſind eben die Kräfte des ſchöpferiſchen Genius, und wo dieſer in den darſtellenden Kräften fehlt, da werden wir, mag auch alles ſich zum Ganzen weben, doch von den Fauſtiſchen Verzückungen weit genug entfernt bleiben.

Nehmen wir einen Kreis mittlerer Kräfte an, wie er ſich z. B. oft bei einzelnen mittlern, ſelbſt kleinern Hoftheatern verſammelt findet, etwa wie in Karlsruhe, Weimar oder Meiningen. Eine Vorſtellung derſelben, die uns ein abgerundetes Enſemble zeigt, wird vor einer andern, wo das Enſemble fehlt, unleugbare künſtleriſche Vorzüge voraushaben. Da wird eine kunſtverſtändige Leitung es dahin zu bringen wiſſen, daß alles Einzelne auf den Grundton des Ganzen geſtimmt iſt, daß nicht dieſe oder jene Kraft ſich zur Unzeit hervordrängt oder in ihrer ungebändigten Eigenart den Einklang ſtört; da wird der umhertappenden Willkür der Darſteller nichts überlaſſen bleiben, ſelbſt der Platz, wo ſie in jeder Situation zu ſtehen haben, aufs genaueſte beſtimmt werden; da wird ſorgfältige Einübung alle Ecken des Vortrages, alles Rauhe, Spröde und Widerſtrebende abſchleifen und auch die untergeordneten Kräfte dem Niveau der beſſern ſo weit annähern, daß ihr Zurückſtehen nicht empfunden wird; da wird der Geiſt der Dichtung, wie er lebendig iſt in der Auffaſſung des Leiters, ſich allen Mitwirkenden ſo mittheilen, daß ſie ſich als gemeinſame und gleichberechtigte Träger eines auch in ſeinem innern Weſen gleich erfaßten Kunſtwerkes fühlen. Der Ehrgeiz der Einzelnen ſitzt nicht auf einem Iſolirſcheuel; er geht auf in dem Ehrgeize der geſammten Kunſtgenoſſenſchaft.

Gewiß, die Herſtellung eines ſolchen Enſemble iſt ein erſtrebenswerthes Ziel für jede Bühnenleitung; mit den vorhandenen Kräften das Beſte zu leiſten, iſt für alles Wirken das erſte Geſetz, welchem der Feldherr und der Staatsmann gehorcht wie der Theaterregiſſeur oder Director. Doch tritt uns hier gleich ein wichtiger Unterſchied entgegen: auf dem Gebiete der Kunſt iſt das eigentlich Schöpferiſche, das großartig Bewegende das individuelle Genie; die wahrhaft großen Aufgaben der Kunſt können nur durch dies gelöſt werden; es gibt in jedem größern Drama entſcheidende Hauptrollen, von deren Durchführung das Geſchick des Stückes abhängig iſt; daneben freilich auch eine große Zahl kleinerer Aufgaben, deren regelrechte Löſung ſich durch Fleiß und Studium ermöglichen läßt. Wenn jene hervorragenden Rollen mit gleichem Fleiß, gleicher Hingebung an das Enſemble, aber auch mit dem gleichen Maße eines beſchränkten Talents geſpielt werden wie die kleinern, ſo erhalten wir zwar ein wohlgeſchultes Zuſammenſpiel, aber daſſelbe wird über ein gewiſſes Niveau der Mittelmäßigkeit nicht hinausgehen. In der Kunſt iſt aber die Mittelmäßigkeit ein Uebel; in der darſtellenden Kunſt iſt ſie vielleicht ein nothwendiges Uebel, da dieſelbe mit Maſſen operirt; in jeder Kunſt, die ausſchließlich auf den Einzelnen angewieſen iſt, gilt nach wie vor der Ausſpruch des Horaz:

mediocribus esse poëtis
Non homines, non di, non concessere columnae.

Die unbedingte Verherrlichung des Enſemble kann daher leicht als eine Apotheoſe der Mittelmäßigkeit erſcheinen. Nun ſoll ſich zwar auch der genialbegabte Künſtler dem Enſemble einfügen; doch er wird unvermeidlich daſſelbe überragen. Soll nun das En-

semble sich in ein Prokrustesbett verwandeln, für welches derjenige, der um einen Kopf zu groß ist, um einen Kopf kürzer gemacht wird? Soll das Genie, damit der Einklang mit der Mittelmäßigkeit bewahrt bleibe, zu dieser herabgedrückt werden? Offenbar lügt ein wohlgefügtes Ensemble eine höhere Vortrefflichkeit, als es besitzt; es täuscht über den Werth der einzelnen Kräfte durch die Harmonie der Gesammtwirkung. Tritt ein wirklich bedeutender Künstler in diesen Kreis, so hört auf einmal die Täuschung auf; die Harmonie wird gestört, der Rahmen gesprengt; es eröffnen sich Perspectiven, welche der bisherigen Schätzung der Kunstleistungen verhängnißvoll werden; ist da nun der Nothschrei berechtigt, das wie ein Unstern hereinbrechende Virtuosenthum habe die künstlerische Harmonie auseinandergesprengt? Oder beruht diese Harmonie nicht vielmehr darauf, daß mittlere Kräfte künstlich zusammengestimmt werden, während höhere Begabungen sie mit ihrem ganzen Ensemble in den Schatten stellen? Ein wahrhaft künstlerisches Ensemble ist nur ein Ensemble darstellender Genies, welches den Bruch durch eine höhere Qualität künstlerischer Leistung nicht mehr zuläßt.

Eduard Devrient läßt uns im Unklaren, ob er das Genie dem Ensemble unter allen Umständen opfern will; doch die scharfe Kritik, die er allen hervorragenden Darstellern der letzten Jahrzehnte zutheil werden läßt, gibt uns einen ziemlich unzweideutigen Wink darüber; ja er ruft Karl Gutzkow mit aller Energie zur Ordnung, weil dieser die Aeußerung gethan hatte: „Die traurige Redensart von Ensemble sollte man im Munde der Stümper lassen. Um eines lahmen Miethgauls willen soll ein muthiger Renner seine Kraft zügeln? Soll ein Genius ebenso schleppen, ebenso nüchtern im Tretrade seine monotone Schuldigkeit thun? Nicht der Verfall der Schauspielkunst, sondern die Regeneration derselben beginnt mit Seydelmann." Eduard Devrient fügt diesem Citat die Bemerkung hinzu: „Was konnte der Vertreter solcher Behauptungen für die Schauspielkunst sein!" Ja wir erfahren aus diesem Werke, welches mehrfach in das autobiographische Gebiet hinüberschweift, daß Eduard Devrient infolge des Kampfes mit dem Virtuosenthum, welches sein Bruder Emil vertrat, sich von dem dresdener Hoftheater zurückzog und die Direction der karlsruher Bühne übernahm. Hier war die artistische Leitung durch ein Statut, welches den Umfang der Befugnisse derselben feststellte, von zweifelhafter Competenz befreit worden; hier fand der Kunstgeist wieder eine Zuflucht und vermochte wenigstens still „den goldenen Faden fortzuspinnen, der durch das Gewebe der Zeiten hindurch von seinem Fortbestehen Zeugniß gibt". Die auf mancherlei falsche Bahnen gerathenen karlsruher Schauspieler wurden sogleich wieder andere Wesen, sobald würdige Aufgaben, gemeinsame Anstrengungen für edle Ziele ihnen zugemuthet wurden. Ein reinigender Luftstrom war es, den der frische fröhliche Arbeitstrieb in der, durch neue Kräfte ergänzten Kunstgenossenschaft erzeugte und sie in Achtung und Vertrauen um ihren Führer sammelte, der nur als der Erste unter seinesgleichen des Amtes des Komödiantenmeisters der alten Zeit warten wollte. So konnte man mit froher Hoffnung das Kunstleben der alten Schulen wieder aufleben sehen, wennschon an einer Bühne, die entlegen und nicht ersten Ranges war.

Dieser Dithyrambus Devrient's gilt dem durch keinen hervorragenden Genius gestörten Ensemble des karlsruher Hoftheaters, das unter seiner tüchtigen Leitung den „goldenen Faden des alten Kunstlebens" fortspann.

Was wir hier wie überall in dem Devrient'schen Werke vermissen, ist die Anerkennung des Genius der Darstellung als des wichtigsten Factors der Schauspielkunst, wie überhaupt das Genie die schaffende Seele jeder Kunst ist. Sonst müßte man leicht dazu kommen, die Epoche der Meistersänger über diejenige Schiller's und Goethe's zu stellen. Die „Tabulaturen", auch die theatralischen, können zu keiner Zeit die ursprüngliche Begabung ersetzen. Eine ungeregelte, wüste Inspiration wird keine Kunstwerke schaffen; aber

Dressur ohne Inspiration ebenso wenig; die Inspiration läßt sich regeln, die Dressur hat ihre unübersteigliche Schranke. Der höchste Wurf in jeder Kunst gelingt immer nur dem Genius; das unmittelbar Zündende als störend zu empfinden und abzuschwächen zu Gunsten einer gleichmäßigen artistischen Temperatur, heißt die Prosa an die Stelle der Poesie setzen. Die Meister des Ensemble, Heinrich Laube wie Eduard Devrient, haben die äußere Schulung überschätzt und den Schwung echter Begeisterung, ohne den es keine Kunst gibt, keine Dichtkunst wie keine Schauspielkunst, ebenso wie die originelle Selbstbestimmung der Schauspieler, zum Theil abgestumpft. Das Urtheil, welches Devrient über unsere dramatischen Dichter fällt, beweist diesen prosaischen Standpunkt zur Genüge; es fehlt nicht viel, daß ihm die Prinzessin Amalie von Sachsen und Frau Birch-Pfeiffer neben Schiller und Goethe stehen.

Hätte Eduard Devrient die energische Verherrlichung des schöpferischen Genies so in den Vordergrund gestellt, wie er die „alten Kunstschulen", d. h. das Bestreben der Ensembledarstellung, dorthin rückt, man würde seiner Schilderung des Virtuosenthums größeres Verständniß entgegengebracht haben; denn dasselbe würde dann nur die Auswüchse bedeuten, zu denen geniale Künstler sich fortreißen ließen aus Eitelkeit oder um der Mode zu folgen; er hätte dann das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet und sein Protest gegen die Sünden des Gastspielvirtuosenthums würde als ein Protest berechtigter Kunstanschauung gegen ein in mancher Hinsicht verwerfliches Treiben erscheinen.

Von diesen Sünden entwirft uns Eduard Devrient ein erschöpfendes Register und ein treffendes Bild: „Es galt jetzt sich auszuzeichnen, und wer das wollte, der mußte entweder das Correcte, Wahre und Schöne seines Spieles bis zur Vollendung zu treiben suchen, oder zur gefälligen und frappanten Miene, zur Uebertreibung, Ueberraschung, Seltsamkeit in Mischung aller erprobten Effecte sich wenden. Dieser Weg war der bequemere, also wurde er eingeschlagen und nach bestimmtem System verfolgt, das aus den bisherigen Virtuosenerfahrungen sich erbaut hatte und sich in einzelnen ausgesprochenen Maximen kennzeichnet; z. B. der große Künstler darf nie auftreten, ohne des gefälligsten Eindruckes gewiß zu sein." „Er darf also niemals eine undankbare Rolle spielen, nie eine untergeordnete, sondern nur solche, in denen der Dichter bereits dem Spieler alle Trümpfe in die Hand gibt, in denen auch der mittelmäßige Schauspieler Beifall findet; diesem ist dann — der Nachdruck der ausgezeichneten Virtuosität hinzuzufügen zu unfehlbarem Triumphe." „Ferner darf der große Künstler nie ohne Beifall von der Bühne abtreten, dazu müssen also die Abgangsreden zugestutzt, wo es nöthig die Gedichte, selbst classische Meisterwerke zerrissen werden, um taugliche Reden an den Schluß der Scene zu bringen. Der große Künstler wächst durch geringe Umgebungen, darum ist es zweckmäßig, seine Gastrollen an untergeordneten Bühnen zu spielen, auch durch Einrichtung der Stücke die Rollen der Mitspielenden unbedeutender zu machen. Von ihnen sich abzusondern, weicht er schon im Anzuge vom allgemeinen Costüm ab, spricht entweder leiser als alle andern, gewöhnlich aber viel lauter, sie in Schatten zu stellen und die Aufmerksamkeit auf sich allein zu concentriren, kommen alle die Mittel an die Reihe, die seit Iffland so unendlich überboten sind."

„Den großen Künstler kennzeichnet die Prätenston, darum sucht er ein Aufsehen erregendes Auftreten und läßt, bevor er seinem Mitspieler antwortet, entweder eine kleine Pause der Spannung oder er schneidet ihm durch rasches Einfallen das letzte Wort ab. In Auffassung und Ausführung der Rolle sucht er zu überraschen; lange Pausen, gleichgültige Haltung, selbst eine Weile langweiligen Vortrages müssen den Glanz der plötzlich hervortretenden Effecte (grellen Aufschrei u. s. w.) vorbereitend steigern" u. s. s.

Ohne Frage haben unsere bedeutendsten Talente dieses oder jenes Kunstmittel des Virtuosenthums, wie sie hier von Devrient geschildert werden, mit Vorliebe angewendet;

kaum eins derſelben iſt an ſich von Effecthaſcherei und von dem Vordrängen der eigenen Perſönlichkeit freizuſprechen; ſie alle ſind von der Modekrankheit des Virtuoſenthums mehr oder weniger angekränkelt worden. Dennoch aber hat ſich nicht die Summe dieſer ſchlechten Qualitäten auf Einen Scheitel gehäuft; dennoch iſt nur bei wenigen das Genie dadurch zu Grunde gerichtet oder ſo abgeſchwächt worden, daß die regelrecht geſchulte, von Auswüchſen freie Mittelmäßigkeit den Vorzug vor ihm verdient hätte. Eduard Devrient meint, der Schauſpielkunſt ſei, da die größten Talente zum entſchiedenen Nachtheil der Kunſtentwickelung gewirkt hätten, die unnatürliche Aufgabe geſtellt worden: ihre Fortbildung mit Beiſeitelaſſung ihrer ausgezeichnetſten Talente zu verſuchen. Damit würde ſich aber die deutſche Schauſpielkunſt ein entſchiedenes Armuthszeugniß ausſtellen; Kunſt ohne Genie iſt eben nicht viel mehr als ein fleißig und ſolid betriebenes Handwerk, und eine ohne ihre hervorragendſten Talente ſich entwickelnde Schauſpielkunſt würde die deutſche Bühne in eine große Theaterſchule verwandeln. Man mag die Misgriffe, die modiſchen Verirrungen der großen Talente bedauern, darf aber deshalb ihre Bedeutung für die Kunſt nicht unterſchätzen. Und ſelbſt wenn das Beiſpiel derſelben verhängnißvoll werden ſollte für jüngere Kräfte, die ohne gleiche Begabung in die gleichen Bahnen getrieben würden, ſo würde ihnen gegenüber immer noch der alte Spruch nicht ſeine Geltung einbüßen: „Quod licet Jovi, non licet bovi.“

Nach der Schilderung der Kunſtgriffe und Schattenſeiten des Virtuoſenthums läßt ſich Eduard Devrient zu einer Philippika gegen daſſelbe hinreißen, die in ihrer rhetoriſchen Energie doch weit über das Ziel hinausſchießt: „Wie auch zu dieſer Zeit der Trieb ſich auszuzeichnen auf allen Gebieten leidenſchaftlicher, perſönlicher, ſelbſtſüchtiger und voller geworden war, bei den Bühnenmatadoren war er zu einer dämoniſchen Beſeſſenheit angewachſen, und dieſer Theaterteufel machte von Natur gutgeartete Gemüther dem Reinmenſchlichen abwendig; verblendet ſie gegen den Werth von Pflicht, Achtung, Vertrauen, Liebe, Freundſchaft, Bande des Blutes, Heimat, Familienleben, Vaterland; reißt ſie mit Spielergier raſtlos fort, zur Befriedigung unerſättlicher Selbſtſucht, läßt ſie die Welt nur nach der Zahl ihrer Schaubühnen ſchätzen, in der Menſchheit nur ein klatſchendes und zahlendes Publikum kennen.“

Es iſt wahr, die keuſche Liebe zur Kunſt mag in frühern Zeiten reiner geweſen, der Ehrgeiz, der zu allen Zeiten mit jeder Kunſtübung verknüpft war, mag mit einer weniger trüben und flackernden Flamme gebrannt haben; es ſind durch die Zeitſtrömung, und nicht einmal durch die Schuld der Künſtler allein, zuweilen unreine, kniſternde Elemente in dieſe Flamme geworfen worden; gleichwol ſind die Anſchuldigungen Devrient's übertrieben zu nennen. Kann er in Wahrheit ſeinen Bruder Emil der Pflichtverletzung beſchuldigen? Kann er andere Schauſpieler deshalb, weil ſie eben in Amerika einen Gaſtrollencyklus gaben, anklagen, daß ſie ſich gegen Heimat und Vaterland verſündigt haben? Der deutſche Schauſpieler iſt trotz aller Extratouren an ſeinen heimatlichen Boden gewieſen, weil die deutſche Sprache keineswegs eine Weltſprache iſt; er mag in Amerika gaſtiren, er mag in Petersburg engagirt ſein, er mag in London auftreten, wie dies nur zweimal im Laufe der letzten Jahrzehnte bei dem Unternehmen Emil Devrient's geſchah: es werden dies meiſtens nur Epiſoden ſeiner künſtleriſchen Laufbahn ſein. Wo er aber auch auftrete, er wird immer ein Pionnier des deutſchen Geiſtes ſein, und zwar ſeiner herrlichſten Offenbarungen, wenn er die Werke unſerer Dichter fremden Nationen oder den in fremden Ländern und Welttheilen zerſtreuten Vaterlandsgenoſſen vorführt; wie ſollte er in der Ausübung ſeines Berufes ſein Vaterland verleugnen?

Daß der Erfolg, der Kaſſenerfolg zum Kunſtgeſetze der hervorragendſten Talente geworden, daß man jetzt mit dem prahlt, was man *gemacht* hat und mit dem Börſenausdruck den Werth der Kunſtleiſtung bezeichnet, daß die Journale die Summe aufzählen,

die man in dieser oder jener Stadt eingenommen, daß der höchste Triumph der Kunst in dem Saldo liegt, den man sich in der Bilanz mit der Einnahme eines rivalisirenden Matadors gutgemacht hatte: das mag immerhin als zur Signatur einer industriellen Zeit gehörig aufrichtig bedauert werden, und es ist wahr, daß die Eckhof und Schröder ihre Einnahmen nicht an die große Glocke hingen, wozu sie allerdings auch wenig Grund hatten. Unsere Virtuosen glauben damit einem Publikum zu imponiren, welches bei seiner materiellen Gesinnung auf diese finanziellen Thatsachen großen Werth legt, um so mehr, als der französische Grundsatz: „Rien ne réussit que les succès", in der deutschen Theaterwelt gegenwärtig zur vollsten Geltung gekommen ist. Wäre das Publikum anders gesinnt, so würden die Künstler es für überflüssig halten, ihm ihre Einnahmen vorzurechnen. Ist es doch leider, seitdem die dramatischen Dichter durch den Rechtsschutz des geistigen Urhebergesetzes und die Bestrebungen der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren ebenfalls es zu gesteigerten Einnahmen gebracht haben, auch in ihren Kreisen Mode geworden, die Höhe der Tantièmen zum Maßstabe für den Erfolg und damit thörichterweise für den Werth eines dramatischen Werkes zu machen. Durch solche Thatsachen ließ sich zu allen Zeiten nur das große Publikum blenden, welches allerdings für die Gegenwart vielfach den Ausschlag gibt; die ästhetisch gebildeten Kreise wissen sehr wohl, daß zwischen dem äußern Erfolge und dem innern Werth eines Werkes zu allen Zeiten eine große Kluft gähnte, ja daß der erstere oft zunimmt im quadratischen Verhältniß der Entfernungen vom Centrum der Kunst. Ein Sprühregen von Erfolgen hat noch nie einem Werke zum dauernden Wachsthum seines Ruhmes verholfen; „leicht gewonnen, leicht zerronnen" gilt auch auf diesem Gebiete; das Publikum hat den meisten großen dramatischen Werken gegenüber dem Kinde geglichen, das der Mutter Brust anfangs nur mit Widerstreben annimmt; dann aber hat sich das Theaterpublikum zur Nation erweitert! Manche Stücke kommen nie über das Theaterpublikum hinaus; das ist der Unterschied.

Die darstellende Kunst unterscheidet sich von der dichtenden dadurch, daß ihre Erfolge nur dem Augenblick angehören; daher der glühende Wetteifer der Künstler, dem Augenblicke die glänzendsten abzugewinnen. Viel von demjenigen, was Devrient als die großen Schäden des Virtuosenthums aufzählt, mag hiermit, wenn auch nicht entschuldigt, doch erklärt werden. Die Geldgier, wo sie mit schamloser Nacktheit auftritt, ist gewiß ein Motiv, welches dem Kunststreben am fernsten stehen sollte; aber die Virtuosen, welche die Geheimnisse ihrer Kasse ausplaudern, brauchen deshalb nicht gerade geldgierig zu sein; es ist nur der Ehrgeiz, einen glänzenden Erfolg auch mit diesem, jetzt bei dem Publikum so beliebten Maße messen zu wollen und sich so neue Erfolge zu sichern. Denn dies gutmüthige Publikum wird sehr geneigt sein, dorthin sein Geld zu tragen, wohin es so viele vor ihm getragen haben. Man mißt auch den Enthusiasmus jetzt nach statistischen Ziffern, nach der Menge der Köpfe und der Thaler; er hat längst aufgehört, eine imponderable Größe zu sein. Er hat aber zu allen Zeiten etwas Ansteckendes gehabt, und wenn man genau erwägt, wofür sich im Laufe der Jahrhunderte die Menschen enthusiasmirt haben, so wird man sich fragen, ob man ihn nicht in der That zu den geistigen Epidemien rechnen darf.

Ein wichtiger Hebel zur Förderung künstlerischen Ruhmes ist jederzeit die Presse gewesen: je flüchtiger die Kunst des Darstellers, desto eifriger sein Bestreben, ihre Wirkungen zu fixiren, ihnen eine über dem Augenblick hinausgehende Dauer zu geben. Die außerordentliche Vervielfältigung der Journalistik in letzter Zeit, die jährlich wachsende Zahl von Zeitungen und Zeitschriften, Tages-, Local- und Theaterblättern hat die Presse immer mehr zu einem wichtigen Factor des Erfolges gemacht, freilich auch die Beherrschung einer überwuchernden Journalistik zu einer schwierigen Aufgabe für den ehrgeizigen Dar-

ſteller. Eduard Devrient ſagt von Seydelmann: „Daß ſeine leiſe gewinnende und geduldige Geſchicklichkeit, mit welcher er ausgezeichnete Federn für ſich in Bewegung zu ſetzen verſtand, ihm genützt hat, iſt zweifellos; aber die Preſſe allein macht niemand berühmt, und für Seydelmann war ſie nur eins der vielen Mittel, die er in der zertrümmerten Kunſtwelt vorfand, um ſich einen Tempel daraus zu bauen. Er hat kein Steinchen, nicht das kleinſte, verworfen, das ihm dazu dienen konnte; wie ſollte er den mächtigen Stein des Journalismus, der ihm wie allen Strebenden im Wege lag, nicht ſorgfältig in Betracht ziehen?“

„Die Preſſe allein macht niemand berühmt!“ Wir beſtreiten das Axiom; eher könnte man ſagen, es iſt noch niemand ohne die Preſſe berühmt geworden. Doch es gibt der Beiſpiele genug, daß ſelbſt Mittelmäßigkeiten durch ſie zu einem, wenn auch nur vorübergehenden Ruhm aufgedonnert worden ſind! Das einträchtige Zuſammenwirken mehrerer tonangebender Preßorgane genügt, um einen ſolchen Ruhm zu fixiren; denn der Ruhm wurzelt nur in der „guten Meinung“, die ſich ſogar künſtlich erzeugen läßt. Zwar vermag die Preſſe nur ein fait accompli zu ſchaffen, dem die Urtheilsloſen blindlings folgen, gegen das ein Theil der Urtheilsfähigen proteſtiren mag; immerhin muß auch dieſer ſich mit demſelben abfinden. Eine ausgezeichnete Feder kann durch eine glänzende Charakteriſtik einen Darſteller in ein ſo bedeutſames Licht rücken, daß die Sympathie, die Bedingung weiter reichenden Ruhmes, ihm von Hauſe aus geſichert iſt. Allen gefeierten Künſtlern der letzten Jahrzehnte iſt die hohe Schätzung der Preſſe und des journaliſtiſchen Einfluſſes gemeinſam geweſen und alle haben ſich große Mühe gegeben, die Kritik für ſich zu gewinnen.

Gegen dieſe Kritik ſelbſt erheben ſich nun aber die verſchiedenſten Anklagen. Eduard Devrient ſagt: „Allerdings wurde die Theaterkritik in den geachteten Zeitungen hier und da von urtheilsfähigen Männern, oft mit Syſtem ausgeübt; ſelten im richtigen Sinn, mit der Belehrung Front machend gegen das Publikum; ſeltener aber noch wurden die unparteiiſchen Standpunkte auf die Dauer behauptet und ſo dann der Einfluß auf den Künſtlerſtand verloren. Man ſah die ehrenwertheſten Charaktere nicht Stich halten gegen die Verführung der journaliſtiſchen Stellung zu einem eiteln und hochmüthigen Abſolutismus, der bei anfänglicher unbeſtechlicher Zurückgezogenheit bald Huldigungen und Ovationen annahm, dann ſie forderte und damit endigte: in jeder einigermaßen anſtändigen Form beſtechlich zu werden. Die Summe von Erfahrungen zeigt, daß gegen die Verſuchung der journaliſtiſchen Herrlichkeit kein Charakter ſicher iſt. Auch darum ſollte die Theaterkritik nicht das tägliche Brot der Zeitungsleſer ſein, nur periodiſch, bei Vorgängen, welche der höhern Urtheilskraft würdig ſind, eintreten, oder die Theaterkritiker ſollten, nach Holtei's Ausſpruch, abgeſondert wie die Scharfrichter leben.“

Wenn Eduard Devrient die Theaterkritik auch der Beſten der Beſtechlichkeit in anſtändiger Form beſchuldigt, ſo tritt Profeſſor Wuttke in dem Nachtgemälde, das er von den Zuſtänden der deutſchen Preſſe entrollt, geradezu mit der Anklage unanſtändiger Beſtechlichkeit der Theaterkritik hervor; wir ſehen den goldenen Regen der Danaë in ihren Schos fallen, die Geldrollen aus den Händen der Schauſpieler in diejenigen der Kritiker wandern ... und die „Revue des deux Mondes“, welche das Wuttke'ſche Werk einer eingehenden Beſprechung würdigt, berichtet ihren Landsleuten triumphirend, daß es jenſeit des Rheines nicht beſſer ſtehe als dieſſeit, daß die deutſche Unbeſcholtenheit eine Fabel und daß ein deutſcher Theaterrecenſent ſo beſtechlich ſei wie nur irgendeiner, der ſein kritiſches Heerlager auf den pariſer Boulevards aufgeſchlagen habe. „Auf dieſem Gebiete war in den letzten Decennien nichts beſſer, vieles weſentlich ſchlimmer geworden“, ſagt auch Eduard Devrient.

Auch hierin ſind wir anderer Anſicht. Es iſt wahr, durch die ausnehmende Zahl neu erſchienener Blätter iſt auf dem Gebiete der Theaterkritik allerdings eine Ueberflutung

eingetreten, welche die Sonderung ihrer Grenzen schwer macht. Die früher unbekannten Theateragenturblätter, die jetzt in üppigstem Flor stehen, müssen wir von Anfang an ausnehmen; sie haben den ausgesprochenen Zweck, den Interessen der Agentur und der durch sie engagirten Mitglieder zu dienen, und niemand wird von ihnen eine unparteiische Kritik erwarten. Was aber die größern Zeitungen und Zeitschriften betrifft, so sind die Beschuldigungen beider Ankläger von Haus aus zurückzuweisen, und es ist nur zu bedauern, daß sie zum Theil in Frankreich ein lebhaftes Echo gefunden haben. Die Zeiten sind vorüber, in denen mit Dukaten gepflasterte Champagnerkörbe als Morgengabe an Recensenten geschickt wurden, um eine günstige Stimmung für einen namhaften Darsteller hervorzurufen, und mag das Geld noch so sehr im Kasten klingen, keine Seele springt deshalb aus dem kritischen Fegfeuer. Daß die Kritik in der Mehrzahl der angesehenen deutschen und auch österreichischen Blätter eine unabhängige ist: das empfinden oft die reisenden Gastspielvirtuosen mit lebhaftem Ungenügen; denn es fehlen ihnen alle Handhaben, die Kritik zu lenken und zu bestimmen. Wenn sie auch im Stande wären, einen Tantam in den Blättern zweiten und dritten Ranges hervorzurufen, so verhallt dieser Chorus machtlos gegenüber den entscheidenden Stimmen der in ganz Deutschland maßgebenden Zeitungen und Journale. Dies war früher anders in der Saphir'schen Epoche, wo den verbreiteten Zeitungen das Feuilleton, den Journalen aber die große Verbreitung fehlte, und wo der goldene Verkehr zwischen der Kritik und dem Darsteller durchaus nicht zu den Mythen gehörte. Hierin ist es besser geworden, nicht schlimmer! Wenn aber Eduard Devrient von einer Bestechlichkeit der anständigen Kritik durch Huldigungen u. s. f. spricht, so berührt er damit das Gebiet des allgemein Menschlichen, und es hieße zu weit gehen mit der Behauptung, daß die einzelnen Kritiker von menschlichen Schwächen gänzlich frei seien; doch davon bis zu einer Bestechung durch Geld und Geschenke ist noch ein weiter Schritt, und in den meisten Fällen würde es sogar schwer fallen, einen ursächlichen Zusammenhang nachzuweisen. Gegen Sympathien ist kein Kritiker gefestigt; sie sind oft mächtiger als Principien. Wohl aber gibt es Recensenten, welche ihre Unabhängigkeit von entgegenkommender Liebenswürdigkeit durch Verschärfung ihrer Urtheile bewähren. Gegen den Pessimismus, mit welchem die Theaterkritik der Gegenwart der Bestechlichkeit geziehen wird, muß entschieden protestirt werden; ihre Schwächen liegen nach einer ganz andern Seite; die Ueberhebung und Rücksichtslosigkeit den Dichtungen und künstlerischen Leistungen gegenüber bei den angesehenen Vertretern; die grasgrüne Unreife und Dreistigkeit bei den jungen Knappen der Kritik, die sich in vielen hundert Blättern zweiten und dritten Ranges die Sporen verdienen: das sind bedenklichere Schattenseiten, und hochverdiente Künstler werden ebenso oft über die schonungsloseste Abweisung von seiten mancher Dictatoren der öffentlichen Meinung zu klagen haben, wie sie sich an den Posaunenstößen einer ihre Ruhmesherrlichkeit glorreich verkündenden Kritik erfreuen können. Die „Reclame" ist natürlich dem Virtuosenthum nicht ganz abgeschnitten; damit wäre eine seiner Lebensadern unterbunden; doch sie ist nur auf secundäre Kreise beschränkt. Lob aus Ueberzeugung ist nicht ausgeschlossen, aber die Mittel und Wege, den Ueberzeugungen nachzuhelfen, sind gegen früher wesentlich eingeschränkt.

Eduard Devrient klagt die Virtuosen auch an, gegen ihre Familie sich zu versündigen. Zur Zeit, wo es noch keine modernen Virtuosen gab, haben sich die Künstler und Künstlerinnen auch nicht gerade durch ein musterhaftes Familienleben ausgezeichnet. Häufige Scheidungen und Heirathen hervorragender Darsteller und Darstellerinnen waren ganz an der Tagesordnung, und Frau Schröder-Devrient trat hierin nur in die Fußstapfen ihrer Mutter, der gefeierten Sophie Schröder. Ludwig Devrient wird von unserm Kunsthistoriker ebenso wie Sophie Schröder dem modernen Virtuosenthum gegenübergestellt, gleichzeitig aber von der wüsten Genialität seines Lebens ein scharfumrissenes Bild entworfen.

Digitized by Google

Warum also auf das moderne Virtuosenthum Anklagen häufen, welche das schauspielerische Leben schon in früherer Zeit getroffen haben? Und gerade den Familiensinn kann man vielen jener von Eduard Devrient als Virtuosen bezeichneten Künstlern durchaus nicht absprechen. Dawison hing an seiner ersten kranken Frau mit Pietät und die zweite folgte ihm mit ihrem Hündchen durch die ganze Welt. Unser Autor stellt das Bild des genialen Ludwig immerhin als warnendes Beispiel seinen Zunftgenossen hin, um den Schauspieler zur Achtung vor seiner eigenen Persönlichkeit, die sein Kunstmaterial ist, zu mahnen, ihn zu warnen, die sittliche Selbständigkeit seines menschlichen Sinnes nicht in der Meinung aufzugeben, daß er sich dann um so ergiebiger in seinen Darstellungen auflösen kann. „Gerade an Ludwig Devrient — der nur zum Erweis dienen soll für die ebenso thörichte als abscheuliche Behauptung, daß des Schauspielers geniales Schaffen von regelloser Ungebundenheit seines Lebens bedingt sei — gerade an ihm erwies es sich sein ganzes Leben hindurch auf die grausamste Weise — und er selbst quälte sich in unfruchtbarer Reue deshalb — daß ein schrankenloses Leben zur Zersetzung und Verschleuderung aller Kraft und zuletzt der Schöpfungsfähigkeit führe." Doch für welchen der modernen Virtuosen ist diese Warnung bestimmt? Gewiß war sie es nicht für Emil Devrient, der ja „das virtuose Sonderinteresse siegreich eingesetzt hat", aber in Bezug auf Achtung und Schonung der eigenen Persönlichkeit als des Kunstmaterials der Darstellung ein hervorleuchtendes Muster war.

Das Gastspielvirtuosenthum hat allerdings sehr viele Ausartungen zur Folge gehabt, von denen die Leistungen gerade hervorragender Talente nicht freigeblieben sind. An und für sich kam der Wunsch der Künstler, nicht blos vor dem Publikum ihres Theaters, sondern auch vor weitern Kreisen ihre Kunst zu bewähren, dem Wunsche des Publikums entgegen, welches an andern Orten den günstigen Ruf namhafter Darsteller durch eigene Anschauung bestätigen, solcher hohen Kunstgenüsse selbst theilhaft werden möchte. Auch die Eckhof und Iffland haben solche Kunstreisen gemacht; das eigentliche Kunstreisefieber ist aber allerdings bei den Virtuosen erst hervorgerufen worden, als die ausnehmende Erleichterung der Communicationen das Hin- und Herfliegen auf den Eisenbahnen zur Sache alltäglicher Möglichkeit gemacht hat. Dadurch kam eine unkünstlerische Erhitzung in das Gastspieltreiben; die Sucht nach finanzieller Ausbeutung der Erfolge nahm überhand, die doppelte Störung des Ensemble sowol bei der Bühne, welcher der Künstler angehörte, als auch bei derjenigen, an welcher er gastirte, wurde empfindlicher. Dort wurde das regelmäßige Repertoire durch das Fehlen eines wichtigen Mitspielenden oft auf längere Zeit unterbrochen; hier konnte sich kein festes, von den Absichten und Launen eines Gastes unabhängiges Repertoire gestalten. Wo aber bedeutende Darsteller, wie Marie Seebach und Bogumil Dawison, sich überhaupt von jedem Ensemble eines stehenden Theaters losrissen und in der Welt umherabenteuerten, da geschah dies zum großen Nachtheil ihrer Kunst. Nicht nur trat der Egoismus ausnahmsweiser Kunstleistungen hier mit gebieterischer Unumschränktheit hervor, indem alle andern Mitspielenden nur zur Folie für den reisenden Künstler herabgedrückt und das Stück des Dichters selbst als ein nothwendiges Uebel empfunden wurde, soweit es nicht in der Rolle des gefeierten Darstellers aufging, sondern auch die künstlerische Entwickelung und Fortbildung desselben wurde unmöglich gemacht, theils durch den Zeitmangel, theils durch die Einseitigkeit der Leistungen, die innerhalb eines oft kleinen Repertoire festgebannt blieben und des befruchtenden Einflusses entbehren mußten, der aus neuen dichterischen Anregungen hervorgeht.

Wir verkennen so wenig wie Eduard Devrient die großen Schattenseiten des modernen Virtuosenthums; doch daß es gerade einer ganzen Epoche das bezeichnende Gepräge gegeben habe, bezweifeln wir, und ebenso wenig möchten wir die Bedeutung aller dieser Talente herabsetzen, weil auf ihr Wirken der Schatten einer theatralischen Mode-

krankheit fällt. Große Talente bleiben eben große Talente; geben ſie ſich zügelloſen Leidenſchaften hin, welche ihr Leben verwüſten, oder laſſen ſie ſich von Ehrſucht und Geldgier zu krankhafter Ueberſtürzung ihrer Leiſtungsfähigkeit hinreißen, wir werden dies bedauern und die traurigen Folgen für die Künſtler ſelbſt werden nicht ausbleiben; doch den Genuß an dem Vorzüglichen, was ſie geſchaffen, wird es uns nicht verkümmern; wir werden, wenn uns irgendeine ihrer Schöpfungen auf der Bühne begeiſtert, nicht darüber nachdenken, ob der Darſteller zu ſeinem Gaſtſpiel vielleicht durch ein zu gieriges Streben nach einer reichen Geldernte angetrieben wurde, oder ob er dieſe Rolle ſchon 30 mal in demſelben Jahre geſpielt hat; wir geben uns dem Eindruck gefangen, den ein großes Talent auf uns macht; denn das Talent iſt das A und O, das ἓν καὶ πᾶν in jeder Kunſt. Man iſt jetzt ſehr geneigt, auf den Fleiß und ſonſtige Vorzüge des Charakters, ja auf die bürgerliche Moral einen zu großen Nachdruck zu legen, und als Reaction gegen die Uebertreibungen der romantiſchen Genialität iſt dies wol begreiflich; doch in der Literatur wie in der Schauſpielkunſt unterſchätzt man die Inſpiration, die in der Kunſt zu den großen Imponderabilien gehört. Darum die Apotheoſe der Mittelmäßigkeit, die in jüngſter Zeit chroniſch geworden iſt; doch in der Kunſt ſind die „guten Leute" und „ſchlechten Muſikanten" ohne jede Bedeutung.

Eduard Devrient gibt uns eine Charakteriſtik der gefeiertſten Virtuoſen, welche die Träger der neueſten kunſtgeſchichtlichen Epoche ſind. Wandeln wir mit ihm durch dieſe Porträtgalerie, ſehen wir, inwieweit dieſe Porträts getroffen, inwieweit ſie in das richtige Licht gehängt ſind.

Ludwig Devrient wird von ihm nicht zu den Virtuoſen gerechnet, wohl aber Seydelmann, obwol er dieſen ſowol von dem Vorwurf der Geldgier freiſpricht als von dem Streben, einen wohlfeilen Virtuoſenvortheil aus der verächtlichen Kleinheit ſeiner Umgebung zu ziehen und ein Rieſe unter Pygmäen zu ſein. Doch bezieht ſich dieſe Freiſprechung nur auf die erſte Zeit ſeiner Wirkſamkeit am ſtuttgarter Hoftheater. Da hier aber ſeine beſten Intentionen gekreuzt worden ſeien, habe ſich der Seele des Darſtellers eine immer tiefere Verbitterung bemächtigt, ſodaß er ſich in der Eigenartigkeit ſeiner Darſtellung immer mehr verhärtet habe, immer mehr auf Durchſetzung ſeiner Sonderintereſſen bedacht geweſen ſei. Schon Immermann hat in ſeinen „Memorabilien" dieſe innere Wendung Seydelmann's begreiflich zu machen geſucht: „Ich denke, wenn ein Mann von ſchwerer Zunge, einem von Natur ſtumpfen Organ und einer nicht eben ſonderlichen Figur ſo erſtaunenswürdige Dinge zu Stande bringt wie Seydelmann, ſo kann man ſchon zufrieden ſein und Gott danken, der ſo viel Scharfſinn, Beobachtung und Verſtand in einem Individuum verſammelt. Seine Masken und die Nichtigkeiten, an welche er die reichſte Kunſt verſchwendet, habe ich mit der größten Bewunderung geſehen. Faſt ſcheint es, als ob der Künſtler ein leer Gefäß vor ſich haben muß, um ſeinen Reichthum darin ausſchütten zu können. Wo ein Werk ihm entgegentritt, ſtellt ſich die Sache anders. Er liefert da auch immer das Bedeutende, nur nicht das, was das Werk will. Nathan, Carlos in «Clavigo», Mephiſtopheles ſah ich von ihm mit einem Gemiſch von Hingebung und Widerſtreben. Was ſollte er machen? Er ſtand in einer zertrümmerten Kunſtwelt, und kein Schauſpieler kann ſie wieder zuſammenfügen. Er hatte das Gefühl überwiegender Begabung in ſich. Was ſollte er machen, frage ich? Er machte ſich ſelbſt zum Mittelpunkt, um wenigſtens ſelbſt etwas zu ſein, wo das Ganze nichts iſt. Ohne ſeine Schuld außer Stand geſetzt, in ein Ganzes beſcheiden, wahr, ſubordinirt einzugreifen, bildete er ſich durch Miſchung, Entmiſchung, Combination, Bizarrerie eine eigene kleine egoiſtiſche Welt. Wenn der Stil verdarb, leben die Grillen auf. Seydelmann iſt wenigſtens die genialſte Grille der heutigen Schauſpielerei."

Die Virtuoſenepoche Seydelmann's beginnt, nach der Darſtellung Eduard Devrient's, erſt mit ſeinem Engagement in Berlin, von 1837 bis zu ſeinem Tode 1845. „Die Eigenthümlichkeit ſeiner Spielweiſe", ſagt unſer Autor, „bezeichnet ein ſo entſcheidendes und folgenwichtiges Entwickelungsmoment der modernen deutſchen Schauſpielkunſt, daß die ausführlichſte Erörterung hier geboten ſcheint." Und in der That entwirft er auch ein ſehr eingehendes Bild derſelben mit Beachtung aller Hauptrollen. „Das virtuoſenhafte Effectſpiel" iſt die ſummariſche Bezeichnung für ihren Charakter und zwar trug der Meiſter dieſe Effecte in „greller, herber, oft ſchroffer" Weiſe auf. Scharf, beſtimmt war die Anlage ſeiner Rolle ſowie ſeine Werke; ſcharf ſetzte er von Hauſe aus den Redeton auf, lauter als alle andern. An ſeine Sprachweiſe mußte man ſich gewöhnen, er ſprach die Vocale zu zeiten nicht rein und ſtieß beim s und z mit der Zunge an. Durch gewiſſe Manieren, wie melancholiſch geſungenes Abklingenlaſſen der Stimme, brachte er Abwechſelung und Reiz in ſeine Sprache. Er gab gleich von Anfang ſeiner Rolle eine ſo ſtarke Färbung, daß eine Steigerung wenig möglich war. Immer ſuchte er das Publikum mit ſich zu beſchäftigen und von ſeinen Mitſpielern abzulenken. Um in den großen Theatern verſtändlich zu werden, brauche man Mauerpinſel, ſagte er oft; daher die ſtarke Artikulation der Rede, die rollenden und geſchleuderten Blicke, die ſtarke Muskelbewegung des Mienenſpiels, die markirte Schminke. Immer dachte Seydelmann an das Publikum, daher die Abſichtlichkeit, die herausfordernde Prätenſion ſeiner Spielweiſe. Selten hielt ſich der Darſteller an die Auffaſſung des Dichters; entweder durch Uebertreibung oder durch Abweichung von der natürlichen und gewohnten Auffaſſung ſuchte er zu überraſchen und zu überwältigen. Den Shylock ſcheint er geſpielt zu haben wie ſpäter Dawiſon, nicht als der durch Glaubensdruck und Verachtung gedemüthigte Jude, ſondern wie der Despot von Venedig, der gekommen iſt, alle Unbilden an den Chriſten zu züchtigen. Den Mephiſtopheles ſpielte er ganz als Teufel der Volksſage mit einer Maske, die der Fratze des Puppenſpiels nachgeahmt war, mit Krallenhandſchuhen, krächzender Sprache, einem Unkenton, den er beim Nachziehen des Pferdefußes von ſich gab, mit einem Puhſten, womit er Gretchen's Zimmer mit ſchwüler dumpfer Luft erfüllen wollte. Der Eindruck war, nach Eduard Devrient's Urtheil, widerlich, grotesk, ja lächerlich. Auch in andern Rollen, als Carlos in „Clavigo", als Oſſip liebte er die ungewöhnlichen, frappanten, überraſchenden Züge. Von frühern Meiſtern hatte er faſt nichts entlehnt, ſeine Manier war ganz die ſeinige. Sympathie, Rührung, Erſchütterung brachte er nicht hervor, wenn er auch die Geberde der Seelenbewegung ſtudirt hatte und durch die Darlegung derſelben die Zuſchauer anzog; auch der Ausdruck des Edeln, Erhabenen, Idealen gelang ihm nicht; was bei ihm gefühlvoll, erhaben, begeiſtert ſein ſollte, machte nur den Eindruck des Henchleriſchen. Seltene Energie, unverwüſtliche Willenskraft, raſtloſer Fleiß waren ihm eigen, daher ſeine Deviſe: „Alles Schöne iſt ſchwer." Durch die äußerſte Anſpannung aller Seelenkräfte übte er eine dämoniſche Anziehungskraft aus; er ſtarb, immer noch ungelöſte Aufgaben vor der Seele, den „Wallenſtein" und „Jago"! Sehr zu bedauern bleibt, daß er die erſte Rolle nicht vorgeführt hat, die von ſehr vielen Darſtellern im Tone eines Nachmittagspredigers vorgeführt wird, oder wie Seydelmann ſelbſt ſagt, „geſtreckt, gerenkt, von Kopf zu Fuß beleckt, das Automatenmaul voll ſchöner Worte, im Paradeſchritt herausgeſtoßen, ohne Blut und ohne Hirn". Seydelmann hätte ein Vorbild durch ſeine originelle Darſtellung geſchaffen.

Bei der Energie ſeines Geiſtes und Charakters hätte ſich Seydelmann trefflich zum Leiter eines Theaters geeignet, was Devrient ausdrücklich hervorhebt; er ſelbſt hatte dieſe Neigung nur einmal ausgeſprochen, als ihm der Kampf zwiſchen Charlotte von Hagn und der Crelinger mit ihren Töchtern allzu bunt wurde: „Herr, mein Gott, warum werde ich hochgeprieſenen, aufgeblähten, großen Künſtlerinnen gegenüber niemals Intendant!

Ich fühl's, ich fühl's mit wilder Wonne, ihre Seelen würden ewig blaue Flecken haben. Ich möcht' es heute noch auf der Probe wagen. Die ganze Kunst ist doch nur die, noch mehr den Teufel im Leibe zu haben als sie, und es ist nicht männlich, sich in irgendeiner Tugend vom Weibe übertreffen zu lassen."

Die Charakteristik, welche Devrient von Seydelmann als einem virtuosen Effectschauspieler entwirft, trifft keineswegs mit dem Urtheil anderer Dramaturgen, wie z. B. Rötscher's, zusammen, welche den Künstler höher stellten als eine echte Größe der darstellenden Kunst. Wir vermögen aus eigener Anschauung keinen Widerspruch gegen Devrient's Urtheil aufrecht zu halten, doch glauben wir, daß die abweichende Originalität der Auffassung bei Seydelmann wie bei manchen andern Schauspielern doch nicht aus einer Berechnung des Effects hervorging, sondern theils die natürliche Frucht eines selbstschöpferischen Strebens war, theils aus der Nöthigung hervorging, die Charaktere dem nicht immer ausreichenden Material der eigenen Persönlichkeit anzupassen.

Moritz Rott, schon vor Seydelmann in Berlin engagirt und der persönliche Nebenbuhler desselben, „weil es beider Art war keine Capacität über sich zu ertragen", wird auch von Devrient als Vertreter äußerlicher Effectjagd gekennzeichnet; neben seiner herculischen Gestalt und gewaltigen Stimme hebt Devrient seine schauspielerische Fertigkeit hervor; doch er tadelt die gesuchte Tonspielerei, deren Cadenzen ganze Ketten von falschen Betonungen erzeugten, die affectirte Zierlichkeit bei schwerer Gestalt und Stimme, die überraschenden Effecte, wie Ausschrei, wo man gedämpften Ton, langgedehnte Pausen, wo man rasches Einfallen erwarten mußte, und alle die Künste, welche, trotz gelegentlicher wilder Raserei, immer bewiesen, daß der Schauspieler eiskalt ist und weitab von seiner Rolle steht. Jedenfalls war Rott in eine gewisse Declamationsmanier verfallen, die sein Talent beeinträchtigte; doch seine ausnehmende Begabung für große Repräsentationsrollen mußte von unserm Kunsthistoriker wol mehr hervorgehoben werden. Die Majestät der persönlichen Erscheinung, die imposante Würde des Auftretens war ihm wie wenigen Darstellern eigen. Die Kunsttheoretiker sind geneigt, gerade diese Mitgift der Natur bei den Darstellern zu unterschätzen, und doch gibt es gewisse Rollen, die auch das genialste Spiel uns nicht annehmbar zu machen weiß, wenn die Persönlichkeit des Künstlers nicht die Erfordernisse der Aufgabe deckt. Ein winziger Lear und Wallenstein fordert immer die Fragezeichen der Kritik heraus und hinterläßt bei den Zuschauern ein oft unklares Gefühl des Ungenügens. Rott war geschaffen für die Repräsentationsrollen, besonders in den Raupach'schen Stücken, wo er der Träger der ganzen Hohenstaufen-Aera war und die Kronen aller Friedriche und Heinriche nacheinander auf seinem Haupte funkelten. Auch hatte der Darsteller, bei aller Verkünstelnng und Manier, doch für hochtragische Momente eine gewaltige und hinreißende Kraft, und dergleichen elementarische, mit Naturgewalt wirkende Darstellung des Affects und der Leidenschaft darf keineswegs unterschätzt werden, da sie für Fleiß und Studium, selbst für die Genialität der Auffassung ohne bedeutende Mittel unerreichbar bleibt.

Zu den Virtuosinnen des berliner Hoftheaters, im Gegensatz zur Crelinger, als Vertreterin der alten Schule, zählt Eduard Devrient auch noch Charlotte von Hagn. „Sie vereinigte die ausgezeichnetste Begabung, die vielleicht jemals auf der Bühne erschien, vollendete körperliche Schönheit und Anmuth, eine von Natur wohlklingende Stimme, ausgiebig und biegsam, das entschiedenste Darstellungstalent, voll Erfindungskraft, charakteristischer Mannichfaltigkeit, Leidenschaft und tiefer Empfindung, Scharfsinn, Witz, Eleganz und Feinheit, alles dies hätte sie zu der größten deutschen Schauspielerin machen müssen, wenn die unbesiegbare Eitelkeit sie nicht in die moderne Virtuosenrichtung und damit in Uebertreibung und Affectation gerissen und ihr darüber den Maßstab der Natur, ja oft des weiblichen Taktes entwunden hätte." Gegenüber der marmornen Plastik der

Crelinger und ihrem großen würdigen Stil brachte Charlotte von Hagn allerdings das bewegliche, geistreiche, oft prickelnde Element auf die Bühne, wie es sich inzwischen auch in der Literatur die Bahn brach. Eduard Devrient gibt zwar in seinem Werke auch einen kurzen literarisch-kritischen Abriß, welcher die moderne deutsche Dramendichtung behandelt und dabei allerdings viele bedeutende Autoren nur flüchtig streift; aber der Zusammenhang des modernen Dramas mit der Entwickelung der Schauspielkunst, wie sie in dem Werke geschildert wird, tritt nicht in pragmatischer Darstellung hervor. Die literarhistorische Skizze ist ganz selbständig eingefügt und dabei mit so wenig Beachtung der Bedeutung der Autoren für die Bühne geschrieben, daß er zwar Werder's hochpoetischen „Columbus", daß er Autoren wie Reibisch, Logau, Hermannsthal u. a. erwähnt, doch einen Dramatiker wie Brachvogel, dessen „Narciß" der neuern Schauspielkunst eine der bedeutsamsten und am eifrigsten erfaßten Aufgaben gestellt hat, vollständig todtgeschwiegen hat, so sehr gerade solche Rollen wie Narciß im Zusammenhang mit der Entwickelung des modernen Virtuosenthums stehen.

Freilich, auch von dem Künstler, welcher den „Narciß" creirt und sich damit einen großen Ruf erworben hat, von dem jüngstverstorbenen Ludwig Deffoir, ist nur mit wenigen Zeilen die Rede; und doch waren die angesehensten Vertreter der berliner Dramaturgie lange Zeit hindurch die begeistertsten Apostel seines Ruhmes. Devrient weiß von ihm nichts zu sagen, als daß er durch eine Zurückhaltung imponirte, die fast als verdrießliche Gleichgültigkeit erschien, bis dann, in kluger Berechnung, der Ausdruck mit breiten leidenschaftlichen Zügen hindurchbrach. Ludwig Deffoir war aber mehr als ein berechnender, er war ein genialer Schauspieler, der auch jene elektrische Kraft besaß, ohne welche uns alle Darstellungskunst flau erscheint. So gelang es ihm, auch Rollen wirksam durchzuführen, für welche seine kleine Persönlichkeit durchaus nicht geeignet war, z. B. den Coriolan, und bis zu einem gewissen Grade über das zu täuschen, was uns, wie wir eben erwähnten, unerläßliche Bedingung für gewisse Aufgaben erscheint. Sein Narciß aber, der dem Brachvogel'schen Stück zu einem in den Annalen der berliner Bühne seltenen Erfolge verhalf, hatte durchaus urwüchsige Eigenheit und wurde im Grunde doch von keiner spätern Darstellung übertroffen.

Was Eduard Devrient in der Charakteristik Deffoir's an Vollständigkeit vermissen läßt, dafür sollen wir vielleicht die Ergänzung suchen an jener Stelle seines Werkes, wo er von den Bühnenmitgliedern israelitischer Herkunft spricht, die auf einmal in den dreißiger Jahren in Oper und Schauspiel in großer Menge hervortraten. „Der Bühnenboden war der Mühe werth geworden, darauf sein Glück zu versuchen, und es geschah mit all der Begabung, all dem zähen Eifer, der Willenskraft und Betriebsamkeit, welche diesem Stamm mit gutem Rechte so große Vortheile gewährt. Ein bemerkenswerther Umstand ist dabei auch der, daß nur diejenigen Mitglieder jüdischer Abkunft bei der Bühne blieben, welche lohnende Auszeichnung gewinnen, dagegen diejenigen, welche wahrnehmen, daß sie nur Aussicht auf Verbleiben in untergeordneter Stellung haben, die Laufbahn bald wieder aufgeben. Aus unvertilgbarer Begeisterung für das Theater oder aus unverbesserlichem Hange zu seinem bunten Leben und dessen zulässiger Bummelei — wodurch so mancher begabte Mensch kümmerlich dabei festgehalten wird, bleibt kein Jude bei der Bühne. Die sich aber auszeichnen, erlangen es fast immer durch geschickten Eklektieismus, durch die Kunst, alle erprobten Wirkungen zu sammeln und geschickt zu verwerthen. Noch hat die deutsche Kunst kein originelles Talent jüdischer Abkunft aufzuweisen, wie die französische es in Rachel besaß. Der Anlauf, der hier und da mit Eigenthümlichkeit genommen wurde, löste sich bald in national übereinstimmende Eigenheit auf, in den breiten Vortrag einer stark colorirten Auffassung, in den dargelegten Reichthum von starken Wirkungen und einen Mangel an Anmuth und Würde, welche die Affecte veredeln sollen,

die Freude nicht lästig, den Schmerz nicht jämmerlich erscheinen lassen. Die Familienähnlichkeit von Jerrmann's, Rott's, Dessoir's und Dawison's Spiel ließ sich mit geschlossenen Augen erkennen."

Theodor Döring wird bei seinem ersten Auftreten in Stuttgart als ein frisches Talent, als ein geborener Schauspieler anerkannt, der es in jeder Regung seiner Lebensthätigkeit war. „Mit einem treibenden Instinct der Wahrnehmung und einer Schärfe der Auffassung, wie sie nicht oft vorkommen, war er zugleich mit dem biegsamsten und überraschendsten Nachahmungsvermögen begabt. Alle natürlichen Vorbedingungen zur Schauspielkunst vereinigte er also im seltensten Grade." Seydelmann sagte von ihm: „Alles, was ein gutgearteter Affe kann, das vermag Döring auch." In jener ersten Epoche war ihm nachgesagt, daß er die Bescheidenheit der Natur und die volle Achtung vor der Totalwirkung treulich eingehalten habe; namentlich seine humoristischen Charakterrollen seien von der überzeugendsten Wahrheit gewesen.

Gänzlich anders lautet das Zeugniß, welches dem Darsteller ausgestellt wird, seitdem er als Mitglied der berliner Hofbühne angehört. Er habe auf einer ausgedehnten Gastspielreise die dabei unausbleibliche Veränderung seiner Spielweise ebenfalls erfahren und für die Steigerung seines Beifalls und Rufs viel an natürlichem Werth und künstlerischem Maß seiner Schöpfungen eingebüßt. „Die auseinanderfahrende Spielweise, die er in Berlin vorfand, konnte ihn nicht veranlassen, wieder zu der maßvollen Haltung einzulenken, die — besonders im ernsten Charakterfache — seinen Rollen Werth gegeben, und die herrschende Beifallsjagd trieb manche Darstellung Döring's — so seinen Mephisto — in die Caricatur und machte seine komischen Rollen oft zu einer belustigenden Musterkarte von kunstgeschichtlichen Reminiscenzen."

Von den später in Berlin eintretenden Kräften erwähnt Eduard Devrient noch mit kurzer Skizzirung Hendrichs, der am frankfurter und hamburger Stadttheater sich Ruf erworben, einen schönen Mann mit schöner Stimme, ein edles, kühles, nicht geistreiches Talent, und Liedtke, der durch trockenen Humor bei eleganter Haltung im Lustspiele schnell beliebt wurde, während im ernsten Drama die graue Farbe seines Spieles ihn dem Localtone Dessoir's genähert habe. Nach dem Küstner'schen Regiment, über welches Devrient ein jedenfalls zu strenges Urtheil fällt, folgte das von Hülsen; von den neuengagirten Mitgliedern wird nur ein einziges erwähnt, Frau Frieb-Blumauer, eine Meisterin im Charakterfache; „geraume Zeit währte der wunderliche Umstand, daß die einzige Künstlerin von wirklich erstem Range hier im Fache der Mütter und Chargen zu finden war".

Von besonderm Interesse wird die Darstellung des modernen Virtuosenthums, wo sich Eduard Devrient mit den dresdener Dioskuren, seinem Bruder Emil und mit Bogumil Dawison beschäftigt. Daß Gefühle der Pietät die objective Haltung des Kunsthistorikers betheiligt haben, kann man nicht behaupten; dem Bilde, das Eduard von seinem Bruder Emil entwirft, fehlen die tiefsten Schlagschatten nicht; ja er gibt ihm als dem gefeiertsten Künstler der bisherigen Theatergeschichte vorzugsweise die Schuld, das virtuose Sonderinteresse siegreich eingesetzt zu haben. Als musterhaft führt er zwar Emil's Privatstudien an, seine Genauigkeit bei allen Proben; er rühmt den Eifer, mit dem er seine Stimme und Sprache, seine Darstellungsaffecte bei unverändertem Schliff zu erhalten suchte, auch die Entbehrungen, die er sich auferlegte, um seine Jugendlichkeit zu erhalten; dagegen kennzeichnet er ihn als von dem alle Rücksicht erschlagenden Dämon der Künstlerselbstsucht ergriffen; er schildert, wie durch das Gastspiel, das ihn vorzugsweise beschäftigt, die Berechnung des Beifalls und des Vortheils in den Vordergrund getreten sei. „Unbefangene volle Hingebung an das Kunstobject ist unter solchen Umständen nicht

zu bewahren, die Berechnung des äußern Resultates muß an deren Stelle treten. Verstärkte Effecte, Absichtlichkeiten und imponirende Prätension, Absonderung vom Ensemble, Manieren, unter denen die Dehnung und Tonschwingung bei den Schlußcadenzen der Reden sich hervorthat, mußten sich einschleichen und das innere Leben der Rollen beeinträchtigen." Noch wird erwähnt, „daß alle Scenen, in denen Applaus unmöglich, von ihm mit seinem Maße, bescheidener Natur, meisterhaft klar und frappant in allen psychologischen Uebergängen durchgeführt wurden, daß aber da, wo die Beifallsäußerungen des Publikums irgend herauszufordern waren, jene absichtliche Berechnung mit allen herkömmlichen Künsten auftrat".

Eine eigentliche Charakteristik dieses hervorragenden Künstlers gibt uns sein Bruder nicht, ebenso wenig wie Laube in seiner oratio pro domo: „Das norddeutsche Theater", wo er ihm nur das Streben nach formeller Schönheit zuschreibt, nach einem Ideal, welches nur in schöner Erscheinung und schönem Wortklange beruhe; er stellt ihn als einen Vertreter des „beschränkten Formalismus" hin, ohne wahrhaftiges inneres Leben. Beide Darstellungen erscheinen uns durchaus einseitig; wir glauben sie in unserer Studie über Emil Devrient in dieser Zeitschrift*) wesentlich ergänzt zu haben, indem wir diesen hervorragenden Künstler im Gegensatz zu den dämonischen Kunstgenies ein harmonisches Genie nannten und ihm als besondere Domäne das Reich der Idealgestalten deutscher Poesie und der geistreichen und schwankenden Charaktere unserer jungdeutschen Epoche zuwiesen. Er war, mit Ausnahme des „Hamlet", für Shakspeare'sche Rollen wenig geeignet, kein Darsteller der Kraftdramatik und der Dramatiker des Problems, aber kein anderer wußte den unvergänglichen Zauber Goethe-Schiller'scher Dichtung so wiederzugeben wie er, und für die Schauspieler der realistischen Schule ist ein Tasso und Posa nicht geschrieben worden, die von Emil Devrient in mustergültiger Weise dargestellt wurden.

Nach der Seite des Dämonischen, Brillanten, Frappirenden, das durch künstlerische Dissonanzen hindurchschreitend gewaltige Wirkungen erzielt, wie mit einem elektrischen Fluidum zündet, ohne harmonisches Gleichmaß und künstlerischen Wohllaut der Leistung, war Dawison das Gegenbild und die Ergänzung zu Emil Devrient. In der Schilderung der einzelnen Züge von Dawison's Spiel ist unser Autor beredter als in derjenigen seines Bruders; dennoch stellt er ihn im ganzen tiefer, als man nach dem Lobe des Einzelnen erwarten sollte; er macht ihn zum Vertreter einer gesunkenen Kunst, eines bloßen brillanten Eklekticismus, einer Darstellungsweise, die mit der Rolle spielt, Geschäfte damit macht und die Effecte eigener und fremder Erfindung, geschickt und überraschend, wie der Jongleur seine Kugeln, handhabt. Gleichwol wird sein glänzendes Talent, sein scharfer und feiner Verstand, sein Humor, seine Gewandtheit und hinreißende Energie anerkannt; ebenso die Erfindung und Abwechselung, die er seinem Spiel zu geben wußte; auch die sarmatische Fremdartigkeit desselben, der polnische Accent, die überreizte Auffassung, die ungestüme Heftigkeit, der tiefe Jammer seines Schmerzensausdrucks. Immerhin ist die Charakteristik Eduard's Devrient's weit gerechter als diejenige, welche Laube in seiner Schrift „Das Burgtheater" von diesem Künstler gibt und welche die persönliche Gereiztheit durchaus nicht verleugnet. Da erfahren wir, daß Dawison aufgeschossen war ohne moralisches und künstlerisches Rückgrat und deswegen ohne Halt verblieben sei; wir erfahren, daß er unruhig, hastig, in den Bewegungen oft unelegant sei und daß er „mit den Beinen mauschelt". Er wird für ein pikantes Talent erklärt, das eigentlich auf Episodenspielen beschränkt werden müßte. Dies ist eine offenbare Unterschätzung. Mehr recht, wenigstens im allgemeinen, hat Laube's Behauptung, daß die deutsche Classik

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, VIII, 2., 369 fg.

außer dem Bereiche des Darſtellers liegt. „Er iſt kein Deutſcher, und der nationale Athem unſerer Dichter iſt ihm verſagt, er kann ihn in keinem Ton wiedergeben. Das Schiller'ſche Pathos ward bei ihm hohle Declamation, die Goethe'ſche Einfachheit ſtreift bei ihm an triviale Nüchternheit, unſere Romantik gar wird ihm melodramatiſche Pauke. Am erſten kommt er noch mit Leſſing zurecht, da dieſer vorzugsweiſe aus der Verſtandesthätigkeit herausgearbeitet iſt."

Durch dieſe letztere Wendung ſcheint Laube anzudeuten, daß Dawiſon vorzugsweiſe ein Verſtandesſchauſpieler war. Nichts iſt falſcher! Er hatte eine glühende Phantaſie, aber nicht den Schwung der deutſchen Idealität, ſondern die Verve des polniſch-franzöſiſchen Enthuſiasmus. Um hierüber zu urtheilen, mußte man ihn bei ſeinem erſten deutſchen Engagement am Thaliatheater in Hamburg geſehen haben, wo er noch mit der ganzen ungebrochenen Energie ſeines Naturells in den Effectdramen der Porte Saint-Martin, die damals an dieſem Theater ſehr beliebt waren, auftrat, oder Rollen wie den Rouget de Liſle in der „Marſeillaiſe" ſpielte. Etwas ſo gewaltſam Feſſelndes und Hinreißendes wie dieſe Leiſtungen wird die Chronik der deutſchen Bühne kaum in ihren Annalen zu verzeichnen haben; es war blitzartiger Effect in den einen, revolutionäres Blut in den andern Rollen. Der Uebergang in das claſſiſche Repertoire konnte nicht ohne Aufopferung eigenartigſter Vorzüge geſchehen; er fand ſogar anfangs in Geſtalt einer tragikomiſchen Kriſis ſtatt. Der Director des Thaliatheaters, Maurice, hatte auch die Leitung des Stadttheaters übernommen und führte einen Theil der dort engagirten Mitglieder auch auf der größern Bühne ins Feuer. In einer Aufführung des Schiller'ſchen „Don Carlos" war Dawiſon als erſtes Debut die Titelrolle zugefallen, in welcher er von Haus aus mit dem entfernteſten Pole des deutſchen Idealismus in einen haarſträubenden Kampf gerieth. Die Habitués des Stadttheaters verhielten ſich ablehnend gegen dieſe Leiſtung, die er ſpäter in Lübeck mit größerm Beifall bei einem Gaſtſpiel wiederholte. Natürlich fehlte ihm jede Grazie und Eleganz, der edle Schwung der Bewegung und der Empfindung, der Sprache und des Spiels. Gleichwol hatte ſeine Leiſtung etwas Frappantes, wie es aus den äußerſten Gegenſätzen im Stil der Dichtung und im Stil der Darſtellung hervorgehen mußte.

Das Verhältniß Dawiſon's zum deutſchen claſſiſchen Drama, das ſich bei ſeinen ſpätern Engagements in eine Art von Zwangsehe verwandelte, iſt im Grunde nie ein anderes geworden, inſoweit es ſich um die Idealgeſtalten deutſcher Dichter handelt. Ein Verſuch mit dem Wallenſtein mislang gänzlich; für das breite Pathos dieſer, ſowie aller ähnlichen Rollen fehlte ihm der große Stil und der getragene Ton, auch das nachhaltige Organ, indem er ſeinen Stimmitteln zündende Wirkungen nur in Geſtalt vulkaniſcher Eruption abgewinnen konnte. Wo es indeß galt, die charakteriſtiſchen Pointen, die unter dem Prunkmantel der Schiller'ſchen Diction überall mit dramatiſcher Schärfe verſteckt ſind, herauszuarbeiten: da ſchuf er Neues und Bedeutendes; ſein Philipp war eine Meiſterleiſtung in dem dumpfen aſchfarbenen Grundton der Rolle, der wie aus den Gräbern des Escurial hervortönte; ſein Franz Moor hatte einen dämoniſchen Zug und war originell in der ganzen Auffaſſung, in dem Streben nach Vermenſchlichung des Charakters, worin ſehr viele Darſteller ihm folgten. Sein Lieblingsgedanke war es, den Mortimer zu ſpielen, und zwar in einer von der gewöhnlichen Liebhaberſchablone gänzlich abweichenden Weiſe. Gewiß, es wäre nicht der Schiller'ſche Mortimer geweſen, ihm hätte alle Idealität gefehlt; aber die charakteriſtiſchen Züge ſeiner Phyſiognomie, welche in den meiſten Darſtellungen allzu verwaſchen iſt, wären mit frappanter Schärfe hervorgetreten: das Jeſuitiſche, das Fanatiſche, der fulminante Ausdruck maßloſer Leidenſchaft in der Scene mit der Königin im dritten Act wären bei ihm gewiß ſo zur Geltung gekommen, daß ſie der Rolle ein neues Geſicht gegeben hätten. Daß Shakſpeare mehr für Dawiſon

geboten, weil dieser mit starken Strichen charakterisirte: darin stimmen wir Laube bei; doch deckte seine Eigenart keineswegs diejenige des großen britischen Dichters; sie blieb immer pointirter, auf einzelne großartige Wirkungen hinarbeitend, während Shakspeare's Charakteristik wol hierzu den Anhalt gibt, aber doch auch mit einer gleichmäßigen Breite und Fülle ausgearbeitet ist. Er spielte den Shakspeare genial, aber mit der Genialität des Franzosen. Gleichwol ist das Bild Dawison's, wie es uns bei Laube und auch bei Eduard Devrient entgegentritt, nicht dasjenige, wie es der Nachwelt von einem Künstler überliefert werden sollte, der eine Zeit lang wol von allen die größten, zündendsten Wirkungen erreicht hat. Laube macht ihn zu einem Episodenspieler, Eduard Devrient zu einem speculirenden Virtuosen, der sich das Beste überall zusammensucht, gleichsam zu einem geflickten theatralischen Lumpenkönige. Er hatte aber ein durchaus eigenartiges Genie von einer sarmatisch-französischen Verve, welches nur in den classischen Rollen nicht ohne Bruch aufging.

Als eine Virtuosin ersten Ranges wird neben Emil Devrient und Bogumil Dawison von unserm Kunsthistoriker Marie Seebach hingestellt: „Sie hatte bei den münchener Gesammtgastspielen außerordentliche Sensation hervorgebracht. Sie überraschte durch die reichsten und genialsten Erfindungen in den Rollen des Clärchen und Gretchen, durch unvergleichliche Anmuth und Gewalt, obschon sie weder durch Reiz der äußern Erscheinung noch durch ein klangvolles Organ unterstützt war, und sie gewann allgemein durch das bescheidene Maß nnd die Anspruchslosigkeit ihres Vortrages den höchsten Respect. Das Aufsehen aber, das sie bei diesem außerordentlichen Anlaß gemacht, hatte ihr die Anwartschaft auf die moderne brillante Bravour eröffnet, und nicht hielt ihre Berufung zum Burgtheater und der maßvolle Stil des Ensemble, in welches sie eintrat, sie ab, die grellen Effecte, die Uebertreibungen und Manieren sich anzueignen, welche den Massenbeifall garantiren, So kam es, daß die Wunderpracht ihrer genialen Erfindungskraft, ihrer reinen und charakteristischen Auffassung, ihre Befähigung zum Ausdruck der feinsten und innigsten Seelenstimmungen durch eine komödiantische Ausführung theilweise entstellt und verzerrt wurde, und daß der Kunstfreund vor ihren Darstellungen von Entzücken und Bewunderung zu Bedauern und Verdruß hin- und hergeworfen wurde."

Eduard Devrient spricht sich über das Talent der Künstlerin mit großer Wärme aus, eingeschränkter ist das Lob Laube's. Nach ihrem Engagement in Wien habe sich die allgemeine Stimme darüber geeinigt, daß bei ihr endlich der Ton einer tragischen Liebhaberin, der schmerzlich-süße Nachtigallenton zu finden sei. „«Sie ist nicht schön genug für eine erste Liebhaberin», sagten einige, gleichsam entschuldigend — und die Hände sind nicht angenehm, die Bewegungen oft zu jäh! Aber man sagte das nicht scharf; es sollte nur ein Beitrag zur Charakteristik sein, und die Entgegnung war auch sogleich da und sie lautete: «Dies ist ja so vortheilhaft an ihr, daß der ganze Körper ersichtlich theilnimmt an allen Bewegungen der Seele und daß man an ihrem Rücken entlang sogar die tragische Erschütterung vibriren sieht.»" Später entwickelte sich ihre Neigung zum Virtuosenthum. Laube findet ihren Capitalfehler in ihrer Unruhe und krankhaften Begier, und meint, daß sie während ihres zweijährigen Engagements eher Rückschritte als Fortschritte in der Theilnahme des Publikums gemacht habe. „Der Grund dieses Niedergauges lag in ihrem innersten Wesen. Sie war durch jenen Ruck ins tragische Fach, an welchem ich selbst theilhatte, in eine Region gerathen, für welche sie einige gute Eigenschaften besaß, für welche aber ihre innere Bildung nicht breit genug angelegt und entwickelt war. Die Hast ihres Naturells, stets ein Widerspruch für tragische Ausführung, war nicht hinreichend gemäßigt durch ernste Studien. Es fehlte die Ruhe der Seele, welche bei aller Fähigkeit zur Leidenschaft der tragischen Kunst unentbehrlich ist.

Denn aus dieser Ruhe quillt der Nachdruck, welcher das tragische Gebilde mit gewissen Merkmalen der Ewigkeit stempelt. Aus diesem Mangel entsprang die Klage so vieler Zuschauer: die Seebach macht mich nervös! Sie selbst aber hatte ihre Rolle nicht über den Nervenreiz erhoben zur ruhigen Schönheit, welche auch dem Tode eine künstlerische Genugthuung verleiht. Hand in Hand mit diesem Fehler ging eine peinliche Vortragsweise, welche auf den Zuhörer niederschlagend wirkte. Sie «raunzte», wie man in Wien sagt; im nördlichen Deutschland sagt man, sie «flennt». Dieser weinerliche Ton hat ihr zahlreiche Freunde allmählich entzogen."

Es ist wahr, Marie Seebach hat wie Dawison durch die Modekrankheit des Virtuosenthums in künstlerischer Hinsicht eine große Einbuße erlitten. Mit krampfhafter Energie ergriff und verfolgte sie diese Laufbahn; das Unmögliche in Bezug auf Leistungsfähigkeit existirte nicht für sie. Heute spielte sie in Breslau, übermorgen in Amsterdam: diese abhetzende Thätigkeit mußte ihre Darstellung immer nervöser machen; dann winkte Amerika, das Eldorado der Virtuosen. Eine gediegene Fortbildung des Künstlerthums ist nur möglich durch die stets neue Aufnahme jener Elemente, welche aus dem Quell frischer dichterischer Production ihm zuströmen. Dies kann aber nur stattfinden bei festen Engagements an größern Bühnen, welche ihr Repertoire alljährlich zum Theil erneuern. Das Virtuosenthum, das sich von diesem Anker losreißt, verfällt einem haltlosen Treiben und Schwanken! Immer dieselben Leistungen, dieselben Rollen: das ist ertödtend für künstlerische Schöpferkraft. Wo gleichwol der Trieb dazu vorhanden ist, da wirft sich die vibrirende, gegenstandslose Unruhe des Gestaltens auf die alten Rollen und incrustirt dieselben mit einer überwuchernden Mosaik von Arabesken. Die Ueberladung mit gesuchten Detailzügen ist die nothwendige Folge dieser in falsche Richtung getriebenen Gestaltungskraft. So geschah es auch Marie Seebach. Ihr Gretchen wurde allmählich verkünstelt; der ganze Schaffenstrieb der Künstlerin, der keine neue Nahrung fand, lagerte, was noch von genialen Impulsen übrig war, in dieser Rolle und einigen andern ab, doch zu Ungunsten künstlerischer Klarheit und einheitlicher Erfassung. In Bezug auf die schöne Wärme eines innigen Tones wird Marie Seebach freilich allen Nachstrebenden ein unerreichbares Vorbild bleiben.

Wenn Eduard Devrient so eingehend das Virtuosenthum schildert, das er verwirft, so muß man sich einigermaßen wundern, daß er jenen tüchtigen, zum Theil hervorragenden Talenten, welche zeitlebens einem geschlossenen Ensemble angehörten, im ganzen nur geringe Aufmerksamkeit und bei weitem nicht so eingehende Besprechung schenkt wie den „Virtuosen". Zwar die Vertreter der guten ältern wiener Schule sind zum Theil schon in dem vorhergehenden Bande gewürdigt; aber aus dem Musterensemble der Burg, welches der Autor selbst als solches anerkennt, werden doch einzelne Kräfte mit unverdienter Flüchtigkeit erwähnt, und nicht blos solche, deren Blüte diesseit der Halbscheide des Jahrhunderts fällt, welche Devrient zum Endpunkt seiner Darstellung gemacht hat, wie Sonnenthal, Lewinski u. a. Von einem Schauspieler wie Joseph Wagner erfahren wir nur, einmal daß er in Leipzig für Liebhaber und Helden, und dann wieder, daß er in Wien recht eigentlich für das Fach der jugendlichen Helden und als Nachfolger Löwe's eintrat; kein Wort über seine künstlerischen Leistungen! Und doch hatte dieser im Leben so schweigsame Darsteller auf der Bühne eine feurige Beredsamkeit, und Laube konnte mit Recht von ihm sagen, daß er für tiefaufgeregte Seelenzustände einen wahrhaftigen starken Ausdruck von leidenschaftlicher Schönheit besaß, und daß er als Hamlet-Darsteller nirgends übertroffen, nirgends erreicht worden sei. Ebenso wenig spricht Eduard Devrient von Bertha Unzelmann, die in Leipzig und Wien viel von sich sprechen machte. „Sie war", sagt Laube, „eine sinnige, geistvolle Natur und machte als Gretchen außerordentliches

Glück. Leider waren ihre phyſiſchen Mittel gering, ihr Organ nur ſchwach und klanglos.“ Jedenfalls war vor dem Gretchen der Seebach das der Unzelmann am beſprochenſten in der deutſchen Theatergeſchichte.

Und einen Schauſpieler wie Jean Baptiſte Baiſon erwähnt Devrient vorzugsweiſe als Theaterdirector, eine Stellung, in der er mit ſeiner Kunſt und ſeinem Leben zu Grunde ging. Gleichwol war Baiſon eins der erſten Talente, welches die neuere deutſche Schauſpielkunſt aufzuweiſen hat, und wenn man es mit einer einzigen Wendung charakteriſiren wollte, müßte man ſagen, daß er in der Mitte zwiſchen Emil Devrient und Bogumil Dawiſon ſtand, die Idealität des erſten und ſein edles Feuer mit der Schärfe des zweiten und deſſen zündendem Enthuſiasmus vereinigte. Baiſon iſt für ſeinen Ruhm zu früh geſtorben; er gehörte keineswegs zu den herumgaſtirenden Virtuoſen, obſchon er außer in Hamburg auch an der wiener Burg mit großem Erfolge aufgetreten war; doch er war einer der begabteſten deutſchen Künſtler der Neuzeit, und es muß gerade das Virtuoſenthum ermuthigen, wenn die allbekannten Gaſtreiſenden von dem Kunſthiſtoriker auf langen Seiten charakteriſirt, ſtiller wirkende, aber ebenſo bedeutende Talente dagegen nur mit drei Worten abgefertigt werden. Von Baiſon erfahren wir nur, daß er keine Anmuth, aber energiſche Schärfe entwickelt habe. Wer indeß den Hamlet, Poſa, Uriel Acoſta eines Darſtellers, der auf Gutzkow's dramatiſche Muſe ſo anregend gewirkt hat, geſehen, der befand ſich durchaus im Zauber eines bedeutenden Talents, das zwar nicht Emil Devrient's Grazie und Eleganz beſaß, aber doch weit mehr als Dawiſon geeignet war, ideale deutſche Dichtergeſtalten auf der Bühne wiederzugeben; dabei war er originell und ſchöpferiſch, ohne ins Paradoxe oder Geſuchte zu verfallen. In ſtürmiſcher Energie konnte er mit Dawiſon wetteifern; als Poſa übte er in der Scene mit der Eboli eine gewaltige markerſchütternde Wirkung aus, die von keinem andern Darſteller erreicht wurde. Jede ſpätere Vorführung dieſer Scene erſchien uns blaß neben dem frappanten Erinnerungsbilde, welches Baiſon durch ſeine Darſtellung uns zurückgelaſſen hat.

Unter den hervorragenden Künſtlern des wiener Burgtheaterenſemble verdiente wol Frau Julie Rettich, die ebenfalls nur mit wenigen Worten erwähnt wird, eine eingehendere Beachtung. Die Trägerin der Halm'ſchen Rollen wird von Laube in ſeinem Werke über das Burgtheater mit großer Schärfe charakteriſirt; er nennt ſie eine ſehr merkwürdige Erſcheinung. „Sie war von umfaſſender Bildung, von klarem, überlegenem Geiſte, von großer Energie des Geiſtes und Herzens, von unermüdlichem Fleiße und muſterhafter Pflichterfüllung.“ Aber ſie hatte viel mehr Geiſt als Talent; ihre Bewegungen waren unſchön im Effect, auch fehlte ihr äußerlicher Geſchmack. Doch war ſie eine Meiſterin der Rhetorik; mit überlegener Fähigkeit wußte ſie die ſchwierigſte Rede ſo zu gruppiren, daß ihr die feinſte Gerechtigkeit widerfuhr. Nur ihren ſingenden Anſchlag tadelt Laube. In einem weit glänzendern Lichte erſcheint Frau Julie Rettich in den „Theatererinnerungen“ von Guſtav zu Putlitz, der mit ihr befreundet und in deſſen Dramen ſie oft Trägerin der wichtigſten Rollen war.

Jedenfalls war Frau Rettich die Vertreterin eines ſtil- und würdevollen Pathos, welches mit den Anforderungen der realiſtiſchen Darſtellungsweiſe freilich nicht immer im Einklang war; bisweilen auch mehr geiſtvoll beherrſcht, als mit innerer Naturgewalt geſchaffen erſchien, aber doch durch ſeinen geiſtigen Adel ſich weit über das Niveau der Alltagsroutine erhob.

Neben Herrn Gabillon vergißt Eduard Devrient Frau Gabillon zu nennen, welche von Laube in ſeinem Werke über das Burgtheater auch ſehr ſtiefmütterlich behandelt wird. Er fand ſie als Fräulein Würzburg in Hamburg jung und hübſch; doch als Schauſpielerin gefiel ſie ihm eigentlich nicht. Gleichwol engagirte er ſie. Bei der Aufführung der „Sophonisbe“ erwähnt er ſie in ſeinem Buche noch einmal und meint, daß ihr die

echte, liebevolle Milde des Herzens fehle, daß sie alle Aufgaben vermeiden müsse, welche die Thräne erwecken sollen; doch er hebt nicht hervor, worin die Vorzüge des Spieles der Frau Gabillon bestehen, eines Spieles, durch welches sie schon als Fräulein Würzburg am hamburger Stadttheater eine siegreiche Rivalität mit Fräulein Seebach bestanden und die Sympathien des Publikums in gleichem Maße für sich gewonnen hatte. Wie Fräulein Seebach für den Ausdruck innigster Empfindungen, so war Fräulein Würzburg geeignet für mehr heldenhafte und leidenschaftliche Charaktere, und sie hat sich an der Burg zu einer vorzüglichen, geistreichen Salonschauspielerin herausgebildet.

Devrient schließt sein Werk mit der Mitte dieses Jahrhunderts; er ist der Ansicht, daß die Zeit des Virtuosenthums vorüber, daß dasselbe „durch den Lauf der Dinge hinfällig geworden ist. Die hervorragendsten Matadore sind durch den Tod vom Schauplatze gerufen, andere haben ihre Anziehungskraft abgenutzt, wieder andere sind in ihrer Nichtigkeit erkannt worden; viele der besten Talente unserer Tage streben nicht mehr nach isolirendem Virtuosenthum".

In der That ist in allerneuester Zeit durch die oft ironische Dialektik der Thatsachen, welche die Gegensätze ineinander übergehen läßt, ein neues Virtuosenthum, dasjenige des Ensemble, aufgetreten. Wie früher einzelne Virtuosen, so reisen jetzt ganze Gesellschaften, welche ihr Ensemble zur Virtuosität ausgebildet haben, und wie der gastirende Künstler seine Costüme im Koffer wohlverpackt mit auf den Weg nimmt, so nehmen diese Gesellschaften ihre Coulissen, Requisiten und Garderoben mit, da ein Theil der Totalwirkung und ein sehr wichtiger Theil auf denselben beruht. Wir brauchen blos auf die so vielbesprochenen und glänzend aufgenommenen Gastspiele des meininger Hoftheaterschauspiels in Berlin hinzuweisen, wo dasselbe dem Hoftheater Concurrenz machte und die öffentliche Meinung in zwei große Heerlager theilte. Das Virtuosenthum des Ensemble wirkt bereits ansteckend; andere gutgeleitete Hoftheatertruppen folgen dem Beispiele der meininger; man spricht bereits von Ausflügen nach Amerika, sodaß dem Beispiel des centrifugalen deutschen Schauspielvirtuosenthums auch hierin Folge geleistet wird von dem plötzlich mobil gewordenen Ensemble, ja selbst von dem „heiligen" Burgschauspiel geht die Sage, daß es in profane Bahnen einlenken und transatlantische Lorbern pflücken möchte.

Doch davon abgesehen hat Eduard Devrient die Aera des Virtuosenthums jedenfalls zu früh abgeschlossen, vielleicht weil er diese jüngern Kräfte unterschätzt oder weil sie zu sehr außerhalb seines Gesichtskreises liegen; wir brauchen aber blos die Namen einer Goßmann und Hedwig Rabe, eines Friedrich Haase und einer Clara Ziegler zu nennen, zum Beweise, daß weder die hervorragenden Kräfte noch die Bewährung derselben in den Gleisen des Virtuosenthums ausgestorben ist.

Frl. Goßmann, welche seit ihrer Verheirathung mit dem Grafen Prokesch-Osten der Bühne untreu geworden ist und nur noch ausnahmsweise auftritt, ist eine ingénue ersten Ranges, eine Künstlerin von ganz aparter Art und Weise, sodaß sie als eine Art von Naturwunder auf den Bühnen angestaunt und verherrlicht wurde und einen Enthusiasmus erweckte, der in seinen Lebensäußerungen ebenso naiv war wie die Künstlerin, die er verherrlichte. Wir brauchen blos an den wiener Dumme-Jungenorden zu erinnern, und es ist auch außerdem viel Thorheit in Prosa und Versen durch sie zu Tage gefördert worden. Frl. Goßmann besaß eine Naivetät von höchst markanter Art; man konnte sagen, sie hatte etwas stark Gewürzhaftes, Berauschendes und Beißendes zugleich; es war eine scharf einschneidende Naivetät, welche deshalb einen unvergeßlichen Eindruck machte; sie war das enfant terrible der deutschen Bühne, aber dabei ein durchaus liebenswürdiges Kind. Im Frühjahr 1856 wurde sie in Wien engagirt. Laube sagt von ihr: „Sie gefiel sogleich und gewann alle Stimmen für sich, denn sie war ein

allerliebster Schalk und aus ihrer Naivetät blitzten lustige Geistesfunken hervor. Man sah, es war keine gedankenlose Naivetät, sondern die Darstellerin wußte, welche Tasten ihres Klaviers jedesmal exact anzuschlagen wären, um die jedesmal beabsichtigte Wirkung zu vernehmen. Eine junge Künstlerin also, nicht blos ein Naturell; sie hatte in Gesittung, Talent und Verstand die beste Anlage, eine charakteristische Künstlerin zu werden. Zweierlei hat sie beeinträchtigt. Erstens ihr Organ, welches leicht spröde wurde und für breitere Anwendung sich verfagte, und zweitens der allmählich erwachende Trieb, Aufsehen zu erregen. Die widerspenstigen Stimmittel verhinderten sie an größern Aufgaben, denen sie übrigens gewachsen gewesen wäre, und der Trieb nach Aufsehen zerstreute sie und ließ sie nach Aufgaben greifen, welche oberflächlich waren. Bei alledem bewahrte sie sich immer eine edlere Empfänglichkeit für das Bessere, und sie hätte zu einem eigenthümlichen Repertoire und damit zu einer charakteristischen Kunstgröße gelangen können, wenn sie Schriftsteller gefunden hätte für ihre befondere Fähigkeit."

In der That war das Repertoire der Goßmann sehr beschränkt, und gerade dies trieb sie hinaus zu Virtuosengastspielen, wo sie ihre kleinen „Purzelbaumstücke", wie Laube sie nennt, dem Publikum der verschiedensten Städte vorspielen konnte. Für größere Stücke hatte eigentlich nur Frau Birch-Pfeiffer gesorgt. Als Darstellerin der Grille erntete Frl. Goßmann den größten Ruf; die Grille war ihre Specialität; die Grillenfänger wetteiferten in Deutschland mit den Grillenfängern; die „Grille" mit Frl. Goßmann war überall die Anweisung auf ein volles Haus. Außerdem mußten freilich einactige französische Stücke in erster Linie den Bedarf decken, da die französischen Autoren für ihre ingénues stets Sorge tragen, bei weitem mehr als die deutschen. Das Käthchen von Heilbronn versuchte Frl. Goßmann hin und wieder zu spielen; aber es gerieth ihr nicht duftig genug. An poetischer Auffassung fehlte es ihr nicht; aber ihr Organ, spröde oft bis zum Schrillen, war mehr für das herausfordernd Kecke der Naivetät geeignet als für den rührenden Ausdruck einer träumerischen, ja somnambulen Hingebung.

Ganz in die Bahnen der Goßmann trat Hedwig Raabe, jetzt mit dem Sänger Niemann verheirathet, welche die Kindlichkeit ihrer Vorgängerin noch überkindlichte. Hedwig Raabe war in Magdeburg geboren, trat früh in Kinderrollen auf, wollte einmal im Leben die Preciosa spielen und folgte einer Seiltänzergesellschaft, von wo sie dann wieder zu ihren Aeltern zurückgeholt wurde. Anfangs am hamburger Thaliatheater engagirt, fand sie zwar Beifall, doch Aufsehen und eine Art von Enthusiasmus erregte sie erst in Petersburg, von wo sie dann ihre erfolgreiche Kunstreise über die deutschen Bühnen antrat.

Die Galerie anmuthiger, drolliger, naiver Kinderköpfe, welche uns Hedwig Raabe vorführte, ist bei dem deutschen Publikum noch in lebhafter Erinnerung. Den Urtypus aller Kindlichkeit schuf sie in der Heldin von Wolfgang Müller's einactigem Lustspiel „Sie hat ihr Herz entdeckt"; das war in der That ein Nestling mit noch ganz flaumweichen Federchen, und es machte einen pikanten Eindruck, der nicht ganz ohne haut-goût war, über ein solches Kind im Flügelkleide der Unschuld die „grüne" erste Liebe kommen zu sehen. Das unbeschriebene weiße Blatt war gleichsam das Titelblatt zum Kinderalbum der Raabe, vielleicht ihre größte Kunstleistung. Im Wetteifer mit der Goßmann wurde sie zu allerlei Uebertreibungen hingerissen, welche meistens höchst naturwüchsiger Art waren und einen kecken Realismus zur Schau trugen. Die Art, wie ihre Grille ihre Butterschnitte verzehrte und sich dabei mit dem Aermel die Nase wischte, war eine Nuance im Stil der vorgeschrittensten Dorfmalerei. Dergleichen Nuancen liebte sie; irgendeine Unart im derben Ton anzubringen, unterließ sie nie, wo es die Situation nur gestattete; die feinen Salonkinder dagegen gab sie mit rührender Unschuld; aber solch ein enfant terrible, welches bei aller Unschuld doch den Teufel im Leibe hatte, war ihr am will-

Digitized by Google

kommenſten. Und für die Kobolde und Gnomen, in welche ſich die Engelsköpfchen plötzlich verwandelten, fand ſie auf ihrer Palette die beſten Farben. Ihr Repertoire war faſt noch beſchränkter als das der Goßmann; denn Rollen, welche kein Diminutivum vertrugen, paßten nicht für ihr niedliches Perſönchen; es mußte dramatiſche Elfenbeinſchnitzerei ſein, die ſie auf der Bühne lebendig machen ſollte; ſie konnte nur Miniaturbilder ſchaffen. Wagte ſie ſich an irgendeine landläufige Rolle, welche auch von Schauſpielerinnen von dem gewöhnlichen Bühnenmaße wirkſam gegeben wurde, ſo gab ſie zwar immer etwas Anderes, etwas Apartes; aber ſie deckte in den ſeltenſten Fällen die Geſtalt des Dichters. Das Aſchenbrödel von Benedix z. B. erſchien in ihrer Darſtellung als ein höchſt merkwürdiges Feenkind; aber der Autor wollte nur ein einfaches, begabtes, poetiſch empfindendes Mädchen zeichnen.

Hedwig Raabe hat ſowenig wie ihre Vorgängerin ein eigentlich naives Naturell, eine angeborene Kindlichkeit. Das Gemüth einer echten ingénue, wie Luiſe Neumann in Wien war, ein wahrhaft harmloſes und kindliches Gemüth mit allem Zauber beſcheidener Weiblichkeit, fehlte den Wunderkindern der Bühne, aber Hedwig Raabe hatte die Farben auf ihrer Palette, um eine Porträtgalerie von Kinderköpfen zu zeichnen, und den feinen Kunſtverſtand, ſie zu miſchen und zweckentſprechend zu verwenden; ſie wußte mit der Unſchuld Effect zu machen, ſie war eine Virtuoſin des Effects. Ihre kleine Figur eignete ſich ſehr dafür, das unreif Mädchenhafte, den ſogenannten Backfiſch darzuſtellen; ihre feingeſchnittenen, pikanten Züge paßten für den Ausdruck ſchalkhafter Naivetät, gaben ſich aber auch, mit den blonden Haaren zuſammen, zur Herſtellung eines mädchenhaften Unſchuldbildes her, welches an die mit dem Glorienſchein umgebenen Engelsköpfe der italieniſchen Maler erinnerte. Hedwig Raabe hatte nicht ganz die Naivetät der Goßmann, nicht die Naivetät à la sauvage, wie ſie Laube bezeichnet, ſo ſehr ſie gelegentlich dieſelbe durch derben Farbenauftrag zu erreichen ſuchte; ſie konnte auch „mit Engelszungen" ſprechen und wie ein harmlos Vögelein zwitſchern; ſie war in ihrem Genre vielſeitig; doch das Genre ſelbſt war beſchränkt.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" müſſen wir ausrufen, wenn wir uns von den „Kleinen", welche jedes Publikum gern zu ſich kommen läßt, von den Kleinen der Genrebilder zu den Rieſinnen der Tragödie wenden, von den Liliputern zu den Brognambukern, und eine Künſtlerin wie Clara Ziegler näher ins Auge faſſen. Auch ſie iſt eine Virtuoſin im Sinne Eduard Devrient's und hat auf ihren Kunſtreiſen die größte Senſation gemacht. Eine geborene Münchnerin, wurde ſie von unbezwinglicher Neigung zur Kunſt getrieben, nachdem ſie bei Hrn. Chriſten, einem Freunde ihrer Familie, dramatiſchen Unterricht genoſſen hatte. In der erſten Zeit ihrer Laufbahn wurden ihr manche Demüthigungen nicht erſpart; ſo wurde ſie in Breslau als ungeeignet von der Probe zurückgewieſen; ähnlich war es früher einmal an demſelben Theater Dawiſon ergangen. Eine ernſte Halskrankheit, die nur durch eine, von ihr mit großer Willensſtärke verlangte und ertragene Operation beſeitigt werden konnte, drohte ihr die künſtleriſche Laufbahn gänzlich zu verſchließen; auch ſpäter hat ſie noch mit ſchweren Leiden häufig zu kämpfen gehabt. Seit ihrem Engagement in Leipzig, wo ſie wachſenden Erfolg hatte, mehrte ſich ihr künſtleriſcher Ruhm; ſie erhielt Anträge an die erſten Hofbühnen, nahm das Engagement in München an, von wo ſie indeß alljährlich eine längere Virtuoſenreiſe antritt; namentlich in Wien erregte ſie ſtürmiſchen Enthuſiasmus.

Clara Ziegler iſt eine Heroine von impoſanter Figur, feurigen Augen, ſchönen, wenngleich mehr weichen als ſcharfen Zügen; ihr Organ hat einen ſeltenen Wohllaut, ihr Vortrag ein durchaus ſtilvolles Portament. Nach der umgekehrten Seite hin als bei der Goßmann und Raabe iſt indeß auch ihr Repertoire ein beſchränktes; ihre hohe Geſtalt, das Imponirende ihres ganzen Weſens ſchließt ſie von eigentlichen Liebhaberinnenrollen,

von allem Anmuthigen, Gefälligen, von den eigentlichen Luſtſpielpartien aus; nur wo ſie die ganze Wucht ihrer Erſcheinung und ihrer Mittel in die Wagſchale werfen kann, wird ſie brillant wirken. Auch nicht nach der Seite des Leidenſchaftlichen und Dämoniſchen hin liegt der Schwerpunkt ihres Wirkens; alles geiſtreich Zerſetzende liegt ihr ferner; den eigentlichen Idealſtil der Tragödie trifft ſie am beſten, das getragene Pathos, ohne Ueberreizung und Ueberſchwenglichkeit, doch mit durchgreifender Kraft. Ihre Jungfrau von Orléans, ihre Iſabella in der „Braut von Meſſina" ſind Prachtleiſtungen, ebenſo ihre Iphigenie; da iſt künſtleriſcher Adel in Haltung, Bewegung, Vortrag; für ſolche hohen Geſtalten der Dichtung iſt ſie wie wenige berufen. Auch Nibelungenheldinnen, wie die Brunhild in dem Hebbel'ſchen Drama, weibliche Reckengeſtalten von ſagenhafter Größe ſtellt ſie mit bewältigendem Zauber dar: den Myſticismus der jungfräulichen Viſionen wie die auflodernde Rachegluth. Die Leidenſchaft einer Medea und Deborah wirkt bei der Ziegler durch die Macht des Ausdrucks mehr als durch elementariſch zündende Gewalt, ſie vertritt mehr das Große, Hohe als das ſtürmiſch Hinreißende. Auch ihre Orſina, ihre Eliſabeth haben große Vorzüge.

Bei der Eigenart dieſes Talents liegt die Gefahr nahe, in die pomphafte Manier zu verfallen, die äußere Geſte an die Stelle der innern Bewegung zu ſetzen. Wir haben die Künſtlerin lange nicht geſehen, aber es hatten ſich Stimmen mit dieſer Anklage gegen ſie erhoben. Neigung zum Virtuoſenthum zeigte ſie ſchon in Leipzig, Grillen à la Weſtphali; denn ſie ſpielte ſchon hier, leider vor ſtets ausverkauften Häuſern, den Romeo in Shakſpeare's Trauerſpiel. Zu bedauern wäre es indeß, wenn dieſe hervorragende Darſtellerin auf Abwege geriethe. Die Tragödie iſt das Stiefkind der Gegenwart; tragiſche Künſtler und Künſtlerinnen von Bedeutung und Ruf ſind allein fähig, ſie auf den Bühnen einzubürgern. Auch das Repertoire von Clara Ziegler iſt ein beſchränktes; dies iſt aber nicht wie bei der Goßmann und Raabe Schuld der Dichter. Gerade auf tragiſchem Gebiet hat die Muſe der Neuzeit Tüchtiges geſchaffen, und es finden ſich bedeutende Aufgaben oft in Stücken, die außerhalb der Heerſtraße der alltäglichen Repertoires liegen. Eine Künſtlerin wie Clara Ziegler ſollte ſich dieſe Aufgaben hervorſuchen; ſie würde ſich damit auch ein Verdienſt um die Literatur erwerben. Die Theaterzettel der deutſchen Bühnen ſind nur ein ſehr mangelhafter Anzeiger des Wichtigen auf dem Gebiete des dramatiſchen Schaffens. Die beſtändige Wiedergabe derſelben Rollen muß, wie wir ſchon oben ausführten, das Talent lähmen oder zu einer Verſchlechterung durch verkünſtelte und verſtärkte Effecte führen.

Unter den Darſtellern, welche in Dawiſon's und Emil Devrient's Bahnen traten, hat Friedrich Haaſe neuerdings auf zahlreichen Kunſtreiſen, auch jenſeit des Oceans, die größten Erfolge errungen; Lorberkränze und Orden, Ehren jeder Art, auch glänzende Einnahmen ſind ihm reichlich zutheil geworden. Eduard Devrient erwähnt nur flüchtig das charakteriſtiſche Talent des jungen Darſtellers, wo er von der prager Bühne ſpricht, und ſpäter ſeinen Eintritt in die vorzügliche Kunſtgenoſſenſchaft des münchener Hoftheaters. Friedrich Haaſe iſt ein Künſtler von großer Feinheit der Beobachtung, von einem, wenn auch nicht gerade kauſtiſchen, doch trockenen Humor, der eine leichte Färbung der berliniſchen geiſtigen Ueberlegenheit nicht verleugnet, von meiſterhafter Beherrſchung ſeiner künſtleriſchen Mittel, ſchöpferiſch geſtaltend in Bezug auf charakteriſtiſche Eigenart, auf Maske und alles prägnant Individuelle, auch von feinem, in der Tieck'ſchen Schule herangebildetem Kunſtverſtändniß. Seine vornehmen Rollen, beſonders die franzöſiſchen Marquis, die er mit Vorliebe ſpielt, haben echt gentlemaniſchen Pli, das Ariſtokratiſche des ancien régime; in dieſer Hinſicht iſt ſein Marquis von Seiglière ein unübertreffliches Muſter. Bekannt ſind ſeine Cabinetsſtücke, der Marquis von Rocheferrier in der „Partie Piquet" und der alte Klingsberg in dem Kotzebue'ſchen Stück, ein köſtlicher père pro-

digue, der ſeine in hohem Grade ergötzliche Wirkung nie verfehlt. Auch blaſirte Charaktere mit einem leiſen Anflug von Schwärmerei, der aber niemals ernſtlich in das Gefühlvolle übergehen darf, ſtellt er trefflich dar. Als Königslieutenant weiß er alle Elemente der Charaktermoſaik, mit welcher Gutzkow dieſen „muſiviſchen" Helden componirt hat, glücklich zu verwerthen und durch den chevaleresk-ſentimentalen Grundzug, welchen er dieſem Thorane gibt, eine einheitliche Stimmung zu erzeugen, die uns ſympathiſch berührt.

Für die Darſtellung ſolcher Charaktere, in denen die deutſche dichteriſche Idealität ſich ausprägt, iſt Friedrich Haaſe, wenn auch aus andern Gründen als Dawiſon, wenig geeignet; ihm fehlen für den Ausdruck lyriſcher Empfindung, für das dichteriſch Schöne die Stimmittel und der dichteriſche Schwung. Daß er aber auch großen Aufgaben der ernſten dramatiſchen Muſe gerecht wird, beweiſen vor allem ſein Shylock und ſein Cromwell, und auch ſein Richard III. hat viele einzelne ebenſo originelle wie charakteriſtiſch durchgearbeitete Momente.

Wir ſchreiben hier keine Theatergeſchichte der Gegenwart, ſondern geben nur eine Charakteriſtik der vielgaſtirenden, gefeiertſten Hauptdarſteller unter Anlehnung an das Devrient'ſche Werk über „Das Virtuoſenthum". Daß dieſer Autor die bedeutendſten, im Enſemble wirkenden Schauſpieler nicht nach Verdienſt, nicht eingehend genug gewürdigt hat, iſt ein Vorwurf, den man ſeinem Werke nicht erſparen kann. Unſerer Aufgabe liegt dies fern; gleichwol erwähnen wir noch einiger hervorragender Kräfte, welche durch Gaſtſpiele auch in weitern Kreiſen ſich bekannt gemacht haben.

Da iſt Charlotte Wolter, die Tragödin des wiener Burgtheaters, voll tragiſcher Kraft und hinreißender Leidenſchaftlichkeit; obgleich eine Naturaliſtin und als ſolche auch in ihren Leiſtungen von mancherlei Stimmungen, von größerer oder geringerer Inſpiration abhängig, hat ſie doch in den entſcheidenden Augenblicken ſtets jenes elektriſche Fluidum, jenes innerlichſte Vibriren des Affects und der Leidenſchaft, ohne welches eine erſchütternde tragiſche Wirkung unmöglich iſt. Sehr treffend ſagt ein wiener Autor, Karl von Thaler, in der „Deutſchen Schaubühne" von der Künſtlerin: „Eine Eigenthümlichkeit iſt ihr Schrei, der berühmte Wolter'ſche Schrei. Schmerz und Zorn, tödlicher Schreck und jubelnde Freude, in dieſem Schrei liegt alles, und in jeder Rolle von Bedeutung wird er angebracht. Wenn Chriemhielde den todten Gatten vor ihrer Kammerthür findet, wenn Maria Stuart den jahrelang verhaltenen Groll austoben läßt, wenn Deborah den Geliebten mit einer Andern am Altar ſtehen ſieht, es iſt immer derſelbe markdurchdringende Schrei, in den ſie die ganze Qual eines vernichteten Herzens zu legen weiß. Er iſt nicht gerade ſchön, aber außerordentlich wahr und natürlich. An jeder andern würde man ihn tadeln; man würde ſagen, was jenſeit der Schönheitslinie liege, gehöre nicht auf die Bühne; der Wolter wird er verziehen, ja man bewundert ihn. Das verdankt ſie dem ſinnlichen Zauber ihrer Erſcheinung. Die ſchöne Stirn mit den ſchmachtenden Augen, die claſſiſche Naſe, den kleinen Mund mit den Eichhornzähnchen haben auch andere; aber den geiſtig-nervöſen, halb müden, halb leidenſchaftlichen Ausdruck des ganzen Geſichtes findet man nicht leicht wieder. Charlotte Wolter iſt zugleich ſchön und intereſſant. Das Ebenmaß ihrer Geſtalt macht ſie im antiken Coſtüm zu einem Modell für den Bildhauer."

Gleiche Bedeutung wird der ſtuttgarter Hofſchauſpielerin Eleonore Wahlmann von Sacher-Maſoch zugeſchrieben; er nennt ſie die bedeutendſte tragiſche Kraft, welche ſich in neueſter Zeit der Bühne zugewendet hat. „Frau Wahlmann hat nicht Temperament allein, ſie hat auch Geiſt, Fleiß, und ſie ſieht ihre Kunſt mit Ernſt und Begeiſterung an. Sie hat aber auch mehr als Temperament, ſie iſt eine bedeutende Natur. Ich habe noch

nie bei einem Weibe ſo viel Leidenſchaft, eine ſo grauſame Wildheit geſehen wie bei Eleonore Wahlmann. Und ein teufliſcher Hohn, ein mit dem beſten Herzblut getränktes entſetzliches Lachen liegen in ihrer Bruſt, welche uns mehr erſchüttern als das Verzweifeln und das Weinen anderer. Ihr Aeußeres entſpricht dieſen Elementen ihres Talents, der Kopf mit den herben, ſcharfgeſchnittenen Zügen, den großen flammenden Augen, die hohe, ſchlanke, energiſche Geſtalt."

In erſter Linie verdient auch noch das ſchöne, vielgewandte Talent der dresdener Hofſchauſpielerin Pauline Ulrich hervorgehoben zu werden, ein Talent, welches ſich in der Tragödie durch Energie, im Luſtſpiel durch geiſtvolle Munterkeit und Anmuth auszeichnet. Frau Erhart in Berlin, Frau Link-Herzfeld in Manheim beſitzen beide das echte zündende Feuer für große tragiſche Impulſe; Frl. Bland in Breslau iſt auf dem Gebiete des Zartinnigen eine anerkennenswerthe Künſtlerin.

Noch zahlreiche andere jüngere Kräfte an den verſchiedenſten Bühnen bezeugen, daß der Flor der weiblichen dramatiſchen Talente durchaus nicht im Abnehmen iſt, und auch für das Gebiet der Tragödie erſcheint immer ein Nachwuchs, der ihren Aufgaben gewachſen bleibt. Anders verhält es ſich mit den Helden im großen Stil; ſie ſind in Deutſchland faſt auf den Ausſterbeetat geſetzt; Nachfolger der Eßlair und Fleck gibt es nicht, und die tragiſchen Dichter, welche ihre Hauptrollen auf ſolche Kräfte bauen, haben auf Sand gebaut. Selbſt die wiener Burg hat ſeit Löwe und Anſchütz keine gleich hervorragenden Künſtler für dieſe Fächer aufzuweiſen. Die Wucht, welche für heroiſche Geſtalten unerläßlich iſt, beſitzt Otto Lehfeld; ſeine Darſtellung Shakſpeare'ſcher Charaktere hat Mark und große Züge; doch läßt ſie zu ſehr geſchmackvolle Ausarbeitung und die Mitteltinten vermiſſen. Wir haben vortreffliche Luſtſpielliebhaber, wie Sonnenthal, Sonntag u. a., auch Darſteller für die feurigen Liebhaber der Tragödie, wie Robert, Ludwig, Dettmer, Porth u. a., bedeutſame Charakterdarſteller innerhalb gewiſſer und individueller Schranken, wie Lewinsky, Kahle u. a., Darſteller von Bildung und kräftigen Mitteln wie Förſter und Hallerſtein, geniale Künſtlernaturen, die aber durch alle Fächer ſchweifen, wie Mitterwurzer; aber Darſteller, die einen Macbeth oder Wallenſtein zu imponirender Geltung brächten oder ähnlichen Aufgaben großen Stils gerecht würden, wüßten wir nicht aufzuzählen. Wären nicht die Aufführungen der Shakſpeare-Hiſtorien in Berlin und Wien: man würde glauben, daß die geſchichtliche Tragödie auf dem Repertoire der Gegenwart ganz auf den Ausſterbeetat geſetzt iſt.

Das Virtuoſenthum war die beklagenswerthe Erſcheinungsform, in welcher hervorragende Darſteller ihr Talent in jüngſter Zeit zu bewähren ſuchten; man mag dieſe Form verdammen, darf aber die Bedeutung der Talente deshalb nicht unterſchätzen. Daß ſie gerade in ſolcher Weiſe ſich zu erhöhter Geltung und Bewährung brachten: das beweiſt das Buch von Eduard Devrient, welches ihnen gerade die eingehendſte Analyſe zutheil werden läßt, während es an andern Kräften mit ſtillerer Wirkſamkeit auch flüchtiger vorübergeht. Keinesfalls iſt die Aera des Virtuoſenthums geſchloſſen; es wird immer neue Talente hinausdrängen zu ſeinen Lorbern, zu ſtets neuer Bewährung vor einem neuen Publikum und einer andern Kritik, um ſo mehr, als ja der Weg in das Pantheon der Kunſtgeſchichte in ſolcher Weiſe geebnet wird; doch wenigſtens größeres Maß und der Haltpunkt eines feſten Enſemble für die Hauptzeit des Jahres bleibt zu wünſchen, da ohne daſſelbe die Talente, wie Dawiſon und die Seebach beweiſen, in irre Bahnen gelenkt werden.

Die dritte Republik in Frankreich.

Von

H. Bartling.

Zweiter Abſchnitt.

Die Präſidentſchaft von Thiers.

I.

Die allgemeinen Wahlen. Der Pact von Bordeaux. Die Regierung und die Commune von Paris.

Mit der Uebergabe von Paris, mit der Vernichtung der Armee unter Bourbaki fällt der Vorhang über das blutige Drama, das ſich ſeit den erſten Tagen des Auguſt 1870 in Frankreich abgeſpielt hatte: ein neues Kapitel eröffnet ſich in der Geſchichte und den Geſchicken des durch eigene Schuld ſo hart geprüften Landes. Friede, Ruhe, das war der heiße Wunſch aller, dem ſich nur wenige ehrgeizige und eigennützige Heißſporne entgegenzuſetzen wagten, und unter dieſen ſtand der verbiſſene junge Dictator zu Bordeaux an der Spitze. Er, mit den von ihm beeinflußten Collegen, wollte von dem durch Jules Favre abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande nichts wiſſen.*) Seine Abſicht war: Fortſetzung des Krieges, koſte es was es wolle. Noch am 30. Jan. 1871 erließ er an die Generale und die Präfecten ein Rundſchreiben, in welchen er ihnen vorſchrieb, den Waffenſtillſtand zu benutzen und die Ausbildung der mobiliſirten Nationalgarde zu vervollſtändigen. Tags darauf ſandte er an die Präfecten und Unterpräfecten ein anderes, energiſcheres Rundſchreiben, in welchem die gleichen Rathſchläge enthalten waren und ihnen befohlen wurde, ihre Strenge zur Aufrechthaltung der Disciplin zu verdoppeln, mit dem Bemerken: „Die vom Miniſterium des Innern und des Krieges verfolgte Politik bleibt ſtets dieſelbe: Krieg bis aufs Meſſer, Widerſtand bis zur Erſchöpfung. Wenden Sie deshalb alle Ihre Energie an, den moraliſchen Muth der Bevölkerung aufrecht zu erhalten.“ Der Schluß dieſes Rundſchreibens aber enthüllte die geheime Abſicht Gambetta's und ſeiner Anhänger mehr als alles andere, er lautet: „Aus dem Waffenſtillſtande muß um jeden Preis Vortheil gezogen werden, und wir können das wol durchſetzen. Sogar die Wahlen können und müſſen ausgenutzt werden. Was Frankreich noththut, das iſt eine Nationalverſammlung, die den Krieg will, und zu allem entſchloſſen iſt, um ihn zu führen. Das aus Paris erwartete Mitglied der Regierung kommt zweifelsohne morgen früh an. Der Miniſter hat ſich einen Termin geſetzt, der morgen, um 3 Uhr, abläuft. Sie erhalten morgen eine Proclamation an die Bürger, mit ſämmtlichen Decreten und Maßregeln, welche ſeiner Meinung nach den Bedürfniſſen der gegenwärtigen Lage genügen ſollen. Alſo Geduld, Feſtig-

*) Was den Waffenſtillſtand, deſſen Bedingungen und die unmittelbar mit demſelben verknüpften Ereigniſſe anbetrifft, ſo verweiſen wir auf „Der Krieg Deutſchlands gegen Frankreich 1870 und 1871“ („Unſere Zeit“, Neue Folge, IX, 2., 618 fg.).

keit, Muth, Einigkeit, Disciplin! Es lebe die Republik!" Wie man ersieht, war es Gambetta darum zu thun, bei den bevorstehenden Wahlen Candidaten zum Siege zu verhelfen, die, wie er, der Republik anhingen und mit ihm gegen einen jeden Frieden protestirten. Diese seine Absichten fanden im Lande nur bei den extremen Parteien Beifall. In Lyon gab der Municipalrath, der erst vor wenigen Monaten auf Betrieb Gambetta's durch den Präfecten des Rhônedepartements in Function gesetzt worden war, seine Beistimmung, und auch in Bordeaux wurde durch eine aufgeregte Volksmenge, welche sich im Theater versammelt hatte, gegen den Abschluß des Waffenstillandes protestirt und auf Fortsetzung des Krieges bis zum Aeußersten gedrungen.

Doch wir müssen nun einige Tage zurückgreifen und uns dem Wirken der Centralregierung in Paris zuwenden. Diese hatte, nachdem sie der Delegation von Bordeaux Mittheilung vom Abschluß des Waffenstillstandes gemacht, am 31. Jan. die Wahlen auf den 8. Febr. ausgeschrieben, zur Bildung einer Versammlung, welche, laut Art. 2 des Waffenstillstandes, darüber entscheiden solle, „ob der Krieg fortzusetzen, oder unter welchen Bedingungen der Friede abzuschließen sei". Die Dauer des Waffenstillstandes war auf 21 Tage festgesetzt worden und lief am 19. Febr. um die Mittagsstunde ab. Die Regierung der nationalen Vertheidigung schrieb deshalb die Wahlen für das Seinedepartement auf den 5. Febr. und dann auf den 8. Febr. aus und veröffentlichte zu gleicher Zeit das Decret vom 8. Sept. 1870, welches die Wahlen regelte, mit einer einzigen Modification, nämlich derjenigen, daß die Candidatur der Präfecten in den von ihnen verwalteten Departements ausgeschlossen werden sollte. Das „Journal officiel" vom 21. Jan., das dieses Decret enthielt, traf merkwürdigerweise nicht in Bordeaux ein, und die Delegation veröffentlichte deshalb am nächsten Tage ihrerseits ein anderes, welches lautete: „Die Mitglieder der nationalen Vertheidigung, delegirt, um die Regierung zu vertreten und ihre Gewalten auszuüben, decretiren: in Erwägung, daß es gerecht ist, daß der Mitschuldige des Régime, das mit dem Attentat des 2. December begann, um mit der Capitulation von Sedan zu enden, und so Frankreich den Ruin und die Invasion hinterließ, augenblicklich ebenso politisch beseitigt werden muß, wie die auf ewig verfluchte Dynastie, deren schuldbeladenes Werkzeug er war; in Erwägung ferner, daß es eine nothwendige Sanction der Verantwortlichkeit ist, welche denen zufällt, die mit Wissen den Kaiser in der Erfüllung der verschiedenen Acte seiner Regierung, welche das Vaterland in Gefahr gebracht, unterstützten und ihm gehorchten: Art. 1. Werden nicht zu Volksvertretern in der Nationalversammlung die Individuen gewählt werden können, welche vom 2. Dec. 1851 bis zum 4. Sept. 1870 die Functionen von Ministern, Senatoren, Staatsräthen und Präfecten angenommen haben. Art. 2. Sind ebenfalls von der Wählbarkeit zur Nationalversammlung ausgeschlossen die Individuen, welche bei den legislativen Wahlen, die vom 2. Dec. 1851 bis zum 4. Dec. 1870 stattgefunden, officielle Candidaturen angenommen und deren Namen auf den Candidatenlisten stehen, welche von den Präfecten den Wählern empfohlen worden sind und deren Namen vom officiellen «Moniteur» mit den Bezeichnungen Regierungscandidat, Verwaltungscandidat oder officieller Candidat veröffentlicht worden sind. Art. 3. Sind null und nichtig die Stimmzettel, welche die Namen der zu den eben bezeichneten Kategorien gehörenden Individuen tragen. Diese Bulletins werden beim Zählen der Stimmen nicht in Anrechnung kommen." Ein zweites Decret von demselben Tage fügte hinzu: „Ausgeschlossen sind von der Wählbarkeit die Mitglieder der Familien, welche über Frankreich seit 1789 regiert haben." Ein anderer Artikel dieses zweiten Decrets autorisirte die Präfecten, sich in den von ihnen verwalteten Departements als Candidaten aufzustellen.

Da das Ultimatum, welches Gambetta in seinem obenerwähnten Rundschreiben gestellt hatte, abgelaufen war, ehe sich ein Mitglied der Centralregierung in Bordeaux eingestellt

hatte, so hielt er sich für vollkommen ermächtigt, die bereits angekündigte Proclamation an die Bürger zu erlassen. Dieses lange Document, das nicht blos die Absichten Gambetta's, sondern der ganzen extremen demokratischen Partei Frankreichs enthält, ist für eine genaue Kenntniß derselben zu wichtig, als daß wir es den Lesern entziehen dürften, und zwar ist es ein memento periculi. „Bürger!" so schrieb der wüthende Dictator, der die Stunden seiner Macht gezählt wußte, „die Fremden haben Frankreich die grausamste Beleidigung zugefügt, welche unserm Volke in diesem schlimmen Kriege, der uns eine übermäßige Züchtigung für unsere Schwächen und Irrthümer auferlegte, zu ertragen beschieden war. Das uneinnehmbare Paris hat, vom Hunger bezwungen, die deutschen Horden nicht länger von sich abhalten können. Am 28. Jan. ist es erlegen. Noch bleibt die Stadt Paris unberührt. Dies ist die letzte Huldigung, welche durch die moralische Macht und Größe der Barbarei abgerungen wurde. Nur die Forts sind dem Feinde übergeben worden; aber noch im Falle hat uns Paris den Preis seiner heroischen Opfer hinterlassen. Doch scheint es, als ob ein böses Geschick uns noch ein größeres Unglück, einen größern Schmerz bereiten wolle als den, der uns durch den Fall von Paris zugefügt ward. Ohne unser Vorwissen, ohne euch zu benachrichtigen und ohne uns zu Rathe zu ziehen, hat man einen Waffenstillstand unterzeichnet, dessen große Leichtfertigkeit wir leider zu spät erfahren haben; einen Waffenstillstand, der den preußischen Truppen die Departements überliefert, welche noch von unsern Soldaten besetzt sind; einen Waffenstillstand, der uns die Verpflichtung auferlegt, uns drei Wochen unthätig zu verhalten, um in den traurigen Verhältnissen, in denen das Land sich befindet, eine Nationalversammlung zusammentreten zu lassen. Wir haben Aufklärung über die Verhältnisse von Paris erbeten und bis dahin Stillschweigen bewahrt. Indem wir uns an euch wenden, wollten wir die verheißene Ankunft eines Regierungsmitgliedes aus Paris abwarten. Wir hatten beschlossen in die Hände dieses Mitglieds unsere Vollmachten niederzulegen. Die hiesige Delegation der Regierung hat den Willen zu gehorchen, um ein Pfand ihrer Mäßigung und ihres guten Glaubens zu geben; sie will die Pflicht erfüllen, ihren Posten nicht eher zu verlassen, als bis sie desselben enthoben ist. Ihren Freunden und Gegnern will sie durch ihr Beispiel den Beweis liefern, daß eine demokatische Regierung nicht nur die größte, sondern auch die gewissenhafteste aller Regierungen ist. Niemand ist indessen von Paris angekommen, und so müssen wir denn, koste es was es wolle, handeln, um die arglistigen Combinationen der Feinde Frankreichs zu Schanden zu machen. Preußen rechnet auf den Waffenstillstand, um unsere Heere zu entkräften und zur Auflösung zu bringen. Preußen hofft, daß eine Versammlung, welche nach vielen aufeinanderfolgenden Unglücksfällen und unter dem furchtbaren Eindruck des Falls von Paris zusammentritt, auch muthlos und zur Annahme eines schmählichen Friedens geneigt sein müsse. Von uns hängt es ab, diese Berechnungen zu Schanden zu machen und zu bewirken, daß die Mittel, welche bestimmt waren, den Geist des Widerstandes zu vernichten, vielmehr denselben aufs neue beleben und erhöhen. Benutzen wir den Waffenstillstand dazu, um unsere jungen Truppen einzuüben und die Organisation der Vertheidigung und des Krieges mit größerer Energie als je zu bewirken; bieten wir alles auf, daß an Stelle der von den Fremden erhofften reactionären und feigen Kammer eine wahrhaft nationale und republikanische Versammlung zusammentrete, welche den Frieden will, wenn derselbe die Ehre und die Integrität des Landes sichert, die aber ebenso fähig und bereit ist, den Krieg zu wollen, um zu verhindern, daß ein Meuchelmord an Frankreich begangen werde. Franzosen, gedenken wir unserer Väter, welche uns Frankreich als einen compacten und untheilbaren Staat hinterlassen haben. Hüten wir uns davor, unsere Geschichte zu verrathen und unsern ererbten Besitz in die Hände der Barbaren übergehen zu lassen. Zu den Waffen! Es lebe Frankreich! Es lebe die Eine untheilbare Republik!"

Digitized by Google

Dies Document sowie die bereits angeführten ließen keinen Zweifel über die Absicht der Delegation. Sie wollte die Fortsetzung des Kampfes; sie wollte die Republik, und überzeugt, daß die ehemaligen Diener des Kaiserreiches alle ihre Kräfte anwenden würden, um einen Frieden abzuschließen, den sie verwarf, beschloß sie dieselben von den Wahlen und der Nationalversammlung auszuschließen, während sie die von der Republik ernannten Präfecten autorisirte, sich in ihren Departements als Candidaten zu präsentiren, was mit andern Worten hieß, all ihren Einfluß anzuwenden, um einen Sitz in der Versammlung zu erhalten. Dies war ein Act reiner Dictatur, ein Act, der dem demokratischen Princip, dessen Kämpe Gambetta zu sein beständig vorgab, sowie der freien Wirkung des allgemeinen Wahlrechtes schnurstracks entgegenlief. Zu gleicher Zeit aber war es ein Fehler, weil diese Maßregel die ganz unausbleibliche Wirkung haben mußte, einen Theil der Bevölkerung aufzureizen, ihm die Republik verhaßt zu machen und die Versöhnung der Parteien zu verhindern. Weiter bewies diese Entschließung, daß die Delegation, ungeachtet sie Mittel genug besaß, sich zu unterrichten, ungeachtet ihrer viermonatlichen beständigen Berührung mit den Provinzen, sich doch keine genaue Rechenschaft von den Wünschen und Neigungen des Landes abgelegt hatte, weil das repräsentative Mandat nur einer kleinen Anzahl von Individuen ertheilt ward, welche die Delegation durch einen Gewaltstreich hatte ausschließen wollen, auf die Gefahr hin sich zu compromittiren. Und in der That hatte sie sich auf eine solche Weise compromittirt, daß Gambetta und seine Collegen in kurzer Frist zum Rücktritt gezwungen werden mußten. Die Regierung der nationalen Vertheidigung, welche definitiv die wahre Regierung war, hatte die ihr auferlegte Pflicht ganz anders aufgefaßt. Ihr Wahlprogramm war genau dasselbe, welches am 15. März 1849 von der Nationalversammlung angenommen war: sie hatte es am 8. Sept. in ihrem ersten Decret erklärt, das „Journal officiel" hatte es verkündigt, und weder Crémieux noch Gambetta, die damals noch in Paris waren und über dasselbe mitberathen hatten, konnten Unkenntniß über dasselbe vorschützen. Die Delegation hatte, das ist wahr, kein „Journal officiel" vom 27. Jan. empfangen, in welchem dieselben Dispositionen erneuert wurden; aber sehr wohl wußte sie, daß die Centralregierung die Wahlbedingungen mit dem Decret veröffentlichen mußte, das die Wähler zusammenberief, und daß dieselbe sich nicht selbst von ihrer Pflicht entbinden konnte, indem sie das Wahlgesetz von 1849 beiseitesetzte. Die Delegation wollte ihr also Gewalt anthun und sie auf ihrer Bahn mit fortreißen, indem sie Jules Favre und seinen Collegen ein fait accompli entgegensetzte. Doch die Centralregierung hatte sich nicht blos mit der Veröffentlichung ihrer Decrete im „Journal officiel" begnügt, sondern eins ihrer Mitglieder, Jules Simon, nach Bordeaux delegirt, der mit Lavertujon, einem der Regierungssecretäre, am 31. Jan. daselbst eintraf. Jules Simon war Träger eines in folgenden Ausdrücken abgefaßten Decrets: „In dem unvorhergesehenen Falle, daß die Delegation den Decreten und Befehlen der Regierung der nationalen Vertheidigung Widerstand leisten sollte, ist Hr. Jules Simon durch Gegenwärtiges mit den absolutesten Vollmachten ausgerüstet, dieselben zur Ausführung bringen zu lassen. Gegeben zu Paris am 28. Jan.: Trochu, Jules Favre, Picard, Arago, Garnier-Pagès, Eugène Pelletan."

Am Nachmittage seiner Ankunft trat Jules Simon mit den Mitgliedern der Delegation sofort in Berathung und beschwor sie, die von ihnen erlassenen Decrete zu widerrufen; auf ihre Weigerung erklärte er ihnen, daß er den Auftrag habe, das Decret der Centralregierung vom 28. Jan. auszuführen und daß er sein Mandat erfüllen werde. Am 1. Febr. protestirte auch ein Theil der Presse von Bordeaux sowie die gesammte dorthin von Paris aus delegirte mit folgenden Worten: „In Erwägung, daß die Regierung der Nationalvertheidigung einschließlich der Mitglieder der gegenwärtigen Delegation von Bordeaux am 8. Sept. 1870 ein Decret erlassen haben, welches die Bedin-

gungen der Wählbarkeit nach dem von der Gesetzgebenden Versammlung votirten Gesetze vom 15. März 1849 feststellt; in Erwägung, daß im Monat October vorigen Jahres und gerade wegen der Wahlen Hr. Gambetta ein officiell veröffentlichtes Decret der Delegation annullirt hat mit der Erklärung, daß die Decrete der Regierung von Paris allein obligatorisch seien; daß es demgemäß nicht einer Fraction der Regierung zustehen kann, dasjenige, was durch die gesammte Regierung festgestellt worden, zu modificiren; in Erwägung, daß das Decret vom 8. Sept. 1870, welches von der Regierung der Vertheidigung aufrecht erhalten, im officiellen Journal von Paris veröffentlicht, angeschlagen und nur in dem Sinne modificirt worden ist, daß es die Candidatur der Präfecten ausschließt, allein gültig ist und das Decret der Delegation von Bordeaux annullirt; in Erwägung, daß das unter dem 31. Jan. erlassene Decret dieser Delegation der Wahlfreiheit eine schwere Verletzung zufügt, da es von der Wählbarkeit mehrere Kategorien von Bürgern ausschließt, und dadurch das Recht der Wähler willkürlich beschränkt; in Erwägung, daß dieses Decret nicht nur durch seine Ausschließungen, sondern auch durch das den Präfecten gewährte Privilegium, sich in ihren Departements vorschlagen zu lassen, im Widerspruch mit den weisen Bestimmungen des Gesetzes von 1849, die Wahlfreiheit verletzt; endlich in Erwägung, daß die nächste Nationalversammlung die Kraft, deren sie so sehr bedarf, nur aus der vollen und unbestreitbaren Aufrichtigkeit der allgemeinen Abstimmung erlangen kann, protestiren die unterzeichneten Vertreter der Presse unter Vorbehalt aller Rechte und der unbedingten Unabhängigkeit der Wähler." Zu diesem Protest gesellte sich am 3. Febr. noch ein anderer mächtigerer, an den wahrscheinlich niemand in Bordeaux gedacht hatte. Graf Bismarck legte sich nämlich ins Mittel und ließ nach Bordeaux folgende Depesche*) abgehen: „Versailles 6 Uhr 40 Minuten abends. An Hrn. Léon Gambetta zu Bordeaux. Im Namen der durch die Waffenstillstandsconvention stipulirten Freiheit der Wahlen protestire ich gegen die in Ihrem Namen erlassenen Verfügungen, welche zahlreiche Kategorien französischer Bürger des Rechts berauben, in die Versammlung gewählt zu werden. Wahlen, welche unter einem Régime willkürlichen Widerstandes vorgenommen werden, vermögen nicht die Rechte zu verleihen, welche die Waffenstillstandsconvention den frei erwählten Abgeordneten zuerkannt hat." Diese Depesche kam Gambetta höchst willkommen. Er sah in ihr ein siegreiches Argument, eine vollständige Rechtfertigung seiner Handlungsweise, und am 6. Febr. um 1 Uhr morgens ließ er sie den Präfecten mit folgenden Reflexionen zugehen: „Bürger, vor einigen Tagen sagten wir, Preußen zähle zur Befriedigung seines Ehrgeizes auf eine Versammlung, in welcher dank der Kürze der Zeit und den materiellen Schwierigkeiten aller Art die Mitschuldigen und Helfershelfer der erwählten Dynastie, die Verbündeten Bismarck's, eintreten könnten. Das am vergangenen 31. Jan. erlassene Ausschließungsdecret machte diese Hoffnung zu Schanden. Der unverschämte Anspruch, mit dem der preußische Minister hervortritt, sich in die Constituirung einer französischen Versammlung einzumischen, ist die schlagendste Rechtfertigung der durch die Regierung der Republik ergriffenen Maßregeln. Die Lehre wird nicht verloren sein für diejenigen, welche noch nationales Ehrgefühl besitzen." Zu gleicher Zeit expedirte Gambetta eine Depesche an die Präfecten, in welcher sich die Delegation, nachdem sie von der Ankunft Jules Simon's in Bordeaux und dessen Mission Mittheilung gemacht hatte, folgendermaßen aussprach: „Seit vier Monaten ist die Regierung von Paris eingeschlossen, abgeschnitten von aller Verbindung mit dem öffentlichen Geist und zudem befindet sie sich im Zustande der Kriegsgefangenschaft. Nichts sagt uns, daß sie, wäre sie besser unterrichtet, nicht mit der Regierung von Bordeaux übereingestimmt

*) Auch an Jules Favre sandte Graf Bismarck einen energischen Protest gegen das anmaßende und willkürliche Auftreten Gambetta's. Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, IX, 2., 625.

haben würde. Viel weniger beweist uns irgendetwas, daß außerhalb der Jules Simon übertragenen Mission, die Wahlen vorzunehmen, sie die Absicht gehabt habe, auf eine absolute und definitive Weise unvereinbare Anschauungen zu regeln. Unter diesen Umständen glaubt die Regierung zu Bordeaux ihr Decret aufrecht halten zu müssen; sie hält es aufrecht ungeachtet des Widerspruchs und der Einmischung des Hrn. von Bismarck in die innern Angelegenheiten des Landes; sie hält es aufrecht im Namen der Ehre und der Interessen Frankreichs." Die Depesche fügte hinzu, daß ein Mitglied der Regierung (Crémieux) noch an demselben Tage nach Paris abreise, um die Regierung zu Paris von der wahren Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen. Diese Depesche war von Crémieux, Gambetta, Glais-Bizoin und Fourichon unterzeichnet. Der Conflict hatte also seinen Höhepunkt erreicht. Jules Simon bestand auf der Erfüllung seines Mandats, und an demselben Tage, da die Delegation ihr obenerwähntes Rundschreiben absandte, erließ er das folgende von dem außerordentlichen Commissar der Regierung, Ricard, gegengezeichnete Decret: „Die Wahlen werden in allen Departements am 8. Febr. stattfinden, gemäß dem von der Delegation zu Bordeaux veröffentlichten Decret, jedoch mit Ausnahme der Modification. Die Wähler dürfen ihre Wahl auf einen jeden französischen Bürger lenken, der nicht gesetzlich wahlunfähig gemacht worden ist und der das zur Wahl nöthige Alter erreicht hat. Alle durch die Gesetze und Decrete, namentlich aber durch das zu Bordeaux veröffentlichte Decret ausgesprochenen Wahlbeschränkungen sind aufgehoben. Die Versammlung wird am 12. Febr. zu Bordeaux zusammentreten und die Regierung der nationalen Vertheidigung alsbald ihre Machtvollkommenheiten in ihre Hände legen."

Während sich dies zu Bordeaux zutrug, legte die Centralregierung im officiellen Journal die Ursachen des Conflicts dar und veröffentlichte am 4. Febr. eine Proclamation an das französische Volk, in der sie sich rechtfertigte, die Delegation nicht zu Rathe gezogen zu haben, weil sie selbst in einen Wall von Eisen eingeschlossen, und weil angesichts der Erschöpfung der Lebensmittel keine Zeit zu verlieren gewesen sei. Was die von Gambetta und seinen Anhängern so oft vorgebrachte Anklage, Jules Favre habe die Armee Bourbaki's den Deutschen aufgeopfert, anbetrifft, so weist die Proclamation dieselbe klar und bündig mit folgenden Worten zurück: „Wir haben für die Zusammenberufung der Nationalversammlung einen Waffenstillstand stipulirt, als die Armeen, die uns zu Hülfe kommen konnten, weit von uns zurückgeworfen waren. Eine einzige hielt noch stand, wir glaubten es wenigstens. Preußen forderte die Uebergabe von Belfort. Wir verweigerten sie, und um den Platz zu beschützen, reservirten wir für einige Tage die Actionsfreiheit seiner Hülfsarmee. Wir wußten nicht, daß es zu spät war. Da sein Heer durch die deutschen Armeen in zwei Hälften getheilt war, konnte Bourbaki ungeachtet seines Muthes nicht widerstehen, und nach dem Acte edelmüthiger Verzweiflung, welchem er sich überließ, wurde seine Truppe gezwungen, die Grenze zu überschreiten. Die Convention vom 28. Jan. hat also kein Interesse gefährdet, und Paris allein wurde aufgeopfert. Es murrt nicht; es huldigt der Tapferkeit derjenigen, welche weit von ihm entfernt zu seiner Unterstützung gekämpft haben. Selbst den klagt es nicht an, der heute so ungerecht und verwegen ist, nämlich den Herrn Kriegsminister, der den General Chanzy aufhielt, als dieser Paris zur Hülfe eilen wollte, und der ihm den Befehl gab, sich hinter die Mayenne zurückzuziehen. Nein, alles war unnütz, und wir müssen unterliegen. Aber unsere Ehre steht aufrecht und wir werden nicht dulden, daß man sie antastet. Wir haben Frankreich berufen, frei eine Versammlung zu wählen, die in dieser höchsten Krisis ihren Willen zu erkennen geben wird. Eine von einem mächtigen Feinde angegriffene Nation kämpft bis aufs äußerste, aber sie hat immer das Recht, über die Stunde, wo der Kampf möglich zu sein aufhört, zu entscheiden. Dies wird das über sein Schicksal

befragte Land sagen. Damit sich sein Wunsch allen als ein geachtetes Gesetz aufzwingt, muß er der souveräne Ausdruck der freien Abstimmung aller sein. Wir lassen deshalb nicht zu, daß man dieser Abstimmung willkürliche Schranken auferlegt. Wir haben das Kaiserreich und seine Gewohnheiten bekämpft; wir wollen sie nicht annehmen, indem wir officielle Candidaturen durch den Weg der Ausmerzung aufstellen. Große Fehler mögen gemacht worden sein, schwere Verantwortlichkeit daraus entspringen; nichts ist wahrer, aber das Unglück des Vaterlandes stellt alles auf Eine Stufe; und wenn wir uns zur Rolle von Parteimännern erniedrigen, so würden wir den Schmerz und die Schande haben, diejenigen zu treffen, welche kämpfen und ihr Blut an unserer Seite vergießen. Sich der vergangenen Streitigkeiten erinnern, wenn der Feind unsern mit Blut getränkten Boden mit Füßen tritt, heißt das große Werk der Vertheidigung des Vaterlandes in den Staub ziehen. Wir setzen die Principien über diese Auskunftsmittel. Wir wollen nicht, daß das erste Decret betreffs der Zusammenberufung der republikanischen Versammlung im Jahre 1871 ein Act des Mistrauens gegen die Wähler sei. Ihnen gehört die Souveränetät an; mögen sie dieselbe ohne Schwäche ausüben, und das Vaterland kann gerettet werden. Die Regierung der nationalen Vertheidigung weist das von der Delegation ungesetzlich erlassene Decret zurück und annullirt es, und beruft alle Franzosen ohne Kategorien, für die Vertreter zu stimmen, welche ihnen die würdigsten scheinen werden, Frankreich zu vertheidigen. Es lebe die Republik! Es lebe Frankreich!"

An demselben Tage, an welchem diese Proclamation erschien, sandte die Centralregierung drei andere ihrer Mitglieder, nämlich Garnier-Pagès, Pelletan und Arago, nach Bordeaux, um Jules Simon daselbst zur Seite zu stehen. Sie trafen am 6. Febr. in Bordeaux ein und brachten Crémieux mit sich zurück, dem sie in Vierzon begegnet waren. Träger eines am 4. Febr. gezeichneten Decrets, welches das der Delegation vom 31. Jan. annullirte, legten sie dasselbe in die Hände Jules Simon's, mit dem Auftrage es sofort an alle Straßenecken ankleben und es ohne Zögern allen Präfecten, Unterpräfecten und Maires mittheilen zu lassen. Hiermit war die Krisis zu Ende, und noch an demselben Tage sandte Gambetta, der endlich einsehen gelernt hatte, daß fernerer Widerstand seinerseits vergebens sein würde, ein Rundschreiben an die Präfecten, in welchem er ihnen die Lage auseinandersetzte. Er sah in der Handlungsweise der Centralregierung eine „Desavouirung und Abberufung" und fügte hinzu: „Die Meinungsverschiedenheit über die wahre Lage der Dinge im Innern wie im Aeußern tritt so deutlich hervor, daß kein Zweifel mehr möglich ist. Mein Gewissen macht es mir zur Pflicht, meine Functionen als Mitglied einer Regierung niederzulegen, mit der ich weder Ideen noch Hoffnungen gemein habe. Ich habe meine Entlassung bereits heute genommen." Und dem war wirklich so, denn noch an demselben Tage ward er durch Emmanuel Arago als Minister des Innern ersetzt.

Die Wahlen konnten nun ungehindert und so wie es die Waffenstillstandsconvention bestimmte, am 8. Febr. stattfinden. Alle die zahlreichen Parteien, in welche die französischen Politiker getheilt waren, erließen ihre Wahlmanifeste und stellten ihre Candidaten auf. Unter diesen befanden sich, trotz der gesetzlichen Bestimmungen über die ehemals königlichen Familien, die Namen der orléanistischen Prinzen Aumale und Joinville. „Wenn ich die Lage Frankreichs betrachte", so sagte ersterer in seiner Wahladresse, „und seine Geschichte, seine Traditionen und die Ereignisse des letzten Jahres, dann bin ich überrascht von den Vortheilen, welche eine constitutionelle Monarchie darbietet. Ich glaube, daß sie den legitimen Hoffnungen und Bestrebungen einer demokratischen Gesellschaft zu entsprechen und mit Ordnung und Sicherheit jede Art von Fortschritt und Freiheit zu garantiren vermag. Mit einer Mischung kindlichen Stolzes und patriotischen Kummers

vergleiche ich Frankreich in seiner jetzigen Lage mit dem, was es unter der Regierung meines Vaters war.... In meinen Gefühlen, in meiner Vergangenheit, in den Traditionen meiner Familie finde ich nichts, was mich von der Republik scheidet. Wenn Frankreich unter dieser Form seine Regierung zu constituiren wünscht, dann bin ich bereit mich vor seiner Souveränetät zu beugen und ihm ein treuer Diener zu sein." Diese Adresse, das läßt sich nicht leugnen, war mit jener jesuitischen Geschicklichkeit abgefaßt und mit jener fuchsartigen Schlauheit der augenblicklichen Lage der Dinge angepaßt, welche die Familie der Orléans alle Zeit ausgezeichnet hat.

In Paris verliefen die Wahlen sehr ruhig, höchst wahrscheinlich, weil der Tag ein sehr regnichter war; man berechnete, daß ein Viertel der Wähler sich der Wahl enthalten hatte. Die erfolgreichen Candidaten waren, wie man leicht vorhersehen konnte, rothe Republikaner. An der Spitze der Liste stand Louis Blanc; dann kamen Victor Hugo, Garibaldi, Quinet, Gambetta, Rochefort. Nicht minder waren die Aufwiegler von Profession, die Helden der Anarchie, Pyat, Deleseluze, Blanqui und Rane, der ehemalige Secretär Gambetta's, gewählt worden. Auch Admiral Saisset, der eine zeitweilige Popularität bei den Wählern erlangt hatte, weil man fälschlich glaubte, er habe sich der Capitulation von Paris widersetzt, erhielt einen Sitz in der Versammlung. Ungefähr ein Drittel von den 43 Abgeordneten des Seinedepartements waren Männer von verhältnißmäßig conservativen Meinungen; unter diesen waren Thiers, Favre und Dorian. Wie sehr sich auch der Radicalismus in Paris und einigen andern großen Städten in den Vordergrund drängen mochte, so war doch der allgemeine Charakter der durch das französische Volk erwählten Versammlung ein hochconservativer, ja reactionärer. Doch der Erfolg, den einzelne Candidaten unter den zu wählenden 759 Abgeordneten hatten, charakterisirt besser als alle möglichen Betrachtungen den Gedanken, welchen Frankreich durch seine Wahlen an den Tag legte. Thiers war in 28 Wahlkreisen von mehr denn einer Million Abstimmender gewählt worden; General Trochu hatte in 10 Wahlkreisen mit fast 700000 Stimmen die Mehrheit erhalten, und Gambetta's Name ging neunmal mit etwa 465000 Stimmen siegreich aus der Wahlurne hervor. Aus diesen drei Candidaturen, welche die größte Zahl der mehrfachen Wahlen auf sich vereinigten, und von denen die beiden ersten, mit Hinsicht auf die Ideen, welche sie vertraten, einen fast gleichen Sinn hatten, kann und darf man den Schluß ziehen, daß die Mehrheit des Landes eine frei erwählte Regierung wollte, aber eine Regierung von gemäßigter Sinnesart, ohne sich dabei weiter um die Form zu kümmern, welche man ihr geben würde. Gleichfalls ist es ein großer Irrthum, wenn man wähnt, daß die Thiers gegebenen Stimmen orléanistische gewesen seien; die Wahlen selbst widerlegten dies. Wenn das Land irgendwelche Neigung zu einer Restauration der jüngern Linie der Bourbonen gehabt hätte, dann würde es sicherlich den beiden Prinzen dieser Familie, die als Candidaten aufgetreten waren, einen ebenso deutlichen Beweis seiner Sympathie gegeben haben, wie es ihn der alten Erfahrung Thiers' angedeihen ließ. Doch der Prinz von Joinville erhielt nur eine doppelte Wahl und der Herzog von Aumale ward nur in einem einzigen Departement gewählt. Die neunmalige Wahl Gambetta's bewies deutlich die Stärke der republikanischen Partei, welche zu derselben Zeit noch dadurch bestätigt wurde, daß Jules Favre sechsmal, Garibaldi viermal, Grévy dreimal und Ledru-Rollin dreimal gewählt wurden.

Da die Nationalversammlung unmöglich in Paris unter den Kanonen des Feindes zusammentreten konnte, so war die Regierung der nationalen Vertheidigung der Ansicht, daß sich kein Ort besser dazu eignen würde als Bordeaux. Diese Stadt, wo bereits die Delegation ihren Sitz gehabt hatte, bot in der That ganz ausnahmsweise Vortheile dar. In einer großen Entfernung von den siegreichen deutschen Heeren, stand sie doch mit dem übrigen Frankreich durch eine der wichtigsten Bahnen des gesammten Eisenbahnnetzes in

Verbindung; auch zur See konnte sie auf der Gironde erreicht werden. Außerdem besaß sie alle nur nöthigen Hülfsquellen zur Installirung der Kammer und zur Beherbergung und Verpflegung der Abgeordneten und der sehr beträchtlichen Menge von Leuten, welche sich beständig um eine Versammlung drängen, die berufen ist, die Geschicke eines großen Landes zu regeln. Jules Favre hatte Bordeaux deshalb auch dem Grafen Bismarck als den Ort bezeichnet, wo sich die nationale Vertretung versammeln sollte, und der Art. 2 der Waffenstillstandsconvention besagt demgemäß: „Die Versammlung wird in Bordeaux zusammentreten." Das große Theater war als Sitzungslocal hergerichtet worden, und am 12. Febr. — es war wiederum ein Sonntag — hielten die Volksvertreter gemäß dem Zusammenberufungsdecret ihre erste Versammlung. Man kannte an diesem Tage zu Bordeaux noch nicht das Wahlresultat von mehr als 30, meistens von den Deutschen besetzten Departements und von 759 Abgeordneten vermochten kaum 300 dieser vorbereitenden Zusammenkunft beizuwohnen. Doch nichtsdestoweniger machte sich schon jetzt, noch ehe ein einziges Mitglied die Rednertribüne bestiegen hatte, der Geist der Wahlen vom 8. Febr. fühlbar. Alle Namen waren einem Programm gleich, bedeuteten Frieden oder Krieg, denn alle Candidaten oder doch fast alle hatten sich vor der Wahl über diese Lebensfrage aussprechen müssen.

Im übrigen aber hatte die Haltung der überwiegenden Mehrzahl während des Krieges keinen Zweifel über ihre Gefühle gelassen, und ungeachtet der vielfachen Schwierigkeiten, welche die Wahlen begleiteten, durfte man doch dreist behaupten, daß in Betreff des einen Punktes, der alle Wähler beschäftigte, keine Ueberraschung stattfinden konnte. Das übrige beunruhigte niemand. Da das in der Hast ertheilte Mandat sich nach der damaligen Ansicht nicht lange über den Friedensschluß hinaus verlängern konnte, so kam wenig darauf an, ob die Erwählten Monarchisten oder Republikaner waren; es genügte, daß in ihnen das patriotische Gefühl genugsam entwickelt war. Doch diese dem unparteiischen Beobachter so klare und mit der Absicht der Wähler so übereinstimmende Frage konnte sich unmöglich lange Zeit in ihrer Einfachheit erhalten. Ganz augenscheinlich war es, daß die Politik bald in den Schos der Versammlung eindringen mußte. Die Frage über Frieden oder Krieg war zu eng mit ihr verbunden, um sie nicht wach zu rufen. Nicht lange mehr konnte es dauern, bis die Parteien ihre Anhänger zählten, sich miteinander maßen; die einen überrascht, sich so stark zu finden, die andern nicht weniger erstaunt, relativ so schwach zu sein; es konnte nicht ausbleiben, daß sie irgendetwas unternahmen. Da die Gewalt niemand angehörte, so mußte sie dem Kühnsten und Geschicktesten zufallen.

Drei Hauptgruppen von Vertretern theilten sich in die Versammlung, ungleich an Zahl, aber doch im Stande, sich gegenseitig im Schach zu halten, ja vielleicht sich zu paralysiren.

Am erstaunten von allen war sicherlich die Gruppe der Legitimisten, sich nach vierzigjähriger Abwesenheit mit einem mal wieder in der politischen Arena zu finden. Erst hatte der Krieg und die Invasion kommen müssen, um sie zu bestimmen, ihre Schlösser zu verlassen und den Staub von sich abschütteln, in den sie sich seit 1830 eingehüllt hatten. Kühn, ohne politischen Hintergedanken, hatten sie sich in den Kampf gestürzt, ohne Hoffnung, sich Vortheile mit ihrem Degen zu erkämpfen. Alle diese alten Adelichen hatten sich, und diese Gerechtigkeit muß ihnen jeder unparteiische Historiker widerfahren lassen, als patriotische Franzosen gezeigt. Aber dies ist auch das einzige und größte Lob, das ihnen ertheilt werden kann. Ihre Anwesenheit in Bordeaux aber barg eine sociale Gefahr in sich. Sie erschienen dort mit allen ihren Vorurtheilen, allen Glaubensansichten eines vergangenen Jahrhunderts. Der Bewegung der politischen Welt, dem Gange der Geschäfte fremd, konnten sie der Versuchung nachgeben, Frankreich gewaltsam zu den Insti-

tutionen vor 1789 zurückzuführen. Glücklicherweise befanden sich neben ihnen weniger absolutistische, weniger der neuen Zeit feindlich gesinnte Legitimisten, Anhänger einer durch Parlamentarismus gemilderten Monarchie von Gottes Gnaden, um das Feuer eines zu lebhaften Glaubens zu mildern. Die gemäßigten Legitimisten waren einer halben Gewissensfreiheit mehr abgeneigt; sie besaßen eine große locale Unabhängigkeit und hatten, mit Einem Worte, wenig Neigung, sich eines Theiles ihrer Macht um eines Königs willen zu entkleiden, weshalb nicht zu befürchten stand, daß sie allzu eilig sein würden, einen solchen auf den Thron zu setzen, ohne sich vorher Garantien zu verschaffen.

Den Legitimisten gegenüber gruppirten sich die Republikaner. Ungeachtet der Niederlagen, welche die französischen Heere seit dem 4. Sept. erlitten, ungeachtet der gewaltigen politischen Fehler, welche sie selbst begangen, traten sie auf, mit falschem Stolz darauf, daß sie an der Heraufbeschwörung des Unglücks nicht schuld seien: sie hatten Frankreich den Glauben beigebracht, sich dem Kriege von Anfang an widersetzt zu haben. Zugestanden muß werden, daß sie nach dem Falle des Kaiserreiches alle ihre Kräfte angestrengt hatten, dem Glücke eine andere Wendung zu geben und die Ehre des Landes zu retten. Wenn es der Regierung der nationalen Vertheidigung nicht gelungen war, Paris zu befreien, wenn die Delegation zu Bordeaux die deutschen Heere nicht aus dem Lande vertrieben hatte, so gehörte doch den Republikanern das ganz unstreitige Verdienst, an ihr Vorhaben mit Ernst und Enthusiasmus gegangen zu sein. Wenn der patriotische Aufschwung, den das Wort Republik überall hervorgerufen, nicht genügte Frankreich zu retten, so lag dies daran, daß eben zur Besiegung der deutschen Heere etwas mehr gehört als Wortgeklingel, improvisirte Legionen und Gelegenheitsgenerale und Strategen. Der militärische Misserfolg der Regierung des 4. September nöthigte also die republikanischen Abgeordneten nicht zur Demuth, und ihre Wahl bewies, daß ein Theil des Landes noch immer mit ihnen war und die Republik amnestirte.

Zwischen diese extremen Meinungen — der Legitimität und der Republik — stellte sich eine vermittelnde Gruppe, zahlreich, intelligent, geschäftsgewandt, von ungewisser Farbe, ein wenig gleichgültig gegen die Form der Regierung, bei Gelegenheit orléanistisch. Der Orléanismus war in Frankreich bis dahin das Zeichen der Repräsentativregierung gewesen, doch er besaß auch die Fähigkeit, sich der Republik anzuschließen, vorausgesetzt, daß diese nur die constitutionelle Monarchie unter einem andern Namen sei. Diese sich nach rechts oder links neigende Gruppe verfügte über die Majorität. Doch es würde ganz gegen ihre Natur gewesen sein, schnell und entschieden Partei zu ergreifen; sie war genöthigt, die Gelegenheit an sich herankommen zu lassen und die Zeit abzuwarten, ehe sie ihre Hülfe irgendjemand gewährte. Berechnend und zurückhaltend aus Temperament, bewahrte diese Fraction der Nationalversammlung Frankreich vor einer unmittelbaren Lösung, welche ohne Zweifel die Wiederherstellung der Monarchie gewesen sein würde, und erlaubte die Anwendung eines provisorischen Régime, unter dem Frankreich während der ersten Monate, die dem Friedensabschlusse folgten, zu leben und sich zu consolidiren vermochte. Außer diesen verschiedenen Fractionen der nationalen Vertretung barg die Versammlung von Bordeaux in ihrem Schoße eine bedeutende Persönlichkeit, die abgesondert dastand, und die sich, noch ehe einmal eine Sitzung stattgefunden, ihren Einfluß gesichert hatte. Diese Persönlichkeit war der achtundzwanzigmal gewählte Abgeordnete Adolphe Thiers.

Thiers hatte, wie bekannt, in dem alten Gesetzgebenden Körper aus Opportunitätsrücksichten vom Kriege abgerathen und den Ausgang desselben vorhergesagt; er hatte auf der Tribüne seine ganzen Gedanken entwickelt und dafür die Sarkasmen der gesammten Presse und eines großen Theils der Nation eingeerntet. Dann, als die großen Niederlagen den Beweis geliefert, daß er recht gesehen hatte, da durchreiste er auf Wunsch der Regierung der nationalen Vertheidigung fast ganz Europa, um seinem bedrängten Lande

in irgendeiner Weise Hülfe zu verschaffen. Diese Bemühungen konnten bei der damaligen politischen Lage zu nichts führen, aber Frankreich, sich der Anstrengungen erinnernd, welche er im Juli 1870 zur Verhinderung des Krieges gemacht hatte, gefiel sich darin, Thiers für seinen richtigen Blick durch eine Wahl in 28 Wahlkreisen zu danken. Dies hieß sich zu gleicher Zeit über die Nothwendigkeit des Friedensabschlusses aussprechen, da die Ansicht von Thiers über diesen Punkt allgemein bekannt war. Infolge dieser außerordentlichen Lage war Thiers kein Abgeordneter wie die andern; er war eine Macht, mit der die verschiedenen Parteien, welche sich in die Versammlung theilten, gezwungen waren zu rechnen.

Die Nationalversammlung hielt ihre erste öffentliche Sitzung am Montag, 13. Febr., unter dem Vorsitze ihres Alterspräsidenten, des Marquis Benoist-d'Azy, der bereits in den Assembléen von 1848 und 1849 als Vicepräsident fungirt hatte. Der erste Redner, der die Tribüne bestieg, war Jules Favre, der im Namen seiner Collegen die Machtvollkommenheiten der Regierung der nationalen Vertheidigung in die Hände der Versammlung legte und an dieselbe eine längere Rechtfertigungsrede hielt, deren Inhalt im ganzen folgender war: „Ich erfülle eine Pflicht, die mir besonders angenehm ist, indem ich die Vollmachten der Regierung der nationalen Vertheidigung in die Hände der Versammlung niederlege. Seit dem Augenblicke, da die Mitglieder dieser Regierung die Bürde getragen, die sie auf sich genommen, kannten sie keinen andern Wunsch, als daß es ihnen eines Tages vergönnt sein möchte, sich den Vertretern des Volkes gegenüberzufinden. Jetzt stehen sie vor denselben unter den schmerzlichsten Umständen, aber dank ihrer Vaterlandsliebe und der Einigkeit aller, die wir nicht vergebens anrufen und die uns durch das Unglück, die Vernunft und die Sorge für die Interessen des Vaterlandes gerathen wird, werden wir seine Wunden verbinden und seine Zukunft aufs neue begründen. Ihnen liegt dies große Werk ob. Wir haben keine Gewalt mehr. Nur noch Ihrem Richterspruche sind wir unterworfen, bereit, die Verantwortung für unsere Handlungen zu tragen, überzeugt, bei der Unterstützung derselben auf Ihrer Seite dieselbe Loyalität zu finden, welche uns bei unsern Erklärungen geleitet hat. Der beste Beweis, daß ich mich nicht täuschte, ist Ihr Hiersein. Uns lag die Pflicht ob, pünktlich zu sein am Verfalltage, um der Regierung und Ihretwillen, des Feindes und Europas wegen. Dies der Grund, weshalb ich von Paris nach Bordeaux gekommen bin. Ich bitte Sie, mir gestatten zu wollen, auf einige Tage auf meinen Posten zurückzukehren, wo ich schwierige Aufgaben zu erfüllen habe. In Bezug auf diese Schwierigkeiten kann ich mich nicht weiter erklären; aber meine erste Sorge wird sein, denjenigen, mit denen wir unterhandeln, die Versicherung zu bringen, daß, was auch kommen möge, Frankreich bereit ist, seine Pflicht zu erfüllen. Die Versammlung wird in völliger Freiheit ihre Entscheidung treffen, sich bei ihren Beschlüssen nur vom Heile Frankreichs leiten lassen und keine andere Sorge haben, als die für seine Ehre. Das soll der Feind wissen. Zugleich ist es wesentlich, ihm zu sagen, daß wir im Namen des ganzen Landes, im Namen seiner legitimen Vertretung die nöthige Zeit verlangen, um das angefangene Werk vollenden zu können. Nach dem in der Convention vorgesehenen Falle ist eine Verlängerung des Waffenstillstandes nothwendig. Keine Minute dürfen wir verlieren, nicht einen Augenblick unserer unglücklichen Bevölkerung vergessen. Ihre Thränen, ihre Opfer lasten schwer, — nicht auf meinem Gewissen, denn bei Gott! ich bin unschuldig, sondern — auf meiner Verantlichkeit, und ich habe nichts Eiligeres zu thun, als unserm Leiden ein Ende zu machen. Sie werden mich dabei unterstützen."

Mit dem durch Jules Favre erklärten Rücktritt der Regierung war die öffentliche Gewalt aufs neue hinfällig, und es handelte sich darum, sie so schnell wie möglich wie-

der zu constituiren. Zuvörderst beschäftigte man sich mit der Auslosung der Bureaux und der Prüfung der Mandate. Nachdem diese Prüfung, mit Ausnahme der Wahlen, welche Gegenstand ernster Einsprachen waren, vollzogen worden, dachte die Versammlung daran, ihren Präsidenten, ihre Vicepräsidenten und Schriftführer zu wählen. Dies war eine wichtige, ungeduldig erwartete Handlung, welche einen Maßstab für die mehr oder weniger reactionären Tendenzen der Versammlung abgeben mußte. Die Republikaner waren von vornherein über einen Namen einig, nämlich über den Grévy's. Doch um ihm die Majorität zu verschaffen, hatte man die Hülfe der Partei der Mitte nöthig. Glücklicherweise vereinigte sich diese mit der Linken, und Grévy ward mit 517 Stimmen zum Präsidenten ernannt.

Diese Wahl war von guter Vorbedeutung. Die gemäßigte, gesetzmäßige und parlamentarische Republik trat in dem Augenblick in den Vordergrund, wo sich alles gegen sie zu verschwören schien. Keiner bessern Persönlichkeit konnte die Versammlung zum Heile Frankreichs die Leitung ihrer Debatten anvertrauen als dem makellosen Grévy. Ein kurzer, gedrungener aber geschmeidiger Mann, mit glatt barbiertem Gesichte, das nur durch einen dichten grauen Backenbart eingerahmt wird, dünnen, festen Lippen, mächtigem Kopfe, mit breiter, fast viereckiger Stirn und Glatze und einer gebieterischen Stimme, war er die Incarnation von Würde und präsidentlicher Autorität. Dabei hatte er nicht nöthig zu kräftigen Worten oder witzigen Ausfällen seine Zuflucht zu nehmen, um sich Achtung zu verschaffen; diese zollte man ihm einstimmig wegen einer Laufbahn, welche von Anfang an eine puritanisch reine gewesen war. Grévy gehört nicht zu jener Klasse von Menschen, die wissentlich ihre Meinung ändern, um sie dem Wechsel ihrer Stellungen anzupassen, und die nach einem öffentlichen Leben voll solchen Schwankens weder einen Schritt zur Linken oder Rechten thun können, ohne ganze Bände voll Reden, die sie gerade gegen den fraglichen Schritt gehalten haben, durch weitläufige Erklärungen aus dem Wege zu räumen. Doch von den politischen Gefühlen, denen Grévy jemals Ausdruck gab, darf man dreist ein Inventarium machen, und keins wird gegen ihn zeugen. So wie er am Tage seiner Erhebung auf den Präsidentenstuhl der Nationalversammlung von 1871 war, so wie er heute ist, so war er vor 20, 30, 40 Jahren. Dieser Franzose ist geradezu ein Phänomen, denn niemals kam es ihm in den Sinn, ein Hosianna auf Ludwig Philipp's Pfaden zu singen, noch zögerte er, über Napoleon III. zu sprechen, wie er es verdiente; Guizot war in seinen Augen ein Pädagoge und Emile Ollivier ein jämmerliches Geschöpf; doch trotz alledem war er bereit, zum großen Skandal der Fanatiker seiner Partei, einzugestehen, daß in den republikanischen Reihen sich ebenso viele Schufte befänden wie in den andern.

An der Julirevolution nahm Grévy, der damals ein siebzehnjähriger Student im Quartier latin war, auf den Barrikaden theil und gehörte zu denen, welche die Babylonkaserne stürmten. Kühl und ruhig stand er im Feuer, vergaß über sein Thun Lärm zu schlagen und kehrte zu seinen Büchern zurück, mehr mit dem Ehrgeiz, ein tüchtiger und erfolgreicher Jurist als Politiker zu werden. Doch die Umstände fügten es anders. Er ward vielfach als Vertheidiger verfolgter Journalisten und Verschwörer berufen, und auf diese Weise ward er, der jedenfalls infolge seiner hohen juristischen Fähigkeiten einen hervorragenden Platz in der Magistratur eingenommen haben würde, von dem Wege abgelenkt, den er eigentlich zu wandeln gedachte. Jedoch Grévy war niemals ein Aufsehen erregender Vertheidiger. Seine Clienten waren höchlichst darüber erstaunt, daß er sich viel mehr Mühe gab, ihnen eine Freisprechung zu verschaffen, als sich aus den ihm übertragenen Fällen ein Piedestal zu errichten. Ruhig brachte er vor den Schranken seine Argumente vor; niemals declamirte er, ja es gab Fälle, wo er seinen Clienten, die er im Verdacht hatte, sich aus ihren Verfolgungen einen marktschreierischen Ruf zu schaffen,

Digitized by Google

dies geradezu sagte, was mehr neu, als schmeichelhaft war. Die Ereignisse von 1848 fanden Jules Grévy im Besitz eines Rufes als Vertreter des gesunden und richtigen Menschenverstandes, wie man sich ihn nicht alle Tage erwirbt, und die neugeborene Republik sandte ihn in sein Geburtsland, den Jura, um dort als erster Commissar zu fungiren. Schwierigere Functionen als die eines Commissars der Republik gab es sicherlich nicht. Die Provinzen waren durch den unerwarteten Zusammensturz des Thrones, auf den sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt, so aufgeregt, daß die Ankunft eines republikanischen Commissars überall wie eine Heimsuchung durch den bösen Feind angesehen wurde. Vergessen darf jedoch hierbei nicht werden, daß die Mehrzahl der Commissare sich nach Kräften anstrengte, diesen wenig günstigen Eindruck aufrecht zu halten und womöglich noch zu vermehren. Unwissende und unruhige junge Advocaten, Anhängsel der die Macht in Händen haltenden Männer, — von der Regierung in die Provinzen geschickt, nur um sie aus der Hauptstadt los zu werden, und sie zurückzuberufen, als es zu spät war — wütheten sie in den Departements und verbreiteten überall Unruhe und Schrecken. Selbst der Jura, der damals wie heute einer der gebildetsten Departements ist, gerieth vor einem auf solche Weise gepredigten Republikanismus in Schrecken und empfing Grévy sehr kühl. Wenige Tage jedoch genügten, um alles in ein gutes Gleis zu bringen. Der neue Commissar hielt keine Lobreden auf Robespierre, ebenso wenig betheiligte er sich an den Parteidemonstrationen, sondern behandelte alle Meinungen mit Achtung, wies jene Herren, welche die Drohnen und Schmuzfliegen des Republikanismus sind, mit einer Verachtung, die sie höchlichst in Erstaunen setzte, von sich zurück. Der Jura, zufrieden und gedeihend unter einer solchen Verwaltung, die Frankreich viel Unruhe und Sorge erspart haben würde, wenn es 86 Grévys anstatt eines einzigen gegeben hätte, gab seiner Dankbarkeit dadurch einen sprechenden Ausdruck, daß er den Commissar mit 65000 Stimmen in die constituirende Versammlung sandte. Zu dieser Zeit war Grévy bereits ein wohlgekannter Charakter. Hochgeachtet als ein Mann mit festem Willen, ward er zu einem der Vicepräsidenten der Versammlung ernannt, sowie zum Mitgliede des Ausschusses für Rechtswesen, wo er sich bald eine ganz abgesonderte Stellung unter denen errang, die Frankreich eine intelligente und annehmbare Republik geben wollten. Eine höchst nützliche Lection würde es für die Einsicht des Landvolks gewesen sein, wenn einige jener monarchischen Hitzköpfe, die sich von Ludwig Napoleon's ehrbaren und würdigen Agenten in die Gefahren des Staates einweihen ließen, einmal mit den billigen Bahnzügen, welche man damals gerade anfing in Betrieb zu setzen, nach Paris gekommen wären, um Grévy's Reden mit anzuhören. Ihr etwas arg umnebelter Geist würde alsdann wahrgenommen haben, daß in den von einem so ruhig und conservativ aussehenden Fürsprecher vertheidigten Maßregeln keine große Gefahr liegen konnte. Nicht etwa, daß Grévy in seiner Fürsprache mattherzig gewesen wäre. Er unterstützte radicale Reformen, wollte aber nichts mit Parteicoalitionen zu thun haben, die gleich Vernunftheirathen im privaten Leben sind und meistens ebenso stürmisch enden. Bei allen wichtigen Gelegenheiten war sein Votum dem Thiers' entgegengesetzt, zu dessen Liberalismus er damals, nebenbei gesagt, nur ein sehr geringes Vertrauen hatte. Sein berühmtes Amendement mit Bezug auf die Präsidentschaft setzte seine Meinungen in zweifelhaftes Licht. Cavaignac sowol wie Ludwig Napoleon mistrauend, beantragte er, daß man dem Chef der vollziehenden Gewalt den Titel „Präsident des Ministerraths" gebe und ihn nur auf unbestimmte Zeit ernenne, doch absetzbar, sobald die Kammer es für gut befände. Wäre dieses Amendement durchgegangen, so würde Ludwig Napoleon höchstens ein paar Sessionen hindurch Präsident geblieben sein, doch ist es fraglich, ob die Republik einen Vortheil davon gehabt haben würde, denn der nächste Präsident wäre sicherlich der Prinz von Joinville gewesen. Indeß das Amendement ward mit 643 gegen 158 Stimmen verworfen: die Präsidentschaft fiel in die

Hände der Bonapartiſten und drei Jahre ſpäter ward Grévy durch den Staatsſtreich, den er von vornherein vorausgeſehen hatte, aus dem politiſchen wieder ins ſociale Leben getrieben; er führte wieder Proceſſe und war bis zum Jahre 1868 wenig außerhalb der Gerichtshöfe bekannt. Bei ſeiner Wiederwahl durch ſeine alten Freunde im Jura war die Majorität über den officiellen Candidaten eine ſo gewaltige, daß ſie eine wahre Panique in den Tuilerien hervorrief. Der neue Abgeordnete kehrte jedoch nicht als redendes Mitglied in die Kammer zurück. Nicht gewohnt Worte zu verſchwenden, wo auf ein praktiſches Reſultat nicht gehofft werden konnte, ließ er die vom Imperialismus beſtochene Kammer wirthſchaften, wie ſie Luſt hatte, und während der nächſten zwei Jahre trat ſein Name nur bei zwei Gelegenheiten in hervorragender Weiſe an die Oeffentlichkeit; erſtens als er 1870 gegen die Rückkehr der Prinzen von Orléans ſtimmte, und zweitens als er ſich weigerte, an der Revolution vom 4. September theilzunehmen. In dieſen beiden Fällen fand er ſich im Widerſpruche mit der liberalen Partei. Die Liberalen ſtimmten für die orléaniſtiſchen Prinzen; Grévy weigerte ſich, dies zu thun, weil ſeiner Anſicht nach die Anweſenheit von Prätendenten auf franzöſiſchem Boden die Stärke der royaliſtiſchen Parteien vermehrte und die Ausſichten des Republikanismus immer mehr in die Ferne ſchob. Er ward Vorſitzender in den Verſammlungen in der Rue de la Sourdière, welche den Namen „Gauche fermée!" erhielten, im Gegenſatz zur „Gauche ouverte", über welche Erneſte Picard präſidirte, und er ſchlug es aus, irgendwelches Compromiß mit den Imperialiſten einzugehen. Dem Plebiſcit ſetzte er einen entſchloſſenen Widerſtand entgegen und begegnete allen Anerbietungen auf öffentliche Anſtellung mit einem klaren, feſten Nein. Mit Hinſicht auf den 4. September war ſein Verhalten im gleichen Maße klar. Feind aller Gewaltthätigkeit unter jeglicher Form, machte er keinen Unterſchied zwiſchen populären oder autokratiſchen Ungeſetzlichkeiten. Die Mitglieder des Geſetzgebenden Körpers ſeien vielfach, ſo ſagte er, unter officiellem Drucke erwählt worden, wären jedoch nichtsdeſtoweniger die Vertreter des Volkes, und die Bürgerpflicht erheiſche es, ihren Willen als Geſetz anzuerkennen bis zum Zuſammentritt einer neuen Verſammlung. Dieſe Gefühle, welche auch von Thiers ganz und gar getheilt wurden, ſchufen zwiſchen beiden eine feſte, ſtets wachſende politiſche Freundſchaft. Bei den Wahlen im Februar 1871 gab ihm der Jura zum dritten mal ein Mandat. Als er den Präſidentenſtuhl am 17. Febr. beſtieg, kannte er nur zwei Schreckbilder: die Monarchie und Gambetta; vor der erſtern hatte er vielleicht weniger Furcht als vor dem letztern. Der Dictator von Tours und Bordeaux war ihm aufs höchſte zuwider. Die ſchäumende, vorwärts ſtürmende, häufig tollkühne Redeweiſe des Volkstribunen verletzte den kalten, logiſchen Geiſt des „franzöſiſchen Ariſtides", wie ihn manche nennen. Während Gambetta in Tours gegen die deutſchen Heere mit bonapartiſtiſchen Intriguen und bureaukratiſcher Routine ſtürmte und tobte, gehörte Grévy zu jenen, welche auf der Berufung einer Nationalverſammlung beſtanden, um der republikaniſchen Regierung eine geſetzliche Sanction zu geben. Gambetta verweigerte dies und fügte in der Hitze der Gegenrede hinzu, daß es jetzt an der Zeit ſei zu handeln, aber nicht zu berathen — obgleich „berathen" nicht gerade das Wort war, das er gebrauchte. Hierauf erwiderte ihm Grévy ruhig, aber feſt: „Sie mögen thun, was Sie wollen, ein Republikaner werden Sie niemals ſein; Sie ſind vom Schickſal dazu beſtimmt, in der Haut eines Rebellen zu ſterben."

So war der Mann, der mit den ihm zur Seite ſtehenden Vicepräſidenten Benoiſt-d'Azy, Martel, Vitet und Maleville den Vorſitz in einer Verſammlung führen ſollte, die mit ihren heterogenen Elementen dazu berufen war, über die Geſchicke Frankreichs zu entſcheiden. Nachdem die erwähnten Wahlen in der erſten Sitzung ſtattgefunden und der Alterspräſident dieſelbe bereits aufgehoben hatte, verlangte noch Garibaldi das Wort und überreichte einem der Schriftführer einen Brief, in welchem er ſein Mandat mit fol-

genden Worten niederlegte: „Zur Erfüllung der letzten Pflichten gegen die Republik habe ich mich nach Bordeaux begeben, wo die Repräsentanten des ganzen Landes tagen, aber ich verzichte auf den Posten, mit welchem mich mehrere Departements beehrt haben." Das Vorlesen dieses Briefes ward auf den Bänken der Rechten mit ironischem Gelächter begleitet. Der alte ehrliche Haudegen wollte schließlich noch das Wort ergreifen, aber die Majorität verhinderte ihn daran unter dem Rufe: „Sie sind Dimissionär und dürfen nicht mehr sprechen!" Unter einem heftigen Tumult, der sich auf den Tribünen erhob, verließ er den Saal. Zu gleicher Zeit hatte er auch seine Entlassung als Commandirender der Vogesenarmee eingereicht, „da er seine Mission als beendet ansähe". In ihrem Antwortschreiben sagten die in Bordeaux anwesenden Minister, „daß Frankreich nie vergessen werde, wie «ruhmreich» (!!) er für die Vertheidigung des Gebiets und der Republik gekämpft habe".

Nachdem die Versammlung am 16. Febr. definitiv ihr Bureau constituirt hatte, und ehe sie an ihr Hauptwerk schritt, zwischen Krieg und Frieden zu entscheiden, hatte sie noch eine andere Pflicht zu erfüllen, diejenige, eine provisorische Regierung zu bilden. In derselben Sitzung theilte Benoist-d'Azy der Versammlung folgende Resolution mit:

„Hr. Thiers wird zum Chef der vollziehenden Gewalt der französischen Republik ernannt; diese Functionen wird er unter Aufsicht der Nationalversammlung und mit Beihülfe von Ministern ausüben, die er wählen und unter denen er den Vorsitz führen wird."

Dieser bereits im voraus angenommene Antrag ward in der nächsten Sitzung fast einstimmig angenommen. Der neue Chef der Executivgewalt dankte der Nationalversammlung in einer ihr zugesandten Botschaft, in welcher er den Präsidenten der Versammlung beauftragte, den Vertretern des Volkes seinen Dank für das große Vertrauen auszusprechen, mit dem sie ihn beehrten, und zugleich die Versicherung hinzuzufügen, daß er sich der Erfüllung seiner Aufgabe mit ganzer Hingebung widmen werde.

Noch an demselben Tage, an welchem ihn die Nationalversammlung an die Spitze der Geschäfte gestellt hatte, erschienen die Gesandten Englands, Italiens und Oesterreichs bei Thiers, um ihn im Namen ihrer resp. Souveräne zu beglückwünschen und ihn zu benachrichtigen, daß diese die Regierung anerkennen, welche sich Frankreich soeben gegeben hatte. Es war dies ein für Thiers unter den obwaltenden preeären Umständen ermuthigendes Resultat.

Am 19. Febr. bestieg der neue Chef der vollziehenden Gewalt zum ersten mal die Tribüne. In einer programmartigen Rede, welche zum Verständniß der damaligen und spätern Lage von höchster Wichtigkeit ist, legte er seine politischen Ansichten über den Stand der Dinge und über die Richtung dar, welche er seiner Regierung zu geben gedachte. Zu gleicher Zeit theilte er der Versammlung officiell die Zusammensetzung seines Ministeriums mit. Dasselbe bestand aus folgenden Mitgliedern: Dufaure Justiz, Jules Favre Auswärtiges, Picard Inneres, Jules Simon öffentlicher Unterricht, de Larey öffentliche Arbeiten, Lambrecht Handel, Leflô Krieg, Admiral Pothuan Marine; das Finanzministerium blieb augenblicklich noch unbesetzt, ward aber bald darauf an Pouyer-Quertier vergeben.

Die wichtigsten Punkte dieser von Thiers gehaltenen Ansprache, welche der Ausgangspunkt für den sogenannten Pact von Bordeaux, die Charte der neuen Republik, ist, waren folgende. Nachdem er den Gefühlen der Dankbarkeit, welche ihm das hohe Amt, das man ihm anvertraut, einflößten, Ausdruck gegeben hatte, ließ sich der Präsident des Ministerrathes also vernehmen: „Frankreich, ohne ernsthaften Beweggrund, ohne hinreichende Vorbereitung in den Krieg gestürzt, sah die Hälfte seines Bodens überfallen, seine Armee vernichtet, seine schöne Organisation zerbrochen, seine alte und mächtige Einheit in Gefahr gebracht, seine Finanzen zerrüttet, den größten Theil seiner Kin-

der der Arbeit entrissen, um hinzusterben auf der Walstatt, die Ordnung tief gestört durch ein plötzliches Erscheinen der Anarchie und nach der gezwungenen Aufgabe von Paris den Krieg nur für wenige Tage aufgehoben und zum Wiederbeginn bereit, wenn nicht eine von Europa geachtete Regierung, mit Muth die Gewalt erfassend und auf sich die Verantwortlichkeit schmerzhafter Unterhandlung ladend, entsetzlichen Schicksalsschlägen ein Ziel setzen würde. Gibt es, kann es angesichts einer solchen Sachlage eine zwiefache Politik geben? Und gibt es im Gegentheil nicht eine einzige gezwungene, nothwendige, dringliche Politik, darin bestehend, so schnell wie möglich den Uebeln ein Ziel zu setzen, welche uns niederschmettern? Wird irgendjemand behaupten können, daß man nicht so schnell und so vollständig wie nur möglich der fremden Occupation vermittels eines muthig in die Debatte gebrachten Friedens, der nur angenommen wird, wenn er ehrenhaft ist, ein Ende machen muß; daß es nicht nöthig ist, unsere Landbevölkerungen vom Feinde zu befreien, der sie niedertritt und aussaugt, aus den fremden Gefängnissen unsere Soldaten, Offiziere und Generale zurückzurufen, mit ihnen eine disciplinirte und tapfere Armee wieder aufzurichten, die gestörte Ordnung wiederherzustellen, alsdann und so fort die Administratoren, die unwürdig sind oder ihre Entlassung gegeben haben, zu ersetzen, unsere aufgelösten General- und Gemeinderäthe durch die Wahl zu reformiren, so unsere desorganisirte Verwaltung wiederherzustellen, die uns zu Grunde richtenden Ausgaben einzustellen, wenn auch nicht unsere Finanzen, was nicht das Werk eines Tages sein kann, doch unsern Credit wieder zu heben, was das einzige Mittel ist, dringenden Verpflichtungen die Spitze zu bieten; auf die Felder, in die Werkstätten unsere Mobilen und Mobilisirten zurückzusenden, die gesperrten Landstraßen wieder zu öffnen, dadurch die überall unterbrochene Arbeit wieder ins Leben zu rufen, welche allein unsern Handwerkern und Bauern ihren Lebensunterhalt verschaffen kann? Wer kann behaupten, daß es etwas Dringlicheres gebe als alles dieses? Und wer würde wagen, auf gelehrte Weise Artikel der Verfassung zu discutiren, während unsere Gefangenen elendiglich in fernen Gegenden umkommen, oder während die vor Hunger sterbende Bevölkerung genöthigt ist, den fremden Soldaten das letzte Stück Brot zu verabreichen, welches ihnen übrigbleibt? Nein! Nein! Meine Herren! Frieden machen, reorganisiren, den Credit heben, die Arbeit wieder ins Leben rufen, das ist die einzig mögliche, in diesem Augenblick allein begreifliche Politik. An dieser kann jeder vernünftige, ehrenhafte, erleuchtete Mann, wie er auch über die Republik oder Monarchie denken mag, auf nützliche Weise arbeiten, und würde er daran nur ein Jahr, nur sechs Monate gearbeitet haben, dann wird er in seine Heimat zurückkehren können mit hochgetragener Stirn, mit ruhigem Gewissen. Ja! wenn wir unserm Lande die dringenden Dienste geleistet, die ich Ihnen aufgezählt, wenn wir vom Boden, auf dem er hingestreckt liegt, jenen edeln Verwundeten, dessen Name Frankreich ist, wieder aufgerichtet, wenn wir seine Wunden geheilt, seine Kräfte neu belebt haben, dann sich selber wieder zurückgegeben und wiederhergestellt und aufs neue im Vollbesitz der Freiheit seines Geistes, wird er selbst erklären, wie er leben will. Wenn dieses Werk der Wiederherstellung vollführt ist — und das wird nicht lange währen dürfen — dann wird die Zeit zur Discussion, zur Abwägung der Regierungstheorien gekommen sein und mit dieser Zeit wird man keinen Raub am Wohle des Landes begangen haben. Schon ein wenig entfernter von den Leiden einer Revolution, werden wir unsere Kaltblütigkeit wiedergewonnen haben, indem wir unter der Regierung der Republik den Wiederaufbau des Staates durchgeführt haben, können wir uns mit Sachkenntniß über unsere Geschicke aussprechen, und dieses Urtheil wird ausgesprochen werden nicht von einer Minorität, sondern von der Majorität der Bürger, d. h. von dem nationalen Willen selbst. Dies ist die einzig mögliche, nothwendige, den schmerzlichen Umständen, in welchen wir uns befinden, angepaßte Politik. Ihr mögen meine ehrenwerthen Collegen ihre erprobten

Fähigkeiten widmen; sie ist es, der ich meinerseits, ungeachtet des Alters und der Ermüdungen eines langen Lebens, bereit bin die Kräfte zu weihen, welche mir übrigbleiben, ohne Berechnung, ohne andern Ehrgeiz, ich schwöre es Ihnen, als den, meinen letzten Tagen die Sympathie meiner Mitbürger zu gewinnen, und, gestatten Sie mir hinzuzufügen, wenn ich derselben auch nicht gewiß sein sollte, doch nach den Opfern, die ich bringe, für meine Bemühungen ein gerechtes Urtheil zu finden. Aber was liegt daran: angesichts des Landes, das leidet und untergeht, würde jede persönliche Rücksicht unverzeihlich sein. Vereinigen wir uns, meine Herren, und prägen wir es uns wohl ein, daß, indem wir uns der Eintracht und der Weisheit würdig zeigen, wir die Achtung Europas, und mit seiner Achtung seine Unterstützung, und dann die Achtung des Feindes selbst erlangen werden, und dies wird die größte Kraft sein, welche Sie Ihren Unterhändlern geben können, um die Interessen Frankreichs in den ernsten Unterhandlungen zu vertheidigen, welche beginnen werden. Verschieben Sie also bis zu einer Zeit, die übrigens nicht mehr fern sein kann, den Kampf der Principien, welche uns gespalten haben, die uns vielleicht noch spalten, aber kommen wir darauf nicht eher zurück, als bis die Streitigkeiten, das Resultat aufrichtiger Meinungen, nicht mehr ein Attentat gegen das Leben und das Wohl des Landes sein werden."

Auf diese Weise inaugurirte Thiers in Frankreich die Politik gesunden Menschenverstandes, die es so sehr nöthig hatte und von der es so selten Gebrauch zu machen wußte. Die Versammlung bewies durch ihre wiederholten Beifallsbezeigungen, daß sie den Pact annahm, den ihr der Chef der vollziehenden Gewalt und der Präsident des Ministerrathes vorgeschlagen hatte.

Betrachten wir uns diesen Pact, der sowol in Frankreich wie auch auswärts vielfach misverstanden und falsch ausgelegt wurde, etwas näher. Wie Thiers in seiner Rede ganz richtig hervorhob, war Frankreich durch die letzte Bewegung seiner bestehenden Verfassungs- und Regierungsform beraubt worden. Es stand da ohne Herrscher, der die Gesammtinteressen der Nation vertreten, der das Organ der nationalen Souveränetät sein konnte, und der, während er das Land fremden Staaten gegenüber repräsentirte, Friede und Ordnung zu Hause aufrecht erhielt. In dieser Lage befand es sich am Tage der Capitulation von Paris: das Land war in den Händen eines siegreichen, mächtigen Feindes, mit dem zu unterhandeln eine absolute Nothwendigkeit war, um Friedensbedingungen zu vereinbaren und deren getreue Ausführung zu ermöglichen. In dieser nackten, bedürftigen Lage ward das aus tausend Wunden blutende Volk aufgefordert, seinen Willen kundzuthun. Ein diesmal aufrichtiger und wahrer Appell ward deshalb ans Land gerichtet, damit es erkläre, was es wünsche und seinen Willen kundthue durch die Wahl einer Nationalversammlung, deren überwiegende Mehrheit, wie sich dann herausstellte, aus Monarchisten zusammengesetzt war. Damals dachte Frankreich nur an seine augenblickliche Entlastung. Mit dem Feinde mußte unter allen Bedingungen ein Friede geschlossen werden, und da die Republik mit dem „Kriege bis aufs Aeußerste" identificirt war, so lag ganz natürlicherweise die Nothwendigkeit vor, bei der Reaction, welche den Bestrebungen der Republik, das Unmögliche zu leisten, auf dem Fuße folgte, und bei den Leiden, unter denen die Nation seufzte, eine starke conservative Mehrheit zu wählen. Den Monarchisten bot sich in dem Zusammentreffen der für sie überaus günstigen Umstände die beste Chance dar, und wenn sie es jetzt nicht wagten offen für die Monarchie zu stimmen, dann durfte man mit Sicherheit annehmen, daß sie es auch später nicht wagen würden. Sie wagten es nicht! Die Nationalversammlung schloß Frieden mit dem Deutschen Reiche, und damit Frankreich nicht einer gänzlichen Auflösung entgegengetrieben werde, war es von der allerhöchsten Wichtigkeit, eine Form für die Verwaltung seiner Angelegenheiten zu finden und einzusetzen. Die Monarchisten konnten, wie gesagt, nicht für eine Monarchie stimmen

gegenüber den feindlichen Parteien, und die Republikaner ihrerseits hatten keine Aussicht, die Republik gegenüber der numerisch mächtigen, wenn auch moralisch schwachen conservativen Opposition zu errichten. Für das Kaiserreich, das man in wenigen Tagen feierlich absetzte und das man zum Sündenbock nicht nur seiner eigenen Vergehen, sondern der gesammten Erbsünden des französischen Volkes machte, war natürlich damals keine Möglichkeit vorhanden. Unter solchen Umständen war der einzig vernünftige, wie thatsächlich der einzig mögliche Weg der, einen Waffenstillstand zwischen den Parteien aufzurichten, damit eine keiner Partei angehörige Regierung eingesetzt werde, die sich der großen Aufgabe widmen konnte, das Land gut zu regieren, und zwar so, daß seine Leidenschaft gebannt und seine gebrochene Verwaltung wiederhergestellt, sein gesunkener Credit wieder gehoben, seine materiellen Hülfsquellen wieder entwickelt und dem Volke Zeit gegeben werde zum Nachdenken, Zeit, um sozusagen wieder in den Besitz seiner selbst zu gelangen, und endlich die Mittel zu beschaffen zur Befreiung des Landes von der Occupation eines fremden Heeres. Dies allein war die Bedeutung des Pactes von Bordeaux. Er war ein Abkommen, durch das man Frankreich für werthvoller erklärte als alle seine Parteien, nationales Leben für bedeutender als das Uebergewicht einer einzelnen Fraction, und Vaterlandsliebe für eine größere Tugend als Parteibegeisterung. Thiers, dem die provisorische Regierung als Haupt der vollziehenden Gewalt feierlichst anvertraut worden war, unternahm es, seinen Einfluß nicht etwa zur Förderung der Zwecke und Absichten einer Partei zu benutzen, sondern einzig nur dazu, die Interessen des Volkes im Auge zu behalten, damit, wenn das Land befreit und die Stunde zur definitiven Errichtung einer Verfassung gekommen sei, er dasselbe, ein wenig von seinen Wunden geheilt, von seinem tiefen Fall wieder aufgerichtet und zum nationalen Leben zurückgebracht, der Nationalversammlung wiedergäbe. Diese aber opferte auf dem Altar des Vaterlandes nicht blos ihre Leidenschaften und Neigungen — nein, auch einen Theil ihrer Macht und Freiheit. Ob sie nun diese letzte Consequenz des Pactes begriff oder nicht, ausweichen konnte sie derselben unmöglich. Die Vertagung jeder Principienfrage, jeder aufreizenden politischen Discussion bis nach der Unterzeichnung des Friedens, war eine so augenscheinliche Nothwendigkeit der Lage, daß niemand ihr zu widersprechen wagte. Im übrigen konnte der Pact von Bordeaux nur durch eine unbestimmt lange Dauer zu einer Gefahr, einer Verlegenheit werden; in dem Augenblicke seines Zustandekommens aber war er die einzige genügend kräftige Combination, um die gegenseitigen Anklagen der Parteien aufzuhalten und der Regierung die nöthige Geistesruhe und Fassung zu gewähren zur Discussion der Friedenspräliminarien.

Indessen die Zeit drängte; der aufs neue um einige Tage verlängerte Waffenstillstand nahte seinem Ende; die Unterhandlungen mußten schnell betrieben werden, damit die Ratification der Präliminarien vor Ablauf der von Deutschland bestimmten Frist von der Nationalversammlung votirt werde. Thiers wurde in Versailles erwartet. Doch nun tauchten die Fragen auf, wer denn eigentlich in Thiers' Person unterhandelte? Die Nationalversammlung oder die Executivgewalt? War er Gesandter der Volksvertretung, oder handelte er in seinem eigenen Namen als Haupt der Gewalt? In seiner Rede hatte er erklärt, daß der Friede nur dann unterzeichnet werden solle, wenn er ein für Frankreich ehrenvoller sei; doch auf welche Weise den Punkt bestimmen, wo das Unehrenvolle anfing? Nahm er das imperative Mandat mit, sich in keine Landabtretung zu willigen; bestand das Losungswort von Ferrières: „Keinen Stein von unsern Festungen, keinen Zoll breit von unserm Boden", auch noch zu Bordeaux in Kraft? Konnte man irgendwie hoffen, auf der Basis einer, wenn auch noch so großen Geldentschädigung zu unterhandeln? Alle diese Fragen wurden von der Versammlung auf eine unzweideutige Weise entschieden.

Beim Beginn der Sitzung am 17. Febr., noch ehe Victor Lefrane, der Berichterstatter des Ausschusses betreffs der Ernennung des Chefs der vollziehenden Gewalt, seinen Bericht zum Abschluß gebracht hatte, war der Abgeordnete für den Niederrhein, Keller, auf die Tribüne gestiegen und hatte im Namen seiner Collegen erklärt: „Im Namen der Bevölkerungen des Ober- und Niederrheins, der Meurthe und Mosel wollen die Vertreter dieser Departements ihre unentreißbaren Rechte geltend machen. Unsere Wähler sendeten uns her, um Zeugniß abzulegen, daß sie auf immer mit Frankreich vereinigt bleiben wollen. Elsaß und Lothringen wollen nicht unter Fremdherrschaft gerathen. In guten wie in schlimmen Tagen mit Frankreich verbunden, haben sie ihren Willen kundgethan, französischer Boden zu bleiben." Die Versammlung schrie Bravo, regte sich auf, vergoß Thränen. Wird sie das von Keller erbetene Votum abgeben? Gut, dann nehmen die Unterhändler nach Versailles das formelle Mandat mit, kein Land abzutreten, was der sofortigen Abbrechung der Vorbesprechungen über den Frieden gleichkommt. Der Krieg wird also wieder beginnen und Paris ist dem Untergange geweiht. Doch was macht das aus! Die Versammlung hat in ihrem aufgestachelten Nationalstolz alles vergessen und denkt nur an den Verlust von Elsaß und Lothringen. Ganz gewiß, es war ein für Frankreich verhängnißvoller, furchtbarer Augenblick; sein Geschick hing an einem Haar! Doch Thiers, der die ganze Gefahr dieser Aufwallung der Versammlung nur zu wohl verstand, war da; er bestieg die Tribüne, und mit einer Stimme, die niemals klarer, niemals vibrirender war, führte er der Versammlung zu Gemüth, daß die Annahme des Antrages Keller die sofortige Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zur Folge haben würde. „Ziehen wir uns in unsere Bureaux zurück", so rief er aus, „und sagen wir das, was wir denken." Auf diese Weise entriß er die Kammer ihrem eigenen, gefährlichen Enthusiasmus. Nachdem die Sitzung einmal aufgehoben, war auch die Gefahr vorüber. Der Luftwechsel beruhigte das zu schnell kreisende Blut. Jeder begriff, daß das von Keller geforderte Votum einer sofortigen Erneuerung des Krieges gleichkam, und nach einer kaum eine Viertelstunde dauernden Berathung setzte der in den Bureaux ernannte Ausschuß an die Stelle der Keller'schen Formel folgenden Wortlaut, der von der Versammlung angenommen wurde: „Die Nationalversammlung nimmt mit der lebhaftesten Sympathie den Antrag des Hrn. Keller entgegen, verläßt sich dabei aber auf den Patriotismus und die Weisheit der Unterhändler." Dies hieß, denselben ganz freie Hand zu lassen; mit Ausnahme ihrer Ratification beschränkte die Versammlung das Terrain der Unterhandlungen in keiner Weise; die Frage des imperativen Mandats war verneinend beantwortet worden.

Noch ein zweiter Punkt von Wichtigkeit war zu erledigen, nämlich: ob die Versammlung sich in den Gang der Unterhandlungen einmischen dürfe. Auf Antrag Jules Favre's ernannte die Versammlung eine Delegation von 15 Mitgliedern, welche Thiers und Favre nach dem deutschen Hauptquartier von Versailles begleitete. Doch auf eine Interpellation Gambetta's erklärte Jules Simon im Namen der Regierung, daß die Delegation der Funfzehn keinen andern Zweck habe, als die tägliche Verbindung der Unterhändler mit der Versammlung aufrecht zu erhalten; daß die Souveränetät der Nationalversammlung durch ihre Commissare nicht verpfändet werden könne; daß die Regierung die Verantwortlichkeit für die Unterhandlungen ganz allein auf sich nehme und daß die endgültige Entscheidung der Versammlung selbst überlassen bleibe.

Nachdem diese Punkte geregelt waren, beschloß die Versammlung, ihre öffentlichen Sitzungen während der Dauer der Unterhandlungen auszusetzen und die Zwischenzeit einem Studium der Lage des Landes zu widmen. Infolge dessen wurden auf Antrag des Abgeordneten Barthélemy Saint-Hilaire zehn aus 40 Mitgliedern bestehende Ausschüsse gebildet, um diese große Enquête zu unternehmen. Das war eine sichere Art, die Vertreter der Volkes auf friedliche Weise zu beschäftigen. Noch am Abend desselben Tages,

an welchem die Resolutionen angenommen wurden, reisten der Präsident des Ministerrathes und Thiers von Bordeaux ab, um sich ins deutsche Hauptquartier zu begeben.

Der am 28. Jan. vom Vicepräsidenten der Regierung der nationalen Vertheidigung mit dem Grafen Bismarck abgeschlossene Waffenstillstand hatte so ziemlich allen die Augen geöffnet. Ueber die vollständige, hoffnungslose Niederlage konnte sich niemand mehr eine Illusion machen. Die Capitulation von Paris und die Stellung und Lage der deutschen und französischen Heere in den Departements machte es sonnenklar, daß von französischer Seite an eine erfolgversprechende Wiederaufnahme der Feindseligkeiten unmöglich gedacht werden konnte. Frankreich war ganz und gar der Gnade Deutschlands anheimgegeben. Als sich Thiers am 20. Febr. zu den Verhandlungen in Versailles einfand, hatte sich der Zustand seines Landes in keiner Weise gebessert. Des Kampfes Fieber hatte aufgehört; in allen Gemüthern war eine Art moralischer Abschwächung, eine allgemeine Ermüdung entstanden, welche beim etwaigen Wiederausbruche der Feindseligkeiten nur ein neues Hinderniß gebildet haben würde. Dies war Thiers nur zu wohl bekannt und hatte zur Folge, daß er sich, wenn auch erst nach langem Sträuben, in die meisten der deutschen Forderungen fügte.

Am Sonntag, 26. Febr., dem letzten Tage des Waffenstillstandes, gab sich eine große Unruhe in Paris zu erkennen. Man wußte dort nur, daß das Haupt der Executivgewalt und der Minister des Auswärtigen hin- und herfuhr und der Funfzehner-Ausschuß sich im Palais Bourbon versammelte. Nichts war über den Stand der Friedensconferenzen bekannt geworden. An demselben Tage um Mitternacht mußten die Feindseligkeiten wieder beginnen, wenn die Diplomatie ihr Werk nicht zu Stande gebracht hatte! Da endlich veröffentlichte das officielle Journal eine Note des Ministers des Innern, daß die Friedenspräliminarien soeben unterzeichnet worden seien. Diese Note machte auch die Pariser mit dem demnächstigen Einzuge des deutschen Heeres bekannt. Am 28. Febr., gerade einen Monat nach dem Falle von Paris, traf der Präsident des Ministerrathes in Begleitung der Mitglieder der parlamentarischen Delegation wieder in Bordeaux ein. Die Versammlung war zu einer Sitzung auf den nächsten Morgen in das Sitzungslocal berufen worden; es herrschte die größte Aufregung. Erst um 4 Uhr nachmittags konnte der Präsident Grévy, nachdem er wenige Minuten zuvor den Präsidentenstuhl bestiegen, dem Chef der Executivgewalt das Wort ertheilen, der nach einigen Worten über seine ihm auferlegte schmerzliche Mission der Nationalversammlung folgende Vorlage unterbreitete: „Die Nationalversammlung genehmigt, indem sie sich den Consequenzen eines Krieges unterwirft, dessen Urheberin sie nicht war, die hier beigefügten Friedensbedingungen, welche durch den Chef der Executivgewalt und den Minister der auswärtigen Geschäfte der französischen Republik einerseits und von dem Herrn Kanzler des Deutschen Kaiserreiches und den Herren Ministern der auswärtigen Geschäfte der Könige von Baiern und Würtemberg und des Großherzogs von Baden andererseits genehmigt worden sind." Nachdem Barthélemy Saint-Hilaire der Versammlung den Text des von ihr zu ratificirenden Friedens*) vorgelesen, entspann sich eine äußerst lebhafte Discussion über die vom Präsidenten des Ministerrathes beantragte Dringlichkeit. Einer gewissen Anzahl der Vertreter schien es, als ob man über eine so wichtige Abstimmung nicht genug nachdenken könne und daß man aus der Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 12. März Vortheil ziehen müsse. Namentlich die Rothen und Socialisten waren es, die das große Wort führten und sich auf billige Weise den Ruf als gute Patrioten zu verschaffen suchten. So nannte z. B. Tolain, einer der Hauptanstifter der spätern communistischen In-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, IX, 2., 748 fg.

surrection, die Friedensbedingungen „schimpfliche", worauf ihm Thiers erzürnt antwortet: „Wenn etwas schimpflich ist, so trifft der Schimpf die Männer, die zu allen Zeiten und in jeder Weise zu den Misgeschicken des Landes beigetragen haben." Nach langem tumultuarischem Hin- und Herdiscutiren und inmitten der höchsten Verwirrung sprach endlich der Präsident vernünftigerweise die Entscheidung aus, widrigenfalls man mit der Abstimmung nicht zu Ende gekommen wäre: „Versammlung in den Bureaux diesen Abend um 9 Uhr und öffentliche Sitzung morgen um 12 Uhr!"

Unter der alten Monarchie kam es vor, daß die Generalstaaten des Königreiches berufen wurden, um die Abtretung von Territorien nach einem unglücklichen Kriege zu sanctioniren. Dies geschah namentlich durch den Vertrag von Madrid nach der Niederlage von Pavia. Dieser von Franz I. eingegangene Vertrag trat Burgund an Spanien ab und bestimmte gleichfalls das für die damalige Zeit ungeheuere Lösegeld des Monarchen: der König forderte damals von den Generalstaaten eine Ratification, welche diese kaum verweigern durften und welche er im Nothfall auch entbehren konnte. Zu Bordeaux aber hatte die Nationalversammlung ein völlig absolutes Votum abzugeben, von dem das Schicksal des Landes unmittelbar abhing. Wie auch dies Votum ausfallen mochte, seine Folgen waren gewaltige, verhängnißvolle. Auf der einen Seite der Verlust zweier Provinzen, auf der andern der sofortige Wiederausbruch der Feindseligkeiten, welche den Ruin des Landes herbeiführen mußten. Wo war in dieser Alternative die Weisheit, wo der Patriotismus? Man kann sich deshalb leicht die Aufregung vorstellen, welche sich aller Gemüther bemächtigte, als die Stunde der für Frankreich schrecklichen Sitzung vom 1. März schlug. Tiefe Bewegung herrschte in dem großen Sitzungssaale. Viele in Schwarz gekleidete Damen saßen auf den Galerien. Die Sitzung begann mit der Ueberreichung verschiedener Proteste gegen jede Abtretung französischen Bodens. Dann verlas Victor Lefranc, der Berichterstatter, den von dem Funfzehner-Ausschuß, der sogenannten Friedenscommission, welche Thiers nach Paris begleitet hatte, entworfenen Bericht. Nach Beendigung des Vortrags fügte er noch hinzu, daß der Ausschuß keine Aenderung der Friedenspräliminarien anrathe. Der Patriotismus verlange, daß sie votirt würden, so wie sie seien. Der Ausschuß habe alles Mögliche gethan, um die Bedingungen zu mildern und die Abtretung von Elsaß und Lothringen zu vermeiden; doch die Mitglieder des Ausschusses hätten an die Lage von Paris denken müssen und an die Drohungen des Feindes, der auf grausame Weise das Recht der Besiegten vergesse. Und dann schloß Lefranc seine Rede auf folgende Weise: „Die Unglücksfälle, unter denen wir leiden, sind das Resultat von Ursachen, für die wir nicht verantwortlich sind; doch die Ehre Frankreichs ist sichergestellt. ... Sie können den Vertrag ablehnen, Sie können den Kampf wieder aufnehmen, aber wenn Sie dies thun, so wird Paris besetzt und ganz Frankreich überschüttet, Gott weiß mit welchen Unglücksfällen! Wir rathen Ihnen nicht, sich der Verzweiflung hinzugeben. Was auch kommen mag, Frankreich wird das Recht bewahren, seine Mission in der Welt aufrecht zu erhalten. Der Ausschuß hofft, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen keiner zur Enthaltung an der Abstimmung seine Zuflucht nehmen wird, was Nichterfüllung der Pflicht und Verweigerung der Verantwortlichkeit wäre." Hierauf erhoben sich Edgar Quinet und Bamberger nacheinander, um die Verwerfung der Präliminarien anzurathen, und der letztere schloß seine Bemerkungen mit einem heftigen Ausfalle gegen Napoleon III., dessen Name, wie er sagte, ewig an dem Schandpfahle der Geschichte stehen werde. Dies brachte mehrere dem Kaiserreiche treue corsische Abgeordnete gewaltig in Aufregung. Conti, der ehemalige Cabinetschef Napoleon's III., bestieg unter einem Sturm von Geheul und Zischen die Rednerbühne und versuchte vergeblich sich Gehör zu verschaffen, um seinen ehemaligen Meister und Herrn zu vertheidigen. So groß war der Lärm, daß sich der Präsident genöthigt sah, die

Sitzung eine Viertelstunde lang zu unterbrechen. Als die Versammlung ihre Sitzung wieder aufnahm, erhob sich der Abgeordnete Target, um einen Antrag zu stellen. „Die Versammlung", so hob er an, „wird ungeduldig sein, die Discussion über den traurigen Vortrag fortzusetzen, aber ehe man über den Zwischenfall zur Tagesordnung übergeht, stelle ich folgenden Antrag: «Die Nationalversammlung bestätigt, unter den schmerzlichen Verhältnissen, in welchen sich das Vaterland befindet, und angesichts unerwarteter Protestationen und Vorbehalte, die Absetzung Napoleon's III. und seiner Dynastie, welche schon vom allgemeinen Stimmrecht ausgesprochen worden ist, und erklärt ihn verantwortlich für den Ruin, die Invasion und Zerstückelung Frankreichs.»" Dieser Antrag auf Absetzung war von folgenden Abgeordneten unterzeichnet: Target, Guzi, Bethmont, Jules Buisson, René Brice, Ch. Rolland, Tallon, Duc de Marmier, Paradié, Ricard, Girard, Lambert de Saint-Croix, Wilson, Ch. Alexandre, Baragnon, Léon Say, Victor de Laprade, Louis Viennet, Farey, F. Dupin, Marcel, Barthe, Comte d'Osmoy, Wallon, Ch. Rive, Comte de Brettes-Thurin, Villain.

Fast die ganze Versammlung erhob sich und begrüßte den Antrag mit donnerndem Beifall. Conti und ein anderer corsischer Abgeordneter, Gavini, verlangten das Wort, und letzterer sprang auf die Tribüne und protestirte „de toutes les forces de son âme" gegen den Antrag. „Les corses s'en mêlent", schrie Gambetta von seinem Platze aus. Das waren die einzigen Worte, welche er an jenem denkwürdigen Nachmittage sprach. „Zur Abstimmung!" schrie die Versammlung im höchsten Tumult, und schnitt dadurch Gavini jedes weitere Wort ab. Nun erhob sich Thiers, dem endlich die Zeit gekommen schien, den skandalösen Auftritten, die nun bereits mehrere Stunden gedauert hatten, durch seine Autorität und seinen Einfluß ein Ende zu machen. „Meine Herrn", so wendete er sich an die Versammlung, „ich schlug Ihnen eine Politik der Versöhnung und des Friedens vor, und ich hoffte, daß Alle unsere Zurückhaltung in Bezug auf die Vergangenheit verstehen würden. Doch wenn jene Vergangenheit, die Ursache all unsers Unglückes, ihr Haupt wieder vor dem Lande erhebt, dann greifen wir wieder zu unserm Recht." „Wissen Sie, mein Herr", so fuhr er fort, indem er Conti oder Gavini anredete, „was die Prinzen sagen, die Sie vertreten? Sie sagen, sie wären nicht die Urheber des Krieges, sondern Frankreich sei es, das ihn gewollt habe. Eh bien! je leur donne ici le démenti le plus formel! Nein! Frankreich wollte den Krieg nicht. Ihr, die ihr heute protestirt, ihr habt ihn gewollt!" Während er alsdann der Versammlung rieth, doch endlich über die Zwischenfälle hinwegzugehen, erklärte er seine Achtung vor dem Muthe der Bonapartisten, die für die Rechtfertigung des Herrn eingetreten waren, dem sie gedient hatten. Endlich ward zur Abstimmung über Target's Antrag geschritten und zwar nicht durch namentliche Abstimmung, sondern durch Acclamation; nur etwa sechs Abgeordnete blieben sitzen, alle andern erhoben sich. Bei der Generalabstimmung erhoben sich diese sechs, um kühn ihre Misbilligung zu erkennen zu geben. Dann erging sich Victor Hugo in seinen seit dem Ausbruche des Krieges so bekannt gewordenen hochfliegenden Tiraden gegen die Abtretung des „geheiligten" Bodens Frankreichs. Und nach ihm folgte der kleine socialistische Kräher Louis Blanc, um gleichfalls in demselben Sinne zu protestiren wie Victor Hugo. Der Reformator der Gesellschaft und Volkstribun aus 1848 war jetzt auch Stratege geworden. Er war der Meinung, Frankreich sei noch im Stande, den Krieg fortzusetzen; er rechne dabei auf die Unterstützung der großen und kleinen Staaten Europas (!!), die alle gegen Preußen zu klagen hätten, und die, wenn Frankreich den Krieg fortsetze, doch zuletzt die ihnen gebotene Gelegenheit benutzen würden, um an Preußen Rache zu nehmen. Auch drang er nicht etwa auf den großen, sondern auf den Parteigängerkrieg. Wir sind gewiß, daß weder Victor Hugo noch Louis Blanc noch irgendeiner der andern rothen französischen Helden so gewaltig auf der Fortsetzung des

Krieges bestanden haben würden, wenn sie sicher gewesen wären, daß man ihre Rathschläge angenommen hätte; so aber war ihnen wiederum einmal die günstige Gelegenheit geboten, sich auf billige Weise in den Mantel des Patriotismus zu hüllen und vor dem ganzen Lande oder wenigstens vor den großen Städten als Heroen zu glänzen. Kein Redner, das wußten sie nur zu gut, und wäre es auch ein Demosthenes gewesen, würde den bereits vorher gefaßten Entschluß der Majorität der Abgeordneten haben ändern können. Und als man nun endlich am Schluß zur Abstimmung schritt, da erklärten sich 546 Stimmen für die Ratification der Friedenspräliminarien und 107 dagegen. Die Abgeordneten von Elsaß und Lothringen legten, ehe sie sich zurückzogen, auf dem Tische des Hauses einen Protest nieder, der mit folgenden Worten schloß: „Euere Brüder aus dem Elsaß und Lothringen, in diesem Augenblicke von der gemeinsamen Familie getrennt, werden Frankreich ihre Zuneigung bewahren, bis zu dem Tage, da es wieder seinen Platz an ihrem Herde einnehmen wird."

Die Ratificationen des Friedensvertrages wurden, wie bekannt, am 2. März zu Versailles ausgewechselt. Wenige Tage darauf erscholl von Wilhelmshöhe aus ein Protest gegen die formelle Absetzungssentenz des letzten Herrschers in Frankreich. „Angesichts jener traurigen Ereignisse, welche Allen Selbstentsagung und Uneigennützigkeit auferlegen, würde ich gern geschwiegen haben", so schrieb der gefangene Napoleon, „doch die Erklärung der Versammlung zwingt mich zu protestiren im Namen der tiefverletzten Wahrheit, im Namen der misbrauchten Rechte der Nation." Sein Protest verhallte ungehört.

Und nun, nachdem auch die Deutschen ihren Einzug in Paris gehalten und wieder abmarschirt waren, traten die Angelegenheiten des unglücklichen Landes in eine neue Phase. Wenn auch der siegreiche äußere Feind befriedigt und die Eventualität des Krieges beseitigt worden war, so sollten doch jetzt die Schwierigkeiten der Regierung erst recht beginnen; ein viel gefährlicherer Feind war zu bekämpfen, nämlich der gegenseitige Haß und die Rivalität der Parteien. Am 2. März fand sich Thiers der Versammlung gegenüber und auf dem Punkte die praktische Ausführung des Programms zu beginnen, das er bei seinem Amtsantritt am 19. Febr. verkündet hatte. Schon machten sich auf allen Seiten der Antagonismus und die Leidenschaften der Parteien fühlbar. Die Wahlprüfungen, die Optionen, die Mandats- und Amtsniederlegungen hatten zu bittern und heftigen Ausfällen zwischen den Mitgliedern der Rechten und der Linken Veranlassung gegeben. Man hatte keine große Kenntniß französischer Versammlungen nöthig, um vorauszusehen, daß schwere politische Stürme sich in kurzem entladen würden. Die Reaction zählte ihre Stimmen, versuchte ihre Kräfte. Die Republikaner bereiteten sich auf energischen Widerstand vor und ermuthigten sich untereinander, die republikanische Form um jeden Preis zu retten. Ohne gerade Mistrauen gegen die Regierung zu verrathen, wollten sie doch erst Thiers am Werke sehen, um zu wissen, inwieweit die Linke auf ihn bauen könne. Unruhe und Besorgniß herrschten überall. Unheimliche Gerüchte wurden über die Lage von Paris verbreitet, Gerüchte, welche die Regierung weder bestätigen noch dementiren konnte. Die Desorganisation war allgemein; kein Rad an der Regierungsmaschine war an seinem Platze; weder Generalräthe, noch departementale Verwaltung, noch Armee, noch Finanzen waren vorhanden. Ungeachtet dieses traurigen Zustandes schöpfte die Regierung große Stärke aus der Reinheit ihres Ursprunges. Niemals hatte sich nach französischen Begriffen das „Recht" so klar gezeigt. An der Spitze eine souveräne, aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Versammlung, und unter ihr ein aus ihrer Mitte gewähltes Haupt der vollziehenden Gewalt, mit einem Ministerium, das gleichfalls aus dieser Versammlung hervorgegangen war: dies war die Anwendung des repräsentativen Régime in seiner ganzen theoretischen Einfachheit, ohne irgendwelche Complication, ohne Dunkelheit und mögliche Ueberraschung. Auch über das Recht, welches die Regierung

hatte, ſich zu vertheidigen und jede Maßregel zu ihrer und der Verſammlung Sicherheit zu ergreifen, konnte bei niemand ein Zweifel beſtehen, und jeder Verſuch, den etwa die extremen Parteien gegen ſie unternehmen mochten, trug von vornherein den Charakter der Inſurrection an ſich. Thiers war entſchloſſen, ſich auf dieſe unbeſtreitbare moraliſche Kraft zu ſtützen.

Die erſte Sorge des Hauptes der Executivgewalt war, Paris dem Lande wiederzuerobern. Seit ſechs Monaten hatte ſich in den Provinzen mit Rückſicht auf die Hauptſtadt eine eigenthümliche Meinung erzeugt, eine Meinung, die, wenn auch ein wenig übertrieben, doch einen guten Kern von Wahrheit in ſich hatte. Man warf Paris trotz aller ſeiner Leiden während der Belagerung vor: General Trochu, der ein großer Kriegsmann ſei, habe bei allem ſeinem Genie nichts mit den Pariſern ausrichten können, die als undisciplinirte, freiwillige, unſtete Soldaten ſich geweigert hätten, gegen die Deutſchen zu kämpfen, aber dagegen beſtändig bereit geweſen wären, vor dem Stadthauſe zu politiſiren. Dies war die allgemein verbreitete Anſicht, und durch intereſſirte Perſonen geſchickt ausgebeutet, war ſie ſchwer zu widerlegen, zumal da die Kammer in ihrem Schoſe eine beträchtliche Anzahl von Vertretern zählte, die ſeit 30 Jahren dem politiſchen Leben fern geſtanden, dann andere, die ſelten aus der Ruhe ihres Privatlebens hervorgetreten waren und welche bei dem bloßen Gedanken an Paris zitterten. Für ſie war dies nicht anderes, als ſich in einen Abgrund ſtürzen. Die Oeffentlichkeit von hundert Zeitungen machte ſie bange; das große Licht von Paris blendete ſie. In Bordeaux bleiben, oder ſich zu Poitiers oder Tours zu inſtalliren, und dort ruhig ohne Lärm, ohne Oeffentlichkeit ihre Geſetze zu machen, war ihnen lieber. Sie dachten noch immer an die Zeiten, da ſich die Generalſtaaten entweder zu Blois oder Moulins verſammeln konnten, und meinten, daß ſich ſeit dieſer Epoche nichts in der Welt hätte ändern ſollen! Klar aber war es, daß die Verſammlung nicht ewig in Bordeaux bleiben konnte. Eine Hauptſtadt läßt ſich nicht ſo leicht entthronen, namentlich nicht in einem Lande der Centraliſation. Es war den Miniſtern ganz unmöglich, ihre Regierungsgeſchäfte zu leiten und zu beſorgen. Deshalb mußte die Regierung getheilt werden. Man hatte Paris zu keiner Zeit allein laſſen dürfen, am allerwenigſten aber jetzt in dieſem überaus ſchwierigen Augenblicke. Thiers wagte es nicht, die Frage direct anzugreifen und zur Löſung zu bringen; er ſchlug die Rückkehr nach Paris in zwei Etappen vor, und begnügte ſich mit der Forderung, den Sitz der Verſammlung in einer Paris näher gelegenen Stadt aufzuſchlagen. In der Sitzung vom 6. März ſtellte der Präſident des Miniſterrathes dieſen Antrag zum großen Misfallen der ſogenannten Ruralen (dies Wort wurde bei jener Gelegenheit geſchaffen) und ſetzte deſſen Dringlichkeit durch. Am 9. März ſprach ſich der Abgeordnete Beulé in einem wahrhaft akademiſchen Vortrage im Namen des Ausſchuſſes für eine Ueberſiedelung der Verſammlung nach Fontainebleau aus; doch am nächſten Tage, an welchem die Generaldebatte ſtattfinden ſollte, erſchien Thiers auf der Tribüne und bewog die Verſammlung, ſich für Verſailles zu entſcheiden. Die am 10. März vom Haupt der Executivgewalt gehaltene Rede über die Verlegung der Verſammlung vernichtete alle Argumentationen der legitimiſtiſchen und klerikalen Faction. Er betonte die Unmöglichkeit, 200 Meilen entfernt von Paris, dem Sitze der Miniſterien, der Geſandten und der Bank, zu regieren, ſowie die Ohnmacht der Regierung, den demagogiſchen Aufreizungen, welche die öffentliche Ruhe ernſtlich gefährdeten, die Spitze zu bieten. Der Redner beſtand auf der proviſoriſchen Niederlaſſung in Verſailles, erklärte aber im übrigen, daß alle Principienfragen betreffs der Regierungsform, betreffs des Sitzes der öffentlichen Gewalten aufrichtig vorbehalten blieben. Dann, ſich der Linken zuwendend, ſagte er: „In euern Händen, Republikaner, die ihr hier in dieſem Raume ſitzt, liegt die Zukunft der Republik. Sie wird der Preis euerer Weisheit ſein!“ Selbſt die heftigſten Gegner der

Rückkehr nach Versailles, die sie einer Rückkehr nach Paris gleich erachteten, mußten diesen gewichtigen Gründen des Hauptes der vollziehenden Gewalt gegenüber nachgeben. Es ward beschlossen, daß die Versammlung am 20. März ihre erste Sitzung in der Stadt Ludwig's XIV. halten solle. Es war die höchste Zeit, daß die Regierung diesen Sieg davontrug, denn Paris war fast der Gnade einer geheimen, anonymen, unbekannten Macht preisgegeben, welche durch die zahlreichen, ihr gehorchenden Nationalgardenbataillone eine ungeheuere Kraft besaß. Am 3. März war durch ein Decret das Obercommando der Nationalgarde dem General Aurelles de Paladine anvertraut worden, der sich gar bald von dem Dasein einer verborgenen Autorität überzeugte, welche viel stärker war als die seine. Die Gefahr war überall und der Bürgerkrieg war nahe. Das Centralcomité, das die Gefahr übertrieb, welche der Republik aus der monarchischen Majorität möglicherweise erwachsen konnte, und das die pariser Welt glauben machte, die Regierung handle im Einverständniß mit den Monarchisten, zog täglich neue Bataillone zu sich herüber, welche glaubten, indem sie dem Centralcomité gehorchten, zur Vertheidigung der Republik beizutragen. Am 9. März erhielt das officielle Journal eine Erklärung der Regierung, in der sie sagte, „daß sie ihre Ehre darein setzen würde, die Republik zu gründen". Gleichzeitig lud sie die pariser Bevölkerung ein, die Arbeit in ihren Werkstätten wieder aufzunehmen.

Diese Erklärung, so geeignet sie auch war, die ehrlichen Leute über die Absichten der Regierung zu beruhigen, machte doch gar keinen Eindruck auf die geheimen Leiter, die nur die Verschlimmerung der Unordnung im Auge hatten. Jede Stunde brachte der öffentlichen Ordnung neue Gefahren.

Am 14. März verließ Thiers, der seit einem Monat mit besorgtem Auge den in Paris vorgehenden Ereignissen gefolgt war, Bordeaux, und sechs Tage später wurden die Sitzungen der Nationalversammlung im Theater des Schlosses von Versailles eröffnet. Während die Versammlung ihren Umzug von den Ufern der Garonne nach der Hauptstadt des Departements der Seine-et-Oise bewerkstelligte, hatte sich über Paris ein furchtbares Wetter entladen, das seit der Capitulation der Stadt langsam am politischen Horizont aufgezogen war: die Commune mit ihren Banditen, deren Geschichte seinerzeit bereits in dieser Zeitschrift gegeben wurde*), war Herrin, unumschränkte Herrscherin des „Auges der Welt", „des Hauptes der Civilisation". So schwer diese Heimsuchung auch sein mochte, so ließ sich der Chef der vollziehenden Gewalt dennoch nicht entmuthigen. Bereits am 19. März erließ er an die departementalen Autoritäten ein Rundschreiben, in welchem er mittheilte, daß sich die gesammte Regierung zu Versailles versammelt habe, daß sich dort eine Armee von 40000 Mann unter den Befehlen des Generals Vinoy befinde und daß alle Autoritäten sowie die Häupter der Armee herbeigeeilt seien zur Unterstützung der Regierung. Zu gleicher Zeit befahl er den departementalen Behörden, unter Androhung der schwersten Strafen, keine andern Befehle als diejenigen auszuführen, welche sie von der gesetzmäßigen Regierung erhielten. Um einem jeden etwaigen Angriff der Insurgenten auf Versailles begegnen zu können und um die Versammlung zu schützen, zog die Regierung noch andere Truppen herbei, organisirte ein Lager zu Sartory und starke Vorposten zu Sèvres, Viroflay und Chaville.

So war die Lage, als am 20. März die Versammlung ihre erste Sitzung hielt. Die Nachricht von der siegreichen Insurrection in Paris war für die meisten ihrer Mitglieder ein Donnerschlag. Sie wußten wol, daß Paris seit langer Zeit eine Beute der Factionen gewesen, aber für so verzweifelt hatten sie die Lage doch nicht gehalten. Sie wiegten sich in der Illusion, daß ein energischer Entschluß und eine kräftige That genü-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, VII, 2., 289 fg. 892 fg., 513 fg.

gen würden, die Unruhestifter zu Boden zu werfen. Weder der Entschluß noch die That hatte gefehlt, wohl aber die materielle Kraft, ohne welche die moralische Kraft, namentlich zu Zeiten einer Revolution, nicht bestehen kann. Man hat vielfach behauptet, gewisse Factionen der Versammlung hätten die Nachricht von dem Ausbruche der Revolte in Paris mit nur schlecht verhehlter Freude begrüßt, und zwar weil ihnen dieselbe einen Weg für ihre Hoffnungen zu öffnen schien; doch dies scheint ein Irrthum zu sein; wenigstens fehlen bestimmte Beweise dafür. Nur eine Partei konnte das Gespenst des Bürgerkrieges, ohne zu erbleichen, betrachten, und dies war die dictatorische Partei, die natürliche Erbin jeder Anarchie; doch sie war in der Versammlung ohne den geringsten Einfluß.

Die erste Sitzung zu Versailles ward durch eine Rede des Präsidenten der Versammlung eröffnet, in welcher er die Insurrection mit harten Worten verdammte; er nannte sie eine verbrecherische und erklärte, daß die Versammlung, die einzige Bewahrerin des Willens des Landes, sich Achtung zu verschaffen und die Republik gegen die Ausschreitungen derer zu vertheidigen wissen werde, die sie compromittirten. Die Kammer beschloß darauf die Bildung eines Ausschusses von 15 Mitgliedern, um sich mit der Executivgewalt über die angesichts der Insurrection zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen; zu gleicher Zeit ward im Departement der Seine-et-Oise der Belagerungszustand erklärt. Mehrere Mitglieder der Linken brachten in der Hoffnung, daß die sofortige Lösung gewisser Fragen eine Annäherung zwischen der insurrectionellen Regierung zu Paris und dem legitimen Gouvernement zu Versailles bewerkstelligen werde, zwei Anträge ein, von denen der eine die möglichst schnelle Wahl des Gemeinderaths von Paris bezweckte und der andere die Verlängerung kaufmännischer Wechsel, welche während der Belagerung uneingelöst geblieben waren. Die Versammlung votirte die Dringlichkeit dieser Anträge, ohne sich jedoch dabei der Hoffnung hinzugeben, daß ein solcher Schritt irgendetwas zur Verbesserung der schwierigen Lage beitragen würde: sie wünschte damals nur ihre Bereitwilligkeit zu zeigen, kein Mittel unversucht zu lassen, um den Bürgerkrieg zu beschwören.

Ueber die eigenthümliche Physiognomie von Versailles zu dieser Zeit sagt ein Franzose: „Die sonst so ausgestorbene Stadt schien galvanisirt zu sein. Eine überströmende Bevölkerung; alle Verwaltungszweige hatten Paris verlassen und einen Zufluchtsort in der departementalen Hauptstadt gesucht. Eine Menge Abgeordneter, die in der Stadt kein Logis finden konnten, hatten sich theils zu Saint-Cyr, theils im Thal der Chevreuse provisorisch einquartiert. Die langen herrlichen Alleen und Avenuen waren in militärische Lager umgewandelt. In ihnen wimmelte es von Linienſoldaten, Matrosen, Nationalgarden, Artilleristen, Gensdarmen und Cavalleristen mit ihren Pferden. Auf dem sonst so stillen Schloßplatze stand eine Masse von Kanonen und Mitrailleusen. Alle Ministerien waren im Schlosse untergebracht: das des Innern neben dem der auswärtigen Angelegenheiten, die Justiz zwei Schritte vom Kriege. Wahrhaft elementare Einrichtung überall. Große Tische von unpolirtem Tannenholz, aus allen Winkeln zusammengesuchte Stühle, bald zu hoch, bald zu niedrig für die Tische, mehr ein Lager als eine Einrichtung; dieser allgemeine Wirrwarr war ein getreues Abbild der moralischen und materiellen Lage Frankreichs."

Während in Paris die insurrectionelle Macht von Tag zu Tag wuchs und die legale Regierung zu Versailles die größten Anstrengungen machte, um ihre Autorität im Lande aufrecht zu erhalten und die Insurrection auf Paris zu beschränken, fuhr die Versammlung in ihren Berathungen fort. Nach der Annahme der von uns bereits erwähnten Anträge über die Verlängerung der Wechsel und die Wahl der Gemeinderäthe, beschäftigte sie sich in einer ihrer ersten Sitzungen (24. März) mit dem von Crémieux zu Vor-

deaux erlaſſenen Decret wegen Abſetzung von 15 Magiſtratsperſonen. Bereits zu Bordeaux hatte die Verſammlung eine Commiſſion zur Unterſuchung dieſes tyranniſchen und willkürlichen Actes eingeſetzt, und dieſelbe war zu der Anſicht gelangt, der Verſammlung eine ſofortige Annullirung der gedachten Decrete anzurathen. Der Abgeordnete Vantavon hatte als Berichterſtatter am 23. März ſeinen Bericht vorgeleſen, und am nächſten Tage fand die öffentliche Discuſſion ſtatt. Die Kammer nahm nach derſelben eine vom Juſtizminiſter Dufaure eingebrachte Geſetzvorlage an, durch welche die Decrete vom 28. Jan. und 3. Febr. 1870 für null und nichtig, gegen die Regel der Theilung der Gewalten und gegen das Princip der Unabſetzbarkeit der Richter verſtoßend, erklärt wurden. Dieſes Geſetz enthielt keinen Tadel gegen die Richter, die unter dem zweiten Kaiſerreiche in den berüchtigten gemiſchten Commiſſionen geſeſſen hatten, durch welche unmittelbar nach dem Staatsſtreiche über 40000 Perſonen zu Opfern der neuen Herrſchaft gemacht worden waren. Dufaure in ſeiner Eigenſchaft als Juſtizminiſter aber formulirte gegen ſie einen ſtrengen Tadel, den er in Gemeinſchaft mit dem von der Commiſſion ausgeſprochenen für genügend hielt. „Der Miniſter", ſo fügte er hinzu, „iſt mit einer Disciplinargewalt bekleidet, von der er Gebrauch machen könnte; doch er zieht es vor, die Wirkung abzuwarten, welche das im Schoſe der Verſammlung feierlichſt ausgeſprochene Urtheil hervorbringen muß." Dufaure wollte auf dieſe Weiſe die Dimiſſion der durch die Decrete der Delegation getroffenen Richter provociren, doch in dieſer Erwartung täuſchte er ſich ſehr, wie er ſelbſt drei Monate ſpäter in einer Antwort auf eine Interpellation eingeſtehen mußte.

Am 29. März konnte Thiers, zur großen Freude und Erleichterung der Verſammlung, derſelben die Mittheilung machen, daß er mit der deutſchen Regierung eine Zuſatzconvention habe abſchließen können, der zufolge die in Deutſchland gefangenen franzöſiſchen Heere ſchneller in ihre Heimat entlaſſen werden ſollten, als es in dem Präliminarfrieden beſtimmt worden war. Zu gleicher Zeit habe die deutſche Regierung in ihrem Beſtreben, dem legalen Gouvernement in Frankreich nach Kräften nützlich zu ſein, zugeſtimmt, etwaige um Paris vorkommende Feindſeligkeiten gegen die deutſche Occupationsarmee nicht als von der legalen Regierung ausgehende, ſondern als Thaten der Inſurgenten anzuſehen. Durch die beſchleunigte Freilaſſung der gefangenen Soldaten vermochte die verſailler Regierung ſich in ganz kurzer Zeit eine Armee zu bilden, mit der ſie kräftiger als bisher gegen die Inſurgenten auftreten konnte. Sie verjagte dieſelben aus dem Brückenkopf von Neuilly und von der Halbinſel Gennevilliers, wodurch Verſailles gegen jeden Angriff der Inſurgenten geſichert und die Regierung in den Stand geſetzt wurde, aus der Defenſive zur Offenſive überzugehen. Die Linie der verſailler Vorpoſten dehnte ſich von Saint-Denis, dem äußerſten Punkte der deutſchen Occupation, bis Nieder-Meudon aus, wodurch jeder Zugang nach Verſailles abgeſperrt war. Nachdem die Arbeit der militäriſchen Organiſation vollbracht war, ward die Armee in zwei große Corps getheilt, deren Oberbefehl, wie bekannt, dem Marſchall Mac-Mahon anvertraut ward. Und nun begann die zweite Belagerung von Paris. Doch die große Frage war, auf welche Weiſe dieſelbe auszuführen ſei? Durch die gewöhnlichen Mittel, durch die Eröffnung von Laufgräben und langſame Annäherung, um Breſche zu ſchießen, ſobald man grabend in die Nähe der Wälle gelangt ſei? Das erforderte viel Zeit; ein großer Theil der Abgeordneten begriff nicht, warum man nicht zum Sturm ſchritt; doch die Generale zeigten die Unmöglichkeit, die hohen Mauern von Paris zu erklettern und eine Stadt mit Sturm zu nehmen, welche ſo breite Grabenböſchungen hatte. „Als Mitglied des Vertheidigungsrathes, in den ich vor dem 4. Sept. wider meinen Willen eingetreten war", ſo ſagte Thiers in ſeinem Zeugniß vor der Unterſuchungscommiſſion wegen der Uebergabe der feſten Plätze, „hatte ich einige Tage vor Sedan Gelegenheit, die Paris umgebenden Forts zu beſuchen, und ich mußte mir ſagen, daß wenn der Feind auf eins dieſer Forts

eine beträchtliche Menge Geſchütze richte, das auf dieſe Weiſe angegriffene Werk ſich in großer Gefahr befinden würde; ich war überzeugt, daß man durch die Gewalt des Feuers überraſchende, unvorhergeſehene und entſcheidende Reſultate hervorrufen könne. Die Generale waren hierüber verſchiedener Meinung. Einige bewieſen, daß man durch Geſchützaufhäufung auf einem Punkte ſehr ſchnelle und ſehr große Wirkungen erzeugen könne. Andere dagegen bewieſen, daß das Sicherſte wäre, den Regeln zu folgen, Laufgräben zu eröffnen, bis an den Grabenrand vorzudringen, Breſche zu ſchießen und dann zu ſtürmen, indem ſo die Breſche ſicher genommen werden würde, welches auch immer die Energie der Vertheidigung ſein möge. Nachdem ich die mich umgebenden erfahrenen Männer mit der ihnen gebührenden Ehrerbietung angehört hatte, beſchloß ich beide Mittel zugleich anzuwenden: den Laufgraben zu eröffnen und ſo auf die gewöhnliche Weiſe gegen den Platz vorzudringen und damit in derſelben Zeit ein mächtiges Feuer zu vereinigen, in der Ueberzeugung, daß unter dem Schutze dieſes Feuers das Vorſtoßen der Laufgräben ein ſchnelleres ſein würde, und daß man vielleicht die Inſurgenten, indem man die Wälle für die Vertheidiger unbewohnbar mache, zum Aufgeben der Werke zwingen könne. Dieſer Rath wurde einſtimmig angenommen und befolgt."

Nachdem Thiers den Kriegsrath für ſeine Idee gewonnen hatte, machte er ſich mit raſtloſer Energie ans Werk und erprobte das neue Syſtem zuerſt am Fort Iſſy, das, durch ein gewaltiges Geſchützfeuer zuſammengeſchoſſen, für ſeine Vertheidiger unhaltbar ward. Das Fort von Vanves ward auf die gleiche Weiſe zerſtört. Da dieſer erſte Verſuch ein ſo erfolgreicher war, ſo beſchloß Thiers auf der Höhe von Montretout eine große Batterie von 80 Geſchützen zu errichten. Unter dem Schutze dieſes vernichtenden Feuers gingen die Truppen über die Seine und ſchritten, da die Kanonen der Wälle ſofort zum Schweigen gebracht waren, zu den Annäherungsarbeiten. Die Thore von Auteuil und von Saint-Cloud, welche der Batterie zu Montretout vorzugsweiſe zum Ziele dienten, waren in wenigen Tagen vollſtändig eingeſchoſſen. Die Thorflügel und Zugbrücken waren herabgefallen und bildeten eine Art natürlicher Brücke. Den Soldaten der Commune war es jetzt nicht mehr möglich, auf den von den verſailler Bomben beſtrichenen Wällen zu bleiben; ſie hatten ihre Poſten verlaſſen, um an weniger gefährlichen Orten Schutz zu ſuchen. Schon war der Tag zum Sturm beſtimmt, als man plötzlich am Sonntag, 21. Mai, erfuhr, die Soldaten ſeien, mit Hülfe Ducatel's, der den Soldaten in den Laufgräben ein Zeichen gegeben hatte, ohne Schwertſtreich in die Stadt eingedrungen.

Die gleich nach der zweiten Belagerung von Paris in „Unſere Zeit" gegebene Geſchichte der Commune zeigt, wie der nun folgende Krieg in den Straßen eine volle Woche dauerte, wie dieſer Krieg ein überaus ſchrecklicher, grauſenerregender war, der ohnegleichen in der Geſchichte der menſchlichen Greuel daſteht, und wie die Inſurgenten eine Hartnäckigkeit und einen Muth an den Tag legten, der einer beſſern Sache würdig geweſen wäre.

Durch dieſen für Frankreich mit unerhörten Opfern und großer Unehre verknüpften Sieg hatte Thiers den größten Gegner ſeiner Macht niedergeſchmettert, doch ſeine Kämpfe waren damit keineswegs zu Ende; ſie ſollten vielmehr nun erſt recht eigentlich anfangen, und zwar gegen die ihm feindlichen Factionen der Verſammlung, die bisher, durch die Inſurrection in Paris in Furcht gehalten, ſich nicht offen hervorgewagt hatten. Sobald ſie wahrnahmen, daß der Sieg, durch die Anſtrengungen Thiers', auf ihrer Seite geſichert war, fingen ſie auch ſchon an, den Chef der vollziehenden Gewalt durch vielfache verſteckte Angriffe zu reizen. So lenkte unter anderm ein legitimiſtiſcher Abgeordneter in der Sitzung vom 10. Mai die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf ein von einem pariſer Syndikat mit Rückſicht auf eine Ausſöhnung entworfenes Document und brachte

noch ein anderes von dem Maire zu Bordeaux zum Vorſchein, in welchem Thiers die Worte untergeſchoben wurden: „Wenn die Inſurgenten die Feindſeligkeiten einſtellen und während einer Woche die Thore offen laſſen wollen, dann ſollen alle, mit Ausnahme der Mörder der Generale Thomas und Lecomte, entſchlüpfen." Thiers, auf dieſe heimtückiſche Weiſe angegriffen, beklagte ſich bitter über die Nörgeleien und Vorwürfe, denen er beſtändig ausgeſetzt ſei. Er erklärte, daß er unter ſolchen Umſtänden nicht weiter regieren könne und daß ſeine Dimiſſion bereit ſei. („Nehmen Sie doch dieſelbe!" rief eine Stimme von der rechten Seite.) „Wenn ich Ihnen misfalle", ſo fügte er hinzu, „dann ſagen Sie es nur. Hier müſſen wir uns zählen und zwar entſchloſſen zählen; wir dürfen uns nicht hinter Zweideutigkeiten verkriechen. Ich ſage, es gibt Unvernünftige unter Ihnen, die zu ſchnell, zu voreilig ſind. Sie müſſen noch acht Tage warten! Am Ende derſelben wird keine Gefahr mehr vorhanden und Ihre Aufgabe alsdann ganz Ihrem Muth und Ihrer Fähigkeit angemeſſen ſein." (Beifall auf der Linken und im Centrum; Rufe und Murren auf der Rechten.) Larochejaquelein, ein anderer Heißſporn der legitimiſtiſchen Partei, behauptet, daß die Verſammlung beleidigt worden ſei, und er proteſtire gegen dieſe Beleidigung. Thiers ſeinerſeits hält ſich für beleidigt und angegriffen. „Ich verlange", ſo ruft er aus, „eine Erklärung und eine Sühne für die mir von Ihnen gewordene ſchnöde Behandlung. ... Ja, ich nenne das eine ſchnöde, unwürdige Behandlung; Sie wählen den Tag, wo ich proſcribirt worden bin und an dem man mein Haus zerſtört. ... Alſo noch einmal, ich nenne das eine unwürdige Behandlung!" Am Tage zuvor war in der That das berüchtigte Decret der Commune wegen Beſchlagnahme ſämmtlichen Eigenthums Thiers' in Paris und wegen Zerſtörung ſeines Hauſes erlaſſen worden. Nachdem ſich der Sturm gelegt und die Ruhe wiedergekehrt war, nahm die Verſammlung mit 409 gegen 9 Stimmen den Uebergang zur Tagesordnung mit folgendem Zuſatze an: „Die Nationalverſammlung hat zu dem Haupte der vollziehenden Gewalt der franzöſiſchen Republik volles Vertrauen und geht zur Tagesordnung über." Dies waren die erſten Vorboten eines langen parlamentariſchen Kampfes, der endlich den Rücktritt Thiers' herbeiführen ſollte; wir werden in den nächſten Abſchnitten den verſchiedenen Phaſen deſſelben folgen.

Ueber Aquarien.

Von

F. Roßbach.

Sammlungen lebender Thiere erfreuen ſich allenthalben, ſofern ſie nur in wiſſenſchaftlichem Geiſte geleitet werden, einer großen Beliebtheit; und das mit Recht, denn ſie bieten nicht nur dem Fachmann die reichſte Gelegenheit zur Beobachtung und Forſchung, ſondern ſie machen es auch dem wißbegierigen Laien möglich, die animaliſchen Bewohner naher und ferner Länder kennen zu lernen und ſo den Kreis ſeiner zoologiſchen Kenntniſſe auf möglichſt leichte und angenehme Weiſe zu erweitern. Es iſt natürlich, daß die älteſten Anſtalten dieſer Art ihre nächſte Aufgabe in der Ausſtellung von Wirbelthieren ſahen, theils weil dieſe in ihrer Organiſation dem Menſchen am nächſten ſtehen und daher für das größere Publikum am intereſſanteſten und verſtändlichſten ſind, theils weil ihre Unterhaltung in der Gefangenſchaft mit den wenigſten Schwierigkeiten verknüpft iſt. Immerhin blieb aber die Vorführung von Repräſentanten aus den übrigen Thierklaſſen höchſt wünſchenswerth, um ſo mehr, als wir unter dieſen auf Formen und Lebenserſcheinungen ſtoßen, die von allem, was wir an den Wirbelthieren zu ſehen gewohnt ſind, ſo völlig abweichen, daß dadurch unſer Thierbegriff weſentlich modificirt und erweitert wird. Ganz beſonders gilt dies von den Waſſerthieren; wir brauchen, um ein beweiſendes Beiſpiel anzuführen, nur an jene ſonderbaren Weſen zu erinnern, die durch ihre Befeſtigung am Boden und zum Theil auch durch ihre Ausbreitung in Aeſte und Zweige den Beobachter in ernſtliche Zweifel bringen können, ob er es mit Thieren oder Pflanzen zu thun hat. Aber die Unterhaltung und Beobachtung der Waſſerthiere iſt mit ganz beſondern Schwierigkeiten verknüpft, und zwar gerade deshalb, weil dieſelben in einem ganz andern Medium leben als wir ſelbſt. Durch ernſtes Nachdenken und jahrelanges Experimentiren ſind Männer, welche für die Sache begeiſtert waren, nach und nach dahin gelangt, wenigſtens einen Theil dieſer Schwierigkeiten zu überwinden, und ſo ſind denn in den letzten 20 Jahren theils als Zuwachs zu den Zoologiſchen Gärten, theils als eigene Anſtalten in verſchiedenen Städten Englands und des Continents große Sammlungen lebender Waſſerthiere oder Aquarien entſtanden, die unſere Beachtung um ſo mehr verdienen, je mehr man in ihren Einrichtungen ſtreng wiſſenſchaftlichen Grundſätzen gefolgt iſt. Die oben angedeuteten Beobachtungsſchwierigkeiten ſind optiſcher Natur, und obgleich ſie am leichteſten gehoben werden können, ſo müſſen wir doch von ihnen mit einiger Ausführlichkeit handeln, weil ſie in manchen Aquarien nicht vollſtändig gehoben ſind.

Jedermann weiß, wie ſchwierig und oft unmöglich es iſt, die Gegenſtände auf dem Boden eines Teiches zu ſehen, ſelbſt wenn dieſer gar nicht tief und ſein Waſſer voll-

kommen klar iſt. Es rührt dies daher, daß das Licht von derſelben Seite in das Waſſer eindringt, auf welcher ſich der Beobachter befindet.

Das auf die Oberfläche des Waſſers fallende Licht dringt nämlich nicht ganz in die Tiefe, ſondern ein Theil wird nach oben reflectirt und bewirkt dadurch die Spiegelung der Ufergegenſtände und des Himmels. Dieſes reflectirte Licht beeinträchtigt die Sichtbarkeit der in dem Waſſer befindlichen Gegenſtände um ſo mehr, als das von letztern ausgehende Licht dadurch, daß es an der Oberfläche eine theilweiſe oder vollſtändige Reflexion nach unten erfährt, ſowie durch Abſorption geſchwächt wird. Der ſchädliche Einfluß der äußern und innern Reflexion wächſt mit der Größe der Einfallswinkel; eine leichte Rechnung nach einer von Fresnel gegebenen Formel zeigt beiſpielsweiſe, daß bei einem Einfallswinkel von 45 Grad die äußere und innere Reflexion zehnmal ſtärker iſt als bei einem Einfallswinkel von 10 Grad.

Da die an der Oberfläche des Waſſers reflectirten Strahlen polariſirt ſind, ſo kann man ſie leicht dadurch vom Auge abhalten, daß man durch ein paſſend gehaltenes Nicol'ſches Prisma oder eine Turmalinplatte ſieht. Allein ſo leicht auch der einzelne Beobachter dieſes bereits von Arago angegebene Mittel anwenden kann, um die Betrachtung der Gegenſtände im Waſſer möglich zu machen, ſo eignet es ſich doch nicht für ein großes, täglich von Hunderten oder Tauſenden beſuchtes zoologiſches Inſtitut. Hier muß man daſſelbe Ziel auf eine andere Weiſe erreichen, nämlich durch paſſende Anlage der Waſſerbehälter und zweckmäßige Beleuchtung.

Sind die Behälter nur von geringer Tiefe, ſo iſt die Wirkung des Glanzes der Oberfläche weniger ſtörend, und man kann ſie alsdann ganz gut zum Beobachten von oben herab einrichten, obgleich das Licht ebenfalls von oben einfällt. Sind ſie aber tiefer als ein Fuß, ſo muß man die ſchädliche Reflexion an der äußern Waſſerfläche vollſtändig vermeiden und daher das Licht nicht von derſelben Seite in das Waſſer fallen laſſen, auf welcher ſich der Zuſchauer befindet. Man muß in dieſem Falle den Beobachter durch eine aus Glas beſtehende Seitenwand in die Becken ſehen laſſen, während die Beleuchtung von oben erfolgt. Es iſt dies ganz dieſelbe Methode, die jeder von uns befolgt, wenn er einen undurchſichtigen Gegenſtand betrachten will. Gewiß wird er denſelben nicht in die gerade Linie zwiſchen ſeinem Auge und der Lichtquelle bringen, ſondern denſelben vielmehr ſo halten, daß er mit beiden ein Dreieck bildet und das von dieſer empfangene Licht auch wirklich nach jenen reflectiren kann. So einfach dieſes iſt, ſo mußte es hier doch beſonders hervorgehoben werden, weil es Aquarien gibt, welche in optiſcher Beziehung ganz falſch angelegt ſind. In einer uns bekannten Anſtalt dieſer Art erfolgt die Beleuchtung bei einem Viertel aller Becken von hinten durch eine Glastafel, welche mit der vordern parallel iſt. Die Thiere in demſelben befinden ſich alſo ganz in dem Falle des Neumondes; ſie ſenden das von hinten empfangene Licht wieder nach hinten zurück und kehren dem Zuſchauer ihre dunkle Seite zu. In der That ſehen ſie denn auch aus wie ſchwimmende Silhouetten. Einige dieſer Becken befinden ſich an der Seite eines ſehr hellen Zuſchauerraums; dadurch iſt die Sache noch ſchlimmer geworden, indem nun der Glanz der vordern Glastafel die Durchſichtigkeit des Waſſers in hohem Grade beeinträchtigt, ja in einigen Fällen faſt ganz aufhebt. Wiederum in demſelben Aquarium hat eine Anzahl anderer Behälter gleichzeitig Beleuchtung von oben und von hinten. Auch das iſt verkehrt, indem die Beleuchtung von hinten bei undurchſichtigen Gegenſtänden in keinem Falle nützt, aber in jedem Falle ſchadet, und zwar dadurch, daß ſie den Eindruck der von der Vorderfläche der Thiere in das Auge reflectirten Strahlen ſchwächt. Aus letzterm Grunde wendet kein Botaniker oder Zoologe bei der mikroſkopiſchen Unterſuchung opaler Objecte gleichzeitig die Beleuchtungslinſe und den Spiegel an.

Es ſollte ſich ferner von ſelbſt verſtehen, daß die Waſſerbehälter ungefähr in gleicher

Höhe mit dem Auge angebracht werden, einmal, weil dadurch die Gegenstände dem Auge möglichst nahe kommen, und dann, weil man in horizontaler Richtung am bequemsten sieht. Was soll man also dazu sagen, daß in demselben bereits erwähnten Aquarium bei einem Viertheil aller Becken der obere Rand fast die Decke erreicht, während der untere sich etwa 3 Fuß über den Köpfen der Zuschauer befindet? Dieses kann nur noch überboten werden durch eine Einrichtung, von welcher W. A. Lloyd in London erzählt; in Paris hatte man nämlich im Jahre 1867 ein Aquarium eingerichtet, in welchem die Decke selbst den durchsichtigen Boden eines Thierbehälters bildete.

Sind die Wasserbehälter in der richtigen Höhe angebracht, so ist der Beobachter nicht im Stande, die Dinge zu sehen, welche sich über der Wasseroberfläche befinden. Denn alle von oben eingedrungenen Lichtstrahlen bilden zufolge des Brechungsgesetzes mit der Verticalen Winkel, welche kleiner als $48\frac{1}{2}$ Grad sind, während alle von der Oberfläche des Wassers nach dem Auge des Beobachters gehenden Strahlen mit der Verticalen Winkel bilden müssen, welche größer als $48\frac{1}{2}$ Grad sind, und demnach nur reflectirte Strahlen sein können. Demnach wirkt die Wasseroberfläche wie ein auf das Wasser gelegter Spiegel; sie zeigt uns den ganzen Inhalt des Beckens noch einmal im Bilde. Diese Wirkung der totalen Reflexion ist nicht nur sehr schön, sondern auch direct nützlich; sie schränkt den Blick des Beobachters auf das ein, was er sehen soll, und macht es ihm ferner möglich, von den Thieren, die über der Augenhöhe schwimmen, zwei Seiten gleichzeitig zu sehen, nämlich die untere direct, die obere im Spiegelbilde.

Die obenerwähnten Schwierigkeiten in der Unterhaltung der Wasserthiere beziehen sich größtentheils auf die Herbeischaffung einer hinreichenden Menge von Sauerstoff. Dieser ist nicht nur nöthig, um den Athmungsproceß der Thiere zu unterhalten, sondern auch um die Excremente, Speisereste und andere abgestorbene organische Substanzen möglichst rasch zu oxydiren, damit das Wasser vor Fäulniß bewahrt bleibe. Durch diese Oxydation, sowie durch das Athmen der Thiere kommt aber Kohlensäure ins Wasser, welche in dem Maße, als sie sich bildet, fortgeschafft werden muß, damit sie den Thieren nicht schade. Bei stillstehendem, von Vegetabilien freiem Wasser kann dieser Gasaustausch nur an der Oberfläche erfolgen. Er wird befördert durch Verminderung der Wassertiefe, weil alsdann dieselbe Sauerstoffmenge einer geringern Wassermenge zugute kommt, und durch Vegetation, da die grünen Pflanzentheile unter dem Einfluß des Lichtes Kohlensäure aufnehmen und Sauerstoff ausathmen. In großen Aquarien ist jedoch dieser Modus völlig unzureichend; hier gibt es nur ein Mittel, welches über alle Schwierigkeiten hinaushilft, und das ist eine möglichst ununterbrochene Circulation. Leitet man nämlich die ganze Wassermasse in einem dünnern Strahle durch die Luft, so kommen immer neue Theile derselben, die sich vorher im Innern befanden, mit der Luft in Berührung, und wie kurz auch die Berührungsdauer sein mag, so ist die Vermehrung der Berührungspunkte eine so enorme, daß dadurch die Sauerstoffaufnahme erheblich vergrößert werden muß. Zugleich reißt der Wasserstrahl, wenn er mit hinreichender Geschwindigkeit in die Behälter eindringt, eine große Menge Luft mechanisch in die Tiefe, wobei sie in einen Zustand feinster Vertheilung geräth, was sie zur raschen Absorption durch das Wasser besonders geschickt macht.

Daß die Circulation eine möglichst ununterbrochene sein muß, wurde bereits gesagt; schon die kurzen Pausen, die man bisweilen eintreten lassen muß, um das vorhandene Wasserquantum zu messen, reichen hin, die Durchsichtigkeit des Wassers zu mindern und den Thieren Unbehaglichkeit zu verursachen. Im Sommer müssen die Dampfmaschinen und Pumpen rascher arbeiten als im Winter, weil alsdann das Wasser wegen seiner größern Wärme weniger Sauerstoff zurückhält; ebenso müssen sie ihre Thätigkeit beschleunigen, wenn den Thieren einmal zufällig zu viel Futter gegeben worden ist. Endlich

iſt es gut, wenn die Circulation ſo eingerichtet werden kann, daß das Waſſer in einigen Behältern öfter erneuert wird als in andern, weil die Thiere in verſchiedenen Graden fauerſtoffbedürftig ſind. In der geiſtreichſten Weiſe iſt das Problem gelöſt in dem großen von W. A. Lloyd angelegten Aquarium des Kryſtallpalaſtes in Sydenham. Dieſes befindet ſich in einem einſtöckigen, 400 Fuß langen und 50—60 Fuß breiten Gebäude, welches ſich vom Nordende des Palaſtes bis an den nördlichen Thurm erſtreckt. Die Thierhälter ſind theils an einer Langſeite eines 310 Fuß langen und 50—60 Fuß breiten Saales, theils an den Wänden zweier nach der Seite der Parkterraſſen vorſpringenden Zimmer angebracht. Ihre Zahl beträgt 61. Sie ſind ſämmtlich mit Seewaſſer angefüllt. Zweiundzwanzig davon ſind Reſervebecken; die Thiere in denſelben dienen entweder den übrigen zur Nahrung, oder werden nach Bedürfniß in die Schaubecken verſetzt. Der Saal hat 19 große Schaubecken; das größte hat eine Länge von etwa 30 Fuß und einen Inhalt von mehr als 27000 Liter; die zwei nächſtgrößten ſind etwa 25 Fuß lang und faſſen über 18000 Liter; ſie nehmen die Mitte der Reihe ein und haben einen Waſſerſtand von 6 Fuß. Von hier aus nimmt nach rechts und links Länge, Inhalt und Waſſerhöhe der Becken allmählich ab, ſodaß bei Nr. 1 und 18 der Inhalt nur noch 1800 Liter, die Länge 9 Fuß und die Waſſerhöhe 3 Fuß beträgt. Hinter dieſen 19 Schaubecken befinden ſich die Reſervebecken. Aus einem unterirdiſchen Reſervoir wird das Waſſer zunächſt in die mittelſten Schaubecken des Saales gepumpt, und circulirt von hier aus, durch Höhen von 3—6 Zoll herabfallend und überall Sauerſtoff aufnehmend, durch alle Becken des Saales und die Reſervebecken, um dann in das Reſervoir zurückzukehren. Unabhängig von dem einfachen Fall des Waſſers von Becken zu Becken, werden andere Waſſerſtröme, gemiſcht mit großen Quantitäten Luft im Zuſtande feinſter Vertheilung von der Hauptpumpe aus unter ſtarkem Druck durch alle Becken getrieben. Da die Erneuerung des Waſſers in den Becken neun- und zehnſtündlich einmal geſchieht, ſo erfolgt ſie in den zehnmal kleinern Becken ein- und achtzehnſtündlich zehnmal, und ſo wechſelt der Grad der Aëration von Becken zu Becken. Die ganze Circulation iſt in wenigen Stunden beendigt, da der Inhalt der Becken 9 und 10 reichlich den dritten Theil von dem Inhalt aller Becken beträgt. Während dieſer Zeit wird alſo die ganz durch die angegebenen Behälter wandernde Waſſermaſſe zwanzigmal in einen dünnern Strahl verwandelt.

Die 20 Seebecken in den Nebenzimmern haben 120—1200 Liter Inhalt; ſie ſind zum Sehen von oben eingerichtet und darum nur ½—1 Fuß tief. Aus dieſem Grunde iſt ihre Oberflächenabſorption ſechs- und zwölfmal ſtärker als bei den mittelſten Becken des Saales. Ihre Circulation iſt von der vorhin beſchriebenen unabhängig. Das unterirdiſche Reſervoir enthält fünfmal ſo viel Waſſer als alle Becken zuſammen. Dieſes iſt für die Reinhaltung des Waſſers ſehr wichtig, indem nun eine ſtarke Trübung ſelbſt in den größten Becken nach dem Ablaſſen des Waſſers ins Reſervoir in dieſem keine merkliche Trübung hervorrufen kann.

So vortrefflich nun auch die beſchriebenen Circulationseinrichtungen ſind, ſo machen ſie doch eine Vegetation nicht überflüſſig; denn einestheils nähren ſich einige Thiere des Aquariums (wenn auch nicht viele) von Pflanzen, anderntheils iſt es wünſchenswerth, daß die Kohlenſäure ſo raſch als möglich weggenommen werde. Man hat indeſſen nicht nöthig, Gewächſe von der See herbeizuholen und ins Aquarium zu verpflanzen, welches Experiment ſogar meiſtens mislingt; die nothwendigen Pflanzen ſproſſen vielmehr unter der Einwirkung des Lichtes und der Wärme von ſelbſt aus den unſichtbar im Waſſer enthaltenen Sporen hervor. Freilich erhält man auf dieſe Weiſe nur die einfachſten Algenformen; allein dieſe genügen für die Zwecke des Aquariums vollſtändig. Man braucht nicht beſorgt zu ſein, daß dieſe Vegetation jemals unter das erforderliche Maß herabſinken könnte; wohl aber muß man alle Vorkehrungen treffen, damit ſie nicht überhand-

nehme. Denn in diesem Falle rauben die zwar winzigen, aber zahllosen Sporen dem Wasser seine Durchsichtigkeit; Millionen dieser mikroskopischen Organismen legen sich an die Glasplatten und machen dieselben blind, verstopfen die Röhren, erschweren die Cirenlation und thun manchen andern Schaden. Um die Vegetation zu regeln, darf der Betrag an Licht nicht größer sein, als nothwendig ist, damit der Beobachter die Thiere deutlich sieht; zweitens darf die Wärme des Wassers auch an den heißesten Sommertagen eine bestimmte, und zwar sehr mäßige Höhe (14—15° C.) nicht überschreiten. Eine ganz vortreffliche Einrichtung zur Verhütung einer allzu üppigen Vegetation ist das sehr große, ganz dunkle und sehr kühle unterirdische Reservoir, wie es sich in Sydenham findet, indem es das Wasser, nachdem dasselbe einige Stunden den Einwirkungen des Lichtes und der Wärme ausgesetzt war, während einer fünfmal so langen Zeit diesen Einwirkungen entzieht.

Auch für viele Thiere des Aquariums ist eine mäßige Beleuchtung die beste, wie schon daraus hervorgeht, daß starkes Licht ihre Farben ändert; überhaupt ist es ja klar, daß an den Orten, wo manche Seethiere wohnen, eine viel geringere Helligkeit herrschen muß als selbst in dem am besten eingerichteten Aquarium.

Hat man nun alle Einrichtungen getroffen, um nicht nur das Gedeihen der Thiere möglichst sicherzustellen, sondern auch ihre Beobachtung möglichst bequem zu machen, so bleibt für Aquarien, welche sich nicht ganz nahe an der Küste befinden, noch eine sehr schwere Aufgabe zu lösen übrig, nämlich der Transport der Thiere von der See nach der Station, da während der Reise für die Sauerstoffaufnahme des Wassers nur sehr unvollkommen gesorgt werden kann, besonders wenn die Thiere in Gefäßen mit Wasser verpackt werden müssen. Besser (aber nicht in allen Fällen anwendbar) ist die Verpackung in feuchtes Seegras, weil die dünne, auf den Pflanzen ausgebreitete Wasserschicht der Luft die größtmögliche Berührungsfläche darbietet. Nur darf während der Reise die Temperatur nicht zu hoch sein, weil sie sonst das Wasser unfähig macht, hinreichend Sauerstoff zu absorbiren, oder sogar ganz zum Verdunsten bringt; auch nicht zu niedrig, weil sonst ein Gefrieren eintreten könnte. Wegen dieser Schwierigkeiten beim Transport der Thiere ist ein Aquarium im Binnenlande immer in einer weniger vortheilhaften Lage als ein solches an der Seeküste, nicht aber, wie manche glauben, wegen des Wassertransportes. Denn ist einmal die genügende Menge Seewasser herbeigeschafft, so braucht dasselbe, wie die mehr als zehnjährigen Erfahrungen beweisen, die man in Hamburg und Paris gemacht hat, durchaus nicht periodisch durch neues ersetzt zu werden, wenn man nur für eine gute Circulation sorgt, und ihm von Zeit zu Zeit Ersatz bietet für das, was es durch die Verdunstung an flüssigen und durch die Schalenbildung der Thiere an festen Bestandtheilen verloren hat. Ja es gibt sogar große Marineaquarien, welche niemals anderes als künstlich präparirtes Seewasser gehabt haben.

Aus vorstehenden Mittheilungen geht hervor, daß die Anlage und Unterhaltung eines guten Aquariums, namentlich wenn es weit von der See entfernt ist, eine sehr kostspielige Sache ist, sodaß man mit den vorhandenen Geldmitteln immer haushälterisch wird umgehen müssen. Es wird daher, wenn man den nothwendigen Einrichtungen den höchsten Grad der Zweckmäßigkeit gegeben hat, für luxuriöse Bauten und lediglich decorative Zwecke nur sehr wenig übrigbleiben; ebenso für die Aufnahme von Thieren, die dem Aquarium fremd sind. In dieses gehören strenggenommen nur wirkliche Wasserthiere, d. h. solche, welche nicht trockenen, sondern im Wasser gelösten Sauerstoff athmen, den sie entweder durch die ganze Oberfläche ihres Körpers oder durch besondere Organe, die Kiemen, aufnehmen. Die höchste Thierklasse, welche als solche für das Aquarium Berechtigung hat, ist die der Fische. Von den Amphibien sind die noch zulässig, welche neben den Lungen zeitlebens Kiemen behalten. Die Thiere, welche durch Lungen athmen, überlasse man dem

Zoologiſchen Garten, der ihren einfachern Anſprüchen vollkommen gerecht werden kann. Ohnedies collidiren die Anſprüche ſo verſchiedener Thiere beſtändig miteinander, ſodaß die Einrichtungen, die man zu Gunſten der einen trifft, für die andern nutzlos oder ſogar nachtheilig ſind; man denke nur an das verſchiedene Licht- und Wärmebedürfniß. Kurz, Arbeitstheilung iſt hier das einzig richtige Princip. Jedenfalls hat das Aquarium eine hinreichend ſchwere und koſtſpielige Aufgabe, ſodaß es ſich billig auf deren Löſung beſchränken ſollte, die bisjetzt noch keineswegs vollſtändig gelungen iſt, da man die meiſten Thiere der hohen See und auch viele Küſtenthiere noch nicht in der Gefangenſchaft zu ziehen vermocht hat. Die Urſachen des Miserfolges ſind meiſt unbekannt. Die Erforſchung und Wegräumung derſelben iſt eine Aufgabe, die recht eigentlich dem Aquarium zufällt, und durch deren Löſung es ſich ein großes Verdienſt um die Wiſſenſchaft erwerben wird; denn es müſſen hier Einflüſſe auf das Wohlbefinden dieſer Thiere exiſtiren, die bisher noch gar nicht, oder doch nicht in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannt ſind, durch deren Kenntniß wir aber erſt die volle Einſicht in ihren Lebensproceß erhalten werden. Ueberhaupt bieten die Aquarien dem Fachmann die reichſte Gelegenheit zur Forſchung, betreffe dieſe die Entdeckung neuer Arten oder die Beobachtung der Lebensweiſe oder das Studium der Entwickelungsgeſchichte.

Um zu zeigen, was in guten Aquarien bisher geleiſtet worden iſt, wollen wir hier eine Ueberſicht des Thierbeſtandes in den Aquarien zu Hamburg und Sydenham geben:

Namen der Thiere.	Hamburg.	Sydenham.
Amphibien	4 Arten	1 Art
Fiſche	77 „	82 Arten
Kopffüßer	1 Art	4 „
Schnecken	21 Arten	26 „
Muſcheln	20 „	24 „
Tunicaten	4 „	8 „
Cruſtaceen	20 „	57 „
Würmer (Turbell., Annel.)	10 „	23 „
Echinodermen	10 „	29 „
Polypen, Quallen	22 „	46 „
Schwämme	4 „	4 „
Summa	193 Arten	304 Arten

Um dieſe Zahlen richtig würdigen zu können, muß man wiſſen, daß die größten und beſten Zoologiſchen Gärten nicht über 5—600 Arten Vögel und Säugethiere enthalten, obgleich deren Züchtung eine viel leichtere iſt.

Das Aquarium zu Hamburg wurde im Jahre 1864 eröffnet. Um daſſelbe haben ſich die Herren Dr. Meyer und Profeſſor Dr. Möbius große Verdienſte erworben; bis zum September 1870 ſtand es unter der Aufſicht des Hrn. W. A. Lloyd, deſſen Nachfolger Hr. F. W. Waſſermann iſt. Es iſt nicht das größte, aber jedenfalls eins der beſten Aquarien des Continents und eine wahre Zierde des dortigen Zoologiſchen Gartens. Das Aquarium zu Sydenham wurde am 22. Aug. 1871 eröffnet. Es ſteht unter der Direction des Hrn. W. A. Lloyd, deſſen „Official Hand-book to the Marine Aquarium of the Crystal Palace Aquarium Company“ ganz vorzüglich lehrreich iſt, auch für deutſche Leſer. Der Umſtand, daß dieſes Büchlein binnen 25 Monaten fünf Auflagen erlebt hat, beweiſt den großen Erfolg des jungen Inſtituts, welches ohne Zweifel zu den größten Sehenswürdigkeiten des Kryſtallpalaſtes gehört.

Chronik der Gegenwart.

Theatraliſche Revue.

Die verfloſſene Theaterſaiſon in Deutſchland zeichnete ſich durch keine beſondern Ereigniſſe aus; keine neuen dichteriſchen und darſtellenden Genies ſind aufgetaucht, keine epochemachenden Stücke haben ihren Rundgang über die Bühne angetreten. Es nahm alles den alten gleichmäßigen Verlauf: die claſſiſche Richtung der großen Bühnen wurde durch Shakſpeare-Aufführungen aller Art illuſtrirt; neben den iſolirt zur Geltung kommenden Trauerſpielen brachen Stücke leichtern Genres ſich die Bahn über die meiſten Theater; die galliſche Muſe wirkte für die Verbrüderung der Nationen, und während das berliner Preßbureau den Krieg erklärte, blieben die Friedrich-Wilhelmſtadt und das Reſidenztheater die deutſch-franzöſiſchen Friedenstempel. Neue künſtleriſche Genies wurden nur durch die Sonnenteleſkope der Theateragenturblätter entdeckt; die gaſtreiſenden Künſtler ſorgten für ihren Ruhm und für ihre Kaſſe. Ungleich ſchwankte indeß die Wage des Geſchicks, das über den deutſchen Kunſttempeln ſchwebt. In Wien großer Theaterkrach, in Breslau grenzenloſe Oede des Zuſchauerraumes, in Leipzig erſtickende Fülle, und ſo in unberechenbaren Nuancen des Erfolges die ganze Scala der deutſchen Theaterleitungen hindurch. Im ganzen aber iſt der Kaſſenerfolg die große Loſung des Tages: bei den Directionen, bei den Intendanzen, die kein größeres Schreckgeſpenſt, das ihnen den Schlaf ihrer Nächte rauben könnte, kennen als das Deficit, und wenn alle neun Muſen ſich in Eumeniden verwandelten und ſie mit Fackeln und Geiſeln verfolgten, bei den Virtuoſen, ja auch bei den Autoren, die bereits anfangen, ihre Tantièmen zu veröffentlichen, um den greifbaren Erfolg ihrer Werke zu verkünden, obſchon ſich der Nachruhm durch keine Tantièmen beſtechen läßt.

Das Trauerſpiel wird immer mehr zum weißen Raben der deutſchen Bühnenrepertoires; wenigſtens das Trauerſpiel der neuern Dichter. Solange man indeß der Tragödie und auch der hiſtoriſchen noch immer einen eifrigen Cultus weiht, braucht auch die deutſche Melpomene ihre Büchſe nicht ins Korn zu werfen; ſie darf immer hoffen, daß mit der Zeit auch die Reihe an ſie kommt, wenn die Modeherrſchaft ausländiſcher Claſſiker vorüber iſt.

Es war lange Zeit ein Ruhm der weimariſchen Bühne, den großen Shakſpeare'ſchen Hiſtorienchklus im Zuſammenhang vorgeführt zu haben; die größern Hoftheater betrachteten dies als ein Experiment, das ſie dem Publikum großer Städte nicht zumuthen konnten; ſie blickten ziemlich neidlos auf die Lorbern Ilm-Athens, das ja auch ſchon zu Goethe's Zeiten manche Aufführung vorgeführt hatte, die mehr einen literarhiſtoriſchen Werth beſaß, und ſahen auch in dem Experiment der Hiſtorienaufführung nur ſceniſche Illuſtrationen zu den Shakſpeare-Texten, mit deren Gloſſirung und Emendation ſich die in Weimar ſeßhafte deutſche Shakſpeare-Geſellſchaft beſchäftigte.

Jetzt iſt es anders geworden! Franz Dingelſtedt, der dieſe Hiſtorien mit großer Bühnenkenntniß für die deutſchen Theater eingerichtet und dafür in Weimar die erſten

Lorbern gepflückt hatte, war inzwischen zum Leiter des Burgtheaters berufen worden. Nicht voreilig wollte er hier sich den neuen Lorberkranz erwerben; mit diplomatischer Vorsicht näherte er sich dem ersehnten Ziele; er ließ Jahre verstreichen, ehe er die Zeit für reif hielt, um mit gesammelter Kraft ins Feuer zu rücken und die Theilnahme des Publikums im Sturmschritt zu erobern. Zuerst wurden die einzelnen Historien dem Publikum vorgeführt, anfangs die bekanntern, dann die unbekannten, welche am Burgtheater als Novitäten gelten konnten, und nachdem sich das Publikum und die anfangs etwas spröde Kritik hinlänglich für die einzelnen Königsdramen erwärmt hatten, führte er am Ende der Wintersaison den ganzen Cyklus in einer Shakspeare-Woche den Wienern vor und hatte die Genugthuung, ein epochemachendes Ereigniß in den Annalen der Burg verzeichnen zu können, ein Ereigniß, das den fragwürdigen Ruhm eines geglückten Experiments hinter sich ließ; denn es war gleichzeitig ein großer Kassenerfolg, ein fait accompli, das dem Gespenste des Deficits Hohn sprach und den Ruhm des Bühnenleiters nicht blos in denjenigen Kreisen verbreitete, in denen man vor Shakspeare salutirt und die künstlerische Leistung anerkennt, sondern auch dort, wo man den Werth eines Theaterdirectors nach den Einnahmen mißt, die er selbst einer ungünstigen Saison abzutrotzen weiß. Dem Gesammteindruck des ganzen Cyklus gab sich auch die Kritik gefangen, Dingelstedt saß auf einmal so fest in dem Curulischen Sessel der Schauspieldirection, daß neuerdings über seinem Haupte wie ein in die Luft verwehendes Phantom auch die Theaterintendanz verschwand.

Es bleibt immerhin ein merkwürdiger Erfolg, diese Shakspeare-Woche in Wien! Und was sagt ein so eifriger Advocat des Erfolgs wie Laube zu diesem Ereigniß? Hat er doch von einer vollen Bearbeitung der Shakspeare'schen Historien ausdrücklich abgerathen, weil deren Inhalt mehr Geschichtsmasse als dramatische Masse sei, noch dazu die Masse einer uns ziemlich monoton anmuthenden Geschichte; hat er doch den Historien schlotternde Ungeschlossenheit zum Vorwurf gemacht. In der That, es gehörte die Kühnheit der Dingelstedt'schen Bearbeitung dazu, um dieser schlotternden Ungeschlossenheit dramatische Haltung zu geben. Die Anklagen, welche die pietätvolle Verehrung des Dichters gegen die Bühnenbearbeitung Dingelstedt's, die in einer Hinsicht als Neudichtung erscheint, erhebt, müssen der Thatsache gegenüber verstummen, daß eine erfolgreiche Aneignung dieser Stücke für unsere Bühne stattgefunden hat und daß diese Aneignung nur möglich war, wenn der Standpunkt der heutigen deutschen Bühne von einem genauen Kenner derselben zur uneingeschränkten Geltung gebracht war. Ueber die Principien der Bearbeitung spricht sich Dingelstedt selbst in der gedruckten Einleitung zu seinen Historien aus: „Auch Shakspeare hat sich, wenn er nach ältern Vorlagen arbeitete, nicht damit begnügt, hier und da eine Zeile auszulassen, einen verstümmelten Vers herzustellen, die Scene energischer zu führen; er schreibt das ganze Stück um, fügt Personen hinzu, wie er deren beseitigt, vereinfacht oder vervielfacht die Handlung, je nachdem es ihm nöthig dünkt, macht oft aus einem einzigen Ausruf, einem Ach! und Oh! einen Monolog, und zieht an anderer Stelle eine lange Scene in Eine Zeile zusammen. Seinem Beispiel folgen wir. Wir wagen uns nirgends an den Grundgedanken und Plan seiner Dichtungen, wir ändern seine Charakteristik und Composition nicht, wir rühren auch nicht an das Colorit seiner Sprache, soweit sich dasselbe mit der Bühnenbeleuchtung verträgt. Aber wo die Handlung unvermittelte Sprünge macht, fügen wir ihr ein verbindendes Glied, eine Motivirung ein; wo sie stockt, beschleunigen wir ihren Gang und lassen sie in Monologen stillstehen, wenn sie einen Ruhepunkt erheischt. Was er erzählt, setzen wir zuweilen in Handlung um, während wir untergeordnete Partien der Handlung in Erzählung ausarbeiten. Wir fügen seinen Charakteren einen Zug hinzu, setzen helleres Licht auf oder mildern ein scharfe Linie, wie es unserer Empfindungsweise entsprechend schien. Alles dies, wir wiederholen es, vom Standpunkte des heutigen deutschen Theaters." Es gehörte allerdings Dingelstedt's seltene Bühnengewandtheit, sein Instinct für das Wirksame und die eigene geniale Dichterbegabung dazu, um in dieser kühnen Selbständigkeit der Behandlung nicht fehlzugreifen.

Von den Dramen, die zu dem Shakspeare'schen Historiencyklus gehören, war in Deutschland am längsten „Richard III." bekannt; später folgte „Richard II." und „König Heinrich IV.", dessen beide Theile von Laube in seiner Bearbeitung für das Burgtheater in einen

zusammengezogen wurden; gänzlich unbekannt waren „Heinrich V." und „Heinrich VI.". „Heinrich V." ist das am meisten epische dieser Dramen, indem ihm jeder andere Conflict fehlt, außer demjenigen des Nationalitätenkampfes; das Drama besteht aus geistreichen Monologen des Königs, ernstern Kriegs- und komischen Genrebildern, zu welchen wir nicht blos die Scenen des walisischen Hauptmanns, sondern auch die Lagerscenen des renommistischen französischen Ritterthums und die Scenen mit der radebrechenden französischen Königsbraut rechnen. Aus dem Zusammenhange des Cyklus herausgerissen ist dies Stück wol das ungenießbarste von allen; das Hervorheben der humoristischen Effecte, einzelne keck aufgesetzte Lichter, welche die zeitgemäße französische Renommage beleuchten, und vor allem eine glänzende Inscenirung, welche die militärischen Tableaux zu voller theatralischer Wirkung brachte, hielten das Stück in Wien fast auf demselben Niveau wie die andern Historien. Von „König Heinrich VI." fällt zunächst der erste Theil fort, der uns eine Caricatur der „Jungfrau von Orléans" vorführt, die wir seit der Schiller'schen Verherrlichung in glänzendem Lichte zu sehen gewohnt sind; nur eine Scene, die Scene im Garten des Tempels, hat Dingelstedt aus dem ersten Theil mit herübergenommen. Die beiden andern Theile in ihrer historienhaften Zersplitterung lassen sich nur durch kühne Eingriffe in das Original und durch nicht unbedeutende dichterische Einfügungen sowie schonungslose Zusammenziehungen für die Bühne möglich machen. Die Heldin derselben, die Furie des Hauses Lancaster, Margarethe, bezeichnet Dingelstedt als die dankbarste Rolle, welche im Fach tragischer Heldinnen existirt, und als die größte von Shakspeare's Frauengestalten. Der Bearbeiter hat ihre Mannweiblichkeit durch schöne Verse von zartem lyrischen Schmelz bei ihrer Trauer um Suffolk sowie später in den Warwick-Scenen und Monologen des zweiten Theils zu mildern gesucht. Diese Verse athmen indeß zum Theil eine träumerische Innerlichkeit, wie sie nicht für dies tigerartige Weib paßt; sie gemahnen uns wie lyrische Krokodilsthränen und sind jedenfalls zu weich für die grellbeleuchtete Gestalt Shakspeare's. Zu vortrefflicher Wirkung sind die Scenen mit der Herzogin von Gloster gesteigert, und zwar nur mit geringer Zuthat, nur indem die kaleidoskopischen Bilder bei dem Bearbeiter zu einer auf unserer Bühne wirksamen Gestalt zusammenschieben. Das Hereinbrechen des Volks in der Gerichtsscene, in welcher die Herzogin von Gloster wegen ihrer Beschwörungen zu einem Rundgang im Büßerhemd verurtheilt worden ist, der Ruf der Sheriffs: Platz der armen Büßerin, die Angst und Verzweiflung der Herzogin selbst und ihre endliche muthvolle Erhebung bilden eine alle theatralischen Mittel benutzende glückliche Steigerung. Ebenso sind die Scenen von Gloster's Ermordung und Leichenausstellung, die schöne Abschiedsscene zwischen Margarethe und Suffolk, die Volksscenen, deren Held der Communist Cade ist, wirksam zusammengezogen, durch neue Verbindungsglieder ergänzt und theatralisch geschickt arrangirt. Der zweite Theil von „König Heinrich VI." (der dritte bei Shakspeare) ist bei seiner Schlachtenchronik und Bataillenpoesie von großer Zerfahrenheit und fast verwirrend durch das Hinundher der Glückswechsel und Wandlungen. Dies Seeneneonglomerat zu sichten, die Quintessenz der Handlung in kurzen Erzählungen nachzutragen, die Hauptcharaktere scharf aus der nachdrängenden Masse herauszuheben, war keine leichte Mühe. Namentlich ist dem Autor das letzte gelungen, und der träumerische König Heinrich VI. sowie Richard, der sich im letzten Act dämonisch gewaltig erhebt, treten aus dem historisch-epischen Wirrwarr interessant und bedeutend hervor.

Was „König Heinrich IV." betrifft, so hat Dingelstedt die beiden Theile beibehalten, welche Laube in einen zusammenzog. Ueber die etwas sterile erste Hälfte des zweiten Theils, wo die monotone Repetiruhr der Verschwörungen bis zur Ermüdung schlägt, suchte Dingelstedt durch poetische Einlagen, wie den Traum der Lady Percy hinwegzutäuschen. Im übrigen geht diese Einrichtung, wie auch die vielfach lobenswerthe von „Richard II." und „Richard III." in ihrer Tragweite nicht über das Maß hinaus, welches schon frühere Bearbeitungen und Einrichtungen dieser bekanntern Stücke beobachteten.

Der Triumph des Historiencyklus Shakspeare-Dingelstedt's in Wien war, wie erwähnt, in der großen Shakspeare-Woche ein vollständiger. Indeß, auch Berlin hatte seine Historien; die Hofbühne führte sie ebenfalls in glänzender Inscenirung vor, aber in der Bearbeitung Wilhelm Oechelhäuser's, eines vorzüglichen Shakspeare-Kenners und kun-

digen Theaterfreundes. Der Autor, einer der Stifter und Vorsteher der Shakspeare-Gesellschaft, glaubt sich zu einer Pietät gegen den britischen Dichter verpflichtet, welche alle größern selbständigen Zusätze vermeidet; es fehlen daher seiner Einrichtung, abgesehen von einzelnen Verbindungsgliedern, welche durch Kürzungen unerläßlich gemacht werden, dichterische Einschiebungen und die durch dieselben bewirkten theatralischen Effectsteigungen und zündenden Abgänge; allerdings auch die hin und wieder ungleiche Stilfärbung. Was aber kühne Zusammenziehungen und Einrichtungen der Historien betrifft, bleibt Oechelhäuser nicht hinter Dingelstedt zurück; ja er geht weiter als dieser, indem er z. B. „Heinrich VI." für einen Theaterabend zurechtschneidet, unter treuer Wiedergabe von Inhalt und Form. Er suchte den Hauptpersonen ihre volle Bedeutung zu sichern, wodurch eine große Ungleichmäßigkeit in der Kürzung der einzelnen Theile des Dramas entstand, außerdem die Schlacht-, Mord- und Sterbescenen möglichst einzuschränken. Er läßt sogar die Tödtung Heinrich's VI. auf offener Bühne fort, was Bedenken erregen muß, weil die Gestalt des Haupthelden eines Dramas kaum so beiläufig verschwinden kann. In der Einrichtung von „Richard III." sucht Oechelhäuser das Uebergewicht der Richard-Rolle zu ermäßigen und besonders die Frauenrollen der Anna und Elisabeth mehr hervorzuheben.

Die Einführung der Shakspeare-Bearbeitungen auf der berliner Hofbühne gehört bereits der vorhergehenden Saison an; doch behaupten sie sich, wie das Repertoire der letzten erweist, noch weiter auf demselben. Der Regisseur Hein bewies ein glückliches Inscenirungstalent, welches diese pomphaften Haupt- und Staatsactionen auch denjenigen annehmbar machte, die nicht der Ansicht sind, daß die Shakspeare'schen englischen Theaterkönige in ihrer Succession auf die Bühne der Gegenwart gehören.

Dies Inscenirungstalent kam auch der Wiederaufnahme der Tragödie Heinrich's von Kleist: „Die Hermannsschlacht", zu statten, welche an dem berliner Hoftheater einen großen und nachhaltigen Bühnenerfolg errang. Wir gönnen diesen Erfolg den Manen eines Dichters, der bei Lebzeiten mit seinen Werken nicht auf die Bühne zu bringen vermochte, jetzt nach seinem Tode allerdings von vielen Literatur- und Theaterkritikern sehr überschätzt wird. „Die Hermannsschlacht" insbesondere athmet einen Fanatismus der Vaterlandsliebe, wie er nur aus langer schmachvoller Unterdrückung einer Nation erklärt werden kann, also für das deutsche Vaterlandsgefühl der Gegenwart von Hause aus als übertrieben erscheint; sie enthält einzelne Scenen wilder Größe; doch dieser hinterlistige Germane ist gewiß keine sympathische Gestalt und über das Historienhafte erhebt sich diese Dichtung nur in wenigen Scenen.

Als die meininger Hoftheatergesellschaft wieder in Berlin auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater erschien, brachte auch sie „Die Hermannsschlacht" zur Aufführung, um der berliner Hofbühne ein Paroli zu bieten. Die Parallele zwischen den beiden Aufführungen war immerhin interessant, führte aber zum Theil auch zu Untersuchungen über die Thierhäute und Thierfelle, durch welche hinlänglich bewiesen wurde, daß bei diesen Fragen das archäologische Interesse das theatralische überwuchert und zuletzt solchen für die Dichtung ziemlich gleichgültigen Aeußerlichkeiten ein überwiegender Werth zugeschrieben wird. Der meininger Gesellschaft wird auch in dieser Saison ein gutes Ensemble und eine stimmungsvolle Inscenirung nachgerühmt. Wir haben oben in einem besondern Artikel bereits über das Virtuosenthum der Ensembleschauspieler gesprochen; andere Hofbühnen, wie z. B. die schweriner, folgen an zweiten berliner Theatern dem Beispiel der meininger. Das großstädtische Publikum der Residenz und die Kritik der Hauptstädte wird so zur Prüfung und Censur der Leistungen herausgefordert, welche an kleinen Hoftheatern im Stillen blühen. Immerhin wird so an denselben ein rühriger Wetteifer erzeugt, welcher der künstlerischen Fortbildung förderlich ist, obschon die ästhetischen Prämienassecuranzen der Hauptstädte keineswegs über allen Zweifel erhaben sind.

Die Förderung classischer und nachclassischer Dichtung von seiten der Bühnenleitungen hat zu Aufführungen classischer Stücke zu ermäßigten Preisen geführt, welche von ersten Bühnen wie München, Wien, Dresden u. a. veranstaltet wurden, und diese wohlfeilen Aufführungen haben gerade die glänzendsten Kassenresultate ergeben. Das Trauerspiel, für welches in den Kreisen des eigentlichen Theaterpublikums die Empfänglichkeit in bedauerlicher Weise abgestumpft ist, wurde so wieder Kreisen von frischester Theilnahme

für das dichterisch Schöne und dramatisch Ergreifende vorgeführt. Nur was die Dramatiker der Gegenwart betrifft, lag dasselbe Bedenken nahe, welches man gegenüber den wohlfeilen Ausgaben der deutschen Classiker geltend machen mußte. Jene ohnehin von großen Namen und gläubiger Ueberlieferung getragenen Tragödien werden aller Welt zugänglich gemacht; wie sollen die Trauerspiele neuer Dichter, denen jede derartige Forderung fehlt, die Concurrenz mit den preisermäßigten Classikern aushalten? Gegen alle nationalökonomischen Grundsätze bleibt da der theuere Preis, wo die Nachfrage am schwächsten ist. Es ist daher sehr anzuerkennen, daß die dresdener Generaldirection auch einige neuere Tragödien zu denselben ermäßigten Preisen vorführte, ein jedenfalls nachahmenswerther Vorzug.

Die Aufführung der Shakspeare'schen Historien und die Ensemblegastspiele der Meininger haben die Frage nach der scenischen Ausstattung wieder in den Vordergrund gerückt. Wenn das Trauerspiel neben der Oper bei der Instanz des heutigen Zeitgeschmackes nicht ganz den Proceß verlieren soll, so fordern unsere Bühneneinrichtungen allerdings für das historische Drama eine glänzendere Ausstattung, als sie ihm bisher zutheil wurde. Die brillanten Inscenirungen des „Kaufmann von Venedig" und „Richard III.", wie sie die Haase'sche Direction in Leipzig nach dem Vorgange der londoner Ausstattungsbühnen veranstaltet hat, lenkten zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf diese Seite der Bühnenwirkung. Die Meininger brachten die archäologische peinliche Genauigkeit mit hinzu. Wir haben es stets als Prineip hingestellt, daß jede Ausstattung, welche die Stimmung erhöht, berechtigt ist; denn in ihr liegt eine Verstärkung der poetischen Wirkungen. In ähnlicher Weise spricht sich auch Moritz Ehrlich in einer Broschüre*) aus: „Jede Ausstattung, welche ein dem Stücke angemessene Stimmung hervorruft und die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf den Eintritt der Handlung vorbereitet, ist zulässig; jede Ausstattung, welche den Sinn des Zuschauers ablenkt dadurch, daß sie ein selbständiges Interesse in Anspruch nimmt, während die Unterredung der Personen und der Fortgang der Handlung die ungetheilte Aufmerksamkeit erfordern, ist durchaus verwerflich." Diese Prineipien sind durchgreifend und erledigen einen sonst müßigen Streit. Auf das Mehr oder Minder der Ausstattung kann es dabei nicht ankommen; es hängt dies von den Mitteln der Bühne, von den Neigungen und dem Geschmack der Bühnenleiter ab. Wohl aber kann auch eine zu peinliche archäologische, wir möchten sagen culturhistorisch genaue Ausstattung das Interesse von dem Stücke ablenken, indem sie die theilnehmendste Aufmerksamkeit dem äußern Detail der Einrichtung zuwendet. Ein Theater ist aber kein Nationalmuseum, und in einem historischen Drama ist das Historische keineswegs die Hauptsache, am wenigsten in seinen Aeußerlichkeiten.

Die Rückwirkung dieser theatralischen Ereignisse auf die dramatische Dichtung konnte nicht ausbleiben; warum sollte, was Shakspeare'schen Historien und Kleist'schen Dichtungen zugute kommt, nicht auch den Werken lebender Dichter ein sehr günstiges Relief geben? Warum sollten nicht auch diese darauf hinarbeiten, durch große Ausstattungen, die sie als organische Theile in ihre Dichtung hineinwachsen lassen, sich eine bedeutende Bühnenwirkung zu sichern? In günstigster Lage befindet sich dabei ein Historiker oder Culturhistoriker, der durch seine wissenschaftlichen Studien diesen ganzen Apparat beherrscht. So hat Felix Dahn am königsberger Theater, an welchem die Tragödie sonst nicht gerade mit besonderm Succeß gepflegt wird, mit seinem Trauerspiel „König Roderich" einen der glänzendsten Erfolge errungen, der in den Annalen der Bühne der ostpreußischen Hauptstadt verzeichnet ist. Der Historiker der gothischen Könige, zugleich ein talentvoller lyrischer Dichter, aus einer Schauspielerfamilie stammend, von Jugend auf mit dem Theater vertraut, vereinigt in sich alle Bedingungen, die zu einem großen historischen Ausstattungsdrama aus einer Epoche, über die er seine Collegien liest, gehören, und so ist sein „König Roderich" eins der imposantesten Ensemblestücke der neuen deutschen Schauspieldichtung geworden. Mit einer luxuriösen Ausstattung in Scene gesetzt und mit einer massenhaften Statisterie versehen, vermag es einer Directionskasse nicht minder verhängnißvoll zu werden als die

*) „Das Gastspiel der Meininger oder die Grenzen der Bühnenausstattung. Ein freundschaftliches Gespräch. Von Moritz Ehrlich" (Berlin 1874).

größte Oper. Dahn war weit davon entfernt, ein Lesedrama schreiben zu wollen, so wenig die alten Gothen an und für sich auch das Publikum der Gegenwart interessiren; ebenso wenig wollte er von der Bühne herab ein Collegium lesen; seine Intention war auf ein effectvolles Theaterstück gerichtet. Er hat für die Haupttableaux das genaue Bühnenschema am Schluß seines gedruckten „König Roderich" eingezeichnet, die Costüme der Massen und der einzelnen Helden und Heldinnen mit einer für den Garderobier und die Garderobière erfreulichen Genauigkeit angegeben, die Decorationen selbst, die Bühneneinrichtung auf das sorgsamste vorgeschrieben. Wir können nicht umhin, hier eine Probe davon zu geben, indem wir mittheilen, wie der Autor die große Schlußverwandlung des ersten Actes angibt: „Die große Basilika der Apostelfürsten zu Toledo. Streng byzantinischer Basilikenstil. An den Wänden auf Goldgrund Mosaiken in fortlaufender Darstellung: Bilder der Apostel Petrus und Paulus und anderer Heiliger. Rundbogen tragen. In dem Hintergrunde drei große praktikable Thore, von innen sichtbar mit vergoldeten Holzriegeln geschlossen: gegen den Hintergrund führen vier bis sechs Stufen, die sich quer über die Bühne ziehen, rechts eine hohe Kanzel mit Stufenaufgang, daran eine schmale Pforte (verschließbare niedere Thürklappe) mit dem Thronsitz Sindred's; links nach hinten dicht neben dieser Kanzel ein schmaler Altar, genau so hoch wie Sindred's Kanzelbrüstung, sodaß Sindred die auf des Altares (mit weißen Tüchern bedeckter) Oberfläche ruhende Krone, das Scepter und der Purpur bequem zur Hand liegen und von keinem auf dem Kirchenboden Stehenden erreicht werden können. An Kanzelthron und Altar reihen sich in einem gegen das Publikum geöffneten Halbkreise die rothausgeschlagenen Sitze der Bischöfe und, bedeutend geringer an Zahl, die niedern blauausgeschlagenen der weltlichen Großen, welche die Linke des Halbkreises ausmachen, während die der Bischöfe die Mitte und den rechten Flügel füllen. Das Zahlenverhältniß soll wie zwei Drittel zu einem Drittel sein, abgestuft nach dem verfügbaren Personal, also etwa 24 zu 12; vor Sindred, der unter einem von vier Priestern getragenen Baldachin schreitet, ungefähr 12 Chorknaben mit Weihrauchfässern und brennenden Wachslichtern. Sindred und alle Bischöfe in großem Ornat mit wallenden Scharlachtalaren und Bischofsmützen; Sindred mit einer hohen Mitra bedeckt und dreifacher reicher Goldkette um Hals und Brust, Eugenius, Gundemar, Oppe und die übrigen Bischöfe; hinter ihnen Aebte, Archidiakonen und Priester in langem feierlichem Zuge kommen paarweise aus der hintersten Seitencoulisse rechts und nehmen langsam ihre Sitze ein, links im Vordergrunde der für den König bestimmte modernere Thron."

Man sieht, der Dichter läßt der Phantasie der Regisseure und Requisiteure wenig zu thun übrig. In dies geistliche Massentableau rücken ein die gothischen Grafen, dann durchhaut Roderich mit zwei Genossen die Holzriegel der hintern Thore; „man sieht auf dem freien Platz vor der Kirche, demselben, auf dem der zweite Act spielt, das Volksheer der Gothen: nur Männer, in voller Bewaffnung, mit Helmen, Panzern, Schilden, Speeren, Schwertern, Schlachtbeilen amphitheatralisch aufgestellt; von der Plattform der Kirche bis zu den höchsten Stufen des Königspalastes, der im Hintergrunde sichtbar wird, sowie des erzbischöflichen Palastes zur Linken, großartiges kriegerisches Schauspiel". Und diese Flut des Volksheeres wogt dann herein, die ganze Kirche füllend, die Reihen der Vordersten bis an das Proscenium drängend.

Kaum eine Meyerbeer'sche oder Wagner'sche Oper bietet ein so großartiges Tableau; ähnliche wiederholen sich in den spätern Acten, wo die Nonnen und die Mauren Abwechselung in das Costüm bringen. Die Sajonen, eine adeliche Truppe, die Königsknappen Roderich's, erscheinen gleichmäßig gerüstet; sie tragen Sturmhauben, welche in drahtnetzartiger Verlängerung bis über die Schulter herabreichen, aus gleichem Stoff gefertigte Brust-, Arm- und Fußbekleidung (Drahtnetztrieot), den Speer über der linken Schulter, langgestielte Streitäxte in der Rechten, an breitem Wehrgehenk rechts Dolch, links Schwert, keine Schilde.

Wir würden diese Costümkunde noch mehr bewundern, wenn sie nicht zum Metier des Autors gehörte. Wie archäologisch interessant werden jetzt unsere Tragödien! Doch Dahn beschränkt die Wirkung der seinigen nicht auf diese Massentableaux; mitten hinein in diesen Costümplunder wirft er die Fackel der modernen Tendenz. Roderich ist ein Held, der mit dem „Ultramontanismus" einen erbitterten Krieg führt; wir werden fortwährend an die Maigesetze erinnert. Roderich ist kein naturwüchsiger Pfaffenfeind; er vertritt das

moderne Princip des Staates gegenüber der Kirche; er erklärt z. B. alle Kirchenknechte für frei:

In Kraft der Vollgewalt des Königthums,
Zu retten in der höchsten Noth den Staat,
Dem alles Recht der einzelnen weichen muß.

Dieser moderne Staatsbegriff im Munde eines alten Gothenheerführers erscheint uns doch als ein Verstoß gegen das Costüm der Zeit, welches durch die genauesten drahtnetzartig verlängerten Sturmhauben nicht wieder gut gemacht werden kann. Der Effect durch die zeitgemäße Tendenz tritt dem Effect durch Tableaux und Decorationen zur Seite.

Das Talent des Dichters zeigt sich besonders in der sehr gewandten Führung der Massen, in der Beherrschung der Haupt- und Staatsactionen und in der Kunst, den Helden selbst in die Mitte des Tableau so zu stellen, daß seine Bedeutung dadurch nicht beeinträchtigt wird. Der Appell Roderich's an das souveräne Volk der Gothen im ersten Act ist von imponirender Wirkung, die Scene vor dem Kloster im zweiten dramatisch und theatralisch effectvoll, auch gegen den Schluß des dritten findet sich eine wirksame Steigerung, und wenn der König im vierten Act das Pergament, welches den großen kirchlichen Freibrief des heiligen Gothenkönigs Rekered mit dem Schwert durchhaut, so wird auch dieser Act leidenschaftlicher Aufwallung in der Zeit des kirchenpolitischen Streites nicht seine Wirkung verfehlen. Auch ein „Kullmann" fehlt nicht in dem Stück, ein von den Pfaffen aufgehetzter Baske Xaldrul macht einen Mordversuch auf den Kirchenfeind in dem spanischen Kissingen, Toledo. Die innere Entwickelung des Helden dagegen tritt zurück, trotz des leisen pathologischen Zuges im vierten Act, in dem man etwas von der Ueberhebung der hellenischen ὕβρις sehen könnte; Sindred ist mit allen seinen Intriguen der Schablonenpfaffe und die Liebesepisode hat eine sehr blasse Färbung. Das Stück ist eben eine große kirchenpolitische Haupt- und Staatsaction mit geringer individueller Charakteristik, mit einer oft kräftigen und schwunghaften, aber nicht gerade leidenschaftlich hinreißenden Diction. Störend berühren in der letztern die mehrfachen, ganz directen Reminiscenzen an Schiller, z. B. wenn Roderich von seiner Mutter sagt:

Sie darf mir fluchen — sie hat mich geboren!

eine Umschreibung der Worte der Isabeau:

Ich darf ihn hassen, ich hab' ihn geboren.

Felix Dahn hat inzwischen ein Trauerspiel: „Markgraf Rüdiger von Bechelaren", im Druck erscheinen lassen*), das bisher noch nicht zur Aufführung gekommen ist und eine episodische Gestalt des Nibelungenepos zum Helden macht. Die Gefahr für dies in einzelnen Situationen dichterisch und stimmungsvoll gehaltene Trauerspiel liegt in der Schlußkatastrophe, jener großen Metzelei, welche den Schluß des Nibelungenepos bildet, an welcher aber schon auf der Bühne der dritte Theil der Hebbel'schen „Nibelungen" gescheitert ist.

Durch die Blätter ging eines Tages die Notiz, daß für das meininger Hoftheater bei dem preisgekrönten Dichter des „Brutus" und „Columbus" ein historisches Drama bestellt worden sei, welches in der Zeit der italienischen Renaissance spielt, um Gelegenheit zu den entsprechenden Decorationen zu geben, und daß Albert Lindner infolge dessen ein Trauerspiel „Marino Falieri"**) geschrieben habe. Dies Drama kam indeß nicht an dem meininger Hoftheater zur Aufführung, sondern an dem berliner Belle-Alliance-Theater, wo auch der zweite und dritte Act große Wirkung ausübten. Marino Falieri ist ein Lieblingsstoff neuer Dramatik. Nach Byron's Vorgang hat ihn schon Oskar von Redwitz behandelt, und Otto Ludwig beschäftigte sich angelegentlich mit dem Stoffe, von dem uns einige interessante Fragmente in seinen Nachlaßschriften***) vorliegen. Otto Ludwig

*) „Markgraf Rüdiger von Bechelaren" (Leipzig 1875), „König Roderich" (Leipzig 1875).
**) „Marino Falieri", Trauerspiel in vier Acten (Leipzig 1875).
***) „Nachlaßschriften Otto Ludwig's. Mit einer biographischen Einleitung und sachlichen Erläuterungen von Moritz Heydrich. Erster Band: Skizzen und Fragmente" (Leipzig 1874).

wollte den Schwerpunkt des dramatischen Gemäldes in den Charakter des Falieri legen, in die Maßlosigkeit seiner stolzen, despotischen Natur, in einer Lage, die seinem unbeugsamen Soldatencharakter völlig widerspricht, und diese großartig schlichte, ehrenfeste Natur sollte im scharfen Contrast stehen zu dem verderbten, greisenhaft blasirten, intriguanten Steno. Albert Lindner macht eigentlich die Angiolina zur Heldin des Dramas, eine Heroine von Kopf zu Fuß; sie läßt Steno hinausweisen des Wegs, wo die letzte Dirne Venedigs wohnt, und dann — das Gemach lüften; sie entwaffnet als Patriotin den Hochverrath ihres Gatten, bringt ihn in Haft, spielt ein gewagtes Spiel, indem sie Sorge trägt, daß der geistesgestörte Greis sich wiederfinde, ein Spiel, das eigentlich absurd ist gegenüber pathologischer Störung, ein experimentum in corpore vili, das nur bei einem vollkommen zurechnungsfähigen Helden dramatischen Sinn hätte; kurz, Angiolina stellt den Marino Falieri ganz in Schatten, sie handelt, wo dieser nur handeln will. Eine zweite Heldin ist Marietta, des Arsenalaufsehers Tochter, Steno's entehrte Geliebte, welche diesen mit dem Dolch ermordet und so das Verhängniß Steno's wird, wie Angiolina das des Dogen. Abgesehen von der forcirten und durchaus unweiblichen Heroismus der Angiolina, hat das Drama Lindner's besonders im zweiten und dritten Act Wendungen in Situation und Ausdruck, die man als dramatische Genieblitze bezeichnen kann. Der originelle Stil der Kraftdramatik hat zwar oft etwas Absonderliches und Bizarres, aber ebenso oft urwüchsige Kraft und Frische.

Dramatisch lebendig, ohne diese Neigung fürs Paradoxe ist der Stil in einem andern Falieri-Drama, dem Trauerspiel „Marino Falieri" von Murad-Efendi, welches am dresdener Hoftheater und an mehrern andern Bühnen mit Erfolg zur Aufführung kam. Hier verräth zwar die Dogaressa Maria auch den Dogen, aber nicht aus heroischer Absicht, sondern aus plauderhafter Schwäche und von Steno überlistet, also das schärfste Gegenbild gegen Lindner's Angiolina. Der Held selbst ist aber hier weit energischer und größer als in dem Lindner'schen Drama, wo er im Grunde nur das Spielzeug eines Weibes ist und im letzten Act an einem marasmus senilis leidet, mit dem die Heldin eine Art von Puppenkomödie aufführt. In Wurf und Schwung der Situationen wie im Ausdruck herrscht in Murad-Efendi's Drama ein feuriger Geist; die Handlung bewegt sich wie mit flatternden Gewändern, die ein dramatischer Sturm bewegt. Dies gilt namentlich von der türkischen Reformtragödie „Selim III.", welche früher am wiener Burgtheater mit Erfolg gegeben wurde, neuerdings am oldenburger Theater mit Beifall in Scene ging.

Wie lange ist's her, daß Laube von dem wiener Publikum schrieb: „Wer gewinnt unser Publikum heute noch für römische und griechische Interessen! «Nackte Beine», schreit der Wiener und geht anderswohin." Laube machte diese Bemerkung bei Gelegenheit der Freytag'schen „Fabier". Jetzt scheint das wiener Publikum umgewandelt; denn die „nackten Beine" der Römertragödien üben in Wien eine sehr große Anziehungskraft aus. Adolf Wilbrandt's „Gracchus, der Volkstribun" und „Arria und Messalina", die sonst außer an dem dresdener Hoftheater auf keiner andern ersten deutschen Bühne aufgeführt sind, halten sich in Wien auf dem Repertoire und haben bei ihrem ersten Erscheinen Sensation gemacht; ja „Graechus, der Volkstribun", ist neuerdings von der Prüfungscommission, welche über den Grillparzerpreis zu entscheiden hatte, als das beste Drama des letzten Triennium mit dem Preise gekrönt worden. Freilich hat Laube unrecht, wenn er die „nackten Beine" der Freytag'schen „Fabier" für den geringen Erfolg des Stückes am Burgtheater verantwortlich macht; es fehlt diesen nüchternen „Fabiern" das dramatische Lebensblut, welches die Wilbrandt'schen Stücke besitzen; sie haben eine gewisse geistige Nacktheit und Kahlheit, der die Schwungfedern ausgerupft sind, während in Adolf Wilbrandt's „Graechus" einzelne Situationen von machtvollem dramatischen Gepräge sind, so besonders die große Scene zwischen dem Helden und Scipio am Schlusse des dritten Aktes.

„Arria und Messalina" ist ein Stück aus der römischen Kaiserzeit, welche für die Hamerling-Makart'sche Richtung ein so üppiges Colorit, für den Pessimismus der Gegenwart so viele geistige Anhaltspunkte bietet. Ein Zug dieser Ueppigkeit, dieses Skepticismus spielt auch in das Wilbrandt'sche Stück hinein; Messalina ist die Trägerin dieser leidenschaftlichen Wildheit und dämonischen Sinneslust, und daß diese Messalina in

Frl. Charlotte Wolter eine Darstellerin fand, welche mit genialem Naturalismus die Dämonen der Wollust zu entfesseln weiß, sicherte den Erfolg des Stückes an der wiener Burg; der Heroismus der Arria und des Pätus, die starre Tugend mit ihrem Opfermuth liegt dem Zeitgeschmack ferner, und so wendet sich die Theilnahme in diesem Stücke dem gekrönten Laster zu. Die große Scene zwischen Arria und ihrem Sohne Marcus, der in das Garn der kaiserlichen Circe gerathen, erinnert entfernt an den „Fechter von Ravenna". Doch ist die Variante weit milder, Arria tödtet ihren Sohn nicht mit dem Schwerte wie Thusnelde, sondern geistig, und er selbst entwindet ihr das Gift zum Selbstmorde.

Außer an der wiener Burg ist „Arria und Messalina" in Norddeutschland bisher nur in Dresden zur Aufführung gekommen; ebenso ist „Cajus Gracchus" nur hier und dort gegeben worden.

Großen Erfolg am berliner Hoftheater und breslauer Stadttheater hatte Friedrich Spielhagen's Schauspiel „Liebe für Liebe", obwol auch durch dieses Drama die dramatische Befähigung des Autors, in dem wir einen ausgezeichneten Romanschriftsteller und Novellisten anerkennen, keineswegs in einer jeden Widerspruch entwaffnenden Weise bewiesen ist. Die Führung der Handlung erscheint durchweg novellistisch und jene gewagten psychologischen Uebergänge, welche die Novelle liebt, finden sich auch in diesem Drama und führen die Katastrophe desselben herbei. Der Hintergrund des Befreiungskrieges — der letzte Act spielt unter dem Kanonendonner der leipziger Völkerschlacht — hebt durch die patriotische Stimmung, welcher der Dichter einen oft schwunghaften Ausdruck gibt, den Eindruck des dramatischen Gemäldes; aber er bleibt für die Haupthandlung, die sich um die Wahlverwandtschaften der Liebe dreht, ein zufälliger. Daß das Genrebildliche mit anziehendem Humor, die Scenen des Affects und der Leidenschaft mit jener Wärme und in jenem feingebildeten Stil behandelt sind, welche den Romanen des Autors eine so weite Verbreitung und lebhafte Anerkennung gesichert haben: darf man bei Spielhagen voraussetzen, ohne durch die Dichtung selbst Lügen gestraft zu werden.

Auch ein anderer Novellist, der sich als Lyriker Ruf erworben und bereits mehrfach versucht hat, sich der spröden Bühne zu bemächtigen, Otto Roquette, hat ein neues Drama verfaßt, welches am Hoftheater zu Weimar mit günstigem Erfolge zur Aufführung kam. Das Trauerspiel „Der Feind des Hauses" spielt zur Zeit der Parteikämpfe der Colonna und Orsini in Rom, die etwas episch breit in den Vordergrund treten und allmählich die Theilnahme an der Handlung lähmen, soweit diese sich an das Geschick eines einzelnen liebenden Paares knüpft. Bei aller interessanten Charakterzeichnung hat die Führung der Handlung doch auch hier wie in dem Spielhagen'schen Drama etwas Novellistisches und entbehrt eines durchgreifenden echt dramatischen Schwunges. Der Unterschied zwischen dem dramatischen und novellistischen Talent erweist sich überhaupt als ein so entschiedener, daß selbst diejenigen Autoren, die auf beiden Gebieten Erfolge errungen haben, doch mit der Schwerkraft ihrer Begabung nach der einen oder andern Seite hin gravitiren.

Zur Gattung der Schauspiele ist auch ein französisches Drama zu rechnen, welches nicht blos auf den zweiten Theatern der deutschen Hauptstädte, sondern auch am Lobe-Theater zu Breslau, am Stadttheater zu Leipzig und mehrern andern Bühnen, ohne einen entscheidenden Erfolg zu erringen, doch ein lebhaftes Interesse erweckte: der „Rabagas" von Victorien Sardou. Der vielseitigste und geistreichste der neuern französischen Dramatiker, der sich nicht blos im Lustspiel, sondern auch im Trauerspiel, im historischen Costüm- und Sittenstück versucht hat, nimmt hier einen Anlauf zu einer politisch-satirischen Dichtung im Geiste des Aristophanes und sucht das Demagogenthum an den Pranger zu stellen. Doch die geschlossene Form des Conversationsstückes erweist sich als ungeeignet, eine weitreichende Satire auf politische Parteien und Bestrebungen zu tragen, die immer eine Art von symbolischer Bedeutung haben muß. Die realistische Lebenswahrheit der Komödie, deren Hauptbedingung die äußere Wahrscheinlichkeit des Zusammenhangs ist, drängt eine solche Dichtung in zu engen Rahmen, wodurch ihre Situation verzerrt, ihre Gestalten Caricatur werden. Der rabulistische Advocat Rabagas, der aus einer extremen politischen Richtung sich zu einem eintägigen Ministerportefeuille in

die Höhe voltigirt, dann aber als Kartätschenminister gegen das Volk wüthet, dessen leidenschaftlicher Anwalt er bisher gewesen war, wird durch die dramatische Abbreviatur eine carikirte Gestalt; denn bei diesen blitzartigen Umschlägen eines nach Stellen jagenden Demagogenthums fehlt jede Möglichkeit, den Schein zu wahren, was doch für solche Carrièren unerläßlich ist.

Ueberdies steht diesem witsten, egoistischen Demagogenthum kein einziger Vertreter einer edeln Freiheit gegenüber, sondern nur ein zum Theil lächerlicher Duodezhof, dessen Fürst zwar edle Intentionen zeigt, aber sich zuletzt ganz in die Liebeshändel verstrickt, welche den beiden letzten Acten den Charakter eines ganz gewöhnlichen Intriguenstücks aufprägen. So weist das Stück keinen einheitlichen Stil auf und macht deshalb einen unbefriedigenden Eindruck, obschon der Dialog reich ist an geistreichen, oft tief einschneidenden, sarkastischen Wendungen, und auch einzelne komische Genrebilder sehr lebendig und ergötzlich sind. Der französische Canevas, auf dem diese Bilder aufgetragen sind, ist an und für sich nicht klar; bald glaubt man eine Parodie auf Gambetta, bald eine Travestie der Commune zu sehen; die Mischung beider Elemente zu einem demagogischen Urbild hat für den Standpunkt der Zeitgeschichte keine Berechtigung.

Was sonst von neuesten französischen Dramen auf den deutschen Bühnen spukt, hat sich nur auf einzelnen Theatern zu behaupten vermocht; so die letzten Effectstücke des jüngern Dumas: „Die Frau des Claude" und „Monsieur Alphonse", oder jenes Drama: „Die Sphinx", in welchem den darstellenden Künstlerinnen die pathologische Aufgabe gestellt wird, mit allen Verzerrungen, wie sie der Naturwahrheit der Lazarethe abgesehen sind, zu sterben. Auch die neuen Offenbachiaden finden ihre Schauspielhäuser in Wien und Berlin, wo sie mit glänzender Ausstattung in Scene gehen; doch erscheint der Maëstro der Bouffes-Parisiennes und jetzige Theaterdirector der Gaîté in ihnen nur als sein eigener Epigone.

Wenden wir uns von dem Trauerspiel zum Lustspiel, so begegnen wir erfolgreichern Novitäten, welche die Runde über die deutschen Bühnen machen, wie dies allerdings in dem leichter beweglichen Wesen des Lustspiels liegt. Die vieractige Komödie „Die Sirene" von S. Mosenthal ist freilich! mehr ein Lustspiel im französischen Sinne und erinnert in Ton und Haltung an die Comédie. Im Grunde ist das Stück, welches an den Hoftheatern zu Berlin, Wien und Dresden, in Leipzig, Weimar und an vielen andern Bühnen zur Aufführung kam, eine dramatisirte Novelle und die Handlung eine psychologische, die an einem etwas dünnen Faden verläuft, im Grunde eine Variation auf das Thema der Wahlverwandtschaften. Friedrich von Eggenburg, Politiker und Ministercandidat, ist von Jugend auf für Hedwig, die Tochter des Präsidenten von Wollersdorf, bestimmt und acceptirt diese Familienehe ohne große Schwärmerei als eine selbstverständliche Thatsache. Da lernt er in Italien ein interessantes Mädchen kennen, findet dasselbe als Gesellschafterin einer befreundeten Generalin wieder und wird von dem heitern Wesen der lachlustigen Sirene gefesselt. Hedwig, zur Ueberzeugung gelangt, daß nicht sie mit ihrem ernsten Wesen, sondern jene Elise die für Eggenburg passende Gattin ist, sagt sich von ihm los, löst die alten Familienbande, indem sie verspricht, ihm ihre Freundschaft zu bewahren, und Eggenburg, welcher die von der Generalin entlassene Gesellschafterin bereits in dem Hause der Tante untergebracht hat und welcher, der europäischen Politik müde, nach Amerika auswandern will, schließt mit der Sirene einen Bund für das Leben. Aus den Schlußworten des Stückes erfahren wir, daß auch Hedwig, nach den wohlmeinenden Intentionen des Dichters, später einmal die Hand von Friedrich's munterm Freunde Karl von Rechtern erhalten soll, damit die Theorie der Farbenharmonie, wie sie für die Ehe paßt, nach allen Seiten ihre Bewährung finde. Aus dem Stücke selbst kann man diese in die Zukunft verlegte Wendung nur bei besondern somnambulistischen Anlagen herausahnen. In diese rein psychologische Handlung, die ihre Wendepunkte für das Drama kaum genügend markirt, spielt eine etwas blasse Politik hinein und einige episodische Figuren sind miteingewebt, welche ein wenig äußeres Leben in das Stück bringen. Bei allen dramatischen Schwächen hat dasselbe einen gefälligen Zug, und der elegante, feine, oft geistreiche Dialog, im Stile unserer besten Novellistik gehalten, fesselt durch anmuthige Schilderungen und pikante Wendungen. Auch

der Charakter der Hauptfigur steht in einer anziehenden Beleuchtung. Die Sirene gehört zu jener in neuen Romanen und Dramen so beliebten Species der Gesellschaftsfräulein und Gouvernanten, welche durch ihre Liebenswürdigkeit den Sieg über die am besten situirten Töchter guter Familien davontragen. Außer daß sie ihren Verehrer an das Kunstwerk eines italienischen Museums erinnert, hat sie von den alten Sirenen nur die silberhelle Stimme, gegen welche der moderne Odysseus sich nicht hinlänglich die Ohren verstopft, und eine Lachlust, von welcher in der Odyssee nichts Näheres berichtet wird. Im übrigen hat Elise kein Talent für Ordnung, verliert ihren Kofferschlüssel und wirft die Papierkörbe um, Eigenschaften, welche ebenfalls nicht an die alten Sirenen erinnern, da dieselben keine große Garderobe zu verpacken und keine Liebesbriefe zu verschließen hatten. Dennoch athmen einzelne Scenen, wie die vor dem Spiegel und die Erzählung ihrer Abenteuer und Kündigungen den Humor neckischer Wassergeister.

Habent sua fata libelli: das bewährte sich an Paul Lindau's neuestem Lustspiel „Ein Erfolg", welches am ersten Abend bei der Aufführung am berliner Hoftheater einen entschiedenen Misserfolg hatte, nachher aber nicht nur dort eine Reihe von Aufführungen erlebte, sondern auch am wiener Burgtheater, wo es einen unbestrittenen Erfolg errang, und überdies die Runde über fast alle deutschen Bühnen machte. Die siegreiche Opposition am ersten berliner Theaterabend hatte ihren Grund besonders in der Foyerscene des dritten Aktes, in welcher man ein Pasquil auf eine Zahl angesehener berliner Kritiker erblicken wollte, wie man es von dem Verfasser der „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" wol glaubte voraussetzen zu können. Dennoch hatte Lindau in der That nicht Persönlichkeiten porträtirt, sondern nur Vertreter gewisser ästhetischer Anschauungen auf die Bühne gebracht, die den seinigen widersprachen. Außerhalb Berlins machte das Stück einen durchaus harmlosen Eindruck; es gefiel durch einige lebendige Scenen und einen geistreichen Dialog, obwol ihm eine eigentliche dramatische Verwickelung fehlt, und der Charakter des Helden, Fritz Marlow, besonders in den ersten Acten, einen stark renommistischen Zug hat. Daß er sein „Liebesrecept" auch dem Mädchen gegenüber, das ihm eine wirkliche Neigung einflößt, zur Anwendung bringt, bleibt ein Akt herausfordernder Frivolität; doch ist dies Motiv mit Geschick zu einer anziehenden Schlußwendung im zweiten Act benutzt. Die literarischen und ästhetischen Foyercauserien, der Stimmungswechsel in Bezug auf den Erfolg, die brüske Wandlung im Benehmen des Regisseurs und der Lorberkranz, den der Dichter von der Hand einer sich jetzt ihm voll offenbarenden Liebe erhält: das sind alles mit Geschick verwerthete dramatische Momente des dritten Aktes, und die Einkleidung, welche der Autor dem „Feuilleton auf der Bühne" zu geben weiß, ist anziehend genug, um den Mangel eines eigentlich dramatischen Kerns der Handlung übersehen zu lassen.

Das berliner Hoftheater führte ein Schauspiel von einem bisher unerprobten Dichter Hugo Bürger auf: „Die Modelle des Sheridan", welches ungefähr denselben Gedanken, den Gutzkow im „Urbild des Tartüffe" zur Grundlage des Lustspiels genommen hat, ausführt. Wir sehen die Urbilder der Sheridan'schen Lasterschule im politischen und socialen Leben vor uns. Das Stück, das in Einzelheiten vielfach an andere neuere Dramen anklingt, welche den modernen Parlamentarismus behandeln, fand eine sehr günstige Aufnahme. Geringer war der Erfolg eines Lustspiels: „Der Frauenadvocat", von demselben Verfasser; nur der erste Act des Stücks wird als trefflich gerühmt.

Neben Paul Lindau's „Erfolg" machte noch immer H. von Moser's „Ultimo" als Hauptstück der Saison die Runde über die Bühne. Ein neueres Lustspiel dieses Autors mit dem absonderlichen Titel „Der Veilchenfresser" kam bisher nur an den Theatern in Görlitz und Dresden zur Aufführung und wurde von dem Verfasser zum Zweck einer Umarbeitung zurückgezogen. Ein Lustspiel: „Ein Vater auf Kündigung", von Karl Rudolf, kam an den Theatern in Königsberg, Breslau, Hamburg, Prag und an mehrern andern Bühnen mit Erfolg zur Aufführung und bewährte sich besonders an dem Stadttheater zu Leipzig als Zug- und Kassenstück. Der Grundgedanke des Stückes, daß von den Freiern eines Mädchens ein falscher Vater gemiethet, dieser aber zufällig der wahre Vater ist, kann als neu bezeichnet werden.

Die hundertste Aufführung am berliner Residenztheater überschritt ein Charaktergemälde von O. Mels: „Heine's junge Leiden", das auch an verschiedenen andern Bühnen

mit Erfolg zur Aufführung kam. Es behandelt die kurze Episode aus Heine's Leben, welche uns den sehr jugendlichen Dichter als Manufacturwaarenhändler in Hamburg zeigt, zugleich mit der Abfassung hübscher poetischer Traumbilder beschäftigt und in eine seiner Cousinen verliebt, während er von der andern geliebt wird. Der reiche Onkel Salomon Heine und der Hühneraugenoperateur und Lotteriecollecteur Hirsch sind die Charaktere des Stückes, welche von dem Autor am besten gezeichnet sind; ein unbezahlter Wechsel des jungen Herrn und die Hühneraugen Salomon Heine's spielen als wesentliche Momente in die Handlung mitherein. Die Führung der Intrigue ist etwas primitiv, die Handlung bewegt sich zweimal durch Lauschscenen fort, einmal dadurch, daß das Factotum des Stückes, Hirsch, sich verplaudert. Doch hat das Familiengemälde frische, kecke Farben, der Dialog hin und wieder kecke Lichter neben fadenscheiniger Trivialität. Der junge Heine selbst nimmt indeß nur anfangs einige Anläufe zu keckem Humor und ironischer Lebensauffassung; dann geräth er ganz in das sentimentale Fahrwasser und erscheint wie ein beliebiger poetisch angeflogener Primaner, der von Unsterblichkeit träumt.

Einige mehr schwankartige Stücke, wie Wilhelm Marr's „Geschichte aus Kentucky", von Schweitzer's „Darwinianer", in denen eine ganz glückliche Idee etwas flüchtig, wenn auch nicht ohne Komik verwirklicht ist, haben an verschiedenen Bühnen gefallen.

Die Krisis des wiener Stadttheaters, welche noch immer wenigstens in Bezug auf die Directionsfrage unentschieden ist, hing allerdings zunächst mit den finanziellen Verhältnissen der Kaiserstadt zusammen; es spielten aber auch artistische Fragen mit herein. Die Laube'sche Theaterleitung wurde zwar von ihm selbst in einer großen Schrift eingehend gewürdigt; doch diese oratio pro domo hatte ihre Lücken. Sowenig die frische Energie, der Eifer, mit dem Laube bei allen seinen Theaterleitungen ans Werk geht, zu verkennen ist, so sehr seine Allgegenwart auf den Proben die Hauptbedingung für eine tüchtige, von innen heraus den dramatischen Organismus bewegende Leitung ist, so traten doch auch hier Hemmnisse ähnlicher Art wie in Leipzig, störende Einflüsse ein, welche das Gedeihen des Instituts hinderten. Es wäre indeß sehr zu bedauern, wenn Wien eines zweiten Theaters von höhern künstlerischen Intentionen entbehren und das Repertoire des Stadttheaters künftig nur auf das leichtere heitere Genre beschränkt werden sollte. Möge man der Burg die Classicität ausschließlich überlassen; es wird schwer, wenn nicht unmöglich sein, hierin mit ihr zu wetteifern; möge man aber mit ihr die Pflege der dramatischen Production der Neuzeit theilen, besonders der ernstern Dichtung. Hierin sind schon äußerlich dem Repertoire des Burgtheaters gewisse Grenzen gesetzt; es kommen aber noch allerlei innere Hemmnisse dazu, welche aus dem Charakter eines kaiserlichen Hoftheaters hervorgehen. Durch die gebotenen Rücksichten, welche sich in einer offenen oder latenten Censur äußern, wird manches tüchtige Dichtungswerk von der Hofbühne zurückgewiesen. Solchen Schöpfungen möge man am Stadttheater eine Stätte bereiten; es ist dies nicht blos eine würdige Aufgabe der deutsch-nationalen Dichtung gegenüber; es wird auch durch den Reiz der Neuheit und durch manche erfreuliche Ueberraschung, welche frisch aufstrebende Talente dem Publikum gewähren, zum äußern Erfolg des Unternehmens beitragen. Trauer-, Schau- und Lustspiel, doch mit besonderer Berücksichtigung neuer Werke, möge das Programm des Stadttheaters bleiben; steigt dasselbe zu leichtern Gattungen herab, so wird es in die mißliche Concurrenz mit den zweiten wiener Theatern hineingezogen. Die Pflege des neuern französischen Dramas möge nicht ganz aufgegeben, aber wesentlich eingeschränkt werden. Jeder neue Director, möge er nun Laube, Lobe oder Ascher heißen, sollte an diesen Grundlagen für das Gedeihen und für die Bedeutung des Instituts festhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Fritz Reuter. Ein literarhistorischer Essay von Ernst Ziel. 1
Würtemberg in den Jahren 1869 bis 1874. I. 18
Die centralasiatische Frage nach dem russischen Feldzuge gegen Chiwa. Von Hermann Vámbéry. 41
Die Briefstaube. Von Dr. Karl Ruß. I. 65

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Der Proceß Arnim. — Der Sturm im Reichstage, der Fall Majunke und Bismarck's Entlassungsgesuch. — Die Botschaft des Präsidenten Mac-Mahon und die Nationalversammlung in Versailles. — Die bevorstehende große Action in Spanien. 73

Heinrich Brockhaus. Von Rudolf Gottschall. 81
Das Kaiserthum Brasilien und seine jüngste Entwickelung. Von Friedrich von Hellwald. I. Land und Leute. 91
Belgien von 1857 bis 1872. Von H. Bartling. Belgien seit der Thronbesteigung König Leopold's II. I. 116
Die Briefstaube. Von Dr. Karl Ruß. II. 138
Ruggiero Bonghi, italienischer Unterrichtsminister. 148

Chronik der Gegenwart:

Todtenschau: Hans Conon von der Gabelentz. — Gymnasialdirector Dr. Jordan. — Friedrich Bluhme. — Graf Athanasius von Raczynski. — Eduard Theodor Jäckel. 157

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Hessen-Kassel. Von Sigmund Hahn. 161
Der Zettelbankfreiheit. Von Dr. Eras. 166
Würtemberg in den Jahren 1869 bis 1874. II. 181
Luxusgerichte. Von Wilhelm Hamm. Vierter Artikel. Indische Vogelnester. 213
Der sogenannte Rassenkrieg in einigen Südstaaten der Union. 222

Chronik der Gegenwart:

Technologische Revue: Incrustirte Bronzen. — Stahlbronze. — Torpedos. — Leitung der Luftballons. — Taucherapparat und submarine Lampe. — Der „Preußische Tornister". — Patentrespirator und Regulator. — Apparat zur Metall-

Seite

scheidung. — Feuerfeste Pulverschränke. — Tiefsee-Thermometer. — Der Podometer. — Die Xerographie. — Verhütung des Gefrierens des Wassers in den Röhren. — Bleivergiftung. — Neue Maschinen, Apparate und technisches Verfahren. 229

Politische Revue: Der Reichstag und der preußische Landtag. — Eröffnung und Aufgaben des letztern. — Die Restauration des Königthums in Spanien. — Die Cabinetskrisis in Frankreich 235

Philippe de Ségur. Von Wilhelm Henkel. 241

Aus John Stuart Mill's Nachlaß. I. 248

Belgien von 1857 bis 1872. Von H. Bartling. Belgien seit der Thronbesteigung König Leopold's II. II. 264

Der Stand der Aerzte. Von Hermann Baas. I. In den Urzeiten der Stämme und im griechisch-römischen Alterthum. 285

Chronik der Gegenwart:

Todtenschau: Franz Stelzhamer. — Johann Ulrich von Salis-Soglio. — Ilia Garschanin. — Freiherr Friedrich Bernhard von Hagke. 307

Revue der Erd- und Völkerkunde: Cameron's Entdeckung des Tanganjikaausflusses. — Grandy's Congoexpedition. — Nachtigal's Reise nach Bornu. — Ernst Marno's Anschluß an Gordon's Expedition. — Die russische Oxusexpedition. — Warburton's Zug durch Westaustralien. — Eine englische arktische Unternehmung. 311

Julius Verne. Eine literarische Studie von J. J. Honegger. 321

Die neueste Geschichte Spaniens. Von Wilhelm Lauser. VI. 336

Das Kaiserthum Brasilien und seine jüngste Entwickelung. Von Friedrich von Hellwald. II. Politische Geschichte. 360

Luxusgesetze. Von Wilhelm Hamm. Fünfter Artikel. Die Trüffel. 380

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Schluß des Deutschen Reichstags. — Der preußische Landtag; die Verwaltungsreform, die Ausdehnung der Kreisordnung auf Rheinland und Westfalen. — Die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens, das Schreiben des preußischen Episkopats und die Bulle vom 5. Febr. — Gerüchte vom Rücktritt des Fürsten Bismarck. — Die Berathung der constitutionellen Gesetze in Frankreich und der Proceß Wimpffen-Cassagnac. — König Alfons im Felde und in Madrid. — Die Eröffnung des englischen Parlaments. 392

Schelling und die Gegenwart. Von Eduard von Hartmann. 401

Der österreichische Reichsrath und seine hervorragendsten Mitglieder. Von Sigmund Hahn. 429

Die internationale Posteform. Von G. Tybusch. 449

Zur Regelung der deutschen Rechtschreibung. Von Daniel Sanders. 458

Chronik der Gegenwart:

Todtenschau: Karl Friedrich von Savigny. — Mehemed-Ruschdi-Pascha-Schirvani-Sade. — Gerrit Smith. — Max Werner. — Erzherzog Karl Ferdinand von Oesterreich. — Friedrich Kaiser. — Ludwig Dessoir. — Ferdinand Ludwig Stolte. — Paul Foucher. — John Henry Foley. — Karl Heß. — Sterndale Bennett. — Karl Nipperdey. — Gottfried Thomasius. 466

Digitized by Google

Seite

Guizot, französischer Staatsmann und Schriftsteller. 481
Die neueste Geschichte Spaniens. Von Wilhelm Lauser. VII. 509
Das Kaiserthum Brasilien und seine jüngste Entwickelung. Von Friedrich von Hellwald. III. Sklavenemancipation und Colonisation. 531

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Die Verhandlungen im preußischen Landtage; das neue Regierungsgesetz; Fürst Bismarck im parlamentarischen Kampf mit den Ultramontanen. — Das päpstliche Breve und die Unterhandlungen der deutschen und italienischen Regierung. — Die ungarische Ministerkrisis; das Altkatholikengesetz vor dem wiener Reichsrath. — Die Proteste der mecklenburgischen Ritterschaft gegen die Regierungsvorlage. — Die conservative Republik in Frankreich und das neue Cabinet. — Die Lage in Spanien; Karlistenkämpfe. 553

Die dritte Republik in Frankreich. Von H. Bartling. Erster Abschnitt. Vom Fall des zweiten Kaiserreiches bis zur Präsidentschaft Thiers'. I. 561
Aus John Stuart Mill's Nachlaß. II. 580
Die Reichskassenscheine nach dem Gesetz vom 30. April 1874. Von Julius Frühauf. 598
Rußland im Jahre 1874. 619

Chronik der Gegenwart:

Todtenschau: Charles Tilstone Beke. — Johann Wilhelm Zetterstedt. — Karl Friedrich August Koppe. — Michael Ignaz von Deinlein. — Johannes von Gruber. — Ferdinand Hitzig. — Albert von Carlowitz. 636

Ledru-Rollin. 641
Oesterreich seit der Wahlreform von 1873. Von Walter Rogge. I. Weltausstellung und Börsensturz. 648
Die neueste Geschichte Spaniens. Von Wilhelm Lauser. VIII. 680
Die Fidschiinseln. I. 698

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Die europäische Situation; die Militärreform in Frankreich; der belgische Conflict; die Zusammenkunft in Venedig. — Die kirchenpolitischen Gesetze im preußischen Landtage. 714

Georg Herwegh. Ein Essay von Rudolf Gottschall. 721
Die dritte Republik in Frankreich. Von H. Bartling. Erster Abschnitt. Vom Fall des zweiten Kaiserreiches bis zur Präsidentschaft Thiers'. II. 736
Die Fidschiinseln. II. 764
Die Fremdwörter in der deutschen Sprache und ihre Verdeutschung. Von Daniel Sanders. 783

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Populäre Geschichtschreibung: „Historisches Taschenbuch"; „Der Neue Plutarch"; von Sybel, „Aufsätze und Vorträge"; Müller, „Politische Geschichte der Gegenwart". — Werke zur Geschichte des Mittelalters: Die neue Organisation der „Monumenta Germaniae historica"; Wattenbach, „Deutschlands Geschichtsquellen"; P. Scheffer-Bönhorst, „Florentiner Studien"; Waitz, „Deutsche Verfassungsgeschichte"; E. Steindorff, „Heinrich III."; von Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit"; R. Röhricht, „Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge." —

Seite

Neuere Geſchichte: von Ranke, „Geſchichte der romaniſchen und germaniſchen Völkerſchaften 1494—1535"; G. Weber, „Allgemeine Weltgeſchichte"; A. Schäfer, „Geſchichte des Siebenjährigen Krieges"; A. Schmidt, „Pariſer Zuſtände während des Revolutionszeitalters"; von Sybel, „Geſchichte der Revolutionszeit". — Neueſte Geſchichte: von Bernhardi, „Geſchichte Rußlands"; K. Mendelsſohn-Bartholdy, „Geſchichte Griechenlands". 794

Literariſche Charakterköpfe aus Ungarn. Von B. Alexander. I. Eugen Rákoſi. . . 801
Die neueſten Conflicte in Südamerika. Von Geh. Hofrath Louis Schneider. 816
Die neueſte Geſchichte Spaniens. Von Wilhelm Lauſer. IX. 826
Der Stand der Aerzte. Von Hermann Baas. II. Im Mittelalter. 846

Chronik der Gegenwart:

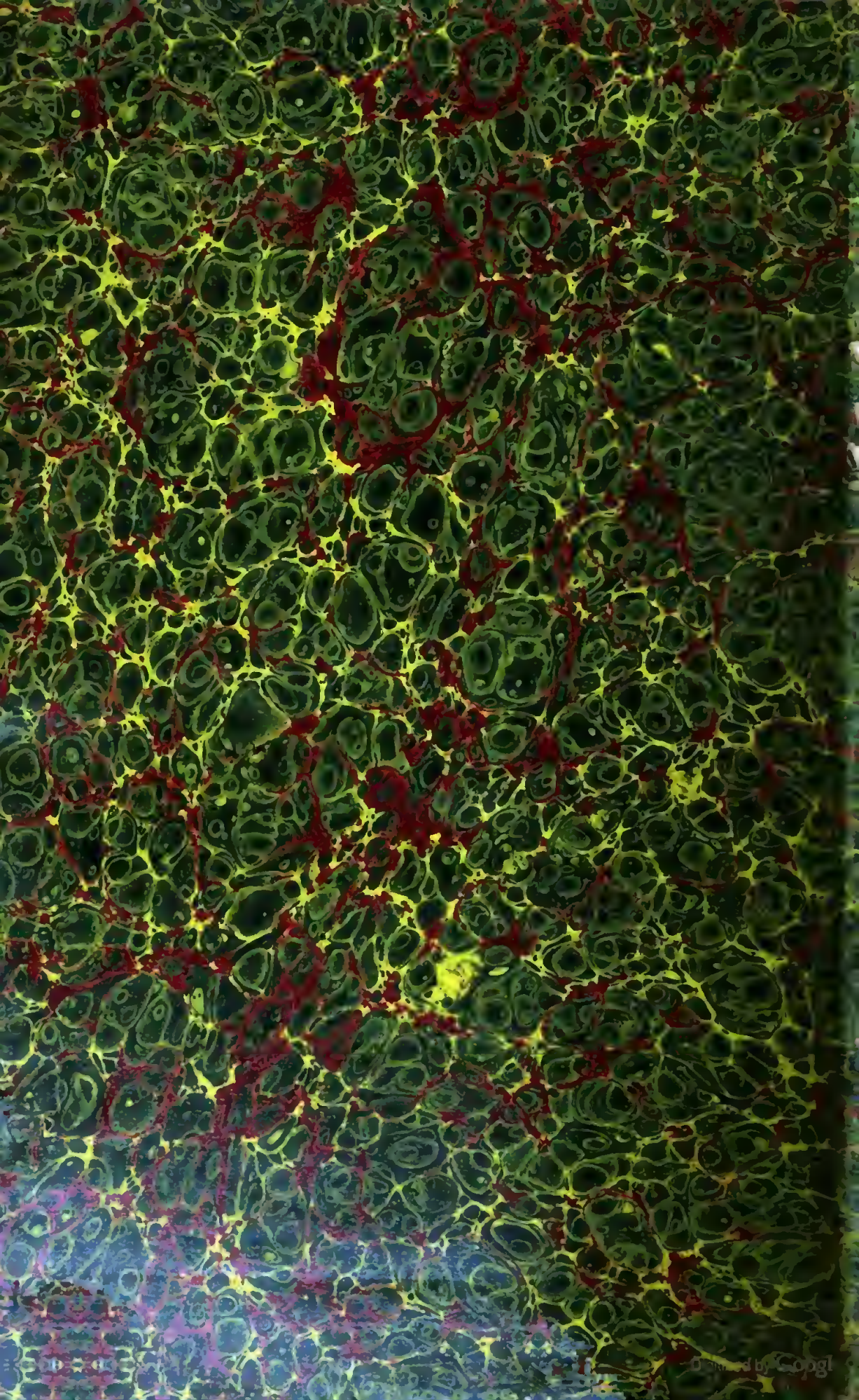
Politiſche Revue: Die Friedensverſicherungen in Berlin und Paris. — Gambetta's Rede in Belleville. — Die belgiſche Antwort auf die zweite deutſche Note und die Verhandlungen der Kammer. — Die Interpellation Mancini's in der italieniſchen Deputirtenkammer und die Abſtimmung derſelben. — Das Klaſtergeſetz in Preußen. 872

Das Virtuoſenthum in der Schauſpielkunſt. Von Rudolf Gottſchall. 881
Die dritte Republik in Frankreich. Von H. Bartting. Zweiter Abſchnitt. Die Präſidentſchaft von Thiers. I. 906
Ueber Aquarien. Von F. Roßbach. 935

Chronik der Gegenwart:

Theatraliſche Revue: Die Shakſpeare'ſchen Hiſtorien am wiener und berliner Hoftheater in Dingelſtedt's und Oechelhäuſer's Bearbeitung. — Kleiſt's „Hermannsſchlacht" in Berlin am Hoftheater und von den Meiningern dargeſtellt. — Aufführungen claſſiſcher Dramen zu wahlfeilen Preiſen. — Die Ausſtattungsfrage. — Neue Trauerſpiele: Felix Dahn's „König Roderich", Albert Lindner's und Murad-Efendi's „Marino Falieri", Wilbrandt's „Cajus Gracchus" und „Arria und Meſſalina". — „Rabagas" von Sardou. — Luſtſpiele von Lindau, Maſer, Meis u. a. — Das wiener Stadttheater. 941

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



YD 07262

10575
AP
30
U58
1875:1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY